32101 064054968

Digitized by Google

102
71
T 5925
ANNEX LIB.
12 Bde

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Presented by

Mr. Henry Janssen
of Reading, Pa.

Digitized by Google

GIFT

OF

Carl Schurz Memorial Foundation, Inc.

in co-operation with

THE HENRY JANSSEN FOUNDATION

PHILADELPHIA, PA.

U. S. A.

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

DRITTER BAND

Julius. August. September.

1807.

Leipzig
in der Expedition der Literatur-Zeitung
und
in der Königlich Sächsischen Zeitungs-Expedition.

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

84. *Stück, den* 1. *Juli* 1807.

GRIECH. LITERATURGESCHICHTE.

Ioannis Alberti Fabricii, Theol. D. et Prof. Publ. Hamburg. *Bibliotheca* Graeca, siue, *Notitia scriptorum veterum Graecorum*, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita exstant; tum plerorumque e MSS. ac deperditis ab auctore recognita. *Editio noua* variorum curis emendatior atque auctior curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Consil. aul. et P. P. O. in Vniversitate litter. Erlang. Accedunt Christophori Augusti Heumanni supplementa inedita. *Volumen Decimum.* Hamburgi ap. Carol. Ernestum Bohn, A. C. MDCCCVII. 4. mai. XVI. u. 776 S. (5 Thlr. 12 gr.)

Dieses Volumen, welches etwas später erscheint, als es jeder, welcher der Vollendung dieses wichtigen Werks mit Sehnsucht entgegen sieht, ja auch der thätige und unermüdete Herausgeber selbst gewünscht hatte, holt erst die beyden Abhandlungen Leonis Allatii de Nilis ac Psellis nach, welche Fabric. dem V. Theile einverleibt hatte, und geht dann auf die Schriftsteller über, welche das IX. Vol. der ältern Ausgabe bis auf Photius behandelt. Ungern werden viele die letztern kleinen Abschnitte des 38. Cap. vermissen, welche den Index Alphab. scriptorum in Photii Bibl. und die übrigen edirten, unedirten und verlornen Schriften desselben enthalten, die um der Einförmigkeit sämmtlicher Bände wegen ohne Zweifel von den Typographen auf das XI. Vol. aufgespart worden sind. Schadet aber diese Zerstückelung, wofür sich die ältere Ausgabe immer verwahrt hat, einer andern viel nützlichern Einförmigkeit nicht weit mehr, als jene? konnte sie nicht durch die Vor- und Umsicht der Typographen, denen der Editor, wie zu vermuthen ist, das Mscr. ganz eingeliefert hatte, vermieden werden, wenn sie die Abhandlungen Allatii, welche dieses Vol. eröffnen, oder auch das zunächst dem Photius vorhergegangene 34. Cap. de Io. Philopono Gram. bis zu dem künftigen Band aufbewahrt hätten. Beydes würde der gefällige Editor gebilligt, und auch selbst Fabricius weiter nichts von seiner Ordnung, die schon durch die Versetzung der Abhandl. vom Allatius verrückt worden war, verloren haben. Zu wünschen wäre gewesen, dass Hr. Harl. bey der Umarbeitung dieses Vol. nicht wieder sich fast ganz allein und seinem Fleisse überlassen, sondern von andern, die es konnten, und denen sehr reiche Quellen flossen, unterstützt worden wäre, um das Werk zu der Vollkommenheit zu erheben, zu welcher es unser Zeitalter erhoben zu seyn verlangt, und nach so vielen neuen literar. Entdeckungen auch zu erheben vermag. Jeder, welcher dankbar das, was der unermüdete Fleis des Herausgebers den nun vollendeten Voll. gegeben hat, anerkennt, und wer sollte das nicht? wird sich gewiss gedrungen fühlen, mehr zu bewundern, dass derselbe bey einer so lang anhaltenden und oft undankbaren Arbeit nicht ermattete, als dass er ermattet und von so vielen, seinen übrigen literar. Beschäftigungen auch oft entgegenstrebenden, Beschwerden niedergedrückt, nicht alle Abschnitte so vollständig und sorgfältig behandelte, als es nöthig gewesen wäre, um die verschiedenen Hoffnungen der Literatoren zu befriedigen, und Einheit des Werks selbst zu befördern. Dieser Vorwurf möchte wohl in diesem Vol. am meisten die Rubrik, welche die Vitas Sanctorum mit den Handschriften aufzählet, drücken, bey welcher ihn der Herr Biblioth. Hardt in München mit Nachträgen und Ergänzungen, aber doch nicht so, wie es zu wünschen gewesen wäre, unterstützt hat. Viele gelehrte Beyträge und Verbesserungen verdanket dem Hrn. D. Sixt in Altdorf der XVIII. §. de scriptis de vitis patrum et monachorum, und Hr. Prof. Beck in Leipzig hat an verschiedenen Orten einzelne berichtigende und ergänzende Bemerkungen eingestreuet, welche Hr. Harl. selbst in seiner Vorrede dankbar rühmt, und mit ihm alle, die sie zu würdigen wissen, rühmen werden. Den Supplementis Heumanni verdankt auch dieser Band, wie die vorhergehenden, so wenig, dass es kaum zu erwähnen nöthig scheint. Mehrere und gelehrtere schriftliche Ergänzungen aber, welche Alb. Fabric. selbst nachgetragen haben soll, s. p. 670, n. a) und welche das IX. Vol. der ältern Ausgabe in der Gothaischen Bibl. enthält, hat

0902 .G771 1807, v.3/4 786367 (RECAP)

Digitized by Google

der Editor sorgfältig in dem ältern Fabriz. Contexte eingeschaltet. Das übrige, was dieses Vol. mehreres und besseres hat, als die ältere, ist Eigenthum des Herausgebers, welcher das Neue mit dem Alten meistentheils so zu vereinigen gesucht hat, dass man, wenn das Alte so unbekannt wäre, als es bekannt ist, ein ganz neues Werk erhalten zu haben glauben würde. Fleiss, Geduld, Umsicht und Bestreben, alles Neue und Brauchbare überall aufzusuchen, zu sammeln und zu vertheilen, alles Veraltete aber und Unbrauchbare wegzuschneiden oder zu sichten, und das, was nicht da stehet, wo es stehen sollte, richtiger zu ordnen, zeigen sich auch in diesem Bande auf das rühmlichste, obgleich bey der fast unübersehbaren Menge der verschiedenartigsten Sachen auch die grösste Vorsicht nicht immer gegen Fehler zu schützen vermögend ist. Wenn daher Referent, der die Schwierigkeiten alle kennt, und sie bey jedem neuen Vol. mehr kennen lernt, welche der Umarbeitung entgegen kämpfen, hie und da etwas verbessert, berichtiget, vermehrt und verändert wünschet, so soll Hr. Hofr. Harl. gewiss nicht Ursache zu klagen finden, dass denselben Partheylichkeit und Eigenwille geleitet haben, sondern er wird es überall selbst fühlen, dass wahre Achtung gegen ihn und dieses literar. Werk denselben zu diesem Wunsche aufgefordert und gedrungen haben.

Mit Recht hat Hr. H. die Abhandl. des Allat. de Nilis et Psellis, da sie vieles enthalten, was die Zeit unbrauchbar gemacht hat, abgekürzt; aber sollte er nicht auch einiges weggeschnitten haben, was unsere Zeit noch nicht entbehren kann? als S. 3. Nilus Procons., wo Fabr. sagt: sed huius scriptum nullum reliquum est: sollte man dieses jetzt nicht noch zu wissen nöthig haben? Doch weit seltner scheint die neue Ausgabe der Bibl. Gr. zu wenig, als mehrmals zu viel zu geben. Wer würde wohl die vielen, besonders lateinisch. Schriftsteller, und auch Nichtschriftsteller in diesem Vol., wie in den vorhergehenden, vermissen, welche mit andern Griechen gleiche Namen führen, besonders, wenn von Lateinern Schriften mit ihren Ausgaben aufgeführt werden, die in die Bibl. Lat. gehören? Solche vollständige Homonymien verlangt ein allgemeines Lexicon, aber keine Bibl. Gr. Man lese nur die Artikel Antiochus, Palladius, Heraclides, Theodorus, Isidorus, Theodotus, Candidus, Anastasius und Seuerus, und man wird erstaunen, wie viele Ungriechen und Nichtschriftsteller sich unter die Griechen und Schriftsteller eingedrungen haben. Hier konnte der Editor sein Messer mehr brauchen, als er es aus zu grosser Achtung gegen den Verfasser zu brauchen gewagt hat. Aber nicht nur zu nachgiebig, sondern auch zu freygebig hat er die Zahl der Homonymien nicht etwa vermindert, sondern noch vermehrt, und viele homines nouos und obscuros geadelt, und aus ihrer Dunkelheit hervorgeführt, die überall eher, als in der Bibl. Gr. glänzen konnten. Wer wird wohl in dieser ehrenvollen Gesellschaft der Griechen zu finden vermuthen: Palladius cursor, Pallad. Fuscus, Henr. Pallad. Petr. Palladius, der 1560 starb, Pallad. spiculator, und S. 115. Histoire Palladienne? wer Heraclides pictor und sculptor? wer Theodorus Antecessor, Theod. Psaltes, Theod. Antonii liberorum paedagogus, Theodor. pictor, Theod. Docianus, Theod. Theb. sculptor, Isidorus statuarius, Isidor. Agricola, Theodotus pictor, und Seuerus, episcop. Pragensis? Und was soll die Bibl. Gr. mit dem Ehrennamne Caecil. Seuerus machen, der sich S. 625. ohne allen Charakter eingeschlichen hat? Theodor. κρίθινος Syracusius, der kaum einen Platz verdiente, ist S. 384. u. 475. zweymal als eine verschiedene Person vorgeführt worden, welche Ehre noch mehrern erwiesen worden ist, wenn sie unter verschiedenen Charaktern auftreten, als: Theodor. Anagnostes S. 372. und Theod. Lector S. 398. Heraclides Cilix S. 120. und Heraclides Mopseates, welcher Vol. 1. p. 513. richtig Heracl. Cilix Mopsuestenus heisst: Antipater Macedo p. 520. und Antip. περὶ Ῥοδ. p. 521. u. a. m. Auch die Zahl der Heiligen hat eben diese Freygebigkeit vermehrt. So ist gewiss Marina martyr und Maria postea Marina dicta, Pelagia Antiochena und Pelagia meretrix, Petrus Telonarius und Petrus Publicanus, Theophanes Confessor, und Theophan. Sigrianus eine Person. Auch die beyden Alexii S. 191. müssen in einen zusammengeschmolzen werden. So vollständig auch Fabr. und Harless die Rubriken der Homonymien zu machen versucht haben, so bleiben sie immer unvollständig, da die alte, mittlere und neue politische und christliche Geschichte gewiss noch weit mehrere enthält, die ihnen und der Bibl. Gr. zum Glück verborgen geblieben sind. Rec. könnte, wenn er nicht in eben den Fehler zu verfallen fürchten müsste, den er verbessert wünscht, selbst ihre Anzahl vergrössern. Einige aber, denen sie selbst mit Recht einen Platz in der Bibl. Gr. angewiesen haben würden, wenn sie sich nicht vor ihnen verborgen hätten, mögen ihn hier finden. Theodorus Xantopulus und Isidorus metropolita Cyebi, s. Matthaei Notit. Codd. Mosq. ed. Lips. 1805, 8. Cod. 13. Isidorus Aletrinatium Episcopus, der auch Cai. Perufcus Isidorus genannt wird: Severus, Episcopus Lamensis, dessen griech. Handschrift de miraculis St. Stephani ehemals Reinesius hatte, s. Juretus ad L. IV. Paulini de Vita Martini n. 16. Nilus Ancyranus, von welchem Matthaei in Not. Codd. Mosc. eine Handschrift C. 325. aufgeführt: Theodotus Perinthius s. Heracleotes, der ἑρμηνείαν τῶν εὐαγγελ. geschrieben hat, s. Theodoret. Hist. eccl. L. 1. c. 26. Anastasius Theopolitanus, s. Phot. C. 231. und Voss. de Hist. Gr. p. 402, welcher auch die Vitas sanctorum Euthymii und Sabae geschrieben, und unter dem Kaiser Justinianus gelebt hat. Bisweilen sind auch Homonymien da, wo man sie der Einheit wegen erwartete, nicht aufgenommen worden, z. B. p. 733. Sotion, da es doch auch andere gibt, die diesen Namen führen, als: Sotion peripateticus Alexandrinus, s. Gell. N. A. 1. 8. Sotion Pythagoricus, s. Stoicus, magister Senecae, s. Hieronym. in Catalog. Scriptt. Eccles. und Seneca ep. 49. u. 108. Da auch in diesem Vol. von

Digitized by Google

einigen Schriftstellern eben das, was in einem der vorhergehenden Voll. gesagt worden war, hier fast wörtlich vom Fabr. wiederholt wird, S. Antiochus Ascalonita S. 505, und Vol. III. S. 161: Candidus Isaurus S. 521. u. Vol. VII. S. 543: Aeschines S. 700. N. 3. u. Vol. II. S. 692, u. a. m. so hätte Hr. Harl. das schon gegebene nicht wieder zu geben, sondern nur das etwa neu entdeckte nachzuholen nöthig gehabt. Bey der drückenden Menge der Sachen ist es gar sehr verzeihlich, dass Hr. H. neuere Zusätze, mit welchen alle Abschnitte reichlich ausgestattet sind, bisweilen auf einer und eben derselben Seite, oder auch an verschiedenen Orten wiederholt, oder nicht an ihren eigentlichen Platz gestellt hat. So findet sich S. 6, Z. 8. *Nili interpret. Prouerbiorum* etc. noch einmal in der 20. Zeile: S. 150, Z. 1. *ex cod. peruet.* wieder in der zweyten, und S. 310, *Non eos solum, qui — artium* stehet schon vorher auf eben der Seite in: καὶ τῶν τεχνῶν οὐ μόνον. Das Calendar. lat. vetus, welches der Editor in der Praefat. IV. n. *) nachträgt, hatte er schon S. 151. mit eben den Worten eingetragen, von welchem Recens., der es selbst besitzt, auch den Verfasser M. Dauid Origanum, mathematicum Academiae Francof. angeben kann. Versetzt ist S. 213. *In Constantinum* M. et CCCXVIII., welches vor: de S. Constant. patriarcha hätte eingeschoben werden sollen. Theodorus Antiochenus, medicus S. 382. sollte schon S. 373. aufgenommen worden seyn.

Vorzüglich leuchtet das Verdienst, welches sich Hr. Harl. um dieses Vol., so wie auch um die vorausgegangenen Voll., errungen hat, dadurch hervor, dass er die Handschriften, welche Fabric. noch nicht kannte, mit dem grössten Fleisse aufgesammelt und nachgetragen hat. Und doch sind seiner Aufmerksamkeit noch viele entgangen, die eine eben so sorgfältige Aufnahme, wie die übrigen, verdient hätten. Einige konnte er freylich nicht wissen, weil sie in keine Verzeichnisse öffentlicher grosser Bibliotheken eingetragen waren, und an dunkeln Orten verborgen lagen; mit sehr vielen aber konnten ihn doch die beyden neuesten Katalogen der Münchner Bibl. von Ignat. Hardt, und der Moskauer von Matthäi bekannt machen, welche er auch an verschiedenen Stellen benutzt hat, wenn er nur diesen beyden Führern mit bedachtsamern Schritten nachgegangen wäre. Rec. will versuchen, diese Lücke, so gut er es vermag, auszufüllen. So fehlen S. 6) Nili Constant. 2, Narratt. VII. Cod. Mosq. 106, 6. C. 156, 16: C. 325, 23, wo er Nilus Ancyranus genannt wird. S. 7. *Capp. paraenet.* C. Mosq. 325, 9. u. 18. S. 9) *De vitiosis* etc. Cod. Mosq. 322, 24. u. 25: Cod. 325, 7. C. 326, 1. C. 398, 19. S. 10) Nili περὶ γαστριμαργίας C. Mosq. C. 14. S. 11) *de orat.* Cod. Mosq. 260, 10. C. 322, 23, C. 325, 4. *Epistolae* Cod. Mosq. 325, 14. C. 46, 14, q. S. 13) 10 *ad Agath.* C. Mos. 325, 22. S. 14) *Ad Magnam* C. Mos. 325, 21. *de monach. praest.* C. 325, 8, woraus erhellet, dass die Ueberschrift im Fabric. falsch angegeben ist; denn sie heisst: ὅτι διαφέρουσι τῶν ἐν πόλεσι ἀσκουμένων οἱ ἐν ἐρήμοις ἡσυχάζοντες: C. 325, 3. περὶ τῶν ἢ τῆς πονηρίας πνευμάτων ist gar nicht im Fabr. aufgeführt. S. 15) *Instit. ascet.* C. Mos. 322. 26: 325, 5. u. 6. *Sententiae* C. Mos. 325, 12. S. 16) Nili σκέμματα C. Mos. 325, 13. S. 23) Cod. Mos. 253, 3. C. 29 f. βιβλίον κατὰ λατίνων: C. 354, 16, wo es heisst: ἀπάντησις πρὸς λατίνους, C. 354, 47, wo es, wie im Cod. Coislin. überschrieben ist, πρόχειρον κατὰ Ἰταλῶν. *Ep.* ad Nicol. Cabas. C. Mos. 323, 12. Oratt. V. de sp. S. Cod. Mos. 324, 1, 2. *Latinos non posse suis syllogismis demonstrare* C. Mos. 323, 3. S. 30) *Nili Rhodii Orat. in sanct. matronam* Cod. Mos. 48, 9. κανὼν Ἰαμβικὸς εἰς τὴν ἑορτὴν τῆς κοιμήσεως τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου C. Mos. 245. Diese Schrift ist hier gar nicht angegeben. S. 31) *Nili Triclin.* Ep. ad Greg. Palamam. C. Mos. 320, 60. S. 56) *Eiusd. Synops.* Cod. Monac. 277 f. 333. S. 62) *Pselli dioptra* C. Mosq. 149, 11. S. 63) *Quaestiones*, Cod. Monac. 277, und synopsis de fulgure, igne, tonitru et fulminibus C. Monac. 287, noch ganz unbekannt. S. 89. LXXII. Cod. Mosq. 319. und 399. S. 91) εἰς τὰς ἐπιγραφὰς C. Mosq. 388. S. 103) *Palladii* C. Mosq. 192. S. 108) De *Brachmanibus* C. Mosq. 378, 14. S. 127) Cardanus de Varietat. rerum L. 17. erzählt, dass in der Bibl. Diegi Hurtadi de Mendoza von Moschus ein hier nicht erwähntes Mscr. de Europa gewesen sey. S. 133, Z. 16. *Thaisis* (Thaesiae), wie auch *Lib. VII. Simile*, Cod. Monac, 318. S. 142) *Menolog.* C. Mosq. 182. S. 152) *Rab. Mauri* et Not. k. martyr. Handschrift ist in St. Gallen, s. Voss. de Hist. Lat. p. 295. S. 158) *Antoninus.* Das Archetypon ist zu Florenz in der Bibl. des Klosters St. Marcus. S. 187) *Abrahami* Cod. Monac. 281: *Acacii* C. Mosq. 184, 58. S. 188) *Acepsinae* C. Mon. 143, C. Mosq. 281, *Aeyndini* C. Mon. 143. S. 193) *Ananiae* C. Mosq. 176, 1. *Anastasiae* C. Mon. 132. S. 197) *Ant. monachi* C. Mon. 65. u. 155. S. 200) *Archangelorum* C. Mon. 221. S. 201) *Athan. Alex.* C. Mon. 140. u. 154. S. 204) *Barlaam* C. Mon. 141. S. 205) *Basil. M.* C. Mon. 92, 107, 140. 201. und 281. S. 207) *Bonifacii* C. Mon. 132. S. 208) *Caesarii* C. Mon. 179. S. 210) *Caesarii* C. Mon. 154: *Callistrati* C. Mosq. 173, 22. S. 209) *Catharinae* C. Mon. 179. C. Mosq. 171. S. 210) *Chrysost.* C. Mon. 155. und 281. S. 211) *Clementis* C. Mon. 179. S. 213) *Constant. M.* C. Mon. 3. und 281. *Cosmae* C. Mon. 143. S. 215) *Cypriani* C. Mon. 140. und 280. S. 217) *Danielis* C. Mon. 281. S. 218) *Demetrii* Cod. Mon. 219. S. 221) *Dorothei* C. Mon. 276. S. 222) *Eliae* C. Mon. 276. und 281. S. 226) *Eugeniae* C. Mon. 132. *Eupraxiae* Cod. Mosq. 163, 19. S. 228) *Euthymii abb.* C. Mon. 155. S. 232) *Gordii* C. Mon. 141. *Greg. Agrig.* C. Mon. 179. Mosq. 169, 17. S. 233) *Greg. Nyss.* C. Mon. 204. *Greg. thaum.* C. Mon. 107. und 179. S. 234) *Hieronis*, C. Mon. 143. S. 236) *Iacobi erem.* C. Mon. 255. S. 239) *In Iesu nat.* C. Mon. 107. 140. 141. 146. u. 204. S. 240) *In Iesu praef.* C. Mon. 221. 226. S. 242) *In Iesu bapt.* C. Mon. 201. S. 243) *In Iesu transf.* C. Mon. 146. 223. S. 244) *In Iesu pass.* C. Mon. 154. 192. 281. S. 245) *In Iesu cruc.* C. Mon. 66. 146. 190. 250. 271. S. 248) *In cruc. inuent.* C. Mon. 271. S. 249) *In Ies. sepult.* C. Mon. 146.

Digitized by Google

276. 281. *In resurrect.* C. Mon. 23. 60. 146. 199. 221. S. 252) *In Ies. adu. sec.* C. Mon. 221. 319. S. 253) *In imag. in Chalcopatris* (Chalcopatriis) C. Mon. 318. S. 256) *Ioannici* C. Mon. 143. *Ioann. App.* C. Mon. 226. 281. S. 257) *Ioan. bapt.* C. Mon. 281. S. 260) *Ioan. decoll.* C. Mon. 23. S. 262) *Ioan. Eleem.* C. Mon. 143. S. 263) *Ioan. schol.* C. Mon. 297. *Iobi* C. Mon. 190. S. 266) *Iulianae* C. Mon. 132. S. 267) *Iulittae* C. Mon. 141. S. 268) *Lazari* C. Mon. 146. S. 272) *Maccab.* C. Mon. 140. 201. 203. 279. *Mamantis* C. Mon. 140. 201. 203. 279. S. 280) *In salut. angeli* C. Mon. 3. 23. 66. 146. 281. S. 282) *In visit. Mar.* C. Mon. 66. 226. 276. 281. S. 285) *de inuent. vestis* C. Mon. 146: *de imagine* C. Mon. 226. S. 286) *Mar. Aegypt.* C. Mon. 275. S. 286) *Marinae* C. Mon. 23. S. 289) *In decem mart.* C. Mon. 132. De mart. et manif. C. Mon. 255. *XV. Mart.* Seb. C. Mon. 140. S. 291) *Matronae* C. Mon. 143. S. 293) *Meletii* C. Mon. 92. 107. *Menae* C. Mon. 143. S. 295) *Mosis* C. Mon. 23. 281. *In mul. unguentif.* C. Mon. 60. S. 297) *Nicetae Nicom.* C. Mon. 219. S. 298) *Nicol. Myr.* C. Mon. 255. S. 300) *Olympiad.* C. Mon. 318. S. 301) *Palladii* C. Mon. 255. S. 307) *Pauli Theb.* C. Mon. 226. 276. S. 310) *In Petr. et Paul.* C. Mon. 281. S. 311) *Petri Alex.* C. Mon. 179. S. 313) *Philogonii* C. Mon. 6. 146. S. 315) *Placillae*, welche fehlt, C. Mon. 107. S. 316) *Probi* C. Mon. 20. S. 317) *Pulcheriae*, fehlt, C. Mon. 107. S. 321) *In Sanct.* C. Mon. 23. S. 323) *Simeon. Iusti* C. Mon. 32. 221. S. 326) *Stephani* C. Mon. 107. 132. 281. S. 328) *Steph. iun.* C. Mon. 281. S. 320) *Taisiae* C. Mon. 318. S. 331) *Theoctist.* sin. καὶ παλαι (ξήλαι) C. Mon. 143. S. 332) *Theod. Grapti* C. Mon. 132. S. 333) Theod. milit. praef. Tyronis (Teronis) C. Mon. 32. 107. S. 339) *Theophanus* C. Mon. 10. *Thomae* C. Mon. 66. S. 364) *Th. abbas* C. Mosq. 10, 9. welcher für ἐξωτιτὴν liest ἐξωτερικὴν. S. 366) *IV* ἐπιστολὴ C. Mon. 152. 257. S. 367) von VI bis XXV C. Mosq. 32, 9. N. VI. hat der C. Mosc. γεωμέτραι, für γιατόνοι, und XVIII. σαρακηνοὺς für σαρράκηνους, und XXV. σαρακηνῶν für ἀγαρηνῶν. S. 370) *XXIX. XXX. et XXXIV.* C. Mon. 104. S. 371) XLII σύντομος τῶν ἰδικῶν (ἰδίων) C. Mon. 104. Die Münchner Bibl. besitzt auch von Theod. Abucara περὶ τῆς ἰδιαιτάτας διαφορᾶς C. 104., was weder Fabr. noch Gretser hat. S. 372) Von Th. Agallianus de Latinorum dogmate und Alex. Gramm. werden Mss. inter inedita Codd. Monac. angegeben. S. 379) *Theod. Bals. II.* C. Mon. 149. S. 391) Theod. Gaza C. Mosq. 1, 9. auch in Heidelberg war 1608 noch ein Mscr. s. Gudii *epp.* p. 145. S. 387) *Theod. Edess.* C. Mosq. 15. u. 260. S. 399) *Theod. lapsus ad quem scripsit:* et qui scripsit ad Chrysostomum C. Mosc. 137. *Theod. magister* Cod. Mosq. 314, 7. S. 416) *Theod. Trimith.* C. Mosq. 162, 29. S. 417) Theod. Metoch. Reines. ad Nestoros (Nesteros) wird in der Zeizer Stiftsbibl. aufbewahrt. S. 429) *Theod. Prodrom.* Codd. Mosq. 143. 211. 260. Der Cod. Mon. 201. enthält drey Hymnen in Nicolaum, und eins in Daniel., und vier in Christum, welche Fabr. weder hier noch Vol. VIII. p. 137. eingetragen hat. Von Theod. iunior aber hat der C. Mosq. 160, 2. das Leben Meletii. S. 432) *Theod. Sabait.* C. Mosq. 15. u. 398. S. 434) *Theod. Curopal.* C. Mosq. 353. u. 355. S. 436) *Theod. stud. or. pro imag.* C. Mon. 195. 277. S. 437) *Theod. stud.* n. 5. und 6. C. Mosq. 297. S. 448) τροπάρια C. Mosq. 2. S. 450) *Cateches.* C. Mosq. 212, 67. u. G. 4. wo zwey Cateches. genannt werden, die Fabr. nicht kannte. S. 473) 29 σύντομος C. Monac. 318. S. 481) *Isidor. Pelus. Ep.* 24. *L. IV. ad Euton* C. Monac. 277. und C. Mosq. 303. enthält 42 *epp.* Isid. Pelus. ἐρωτήσεις καὶ ἀποκρίσεις hat C. Mon. 270. S. 500) *Antioch. monach.* C. Mosq. 3. liest λάβρας für λαύρας. S. 503) n. y. C. Mosq. 222. mit 133 (nicht 130) Capp. S. 510) εἰς τὰ θεοφαν. C. Mosq. 271. 297. S. 513) V) C. Mosq. 271. S. 523) Simeon (Symeon) Stylit. C. Mosq. 6, 1. ξένον καὶ παράδοξον μυςήριον hat Fabr. nicht angegeben, so auch nicht bey Anastasius Antioch. S. 598) die Rede κύριε, μὴ τῷ θυμῷ σου ἐλέγξῃς με C. Mosq. 296. und Cod. 30, 9. περὶ τῶν ἁγίων. S. 626) *Seuer. Soph.* C. Mosq. 226. διηγήματα ἓον, τὸ ἄνθος. S. 627) *Olymp. in Eccles.* C. Mosq. 14. S. 628) Olymp. Alex. Comment. εἰς τὸ κατ' ἐνέργειαν ζωείμου C. Monac. 112. S. 631) *Olymp. Plat. in Platonis — Philebum*, auch in Parmenidem und Cratylum C. Monac. der in der Note genannt wird. Der Cod. in Gorg. Alcib. 1. Phaed. u. Phileb. welchen ehemals Reines. besass, s. Epp. ad Nester. p. 19. ist in der Zeizer Stifts-Bibl. Dem Comment. in Phaed. sind auch Sratonis ἀπορίαι angehängt, welche Fabr. schon Vol. III. p. 75. bey Strato Lampsacenus, dem er sie zueignet, hätte aufführen sollen, wo man sie aber nicht findet. Von einem andern Olympiodor. ohne Zweifel, welchen Phot. C. 80. poetam nennt, hat die Münchner Bibl. auch Scholia inedita in Hermetis aliorumque dicta, wie auch Scholium de XII. signis. S. Aretins Beyträge z. Litt. 1806. St. 1. p. 46. S. 633) Zachar. C. Mosq. 32. f. S. 635) 2 *disp.* Tarinus besass ein Mscr. s. Posseuin. App. Cr. im Anhange p. 26. S. 640) *Philop. in Nicom. Geras. Arithm.* davon besitzt die Zeizer Stifts-Bibl. die Handschrift, welche ehemals Reines. gehabt hat, und die Münchner ausser dem hier genannten Cod. noch zwey 238. und 301. S. 650) Ioh. Philop. de *usu astrolabii.* Obgleich die Reines. Handschriften in der Zeizer Stifts-Bibl. aufbewahrt werden, so ist diese doch nicht mehr daselbst zu finden. Die Münchner Bibl. aber hat zwey Codd. 238. und 301.

Nun noch einige kleinere Bemerkungen:

S. 47. Z. 25. Lips. 1590, edita studio M. Christophori Meureri, mathem. Prof. publ. in Acad. Lips. Erst steht der griech. Text, dann Ll. Veneti interpr. lat. Meurer hat darüber als Einleitung in Euclidem gelesen. S. 55) n. dd. In der Vorrede heisst es: Iac. Sirmondus e veteri quodam Cod. descripsit, et descriptum communicauit. S. 11) Pallad. Antioch. Niceph. Hist. Eccl. XVI, 20. S. 113) *Pallad.* — *plius*, Phot. C. 132. *Paliad.* Praef. Niceph. l. l. XI. 28. S. 114) Pallad. Scut. s. Posseuin App. Cr. ad h. u. S. 121) *Heracl. Lembus* Laërt. V. 64. (94.) Athen. III. 20. und Suidas in νάξος. S. 137) *Petronii* s. Posseu. Ap.

Digitized by Google

Cr. und Voss. de Hist. Lat. p. 211. S. 152) *Wandelb. Martyrol.* wollte Phil. Labbeus herausgeben, cf. Leyseri Hist. poët. medii aeui, p. 240., wo er auch aus dem Trithem. de Scriptt. Eccl. n. 281. lehrt, dass er um 1850 gelebt habe. S. 156) *Vinc. Bellou.* Voss. de H. L. p. 445. sagt, dass er 1256, nicht aber 1264 gestorben sey, und Blondellus de Iohanna papissa nennt ihn Bellouacensium Benedictinorum sodalem. S. 480) *Is. Pelus.* S. Simon in Hist. crit. N. T. T. III. p. 307. S. 499) Antiochi syri sermm. 41. 44. 48. 53, 87, 90, 99, 106 citirt Cerda Aduers. Sacr. c. 170. S. 509) εἰς τὰς σφραγίδας — cf. Rinet. Crit. Sacr. IV. 1. p. 381. Sirletus hat diese Rede dem Chrysost. in s. Ausgabe X. Homil. Chrysost. ed. Rom. 1581 T. 1. p. 848. zugeeignet. S. 512, Z. 12, ap. *Posseu. male Theodorus*, aber Posseuin T. II. p. 468. nennt ihn ausdrücklich Theodotus, und sagt von ihm: Claruit in concilio Ephes. contra Nestorium. Eben so wenig verdient er daher die Beschuldigung p. 477, dass er aus einem Theodorus des Gennadii zweye erdichtet habe. S. 518) 1, *Praecipuum* — Maximi und Ioan. Scythopolitani Scholion in Dionys. Areopag. de Eccles. Hierarch. c. 6. erwähnt eines Buches, welches er cum Methodio et Olympio in Origenem geschrieben haben soll. S. 521) *Antip. Thessal.* Salmas. ad Scriptt. Hist. Aug. T. 1. p. 154. ed. Lugd. Bat. 1671 hat von ihm ein Epigram. in Antimachum, welches ohne Zweifel Quintil. X. 1. 53, meynt. Es findet sich auch in Anthol. Iacobs T. II. p. 101, 24. S. 525. *Ioh. Hierosol.* hat auch das Leben Io. Damasceni geschrieben, welches den Werken Damasceni vorgesetzt ist. S. 602) Z. 25. *cur. Busaeo.* Busaeus hat sich selbst nicht genannt. Der Titel heisst: Anastasii — de Vitis Rom. Pontificum — nunquam hactenus typis excusa ex bibl. Marci Velseri. Accessere variae lectt. partim ex Cod. Mss. Bibl. Vaticanae, partim e Conciliorum Tomis et Annal. Eccles. Baronii — excerptae. Die Dedication an Welser ist von dem Buchdrucker Io. Albinus, typographus Mogunt. Man vergleiche das, was Sarrauius in seinen Briefen p. 143. 145. 151. 176. und 180. von diesen Lebensbeschreibungen der Päbste sagt. S. 608) *Anastasii Germ. archid.* — hernach Archiepiscopi et Comitis Tarantasiensis, vid. Selden. de Synedr. Vett. Hebr. v. 10. p. 414. S. 625) *Sen. Cassius*, Suet. de Cl. Oratt. nennt ihn Parmensem Er schein eben der zu seyn, dessen Plin. Epp. 4. 28., erwähnt. Nach Sueton. Vitell. ist er auch ein Geschichtschreiber gewesen. S. 626) Zachar. papa soll auch *Epp.* geschrieben haben, s. Posseuin Ap. Cr. T. II. p. 552. Zu der Note a) S. 670. können noch hinzu gesetzt werden: Dan. Heins. in Exercitatt. Sacr. ad Nonn. 2. p. 40. und Iac. Gothofredi Prolegg. in Philostorgium p. 44. S. 675) Gegen Photium hat auch Theodorus (Diodorus) Cilix vier Bücher geschrieben, cf. Theodoret. fab. haeret. Compend. L. 2. c. 11. Scipio Tettius de Apollodoris sagt: Photius, qui CCCXX. amplius auctorum opera per infinita diffusa volumina in arctum collegit. S. 683) Iac. Gretser. in Syntagmat. de imaginibus manu non factis c. 8. sagt: Excerpta Photiana primus edidit et vertit Kimedoncius. S. 684; Z. 9. Reinesio *in Var. Lectt.* — p. 354 und 463, besonders aber in seinem mit vielen Marginalien verschenen Handexemplar von Photii Bibl., welches Rec. aus der Zeizer Stifts-Bibl. entlehnt hat, wo er oft mit bittrer Galle den Uebersetzer Schottus züchtiget. S. 685, Z. 8. warum setzte Hr. Harl. nicht dazu lapsu typographorum, da der Titel dieser Ausgabe das Jahr 1611, welches Fabr. gewiss wissen konnte, richtig angibt? S. 685, Z. 19. *Cosm. Fonteium.* Guil. Lindanus sagt, wie Reines. angemerkt hat, ad Baron. Martyrolog. Rom. 23. Sept. Cosm. Fonteium regium (Philippi Hispani regis) Graecorum interpretem vertisse biblioth. Photii. S. 686) *Theodor. presb.* Gennadius gedenkt in Catal. viror. illust. seiner und seiner Schriften nicht, also kann er vor dem fünften Jahrh. nicht gelebt haben. S. 688) *Apollinar.* Niceph. IV. 11. u. 32. Die Münchner Bibl. hat unter den anecdotis Metaphrasin Psalmorum von ihm. *Gelasius.* cf. Scultet. in Medull. Patrum T. 1. p. 441. und Posseuin Apparat. S. 689) *Io. Philoponi* v. Baron. ad an. 535. und Paul. Diacon. de Longobardis 3. 13. S. 690, Z. 8. *Stephanum* scl. Gobarum, Cod. 233. S. 691, Z. 15. *Susanna* s. Euseb. Hist. Eccl. VI. 23. S. 693, Z. 36. *Iosepho*, auch Zonaras T. I. p. 190. eignet es diesem zu. S. 696) *Letoii.* Posseuin Ap. Crit. p. 679. erwähnt einer epistolae canonicae Gregorii Nysseni ad Latoium, Mytilenes episcopum in Armenia, welche von Hervet übersetzt in Bibl. Sanctorum abgedruckt wäre. *Massaliani.* Sollte es nicht hier und an andern Stellen richtiger nach dem griech. μεσσαλιανοί, Messaliani heissen? S. 697, not. d) Reines. sagt: Iustellus T. I. Concil. emendat Δεναριανὸς τελεττεύσας. Telepta erat metropolis Byzacii. S. 699, Z. 14) ἀκατηγόρητους, Reines. liest ἐπισκόπους. S. 703, not. q. Reines. Var. Lectt. p. 7. poeta, h. e., qui artem chemicam auri argentique faciendi gratia exercet. S. 705) *Dexippi* s. Suidas in παρασκεύη, wo ein Fragment von Dexippus aufbehalten ist. S. 707) Iamblichus, s. Suidas ἄβρα, ἀκόλαστος, ἀναγκαία τράπεζα, ἀπαραμύθητος, σίννων, wo Küster bemerkt, dass die angeführten Worte aus Iamblichi dramate genommen sind. S. 718) *Pausanias*, Eustath. Il. λ. p. 870. Thucyd. VI. c. 27. Schol. 58. in ed. Dukeri. Schol. Apollon. Argon. IV. v. 1187. Παυσανίας φησὶ, τὸν ἀμφιτροπαῖον ὑπὸ Ἀθηναίων ἀμφορέα καλεῖσθαι, cf. Meurs. Lectt. Attic. L. 4. c. 12. S. 722) *Vindanii.* Simlerus in Epitom. Bibl. p. 33. citirt, wie Reines. anmerkt, aus dem Eunapius: Anatolius Beryttus, cognomento Azutrion, vir eloquens et iuris ciuilis peritus, et praefectus Illyrici. S. 723) *Ant. Diogenis.* Epiphan. Haeres. 33. f. 100 wird von ihm auch gesagt, dass er de incredibilibus geschrieben habe. S. 724) *Basilii.* Die beyden Codd. Mosq. 26. 1. und 180. 17. enthalten die Geschichte der heil. Thecla von Basil. Seleuc. aber auch nur in Prosa. Vielleicht hat Photius nicht μίτρους, sondern μιτρίους geschrieben, welches Wort sich auch sehr gut mit ἐντείνας verbinden lässt. Nach dieser Vermuthung hätte Photius keine andere Schrift, als die wir noch haben, gelesen, denn es ist kaum glaublich, dass Basilius, da er besonders sonst keine andere Schrift in Versen ge-

Digitized by Google

schrieben hat, das, was er schon in Prosa geschrieben, in Versen wiederholt hat. *Anonymi opus — ἀπὸ τῶν Χειμευτικῶν, frigidis libris.* Hier hat Reinesius, dem Fabr. folgt, beygeschrieben! Tu vero frigidus hic interpres es: Zosimus iste scripsit Χημευτικὰ s. de arte, quam Chemiam vocant: debebas igitur: sed e Chemeuticis s. Chemicis Zosimi. Man vergleiche Varr. Lectt. p. 8. 280. 352. 380. und 663. S. 732) *Alexandri θαυμασίων συναγωγὴ* s. Clemens Protrept. ap. Euseb. Praep. Euang. L. IV. c. 66. Alexandri *ἐν τῇ τῶν θαυμασίων συναγωγῇ. Protagorae γεωμετρίας*, vielleicht *γεωγραφίας*, da Marcian. Heracleot. c. 2. in Prooem. Peripl. citirt *γεωγραφίαν* Protagorae. S. 742) *Agatharchidis*, hier will Reines. in Phot. für *κινναίου* lesen *κυρηναίου* scl. Eratosthenis, oder *κινέου*, Cineae Thessali, regis Pyrrhi legati ad Romanos, und dann mit Iensius *θαυμασίων ἀνέρων* für *θαυ. ἀνέμων*, und fragt den Uebersetzer Schottus spottend: qui sunt isti tui venti admirabiles, et quot? Er erklärt *θαυμ. ἀνέρων* von Biographien. S. 754) Z. 14. *Samaritas* cf. de hoc decreto Procop. Narrat. 5. de aedificiis a Iustino constructis p. 50. Baron. ad an. 532. n. 3. und Panciroll. Thesaur. Varr. Lectt. 2. p. 269. *Dosithenum* s. Drusius de tribus sectis Iudaeorum c. 4. und Cunaeus de republ. Hebr. L. 2. c. 16. S. 756) Nach Ephraemus sollte Eulogius, Episc. Alex. C. 225. den Fabric. schon übersehen, aber doch im Ind. Scriptt. Alphab. aufgeführt hat, und S. 758. nach Theodoretus, Theodotus oder Theodorus Ancyranus eingeschoben seyn. S. 757) *Leontius*, Suidas sagt, dass er unter dem Kayser Zeno gelebt habe. S. 758) *Germani*, unter den anecdotis der Münchner Bibl. wird eine Handschrift von ihm ad Constantinum Armeniae angeführt. *Methodii.* In Phot. p. 938. Z. 50. liest Reines. richtiger *ἐκκεκλικέναι τὰς ἡδονὰς* für *ἐκκεκληκέναι, τ. ἡδ.* S. 761) *Damascii: plura ex Suida* — in: *ἀγαθοεργία, ἄνθρωπος, Δεμόνικος, ὑπατία, νέμεις, μέτριον. Agapius*, Suid. *νέμεις* und *ὑπατία.* S. 762) *Asclepiades*, Suidas *Δομνῖνος: Asclepiodorus*, Suid. *μέτριον. Dorus* s. Suidas: *Δῶρος.* S. 763) *Lucius*, sagt Reines. comes sacrar. largitt. anno Christi 408. Cod. Theodos. L. 30. S. 764) *Quirinus Sophista*, Suidas nennt ihn *γλῶσσα ταμίας. Vranius* s. Agathias II. p. 64. S. 772) *Helladii Besantinoi*, Reines. liest *βυσαντινοῖας* f. *βυσαντινόου.* S. 774) *Hermeas* s. Harpocration und Suidas in *Ἀριστείδης. Oès*, Reines. liest mit Scal. ad Euseb. Chron. fol. 246. fast, wie Syncellus, *ὠάνης. Philo;* hier will Reines. *Ἀτίωνα* für *Φίλωνα* gelesen haben. S. 779) not. vv) Reines. will lieber *κοινοπολίτην*, popularem, communicipalem, aber Vales. ad Am. Marcell. L. 29. p. 172. *κυνοπολίτην* Cynopolitanum f. *κοινοπολιτῶν* gelesen haben. S. 776) not. yy. *imperatorem non reperio*, aber Phot. hat doch *ἡγεμόνα.*

Einige den Sinn der Worte, die Jahrzahlen und Eigennamen entstellende Druckfehler haben sich die Typographen zu Schulden kommen lassen. S. 24. Z. 37. MCCCCLVIII. l. 438., und P. P. l. PP. S. 41) Mascardi a. MDCXXXIV. lies 1633, Romae recus. S. 158. Z. 29. Petri Mauri l. P. Maturi. S. 434. Z. 14. 24. l. 333. S. 110) *Pallad. Antioch. ab* an. 483 l. 406, cf. Baron. Ann. ad h. an. *Pallad.* Antisiod. l. Autissiod. (Auxerre). Gleich nachher *Surburbanum* l. Suburbanum. S. 121. Z. 24. *Chrestri* l. Chresti. S. 122) *Heraclides* — Euphronis l. Eutyphronis s. Diog. Laërt. VI. 6. 1. welcher Fehler auch schon S. 120. eingeschlichen war. S. 253) *τειμένῳ* l. *τειμένει.* S. 268. Z. 13. Bauar. 119. l. 118. S. 228. Z. 3. T. I. l. T. II. S. 232. Z. 15. *Surium* 23. fehlt *Novembr.* S. 303. Z. 29. *ἀλύσις* l. *ἀχλύς.* S. 220. Z. 14. *ἐν τόποις* l. *ἐν τύποις.* S. 186. Z. 23. *λουπίου* l. *λιυπίου*, und so auch an andern Orten. S. 197. Z. 8. *ἀναστήσασθαι* l. *ἐνστῆς.* S. 201. Z. 14. fehlt nach *ἄλλοι μὲν, ἄλλα τῶν.* S. 293. Z. 26. *κατὰ* l. *μετά.* S. 291. Z. 4. *τὸν βίον* l. *τῶν βίων.* S. 289. Z. 15. *καθαγίνη* l. *καθαγίνῃ.* S. 296. Z. 1. Celsi l. Celsii. S. 304. Z. 6. *Claudium* l. Claudianum. S. 756. not. aa) Reines. V. L. 438 l. 434 und 435.

OEKONOMIE.

Entretiens d'un père avec son fils sur *quelques questions d'Agriculture.* Par *Girod-Chantrans*, ancien Officier du Génie et Membre de plusieurs sociétés savantes. A Paris et Strasbourg chez Am. Koenig, 1805. 168 S. in 8. (12 gr.)

So wie Rec. sehr gern des Verf. Urtheile beytritt, welches er in seinem Avant-propos über die vortheilhafte Anwendung des Dialogs in literarischen Werken fällt; so willig muss überhaupt, nach seiner Meynung, jeder Leser, der Sinn dafür hat, die Dinge mit ihrer freundlichen Seite sich vors Auge gestellt zu sehen, selbst wenn es auf ernste, wissenschaftliche Untersuchung ankommt, sich gestimmt fühlen, diesen Unterhaltungen weiter zu folgen, sobald er den Eingang der ersten gelesen hat. Allerdings ist der Dialog vorzüglich geeignet, sich sowohl der Entwicklung ähnlicher Meynungen, als dem Entgegenwirken äusserst unähnlicher zu fügen, ob es schon freylich eine desto schwerere Sache ist, wenn man bey dieser Aufstellungsweise der Ideen, zugleich dem Charakter der Personen treu bleiben will, die man sprechen zu lassen sich vorgenommen hat. Die mehresten Schriftsteller, die sich des Dialogs bedienen, sind nicht im Stande, lange genug die Meynung im Hintergrunde versteckt zu erhalten, die sie eigentlich als die Oberhand behaltend, wollen hervortreten lassen, und gewöhnlich verräth sich bald die Reihe von Sätzen, die ihrem literarischen Werke zum Grunde gelegt wurde, auch wird es nur gar zu leicht bemerkbar, dass sie immer darauf hin arbeiten, dass sie nicht im natürlichen Gange der Unterredung verleitet werden wollen, sich allzuweit zu entfernen. Machte diese Klippe, woran viele so leicht scheitern, den Verf. wohl besorgt, so veranlasste sie ihn gewiss desto mehr, den recht glücklich gewählten Weg einzuschlagen, auf welchem der Leser sogleich, ohne etwas gesuchtes zu ahnden, sich um so angelegentlicher in das Interesse der Personen hingezogen, sich um so früher ge-

Digitized by Google

neigt fühlt, ihnen und dem, warum es ihnen zu thun ist, seine ganze Theilnahme zu schenken.

Tel attachement que l'on ait pour ses enfans, — so beginnet der Vater die erste Unterredung, — je crois qu'il faut savoir s'en séparer au moins pendant un temps, afin de leur apprendre à connoître le monde, en s'éprouvant dans cette grande société, et qu'ils puissent juger ensuite plus sainement de l'état qui leur convient.

Philippe. En effet, mon père, il est bien différent de vivre avec des étrangers ou avec des parens, dont l'affection généreuse, continuellement occupée de ne nous procurer que les plus douces sensations, nous persuaderoit peut-être à la fin que les hommes doivent veiller sans cesse à nôtre bonheur, si l'on négligeoit de nous envoyer à leur école. Celle-ci plus sévère, est aussi beaucoup plus juste. L'on y exige des égards réciproques; l'on n'y récompense pas le bien outre mesure; le mal n'y est point excusé, et les défauts, ainsi que les ridicules, y sont toujours punis de quelque manière. — Nachdem im Verfolg der Unterhaltung gelegentlich Philipps Aeusserung eintritt, dass er, ungeachtet seiner Erfahrung über jene Vortheile, die ihm seine Reisen gewährten, dennoch nun weit inniger sich über seine Ruckkehr freue, besonders bey dem Gedanken, seinem Vater sich nützlich machen zu können, und dieser seines Sohnes Herzensgute dabey ins Auge fasst, dadurch ganz natürlich den weit wichtigern Vorzug ihres Besitzes vor jedem andern nicht unberührt lassen kann; so erwähnt er dabey eines seiner Nachbarn, der sich eben hierdurch so schön auszeichne, eben deshalb von allen geliebt sey, anstatt dass einem andern, der sich neuerlich auch in ihrer Gegend ansässig gemacht, sich in kurzer Zeit einen beträchtlichen Wohlstand zuwegebracht habe, aber gegen niemand gefällig sey, keines einzigen Wohlwollen sich zuwenden möge. Simons, eben jenes edelmüthigen Nachbars Missgeschick, dessen hierbey gedacht wird, das ihm nichts übrig liess, als ein kleines Grundstück, auf dessen Bewirthschaftung, nach einem eigens ausgedachten Plane, er alle Hoffnung, sich zu helfen, setzte, wo man aber befurchte; dass ihm nicht genug Erfahrung zu Gebote stehe, um den wahren Werth der Neuerungen zu bestimmen, die er in seinem Cultur-Entwurfe aufzunehmen gedächte; leitet nun den Gang des Gesprächs zuförderst auf die Agricultur-Verbesserung im Allgemeinen betrachtet, auf das, was man vernunftmässig sich davon versprechen, wie man sich dabey nehmen müsse. — Selbst die allgemeinen Cultur-Principien muss die besondre Kenntniss der Natur eines gewissen individuellen Bodens und Klima's modificiren. Diese Kenntniss erwirbt man nur mit der Zeit für jede Gegend, wo man gerade die meiste Veranlassung erhalten hat, seiner Einsicht Gewissheit zu verschaffen. Ungewiss, welche Principien eigentlich hier die vom Verfasser angenommenen seyn mögen, wird der Leser zur weitern Auseinandersetzung des Simonschen Systems, zu den Grundsätzen, wovon er ausgeht, und zu den Erfahrungen, worauf er sich dabey stützet, fortgeführt. La terre proprement dite, ne fournit rien à la structure des végétaux, en sorte que si leurs débris forment la terre, le reciproque n'a pas lieu. (S. 12.). — La végétation peut s'opérer indépendamment de toute terre, qui est cependant un milieu convenable, soit pour transmettre les fluides nourriciers, soit pour garantir et appuyer les racines des plantes (S. 13.). — L'eau, les gaz et le calorique, sont les seuls élémens nécessaires à la nutrition (S. 32.). Drey Sätze, welche vornemlich als zu den Hauptprincipien gehörig, sich hier aufgestellt finden. Simon, heisst es, nimmt dabey unter andern auf die Erfahrung Rücksicht, dass im Moose die Gewächse, z. B. Weitzen, Gerste, Hafer, Kartoffeln u. dergl. ganz ohne Erde gedeihen, wenn es ihnen nur nicht an Wasser fehlt; dass die Wasserpflanzen, deren Wurzeln auf keine Art in Verbindung mit der Erde standen, Alaunerde, Magnesie, Kalk, Eisen u. s. f. bey der Zerlegung gaben, also solide Substanzen, die gleichwohl blos durch Combination flüssiger Bestandtheile im Gange der Vegetation erzeugt wurden. Schon vor mehr, als zehn Jahren machte der Verf. wie er S. 12. in einer Note erinnert, die Versuche bekannt, welche hier zur Basis der vorgetragenen Theorie dienen, wovon sich in verschiedenen, aber nicht namentlich angegebenen, Journalen Auszüge fänden. Nachdem nun diese Theorie sowohl durch Aufstellung dessen, was sie begunstiget, als was man ihr einwenden kann, abgehandelt worden ist; so entwickelt sich weiter in der vierten Unterredung, der Gang, den hiernach Simons Agriculturgeschäft nimmt. Logische Genauigkeit in der Bestimmung und Berichtigung der Begriffe allenthalben, ist zugleich ein Verdienst, das dieser Schrift um so mehr Werth gibt. So z. E. S. 63. etc. Tu as déja dû appercevoir, que l'on se méprenoit fort souvent sur l'idée de *maturité* que quantité de personnes ne sauroient concilier avec des sucs âpres ou acides etc. — telle que soit la saveur du fruit qui la renferme, celui-ci est réellement *mûr* quand il est susceptible de reproduction etc. — Der Inhalt des 5ten Entretien ist folgender: Essais de M. Simon pour déterminer un nouvel assolement (Fruchtwechseln, Wechselwirthschaft ist damit gemeynt) plus avantageux que celui qui est en usage..... Principes qui le dirigent dans cette recherche..... Precédé du plantage et du repiquage réduits à leur juste valeur. In Ansehung dieser so vielfältig gepriesenen, in England, wie viele behaupten, mit grossem Vortheile ausgeübten, Verfahrungsarten ist hier der nämliche Gesichtspunkt angenommen, wie unsre deutschen, vorurtheillosen Oeconomen darüber urtheilen; man sehe z. E. Beckmann in seinen Grundsätzen d. t. Landwirthschaft S. 127. etc. der neuesten, sechsten Ausgabe. Unser gewöhnliches Pflügen und Säen wird und kann sich nie durch andere allgemeinwichtige Einrichtungen verdrängt oder eingeschränkt

Digitized by Google

finden. Was man S. 73 f. über Stallfütterung und Weide, über die Einrichtung der Ställe, über den, auch bey ihnen nicht zu verachtenden, Gebrauch des Thermometers; so ferner über das nach und nach entstehende Ausarten der Gewächse, über die Brache, die irgend anderswo eben so wenig nöthig ist, als sie in den Gärten nicht Statt haben darf, gesagt findet, empfiehlt sich eben sowohl durch stete Hinsicht auf Natur und Erfahrung, als durch Freyheit aller einseitigen Systemenfolge. — 6. *Entretien* .... Coup d'oeil général sur les Travaux qui doivent intéresser et occuper un propriétaire résidant sur ses biens ..... Quelques détails sur ses amusemens. Man muss sein Leben auf dem Lande nicht unbekümmert um die Angelegenheiten und Geschäfte seiner Besitzungen zubringen, aber auch nicht in dem Glauben, dass man überall seyn müsse und seyn könne, dass man den Arbeiten dafür ununterbrochen, ohne Abwechselung und Erholung, alle seine Kräfte hinzugeben habe. Encore une fois, mon cher Philippe, crois à mon expérience, qui m'a appris depuis longtemps qu'une alternative bien entendue de travaux sérieux et d'amusemens, est nécessaire pour l'agrément de la vie. — — Ces sortes de délassemens sont comme le sommeil de l'esprit et lui rendent de nouvelles forçes. — — J'ai plaint quelquefois, et je n'ai jamais admiré les hommes, qui ont eu l'ambition de faire des choses extraordinaires en dépit de toutes les lois de nature. (S. 124—126.) — 7. *Entretien.* Labours et engrais .... comment et dans quelle circonstance l'on doit les employer ..... Variétés plus ou moins persistantes, qui sont la suite des différens climats, de la transplantation et de la culture ..... Principaux résultats de la greffe ..... Conclusion ..... Nécessité des secours mutuels de la théorie et de la pratique pour les progrès de l'agriculture .... moyen de les obtenir. In einem genauen Zusammenhange mit letzteren Materien stehet dann der Inhalt der 8ten Unterredung, *über die ökonomischen Societäten.* Die fehlerhaften Seiten, die wohl bey denselben Statt finden, deren mehrere, dem vernünftigen, mit hinreichender Einsicht beurtheilenden Manne als ganz unvermeidlich erscheinen; aber auch die mannichfaltigen Vortheile, die sie, ja mehrere derselben sie allein, bewirken, werden hier in ein gehöriges Licht gesetzt. — Mit eben der Zufriedenheit, mit eben dem Vergnügen über angenehme Einkleidung wissenschaftlicher Gegenstände, womit man immer noch Trembley's Instructions d'un père à ses enfans, sur la nature et sur la réligion, (à Geneve, 1775. 2 Vol.) und Hirzels Wirthschaft eines philosophischen Bauers, (Zürich, 1774, oder die französische Uebersetzung, unter dem Titel: Le Socrate rustique. Zurich. 1762.) liest, wird es auch nicht dieser Schrift fehlen, gelesen zu werden, wie sie es allerdings verdient.

Neue Auflage.

Engl. Sprachkunde. *The New Pocket-Dictionary of the English and German Languages*, composed chiefly after the Dictionaries of Johnson, Adelung, and others of the best authorities; in which the Parts of Speech, and the Genders of the German Nouns are properly distinguished; each Word accented according to its just and usual pronunciation; and the irregularities of the English and German Verbs duly marked. With an alphabetical List of the most usual Christian and proper Names and of the most remarkable Places in the known World. *The second Edition*, carefully corrected, improved with the irregular Forms of the English Verbs, and enlarged with a great Number of Words, Phrases and Technical Terms, both English and German. In Two Parts. English and German (VIII. 373 S. Taschenf. in 3 Columnen) German and English (199 S.) Leipsic. printed for C. T. Rabenhorst and sold by Th. Boosey. London. 1807. (2 Thlr.

Herr *Martyni-Laguna* hat diese neue Ausgabe mit einer englisch geschriebenen kurzen Vorrede begleitet, welche zugleich beweiset, wie geläufig ihm der Gebrauch dieser Sprache und wie gründlich seine Kenntniss derselben ist. Er ist übrigens vom Herausgeber des Werks verschieden. Letzterer hat, wie wir nach genauerer Durchsicht der ältern und dieser Ausgabe versichern können, wirklich (besonders in Ansehung der Kunstausdrücke, und der Worte, welche Gegenstände des gemeinen Lebens, des Handels, der Gewerbe ausdrücken) beträchtlich bereichert, und ihm einen Grad von Vollkommenheit und Nützlichkeit gegeben, wodurch es seine Bestimmung immer mehr erreicht. Die Bedeutungen der Worte sind besser geordnet. Alles Ueberflüssige und Weitläufige ist vermieden, und der Druck so gedrangt, aber auch das Papier so gehörig breit, dass alles sehr leserlich und für den Handgebrauch bequem eingerichtet ist. Wir sind daher gewiss, dass das Wörterbuch in seiner neuen Ausgabe noch mehr Nutzen stiften wird, als in der vorigen. Ungeachtet mancher neuerer ähnlicher Werke behauptet es seine manigfaltigen Vorzüge.

Nachtrag. Der S. 1334. Z. 25. erwähnte Cod. Moschi de Europa dürfte wohl des Moschus erste Idylle, Europa, angehen. Zu S. 1340. Z. 1. Auxerre wird auch Antissiodorum, genannt, wiewohl Aut. richtiger scheint. Red.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

85. *Stück, den 3. Juli 1807.*

POETISCHE UEBERSETZUNGEN.

1) *Die Lusiade des Camoens.* Aus dem Portugiesischen in deutsche Ottavereime (sic) übersetzt. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1807. XVI. u. 391 S. (1 Thlr. 8. gr.)

2) *Die Lusiade, Heldengedicht von Camoens.* Aus dem Portugiesischen übersetzt von D. *C. E. Heise.* Hamburg und Altona, bey Vollmer. Ohne Jahrzahl. In zwey Bänden, jedem von zwey Abtheilungen. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Zwey Uebersetzungen der Lusiade, zu derselben Zeit dem Publicum vorgelegt, gehören zu den Zeichen der Zeit am deutschen Parnasse. Denn schwerlich wurden wir uns auch nur einer von beyden zu erfreuen haben, wenn nicht die neueste Mode in der poetischen Literatur der Deutschen das Uebersetzen aus dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen eben so mit sich brächte, wie die älteren Moden im vorigen Jahrhunderte das Uebersetzen aus dem Französischen und Englischen mit sich brachten. Um so mehr muss man bedauern, dass gerade die beste der beyden Uebersetzungen, die wir hier anzeigen (Nr. 1.), am stärksten von der Farbe des Zeitgeistes tingirt ist. Die zweyte (Nr. 2.) hat weit weniger poetischen Werth, nimmt sich aber in einer gewissen Entfernung natürlicher aus, und schmeckt nicht nach der Schule. Keine von beyden zeigt dem deutschen Leser den wahren Camoens in seiner ganzen Geistesgrösse und ohne Ausstaffirungen, die sein Bild entstellen. Aber die erste athmet doch im Ganzen weit mehr, als die zweyte, den Geist des Originals. Sie ist durchdrungen von diesem Geiste, ob sie ihn gleich nur unvollkommen darstellt. Sie würde ihn im Ganzen und im Einzelnen besser darstellen, wenn nicht die Herren *Friedrich Adolph Kuhn* u. *Carl Theodor Winkler*, deren Fleisse und vereinigten Talenten wir, laut der Unterschrift der Zueignung, diese Arbeit verdanken, den grossen, selbstständigen Dichter Camoens, der nie in seinem Leben einer Schule anhing, in dem manierirten Style der Uebersetzerschule, die von den Herren Schlegel, Tieck u. s. w. gestiftet worden, verdeutschen zu müssen geglaubt hätten. Schon das Wort *Ottavereime* auf dem Titel ist von keiner guten Vorbedeutung; denn es ist ein seltsamer, halb deutscher, halb italienischer Blendling, der das italienische *Ottave rime* gegen die Gesetze der deutschen Wortbildung nachahmt.

Wer die Lusiade mit poetischer Treue übersetzen will, muss nicht vergessen, dass dieses bewundernswürdige, ausserhalb seines Vaterlandes unverantwortlich verkannte Werk des Genies gerade zu der Zeit entstand, als die malerischen Formen der italienischen Poesie zugleich mit der italienischen Eleganz des Ausdrucks in Portugall und Spanien zuerst Eingang fanden, und den altromantischen Nationalstyl in beyden Ländern, zwar nicht verdrängten, aber auffallend modernisirten. Camoens ist ein portugiesischer Classiker, weil es ihm gelang, ohne Zwang und Affectation in der natürlichen Ausströmung der Fülle seines Genies, die altromantische Sprache der Treuherzigkeit, die zugleich die Sprache seines eigenen, altromantisch schwärmenden Herzens war, mit den moderneren Formen und Wendungen nach den italienischen Mustern so zu mischen, dass alle folgenden Dichter seines Vaterlandes ihn nachahmen konnten, ohne sich *alterthümlich* zu gebehrden. Daher auch bey aller innigen und fast naiven Feierlichkeit seiner Manier die reitzendste Leichtigkeit des Styls, ausser in den Stellen, wo er, von einem altväterischen Pedantismus überschlichen, seine Gelehrsamkeit, zum Beyspiel in mythologischen Bildern, glänzen lassen will. Wer einen solchen Dichter nach den Grundsätzen der Schlegelischen und Tieckischen Schule übersetzt, das heisst, sich mit Fleisse recht alterthümlich gebehrdet, damit die Uebersetzung nicht unpoetisch werde, der wird auch dem Fehler der Schwerfälligkeit nicht entgehen. Um, wie die Herren Kuhn und Winkler in der Vorrede sagen, das Ganze der Uebersetzung mehr *antik* (alterthümlich, oder altväterisch, nicht antik im üblichen Sinne des Worts), als *gekünstelt-modern* zu halten, wird er *gekünstelt-alt* erscheinen; und

nie erschien ein Dichter weniger, als Camoens, auf diese Weise, weder seinem eigenen Jahrhunderte, noch den folgenden Zeitaltern in seinem Vaterlande. Aber die Herren Kuhn und Winkler freuen sich, laut der Vorrede, über die Uebereinstimmung ihrer Arbeit mit dem falschen Vorbilde einer Uebersetzung der Lusiade, das vor einigen Jahren Hr. August Wilhelm Schlegel als Probestuck in seinen „*Blumensträussen*" lieferte, nachdem er schulgerecht nach Grundsätzen einer neuen *Romantik* seine eigenen Talente zu missbrauchen angefangen, um aus einem vortrefflichen Uebersetzer ein sehr schlechter zu werden. Gern wollen wir glauben, was in der Vorrede versichert wird, dass schon ein grosser Theil dieser Arbeit vollendet gewesen, als jenes Probestuck erschien; aber die Uebereinstimmung beyder Arbeiten in den wesentlichen Fehlern bleibt darum doch dieselbe. Camoens, mit steif erkünstelter Alterthümlichkeit überladen, ist der wahre Camoens nicht, wenn auch übrigens sein Geist und Charakter in der Nachbildung getroffen seyn sollte. Diess dürfen wir ohne Bedenken gegen die ganze Uebersetzung erinnern, ohne das Gesetz einer *Kritik ohne Bitterkeit*, von welchem die Uebersetzer in der Vorrede sprechen, zu übertreten. Welcher rechtliche Tadler könnte bitter gegen Männer werden, die mit so redlichem Fleisse und warmer Liebe gearbeitet haben? Zeitverschwendung wäre es auch, noch einmal die Frage aufzuwerfen, ob der vom Hrn. A. W. Schlegel zuerst gelehrte und ausgeübte Grundsatz, dass eine musterhafte Nachbildung der italienischen Octave im Deutschen nur *weibliche* Reime zulasse, dem Geiste der deutschen Sprache angemessen ist. An der Arbeit der Herren Kuhn und Winkler bemerkt man wenigstens nicht, dass ihnen die strenge Befolgung dieses Gesetzes einen drückenden Zwang auferlegt, oder, dass der Mangel an Leichtigkeit in ihrer Nachbildung des Originals seinen Grund in den weiblichen Reimen habe. Manche Stanze ist ihnen vortrefflich gelungen; und die ganze Arbeit macht den beyden vereinigten Uebersetzern besonders dadurch Ehre, dass sie ihr Original mit gebührender Ehrerbietung behandelt, es nicht willkührlich zu verschönern gesucht, und es überhaupt mit der poetischen, nicht prosaischen, Treue zu erreichen gesucht haben, welche die erste Pflicht eines Jeden ist, wer Dichter übersetzen will. Ein Gleiches lässt sich in keiner Hinsicht von der Arbeit des Hrn. Heise rühmen. Dieser Uebersetzer hat mit der Urschrift fast eben so willkührlich gespielt, wie vor mehrern Jahren der Hr. v. Seckendorf, der auch einmal zur Probe Einiges aus der Lusiade nicht sowohl übersetzte, als in einer, dem Camoens ganz fremden, Manier bearbeitete. Dass sich Hr. Heise nicht an weibliche Reime gebunden hat, wollen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen. Auch ist zu loben, dass er den feyerlich und ernsthaft einherschreitenden Camoens nicht, wie der Hr. v. Seckendorf, in daktylischen Versen vor dem Publicum hat tanzen lassen. Aber der ganze Ton der Uebersetzung der Lusiade von Hrn. Heise ist nicht der Ton des Camoens. Um die Leichtigkeit des Originals nicht zu verfehlen, hat er sich überdiess oft ganz und gar, von dem wörtlichen Sinne des Textes abzugehen, und anstatt des Camoens sich selbst reden zu lassen erlaubt. Sein Werk empfiehlt sich zu einer unterhaltenden Lectüre; aber von der echten Lusiade gibt es fast nichts getreu wieder, als die Erfindung.

Die grosse Verschiedenheit des Geistes beyder Uebersetzungen kündigt sich schon in der ersten Stanze an, die im Original so lautet:

As armas e os varões assinalados
Que da occidental praga Lusitana
Por mares nunca d'antes navegados
Passarão ainda alem da Taprobana,
Que em perigos e guerras esforçados,
Mais do que permittia a força humana,
Entre gente remota edificarão
Nove regno, que tanto sublimarão.

Nach einer *wörtlichen* Uebersetzung ist der Sinn dieser: *Die Waffen und die glorreichen Männer, die vom westlichen Lusitanischen Gestade durch nie zuvor durchschiffte Meere noch weiter, als zum Taprobane, vordrangen, die, in Gefahren und Kriegen gewaltig, mit mehr als menschlicher Stärke, unter fernen Völkern ein neues Reich gründeten, das sie zu solcher Hoheit erhoben.*

Das zu diesen Worten gehörige Zeitwort, *Ich singe*, folgt erst in der zweyten Strophe. Die erste heisst nun bey den Herren Kuhn und Winkler so:

Die Waffen und die Helden hoher Thaten,
Die, schiffend aus den schönen Abendlanden
Der Lusitanen, hinter Taprobana's Staaten
Noch unbeschiffte neue Meere fanden;
Sie, die in Fahr und Kämpfen so berathen,
Dass sie auf wilder Völker fernen Stranden
Ein neues Reich gestiftet, hoch zu prangen,
Wie das sich kaum je Menschen unterfangen.

Hier hört man doch noch die Stimme des Camoens, und ohne verkehrte Alterthümlichkeit. Die pretiösen Phrasen *Helden hoher Thaten* und *Taprobana's Staaten*, von denen Camoens nichts weiss, hat der Vers gemacht. Herr Heise übersetzt dagegen:

Der Waffen Zug, bekrönt mit hohen Thaten,
Vom Sonnenuntergang, aus Lusus Flur,
Durch jenes Meer, von Menschen nie errathen,
In Ceylons milder hauchende Natur,
Gefahr verachtend, jedes Unglücks Saaten
— So kämpften einst der Götter Söhne nur! —
Des Reiches Glanz, das jung, in fernen Auen,
Der Helden Macht und Sieg dem Ruhm vertrauen.

Doch diese erste Stanze ist eine der schlechtesten in der ganzen Arbeit von Hrn. Heise. Nach ihrer Steif-

Digitized by Google

heit zu urtheilen, sollte man auch die Leichtigkeit, die ein Vorzug des grössten Theils dieser Uebersetzung ist, nicht erwarten.

Wir wollen noch einige Stellen zur Vergleichung ausheben. Im dritten Gesange fängt die 108te Strophe bey den Herren Kuhn und Winkler so an:

Und, wo des Reichs Paniere herrlich wallen,
Die prangend ihn und königlich umgeben,
Will hoch empor im weiten Haar von Allen
Alphons, der Mächtige, das Haupt erheben.

Er *will* das Haupt erheben? Warum *will* er denn nur? Im Portugiesischen steht: *No meyo se sublima* (er richtet sich mitten unter ihnen empor), und noch einmal mit verdoppelter Kraft: *Leva o collo levantado* (er hebt seinen erhabenen Nacken). Aber die altväterische Phrase, *Er will*, kommt in Verbindungen, wie diese, freylich alle Augenblicke bey den Meistern vor, denen diese Uebersetzer folgen. In der folgenden Strophe sagt Camoens von den Zurüstungen zu einer Schlacht:

Não ha peyto tam alto e tam potente,
Que de desconfiança não se afronte.

Diess übersetzen die Herren Kuhn und Winkler:

Es wird kein Herz so keck und stolz erfunden,
Dass es vor Bangigkeit sich mag bewahren.

Es wird *erfunden*? Es *mag* sich bewahren? Wo ist denn im Original eine Spur von altväterischer Diction? Hr. Heise übersetzt die erste Stelle:

Alfonso ragt in ihrer Mitt' empor,
Den Kron' und Zepter hoch vor Allen schmücken.
Durch Würde strahlt er schöner noch hervor u. s. w.

Und in der zweyten Stelle lässt er den Dichter gerade das Gegentheil von dem sagen, was er wirklich sagt. Bey Camoens zittern auch die Muthigsten; bey Hrn. Heise:

Da schlägt kein Herz, von niedrer Furcht verleitet.

Am schlimmsten ist es sowohl Hrn. Heise, als den Herren Kuhn und Winkler ergangen, wo sie die *Grazie* des Camoens nachzubilden suchen mussten, wenn sie sie empfanden. Jeder, wer die Lusiade in der Urschrift gelesen hat, bewundert mit den Portugiesen die reitzende Stelle in der Beschreibung des Todes der Ines de Castro.

Estavas, linda Ines, posta em sossego,
De teus annos colhendo o doce fruto,
Na quello engano da alma, ledo e cego,
Que a Fortuna não deixa durar muito.
Nos saudosos campos do Mondego,
De teus fermosos olhos nunca enxuto,
Aos montes ensinando e às ervinhas
O nome que no peyto escrito tinhas.

In dieser Stanze vereinigt sich die höchste Zartheit des Gefühls mit der höchsten Anmuth und Leichtigkeit des Ausdrucks. Von Alterthümlichkeit ist wieder keine Spur da. Die Herren Kuhn und Winkler übersetzen:

Von Ruhe, holde Ines, wild umfangen,
Brach deine Hand der Jahre schöne Blüte,
Und frohe, heitre Täuschungen umschlangen,
Bald dem Geschick zu weichen, das Gemüthe;
Den Bergen nur vertrauend das Verlangen
Nach ihm, dess Nahme dir im Herzen glühte,
In des Mondego blumenreichen Auen,
Wo noch die Augen nicht von Thränen thauen.

Von Täuschungen, die *das Gemüthe umschlangen*, weiss Camoens nichts. Die ganze Stelle heisst, wörtlich übersetzt, so:

Da lebtest du, holde Ines, in Frieden, pflückend die süsse Frucht deiner Jahre, in jener Täuschung der Seele, der glücklichen, blinden Täuschung, der das Geschick nur kurze Dauer gestattet. Auf den reichen Gefilden des Mondego, der jetzt von deinen schönen Augen (von den Thränen deiner Augen) *nie versiegt, lehrtest du die Berge und die Kräuter den Namen, den du in deiner Brust geschrieben trugest.*

Welch ein Abstand zwischen dieser hohen Simplicität, die selbst durch die Uebersetzung in trockener Prosa durchschimmert, und den geschnörkelten Phrasen jener metrischen Uebersetzung! Aber ganz unleidlich ist, mit dem Originale verglichen, diese Stanze bey Hrn. Heise, wo sie so lautet:

Noch hatte Ruhe segnend dich erkoren,
O Ines, und der Blüten milde Zeit;
Noch willst du, im beglückten Traum verloren,
Den flüchtig nur der Jugend Loos verleiht;
Mondego's Flur, noch nicht den Schmerz geboren,
Hat zur Vertrauten sich dein Bild geweiht.
Sie horcht dem Namen, der zum Echo schwebt,
Und selig dir im treuen Busen lebt.

Denn was kann schneidender gegen die prunklose Natur des Originals abstechen, als die *Ruhe, die segnend sich die Ines erkieset*, und die *Flur, die doch nicht den Schmerz geboren*, und der *Name, der zum Echo schwebt!*

Stellen, die den Uebersetzern mehr oder weniger gelungen sind, abzuschreiben, würde doch nur wenig nützen, um das Verdienst und die Mängel beyder Uebersetzungen genau gegen einander abzuwägen, da beyde im Ganzen so verschieden sind. Der Arbeit der Herren Kuhn und Winkler aber müsste man wünschen, dass sie, ihrer Fehler ungeachtet, viele Leser im deutschen Publicum finden möchte, wenn unter jenen Fehlern nicht der ansteckende wäre, der die unechte Alterthümlichkeit unter unsern angehenden Dichtern noch beliebter machen kann, als sie es unglücklicherweise schon ist. Einen Dichter, wie Camoens, genau kennen zu lernen, lohnt es sich

Digitized by Google

freylich auch der Mühe, Portugiesisch zu lernen. Aber selbst durch eine unvollkommene Uebersetzung der Lusiade, wenn sie nur den Geist und Charakter des Originals einigermassen trifft, kann das Gefühl für das Wesen der Poesie, besonders in der Seele des Deutschen, der für die verschiedensten Formen des Schönen empfänglich ist, mehr geweckt, gestärkt und erhöhet werden, als durch viele andere Gedichte, die der kalten Kritik weniger Blössen geben, als die sonderbare, keinesweges weder im Ganzen musterhafte, noch im Einzelnen sich selbst gleiche, aber in ihrer Art einzige, und mit allen ihren Fehlern bewundernswürdige und wahrhaft poetische Lusiade.

ARZNEYKUNDE.

Handbuch für den angehenden Feldarzt, mit besonderer Rücksicht auf Russland. Von *Jakob Vannoti*, D. u. Adjunct. bey der russ. kais. Universität zu Charkow. Riga, bey Hartmann. 1807. 8. XVI. u. 270 S. 2 Tabell. (1 Thlr. 6 gr.)

Ob Hr. Vannoti den mehrsten Feldärzten mit diesem Handbuch ein sehr angenehmes Geschenk wird gemacht haben, vermag Rec. nicht geradehin zu bejahen. Zwar, wer suchet, der findet: und wenn der angehende Feldarzt nur zu suchen versteht, d. h. wenn er mit den nöthigen allgemeinen medicinisch-praktischen Kenntnissen versehen, gehörig ausgerüstet ist mit pathologisch-therapeutischen Grundsätzen, wenn er ausser seiner Pathologie und Therapie auch die Heilmittellehre und die Chirurgie gehörig inne hat, wenn er eine Krankheit zu beurtheilen und zu behandeln, ein Recept abzufassen versteht; dann findet er in diesem Werkchen, was ihm — der durch diese Bildung für jeden ärztlichen Beruf taugt — seine Bildung zum Feldarzt erleichtert. Das findet man in diesem Werkchen vollständig und gedrängt beysammen. Es ist kein medicinisch-praktisches Handbuch, wie die Werke der Hamilton, Ackermann, Hecker u. A., sondern eine Anleitung zur Anwendung diätetischer Regeln und ätiologischer Lehren auf den Soldatenstand, und besonders eine ausführliche Anweisung zur Einrichtung der Feldspitäler. Diese macht die zweyte Abtheilung des Buches aus. Rec. gibt ihr den Vorzug vor der ersten, die ihm nach einem unsichern, schwankenden, nicht genau genug abgesteckten Gesichtspunkt gearbeitet zu seyn scheint, oft zu wenig Kenntniss beym Leser voraussetzt, zu grosse Detail enthält, und zu viel aus der Physik und allgemeinen Aetiologie schöpft, Dinge, die man als Vorkenntnisse bey jedem Arzte voraussetzen muss. Auf Russland ist allerdings überall Rücksicht genommen worden, so viel diess nöthig oder möglich war. Welche Krankheiten der Soldaten durch Nationaleigenheiten, Klima etc. etc. begünstigt werden, welche Einrichtungen für den medicinischen Theil des russischen Kriegswesens getroffen sind etc. etc., findet man in der Kürze angedeutet. Dadurch wird aber die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Werkchens nicht in so enge Gränzen eingeschlossen, dass sie sich nur auf russische Feldärzte beschränkten: öfters sind auch die preussischen, östreichischen, französischen Medicinaleinrichtungen bey den Armeen angezeigt, überall der Soldatenstand überhaupt berücksichtigt und das Buch also für alle geeignet, die deutsch verstehen und sich unterrichten wollen. — Wir werden in die Inhaltsanzeige einige Stellen aus dem Buche einflechten, die uns interessant zu seyn schienen. *Erster Theil. Gesundheitserhaltungskunde des Soldaten, sowohl zur Zeit des Friedens, als des Krieges. Einleitung. Aerztliche Visitirung der Rekruten*, um die Tauglichkeit derselben zum Soldatenstande zu bestimmen und hiebey nothwendiges Verfahren. Vollständig. Russland hat vortreffliche Institute . . . Erziehungshäuser für die Kinder gemeiner Soldaten. 1722 wurde die erste Garnisonschule in Petersburg angelegt, und Paul I. gründete im ersten Jahre seiner Regierung das St. Petersburgische Militärwaisenhaus für 1100 Kinder, dem neun andere militärische Erziehungshäuser in verschiedenen Städten des russischen Reichs untergeordnet sind. Alle diese Häuser haben hinreichende Fonds. Alle Soldatenkinder männlichen Geschlechts, die während der Dienstzeit ihrer Väter geboren sind, werden in diesen Häusern aufgenommen, gewöhnlich im achten Jahre, doch im Waisenhause noch früher. Bis zum achten Jahre werden sie einem verheiratheten zuverlässigen Soldaten gegen eine bestimmte Entschädigung an Victualien übergeben. Der Compagniechef wacht über die gute Erziehung dieser Kinder. Der Pflegevater erhält, wenn er seine Schuldigkeit erfüllt, eine Belohnung. Im 18ten Jahre treten diese Knaben in den Dienst. So werden 16400 Soldatensöhne von der Krone unterhalten, die für Wohnung, Kleidung, Unterricht und Bedürfnisse aller Art jährlich 500,076 Rubel ausgibt. — *Erste Abtheilung. Von Erhaltung der Gesundheit d. S. in Friedenszeiten. Cap.* 1. *Wohnung des Soldaten.* Kasernen sind in Russland noch sehr selten. 2) *Lagerstätte.* Der russische Soldat, beym Bürger und Bauer, hat meistens kein Lager, sondern schläft auf der Bank oder dem Fussboden. 3) *Kleidung.* 4) *Nahrung.* Der Vf. empfiehlt die beym östreichischen Militär gewöhnliche Einrichtung. Ueber die Prüfung des Wassers. Ausführlich. Aus Georgi ist eine Anzeige der gemeinsten Trinkwasser des russischen Reichs beygefügt. Bier, Wein und Brandwein wird ausführlich zu prüfen gelehrt. So allgemein beliebt unter dem gemeinen Mann in Russland der Brandwein ist, so überschreitet der russische Soldat das Mass verhältnissmässig nicht mehr, als jeder andere Soldat. 5) *Lediger Stand.* Der Vf. ist für das Heirathen der Soldaten, hat aber alle Gegengründe nicht genau erwogen, noch weniger beseitigt. Dienstverrichtungen und Beschäftigungen. Die Soldaten sollten nicht müssig gehen in Friedenszeiten, sondern, wie bey den Römern, für den

Digitized by Google

Staat arbeiten, Strassen bauen etc. etc. Diese Vorschläge werden die Compagniechefs schwerlich billigen, und würden sie ausgeführt, welche Wohlthat für den Staat und für den jetzt so sehr bedrückten Bürger und Landmann. Aber wie oft wurden diese frommen Wünsche schon laut! drangen sie wohl in das Herz, nur in das Ohr eines Fürsten, eines Staatsmannes, der zu helfen Gewalt und Lust hatte? — *Gewohnheiten und Ausschweifungen.* S. 62. Vom häufigen Gebrauch der Bäder in Russland und dessen wohlthätigen Folgen. Der Soldat ist sehr daran gewöhnt, und vermisst sie ausserhalb des Vaterlandes ungern. 6) *Folgen der soldatischen Lebensart auf Ungewohnte.* 7) *Allgem. Bemerkungen über einige Pflichten des Militärarzts.* Von den Maroden und Kranken. — *Zweyte Abtheilung.* S. 77 ff. *Vom Zustande d. S. in Kriegszeiten, und wie dem Erkranken desselben vorzubauen.* Cap. 1. *Atmosphäre* und ihre Einwirkung; Bestandtheile und Zusammensetzung ders., wesentliche physische Eigenschaften, Schwere, Elasticität, zufällige phys. Eigensch., Temperatur, Licht, Trockenheit, Feuchtigkeit, Electricität, Winde: Werkzeuge und Methode zur Untersuchung und Prüfung. In diesem Capitel sind offenbar zu viele Nebendinge abgehandelt, oder vielmehr, diese Sachen sind zu ausführlich behandelt; denn sie sollen jedem Arzte im ersten Jahre seines Studierens bekannt werden. Doch das schwache Gedächtniss bedarf so oft einer Stütze. Die repetitio ist die mater studiorum; der Vf. schreibt so gedrängt, dass man ihm die Abschweifung am Ende gern nachsieht. 2) *Ueber die mathematisch-physischen Klimata des russischen* Reichs, nach Storch und Georgi. 3) *Einwirkung der Atmosphäre auf die Gesundheit des Soldaten insbesondere.* 4) *Nahrung im Felde.* 5) *Beschwerden und Mühseligkeiten.* 6) *Gemuthsbewegungen.* Einfluss der Jahreszeiten. 7) *Kantonirungen* und *Winterquartiere.* — *Zweyter Theil.* S. 155. *Allgemeine Fürsorge für den kranken und verwundeten Soldaten, um ihn auf die sicherste* etc. Art zu heilen. In sieben Capiteln wird alles abgehandelt, was auf die Einrichtung des Feldspitalwesens Beziehung hat. 8) *Einiges über die russischen Militärspitäler und über den gegenwärtigen Etat der Medicinalbeamten bey den Armeen.* St. Petersburg hat vier Spitäler, für die Garden, Artillerie, für die Garnison (zu 2000 im Sommer, zu 3000 im Winter), für die Matrosen, das jährlich gegen 6000 Mann aufnimmt. Jeder Mann kostet im letzten, ohne Wäsche, Holz, Licht, Bedienung und Wohnung, täglich 18 bis 24 Kopeken. Die Sterblichkeit ist sehr gering, von 100 Mann der 27ste, wie sich der Vf. undeutlich ausdrückt. Ausserdem werden noch acht See- und neun Landspitäler genannt, die sämmtlich gut eingerichtet seyn sollen. Der Medicinalbeamten gibt es bey der russischen Armee weniger, als bey andern: vorzüglich ist das Heer der Compagniefeldscheere nicht so sehr gross. Z. E. bey jedem der 61 Garnison-Bataillons ist dem Feldetat, und der 40 Bataillons auf dem innern Etat sind nur ein Chirurg und ein Feldscheer. Die Summen aller Medicinalpersonen, eingeschlossen die Feldscheers und Kanzleypers. ist — 1574 bey der Landarmee, und — 826 bey der Seearmee. Der Generalstaabs-Doctor erhält jährlich 3000, der Generalstaabs-Chirurgus jährlich 1500 Rubel. Eben so viel jeder Spitalarzt etc. etc. Der Generalstaabs-Doctor hat den Rang eines Generalmajors, der Gen. St. Chirurg den eines Brigadiers, die Inspectoren u. Doctoren haben den Rang eines Obristen, die Ober-Chirurgen den eines Obristlieutenants, die ältern Chirurgen erster Classe den eines Premiermajors, die jüngern Chirurgen erster Classe mit 500 Rubel Gehalt den eines Oberlieutenants, die jüngern zweyter Classe mit 400 R. den Rang eines Unterlieutenants etc. etc. — 9) *Von den Gestorbenen, der Invalidirung und den Krankentransporten.*

Der Arzt als Naturforscher oder medicinische und naturhistorische Beobachtungen von Joh. Eman. Gilibert, ehemaligen Arzt des grossen Spitals zu Lyon etc. *Mit einer Vorrede von Joh. Jacob Römer.* Aus dem Franz. Nürnberg bey Raspe 1807. VIII. 264 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Die Vorrede, deren besondre Erwähnung geschieht, beträgt nur zwey Seiten, und rechtfertigt die unternommene Uebersetzung, gibt den Titel des Originals und einige Auslassungen an, die zweckmässig zu seyn schienen. Das Original trat bereits 1800 zu Lyon ans Licht, auf 82 und 340 S. in 8. unter dem Titel: Le médecin naturaliste, ou observations de Médecine et d'histoire naturelle. Er ist zweydeutig. Als Rec. vor einigen Jahren das Original in die Hand nahm, verstand er ihn nicht so, wie ihn der Titel der Uebersetzung fasst, sondern bezog ihn auf des Verf. übergrosse Vorliebe zu einer aus Respect für die natura medicatrix, zögernden, möglichst arzneylosen Curmethode. Doch darüber werde nicht gerechtet. Wer die adversaria medico-practica prima, Lugdun. 1791. 8. deutsch von Hebenstreit Leipzig 1792. 8. und aus diesen den Verfasser kennt, weiss im Voraus, was er hier zu suchen hat, und erwartet eine Sammlung einfach und schlicht erzählter Beobachtungen, die einen feinen Tact des Verfassers, einen so recht reinen und echten praktischen Geist verrathen, der sich vorzüglich in der Schule der Alten gebildet, ihre ganze Manier zu sehen, zu beobachten, zu beurtheilen, zu handeln, zu schildern, zu beschreiben, sich anzueignen bestrebt hat, auch in seinen Bestrebungen nicht unglücklich gewesen ist. Ob man mit diesen kurzen Schilderungen überall zurecht kommen könne, und ob eine etwas ausführlichere Behandlung der Krankheitsgeschichten, die ausser dem Namen und ganz besondern Zufällen, mehr ein lebendiges Bild des gesammten Krankheitszustandes auszuprägen sucht, nicht mehr Gewinn gebe, kann hier nicht weitläufig untersucht werden. Gewiss ists, dass die Methode des Vfs. nicht für viele geniessbar ist, dass

Digitized by Google

seine Erzählungen, seine kurzen, gedrängten Schilderungen, wo sie nützen sollen, viel Gelehrsamkeit, noch mehr Erfahrung, und vorzüglich einen recht durchgearbeiteten, und des Selbstarbeitens gewohnten Kopf erfordern; aber Leser dieser Art werden sich auch beym Verf. erfreuen und bey dem unbefangenen Beobachter recht viel lernen. Selbst jüngere Aerzte werden durch das wiederholte Lesen solcher Werke mit demjenigen vertraut, was als das Wichtigste für die Beobachtung am Krankenbette angesehen werden kann, mit demjenigen, was das Auge des practischen Arztes zuerst und am mehrsten fesseln muss. — Der Uebersetzer hat bisher, wie es scheint, auch treu übersetzt und einige botanische Abhandlungen mit Fug weggelassen. — Die *Einleitung* enthält auf 64 Seiten *Auszüge* und *Anzeigen von den Schriften Sydenhams, Mortons* und *Chienos*. Den letzten hypothesensüchtigen Landsmann züchtigt der Vf. derb, beyden Engländern zollt er Lob und Beyfall. Hin und wieder sind eigne Beobachtungen, Bestätigungen, Widerlegungen in wenig Worten eingeschoben. Der Verf. verspricht ähnliche Auszüge aus den Schriften der ältern bessern Praktiker. — S. 64. *Witterung und Krankheiten zu Lyon* 1797, Julius - Decemb. Die Katzenseuche herrschte im Octobr. und Novembr. Im letzten Monat verbreiteten sich die Rötheln mehr als je. Eine genaue Beschreibung der Krankheit vermisst man, der Verf. unterscheidet sie aber von den Masern, von welchen späterhin die Rede ist. — S. 72. *Witterung und Krankheiten im Winter und Frühjahr* 1798. Im Januar herrschte im Spital ein Kindbettfieber. Von 20 blieb nur eine Frau am Leben: als man aber die Kranken, aus dem in der Nähe von Sümpfen gelegenen Saale in einen bessern brachte und sie die Kinder stillen liess, ging es besser. Alle klagten über die heftigsten Schmerzen im Unterleibe. In mehrern Leichen fand man Brandschorfe am Fruchthälter, fast in allen eine eiterartige milchigte Materie, welche die Eingeweide überzog und in ihren Zwischenräumen lag. — S. 89. *Klinische Anmerkungen* über die Jahre 1784 u. 1785. Vielleicht mehrere hundert Krankheitsgeschichten. Gegen den Stuhlzwang bey der Ruhr liess der Verf. einen Aufguss der Kornblumen mit Nutzen nehmen. — An einem dreyssigjährigen Mann war weder Ruthe, noch Hoden und Hodensack zu sehen, alles glatt weg, bis auf einen etwa sechs Linien langen, mit einigen Härchen umkränzten Knopf, aus dem der Harn floss. Man sah keine Narbe und der Mensch hatte fast keinen Bart. Er erzählte, ein Schwein habe ihm, als ein Kind in der Wiege, alle Geburtsglieder weggebissen. — S. 152. *Witterung und Krankheiten zu Lyon* 1788. — S. 160. *Zu Grodno beobachtete Krankheiten* 1775—1781. Nicht einzelne Krankheitsgeschichten, die man aus dieser Zeit und von diesem Orte in den adversar. m. pr. prim. findet, sondern mehr abgezogne Resultate über verschiedne Fieber, Pocken, Masern, Pest, Rose, Seitenstich, Rheumatism. Sehr lehrreich. — S. 209. *Naturhistorische Abhandlungen. Lyons Naturkundiger:* — *Ueber den Nahrungsstoff in den um Lyon wachsenden, fürs Vieh vorzüglich nutzbaren Pflanzen;* — *Ueber die Wanderungen einiger Pflanzen aus Süden nach Lyon.* Sie scheinen uns weniger befriedigend zu seyn, als der medicinische Theil des Werks, dessen Studium wir empfehlen.

Ueber die falsche Beurtheilung des Arztes vom Nichtarzt. Ein Wort zu seiner Zeit von D. *Breinersdorf*, ausübenden Arzte zu Breslau etc. Breslau und Leipzig, bey W. G. Korn 1807. 11 ½ Bog. in 8. (12 gr.)

Den neuen Gesichtspunkt, aus dem der Vf. nach der Vorrede, den Gegenstand betrachtet haben will, ist Rec. nicht im Stande gewesen, zu entdecken. Der Vf. stellt die Gründe auf, die theils aus dem Wesen der Kunst selbst, theils aus den individuellen menschlichen Eigenthümlichkeiten und den Verhältnissen der Nichtärzte fliessen, und die dem Layen die Beurtheilung des Heilkünstlers unmöglich machen und ihn darin immer irre führen müssen. Dass er die schiefen Ansichten, die falschen Begriffe, welche dem nichtärztlichen Urtheil zum Grunde liegen, gleich in ihrer ersten Quelle aufzudecken strebt, und zuerst von Egoismus, Anmassung und Eitelkeit spricht, um den Einfluss dieser Untugenden auf die Ansichten der Nichtärzte darzustellen, gibt dem Ganzen nur den Schein einer gründlichen, wahrhaft philosophischen Behandlung. Man vermisst eben so sehr logische Anordnung, als erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, sieht sich durch die breite Redseligkeit des Verf., durch die häufigen Wiederholungen der nie bedeutungsvollen Gedanken, immer im Lesen unterbrochen, und kehrt nur ungern zurück, weil man muss. Wenn wir an dem Inhalt selbst wenig und fast nichts auszusetzen, nur davon zu bekennen haben, dass er ganz gemein, alltäglich, trivial, schon längst bekannt ist, so missfällt die Darstellung desto mehr. Wir möchten sie mit einem Tagebuche vergleichen, das man niederschreibt, um zu wissen, was man in Monatsfrist über denselben Gegenstand, bey täglich auf ihn erneuerter Aufmerksamkeit dachte, und wie oft dabey sich *Eine* Seite desselben vorzüglich aufdrängte. Ueber die ärztlichen Schriften für Nichtärzte ergeht ein scharfes, aber nach Rec. Ueberzeugung völlig gerechtes Urtheil. Man kann solchen Verfassern nicht oft und nicht streng genug vorhalten, wie verderblich ihre Producte den Kranken, welch eine Quaal sie für die Aerzte sind. Das Urtheil des Verf. über das Verhältniss der jüngern Aerzte zu den ältern, im Betreff der praktischen Geschicklichkeiten; noch mehr aber der Ausspruch S. 65, zu Gunsten der Naturphilosophen, denen Competenz im Urtheil über die Technik des Praktikers zugetheilt wird, wären noch zu berichtigen, wenn wir der Anzeige einer so kleinen und so wenig bedeutenden Schrift, mehrern Raum schenken dürften.

UNTERRICHTSKUNDE.

1. *Sprach*- und *Verstandes-Uebungen* auf Täfelchen: als Vorbereitung zum zusammenhängenden schriftlichen Gedankenvortrag (Gedankenvorträge). Für Lehrer, die mehrere Schüler zu einer (und derselben) Zeit beschäftigen sollen. Erste Sammlung, 150 Aufgaben für Anfänger und Geübtere enthaltend. Leipzig, b. Steinacker (1807). Zehn Bog. Schreibpapier, von denen neune nur auf einer Seite bedruckt sind. (12. gr.)

„Dass vor dem zusammenhängenden schriftlichen Gedankenvortrage bey der Jugend eine Stufenfolge vielfacher Uebungen, die sich theils auf Sprachrichtigkeit und Rechtschreibung, theils auf eigentliche sogenannte Bildung des Verstandes und Schärfung der Urtheilskraft beziehen, vorhergehen müssen (!), ist jetzt so allgemein anerkannt (,) und wird *gewiss* auch so *durchgängig befolgt* (?), dass es wohl schwerlich noch eine bedeutende Schul- und Erziehungsanstalt, oder irgend einen Privatunterricht geben wird, der den Namen Unterricht wirklich verdient, *wo* nicht wöchentlich einige Stunden zu diesen unentbehrlichen Uebungen ausgesetzt seyn sollten.“ Diesen ersten, aber noch nicht längsten Perioden der unüberschriebenen Vorerinnerungen würden wir nicht wiederholen, wenn er nicht sogleich beweisen könnte, dass und in wie fern wir die Schreibart des Vorredners nicht mit Unrecht für schwerfällig und minder ausgebildet halten mussten. Uebrigens zeugen die vorläufigen Bemerkungen unsers Vfs. von wohl benutzten Erfahrungen und nicht weniger Belesenheit in dem angedeuteten Lehrfache. Dennoch scheint er die „*fehlerhaften Schemata*“ von *Politz* (Lpz. 1801), die *Vorschriften zu Verständiger Erlernung der deutschen Rechtschreibung* von *Danz*, deren veränderte Fortsetzung wir nachher anzeigen werden, und *Meyers Neues Uebungs-Magazin*, welches Rec., im CXIX. St. des vorigen Jahrgangs dieser Lit. Zeit. beurtheilte, nicht gekannt zu haben. Sonst hätte er seine kleinen nützlichen Aufgabe-Tafeln nicht „etwas in ihrer Art noch nicht vorhanden gewesenes“ nennen oder auf der vorhergehenden 8ten Seite der *Form* nach für etwas Neues halten können. Dass die meisten Aufgaben selbst nicht ganz neu, sondern aus bekannten vorzüglicheren Hülfsbüchern von *Dolz*, *Götze*, *Löhr*, *Möller*, *Plato*, *Reinhardt*, J. G., *Thieme*, *Vollbeding*, *Wilmsen*, dessen Anleitungen zu zweckmässigen deutschen Sprachübungen vorzüglich benutzt wurden, und C. Ch. G. *Zerrenner* entlehnt sind, hat der Abfasser gebührend angezeigt. Gewiss hat er von diesen Achtungswürdigen, wegen solcher Entlehnungen oder Benutzungen keine Vorwürfe zu besorgen. Wahrscheinlich werden ihm vielmehr einige von diesen Vorgängern, mit vielen andern Haus- und Schullehrern, für die Besorgung seiner brauchbaren mühe und zeitersparenden Hülfstäfelchen danken. Ihre Wahl und Folge schien uns nur wenige Wünsche minder befriedigt zu lassen. Die Zahl der eigentlich grammatischen Aufgaben oder Wiederholungen mochte wohl zuvörderst vergrössert werden; wozu dem Herausgeber besonders die „*Einleitung* oder *Vorbereitungslehre* zu jedem grammatischen Unterrichte von Theod. *Heinsius* etc. (zweyte verb. und verm. Aufl. Berlin 1805) veranlasst haben könnte. Sodann vermisste Rec. anfänglich gemessneres Aufsteigen von sinnlichen Gegenständen zu übersinnlichen und bisweilen schicklichere Zusammenstellung. Hätten nicht z. B. der 14ten Aufgabe: „Naturproducte zu nennen“ in Nr. 15. Anfangsbuchstaben einiger Kunsterzeugnisse, lieber als sittlich guter Eigenschaften, folgen sollen? —

Ist es, in Nr. 21—23. nicht zu viel gefordert: „*Alles* aufzusuchen, was sich von Sonne, Hund, Luft und 15 andern Gegenständen angeben lässt? —

Für unterhaltende Mannichfaltigkeit der Uebungen, so wie für lichten und richtigen Druck ist hinreichend gesorgt. Zu glücklicher Veranstaltung und zweckmässiger Bearbeitung einer zweyten Sammlung, wozu Rec. den fleissigen und bescheidenen Ungenannten ermuntern darf, möchte wohl auch *Schallers Magazin für Verstandesübungen* benutzt werden.

2. *Vorschriften* und *Aufgaben zu allerley schriftlichen Aufsätzen* von D. J. T. L. *Danz*, Rector der Stadtschule zu Jena. Der Vorschriften zur Erlernung der deutschen Rechtschreibung zweyter Theil. Berlin 1807, bey den Gebrudern Gädicke, 7½ Bg., ebenfalls nur einseitig bedrucktes Schreibpapier. (9 gr.)

Dass auch diese Darbietung von einem so bewährten Schulmanne und Schriftsteller, wie Herr Rect. D., brauchbar sey, bedarf wohl keines weitern Beweises. Von den vorerwähnten Hülfstafeln unterscheiden sich diese Fortsetzungen ähnlicher orthographischer Vorlegeblätter vorzüglich dadurch, dass sie nicht nur Aufgaben, sondern auch, der Ueberschrift gemäss, viele Formulare bürgerlicher Verträge, Dienstgesuche, Quittungen, Schuldscheine, Wechsel, Anzeigen, Bitten, Anfragen, Berichtigungen u. dergl. enthalten. Eben dadurch dürften sie wohl manchen minder schriftkundigen Landschullehrern besonders willkommen seyn. Auch geschicktere Haus- und Bürgerschullehrer, werden diese Hülfsblätter nicht unbrauchbar finden; doch würde Rec., wenn er wählen müsste, den erstgenannten Uebungstäfelchen, in formaler Hinsicht, augenblicklich den Vorrang zuerkennen.

ZEITSCHRIFTEN FÜR DIE JUGEND.

Jugendalmanach für das Jahr 1807, herausgegeben von Diaconus *Seidel* und Doctor *Wolf* zu

Nürnberg. Mit 6 Kupfern. N—g in der Seidelschen Kunst- und Buchhandlung. 1806. X. und 102 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Von den dürren geognostischen, oder vielmehr kosmologischen Notitzen bis auf die zugegebenen Charraden hat Rec. diesen Jugend-Almanach sehr wenig anziehend, ja grösstentheils kaum mittelmässig gefunden. Ein Auszug aus *Sprengel:* „Ueber Sitten und Gebräuche der Einwohner von Otaheite," dann die Beschreibung einer kleinen Wanderung junger Leute mit ihren Lehrern im Nurnbergischen Gebiete füllen den grössten Theil dieser, in bunten Umschlag gehefteten Blätter. Dass die Wanderer einst „allenthalben voll *Koth* waren" und „einander auslachten, wenn ihre *Hinterseiten mit Brillenfiguren bemahlt* wurden" (!) hätte Hr. D. W—f ungedruckt lassen mögen. Auch konnten wir's schlechterdings nicht sinnreich finden, dass er seine jungen Helden, „*Goliath* und *Nimrod*" genannt, in der höchst alltäglichen *Schneeballenkanonade*, von einer vorubergehenden *miss*handelten Kuchenmagd in Reimen (?) „böse Stucke" schelten und weiter vermahnen liess. Kann man auch unter den Kupfern besonders mit den illuminirten Abbildungen des Steinkrebses und der braunrothen Wegschnecke, limax rufus L., zufrieden seyn; so dürfte das Ganze dennoch wohl zu minder wohlfeiler Nurnberger Waare, nach dem niedern Sinne des Ausdrucks, gerechnet werden. Wollen die Herausgeber, zufolge der Abschiedsworte des Reisebeschreibers, diesen Almanach mit Beyfall fortsetzen; so haben sie für sorgsamere Wahl, gefälligere Darstellung und richtigere Schrift zu sorgen. Denn nicht nur fieng, hieng, geitzig, schmutzig u. dergl., sondern auch Rickchen, Mäckern, Handlungskomis und Bekasine fanden wir hier für die Jugend hingeschrieben.

GESANGBUCH.

Gesänge zur Erweiterung der wahren Gottesverehrung beym vor- und nachmittägigen Gottesdienste, von *Plazidus Geyer*. Coburg bey Ahl. 1807. 146 S. in 8. (8 gr.)

Zu den Verbesserungen der kathol. Liturgie, welche seit mehrern Jahren in Deutschland Statt gefunden haben, gehört auch die Einführung, dem Geiste des Christenthums und der jetzigen Cultur mehr entsprechender, Gesangbücher. Hr. G. hat ohne Zweifel seine guten Gründe gehabt, seiner Gemeinde zu Coburg keines der vorhandenen in die Hände zu geben, sondern ein neues für dieselbe zu sammeln. Man findet in diesem zwar mehrere gute Lieder; aber auch viele, die man entweder wegen ihres, nicht genug geläuterten Inhalts, oder wegen ihrer Form wegwünscht. Leicht wären diese mit weit bessern zu ersetzen gewesen, wenn es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, einige von ihm benutzte Quellen noch häufiger zu benutzen. Bey dem kleinen Umfange des Buches kann man zwar grosse Reichhaltigkeit nicht erwarten; aber dessen ungeachtet wundert man sich nur Ein Lied, welches vor der Predigt, und nur Eins, welches nach derselben gesungen werden soll, zu finden. Auch bey der Messe vor der Wandlung verlangt Hr. G., ohne Rücksicht auf die Feste, die Wiederholung derselben Gesänge vom Ostern bis zum Advent. Dass sich zwischen den einzelnen Liedern, die sich auf die, freylich heterogenen Theile der Messe beziehen, kein Zusammenhang findet; dass man in ihnen eine gemeinschaftliche Hauptidee vermisst, diess ist ein Mangel, den die Arbeit des Hrn. G. selbst mit den bessern kath. Gesangbüchern gemein hat. Rec. kann es nicht begreifen, wie man ein so unförmliches Aggregat von dem verschiedensten Inhalte, ohne alle wechselseitige Beziehung, unter dem Namen; Messlieder, hat zusammenstellen, und noch bis jetzt beybehalten können? Hätte man absichtlich den Eindruck der Einen Strophe auf das Gemüth durch die folgenden schwächen oder verlöschen wollen, so würde jener Einrichtung der Messgesänge die Zweckmässigkeit nicht abzusprechen seyn. — Doch vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man an die Verbesserung des nun noch bestehenden kirchlichen Rituals Hand anlegen wird. Leicht werden dann auch die Mängel zu verdrängen seyn, die damit in Verbindung stehen.

LEHRBUCH DER RELIGION.

Lehrbuch der christlichen Religion. Zunächst zum Unterricht für kath. Schulen; dann für alle, die eine richtige Kenntniss der Lehre der kath. Kirche und eine kurze Uebersicht derselben brauchen und wünschen. Von *August Fischer*. Zweyte, ver. besserte Aufl. Erfurt bey Keyser 1807. LII. und 434 S. in 8. (1 Thlr.)

Die neue Auflage dieses Lehrbuches ist, bey gleicher Oekonomie des Druckes, nur 8 Seiten starker, als die vom Jahre 1802. Der Zusätze und Veränderungen in der Erstern sind daher nur wenig. Dahin gehören S. 112. ff. §. V. u. VI.; S. 352. §. VII.; S. 354. ff. §. VIII. u. IX. Aber Ephes. II, 3. stehet noch unter den Beweisen, dass alle Menschen der Erbsünde unterworfen sind; und 1 Tim. I, 1. und Tit. II, 13. unter den Beweisen der Gottheit Christi. Auch das falsche Citat Richt. XIII, 23. statt Dan. XIII, 23. findet man S. 194. wieder. — Eine weitere Anzeige dieses Werkes kann sich Rec. ersparen, da es bekannt genug, und, nach der Versicherung des Hrn. Verf. S. XXX. in der zweyten Auflage mit keinen *wesentlichen* Veränderungen ausgestattet worden ist.

Digitized by Google

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

86. *Stück, den 6. Juli* 1807.

TECHNISCHE CHEMIE.

Chemisch-technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey; oder theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Kenntniss und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffiangerberey, der Weiss- und Sämischgerberey und der Pergamentfabrikation, zur allgemeinen Verbesserung und Vervollkommnung dieser Kunstgewerbe. Auf eigene Erfahrungen gegründet, so wie nach den neuesten Entdeckungen der Chemie und Technologie bearbeitet, von *Sigismund Friedr. Hermbstädt*, königl. preuss. Geh. Rathe etc. Zweyter Theil. Im Verlag der Realschulbuchh. 1807. 8. 229 S. (1 Thlr.)

Der zweyte Theil dieses chemisch-technologischen Handbuchs erscheint etwas später, als es der Verf. versprochen hatte; aber dafür werden die Leser durch seinen Inhalt auch entschädiget. Der erste Theil dieses Buchs enthielt eine allgemeine Vorbereitung zum rationellen Studium der Gerbekunst; dieser zweyte Theil beschäftiget sich mit dem praktischen. Der Verf. liefert in demselben die Juftengerberey, die Saffiangerberey, die Corduangerberey, die Dänischledergerberey, die Alaunweissgerberey, die Fettweiss- oder Sämischgerberey, die Pergamentgerberey und die Fabrikation des ächten und unächten Chagrins; so wie die künstliche Gerbungsart mit metallischen Salzen. Hierauf folgt die Gerberproductenkunde in alphabetischer Ordnung, und als Recapitulation eine Theorie der Gerbekunst und ihrer verschiedenen Zweige, und endlich ein sehr brauchbares Sachregister über beyde Bände.

An neuen und interessanten Versuchen fehlt es dieser Schrift nicht. So enthält gleich die erste Abhandlung über die Juftengerberey neue Versuche und Erfahrungen über die Zubereitung des Birkenöls. Das Birkenöl dient vorzüglich zur Bereitung des Juftenleders, und wird in Russland aus der Birkenrinde bereitet. Schon Pallas und Lepechin theilten uns die Bereitungsart mit; allein verschiedene andere russische Gelehrte schienen an der Richtigkeit des bekannt gemachten Verfahrens zu zweifeln, und behaupteten, dass man ausser der Birkenrinde noch eine andere Substanz in Anwendung setze, welcher jenes Oel den eigenthümlichen nicht unangenehmen Juftengeruch verdanke. Einige derselben wussten zwar nicht die Substanz zu nennen, andere aber waren der Meynung, dass sie in Post oder wildem Rosmarin bestehe. Um daher zur Wahrheit zu gelangen, und zu bestimmen, was richtig oder unrichtig sey, stellte der Vf. einige Versuche an; es ergab sich aus denselben, dass die von allem Splint gereinigte weisse Birkenrinde durch trockne Destillation ein Oel gibt, das ganz den eigenthümlichen Geruch des Juftenleders besitzt. Die Farbe desselben ist hellbraun; es ist sehr dünnflüssig und unterscheidet sich sehr wesentlich von demjenigen Oele, welches der Splint und die holzigten Theile der Birkenrinde zu liefern vermögend sind, das sich mehr dem gemeinen Theer nähert. Der Verf. hat das selbst bereitete Oel mit dem besten Erfolge zur Bereitung des Juftenleders angewandt, und zeigt dadurch, dass es für die deutschen Juftengerbereyen keinesweges nothwendig sey, das dazu benöthigte Birkenöl vermittelst eines sehr weiten Transportes aus Russland kommen zu lassen, sondern dass man selbiges vielmehr an jedem Orte Deutschlands, wo Birken wachsen, aus ihrer dünnen lederartigen Rinde selbst fabriciren kann. 1000 Pfund Birkenrinde geben ungefähr 550 Pfund Oel, 110 Pf. Holzsäure und 290 Pf. Kohle. Auch die Abhandlung über die Saffiangerberey enthält neue Versuche des Vfs., die von praktischem Nutzen sind. So hat z. B. der Vf. die Entdeckung gemacht, dass man sich, anstatt des kostspieligen Feigenbades, eines Bades von gekochten Birnen mit dem grössten Nutzen bedienen könne, und dass der damit bereitete Saffian vollkommen schön ausfalle. Auch mehrere neue Farben für den Saffian hat der Vf. ausgemittelt, und die Bereitungsart des Corduans merklich abgekürzt. Die andern Lederzubereitungen sind ebenfalls mit neuen Entdeckungen bereichert worden.

Die im zwölften Abschnitte aufgestellte Theorie

Digitized by Google

der Gerbekunst und ihrer Zweige, ist aus lauter Erfahrungen entwickelt und sehr fasslich vorgetragen. Der allgemeine Zweck der Ledergerberey ist dahin gerichtet, die natürliche Grundmischung der thierischen Häute zu vermindern, und eine neue Mischung derselben zu veranlassen, wodurch selbige ihrer vorigen Eigenschaften beraubt, fester und haltbarer gemacht, und vor der Fäulniss und Verderbniss, der sie sonst unterworfen sind, gesichert werden. Eine solche Veränderung in der Grundmischung der thierischen Häute, kann auf einem dreyfach verschiedenem Wege veranstaltet werden, daher theilt der Vf. die Gerbekunst ein: 1) in die Lohgerberey; 2) in die Alaun- oder Weissgerberey; 3) in die Fett- oder Sämischgerberey. Alle übrige Arten sind einer von diesen untergeordnet. In der Lohgerberey stellt der Vf. erst die Theorie der thierischen Häute auf, und zeigt, dass das Fell der Thiere ein Produkt der Verbindung von thierischer Faser, von thierischer Gallerte und Fett ist. Dass die Haare, womit das Fell auf der äussern Seite begleitet ist, ganz aus denselben Theilen, aber in einem verhärteten Zustande, bestehen, ist nicht zu läugnen; wenn aber der Verf. sagt, dass man sie als ein Resultat der Crystallisation derselben betrachten könne, so können wir ihm unsern Beyfall nicht schenken. Die Theorie des Einweichens und Spritzens der Häute, des Schwellens, die Wirkung des Kalks und der Lohgarmachung sind recht gut aufgestellt. Die Theorie der Alaunweissgerberey gehört dem Vf. eigenthümlich zu, und ist neu. Die Weissgerberey beruht darauf, dass die durch Einweichen und Kalk gehörig aufgeschlossene oder vorbereitete Haut mit Thonerde chemisch verbunden werde. Da man die Thonerde, ohne vorher aufgelöst zu seyn, nicht mit dem Stoffe der Haut würde in Mischung setzen können, so wird solche in Form des Alauns angewendet, welcher im Wasser lösbar ist. Der gelöste Alaun durchdringt die Haut in ihren kleinsten Massentheilchen, und setzt die Thonerde an die Gallerte, so wie an den Sauerstoff ab, sie werden zusammengezogen, ihrer vorigen natürlichen Beschaffenheit beraubt und in denjenigen Zustand übergeführt, in welchem sie das weissgahre Leder liefern. — Die Fett- oder Sämischgerberey beruht blos auf einer Durchdringung der Häute mit fettigen Theilen, nachdem solche vorher durch den Kalk und das Walken mit Kleye, welche eine Schwellung darin veranlasst, vorbereitet worden sind. Die mit dem Fett durchdrungenen Massentheile der Haut werden dadurch vor dem hornartigen Austrocknen geschutzt, und bleiben in einem erweichten Zustande zurück. Von der Richtigkeit dieses Satzes kann man sich überzeugen, wenn man die sämischgahren Häute mit schwacher Aetzlauge zu wiederholtenmalen behandelt, sie ziehet Fettigkeit daraus an, macht sie mit dem Wasser mischbar, und ein wiederholtes Auswaschen lässt nun die Haut in meist rohem Zustande zurück. Wird dagegen die Lauge durch irgend eine Säure neutralisirt, so lässt sie die fettigen Theile von sich, die man abgeschieden daraus erhält. Die Zubereitung der Thierhäute zu Pergament, so wie der Fischhäute zum brauchbaren Zustande kann nicht als eine wahre Gerbung angesehen werden; beyde stellen die Häute nicht im wesentlich veränderten Zustande dar, sie sind blos von fremdartigen, nicht zu ihrem Wesen gehörigen, Theilen befreyet.

Theoretisches und praktisches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde, oder Anleitung zur Kenntniss und Einrichtung, so wie zur ordnungsmässigen Verwaltung der wichtigsten Künste, Fabriken, Manufakturen und chemisch-technischen Gewerbe. Von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, königl. preuss. Geh. Rathe etc. Ersten Bandes erster Theil. Im Verlage der Realschulbuchhandl. 1807. 8. 240 S. (1 Thlr.)

Auch unter dem Titel:

Anleitung zu einer gemeinnützigen Kenntniss der Natur, Fabrikation und Nutzanwendung des Essigs, so wie über verschiedene Arten desselben, für Essigfabrikanten, Landwirthe und bürgerliche Haushaltungen, die sich ihren Bedarf an Essig selbst verfertigen wollen.

Recensent war in der That betroffen über den sonderbaren Einfall des Vfs., ein theoretisches und praktisches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde mit einer Anleitung zur Essigbereitung zu eröffnen, fand aber in dem Vorbericht, dass der Vf. gesonnen ist, eine Menge ähnlicher Abhandlungen unter obigem Titel dem Publikum zu überliefern. Wir werden also wohl ein grosses Aggregat zu erwarten haben, dessen Anhäufung so lange fortdauern wird, als das Publikum Geduld besitzt, es zu kaufen.

In dem Vorberichte zeigt der Verf. den grossen Nutzen chemischer Kenntniss bey der Errichtung solcher Fabriken, deren Producte von chemischen Kräften abhängig sind, und verspricht in seinem Buche nach und nach neue Erwerbsquellen zu entwickeln, die, ohne eine kostspielige Anlage zu bedürfen, lucrativ genug seyn sollen, um einer Familie den jährlichen Unterhalt von tausend bis funfzehnhundert Thalern zu gewähren!! — Warum hat er damit nicht den Anfang gemacht, und uns eine solche Erwerbsquelle eröffnet? in gegenwärtigen bedrängten Zeiten würde er den grössten Dank dafür verdient haben — denn ein Essigbuch bedurften wir nicht; wir haben derer in Ueberfluss, und der Vf. liefert uns nichts Neues. Es thut uns weh, dass ein Mann, wie Hermbstädt, dem die technische Chemie, vorzüglich aber die Färbe- und Gerbekunst manches verdankt, durch solche Versprechungen den Verdacht einer literarischen Charlatanerie erregt. Wir schätzen die Verdienste des Vfs. aufrichtig, wir

Digitized by Google

erkennen das mit Dank, was er Gutes geleistet hat; diess hält uns aber auch nicht ab, offenherzig zu bekennen, dass gegenwärtige Schrift eine der schlechtesten Compilationen des Vfs. ist, die ohne gehörige Auswahl in grösster Eile gemacht zu seyn scheint. Der Verfasser will jetzt Allen Alles seyn, und seit dem er Magazine für Färber und Gerber, Oekonomen, Bäcker, Branteweinbrenner, Brauer, Essigsieder etc. etc. herausgibt, verliert das Ganze, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Vf. sich doch wieder nur auf einzelne Fächer beschränken möchte.

Um unser scheinbar hartes Urtheil über gegenwärtiges Buch zu rechtfertigen, müssen wir unsere Leser mit dem Inhalt etwas genauer bekannt machen. In der *Einleitung* handelt der Vf. von dem Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Lichtstoff und Warmestoff, für den Dilettanten zu wenig befriedigend, und für den Chemiker überflussig. Erster Abschnitt. Von der Gährung überhaupt, von der Weingährung, der Essiggährung und der faulen Gährung insbesondere. Keine einzige neue Ansicht, nicht einmal Fabroni's und Proust's Entdeckungen sind von dem Vf. benutzt worden. Der zweyte Abschnitt enthält die Geschichte des Essigs, und die Theorie der Essigbildung. Der Verf. lehrt noch, dass der Zutritt der Luft zur Bildung des Essigs absolut nothwendig sey; allein neuere Erfahrungen haben gezeigt, dass durch die Zersetzung des oxydirten Schleimes in einer Flussigkeit sich ebenfalls Essigsäure bilden könne. Der dritte Abschnitt handelt von den hauptsachlichsten Bedingungsmitteln, welche zur Darstellung eines guten Essigs erfordert werden. Von der Wirkung des Sauerstoffs, des Wärmestoffs, der Essigfermente etc. Der vierte Abschnitt stellt die verschiedenen Substanzen auf, aus welchen der Essig bereitet werden kann, handelt von der Werkstatt des Essigfabricanten, von den in einer Essigfabrik vorkommenden Geräthschaften, so wie von der Zubereitung der Essigmutterfässer; alles sehr kurz, und überall nichts Vollständiges. Was lässt sich auch von den Geräthschaften einer Essigfabrik im Allgemeinen sagen? es kömmt ja vorzuglich darauf an, aus welchem Material der Essig bereitet wird. So erfordert eine Fruchtessigsiederey ganz andere Einrichtungen und Geräthschaften, als eine Fabrik, in der man aus Wein Essig bereitet. Fünfter Abschnitt. Von der Fabrication des ächten Weinessigs, auf dreyfache Art; 1) aus fertigem Wein; 2) aus Halbwein oder Lauer; und 3) aus Weinmost. Der Vf. hat hierbey Parmentier's Verfahren zu Grunde gelegt, und ein wenig abgeändert, um es für die deutschen, weniger zucker- und geistreichen Weine passend zu machen. Der sechste Abschnitt handelt von der Fabrication des Cider- oder Obstessigs. Der siebente Abschnitt, von der Fabrication des Essigs aus verschiedenen andern Obst- und Beerenfruchten. Der achte Abschnitt von der Fabrication des Essigs aus Rosinen und Honig. Der neunte Abschnitt, von der Fabrication des Essigs aus verschiedenen Beten- und Rübenarten, so wie aus andern süssen Wurzelgewächsen. Der zehnte Abschnitt, von der Fabrication des Ahorn- und Birkenessigs, und der eilfte von der Fabrication des Milchessigs. Der zwölfte Abschnitt handelt von der Fabrication des Essigs aus verschiedenen Getreide-Arten, als: Malzessig, Bieressig und Kleyenessig. Wer die hier von dem Vf. gegebenen Vorschriften befolgt, wird in der Regel nur einen schlechten Essig erhalten. Hätte doch der Vf. die rhein. Fruchtessigsiederey benutzt, so würde er eines ganz andern belehrt worden seyn. Wenn der Malzessig recht gut ausfallen soll, so ist es durchaus nothwendig, das die Malzinfusion oder die sogenannte Würze nicht zu bald sauer werde, sondern erst gehörig in die geistige Gährung übergehe, um ganz als wenige Flussigkeit behandelt zu werden. Geschieht dieses nicht, so sondert sich nicht aller Kleber aus der Flüssigkeit ab, sondern wird von der erzeugten Säure aufgelöst, und der entstandene Weinessig erlangt keine Haltbarkeit. Der Vf. lässt den Malzschroot mit 60 ° warmen Wasser anmaischen, und den daraus entstandenen dünnen Brey 10 bis 12 Stunden lang stehen. Hierdurch wird aber schon der Grund zur Säuerung der nachfolgenden heissen Infusion des Malzes gelegt, wodurch der eben berührte Fehler entsteht. Ein zweyter Fehler in der Vorschrift des Vfs. ist, dass er den Malzauszug nicht weiter als bis auf 30 ° Reaum. abkühlen lässt, ehe er die Hefe giebt; ja er sagt sogar, dass, wenn die Flüssigkeit eine niedere Temperatur angenommen habe, man sie durch Erhitzen wieder auf die Temperatur von 30 ° R. bringen müsse. Diese Temperatur ist aber bey weitem zu hoch, die Gährung wird zu schnell erregt, und geht zu stürmisch vor sich; die Folge davon ist, dass zu viel geistige Theile mit dem kohlenstoffsaurem Gase fortgerissen werden, wodurch nothwendig der aus der Flüssigkeit entstehende Essig auch sehr schlecht ausfallen muss. Die geistige Gährung ist nach dem Vf. auch schon binnen 10 bis 12 Stunden beendigt, anstatt, dass sie wenigstens 24 Stunden lang anhalten sollte. Noch fehlerhafter ist das Verhältniss von Bierhefe zu Würze oder Malzinfusion; der Vf. schreibt nämlich auf 245 Quart des letztern 10 Quart gute Bierhefen vor. Schon die Hälfte derselben ist überflussig, wie Rec. aus mehrjähriger Erfahrung weiss. Der Verf. hat nichts von der Hellung des Malzessigs, oder der sogenannten Schönung durch Hausenblase gesagt; dadurch aber kann dieser Essig in der kürzesten Zeit die grösste Klarheit erlangen, und bald als Kaufmannsgut brauchbar werden.

Dreyzehnter Abschnitt. Von den Mitteln, die saure Fermentation der weinartigen Flussigkeiten zu beschleunigen. Der Vf. empfiehlt die Drehfasser für Weinessig- und andere Essigfabriken; allein sie sind nicht bloss sehr entbehrlich, sondern tragen nicht das Geringste dazu bey, dass sich die Flussigkeit eher säuert; und Hahnemann, der sie vorzuglich empfohlen hat, überlegte schwerlich, dass ein Essigfabrik, die jährlich drey- bis vierhundert, oder

Digitized by Google

wohl gar einige tausend Oxhoft Essig absetzt, sich auf Drehlässer nicht einlassen kann. Zur Spielerey im Kleinen mag es allenfalls angehen! — Vierzehnter Abschnitt. Von der Art und Weise, wie der fertige Essig aufbewahrt werden muss, um solchen vor dem Verderbniss zu schützen. Auch hier führt der Vf. das Schönen mit Hausenblase nicht an, sondern will den Essig durch blosses Liegen abhellen. Funfzehnter Abschnitt. Von den Kennzeichen der Güte und Echtheit des Essigs, von dessen möglicher Verfälschung, und von den Mitteln, den Essig zu prüfen und dessen Verfälschung zu erforschen. Enthält die bekannten Prüfungsmittel auf Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure und scharfe Stoffe. Die Verfälschung mit Salpeter- oder mit Salzsäure dürfte wohl selten vorkommen; allein eine Verfälschung des Essigs hat der Vf. übergangen, und das ist die mit einem Zusatz von vieler Schwefelsäure und Weinstein; es entsteht dadurch ein saures schwefelsaures Kali mit vieler freyen Weinsteinsäure, und diese Verfälschung lässt sich nicht durch die Zunge, sondern blos durch Reagentien entdecken. Sechszehnter Abschnitt. Von den Mitteln, den schwachen Essig zu verstärken, vom destillirten Essig, und von der reinen Essigsäure. Lauter bekannte Thatsachen. Da sich der Vf. einmal auf die Darstellung der reinen Essigsäure einliess, so hätte er auch den Lowitzischen Eisessig mit abhandeln können. Siebenzehnter Abschnitt. Von den zusammengesetzten oder aromatischen Essigen, und von deren Zubereitung. Eine Sammlung von Rezepten. Achtzehnter Abschnitt. Von der Nutzanwendung des Essigs in der Haushaltung, in den Künsten und Manufacturen. Die Anwendung des Essigs zur Conservation des Fleisches, zum Einmachen der Früchte u. s. w.

Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen-Seiden-Baumwollen- und Leinenfärberey, der Zeugdruckerey und der Kunst zu bleichen. Herausgegeben von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, Königl. Preuss. Geheimen Rathe etc. Sechster Band. Mit 4 Kpfrn. In der academischen Kunst- und Buchhandlung. Berlin 1807. 306 S. in 8. (2 Thlr.)

Dieses nützliche Magazin wird gewiss Manches zur Vervollkommnung der Färbekunst beytragen, denn der Vf. ist hier ganz in seinem Fache. Auch gegenwärtiger Band enthält unter mehrern, schon in andern Journalen vorgekommenen Abhandlungen verschiedene eigenthümliche, die sehr interessant sind. Die erste Abtheilung fasst die Abhandlungen, Versuche und Beobachtungen über die Kunst zu färben, zu drucken und zu bleichen, unter sich. Die Erfahrungen und Bemerkungen des Hrn. *Favier* in Paris über die Darstellung eines künstlichen Nankins, der dem echten indianischen vollkommen gleich ist, hat der Herausgeber mit Anmerkungen begleitet. Die Hauptsache bey der Nankinfarberey besteht erstlich in einer Entschälung des Baumwollengarns, die durch blosses Auskochen verrichtet wird, dann kömmt das Garn in verschiedene Alaunbäder, dann wird es gegallt, von da bringt man es in ein Kalkbad, dann in ein Aufklärungsbad von salpetersauerm Zinn u. s. w. Die Beschreibung einer neuen Verfahrungsart zur Darstellung des turkischen Roths ist ebenfalls von *Favier* in Paris. Sie ist in der That wenig einfacher als die schon bekannte Methode. Interessanter sind die neuen Erfahrungen, welche eben derselbe über die Production verschiedener schöner und dauerhafter Farben, auf baumwollenes und leinenes Garn, so wie auch Kattun und Leinewand gemacht hat. Des *Herausgebers* Anleitung zur Zubereitung der verschiedenen, in der Färberey und Kattundruckerey bisher noch nicht gebrauchten Metallsalze, um solche als Basen oder Beitzen für die Pigmente zu versuchen, wird wohl von wenig Färbern benutzt werden können, weil dazu schon eine ziemliche Bekanntschaft mit der praktischen Chemie vorausgesetzt wird. Der schwefelsaure Braunstein, so wie ihn der Verf. bereiten lehrt, wird nie ganz eisenfrey ausfallen, das Plus oder Minus von Eisen aber kann bedeutende Veränderungen bey dem Färben hervorbringen. Der Herausgeber liefert auch eine Beschreibung verschiedener Beitzen oder Mordans für baumwollene und leinene Zeuge, nebst einer Erklärung ihrer Grundmischung und einer kritischen Beurtheilung derselben. Die erste Beitze ist zu starken Roth nach Roland de la Platiere; die Zusammensetzung ist ganz ohne chemische Grundsätze gemacht und höchst zweckwidrig, denn es kommen dazu Alaun, Bleizucker, Soda, Arsenik, Potasche, Salmiak, Kreide, Weinessig, und zum Anfärben gemahlner Fernambuk. Die verbesserte Vorschrift von Hermbstädt besteht aus Alaun, der mit Soda versetzt wird. Man bringt nun Essig zum Sieden, trägt nach und nach Kreide hinein, bis solche aufgelöst ist, thut dann Bleizucker hinzu, und setzt die ganze Auflösung zu der des neutralen Alauns. Man macht dann den Absud mit Fernambukholz, und löset darin Potasche und dann den Arsenik auf, und setzt sodann Salmiak zu. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich diese Vorschrift wird noch mehr vereinfachen lassen. Die andere Rothbeitze nach Roland kömmt mit der vorigen ziemlich überein. Auch die Gelbbeitzen u. a. enthalten gewiss noch manches überflüssige Ingrediens. Der Aufsatz des Herrn *Kurrer* in Zwickau: Versuche und Erfahrungen über die Anwendung einiger Metalloxyde und erdigen Basen in der Färbekunst, vorzüglich der Kattunfärberey, ist mit illuminirten Musterkarten begleitet, und sollte zu ähnlichen Versuchen mehr aufmuntern. Die Beschreibung der Verfahrungsart, wie in der Gegend um Beauvais in Flandern und dem untern Theile der Picardie das Bleichen mit Leine-

Digitized by Google

wand betrieben wird, ist aus dem Franz. des Hrn. *Hellancourt*. Viel Neues ist daraus nicht zu erlernen, und hätte füglich wegbleiben können. Wichtiger ist Hrn. *Sammels Bruchmans* Abhandlung über das Holz und die Wurzel vom weissen Maulbeerbaume, als Surrogate des Gelbholzes und Visettholzes in der Färberey. Hr. B. stellte viele Versuche mit dem Holze und der Wurzel des weissen Maulbeerbaumes an, die sehr gute Resultate gaben. Auf Wolle mit Alaun, Weinstein und salzsaurem Zinn gab es ein vortreffliches Gelb. Er versuchte es nun auch mit Indigauflösung zusammen zu bringen, um ein brauchbares Grün zu erhalten, in der Folge gelang es jedoch recht gut. Auch beym Scharlach war es gut zu gebrauchen, und verhielt sich eben so, wie Gelbholz oder Kurkumä, und beym Schwarzfärben der Wolle war es von grossem Nutzen, und lieferte ein vorzüglich tiefes und sanftes Schwarz. Nur auf Leinen und Baumwolle lieferte es, trotz aller Bemühung, keine wesentliche oder brauchbare Farben. Wenn aber auch die Versuche auf Leinen und auf Baumwolle nicht nach Wunsch ausgefallen sind, so verliert jenes Holz dennoch als Pigment auf Wolle, und als Surrogat des Gelbholzes nichts, und gelbe Farben zu Leinen und Baumwolle gibt es überdies genug. — Die Bemerkungen über einige neue Gegenstände der Färbekunst von Herrn *Bittner* enthalten manches Brauchbare. Die immer steigenden Preise der Färbematerialien veranlassten den Verf. zur Anstellung verschiedener Versuche, die dahin abzweckten, auszumitteln, ob es, und in wie fern es möglich sey, die ausländischen Farbesubstanzen wenigstens zum Theil zu entbehren, und durch inländische zu ersetzen. Die Möglichkeit sey ihm dabey nicht entgangen, sagt der Hr. Verf., und er sey überzeugt, dass, wenn man weniger am Alten klebte, die kostbaren ausländischen Farbematerialien sehr bald durch unsere inländische Erzeugnisse würden verdrängt werden können. So liefert er hier seine Versuche, die Knopern, den Smak und die Galläpfel durch inländische Pflanzenerzeugnisse entbehrlich zu machen, und zeigt, wie die inländischen schlesischen Galläpfel auf das vortheilhafteste für Seide, Baumwolle und Leinen anzuwenden sind.

Beobachtungen über den Mechanismus des Filzens bey der Wolle und den Thierhaaren überhaupt, nebst einer Theorie des Walkens. Vom Hrn. *Monge* in Paris. Untersucht man vermittelst des besten Mikroskops ein Haar auch noch so genau, so entdeckt man an demselben keine Ungleichheiten; indessen sind die Oberflächen der Haare doch keinesweges glatt; sie sind vielmehr aus Lamellen gebildet, welche sich einander bedecken, und zwar von der Wurzel nach der Spitze zu, wie die Fischschuppen. Nimmt man ein solches Haar in eine Hand, und lässt es von der Wurzel nach der Spitze zu zwischen zwey Fingern der andern Hand hingleiten, so bemerkt man weder eine Reibung, noch einen Widerstand, noch ein Geräusch. Lässt man das Haar aber umgekehrt von der Spitze nach der Wurzel zu durch die Finger hinweggleiten, so bemerkt man nicht nur einen Widerstand, sondern auch eine zitternde Bewegung in den Fingern, und ein Geräusch, das selbst dem Ohre bemerkbar wird. Aus mehrern solchen Bemerkungen sucht der Verf. darzuthun, dass die Oberfläche der Haare aus harten Lamellen gebildet sey, welche in der Richtung von der Wurzel nach der Spitze übereinander gelegt sind, und daher in dieser Richtung nicht bemerkbar sind, wohl aber einen Widerstand leisten, wenn das Haar in entgegengesetzter Richtung gestrichen wird. Hieraus lässt sich nun auch erklären, warum wollene Zeuge auf die Haut einen rauhen Eindruck machen, statt dass die leinenen sich sanft anfühlen: denn die Rauhigkeit der kleinsten Wollenfaser, so beugsam auch manches Haar seyn mag, hängt sich an die Haut, und erregt eine unangenehme Empfindung. Diese Gestaltung der Thierhaare ist nun auch die vorzüglichste Ursache ihrer Disposition, sich filzen zu lassen. Wenn der Hutmacher die Wollflocken mit dem Fachbogen schlägt, so sondert und vereinzelt er dadurch die Faden in der Luft. Sie fallen nun nach allerhand Richtungen über den Tisch hin, woselbst sie eine Lage von bestimmter Dicke bilden. Der Arbeiter bedeckt sie mit einem Tuche, welches er in verschiedenen Richtungen mit der flachen Hand zusammendrückt. Jener Druck nähert die Wollfasern einander, und vermehrt ihre Berührungspunkte. Diese Berührung gibt jeder Faser eine fortschreitende Bewegung nach der Wurzel zu, vermittelst welcher die kleinen Fäserchen sich einflechten; und die Blätterchen jeder Faser, welche sich an andere hängen, die in entgegengesetzter Richtung bewegt werden, erhalten nun das Ganze in einem dichten Gewebe, welches sie durch den Druck erhielten. In dem Maasse, dass das Gewebe dicht wird, muss auch der Druck mit den Händen dichter werden, und zwar sowohl, um die Dichtigkeit noch mehr zu vermehren, als auch die fortschreitende Bewegung der Fasern und ihrer Verflechtung in einander, welche nun schwieriger wird, zu unterhalten. Während dieser ganzen Arbeit heften sich die Wollfäserchen nur eines an das andere, welche Eigenschaft die Fasern des Leins, wegen ihrer Glätte, nicht besitzen. Ueber die Zubereitung eines künstlichen Alauns für Färbereyen und Kattundruckereyen. Vom *Herausgeber*. Die Curaudeau'sche Methode, die von deutschen Färbern wohl schwerlich ausgeführt werden möchte. Beschreibung der Methode, wie in Astrachan die Seiden- und Baumwollenfärberey betrieben wird. Vom Hrn. *Ritter Pallas*. Bemerkungen über die Gewinnung, Zubereitung und Anwendung der Salepwurzel, als eines Surrogats des arabischen und senegallischen Gummi zum Verdicken der Beitzen, und zur Appretur. Vom *Herausgeber*. Die Salepwurzel ist in der That ein vortreffliches Surrogat; ihre verdickende Eigenschaft ist so gross, dass ein Berliner Quart (2¼ Pf.) Wasser durch zwey Loth Salepwurzel eben so stark verdickt wird, als durch 24 Loth des feinsten arabischen Gummi. Der Vf. empfiehlt zum Schlusse

Digitized by Google

dieser Abhandlung auch die Kartoffelstärke zu gleichem Zweck. Der Aufsatz über die Zubereitung der essigsauern Thonerde als Beitze für die Indiennen Fabriken ist von Hrn. *Suersen* in Kiel, und befindet sich in Gehlens Uebersetzung der Bertholletschen Farbek. Th. II. Theorie der Schwarzküpe in der Seidenfarberey; nebst einigen Bemerkungen uber eine abgekürzte Verfahrungsart, die Seide schwarz zu farben. Vom *Herausgeber*. Eine sehr interessante Abhandlung. Ueber das Flachsrösten, von Hrn. *Fischer*. Der Verf. zeigt die Nachtheile der gewöhnlichen Wasserröste, und schlägt bessere Verfahrungsarten vor, die übrigens auch nicht unbekannt sind.

Zweyte Abtheilung. Beyträge zur Farbenwaaren- und Materialienkunde, mit Rücksicht auf ihre mögliche Erzielung, und die Kenntniss solche nach ihrer Güte zu prüfen. Ueber einige neue Arten der Cochenille zu Madras. Von Hrn. *James Anderson*. Von der deutschen Cochenille, oder dem sogenannten Johannisblute. Ueber das Brasilien- oder Fernambukholz. Beschreibung der Holzasche und der Potasche, der verschiedenen Arten derselben, die im Handel vorkommen, und der Methode, solche zu prüfen, und ihren merkantilischen Werth zu bestimmen. Vom *Herausgeber*. Ueber die Cultur der Nopalpflanze, und die der Cochenille, auf den französischen Colonien in Amerika.

Dritte Abtheilung. Correspondenznachrichten, oder Auszüge aus Briefen, über Gegenstände der Färbekunst und des Bleichens. Vierte Abtheilung. Literatur für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder Anzeige der neuen Schriften, welche uber Gegenstände der Färbekunst, der Zeugdruckerkunst, und der Kunst zu bleichen herausgekommen sind.

Der wohlerfahrne Destillateur und Liquorist. Oder vollständiger Inbegriff der französischen Destillirkunst, und aller dazu gehörigen Wissenschaften. Nebst (Anleitung zu der) Bereitung einiger hundert Sorten feiner französischer, danziger und deutscher Liquöre, auch anderer französischer und englischer Getränke. Mit einem Kpfr. Zweyte verbesserte Ausgabe. Bey J. F. Hammerich. 1807. 8. (1 Thlr.)

Der Verf. dieser Schrift, Hr. Altenhof beweist hinlänglich, dass es ihm nicht an Erfahrung mangele, und sein Buch gehört auch unter die besten, die über diesen Gegenstand erschienen sind, von denen die meisten freylich nichts weiter als elende Rezeptsammlungen sind. In der Einleitung oder dem ersten Abschnitt zeigt der Verf., dass ein feiner Weingeist die Grundlage der feinen Liquöre ist, und handelt von den Vortheilen der französ. Destillirwerkstätte und ihrer Manipulation mit Deutlichkeit und Ausführlichkeit. Im zweyten Abschnitt ist die französ. Destillirblase mit dem Wasserbade und Zubehör beschrieben. Im dritten Abschn. die deutsche Destillirblase, mit den Vortheilen einer französischen verbunden. Der vierte Abschnitt lehrt die Blase füllen, lutiren, in den Gang bringen etc. Im fünften Abschnitt wird von den zu den Liquören schicklichen Gewässern gehandelt — hier sieht man, dass es dem Verf. sehr an chemischen Kenntnissen mangelt. Der sechste Abschnitt handelt von der Wahl des Fruchtbranntweins und von dessen Verfeinerung. Die Reinigung des Fruchtbranntweins durch blose Holzkohle, Schwefelsäure, Essigsäure, oder durch oxydirtsalzsaure Alkalien scheinen dem Verf. ganz unbekannt gewesen zu seyn. Der siebente Abschnitt handelt von der Bereitung der Syrupe oder Zuckerwasser, und der achte von den Couleuren zu den Liquören. Auch hier aus Mangel an chemischen Kenntnissen manche irrige Behauptung, z. B. dass der Indig sich nicht in englischem Vitriolöl auflöse. Die nachfolgenden Abschnitte bis zum neunzehnten handeln nun die Liquöre selbst ab. Im zwanzigsten Abschnitt findet man verschiedene Rezepte, von denen manche füglich hätten weg bleiben können, z. B. S. 279. das „vortreffliche englische Elixier," das aus Cremor Tartari, Rhabarber, Weinsteinsalz, Safran, Zittwer, Myrrhen, Enzian, Angelik, Diptam, Tormentill, Campher, Senesblätter und Theriak mit Brandewein extrahirt, bereitet wird, und andere ähnliche Sachen mehr.

MEDICINISCHE TOPOGRAPHIE.

Medicinisch anthropologische Bemerkungen über Rostock und seine Bewohner. Von A. F. Nolde. Erster Band. Erfurt, b. Hennings. 1807. 271 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Eine ältere medicinische Topographie vom dasigen Professor Josephi kennt Rec. nur dem Titel nach aus dem herzogl. meklenburg-schwerinischen Staatskalender, woselbst er ausser dem Titel nur noch Preis und Bogenzahl verzeichnet fand. Sie ist zwar auch aus dem laufenden Jahrhundert, wie die vorliegende, steht ihr aber, wie am Umfang, so wahrscheinlich auch am innern Gehalte nach. Wir hätten eine kritische Anzeige der Vorgänger und Vorarbeiter des Hrn. *Nolde* von ihm gewünscht, denn dieser sehr spezielle Theil der medicinischen Literatur kann nirgends so gut, als am Ort und an der Stelle selbst, die gehörige Aufklärung erhalten. Gesetzt auch, der Vf. hätte diese Vorarbeiten gar nicht benutzt, wiewohl mehrere Anmerkungen davon zeugen, dass er theils eine Dethardingsche Dissertation, theils handschriftliche Nachrichten benutzte, so wäre diese Anzeige doch nicht überflüssig und dem Literator sehr ange-

Digitized by Google

nehm gewesen. Wie viel und was die Leser in dem vorliegenden Buche, das auch unter dem Titel *Bemerkungen aus dem Gebiete der Heilkunde und Anthropologie. In Rostock gesammelt etc.* auftritt, zu erwarten haben, wird gar nicht angezeigt: wenigstens hat des Rec. Exemplar weder eine Vorrede, noch eine Nachrede. Wollte der Verf. keine grossen Hoffnungen anregen, den Beyfall der Leser erst abwarten, ehe er sich zur Bekanntmachung seines Plans entschliesst: so sind die ersten bey einem schon hinlänglich bekannten und verbürgten Schriftsteller, auch ohne seine bestimmte Zusicherung, schon vorhanden, und wenn er mit dem Fleisse, mit der Unbefangenheit, mit so viel Liebe für die Sache, so viel Wohlwollen fürs Menschengeschlecht arbeitet, wie sich in Hrn. N. Arbeiten erkennen lassen, hat er auch den Beyfall schon im Voraus gewiss. Wir wünschen die baldige Fortsetzung dieses ganz aus eignen Beobachtungen, Erfahrungen und Ansichten geschöpften Werks, dessen Inhalt wir jetzt noch anzeigen. — Dieser erste Band enthält vier Abschnitte. *I. Capitel.* S. 1. *Allgemeine physisch-medicinische Beschreibung der Stadt Rostock.* Mehrere Polizeygebrechen werden recht freymüthig, aber nicht ohne gemessenen Anstand und Bescheidenheit gerügt. Die Prüfung des Trinkwassers ist vom Hrn. Prof. *Link* und genau. Im Jahre 1796 enthielt die Stadt in den Ringmauern 859 Häuser, 1077 halbe (sehr schmale) Häuser, 139 Keller und 9 Säle; ausserhalb den Ringmauern aber 8 Häuser und 1213 halbe Häuser, insgesammt 2080 Wohnstädte. Die Bauart der mehrsten ist sehr tadelhaft: auch den Strassen kann man, so wie sie beschrieben werden, keine gute Einrichtung nachrühmen. Die Gegend und Lage der Stadt scheint ziemlich wasserreich und sumpfig zu seyn, zum Theil ist der Boden recht fruchtbar, einige Gegenden bestehen aus Sandschollen, nur dürftig mit Dammerde bedeckt. Wälder sind nicht in der Nähe, und da die Stadt etwas hügelig, mit einem gegen Mitternacht laufenden Abhange liegt, so ist sie den Winden sehr ausgesetzt. Besonders macht es der Ostwind sehr kalt und trocken. Die schönsten Monate im Jahre sind in der Regel August und September, auch der October öfters, so wie der November unter allen der schlechteste. Ganz heitere Tage gibt es nur wenige im Jahre. Ehemals scheinen das Klima und die Witterung angenehmer, milder, besser gewesen zu seyn. Angehängt ist eine Witterungstabelle der Jahre 1796 bis 1800. *Zweytes Capitel.* S. 65. *Von den Einwohnern, ihrer Zahl, Eintheilung und physischen Constitution.* Rostock ist nur schwach bevölkert, fasste 1803, 13756 Seelen, und hatte in den Jahren 1797 bis 1803 eine Zunahme von 1171 Menschen genossen. Die Einwohner sind ein gemüthliches Völkchen, das nicht gerade müssig gehen, aber auch mit grossen Anstrengungen sich nicht gern befassen mag, mehrentheils mittler Statur, stark, muskulös, von gesundem Ansehen, etwas schwerfällig, wohlbedächtig, bequem und von einer gleichgültigen, ausdrucksleeren Physiognomie, derb und phlegmatisch, blond. Unter dem Frauenzimmer findet man lange Gestalten, Corpulenz, und schon die jungen Mädchen haben Neigung zum Fettwerden. Die Einwohner werden alt. Nach den Tabellen kommen auf jede Ehe drey Kinder, deren im Durchschnitt jährlich 389 geboren werden, unter 11 bis 12 ein uneheliches. Die jährliche Todtenzahl beträgt fast 300, worunter im Durchschnitt fünf Kindbetterinnen und eben so viel Verunglückte. Das Loos der unehelichen Kinder ist traurig: die ehelichen werden gut erzogen, sind gesund und fast alle schön, werden aber in den spätern Jahren zu ihrem Nachtheil verändert. *Drittes Capitel.* S. 89. *Von der physischen Erziehung der Kinder und der gewöhnlichen Lebensweise der Einwohner in diätetischer Hinsicht.* Eine Menge Gebrechen und Fehler der Kinderzucht werden gerügt. — Das zahme Fleisch ist in der Regel nur von mittelmässiger Güte, viel schlechter als in Hamburg und Lübek, die Milch ist schlecht, die Butter gut, Eyer werden nur als Nebensachen und Zusatz genossen, Wildpret ist selten, Fische, ein Lieblingsgericht der Einwohner, spendet die benachbarte See in Menge, so wie der nahe, die Stadt durchströmende Fluss, die Warre. Gemüse mangeln und sind nicht sonderlich, so auch in der Regel das Obst, wovon die Schuld doch zum Theil auf das Klima fällt. Kartoffeln gedeihen gut und geben reichlich. Man ist genügsam in Rostock, aber eben nicht mässig, wenigstens wird sehr viel gegessen. Das ehemals berühmte Bier ist jetzt nur noch erträglich. Wein wird sehr mässig genossen, vorzüglich ist im Gebrauch der Französische. Kaffee häufig, vorzüglich von Handwerkern. Kleiderluxus lassen sich besonders die Frauenzimmer zu Schulden kommen. Der Hang zum Vergnügen nimmt zu; aber auch hier, noch mehr jedoch bey seinen Arbeiten, verräth Rostoks Bewohner sein phlegmatisches Temperament. *Viertes Capitel. Kurze Uebersicht der bürgerlichen Verfassung in Rostock.* S. 225. Sie gibt zu manchen gerechten, sehr freymüthig vorgetragenen Klagen Anlass, und beschliesst mit einer Uebersicht der Handelsleute und Handwerker in Rostock. Hoffentlich wird uns der Verf. in den folgenden Bänden die medicinischen Schätze seines Archivs vorlegen: möchten sie nicht zu lange vorenthalten bleiben.

ALTE GESCHICHTE.

Dr. *Goldsmiths Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexanders des Grossen.* — Aus dem Englischen — mit vielen Anmerkungen u. Zusätzen versehen von *Christian Daniel Beck. Zweyter Theil. Zweyte neu bearbeitete Ausgabe.* Leipzig im Schwickertschen Verlage. 1807. VI. 609 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Auch dieser Band hat, wie der erste (s. St. 66.

Digitized by Google

vor. J. S. 1046. ff. wo auch der vollständige Titel schon angegeben ist), beträchtliche Zusätze, Berichtigungen und Erweiterungen der Erzählungen in den Anmerkungen, durch abermalige Vergleichung der Quellen und Benutzung neuerer Hülfsmittel, erhalten, vornemlich in der Fortsetzung des dreyzehnten und im vierzehnten Abschnitt. So ist S. 53 die Charakterschilderung Philipps vermehrt worden, wozu der Herausgeber selbst in einem Programm vor kurzem manches vorgearbeitet hatte. Den gegen Alexander neuerlich wieder erregten Verdacht, als habe er an dem Morde des Vaters Antheil genommen, findet er nicht glaublich, ob er gleich den neuerlichen Bemühungen, Alexander'n überall nur zu entschuldigen oder zu vertheidigen, keinesweges beytritt. (S. 208.) Für die Erläuterung der Geschichte Alexanders bot die neue Ausgabe von Ste Croix Examen des Hist. d'Alexandre le Grand, und Fesslers Alexander (ausser einigen kleinen Schriften) manchen neuen Stoff dar; der Herausgeber benutzte ihn, immer der ursprünglichen Bestimmung des Werks eingedenk. Eben so ist für die spätere Geschichte der Griechen, ausser Ste Croix Anciens gouvern. fédératifs, auch der letzte Theil von Manso's Sparta verglichen worden. Das englische Werk geht bis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen. Die neuesten Begebenheiten bis auf die Stiftung und Einrichtung der Republik der 7 Inseln sind nachgetragen, und bey der Darstellung der Schicksale der Literatur und Cultur der Griechen, sind die Männer, deren Patriotismus sich neuerlich derselben angenommen hat, eben so wenig als bey der Schilderung des Charakters der heutigen Griechen, die neuesten zuverlässigen Reisebeschreibungen übergangen worden. Die Fortsetzung der Zeitrechnung der griech. Geschichte bis auf Athens Eroberung durch Sulla ist ergänzt und in manchen Zeitangaben berichtigt. Dass der eigne Abriss der spartan. und athen. Staatsverfassung, nach so vielen seit Erscheinung der ersten Ausgaben angestellten Untersuchungen und erwiesenen Behauptungen reichhaltiger und hier und da anders als ehemals gestaltet werden musste, war natürlich; bisweilen gab auch die Rücksicht, die achtungswürdige Gelehrte auf diesen Abriss genommen hatten, dem Vf. Veranlassung, den Grund seiner Ansicht etwas bestimmter anzudeuten (wie S. 418., wenn er denen beygetreten ist, welche ursprünglich in Sparta drey Phylen, nicht sechs annehmen), oder die Schwierigkeiten, die andern Ansichten entgegenstehen, zu bemerken, wie S. 419. Ganz weglassen konnte er diesen Abriss nicht, da er doch manchen jüngern Lesern zur Uebersicht und zum Verständniss der Geschichte dienen kann. Die kurze Geographie wollte er nicht beträchtlicher bereichern; aber das Register ist viel vollständiger gemacht. So ist dieser Band 80 Seiten stärker geworden, als in der vorigen Ausgabe.

GESCHICHTE FÜR DIE JUGEND.

Anleitung zur Unterweisung in der Geschichte des deutschen Reichs, Sachsenlandes und der vornehmsten übrigen europäischen, auch einiger ausländischer Staaten. Nebst Nachrichten von den vorzüglichsten europäischen Gelehrten und Künstlern. *Zum Gebrauch für Kinder und Kinderlehrer.* Mit einer Karte und 36 Abbildungen der deutschen Kaiser. Leipzig, 1807. b. Bruder und Hoffmann. 8. 154 S.

Der Herausgeber — wie wir vernehmen, der durch seine historischen Schriften längst bekannte würdige Greis, Herr Kfl. *von Breitenbauch* — schrieb diesen Abriss der Geschichte zum Leitfaden beym historischen Unterricht seiner Enkel, und gab ihn zum Nutzen anderer Lehrer, die ihn etwa zum Grunde legen wollen, durch den Druck heraus. Er wird vorzüglich gebraucht werden können bey schon etwas erwachsenen Kindern, die für einen zusammenhängenden historischen Unterricht empfänglich sind. Bey der deutschen Geschichte sind die Regenten, seit dem Zeitalter der Carolinger vollständig, und die wichtigsten Ereignisse ihrer Zeit und Regierung angegeben; aber auch kleinere Vorfalle werden bisweilen angedeutet, und dabey sind Schröckh, Becker, Hübners Fragen, Imhofs Bildersaal etc. fleissig citirt. Gedrängter ist die Darstellung der sächsischen Geschichte, wo man besonders in den neuern Zeiten doch manches Hauptfactum vermissen wird. Dagegen findet man S. 70 nicht erwartete Erläuterungen einiger Begebenheiten in der deutschen und sächsischen Geschichte. Sie gehen aber nur bis in die Zeit der Reformation, und können zum Theil zur unterhaltenden Lectüre jüngerer Freunde der Geschichte dienen. Viel kürzer, aber daher auch weniger befriedigend, sind die Summarien der Geschichte anderer europäischen Staaten; doch werden die neuern Begebenheiten Frankreichs viel weitläufiger erzählt. Nicht ganz richtig heisst es vom russischen Kaiser Paul: „er wird *durch einen Aufruhr* der missvergnügten Grossen entsetzt und getödtet." Bey den aussereuropäischen Reichen kann die Frage entstehen, ob sie überhaupt in eine Geschichte für Kinder gehören? Von S. 124. folgen Nachrichten von europäischen Gelehrten, Künstlern, Sängern, Sängerinnen u. s. f. S. 135 ff. ein Verzeichniss historischer Schriften zum Nachlesen, wo wir die Schriften des Herrn M. Dyck vornemlich vermissen, und S. 145. einige Zusätze. Wir haben, was auf dem Titel nicht bemerkt ist, noch eine zweyte Abtheilung zu hoffen, nebst einer neuen Charte.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

87. *Stück, den 8. Juli 1807.*

ARCHÄOLOGIE.

De imaginibus Romanorum Dissertationes duae in. dicendis quibusdam solemnibus in Mariae Pawlownae Augustae Principis honorem celebratis Academiae Ienensis auctoritate scripsit D. *Henr. Carolus Abr. Eichstaedt*, Ser. Duci Sax. Goth. a cons. aul. Eloq. et Poes. Prof. P. O. Bibl. Acad. Praefectus Societ. Lat. Director, Univ. Caes. Mosq. Socius. *Editio altera locupletior.* Accessit *Oratio de Bonis Academiae Ienensis* et D. *Gabrielis Henry* versio utriusque scriptionis gallica. Petropoli, impensis F. Dienemanni et soc. 1806. XXXIX. 223 S. in 4. (2 Thlr.)

Wir haben die drey eben so belehrenden als schön geschriebenen Programmen (die hier auf zwey gebracht sind, indem 1 u. 2 mit Weglassung des Schlusses von 1, zusammengezogen worden) gleich bey ihrer Erscheinung vollständig angezeigt (1805 St. 71, 1135. f. 113, 1801. f. 153, 2145. f.), und bemerkt, dass ihr scharfsinniger Verfasser nicht nur die verschiedenen Erklärungen, welche früherhin von andern sind gegeben worden, genau geprüft, und gründlich widerlegt, und die Schweighäusersche und seine Meynung (dass diese imagines ganz ähnlich geformte, den Kopf bis über die Schulter bedeckende Wachsmasken gewesen, welche bey Leichenbegängnissen von lebenden Personen, die die Verstorbenen auch im ganzen Aeussern repräsentiren konnten, getragen wurden, dass nicht der Körper eines Verstorbenen, sondern sein Wachsbild auf der Bahre getragen wurde, dass aber nicht ein dem Verstorbenen ähnlicher Lebender mit der Wachsmaske auf der Bahre gelegen habe — worin Hr. E. von Hrn. Schw. abweicht) aus Polyb. Herodian, Appian, und andern, deren Stellen richtiger erklärt werden, dargethan hat. In dem Texte derselben ist keine wesentliche Veränderung vorgenommen worden und nur das, was die akadem. Feyerlichkeit anging, ist im Anfang der ersten und zweyten und am Schlusse der ersten Abh. weggelassen. Aber die Veranlassung des dritten Programms war zu wichtig, als dass Hr. E. das, was darüber von ihm mit so innigem Gefühl geschrieben worden war, jetzt auslassen konnte, zumal da diese Abhandlungen den erhabenen Fürsten zugeeignet sind, welche daran so grossen Antheil nahmen; u. eben deswegen hat auch wohl der V. nicht, wie er ausserdem wohl gethan haben würde, alle drey Programme zu einer einzigen Abhandlung verbunden. Die Anmerkungen aber, die jetzt nicht unter dem Texte, sondern hinter demselben stehen, haben mehrere Erweiterungen erhalten, manches ist darin anders geordnet, vorher nur angedeutete Stellen der alten Schriftsteller sind nun ganz mitgetheilt, kleine literarische Zusätze gemacht (wie S. 68., dass Lippert in seinen Briefen an Klotz, die von diesem aus Christ's damals ungedruckten Archäologischen Vorlesungen gezogene Erklärung der Ahnenbilder, wirklich für dessen Erfindung hielt), aber auch manche Noten beträchtlich bereichert und neue beygefügt. Und nur diese wollen wir, als den Gewinn der neuen Ausgabe, auszeichnen. S. 63. f. (1, 7.) erinnert der Hr. Verf. jetzt, dass er in Ansehung der Zeit, wo es gewöhnlich geworden, die Bilder gewisser Personen zur Strafe nicht aufzustellen oder bey den Leichenbegängnissen vortragen zu lassen, dem Hrn. Rect. Benedict beytrete, welcher wahrscheinlich macht, dass es ursprünglich von einigen Familien privatim (im Zeitalter Cicero's) dann von den Triumvirs in Ansehung der Mörder angeordnet worden sey, zuletzt auch in Rücksicht auf andere (Tac. Ann. 3. zu Ende, 2, 32. — Zu der folgenden Note wird hinzugesetzt, dass bey Dio Cass. 56, 34. blos etwas ganz besonders, was nur bey Augusts Leichenbegängniss Statt fand, angeführt sey, und also daraus nicht gefolgert werden könne, dass gewöhnlich auch die Ahnenbilder fremder Geschlechter oder der Stiefväter mit vorgetragen worden sind, denn weder Tac. Ann. 3, 5. wo für *Liviorumque* schon von mehrern ist vorgeschlagen worden *Iuliorumque*, noch eb. Ann. 3, 76. (vergl. Lips. das.) welche Stelle man dem Hrn. Verf. entgegengesetzt hatte, könne für eine solche Vermuthung beweisen. S. 66. ist ein sehr wahres Urtheil über Martini's Vorless. über die Ernesti'sche Literär-Arch. oder vielmehr ihren Herausgeber gefällt. In der nächsten

Digitized by Google

Note erfahren wir nun, wer der ehemals „amicus" genannte ist, der des sel. Fischers handschr. Vorträge über die Röm. Alterthümer besitzt. „Huius (Fischeri neml. — heisst es jetzt —) chartae penes me servantur, prelo paratae a b. Auctore, non item prorsus dignae." Man muss freylich auf die Bestimmung und Zeit der Ausarbeitung derselben Rücksicht nehmen, und mit dieser Rücksicht hat sie Rec., der sie auch vom Exemplar des Verst. abgeschrieben besitzt, doch vorzüglicher als manche ehemals gedruckte Handbücher der Röm. Alterthümer gefunden. Aber freylich muss nicht alles, was in gewisser Beziehung brauchbar ist, gedruckt werden. Dass Hr. Benedict nun selbst die Stelle Plin. H. N. 35, 45. aus welcher er seine Meynung erweisen wollte, aufgibt, wird S. 67. f. bemerkt. In einer vorhergehenden Stelle des Plin. 35, 2, 44. wollte Hr. E. ehemals für *emendare* lesen repraesentare, aber er zieht nun die leichtere Verbesserung, die ihm Hr. Ludw. Walch mitgetheilt hat, *imitatari* vor, die durch den Gebrauch dieses Worts (Hor. Epp. 2, 2, 8. 3. 33. Cic. de Or. 2, 55.) unterstützt wird. Wir erfahren aus einer neuen Note (S. 69. ff.), dass der Freund, mit dem er über seine Meynung von den Ahnenbildern gesprochen, Herr Hofr. Schütz sey. Zugleich bemerkt er, dass Nic. *Rigaut* (in co funere parasitior) diese Meynung zum Theil, nur nicht deutlich genug, vorgetragen haben, und *Hugo* in seiner Rechtsgeschichte (S. 128. dritt. Ausg.) der Schweighäus. Erklärung beygetreten sey, andere aber die nahe dabey waren, sie doch nicht ergriffen, auch die nicht, welche von den *larvatis funeribus* handelten, und dass Hr. Rect. *Benedict* seine Meynung nicht aufgegeben, sondern dem Hrn. Hofr. Einwendungen gegen einige Beweise gemacht hat, auf die in den folgenden Anmerkungen Rücksicht genommen ist. So wird S. 74. die Erklärung der Worte des Polyb. περιτιθέντες (τὰ πρόσωπα, τὰς εἰκόνας nemlich) τοῖς δοκοῖσιν εἶναι ὁμοιοτάτοις (nemlich ἀνθρώποις) gegen Hrn. B. gerechtfertigt, der ὁμοιοτ. von τὰ ὁμοιότατα ableitete, und machinas, fulera, vestes ad ornandas imagines necessarias, verstehen wollte. Die beym Polyb. gleich folgenden Worte, welche beweisen, dass die, welche die Masken trugen, auch ganz den äussern Habit derer, die sie vorstellen sollten, trugen, auf Wagen fuhren unter Voraustragung von Ruthenbündeln und Beilen, und auf dem Marktplatz (pro Rostris) sich auf sellas curules setzten, und deren unrichtige Auslegung bey Lessing und andern B. dadurch vertheidigte, dass er αὗται, αὐταί, metonymisch statt αἱ ἐκείναι εἰκόνες gesetzt glaubte, hat Holzmann (Xylander) in seiner deutschen Uebers., die S. 76. ff. angeführt ist, richtig gefasst. Und auf ähnliche Art sind noch einige andere unrichtige Erklärungen verschiedener Stellen gr. und lat. Schriften die hieher gehören, berichtigt. Weggelassen ist S. 81. die Comm. II, 11. befindliche Note über die *atria* und *armaria*, aber sie hat ihren Platz später wieder gefunden S. 125, n. 10. Die Noten zur letzten Abhandlung haben übrigens wenigere Zusätze erhalten, als die frühern.

Die am 17. Novmbr. bey der Geburtsfeyer eines Sohns des Erbprinzen, wozu das letztere Programm einladen sollte, gehaltene Rede: De bonis Academiae Ienensis inprimis a liberalitate Rectorum suorum atque conservatorum profectis, sind von S. 132. an abgedruckt. Man darf gewiss das Gute, was man wirklich hat und geniesst, ohne Uebertreibung, rühmen, und kann dabey auf allgemeinen Beyfall derer rechnen, die sich über das Wahre, Gute und Nützliche freuen, wo es nur immer gefunden wird, und sich überzeugt haben, dass es nicht auf einen Ort eingeschränkt ist; sobald man aber dabey zugleich andere in ein nachtheiliges Licht zu stellen oder wohl gar unfreundlich zu behandeln versucht wird, so macht man seine Absicht und sein Lob gleich verdächtig. Wir bedauern dass der Hr. Verf. bisweilen aus dem panegyrist. Ton in den polemischen übergegangen ist, und wir dürfen diess Bedauern um so viel freymüthiger äussern, da die Leipziger Universität gar nicht dabey interessirt seyn kann. Denn der Hr. Verf. versichert, dass die Rede eines verdienten Lehrers derselben ihm zwar zum Muster gedient, und er den gemeinschaftlichen Stoff für seinen Zweck benutzt, seiner Akademie, was ihr eigenthumlich oder ausschliesslich zugehöre, vindicirt habe, dass aber niemand mehr, als er, jener Akademie wo er gebildet worden und selbst gelehrt hat, wohlwolle; und so wie die bekannte Aufrichtigkeit des Verf. uns nicht erlaubt in diese Gesinnungen den geringsten Zweifel zu setzen, so erklärt ja die „hanc talem prope confutationem" der französ. Uebersetzer so (je n'ai nulle crainte que cet excellent homme (Platner) ne me voie avec condescendance travailler, pour ainsi dire, d'après lui, sur cette matière), dass jeder Misdeutung vorgebeugt ist. Wir geben daher den Inhalt mit einigen allgemeinen Bemerkungen, ohne Rücksicht auf eine bestimmte andere Universität an. Nur mit wenigen Worten berührt der Hr. Verf. die früheste Geschichte der wissenschaftlichen Anstalten und der Univers. zu Jena im Eingange. Er rechnet das edle und wohlwollende Benehmen (liberalitas) der Herzoge aus dem sachs. Hause, von der Stiftung der Universität bis auf die neuesten Zeiten nicht ohne Grund zu den grössten Vorzügen dieser Universität, und leitet davon die meisten übrigen her. „Liberalitatem, sagt er, non tantum dicimus eam, quae in pecuniarum atque stipendiorum larga erogatione cernitur, quamquam etiam hac bonas literas cum literatis juvari nemo ignorat; sed dicimus eam potissimum virtutem, quae a libero et magno animo profecta, recto de humanis rebus judicio innixa, et ingenuis studiis artibusque nutrita, humani nihil fastidiose despicit, quae conciliare omnium animos, bonum quodvis adjuvare, et devincire omnes omni officiorum genere studet. Hac tali liberalitate conspicui fuere, quotquot huic Academiae divino beneficio Rectores atque Conservatores obtigerunt. — Hier konnte man nun die namentliche Aufführung der erhabensten Wohlthäter der Universität erwarten, aber der Hr. Verfasser bleibt nur überhaupt bey den Ver-

Digitized by Google

diensten des Weimarischen Hauses um die Wissenschaft stehen, und schliesst die Schilderung derselben mit den Worten: „In hac Saxonica de coelo missa subole nullos Marios conspicimus, qui velut pestilenti quodam sidere literas afflarint; sed qui Octavianorum, Traianorum, Antoninorum liberalem in artes animum aemulati sint, aemulenturque, permultos laetabundi veneramur.“ Er führt sodann die nahmhaften Gelehrten in allen Fächern der Wissenschaften auf, die Jena ehem. und neuerlich aufgestellt hat. Darauf bemerkt er, dass in der Berufung so vieler und angesehener Lehrer ein Beweis der edlen Denkart der Durchlaucht. Erhalter der Universität sowohl als ein Vorzug der Akademie zu finden sey. Denn sagt er, die Professuren werden Männern, die noch in der vollen Kraft des Alters stehen, nicht bloss Inländern, sondern auch Ausländern, ertheilt, und er hält sich bey den Vortheilen, die diess bringt, doch wohl länger auf als nöthig scheinen konnte, da gewiss Jena nicht die einzige Universität ist, wo jene Art der Anstellung von Professoren Statt findet. Und doch könnten Universitäten, die sich ihre künftigen Lehrer meist selbst zuziehen, dagegen manche eigenthümliche Vortheile ihrer Pflanzschulen anführen, könnten beweisen, dass es auch unter ihren Lehrern um so weniger an einer edlen Aemulation fehle, je grösser ihre Zahl, Mannigfaltigkeit und Aufmunterung sey, könnten darthun, dass bey ihnen nur oft mehr im Stillen gewirkt werde, als auswärts bisweilen mit Geräusch, könnten erinnern, dass sie nicht so leicht in Gefahr sind, durch Einberufung fremder Gelehrten von grösserm schriftstell. Ruf als didaktischer Fähigkeit oder Thätigkeit getäuscht zu werden, könnten endlich wohl gar sich rühmen, dass aus ihren Pflanzschulen mehr noch als aus andern fremde Universitäten versorgt worden sind, und dass manche von ihren entlassenen Zöglingen doch gern wieder zurückgekehrt wären — ohne deswegen zu läugnen, dass Professuren nicht als Pfründen, die der Anciennetät nach an Einheimische vertheilt werden müssen, seyn sollen. Auf gleiche Weise verweilt der Hr. Verf. länger, als es der eigentliche Gegenstand seiner Rede forderte oder verstattete, bey Widerlegung derer, die Akademien verachten sollen, welche in kleinen Städten existiren, wo nur der Gelehrte etwas gilt, und diejenigen erheben, welche in grössern und Handelsstädten errichtet sind, weil in jenen sehr leicht eine gelehrte Pedanterey entstehen könne. Aber diese, behauptet der Hr. Vf., finde weit mehr auf Universitäten Statt, auf welche keine auswärtigen Lehrer berufen würden, und wo die einheimischen an alten Meynungen und Gebräuchen, eben so wie an der hergebrachten Lehrart, fest hiengen, und er rühmt dagegen die seinige auf eine Art, die seiner Beredsamkeit Ehre macht. Mitleidig beklagt er Universitäten, deren Lehrer durch das Geräusch einer Menge Handwerker gestört, vom Stolz der Handelsleute zurückgesetzt, und von der Menge reicher Leute so verdunkelt werden, dass sie Haupt und Stimme nicht zu erheben wagen dürfen. Fast fürchten wir, der Hr. Vf. bestreitet Gegner, und beklagt Uebel, welche die Einbildungskraft schuf. Und wie leicht könnte manche Universität einer grössern Stadt, die glücklichen Folgen der Vermischung mehrerer Stände und die Verbindung aller edlen Glieder aus ihnen, die höhere und weltbürgerliche Cultur die dadurch befördert, die Unterdrückung jeder Art von Professor-Stolz und jeder Art von Pedanterey, ohne ungerecht gegen andere zu werden, rühmen? Jena hat immer den Vortheil gehabt, dass mehrere gelehrte Männer, die nur sich und den Wissenschaften leben wollten, diese Stadt zu ihrem Aufenthaltsort gewählt haben. Der vom Verf. allein genannte Voss war schon kurz vorher nach Heidelberg gegangen. Die Ursachen, welche diese Personen bewogen, in Jena sich aufzuhalten, geben zugleich neue Vorzüge der Universität an die Hand, von denen einiges, wie Annehmlichkeit der Gegend, Ruhe, welche die Gelehrten geniessen, Wohlfeilheit der Lebensmittel, öffentliche Anstalten, vornemlich die medicinischen, nur berührt sind, die Denk-Lehr- und Schreibfreyheit aber nicht blos durch Beyspiele erläutert, sondern auch in Beziehung auf andere Universitäten, in quibus nec scribere quidquam, nec docere, nec propemodum cogitare summis ingeniis permittitur, nisi quod paucorum hominum, quos Superiores scilicet vocant, vel arbitrio praescriptum vel auctoritate sancitum comprobatumque sit (gibt es im protestant. Deutschlande dergleichen?) erhoben. Auch drückt sich der Hr. Verf. in der Folge etwas stark aus: tanta est apud nos liberalitas vitae atque urbanitas, *quanta in plerisque Academiis frustra quaeratur*, nata illa aulae liberalitate, aucta vicinarum urbium, Vimariae inprimis et Gothae, elegantia, multum denique adjumenti habens ab artium, quae ibi excoluntur, pulcritudine. Der Einfluss des benachbarten Hofes, und eines Hofes der durch Humanität, Schätzung der Gelehrten, edlen Geschmack, Simplicität und Sittlichkeit so vortheilhaft ausgezeichnet ist, auf die Lehrer schildert der Verf. mit dankbarem Gefühl, und mitleidigem Bedauern des unglücklichsten (?) Schicksals solcher Gelehrten, die unter Fürsten leben, zu denen nur der alte Adel Zutritt hat, und die kaum ihren Ministern sich mit Zutrauen nähern können. Den Männern, welche jetzt in Weimar an der Spitze der Geschäfte stehen, und auch als gelehrte und geschmackvolle Männer ausgezeichnet sind, bezeiget der Hr. Verf. die verdiente Ehrfurcht. Wenn nun auch vielleicht noch manche „bona Academiae Ienensis inprimis a liberalitate Rectorum et Conservatorum profecta“ übergangen oder nicht ausführlich genug dargestellt scheinen sollten, so wird man doch in der Ausführung dessen, was der Hr. Verf. aufnahm, die mannigfaltigste Kunst und ein belebendes Feuer nicht vermissen. Doch wir würden dem Hrn. Verf., oder selbst unsern Lesern, Unrecht thun, wenn wir sie erst auf die Vorzüge des classischen Vortrags aufmerksam machen wollten.

Die französische Uebersetzung der Zueignung, Vorrede, Programmen (nur die Noten sind nicht

Digitized by Google

übersetzt) und Rede ist, da sie nicht wörtlich, sondern frey und mit Geist bearbeitet ist, eine an sich, auch in Rücksicht auf diese Sprache sehr schätzbare Zugabe. Und das schöne äussere Gewand, das diese Sammlung erhalten hat, wird ihr den Zutritt zu denen verschaffen oder erleichtern, die sonst manche gelehrte Schrift des schlechten Papiers und Drucks wegen zurückweisen.

Einige *archäologische Werke*, deren Anfang und Fortsetzung in frühern Stücken dieser L. Z. angezeigt worden, sind unlängst beendigt worden, wie das *Musée Napoleon*, das mehr Lieferungen gegeben hat, als anfangs angekündigt waren, mit dem vierten Bande, und der 32. Lieferung, die *Antiquites d'Herculanum* von *Piroli* mit dem *sechsten* Bande oder der 25. Lieferung, und des Hrn. *Millin* Monumens inédits mit dem sechsten Hefte des *zweyten* Bandes. Wir machen mit Anzeige des letztern den Anfang. (Man sehe von den beyden vorhergehenden Heften, Jahrg. 1805. St. 150. S. 2392. ff.)

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués, Collection de statues, basreliefs, bustes peintures, Mosaïques, gravures, vases etc. — accompagnés d'un texte explicatif par *A. L. Millin*, Membre de l'Institut et de la Légion d'honneur, Conservateur des médailles etc. Professeur d'histoire et d'antiquités — Tome II. 6. Livraison. Paris de l'inprim. imper. 1806. Von S. 323—385. in 4. 11 Kupfertafeln (42—52). (14 Thlr.)

So reichhaltig, wie die vorigen, ist dieser Heft nicht. Er enthält nur drey Abhandlungen über Denkmäler, von denen blos das zweyte als Kunstwerk angesehen werden kann, das erste und dritte aber für die mittlere Geschichte Frankreichs wichtig sind. N. 29. S. 323—332. *Dissertation sur l'Octrogone de Montmorillon*, qu'on a cru être un temple des Druides. Montfaucon hat schon eine Beschreibung und Kupfer dieses Denkmals, das die Aufmerksamkeit der franz. Antiquarier stets auf sich gezogen, geliefert, und nach ihm haben mehrere davon gehandelt. Hr. M. machte von Poitiers eine Reise nach Montmorillon, einer kleinen Stadt im Departem. der Vienne, und der Professor der Zeichnenkunst, Hr. Hivonnais, zeichnete in seiner Gegenwart alle Details des ganzen achteckigen Gebäudes, so dass man freylich eine ganz andere und richtigere Vorstellung davon erhält, als man bisher haben konnte. Es steht innerhalb des Klosters der alten Augustiner, deren prächtiges und reiches Haus jetzt zur Caserne dient, und war an einen Gastwirth verpachtet, der ein Magazin von Holz und Bretern dort angelegt hat. Es ist aus kleinen viereckigen Steinen erbauet, so wie das kegelförmige Dach, an dem man Spuren von zwey successiven Ausbesserungen sieht. Die acht Dreyecke des Dachs scheinen ehemals auf dem Punct ihrer Vereinigung eine stumpfe Spitze gehabt zu haben. Hinter dem Octogone steht ein kleines viereckiges Gebäude, über welchem ein Thurm mit zwey Fenstern ist; nach Montfaucon diente es zum Aufenthalt der gallischen Priester. Doch Hr. M. beweiset durch die ganze genaue Beschreibung, dass das Achteck kein Druidentempel gewesen seyn kann, sondern alle Kennzeichen der alten Kirchen des 11ten Jahrhunderts hat, und um diese Zeit gebauet seyn muss. Und solche kleine Kirchen mit Krypten kennt man aus jenem Zeitalter mehrere. Ueber dem Thor sieht man dreyzehn Figuren, von denen Montfaucon nur acht in Kupfer stechen lassen konnte, und die Martin von gallischen Gottheiten erklärte. Hr. M., der von allen genaue Kupferstiche liefert, wagt es zwar nicht, sie alle zu erklären, bemerkt aber doch, dass sie den Charakter von Engels- und Heiligenbildern haben, bis auf zwey weibliche Figuren, deren eine zwey Schlangen, die andere zwey Kröten säugt, welche aber doch auf religiöse oder vielmehr kirchliche Fabeln sich beziehen können. Noch gibt Hr. M. eine Abbildung der nicht weit davon entlegenen Augustinerkirche, weil sie einige Aehnlichkeit mit dem Achteck hat, N. 30. S. 333—35. *Description d'un vase grec* de M. le Chanoine Zuppi, dont la peinture représente Oreste suppliant. Aus derselben Sammlung des Canon. Zuppi hatte der Herausgeber schon im vorigen Hefte (S. 306. T. 39.) ein schönes griechisches Gefäss bekannt gemacht. Orestes sitzt mit gesenktem Kopf und niedergeschlagener Miene auf einen viereckigten Stein, die chlamys ist auf die linke Schulter zurückgeschlagen, die Scheide seines Schwerds (das mörderische Schwerd ist nicht mehr darin) hängt zur Seiten, in der Hand hält er einen mit Bändern (von weisser Wolle) umwundenen Olivenzweig. Denselben niedergeschlagenen Blick hat Orestes auf einem schönen silbernen Gefäss im Pallast Albani (Winkelmann. Monum. ined. n. 152.), auf welchem man die Minerva die lossprechende Stimme in die Urne werfen sieht. (Auf einem andern Gefäss des Hrn. Hope (T. I. dieser Mon. inéd. pl. 29.) sieht man die Expiation des Orestes durch Minerva und Apollo.) Vor dem Orestes steht auf einer kleinen Basis die Minerva in Lebensgrösse, und völligen Kleidung, Rüstung und Schmuck. Am linken Arm hat sie zwey Armbänder in der Gestalt von Schlangen (daher *Ophis* genannt) das eine unterhalb der Schulter (daher βραχιόνιον genannt), das andere am Vorderarm (περικάρπια hiessen diese Armbänder, auch χλιδῶνες, ψελλία). Die Figur ist nicht mit Zierrathen überladen. N. 31. S. 336—338. *Description d'un Diptyque*, qui renferme un Missel de la Fête des fous, lequel est conservé dans la Bibliothèque de Sens, avec une Notice de ce Missel. Der Verf. hat in seiner Reise einen Auszug der Beschreibung, nebst den Kupferstichen gegeben, der schon St. 70. d. L. Z. Z. 1108. angeführt worden ist. Das Monument ist zugleich für die Kunstgeschichte des Mittelalters und für die Kenntniss der Gebräuche

Digitized by Google

desselben merkwürdig. Das Manuscript, welches das berüchtigte *Officium Fatuorum* (das Narrenfest wurde von Weihnachten bis Neujahr gefeyert) enthält, ist von länglichtem Format, weil diess die Form des elfenbeinernen Diptychons ist, in welches es eingeschlossen ist. Die Blätter des Diptychons sind auf Tafeln von Eichenholz gelegt, und in einem mit Silberblech beschlagenen Rahmen. Es gehört zu den wenigen Diptychen, welche mythologische Gegenstände darstellen. Der Gegenstand des ersten Blattes scheint Hrn. M. ein Triumph des Bakchus zu seyn; der Gott des Weins ist bey einer Weinlese, deren verschiedene Geschäfte oben vorgestellt sind, gegenwärtig. In der Mitte sieht man den Gott selbst mit seinem lustigen Gefolge. Ein Satyr kündigt seine Ankunft an, indem er auf einer Meerschnecke trompetet, welche derjenigen ähnlich ist, auf welcher die Tritonen blasen (buccinum); einen zunächst folgenden Reuter hält Hr. für den Herrn der villa, wo die Weinlese geschieht (nicht ganz wahrscheinlich); den Wagen des Gottes zieht ein Centaur und eine Centaurin, der Gott steht darauf, und ist bärtig und schon bejahrt vorgestellt. Bey ihm soll Pan mit dem pedum stehen. (Das Kupfer lasst kaum den Pan vermuthen.) Unten sind drey Seegötter angebracht. Triton unter zwey Nereiden. Der Wagen des Bakchus geht aus dem Wasser hervor, eine seltene Vorstellung. Bakchus war, wie Apollo, in der ältesten Mythologie ein Emblem der Sonne, und so konnte er hier aus dem Wasser hervorgehen, um anzudeuten, wie die Sonne, durch ihre milde Wärme, die Weinlese begunstigt. Denn auf dem zweyten Blatte kömmt auch Diana (der Mond) vor. Die Ideen des Künstlers müssen bey Bearbeitung dieses grossen Blatts ziemlich confus gewesen aber von alten Kunstwerken genommen seyn. Oben sieht man die Venus in einer Meerschnecke (Venus marina); ein geflügelter Genius stampft etwas in einem Gefäss; nahe bey ihm liegen zwey Weiber, deren eine die Hand gegen einen Jagdhund ausstreckt (vielleicht Gefährtinnen der Diana). Der Wagen der Diana (welches offenbar die Hauptfigur ist) geht aus dem Wasser hervor; sie ist mit einer langen Tunica ohne Aermel bekleidet, darüber ist ein kleines Peplum mit Agraffen befestigt, die Schlange flattert über ihr, und vor der Stirn hat sie den halben Mond, in der Hand trägt sie eine grosse, schöne Fackel (Φωσφορος). Ein Alter, dessen Kopf geflugelt ist, hält die Zugel des Wagens (es soll Morpheus seyn, der auch auf andern Monumenten vorkömmt); ein junger nackter Mensch hinter ihm trägt einen Korb mit Blumen und Früchten (vielleicht der Genius der Natur); der Wagen hat zwey Räder, und ist grösser, als der des Bakchus; Stiere sind vor ihm gespannt (die Göttin hiess daher Tauropus). Weiter unten sieht man die Thalassa, Göttin des Meeres. Die kurze Beschreibung, die ein Ungenannter im Mercure de Fr. Juin 1726. davon gegeben hatte, war sehr unrichtig. Die Beschreibung des Manuscripts, und der Ceremonien des Festes selbst, von dem man bey du Tilliot, Flögel und andern schon ausführliche Nachrichten findet, übergehen wir. Das wichtigste Neue sind die Musiknoten zu dem bekannten Hymnus (Orientis partibus etc. — ein paar Strophen, die vielleicht nur in einigen Kirchen gesungen wurden, fehlen im Mscpt. von Sens), die Hr. M. aus dem Missale von Sens und (mit einiger Abweichung) aus dem Missale der Kirche von Bourges mittheilt. Das von Sens gibt auch noch zu Bemerkungen über andere abweichende Gebräuche Gelegenheit. Auf die wenigen Zusätze zu den vorigen Heften folgt ein Verzeichniss der angeführten und benutzten Schriftsteller, und ein sehr vollständiges Sachregister. Gern wurde man die Fortsetzung dieses Werks sehen, das vor so vielen ähnlichen drey grosse Vorzüge, der sorgfältigen Auswahl, der genauen Zeichnung und der lehrreichen Erklärung alter Denkmäler hat. Dieser Band ist dem Hrn. Ennio Maria Visconti zugeeignet (dem Aufseher der Statuen im Mus. Napoleon), welcher hier unter andern „une des Conquètes de la France un Italie" genannt wird.

Es ist uns nun auch der Schluss von

(*Guattani*) *Monumenti antichi inediti* ovvero Notizie sulle Antichità e belle Arti di Roma, per l'anno MDCCCV. (Rom. 1805. b. Pet. Paul Montagnani-Mirabili, zusammen 36 Kupf. VI. 185 S. in 4.)

zugekommen, wovon die beyden ersten Hefte St. 150. J. 1805. S. 2389 ff. angezeigt worden sind. Die Gegenstände der folgenden Kupfer und Erläuterungen sind: T. 13. eine Büste des Kais. Didius Julianus, 14. eine Büste des Antoninus Pius, 15. eine sitzende Statue des Tiberius, 16. colossal. Büste des Claudius, 17. colossal. Statue desselben Kaisers. 18. Statue des Achilles. T. 19. ein vortrefflicher Kopf der Venus, in den Diocletian. Bädern gefunden. Die Bearbeitung des Haars an diesem Venuskopf übertrifft alle andere, und in der ganzen schönen Sculptur erkennt der Vf. die Arbeit eines Praxiteles (vielleicht Copie einer Statue dieses Künstlers). T. 20. ein auf der Insel *Capri* gefundenes Basrelief, Mars und Venus in den Schlingen vorstellend. Der Herausgeb. zieht diess kleine Relief allen andern Darstellungen des Gegenstandes auf antiken Denkmälern, wohl etwas zu partheyisch, vor. Die Zeichnung ist eben nicht schön. Inzwischen kann wohl ein griech. Künstler der Verfertiger seyn. Venus liegt halb aufgerichtet auf einem Bette (als wollte sie heraussteigen, denn ein Fuss hängt heraus) unbekleidet (doch hat der verschämte Künstler einige Theile bekleidet). Der Kopf der Venus und des Mars, der mit einem Fuss auf dem Bette knieet, mit dem andern herausgestiegen ist, sind restaurirt. Beyde Liebende sind mit einer Kette gefesselt, und zwey kleine Amors bemühen sich vergeblich, ihre Mutter von dieser Kette zu befreyen. Auf der 21. und 22. Taf. sind Grundrisse, und auf der 23. einige Bruchstücke der Curia zu Ostia vorgestellt. Denn dass sie nicht einen Tempel, son-

Digitized by Google

dern dem Stadthause zugehören, sucht Hr. G. erweislich zu machen. 24. Eine schöne zu Ostia gefundene Statue der *Fortuna*, die schönste und grösste von allen Bildsäulen dieser Göttin, die man kennt. Sie ist bekleidet, trägt in der einen Hand ein Füllhorn, in der andern das Steuerruder, auf einer Kugel stehend. Der antike Kopf hat ein Diadem und einen Schleyer. Sie hat eine doppelte Kleidung, die obere kurz. Das Material des Marmors ist so, wie die Arbeit, schön, und die Statue, mit Ausnahme unbedeutender Theile, sehr gut erhalten. T. 25. Statue des jungen Commodus, und 26. Statue des bejahrten Commodus mit aufgeschürztem Gewand. Denn den Commodus sollen diese beyden (bey Hrn. Pierantonj befindlichen) Statuen nach G's. Urtheil vorstellen, obgleich dagegen wohl gegründete Zweifel entstehen können. Die erste stellt einen in der Bildung des Apollo geformten Jüngling (aber wohl nicht Knaben von 14 Jahren, wie der Herausgeber annimmt) ganz unbekleidet (denn zum griech. Styl gehörte nihil velare — der Zeichner hat aber doch das alte Feigenblatt nicht vergessen) vor. Die Statue ist aus dem feinsten pentelisch. Marmor und im Gebiet von Palestina, kurz vor dem Antinous des Braschi gefunden worden (und wahrscheinlich eine Götter-, keine Kaiser-Statue). Die beyden Mittelarme und die Füsse (an welchem Orte, hätte genauer, selbst auf dem Kupfer, angedeutet werden sollen) sind restaurirt. Auch ist der Baumstamm mit dem Bogen und der Schlange nach einer übrigens ähnlichen, auch dem Commodus beygelegten, Statue ergänzt. Die zweyte Statue (26), die nur, in Vergleichung mit andern, ein bejahrter Commodus genannt wird (denn er wurde ja im 32sten Jahre seines Alters ermordet) ist ebenfalls aus pentelischen Marmor, und stand ehemals im Garten Aldobrandini. Als Jäger ist er hier vorgestellt mit der succincta tunica, den hohen Jagdschuhen (cothurnis) und einem Spiess. Dass es kein gemeiner Jäger sey, lehrt, ausser den schönen Cothurnen, der ganze habitus der Statue, und der Kopf ist allerdings den Bildern von Commodus, vornemlich auf Münzen, gleich. Wie viel daran neu ist, erfahren wir nicht, vermuthlich wenigstens der Spiess. Es folgen acht Reliefs und zwey Statuen, sämmtlich von seltner Sculptur, die den schönen Pallast ehemals Capo di Ferro, jetzt des Hauses Spada, zieren. Die acht Reliefs, welche an den Wänden eines Erdzimmers sich befinden, rühren vielleicht von demselben Künstler her, und scheinen zusammen zu gehören. Die Arbeit ist Mittelrelief. Der Herausgeb. schickt ihrer Erläuterung noch einige Bemerkungen über die Reliefs und ihre Anwendung im Alterthum überhaupt, ihre Schicksale, ihre Restaurirung, voraus, die gelesen zu werden verdienen. Auf dem ersten (T. 27.) zu s. Agnese bey der Via Nomentana gefundenen, ist Bellerophon, wie er seinen geflügelten Pegasus aus der Hippocrene trinken lässt; der junge Heros steht mit über die Schultern geworfener kleinen Chlamys, hält in der einen Hand den Zügel, in der andern die hasta; das ganze Relief ist überaus einfach und schön gearbeitet, wenn das Kupfer nicht täuscht. Die gemeinen Bemerkungen über die Mythen von Bellerophon, die doch nicht erschöpft sind, hätten wir doch den Verf. gern geschenkt, wenn er uns über dem Kunstwerth des Stücks mehr belehrt hätte, und hier etwas tiefer eingedrungen wäre. T. 28. Ein eben so treffliches Relief, den Hirten Paris vorstellend; aber wir gestehen, auch hier trauen wir dem Kupferstich nicht ganz; es scheint uns manches Detail verschönert. Doch auch im Commentar nennt es der Verf. elegantissimo bassorilievo, ob es gleich „con non molta intelligenza di perspettive lineare," zwey Ebenen über einander, vorstellt. Auf der obern sitzt Paris auf einem Stein in phryg. Kleidung und mit der phryg. Mütze; zwischen den Füssen hat er den gekrümmten Hirtenstab, auf dem er sich mit der Linken stützt; in der Rechten hält er eine Hirtenflöte, neben ihm liegt ein Hund; hinter ihm steht ein Amor, nach welchem er den Kopf zurückbeugt; auf dem untern Theil sind drey Kühe in verschiedener Stellung und Action zu sehen. Das Ganze ist verständig gearbeitet. Es muss sich auf die Zeit beziehen, wo Paris das Urtheil über die drey Göttinnen noch fällen sollte, und von der Venus bestochen ward. In dem Dreyfuss, der oben beym Paris noch steht, findet Hr. G. Beziehung auf das zu befragende Orakel des Apollo, oder den A. Smintheus. T. 29. Abfahrt des Paris und der Helena. Das Kupfer und die Erläuterung, welche Winkelmann in den Monum. ined. N. 116. (Th. II. S. 41. der d. Ueb.) davon gegeben, wird hier berichtigt. W. hat dem Paris einen grossen Apfel in die Hand gegeben, aber er hält vielmehr einen kleinen Zweig mit einer Frucht. Die Helena stellt er mit unbedecktem Kopf, Hals und einen Theil der Brust nackt, vor, und sie ist doch ganz verschleyert; die Gestalt der oben angebrachten Häuser oder Landschaft ist vom Original ganz verschieden; der unten liegende Flussgott (Eurotas) hat im Original auch nicht einen Kranz. Das Schiff ist noch am richtigsten abgebildet. Hr. Gu. trägt noch die Vermuthung vor, dass vielleicht Aeneas und Sibylla auf der Rückkehr aus der Unterwelt vorgestellt seyn könnten, ohne jedoch dieser Vermuthung viel Gewicht beyzulegen, und er erinnert überhaupt, dass der Gegenstand, so wie viele andere, grösserer Muse und längerer Untersuchung bedürfe, die sich nicht mit einem periodischen Blatt vertrage, das von der Zeit und andern gebieterischen Umständen abhänge. — Und diese (doch nur halb wahre) Erklärung kann zugleich über die Mängelhaftigkeit anderer Aufsätze Aufschluss geben. T. 30. Meleager in Ruhe, wieder ein schönes Relief ebendaselbst, wo die vorigen, gefunden. Ein Pilaster unterstützt auf der einen Seite, so wie ein Baum auf der andern einen breiten Querbalken, an dem ein wilder Schweinskopf hängt, und darunter steht Meleager in ganzer Figur, unbekleidet, mit einem grossen Spiess. Der Herausgeber hat aller-

Digitized by Google

dings Recht, wenn er erinnert, dass man nicht begreife, wie Winkelmann (Denkm. I. 21. d. Ueb.) zweifeln konnte, ob es Meleager oder Adonis sey. Der Kopf und rechte Arm sind restaurirt. Uebrigens rühmt der Herausgeber: „la vaga e semplice compositione del bassorilievo, le belle rotonde forme del giovinetto, il molle e diligente contorno della sua figura, l'aggruppar de' cani, il grazioso e pitoresco effetto di quella rustica architettura, mista a tronchi e fogliami per indicare una selva.“ T. 31. Ulysses und Diomedes. Beyde sind in ihrem eigenthumlichen Charakter; beyde kommen aus dem Minerventempel, dessen Structur auf dem Relief gleichfalls Aufmerksamkeit verdient. Der Raub scheint vollbracht zu seyn. Freylich sieht man das Palladium nicht. Vielleicht ist es durch die Zeit oder die neuern Restauratoren vernichtet worden. T. 32. Tod des Archemorus. Diess Basrelief ist von Winkelmann Monum. n. 83. bekannt gemacht und erläutert. Er glaubte, Cadmus, der den Drachen, den Hüter des Quells Dirce, erlegte, sey vorgestellt. Der Irrthum ist schon in einer Note zum Museo Pio-Clem und in den Anmerkungen zur Geschichte der Kunst nach der letzten römischen Ausgabe bemerkt worden. Der junge Sohn des Lycurgus, *Archemorus*, wurde von der Hypsipyle, Tochter des Thoas, zu Nemea erzogen. Ein Orakelspruch hatte sie gewarnt, das Kind nicht eher auf die Erde zu setzen, bis es laufen könne. Adrastus und die andern Heerführer gegen Theben kommen nach Nemea, und verlangen von der Hypsipyle eine Quelle angezeigt. Indem sie ihnen Quellwasser gibt, tödtet eine Schlange das Kind; Adrastus und die übrigen ermorden die Schlange, und stellen ludos funebres zu Ehren des Archemorus an. Darauf bezieht sich das Relief, das nicht wörtlich die Sage, die man aus Hygin und Statius kennt, befolgt, aber doch verständlich genug ist. T. 33. Dädalus und Pasiphae. Winkelmann hat es schon N. 94. geliefert; aber hier erhält man freylich ein schöneres Kupfer davon. Der Herausgeber hat auf Winkelmanns Erläuterung Rücksicht genommen. T. 34. Apollo und Mercurius. Ersterer sitzt auf einem Stein, Mercur steht vor ihm und hält ihm die lyra hin. Gu. glaubt, die von Apollodor beschriebene Aussöhnung beyder Götter sey vorgestellt. Er rühmt die schöne Ausarbeitung beyder Figuren, die sprechende Gegeneinanderstellung derselben, den leichten Wurf der herabhängenden Chlamys, auch den schönen Tempel mit der kleinen Bildsäule der Diana. T. 35. Statue eines sitzenden Philosophen. An der einen Seite des Plinthus sollen noch die Buchstaben ΑΡΙΣΤ zu lesen seyn. Diess gibt nun Gelegenheit auf Namen der Künstler und Philosophen (Aristoteles, Aristippus), die sich so anfangen, zu rathen. Gu. denkt gar an den Athenienser Aristides; denn die Statue soll aus den frühern Zeiten der noch unvollkommenen Kunst, nicht etwa aus spätern, herrühren. Uebrigens ist die Statue schon bekannt, so wie die T. 36. Pompejus genannt, von welcher schon Winkelmann in der vorläufigen Abhandlung zu den Denkm. der Kunst, Th. I. S. 54. Nachricht gegeben hat. Ueber die (unbedeutende) Ergänzung der Statue erhält man einige Belehrung; sonst vermisst man auf manche Zweifel, die bey dieser unbekleideten Statue eines Heros mit einem Pompejuskopf aufsteigen müsen, genügende Antwort. Ueberhaupt verweilt der Verfasser zu sehr bey bekannten Dingen, auch, wenn er sie nur zu berühren verspricht, und lässt den Leser über wichtigere Dinge unbefriedigt. Ein gutes Sachregister macht den Beschluss dieses Jahrganges. Es ist uns noch nichts von einem neuen Jahrgange zu Gesicht gekommen. Vielleicht fehlte es auch an erheblichen neuen Materialien; und ohne diese gewinnen wir bey dem jährlichen Fortgang dieser Sammlung nicht viel.

Von den *Antiquités d' Herculanum*, gravées par *Th. Piroli* et publiées par *F.* et *P. Piranesi*, Frères, ist zuletzt in dieser L. Z. (1805. St. 61. S. 967. ff.) die *zehnte Lieferung* im *dritten Bande* angezeigt worden. Dieser Band hat nachher noch *drey* Lieferungen T. 25 — 60. erhalten, um alle übrigen alten Malereyen, die sich im vierten und siebenten Bande der Neapolitanischen Originalausgabe befinden, hier zusammen zu stellen. Und gewiss ist es sehr zweckmässig, dass alle Gemälde auf diese Weise in drey Bänden vereinigt sind, über welche ein gemeinschaftliches Sachregister beygefügt ist. Aber nicht weniger zweckmässig ist es, dass bey diesen Nachstichen auch die Ordnung hie und da verändert, und Gemälde, welche denselben Gegenstand abbilden, auch neben einander gestellt sind, wie T. VII. Taf. 28. und 31. der königl. Ausgabe, beyde den Narcissus, der sich in der Quelle besieht, vorstellend, hier (T. 46. 47.) auf einander folgen. Bisweilen aber sind auch Kupfer von verschiedenen Tafeln der Originalausgabe zusammengestellt, des Platzes wegen, wie auf Taf. 14. Die Gemälde von Taf. 1. und 8. des vierten Theils. Wir haben auch einige schöne Gemälde, besonders des siebenten Theils, vergeblich gesucht, wie die schöne Pallas Taf. 3. Das die Zeichnungen auch in diesem Bande verkleinert sind, dürfen wir wohl nicht erst erinnern, dass aber keine wesentlichen Züge sind verändert worden, können wir versichern. In den Erklärungen jeder Kupfertafel ist blos der Gegenstand, nebst der Farbengebung, beschrieben, die Aufmerksamkeit der Leser auf den Geist der Composition, die Schönheiten des Styls, die Zweckmässigkeit der accessorischen Theile geleitet, aus den Mythen, Sitten und Gebräuchen des Alterthums die erforderliche Erklärung beygebracht, aber ohne gelehrten Aufwand. Nur selten ist etwas aus dem gelehrten Apparat der Neapolitanischen Antiquarier angeführt.

Der Tome IV. und V. (1807) haben in acht Lieferungen (48 und 54 Kupfert.) die sämmtlichen

Digitized by Google

Bronzen oder überhaupt Werke der Bildgiesserey und Bildhauerey der Neapolitanischen Ausgabe zusammengestellt. Auch hier ist die Ordnung verändert. Voraus gehen einige Reliefs, zum Theil aus Silber. Bey dem ersten, das, nach den Hercul. Antiquariern, die sterbende Cleopatra vorstellen soll, ist Visconti's wahrscheinlichere Erklärung von Phädra und ihrer Amme angeführt. Es folgen darauf die Büsten, mehrere von zwey Seiten vorgestellt. Was (Taf. 11. oder S. 8. T. V. der königl. Ausgabe) die Akademiker für einen Priester des Bakchus hielten, das nimmt Visconti für einen Kopf des in eine Frau verkleideten Herkules, am Hofe der Omphale, ein Fest des Bakchus mit dieser Königin feyernd. Aus dem angeblichen Kopf des Platon mit einem Diadem (Taf. 19.) macht derselbe einen bärtigen Bakchuskopf, und aus dem Archytas (Taf. 20.) einen Aesculapius: die Deutung vieler Büsten ist freylich schwierig. Doch möchten wir nicht mit Visconti Taf. 32. einen Herculeskopf finden, wenn es auch schon nicht Lucius Cäsar ist. Einen dem Ptolemaeus Apion, König von Cyrene zugeschriebenen Kopf (T. 35.), hält der Herausgeber wahrscheinlicher für einen Kopf der Berenice, Gemalin Ptolemäus I. und 36., was für eine Büste des Ptolemäus Philadelphus ausgegeben wird, Visconti für einen jungen Herkuleskopf. Auch einige folgende Ptolemäer-Köpfe hat er anders gedeutet. Den Schluss machen einige Thierbilder, Masken u. s. f. von Bronze.

Den fünften Band nehmen die Statuen ein. Einige kleine unbedeutende Bilder sind weggelassen. Die schöne Statue des Herkules Taf. 11. (Tom. VI. S. 20. der königl. Ausgabe) befindet sich jetzt zu Malmaison im Cabinet der Kaiserin Königin, so wie der Mercur Taf. 16. Für das vollkommenste und schätzbarste bronzene Werk des Alterthums, das wir haben, wird auch hier die Statue Mercurs T. 14. 15. gehalten. Sie ist deswegen von zwey Seiten vorgestellt. Zunächst folgt dem Werthe nach der Silenus T. 21. 22., auch von zwey Seiten abgebildet. Ueber einige Bronzen sind die Vermuthungen und Erläuterungen von Visconti beygebracht; wir wünschten sie bey mehrern zu lesen. Die Erklärungen sind überhaupt meistens kurz, nur über die zweymal (Taf. 32. 33.) dargestellte Ritterstatue Alexanders des Grossen ausführlicher; den letzten Platz nimmt eine auf der Insel Elba gefundene Bronze im etruskischen Stil ein.

Der VI. Tome (1806.) vereinigt die Lampes et Candélabres. Eine kurze vorausgeschickte Nachricht handelt von den Lampen, ihrem Gebrauch, Material und Aufschriften überhaupt. Etwas Vollständigeres konnte wohl aus Millin's Bemerkungen in den Monum. inéd. II. 164 ff. excerpirt werden. Von den Candelabern wird hier zu T. 36 ff. ausführlicher gehandelt. T. 46—49. sind die Zeichnungen der alten Oelpresse, die man 1779. zu Gragnano, dem alten Stabiä, gefunden, in Kupfer gestochen, und aus dem Commentar der Akademiker ist ein guter Auszug gegeben. Das letzte (50.) Kupfer ist die zur bessern Einsicht in die Entdeckungen der verschütteten Städte dienende Charte, und den Beschluss macht eine kurze Nachricht von den verschütteten Städten selbst. Die Meynung der neuern Gelehrten, welche die gänzliche Vernichtung derselben nicht ins erste Jahrhundert, sondern später ansetzen, ist nicht übergangen. Zuletzt erfahren wir noch, dass die Hrn. Piranesi die Gebäude von Pompeii in Kupferstichen nach den Zeichnungen ihres Vaters herausgeben, so wie in ihren Werken schon alle Details von dem Theater von Herculanum geliefert sind.

Kurze Anzeige.

Geschichte für die Jugend. Beyspiele bewundernswürdiger Handlungen aus der römischen Geschichte von moralischen Maximen begleitet. Zum Gebrauch in Schulen, besonders in Garnisonschulen, herausgegeben von *F. D. E. Scherwinsky*, Diaconus zu Reppen und Prediger zu Tornow in der Neumark. Züllichau, bey Darnmann, (ohne Angabe des Druckjahrs.) 8. 189 S. (14 gr.)

42. (zum Theil nicht allgemein bekannte) Beyspiele der edelsten Gesinnungen und mannigfaltigsten Tugenden, rühmlicher Handlungen und Aeusserungen tapferer, patriotischer, edelmüthiger Römer aus den Zeiten der Könige und der Republik bis auf den Untergang der letztern, angenehm und umständlich erzählt, anwendbarer durch kurze moralische Reflexionen und lehrreicher gemacht durch beygefügte Verse, durch welche die moralischen Wahrheiten dem Gedächtniss tiefer eingeprägt und leichter behalten werden. Wir vermissen zwar bisweilen bey den Erzählungen die Benutzung neuerer kritischer Untersuchungen (z. B. in der Geschichte des Regulus), bey der Würdigung der Handlungen die strengste Gerechtigkeit (z. B. bey den beyden Gracchen, die durchaus nicht gleich beurtheilt werden dürfen), bey den moralischen Bemerkungen genauere Anpassung derselben an die Geschichte (z. B. S. 149.), sorgfältigere Wahl des Ausdrucks (so ist S. 37. nicht gut gesagt: „unter allen *Beschäftigungen* zeichnet die *Tugend* den Menschen rühmlich aus") und bey den Versen mehr Ausfeilung; glauben aber doch diese Sammlung als ein nützliches Lesebuch empfehlen zu können.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

88. *Stück, den* 10. *Juli* 1807.

ZERGLIEDERUNGSKUNDE.

***Joseph und Karl Wenzel's** Prodromus eines Werkes über das Hirn des Menschen und der Thiere.* Tübingen, b. Cotta. 1806. 4. 38 S. ohne die Vorrede u. Inhaltsanzeige. (9 gr.)

Seit 15 Jahren zergliederten die Verf. fünfhundert Menschen- und zweyhundert Thierhirne, um das menschliche Hirn von dem unreifen Kinde an bis ins höchste Alter zu untersuchen, es mit dem Hirne der verschiedenen Thiere zu vergleichen und sowohl den Bau desselben durch seine krankhaften Erscheinungen als die letzteren durch die Structur dieses Organes zu erläutern. Die Anstalten zu *Würzburg*, *Wien*, *Pavia* und *Mailand* gaben den Verfassern zu ihren Zergliederungen Gelegenheit, und *Sömmerring*, *Siebold*, *Scarpa*, *Paletta* und die Professoren der *Josephs-Akademie* zu *Wien* unterstützten sie bey ihrer Unternehmung, zu deren Ausführung auch der berühmte Künstler *Köck* in Mainz mitwirkte, so dass die Verfasser nun im Stande sind, ihre Bemerkungen in einem Werke von vier und dreyssig Capiteln mit funfzehn ausgeführten, eben so viel Linear-Tafeln und sechs Tabellen bekannt zu machen.

Aus dem vorläufigen Auszuge aus dem grösseren Werke lässt sich ungefähr schliessen, was davon zu erwarten steht; diese Erwartungen können aber nicht anders als angenehm seyn, da die Verf. vollständiger und zum Theil auf anderen Wegen, als ihre Vorgänger beobachtet haben.

Eine gedrängte Inhaltsübersicht nach der Ordnung der Capitel wird dieses nicht nur bestätigen, sondern auch Gelegenheit zu einigen Bemerkungen geben.

Den Anfang macht die Untersuchung der Körperchen auf und unter der äusseren Hirnhaut zu beyden Seiten der grossen Sichel. Beym Fötus kommen sie durchaus noch nicht vor; ihr ursprünglicher Sitz sey die Gefässhaut, wo sie auf den grösseren Venenstämmen ruhen, die sich in den grossen Blutleiter ergiessen; die sogenannten *pachionischen* Drüschen seyen daher nichts anders, als von den Gefässen der innern Hirnhaut abgesonderte oder ausgeschwitzte, kränklich angehäufte, stockende, verdickte, durch die netzförmige Structur der äussern Hirnhaut geformte Lymphe. Wir sind begierig, wie die Vf. in dem grösseren Werke diese Meynung weiter verfechten werden; denn wir gestehen, dass die hier für dieselben angeführten Beweise uns nicht ganz überzeugen. Schon *Pachioni* unterschied diese Körperchen von andern drüsenartigen Körpern, welche innerhalb dem grossen Blutleiter gefunden werden, und die spätern Zergliederer nahmen darauf nur nicht gehörige Rücksicht. — Vergleichung der Generalform des grossen sowohl als des kleinen Gehirnes des Menschen, mit der Generalform des grossen und kleinen Hirns der Säugethiere, Vögel und Fische. In dem kleinen Hirne allein drücke sich der Uebergang des Menschen zu den Säugethieren und von diesen zu den Vögeln bestimmt und deutlich aus. Bey den Fischen scheint keine generelle Form des grossen sowohl als des kleinen Hirnes Statt zu haben; es finden sich hier ausserordentliche Verschiedenheiten. — Wülste und Furchen des Hirns des Menschen und der Säugethiere. Sie sind beym Menschen weder in Rücksicht der Gestalt, noch der Richtung, Verbindung und Grösse auf einer Seite wie auf der anderen; bey manchen Thieren aber sind sie symmetrisch. — Betrachtung der Hirnmasse des Menschen, der Säugethiere, Vögel und Fische, durch das Vergrösserungsglas, nebst der Vergleichung der Struktur der Hirnmasse und der Nervensubstanz, mit der Struktur der Leber, Nieren, Milz und Muskeln des Menschen. Auf diesem Wege scheinen die Verf. nichts Neues bemerkt zu haben. — Beobachtung des Hirnes des Menschen, der Säugethiere, Vögel und Fische im gefrornen Zustande. Hier werden *Gennari's* Untersuchungen dieser Art berichtiget. — Verbindung der im äusseren Umfange des grossen Hirns befindlichen grauen Substanz mit der, woraus die gestreiften Körper, die Seh- und Vierhügel bestehen. Eine solche Verbindung finde nicht Statt; die eigenthümliche Beschaffenheit der grauen Substanz der angeführten Hirntheile lässt daher vermuthen, dass die grauen Theile im Innern des Hirns die unmittelbaren organischen Vorrichtungen zu den

Digitized by Google

verschiedenen Kräften sind, welche durch das Ganze des Hirnes ausgeübt werden. — Höhle in der Scheidewand des Hirnes des Menschen und der Säugethiere; sie wird die erste Hirnhöhle genannt; bey Embryonen und Kindern ist sie meist länger, als bey Alten; bey Neugebornen und etwas älteren Kindern ist der vordere Theil immer breiter, der hintere läuft schneller spitz zu, und jede Seitenwand ist mehr vertieft und ausgehöhlt, als bey Erwachsenen; am vorderen und hinteren Ende befindet sich eine dreyeckige Grube, aus der vorderen Grube führt beständig ein Canal bis dicht an den dreyeckigen Raum zwischen der vordern Commossur und den Säulchen des Bogens in der vierten Hirnhöhle (sonst die dritte genannt). — Ueberzug der Hirnhöhlen und der in ihnen befindlichen Theile. Saum des gerollten Wulstes. Gränzstreife zwischen dem Seh- und gestreiften Hügel. Markige Leiste längs des innern Randes des Sehhügels. Der Gränzstreif zwischen dem gestreiften- und Sehhügel sey nichts anders, als eine Fortsetzung der feinen Membran, welche die innere Fläche der sämmtlichen Hirnhöhlen überzieht. Je jünger und gesünder das Subject war, dessen Hirn man untersucht, desto weisser, dünner und durchscheinender ist jener Streif. Auch der markige Saum des gerollten Wulstes sey nur eine Fortsetzung und Verdoppelung eben jener mit Marksubstanz an ihrer inneren Fläche innigst verbundenen Membran. — Das gefaltete Hirnadernetz. Die Häufchen von kleinen rundlichen Körnern, welche man durch das Vergrösserungsglas darin wahrnimmt, rühren von verhärteter, in die Zellchen der Gefässhaut ergossenen Lymphe her; durch sie wird nach der Meynung der Vf. der Andrang des mit einer grossen Kraft durch die Arterien strömenden Blutes gemässiget. — Bemerkungen über Caldani's Versuche und Beobachtungen, die Decussation der Markfibern des Hirns betreffend. Sie werden dahin berichtiget, dass, wie schon *Santorini* dargethan hat, die Markbündel des grossen Hirns hinter den Pyramidalkörpern sich deutlich durchkreuzen. Die Ursache, warum man so sehr oft bey apoplektisch Gestorbenen den gestreiften Hügel von Blutextravasaten verletzt findet, liegt wahrscheinlich darin, weil jener Hügel aus mehr grauer, als Marksubstanz besteht und die weiche, saft- und gefässreiche graue Substanz gewaltsame Anhäufungen des Blutes mehr begünstiget. — Vereinigungsstelle der Sehnerven. Die Vf. haben beobachtet, dass die Art der Vereinigung der Sehnerven in verschiedenen Subjecten sehr verschieden ist. Die Sehnerven sind an ihrer Vereinigungsstelle bald wie durch eine markige Mittelsubstanz von einander getrennt, bald scheinen sie, ohne weitere innige Verbindung, nur einander zu berühren, oder einer an dem andern vorbey zu laufen. Meistens erscheinen die Sehnerven, wenn man sie horizontal durchschneidet, aus Fasern bestehend, deren äusserer Theil sowohl vor als nach der Vereinigung auf derselben Seite bleibt, der innere Theil aber sich mit dem der anderen Seite durchkreuzet. — Zusammenhang der Sehhügel mit ihren innern Flächen beym Menschen und bey den Säugethieren. Sehr richtig ist hier der Querbalken beschrieben, durch welchen die Sehhügel an ihrer innern Fläche von beyden Seiten mit einander in Verbindung stehen. Dieser Zusammenhang ist bey vielen Thieren noch grösser als bey dem Menschen. — Der gerollte Wulst in der absteigenden Krümmung der dreyhörnigen Hirnhöhle sey die Verlängerung eines von denen an der Oberfläche des grossen Hirnes befindlichen Wülsten in das Innere des Hirnes, oder in die Hirnhöhlen. Bey Embryonen sey der gerollte Wulst hohl. — Wulst in der hintern Krümmung der dreyhörnigen Hirnhöhle. Zuweilen fehlt er auf einer oder auf beyden Seiten. Er besteht ebenfalls aus der in die Seitenhirnhöhle fortgesetzten oder verlängerten Wand eines auf der Oberfläche des Hirnes liegenden Wulstes, die sich in der hinteren Krümmung umbeugt, und hierauf von innen nach aussen, zu der Oberfläche des Hirnes wieder zurück, in eine andere äussere Hirnwindung übergeht. — Zirbel. Hirnsand. Von der Geburt an bis zu dem siebenten Lebensjahre findet man bisweilen auf dem markigen Leistchen vor der Zirbel eine weiche, öfters halbflussige klebrige Materie, die in Rücksicht der Farbe und Form dem Hirnsande ähnlich ist. Die Vf. vermuthen, die Zirbel sey vielleicht das Organ, in welchem der Hirnsand abgeschieden werde, und dieser scheine im lebenden Körper nicht als Sand oder Steinchen, sondern als eine weiche Materie zu existiren. — Grübchen in dem durch die Substanz der Vierhügel laufenden Canal bey dem Menschen und bey den Säugethieren. An der oberen Wand des Canales befindet sich eine längliche Vertiefung, die nach vorn breiter, gegen das hintere Ende aber schmäler wird, und sich gewöhnlich mit einer ziemlich tiefen Grube endigt; an der unteren Wand des Canales sieht man beym Menschen drey deutliche Grubchen, eines in der Mitte und zwey zur Seite; beym Pferde sind nur die beyden Seitengruben vorhanden. — Blaue Stellen in der unteren Wand der fünften Hirnhöhle. Sie sind auf jeder Seite in der Grundfläche jener Höhle sichtbar und rühren wahrscheinlich von den an diesen Stellen ein besonderes Netz bildenden Blutgefässen her. — Markige Streifen in der fünften Hirnhöhle. Sie sind nicht beständig, stehen auch nicht im Verhältnisse mit dem Alter der Subjecte, und vereinigen sich sehr oft gar nicht mit dem Hörnerven; zuweilen aber sind deutliche Streifen, welche sich mit dem Hörnerven verbinden, vorhanden. — Graue Leistchen in der fünften Hirnhöhle. Sie scheinen den eigentlichen Zusammenhang der fünften Hirnhöhle mit den Hörnerven auszumachen, und treten aus der in der untern Wand der fünften Höhle befindlichen grauen Substanz an den Seitenrändern der Höhle hervor, setzen sich dann über die Seitenränder selbst von innen nach aussen bogenförmig fort und endigen sich genau an der Stelle, wo das Hörnervenpaar von dem Hirne abgeht, so dass sie sich auf den Nerven anle-

Digitized by Google

gen und in ihn überzugehen scheinen. — Fäden, die zu dem in der fünften Hirnhöhle liegenden gefalteten Hirnadernetz laufen. Nicht bey Säugethieren und menschlichen Embryonen, aber oft bey Kindern, Erwachsenen und alten Menschen wurde in einiger Entfernung von dem eben erwähnten grauen Leistchen ein weissgelber rückwärts zu dem Hirnadernetze laufender Faden bemerkt. — Fünfte Hirnhöhle der Säugthiere. Hier sind weder blaue Stellen, noch markige Streifen, noch die zuletzt gedachten Fäden vorhanden; dagegen sind die grauen Leistchen verhältnissmässig stärker, als beym Menschen. — Vergleichung der Hirnhöhlen des Menschen mit denen der Säugthiere, Vögel und Fische. — Ueber den Ort und die Art der Vereinigung sämmtlicher Ursprunge der Hirnnerven. Die Verf. bleiben hier nach Sömmerring bey den Wänden der Hirnhöhlen und dem Hirnknoten stehen. — Hirnanhang. Er besteht aus einem vorderen und hinteren Lappen, der letztere ist viel weicher, als der vordere; der vordere hat eine äussere rothe und eine innere weisse Substanz. In der Gränze beyder Substanzen kömmt nach einem horizontal in der Mitte des Hirnanhanges gemachten Durchschnitt ein dreyeckiges Grübchen zum Vorschein, in dessen vorderen Rand sich mehrere Gefasschen oder Canälchen begeben, die hier strahlenförmig zusammenlaufen. Aus dem hinteren Rande des Grübchens entspringt wieder ein einzelnes, ziemlich starkes Canälchen, welches da, wo der Trichter sich in den Hirnanhang einsenkt, aufzuhören scheint. Verschiedene Versuche mit Einspritzungen des Hirnanhanges und Trichters zeigten, dass der letztere beym Menschen weder durchaus solid, noch hohl ist, sondern wahrscheinlich einen zellichen Bau hat. Mehrere Sectionen bewiesen für eine merkwürdige Uebereinstimmung des Hirnanhanges mit der Zirbel. — Gefässanhäufung an dem Ursprunge des ersten, zweyten, dritten und vierten Hirnnervenpaares. Das Eindringen der Blutgefässe in die Hirnmasse bildet hier Siebchen. — Welche Theile des menschlichen Hirnes zeigen die meisten Abweichungen von dem normalen Baue? Sie sind die Windungen des grossen Hirnes, der Wulst in der hinteren Krümmung der dreyhörnigen Hirnhöhle, die Markstreifen in der fünften Hirnhöhle, die Balken zwischen den inneren Flächen der Sehhügel, die Zirbel und der Hirnsand. — Allgemeine Bemerkung über die Bildung der einzelnen Hirntheile des Menschen und der Säugethiere. Die Markstreifen der fünften Hirnhöhle erscheinen beym Menschen erst nach der Geburt; die Bildung des Hirnsandes wird erst mit dem siebenten Lebensjahre vollendet. Bey den Säugethieren erscheint kein Theil des Hirnes, der nicht schon vor der Geburt deutlich zugegen gewesen wäre, und es fehlen ihnen die Theile gänzlich, die bey dem Menschen vor der Geburt noch nicht vorhanden waren. — Grössenverhältniss des grossen Hirnes zum kleinen, und der einzelnen Theile des grossen Hirnes sowohl unter sich, als zu dem Hirne überhaupt, in den verschiedenen Lebensperioden des Menschen. Mit dem siebenten Lebensjahre ist das Wachsthum des menschlichen Hirnes sowohl im Ganzen, als auch in allen seinen einzelnen Theilen vollkommen vollendet. — Grössenverhältniss des grossen Hirnes zum kleinen und der einzelnen Theile des grossen Hirns sowohl unter sich, als zu dem Hirne überhaupt bey verschiedenen Säugthieren und Vögeln. Das grosse Hirn des Menschen hat am wenigsten, das der Säugethiere mehr und das der Vögel am meisten eine runde Gestalt; bey dem Menschen ist das grosse Hirn im Verhältniss zu dem kleinen grösser, als bey den Thieren. Im Verhältniss zu der Grösse des Hirnes sind die Sehhügel bey den Vögeln am beträchtlichsten, bey den Säugthieren kleiner und beym Menschen am kleinsten. Das nämliche Verhältniss findet auch in der Grösse der gestreiften Hügel, der Vierhügel, des gerollten Wulstes und des Hirnknotens zu dem grossen Hirne Statt. Das grosse Hirn des Menschen ragt also durch sein Grössenverhältniss nicht nur über die relative Dicke seiner Nerven, sondern auch über die relative Grösse aller der genannten Hirntheile weit mehr hervor, als bey den übrigen Thieren. — Bemerkungen über das Ausmessen der Hirne. — Schwere des ganzen Hirnes und des grossen und kleinen insbesondere vom fünfmonatlichen Embryo bis ins hohe Alter des Menschen. — Schwere des ganzen Hirnes und des grossen und kleinen insbesondere bey verschiedenen Säugthieren und Vögeln. — Verhältniss des Wachthums des Hirns zum Wachsthum des übrigen Körpers beym bebrüteten Huhnchen vom sechsten bis zum ein und zwanzigsten Tage der Brütung. — Betrachtung des Baues des menschlichen Hirnes in den verschiedenen Lebensperioden.

LITERATURGESCHICHTE.

Beyträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der pfalzbaierischen Centralbibliothek zu München. Herausgegeben von *Joh. Chr. Freyherrn von Aretin*, Central- und provisorischem Oberhofbibliothekar, der Göttinger und Münchner Akademie ordentl. Mitgliede u. Landesdirectionsrathe von Baiern. München, in Commission der Schererischen Kunst- und Buchhandlung. *Vierter Band*, 6 Stücke, 1805, 676 S. *Fünfter Band*, 6 Stücke, 1806, 8. 674 S. (6 Thlr. 16 gr.)

In diesen beyden Bänden findet man abwechselnd, A) 12 *literarisch-bibliographische* Rubriken, davon einige allgemeinen Inhalts sind, die übrigen aber die griech. und altdeutsche Literatur erläutern, und Nachrichten von merkwürdigen Handschriften und gedruckten Büchern, wie auch kürzere und längere Abhandlungen zur Geschichte der Typographie liefern; B) 8 *historische*, welche theils profane und kirchengeschichtliche Gegenstände behandeln, theils Originalaufsätze liefern. A) *Literarische*:

Digitized by Google

1) Setzt Hr. Ignat. Hardt die *kritische Beschreibung von den griech. Mss. der Churfürstlichen* (nun Königl.) *Bibliothek in München* von Nr. CXCIII. bis CCCXXIV. durch alle 12 Stücke dieser beyden Bände fort, die er nun auch im vorigen Jahre mit dem Titel: Catalogus Codd. Mss. bibliothecae regiae boioaricae in zwey Theilen, 4. besonders in einer splendiden Ausgabe bekannt gemacht hat. Noch ist dieselbe hier nicht beendigt, sondern die 23 übrigen Handschriften dem 1. St. des 6ten Bandes aufbehalten. Von den schon durch Ausgaben bekannten Handschriften verdienen vorzüglich ausgezeichnet zu werden: Claudii Ptolemaei Harmon. Libb. III. cum Porphyrii Comment. und Constructionis Magnae Libb. XIII. mit Scholien am Rande. Athenaeus und Apollodor. de machinis bellicis, Bitonis constructiones bellicarum machinarum, Hero de constructione et mensura manubalistae, Jul. Africanus de armatura Libb. II., welche ein Theil der Cestorum sind, Leonis et Aeliani Tactica, Aristoteles de physico auditu, de coelo, de generatione et corruptione, de memoria et reminiscentia, de somno et vigilia, und andere philos. Schriften desselben, Plotinus, und Porphyrius de Vita Plotini, Aristides, Quintilianus und Bacchius de Musica, Isocratis Oratt. Thucydides cum marginalibus et interlinearibus notis, Galeni Com. de epidemiis Hippocratis, Demetr. Phaler. de elocutione, Didymi Com. in Odysseam, Epigrammata ex Anthologia, Dioscoridis quaedam dubia, Strabo, Platonis Politt. L. X. et Timaeus, Chronicon Georg. Phranzae, Tzetzis scholia in Lycophr. Cassandr. Philostrati Imagines, Aristidis Oratt. Euripidis Phoenissae, Medea, Hippol. Hecuba u. Orestes cum scholiis, Gemist. Pletho, Quint. Calaber, Catonis disticha, Zosimus, Arrian. de exped. Alex. Onosandri Strateg. Hesiodi Theog. et scutum Herculis cum scholiis Demetr. Triclinii et Io. Diaconi Pediasimi, Dionys. orbis descript. Theod. Gazae interpr. gr. Cic. Catonis Mai. Juliani Misopog. Proclus in Plat. Alcibiad. Homeri Ilias, Pythagorae carmina aurea, Zonarae Chron., und Artemidorus Ephes. de Nilo, welchen der Vf. unter die noch nicht im Drucke bekannten Schriften setzt, da doch selbst in diesen Beyträgen 1804. St. 5. p. 49—53. dieses Fragm. Hr. Berger mit einer lat. Uebersetzung hat abdrucken lassen. Auch hier, wie in den schon ausgegebenen Bänden, schwankt der Vf. bisweilen in Ungewissheit, wenn er die Ausgaben dieser Schriftsteller angibt, und redet von noch erst zu erscheinenden Ausgaben, welche schon erschienen sind, als St. 5. S. 508. Isocrat. ex ed. Langii, der schon 1803. herausgekommen ist. Sehr oft vermisst man noch die neuesten und bessern Ausgaben, als von Thucyd. Gemist. Pletho, Zosimus, Theod. Gaza und vielen andern, die verglichen zu werden verdient hätten. Unter die Anecdota, welche diese beyden Bände der Beyträge bekannt machen, gehören: Nicephorus de excursione bellica, Gennadii, Arch. Bulg. syntagma contra Latinos, Epistolae XIV. Athanasii Chatziceni, die Fabr. Bibl. Gr. nicht kennt, Theophylacti carmen in calamitatem quandam, dem Fabr. auch unbekannt, Neophyti monachi duo canones paracletici in Jesum Christum, Theodori Prodromi varii hymni, welche auch das X. Vol. der neuesten Ausg. von Fabr. Bibl. Gr. noch nicht aufgeführt hat, Binae litterae Nicephori Xanthopuli Callisti, und Stephani hymnus in Christum natum, nirgends angezeigt; Cyprii Barnabae hymnus in Christi baptismum, auch noch nicht bekannt; Ephraem Syr. de bonis operibus et de Dei patientia, Caloeri hymnus in St. Nicolaum, ganz unbekannt, Fragment ex hist. Eccl. L. II. Theodori Lectoris, Theodoretus Cyr. in prophetas et editiones, cur a septuaginta factae sint, Gregor. Palamae binae epp. ad Damianum et Dionys. monachum, Anonymus de Musica, Nectarius de ieunio et eleemosynis, Nicephori Blemmidae encomium in Ioannem, Manuel. Phile theoria, Greg. Corinth. Metropolit. expositio canonum Damasceni, Cosmae, Marci et Theophanis, Symeonis Logothetae oratt. in dormitionem Deiparae, et in translationem S. Iohannis, sind in dem X. Vol. Fabr. Bibl. Gr. der neuesten Ausg. nicht angegeben, Anastasii monachi duae oratt. de fratribus mortuis, Memoria Theoduli et Ioan. Damasceni, Zonarae expos. canonum Io. Damasceni, Expositio in Aphorismos Hippocratis ex ore Damascii philosophi, Fabr. kennt sie nicht: Andronici Sebasti hoplotheca, ist nur zum Theil bekannt, Cyrilli Al. Lexicon, zweymal, Quint. Smyrnaeus de XII. laboribus Herculis, Ep. Porphyrogen. Manuelis Comneni, Cosmae Visio et memoria St. Macarii, hat die neueste Ausgabe der Fabr. B. Gr. T. X. noch nicht aufgenommen; Marci Eugenici ep. ad Georg. presbyter. Confessio fidei edita in Concilio Florent. Theophanis Monobyz. ep. ad Ioan. Palaeologum, Ep. Marci Ephesii ad Theophanem, Ep. Mich. Cerularii ad Petrum, Antioch. patriarch. Euthymius Zigabenus in epp. Pauli, Man. Phile carmina, davon nur einige edirt sind, Pselli Synopsis de fulgure, igne, tonitru, fulminibus et aliis quaest. de meteoris, findet sich noch nicht im Vol. X. Fabr. B. Gr. ed. Harles. Tzetzis versus iambici de ortu et occasu astrorum, nirgends noch angezeigt; Polychronii Comm. in Ecclesiasten et Cant. Canticorum, Hippolyti expos. Psalmorum, Dexippi iambi de VII. mundi miraculis, fehlt noch im X. Vol. Bibl. Gr. ed. Harl. Theod. Studitae doctrina breuis salutis, Manuel. Adramyteni Canon in Ioan. Baptist. et alia. Fabr. hat dieses Manuelis, welcher im XV. Jahr. lebte, nicht gedacht.

2) *Joh. Bapt. Bernharts historisch-kritische Untersuchung über das Daseyn, die Kennzeichen und das Alter der von Joh. Guttenberg und Joh. Faust in Maynz gedruckten latein. Bibel, dann über die Epochen der Verbreitung der Buchdruckerkunst und Schriftgiesserey*. Beschluss. Der erste Theil dieser gelehrten Untersuchung findet sich in diesen Beytr. 1804. St. XI. u. XII. mit dem zweyten, welcher die Epochen der Verbr. der Buchdruckerk. zu bestimmen sucht, wird hier diese Abhandl. beschlossen. Die erste Epoche der Verbreitung der Buchdruckerkunst ausser Maynz, und der Auswanderung der Buchdruckergesellen, welche vorher in Diensten Gut-

Digitized by Google

tenbergs bis zu seinem Process mit Joh. Faust 1455 gewesen waren, setzt der Verf. weit früher, als es bisher geschehen war, in das Jahr 1456. (Sollte aber der neu entdeckte deutsch mit der Jahrzahl 1455 gedruckte Kalender mit Pfisterischen Lettern gedruckt worden seyn, wie einige vermuthen, so würde die erste Epoche noch früher anzunehmen seyn. Siehe Neuer Literarischer Anzeiger 1806 Nr. 21. S. 330.). Die zweyte Epoche aber, welche bisher für die erste gehalten worden war, fällt in das Jahr 1462. 3) *Fortsetzung der Briefe über Aretins literär. Geschäftsreise in die Baierischen Abteyen*, erzählt in vierzehn Briefen von Nr. 18 bis 31, welche Handschriften und alte Druckdenkmale in den Klöstern, welche alle hier angegeben sind, entdeckt, und nach München in die Königl. Bibl. gebracht worden sind. Von den Handschriften dieser Bibliotheken hier nur einige der merkwürdigsten: Die Jugendgeschichte Carls des Grossen, Ottfrieds Evangelienübersetzung aus dem IX. Jahrh. Ciceron. *Epp.* Rhetor. de Oratore und de Officiis, Terentius, Ouidii Metamorph. und de Amore, Sallustius, Statius, *Epp.* Pauli e seculo VIII. et IX. Libri Regum e secl. IX. Vier Codd. IV. Euangeliorum secul. IX. X. XI. und XII. Lib. Maccabaeorum secl. IX. Psalmi Dauidis sec. XII. u. XIII. Salomonis Parabolae, Eccles. Cant. Cant. Liber Sapientiae und Iesus Syrach, Marbodus de Lapidibus sec. XII. Isidori Grammatica, Io. Eccii theses 404 contra Lutherum, autographum, Virgilii Georg., Boëtius de Consol. philos. Auch viele wenig, auch noch ganz unbekannte Incunabeln sind in diesen Bibliotheken aufgefunden worden, als: Iul. Caesar s. l. et a fol. welchen Panzer in s. Annal. typogr. nicht aufgeführt hat, Virgil. Aeneis s. l. et a. mit Mantels (Mentels) Typen gedruckt: die sieben Psalmen, Vesper, Vigil und die Seelmess, Augsb. d. Günther Zainer 1471. 12. Ohne Zweifel das erste bis jetzt bekannte, und von Panzern nicht erwähnte Buch in Duodezformat, und also weit älter, als das von Bernhart im N. Litt. Anzeig. 1807 St. 12. p. 189. gerühmte Officium Mariae Virginis vom Jahre 1499. Die Nürnberger Bibel von Sensenschmidt 1475 gedruckt, Io. de Ianua Catholicon, Aug. 1469 f. auf Pergamen gedruckt. Gratiani Decret. Mogunt. 1472 fol. auf Pergamen. Publ. Terent. Affri (sic) poete comiti (sic) Commendarius (sic) liber incipit feliciter s. l. et a. von Panzern nicht erwähnt. Historia Thucydidis, Salamanca 1564 fol. findet sich weder in Panzern, noch bey den Versionen in der neuesten Leipz. Ausgabe. Theodorich von Boeksdorf, Bischof zu Nürnberg, Sassenspiegel, Basel durch Leonh. Richel 1474 f. die erste Ausgabe des Sachsenspiegels (Hier ist aber einiges zu berichtigen. Boeksdorf, oder vielmehr Bogisdorf, Boxdorf, Büxdorf, denn, so schreibt er sich in alten Urkunden, auch Borxdorf, jetzt Burgsdorf, wie er auch schon in Paul. Langii Chron. Citizensi genennt wird) also nicht Bocksdorf, wie auch Panzer in Annal. der ält. deuts. Litt. Bd. 1. S. 80. fälschlich hat abdrucken lassen, (in der Ausgabe steht Bogsdorf) war erst Ordinarius auf der Universität Leipzig, und dann 1464 bis 1466 Bischoff in Nuenborg (Naumburg) also nicht *Nurnberg*. Panzer nennt den Drucker auch fälschlich *Bernhart*, anstatt *Leonhart* Richel). Biblia pauperum, Xylogr. Biblia Complutensia, 6 Vol. (in wenigen Bibl. vollständig). Ptolem. Cosmogr. Romae per Arnold Bucknick, 1478 f. Ludus ludentem luderum ludens, quo Ioan. Hasenbergius, Bohemus, in Bacchanalibus Lipsiae, omnes ludificantem ludionem omnibus ludendum exhibuit, An. 1531. Landshutae *p.* Io. Weyssenburger, 1531. 4. Eine seltene, auch von Panzern nicht gekannte Spottschrift auf Luthern. 3) Die: *Antiiesuitische Satyre aus dem siebenzehnten Jahrhunderte* im 2ten St. ist ein noch nicht gedrucktes Spottgedicht, in welchem der Jesuit mit dem Floh verglichen wird, davon einige Stellen ausgezogen sind, welches ungeachtet der Eigenheiten des Zeitgeschmacks noch jetzt allen Jesuitenfeinden Lachen erregen wird. 4) *Nachricht von einigen verloren gegangenen Handschriften Io. Aventini* St. 5. S. 527. 5) Die: *Berichtigung einer literar. Anekdote, die Voltaire in seiner Selbstbiographie erzählt*, St. 5. S. 558. betrift die Schilderung Seckendorfs, von der Voltaire, man weiss nicht, warum, und woher, berichtet, dass sie der König Friedrich II. nur dans vne trentaine d'exemplaires des Mémoires de Brandebourg eingeschaltet hätte, da sie doch auch in allen andern Ausgaben gefunden wird. 6) *Nicephori Gregorae epistola ad Praefectum mensae s. Russiae Principem, ex Cod. Ms.* (10) *edidit, annotationibus et vers. lat. illustrauit F. X. Berger.* Diesen Brief erwähnt auch Fabr. in Bibl. Gr. ed. Harl. VIII. p. 650. In der Moskauer Bibl. finden sich weiter keine Briefe von ihm an die Russ. Regenten, wie Herr Berger vermuthet, wohl aber einige Reden (λογους) deren Niceph. in diesem Briefe gedenkt, s. Matthaei Notit. Codd. Mosq. p. 198. 199. und 213. 7) *Ioh. Bapt. Bernharts gründliches Bedenken über das vom Hrn. Geheimenrath Zapf angegebene hohe Alter und den Namen des Buchdruckers von des Ioannis de Turrecremata Explanatio in Psalterium Graecis impressa.* Schon vor Hrn. Bernhart zweifelte Rec. und zweifelt jetzt noch und mit ihm noch weit mehr, dass diese Schrift von Günther Zainer so früh gedruckt worden sey, als sie Herr Zapf gedruckt wissen will. So wahrscheinlich er es aber auch zu machen versucht, dass sie Joh. Schaner etwa um 1482 gedruckt habe, so wird doch Herr Zapf vieles dagegen einzuwenden haben, wie er es auch in dem N. Literar. Anzeiger gethan hat. Der Druckort bleibt auch nach Hrn. Bernharts Bedenken immer noch ungewiss, denn es möchte ihm wohl schwer zu beweisen werden, dass schon damals Grätz in Steyermark, oder gar Graiz im Voigtlande Buchdruckereyen gehabt hätten. Vielleicht ist aus Cressy, oder Croy in Frankreich das lat. Wort Cracae, so wie aus Troyes das lat. Trecae geformt worden. 8) *Jo. Bapt. Bernharts Bemerkungen über die Auflage des Theuerdanks von 1517, und über die in derselben vorkommenden Schreiberzüge.* Panzer hat zwar in den Zusätzen zu den Annal. der ält. deutsch Lit. S. 164. be-

Digitized by Google

wiesen, dass sich Exemplare von der zweyten Aufl. dieses Buches 1519 vorfinden, welche von einander in verschiedenen Rücksichten abweichen; aber eben so auffallende Verschiedenheiten hat der Verf. auch bey einigen Exemplaren der ersten Aufl. vom Jahre 1517, welche die Königl. Bibl. in München besitzt, bemerkt und ausgezeichnet. Beyde Ausgaben sind nicht mit Holztafeln, sondern mit gegossenen Lettern gedruckt, und die grössern und kleinern Schreibzüge, welche schon vor dem Abdrucke des Theuerdanks bekannt, und auch nach demselben noch immer im Gebrauche waren, sind nicht im Ganzen geschnitten, sondern aus mehrern Stücken zusammengesetzt. 9) *Uebersicht der verschiedenen Meynungen über den Ursprung der Buchdruckerkunst von Burger Daunou.* Aus dem Französ. *übersetzt und berichtigt von Martin Schrettinger.* Ein sehr lesenswerther Aufsatz, welcher zwar vieles schon längst bekannte wiederholt, aber doch auch viele neue Ansichten gibt, die Hr. Schrett. durch seine Berichtigungen noch mehr erweitert hat, vielleicht auch noch mehr erweitern konnte, z. B. St. 8. S. 165., dass nun das Psalterium von 1457 nicht mehr das einzige älteste mit einer bestimmten Jahrzahl erschienene Druckdenkmal, sondern der von Fischer entdeckte, und der neuerlich von Aretin bekannt gemachte Kalender vom Jahre 1455 sey, St. 9. S. 312. dass auch Fischer, wie er an einem Orte seiner typogr. Seltenh. erzählt, einzelne hölzerne bewegliche Buchstaben in Maynz vorgefunden habe, u. a. O. m. 10) *Joh. Bapt. Bernhart Beyträge zur nähern Bestimmung des Druckjahrs von der Kosmographie des Ptolemaeus mit der Jahrzahl 1462, nebst Untersuchungen über die ersten in Metall gestochenen Landcharten.* Hr. B. sucht mit der grössten Wahrscheinlichkeit zu beweisen, dass diese Bologn. Ausgabe weder 1462, noch 1472, wie Gamba und Alter, noch 1482, wie Harless und Aretin, auch nicht 1491, wie Breitkopf muthmasete, sondern 1480 erschienen sey. Der Typograph wollte nach Hrn. B. Muthmassung MCCCCLXXX setzen, ergriff aber bey der zweyten X eine I, und durch den ersten Fehlgriff verleitet auch bey der dritten X wieder eine I, u. so entstand das fehlerhafte Druckjahr MCCCCLXII. In der Einleitung der Röm. Ausgabe von 1478 wird ausdrücklich gesagt, dass die Charten dazu gestochen worden wären, bey der Bologneser, die auch Charten hat, wird nichts davon erwähnt. Nun aber beweist Hr. B. dass Schweinheim 1471 die Landchartenstecherey zu versuchen angefangen, und erst im Jahre 1473 zur Vollkommenheit gebracht habe, also kann aus dieser Ursache die Bologn. Ausgabe weder 1462 noch 1472 gedruckt worden seyn. Die Hypothese Breitkopfs aber wird gänzlich durch ein sehr wohl erhaltenes Exemplar der Münchner Centralbibl. widerlegt, in welches am Ende der ältere Besitzer, Hartmann Schedel von Nürnberg, geschrieben hat: mihi feci exportari ex Bononia per Venecias ad Nurēbergam anno domini 1482. Die Bolog. Ausgabe ist ohne Zweifel ein Abdruck der Vicentiner von 1475, denn sie hat alle Fehler mit ihr gemein, wie aus der angestellten Vergleichung hervorgehet. Die Signaturen, welche diese Ausgabe hat, würde Rec. doch für einen Beweis ihrer Unächtheit annehmen, ob ihn gleich Hr. B. weil die Chiromantia sine l. et a. auch mit Signaturen versehen sey, nicht anerkennen will, ist denn aber das Druckjahr der Chiromantia bekannt? 11) Τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ Σκολάστου καὶ συγγελλιῶτου εἰς τὴν κοίμησιν τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου. Ein im X. Sec. geschriebenes Apocryphum zweyer Codd. 66. und 146. mit Collationen und einigen Conjecturen des Herausgebers, Hr. Berger, welches in die Birchsche oder Schmidtische Sammlung aufgenommen zu werden verdient. 12) Συνταγὴ ἁλατίου λουκᾶ τοῦ ἁγίου ἀποστόλου. Ein Recept aus einer Münchner Handschrift abgedruckt, welches Lucas der Evangelist, aber auch Arzt, geschrieben haben soll. B) *Historische.* 1) *Relation des Prinzen von Preussen aus einer Handschrift der Mannheimer Bibliothek (jetzt der Münchner Centralbibl.)* Wer zu wissen wünscht, wodurch nach der Schlacht bey Collin im Jahre 1757 sich die bekannten Misshelligkeiten zwischen dem König Friedrich II. und seinem Bruder, dem Prinzen von Preussen, entsponnen haben, und warum letzterer die Armee verlassen und sich nach Oranienburg zurück begeben habe, wird hier in der von dem Prinzen selbst aufgesetzten Schutzschrift, wie auch in den beygefügten zwischen dem König und seinem Bruder gewechselten Briefen hinreichende Belehrung finden. 2) *Sonderbare Nachricht über Wallensteins Grab*, ein latein. Fragment aus einem noch ungedruckten Syntagma histor. regni Bohemiae ab anonymo an. 1674 conscriptum. Einige feindliche Soldaten erbrachen das Grabmal Waldsteins, denn so wird Wallenstein hier richtiger genannt, in der Hoffnung, Schätze zu finden; unzufrieden und in ihrer Hoffnung getäuscht sperrten sie den Bauer, der sie dahin geführt hatte, in dasselbe ein, welchen aber Soldaten, die es eben in der Absicht wieder erbrachen, noch glücklich vom Tode retteten. 3) De victoria Bohemica oratio Mediolani habita Non. Quintil. 1757 a P. Guidone Ferrario, S. I. drückt die Freude über den bey Collin geschlagenen König Friedrich II. aus. 4) *Umständlicher geistlicher Vortrag über einen Hexenprocess aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts* (in Baiern) Verfahren gegen die unglücklichen Menschen, welche man damals Hexen nannte, und Sprache, welche dieses Verfahren erzählt, wetteifern in Rohheit mit einander: beyde eher der ersten Hälfte des XVI. als des XVIII. Jahrh. angemessen. 5) *Sammlung wichtiger Urkunden zur baierisch-würtenbergischen Geschichte.* Diese meistentheils noch unbenutzten Urkunden verbreiten sehr vieles Licht über die Misshandlungen, welche die Herzogin Sabina von ihrem Gemahl, dem Herzog Ulrich, erdulden musste, und widerlegen sehr oft Sattlers unerweisliche Beschuldigungen, wodurch er das Betragen der Herzogin verdächtig zu machen gesucht hat. Diese merkwürdige Geschichte verdiente eine neue und unparteyische Bearbeitung. 6) Περὶ τῶν Ἀρμενίων καὶ τῆς αὐτῶν

Digitized by Google

τοῦ Ἀρτζεβούρη νησέως e Cod. ms. bibl. electoral. Monacensis edidit, ac versione lat. notisque illustrauit Fr. Xau. Berger. Der anonyme Verf. dieses Fragments gibt eine ganz andere, und weit wahrscheinlichere Ursache, als Nicephorus, von diesem Fasten an, und hat auch weit mehrere Armenische Patriarchen, als Galanus in Conciliat. eccl. Armenae cum Romana und Moses Choren. in Hist. Armen. aufgeführt haben. Der Herausgeber hat die Dunkelheiten des Textes theils durch historische Anmerkungen aufzuklären versucht, theils auch durch kritische, welche letztern aber nicht alle Beyfall finden möchten. Sollte die Kritik S. 544. n. 4. sich nicht, wie κυρίευται εἶναι oder ὄν, auch κυρίευται εἶδέναι bey Griechen, wie dieser Anonymus ist, gefallen lassen können? Für ἀνοτιμῶν S. 550. n. 12. würde Rec. um dem Contexte zu Hülfe zu kommen, lieber ἀνοτεμῶν als ἀνοτίμων lesen, ob sich gleich auch ἀνοτιμῶν entschuldigen liesse. Auch ἀνισχίσεως lässt sich auf eben der Seite vertheidigen, wenn man es: ne communionem haberet cum ecclesia Romana; übersetzt. Auch das ἵνα S. 552. n. 17. bedarf keiner Veränderung, wenn es mit dem vorhergehenden ἵνα verbunden wird. Uebrigens ist der griech. Text dieses Bruchstückes, wie auch aus der latein. Uebersetzung erhellet, so fehlerhaft abgedruckt, dass die Kritik oft wieder neue Conjecturen zu machen sich genöthiget siehet. Ueberhaupt ist zu bedauern, dass sich fast auf allen Seiten dieser literar. Beyträge die Correctur Fehler zu Schulden kommen lässt. 7) *Ueber Völkerwanderungen von Fr. Desperger.* Der Verf. welcher hier das erstemal als Schriftsteller auftritt, sucht zu erweisen, dass sie nicht drückender Mangel, sondern vorzüglich militärischer Geist erzeugt habe, und dass sie auch noch in Zukunft zu befürchten seyn möchten. Der feurige und energische Styl strömt rauschend, wie die wandernden Völker, einher; doch rauschet er, wenn sich Rec. nicht irret, bisweilen zu heftig, und ist gegen die natürliche Würde der Geschichte mit zu vielen Bildern und Gleichnissen überströmet. 8) *Ausschreiben der Tiroler wider die Minister des Erzherzogs Ferdinand aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts.* Für das dem XII. Stücke beygefügte allgemeine Repertorium über die fünf ersten Bände dieser Beytrage werden alle Literatoren dem Hrn. Verf. B. I. Docen den aufrichtigsten Dank zollen.

UNIVERSITÄTEN.

Noth- und Hülfsbüchlein in einigen der wichtigsten Lagen des akademischen Lebens. Für angehende Studirende; auch nützlich für deren Väter. Oldenburg in der Schulze'schen Buchhandlung, 1807. 8. 104 S. (8 gr.)

Es kann zwar nicht geläugnet werden, dass wichtige und nützliche Wahrheiten nicht oft genug wiederholt und erneuert werden können, wenn sie nicht nur in ihrer alten Würde bleiben sollen, sondern auch, wenn diese sogar immer erhöhet werden soll; aber um diese Absicht nicht zu verfehlen, muss man sie auch den veränderten Sitten, Gewohnheiten, Zeiten und Orten anzupassen, sie in eine neuere und bessere Form umzugiessen, und ihnen eine ganz neue Gestalt zu geben, sowohl verstehen, als auch sich bemühen. Beydes kann Rec. von dem anonymen Verf. dieses Buches nicht rühmen: Materie und Form desselben machen die bekannten und brauchbaren Anleitungen für junge Studirende, die wir Heunen, Pöschmann, Heydenreich und andern verdanken, nicht nur nicht überflüssig, sondern sogar noch nothwendig. Selbst das, was Niemeyer zu seinem Lehrbuche für die obern Religionsclassen über die Vortheile, Gefahren und Pflichten des akademischen Lebens hinzugefügt hat, würde Rec. noch immer für brauchbarer, als dieses Hulfsbüchlein, halten, besonders wenn es auf Schulen von einsichtsvollen Lehrern erläutert wird. Denn es gibt weit weniger, als die nur erst genannten Bücher, und gibt es noch dazu in einer ungebildeten, kraftlosen, und oft auch incorrekten Sprache. Hätte der Hr. Vf., welcher erst vor kurzem von der Universität zurückgekommen zu seyn vorgibt, sich mit seinen beyden wohl auch erdichteten akademischen Freunden K. und F., denen er das Buch gewidmet hat, über die Gefahren, die sie auf der Universität bestanden, und über die Vortheile, die sie, und wie sie dieselben daselbst erlangt hatten, um dadurch angehende junge Studirende zu belehren, aufrichtig und in einem edlern Tone besprochen, so würde vielleicht sein Buch ein besseres, und nicht ganz unentbehrliches Hulfsbuch geworden seyn, und die Absicht eher erreicht haben, die es in seiner jetzigen Gestalt schwerlich erreichen wird. Sein Thema nicht ganz erschöpft zu haben, gesteht der Hr. Vf. S. 103. selbst zu; aber wenn er nur nicht immer alles oben abgeschöpft, und das, was andere vor ihm schon gesagt hatten, wenn auch nicht besser, doch nur in einer bessern Ordnung, die er eben nicht zu lieben scheint, und in einer edlern Sprache wiederholt hätte. Auch selbst die Grundsätze, welche er äussert, über das Fechten lernen und die Duelle, welche er nothwendige Uebel auf Universitäten nennt, und unter gewissen Bedingungen erlaubt, über Systemensucht, über philosoph. Speculation, über Liebe in edler Bedeutung oder Liebschaften mit Cousinen und ihren Gespielinnen, über Umgang mit verheyratheten Frauenzimmern, über das sogenannte Commerciren und das Comment, möchten den unerfahrnen Jüngling eher auf Abwege, als auf den Weg der Tugend und Sittlichkeit führen. In dem vierten Abschnitt, welcher von den Vergnügen (Vergnügungen) und Erholungen junger Studirender handelt, empfiehlt der Hr. Verf. zwar akademische Freundschaft, *edle Liebe*, Familienumgang, Gesellschaften, Lectüre und Ferienbelustigungen, aber umsonst sucht man Belehrungen

über Spatzierengehen, über Comödie, über Concerte, über Tanzen und Reiten, über Besuche öffentlicher Bildergallerien und Naturaliensammlungen. In dem fünften Abschnitt, welcher die gewöhnlichen Gefahren des akademischen Lebens aufzählt, vermisst man die jetzt so gewöhnlichen Kränzchen, das Baden im fliessenden Wasser, die missverstandene akademische Freyheit, und die prunkenden und lärmenden Aufzüge. So wenig man also mit den Sachen, die er vorträgt, zufrieden seyn kann, da ihnen weise Vorsicht und Vollständigkeit mangeln, noch weit weniger wird man mit der Art und mit der Sprache, in welcher er dieselben vorträgt, zufrieden seyn können. Wenn der Jüngling auf Universitäten gehe, soll er seine Muttersprache nicht nur orthographisch schreiben, sondern auch den Geist derselben studirt haben, und doch schreibt der Hr. Vf. *ortographisch, säufzen, Connectionen, Encyklopedie, Hierogliphen, Physionomien, Begriffe leutern* u. s. w. warum mag er dieses nicht richtiger auf seiner Schule gelernt haben? Unedel, und unanständig ist es, wenn er einige Professoren *Knochenmänner* schilt, und ihnen eine apodictische?? Stimme vorwirft. Lieblingsausdrücke, als: *so zu sagen, wie gesagt*, (wo doch vorher nichts davon gesagt war), *nemlich, theils* für: zum Theil werden jedem gebildeten Studenten missfallen. Niedrige, Mangel an Gefuhl und Lebensart verrathende Ausdrücke, als, *von Juden übers Ohr gehauen werden, Haare auf den Zähnen haben, das Geld läuft durch die Finger, bey Studenten ein- und auslaufen, ewiges Zusammenliegen der Studenten* u. s. f. werden ihm nur seine beyden Universitätsfreunde zu Gute halten. In den reinen Geist der deutschen Sprache kann der Vf. auch unmöglich eingedrungen seyn, welcher sagt: *etwas beschaffen* f. ausrichten: *sich in einem Hause einzuwohnen* f. einzugewöhnen: *einem zurathen* f. Rath geben: *leichter von Begriffen seyn* f. etwas leichter begreifen: *das Band der Freundschaft schliessen* f. knüpfen: *über die Schilderung vergessen* f. über der S. v. u. s. w. Auch der ganze Vortrag, welcher ohne alle Kraft und Wärme sich fortschleppt, verräth, dass kein von der Akademie zurückgekehrter und gebildeter Mann, sondern ein noch zu bildender junger Studirender dieses Büchlein zu Tag gefördert habe, welches gewiss nicht so allgemein gebraucht, so oft aufgelegt und nachgedruckt werden wird, als das, mit welchem es nichts, als den Titel, gemein hat.

THIERHEILKUNDE.

Abhandlung über die Natur und Heilung der Augenentzündung bey Pferden und ihrer Folgen nach neuern med. Grundsätzen u. Erfahrungen für denkende Thierärzte und aufgeklärte Oekonomen, verfasst von *K. W. Ammon* K. Rossarzte in Ansbach. Ansbach, in W. G. Gasserts pr. Buchh. 1807. gr. 8. 8½ B. (9 gr.)

Hr. *Ammon* redet hier als Mann von Erfahrung, und insofern hat diese Schrift auch selbst für bessere Thierärzte ihren Werth; mehrere ihm eigenthümliche Maximen werden sich die letzteren gern zu Nutzen machen. Nur ist es zu beklagen, dass ihn sein System auch in Hinsicht auf die Ausübung sehr oft einseitig macht. Er erklärt alles aus Sthenie und Asthenie nach den bey dieser Schule herkommlichen Grundsätzen; was nun seit dieser vorübergegangenen Epoche sich abgeändert hat, dies geht ihn sehr wenig an. Wäre dieses nicht der Fall, so würde er freylich über manche seiner Heilverordnungen ganz anders urtheilen; er würde z. B. aus der Wechselwirkung einen Theil jener Erfolge erklären, die er jetzt blos auf Erhöhung der Lebensthätigkeit beym Haarseile zu setzen pflegt u. s. w. *Mogalla's* Rath, bey der periodischen Augenentzündung Laxanzen Vorbauungsweise zu geben, würde er auf diesen Fall aus theoretischen Gründen eben so wenig tadeln, denn dieser denkende Thierarzt, der (dies sey ohne Beziehung auf den Vf. gesagt) etwas mehr als nur zu sthenisiren und asthenisiren versteht, würde heute nach einer höheren Ansicht sein, damals nach der Empirie vorgeschlagenes Verfahren auf so eine Art gegen ihn zu rechtfertigen wissen, dass er gar sehr in die Enge getrieben werden dürfte. Die theoretische Ansicht des Vfs. ist es dann auch gewiss, die ihn irre geleitet hat, wenn er behauptet, dass sthenische Entzündungen gegen asthenische so sehr selten sind. Ein grosser Theil der Augenentzündung kommt bey den Pferden von irgend einer oder der andern äussern Verletzung her, und diese sind schon in der Regel sthenisch. Ueberhaupt ist ja der grössere Theil der Pferde, die ein städtischer Thierarzt besorgt, schon nach seiner Constitution weit mehr zur Hypersthenie als zur Asthenie geneigt — und auf diese Opportunität soll doch beym V. das meiste ankommen. Schon hieraus hätte er sich von seinem Irrthume überzeugen können. Er wird vielleicht sagen, ich habe aber die Pferde auf dem sthenisirenden Wege glücklich hergestellt; recht gut; aber er würde sie zum Theil auf dem asthenisirenden Wege und bey localen Blutauslcerungen noch eher hergestellt haben. Er sagt ja selbst, dass die asthenischen Augenentzündungen so gern lange anhalten, dies würde aber nicht so oft der Fall gewesen seyn, wenn er die örtlich erhöhete Lebensthätigkeit gleich vorn weg, wo es sich ziemte, heruntergesetzt hätte; zuletzt geht ein solches Uebel freylich gern in einen asthenischen Zustand über. Wenn man in Krankheiten, die nur selten einen sehr übeln Ausgang gewinnen, nicht eben unglücklich ist: so ist man noch lange nicht zu dem Schlusse berechtiget, dass unser Verfahren gerade das rechte ist. Bey der Behandlung jener Augenkrankheiten, die Folgen der Entzündung sind, ist Rec. ebenfalls auf manchen sehr guten Rath gestossen.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

89. *Stück, den* 13. *Juli* 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Martin Luther, oder die Weihe der Kraft. Eine Tragödie, vom *Verfasser der Söhne des Thals.* 8. Berl. b. Sander. 1806. XXI. u. 381 S. (2 Thl. 20 gr.)

Nach so vielen bereits erschienenen Beurtheilungen dieser Tragödie wär' es überflüssig und den Leser ermüdend, wenn wir ihn als einen Unbekannten in den Kreis der handelnden Personen einführen und mit ihren Charakteren, Handlungen u. Schicksalen bekannt machen wollten. Jedermann kennt diesen Kreis, wie die Geschichte ihn der Welt in bestimmten Schilderungen überliefert hat; auch wissen alle, welche die dramatische Literatur neuerer Zeit interessirt, wie der Vf. dieser Tragödie jene Personen für eine poetische Darstellung umschuf und seinem Zweck gemäss veränderte. Diese Bekanntschaft der Leser mit dem Buche überhebt zwar den späten Beurtheiler der Pflicht, ein Abbild des zu beurtheilenden Werks zu entwerfen; dagegen aber setzt es ihn in die Nothwendigkeit, neben dem Buche selbst zugleich die verschiedenen Abbildungen davon im Auge zu behalten, welche durch seine Vorgänger unter dem lesenden Publikum in Umlauf gebracht worden sind. Anfangs findet sich dabey nicht viel Bedenklichkeit; denn der Leser setzt gern voraus, dass der Kritiker, als Zeichner eines literarischen Panorama, hoch über seinen Gegenstand sich befinde, und er verargt es ihm nicht, wenn er aus seiner Höhe blos von den Verhältnissen und Eigenschaften seiner Umgebungen spricht, ohne eben selbst Häuser zu bauen, oder sonst Hand anzulegen. Die Luft um jene Höhe ist aber nicht allezeit gleich rein; auch trägt nicht jedes Auge eines übrigens vortrefflichen Zeichners weit in die Ferne. Der spätere Kritiker benutzt daher gern den Vortheil des Malers und copirt, statt des Natur-Originals, lieber die bequemer zu übersehende Originalzeichnung. So erhält sich die Einheit, welche die Kritiker so oft mit Bedauern in den Kunstwerken vermissen, in der Kritik, wohin sich schon früher die Subjektivität, welche die Kritiker aus der Kunst vertrieben, gerettet hatte, und die kritischen Institute kommen in eine schöne Uebereinstimmung, eben weil ihre Concertisten und Ripienisten über denselben Ton einstimmen. Kommt aber ein Kritiker gar zu spät, z. B. der gegenwärtige über Martin Luther, so darf er es mit der Vermehrung jener Copien nicht so leicht nehmen, denn er findet, wie in oft abgeformten Gypsgüssen, die Umrisse der letztern Copien ziemlich verwischt und unkenntlich und mehr als die Aehnlichkeit, an ihnen die Beharrlichkeit der Künstler zu rühmen; wagt er es aber, das Original selbst neu aufzufassen, so glaubt ihm wegen der vielen currenten Copien niemand die Aehnlichkeit mit dem Original. Denn da bekanntlich in unserer modernen Zeit das malerische Princip herrscht, so setzt der erste Kritiker, und mit ihm sein Publikum, voraus, das kritische Werk biete nur eine Seite zur Ansicht, nämlich die von ihm kritisirte, und andere Ansichten und Seiten werden bezweifelt, bis endlich der Verlauf von Jahrhunderten den ganzen Umkreis der Standpunkte geebnet, und die anfangs scharfe Kritik, gleich dem Wein, durch Zeit und öfteres Umziehn durch viele Köpfe, Klarheit, Milde und Geist gewonnen hat. Darum, nebst einigen andern Gründen, beurtheilen wir auch Antiken schonender und richtiger, als Werke unserer Zeit.

Was soll nun ein Kritiker thun, der zu spät kommt, um die Meynung der Leser rein und klar, und zu zeitig, um sie geläutert und abgeklärt zu finden? Er soll sich unserem Dafürhalten nach ohne Rücksicht auf vorhandene Ansichten und Urtheile mit dem Buche bekannt machen, aber dann, mit Rücksicht auf jene Ansichten, das Resultat seiner Bekanntschaft aufstellen. Der verständige Leser vergisst dabey von selbst nicht, dass des Kritikers Urtheil eben sowohl verwerflich seyn könne, als es oft verwerfend ist, und dass der Kritiker überhaupt, wo er blos seinen Beyfall oder sein Missfallen offenbart, nicht allein keine Stufe über den Autor sich erhebe, sondern sich vielmehr dem Autor gleich stelle, welchen er wegen subjectiver Productionen verwerflich achtet.

Digitized by Google

Der doppelte Titel unserer Tragödie weiset mit einer Seite auf die Geschichte, mit der andern auf die Idee, welche in der Geschichte reell dargestellt wird, oder zu deren anschaulicher Darstellung der Vf. die Geschichte gebraucht. Diese Idee ist: die Kraft des einzelnen Menschen durch hohen Enthusiasmus, im Sieg über die Hindernisse, welche sein Zeitalter gegen ihn aufregt. Darstellung des Zeitalters und der Kraft des Helden sind mithin die Momente dieser Tragödie, und die Vereinigung beyder, der Sieg über die Hindernisse und die Durchdringung des Zeitalters von dem Geiste des Einzelnen, welcher sich über das Zeitalter und dieses dann zu sich erhob, ist der höchste Punkt, das Ende der Tragödie.

Der Begriff von dramatischer Handlung, über welchen verschiedene sehr verschieden denken, hat manchen Lesern die Meynung erregt, als sey es an sich schon unmöglich, die Kraft Luthers, welche sich blos im Gebiet der Erkenntniss, durch Reinigung der Lehre wirksam beweise, zum Gegenstand theatralischer Behandlung zu machen. Sie fürchten, der Kampf der Gründe werde auf dem Theater mehr Langeweile erregen, als der Kampf der kriegerischen Waffen, welcher doch der Beschauung einen Gegenstand gebe, da hingegen jener Kampf nur den Verstand beschäftige, die Anschauung aber unbefriedigt und das Herz kalt lasse. Ist denn wohl die Religion dem menschlichen Gefühl entfernter, als die Liebe, die Ehre, das Schicksal von Staaten und Königen, deren Kämpfe bisher auf unsern Bühnen die Anschauung befriedigten und das Herz erwärmten? Liebe und Ehre sind ja wohl nicht mehr und nicht weniger dem innern Menschen angehörig, als die Religion, und selten haben sie wohl in so grossen Verhältnissen, so bedeutend und so den ganzen Menschen ergreifend über Länder und Völker entschieden, als eben die Religion, selten haben sie wohl den Enthusiasmus der Menschen im Grossen so entflammt, und so zu Thaten und Entsagungen erregt, als die Religion. Freylich würde ein Autor, welcher die Religion blos von ihrer speculativen Seite, sey es die moralische, dogmatische, oder politische, auffassen wollte, so wenig glücklich sein Drama behandeln, als der Dramatiker, welcher die Liebe von der ökonomischen Seite im ernsthaften Drama berechnete. Allein nicht der Gegenstand wäre deswegen zu verwerfen, sondern nur die Behandlung desselben zu tadeln.

Gehört denn aber die Religion auf das Theater? — Es ist auffallend in unsern Tagen, eine solche Frage zu hören. Gehört denn Religion irgendwo *nicht* hin, wo der Mensch überhaupt hingehört? Das Theater bildete sich bekanntlich in seiner alten und neuen Gestalt, und überdies von seiner komischen Seite sowohl als von der tragischen aus der Religion und dem Cultus heraus; sollte es also wohl einer Frage bedürfen, ob es seiner Natur nach nicht gerade auf seiner höchsten Stufe den religiösen Cultus wieder in seine Welt aufzunehmen habe? Jene Frage ist der bekannten nicht unähnlich, ob Musik und Werke bildender Kunst in die Kirche gehören? Man zerstörte Bilder, man verwies die Musik aus der Kirche; aber die Zeit des Wahns verstrich, und die Kirche erfreut sich wieder der Mitwirkung aller Künste zu ihren heiligen Beschäftigungen und Gebräuchen. Und wie die Künste von der Kirche, so ward ja von den Künsten, den bildenden, redenden und tönenden, längst die Religion mit den Gegenständen des Glaubens in ihre Welt aufgenommen, auch da, wo die Künste nicht der Kirche dienen, sondern frey in unabhängigen Werken erscheinen. Welcher Grund liess sich nun wohl anführen, warum der dramatischen Kunst das versagt seyn solle, was den Künsten, welche jene in sich vereint, in ihren besonderen Werken verstattet wird? Kaum möchte sich die Verneinung jener Frage anders erklären lassen, als aus einem Rest von Vorurtheil gegen das Theater, oder aus einer versteckten Gleichgültigkeit gegen die Religion, oder vielleicht aus der nicht ungewöhnlichen Sucht, das Wirksame in der Kunst zu tadeln, um dem Leser eine wundervolle Reinheit der Kunstanschauung in dem Innern des Kritikers ahnden zu lassen.

Die Darstellung des Zeitalters, in welchem Luthers Kraft wirkte, hat der Vf. — nach des Rec. Ansicht seines Werks — sehr zweckmässig auf doppelte Art gegeben. Er zeigt die Hindernisse, aber er verbirgt auch nicht die günstigen Verhältnisse, von welchen Luther umgeben war, und beydes zeigt er sowohl in den niedern Classen des Volks, als in den höhern, in den Aeusserungen des rohesten Sinnes, wie in den Gesinnungen der überspanntesten geistigen Bildung. So entsteht die Anlage zu einem Gemälde jener Zeit, welches vortrefflich geworden wäre, hätte der Vf. seine Kraft bey der Ausführung weniger an Einzelnheiten zersplittert. Oekonomischer Vortheil, z. B. bey dem Bergmann S. 11., welcher den Himmel nun umsonst erwartet, Befriedigung sinnlicher Wünsche, z. B. bey den Nonnen S. 21., welche in die Welt und zu ihrer Liebe zurück eilen, das Verlangen nach Neuem, z. B. bey den Bürgern S. 66. erwerben der neuen Lehre Anhänger und ein Gegengewicht gegen die dumpfe Anhänglichkeit an das Alte und gegen die Furcht vor dem Schreckbild der Ketzerey, bis endlich die selbstsüchtige Anhänglichkeit sich in den Bilderstürmern zu neuen Feinden der Wahrheit umgeschaffen hat, durch deren Besiegung Luther einen seiner letzten Gegner zerstört. So betrachtet, bekommen diese Scenen, welche einzeln vielleicht Manchem tadelnswerth scheinen, ihre bestimmte und bedeutungsvolle Beziehung auf das Ganze.

Diesem Zeitalter steht die Kraft Luthers gegenüber; nicht allein aber die Kraft seiner Erkenntniss, welche ihn das Wahre unter den Vorurtheilen finden und erblicken liess, sondern auch die Kraft seines Willens, das erkannte Wahre wirksam in die Welt zu stellen, und den Irrthum offen zu bekämpfen, mit Verläugnung jedes selbstsüchtigen Gefühls, mit Aufopferung seines Lebens und mit Verwendung der

Digitized by Google

ganzen Energie seines Wesens. Er selbst, Luther, ist es, welcher durch seine eigne Kraft im Glauben an Gott, dessen Werk er ausrichtet, alle Hindernisse besiegt: denn der Eifer, mit welchem Fürsten und Volk seine Sache unterstützen, ward erst von ihm selbst entzündet; ja in der Handlung selbst zeigt der Dichter in dem Herzog Erich den Uebergang von Vorurtheil gegen Luther zur Anhänglichkeit an ihn, blos durch die Bewunderung seiner Kraft und seiner Beharrlichkeit bey dem erkannten Wahren. Luther's Charakter ist in diesem Drama dem historischen Original gemäss und zugleich der poetischen Darstellung sehr günstig zusammengesetzt aus jener Kraft des Geistes, welche allen Hindernissen überlegen ist, und einem festen Vertrauen auf Gott, für dessen Werkzeug allein sich Luther ansieht. Aus dieser Mischung und dem starkern Hervortreten des Einen oder des Andern erklären sich Luthers Reden und Handlungen im Drama, bis auf das Widerstreben im letzten Akte gegen Katharina's Liebe und die Vermuthung eines Teufelsblendwerks in ihrer, ihn anziehenden Schönheit. Das Drama würde sich durch diesen Charakter des Helden unter den Umgebungen seines Zeitalters von selbst zu einem schönen Ganzen gerundet haben, hätte nicht der Verfasser, wahrscheinlich getäuscht durch einen verführerischen Schein, eine andere Einheit der Handlung nöthig geachtet, als die, welche ihm Natur und Geschichte vereint darboten.

Es ist nichts leichter, als das Einzelne tadeln und lächerlich machen, wenn man es aus dem Ganzen herausnimmt und neben einen Einfall stellt. Man behandele die göttlichste Gestalt eines Kunstwerkes auf diese Weise, und sie wird noch lächerlicher in diesem Missbrauch werden, als eine unbedeutendere, welche weniger in einem hohen Kreise einheimisch ist. Die Kritik entwürdigt sich selbst durch ein solches Verfahren, täuscht den Leser, und stört den Gang der Wissenschaft und der Kunst. Verdient ein Dichter gerechten Tadel, welcher leichtsinnig leeres Geschwätz für Poesie ausgibt, wie soll man den Kritiker behandeln, der oberflächliche Meynungen als Urtheile ausgehen lässt? Es ist Pflicht des Kritikers, mit dem Autor — wie Jakobi verlangt — auf den Punkt zurückzugehen, wo der Irrthum entstand, wo man selbst mit irren müsste, hätte man nicht von einem höhern Standpunkte seinen Weg als Abweg schon kennen gelernt. Wir versuchen dieses bey dieser Tragödie.

Zu verschiedenenmalen spricht der Verfasser ganz deutlich aus, dass Glaube und Kunst vor der Erkenntniss verschwinden. S. 276. singen Therese und Theobald:

> Was schauet der Glaube, gestaltet die Kunst?
> den Morgen im ewigen Raum! —
> ihr Leben ist Lieben, ihr Tagewerk — Blühn;
> doch reifet Erkenntniss, dann müssen sie ziehn,
> zu hüten den liebenden Traum.

Wir wollen hier nicht darüber rechten, ob die reine, absolute Erkenntniss wirklich jene schöne Himmelsgestalten verscheuche, oder ob diese nur ihr unreines Bild, die irdische, vereinzelte Verstandeserkenntniss scheuen, der Streit wäre um das Wort, und die alte heilige Erzählung vom Verlust des Paradieses durch den Gewinn der Erkenntniss lässt keinen Zweifel über das richtige Verständniss jenes Satzes. Hier, wo der Vf. in Luther zugleich mit der Kraft des Willens auch die Kraft der Erkenntniss aufstellen wollte und musste, wo es darauf ankam, dass sich die Lehre des Glaubens selbst vor dem Verstande bewähre und sich begreifen liess, schien aus dem Sieg der Erkenntniss der Untergang jenes Paradieses des Glaubens und der Kunst zu folgen, dafern nicht mystische Palingenesie sie erhalte und errette. So spricht Theobald S. 348:

> Die Nacht des Kinderglaubens ist entflohn.
> Der Morgentraum der Kunst, mit süssem Bangen
> eilt er zur Braut am goldnen Liebesthron.
> Erkenntniss tödtet und belebt sie wieder,
> wenn Glaube neu erwecht die ewgen Lieder.

und S. 318 die Schatten Elisabeth's und Theresens:

> Also hat es Gott beschlossen, also hat es Gott vollbracht,
> Glaube, Kunst, die Sternenkinder schleiert ein die heilge Nacht.
> Doch wenn Gott durch diesen Helden die Erkenntniss angefacht,
> Flammen sie als Mann und Männin wieder auf in Liebespracht.

Auf diese Weise scheint der Vf. zu der Mystik veranlasst worden zu seyn, welche sich viel und oft in seinem Drama findet. Zum wenigsten darf die Kritik nicht andere Veranlassungen dazu aufsuchen und anerkennen, als sich in dem Buche selbst auffinden und nachweisen lassen.

Man verwechselt zuweilen das Mystische mit dem Wunderbaren. Auf solcher Verwechselung würde es z. B. beruhen, wenn man diess Drama mit Schiller's Jungfrau von Orleans in Beziehung auf das Wunderbare in dieser vergleichen wollte. Das Wunderbare wirkt, als die Macht einer fremden unbekannten Welt, thätig und reell auf die uns bekannten Erscheinungen der Natur und des Geistes. Das Mystische ist nur die subjective bestimmte Form der Anschauung einer fremden, höhern, dem Verstande nicht zu begreifenden und dem ungeweihten Sinn verborgenen Welt. Dem mystischen Sinn wird alles Erscheinende Symbol des Ewigen, wie Luther sagt S. 230.

> Ein jedes Ding ist Sakrament dem Reinen,

und der Vf. im Prolog S. XX.

> Symbol ist alles, was ihr irdisch nennet,
> ein Bild des Lichts, das ihr doch selbst verehret.

Digitized by Google

und diese Mystik ist die natürliche Poesie eines, durchaus von Religion durchdrungenen lebendig regen Gemüthes. Allein, wie die Religion durch das Einzwängen in Begriffsformen, so wird oft die Mystik durch Beschränken auf gemeine Formen der Symbole herrisch und ihren eigenen Geist zerstörend. Das Bild, welches als Symbol heilig war, maast sich absolute Heiligkeit und ausschliessliche Selbstständigkeit an, und so entsteht eine Pseudomystik, welche leider so allgemein ist, dass sie allein den Namen Mystik usurpirt. Diese Hypermystik gränzt sehr nahe an die Asketik, denn diese ist im eigentlichen Sinn nur eine negative Pseudomystik, welche nicht in der Erscheinung, sondern in der Vertilgung der Erscheinung (der Weltüberwindung) das Ewige sucht, und sie steht in demselben Verhältniss zu der weltvergessenden Andacht, wie jene Pseudomystik zu der wahren reinen Mystik. Wie aber Mystik und Andacht sich gegenseitig erwecken, durchdringen und ergänzen, indem sie beyde Anschauungen des religiösen Gemüthes sind, deren eine aber die äussere, die andere die innere Wahrnehmung des Ewigen sucht, so gesellt sich oft zur Pseudomystik die Asketik und bildet dann freylich im Gemüth eine doppelte und in sich selbst widerstrebende Verworrenheit.

Hätte nun der Vf. des Mart. Luther, statt reiner Mystik, jene Hypermystik dargestellt, hätte er vielleicht gar Charaktere, welche Bilder irdischer Engel seyn sollten, durch Vermischung von Pseudomystik und Asketik in sich selbst entzweyt, so würde er seinen Zweck, die Erkenntniss durch Glauben und Kunst zu heiligen, durch sein erwähntes Mittel selbst zerstört haben, gesetzt auch, der Zweck an sich selbst wäre rühmenswerth.

Ein solcher Charakter ist der von Theresen. Ihr Symbolspiel mit der Hyacinthe musste allen Lesern, welche sich zum Beyfall nicht zwingen wollen, anstössig werden, und wenigstens tändelnd vorkommen, wie jede ausschliessliche und fortdauernde Erhebung des Einzelnen zum allgemeinen Symbol, sey es Blume, Lamm, Kindlein oder Stern. Diese Pseudomystik, welche in dem neunjährigen Mädchen noch ziemlich kindisch bleibt und selten herrisch wird, gattet sich aber auch mit einer trotzigen Asketik, indem Therese Katharinen stets durch ihre Einseitigkeit von der Liebe zu Luthern abzuziehn bemüht ist, welcher ihr doch blos als Symbol (ihr Urbild) als:

> . . . Des Heilands hohes Bild,
> wie es am Himmel thront,

erscheint und mithin Theresens Hyacinthe wenigstens gleich steht. Wie mag von dieser Therese wohl gelten S. XVII. des Prologs:

> So pflegt Therese denn die heilge Minne
> in Katharinens jungfräulichem Herzen,
> dass Luther's Kraft durch sie das Heil gewinne.

Und überdiess, wie dient dieser Charakter, den Cherub Glauben zu personificiren?

Besser ist die andere mystische Figur, Theobald. Von seinem Spiel mit dem Karfunkel gilt zwar dasselbe, was von Theresens Hyacinthenspiel gilt; allein, indem ihn der Vf. mit dem, was wir Asketik genannt haben, verschonte, wirkt er wenigstens nicht störend, und dient mit seinem reinen kindlichen Sinn auch ohne mystisches Spiel Luthern als sicherer Wegweiser in zweifelhaften Fällen.

Warum müssen aber diese beyden Kinder den Tod leiden? fliehen sie vielleicht,

> weil die Erkenntniss reift,

oder gilt von ihnen:

> wenn Gott durch den Helden die Erkenntniss angefacht,
> Flammen sie als Mann und Männin wieder auf in Liebespracht —?

Beydes ist nicht. Der Glaube stirbt nach einem etwas befremdenden Anfall von wildem Enthusiasmus, und die Kunst durch einen Fehlgriff roher Verworrenheit — freylich ein nicht seltener Fall in der Kunstgeschichte, dessen Parodie aber hier zu vermeiden gewesen wäre. Schwebte dem Vf. hierbey ein Bild vor, so gelang ihm wenigstens die Klarheit in der Darstellung nicht, und man wird versucht, beyde Kinder und ihren Tod für müssige Spiele des Dichters zu halten, und als solche zu tadeln.

Viel reiner und bedeutender in ihrem eigentlichen Charakter ist Katharina, welche das irdische Bild ihres Heilands in Luther und in ihrer Liebe die Vereinigung der Mystik und Andacht findet. Die Liebe selbst wird ihr wieder zum Symbol der Religion; sie kennt sie (S. 274) als „göttlich Leben." Dachte sie der Vf. so, so ist ihr Therese kein Engel zur Seite, sondern ein störendes Wesen, welches ihren reinen Charakter der Liebe durch hypermystische Nebel trübt und an sich selbst irre macht. So vernichtete er durch das erwälte Mittel seinen Zweck, und Katharina's Darstellung misslang ihm über dem Bestreben nach besserm Gelingen.

Am gelungensten ist allerdings Luther selbst, dem bey aller Kraft der Erkenntniss jedes Ding ein Sacrament ist, und dessen Andacht ohne die schwächste Spur von Asketik jedes Wort belebt. Dass die Geschichte und Luthers hinterlassene Schriften die Darstellung dieses Charakters sehr erleichterten, schmälert den Ruhm des Vfs. dabey nicht; denn kein Geringes ist es auch, unter der Menge das Charakterisirende zu erkennen, herauszuheben und zum Bilde zu vereinigen. Bedurfte nun aber dieser Charakter jener fremdartigen Hulfsmittel, um die Erkenntniss zu heiligen, welche nur in ihrer Absonderung, als Werk des Verstandes, einer Heiligung überhaupt bedarf, und schwächen nicht diese Stützen den Charakter

Digitized by Google

mehr, als sie ihn beleben? Katharine allein war hinlänglich, ohne Therese, Theobald und das blosse Schattenbild der Elisabeth, um durch die Liebe die „Weihe der Kraft" zu vollenden, zu welchem Zweck überhaupt nach S. III. des Prologs, Kunst, Glaube und Reinheit, in welcher sich „das Mysterium dreyeiniger Liebe" zeigt, Luthern zum Geleit gegeben wurden. Diese Weihe der Kraft durch die Liebe gibt der Schluss-Scene des Ganzen ihre volle Bedeutung, und wenn sie in dem Drama weniger bedeutungsvoll hervortritt, so trägt Katharina's falsch pretiöses Betragen gegen den zweifelnden Luther hauptsächlich die Schuld, nicht die Vereinigung beyder durch Liebe, welche manchen Lesern ein der Würde des Drama widersprechender Zusatz scheint. Es gehört aber zu den bemerkenswerthen Eigenheiten unserer Kunsttheorie, dass man von Einer Seite die Liebe als die höchste Blüthe der Menschheit erhebt, und in der Vereinigung der Geschlechter durch Ehe die Ergänzung des Individuums und seine wahre, menschliche Vollendung erblickt, während man von der andern mit vornehmer Miene auf diese Verhältnisse sieht und sie als den Punkt bezeichnet, wo. mit allenfalls ein Drama anheben möge, welcher aber als Schluss desselben die niedere Sphäre des Ganzen ankündige.

Was in dieser Tragödie durch jene, wie es scheint, nur zu dem angegebenen Zweck von dem Vf. postulirte Mystik nicht in einen fremden Kreis gezogen worden ist, verdient allerdings Lob, und öfters rühmenswerthe Auszeichnung. Weit entfernt also, dass diese Tragödie Zweifel an dem früher anerkannten dramatischen Talent des Vfs. erregen sollte, gibt sie vielmehr einen neuen willkommenen Beweis davon; denn nur da, wo er nicht frey, sondern mit einer erkünstelten Reflexion arbeitete, mislang ihm sein Werk; das Angebildete, Fremde aber kann nicht ein Urtheil über sein eigenthümliches Talent begründen, und wenn der Maler Tadel verdient, welcher das vortreffliche Bild unter verhüllenden Unlauterkeiten nicht anerkennt, warum sollte der Kritiker poetischer Werke berechtigt seyn, schwächere Sinne zu haben und zu zeigen, als der Urtheiler über Gemälde und Tonstücke?

Es sey genug, hier über die Hauptmängel und Vorzüge dieser Tragödie gesprochen zu haben. Einzelnes Herausheben und Beurtheilen würde nur Wiederholung des schon von Andern Gesagten seyn, und die Gränzen dieser Anzeige über die Gebuhr erweitern.

Schriften, von *Karl und Karoline Woltmann*. Vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Gedichte, von *Karl und Karoline Woltmann*. Erst. Theil. Berl. in der Realschulbuchh. 1807, 8. 261 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Der eigenthümliche Charakter vorliegender Gedichte lässt sich, nach Rec. Ansicht, nicht besser darstellen, als wenn man sie, in Vergleichung mit organischen Naturproducten, für Erzeugnisse erklärt, welche, bey einem nicht ganz gewöhnlichen Reichthume innerer Lebenskräfte, dennoch nicht zur Entfaltung ihrer reinen und vollendeten Gestalt, aufgehalten und gedrückt durch irgend einen feindlichen Einfluss, haben gelangen können. Man findet in den meisten viel poetische Ideen, d. h. man erkennt, dass die Verf. das Leben, die Welt und ihr Inneres in höherer Bedeutung aufgefasst haben, als die Menschen gewöhnlich zu thun pflegen, und dass sie mit freyen Blick in die Tiefe der Natur gedrungen sind, und dem schaffenden Weltgeiste manches geheimnissvolle und sein ewiges Geheimniss erklärende Wort abgelauscht haben; allein man erkennt auch zugleich, dass sie auf dem Wege der Reflexion dazu gelangt sind, und dass sie das, was sie in ihren Liedern aussprechen wollen, nicht gefunden, sondern gesucht haben. Sie scheinen zu sehr nur den Werth ihres Schatzes zu wissen, als dass sie denselben recht unbefangen und ungezwungen mitzutheilen vermöchten. Sie wollen immer zeigen, dass sie ihn besitzen, und doch kann man sich seiner nicht freuen. Es lässt sich darauf beynahe ganz das *Göthische* Wort aus dem Tasso anwenden, was dort auf die Aeusserungen der Menschen im geselligen Leben bezogen wird:

Man fühlet Absicht und man ist verstimmt.

Ja, Künstlichkeit und Absicht sieht man überall hervorschimmern, und jene Leichtigkeit und Natürlichkeit verdrängen, welche dem Kunstgebilde allein Vollendung gibt, und es wahrhaft erfreulich für den reinen Sinn macht, der keine Schule kennt und keine Manier. Des Gesuchten und Affectirten findet sich vorzüglich sehr Viel in der Bildung des dichterischen Ausdruckes, wo oft dadurch das regste Gefühl eine plötzliche Erstarrung leidet, wie durch einen Frost das flussige Element. Nur Einiges zur Bestätigung dieser Aeusserung: Von einer Schönheit heisst es einmal:

Jungfräulichkeit auf welche Wünsche *thauen*.

an einem andern Orte:

Ertönt ihr Gang, so fühlt der Geist die Wellen
Des Urseyns duftig bildend um sich schwellen.

Was soll das heissen, und warum fühlt man das denn bey dem anmuthsvollen Gange der Schönen? — ferner:

ein seidenes Tuch, *duftig* von indischen Fleiss
Leihet der Farben Gewühl in beflammten Gesäusel der Bergluft.

So liessen sich diese Beyspiele noch um ein Grosses vermehren, wenn wir nicht fürchteten zu weitläuf-

Digitized by Google

tig damit zu werden, und diese wenigen schon den Sinn des gerügten Fehlers klar machten.

Um indessen gerecht zu seyn, muss man freudig bekennen, dass unter den kleinern Gedichten besonders einige sich finden, welche die zartesten, edelsten Empfindungen auf eine natürlich anmuthsvolle und liebliche Art ausdrücken, z. B. *der Wechsel* S. 12. *Der Entfernten* S. 84. *Verheissung* und einige andere. Dabey kommt man aber auf die Vermuthung, dass diese von dem männlichen Geiste herrühren, so wie sich dies deutlich auch an dem besten Gedichte der ganzen Sammlung: *Der Tag unter Trümmern, in einzelnen Elegieen*, erkennen lässt; denn jene, welche wir für Erzeugnisse des weiblichen Geistes halten, zeigen bey einer oft grossen Innigkeit und Stärke des Gefühls, und einem hohen Schwunge des Gemüths dennoch die getadelte kalte Manier und Affectation in der Form, so wie das Streben nach fremden Mustern weit auffallender. Das ist denn ganz besonders klar in dem grössern Gedichte: *Faust und Agathe*, in welchem der Sieg der Unschuld über wilde Begierde und teuflische List hat dargestellt werden sollen. Aller Adel des Gefühls, alle Erhabenheit der Gesinnung, aller Glanz einer an schönen Bildern jeder Art reichen Einbildungskraft, der das Ganze überstrahlt, bedecken das Manierirte der Ausführung und die erkältende Steifheit der gesuchten Form nicht. *Freyheit*, ja *Kühnheit* selbst in dem, was die Sitte und der Gebrauch vieler Jahrhunderte gleichsam geheiligt hat, steht allerdings dem Dichtern wohl an, allein er muss dann nur zeigen, dass er sich lossspreche von der Regel, weil er einer höhern, nemlich der ewigen Natur folgt, und keiner Menschensatzung, von wem sie auch komme, huldige. Der Natur muss er treu bleiben, wenn er nicht als Dichter seine Existenz verlieren will. Wir müssen indessen in diesem Gedichte doch auch eines äusserst lieblichen Zuges gedenken, welcher zeigt, wie der Dichter das Gewöhnliche auf ungewöhnliche Weise ausdrücken soll. Gleich im Eingange heisst es einmal:

An Leichensteine schreibt der Morgen heiter
Mit Rosenhand ein Auferstehungswort.

Wahrlich! das ist poetisch! Es ist übrigens sehr Schade, dass der wirklich herrliche Stoff, selbst so wie er sich hier angeordnet findet, nicht rein und künstlerisch genug ausgeführt und behandelt worden ist. Das Gedicht *die Wanderung* gehört ziemlich unter die Classe, worein wir *Faust und Agathen* gesetzt haben, und hinterlässt, wenn man sich auch mit Mühe durch die zierlichen Reime gewunden hat, einen unangenehmen Eindruck, der aus stets unbefriedigter Erwartung entspringt. Allein mit wahrem Vergnügen wird Jeder, den Natur und Kunst in schöner Vereinigung erfreuen kann, das Gedicht: *Der Tag unter Trümmern* lesen. In den Ruinen eines alten Schlosses weilt der Dichter mit seiner Geliebten, und die Erinnerungen alter Zeit verbunden mit dem schönen Genuss der Gegenwart regen seine Gefühle so mächtig auf, dass er begeistert, und begeisternd theils sein eigenes Inneres offenbart, theils durch die Erzählung einer rührenden Geschichte der edlen Vorzeit seiner süssen melancholischen Stimmung eine festere Haltung zu geben sucht. Indem er fremdes Glück und fremdes Leid erzählt, tritt sein ganzes Gemüth auf das erfreuendste und rührendste selbst hervor, wodurch der lyrische und epische Theil des Werkes in angenehme Verbindung gebracht wird. Es ist geschmückt, ohne mit Zierde überladen zu seyn, voll Gefühl und Innigkeit, ohne in süsslicher Empfindsamkeit zu zerfliessen, es ist voll tiefer Bedeutung und Energie, ohne gesucht oder hart zu werden. Genug man liest das Ganze mit der angenehmsten Beschäftigung des Geistes und Gemüths bis zu Ende, und fühlt sich durch dieses befriedigt, gestärkt und erquickt.

Noch einer Erwähnung besonders für diejenigen, welche gern auf die grossen Begebenheiten der politischen Welt blicken, verdient das Gedicht: *Alfred der Grosse und Foix*, welches viel energische, treffende Züge aus der Zeitgeschichte aufstellt.

Gedichte, von *Franz Theodor Hartert*, Fürstlich Hessen Philipsthal. Amtmann zu Barchfeld. Erstes und zweytes Bändchen. Eisenach, 1807. bey Wittekindt. 8. (8 gr.)

Herr H. mag ein recht guter Mensch seyn, er mag seine Aeltern zärtlich lieben, und, wie er an einigen Orten äussert, den Umgang mit den Musen für die genussreichste Erholung halten, — das Alles wollen wir gern glauben, weil es durch seine Gedichte bewiesen wird, allein es geht daraus auch hervor, dass ihm die Natur jedes zum Dichter gehörende Talent gänzlich versagt hat. Wer Zeilen wie die folgenden:

Der Unterschied.

Wenn hochbezaubernd G . . . . sanfte Harmonieen klingen,
Möcht' ich mich stets an diesem Saitenspiele laben;
Eh' aber L . . . . . verstimmte Töne ins Ohr mir dringen,
Hört' ich mit stumpfen Messer lieber Hirschhorn schaben! —

nicht nur schreiben, sondern wenn auch seinen Aeltern zu Gefallen, drucken lassen kann, ist — um es auf das Mildeste auszudrücken — gar nicht zum Schriftsteller noch weniger aber zum Dichter geboren. Obige Zeilen sind eine Probe des Inhalts des ersten Theils. Der zweyte erhebt sich in keiner Hinsicht auch nur einigermassen über den ersten,

Digitized by Google

wenn gleich der Verf. hier mehrerley Formen versucht hat, und bald in Hexametern leyert, bald in gereimten Zeilen klimpert. Welche Trivialitäten hier auch vorkommen, beweisst folgendes Triolet:

Der abgeschlagene Kuss.

Wie konntest Du mir einen Kuss versagen
O! Laura, die mich längst als Freund gekannt,
Der Heiterkeit in Deinem Umgang fand,
Wie konntest Du mir einen Kuss versagen!
Ob gleich nicht Hymen näher uns verband,
So durft' ich doch wohl diese Bitte wagen,
O! Laura, die mich längst als Freund gekannt
Wie konntest Du mir einen Kuss versagen.

Dass es übrigens der ehrliche Verf. kaum mag haben erwarten können, Etwas von sich gedruckt zu sehen, zeugt der Umstand, dass jedes Bändchen dieser Gedichte nicht stärker als sechs bis sieben Bogen ist.

Das Wiedersehen. Ein erzählendes Gedicht in zwey Abschnitten von *Johann Baptist Tilly*. Berlin, bey Spener. 1805. (6 gr.)

Wenn man Jemanden aus der späten Nachwelt dereinst erzählen wird, dass es in unserm Zeitalter Schriftsteller gegeben habe, die nicht nur von allen zur Composition einer Schrift nothwendig erforderlichen Eigenschaften entblösst waren, sondern deren Werke nicht einmal als mittelmässige Schulübungen gelten konnten, so wird er das schwerlich für etwas Anders als ein Mährchen halten, denn wahrscheinlich werden dann die dieses beweisenden Produkte längst vermodert u. vergessen seyn. Rec. würde sich in gleichem Falle befinden, wenn er nicht leider Schriften obiger Art in Menge vor Augen gehabt hätte, indessen muss er aufrichtig gestehen, dass es kaum eine davon dem vorliegenden Gedichte an Erbärmlichkeit in jeder Hinsicht zuvorgethan hat. Man kann es als ein wahres Zeichen der Zeit anführen, denn es gibt auch nicht einen Vers in demselben, der nicht einen Fehler entweder gegen die Sprache, oder gegen den Rhythmus oder gegen die Denkgesetze oder gegen den Geschmack enthielte.

Sogleich der erste Vers verräth des Dichters Genius unverkennbar: Er lautet also:

Nach Portugall! sprach des Geschickes Ruf
Zu Allmein, der vom deutschen Vaterlande
Als Jüngling schon entfernt, sich des Erziehens Stande
In Dännemark geweiht. Leicht zürnend, heftig schuf
Ihn die Natur. Gerührt vom Gegenbilde
Strebt er der Sanftmuth Sohn zu gleichen,
Zur höchsten, schönsten Frucht im Erdgefilde
Zur Tugend strebt' er anzureichen.

Im zehnten Verse tröstet sich der edle Held des Gedichts mit folgenden Worten:

Viel Schmerz ist zu vertheilen durch die Natur
Und Mancher muss ihn noch für Andre tragen.

Seite XXI. im zweyten Verse:

Wallen sie — (eine Gesellschaft) gleich wie zum Schwung der Gefühle
Zum *Muller*, dem heitern Nachbar, empor
Wie schlägt, auf die Stille des Thales dem Ohr
Der immer pochende Takt in der Mühle.

Genug! das ganze Gedicht ist diesen angeführten Versen und Zeilen ganz gleich, und der Verf. wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm hiermit öffentlich das Zeugniss geben, dass er etwas in seiner Art (nemlich der elenden Poesie) Unübertreffliches geleistet habe.

Tulpen. Von *Friedrich Kind*. Erstes Bändchen 280 S. 8. Zweytes Bändchen. 328 S. 8. Leipzig, bey Hartknoch. 1806. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Charakter des Verfassers vorliegender kleiner Schriften, als romantischen Erzählers ist bereits oft so treffend bezeichnet worden, dass man jetzt nur seinen Namen zu nennen braucht, um des Lesers Erwartung sogleich auf den Punct zu lenken, wo er sich keiner Täuschung aussetzen wird. Wer in Werken, die für die Phantasie gebildet sind, weniger das Werk selbst als die Kraft die es schuf, seiner Aufmerksamkeit würdigt, wer den Dichter in seinen Bildungen sucht, und mit geheimer Freude sich an den Aussichten weidet, welche ein einziges Product eines reichen und originellen Genius in seine noch unenthüllte Wunderwelt eröfnet, wem das Wirkliche nur verheissendes Zeichen des Möglichen ist, oder wer das Sinnvolle, Bedeutende in Werken der Kunst liebt, dem können wir gerade nicht die Schriften des Hrn. Kind, auch diese Tulpen nicht, zu seiner Unterhaltung empfehlen; wem es aber genügt, die schönern Verhältnisse, in welche der Mensch zum Menschen treten kann, die zartern Empfindungen liebender Herzen, und die edlen Gesinnungen schöner oder erhabener Seelen in lieblichen Bildern mit einer die Empfindung immer angenehm erregenden Kraft auf eine gemüthvolle Art dargestellt zu sehen, der greift nicht umsonst nach Hrn. K. kleinern und grössern Werken. Diese Tulpen sind so ganz mit dem Stempel der dem Verf. eigenthümlichen Natur bezeichnet, dass allenfalls sein Name auf dem Titelblatte fehlen könnte, um sie für Kinder seiner Muse zu erkennen.

Wie einer der grössten Reitze eines Tulpenbeetes in der Mannigfaltigkeit der Farben und Bildungen besteht, so ist auch in diesen zwey Bändchen reichlich für Abwechselung sowohl in der Wahl der behandelten Stoffe als der Form, die diese umgibt und

Digitized by Google

zur Anschauung bringt, gesorgt worden. Der erste Theil enthalt vier Erzählungen in Prosa, wovon der erste *Wiligard* aus den Zeiten der deutschen Vorzeit entlehnt, sich vorzüglich durch kräftige Zeichnung der den edlern Menschen jener Zeit so ganz eigenen Innigkeit, Grossherzigkeit und Gemuthskraft empfiehlt. Mehrere darein verwebte Schilderungen der einfachen Sitten und der bedeutungsvollen Feyerlichkeit derselben, erheben den ganz einfachen Stoff auf eine reizende Weise, und geben dieser Erzählung fast den Vorzug vor den übrigen; denn wenn auch die letzte, *die Braut aus Osten*, mit einem reichern Schmucke der Phantasie ausgestattet, und Alles von dem Dichter aufgeboten worden ist, um die Aufmerksamkeit und das Interesse des Lesers fest zu halten und anzuziehen, wozu er denn auch die Bilder reichlich benutzt hat, welche eine südlichere Natur dem Dichter von selbst an die Hand gibt, wenn auch gleich einzelne äusserst liebliche und anmuthsvolle Parthieen Herz und Einbildungskraft auf das angenehmste beschäftigen, so fehlt es doch dem Ganzen an jener sich leicht und frey entfaltenden Lebensfülle, welche gleichsam eine erquickende Frische und einen das tiefste Innere erregenden Duft um sich verbreitet. Dazu kommt, dass der Stoff zu sehr gedehnt worden, und die Einförmigkeit so viel ähnlicher Situationen Ermudung erzeugt. Die andern beyden Erzählungen: *Das Probejahr* und *die Volkssage aus dem Stegreife* sind unbedeutender und blosse Unterhaltungen für müssige Stunden, welche ausser dem anmuthigen Tone wenig Hervorstechendes haben.

Das zweyte Bändchen bietet so wie eine noch grössere Mannichfaltigkeit in Stoff und Form, denn es enthält *acht* Darstellungen, so auch einen bedeutendern und anziehendern Gehalt dar. Den Anfang machen *die Einsiedler an der Twerza* ein melancholisch-ernstes Gemählde voll Adel und Kraft in poetischer Form. Der Schmuck, den die Phantasie des Dichters den hier dargestellten Empfindungen verliehen hat, ohne doch dabey in tadelnswerthe Ueberladung zu verfallen, so wie der geschickte Gebrauch des Verses und Reimes bewirkt, dass das tiefbewegte, zum innigsten Mitgefühle an den Schicksalen der edlen Unglücklichen und an dem reuevollen Gram der Schuld gern sich neigende Herz vor einer der wahren Kunst fremden Marter bewahrt wird. Man betrachtet mit Vergnügen dieses interessante Gemählde zu wiederholten Malen. Von den Uebrigen verdient eine ehrende Auszeichnung: *Das Morgenstündchen*, ein kleines Drama in einem Aufzuge, das auch bereits nicht ohne Glück auf der Bühne erschienen ist. Inhalt und Stoff stehen hier in einem so angenehmen Verhaltnisse, über das Ganze ist ein so erheiternder Ton verbreitet, dass es in der That als ein dankenswerther Beytrag für dies an Stucken solcher Art eben nicht reiche deutsche Theater, angesehen werden darf. Nächst diesem gedenken wir noch *der Todtenglocken*, und zwar theils wegen des nicht ganz gewöhnlichen Gedankens, den Leser in eine der allertraurigsten Zeiten zu versetzen, die man sich denken kann, nemlich in die einer grassirenden Pest, und doch durch den Heldenmuth einer Hauptgestalt, das Herz und die Phantasie dergestallt anzuziehen und zu beschäftigen, dass das Schauerliche ihrer Umgebung nur wie die Schattenparthieen eines wohl ausgeführten Gemähldes, wirkt. Der Leser wird nicht ohne erhebende und also wohlthuende Ruhrung von dem Anblick eines so schönen Aufopferung für das Glück der Menschheit scheiden, welche eben ihren irdischen Lohn erhalten sollte, als sie den himmlischen empfing.

Gesammelte Erzählungen. Von *A. G. Eberhard.* Drittes Bändchen. Leipzig 1807 in der Niemannischen Buchh. 302 S. in 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Wenn gleich Herr Eberhard in seinen Erzählungen und andern poetischen Darstellungen nicht durch Originalität der Erfindung, Einheit und Kunst in Ansehung des Planes und Herbeyführung interessanter Situationen sich auszeichnet, wenn ihm auch gerade nicht ein vorzüglich energischer lebenvoller Vortrag und jenes bedeutende Talent eigen ist, dem Leser mehr noch ahnden zu lassen, als er sagt, und seinen Schilderungen eine tiefere symbolische Bedeutung zu verleihen; so muss man ihn dennoch wegen seiner heitern Laune, seiner angenehmen Naivität, seiner künstlichen Ausschmuckung das Herz grösstentheils lebhaft ergreifender Situationen, so wie wegen seines gebildeten und doch natürlichen Styls unter unsere bessern Schriftsteller in dieser Gattung zählen. Auch die drey in diesem Bändchen sich befindenden Erzählungen gewähren eine angenehme Unterhaltung, indem sie mehr oder weniger die gerühmten Vorzüge des Hrn. Verf. beurkunden.

Die erste, *der Polyp im Herzen*, dürfte indessen vor den andern wohl den Vorzug verdienen, denn nicht nur ist die Erfindung hier origineller und pikanter, sondern es zeigt sich auch mehr Lebendigkeit und Frische in der Darstellung, als bey den übrigen. Die Zusammenstellung eines an Seele und Leib verschrumpften Menschen und seiner wunderlichen Grillen und Launen mit der frischen, jugendlichen Natur und ihren reizenden Erscheinungen macht einen wahrhaft komischen Contrast, den der Verf. sehr gut benutzt hat. Dafür aber wird die zweyte Erzählung *das Dokument* durch eine ermüdende Weitschweifigkeit und nicht zu verbergende Mattigkeit und Leblosigkeit des Vortrags und Styls im höchsten Grade langweilig. Die dritte hingegen: *Nur keine Mesalliance!* überschrieben, wird wieder einigermassen interessant durch den zum Theil satyrisch witzigen Vortrag, so wie durch einige anziehende Situationen und Charaktere; indessen gehört auch sie gerade nicht unter das Beste, was der Verf. in dieser Gattung geliefert hat.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

90. Stück, den 15. Juli 1807.

STATISTIK.

Georg Hassels, Professors der Statistik und Erdkunde, *statistischer Abriss des österreich(i)schen Kaisert(h)ums nach seinen neuesten politischen Beziehungen.* Nürnberg und Leipzig, bey Friedrich Campe. 1807. VIII. und 296 S. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. (sehr elegant gedruckt mit lateinisch. Lettern.)

Der Verf. trat zuerst mit einem tabellarisch-statistischen Werke im Publikum auf, durch welches er sich die Achtung der gleichzeitigen Gelehrten in seinem Fache erwarb. In der letztern Ostermesse erschien das anzuzeigende Werk und zugleich mit ihm ein statistischer Abriss des russischen Kaiserthums. Wahrscheinlich begann er seine neue Bearbeitung der Statistik der europäischen Reiche deshalb mit diesen beyden Kaiserstaaten, weil sie von dem verheerenden Sturme der Zeit verhältnissmässig am wenigsten zu befürchten hatten. Da nun das vorliegende Werk nach einem trefflichen Plane und mit der tiefsten Sachkenntniss bearbeitet ist; so fordern wir, noch vor der nähern Anzeige desselben den Verf. auf, dem Publikum die übrigen europäischen Staaten, *ganz auf dieselbe systematische Weise bearbeitet*, bald mitzutheilen, denn bey keinem Werke wird die zu grosse Zwischenzeit zwischen dem Erscheinen der verwandten Schriften oder fortlaufender Theile nachtheiliger als bey statistischen. Dürfen wir dem Verf. unsre Meynung offen und frey mittheilen; so lässt er in einem Bande nun *Frankreich* und das *Königreich Italien*, dann wieder in einem Bande: *Neapel*, *Holland*, die *Schweiz*, *Spanien*, *Hetrurien* und den *Kirchenstaat*, darauf in einem Bande: *Grossbritanien* und *Portugall*, nach diesem: die *nordischen Staaten: Preussen*, *Dänemark*, *Schweden*, und als Anhang: Die *Türkey*, und zum Beschluss die *rheinischen Bundesstaaten* (welchen noch die meisten Veränderungen bevorstehen könnten), und als Anhang des *Herzogthum Warschau* folgen. — So schätzbar auch das tabellarische Werk des Verf. ist; so zieht doch Rec. das vorliegende

Dritter Band.

vor. Durch eine Bearbeitung der Statistik der europäischen Staaten, wie sie *hier* versucht worden ist, gewinnt *die Wissenschaft selbst* ausserordentlich, während, dass jene tabellarischen Werke nur für den ersten Anlauf und für eine synchronistische Uebersicht geeignet sind.

Nach einer *Dedication* an den Erzherzog Karl, folgt eine kurze und kraftvolle *Vorerinnerung*, wo er sich über das Verhältniss der hier versuchten Bearbeitung der Statistik Oestreichs zu der in seinem tabellarischen Werke erklärt. Dann folgt das Werk selbst in einer *Einführung* und *vier Abschnitten*.

Die *Einführung* (warum nicht lieber *historische Einleitung*? denn dies ist sie) enthält eine *aphoristisch-tabellarisch* bearbeitete Ansicht *des Anwachses des östreichischen Kaiserthums*, und die *neuere statistische Literatur desselben*. Der historische Entwurf ist *richtig*, *lichtvoll* dargestellt, und, nach Rec. Urtheil, *höchst nöthig* am Eingange eines statistischen Werkes. Es ist wahr, die Statistik, als die Darstellung eines existirenden Staats, als eines lebenden organischen Ganzen, darf an sich keine *Geschichte* in sich einmischen, und Rec. ist kein Freund von dem *combinirten* Vortrage beyder Wissenschaften, als höchstens auf Lyceen und Gymnasien in einem propädeutischen Cursus. Dass aber, um ein vollständiges Bild von dem gegenwärtigen Leben eines Staates, als eines organischen Ganzen aufzufassen, ein kurzer Umriss von dem nöthig sey, *was vorausging*, bevor ein Staat seine gegenwärtige politische Form erhielt, und wodurch er eben *diese* und keine andre politische Form erhielt, — das ist, zum Nachtheile der Wissenschaft, bisher immer zu sehr von den Statistikern von Profession vernachlässiget worden. Es verdient Auszeichnung, dass *Hassel* sich über die gewöhnlichen Vorurtheile wegsetzte, besonders aber, das er in diesen historischen Umriss *nicht mehr* aufnahm, als er seinem wohldurchdachten Plane angemessen fand. — Diese *Einführung* beginnt, nach einem kurzen Blicke auf das Erlöschen des Babenbergischen Stammes in Oesterreich, mit *Kaiser Rudolph* I., und läuft fort bis auf die Resultate des Presburger Friedens. Die lichtvolle Uebersicht wird durch den zweckmässigen Plan der

Digitized by Google

Darstellung gewonnen, zu deren Versinnlichung Rec. nur die neuesten Momente aus dieser *Einführung aushebt*:

Jahr	Statistische Ansicht des Anwachses.	Erwerbungen in geograph. Q. Meilen.	Cessionen in geogr. Q. Meilen.	Länderbestand b. Tode jedes Monarch.
1792	Länderbestand bey Leopolds II. Tode, ohne Toskana.			11,749¾
1795	Kaiser Franz II. von 1792. Westgallizien wird von Polen gewonnen.	949¾		
1797	Die Burgundischen Niederlande nebst Falkenstein im Frieden zu Campo Formio an Frankreich, so wie		471½	
—	Mailand, Mantua u. Castiglioe an Italien und		264	
—	Breisgau und Ortenau an den Herzog von Modena cedirt dagegen		52	
—	Venedig, Istrien, Dalmatien u. der Golf von Cattaro in eben diesem Frieden erworben.	711½		
—	Das Frickthal und der District jenseits d. Etsch wird, jenes an Helvetien, dieses an Italien, im Frieden zu Lüneville, cedirt.		11½	
1802	Durch den Entschädigungsrecess Trient und Brixen erworb.	92		
1803	Lindau und Rothenfels kommen durch Ankauf an Oestr. so	9		
1804	wie die Herrschaft Blumeneck u. andere Weingartensche Parzellen durch Austausch mit Nassau u. Fulda	2½		
—	in eben diesem Jahre nimmt der Monarch den Titel eines erblichen Kaisers von Oestreich an			
1805	cedirt im Pressburger Frieden Ober- und Niederöstreich nebst Venedig u. Dalmatien, erwirbt dagegen Salzburg und Berchtolsgaden,	181½	1,294¾	
1806	entsagt nach d. Zersprengung des deutschen Reiches dem Titel und Rechten eines römisch-deutschen Kaisers			
—	gegenwärtiger Länderbestand des östreichischen Kaiserthums ohne Wirzburg u. das Deutschmeisterthum.			11,601¾
	Karl V. tritt seinem Bruder Ferdinand 1522 die habsburgischen Länder in Deutschland ab, eine Ländermasse von			2,183½
	Oestreichs Erwerbungen haben seit dem betragen	18,862¼		
	dessen Cessionen, bleibt 1806, nach Abzug der Cessionen, Gewinn.		9,444½	9,418¾

Die Leser dieser Zeitung mögen dem Recensenten die Aufnahme dieser abgebrochenen Uebersicht verzeihen; er that es, um unsre deutschen Statistiker in Preussen, Sachsen, Baiern, Wirtemberg, Westphalen, Baden etc. zu veranlassen, ähnliche Umrisse von ihren vaterländischen Staaten zu entwerfen, weil eine so lichtvolle Uebersicht zur richtigen Beurtheilung der allmähligen Vergrösserung oder Verminderung eines Staates, und zur Ziehung eines festen Resultats über denselben höchst nöthig ist.

Der erste Abschnitt enthält: Die *Grundmacht des Staates*. Dahin gehören, a) der *Länderbestand*; b) die *Einwohner*; c) *Cultur des Bodens, Producte und Gewerbe*, und d) *wissenschaftliche Cultur*. Der Verf. nimmt den ganzen Flächeninhalt des Kaiserthums zu 11,601¾ Quadratmeilen an. Mit rühmlicher Sorgfalt giebt er bey den Hauptländern und vorzüglichsten Provinzen die *verschiedenen Berechnungen* der Quadratmeilen an; nur wünschte Rec., dass diess, der Vergleichung wegen, in einer Randcolumne geschehe, wo der Autor diese abweichende Angabe mit Petitschrift und eingeklammert darunter

stände. Denn in den Text selbst aufgenommen, wie es der Verf. gethan hat, erschwert es das Summiren der Quadratmeilen auf den Seiten. Die Eintheilung des Verfs in: *deutsche, galizische* und *hungarischen Erbstaaten* ist nicht unbrauchbar, aber etwas willkurlich. Nach der Auflösung des deutschen Reiches kann es, ausserhalb der rheinischen Bundesstaaten, wohl *Deutsche* (als Volksstamm) in der östreichischen und preussischen Monarchie geben; aber von *deutschen Erbstaaten* kann weder in der östreichischen noch preussischen Monarchie mehr die Rede seyn. Wollte aber der Verf. einmal dieses Princip festhalten; so durfte er auch neben den deutschen nicht *galizische* — sondern *polnische* — Erbstaaten aufführen. Hauptsächlich aber passt bey den hier unter den deutschen Erbstaaten des östreichischen Kaiserthums aufgeführten Ländern (ausser Oestreich, noch Böhmen, [warum schreibt der Vf. *Böheim?* diese Form ist veraltet!] Mähren, und Oestreichisch-Schlesien) jene Bezeichnung nicht, weil in denselben nur der *kleinste* Theil der Bewohner deutscher, der grösste Theil aber *slavischer* Abkunft ist! — Der Verf. berechnet das Areal der *deutschen* Erbstaaten auf 3,186 ^{99} QM.; der *galizischen* auf 2,510 ^{46} QM., und der *hungarischen* auf 5,901 ^{26} QM. Es darf nicht übersehen werden, dass der Verf. alle einzelne Kreise in den Provinzen dieser drey Hauptmassen nach den sorgfältigsten Berechnungen nach ihren Quadratmeilen angiebt. — Wir heben aus den übrigen statistischen Gemählde nur folgende Puncte aus: Eigentliche Flächen trifft man nur im Norden und Osten der Monarchie an, im südöstlichen Hungarn, in Sklavonien und beyden Galizien. Die Abdachung der einzelnen Provinzen wird durch ihre Lage bestimmt. Der Süden neigt sich ganz nach dem adriatischen Meer, und der Norden durch die Elbe und Weichsel nach dem deutschen und baltischen Meere hin. Die Binnenländer hingegen haben ihre Hauptabdachung nach der Donau und durch diesen grossen Ableiter nach dem schwarzen Meer. — Der Boden ist, nach Maassgabe der Seehöhe, von verschiedener Beschaffenheit, grösstentheils aber unter einem milden Klima von starker Fruchtbarkeit und blühender Vegetation; doch bedecken die Moräste in Hungarn eine Fläche von 108 QMeilen. — Auf die Waldungen wird circa ein Drittheil der Oberfläche der Monarchie gerechnet. — Bey den Gewässern sind das adriasche Meer (in das sich aber kein einziger beträchtlicher Fluss aus der Monarchie ergiesst — ein wichtiger Punct für den Seehandel!), die 5 Hauptflüsse (Donau, Dniester, Weichsel, Oder, Elbe.), die 6 Canäle, die 13 Landseen und die vielen vortrefflichen Mineralwasser angegeben. — Nach dem *Klima* wird in Rücksicht auf das Youngische System, die Monarchie in die südliche (zwischen 44° 10′ und 46°), mittlere (zwischen 46 bis 49°) und nördliche Region (zwischen 49° und 52° 50′) getheilt, und zur *ersten* das südliche Krain, Croatien, das Littorale, Sklavonien und das Bannat; zur *zweyten* der grösste Theil von Hungarn, Siebenbürgen, Niederösterreich, Salzburg, Steyermark, Kärnthen, das nördliche Krain und der südliche Saum von Mähren und Böhmen; und zur *dritten* die beyden Gallizien, ein Strich des nördlichen Hungarns, Böhmen, Mähren und Schlesien gerechnet. Die *Bevölkerung* wird zu 23,500,000 Menschen und höher angenommen, als sie Rec. zu berechnen gewagt hätte, wenn er die menschenfressenden Kriege seit 1792. und die Verluste im Lüneviller und Pressburger Frieden in Anschlag bringt. Deshalb stimmt auch Rec. mit dem Verf. nicht überein, wenn er S. 53 äussert, dass *auch in Böhmen und Mähren der Zuwachs* des Menschencapitals seit 1801 *sehr bedeutend* gewesen sey. In Böhmen entzog doch der Krieg die männlichen Arme dem Ackerbaue so, dass nicht selten bloss Weiber, Kinder und Greise den Acker bestellten. Liefet irgend ein grosser Staat Europens das wichtige und traurige Resultat: dass Kriege die Lebenskraft der Staaten — die Bevölkerung und den Handel, so wie den Credit — erschüttern, so bietet das grosse, reiche, von der Natur so begünstigte Oestreich dieses Resultat dar. Welche Rolle als mitkämpfende Parthey, oder als Schiedsrichter von Europa hätte es am Ende des Jahres 1806. und im Anfange des gegenwärtigen Jahres spielen können, wenn es nicht von 15jährigen Wunden sich hätte erholen müssen! — Der Verf. setzt die *Bevölkerung* der von ihm sogenannten *deutschen* Staaten auf 8,306,179 Meilen (wobey er auf Böhmen 3,111,472 und auf Mähren mit Schlesien 1,640,785 rechnet), so, dass auf der Quadratm. 2,566 Menschen wohnen; auf beyde *Galizien* rechnet er 4,931,477 Menschen (auf Ost-Galizien 3,644,892 auf Westgalizien 1,286,585), so dass auf der Quadr. Meile 1,964 Menschen wohnen; die hungarischen Erbstaaten berechnet er zu 9,318,432 Einwohnern, wo 1,589 auf die Quadratmeile kommen. Im Durchschnitte des oben angegeben Areals der ganzen Monarchie leben auf der Quadr. Meile 2,025 Köpfe. Triest ist die volkreichste; die sklavonische Militärgrenze, die menschenleereste Provinz. Es leben in allen gegenwärtigen östreichischen Staaten mit Ausnahme der Militairgrenze, Salzburgs und Berchtolsgaden und ohne das Militär, 21,108,546 Christen und 451,316 Juden. Unter dem männlichen Geschlechte waren registrirt: 42,401 Geistliche, 261,515 Adliche, 27,293 Staatsbediente und Honoratioren, 245,514 Bürger und Professionisten auf dem Lande, 1,504,566 Bauern, 1,318,770 nächste Erben der Bürger und Bauern, 2,711,273 Häuslinge, Gärtner, Winzer und Tagelöhner u. s. w. Die Zahl der *Civileinwohner* von *Wien* (im Jahre 1803.) wird auf 232049 Köpfe angegeben. Nach Wien folgt *Prag* mit 74,000 Einwohnern und *Grätz* mit 40,000 Einwohnern, zwischen 30 — 40,000 Einw. haben *Lemberg* und *Pressburg*, 10 Städte haben zwischen 20 — 30,000 Einwohner, unter diesen *Pesth*, *Brünn*, *Triest*, *Ofen*, *Krakau;* und 29 Städte haben eine Bevölkerung von zwischen 10 und 20000 Einwohner, darunter *Linz*, *Salzburg*, *Olmütz* u. s. w. Ausserdem zählen noch von 293 Städten und Märkten 63

Digitized by Google

über 5,000 und 185 über 2,000 Einwohner. Grosse Dörfer von 3,000, 6,000 bis 12,000 Seelen sind in den hungarischen Flachländern keine Seltenheit.— Den *Nationen* nach zählt, von den drey Hauptnationen in der östreichischen Monarchie, die deutsche gegen 4,950,000, die *hungarische* gegen 3,300,000, und die *slavische* gegen 13,500,000 Individuen. Uebrigens sind die *Gotscheuerer* in Krain, gegen 44,000 Köpfe, und die *Vandalen* im Eisenburger Comitate gegen 12000 Köpfe stark, und deutscher Abkunft. Die Charakteristik der Hauptnationen, und die kurzen Umrisse über die schwächern, gemischten und eingewanderten Völkerschaften sind in Hinsicht auf physische und geistige Kräfte gedrängt und treu. — Was der Verf. bey der *Religionsverschiedenheit* über die Toleranz, und zwar *seit neuern Zeiten*, rühmt, scheint doch einer Einschrankung zu bedürfen, wenigstens nach dem, was wir neuerlich in öffentlichen Blättern über den Zwang gelesen haben, der den Protestanten in Hungarn besonders in Hinsicht der gelehrten Erziehung aufgelegt werden soll. *Bekanntlich* bekennt sich *mehr als ein Drittheil* der Einwohner Hungarns zum Protestantismus; gewiss wird man diese ansehnlichen Völkermenge die ihrem Regenten so ergeben und durch Industrie so sehr ausgezeichnet ist in ihren Privilegien nicht stören wollen. — In Hinsicht der katholischen Geistlichkeit hat die Monarchie 10 Erzbischöfe und 39 Bischöfe. Von Aebten sind allein in Hungarn 147, und in demselben Reiche 108 Pröbste. — Interessant sind dse Resultate über den Adel und dessen Einkünfte in dem Kaiserthum. Einige haben mehr als eine Million Fl. jährliche Einkünfte, z. B. die Fursten von Lichtenstein, v. Esterhazy.— Wahr ist es, wie der Verf. in dem Capitel von der *Cultur des Bodens* sagt: „noch sind die meisten Zweige der landwirthschaftlichen Industrie in grosser Unvollkommenheit. Nur wo deutscher Fleiss den Boden düngt, da stösst man auf eine bessere Behandlung desselben, und noch werden manche Jahrzehende vergehen, bis der sorglose Slave, Illyrier etc. dem Vorbilde seines gebildeten Mitbürgers folgen wird.“ — Mit Recht klagt der Verf. (S. 90) über den Mangel detaillirter und gleichförmiger Notizen, um, wie *Krug* in seinem Werke über den preussischen Nationalreichthum, den Grad des Reichthums und des Wohlstandes der östreichischen Nation in Zahlen auszudrücken, und ihr Nationaleinkommen mit einem Grade der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Nur bey einigen Provinzen findet man in östreichischen Statistikern einzelne Hinweisungen. So wird der landwirthschaftliche Nuzungsertrag von Niederöstreich auf 8,473,736, von Steyermark auf 8,090,035, und von Mahren auf 17,438,451, der Capitalwerth aller böhmischen Grundstucke aber auf 742,465,320 Fl. angeschlagen. — Der Verf. charakterisirt darauf in kurzen Umrissen die Hauptzweige der productiven Industrie: den Ackerbau, die Viehzucht, den Weinbau, den Garten- und Obstbau, die Forstcultur, die Fischerey, die Bienenzucht, den Seidenbau, den Bergbau. Der letztere ist von hoher Wichtigkeit. Oestreichs Mittelgebirge besitzen alle Metalle, Mineralien und Fossilien Europens. Die reichsten Goldminen hat Siebenbürgen; unerschöpfliche Silberbergwerke das nördliche Hungarn; Kupfer, mehr als irgend ein Land der alten Welt, Siberien ausgenommen, Südhungarn; Bley in Menge Kärnthen; Zinn, Böhmen; Eisen und Stahl Steyermark; Quecksilber Friaul; Salz macht den Reichthum Galiziens, Siebenbürgens und Salzburgs aus. Den Totalertrag der Bergwerke schätzt *Lichtenstern* auf 47 Millionen Fl. wovon nicht ganz zwey Drittel für die Bergbaukosten abgehen, und etwa 13 Mill. in den Schatz der Krone fliessen. — Gross ist (S. 109 ff.) der Reichthum der Monarchie an *Naturproducten* aus dem Thier- und Pflanzenreiche. — In Hinsicht des *Kunstfleisses* sind Böhmen und das Land unter der Ens am meisten industriös. Treffend werden die einzelnen Provinzen, nach der Rangordnung ihres Fleisses, nach einander charakterisirt, worauf er die Uebersicht *des Handels* (S. 152) folgen lässt, und das, allerdings nicht von allen zugestandene Resultat zieht: dass die Handelsbilanz sich ganz zum Vortheile Oestreichs neige, und mehr Geld aus dem Auslande einlaufe, als es dahin bezahlt. — Ueber das *Papiergeld* erklärt sich der Verf. (S. 174) nur kurz. Im Jahre 1762 wurde die Wiener Bank errichtet und zuerst für 12 Mill. fl. Zettel in Umlauf gesetzt. Diese wurden 1782 wieder eingelöset, und dagegen 20 M. neue ausgegeben. Sie standen im Anfange ziemlich pari, sanken aber, seitdem die franz. Kriege *eine unendliche Vervielfachung derselben vielleicht bis auf 600 M. fl.* nöthig gemacht hatten, und die sparsame Einwechselung derselben grösstentheils in Scheidemünze erfolgte, bis auf die Hälfte des Nominalwerths herunter. — Minder glänzend für den Staat konnte das Kapitel über *wissenschaftliche Cultur* ausfallen, obgleich die Verdienste der *Maria Theresia* nnd *Josephs* II. um dieselbe gehörig gewürdigt sind.

Der *zweyte Abschnitt* umschliesst *die Staatsverfassung* (S. 197 ff.). Hier handelt der Vf. von den *Staatsgrundgesetzen* (wo bereits das vom 6. Aug. 1806. gehörigen Orts aufgenommen ist); von dem *Charakter der Staatsform;* von dem *Monarchen und dessen Hause* (Rechte der weiblichen Succession); von den *Reichsständen* — mit sehr ungleichen Vorrechten —; von den (neuen) *Titeln, Wappen;* vom *Hofstaate* und von den *Ritterorden*, entweder als *Hofehren* (Orden vom goldnen Vliesse, Sternkreuzorden für Damen), oder als *Verdienstorden* (der Maria Theresiaorden, der Elisabethorden, der Stephansorden), oder als *geistliche Orden* (der Deutsche, der Johanniterorden, der Sternkreuzorden in Böhmen).

Der *dritte Abschnitt* enthält die *Staatsverwaltung* (S. 227 f.). — Nach einer *Uebersicht der Staatsverwaltung* in Hinsicht auf ihre Organisation in den verschiedenen Provinzen folgt die Darstellung der *höchsten Staatscollegien*, der *Justizverwaltung*, der *Polizeyverwaltung*, der *Finanzverwaltung* u. der *Militärverfassung*. — In Hinsicht der Angaben der Staatseinkünfte klagt der Vf. mit Recht über die Unbestimmtheit derselben bey den östreichischen Nationalschriftstellern. Er sagt S. 254: „Wo die Regierung über alle Zweige

Digitized by Google

des Finanzwesens den Schleier des Geheimnisses deckt, da ist es freylich unmöglich, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und man muss sich begnügen, die daseyenden Angaben der ältern Statistiker anzuführen, um dadurch die seinige unterstützen zu können." Nachdem er die von einander abweichenden Angaben von *Schlözer*, *Busching*, von dem Frankfurter geneal. Staatshandbuche, von *Hock*, *Ochhart* und *Normann* angeführt hat, berechnet er die Einkünfte, — die theils durch bessere Einrichtung in der Verwaltung, theils durch Erhöhung der ältern Auflagen und durch freywillige Beyträge der hungarischen Nation ausserordentlich vermehrt worden sind, in Friedenszeiten, und ohne die Classen- und Vermögenssteuer — *auf wenigstens* 104 *Mill. fl.*, wozu die Domainen eine Intrade von 19, die Regalien von 46, die Grundsteuern von 29, die Circulationssteuern von 4, und die Personalsteuern von 6 Mill. fl. beytragen. Nach den *einzelnen Provinzen* berechnet er sie: 1) *Niederöstreich* 25,000,000 fl.; 2) *Hungarn u. Illyrien* 20,000,000 fl.; 3) *beyde Galizien* 18,500,000 fl.; 4) *Böhmen* 17,000,000 fl.; 5) *Inneröstreich mit Salzburg* 12,000,000 fl.; 6) *Mähren u. Schlesien* 6,500,000 fl.; 7) *Siebenbürgen* 5,000,000 fl. — Das Steigen dieser Staatseinkünfte gegen die Vorzeit ist sehr beträchtlich. *Ferdinand* I. hatte aus seinen Staaten zwischen 5—6, *Ferdinand* II. etwa 10, und *Leopold* I. noch keine 20 Mill. einzunehmen. *Karl* VI. brachte sie auf 40, *Maria Theresia* (1768) auf 90,441,147 fl., und *nun* gewiss 104 Mill. fl. — Die *Ausgaben* standen vor dem letzten Türkenkriege mit der Einnahme pari, und 1768 berechnete man sie nur auf 83 544,040 fl., wodurch ein Ueberschuss von mehr als 6 Mill. bewirkt wurde. Jetzt aber nimmt eine *Schuldenlast* von 1200 Mill. (die im Jahre 1780 nur 180 Mill. betrug) wenigstens 30 Mill. Zinsen weg, und die Armee kostet *in Friedenszeiten* 28 Mill., also mehr als ein Viertheil des ganzen Staatseinkommens, in Kriegszeiten zwischen 50—60 Mill. — Dagegen nimmt der ganze Hofstaat nur eine mässige Summe von 600,000, die Diplomatie von 600,000, der sämmtliche Civilstaat von 16,380,000 fl. u. s. w. hinweg. — Die einzelnen Quellen der Einkünfte sind S. 259. sehr gut aus einander gesetzt; doch befremdet es, dass die *Gewerbesteuern* kaum 4 Mill. eintragen. — Die *Militairmacht*, nach dem Friedensfusse, beträgt 344,315 Mann. — Die *Marine* (S. 285. f.) ist nur kurz behandelt, und besteht jetzt nur aus der Flotille von Triest, und auf der Donau. —

Der *vierte Abschnitt* stellt (S. 287. ff.) das *auswärtige Verhältniss* dar, und konnte blos Skizze seyn. Er handelt von dem *politischen Verhältnisse* Oestreichs, dessen Wichtigkeit mit Maximilian I. begann, und von den wichtigsten *Friedensschlüssen und Verträgen*, die aber blos als Nomenclatur aufgeführt, und nicht nach ihrem wesentlichen Inhalte (wie es wohl nöthig gewesen wäre) angegeben sind. Aus Versehen ist S. 295. der Friede von Pressburg ins Jahr 1806 gesetzt; er wurde am 26. Decmbr. 1805 geschlossen.

Möge der Verf. in dieser ausführlichen Anzeige einen Beweis der Achtung finden, mit welcher Rec. die statistischen Schriften des Vrfs. betrachtet, die sich durch Gründlichkeit, Planmässigkeit und lebhafte Darstellung gleich vortheilhaft auszeichnen. Nur einige Sonderbarkeiten im Style bittet er ihn in Zukunft zu verbessern, z. B. S. 31.: „die übrigen Grenzen werden grösstentheils nur durch Ströme *bemarkt*," — S. 32. „nach den *erstren* (st. erstern) Angaben;" S. 43. „Niederöstreich wird gegen Süden von hohen Alpen *bekranzt*," S. 63. „Eigenheiten des *Slavismus*." — Man sagt zwar Islamismus u. s. w.; aber nie *Deutschismus*, *Französismus* u. s. w., und nach dieser Analogie müsste Slavismus doch gebildet seyn, wenn dieses Wort in die hochdeutsche Sprache recipirt werden sollte! Möge der Vf. uns bald durch *ähnliche* Werke erfreuen, und dadurch die Bedürfnisse des Publicums befriedigen!

POLIZEY.

Praktische Anleitung zu vollständigen Armenpolizey-Einrichtungen. Mit besonderer Rücksicht auf das Armenwesen in Mannheim. Von D. *Gaum*, grossherzogl. Badischem Hofrathe. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer. 1807. 8. VIII. u. 295 S. (1 Thlr.)

Die Armenpolizey gehört unter diejenigen Branchen der Polizeywissenschaft, welche, vorzüglich in unsern Tagen, am meisten bearbeitet worden sind; indessen bey alle dem sind die Acten noch lange nicht für geschlossen zu achten. Alle hierüber bisher aufgestellte Theorien sowohl, als alle wirklich getroffene Anstalten, haben das noch nicht geleistet, was sie eigentlich leisten sollten; und alle, oft mit bedeutendem Kostenaufwande, gemachten Versuche haben weiter nichts bewiesen, als dass Armenanstalten, wenn sie wahrhaft von Nutzen seyn sollen, keine so leichte Operation sind, als man gewöhnlich glaubt; dass vielmehr der Schade, wenn er einmal da ist, hier nicht so leicht heilbar sey, als man beym ersten Anblicke meistens glaubt. — Diese aber vorausgesetzt, ist eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes gewiss keine überflüssige Sache. Dem Verfasser der vor uns liegenden Schrift gebuhrt auf jeden Fall in der Reihe der Schriftsteller, welche sich mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes beschäftiget haben, keine der letzten Stellen. Seine zunächst zwar nur für *Mannheim* und dessen Umgebungen bestimmte Schrift zeigt überall von ausreichender Kenntniss des Gegenstandes, dessen Bearbeitung er darin unternommen hat, und verdient als eine gut gerathene praktische Anleitung zur Organisation der Armenpolizeyanstalten einzelner Orte oder Distrikte die Aufmerksamkeit jedes öffentlichen Beamten, dem dieser Zweig der Polizey irgendwo vom Staate anvertraut ist. Die hier gegebene Anleitung ist keineswegs ein trockener Plan zur bessern Einrichtung der Mannheimer Armenanstalten, wie sie der grössere Theil unserer Geschäftsmänner gewöhnlich auszuarbeiten pflegt; sondern sie ist eigentlich ein System der Armenpolizey überhaupt, das nur mit den Vorschlägen des Vfs. für die Organisation der Mannheimer Armenanstalten hie und da durchwebt

Digitized by Google

ist. Dem Systeme selbst hat der Vf. eine kurze Geschichte der Armenanstalten in der *Pfalz* vorausgeschickt. Das hauptsächlichste Hinderniss, warum die schon längst versuchte, äusserst nöthige, Verbesserung der Armenanstalten hier immer nicht gelingen wollte, lag, wie der Vf. zeigt, in der Verbindung der Armenpflege und der dazu bestimmten Fonds mit den kirchlichen Angelegenheiten und dem Kirchengute der im Lande vorhandenen Religionspartheien, und deren für das allgemeine Beste nicht vortheilhaft genug bestimmten wechselseitigen rechtlichen Verhältnissen; — ein Umstand, in dem der Grund zu suchen ist, dass in der Pfalz die Maxime geltend wurde, *nicht die Gemeinden, nicht der Staat*, sondern *jede Confession muss ihre Armen erhalten;* zu welchem Ende auch die hierzu vorhandenen Fonds zwischen den im Lande befindlichen Religionspartheien in der Maasse vertheilt waren, dass im Jahre 1776, bey der damals zur Verbesserung der Armenanstalten vorgenommenen Untersuchung, der Armenfonds der *Katholiken* 51723 fl. 21. kr. rheinisch an Kapital, und 2804 fl. 39 kr. rhein. an jährlichen Zinsen und Gefällen, der der *Lutheraner* 10083 fl. 36 kr. rh. an Capital und 621 fl. 29 kr. rh. an jährl. Zinsen und Gefällen, und der der *Reformirten* 31696 fl. 50 kr. rh. an Capital und 2289 fl. 51 kr. rh. an jährl. Zinsen und Gefällen betrug, ausser welchen noch ein *gemeinschaftlicher* Fond von 346890 fl. 27 kr. rh. an Capital und 32468 fl. 18 kr. rh. an jährlich. Zinsen und Gefallen vorhanden war. — Bey seinem Plane zur Verbesserung der Mannheimer Armenanstalten, oder vielmehr bey sey seinem Systeme der Armenpolizey selbst, geht der Vf. von dem ganz richtigen Grundsatze aus: *Mit blossen Armenversorgungsanstalten, wenn sie auch noch so vollständig und zweckmässig gewählt sind, darf sich der Staat nicht begnugen; sie sind nichts mehr als blosse Curativmittel fur die mit der Seuche wirklich Behafteten; allein die Armenanstalten blos auf die Ernährung der Armen beschränken, heisst nicht Armen-, sondern Almosenanstalten etabliren; dem Staate eine ewige sich immer vergrössernde Last auflegen, und den Mussiggang und die Sorglosigkeit pflegen; der fernern um sich greifenden Krankheit muss gesteuert, gegen die Verarmung mussen Präservativmittel vorgekehrt werden.* Diess vorausgesetzt, handelt er in *vier* Capiteln zuerst von der *Armenversorgung* (S. 37—185), dann von der *Armenverminderung* (S. 186—263), hierauf von der *Beyschaffung der nothigen Fonds zu den Armenanstalten* (S. 264—279), und zum Beschluss von der *Einrichtung der Armencollegien* (S. 280—295). Am besten ist dem Vf. die Bearbeitung des *ersten* Capitels gelungen. Im *zweyten* schweift er zu sehr aus. *Zweckmässigere Organisation unserer Erziehungs- und Unterrichtsanstalten; richtige und gleiche Vertheilung der öffentlichen Staatslasten*, so dass hieraus kein Stocken der Gewerbe entstehen kann, und nie das steuerbare Capital angegriffen wird, sondern alle Abgaben blos auf den reinen Ertrag fallen, und *gute Einrichtung im Militarwesen*, — welche der Vf. sämmtlich als Anstalten zur Armenverminderung aufführt, haben zwar einen ganz unverkennbaren Einfluss auf den äussern Wohlstand einer Nation, und keine Regierung, der dieser Punkt am Herzen liegt, darf sie unberücksichtiget lassen. Allein fur das Ressort der *Armenpolizey* gehören sie doch wohl auf keinen Fall: denn sonst konnte sich diese Branche der Polizey auch eben so gut auf alle übrigen Zweige der Thätigkeit der Polizeygewalt erstrecken. Die Armenpolizey hat es nur mit den ihr zunächst liegenden Ursachen der Verarmung zu thun; und sie hat schon viel und ausreichend zu thun, wenn sie hier ihre Pflicht ganz befriedigend erfüllen will; sie hat aber keinesweges in das Gebiet anderer Polizeydepartements auszuschweifen. Ohne sich selbst eine solche Ausschweifung zu erlauben, kann sie von dieser blos so viel verlangen, dass sie bey allen ihren Manipulationen ihr nicht entgegen, sondern immer in die Hände arbeiten. Wie dann überhaupt bey der Polizey die einzelnen Zweige derselben in einer bey weiten engern Verbindung unter sich stehen, als bey irgend einem der übrigen Departements der Staatsverwaltung, so dass es offenbar zweckwidrig, und selbst auffallend schädlich ist, wenn die verschiedenen Zweige der Polizey statt Einer Behörde sämmtlich überlassen zu seyn, unter mehrere isolirte Behörden vertheilt sind, die so selten nach Einem Plane arbeiten. — Uebrigens lässt sich den von dem Verf. in den verschiedenen Capiteln seiner Schrift aufgestellten einzelnen Grundsätzen und gemachten Vorschlägen grösstentheils der Beyfall nicht versagen. Vorzügliche Beherzigung verdienen seine Ideen über die Abstellung des Bettelns reisender Handwerksbursche S. 60 ff. ferner der S. 81 aufgestellte Grundsatz: *Was aus dem Armenfonds an den Einzelnen abgereicht wird, ist bloser Vorschuss auf die Verlassenschaft des Empfangers, und wenn er verstirbt, ohne Notherben zu hinterlassen, die durch den Ersatz selbst nahrungslos gesetzt wurden, aus der Masse wieder zu ersetzen,* desgleichen über die Errichtung von Gewerbshäusern, um die Armen mit Arbeit zu versehen, S. 91, und über die Trennung der Arbeits- und Zuchthäuser S. 101 ff. dann auch über die Hülfsverwilligungen an blos temporell Nothleidende als blosse Vorschüsse, S. 120. Nur hie und da bedurfen seine Grundsätze und Vorschläge noch einige Berichtigung. So kann es Rec. z. B. nicht billigen, dass er die *judischen* Armen von den christlichen getrennt haben will, und die Versorgung jener blos den Judengemeinden zur Pflicht macht. Die Pflicht des Staats zur Unterstützung nothleidender Armen entspringt überhaupt aus seiner Verbindlichkeit, jeden Staatsburger auf die Stufe des äussern Wohlstandes emporzuheben, auf die er emporgehoben werden kann, und insbesondere aus der *moralischen* Pflicht, als rein vernünftige Intelligenz seinen hulfsbedurftigen Burgern die zu ihrem Lebensunterhalte erforderliche Unterstützung zu leisten. Das Recht des Burgers hierauf und die Pflicht des Staats hierzu ist durch keine Confession bedingt; sie entspringt geradenweges aus dem Burgerrechte und den burgerlichen

Digitized by Google

Verhältnissen. Und in dieser Hinsicht hat der Jude gewiss eben so gegründete Ansprüche auf die Theilnahme an der öffentlichen Armenpflege, wie jeder christliche Glaubensgenosse; so wie im Gegentheile jeder im Staate wohnende Jude, als Unterthan, eben so gut zu allen Abgaben contribuiren muss, welche zum Behuf der Armenpflege vom Staate von seinen Unterthanen u. zwar keinesweges wegen einer blos religiösen, sondern aus einer ächt bürgerlichen Pflicht gefordert werden können. Auch darin kann ferner Rec. dem Verf. nicht beytreten, dass es, wie er S. 98. glaubt, zweckmässig sey, den Arbeitslohn der Armen, die an einer von der Armenpflege errichteten Gewerbsanstalt Theil nehmen, um 15—20 Procent über den gewöhnlichen Lohn zu erhöhen. Es sind nur zwey Fälle möglich, entweder der Arme, der in einer solchen Gewerbsanstalt Arbeit erhält, kann sich durch seine Arbeit seinen Unterhalt verschaffen; oder es ist ihm dies nicht möglich. Im erstern Falle bedarf es nach der Natur der Sache keiner Zuschüsse; denn wer sich durch eigene Arbeit seinen Unterhalt verschaffen kann, hat auf Allmosen und Unterstützung aus dem Armenfonds durchaus keine Ansprüche. Im zweyten Falle aber liegt der Grund der Unzulänglichkeit ihres Verdienstes entweder in ihrer Arbeitsunfähigkeit, oder in der Unergiebigkeit der Arbeit selbst. Is das Erstere, so müssen sie natürlicher Weise aus dem Armenfonds unterstützt werden, aber keinesweges durch höhere Bezahlung ihrer Arbeiter, sondern durch wirkliches Allmosen. Ist aber das Letztere, so muss die Armenpflege die Arbeit mit einer einträglichern vertauschen; denn Arbeiter thun zu lassen, die nicht so viel eintragen, als sie an Mühe und Aufwand erheischen: ist durchaus antiökonomistisch; und solche antiökonomistische Arbeiten kann am allerwenigsten die Armenpflege begünstigen. Bey den Strafen, womit der Verf. die ins Arbeitshaus eingesperrten Corrrektionäre, im Falle sie nicht gehörig arbeiten, S. 108. belegt wissen will, scheint er übrigens den rechten Gesichtspunkt nicht aufgefasst zu haben, der bey solchen Instituten immer ins Auge gefasst werden muss, wenn sie ihrem Endzwecke entsprechend seyn sollen. Der Zweck solcher Institute ist keinesweges *der Beschäftigung von Leuten, die aus Arbeitsscheue und Faulheit dem Staate zur Last fallen*, sondern blos *der, Faule und Arbeitsscheue zur Arbeit zu gewöhnen*, und sie auf diese Weise zu nützlichen Staatsburgern umzubilden. Indessen dieser Zweck kann durchaus nicht, oder wenigstens nur höchst unvollständig erreicht werden, wenn man den, der im Arbeitshause nicht arbeiten will, auf die gewöhnliche Weise durch Strafen, und insbesondere durch die vom Verf. S. 107. in Vorschlag gebrachten, *Arbeit in Feierstunden, Bestrafung mit halber Kost, und gänzlichem Fasten, mit Arrest in der Hungerstube, verächtlicher Auszeichnung vor den übrigen Correktionärs*, oder auch wohl gar durch *Schläge* zur Arbeit zu bestimmen sucht. Durch alle diese Strafmittel kann höchstens blos so viel bewirkt werden, dass der Eingesperrte die ihm aufgegebene Arbeit thut. Allein statt ihn zur Arbeit zu gewöhnen, statt ihm Lust zur Arbeit zu machen, wird seine Unlust dazu nur immer noch mehr erhöhet werden. Nach seiner Entlassung aus dem Arbeitshause wird er eben so faul und arbeitsscheu seyn, wie vor seiner Einsperrung, und höchstens seine Faulheit und Arbeitsscheue nur mehr zu verbergen suchen; statt dass er vor dem *bettelte*, wird er jetzt *stehlen* oder sonst ein Gewerbe treiben, das unter die letzte Kategorie gehört. Soll das Einsperren in ein Arbeitshaus für den Correktionär wahrhaft von Nutzen seyn, soll er dadurch zur Arbeit gewöhnt, und aus einem faulen und arbeitsscheuen Tagedieb in einen nützlichen und brauchbaren Bürger umgeschaffen werden, so muss seine ganze Behandlungsweise im Arbeitshause blos darauf berechnet seyn, ihm *einmal* von der *Nothwendigkeit der Arbeit*, und *dann* von deren *Nutzen für ihn selbst* zu überzeugen. Um diesen Zweck aber zu erreichen, würde Rec. in Vorschlag bringen, jeden Eingesperrten im Arbeitshause eben so gut auf seine eigene Hand und Rechnung leben zu lassen, wie er dies ausser demselben in der Freyheit thun muss. Sollte Rec. ein solches Arbeitshaus organisiren, so würde er sich eben so wenig um die Arbeit, als um die Verpflegung der Eingesperrten bekümmern. Er würde keinen derselben weder durch Züchtigung noch durch andere Strafmittel zur Arbeit zwingen; er würde es ihm ganz frey lassen, ob und wie viel er arbeiten will; er würde ihm aber auch nichts zum Essen und zu seinen sonstigen Bedürfnissen abreichen lassen. Er würde ihm blos andeuten lassen, dass Arbeit für ihn da sey, und dass, wenn er arbeiten wolle, ihm seine Arbeit bezahlt werden würde, und er dann den Betrag seines Verdienstes zur Bestreitung seiner Bedürfnisse verwenden könne, wie er wolle; oder kurz, er würde jeden Eingesperrten eben so gut im Arbeitshause auf seine Hand leben lassen, wie in der Freyheit, um ihn dadurch auf die Folgen aufmerksam zu machen, die mit der Faulheit und mit dem Fleisse verbunden sind. Rec. kann wegen der Eingeschränktheit des Raums dieser Blätter seinen Plan zur Errichtung eines Arbeitshauses nach seinen Ideen hier nicht detailliren; indessen er ist überzeugt, dass ein Arbeitshaus, nach seinen Ideen organisirt, den Erwartungen der Regierung und des Publikums bey weitem mehr entsprechend seyn wurde, als die in der bisher üblichen Manier errichteten Institute der Art; die dem Staate gewöhnlich bedeutende Summen kosten, und doch am Ende weiter nichts leisten, als dass einer oder der andere Bettler hier einige Zeit für schlechte Arbeit ernährt wird, um nach seiner Entlassung sein voriges widerrechtliches Gewerbe desto rustiger und desto verschlagener treiben zu können. Ueberhaupt glaubt Rec. lassen sich Arbeitshäuser blos als *Strafanstalt* für *Bettler* und der *öffentlichen Sicherheit gefährliche Vagabunden* rechtfertigen, welche man, was freylich das kürzeste und leichteste Mittel ihrer los zu werden wäre, nicht über die Grenze schaffen kann, oder schaffen will. Als *Correktionsanstalten* für *blose Faule*, die ohne durch Betteln dem Staate und ihren Mitburgern zur Last zu fallen, blos ans

Digitized by Google

Gemächlichkeit und Trägheit gar nichts arbeiten, oder doch nicht so viel als sie nach ihren physischen Kräften arbeiten könnten, sind sie hingegen unzweckmässig. Was der Staat durch solche Institute *positiv* bewirken will, kann er *negativ* durch strenge Versagung aller Unterstützung für den, der sich durch Arbeiten seinen Unterhalt verdienen kann, und durch zweckmässige möglichst strenge Anstalten gegen das Bettelwesen, bey weitem zuverlässiger bewirken, als durch alle Aufopferungen, die ihm die Anlage solcher Institute ausserdem nothwendig machen kann.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Staatswirthschaftlicher Versuch über die Theurung und Theurungspolizey; mit vorzüglicher Hinsicht auf die dahin einschlagende Literatur. Von Dr. *Friedrich Benedikt Weber*, der Land- und Staatswirthschaft ordentl. Prof. zu Frankfurt a. d. Oder; *Göttingen, bey Heinrich Dietrich.* 1807. 8. VIII. Vorr. u. Inhaltsanz. u. 224 S. Text. (2 Thlr.)

Die vor uns liegende Schrift zerfällt in *zwey* Theile, den *allgemeinen* und den *besondern*. Der *erstere* enthält theils die allgemeinen abstracten Untersuchungen über die Natur und das Wesen der Theurung an und für sich; ihren wesentlichen Begriff, im Gegensatze der Wohlfeilheit; und ihre hieraus abzuleitende Eintheilung im Allgemeinen; theils die Urquellen und wahren Grundursachen derselben, wie sie sich im Allgemeinen aus der Natur und dem Wesen derselben ergeben. Im *zweyten* aber sucht der Verf. zuerst zu zeigen, auf welche Art und Weise die Theurung schädlich und dem Wohlstande und der Industrie der Nation selbst hinderlich ist und seyn kann; dann aber liefert er specielle Untersuchungen über dieselbe, und über die mannichfaltigen Ursachen und Umstände, die sie zu veranlassen pflegen; und endlich eine Angabe, Prüfung und Erörterung aller gegen die Theurung überhaupt, und insbesondere gegen die Theurung der unentbehrlichen Lebensbedurfnisse, besonders des Getraides, zu ergreifenden Mittel und Maasregeln, wohin er vorzuglich freyen Getraidehandel und öffentliche Getraidemagazine, verbunden mit einer auf den Böden der ackerbautreibenden Unterthanen stets vorräthigen bestimmten Getraidequantität rechnet; und wobey er auf die Theurung der gegenwärtigen Zeiten meist specielle Rücksicht nimmt. Allein weder im ersten noch im zweyten Theile kann die Arbeit des Verf. als verdienstlich für die Wissenschaft anerkannt werden. Weder der Staatswissenschaftsgelehrte, noch der Staats- und Geschäftsmann wird etwas neues finden. Der Verf. scheint auch nach der hier gelieferten Probe gar nicht der Mann zu seyn, von dem sich eine gluckliche und durchaus befriedigende Bearbeitung der zum Objekt seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewählten Materien erwarten lässt. Schon der Titel zeigt es, dass ihm eine richtige Ansicht der Sache fehlt; denn in das Gebiet der *Staatswirthschaft* gehört die Lehre von der Theurung und den Mitteln, welche dagegen von Seiten der Regierungen zu ergreifen sind, durchaus nicht. Die *Staatswirthschaft* beschäftigt sich blos mit dem *öffentlichen*, mit dem *Staats*vermögen, und mit der Art und Weise, wie dieses zusammen zu bringen ist und zu den öffentlichen Zwecken verwendet werden soll. Die hier bearbeiteten Materien hingegen gehören im Allgemeinen blos in das Gebiete der *Staatspolizeigewalt*; zunächst aber in das Gebiet der *Nationalökonomie*, die eine Branche der Polizei bildet. Noch mehr aber als durch den Titel wird das eben gefällte Urtheil durch den Inhalt des erstern Theils der Schrift selbst bestärkt. Bey der für S. 5. folg. gelieferten Entwickelung der Begriffe von *Werth*, *Preis* und *Gelde* vermisst man durchaus richtige Begriffe; der Verf. hat diese zwar zunächst an einander grenzenden aber *an sich* ganz heterogenen Dinge so unter einander geworfen, dass es höchst schwer ist, die Merkmale aufzufinden, die den Begriff des Einen oder des Andern wesentlich bestimmen. Worin denn wohl der Grund liegen mag, dass er auch über *Theurung* nichts anders als schiefe Ansichten geben konnte. Unter *Theurung* versteht er nemlich S. 10. *die Schwierigkeit, den hohen Preis der Dinge zu befriedigen, um sie für sich zu erhalten;* und *theuer* ist ihm dies vorausgesetzt *das, was schwer zu bekommen ist, weil es einen hohen Preis hat, der schwer zu befriedigen, zu zahlen ist, der nur durch viele Arbeit aufgewogen werden kann.* Indessen man sieht ohne Rec. Erinnern, dass hier die Begriffe von *theuer* und *kostbar* mit einander verwechselt sind. Der Begriff von *kostbar* beruht auf den vom Verf. angegebenen Merkmalen; aber nicht der von *theuer*. Der Begriff von *theuer* beruht lediglich in dem *Missverhältnisse des verglichenen Werths zweyer Dinge gegeneinander;* keinesweges aber in der grössern oder geringern Summe der Arbeit, welche zum Erwerb einer Sache überhaupt erforderlich ist. Dies letztere bezeichnet blos den Begriff von *kostbar*. Eine Sache kann *kostbar*, im Verhältniss gegen andere Dinge, mit denen es verglichen wird, aber dennoch wohlfeil seyn. Ein Gemählde das mehrere tausend Thaler kostet, weil sein Meister mehrere Jahre daran arbeitete, ist immer zwar bey weitem kostbarer als eine Sudeley für acht Groschen, die ihr Verfertiger in einem halben Tage zusammenpinselte; und dennoch kann jenes Gemählde bey weitem wohlfeiler seyn, als eine schlechte Schmiererey. — Etwas mehr, jedoch gleichfalls bey weitem nicht ausreichend, befriedigt die Arbeit des Verf. im *zweyten* Theile. Auch hier sind die Ursachen und die Folgen der Theurung ohne gehörige Sichtung so zusammengestellt, wie sie dem Verf. gerade eingefallen seyn mögen. Das beste in der ganzen Schrift sind die Bemerkungen S. 75. folg. *über die Freyheit des Getraidehandels*, und die überall *ziemlich vollständig angegebene Literatur*. Neue Ideen sucht man aber auch in dem bessern Theile der Schrift vergebens. Der Verf. beschränkt sich blos darauf, die Freyheit des Getraidehandels, aus dem längst bekannten Gründen seiner Vorganger hier nochmals als nützlich darzustellen.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

91. *Stück, den 17. Juli 1807.*

STAATSRECHT.

Beyträge zu einem allgemeinen Staatsrechte der Rheinischen Bundesstaaten, in funfzig Sätzen. Von *Joh. Niklaus Friedr. Brauer*, b. R. Dr., grossherzogl. Badischer (m) geheimen Rath (e). Karlsruhe, b. Müller. 1807. 8. VIII. u. 287 S. (1 Thlr.)

In der vor uns liegenden Schrift liefert der Verf. in *funfzig*, bald grössern, bald kleinern Abhandlungen einen Commentar über einzelne Stellen und Verordnungen der rheinischen Bundesakte, — unsers neuesten deutschen Staatsgrundgesetzes. Die Abhandlungen selbst beschränken sich blos auf das *innere* Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten: weil das äussere dem Verf. noch zu wenig jene Solidität zu haben schien, welche nöthig wäre, um auch nur mit einigem Grade von Selbstvertrauen, und mit einiger Hoffnung auf Nutzbarkeit Betrachtungen darüber anzustellen. Sie enthalten manche interessante Bemerkung, und *als Beyträge* zu einem allgemeinen Staatsrechte der rheinischen Bundesstaaten sind sie allerdings von Werth. Durchaus haben sie jedoch nicht die Erwartung befriedigt, mit der sie der Rec. in die Hand nahm. Unter den einzelnen Erläuterungen der Sanctionen der Bundesacte verdienen zwar insbesondere die Bemerkungen des Vf. Art. 17—21, *über die Vertheilung der Güter des deutschen Ordens* S. 27—45, dann zum Art. 25, *über die Vertheilung der ritterschaftlichen Besitzungen*, S. 52—72, ferner zum Art. 27, *über die aus dem Wesen der rheinisch. Conföderation hervorgehenden Veränderungen der mediatisirten Stände*, S. 101—111, *über den Umfang der den mediatisirten Ständen zustehenden Patronatrechte*, S. 149—153, *über die dem Souverain zustehenden Rechte in Bezug auf allgemeines Staats- und Kirchengut*, S. 177—185, dann zum Art. 28, *über die Strafausträge der mediatisirten Fürsten*, S. 208—211, desgleichen zum Art. 30, *über die Vertheilung der Regierungschulden der mediatisirten Stände*, S. 218—224, auch zum Art. 32, *über die Ruhegehalte der durch die Mediatisirung einzelner Lande ausser Thätigkeit gesetzten Staatsdiener*, S. 227—231, und zum Art. 36, *über die Verbindlichkeit der Bundesfürsten zur Haltung ihrer Contingente in Friedenszeiten*, S. 283—287, die Aufmerksamkeit jedes Staatsgelehrten, und in den Staaten des Bundes angestellten Geschäftsmannes. Allein ausserdem erfordern die vom Vf. aufgestellten Grundsätze noch manche Prüfung und manche Berichtigung, ehe man ihnen unbedingt Beyfall geben kann. Der Vf. erklärt in der Vorrede S. VII., dass er hier nicht als Staatsdiener, sondern *blos* als *sprachberechtigter Bürger der rechtsgelehrten Welt* auftrete; indessen Rec. glaubt an mehreren Orten Spuren zu finden, dass die Ansichten, die der Vf. als Diener eines rheinischen Bundesstaats über einige Punkte nach den Verhältnissen und dem Interesse dieses Staats haben musste, auch auf seine Ansichten, als Gelehrter betrachtet, Einfluss hatten, und dass seinen Behauptungen hie und da die erforderliche Unbefangenheit fehlt; wodurch denn seine Arbeit in mehreren Punkten eine Richtung erhalten hat, die es dem Rec. zur Pflicht macht, bey der Adoption und Anwendung der von ihm aufgestellten Grundsätze, die grösste Vorsicht zu empfehlen. Gerade bey der wichtigsten Materie, bey der Bestimmung der Gränzen der Souverainitätsrechte gegen die alten Unterthanen der neuen Souverains sowohl, als gegen die ihnen unterworfenen mediatisirten Stände oder, wie er sie nennt, *Standesherren*, ist diese Vorsicht am nöthigsten. Auf der einen Seite räumt hier der Verf. in Rücksicht auf einzelne Revenuenzweige den mediatisirten Ständen mehr Befugnisse ein, als ihnen nach der Natur der Sache wohl zugestanden werden können; z. B. *Zwangsnutzungen*, mit Einschluss des *Salzmonopols*, S. 183 ff. *Umgeld*, S. 158. u. *Abzug*, S. 172.; auf der andern Seite aber ist es ganz unverkennbar, dass der Vf. vorzüglich darauf ausgeht, die Rechte der Souveraine ausserdem so weit als möglich auszudehnen, und dass er in dieser Hinsicht die wechselseitigen Rechte der Souveraine der Bundesstaaten und der mediatisirten Stände sowohl, als der Unterthanen der dem rheinischen Bunde beygetretenen deutschen Landesherren nicht nach einem vollkommen gleichen Maase abmisst. — Unter mehreren Beweisen, die Rec. für diese Behauptung aufführen

Digitized by Google

könnte, will er hier nur die stringentsten ausheben. — Am auffallendsten zeigt sich diess in der *zweyten* Abhandlung, S. 7—18, wo der Verf. den Grundsatz aufstellt: *die Rechtsverhältnisse der Standesherren, Grundherren und übrigen Staatsunterthanen gegen die Staatsgewalt, so weit sie nicht durch den Bundesvertrag neu bestimmt, oder durch das Ideal eines Vernunftstaates als nothwendig gesetzt sind, unterliegen der Bestimmung des dermaligen Selbstherrschers;* — ein Grundsatz, in dessen Gemässheit „alle Rechte einzelner Staatsbürger, welche „in früheren Privilegien oder Verträgen des jetzigen „Souverains mit einer oder der andern Classe von „Staatsbürgern gegründet seyn möchten," für erloschen erklärt werden, weil — wie sich der Verf., S. 11. ausdrückt — „es bekannt genug sey, dass „nach dem Naturrechte sowohl, als nach dem ihm „treu nachgebildeten römischen, jene Veränderung „der Umstände jeden Vertrag auflöset, wodurch ent„weder der Hauptgrund des Vertrags aufhört, oder „wodurch die von beyden Theilen vor Augen ge„habte wesentliche Umstände in einem Stück sich „ändern, welches wenigstens einem von beyden „Theilen Beweggrund zu seiner Einwilligung in „den Vertrag ward." — Hätte der Vf. das Wesen und den Geist unserer neuesten deutschen Staatsumwälzung richtiger aufgefasst, als diess von ihm wirklich geschehen ist, so würde er über diesen Gegenstand wohl andere Grundsätze aufgestellt haben. Um die rechtlichen Folgen dieser Umwälzung mit völliger Klarheit überschauen, und die rechtlichen Verhältnisse unserer neuen Souveraine gegen ihre Bundesunterthanen mit völliger Zuverlässigkeit bestimmen zu können, mussten wohl vor allen Dingen die Fragen untersucht werden: *in welchem Verhältnisse standen die deutschen Landesherren, die sich durch die Errichtung des rheinischen Bundes, und den Beytritt dazu, unter dem Schutze Napoleons des Grossen, zu Souverains,* — oder wie sie der Vf. nennt, zu *Selbstherrschern — erhoben, in Bezug auf die Regierung ihrer Staaten, und ihre Regentenrechte und Regentenpflichten gegen Kaiser und Reich? waren die deutschen Territorien vor der Auflösung des Reichsverbandes als an sich selbstständige Staaten zu betrachten?* oder *muss man sie als solche Staaten ansehen, deren Regenten ihre Regierungsrechte blos der Existenz und der Fortdauer des deutschen Staatsverbandes zu verdanken hatten, dessen vornehmste Glieder sie waren?* Rec. will nicht entscheiden, ob nach den Grundsätzen unseres ehemaligen Reichsstaatsrechts, die zweyte oder die letztere Frage verneinet werden müsse. Nur so viel muss er bemerken, dass zur richtigen Bestimmung der Rechte, die unsere neuen Souverains durch die neue Umformung der Dinge erlangen konnten, eine Auffassung und Beantwortung jener Fragen durchaus unentbehrlich ist. Bejahet man die zweyte Frage und verneinet die dritte, so kann die neue Staatsform und die Auflösung des deutschen Reichsverbandes für die rechtlichen Verhältnisse zwischen den neuen Souverainen und ihren Landesunterthanen ganz und gar keine Folgen äussern. Durch die Staatsumwälzung wurde blos das *aussere* Verhältniss der zu Souverains erhobenen Landesherren verändert; auf die innere Verfassung der Territorien aber konnte sie durchaus keinen Einfluss haben. Die Staaten blieben dieselben, die sie vordem waren, und durch die ganze Umwälzung wurde weiter nichts bewirkt, als dass einzelne Staaten, welche bisher Theile des deutschen Staatskörpers bildeten, jetzt zu selbstständigen unabhängigen Staaten erhoben wurden, die in keinem Verbande mit Kaiser und Reich mehr standen, und also gegen diese keine Rechte und Pflichten mehr hatten. Bejaht man aber die dritte Frage und verneinet die zweyte, so erscheint die Sache in einem ganz andern Lichte. Die Staaten der Regenten, die dem Bunde beytraten, hörten durch diesen Beytritt und die dadurch herbeygeführte Auflösung des deutschen Staatsverbandes ganz auf, Staaten zu seyn; und beyde, Landesherren und Unterthanen, traten in einen natürlichen aussergesellschaftlichen Zustand zurück, der sie beyderseits von einander isolirte, und nicht blos auf Seiten des Landesherrn und nunmehrigen Souverains, sondern auch auf Seiten der Unterthanen alle aus dem bisherigen Staatsverbande entsprungene wechselseitige Rechte und Pflichten aufhob. — Indessen eine solche Ansicht des ehemaligen Verhältnisses der jetzigen rheinischen Bundesstaaten ist dem Geiste des ganzen Bundesvereins durchaus unangemessen. Aus der Bundesakte und aus dem vom Kaiser *Napoleon* am 11. Sept. d. v. J. an den *Fürst Primas* erlassenen merkwürdigen Schreiben geht klar hervor, dass man die Staaten der deutschen Stände, die dem Bunde beytraten, keinesweges für solche Staaten ansah, deren Existenz blos auf der Fortdauer des deutschen Reiches beruhete, sondern dass man sie unter die Kategorie der an sich selbstständigen Staaten aufnahm, auf deren innere Verfassung ihre Trennung oder ihr Verbleiben beym Reiche eben so wenig Einfluss haben könne, als die Auflösung oder die Fortexistenz des deutschen Staatsverbandes. Der Verf. geht daher offenbar zu weit, und stellt Behauptungen auf, die dem Geiste des rheinischen Bundes durchaus nicht entsprechen, sondern vielmehr mit diesem den schneidendsten Contrast bilden, wenn er in den rheinischen Bundesstaaten die Verhältnisse der Unterthanen gegen die Staatsgewalt, so weit sie nicht durch den Bundesvertrag neu bestimmt, oder durch das Ideal eines Vernunftstandes als nothwendig gesetzt sind, blos von der Bestimmung der dermahigen Souveraine für abhängig, und diese von der Verbindlichkeit zur Achtung der den Unterthanen nach der vormaligen Verfassung zustehenden Gerechtsame, und der einzelnen Classen von Unterthanen ehehin verliehenen Privilegien, ganz befreyt erklärt. Solche Grundsätze lassen sich nur rechtfertigen, wenn man die oben aufgestellte dritte Frage bejahen könnte. Allein dass bey ihrer Bejahung die neuen Souveraine bey weitem mehr verlie-

Digitized by Google

ren, als gewinnen würden, und dass diese Bejahung der erste Schritt zu einer völligen Anarchie und zur Auflösung des ganzen Bundesvereins seyn würde, bedarf wohl keiner Erinnerung. Weder in der Erhebung der Glieder des rheinischen Bundes zu Souverainen, noch sonst irgendwo liegt ein Grund, aus dem sich die vom Vf. angenommene Nichtverbindlichkeit der Grundgesetze der aus ehemaligen Reichslanden in souveraine rheinische Bundesstaaten umgeschaffenen deutschen Staaten rechtfertigen liesse, und am allerwenigsten ist der von ihm dafür aufgeführte zu einer solchen Rechtfertigung ausreichend. Die geschehene Umformung wird zwar in manchen Punkten, sowohl auf Seiten der Souveraine, als der Unterthanen, bedeutende Veränderungen nach sich ziehen; sie wird insbesondere in dem Finanzwesen, vorzüglich der kleinern dem Bunde beygetretenen Staaten, manches mit sich führen, was bey der alten Verfassung so leicht nicht erfolgen konnte. Allein so ganz vernichtet, wie der Vf. glaubt, ist dadurch die alte Verfassung der einzelnen Bundesstaaten keineswegs. Auch noch jetzt können unsere Souveraine, wenn sie anders gerecht handeln wollen, eben so wenig diesem oder jenem Stande seine in der Verfassung der einzelnen Territorien gegründete Vorrechte einigermassen entziehen, als sie es ehehin konnten; auch die neuere Verfassung gibt ihnen da, wo ehehin Landschaften concurrirten, keineswegs, wie der Vf. S. 18 glaubt, ein Recht, mit Beyseitesetzung der landschaftlichen Gerechtsamen, sich eine völlig unumschränkte Regierung da anzumassen, wo ehehin die Concurrenz der Landstände vorhanden war; gesetzt auch, es sollten keine politischen Gründe für die Beybehaltung der Landschaftlichen Corporum in den einzelnen Staaten vorhanden seyn, und das Beyspiel des mit dem Geiste des Bundesstifters gewiss vertrauten *Grossherzogs von Berg*, nicht darauf hindeuten, dass *Napoleon* in diesem Punkte jeder Neuerung bey weitem nicht so günstig sey, wie man hie und da glauben mag. — Eben so auffallend, als sich das Streben des Verfs., den Rechten der Souveraine die höchst möglichste Ausdehnung zu geben, bey dem bisher behandelten Gegenstande zeigt, zeigt es sich auch bey seiner Erläuterung des 27sten *Artikels* in der *Abhandlung* XXII. S. 121. Die hier enthaltene Sanction, dass die mediatisirten Stände in ihren Besitzungen *le droit de basse et moyenne jurisdiction en matière civile et criminelle* behalten sollen, versteht der Vf. von der blosen *Niedergerichtsbarkeit*, weil die Ausdrücke *basse et moyenne jurisdiction* nur aus der ehemahligen französischen Gerichtsverfassung erläutert werden könnten. Nach dieser aber sey unter *basse jurisdiction* nichts weiter zu verstehen, als „blose Gü„terstreitigkeiten, Rechtsstreitigkeiten der Gutsge„hörigen über Abgaben, Privatstreitigkeiten derse„ben, die nicht über sechszig alte Schillinge aus„machen, und Frevel, welche nicht über zehen „Schillinge Strafe verdienen, also das, was wir „*Dinghof*, *Hubgericht*, oder nach römischer Sprache „*jurisdictionem colonariam* nennen;“ die *moyenne jurisdiction* aber enthalte weiter nichts, als „alle bür„gerliche Gerichtsbarkeit in erster Instanz, mit Aus„nahme der sogenannten Königsfälle — wohin das „Erkenntniss über Staatsdomänen, über Staatsdiener, „über Adelsgut und über alles, wobey der Sou„verain mitbetheiligt ist, gerechnet ward; — ferner „die Strafsachen, welche nicht über 75 Schillinge „Strafe nach sich ziehen, in Voruntersuchung zu zie„hen, und nach vier und zwanzig Stunden an den „Hofgerichtsherrn abzuliefern, und von ihm den bis „auf die obige Nummer steigenden Antheil der ange„setzten Geldstrafen zu verlangen, und endlich die „Vormundschafts- und die Maas- und Gerichtspo„lizey.“ Diese Deutung aber vorausgesetzt, stellt der Vf. S. 121 den Grundsatz auf: *Die Standesherren haben kein durch die Bundesakte entschiedenes Recht auf eine peinliche Gerichtsbarkeit, oder auf eine doppelte Instanz, mithin auf eine Obergerichtsbarkeit; sondern die Verwilligung des Einen oder des Andern hängt von dem Obristhoheitlichen Gutbefinden ab; wohl aber haben sie ein Recht auf die Streitgerichtsbarkeit und auf die gemeine bürgerliche Strafgerichtsbarkeit über ihre eigene Diener und Angehörige, nicht aber die Landesfürstliche;* weshalb denn den mediatisirten Ständen am Ende S. 129 die Gerichtsbarkeit sowohl über geistliche Sachen, als auch über Staatsberechtigungen, und landesherrliche Diener im Standesgebiete, so wie auf alle jene Gefälle, die nur Kraft der Hochgerichtsbarkeit bezogen werden können, abgesprochen wird. — Rec. — der, wie er im Vorbeygehen erinnern muss, selbst Diener eines dem rheinischen Bunde beygetretenen souveränen Fürsten ist, und überhaupt bey der Erweiterung der Gerechtsamen der mediatisirten Stände durchaus kein Interesse hat — will mit dem Vf. keineswegs darüber rechten, ob die Deutung, die er den Ausdrücken *basse et moyenne jurisdiction* gegeben hat, der ehemaligen französ. Gerichts-Verfassung angemessen oder nicht angemessen sind. Indessen gestehen muss er, dass es ihm sehr unschicklich däucht, Sanctionen, die sich blos aus der deutschen Gerichts-Verfassung erläutern lassen, nach fremden Gesetzen interpretiren zu wollen, die die Verfasser der Bundesacte bey dieser Verordnung gewiss nicht vor dem Auge hatten. Rec. weiss bis jetzt nicht, ob der Concipient oder Redacteur der rheinischen Bundesacte ein deutscher oder ein französischer Geschäftsmann gewesen sey. Allein so viel glaubt er mit voller Zuversicht behaupten zu können, dass derselbe in den angeführten Ausdruck keineswegs den beschränkten Sinn gelegt habe, den der Verf. wahrhaft gezwungen in ihn hineinträgt. Wenn man die Verordnung des Art. 27. mit der gleich vorhergehenden Sanction des Art. 26. *Les droits de souveraineté sont ceux de législation, de jurisdiction suprême* u. s. w. zusammenhält, so ergiebt es sich klar, dass der Ausdruck *droit de basse et moyenne jurisdiction* nichts anders sagen solle, als: *die mediatisirten Stände sollen in ihren mediatisirten Landen die Gerichts-*

Digitized by Google

barkeit in der untern und mittlern Instanz sowohl in Civil- als Criminalfällen behalten. Eines Theils ist diese Deutung der deutschen Gerichtsverfassung, wo man zwar keine *niedere* und *mittlere Gerichtsbarkeit*, aber doch *niedere* und *mittlere Gerichte*, oder *untere* und *mittlere Instanzen* kennt, durchaus angemessen. Andern Theils aber würde der Ausdruck *suprème jurisdiction*, der im Art. 26. vorkommt, ausserdem gar keinen Sinn haben; denn mit den *Seigneurs de haute justice*, die nach der ehemaligen französ. Gerichtsverfassung in ihrem Bezirke, so weit er nicht einem Niedergerichtsherrn von ihnen verliehen war, die *bürgerliche* Gerichtsbarkeit in erster Instanz hatten, so weit jener Bezirk aber einem Niedergerichtsherrn unterworfen war, die zweyte oder Oberappellations-Instanz bildeten, und den *cours souveraines* (Königl. Obergerichtshöfen) untergeordnet waren, wird der Vf. unsere neuen Souveraine doch nicht gleich stellen wollen. Endlich aber liegt ein Hauptgrund, warum Rec. dem Vf. hier nicht beytreten kann, auch noch in dem Geiste der ganzen Bundesakte; nach dem, wie man überall deutlich sieht, von der vormaligen deutschen Verfassung so viel beybehalten werden sollte, als nach der Natur der Sache nur immer möglich war, so dass man selbst bey den Bestimmungen für die Form der Bundesverhandlungen, die auf den ehemaligen Reichstagen übliche Collegial-Verfassung zum Muster nahm. — Es ist wahrhaft traurig, wenn Männer, wie der Vf., darauf auszugehen scheinen, auch noch die letzten Ueberbleibsel unserer ehemaligen deutschen Selbstständigkeit dadurch zu vertilgen, dass sie jedem Institute, auch wenn es ursprünglich deutsch ist, jetzt mit eben dem Eifer eine französische Form zu geben suchen, wie man ehehin alle deutsche Rechtsinstitute nach römischen Formen modelte. — Schliesslich muss Rec. noch bemerken, dass auch die Schreibart des Verf. durchaus nicht empfohlen werden kann. Sie fällt hie und da ins Platte, und meist ist sie zu gesucht, und wird dadurch selbst mitunter unverständlich.

ASIATISCHE GESCH. U. LITERATUR.

Recherches asiatiques, ou Mémoires de la Société établie au Bengale pour faire des recherches sur l'histoire et les antiquités, les arts, les sciences et la littérature de l'Asie; traduits de l'Anglois par *A. Labaume:* revus et augmentés de notes, pour la partie orientale, philologique et historique, par M. *Langlès*, Membre de l'Institut, Conservateur des Manuscrits orientaux de la Bibliothèque impériale etc. et pour la partie des Sciences exactes et naturelles, par M. *Cuvier*, *Delambre*, *Lamarku* et *Olivier*, Membres de l'Institut etc. Tome premier. à Paris, de l'Impr. impér. An XIV. 1805. XCVII. 528. 31. S. in 4. 33 Kupfer. Tome second. 460. 84. S. 11 Kupf. (24 Thlr.)

Die Abhandlungen der 1784 zu Calcutta errichteten Gesellschaft, welche schon bis auf sieben Bände angewachsen und ausserhalb Englands, wo man die theure Originalausgabe von Calcutta dreymal, aber fehlerhaft nachgedruckt hat, noch zu wenig bekannt sind, verdienten eine solche Uebersetzung und Bearbeitung, die zugleich ihren Gebrauch weiter verbreitete und ihre Brauchbarkeit erhöhete. Sie sind in der That die reichste Sammlung von Untersuchungen, Beobachtungen und Thatsachen über Indien, die der Herausgeber allen bisher in Frankreich gesammelten Abhandlungen Indien und China betreffend, weit vorzieht. Freylich erfordern, vornemlich die historischen, philologischen und antiquarischen Abhandlungen eine strenge Prüfung, zu welcher auch die jetzt beygefügten Anmerkungen manchen Stoff darbieten können, so wie Kleukers Anmerkungen zu den deutsch übersetzten Abhandlungen von *Jones*. Die französische Uebersetzung, die mit Fleiss und Sorgfalt gemacht ist, hat Hr. Prof. Langlès ganz durchgesehen und auch in Ansehung der morgenländischen Ausdrücke berichtigt. Er hat aber auch die meisten ergänzenden Anmerkungen zu den geographischen, philologischen und historischen Aufsätzen hinzugefügt, und darin mehrere Auszüge aus morgenländischen Werken, wovon in der kais. Bibliothek sich Handschriften befinden, mitgetheilt; Hr. *Delambre* hat die astronomischen und physikalischen, und die übrigen drey auf dem Titel genannten Gelehrten, die naturhistorischen Abhandlungen mit Anmerkungen bereichert; die Kupfer sind von Hrn. *Ariceri* mit eben so vieler Treue und Sorgfalt aus der Originalausgabe copirt worden. Bey dem Abdruck ist die grösste Sorgfalt auf den richtigen Druck der vielen Wörter aus morgenländischen Sprachen gewandt worden, und der Director der kaiserlichen Druckerey, Hr. *Marcel*, hat ausdrücklich dazu zwey Arten bengalischer Schriftzeichen, unter Hrn. Langlès Aufsicht, verfertigen lassen, die ersten, die in Frankreich gemacht worden sind, und die den englischen nicht nachstehen.

Auf die Einleitung und die Rede des Präsidenten, *Jones*, über die Errichtung einer für Untersuchungen über Natur- und bürgerliche Geschichte, Alterthümer, Künste, Wissenschaften und Literatur Asiens bestimmten Societät, denen Hr. L. doch ein paar erläuternde Anmerkungen beygefügt hat, folgt T. I. S. XXV — XCVII. die allgemein wichtige *Dissertation sur l'orthographe des mots orientaux* écrits en lettres Romaines von Präs. Jones, deren Werth durch die vielen literarischen und philolog Bemerkungen von Hrn. L. sehr noch gewonnen hat. Manches, was J. nur angedeutet hatte, und eben daher

Digitized by Google

unverständlicher war, ist von ihm erläutert und verdeutlichet worden. Er glaubt, dass von allen jetzt in Indien für das Sanskrit und andere Landessprachen gebräuchlichen Schriftzügen das Dêvanâgary das älteste sey, und widerspricht des Paulinus a St. Bartholomaeo Meynung, welcher das Grantha oder heutige Malabarische für älter hielt, nicht ohne wahrscheinliche Gründe. Die Braminen selbst bedienen sich öfter der Bengalischen Schrift als des Devanagary beym Sanskrit, und so eben mussten es die Herausgeber der As. Researches beym ersten Bande machen. Hr. L. hat vornemlich über die Aussprache sowohl der indischen, als der arabischen und persischen Buchstaben noch mehrere Bemerkungen. Ueber ein Bruchstück angeblich in der Zendsprache, das Jones mittheilt, wird die Erinnerung des Anquetil du Perron angeführt, dass es nicht Zend, sondern Parsi, sey, ohne über diese Behauptung zu entscheiden. Unter den eigentlichen Societätsabhandlungen machen den Anfang des Obersten *Thomas D. Pearse* astronom. Beobachtungen im Fort William und zwischen Madras und Calcutta 1774—1780 angestellt. Hr. *Delambre* hat S. 58. ff. eine Bemerkung über die vom Verf. gelieferte Tafel der Breiten beygefügt, die einige Rechnungsfehler berichtigt. Dann folgen: S. 62. Concession royale d'un territoire, gravée sur une planche de cuivre, datée de l'an 25. avant J. C. et découverte parmi les ruines de Monguyr (einer alten und grossen Stadt auf der Grenze Bengalens, etwa 300 engl. Meilen von Calcutta,) traduite de l'original sanskrit par *Ch. Wilkins* en 1781. (Die Sanskrit-Namen sind geschrieben, wie man sie in Bengalen ausspricht, aber im folgenden Stück hat der Uebersetzer die elegantere Aussprache der Varanên und von Kaschmir adoptirt. Aus dem Ayîn Akbery ist eine Beschreibung des Djemmoûdyp (d. i. des bewohnbaren Theils der Erde nach der hindostan. Vorstellung) v. L. mitgetheilt. S. 73. Inscription d'une colonne, qui se voit près de Bouddal (einer kleinen Stadt in Bengalens nördlichem Theil) trad. du sanskrit par *Ch. Wilkins*. Eine Note, die eines indischen Gelehrten Bericht über die Verschiedenheit der Râmâyanas (indischer Gedichte) in der Sanskrit, Tamul. und Hindu-Sprache enthält, ist S. 81. mit kritischen und literar. Zusätzen von L. begleitet. S. 83. *Jones* Bemerkungen über die beyden vorhergehenden Stücke, sind nicht mit neuen Anmerkungen versehen. S. 87. Détails sur les sculptures et les ruines de *Mâvalipouram*, ville située a quelques milles au nord de Sadras (etwa 14 franz. Lieues von Pondichery) et connue des Marins sous le nom des Sept-Pagodes, par *Wm. Chambers*. Hr. L. fügt in einer Note S. 93. ff. die Beschreibungen, welche Paulinus a S. Bartholomaeo, und Daniell, bey welchem der Ort Mauveleporam und Mahabalipore heisst, geben, bey. Mit Recht bestreitet L. S. 113. die vom Verf. versuchte Herleitung der Religion Siams aus Ceylon. S. 115. Idées relatives au frottement en mécanique par M. *Reuben Burrow*. Ohne Zusätze. S. 137. ff. Auszug eines Briefs von Sam. Turner (der in Tibet als Gesandter war) an den Gen. Gouverneur, und Erzählung von seiner Unterredung mit dem Tischu-Lama, dem Regenten von Tibet in dem Kloster Terpaling, zu Ende des Jahrs 1784. Beyde Stücke sind schon in einer 1796 von Billecocq und Parraud herausgegebenen kleinen Sammlung von Aufsätzen über Tibet gedruckt. Hr. L. erzählt noch die Veranlassung zu den Gesandschaften von Bogle 1774 und von Turner nach Tibet, erklärt die Namen Lama, Talaï-Lama, und Tischu Lama. Dem S. 148. ff. übersetzten Bericht Turners von seiner Reise nach Tibet hat er S. 160. noch die Reiseroute des Tischu Lama von Lhassa nach Peking aus dem Oriental Repertory beygefügt, und mehrere, auch deutsche, Aufsätze Tibet betreffend, angezeigt. S. 162. Sur les dieux de la Grèce, de l'Italie et de l'Inde, Dissertation composée en 1784 et revue depuis par le Président (Jones). Hier nöthigte die Menge der beyzufugenden Anmerkungen den Hrn. L., sie am Ende anzuhängen. S. 214. ff. Sie betreffen das indische Religionssystem überhaupt, die Purana's (aus einem ist ein Stück übersetzt S. 228., (einzelne Gottheiten, Worte, literar. Nachrichten, weniger das ganze Hypothesen-Gebäude von Jones, das Hr. L. durch seine Vergleichung der Mythen von Bakchus S. 277. ff. noch vermehrt. Von Hamilton sind einige Noten eingerückt.) S. 330. *Description d'une caverne* située près de Gayâ; par *John Herb. Harington*, Esq. Ein Brief von Wilkins und die Uebersetzung einer alten Inschrift im Sankrit ist beygefügt. Manche eigenthümliche Namen, worüber Wilkins nichts gesagt hat, war auch Hr. L. nicht im Stande zu erklären. S. 308. *Inscription en langue sanskrite*, gravée sur une pierre à Boud-dha-Gaya, copiée en 1785 par M. *Wilmot*, et traduite en anglois. Par *Charles Wilkins*, Ecuyer. Ueber das *Sraddha*, d. i. das Opfer, welches den Pitri-Dêva, den Manen der Vorfahren, gebracht wird, existiren in der Nationalbibl. zu Paris mehrere Handschriften, die sich darauf beziehen, nach einer Anm. des Hrn. L—s. — S. 313. Eines Ungenannten *Observations sur les Syk'hs et leur collége* (welches in einer der engen Strassen der Stadt *Patnah* liegt) von Wilkins mitgetheilt. Der engl. Text nennt sie Seek. Hr. L's hat im 3ten Th. seiner Uebersetzung von *Ge. Forsters* Reise aus Bengalen nach St. Petersburg von dieser mächtigen und wenig bekannten Nation des nördlichen Indiens, die von den Anbetern des Brahm und den Mohamedanern verschieden ist, einen genauen histor. Abriss S. 1—86. geliefert. Er nannte sie damals *Seykes*. Aber genauere Untersuchungen (deren Resultat in einer Note S. 317. mitgetheilt ist) haben ihn belehrt, dass der Name ausgesprochen *Syk*, und geschrieben werden müsse *Syk'h*. Dieser Name, eigentlich der Imperatif des ind. Worts syk'hna, *lerne*, bedeutet einen Schüler, einen Studirenden, im Gegensatz des *Gourou*, welches ind. Wort einen Priester, einen Lehrer, Meister, bedeutet. Jeder Hindu hat seinen Gouru, dem er seine Ehrfurcht bezeigt. S. 319. Auszug eines Briefs vom Ritter *Francis Fowke*, enthaltend die Beschreibung und Abbildung eines musikal. Instruments

Digitized by Google

der Indier, des *Bin* (einer Art von Guitarre). S. 324. *Description du Mahwah* (oder vielmehr Madhouca, im sansk.) par le Lieut. Charles Hamilton. Dieser eben so sonderbare als nützliche Baum, wächst in der Provinz Behar und umliegenden Gegend, und gehört zu der polyandr. monog. Linn. Herr *Seignette* hat in einer Note S. 332. ff. die abweichenden Beschreibungen der Madhuca oder Bassia bey Gmelin, Willdenow, Jussieu, u. a. zusammengestellt. S. 355. De la manière de distiller en usage a Tschatra dans le Ramgar (vielmehr Tschittra, einer kleinen Stadt des Ramgar, eines mittägl. Cantons von Béhàr) et peut-être dans les autres provinces, seulement avec de légères différences, par *Archibald Keir*, Ecuyer. (Mit wenigen Anmerkungen begleitet). S. 346 Méthode pour calculer les Parallaxes de la Lune en latitude et en longitude par Mr. *Reuben Burrow*. Die Bemerkungen des Hrn. *Delambre* über diesen Aufsatz folgen S. 352. abgesondert. Er erinnert überhaupt, dass die Regeln, welche der Verf. gibt, etwas complicirt sind, und dass doch mehrere Falle, die vorkommen können, von ihm sind vergessen worden. S. 355. Desselben *Burrow Observations sur les horizons artificiels* haben keine weitern Erläuterungen bedurft. Eben so hat desselben *Demonstration* d'un Théorème relatif aux intersections des courbes keine Zusätze erhalten. S. 316. *Procédé pour faire l'Aether*, ou huile essentielle de roses, par le Lieut. colonel *Polier*. In einer kleinen (in 18. gedruckten) Abh. hat Hr. Langlès schon dargethan, dass die Rosenessenz im Jahr 1612 am Hofe des Grossmogul Dschihanghir entweder durch seine Gemalin Mher ül-Niçà, oder durch deren Mutter, erfunden worden sey. S. 364. Sur l'or de Limong, par M. *Macdonald*. Die Landschaft Limong, auf der Insel Sumatra, erzeugt den schönsten Goldstaub und das schönste Gold der ganzen Insel. In einer Note S. 366. f. bemerkt Hr. L., dass der Verf. sich irre, wenn er glaubt, dass der Name *Ophir* in der Malayischen Sprache existire. Europäer, nicht Eingeborne, haben erst in neuen Zeiten einem Gebürge auf Sumatra, so wie einem andern auf Malacca den Namen *Ophir* gegeben. Hr. L. glaubt übrigens mit *Gossellin*, dass das alte *Ophir* in Jemen, 15 franz. Meilen vom Meer, unter dem Namen *Dofßir*, der Hauptstadt von Béhàd Hàdjé existire. S. 368. *Sur la litérature des Hindous*; Mémoire traduit du sanskrit, communiqué par *Goverdhan Kal*, avec un court Commentaire. Hr. L. hat seine zahlreichen und wichtigen Anmerkungen auf die Abhandlung S. 382. ff. folgen lassen, und darin gleich zu Anfang aus dem Ayïn Akbery ein wichtiges Bruchstück die wissenschaftlichen und religiösen Schriften der Indier angehend, mitgetheilt. Die Nationalbibliothek besitzt seit 1735 die vier Vedàs (Veydes, Beydes) in Talinga-Schrift. Im britt. Museum ist eine vollständige und prächtige Abschrift, in Dèvanagàry Schrift, 11 Bände in folio stark, vom Obersten Polier niedergelegt worden. Dadurch, glaubt Hr. L., werde die seltsame Behauptung des P. Paulinus, dass die Veda weder ein wirkliches Buch, noch ein heiliger Text sind, hinlänglich widerlegt. Aus dem Ayïn Akbery sind noch mehrere Nachrichten ertheilt von gewissen Lehrsystemen und ihren Urhebern, von einigen Werken (der Name Oupnek'hat, unter welchem Titel Anquetil ein Werk bekannt gemacht hat, gibt weder im Sanskrit noch im persischen einen Sinn, er ist verderbt aus *Oupanichada* (d. i. Auszug der Veda) — das Werk selbst ist, wie man auch hier erfährt, sehr interpolirt und verändert), von einigen merkwürdigen Personen (z. B. dem *Mahàbàd*, dem Stifter einer persischen Dynastie die vor den Pischdadiern hergeht, S. 404., dem Menu, einem alten Gesetzgeber der Indier, dessen Name freylich an den Minos erinnert, S. 398. Das *Dherma-sàstra* (oder Codex der heiligen Gesetzgebung führt auch den Namen *Smrìti*. In der Nationalbibl. zu Paris sind nur Stucke davon befindlich. S. 405. f. Das *Agama*, oder Siddhànta agamà (das, was aus dem Munde des Siva gegangen ist) ist eine von den zwey schriftlichen Bibeln der Indier, und hat dieselbe Autorität, wie die Veda (die mündliche Bibel der Indier — die vier Veda's sollen aus den vier Münden des Brahma ausgegangen seyn, S. 407.) Von den Werken des A'lâmy cheyk Aboul-fazel, des schönsten Schriftstellers von Indien, der zugleich und mit gleichem Erfolg das Amt des ersten Vezyr's und Historiographen des Grossmogul Akbar verwaltete, handelt L. S. 408. ff. Das vornehmste darunter ist seine Geschichte des Grossmoguls Dschelaleddin Mohamed Akbar (Akbar nàmèh, in drey Bänden. Er kam durch Meuchelmord ein Jahr vor dem Tode des Akbar um, und Hr. L. beweiset aus einer Stelle einer Schrift des Dschihanghir, des Sohns und Nachfolgers von Akbar, die er anführt, dass er auf dessen Anstiften ermordet worden sey. Die Nachrichten, die Jones von den Purana's gegeben, macht Hr. L. S. 418. ff. durch Anführung einiger von ihm übergangenen vollständiger, so wie er auch dessen Angabe der indischen Gesetzgeber oder Gesetzcompilatoren aus Colebrooke's Vorrede zu der übersetzten Sammlung der hindost. Gesetze, S. 421. ff. ergänzt. Sieben Kaby's (poëtische Werke) werden S. 427. genau beschrieben. Auch über den Amarasinha und sein Wörterbuch gibt Hr. L. andere Belehrungen als der P. Paulinus. Das Wörterbuch heisst eigentlich Amaranosa, d. i. Schatz des *Amara*, und diess war ein gelehrter Hindu, Rath eines Radschah; sein ganzer Name war *Amara-singha* (d. i. unsterblicher Löwe). S. 434. *Don d'un Territoire* en l'an de J. C. 1018, traduit litéralement du Sanskrit, d'après l'explication du Pandit Râmalòtchan, communiqué par le Général *Carnac*. Man fand die sechs kupfernen Tafeln, indem man den Grund zu neuen Werken beym Fort Tanna, dem Hauptplatz der Insel Salsette, legte. S. 443. *Observations sur la ville de Tagara*, par le client. *Francis Wilford*. Dieser Ort wurde zu den Zeiten des ägypt. Königs Ptolemäus Philadelphus, der einen Gesandten Dionysius in die mittäglichen Theile Indiens schickte, den Griechen bekannt. Die gewöhnliche latein. Uebersetzung einer Stelle in Arrians Periplus, die davon

Digitized by

handelt, wird berichtigt. Die Stadt Tagara lag ungefähr zehn Tagereisen vom heutigen Pultanah entfernt, welches nach Pennant unter 76° 2′ östl. Länge von Greenwich, 19° 5′ Breite liegt. Wilford glaubt, es sey Déoghir (oder, wie es nach Hrn. L. gelesen werden soll, Déogor), ein sehr alter und berühmter Ort wegen der Pagode von Ellora, jetzt Daulét-âbâd genannt. Noch mehrere geograph. Angaben und Namen bey Arrianus und Ptolemäus werden von Hrn. L. erläutert, so wie auch über das Baiδava (Pattan) die Residenz eines indischen Fürsten, die Lesarten einiger Handschriften der Nat. Bibliothek angeführt sind. Auch die fernern Schicksale von Tagara, so wie von dem in Hidostan wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften berühmten Fürst Vikramâdityia (mächtig wie die Sonne), der 56 Jahre vor der christl. Zeitrechnung gestorben seyn soll, erhalten mehrere Aufklärung. S. 456. Sur le *Pangolin* de Béhâr, par *Matthieu, Leslie*, Ecuyer. Büffon hat dies sonderbare Thier unter jenem Namen beschrieben (eigentlich Panggoeling in der Sprache von Javan.) Der einheimische Name ist Badjârkit (in Sanskrit *Vadjra-kita.*) Ein paar Noten von Cuvier und Langlès sind der Abhandlung beygefugt. S. 459. Inscriptions gravées sur la canne de Féyrouz-Châh, (eines moslemischen Fürsten, der zu Delhy 1351 — 1388 regierte, und als Freund der Wissenschaften und Künste geachtet wurde) traduites du sanskrit, d'après l'explication de Radhacanta Sarman. S. 463. Conversation avec Abram, Abyssin, concernant la ville de Gondar et les sources du Nil, par le Président. Zur Erläuterung sind von Hrn. L. die Nachrichten bey Bernier, Bruce, Ludolf u. a. benutzt. Jones hat selbst das Bruchstück eines gewissen Abyssiniers, Gregorius, aus Ludolfs Historia aethiopica, aber mit einigen Abänderungen eingerückt. Hr. L. hat das neu hinzugekommene mit anderer Schrift drucken lassen, um es von dem Texte Gregors zu unterscheiden. Denn manche von diesen Einschaltungen sind von der Art, dass man ihre Quelle und Autorität wohl zu wissen wünschte. S. 471. De l'Ordalie chez les Hindous par A'ly Ibrahim Khân, principal Magistrat de Bénâres, Mémoire communiqué par *Warren Hastings.* Divya heisst im Sanskrit, parikcha oder parykhiâ in der Sprache Bhascha, kasem im arab., saukend im persischen nicht nur der Eid, sondern auch die Berufung auf die unmittelbare Dazwischenkunft der göttlichen Macht, oder das Gottesurtheil. Der Verf. führt neun Arten davon auf, und beschreibt die Cerimonien dabey, und Hr. L. erklärt manche Worte, berichtigt auch eine Lesart. S. 484. ist das Indische Gesetz, die Ordalien betreffend, aus dem Yâguyawelkya wörtlich übersetzt. S. 487. des Präsidenten zweyte Jahresrede, am 24. Febr. 1785 gehalten. Einige Andeutungen des Präsidenten sind von Hrn. L. weiter ausgeführt, und die Erfullung einiger Wünsche desselben angezeigt. S. 497. Dritte Jahresrede desselben am 2. Febr. 1786 gehalten. Da diese mehrere philologische und historische Gegenstände, die Ableitung und Vergleichung einiger Worte in verschiedenen Sprachen u. s. f. enthält, so fand Hr. L. hier auch Veranlassung zu manchen schätzbaren Noten. Gleich zu Anfang stellt er dem Urtheile von Jones über *Jac. Bryant's* Analysis of the ancient mythology Richardson's Beurtheilung und den zwischen beyden darüber entstandenen Streit entgegen. Der Ursprung und die Bedeutung des Namens *Potyid* oder *Vot-Jid*, den Tibet bey den Eingebornen führt, ist noch nicht sicher bekannt, aber, sagt Hr. L., man erkennt darin leicht den Namen des Buddha, oder Wodin und Odin. In einer frühern Note (S. 401.) widerspricht er der Meynung eines neuern hindost. Autors, dass man den *Buddha* und *Budha* nicht verwechseln und die Buddhas oder Budhisten für älter als die Bramanen halten dürfe. Buddha und Budha sey der Aussprache und Schreibart nach verschieden; jenes bedeute die *Menschwerdung des Vischnu*, welches der Gott der Häretiker wurde, diess den Planet Mercur. Hr. L. behauptet dagegen, dass Buddha derselbe ist mit dem Thot der Aegyptier, dem Hermes der Griechen, dem Mercur der Europäer, dem Wodan der gothischen Nationen, ein Gesetzgeber älter als Brahmah. Vergl. S. 512. Von einer langen Stelle des Dionysius Periegeta, die Jones nach der Uebersetzung von Bryant anführt, gibt Hr. L. die altfranzösische Uebersetzung von Benigne Saumaise, wovon die 1597 gedruckte Ausgabe sehr selten geworden ist. Aus der Sanskrit-Sprache (eigentlich sanskrita, von san Vollendung, und skrita geendigt) woraus alle Dialekte vom persischen Meerbusen bis an die Meere von China ihren Ursprung genommen haben, ist insbesondere das Hindostanische entstanden, die moslemischen Eroberer mischten ihm persische und arabische Worte bey, und so entstand eine neue Sprache, das Maurische genannt, wozu man persische Buchstaben brauchte, und das heutzutage einen solchen Grad von Vollkommenheit erhalten hat, dass mehrere indische Schriftsteller sich desselben zu ihren Werken bedient haben. Die grosse Aehnlichkeit der alten indischen Schriftzeichen mit den abyssinischen, hat Hrn. L. schon in seinen Erläuterungen von Nordens Reise Th. III. zur Aufstellung der Hypothese von dem abyssinischen Ursprung der Civilisation und Wissenschaften Indiens veranlasst. Er will sie noch zu anderer Zeit weitläufiger ausführen. Wir übergehen noch manche andere Anmerkungen, die zum Theil auch bekannte Sachen enthalten. S. 520. *Corrections de la Méthode lunaire de trouver la longitude* par M. *Reuben Burrow.* S. 523. Zahlreiche Verbesserungen und Zusätze zu Hrn. Langlès Noten. Im Anhang ist des Obersten Pearse meteorologisches Tagebuch vom 1. März 1785 — 28. Febr. 1786 mitgetheilt, und den Beschluss macht das Verzeichniss der damaligen Mitglieder der asiatischen Societät. Vom zweyten Bande wird die Anzeige nächstens folgen.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Der Soldat als Beystand der Polizei, oder *Anleitung zur Kenntniss der Garnisonpolizei.* Nebst

Digitized by Google

einem Anhange *über Organisation und Pflichten der Bürger-Garden, Bürger-Wachen, oder National-Garden.* Für junge Militärs, und für solche, die mit der besondern Garnisonpolizei, besonders in Kriegszeiten, unbekannt sind. Zweyte mit einem Anhange vermehrte Auflage. *Berlin, bey den Gebrüdern Gädicke.* 1807. 8. XIV. und 281 Seiten. (1 Thlr.)

Die hier angezeigte Schrift, deren erste, nach der eigenen Angabe des Verf. *bis auf den neu hinzugekommenen Anhang*, (S. 244 — 281.) hier unverändert wieder abgedruckte, Auflage dem Rec. nicht zu Gesichte gekommen ist, enthält in zwey Abtheilungen 1) *einige allgemeine Bemerkungen über Polizei überhaupt, und über Militärpolizei insbesondere*, und 2) *einige besondere Verhaltungsregeln für das Militär, bey den einzelnen Fällen, wo es die Polizei zu unterstützen hat.* Der ungenannte Verf. scheint ein preussischer Offizier zu seyn, der zwar die Pflichten des Militärs im Bezug auf Unterstützung der Polizei ganz gut kennt, dessen Arbeit in wissenschaftlicher Hinsicht jedoch keiner sonderlichen Aufmerksamkeit werth ist. Für den jungen ganz ununterrichteten Offizier mögen seine Instructionen zwar nicht ganz ohne Nutzen seyn; allein jeder andere nur einigermassen mit den Regeln des Dienstes bekannte militärische Befehlshaber kann sie ohne Nachtheil entbehren; und selbst der junge Offizier wird durch die ermüdende Weitschweifigkeit des Vortrags abgeschreckt werden; der Verf. hätte ohne allen Schaden seine Schrift um wenigstens zwey Drittheile abkürzen können. — Was von der hier wieder abgedruckten Hauptschrift gilt, gilt übrigens auch von dem *neuen Anhange.*

PSYCHOLOGIE.

Versuch psychologischer Charakteristiken des Menschen, in seinen verschiedenen Lebensperioden, verschiedenen Nationen und Stände; von J. A. Eisenmann, Erzieher des jungen Grafen von Bochholz. *Erstes Bändchen. Münster, b. Peter Waldeck*, 1807. XVI. und 198 Seiten in 8. (16 gr.)

Wahrscheinlich das Werk eines angehenden Schriftstellers, nicht ohne Fleiss und psychologische Vorkenntnisse abgefasst, aber auch weder tief eindringend oder philosopisch umfassend, noch in den gegebenen Ansichten neu oder originell. In neun Capiteln ist zuerst von dem Menschen im Kindes-, Knaben-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, dann von dem männlichen und weiblichen Geschlechte, zuletzt von der deutschen, englischen und französischen Nation gehandelt. Der Hr. Vf. hat seine Bemerkungen nach gewöhnlichen psychologisch-moralischen Hauptbegriffen geordnet, bey welchen nur, weil es ihnen an Tiefe fehlt, unbefriedigende Ansichten und Erklärungen, so wie auch anscheinende Widersprüche, nicht immer vermieden werden konnten. Der Hr. Vf. vergleiche z. B. Seite 133. oben mit S. 124. Hin und wieder erkennt man das Studium des Fichte'schen Naturrechts zu sehr, Seite 93. fgg. sogar an einigen wörtlich aufgenommenen Sätzen. Manche Bemerkungen sind etwas unüberlegt niedergeschrieben, z. B. Seite 118.: „der Mann hat als Greis Wurde, „und erregt Ehrfurcht. Wenn das alte Weib ein „Gegenstand der Geringschätzung, oder gar ein „Gegenstand des Lachens (!) ist; so nöthigt uns „der Greis Hochachtung ab. In ihm wohnt die „Weisheit; (!) u. s. w." Eben so, was Seite 93., ohne hinlängliche eigene Kenntniss der Sache, über die Liebe im weiblichen Charakter gesagt ist. Die Anmerkung S. 99.: „In der deutschen Sprache ist „alles, was den Begriff der Stärke, der Lebhaftigkeit, der Wirkung und der Thätigkeit enthält, „von männlichem Geschlechte," widerlegt sich, komisch genug, schon durch die in der angeblichen Regel vorkommenden Substantiva selbst. Als Beyspiel von incorrectem Ausdrucke und Denken zugleich kann (ausser dem Titel, wo entweder das Komma nach *Menschen* wegfallen, oder gesetzt werden muss: *verschiedenen Nationen und Ständen,*) noch der Anfang der Vorrede dienen: „Der Mensch bringt schon gewisse Naturanlagen mit auf die Welt. Diese *bezeichnen sein Naturell.* Die Erziehung, welche er geniesst; die sinnlichen Eindrücke, unter welchen er steht, und das Vermögen der Selbstthätigkeit, durch welche der Gebrauch seiner Kräfte bestimmt wird, *machen* eigentlich *seine Sinnes- und Denkungsart aus.*" u. s. w. Einzelne Ausdrücke, wie: ungeschoren lassen, frequente Erscheinung, verpichtet auf sein Vaterland u. dergl. würde der Hr. Verf. bey nochmaliger Durchsicht seiner Arbeit vor dem Drucke gewiss selbst weggestrichen haben. Die versprochene Fortsetzung des Buches wird übrigens, wenn sie von den angezeigten Mängeln frey gehalten wird, sich nicht unangenehm und ohne Nutzen lesen lassen.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

92. Stück, den 19. Juli 1807.

OEKONOMIE.

Anleitung zum landwirthschaftlichen Handel, oder über den mancherley Gebrauch, Aufbewahrung und Handel ökonomischer und andrer Produkte der Erde, für Land- und Stadtwirthe, von *C. C. A. Neuenhahn. Erster Band. Erfurt, bey A. E. Keyser.* 1806. gr. 8. XXVIII. S. Vorr. u. Einleit. 822 S. Text. (2 Thlr. 12 gr.)

Rec. hat noch nie ein Buch gefunden, dessen Inhalt seinem Titel so wenig entspräche, als das gegenwärtige. Wer suchte wohl unter dem Titel: Anleitung zum landwirthschaftlichen Handel im Natur- und Haushaltungs-Lexicon von vier starken Bänden? Denn weiter ist dies ganze Buch nichts; und aus vier Bänden soll es, jedoch vorerst nur *hoffentlich*, bestehen. Hr. Hofrath Beckmann hatte nemlich schon in der ältesten, und selbst noch in der neuesten Auflage seiner Grundsätze der deutschen Landwirthschaft eine Anleitung zum landwirthschaftlichen Handel vermisst; worunter er einen systematischen Unterricht in der Wissenschaft, wie der Landwirth seine erzeugten Produkte am vortheilhaftesten absetzen, und die zu seiner Wirthschaft nothwendigen Bedürfnisse am vortheilhaftesten einkaufen könne, verstand, und auch nur verstehen konnte: eine Wissenschaft, die aus mannichfaltigen Quellen zu schöpfen hat, und vorzüglich mit der zweckmässigsten Einrichtung des landwirthschaftlichen Rechnungswesens innig verbunden ist. Ein Herr von Rettberg kündigte zwar darauf, (Rec. weiss indess nicht, ob gerade auf Veranlassung dieser Aeusserung des Hrn. Hofraths Beckmann, oder nicht) im Leipz. Intellig. Bl. 1780 einen Unterricht zur vortheilhaften und vernünftigen Führung des landwirthschaftlichen Handels in zwey Theilen zu 1 Thlr. 8 gr. Subscription an; allein höchst wahrscheinlich ist dies Buch nicht erschienen, wenigstens hat Rec. nie etwas weiter davon erfahren können. Vor einigen Jahren liess alsdann Hr. von Bose den 5ten Band seines Handbuchs der Landwirthschaft unter dem Titel: Uebersicht der praktischen Betreibung der landwirthschaftlichen Handelszweige, Leipzig, 1801. 8. besonders ausgeben; allein er handelt darin blos die technisch-ökonomischen Nebengeschäfte ab, und so wichtig diese für den landwirthschaftlichen Handel auch sind, so wenig machen sie doch denselben allein aus.

Herr Neuenhahn, durch mehrere gute ökonomische und Gartenschriften vortheilhaft bekannt, glaubte also diese Lücken in der ökonomischen Literatur mit Recht noch ganz leer, und meynte am besten sie dadurch auszufüllen, dass er gegenwärtiges Werk, nach dem in der Vorrede und Einleitung vorgelegten Plane ausarbeitete: *nach welchem er nemlich von allen nur möglichen deutschen, oder in Deutschland zu naturalisirenden Naturprodukten, alle mögliche Benutzungsarten, auch sogar die medicinische, (jedoch mit Ausschluss alles dessen, was ihre Gewinnung selbst anlangt,) hier anzugeben, und deshalb diese Gegenstände selbst in alphabetischer Ordnung aufzuführen gesonnen ist.* Er versteht nemlich unter *landwirthschaftlichem Handel* nach S. XI. *Einleitung* nichts anders: als die Wissenschaft, alle Werke der Natur aufs bestmöglichste zu benutzen.

Rec. kann sich unmöglich hier damit abgeben, diesen Begriff vom landwirthschaftlichen Handel zu widerlegen; der denn so freylich, wie Jedermann sogleich einsieht, nothwendig die ganze Haushaltungskunst, die Kochkunst, ja eigentlich auch die ganze Technologie in sich schliesset, und umfasset. Der Hr. Vf. mag es verantworten, wie er dem landwirthschaftlichen Handel einen solchen Begriff unterlegen kann. Dass er aber Hrn. Hofr. Beckmanns Idee damit nicht getroffen hat, darauf kann er sich verlassen.

Rec. begnügt sich daher, das Publikum nur mit dem Geiste und Wesen dieses Buches auf diese Weise bekannt zu machen, und kann und will überhaupt hier kein weiteres Urtheil über dasselbe fällen; allein nachfolgende allgemeine Bemerkungen muss er hier noch darüber beyfügen: dass nämlich oftmals gar zu viel, und zwar gutes und schlechtes untereinander, über die gewählten Gegenstände in diesem Buche, überall her zusammen getragen ist; dass manche

Digitized by Google

Artikel gar nicht, auch nicht dem Plane des Verf. nach, herein gehören, als z. B. die Artikel: *Ackerbau*, *Aehrenlesen*, *Barometer*, *Brache etc.* dass insbesondere auch die (sonst sehr schätzbare) viele Seiten einnehmende Anzeige der monatlichen Mittelpreise, die der Brandwtein in den Jahren 1755 — 1805 zu Nordhausen gehabt hat, gar nicht hieher gehört, (deren Einschaltung sich nur daraus *begreifen* lässt, dass der Hr. Verf. die Brandtweinbrennerey zu seinem Hauptfache gemacht hat) dass es sehr Unrecht ist, wenn der Hr. Verf. eine ganze Stelle aus Hrn. Hofrath Beckmanns Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft wörtlich abschreibt, ohne diess anzuzeigen, wie S. XXVI. mit der Stelle: Einige Landwirthe etc. geschehen ist, die wörtlich aus S. 62. 63. jenes Buches abgeschrieben ist; endlich bemerkt Rec. noch, dass die vom Hrn. Verf. gelieferte Einleitung keineswegs vollständige allgemeine Grundsätze über den landwirthschaftlichen Handel enthält, die man doch allerwenigstens hier zu erwarten berechtiget gewesen wäre, da das ganze übrige Werk so ganz und gar aus den Grenzen desselben heraus tritt.

Anstatt also ein Buch zu erhalten, welches uns ganz fehlt, haben wir mit diesem Werke ein neues und allerdings recht gutes ökonomisches und Haushaltungs-Lexicon erhalten, woran es uns indess *gar nicht fehlt:* und doch wird dies Werk gegen 10 — 12 Thlr. kosten. Dieser Preis wird die Verbreitung dieses Buchs unter den Landwirthen sehr hindern, und dadurch werden diese auch den in der That nützlichen Unterricht einbüssen, welchen sie aus demselben über die Anwendung und Benutzung so mancher sonst vergessenen, oder unbekannt gebliebenen Naturgegenstände ziehen könnten, die, wie Rec. dies Verdienst dem Hrn. Verf. gar nicht abläugnen will, hier ganz zuerst oder doch ausführlicher in dieser Rücksicht bekannt gemacht worden sind.

Nützliches Allerley für Haus- und Feldökonomie von J. C. W. Rehm, königl. Preuss. Polizeydirectoren in Wassertrüdingen, Ulm, Stettin. 1806. gr. 8. 9 S. Inhalt und 205 S. Text. (18 gr.)

Ein Buch, welches 255 kurze Anzeigen von Mitteln, Recepten und Notizen von Dingen zu und aus der Land- und Hauswirthschaft, der Vieharzney, der Technologie, und beynahe aus allen andern, dem menschlichen Wissen interessanten Fächern enthält, die nach alphabetischer Ordnung grösstentheils gestellt sind, wo sich aber nirgends angegeben findet, woher sie genommen sind; ausser dass hie und da ein oder mehrere Buchstaben zur Unterschrift stehen. Wenn sich nun auch zuweilen manches Lehrreiche, Brauchbare und Gute darunter findet, so hätte doch das ganze Buch recht wohl ungeschrieben bleiben können, da es an weit vollständigeren ökonomischen Wörterbüchern gar nicht fehlt. Und da hier die Quellen, woraus der Verf. geschöpft hat, nirgends angezeigt sind, so kann man, wenn sie gleich hie und da wohl zu errathen sind, doch nicht immer wissen, ob die weniger bekannten Sachen bewährt sind? Das allermeiste aber enthält freylich nichts als lauter bekannte, hundertmal schon gesagte Dinge.

Der deutsche Saamengärtner, oder Anweisung zur Kenntniss, Erziehung und Aufbewahrung der in Deutschland einheimischen Küchensämereyen; ein Handbuch für alle diejenigen, denen guter Saamen nöthig ist, von *J. G. Gotthardt*, Prof. in Erfurt, und *Rudolph Eyserbeck*, herzogl. Goth. Hofgärtner. Erfurt, bey *Beyer und Maring*. 1806. 8. XXXII. S. Vorrede und Inhalt, 251 S. Text. (1 Thlr.)

Seit Townsend und Reichardt hat zwar freylich niemand insbesondere über die Gartensämereyen ein eignes Werk geschrieben; allein, theils haben wir doch die, nur ganz neuerlich 1805 wieder neu aufgelegte *Lüderische* Tabelle uber die Küchengewächse, deren Dauer und Saatzeit, theils ist denn auch in allen den vielen Schriften über den Küchengartenbau auch der Erziehung der Küchensämereyen gedacht worden: der Kataloge, die die Handelsgärtner von ihrem Sämereyenvorrath haben drucken lassen, nicht zu gedenken. Demungeachtet war aber doch ein neues vollständiges, grundliches Werk uber die Garten-, und besonders die Küchengartensämereyen allerdings zu wünschen; in welchem nemlich dieselben mit der grössten Vollständigkeit, nach ihren Arten und bekanntesten Abarten angezeigt, möglichst genau beschrieben, und wo alsdann besonders auch die Erziehung derselben, deren Dauer, Saatzeit und Aufbewahrungsart, nach richtigen Erfahrungen, gelehrt würden. Die Verff. des gegenwärtig anzuzeigenden Werkes fühlten das Bedurfniss eines solchen Buches auch; und nahmen sich vor, demselben durch eine neue gemeinschaftliche Bearbeitung dieses Gegenstandes abzuhelfen: und wenn nun zwar dieser ihr deutscher Saamengärtner nur die meisten, nicht gerade alle die Forderungen erfüllt, die an ein ganz vollständiges Werk dieser Art zu machen sind, so kann er doch gewiss als ein sehr nützlicher, schätzbarer Beytrag zu demselben angesehen werden.

Allerdings nemlich fehlt es ihm in etwas, theils in der Beschreibung der Sämereyen, in der genauesten Angabe der richtigsten Kennzeichen der vorzüglichsten Gute und Aechtheit derselben, theils besonders an der Vollständigkeit ihrer verschiedenen Arten und Abarten, wie wir bald näher anzeigen werden.

In der Einleitung führen die Verff. zuerst gerechte Klagen über die schlechte Beschaffenheit der meisten Küchensämereyen, welche verkauft und verschickt werden; und als die Hauptsache bey der Er-

Digitized by Google

ziehung guten, echten Saamens geben sie sehr richtig an: dass man niemals verschiedenartige Pflanzen von denen man Saamen erziehen wolle, dicht *neben*, oder *gar unter* einander setzen dürfe; weil sonst die Vermischung des verschiedenen Saamenstaubes, und, in Folge derselben, die Entstehung einer Menge falscher Bastartarten der Pflanzen unvermeidlich sey. Ein andrer Weg eben desselben Zufalls, nemlich die Zuführung fremden Saamenstaubes durch die Bienen an die Pflanzen, ist so nicht zu verschliessen. Sehr gut ist daher auch der Vorschlag des Hrn. Eysenbeck, dass in jedem Orte, wo sich Leute mit der Saamenerziehung beschäftigen, eine Vereinigung unter ihnen getroffen werden möchte, nach welcher Jeder von ihnen *nur eine* Sorte von den einander verwandten Sämereyen erziehen solle; einer nur Kraut, der andere Kohlrabi u. s. w.

Was nun die Eintheilung, die die Hrn. Verf. dem Buche selbst gegeben haben, betrift, so kann Rec. damit nicht zufrieden seyn; weil es ihm viel zweckmässiger, naturlicher, Raum sparender, und zur Vermeidung unnützer Wiederholungen nothwendiger geschienen hätte, von jeder Sorte Saamen alles, was davon zu sagen war, *an einem Orte*, *nach einander weg* zu sagen; als, wie die Vff. gethan haben, im ersten Abschnitte alle Küchenpflanzen, erst ihren Namen, ihren Varietäten und Spielarten, der Dauer der Keimkraft ihres Saamens, der Behandlung der zum Saamentragen bestimmten Gewächse, und der Erziehung des Saamens selbst nach, durch zu gehen, und dann, im zweyten Abschnitte, sie alle, wenn auch nicht mit ganz weitläufiger Wiederholung ihrer ganzen Namen, doch mit einigen, unvermeidlichen Wiederholungen von neuem wieder nach einander aufzustellen, und nun erst das Einerndten, Reinigen und Aufbewahren des Saamens einer jeden Pflanze zu beschreiben. In diese zwey Abschnitte zerfallt nemlich das ganze Werk; und jeder von ihnen zerfällt dann wieder in acht Capitel; welchen nur im zweyten Abschnitte noch ein neuntes Capitel über das Aufbewahren und Erhalten der eingeerndteten und gereinigten Sämereyen insbesondre (wovon doch schon in den einzelnen Capiteln bey jeder Gattung gesprochen worden ist,) und uber die Saamenprobe, angeschlossen worden ist.

In Rucksicht der angeführten Küchengewächse, und deren verschiedenen Abarten selbst hat Rec. nun aber auch ferner eine grosse Unvollständigkeit bemerkt, die er sich nicht erklären kann; da er weder eine Ursache kennt, warum die Verf. so viele bekannte und beliebte Kuchenpflanzen *absichtlich* ganz weglassen zu können, glauben konnten, noch sich vorstellen kann, dass dieselben ihnen unbekannt, oder von ihnen blos vergessen seyn sollten?

Erstlich nemlich theilen die Verff. die Küchenpflanzen nur in acht Classen ein, und lassen also zwey ganz weg; indem bekanntlich schon von Hrn. Hofr. Beckmann in seinen Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft (dem doch die Vf. unverkennbar gar sehr gefolgt sind), und nach ihm von mehreren Andern zehn Classen angenommen werden. Die ausgelassenen Classen sind nemlich die *Blumenfruchte*, *dicci*, deren Blumenböden, receptacula, gegessen werden, als Artischocken und Cordonen, (die doch, besonders erstere, sehr häufig in Küchengärten gezogen werden,) und die *Bacciferae* oder die *Erdbeeren*, mit Recht eins der beliebtesten und häufigsten Küchen- oder Speisegartengewächse. Zwar kann von erstern beyden bey uns kein Saame gezogen werden, u. letztere pflegen auch meist nicht durch Saamen fortgepflanzt zu werden; aber deshalb durften sie doch keineswegs ganz weggelassen, der Saamen aller dieser Pflanzen musste beschrieben, und diese Bemerkung selbst gemacht werden. Dann aber hat Rec. auch in den angeführten Classen mehrere gar nicht unwichtige Haupt- u. Nebensorten ganz vermisst: als a) im dritten Capitel die Bergzwiebel, Allium multibulbosum, und das Johannislauch, Cepa fissilis, welches Lüder so sehr rühmt; b) im vierten Cap. die Winterkresse *Erysimum barbarea*, die Brunnenkresse, Sysimbrium nasturtium; c) im fünften Cap. die *Linsen*, *Kichern* und *Flaterbsen;* d) im siebenten Cap. den *Meerkohl*, Crambe maritima; e) im achten Cap. unter den Gewürzpflanzen fehlen der Schwarzkümmel, Nigella sativa, der Coriander, Coriandrum sativum, die türkische Melisse, Dracocephalum moldavicum, der Beyfuss, Artemisia vulgaris, der Wermuth, Art. absynthium, die Eberraute, Art. abrotanum, der Dragun, Art. dracunculus, der Tripmadam, Sedum reflexum, die Krausemünze, Mentha crispata, der Poley, Mentha pulegium, der Meerfenchel, Crithum maritimum, die Rosmarin, Rosmarinus officinalis.

Sehr willkommen ist übrigens das Anerbieten der Hrn. Vff., kleine Saamencabinette, die von allen in ihrem Buche angezeigten Sämereyen kleine Prisen enthielten, durch ihre Verleger dem Publikum ablassen zu wollen, aber der Preis von 6 Thlr. für ein dergleichen Cabinet ist nur etwas zu hoch.

Vollständiger Unterricht in der Wartung und Pflege der Ziegen und Kaninchen, Benutzung derselben, Kenntniss und Heilung ihrer Krankheiten, von Dr. und Prof. *J. C. Gotthardt*. Erfurt, bey *Beyer* und *Maring*. 1806. 8. XVI. S. Vorrede u. Inhaltsanzeige und 190 S. Text. (16 gr.)

Der Hr. Verf. hat zwar dieser seiner Bearbeitung zweyer neuer Branchen der Viehzucht nicht den Titel eines *Ganzen* gegeben, wie er mit allen seinen Schriften über die übrigen gethan hat; allein sich dennoch nicht enthalten können, durch den Beysatz *Vollständiger* Unterricht zu erkennen zu geben, dass auch diess Werk wieder etwas *Ganze* seyn solle. In der Vorrede nennt er denn zwar auch die Rec., die ihm, vorzüglich bey der Beurtheilung seines Ganzen der Pferdezucht, über diese Titelprätensionen Vorwürfe

Digitized by Google

gemacht hatten, Stallknechte und Pferdezüchter, — allein damit wälzt er den gerechten Tadel solcher anmassender Titel noch gar nicht von sich ab.

Auch gegenwärtiger Unterricht über die Cultur (welches Wortes der Verf. sich sehr mit Unrecht statt des Ausdruckes *Zucht* hier bedient) der Ziegen und Kaninchen ist übrigens, wie die meisten Bücher des Hrn. Vf., ein recht guter, lesenswerther Beytrag zur ökonomischen Literatur, und in manchen Stücken, vorzüglich in Aufzählung und Beschreibung aller der Pflanzen, welche von den Ziegen gefressen werden, hat der Hr. Verf. eher zu viel als zu wenig gethan. Es wäre nemlich hier keineswegs nöthig gewesen, fast alle Arten der Rüben, Möhren, des Kohls, der Kartoffeln, wie in einem Küchengartenbuche, mit ihren vollständigen deutschen und lateinischen Benennungen und Beschreibungen anzuführen, und eben so die 125 Gräser und andern wilden Pflanzen, welche die Ziegen fressen, wie in einem botanischen Handbuche, anzugeben und zu beschreiben, da dieselben grösstentheils bekannt genug sind, und endlich die mehrern ganz bekannten Bäume, deren Laub die Ziegen geniessen, mit ihren vollen botanischen Namen anzuzeigen: der Unterricht von der Nahrung der Ziegen würde alsdann nicht allein 29 Seiten haben einnehmen können und müssen.

Auch ist es eine sonderbare Behauptung, die der Hr. Verf. S. 2. macht, dass nemlich die Ziege, in dem Falle, wenn einmal das Schaaf ganz ausgehen sollte, sehr leicht der Stellvertreter desselben seyn könne. Das Ziegenhaar leidet durchaus keinen Vergleich mit der Wolle; und auch das Ziegenfleisch, wenigstens das von ältern Ziegen, kann auf keinen Fall dem Hammelfleisch an die Seite gesetzt werden.

Von der Zucht der Angorischen Ziegen hat der Hr. Verf. äusserst wenig, fast gar nichts beygebracht, sondern ihrer nur S. 6. 7. beyläufig gedacht. Den sehr wichtigen Versuch, den der Hr. Landrath von Below in Pommern ganz neuerlich damit gemacht hat, wovon in der *Landwirthschaftlichen* Zeitung 1805. Nr. 6. ein sehr interessanter Aufsatz zu lesen ist, scheint ihm ganz unbekannt zu seyn. Herr von Below futtert seine Angorischen Ziegen im Winter mit Kleeheu und gestampften Rüben, und bewahrt sie vorzüglich vor moorigen, sumpfigen Wiesen; hat sich auch erboten, kleine Quantitäten dieser Haare Fabrikarbeitern, die damit Versuche machen wollen, unentgeltlich abzulassen. Schon in Beckmanns Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft S. 398. hätte der Hr. Verf. mehrere Nachricht von dergleichen Versuchen finden können, wozu noch

der *Neue deutsche Merkur* 1794. Bd. I. Stück IV. S. 249—61. und
der *Reichsanzeiger* 1797. Nr. 4. und 38. so wie das *deutsche Museum* 1778. Febr. S. 99.

hinzuzusetzen sind.

Endlich bemerkt Rec. noch, dass das wilde Kaninchen, und dessen Haltung und Fang eigentlich in die Jagd gehört, und nicht zu der gewöhnlichen ökonomischen Viehzucht gerechnet werden kann.

Das gegenwärtige Werkchen theilt sich übrigens in zwey Abschnitte. Der erste handelt von der Wartung und Pflege der Ziegen, deren Benutzung und der Kenntniss und Heilung ihrer Krankheiten; wo dann, nach der Naturbeschreibung der Ziegen und ihrer verschiedenen Arten, im ersten Capitel die Wartung und Pflege der Ziegen, als besonders die Anlage und Einrichtung ihrer Ställe, die Erzeugung derselben (wo aber die Zuziehung eines Angorischen Ziegenbockes hätte mehr empfohlen werden sollen) die Fütterung und Wartung und die Beachtung der Lammzeit derselben sehr gründlich gelehrt; im zweyten Capitel aber von der Benutzung der Ziegen und ihrer Produkte, (wo jedoch von der Anwendung der Ziegenhaare zu Fussdecken, und ganz besonders zu sogenannten Parisern, oder warmen Ueberziehschuhen gar nichts gesagt ist) — endlich im dritten von den äussern und innern Krankheiten der Ziegen ausführlich gehandelt wird.

Der zweyte Abschnitt behandelt nun ganz eben so in drey Capiteln die Lehre von der Zucht der Kaninchen. Recht gut ist hier die S. 165. empfohlne Einrichtung von bodenleeren Kasten zur abgesonderten Beherbergung und Sicherung der jungen Kaninchen von jeder Mutter, die sonst leicht besonders von den Männchen unter einander gebracht und zerdruckt werden.

THIERHEILKUNDE.

Theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde, oder genaue Beschreibung aller Krankheiten und (aller?) Heilmethoden der sämmtlichen Hausthiere u. s. w. von (vom) Dr. *B. Laubender*, hochf. Hohenloh-Waldenburg. Hofr., ausübendem Arzte zu Rothenburg an der Tauber in Franken, u. mehr. gel. G. Ehrenmitgl. Vierter u. letzter B. nebst vollst. Reg. üb. alle 4 B. Erfurt, 1807. bey G. A. Keyser. gr. 8. 41½ Bogen mit Vorr. und Reg. (1 Thlr. 18 gr.)

Hr. Hofr. *Laubender* machte dem Publicum in der Vorrede zum vorletzten Bande dieses Handbuchs Hoffnung, dass er bey den im letzten B. abzuhandelnden Krankheiten der Hausthiere seine Heilverordnungen auf eigene Erfahrungen, welches leider bis dahin der Fall nicht war, würde gründen können. Es bangte indess schon zum voraus dem Rec. gar sehr, dass diese Hoffnung nicht würde in Erfüllung gehen, da er zu gut weiss, dass auch bey einem sehr bedeutenden Wirkungskreise ein Zutrauen von einigen Jahren nur sehr selten Gelegenheit an die Hand bietet, nicht nur Erfahrungen zu sammeln,

Digitized by Google

sondern, worauf es hier allein ankömmt, auch Erfahrungsresultate ziehen zu können. Der Vf. gesteht es hier auch in der Vorrede aufrichtig, dass diese für ihn erwünschte Lage bisher noch nicht eingetreten sey. Rec. befindet sich auch seit vielen Jahren in Verhältnissen von grossem Umfange in Beziehung auf die Thierheilkunde; demungeachtet aber kann er nicht bergen, dass er aus eigner Ansicht der Dinge mit den Krankheiten der Hunde, Ziegen, Hühner, Gänse, Bienen, Fische u. s. w. viel zu wenig bekannt sey, als dass er es, ohne sich einer sträflichen Frivolität schuldig zu machen, wagen dürfte, über die hier vorgeschlagenen Verordnungen etwas mehr als ein schüchternes *ita mihi videtur* zu liefern. Etwas anders verhält es sich freylich in Beziehung auf die hier ebenfalls verhandelten Krankheiten der Schaafe und Schweine. Da indess bey den ersten der genannten Thiergattungen in Hinsicht auf ihre Krankheiten die Formen der Sthenie und Asthenie, worauf das Eigenthumliche des Verf. in diesem Handbuche allein beruht, noch weniger ohne der Sache selbst die schreyendste Gewalt anzuthun, sich anbringen liessen: so tritt er in eben diesen Krankheiten um so mehr als Compilator auf, und die Kritik kann daher insofern mit desto grösserem Rechte schweigen. Auch bey den Krankheiten der Schaafe und der Schweine befand sich der Verf. schon in der Nothwendigkeit, mehr als in den vorhergehenden Bänden, die *sacra Anchora* der Erregungstheorie zu verlassen und sich hier mehr als dort an seine Vorarbeiter zu halten. Daher denn dieser Band wegen seines compilatorischem Verdienstes nach dem Urtheile des Rec. vor den vorhergehenden einen bedeutenden Vorzug hat. Zudem kömmt noch hinzu, dass es in vielen andern grössern Werken, bey einer minder gelungenen Abtheilung des Ganzen, oft so schwer wird, das, was man nöthig hat, sogleich aufzufinden, welches hier nicht der Fall ist.

Der vorliegende Band erhält auch vor seinen ältern Brüdern noch dadurch einen Vorzug, dass man deutlich merkt, dass der Verf. hier mehr als dort in theoretischer Hinsicht vorgerückt ist. In eben diesem Grade wird er nun freylich auch inconsequent, weil er in eben diesem Maasse die Fahne der nun schon antiquirten Erregungstheorie zu verlassen sich genöthiget sieht.

Rec. hatte schon an mehreren Stellen mit Vergnügen bemerkt, dass Reilsche ältere Principien mehr als ehedem nun auf den Verf. influirten; aber auffallend war es ihm, bey der englischen Krankheit der Schaafe ihn auf einmal nach *Dömmling*, *Gutfeld*, *Brefeld*, wie auch nach allen naturphilosophischen Aerzten, einer ehedem so verschrieenen, geläuterten Humoralpathologie das Wort reden zu hören; Entmischung des Blutes wird hier wieder, wie ehedem bey der Cur, berücksichtiget. Noch mehr ist diess der Fall S. 301 bey der Hundswuth, wo er ganz bestimmt das Uebel aus der fehlerhaften Mischung der Säfte deducirt; wo nach dem todten Chemismus von Entsäuerung der Säfte, von Disproportion in ihrer Mischung, ja auch von fehlerhafter, sowohl quantitativer als qualitativer (?!) Beschaffenheit der Reize (der man also doch wohl entgegen zu arbeiten hat) die Rede ist; wo, wie billig, auf Se- und Excretionen Rücksicht genommen und die chemischen Schärfen in ihre alten Rechte (Gott verhüte, dass auch nicht bald das Reich ihrer Usurpationen wieder Mode werde!) wieder eingesetzt werden. Sobald nun das *Qualitative* eintritt, hört freylich nach der Demonstration *Schellings* das *Quantitative* als Wesen der Krankheit auf; denn jeder Syncretismus ist hier ein Unding. Die Erfahrung zeigt uns aber, dass *Brown* nur darin irrte, dass er aus dem letzterem dogmatisch alles allein herleiten wollte; sie erkennt hier ein treffliches Regulativ, welches sehr in Ehren zu halten ist, und welches bey der Beschränktheit unserer Theorie und bey der Unsicherheit und Unvollkommenheit unserer Empirie uns sehr oft auf den quantitativen Weg in der Praxis einschränkt. Bey dieser Unterstützung der Natur verliert sich in unzähligen Fällen jenes qualitative Missverhältniss, welches die Krankheit setzt. Hieraus ergibt sich von selbst, wie unrecht, wie nachtheilig jene Behandlung des Verfs. ist, die ihn im Ganzen des Werkes mit Ausschliessung alles Qualitativen, welches seine Vorgänger bereits am heilbringenden Stabe hippocratischer Erfahrung eingesammelt hatten, blos auf dem quantitativen Wege der Sthenie und Asthenie bisher einher geleitet hat. Diesen Unfall theilt er mit allen strengen Dogmatikern; wahrscheinlich wird er diese Bahn bald verlassen; möchte er dann, möchten so viele andere talentvolle Männer sich es zur Warnung dienen lassen und sich hüten, nicht eine theoretische Grille, wie es bisher in Deutschland so oft der Fall war, mit der andern zu vertauschen, und so stets aus einer *Scylla* in eine *Charybdis* zu gerathen. Wie locker der Verf., vielleicht ihm selbst unbewusst, an seiner bisherigen Fahne jetzt noch hält, geht aus so mancher Stelle dieses Bandes hervor. S. 118 behauptet Hr. HR. *L.*: das Ruckenblut sey durch Asthenie erzeugt und begründet; und doch gesteht er S. 119, dass der Aderlass oft helfe. S. 349 wird beym Erbrechen der Hunde zuerst ein Brechmittel und dann eine Abführung gerathen. Fast durchgehends, wo der Verf. andern Schriftstellern empirischen Schlages folgt, vergisst er auch seine Erregungstheorie; so kommt bey der Fäule der Schaafe der Salpeter, der hier offenbar schädlich ist, in den Formeln vor. Wie wenig übrigens der Verf. Nutzen stiften kann mit seiner steten Hinweisung auf Sthenie und Asthenie bey eben derselben Krankheit, sollte ihm doch aus folgenden Gründen eingeleuchtet haben: So leicht es ist, wie z. B. bey der asthenischen Darmentzündung und den meisten übrigen Asthenien, zu sagen: *Zufälle und Kennzeichen, wie bey der sthenischen Darmentzündung* — so schwer ist es oft selbst für den grossen Arzt, *in concreto* zu unterscheiden: ob hier oder dort beym Menschen Sthenie oder Asthenie Statt findet? Wie

Digitized by Google

viel schwerer muss diess für den Thierarzt seyn, der mit seinem Patienten nicht sprechen kann! Doch der Vf hat ein leichtes Expedient in der Opportunität. Leider aber ist diese unter allen Brownschen Irrlehren gerade die allergefahrlichste! Haben wir nicht eine Menge Gifte, die selbst den athletischen Organismus auf der Stelle in die heftigste Asthenie versetzen! Thun dies leichtere Schädlichkeiten, nach und nach und lange angewendet, nicht in eben diesem Grade! Ist nicht der Fall ganz gemein, dass wir diese Schädlichkeiten gar nicht kennen und nie zur Notiz ihres Daseyns gelangen würden, wenn nicht die eintretenden Asthenien sie beurkundeten! — Ist man nicht gerade immer in der Thierheilkunde am zweifelhaftesten über das *Causale!* Alles weitläuftige Gerede und die vielen Abtheilungen in Sthenie und Asthenie können also kaum so viel fruchten, als eine allgemeine Erklärung, dass bey diesen und jenen Anzeigen, worunter freylich auch die Opportunität gehört, in einer und derselben Krankheit zu sthenisiren oder zu asthenisiren ist. So viel wussten wir allerdings vorher, und mithin wäre dann auch freylich aller der Anschein von Eigenheit auf Seiten dieser Schrift weggefallen; das Buch wäre aber viel kurzer, gedrängter und brauchbarer geworden, besonders wenn man die durch die frühere Praxis legitimirten Erfahrungen dem Leser fleissig zum Besten gegeben hätte. Rec. bezieht sich übrigens nicht auf das, was *Schelling* zur Behauptung, dass bald sthenisirende, bald asthenisirende Behandlung eben derselben Krankheitsart Unsinn sey, aufgeführt hat; denn er ist mit dem berühmten Philosophen hierin noch gar nicht einverstanden.

Ueberdem ist es ja bey den allermeisten vom Vf. unter der bekannten Doppelgestalt aufgeführten Krankheiten die grosse Frage: ob sie wirklich in dieser und jener Gattung von Thieren diese Doppelgestalt auch zuweilen annehmen, ob sie nemlich in der That bald sthenisch bald asthenisch auftreten? Das setzt der Verf. gänzlich zum voraus und wir sollen es ihm gutmuthig glauben.

Folgendes findet Rec. im Detail zu rügen: S. 7. heisst es: die Lungenentzündung habe bey den Schaafen denselben Ausgang, wie bey andern Thieren, in Zertheilung oder Brand. Wie verhält es sich denn in Hinsicht auf die Eiterung? S. 11. fehlt unter den Gelegenheitsursachen der Lungenentzündung der Schaafe: der Mangel an Trinkwasser, an der Güte des Wassers, viel Staub, nachtheiliger Frass. S. 13. wird die Erkältung bey sthenischer Anlage als Ursache sthenischer Leberentzündung angeführt; wir sollen ja aber nach ihm hier das Uebel mit Kälte heilen — wie passt dies zusammen! Im Ganzen heisst es: wir kennen die Gelegenheitsursachen dieses Uebels nicht; aber kennen wir die Opportunität nicht noch weniger! mithin tappen wir nach der Theorie des Verf. ganz im Finstern. Aus dem Reiz der Wurmabnormitäten, die die ganze Leber so oft mit steinigten Concrementen anfüllen, würde sich doch wohl noch etwas weit glaublicheres deduciren lassen. S. 16. ist wieder der Staub als Ursache der Augenentzündung übergangen worden. S. 14. vermengt der Vf. bey der Darmentzündung die *causam proximam* mit der *occasionali*. Der Schlagfluss wird S. 19. auf so eine Art definirt, dass er von der Paralysis nicht zu unterscheiden ist. S. 23. heist es, man lasse die Schaafe *täglich* saufen — also täglich nur einmal! Wozu soll man die der Pocken verdächtigen oder angesteckten Schaafe nach S. 32. kalt baden lassen? wozu hier nach S. 33. ein Haarseil anwenden? Wenigstens passt dieser Rath nicht im Allgemeinen zur Theorie des Verf. Wie kann der Hr. *HR.* sich herausnehmen, nach S. 43. zwischen *Sick* und *Rohlwes* zu entscheiden?! Die asthenische Magenentzündung, so wie auch diese Gattung von Darmentzündung, sind nebst der Schaafzucht mehr als oberflächlich behandelt. Wie kann nach S. 95 die Heilungsanzeige bey der Raude der Schaafe im Allgemeinen auf dem Stärken beruhen! Der vortreffliche *Stieglitz* hat doch wohl recht, wenn er sagt, der grösste Fehler der Aerzte aus dieser Schule ist dieser, dass das Stärken ihr Schibolet ist. Ganz unverzeihlich ist die oberflächliche Bestimmung des Verf. in Hinsicht auf die Gaben und das Verhältniss zusammengesetzter Heilmittel. S. 5. wird dem Schaafe 1 — 2 Quentchen Salpeter verordnet, aber wie oft, nicht beygefügt! S. 52 — 53. heisst es: nach verhältnissmassiger Quantität mehrere genannte Mittel zu mischen und davon des Tages dreymal nach bestimmter Quantität zu geben!! S. 64. wird *Opium*, *Sublimat*, *Aethiops antim.* ohne Bestimmung der Dosis verordnet. S. 102. wird bey der Abkochung, der Opium beyzumischen ist, und welche nicht auf einmal gegeben wird, unterlassen die Menge des Wassers festzusetzen. Nach S. 124. wird empfohlen, eine eiserne Kette im Trinkwasser gegen das Blutharnen oft umzuschütteln!!

Besonders hat dem Rec. die Behandlung des Durchfalls der Schaafe, der Drehkrankheit nach *Gerike*, der Raude (hinweggesehen von den zu allgemein verordneten innerlichen Arzneyen), der Fäule (wobey freylich der Salpeter in den Formeln zu streichen gewesen wäre) nebst einigen andern Krankheiten, worin der Verf. als guter Compilator auftritt, gefallen. Die Pockeninoculation ist gut, und die Cautelen gegen die Pocken sind vortrefflich bearbeitet. Aber *quo duce?* Auch ist es zu billigen, dass der *Heilungscharakter* in diesem Bande schon wieder weggefallen ist. *Vanille* und *Moschus* sollte man doch wohl aus der Apotheke der Hausthiere verweisen, wenn man sich nicht lächerlich machen will. *Sagarr* sonderbare Schaafepidemie, in der das Gehirnlein und das Ruckenmark bis aufs letzte Gran verzehrt wurden, hatte allerdings hier ihren Platz finden sollen. Ausdrücke, wie: *der Hund speit sich* (S. 348.), *Unreinlichkeit des Urins* (S. 369.) u. dergl. mehr hatte Rec. vom Vf. nicht erwartet.

Digitized by Google

Unterricht für den Landwirth zur Abwendung und Heilung der in Kriegszeiten vorkommenden *Viehkrankheiten* vom Prof. *Sick*. Zu Kriegs- u. Friedenszeiten gleich nützlich. Berlin, 1807. gr. 8. gedruckt bey C. S. Spener. Brochirt im gelben Umschlage 8½ Bog. (12 gr.)

So manche unserer blos theoretischen Thierärzte werden gegen dieses Büchlein gar sehr viel zu erinnern haben; was Rec. an ihm auszustellen hat, wird er nicht verschweigen; er muss es aber gestehen, dass es ihm wohlgethan hat, nachdem er seit einiger Zeit so manchen theoretischen Wust im Fache der Thierheilkunde zu lesen verpflichtet gewesen, wieder einmal auf ein Product zu stossen, welches wirklich, ungeachtet seiner etwanigen Mängel, Gutes stiften kann und stiften wird. Der Viehbesitzer erhält hier in den meisten Capiteln eine Menge erprobter Vorschriften und Heilmittel; alles ist sehr kurz vorgetragen; Bündigkeit, Vollständigkeit und Logik fehlen freylich hie und da; in der letztern Hinsicht ist schon die Eintheilung der Capitel nicht gut gewählt; indem sie zu sehr in einander greifen. Auch sagt der Titel zu viel, da die Rindviehpest hier ganz übergangen ist; der Verf. verspricht sie in einer eigens derselben gewidmeten Schrift nach seiner eignen Ansicht der Sache ehestens abzuhandeln. Rec. ist auf diese neue Erscheinung äusserst begierig, weil er hofft, der Verf. wird sich nicht von irgend einem Systeme, sondern von seinen reichhaltigen Erfahrungen hiebey leiten lassen. Besonders zeigt sich der Verf. als erfahrnen Thierarzt in der vorliegenden Schrift, so bald von dem kranken Pferde die Rede ist; besonders gute Lehren kommen daher über die Druse, das ansteckende Faulfieber der Pferde, die Kolik den Rotz und die Räude vor. Am wenigsten ist Rec. mit der Behandlung der Lungenfäule zufrieden. Die Lungenkrankheit, wobey die Section die Lunge in einem marmorartigen, harten, compacten, schweren, viel vergrössertem Zustande darbietet, von welcher hier unter dem, hie und da üblichen, Namen der *Lungenfäule* die Rede ist, tritt in der Natur in einer, nicht wenig von der hier gelieferten Zeichnung verschiedenen, Gestalt auf. Der Vf. behauptet, dass man kein äusseres Zeichen mit Gewissheit anzugeben fähig ist, und dass man nur durch die Eröffnung einiger schon gefallener Thiere sich mit Zuverlässigkeit vom Daseyn dieses Uebels überzeugen könne; ja er fügt auf der folgenden Seite (S. 19.) hinzu, dass die Merkzeichen oft erst einige Tage vor dem Tode eintreten. Ueberdem unterlässt er es ganz von den Zeichen der Krankheit seine Leser zu belehren. Der Husten, weiterhin kurzer Athem, Flankenschlagen und Hitze, welche letztere sich auch schon früher einstellt, sind doch hier immer vorhanden. Wenn er sagt, die Masse der Lunge sey beym Durchschneiden in einem salzigen Zustande, so verhält sich diess nicht ganz so. Der Charakter dieser Epizootie beruht auf der gerinnbaren Lymphe, die zwischen der Pleura und der Lungenmasse fürchterliche Verwachsungen, die den wächsernen Zellen des Honigs gleichen, veranstaltet. Die Lungenmasse ist im höchsten Grade sthenisch entzündet, Rec. erinnert sich nicht in derselben ausserhalb der Oberfläche jene Verwachsungen, die freylich hie und da salzigte Feuchtigkeit ausfüllt, angetroffen zu haben. Diese gerinnbare Lymphe, welche den sthenischen Charakter so deutlich ausspricht, zeigt schon a priori auf ein entzündliches Begleitungsfieber; es ist aber nicht zu leugnen, dass dieses einen sehr schleichenden Gang nimmt; Rec. kann auch nicht bergen, dass er mit der entzündungswidrigen Methode bisher noch nicht so glücklich, als er wohl hoffen und wünschen könnte, gewesen ist; er glaubt aber die Schuld davon darauf schieben zu müssen, dass er in frühern Jahren bey weitem nicht mit den Aderlässen dreust genug zu Werke gegangen, und dass man späterhin ihm nicht genug folgsam gewesen und folglich die erste Periode oft mag unbenutzt haben verstreichen lassen. Freylich sobald jene Verwachsungen einmal ausgebildet sind, ist der Aderlass höchstens ein Mittel, den Tod aufzuschieben, indem der von Blut überfüllten Lunge dadurch allerdings Luft gemacht wird. Den langsamern Gang dieser Entzündungskrankheit, die freylich auch, ohne einen Eitersack zu bilden, oft chronisch wird, schreibt Rec. auf den reizlosen Charakter des Rindes. Der Gang dieses Uebels ist übrigens, des mindern Erethismus ungeachtet, doch bey weitem nicht so gelind und bedeutungslos als in dieser Schrift angegeben wird. Rec. wundert sich, dass der Verf. hier nicht Aderlässe vorschlagt. Es rühmt derselbe ausser reizenden Haarseilen, die mit Niesewurz verstärkt sind, und ausser Verbesserung des Futters, ein starkes Queckendecoct, wovon zehn Quart mit einer Unze concentrirter Schwefelsäure gesäuert sind. Davon gibt er täglich drey bis vier mal ein Quart. Auf jedes Quart Wasser lässt er ein halb Pfund, wie Hechsel geschnittene Graswurzel nehmen. Uebrigens bezieht sich der Verf. darauf, dass er nur so viel von dem Heilverfahren sage, als ohne einen Thierarzt anwendbar sey.

S. 34. wird doch wohl bey der Kolik der Pferde das Reiten zu allgemein verworfen. Nach Koliken auf zu viel gefressenen Klee und dergleichen hat dieses Mittel, zu Anfang angewendet, gewiss nicht selten sich empfohlen; es muss freylich, wie jedes andere, *cum grano salis* angewendet werden.

Da bey den weiten Transporten, die besonders im jetzigen Kriege geleistet werden müssen, die Bauerpferde so oft durch den Satteldruck sehr leiden; da von den Transportpferden viele auch wieder darum drauf gehen, oder doch sehr leiden, dass die Stunden der Fütterung, woran sie gewohnt sind, zu sehr übergangen werden: so hätte der Vf. hierüber seine Leser nothwendig belehren sollen. Im letztern Falle ist nichts besser, als dass der Vorspänner Brod mit Bier oder auch wohl mit Brandtwein seinem Viehe

Digitized by Google

reicht. An den Tagen der Bataille fehlt das Futter oft gänzlich, und das Brod ist bey manchen Armeen, die ihr Brod bey sich tragen, viel leichter, als der Haber anzutreffen, weil es der Soldat auf dem lästigen Marsche gern wegwirft. Dieses Uebergehen der Futterstunden findet nicht etwa nur in der Bataille, sondern fast auf allen Märschen Statt; u. es schadet ungemein jenem Viehe, welches an Ordnung gewöhnt ist.

Nichts ist aber bey Kriegeszeiten so nachtheilig, als dass dann bey den Transporten des Rindviehes fast alle polizeylichen Anstalten, als da sind, Revisionen beym Eintrieb ins Land, u. s. w. hinweg fallen.

Auch hätte der Verf. die zwar bekannten, aber doch hier allerdings der Erinnerung sehr nöthigen Cautelen für die Vorspänner, in Betreff des Hutens ihres Viehes auf dem Klee und des Fouragirens auf den Feldern, welches beydes sie sich so oft zu Nutze machen, nicht übergehen sollen. Sehr gut ist die Bemerkung, dass das auf den Transporten höchst abgemagerte Vieh, dessen Verdauungskräfte so sehr wie die ganze Lebensenergie herunter gekommen sind, ja nicht bey seiner Retour sogleich zu viel Futter erhalten darf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Benjamin Bergmann's historische Schriften. Erstes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Die Kalenderunruhen in Riga in den Jahren 1585 bis 1590. Erzählt von *Benjamin Bergmann*. Leipzig, bey Hartknoch 1806. XII. 309 S. in 8.

Es ist bekannt, dass die unter der Autorität des Papsts Gregor XIII. 1581 gemachte Calenderreform zwar von der römisch katholischen Kirche sogleich, von den Protestanten erst viel später und allmälig, und von der griech Kirche noch gar nicht angenommen worden ist. Hie und da veranlasste sie oder gab wenigstens den Vorwand zu grossen bürgerlichen Unruhen. Diess war auch der Fall in Riga. Da diese Unruhen noch von keinem Schriftsteller umständlich beschrieben, und doch in mehr als einem Betracht lehrreich sind, so ist man dem Hrn. Vf. für seine so ausführliche Darstellung derselben Dank schuldig. Er benutzte dazu sehr viele seltene gedruckte und ungedruckte Aufsätze. Mit dem Verzeichniss der Actenstucke, gleichzeitigen (meist handschriftlichen) und spätern Nachrichten macht er im 1. Abschn. den Anfang. Von allen dort angeführten Schriften vermisste er blos die in den Nord. Miscellaneen als Handschrift erwähnte: Vera narratio tumultus et seditionis factae in urbe Rigensi a. 1584 etc. Die Geschichtserzählung selbst aber fängt er mit der Unterwerfung Riga's unter den König von Polen 1581, wobey der Stadt ihre wichtigsten Rechte durch eine kön. Urkunde gesichert wurden, und dem Aufenthalte des Kön. Stephan Bathori in Riga (auf welchen einige Nebenpuncte, die geistl. Güter und Festungsangelegenheiten betreffend, ausgesetzt waren) 1582, an (a. a. O.), und bestreitet Wiekens Angaben, der die rigaischen Deputirten mit Unrecht beschuldigt. Der König nahm den Lutheranern die Jakobs- und die Marien-Magdalenenkirche weg. Er verlangte bald darauf, man solle in Liefland, wie in Polen, den gregor. Calender annehmen. Dorpat beschloss in bürgerlichen Angelegenheiten den neuen, im kirchlich. den alten Calender zu Grunde zu legen; Riga, durch die entzogenen Kirchen gekränkt, durch Freyheitsschwindel belebt, durch aufrührerische Bürger erbittert, beharrte fünf Jahre lang in seiner Widersetzlichkeit. Ein zweytes kön. Calendermandat vom Nov. 1584 drohte den Uebertreter eine grosse Geldstrafe; der Rath war meistens für die Annahme, die Geistlichen empfahlen sie, aber die Bürger widersetzten sich und verübten Gewaltthätigkeit selbst gegen die Geistlichen. Die Eröfnung eines Jesuitercollegiums in Riga zu gleicher Zeit (Ende 1585) vergrösserte den Unwillen. Wie die Stadt, so theilte sich auch die Schule in zwey Partheyen. Der Rath verbot das julianische Neujahr 1585 zu feyern. Der Burggraf Eke liess den unruhigen Rector *Möller* verhaften, die Schüler und der Pöbel setzten ihn mit Gewalt in Freyheit, man mishandelte den Oberpfarrer Neuner und andere Personen. Die Gemeine kundigte am 5. Jan. (a. St.) dem Rathe den Gehorsam auf. Ein Advocat, Martin Giese, war Sprecher der Gemeine, und er, der zuerst den Vermittler spielte, wurde zuletzt aus Ehrsucht Verbrecher. Ein Vergleich von 63 Artikeln (so viele zählt Hrn. L's Handschrift, wurde am 23 Jan. zwischen Rath und Burgerschaft geschlossen. Die Unruhen erneuern sich wieder, u. die dem Volke verhasstesten Personen, wie Eke, Tastius, Neuner, retteten sich durch die Flucht. Der Cardinal Radzivil vernichtete den geschlossenen Vergleich auf kön. Befehl. Die Stadt schickte 1586 Abgeordnete an den König, und liess ihm ein Klaglibell überreichen, woraus, so wie aus der Vertheidigungsschrift der Angeschuldigten, S. 116 ff. ein Auszug geliefert ist. Das kön. Urtheil (19. März) ging dahin, es solle alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werden. Der Aufruhr ging fort. Der auf der Flucht aufgefangene Stadtvogt Tastius und der Synd. D. Welling wurden durch die Folter gezwungen, sich für Verräther zu bekennen, und ersterer am 27. Jun. letzterer am 1. Jul. enthauptet. Den gefangenen Bürgern. Bergen rettete seine Gattin auf ähnliche Weise, wie später den Hugo Grotius seine Gemahlin. Giese reisete nach Schweden. Der König Bathori starb. Giese u. Brinken herrschten in Riga, aber, da der Eifer der Bürger für sie nachliess, mussten sie die Beylegung des Streits wünschen 1589. Allein beyden wurde der Process gemacht und sie am 2. Aug. 1589 enthauptet; andere Schuldige verschieden bestraft, ein neuer Vergleich zwischen Rath u. Bürgerschaft den 26. Aug. geschlossen. Drey Männer, die als Haupttriebfedern der Unruhen anzusehen sind, D. Stopius, Fick und Raschius, entgingen doch aller Strafe. Der Julian. Calender wurde stillschweigend bewilligt, aber die Jakobskirche musste 1590 den Jesuiten wieder gegeben werden. Die Erzählung ist durch die Beylagen unterstutzt und gut abgefasst; nur manche Fehler des Raths scheint der Vf. zu verschleyern.

Digitized by Goo

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

93. *Stück, den* 22. *Juli* 1807.

GEMEINNÜTZIGE WÖRTERBÜCHER.

1) *Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre.* In zwey Bänden. (Vom Prediger *Voigt* in Tharand). — *Zweyter Band.* Leipzig, 1806 gr. 8. bey Seeger. 630 S. (3 Thlr.)

2) *Nothwendiges Handwörterbuch zur Erklärung aller in deutschen Büchern und Journalen vorkommenden fremden Wörter, Kunstausdrücke und Redensarten,* von *J. W. Heuberger,* Redacteur der westphälischen Provinzialzeitung. *Zweyter Theil. I — Z.* Duisburg und Leipzig, in Commission bey Bädeker und Comp. Wesel, b. Röder und Klönne. 1807. kl. 8. 630 S. (1 Thlr. 6 gr.)

Recensent kann sich bey beyden Fortsetzungen auf die Anzeige des ersten Theils von beyden Werken (Lit. Zeit. 1807. St. 50. S. 788. ff.) beziehen; denn beyde Verf. sind sich gleich geblieben. Nr. 2. hat, nach den bessern Arbeiten in diesem Felde, einen sehr geringen Werth, und wird ausserhalb der Provinz des Vfs., wo sie vielleicht einem jetzt erst gefühlten Bedürfnisse abhilft, nicht sehr gebraucht werden. Nr. 1. ist aber mit *dem* Fleisse fortbearbeitet, den wir schon dem ersten Theile nachrühmten, und was die *Nachträge* betrift, so gesteht Rec., dass sie von dem Streben des Vfs., seinem Buche die möglichste Vollständigkeit und Brauchbarbeit zu geben, sehr vortheilhaft zeugen. Hätte der Verf. das Buch in der Vorrede zum ersten Theile, wie ihm nun auch andere gelehrte Blätter mit Recht vorgeworfen haben, nicht selbst nach einem viel zu hohen Maasstabe beurtheilt wissen wollen; so hätte er sich und dem Rec. eine berichtigende Erinnerung in Hinsicht auf die Herablassung dieses zu übertriebenen Maasstabes erspart. Denn gern erklärt Rec. dieses Handwörterbuch deshalb *für das Beste* unter seines Gleichen, weil es die meisten richtigen *Sachkenntnisse* enthält, und nicht blos auf Verdeutschungen fremdartiger Wörter sich beschränkt, womit wir nun, Dank sey es dem rüstigen Abschreibervolke, zur Genüge versorgt sind.

Dieser zweyte Theil, der, wegen der Erweiterung des Planes zu diesem Werke, ungleich stärker, als der erste, geworden ist, enthält ausser den Buchstaben I — Z, von S. 579. an: *Nachträge, Zusätze und Nachweisungen*, die besonders zu den im *ersten* Theile abgehandelten Buchstaben gehören, weil der Verf., nach dem Rathe eines achtungswürdigen Gelehrten, den Plan zu seinem Werke erweiterte. Abgerechnet, dass dadurch der Gebrauch des Werkes etwas erschwert wird, weil man nun das Hauptwerk und die Nachträge in vielen Fällen *zugleich* nachschlagen muss, hat das Werk durch diese Erweiterung an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit gewonnen, ausser dass die Aufnahme *noch mehrerer geographischen* Artikel von dem Rec. hier aus demselben Grunde getadelt wird, aus welchem er überhaupt die Aufnahme geographischer Artikel in solche gemeinnützige Wörterbücher tadelt, deren Werth, bey der jährlichen Veränderung in der Geographie, dadurch für einen grossen Theil der Besitzer sehr vermindert wird. — Auf diese Nachträge und Zusätze folgt S. 614. die *Erklärung der in Schriften vorkommenden Abbreviaturen*, S. 622. ein *Verzeichniss der gewöhnlichen Apothekerzeichen* zur Verständlichkeit medicinischer Recepte, und S. 623. ein *Verzeichniss der in diesem Werke vorkommenden fremden Wörter nach ihrer Aussprache*, so weit sich dieselbe mit deutschen Lettern bezeichnen lässt, um dann die ausländischen Wörter unter ihren Buchstaben aufsuchen zu können. — Man sieht aus diesem allen, dass der Verf. wirklich ein sehr gemeinnütziges und mühsam bearbeitetes Werk geliefert habe. — Dass derselbe dennoch bey der zweyten Auflage vieles wird hinzusetzen, und eben so vieles ändern und berichtigen müssen, fühlt ein so thätiger Mann gewiss so gut, als der Rec. Letzterer wiederholt besonders seine Erinnerung *gegen* die geographischen Artikel. Diese sind an sich schon die *schwächste* Seite dieser Schrift, da der Vf. mehr ältere geographische Werke benutzt zu haben scheint, während durch *Hassel, Ehrmann, Ockhart, Höck* — so wie durch die Wörterbücher

Digitized by Google

von *Winkopp*, *Mannert* und *Schorch* ihm doch, so weit es jetzt möglich ist, sehr gut vorgearbeitet war. Sollte der Verf. bey einer zweyten Auflage die geographischen Artikel *beybehalten* wollen; so muss er sie durchaus *neu* bearbeiten, und zwar nach einem festen Plane. Einzelne *Städte* muss er weglassen, sobald sie nicht als Residenzen, Festungen, Universitäts- oder Handelsstädte, oder durch besondere Merkwürdigkeiten ausgezeichnet sind. Eben so muss er die einzelnen Provinzen, Departements u. s. w. der Staaten *nicht einzeln* bearbeiten, sondern *unter dem Staate*, dessen Theile sie sind, und höchstens bey ihrem Namen auf den Staat verweisen, zu welchem sie gehören. Z. B.

Sachsen, Königreich, seit dem Posener Frieden den 11. Dec. 1806, vorher Churfurstenthum. Es besteht aus sieben Kreisen (*Wittenberger* K. 71 QM.; *Thüringer* K. 52⅓ QM.; *Meissner* K. 89⅓ QM.; *Leipziger* K. 86 QM.; *Erzgebirger* K. 121 QM.; *Voigtländischer* K. 33⅓ QM.; *Neustadter* K. 14⅓ QM.), aus zwey Markgrafthümern, der Ober- und Niederlausitz, jeder von 100 QM. (nachdem durch den Frieden von Tilsit *Kotbus* mit 20 QM. und 30000 Einwohnern ebenfalls an Sachsen abgetreten, und mit der Niederlausitz, in welcher es liegt, verbunden worden ist); aus zwey Stiftern: *Merseburg* (mit 20 QM.) und *Naumburg-Zeitz* (mit 15 QM.); Antheil an *Henneberg* (10 QM.), Fürstenthum *Querfurt* (8! QM.), Antheil an *Mansfeld* (8½ QM.) etc. — Die Bevölkerung, die der Verf. auf 1 Mill. u. 636000 Einwohner angibt, muss auf 2 Mill. u. 3—400000 Einwohner berechnet werden, und aus den von ihm beygebrachten 528 QM. (woher hat er diese Notiz?) mussen 756 gemacht werden, wenn keine neuen Veränderungen der Bestandtheile eintreten. — Unter den *Herzogen* von Sachsen hat der Verf. nicht einmal alle regierende Häuser aufgeführt, und doch stehen so viele unbedeutendere Städte müssig da.

Zu den geographischen Missgriffen gehört auch der Artikel: *Russland*. Hier fehlen die QM. ganz, und die Bevölkerung taxirt er auf ungefähr 30 Million. Kennt er *Storch*, *Hassel* und *Georgi* u. a. über dieses Reich nicht? Auf 42 Mill. Einwohner wird bekanntlich jetzt die Bevölkerung Russlands angeschlagen. — Und wie konnte er den wahrscheinlich schon längst bearbeiteten Artikel: *Oestreich*, stehen lassen? Hier findet man kein Wort davon, dass es schon seit dem 11. Aug. 1804 einen *Erbkaiser* von Oestreich gibt; kein Wort, was Oestreich im Pressburger Frieden den 26. Dec. 1805 verlor; kein Wort davon, dass Franz II. am 6. Aug. 1806 die römisch-deutsche Kaiserwürde niederlegte. — Und dann den Artikel: *Preussen*. — Wie kann ein Geograph die Theile des Königreiches Preussen so ungeordnet aufstellen! Er sagt: „Preussen besteht aus vier Ländern: Neuostpreussen, Südpreussen, Ostpreussen und Westpreussen." — Abgesehen davon, was durch den Tilsiter Frieden in dieser Eintheilung verändert worden ist, musste der Verf. doch das eigentliche Hauptland, welches 1701 den 18. Jan. Königreich wurde — *Ostpreussen* — zuerst nennen; dann: *Westpreussen*, welches 1772 acquirirt wurde; dann: *Neu-Ostpreussen*, das 1793 erworben, und zuletzt: *Südpreussen*, welches erst 1795 damit verbunden wurde. — Nach einem *Fürst-Primas* sucht man im Werke und in den Nachträgen vergeblich; aber das Gefecht *bey Pultusk* (Dec. 1806) ist in den Nachträgen angegeben. — Da nun der Verf. einmal Schlachten nachholt, warum nicht auch den *rheinischen Bund und dessen souveraine Fürsten*?

Rec. wendet sich nun zu andern Artikeln, z. B. *Ideal*. Dieser Artikel ist nicht übel bearbeitet; aber man hört in der Mitte desselben folgende Sätze: „Der *ästhetische Idealismus* ist die weltverschönernde Vorstellung, bey welcher man die wirkliche Welt geringschätzt und sich in verschönernden Phantasieen gefällt. (Ist dies bestimmt und deutlich? aber welche Folge knüpft der Verf. daran!) Ein *Idealist* ist also (?) derjenige, der das wirkliche oder objective Daseyn der Dinge ausser ihm läugnet, oder bezweifelt, und folglich alles für blosse Erscheinungen ausgibt. Der *transcendentale Idealismus*, das jetzt herrschende (?) philosophische System etc." Er versteht aber unter diesem jetzt herrschenden philosophischen System den *Fichtianismus*, den bekanntlich sein Urheber in der *Anweisung zum seligen Leben* selbst anders dargestellt hat, als in den frühern Schriften über die *Wissenschaftslehre*. — Und woher mag der Verf. seine Bekanntschaft mit dem *Schellingianismus* (S. 613.) haben? Er sagt: „Schellingianismus ist das System des Professor (s) Schelling, vormals in Würzburg (jetzt Academicien in München, *Rec.*), welches von dem sogenannten absoluten Nichts (von der Identität des Subjectiven und Objectiven im Absoluten, *Rec.*) ausgeht, und darauf (auf das Nichts? *Rec.*) alles Erkennen und Wissen gründet. Es wird auch die Naturphilosophie (nicht also; es hat *zwey* Theile: die Naturphilosophie und Transcendentalphilosophie, *Rec.*) genannt. Eine deutlichere Beschreibung liegt ausser den Grenzen dieses Werkes." — Wenn dies letztere wirklich der Fall war; so kann Rec. dem Verf. versichern, dass das Gesagte nicht blos höchst undeutlich, sondern auch *höchst unrichtig* war, und dass *Schelling* sich für solche Angaben seines Systems ihm nicht verbunden fühlen kann. Denn in Werken dieser Art können philosophische Systeme nicht widerlegt, sondern blos nach ihren allgemeinsten Grundzügen und Umrissen dargestellt werden, wenn man sie ja aufnehmen will. — Und wie wenig werden doch seine Leser aus folgenden Artikel S. 69. lernen: „*Kantische Philosophie* wird nach ihrem Urheber, dem im Jahre 1803 (11. Febr.) verstorbenen Prof. in Königsberg, Immanuel Kant, so genannt. Sie heisst auch die kritische Philosophie, weil sie, anstatt ein System aufzuführen und gewisse Lehrsätze zu behaupten, vor allen Dingen von der Kritik der menschlichen Erkenntnisskräfte (es gibt

Digitized by Google

nur Ein Erkenntnissvermögen, *Rec.*), d. h. von der Untersuchung und Grenzbestimmung derselben ausging und festsetzte, was der Mensch wissen und nicht wissen könne." — Da aber der Verf. einmal die neuern philosophischen Systeme in den Kreis seiner Untersuchungen zog; warum überging er den *rationalen Realismus* von *Bardili-Reinhold*, den der Rec. unter Realismus und Bardili vergeblich gesucht hat!

Mögen doch diese Erinnerungen den Verf., der gewiss ein hohes Ideal von einem gemeinnützigen Wörterbuche in sich trägt, veranlassen, bey der nächsten Auflage seine Schrift diesem Ideale immer mehr zuzuführen, und wenn er auch beynahe die Hälfte der aufgenommenen Artikel neu bearbeiten sollte! —

Noch ist der Rec. dieser gemeinnützigen Wörterbücher zu einer *Berichtigung* aufgefordert worden. Sie betrifft das *terminologischtechnische Wörterbuch* von *Fr. Aug. Schröter*. Rec hatte dasselbe in der Vergleichung und Zusammenstellung mit andern ähnlichen Werken (Nr. 50. S. 788.) im Vorbeygehen „mittelmässig" genannt, und folgte dabey der *zweyten* Auflage vom Jahre 1799, die ihm vorlag. Er wusste zwar, dass seit der Zeit eine *dritte* Auflage erschienen war; da er aber diese, so weit seine literarischen Sammlungen reichen, nirgends *als die zweyte weit übertreffend* angezeigt fand, so hatte er sich dieselbe auch nicht angeschafft, um nicht dasselbe Buch *zweymal* zu kaufen, da bekanntlich bey solchen Schriften selten die folgenden Auflagen *völlige Umarbeitungen* sind. Diese seine Meynung war auch durch die Vergleichung der *ersten* und *zweyten* Auflage des *Oertelschen* Wörterbuches bestätigt. — Nun hat aber der Verleger des *Schröterschen* Wörterbuchs, vermittelst der Beygangschen Buchhandlung, dem Rec. die *dritte* Auflage zur Vergleichung mit der von ihm angeführten *zweyten* zugesandt, und Rec. hat gefunden, dass diese *dritte* Auflage wirklich eine verbesserte, besonders aber eine *vermehrte*, genannt zu werden verdient. Er ist es daher seiner Unpartheylichkeit schuldig, dieses hier öffentlich zu sagen, und seine Leser zu versichern, dass die dritte Auflage wesentliche Vorzüge vor der zweyten habe. So unpartheyisch er aber in dieser Hinsicht ist; so gesteht er doch auch zugleich, dass, nach seiner subjectiven Ueberzeugung, das *Oertelsche* Wörterbuch in Hinsicht auf die *Bestimmtheit* in den Nominalerklärungen der verdeutschten Wörter, und das *Voigtsche* Werk in Beziehung auf die reichhaltigen *Sacherklärungen* Vorzüge vor dem Schröterschen Werke habe, bey welchem natürlich der ältere Plan auch die Grundlage der neuen Auflage blieb. Suum cuique! —

Wenn denn nun nach so manchen guten und mittelmässigen *gemeinnützigen Wörterbüchern*, die wir bereits besitzen, die Zahl derselben immer vermehrt wird; so müssen wir von ihren Verfassern durchaus einen *neuen bessern Plan*, als den die Vorgänger befolgten, oder so viel *Eigenthümliches in der Ausführung* selbst fordern, dass ihre Existenz dadurch gerechtfertigt, oder doch wenigstens entschuldigt wird. Wir haben uns darüber schon in unsrer Einleitung zu der vergleichenden Anzeige von fünf gemeinnützigen Wörterbüchern erklärt (Lit. Zeit. 1807. Nr. 50.), und beziehen uns wiederholt darauf. Die Geschwindschreiberey in diesem Fache, wo es so leicht ist, binnen drey Wochen ein Buch aus zwanzig andern zu machen, wird es zuletzt dem Publikum verleiden, solche Werke zu kaufen, sobald nicht jedes *für ein bestimmtes Feld* besonders bearbeitet wird (z. B. für Fabrikanten, für Kaufleute, für Studirende, für Landleute u. s. w.). Nach dieser unsrer festen Ueberzeugung wissen wir deshalb auch das Daseyn der folgenden Schrift durchaus nicht zu rechtfertigen:

Gemeinnütziges Handwörterbuch für alle Stände, von *Friedrich August Hänsch*, Verfasser des mythologischen Taschenwörterbuches. *Erster Theil.* A — D. — Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1807. 12 Bogen. (20 gr.)

Rec. bekennt, dass er nicht das Glück hat, das mythologische Wörterbuch des Vfs. zu kennen, und dass es vielleicht unbillig wäre, von dem vorliegenden auf jenes zurück zu schliessen; aber die anzuzeigende Schrift ist durchaus nichts weiter, als eine Compilation aus einem Dutzend ähnlicher Schriften. Der Verf. hat nicht für gut befunden, eine Vorrede zu schreiben, und sich über die Bestimmung und den Plan der Bearbeitung dieser Schrift mit seinen Recensenten und Lesern zu verständigen. Statt der Vorrede enthält das nächste Blatt nach dem Titel eine Dedication an alle „*edle und wohlwollende Menschenfreunde.*" Nun möchte zwar Rec. diese Prädicate sich nicht gern absprechen lassen; aber er kann dieselben auch unmöglich sich zueignen, wenn es blos unter der Bedingung geschehen soll, dass er dieses Buch lobt und zum kaufen empfiehlt. Wer es *aus Menschenfreundlichkeit* kaufen will, hat freylich einen andern Maasstab, und da wünschen wir dem Verleger vielen Absatz; aber den Schreiber (nicht Autor) desselben fordern wir auf, uns zwanzig Artikel seiner Schrift anzugeben, die *nicht* aus andern Büchern abgeschrieben sind, und — er soll, von da an, als ein selbstständiger Autor gelten und seinen Platz im *Musel* verdienen! Dürfen wir den Verleger bitten, so setzt er dieses Werkchen nicht fort, besonders da es viele Bände fassen und theuer werden würde, denn kaum ist in diesem ersten Bändchen der *vierte* Buchstabe angefangen. Nach diesem Maasstabe hätten wir sechs bis acht Bände zu erwarten, und diese könnten sechs bis acht Thlr. kosten, wofür uns Gott in Gnaden behüten wolle, da in diesem Felde der Schriftstellerey schon ungleich bessere Hand- und Fabrikarbeiten existiren. —

Digitized by Google

GEOGRAPHISCHES WÖRTERBUCH.

Vollständiges geographisches Taschenwörterbuch oder alphabetische Darstellung aller Länder, Städte, Flecken, Dörfer, Ortschaften, Meere, Seen, Inseln, Flüsse u. s. w. mit genauer Angabe ihrer Lage, Grösse, Bevölkerung, Produkte, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe, Handel u. s. w. Nach den neuesten Verfassungen vorzüglich für Reisende, ingleichen zum täglichen Gebrauch der Civil- und Militair-Personen, Kaufleute, Geschäftsmänner und für alle, die sich in der Erdkunde zu unterrichten wünschen, bearbeitet von *J. G. A. Galletti*. Leipzig 1807. bey Gleditsch, VI. 484 S. in gespaltenen Column. kl. 8.

Aus der Vorrede erfahren wir, dass eigentlich Hr. Candidat *Richter* in Gotha, der schon ein kleines Post- und Reiselexicon verfertigt hat, Verfasser ist, dass manche einzelne Artikel, vornemlich über Ungarn, Russland, Preussen, Holland, theils von Eingebornen verfertigt, theils von solchen, die an Ort und Stelle waren, durchgesehen worden, dass endlich Hr. Prof. Galletti jeden einzelnen Artikel durchgesehen und auf Gedrängtheit der Darstellung und des Ausdrucks vorzüglich Rücksicht genommen hat. Der Verfasser selbst hat die neuesten und zuverlässigsten Quellen, geographische Werke, Reisebeschreibungen, Journale benutzt, und die speciellern Werke auch bey jedem Artikel angegeben, und bisweilen diesen literarischen Angaben noch ein belehrendes oder empfehlendes Urtheil beygefügt. Zu den Vorzügen dieses Wörterbuchs, wodurch es in der That auch manche grössere geograph. Wörterbücher und Werke übertrift, die bisher erschienen sind, und sich zum Handgebrauch und zum Nachschlagen sehr empfiehlt, gehört eine zweckmässige Vollständigkeit der Artikel sowohl als der in jedem Artikel gegebenen geographischen, statistischen und historischen Notizen, die Angabe der meisten Orte nach den neuesten Bestimmungen der Länge und Breite, die Aufnahme der neuesten und wichtigsten Nachrichten von jedem Lande oder Orte, die literarischen Nachweisungen, endlich eine solche Zusammendrängung des Vortrags und des Drucks und weise Benutzung des Raums, dass weder das Lesen noch das Verstehen des Werks auf irgend eine Weise erschwert ist. Was wir von künftigen Ausgaben (in denen der Verf. oder Herausgeber ohnehin noch manches selbst berichtigen, ergänzen und das Neue eintragen wird) wünschen, ist, das Erweitern einiger statistisch-geographischer Nachrichten, um eine völlige Gleichförmigkeit zu erhalten — (so hätten wohl, da der Verf. die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, aus 20 Provinzen bestehen lässt, diese genannt werden sollen — so wie auch die 19 Cantons der Helvet. Republik, die acht Depart., des Königreichs Holland — und eine tabellar. Aufstellung der 110 französ. Departements in Vergleichung mit den alten Benennungen dieser Theile wäre gewiss vielen Lesern angenehm gewesen; (beym Königr. Italien ist die Angabe der Zahl der Departem. und Cantons ganz vergessen worden) — eine noch fleissigere Anzeige der Längen- und Breitenangaben der Oerter — die Verweisung von einer Stelle, wo man einen Artikel suchen könnte, auf andere wo er stehet (z. B. unter *Inseln* auf Sieben-Inseln-Republik) — und vornemlich die Anzeige der deutschen Aussprache und Betonung ausländischer (vornemlich englischer, polnischer u. s. w.) Namen. Um dadurch den Umfang des Taschenbuchs nicht zu sehr zu vermehren (wiewohl einige Bogen mehr keinen grossen Eintrag thun) kann vielleicht der zu oft beybehaltene erzählende oder beschreibende Vortrag, der allemal wortreicher seyn muss, durchaus in einen kurz andeutenden oder rubricirenden verwandelt werden. Dann werden auch nicht solche unangenehme Wiederholungen vorkommen, wie S. 214. „Wallis macht eine eigene Republik *aus*, und Neuenburg *macht* jetzt ein eigenes französ. Fürstenthum *aus*.“ Da während des Drucks manche Veränderungen vorgefallen sind, so ist überall im Fortgang des Abdrucks auf die jedesmal benannten Veränderungen Rücksicht genommen, das übrige aber in Nachträgen und Verbesserungen mitgetheilt.

CHEMISCHE WÖRTERBÜCHER.

Chemisches Wörterbuch, von *Martin Heinrich Klaproth*, d. W. W. D. u. Kön. Preuss. Obermed. und Sanitätsrath in Berlin etc. und *Friedrich Wolf* d. W. W. D. und Prof. am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin. Erster Band. A bis D. In der Vossischen Buchhandl. in Berlin. 1807. 690 S. in 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Es ist jetzt eine im Reiche der Literatur sehr gewöhnliche Erscheinung, dass die Herausgabe einer Schrift, die Beyfall gefunden hat, eine Menge ähnlicher veranlasst, und so lässt sich denn auch die Erscheinung dieses Wörterbuchs zu einer Zeit erklären, in der es gar nicht an chemischen Wörterbüchern fehlt. Die Vossische Buchhandlung hatte wahrscheinlich calculirt, dass ein chemisches Lexicon kein übler Verlagsartikel sey, und bestellte sich daher diese Arbeit bey Herrn Wolf; und in der That, hätte sie sich nicht besser adressiren können, denn Hr. W. ist dem Publikum schon längst als ein ungemein fleissiger Compilator bekannt, dem die Arbeit so recht unter den Händen wegfliegt, wie seine Uebersetzungen von Fourcroy's Chemie, Thomson's Chemie etc. sattsam bewiesen haben. Da indessen Wolfs Name doch zu wenig Zutrauen bey dem chemischen Publikum zu finden schien, so wurde wahrscheinlich der berühmte Klaproth erbeten, unter seiner Firma das neue literarische Produkt in Schutz zu nehmen. Das ist unsere Hypo-

Digitized by Google

these über die Entstehung dieses Wörterbuchs, und wir müssen sie so lange beybehalten, bis wir eines bessern belehrt werden. Aufrichtig gesagt, wir bedauern es, den Namen eines Klaproths an der Spitze eines Werks zu lesen, das ein Kind der geflügelten Eile und nicht des sorgfältigen Fleisses ist, und dem so ganz alle Spur von Originalität fehlt.

„Der Zweck, sagen die Verf. in der Vorrede, welchen wir bey der Bearbeitung des gegenwärtigen Wörterbuchs vor Augen haben, war, einen mittlern Weg zwischen zu grosser Ausführlichkeit und zu gedrängter Kürze einzuschlagen.“ Dadurch ist nun nichts Ganzes und nichts Brauchbares entstanden. Hätten die Verf. etwas erschöpfenderes geliefert, so wie Meyers Werk in Arau vielleicht werden dürfte, so hätten sie einem Bedürfnisse abgeholfen, und verdienten den Dank der Leser; allein so haben sie ein überflüssiges Buch mehr zu Tage gebracht, das im Grunde nichts anders als ein Handbuch der Chemie in alphabetischer Ordnung ist. Die Spuren der Eile wird ein jeder nur einigermassen aufmerksame Leser finden, wir begnügen uns daher nur noch einige Bemerkungen beyzufügen.

Bey dem Artikel *Abgiessen* ist sowohl auf *Müllers* Dekantirmaschiene; als auch auf *Sieglings* pharmaceutischen Heber verwiesen, keinesweges aber angegeben worden, dass diese Operation am Besten in weiten Kolben verrichtet werden kann, die man auf Strohkränze stellt, und allmählig in die geneigte Lage bringt. Es hätte auch die von *Hahnemann* beschriebene Geräthschaft mit angeführt werden sollen. — Der Grund der Erscheinung, welche das *Abknistern* darbietet, ist wohl weniger dem Krystallwasser zuzuschreiben, als der Structur dieser Substanzen selbst. Unter den Namen *Aethiops* sind nicht blos die Schwefelquecksilber, sondern auch das unvollkommene Eisenoxyd aufgestellt. Dadurch, dass die Verf. auch alle Fossilien als einzelne Artikel aufgenommen haben, und nicht nur ihre äusserlichen, sondern auch chemischen Verhältnisse aufstellen, überschreiten sie von selbst auf einer Seite die Gränze, die sie gezogen haben. Der Artikel *Ameisensäure* ist im Verhältniss gegen andere mit einer zu grossen Ausführlichkeit bearbeitet worden. So ist in demselben *Vauquelin's* und *Fourcroy's* neue Analyse fast wörtlich mitgetheilt, und das ist auch der Fall mit vielen andern, z. B. *Amnische Flussigkeit*, wo *Vauquelin's* und *Buniva's* Versuche mit grosser Raumversplitterung abgedruckt sind, ja jede einzelne Erscheinung, welche die Reagentien damit hervorbringen, beschrieben ist. Aeusserst kurz hingegen ist der Artikel *Analyse* ausgefallen; über den ein *Klaproth* so sehr viel Belehrendes hätte sagen können, und wohl auch gesagt haben würde, wenn er thätigen Antheil an dem Buche selbst genommen hätte. *Arsenik*. Die arsenigte Säure stellen die Verf. als ein Oxyd auf, was doch keinesweges zu billigen ist, da sie alle Eigenschaften einer Säure besitzt, und mit andern Säuern keine metallischen Mittelsalze bildet. Die Verbindung des Arseniks mit Wasserstoff soll unter dem Artikel arsenikhaltiges Wasserstoffgas abgehandelt werden, der hier noch fehlt, wahrscheinlich wird er erst im Buchstaben W vorkommen. Auf Berthollets wichtige Entdeckungen, die Affinität betreffend, ist leider! fast gar keine Rücksicht bey den Erklärungen genommen worden.

Peter Joseph Macquer's chymisches Wörterbuch, oder allgemeine Begriffe der Chymie nach alphabetischer Ordnung. Aus dem Französischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt, von Dr. *Johann Gottfr. Leonhardi*. Dritte ganz umgearbeitete Ausgabe, mit Hinweglassung der blossen Vermuthungen und mit Ergänzungen durch die neuern Erfahrungen, veranstaltet von Dr. *Jer. Benjam. Richter*. Erster Theil. A — D. in der Weidmannischen Buchhandlung, Leipzig, 1806. 684 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Wenn irgend ein Buch sehr viel zur Ausbreitung einer Wissenschaft beygetragen hat, so war es das Werk des verewigten Macquer; es hatte aber auch das Glück, zwey guten Uebersetzern in die Hände zu fallen, erstlich dem berühmten Pörner, u. dann Hrn. Hofr. Leonhardi, die beyde es mit einem reichen Schatz von Literatur ausstatteten. In jenen frühern Zeiten hat dieses Buch manchem wenig begüterten Freunde der Chemie die Stelle einer ganzen Bibliothek vertreten, und war oft der Rathgeber angehender Chemiker.

Allein seit der letztern von Dr. Leonhardi gemachten Ausgabe hat die Wissenschaft eine ganz andere Gestalt angenommen, und ist sowohl intensive als extensive sehr erweitert worden; das Wörterbuch war daher seit geraumer Zeit kaum noch brauchbar, und es war erfreulich, dass die Verlagshandlung eine neue Ausgabe ankündigte, und durch den leider! zu früh verstorbenen Dr. Richter besorgen liess. Unsere Freude wurde aber sehr herabgestimmt, als wir vorliegenden ersten Theil erhielten; denn wir erwarteten nichts weniger als eine dem jetzigen Geiste der Wissenschaft gemässe gänzliche Umarbeitung dieses Werks, ja sogar eine durchaus andere Anordnung der einzelnen Artikel, eine Verschmelzung der einzeln zerstreueten Bemerkungen zu einem Ganzen, und eine Ergänzung der Literatur, und finden von dem allen nichts. Zuerst ist die ganz alte Ordnung, so zweckwidrig sie jetzt ist, beybehalten worden, ja sogar die alte Nomenclatur fast ohne Abänderung neben der neuen stehen geblieben; und dann hat zweytens Hr. R. auch das Zerstreuete zerstreut gelassen, die einzelnen Artikel nicht ganz umgearbeitet, sondern das Neue an das Alte gereihet, wodurch das bunteste Haufwerk entstanden ist, das man je gesehen hat. Die Literatur hat dabey nichts gewonnen. Der verewigte Rich-

Digitized by Google

ter, der als praktischer Scheidekünstler jedem Chemiker unvergesslich seyn wird, war, wie man hieraus sieht, nicht der Mann, der ein solches Unternehmen glücklich hätte ausführen können; er übersah das Ganze nicht, er hing zu sehr am Einzelnen, es fehlte ihm an einem wahren philosophischen Geiste, und zum Unglück war er nicht Literator, daher er nicht einmal eine vollständige Sammlung der einzelnen Erfahrungen zu Stande bringen konnte. Glücklicherweise ist nur der kleinste Theil dieses Werks erst erschienen, und es steht zu hoffen, dass die Verlagsbuchhandlung die Fortsetzung einem Chemiker auftragen wird, der dem Unternehmen gewachsen ist. Der verewigte Richter glaubte alles geleistet zu haben, wenn er das hinweg liess, was mit neuern Erfahrungen unverträglich war, und was sich bloss auf Vermuthungen gründete, und wenn er das Neue hinzufügte, was ihm bekannt war. Damit werden aber unsere Anforderungen nicht befriediget. Eine Menge praktischer Details, die sehr interessant sind, theilt uns R. aus dem reichen Schatze seiner eignen Erfahrungen mit, und es ist um so mehr zu bedauern, dass sie sich unter dem andern übelzusammen gebrachten Haufwerk verlieren. Wir halten es für unsere Pflicht, auf das Wichtigste die Leser aufmerksam zu machen. S. 11. lehrt R. die Darstellung eines reinen Schwefeläthers auf die vortheilhafteste Art, auch macht er manche nützliche Bemerkung über die Darstellung des Salzäthers. S. 74 ist bey dem Alaun eine Tabelle beygefügt, aus der man, vermittelst des specifischen Gewichts der reinen wässerigen Alaunauflösung ihren Alaungehalt erkennen kann. S. 90 eine ähnliche Tabelle, welche die Mächtigkeit einer Glaubersalzauflösung bestimmt. S. 93 ist eine Methode angegeben ein ganz salz- und schwefelsäurefreyes Natrum zu gewinnen. S. 96. Eine Tabelle, um den wahren Gehalt einer reinen wässerigen Auflösung des ätzenden und milden Natrums aus dem specif. Gewicht zu bestimmen. S. 113 eine gleiche Tabelle für das Kali und S. 121 für das Ammonium. Unter dem Artikel Alkali, phlogisticirtes finden wir auch die neuen Versuche Richters, ein weisses blausaures Kali darzustellen. Der Verf. nimmt die Ameisensäure als eigenthümliche Säure auf, erzählt seine angestellten Versuche und giebt S. 175 die Neutralitätsverhältnisse derselben mit den Basen an. Sehr interessant ist S. 196 der Artikel Aräometer; hier ist der Verf. ganz zu Hause, und lehrt uns auch die Einrichtung seiner eignen Aräometer. S. 252 lehrt uns der Verf. eine neue Methode kennen die Arseniksäure darzustellen. Ausführlich ist der Artikel Brennbares, und darin des Verf. Lieblingshypothese, dass das Phlogiston das Princip des Lichts sey, ausführlich entwickelt. Sehr interessant und reichhaltig an eignen Versuchen ist der Artikel Chromium. Der Verf. war im Besitz von fast 1½ Pfund rothen sibirischen Bleyspath, und er opferte diese ganze Menge auf, um absolut reines Chromium, sowohl in Oxyd- als Säurenform darzustellen. Auch gelang ihm die Darstellung des Chrommetalles sehr gut. Das Metall ist weissgrau, äusserst spröde, und unter allen Metallen das leichteste, indem sein spec. Gewicht nicht mehr als 590 gegen destill. Wasser beträgt. Im heftigen Feuer bey dem Zugange der Luft oxydirt es sich sehr leicht, aber sonst ist es an der Luft beständig, selbst an feuchter Luft oxydirt es sich nicht. S. 587. beschreibt der Verf. die chromiumsauren Neutralsalze, die bis jetzt noch unbekannt waren. Das chromiumsaure Kali, giebt kleine undeutliche, an der Luft feucht werdende Krystallen, und eben so verhält sich auch das chromiumsaure Natrum. Grössere Krystalle verschiedener Form geben diese Salze, wenn sie mit Säure übersetzt sind. Sie sind dann auch weit stärker gefärbt. Das chromiumsaure Ammoniak schiesst in nadelförmigen Krystallen an, ist in Weingeist unauflöslich, und zichet ebenfalls die Feuchtigkeit der Luft nicht unbeträchtlich an. Die chromiumsaure Talkerde giebt kleine prismatische Krystalle, welche dem Feuchtwerden an der Luft weniger ausgesetzt sind. Ausser dem Angeführten finden sich noch eine Menge praktische Bemerkungen, die uns den Verlust des Verfassers um so fühlbarer machen.

DEUTSCHE SPRACHE.

Gleich- und ähnlich-lautende Wörter der deutschen Sprache, für den Jugend- und Selbstunterricht zusammengestellt. — *Zweyte*, mit ergänzenden und verbessernden Zusätzen versehene *Ausgabe* als Versuch einer deutschen Homöophonik, von *Friedrich Erdmann Petri*, Professor am Gymnasium zu Fulda. Pirna, bey Friese. 1807. (12 Bogen, 10 gr.)

Die *Homöophonik* des Verfassers, die im Jahre 1805. erschien, ist das brauchbarste Buch für die gleich- und ähnlich-lautenden Wörter der deutschen Sprache, weil es nicht allein sehr reichhaltig und vollständig ist, sondern auch die ähnlichlautenden Wörter durch Redensarten verbindet, von denen nur einige *etwas zu gesucht* seyn dürften. Diese brauchbare Schrift scheint aber, vielleicht ihres Titels wegen, nicht so bekannt und besonders nicht unter den Lehrern der Jugend so verbreitet worden zu seyn, als sie es verdient. Desshalb war es zweckmässig, dasselbe Werk mit einem andern — dem grössern Publikum geläufigeren — Titel noch einmal auszugeben. Diess kann man in diesem Falle für keine Buchhändler-Speculation ausgeben, da wahrscheinlich das Buch unter dem neuen Titel in weitern Umlauf kommt, und der Verf. die Sache selbst in der Vorrede zu dieser *zweyten* Ausgabe — nicht: Auflage — genau berichtet. Auch hat der Verf. *zwey und einen halben Bogen Verbesserungen und Zusätze* zu dieser zweyten Ausgabe gearbeitet, welche den Werth und die Brauchbarkeit dieser Schrift erhöhen. — Da nun der Verf. ausser dieser Schrift, auch ein *Verdeutschungswörter-*

buch (vergl. die Anzeige davon, Nr. 50. in dieser Lit. Zeit. 1807.) und eine *Schriftkürzungslehre* herausgegeben hat, wodurch er seine Thätigkeit im Felde der deutschen Sprache beurkundet; so fordern wir ihn auf, nun auch die *Synonymen* der deutschen Sprache zu bearbeiten. Denn, ob wir gleich die trefflichen *beyden* Schriften von *Eberhard* über diesen Gegenstand kennen; so wird es doch nöthig, bey allen denjenigen Wörtern, welche in jenen Schriften noch nach dem Buchstaben der Wolfischen Philosophie erklärt sind, eine andere Bedeutung und Geltung aufzustellen, und dies im Geiste der *neuern Philosophie*, doch ohne ausschliessende Anhänglichkeit an irgend ein herrschendes System. Dies scheint eine Arbeit zu seyn, zu welcher Hr. Prf. *Petri* mit den hinreichenden Vorkenntnissen kommt. Nur müsste ein solches Werk für den *pädagogischen* Gebrauch nicht *zu* stark werden!

Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeit-Wörter mit den verschiedenen Wortformen, insonderheit mit dem Dativ und Accusativ, oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, Ihnen und Sie etc. von *M. J. C. Vollbeding. Vierte*, verbesserte und mit vielen Beyspielen, einer theoretischen Einleitung und einem Anhange zu Vermeidung der übrigen Sprachfehler vermehrte Auflage. — Berlin in der Buchhandl. des Commerz. Raths Matzdorff. 1807. 308 S. 12. (1 Thlr.)

Wer es aus Erfahrung weiss, wie oft in der Mark und in dem Wittenbergischen Kreise des Königreiches Sachsen der Dativ und Accusativ verwechselt wird; der muss sich freuen, dass dieses bekannte Wörterbuch bereits die vierte Auflage erlebt hat, da der praktische Werth dieser kleinen (nur zu hoch im Preise angesetzten) Schrift schon in den vorigen Auflagen anerkannt war und durch die Zusätze zu dieser vierten Auflage noch erhöht worden ist.

Taschenwörterbuch der deutschen Sprache. Als die zweyte, völlig umgearbeitete, mit einheimischen und fremden Wörtern vermehrte Ausgabe des Handwörterbuches der deutschen Sprache. Leipzig, bey Rabenhorst, 1807. 448 S. in gesp. Col. Taschenformat, (2 Thlr.)

Eine genaue Vergleichung mit der ersten Ausgabe hat den Rec. belehrt, was er nun seinen Lesern versichert, dass diese Ausgabe den Namen einer *gänzlich umgearbeiteten* mit dem vollesten Rechte verdient. Manche ehemalige Artikel und Theile desselben sind, wenn sie unzweckmässig schienen, weggelassen worden, dagegen sind viele beträchtlich erweitert und mehrere neue aufgenommen; die Bedeutungen der Wörter aber sind naturgemässer geordnet. Die besten Hülfsmittel sind benutzt; nur Eberhards Synonymik hätte der Verf. noch fleissiger brauchen sollen. Das Hochdeutsche, sowohl der classischen Schriftsteller als der gebildetern Classe der Bewohner des nordöstlichen Deutschlands, vornemlich Obersachsens, ist zum Grunde gelegt, doch sind die gewöhnlichern Provincialismen, vornemlich von Oberdeutschland, aufgenommen. Der Verf. dessen Hauptzweck war die im Augenblick nöthigen oder gesuchten Sprachbelehrungen in orthographischer, grammatischer, etymologischer und zum Theil auch stylistischer Hinsicht mit möglichster Kürze und Raumersparniss zu geben, hat zwey Classen von Lesern dabey vor Augen gehabt, theils geborne Deutsche, theils der deutschen Sprache nicht ganz unkundige Ausländer. In dieser doppelten Rücksicht durfte er die im gemeinen Leben oder der Umgangssprache gewöhnlichen fremden Wörter nicht ganz weglassen (er bemerkt aber, wie sie deutsch gut und verständlich ausgedrückt werden können, meistentheils); dagegen überging er nunmehr einen grossen Theil der mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter, auch die, welche bloss die eigentlichen Bedeutungen des Stammwortes und Vorsetzwortes in sich vereinigen. Die mannigfaltigen, oft verwickelten Bedeutungen der Stammwörter, Präpositionen und Partikeln sind desto vollständiger aus einander gesetzt worden. Die Endsylben, welche die Bedeutung des Stammwortes modificiren (wie *heit*, *keit*) sind besonders aufgeführt, um viele durch sie gebildete Wörter weglassen zu können. Von deutschen Kunstwörtern und Eigennamen sind nur die vornehmsten (und in dieser Ausgabe mehrere als in der vorigen) aufgenommen, um das Werk nicht zu sehr zu vergrössern. Durch den Gebrauch von Zahlen und Buchstaben ist sehr viel Raum erspart worden. Zur grössern Vollkommenheit des Wörterbuchs würde noch gehören, dass, wo es nöthig ist, die Sylbe, auf welcher der Ton liegt, bezeichnet wäre.

ELEMENTARBÜCHER FÜR DEN UNTERRICHT IN DER FRANZÖS. SPRACHE.

Le Correspondant François, ou Modèles de Lettres Françoises sur toutes les occurrences de la vie sociale, à l'usage des jeunes personnes, des gens d'affaires et des commerçans. Avec des Observations pratiques sur la manière d'écrire des lettres en général, sur leur forme, le cérémonial. Le tout accompagné de pièces d'une utilité générale, telles que des contrâts, des protêts, — des testamens, des certificats des procurations etc. par Jean Henri Meynier, Lecteur de langue Franç. a l'Univers. d'Erlang. 8. à Hof chez G. A. Grau. 1806. VIII. 548 S. (1 Thlr. 20 gr.)

Digitized by Google

Auch mit dem deutschen Titel:

Französische Briefmuster. Zweyter Theil. (Der erste ist bereits angezeigt). Enthaltend einen vollständigen französ. Briefsteller über alle Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens. — Nebst einer praktischen Anweisung zum Briefschreiben (in deutscher Sprache), *und einer Sammlung* aussergerichtlicher Aufsätze, als Kauf- und Miethcontracte, Assignationen, Ehepakte, Attestate etc.

Der weitläufige Titel, der uns einer Inhaltsanzeige überhebt, beschränkt zugleich den Raum zu einer Critik. Nur wenige Bemerkungen können hier noch Platz finden. S. 226. heisst es: La perte de Mr. de Tellier, *que vous venez de faire.* Diese Construction ist nicht *musterhaft.* Besser wäre: *La perte qué vous — faire de Mr. de T.* S. 228. *je me donne l'honneur*, warum nicht *j'ai l'honneur?* S. 253. *rappellez vous aux.* Nach *rappeller* darf *à* nicht vor dem Gegenstande des Erinnerns stehen, sondern der blosse Artikel. Was sind S. 294. *les grandes bourses?* S. 297. unten *à me mettre plus à l'aise*, das doppelte à ist missfällig. Etwa: adoucir mon sort? S. 324. *lettres supplicantes* ist nicht Französisch. — S. 345. *leur ignorance des peines* — Besser war: *l'ignorance où ils se trouvent des* — S. 314. *une grande activité de l'Economie* — soll wohl *esprit d'économie* seyn. S. 452. Z. 2. *tirer de l'Amérique de cette place.* — Hier muss *de cette place* nach *tirer* stehen. S. 453. *durant les affaires polit. la peau a été méprisée* klingt sonderbar. S. 460. steht *longueur* für *mesure.* Ebendas. Z. 8. couteaux de chasse *d'agathe* — soll wohl *à manche d'agathe* heissen. S. 488. unten sollte *selon votre promesse* nach *feriez* stehen, und S. 492. für *laisser la marchandise donner la m.* Der Heyraths-Contract ist ein Muster des steifen Geschäftstyls, der allmälig aus der Mode zu kommen scheint.

2. *L'Énéide traduite par Jaques Delille avec des remarques explicatives et des notes en Allemand* par *J. H. Meynier.* — Premiere partie, contenant les cinq premier livres. A Cobourg et Leipzig, chez *J. C. Sinner.* 1806. VI. und 290 Seiten. (20 gr.)

Eine sehr leichte Arbeit. Die Noten sind mehr eine Uebersetzung, oder Umsetzung der poëtischen Construction in die prosaische als Scholien, die über den Sinn Rechenschaft geben. Der Druck ist correct, aber nichts weniger als schön, und doch wird die Ausgabe, dieser Anlage nach, ziemlich theuer werden.

3. *Kleines franz. Lesebuch für Anfänger und Geübtere, enthaltend franz. und deutsche Aufsätze über Gegenstände der Natur, der Kunst etc. sammt Briefen und einer Auswahl kleiner Gedichte*, von *J. G. Cleminius.* Königsberg, bey Friedrich Nicolovius. 1806. 8. 224 S. (16 gr.)

Ist eine Ergänzung der im nemlichen Verlage herausgekommenen Grammatik von P. Vernon deren Absatze wohl der hohe Preis hinderlich seyn mag. Brauchbar sind die Stücke alle, nur für Kinder dürften manche nicht unterhaltend seyn. Z. B. S. 21. die nur den Kaufmann interessirende Abhandlung von Leinwand, voll ausländischer, barbarischklingender Wörter. Zweckmässiger sind die Briefe, die Scenen aus Molières Avare. — Von Nr. 12. an stehen die Anmerkungen nicht mehr unter jeder Nummer, sondern am Ende des Werkes, gewiss nicht ohne Zweck. Die Trägheit des Besinnens findet hier ein Gegengewicht in der Beschwerde des Nachschlagens.

4. *Materialien zum Uebersetzen ins Französische bestehend aus Uebungen der Hauptregeln, Erzählungen, Gesprächen, Briefen, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten*, von *Fr. Th. Kühne*, Prof. abendländischer Sprachen an der Julius Carls-Universität zu Helmstädt. *Zweyter Theil.* Braunschweig, bey *Carl Reichard.* 1806.

Auch besonders unter dem Titel:

Sammlung auserlesener Briefe zum Uebersetzen ins Französische für Anfänger und Geübtere etc. XIV. und 272 Seiten in 8. (21 gr.)

Der Verf. ist schon zu vortheilhaft bekannt, als dass es nöthig wäre zum Lobe seiner Schriften viel zu sagen. Auch hier ist das Deutsche rein, aber dem Französischen so angepasst, dass man eben so wenig Gallicismen als Germanismen darin findet, eine Vorsicht die dem Anfänger sehr zu statten kommt. Freylich kann einer den ganzen Band durch übersetzt haben, und doch in Verlegenheit gerathen, wenn er über hunderterley Dinge des gemeinen Lebens schreiben soll. Aber welche Sprache lässt sich erschöpfen. Der Lehrling ist immer glücklich, wenn er nur lauter Dinge lernt, die richtig und anwendbar sind. Statt des *Verlags* wäre ein Verzeichniss der Druckfehler zu wünschen gewesen, an welchen kein Mangel ist. Z. B. S. 161. *Posten* für *Pesten.* S. 242. *Escauboau* für *escabeau.*

Digitized by Go

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

94. *Stück, den 24. Juli 1807.*

CIVILRECHT.

Ueber die Collation der Descendenten. Ein civilistischer Versuch von *Karl Pfizer*, Amtsschreiber in Stuttgart. Stuttgart 1807. XVI. und 632 S. in 8. (3 Thlr.)

Der Verf. beginnt §. 1. mit der *Geschichte der Collation*, verspricht, nur das aufzunehmen, was die Natur dieses Instituts in ihren allgemeinen Beziehungen erläutere, und unterscheidet *drey Perioden*, nämlich, pratorisches Recht, Verfügungen der Imperatoren bis auf Justinian und neuere Verordnungen des letztern, uneingedenk, dass die erste Periode oft in die zweyte hineinlaufe, die dritte hingegen grösstentheils nicht Geschichte, sondern geltendes Recht enthalte. Nach einigen Bemerkungen über die Gränzen der väterlichen Gewalt und das Erbrecht der Descendenten, wie es die Gesetze der 12 Tafeln bestimmten, kommt er §. 6. auf die bonorum possessio contra tabulas und unde liberi; die mit ihnen zu gleicher Zeit entstandene Collations-Pflicht der Emancipirten sieht er §. 7. als ein Mittel an, durch welches der Prätor der Ungleicheit zuvorkam, die dann unvermeidlich war, wenn sui und emancipati unbedingt gleiches Erbrecht erhielten, obschon jene für den Erblasser und diese für sich selbst erworben hatten. Nichts geschieht für Ausmittelung der Zeit, wenn jene bonorum possessiones und diese Verbindlichkeit entsprungen, die bekannte Stelle beym Cic. in Verr. I. 44. bleibt unbenutzt; die Frage: Ob die Collation Bedingung der B. P. gewesen sey? wird ohne Rücksicht auf Paul. R. S. V. 9. 4. und auf l. 13. D. de cond. c. d. c. n. 5. §. 8. verneinend entschieden, die damit verwandte Untersuchung: Welche Verfügungen dann, wenn die Collation ganz unterblieben sey, eingetreten und wie die Worte: transferenda est possessio in l. 2. §. 9. D. de coll. ingleichen die Schlussworte der l. 3. pr. D. eod. zu verstehen sind? übergangen und der Fall, wenn ein suus sich selbst succedirte und ex ed. unde legitimi oder unde proximi cognati (l. 2. pr. D. unde legit. l. 1. §. 11. D. de succ. ed.) ein versäumtes Erbrecht nachholte, gar nicht berührt. Im 9ten und den folgenden §§. bis zum 19ten zeigt der Verfasser, dass die Collation bey Emancipirten unter sich und bey der testamentarischen Erbfolge gar nicht, auch nicht gegen alle suos Statt gefunden habe; erörtert das Verhältniss, nach welchem conferirt wurde, beweiset, dass auch der Conferirende an dem Conferirten pro rata Theil genommen habe und nennt die der Collation nicht unterworfenen Gegenstände. Dabey erklärt er sich für die Cujacische Abänderung der l. 1. §. 16. D. de conj. cum. em. lib. und lieset im Anfange dieses §. *ex defuncto alio emancipato duo nepotes in potestate*, ohne zu bedenken, das Scaevola, den doch Ulpian mit den Worten: „eleganter tractat" anzieht, alsdann nichts entschieden hätte, als was bereits im §. 14. in fin. entschieden war; auf das alte vor Julian (cf. l. 2. tit. laud. l. 1. §. 13. D. de ventre in poss. mitt.) bestandene prätorische Successions-System hingegen, nach welchem der emancipirte Sohn den in väterlicher Gewalt verbliebenen Enkel ausschloss, ferner auf die Fragen: In wie fern der emancipirte Vater an dem, was dem in väterlicher Gewalt gebliebenen Enkel von einem andern emancipirten Onkel conferirt wurde, Theil genommen habe? Ob ein enterbter suus, der querelam inofficiosi angestellt habe, berechtigt gewesen sey, von dem per B. P. C. T. zur Erbschaft berufenen Emancipato die Collation zu verlangen? Auf alles diess ist kein Absehen gerichtet worden, obgleich die l. 20. pr. D. d. B. P. C. T. und l. 1. §. 14. D. de conj. c. em. lib. den Vf. dazu aufforderte und bey der ersten dieser Fragen die rechtliche Natur von collatis sehr schicklich hätte entwickelt werden können. Der Verf. wendet sich vielmehr §. 21—28. sofort zur *collatio dotis*, bestimmt deren Zweck, die Herstellung der Gleichheit unter den Kindern als solchen, und beweiset die Verbindlichkeit der Tochter, sowohl gegen emancipatos als gegen suos zu conferiren. Einen Beweis für das erstere findet er in der l. 7. D. de coll. dot. indem er meint, der Jurist Paulus habe in diesem Fragment aus dem 6ten von Papinian herrührenden Fragmente den Gegensatz gebildet. So hätte also *Paulus* die Stelle, die einem Bruchstücke aus seinen responsis von Tribonian angewiesen werden würde,

drey Jahrhunderte vorher geahndet? Diess ist ein auffallender Irrthum; die l. 7. besteht für sich und stellt den einfachen Satz auf, dass die Tochter nicht conferire, wenn die Brüder aus einem andern Rechtsgrunde Erben werden. Die Worte fratribus, cum — *sunt*, bekraftigen diese Behauptung. —

Eben diese collatio dotis beschäftigt den Verf. in der *zweyten Periode* und er handelt §. 29—37. vorzüglich von der in der l. 1. pr. D. de coll. dot. erwähnten Verordnung Antonins, ingleichen von der l. 4. C. de collat., welche von Gordian herrührt. Die Veränderungen, die durch die l. 17. C. eod. in der Lehre von der Collation entstanden, schliessen diese Periode. So richtig auch die letztern entwickelt sind; so hätte doch eine der wichtigsten, die, dass nunmehr auch die dos und donatio propter nuptias, welche von weiblichen Adscendenten herrührt, conferirt werden müssen, dass also die Collation von ihrem Verhältnisse zur väterlichen Gewalt sich loszumachen anfängt, mehr herausgehoben, es hätte hier schon von dem Einflusse, den die Entstehung des peculii adventitii auf die Collationspflicht hatte und der in der l. 17. laud. angedeutet wird, gehandelt werden sollen. Auch irrt der Verf., wenn er den Grundsatz, dass eine Tochter, die der väterlichen Erbschaft sich enthalte, die dotem nicht conferire, als eine Neuerung dem Mark Aurel zuschreibt. Dieser Satz war schon vom Antoninus Pius ausgesprochen, l. 1. pr. D. de collat. dot. indem dieser die Tochter nur dann zur Collation verpflichtete, si modo paternis bonis se misceat. Eben so wenig kann Rec. dem Verf. beystimmen, wenn derselbe p. 74. behauptet, dass die sua nur die dos profectitia conferirt habe. Die l. 4. C. de coll., welche dem ganzen Zusammenhange nach von einer filia familias zu verstehen ist, verordnet mit dürren Worten, dass den suis dos profectitia et adventitia, den emancipatis aber bloss die erstere conferirt werden solle. Auch ist diess nicht unbillig. In Hinsicht der dos adventitia stand die filia familias gegen die suos gerade in dem Verhältnisse, in welchem sich die emancipati befanden. Auch sie erwarb etwas für sich, was sie, wäre sie in väterlicher Gewalt geblieben, dem Vater erworben hätte. Sie musste sie also aus demselben Grunde conferiren, aus welchem die Emancipirten conferirten. Hätte sie aber die d. adv. auch den Emancipirten conferiren müssen, so hätten diese an etwas Theil genommen, worauf sie nie Anspruch hatten, es hätte sich denn der Grundsatz, dass Emancipirte unter sich conferiren, weit früher gebildet, als es wirklich der Fall ist.

Die *dritte Periode* hebt §. 34. mit der Verordnung an, dass Descendenten der verschiedenen Grade die dos gegen einander conferiren sollen; (l. 19. C. de coll.) dieser folgt §. 39. die in l. 20. enthaltene Bestimmung, dass alles, was in den Pflichttheil gerechnet werde, auch in einem gewissen Falle die reine Schenkung, conferirt werden müsse. Erst im §. 40—42 geschieht des peculii adventitii und der darauf Bezug habenden l. 21. C. eod. Erwähnung, und der Verf. nimmt an, dass nunmehr Zweck und Object der prätorischen Collation aufgehört, für die noch jetzt gültige Collation aber sich neu gebildet habe. Die Disposition, dass auch bey der testamentarischen Erbfolge die Collation Statt finde, (Nov. 18. 6.) ingleichen die Folgen der Nov. 115 und 118. für die Lehre von der Collation machen den Beschluss der Geschichte. Der passende Uebergang auf Nov. 18. 6., den l. 39. §. 1. D. Fam. erc. und l. fin. C. commun. utriusque iud. darboten, übersieht der Verfasser, und die Nov. 97. c. 6. wird gar nicht erwähnt.

Den Weg zur eigentlichen Abhandlung bahnt erst noch eine *Einleitung*, in welcher der Vf. §. 48. bis mit 56. die Collation im engern Sinne, und von der Collation, die jeder Testator seinem Erben anbefehlen kann, unterschieden, als *die auf eine Rechtsvermuthung gegründete Handlung, vermöge welcher ein Descendent als Erbe seines Adscendenten gewisse Objecte, welche er aus dem Vermogen seines Adscendenten oder zwar von einem Andern, aber in Rücksicht seines Adscendenten erhalten hat, in die gemeinschaftliche Erbmasse einwirft*, darstellt und *Gleichheit unter den Descendenten als solchen* den *Zweck* derselben, *vermuthete gleiche Neigung der Adscendenten* hingegen ihren Grund nennt. Dass diese Definition trotz der vielen Worte mangelhaft sey, ergiebt sich auf den ersten Blick. Nicht bloss das, was der Descendent selbst erhalten hat, und nicht in die gemeinschaftliche Erbmasse, sondern andern miterbenden Descendenten wird conferirt; nicht die Handlung des Conferirens, sondern das Gesetz, das es befiehlt, gründet sich auf eine Rechtsvermuthung.

Die *Abhandlung selbst*, welche am natürlichsten an die Beantwortung der Fragen: Von wem, gegen wen, was und wie conferirt werde? geknüpft werden konnte, erhält eine weit schwerfälligere Ordnung. Im *ersten Abschnitte* werden §. 57—70. die *wesentlichen Bedingungen der Collation*, in Beziehung auf die Personen und Objecte vorausgeschickt. Der Vf. zeigt, dass nur Descendenten und nur dann, wenn sie Erben werden, conferiren müssen. Das letztere deducirt er hauptsächlich aus dem Grundsatze, weil die Collation kein für sich bestehendes von der Erbfolge unabhängiges Institut sey. Den Gesetzen, welche gewöhnlich für die Behauptung, dass nicht erbende Descendenten auch nicht conferiren, angezogen werden, spricht er alle Beweiskraft ab, weil sie sich auf das ältere Collations-Institut beziehen. Allein billig hätte er bedenken sollen, dass der Zweck des ältern Collations-Instituts ebenfalls die Erzielung einer gewissen Gleichheit unter den Descendenten war, dass dieser Zweck bey der neuern Collation nicht verdrängt, bloss erweitert worden ist, und dass ein nicht ausdrücklich abgeschafftes Gesetz fortgilt, wenn gleich die Gesetzgebung dem Rechts-Institute, für das es aufgestellt wurde, ein anderes Princip unterlegt, vorausgesetzt, dass es diesem nicht widerspricht. Der Vf. wendet sich sodann zu den *Merkmalen der conferendorum* und findet

Digitized by Google

sie darin, dass die Objecte *aus dem Vermögen der Aeltern oder in Rücksicht auf sie*, übrigens *unentgeltlich* und *unbedingt* gegeben seyn und *zunächst einen pecuniären Vortheil beabsichtigen* müssen. Rec. versteht das Wort: „unbedingt," nicht. Nimmt er es im gewöhnlichen Sinne, so würde z. B. eine militia, die der Vater dem Sohne unter der Bedingung schenkte, wenn er binnen einer gewissen Zeit Doctor wäre, der Collation nicht unterworfen seyn. Dahin kann aber des Verfs. Meynung nicht gehen. Eben so wenig gnügen dem Rec. die Gründe, aus denen der Vf. ein von den Rechtslehrern bisher vertheidigtes Kennzeichen der conferendorum, dass nämlich die Objecte an die Descendenten inter vivos gelangt seyn mussten, verwirft. Die ältern Gesetze, uber deren Gültigkeit Rec. sich so eben äusserte, und auf welche die l. 17. C. de coll. ausdrücklich verweiset, erkennen dieses Merkmal an; und wenn der Vf. von der dos, der donatio propter nuptias und der militia die Unterscheidungszeichen der conferendorum abstrahirt, so hätte er allerdings auch dieses aufnehmen sollen, zumal da Justinian l. 20. C. de coll. die Descendenten ausdrücklich zur Collation des *lucri* verbindet, *quod tempore mortis defuncti ad eos pervenire potuit*, und da in der Nov. 18. c. 6. von *dos et rebus alio modo datis* gehandelt wird, unter den *datis* aber nur Vortheile, die der Descendent *inter vivos* erhielt, verstanden werden können, wie die Worte: *oblitus datorum*, beweisen. Hierzu kommt noch, dass der Vf., wie sich nachher zeigen wird, alles, was die Descendenten mortis caussa von den Adscendenten empfangen, aus dem freylich an sich unbestreitbaren Grunde, weil die Aeltern durch dergleichen Freygebigkeiten gewisse Descendenten vorzugsweise begünstigen wollen und die Collations-Pflicht mit dieser Absicht streiten würde, der Collation entnimmt. Eine durchgehende Ausnahme ist doch aber offenbar ein Theil der Regel, und hätte sie der Vf. als solche aufgestellt, so wären eine Menge Deductionen erspart worden.

Der Vf. kehrt im *zweyten Abschnitte* §. 71—101. auf die *Personen*, welche conferiren und die Collation verlangen können, oder, wie er es nennt, auf die *Subjecte der Collation*, zurück und handelt zuerst von den *Descendenten des ersten Grades*, welche zur Intestat-Erbfolge gelangen. Er verweiset den Leser, um sie kennen zu lernen, an Glück und Koch, und würdigt blos postumos und naturales einer besondern Erwähnung. Die Frage: Ob legitimati das, was sie *vor* der Legitimation erhielten, conferiren müssen? beantwortet er bejahend. Aber war denn vor der Legitimation der Adscendent wirklich *Adscendent im rechtlichen Sinne*? Und wenn man auch jene Meynung in Absicht auf legitimatos per subseq. matrimonium vertheidigen wollte, soll sie auch bey leg. p. rspt. pr. gelten, zumal da diese nach römischem Rechte neben vorher gebornen ehelichen Kindern sich gar nicht denken lassen? Rec. vermisst überdiess eine nähere Erörterung der Collations-Pflicht von adoptirten und arrogirten, von eingekindeten Descendenten. Sie würde mit eben so vielem Rechte einen Platz in diesem Werke eingenommen haben, als die Untersuchung: Ob conferirt werden müsse, wenn ein Descendent nicht Intestat- aber Testaments-Erbe ist, wenn beyde Erbfolge-Arten oder auch extranei mit Descendenten concurriren, wenn letztere in den Pflichtheil eingesetzt sind, und wenn sie die Erbschaft cum beneficio inventarii antreten? Auch hätte bey der letztern Frage der Fall einer besondern Erwähnung verdient, wenn die Erbmasse von den Schulden absorbirt wird. Auf die Descendenten des ersten Grads folgen nun *die der entferntern*. Der Vf. verpflichtet sie unbedingt, das zu conferiren, was ihre zunächst vorgehenden Adscendenten empfingen, oder, wie es, um Missverständnisse zu verhüten, heissen sollte, zu conferiren gehabt haben würden. Was sie selbst nach dem Tode der letztern von den Adscendenten des ersten Grads empfingen, sollen sie ebenfalls conferiren, nicht aber das, was ihnen bey Lebzeiten ihrer unmittelbaren Adscendenten zu Theil wurde, und zwar um deswillen nicht, weil sie nach l. 19. C. de coll. und Nov. 118. c. 1. iure repraesentationis succediren. Der Vf. meynt nämlich, die l. 17. C. de coll. die die Descendenten des zweyten Grads auch das, was sie selbst erhielten, zu conferiren verpflichtet, habe nur einen in der angezeigten Maasse bedingten Inhalt, und es sey ein Widerspruch, als Repräsentant der Aeltern angesehen zu werden, und doch auch das conferiren zu müssen, was man erhielt, ehe man diesen repräsentativen Charakter hatte. Diesen Widerspruch, der übrigens eben so gut die vom Verf. aufgenommene Distinction treffen würde, weil Descendenten, wenn sie einmal nicht mehr und nicht weniger, als ihre Aeltern bekommen haben würden, aus der grosväterlichen Erbschaft erhalten sollen, auch das, was sie nach Annahme dieses repräsentativen Charakters erlangt haben, nicht zu conferiren brauchten, kann Rec. nicht entdecken. Wenn Justinian in der 118. Nov. c. 1. von Descendenten der entfernten Grade die Worte: *Tantam de haereditate morientis accipientes partem, quanticunque sint, quantam eorum pareus, si viveret, habuisset*, braucht, so sagt er dadurch nur so viel, dass nicht nach Köpfen succedirt, die Descendenten der entferntern Grade *nicht mehr* als ihr nächster Ahnherr bekommen sollen. Dadurch ist aber der Satz, dass sie auch *nicht weniger*, unter keiner Bedingung weniger, bekommen sollen, bey weitem noch nicht ausgesprochen. Und wie, wenn Descendenten der entferntern Grade ex testamento zugleich mit den Descendenten des vorhergehenden Grads oder lauter Descendenten des 1ten Grads und zwar nur aus Einem Stamme einem Adscendenten succediren und gar kein Repräsentationsrecht Statt findet? Weit mehr Beyfall verdient der Vf., wenn er behauptet, dass die Descendenten der entferntern Grade auch gegen die des ersten Grads, überhaupt aber ohne Rücksicht auf das, was sie aus der väterlichen Erbschaft empfangen, oder ob sie sich deren gar enthalten haben,

Digitized by Google

oder ob endlich durch die Nothwendigkeit der Collation das ganze Erbtheil verschlungen werde, conferiren müssen. Doch hätte hier untersucht werden sollen, ob und auf welchem Wege der Descendent des entferntern Grads, der in die grossväterliche Erbschaft mehr einwerfen muss, als er eigentlich nach der Erbportion, die ihm vom väterlichen Vermögen zufiel, gesollt hätte, einen Regress gegen die übrigen Descendenten desselben Grads habe. In diesem Abschnitte wird übrigens noch von der Collation derjenigen, die Descendenten titulo universali vel singulari succediren, oder die Erbschaft iure accrescendi und durch Substitution erlangen, gehandelt. Nur die Substituten werden von einer Pflicht entbunden; die aber, welche iure accrescendi erben, sollten conferiren, weil Justinian in der l. un. §. 4 et 10 C. de caduc. verordne, dass die portio deficiens cum onere accrescire. Rec. kann sich jedoch nicht überzeugen, dass Justinian unter den oneribus die Collations-Pflicht verstanden habe. Der ganze Zusammenhang des §. 2—5. die mehrmals vorkommenden Worte: „*a quibus sunt derelicta*," stehen entgegen, und die Interpretation des Vfs. streitet mit dem Zwecke des iuris accrescendi, der nur in Absicht auf Vermögen, welches wirklich im Eigenthume des defuncti war, realisirt werden kann, mit der Natur der Collations-Verbindlichkeit, die ein persönliches Verhältniss zu dem defuncto voraussetzt, und mit dem Satze, dass derjenige, der nicht Erbe wird, auch nicht conferire, weil dieser alsdann per obliquum conferiren würde. Wäre diese Interpretation aber richtig, so würde der Substitutus ebenfalls conferiren müssen, weil in besagtem §. 4. auch seiner Erwähnung geschieht. Rec. bemerkt noch, dass der Vf. blos von Vulgar-Substitution zu handeln scheint. Von den übrigen Arten der Substitution, die unter gewissen Umständen die Collations-Pflicht auch dem Substituten ganz unbezweifelt auflegen, ferner von der Nothwendigkeit der Collation bey der haereditas pactitia und der Erbfolge de communione bonorum, weiter vom Verhältnisse der conferendorum zur Quarta Falcidia, Trebellianica, Divi Pii und zu Erbportionen, die Substituten zufallen, erfährt man nichts, ob man es schon in diesem Abschnitte erwarten sollte. Der Vf. geht vielmehr auf die nähere Erörterung der Objecte der Collation über und zeigt im *dritten Abschnitte* §. 102—111., dass zwar dos, augmentum dotis, Ausstattung, donatio propter nuptias, Brautgeschenke, überhaupt alle aus einer besondern Ursache den Kindern gegebenen Unterstützungen conferiret werden müssen, dass aber der Begriff der eigentlichen Collation auf Contract-Schulden und Vorempfang auf künftige Erbschaften nicht anwendbar sey, dass Descendenten, wenn sie mit conferirenden Descendenten concurriren und selbst nichts zu conferiren haben, collationsfreye Gegenstände, bloss mit Ausnahme der donatio, nicht einwerfen, und dass der älterliche Befehl, dergleichen Objecte einzuwerfen, nur die Collation im weitern Sinne hervorbringe. Unter den Contract-Schulden erwähnt der Vf. auch die Strafen, die ein Vater für seinen Sohn bezahlt. Rec. kann diess nicht ohne Unterschied zugeben. Nur dann, wenn der Vater protestirt hat, wird er ein Klagrecht haben; ausserdem hat er den animum donandi wider sich. Hier hätten überdiess Zahlungen, womit ein Adscendent für den Descendenten eine abolitio, dispensatio, aggratiatio, kauft, ferner Vortheile, die ein Adscendent seinem Descendenten zuwendet, indem er darauf Verzicht leistet, z. B. ein Legat, das der Descendent dem Adscendenten bezahlen sollte, eine besondere Erörterung verdient.

Der 4te Abschnitt ist den Fällen gewidmet, in welchen die Collation nicht Statt findet, theils weil die wesentlichen Bedingungen nicht vorhanden sind, theils, weil Verhältnisse eintreten, die eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Aus dem ersten Grunde ist (§. 114—16.) weder von Descendenten, die nicht erben, noch gegen Miterben, die nicht Descendenten sind, zu conferiren; auch sind aus demselben Grunde Alimente und was ihrenthalben veräussert wurde, so wie Studien-Kosten, unter denen der Verf. auch die auf Erlangung akademischer Würden, auf Reisen, Bücher und Erlernung der Praxis verwendeten Ausgaben aufführt, (§. 117—28.) von der Collation frey. Der Vf. verwirft die für diese Befreyungen von den meisten Rechtslehrern aus der l. 11. C. de negot. gest. l. 32. §. 1. D. de cond. indeb. und der l. 50. D. Fam. erc. entlehnten Beweise nicht ohne Grund und leitet diese Ausnahmen daher ab, weil Alimente keine besondere Begünstigung, sondern eine im römischen Rechte anerkannte natürliche Zwangspflicht voraussetzen, Studienkosten hingegen keinen pecuniären Vortheil der Kinder beabsichtigen. Consequent genug lässt er (129—26.) die eigentliche Collation auch dann nicht Statt finden, wenn der Adscendent die Studien-Kosten animo credendi gab oder die Collation anbefahl, oder wenn der Descendent diese Kosten nicht zu dem bestimmten Zwecke verwendet hat; im letztern Falle soll condictio c. d. c. n. s., im mittlern Collation im weitern Sinne eintreten. Nach Recensentens Urtheil wird durch diese Bestimmungen die Sache nicht erschöpft. Wenn ein Adscendent seinen Descendenten Doctor werden lässt, damit er ein einträgliches Amt, ein reiches Mädchen erlange, das den Doctorhut zur Bedingung macht — wenn der Descendent wider Willen des Adscendenten promovirt und letzterer dann, um erstern nicht in Schulden stecken zu lassen oder um selbst dem Andringen der Gläubiger zu entgehen, die Promotions-Kosten bezahlt, soll auch dann nicht conferirt werden? Und wohin rechnet der Verf. die Kosten, die nicht gerade auf Studien im engern Sinne des Worts, sondern auf Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst verwendet wurden? Sind es Alimente oder Studienkosten oder müssen sie unbedingt conferirt werden? Diese Erörterungen waren wenigstens eben so wichtig, als die im §. 137—50. behandelte Frage: Ob und in wie fern in dem Falle, wenn ein Descendent ein peculium adventitium regulare hat, ange-

Digitized by Google

nommen werden könne, dass dasjenige, was er von seinen Adscendenten empfängt, aus seinem eignen Vermögen bestritten worden sey? eine Frage, die der Verf. nach gemeinem und Wirtembergischem Rechte, bloss mit Ausnahme der dos und donatio propter nuptias in Absicht auf das letztere, verneinend beantwortet. Er kehrt hierauf zur eigentlichen Collation zurück und bemerkt §. 151—56. dass die fructus aus dem peculio adventitio regulari, auf die der Adscendent Verzicht leistet, so wie Früchte und Zinsen der conferendorum selbst nicht conferirt werden, dass auch Collation in Rücksicht dessen, was ein Descendent bey der Administration des peculii profectitii gewinne, nicht Statt finden könne, weil dieser Gewinn ohnehin zur Vermögens-Substanz des Adscendenten gehöre, dass aber der einmal erfolgte Erbschaftsantritt die Nothwendigkeit der Collation selbst dann herbeyführe, wenn schon die activa von den passivis überstiegen wurden. Hieran knüpft er §. 157—68 die Lehre von der Collation der Lehen und entscheidet die hierbey einschlagenden Fragen dahin, dass alte Lehen und solche, die der Adscendent nicht aus seinem Vermögen acquirirte, sondern z. B. geschenkt erhielt, um deswillen, weil sie nie im Allodialvermögen des Defuncti waren, neuerlich und aus dem Vermögen desselben erworbene Lehen aber, in Betracht, dass der Adscendent durch Erwerbung derselben die Lehnserbfolge genehmige und die Söhne besonders begünstige, nicht conferirt werden sollen. Zu vertheidigen ist die erste Ausnahme, die der Vf. macht, dass das Geld, das der Adscendent den Descendenten gab, damit diese für ihre Person ein Lehen zu erwerben im Stande wären, conferirt werden sollte; allein die beyden andern Ausnahmen, dass der Kaufschilling der Lehen, die der Adscendent im Namen der Descendenten kaufte oder mit denen er diese belehnen liess, der Collation unterläge, stehen mit dem letztern der obigen Gründe im Widerspruche. Nachdem nun der Vf. §. 169—71. noch gezeigt hat, dass subsidia paterna und Gelder, die zur Befreyung der Descendenten aus feindlicher Gefangenschaft oder vom Soldatenstande verwendet wurden, der Collation nicht unterworfen seyen, weil sie keinen pecuniaeren Vortheil der Descendenten bezwecken; so kommt er auf die Verhältnisse, unter denen die Collation wegfällt, obgleich sonst alle Merkmale der conferendorum eintreten; diese entspringen aber §. 172—80. aus dem entgegengesetzten Willen der Adscendenten, welcher ausdrücklich oder stillschweigend, durch concludente Handlungen, erklärt werden kann. Der Verf. zeigt aus der Natur der Sache und andern Gründen, dass Justinian durch die dem c. 6. Nov. 18. einverleibten Worte *nisi expressim designaverit* den *stillschweigenden Erlass* der Collation nicht aufgehoben habe; übergangen ist aber der grammatische Grund, dass *expressim* nur *deutlich* nicht gerade *wörtlich* heisst, ob schon dieser Grund alle übrigen erst fest stellt. Aus diesem stillschweigenden Erlass wird §. 181. 82 unter andern auch die Collationsfreyheit der Legate und anderer letztwilliger Vortheile abgeleitet; die Rechtslehrer, welche zum Beweise derselben Freyheit auf l. 10. 12. und 16. l. de coll. sich beziehen, werden erinnert, dass diese Gesetze nur auf das ältere Collationssystem anwendbar wären, und dass überdiess die Zeit des Todes nach römischen Gesetzen in den Zeitpunkt des Lebens gesetzt werde, mithin Legate, welche mit dem Tode des Testators auf den Legatar übergehen, als bey Lebzeiten des letztern erworben, betrachtet werden müssten. Hätte doch der Verf. hier bedacht, dass nicht der Augenblick *des Todes*, sondern der *des Sterbens* zum Leben gerechnet wird, dass Legate nicht von letztern an, sondern a morte, ex die mortis, vom Moment des Gestorbenseyns an, (l. un. §. 1. C. de cad. toll.) so dass zwischen beyden kein Zwischenraum ist, übergehen, und dass er, der Verf., durch seine Behauptung zugleich den Satz, dass jeder Erblasser bey seinen Lebzeiten beerbt werde, aufstelle, die eigentliche Succession also vernichte! Der Vf. nimmt nun noch §. 183—86. einen *vermutheten* Willen der Adscendenten an, kraft dessen die Collation wegfalle und welcher gesetzlich sanctionirt, keines Beweises bedürfe. Nur Donationen aber werden mit den gehörigen Ausnahmen, aus diesem Grunde für collationsfrey erklärt. Der Verf. meynt; dass diese Freyheit schon lange vor Justinian existirt habe, und dass ein diessfalsiger Gerichtsbrauch aus l. 18. pr. C. Fam. erc. und l. 20. C. de coll. zu ersehen sey, die l. 13. C. de coll. aber, in der mit klaren Worten von einer donatio gesprochen wird, keine eigentliche Schenkung, sondern irgend eine andere Freygebigkeit angehe. Diesem Anführen kann Rec. nicht beystimmen. Schenkungen, die nicht die Natur des peculii militaris hatten, mussten nach älterm römischen Rechte von emancipatis unter dem übrigen einzuwerfenden Vermögen *eigentlich conferirt*; von suis aber zugleich mit dem peculio profectitio zu der Erbmasse, als ein unmittelbarer Theil derselben, gebracht werden. Denn nur in so fern konnten Schenkungen von Adscendenten an suos einige Wirkung haben, dass der geschenkte Gegenstand zum peculio profectitio gerechnet wurde; als eigentliche Schenkungen waren sie ungültig. cf. l. 31. §. 2. D. de donatt. l. 11. 17. C. eod. l. 7. C. sol. matr. quemadm. dos pet. l. 2. C. de bon. quae liberis etc. l. 4. 13. C. fam. erciscund. Erst nachdem der von Justinian in der l. 25. C. de don. int. vir. et ux. bestätigte Grundsatz, dass dergleichen Schenkungen, die der Vater bey seinem Tode nicht zurück genommen hatte, gültig seyn sollten, sich gebildet hatte, konnte von Collationsfreyheit der Schenkungen die Rede seyn. Versteht man nun die l. 18. C. fam. erc. nicht von einer Donation, auf welche die in diesem Gesetze nachgelassene actio familiae erciscundae nicht einmal passen würde (l. 25. §. 7. l. 45. pr. D. fam. erc.) sondern vielmehr von der Frage: Ob ein Vater, der im Namen seiner Tochter ein Gut kaufe, dadurch zu erkennen gebe, dass er dasselbe seiner Tochter aus seinem Vermögen als ein praecipuum zuwenden wolle? (l. 20. §. 3. l. 33. D. l. 21. C. fam. erciscund.) so wird man fin-

Digitized by Google

den, dass sie der l. 13. C. de coll. nicht widerspreche, aber freylich auch für den vorliegenden Fall nichts beweise. Der Verf. schliesst diesen Abschnitt §. 187. 88. mit der Bemerkung, dass die Collation durch Einwilligung der Miterben oder sämmtlicher Interessenten wegfallen könne, und macht nun im *5ten Abschnitte* die Form der Collation zum Gegenstande seiner Erörterung. Haben die Kinder die conferenda wirklich empfangen, so geht seine Meynung (§. 189—201.) dahin, dass sie die Sachen in natura einwerfen müssen. Der l. 1. §. 12. D. und der l. 5. C. de coll. gesteht er um deswillen keine Beweiskraft zu, weil aus jener nicht zu ersehen sey, dass der Collations-Pflichtige die Real-Collation kraft eines ihm zukommenden Wahlrechts unterlassen dürfe, in dieser aber von der dos gehandelt werde, in deren Hinsicht besondere Grundsätze Statt fänden. Der Nov. 97. c. 6. geschieht gar keine Erwähnung. Er behauptet, ohne Real-Collation lasse sich der Zweck aller Collation, Gleichheit unter den Descendenten zu bewirken, nicht erreichen, und er macht nur dann eine Ausnahme, wenn die Miterben kein Interesse hätten, die Real-Collation zu fordern, oder das Object sich nicht übertragen lasse, oder der Collations-Pflichtige darüber nicht disponiren könne. Es zeigt sich aber auf den ersten Anblick, dass die Interpretation der l. 1. §. 12. laud. willkührlich und die Erklärung der l. 5. C. alleg. in Betracht, dass die dos nach denselben Grundsätzen, wie andere Güter, conferirt wird, (l. 1. §. 24. D. de coll.) unrichtig sey. Erinnert man sich nun, dass der Emancipirte von seinem zu conferirenden Vermögen seine Schulden und den ihm selbst gebührenden Antheil abzog und zurückbehielt, (l. 1. §. 24. laud. l. 2. §. 1. D. l. c. C. de coll. l. 1. §. 14—16. D. de conj. cum emancip. lib.) so kann man wohl nicht zweifeln, dass Real-Collation weder nach altem römischen Rechte, noch, da die Form der Collation in den neuern Gesetzen nicht geändert worden ist, auch nach neuerm römischen Rechte die Regel ausmache, der Unbilligkeiten, die sehr häufig entstehen müssen, wenn Real-Collation Regel wäre, nicht einmal zu gedenken. Demnach ist es nur consequent, nicht richtig, wenn der Vf. §. 202—9. die Beantwortung der Frage: Welche Zeit berücksichtigt werde, wenn der Werth der conferendorum erstattet werden solle? von der höhern Frage: Was die Real-Collation für eine Wirkung gehabt haben würde? abhängig macht und ungeachtet seines Geständnisses, dass die Collations-Verbindlichkeit zur Zeit des Todes eintrete, dennoch die Zeit der Erbtheilung als den Punkt, wo die Veranschlagung der Conferenden erfolgen müsse, angibt. Wenn die Erbtheilung geschehe? ist zufällig, hängt von dem Willen der Interessenten oder auch nur eines und des andern von ihnen ab, (l. 2. §. pen. l. 43. D. fam. erc.) kann in Absicht auf die ursprünglich vorhandene Erbmasse, wenn diese durch die Schulden erschöpft worden, ganz unmöglich werden, und warum soll die Zeit der Verbindlichkeit, zu conferiren, von der Zeit verschieden seyn, wo die conferenda geschätzt werden? Kann man jene Verbindlichkeit anders als in Beziehung auf eine gewisse Quantität denken, und soll der Erbe mehr oder weniger conferiren, als er zu conferiren verbunden war? Soll es ihm nicht frey stehen, so fort nach dem Tode des Erblassers den Miterben den Werth der conferendorum anzubieten? Weit richtiger ist es daher, die Zeit des Todes als den Punkt festzusetzen, von dem bey Veranschlagung der Conferendorum ausgegangen werden müsse. Diess war dem ältern Rechte gemäss. Man vergleiche nur ausser l. 2. §. 2. D. de coll. noch l. 12. C. de coll. mit der l. 5. eiusd. nach denen die Tochter gehalten ist, *dotem, quam mortis tempore patris habuit*, zu conferiren, oder eo minus partem successionis delatae auferre. Das neuere Collations-System hat hieran nichts geändert, und sein Plan, eine Gleichheit unter den Descendenten herzustellen, kann doch in der That nur auf die Güter sich beziehen, die zur Zeit des Todes eines Erblassers die Vermögensmasse ausmachen. Weiter konnte der Erblasser nicht denken und weiter hat auch der Gesetzgeber nicht für ihn denken können.

Der Vf. zeigt nun im 211ten und 223sten §. dass fungible Sachen, venditionis gratia aestimirt, nach dem Werthe, den sie zur Zeit des Empfangs hatten, taxationis gratia hingegen oder gar nicht gewürdert, sobald sie vorhanden, in natura conferirt, wenn sie aber consumirt wären — diess ist der Inhalt des §. 245. — nach dem Preise vergütet werden müssten, den sie zur Zeit der Consumtion gehabt hätten. In den mittlern §. §. 212—22. beschäftigt er sich mit einer neuen Theorie der rerum fungibilium, stellt folgende Definition: „*sie wären bewegliche Sachen, welche durch einen einzelnen Act des gewöhnlichen Gebrauchs in dem Eigenthume desselben, der sie vorher im Besitze hatte, zu seyn aufhören, und welche daher, wenn man sie einem Andern zum gewöhnlichen Gebrauche, aber unter der Bedingung der Rückzahlung überlässt, durch eine andere speciem des nemlichen generis vertreten werden*“ auf und meynt nun, die Rückgabe dieser Sachen in eodem genere würde mit dem Zwecke der Collation, der Gleichheit unter den Descendenten, streiten; denn diese sey nur dann erreichbar, wenn die Descendenten die Sachen in natura oder das dafür erhaltene Surrogat conferirten. Möge der Leser selbst urtheilen, ob diess richtig und consequent, ob es erschöpfend sey! Nach welcher Zeit soll der Preis eines Eymer Weins, der vom Fasse weggetrunken wurde, und wo vielleicht eine Menge Consumtions-Perioden eintraten, beurtheilt werden? Wenn kommt die Consumtions-Periode eines Kleides, und werden von diesem nicht offenbar die Bruchstücke oder mit andern Worten, Lumpen, nach des Vf. Meynung conferirt oder bezahlt werden müssen? Weit eher glaubt Rec. den Satz vertheidigen zu können, dass dem Collations-Pflichtigen die Wahl zustehe, die erhaltenen res fungibiles entweder in eodem genere oder mittelst Bezahlung des Werths, den sie zur Zeit des Empfangs hatten, zu conferiren.

Digitized by Google

Weitläufig untersucht nun der Vf., nachdem er im §. 224. und 241. dargethan hatte, dass ausdrücklich oder stillschweigend erklärter Wille der Adscendenten eine andere Periode bestimmen könne, welche bey Abschätzung eines conferendi berücksichtigt werden solle, §. 225—40. die Fragen: Ob die Grundsätze der Collation auch dann Statt finden, wenn die Adscendenten den Descendenten auf Rechnung des dem älterlichen usufructu unterworfenen Vermögens derselben gewisse Objecte in einem unveränderlichen Anschlage überlassen? Da aber die Entscheidung dieser Frage im §. 226. so fort und aus unverkennbar richtigen Gründen verneinend erfolgt, so gehören alle übrigen §. §. in denen der Verf. die Wirkungen einer solchen Vereinigung untersucht, gar nicht zur Sache. Rec. übergeht sie daher und wendet sich mit dem Vf. zu der Frage: *Wie* die Collation vorgenommen werde? Der Vf. behauptet §. 242—51. dass für veräusserte Objecte der Collation das Surrogat, für consumirte der Werth, den sie zur Zeit der Consumtion hatten, conferirt, übrigens zwar nicht casus, aber dolus und culpa levis in abstracto praestirt, das conferendum überdiess mit Augmenten und Additamenten, ohne Rücksicht auf die durch Zeitumstände herbeygeführte Erhöhung oder Verminderung des Preises, jedoch nach Abzug der auf die Sache selbst, nicht auf die Fructus, in so fern diese nicht pendentes wären, verwandten impensarum, necessariarum und utilium, als welche nach der Zeit der Verwendung berechnet würden, auch mit Wegnahme der voluptuariarum, *unzweckmässigen*, wie er sie nennt, eingeworfen werden müsse, dass mora noch andere Verbindlichkeiten der Collations-Pflichtigen hervorbringe, dass aber alle diese Fragen in dem Falle wegfielen, wenn aus irgend einem Grunde der Werth, den die Sache zur Zeit des Empfanges gehabt habe, zu conferiren sey. Hier sey dem Rec. eine *dreyfache Bemerkung* erlaubt. Die *erste* geht gegen den Ausdruck: *unzweckmässige* Kosten. Soll dieser der Benennung - *wollüstige Kosten* - substituirt werden, so wird die Folge die seyn, dass der Rechtslehrer, der bey dem letztern nur lachte, bey dem erstern sich ärgert, weil er ihn nicht versteht, nicht zu gedenken, dass impensae voluptuariae sehr zweckmässig ausgedacht und verwendet seyn können. *Die zweyte Bemerkung* betrifft die Behauptung, dass der Conferirende culpam levem in abstr. zu conferiren habe. Der Verf. bezieht sich deshalb auf das in der Nov. 97. c. 6. liegende Argument. Allein nicht zu gedenken, dass er dieses Capitel von den Worten: Si vero major etc. an von einer ansehnlichen, bedeutenden dos versteht, da es doch dem ganzen Zusammenhange nach, und weil ausserdem eine Summe bestimmt seyn müsste, von einem Brautschatze handelt, den die Descendentin nicht vom Vater, sondern von einem andern Adscendenten, bey dessen Erbfolge conferirt werden muss, empfangen hatte; so spricht eines Theils dieses Capitel nicht von einer culpa, die praestirt werden soll, (culpam sibi inferat heisst blos, sie soll es sich selbst beymessen) es spricht andern Theils nicht gerade von einer culpa levis, und der Vf. irrt, wenn er unter culpa, ohne weitere Bezeichnung erwähnt, allemal levem versteht, (cf. l. 23. D. de R. I.) endlich kann dieses Gesetz, welches blos drey noch dazu negative Beyspiele von culpa enthält, bey den besondern Verhältnissen einer Tochter nicht extensiv erklärt werden. Da nun auch die l. 2. §. 2. D. de coll. des Vf. Meynung nicht unterstützt, weil diese, was er jedoch ignorirt, ebenfalls nur über culpa im Allgemeinen und nur in dem Falle, wenn sie *nach dem Tode des Erblassers*, mithin nach eingetretener Collations-Verbindlichkeit, begangen würde, entscheidet, so bleibt nur die Natur der Sache als Quelle der festzusetzenden Regel übrig. Zieht man aber diese zu Rathe, erwägt man, dass der collaturus vor dem Eintritt der Collations-Pflicht gegen sein Eigenthum eine culpa begehen würde, was nicht denkbar ist, so kommt man auf das Resultat, dass vor der mora nur dolus und höchstens culpa lata praestirt werden müsse, ein Resultat, dem l. 1. §. 23. D. de collat. beystimmt. — *Die dritte Bemerkung*, die Rec. nöthig findet, betrifft die Meynung des Vf. dass Justinian, als er in der l. un. §. C. d. Rei ux. act. festsetzte, dass auch wegen impensarum utilium, die auf die dos verwendet worden wären, der Ehemann ein Klagrecht habe, die vorher laut l. 1. §. 5. D. de coll. dot. bestandene Bestimmung, nach welcher nur impensae necessariae von der zu conferirenden dos abgezogen würden, aufgehoben habe. Hatte nicht derselbe Ulpian, von dem das nur erwähnte Fragment herrührt, schon in der l. 7. D. de imp. in dot. fact. gesagt: etiam utiles habere exactionem? Hat denn Justinian eine solche Disposition gemacht, nach welcher Impensae utiles die dos ipso jure verringern und abgezogen werden könnten? Und hätte er sie gemacht, würde daraus für die übrigen Gegenstände der Collation etwas folgen?

Doch Rec. kehrt zu dem Vf. zurück und stimmt ihm bey, wenn derselbe §. 260. bey blos versprochenen Gegenständen die Antheile, die heredes extranei dazu beyzutragen hatten, conferirt wissen will, wenn er §. 261—63. versichert, dass nicht gerade die Fähigkeit, das conferirte Gut zu besitzen, bey den Miterben, denen conferirt wird, erfordert, und das Conferirte nach Maasgabe der Erbportionen vertheilt werde. Eben so richtig ist *im 6ten Abschnitte* §. 264—67. die Lehre vom Beweise bey der Collation behandelt, doch schränkt sich der Verf. nur auf denjenigen Beweis ein, der darauf sich bezieht, dass die Descendenten wirklich collationsfähige Objecte erhalten haben. Die Rechtsmittel, durch welche die Collation erzwungen werden kann, sind §. 268—70. der Gegenstand *des 7ten Abschnitts*. Hier hätte aber der Vf. nicht nur noch desfalls, wenn ein collationspflichtiger Descendent weder klagt noch im Besitze der Erbschaft ist, sondern auch der in l. 2. §. 9. l. 3. pr. D. de collat. erwähnten Folge der unterbleibenden Collation und ihrer heutigen Anwendbarkeit, gedenken sollen. Nicht weniger würde unter den Wirkungen der Collation, die §. 271. 72. im *achten Ab*

Digitized by Google

schnitte das Werk schliessen, die Eviction eine sehr zweckmässige Stelle eingenommen und zu interessanten Erörterungen Gelegenheit gegeben haben.

Rec. hat sich deswegen so lange und so ausführlich mit gegenwärtigem Werke beschäftigt, um zu zeigen, dass nicht jeder Angriff auf Meynungen der Praxis glücke und dass nicht jedes Werk, das viele Seiten enthält, erschöpfend sey. Wird aber der Vf. lernen, sich zweckloser Ausführlichkeit zu enthalten, und Erörterungen, die zur Sache nicht gehören, aufzugeben, wird er die Entdeckungen, die er gemacht zu haben glaubt, ins Künftige einer reifern Prüfung unterwerfen, ehe er sie drucken lässt, so kann sich die Rechtswissenschaft von seinem Fleisse, seinem Freymuthe und seinem guten Kopfe erspriessliche Dienste versprechen.

B I O G R A P H I E.

Egidius Tschudi's von Glarus *Leben u. Schriften* nach dessen eignen Handschriften diplomatisch verfasst u. mit Urkunden belegt von *Ildephons Fuchs*, ehem. Archivar des Gotthauses Rheinau, dermal. Pfarr. in der Grub. *Erst. Th.* 208 S. gr. 8. *Zweyt. Th.* 220 S. St. Gallen, b. Huber u. Comp. 1805. (2 Thlr. 4 gr.)

Nicht bloss als Lebensbeschreibung des *Grossvaters der helvetischen Geschichte*, sondern auch als Beytrag zur Geschichte der schweizer. Cantone, der Sitten, der Literatur, der Religionsunruhen seines Zeitalters ist diese Schrift, wegen der fleissig gesammelten Materialien und der Beylagen, die meist aus eigenhändigen Aufsatzen Tschudi's bestehen, schätzbar; von Seiten der Verarbeitung und des Vortrags bleibt freylich manches zu wünschen übrig (schon der Titel ist fehlerhaft ausgedruckt: *Schriften — verfasst*) doch ist der Stil noch immer angenehmer und selbst reiner, als man ihn vielleicht erwartet. Der erste Theil erzählt (nach vorausgeschicktem Verzeichniss von Schriftstellern, welche des T's Erwähnung thun, von Heinr. Loriti aus Glarus an,) die Genealogie, Lebens- und Zeitgeschichte desselben. Das Geschlecht Schudi oder Tschudi, ist ein sehr altes adeliches Geschlecht, das von einem Johann hergeleitet wird, den Ludwig IV. (Infans) 906 zu einem freyen Mann erklarte. Die Urkunde ist im Familienarchiv befindlich, und schon von andern bekannt gemacht worden, hier in der Beyl. n. 1. Hr. T. hält diesen Johann für einen Fremden. Die Familie erhielt bald das Amt eines Meyer (villicus) des Stifts Seckingen, und nachher noch andere Aemter, auch im 15. u. 16. Jahrh. die eines Landammanns und Landvogts. Gilg Tschudi (dessen zehn Bruder meist berühmte Kriegshelden, Staatsmänner oder Gelehrte waren), Sohn des 1534 gest. Landvogts, Ludwig Tsch., war 1505 geboren, studirte seit 1516 in Basel, wo sein Vetter, der gelehrte Heinrich Loriti oder Loreti von Glarus (Glareanus) ein Institut oder Convict für Glarner und andere gestiftet hatte, und ging mit ihm 1517 nach Paris. 1525 erschien schon ein Werk von ihm, aber ohne sein Wissen und Willen gedruckt: Die uralt wahrhaftig alpisch Rhetia. Sein erstes öffentliches Leben fällt in die Zeiten der grossen Religionsstreitigkeiten in der Schweitz. Er erhielt das Zutrauen beyder Partheyen. 1529 wurde er Landvogt in der Gsch. Sargans. Er bewog die Glarner bey dem ersten Kappeler Kriege neutral zu bleiben. In seiner Landvogtey fand er nicht geringere Glaubensunruhen, die hier genau beschrieben und mit urkundl. Beweisen belegt sind. Bald entstand der zweyte Kappeler Krieg 1531. Auch diesmal verwahrten die Glarner bloss ihre Grenzen und die Sarganser hatten es dem Tsch. zu verdanken, dass sie nicht in den Krieg verwickelt wurden. Er selbst war übrigens der kathol. Kirche eifrig zugethan. 1532 wurde er Obervogt zu Rorschach, Steinach und Mörschwyl, und 1533 zum erstenmal Landvogt zu Baden, und benutzte diese Stellen auch zu literar. Arbeiten. Diese wurden 1534 durch Kriegsdienste in Frankreich unterbrochen, in welchen er nicht über acht Jahre blieb. 1549 wurde er zum zweytenmal Landvogt zu Baden. 1556 Statthalter zu Glarus und 1558 Landammann, und bey Verwaltung dieser Aemter hatte er Gelegenheit manche Verträge zu stiften, und wohlthätige Handlungen zu verrichten. So machte er 1559 den Anfang zur Stiftung eines Spitals zu Glarus. Den 20. Apr. 1559 erhielt er vom Kaiser Ferdinand I. ein besonderes Bestätigungsdiplom seines Adels mit ungewöhnlichen Vorrechten. Er verwandte sich für die Kirchenversammlung zu Trient, und bewog 1562 die katholischen Schweitzer, Gesandte dahin zu schicken. Aber noch in demselben Jahre entzog er sich seinem in heftige Gährung gerathenen Vaterlande, und hielt sich bald zu Rapperschwyl, bald zu Einsiedeln auf, kehrte 1564 nach Glarus zurück, schlichtete einen Streit zwischen dem Stift S. Gallen und der Stadt, arbeitete an mehren Werken und starb den 28. Febr. 1572.

Die 40 Beylagen dieses Theils enthalten Briefe an Tschudi, Briefe von ihm (z. B. die Rvs. zu Trient betreffend), Urkunden der Verträge, an deren Unterhandlung er Theil hatte, und andere wichtige Actenstücke, meist zuerst aus Handschriften mitgetheilt, wir hoffen, genauer und richtiger, als die Inschrift S. 76. wo aus D. M. divae Minervae gemacht ist.

Der zweyte Theil enthält die Beschreibung von T's gedruckten und ungedruckten Schriften; nachdem zuvörderst die Schicksale dieser zahlreichen Schriften und die frühern Verzeichnisse derselben angegeben sind. Hr. F. bringt sie unter folgende Classen: theologische; historische; Schriften über die Schweitzergeschichte; genealogische Schriften; geistliche (kirchliche) Geschichte der Schweitz, allgemeine und besondere; Civilgeschichte, ältere und neuere, allgemeine und besondere. Die Beschreibung der letztern Classe ist am reichhaltigsten. Es sind auch Sammlungen von Inschriften darin. Von mehrern Werken ist der Hauptinhalt angegeben. In einem Nachtrag zum ersten und zweyten Theil ist auch ein vollständiges Verzeichniss von mehr als 4000 Schweitzergeschlechtern aus T's handschr. Werke mitgetheilt. Von seinem Chron. Helvet. ist S. 120. 124. ff. 217. gehandelt.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

95. Stück, den 27. Juli 1807.

PÄDAGOGIK.

Herr D. *Plamann* in Berlin hatte bereits in seinem „im Jahr 1805 zu Halle erschienenen Buche: „einzige „Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi's „Methode" etc. ingleichen in seiner „Anordnung „des Unterrichts für die Pestalozzische Knabenschule „in Berlin, 1805." seine Ueberzeugung darüber dargelegt, wie die Gegenstände des ersten Unterrichtes über Sprache, Erd und Natur-Beschreibung, Mathematik und Geschichte, für Kinder von fünf bis zwölf Jahren gewählt, in Verbindung gesetzt, und nach Pestalozzi's Ansicht und Methode im Einzelnen durchgeführt werden müssten. Man vergleiche darüber die, von einem andern Rec. herrührende Anzeige der genannten beyden Bücher in dieser Literaturzeitung, Jahrg. 1806, Januar. Nr. 11. — Jetzt hat Hr. Pl. angefangen, diese seine Theorie, der Hauptsache nach unverändert, in ihrer Anwendung deutsch und französisch vorzulegen in folgendem Werke:

Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts. Erster Theil. Von *Johann Ernst Plamann*, Doctor der Philosophie und Vorsteher einer Pestalozzischen Schulanstalt in Berlin. *Ins französische übersetzt* von *Wilhelm Mila.* Berlin, in Sanders Buchh., 1806. (Alle 3 Bde 4 Thlr.)

Dazu den französischen Titel:

Formes élémentaires de l'étude de la langue et des sciences. Premier volume. Par *J. E. Plamann*, D. en philosophie et Directeur de l'école établie à Berlin à la manière de l'institut de Pestalozzi. *Traduit* par *Guillaume Mila.* A Berlin, chez Sander, 1806.

Dieser Theil zerfällt in drey Bände, jeder unter einem besondern Titel. Der erste:

Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts nach Pestalozzi's Grundsätzen. Des Dritter Band. ersten Theiles erster Band. Sprache. Von u. s. w. *Erstes Heft. Kunstbeschreibung* etc. XXXIX. u. 205 S. 8. (Nebst drey Kupfertafeln.)

Gegenüber:

Formes élém. etc. Premier volume, Tome premier. Formes élémentaires de la langue etc. Premier cahier. Description des ouvrages de l'art. etc.

Der zweyte Band:

. . . . . *Des ersten Theiles zweyter Band. Erdbeschreibung*, von *Joh. Friedrich Schmidt*, Lehrer an der Pestalozzischen Knabenschule in Berlin. *Mit einem Planiglobus, gezeichnet von D. Fr. Sotzmannn, und mit franz. Text versehen von W. Mila. Erster Cursus. Topographie. Erstes Heft. etc.* XLV. u. 255 S. 8.

Gegenüber:

. . . . . *Premier volume, Tome second. Géographie*, par *J. F. Schmidt*, instituteur dans l'école établie à Berlin etc. *Avec un planiglobe, dessiné par D. Fr. Sotzmann etc. Premier cours. Topographie. Premier cahier etc.*

Der dritte Band:

. . . . . *Des ersten Theiles dritter Band. Naturbeschreibung*, von D. *J. E. Plamann etc. Erstes Heft.* (*Säugthiere.*) etc. LXXXVII. und 101 S. 8.

Gegenüber:

. . . . . *Premier volume, Tome troisième. Description des corps naturels etc. Premier cahier etc.*

Diese drey Bände sind durchgängig nach der Manier des Buches der Mütter gearbeitet. In dem ersten, der Sprachbildung gewidmeten Bande wird „*Stuben-*

Digitized by Google

geräthe" beschrieben, als erste Ordnung des *Hausgeräthes*, welches die erste Abtheilung der auf dem Titel genannten *Kunstproducte* (nach einem, dem Rec. schon seltsam vorkommenden, Eintheilungsgrunde) ausmachen soll. Man findet demnach hier zuerst fünferley Tische, dann eine Kommode, einen Eckschrank, einen Schreibeschrank, einen Tafelstuhl, einen Lehnstuhl, (Divan-Stuhl genannt,) einen Sofa, einen Spiegel, einen Kleiderschrank, ein Bettgestell und einen Waschtisch nach allen ihren Theilen und deren Verhältnissen umständlich beschrieben. Die erste Uebung stellt die Folge der Theile dar, die zweyte ihre Unterordnung, (wobey Haupttheile, Grundtheile, Nebentheile und Untertheile unterschieden werden,) die dritte ihre Lage, die vierte ihr Vielfaches, (wie viel Haupt-, Grund-Theile u. s. w. z. B. ein Klappentisch habe;) die fünfte ihre materielle Beschaffenheit und Form. Wenn diess alles den Kindern eingeprägt ist, so will der Verf., dass das vorher dogmatisch gelehrte noch in zwey Uebungen katechetisch durchgegangen und wieder abgefragt werde. Um auch hierbey systematisch zu verfahren, stellt der Verf. zuerst einen der beschriebenen Gegenstände, z. B. einen Zugtisch, vor die Kinder hin, und fragt: (S. 36.)

„Zu den drey obern Grundtheilen des zweyten „Haupttheils kommen hinzu wie viele und welche „Theile? — *Antw.* Zu den drey obern Grundthei„len des zweyten Haupttheils kommen hinzu der „vierte, Grundtheil, das vordere Zargenstück, und „ein Nebentheil, die Brücke."

Sodann werden die Kinder veranlasst, die Beschreibung der Theile selbst zu geben, auf folgende Weise:

„*Frage.* Welche Lage hat das Tischblatt? — „*Antw.* Das Tischblatt liegt auf der Zarge und den „Beinen, und ist entweder blos aufgeleimt, oder „mittelst zweyer Einschiebeleisten an den Seiten„zargen mit Nägeln befestigt."

Frage. Von welcher Form und Farbe ist es? — „*Antw.* Es ist viereckig, die Seiten sind zwey„kantig, vorn und hinten länger als die Neben„seiten. Die Oberfläche ist braun gebeizt."

Um den Gebrauch dieser Vorschriften zu Lehrstunden noch zu erleichtern, hat Hr. Pl. das hier beschriebene Stubengeräthe auf drey Kupfertafeln abbilden lassen; weniger jedoch für die Kinder selbst, als für die Aeltern und Lehrer, welchen er vorschlägt, die Geräthschaften nach diesen Zeichnungen zum Behuf ihres Unterrichtes verfertigen zu lassen.

So weit der erste Band. Der Verf. des zweyten, zur Erdbeschreibung gehörenden Bandes ist bereits bekannt durch die Schrift: *Pestalozzi's Grösenlehre etc. Halle* 1805. (Man sehe die Rec. in diesen Blättern, 1806. Nr. 11.) Der geographische Apparat ist hier nach Verhältniss noch abschreckender, als der technologische war; denn der ganze Band enthält auf 300 (oder doch, die französische Uebersetzung abgerechnet, 150) Seiten in gr. 8., enge bedruckt, und zwar noch ohne alle mathematischen Bestimmungen durch Maasse oder Grade, nicht mehr als „den ersten Abschnitt des ersten Pensum von dem „ersten Hefte des ersten Cursus" der Erdbeschreibung, oder den ersten Abschnitt der *allgemeinen Topographie*, d. i. die Beschreibung des *Wassers und Landes*, nebst der Anleitung zu deren Gebrauche für die Lehrer. Zwey Vorubungen sollen hier zuerst den Schuler mit den allgemeinen Begriffen von Meer, See, Bucht, Erdtheil, Continent, Erdzunge, Insel etc. sodann mit dem Horizonte bekannt machen, wobey ihm Ost, Sud, West und Nord als Hauptgegenden, die übrigen 28 aber (nach dem Kompass) als Mittel-, Unter- und Nebengegenden des Horizontes eingeprägt werden. Hierauf folgt in *vier* Uebungen die ausfuhrliche Nomenclatur aller bekannten Theile des Wassers und Landes auf der Erde, (nur die Landseen und Flusse ausgenommen.) ganz analog der Anordnung im ersten Bande; dazu die Karte von Sotzmann in zwey grossen Blättern. Es sind unterschieden worden, 1) *Hauptbestandtheile*, Hemisphären; 2) *Hauptmassen*, drey, die Insel der alten Welt, die der neuen Welt, und die neueste Inselwelt; 3) *Haupttheile* der Hauptmassen, nemlich acht Erdtheile; 4) *Grundtheile* der Haupttheile, z. B. Nord-, Mittel-, Sud-Europa; 5) wieder *Haupttheile der Grundtheile*, z. B. Norwegen, Schweden, das Brittische Reich etc. (NB. hier vermischen sich politische Abtheilungen mit rein topographischen!) 6) wieder *Grundtheile dieser Haupttheile*, z. B. Grossbrittannien, (!) Irland, Griechenland, Tunis etc. 7) *Untertheile* dieser Grundtheile, z. B. England; 8) wieder *Haupttheile* der Grundtheile Nr. 6, z. B. die Gewürzinseln; 9) *Grundtheile dieser Haupttheile*, z. B. die Insel Java; 10) *Nebentheile* der Grundtheile Nr. 4., z. B. die Canarischen Inseln; 11) *Nebentheile* der Haupttheile Nr. 5., z. B. Island; 12) *Nebentheile* der Grundtheile Nr. 6., z. B. die Insel Ceylon; 13) *Nebentheile* der Untertheile Nr. 7., z. B. die Hebriden; 14) *ein Nebentheil eines Nebentheils* Nr. 11., nemlich die Landzunge von Alaschka; endlich noch 15) *Endtheile*, diese aber wieder von viererley Art, nemlich in Beziehung auf Nr. 3. 5. 11 und 12. — Dieses merken wir an, zum Nutzen unsrer Leser, nach Seite 74 bis 84 des anzuzeigenden geographischen Elementarwerkes für Kinder von 5 bis 8 Jahren, vergl. die Anleit. zum Gebrauch dieser Formen, S. XXXVIII. Als Beyspiele der von den Kindern durch Vor- und Nachsprechen einzuübenden (— sonst sagte man, auswendig zu lernenden —) Formeln werden zwey hinreichen:

S. 84.: „Die Landenge von Korinth ist der End„theil eines Nebentheils von einem Grundtheile „eines Haupttheils in einem Grundtheile eines „Haupttheils einer Hauptmass."

Und S. 80.: „Die Inseln Jav., Maghindan so u. a. „sind Grundtheile von Haupttheilen der Grund-

Digitized by Google

„theile in Haupttheilen der Grundtheile von Haupt-
„theilen der Hauptmassen.“

Dass übrigens diese in den vorliegenden drey Bänden überall spukenden Partitionen die von Hrn. Pl. in seiner „einzigen Grundregel“ versprochenen *logischen Eintheilungen* sind, (gegen welche also die Recc. ihre Bedenken vergebens geäussert haben,) diess haben unsre Leser ohne Zweifel errathen. Wirklich aber übertrifft Hr. Schmidt in dem Gebrauche derselben seinen Meister.

Wir schreiten zu dem dritten Bande, welcher die *Naturbeschreibung* umfassen soll. Wir haben aber auch hiervon nur einen geringen Anfang erhalten, nemlich den ersten Abschnitt vom ersten Pensum des ersten Heftes, oder den ersten Abschnitt der Beschreibung des äusseren Baues der Säugthiere, die Beschreibung des menschlichen Körpers. Die Aufzählung der einzelnen Theile desselben, mit Rücksicht auf Haupt-, Grund- und Nebentheile, so wie auf Farbe, Bedeckung und die zur willkührlichen Bewegung nöthigen Eigenschaften, ist der Einrichtung der frühern Bände ganz analog. Auch die Vergleichung des im Einzelnen Bemerkten und die Angabe der Gleichheit seiner gemeinsamen Merkmale macht den Gegenstand einer besondern Uebung aus. Die (87 Seiten lange) Anleitung zum Gebrauche der vorgeschriebenen Formen enthält nichts wesentlich neues; die Anleitung zum Abfragen des Eingelernten gleichfalls wie in den ersten Bänden. Wir geben den Lesern nur noch ein paar Beyspiele; eins aus der vierten Uebung über das Vielfache der Theile, S. 64.:

„Der Körper des Menschen hat sieben Haupttheile. — Der erste Haupttheil des Körpers (der Kopf) hat fünf Grundtheile. — Der zweyte Grundtheil des ersten Haupttheils hat acht Haupttheile. — Der zweyte und dritte Haupttheil des zweyten Grundtheils hat jeder einen Nebentheil, drey Grundtheile; u. s. w.“

Nach eben dieser Beschreibung des Kopfes werden die Zähne aufgefasst als „die Nebentheile an dem vierten u. fünften Grundtheile des siebenten Haupttheiles von dem zweyten Grundtheile des ersten Haupttheils des menschlichen Körpers.“ — Nun noch als Probe der katechetischen Anleitung, S. XXXVI.:

„*Frage.* Die Nebentheile von Untertheilen „zweyer Grundtheile von zwey Haupttheilen eines „Grundtheils des Kopfes heissen? — *Antw.* Die „Augenringe. — *Frage.* Woher? — *Antw.* Die „Augenringe sind Nebentheile der Augensterne; „die Augensterne sind Untertheile der Augäpfel; „die Augäpfel sind Grundtheile der Augen; die „Augen sind Haupttheile des Angesichts; das An„gesicht ist ein Grundtheil des Kopfes.“

Nach dieser Relation von dem Inhalte dieses zu einer Bibliothek angelegten Elementarwerkes, — denn wenn es durch alle Theile des Unterrichtes so fort gehen sollte, so wäre die vor einiger Zeit spashafter Weise erschienene Ankündigung eines Buches: „das Haus in acht Banden,“ eine Kleinigkeit dagegen, — werden unsre Leser unstreitig ihr Urtheil über den Werth und die Brauchbarkeit desselben bey sich ausgesprochen haben. Rec. würde daher hier die Feder niederlegen dürfen, wenn ihn nicht einerseits Preis und Umfang des Buches, um der Leser willen, andrerseits aber die klare Besonnenheit, mit welcher der Verf. selbst über sein Werk denket und schreibt, zu einer genaueren Prüfung desselben aufforderten. Mit Recht hatte der Rec. der oben angeführten Plam. Schrift in diesen Blättern gefürchtet, es stehe der Pädagogik, (und wir können hinzusetzen, der Sache Pestalozzi's insbesondre,) ein ähnliches Schicksal bevor, wie weiland das der kritischen Philosophie war; nur würde ein solches hier verderblichere Folgen haben als dort, und darum ist es jedes Unbefangenen Pflicht, sich mit Eifer und Nachdruck dagegen zu stemmen.

Zweyerley ist bey vorliegendem Werke zu berücksichtigen: erstens die Bestimmung des Buches für Lehrer, sodann die darin befolgte Methode und deren Gründe. Anlangend aber den ersten Punkt, so ist es bereits so allgemein als ein Misgriff anerkannt worden, den Lehrern, anstatt einer blossen durch Beyspiele erläuterten Theorie, die ausführlich ausgearbeiteten Hefte der einzelnen Lehrstunden selbst in die Hände zu geben, dass Hr. Pl. wohl hätte einige Rücksicht darauf nehmen sollen. Oder weiss Hr. Pl. nicht, was Pestalozzi über die Form seiner ersten Elementarbücher jetzt selbst urtheilt? Und wie klein erscheinen diese gegen das hier angefangene Werk! Denn mit demselben Rechte, mit welchem hier einen ganzen Band hindurch von dem menschlichen Körper gehandelt ist, darf in folgenden Bänden — wenigstens von den einzelnen Ordnungen der Säugthiere gehandelt werden. Wo hofft der Vf. Käufer zu finden, oder auch nur Leser? Unter den meist so dürftig besoldeten Lehrern? Aber wozu sollten diese es kaufen? Um die Theorie einzustudiren, dazu hätte der sechste Theil von dem Umfange des Ganzen vollkommen genügende Anweisung geben können. Und wer unfähig wäre, die blosse Theorie zu begreifen, der würde, auch wenn er ganz mechanisch dem Mechanismus dieser Anleitungen folgte, dennoch nichts taugliches damit hervorbringen können. Denn in *solchem* Grade — was auch der Vollziehungsrath Glayre einmal zu Pestalozzi gesagt und wie auch dieser selbst es genommen haben mag — in *solchem* Grade mechanisiren lässt die Erziehung sich nicht! Was von den Lehrern gilt, gilt auch von den Vätern, noch mehr aber von den Müttern, denen doch der Vf. sein Buch ebenfalls zugedacht zu haben scheinet. Oder soll das hier angefangene Werk die Stelle eines symbolischen Buches einnehmen, nach welchem jeder Unterricht sich formen, und wo der Geist jedes Erziehers ersterben müsste vor dem Buchstaben eines — andern Erziehers? Das sey ferne!

Digitized by Google

Anlangend die Methode selbst, so wird Rec. sich jetzt, in Voraussetzung bekannter, gründlicher Discussionen über das Wahre und Treffliche in Pestalozzi's Sache, blos darauf einschränken, zu zeigen, dass, was Hr. Pl. an seinem Werke Pestalozzisch nenne, in ihm nicht wesentlich, sondern nur die allgemeinere Form seiner Darstellung sey, und dass im Gegentheile das Wesentliche in der Behandlung der hier gewählten Gegenstände keineswegs verdiene Pestalozzisch zu heissen.

Pestalozzi's Princip ist, (wie Ewald, Gruner, Ith, Tillich, von Türk u. A. einstimmig bezeugen,) dem Lehrlinge vor allem andern zu anschaulicher Erkenntniss zu verhelfen, und zwar so, dass 1) diese Anschauung den Gegenstand in einer lückenlosen Folge seiner Theile darstelle, 2) *dass alles Zufällige und Willkührliche aus ihr entfernt werde*, und das Princip ihrer Anordnung überall *die nothwendige objective Gesetzmässigkeit des Dinges selbst* sey. Gegen den zweyten Punkt nun, der offenbar der wichtigste ist, hat unser Verf. ganz vorzüglich verstossen, wie wir bald weiter sehen werden.

Der erste Band des angezeigten Werkes ist der Entwickelung des Sprachvermögens gewidmet; ein Zweck, den sich Pestalozzi bey seinem Buche der Mütter gleichfalls gesetzt hatte. Da nun aber Hr. Pl. denselben in dem Buche des Hausgeräthes weder auf einem andern Wege noch in einem höhern Grade erreicht, (denn auf grammatische Sprachkenntniss wird hier directer Weise gar nicht hingewirket,) so erscheint sein Buch in so fern schon als überflüssig. Ueberdiess, da der zweyte und dritte Band in Hinsicht auf Sprachübung dem ersten völlig gleich angeordnet ist, so wird dieselbe durch ihn, (selbst nach dem, was der Vf. sagt, Bd. 1. in der unpaginirten Vorrede und Bd. 3. S. LXXXVI.) nicht mehr oder anders als durch jene beyden gegeben, und hört folglich auf, der besondere Zweck dieses Bandes zu seyn. Weiter: Pestalozzi's Hauptzweck im Buche der Mütter war, ein Muster aufzustellen für erste Uebung der Anschauung, nach dem oben genannten Principe. Unser Verf. wollte eben dahin, aber er verlor sich vom Wege. Er fehlte zuerst in der Materie; indem er, ganz gegen Pestalozzi's Ansichten, Kunstproducte wählte, bey deren Darstellung, zumal wenn sie von der Art der hier aufgeführten sind, das Willkührliche sowohl der Zweckbeziehung als auch der Einrichtung derselben gar nicht vermieden oder verhehlt werden kann. Er fehlte zweytens auch in der Form. Er setzte zu der einfachen Beschreibung der Theile, welche das Ganze geben, seine sogenannten *logischen* Eintheilungen in Haupt-, Grund-, Neben-Theile u. s. w. hinzu, welche bereits in den Recc. der „einzigen Regel der Unterrichtskunst" bedenklich gefunden worden sind, und nunmehr diese Bedenken mehr als rechtfertigen werden. Jene logischen Eintheilungen sind schlechthin *willkührlich*, und müssen in so fern von Pestalozzi durchaus verworfen werden. Sie sind es, a) weil überhaupt die bey ihnen zu Grund liegende *teleologische* Beziehung und Vorstellungsart, insbesondere wenn sie so *formal* wie hier eingeführt wird, keineswegs in dem Kreise der ersten jugendlichen Anschauung liegt; b) weil die Art und Weise ihrer Anordnung auf dem, nicht blos subjectiven, sondern ganz individuellen Gesichtspuncte eines Jeden, wenigstens dem grössern Theile nach, beruhet, so dass ein Andrer oft Grundtheil nennen würde, was Hr. Pl. Haupt- oder Nebentheil nennet, und umgekehrt; c) endlich, in Beziehung besonders auf den zweyten und dritten Band, weil sie für Gegenstände der Natur, zumal wenn diese blos beschrieben und nicht erklärt werden sollen, gar nicht, und selbst für Kunstproducte nicht ohne Hinsicht auf die reellen Zwecke derselben, taugen.

In Rücksicht des zweyten Bandes, abgesehen von den bereits gemachten allgemeinen Bemerkungen, ist noch besonders zu rügen, dass bey der topographischen Beschreibung des Wassers und Landes alle mathematischen Bestimmungen übergangen worden sind. Hr. Pl. sagt freylich Th. 1. Vorr. S. XXXVI. „diess gehöre nicht für Kinder von fünf bis acht Jahren; auch finden die Grössenbestimmungen der einzelnen Theile der Erdoberfläche ihre Stelle besser bey der politischen Erdbeschreibung. Ueberhaupt sey der Zweck in diesen drey Bänden, ausser der intensiven Entwickelung der kindlichen Kraft, nur der gewesen, diejenige Masse von Anschauungsbegriffen in dem Geiste der Kinder zu befestigen, welche als Grundlage, sowohl des Sprachvermögens als der Wissenschaften, gerade für dieses Alter gehöre." Allein, zugestanden einiges hiervon, so fragt sich doch, warum gerade *diese* die Masse sey? warum auf der einen Seite nicht mehr, auf der andern nicht weniger zu ihr gehöre? Will Hr. Pl. antworten, der hier gegebene Theil sey zur *intensiven* Bildung der Kraft eben der geschickteste? Wir entgegnen darauf, erstlich, dass dies bey Stuhlen und Tischen sehr wenig, bey der Erdbeschreibung aber nach vorliegender Behandlungsweise gar nicht, der Fall ist; sodann, dass das wichtigste und eigentlich Pestalozzische intensive Bildungsmittel, die mathematische Anschauung, (welche bekanntlich nicht ein wissenschaftlicher Cursus der Mathematik, sondern nur eine nach mathematischer Regel geordnete Bildung des äussern und innern Sinnes, und daher für Kinder auch unter acht Jahren keineswegs zu hoch ist,) hier fehlet; endlich, dass die Plan. logischen Eintheilungen, weil sie theis mehr auf Reflexion als auf Anschauung gegründet, theils auch bey weitem zu gehäuft sind, der intensiven Entwickelung entgegen wirken und durch das Willkührliche, welches an ihnen haftet, dem kindlichen Geiste die sichere Stütze bey seinen Anschauungen, die Naturordnung entziehen, ihn ungewiss machen, und zuletzt die Phantasie auf Kosten des Sinnes und des Verstandes nähren müssen.

Ueber den dritten Band haben wir, nach dem Bisherigen, keine besondern Bemerkungen hinzuzufügen. Wir erklären daher nur noch einmal, dass

Digitized by Google

Hr. Pl. seinen Zweck, Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichtes nach richtiger, und in so weit auch Pestalozzischer, Ansicht und Methode zu geben, unsrer Ueberzeugung, nach gar nicht erreicht habe. Je mehr Hr. Pl. nach klaren Begriffen strebt, und seinen Gegenstand scharf durchzudenken gewohnt ist, (ein Verdienst, das ihm Niemand, auch nach der Lesung dieses Buches, streitig machen wird,) desto leichter wird er auch die hier vorgefallenen Missgriffe erkennen und, so weit es noch Zeit ist, verbessern. Eben diess gilt von dem Verf. des zweyten Bandes.

Schliesslich noch die französische Uebersetzung zu erwähnen, deren Verf., Hr. Prediger Mila in Berlin, schon aus mehreren, das Studium der französ. Sprache betreffenden, Schriften vortheilhaft bekannt ist, so scheint bey ihr alles angewendet worden zu seyn, was bey einem solchen Gegenstande in der jede steife Form fliehenden Sprache geschehen konnte. Dem Franzosen zwar wird sie schwerlich munden, aber für ihn ist sie auch nicht bestimmt, sondern für den deutschen Lehrer, der seinen Zöglingen zur Gewandheit in beyden Sprachen behulflich werden soll. Diess kann auch durch sie ohne Zweifel mit Vortheil geschehen. Nur billigen wir es nicht, dass sie dem deutschen Texte Seite für Seite gegenüber gedruckt worden ist. Es geschah zur Bequemlichkeit des Lehrers, der so nur Ein Buch vor sich liegen zu haben braucht, (wenn es anders nicht besser ist, während des Elementarunterrichtes sich gar keines Buches zu bedienen.) Allein da doch schwerlich alle Lehrer, welche geneigt seyn möchten, Gebrauch von den Pl. Elementarformen zu machen, die Uebungen in beyden Sprachen auf die hier befolgte Weise werden verbinden wollen und können; so würde der schwierige Ankauf des Ganzen sehr erleichtert worden seyn, wenn die Bände und Hefte in beyden Sprachen einzeln erschienen wären.

PASTORALANWEISUNG.

Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen, herausgegeb. von D. *J. Georg Aug. Hacker*, Churs. Hofprediger. Zweytes Bändchen. Leipzig, b. Hartknoch, 1806. 219 S. in 8. (16 gr.)

Der Herausgeber dieser Schrift ist irgendwo darüber getadelt worden, dass er Formulare und Materialien zu geben versprochen, und doch völlig ausgearbeitete Vorträge gegeben habe. Rec. hingegen meynt, besser, als gerade durch solche Mustervorträge, lasse es sich nicht lehren, *was* und *wie* von dem Religionslehrer in den bezeichneten Verhältnissen gesprochen werden solle. Aber nicht nur Mustervorträge sind es, welche auch dieses Bändchen enthält, sie sind fast durchgängig auch wirklich musterhafte Anreden. Denn auch die beyden neu hinzugetretenen Mitarbeiter, Hr. Hofpr. D. *Döring* und Hr. Pfarrer *Eras* haben die anfängliche Trefflichkeit dieser Sammlung keineswegs nur durch den Contrast gehoben. Vom Hrn. Oberhofpr. *Reinhard* sind eine Traurede und drey Abendmahlsreden beygetragen; vom Hrn. D. *Döring* eine Confirmationsrede; vom Hrn. M. *Frisch* eine Tauf- und Trauungsrede. Rec. glaubt in den Beyträgen der drey frühern Mitarbeiter neue Bestätigungen der charakteristischen Verschiedenheit gefunden zu haben, welche er als Resultat seiner Bemerkung über das erste Bändchen (Leipz. Literaturz. 1806. St. 81.) aufgestellt hat. — Mit Recht an der Spitze steht eine Rede des Herausgebers bey der Taufe zweyer sehr gebildeter jüdischer Proselyten, deren einer sogar rühmlichst bekannter Schriftsteller ist. Ob auch wohl nur äusserst selten einer von den Lesern dieser Schrift in einen ähnlichen Amtsfall kommen könnte; so werden ihm doch die mehrsten für diese Mittheilung sehr danken, zumal da es ihm gefallen hat, auch das ihnen vorgelegte Glaubensbekenntniss beyzufügen. In der 5. Taufrede von Hrn. M. *Frisch* ist den Aeltern der Wunsch in den Mund gelegt: möge Gott diesem Kinde nicht zu grosse Hindernisse seiner Entwickelung und Ausbildung, nicht zu grosse Versuchungen zu Thorheiten und Untugenden aufstossen lassen! — Dies scheint ein offenbarer Widerspruch gegen die Hauptlehre des Christenthums zu seyn, Gott lässt niemand versucht werden über Vermögen, und es wird von dem Verf. selbst S. 46. zurückgenommen, wo dem Kinde zugerufen wird: wohl dir, das Christenthum wird dir Kraft zu ihrer (der Versuchungen) Besiegung einflössen. In Wünschen für Kinder sollte man überhaupt nicht das ausdrücken, was Gott an ihnen thun soll, sondern vielmehr das, was von dem Kinde künftig selbst geleistet werden soll. Gott wird das Seine thun, ohne die Anweisung unserer Wünsche. Dass die Amtsverhältnisse des Hrn. P. *Eras* ihn seltner als seine Herren Mitarbeiter, zu ähnlichen Amtsreden, wie seine Taufrede ist, veranlassen mögen, durfte man schon aus dem Gedanken schliessen können, bey dieser Gelegenheit auch die *biblische* Rechtmässigkeit der Kindertaufe erweisen zu wollen. — Die Confirmationsrede des Hrn. D. *Döring* ist an einen von ihm selbst vorbereiteten jungen Baron gehalten; mit rührender Herzlichkeit schliesst sie sich überall an die persönlichen Verhältnisse an; und gewiss bürgte dem Verf. die Individualität des Confirmanden dafür, dass die mit Hinweisung auf Sprachgebrauch und Parallelen gegebene Erläuterung des Textes der Rede (1. Kor. 6. 17.) die Rührung des Herzens in ihm nicht unterbrechen oder ermüden würde. — Die erste der beyden Trauungsreden, sie ist von Reinhard, folgt ganz dem naturgemässen Gange der alten gewöhnlichen Trauformel; aber in dem Gewande, in welchem sie R. erscheinen lässt, sieht man es erst recht deutlich, welch ein ehrwürdiges, für alle Zeiten und Stände passendes Ganze sie ist. Kündigt sich auch Hr. *Frisch* in der zweyten mehr als erfahrnen Freund, und nicht sowohl als Religions-

Digitized by Google

lehrer an; so ist doch das Gesagte so aus der menschlichen Seele und der Erfahrung geschöpft, dass die Angeredeten zu einem Einblicken in sich veranlasst werden mussten, und welches ihnen vielleicht heilsamer war, als ein bewegtes Aufblicken über sich und vor sich hin. — Wären in den folgenden sechs Abendmahlsreden die beyden Verff., *Reinhard* und *Hacker*, nicht ausdrücklich genannt, man würde sie gewiss auch nach mehrmaliger Lectüre für die Arbeit eines Mannes ansehen, so ähnlich sind sie sich durchaus in Inhalt und Darstellung. Von irgend einer Betrachtung, zu welcher Zeit und Verhältnisse leiteten, von irgend einer Verpflichtung, welche aufs neue einzuschärfen eben jetzt hier dienlich war, gehen beyde Verff. aus und stellen dann in mehrern Momenten den genauen Zusammenhang dar, der zwischen dem angeregten Glauben und Thun und der Abendmahlsfeyer Statt findet. Es wird dargestellt, als ein Beförderungsmittel eines freudigen Glaubens an menschliche Tugend; eines rechtmässigen Verhaltens unter dem Einflusse der Zeit; des Versetzens in die Seelenstimmung, in welcher Jesus bey der Annäherung seines Todes war; der Stärkung gegen alles, was das Sterben am meisten erschweren kann (bey einer Krankencommunion); der Erhebung zu *williger* und *freudiger* Pflichterfüllung; der innigsten Liebe und Vereinigung unter den Schulern und Verehrern Jesu? — Diese sechs Reden sind es ganz besonders, welche der Schrift das Recht sichern, sich eine Materialiensammlung zu nennen. Sie sind so gehaltreich, dass man fast von jeder die einzelnen Haupttheile zu Gegenständen besondrer Anreden verarbeiten könnte; und welch ein reicher Vorrath der erhabensten Betrachtungen für diese Augenblicke thut sich auf, wenn man dieser Methode analog das Feld der Glaubens- und Sittenlehre durchwandelt und in steter Rücksicht auf die Art des zu stillenden Bedürfnisses nach zweckmässiger Nahrung sucht? Bisweilen erfordert freylich diese Methode nicht geringe Gewandheit das Geistes, wie z. B. in dem Erweise, die Abendmahlsfeyer sey ein vortreffliches Mittel, den unschätzbaren Werth der Zeit empfinden zu lernen. — Indessen darf es sicher bey der Benutzung und Nachahmung dieser Reden nicht übersehen werden, dass sie allem Ansehen nach, unmittelbar vor dem Akte der Abendmahlsfeyer vorhergingen, und mithin voraussetzen durften, die durch sie erregten Gefühle würden bey der Handlung selbst noch gegenwärtig seyn. Gewiss eine ganz andre Behandlung derselben Materialien und Gemüther wird erfordert, wo Vorbereitung und Handlung vielleicht durch den zerstreuenden Zeitraum von vier und zwanzig Stunden getrennt sind. Da muss die Aufmerksamkeit des Menschen so gerichtet werden, dass er diesen Tag über etwas *an* sich und *mit* sich zu denken und zu thun habe; da ist das aculeum relinquere im moralischen Sinne gewiss ganz an seiner Stelle. — Unter den beyden Begräbnissreden von *Frisch* zeichnet sich besonders die erste schon durch die Seltenheit des Falles aus, der sie veranlasste. Sie ward am Sarge einer von ihrem Ehegatten ermordeten jungen Frau gehalten, welcher Tags vorher das Abendmahl genossen und sich nach der That geflüchtet hatte (man fand ihn nachher ersäuft). Ehrenvoll und christlich ist die Ruhe und Mässigung, mit welcher der Verf. von der unnatürlichen That spricht, sie athmet Entsetzen und Abscheu, ohne das Feuer des Himmels zur Rache herabzurufen. Ungemein besänftigend musste der Eindruck der Worte Stephanus seyn, welche er der Ermordeten in den Mund legt: Herr behalte ihm diese Sünde nicht.

Wie sehr die Sprache diesen Verff. zu Gebote stehe, darf nicht erst erinnert und erwiesen werden; und eben die durchgängige Reinheit und Schönheit macht auch unbedeutende Unregelmässigkeiten auffallend. S. 25. eine *vorhabende* Feyerlichkeit. S. 193. was würdet ihr noch aus ihrem (der Sterbenden) Munde *vernommen* haben wollen. S. 204. wegen dessen Lebens keine Besorgniss war. S. 71. wo es für Weisheit, nichts zu glauben, und unter der Würde, Religion zu haben, gehalten wird. — Unangemerkte Druckfehler sind S. 67. die Lehre Jesu haben st. glauben, und S. 145. wo offenbar in der vorletzten Zeile das Imperf. *kannte* fehlt.

Wir glauben übrigens im Namen aller Leser vom Fache nicht dringend genug die Bitte wiederholen zu können, dass die Verff. fortfahren mögen, durch die Mittheilung solcher Beyträge die asketische Literatur von einer Seite zu bereichern, wo sie sich noch gar nicht über zu reichliche Ausstattung beschweren darf.

LEHRBÜCHER FÜR DEN MITTLEREN (SCHUL- U. HAUS-) UNTERRICHT.

* Für Ober-Classen der Bürger-Schulen und Unter-Classen der Gymnasien oder Gelehrten-Schulen, mithin für den mittlern Schul- und Jugendunterricht sind folgende Lehrbücher von Dr. *Joh. Carl Elsner*, Lehrer am königlichen Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, bestimmt, deren Anzeige wir zweckmässig verbinden.

1. *Kurzer Auszug aus der deutschen Sprachlehre*, nebst einigen Fabeln, Erzählungen, Worterklärungen und Denksprüchen, zur Uebung im Lesen, zur Nacheiferung (,) und zur Erweckung des Verstandes. Für Schulen. Berlin, 1807. b. Schöne. 94 S. in 8. Schreibp. (6 gr.)

Hartung, *Heinsius*, *Dessmann*, *Etzler*, *Hahn* und andre haben uns zwar kein Verlangen nach mehreren kleinen deutschen Sprachlehren übrig gelassen; dennoch dürfen wir Hrn. *Elsner* sein eignes Lehrbüchlein gönnen. Auch andre Lehrer werden durch den Ankauf seiner leichten Nach- und Vorarbeit, worin nur sehr wenige Schreib- und Sprachfehler,

Digitized by Google

wie etwa straks, einstens u. dergl. und noch weniger Setzfehler zu finden sind, keineswegs betrogen. Neues sollten sie nicht darin antreffen; doch können sie das Lehrbüchlein vielleicht ihren Schülern in die Hände geben. Aehnliches gilt von desselben Abfassers

3. *Beschreibung, Benutzung und Bearbeitung der merkwürdigsten, hauptsächlich einheimischen Erzeugnisse der Erde*, nach den (bekannten) drey Naturreichen. Ein Leitfaden für Bürgerschulen etc. Ebendaselbst. 112 S. Schreibp. (8 gr.)

Etwas Naturbeschreibung, mit den nöthigsten technologischen Andeutungen begleitet; — wahrscheinlich nur nach *Funke*. Hatte der Herausgeber vielleicht durch Erfahrung die — von Mineralien zu Pflanzen und Thieren — aufsteigende Belehrung zweckdienlicher gefunden, als die gewöhnlichere herabsteigende; so sollte er ihr auch im letzten Theile seiner Auszüge so treu bleiben, als in dem erstern, und nicht am Schlusse den Polypen und Infusions-Thierchen Etwas von dem Menschen folgen lassen. —

5. Dess. *Abriss der allgemeinen Weltgeschichte*, nebst einem Verzeichniss (c) merkwürdiger Personen, nach der Zeitfolge. Ein Leitfaden für die untern Classen der gelehrten (!) Schulen und (?) Gymnasien. Ebendas. 112 S. in 8. Schrbp. (8 gr.)

Mit diesem Lehrbüchlein, dessen fragmentarisch-chronologische Bearbeitung dem Verfasser am meisten eigen anzugehören scheint, kann Rec. im Ganzen am wenigsten zufrieden seyn. „*Bredows merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte*, für den ersten Unterricht in Bürger- und Landschulen, lässt Hr. E. auf ihrem Werthe (warum nicht ihren Werth auf sich?) beruhen." Aber blieb ihm denn der *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte* für Bürgerschulen; von M. *Joh. Christ. Dolz* (Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig) unbekannt? Ist auch dieser Leitfaden, selbst in der vierten, durchgesehenen Auflage (Leipzig, 1805) noch immer nicht ganz fehlerfrey geworden, und mag er auch wegen seiner besondern, wohl gehaltenen oder treu verfolgten Bestimmung für *Bürger*-Schulen, dem Anfangs-Unterrichte in Gelehrten-Schulen weniger angeeignet seyn; so würde Rec. ihn dennoch, wegen grösserer Reichhaltigkeit und besserer Anordnung (bey geringerem Preise) dem Abrisse des Hrn. D. *Elsner* vorziehen. Gleich die Einleitung von *D.* u. *E.* kann dieses Urtheil bestätigen. Wie gehaltvoll ist jene gegen Hrn. *Elsners* spärliche Wiederholungen (S. 3—4), nach welchen nur die Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten Eines *Landes* oder *Volkes Special-Geschichte* seyn soll. Wollen und dürfen wir nun auch, in dieser nothwendig beschränkten Anzeige, nicht viel über das Mehr oder Weniger mit dem Verf. rechten; so darf es doch nicht ungerügt bleiben, dass Hr. E. seine geschichtlichen Lehrsätze zu früh beschränkt oder zu zeitig abgebrochen hat. Man sollte fast meynen, er habe nur ein älteres Handbuch gedankenlos ausgezogen. Wie hätte er sonst, im Jahre 1807, die Geschichte der Deutschen (S. 64.) mit Friedrich Wilhelm dem Grossen, die Geschichte der Franzosen mit der Enthauptung Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, den folgenden Abschnitt von England mit dem Jahre 1760, — Spaniens Geschichte gar mit der Inquisition und dem Erbfolge-Kriege beschliessen können? Dass er bey der Geschichte von Preussen und Brandenburg (S. 80—87.) etwas länger verweilt hat, wie bey den vorhergehenden Grundlinien fremder Staaten-Geschichte, ist ihm weit weniger zu verargen, als dass er *Polen*, dieses einst so mächtige und auch jetzt wieder nicht unwichtige Land, oder vielmehr seine merkwürdigen Bewohner, keines besondern Lehrabschnittes würdigte. Der Anhang lässt eine kurze Geschichte des Schweizer-Bundes auch nur bis zum westphälischen Frieden und Erinnerungen an die nordamerikanischen Freystaaten nur bis auf *Franklin* und das Jahr 1788 gelangen. Nach S. 93. könnte man leicht wähnen, die Versenkung der Theekisten (in dem Hafen von Boston) habe schon 1767 Statt gefunden. In dem beschliessenden Verzeichnisse hätte der Abfasser nicht nur etwa das unangenehme, ja fast ekelhafte Wiederholen des — „*war*" und „*waren*" vermeiden; sondern sich auch noch mehr nöthiger, zurückweisender Kürze, genauerer Bestimmtheit und besserer Auswahl oder verhältnissmässiger Vollständigkeit befleissigen mögen! Wo *Jason* und *Dädalus* Platz fanden, sollte man doch wohl auch einen *Theseus*, oder zwischen *Wittekind* und *Albrecht den Bär*, einen *Alfred*, *Otto den Grossen* und *Canut* nicht vermissen. Auf dem letzten Blatte kann man wohl einen *Anson*, *Franklin*, *Gellert* und *Kleinjogg* finden; — aber *Peter den Grossen*, *Joseph den Zweyten* und *Napoleon den Ersten* — erwartet man vergebens. Von der Unbestimmtheit und Zweckwidrigkeit mancher Notizen werden wenige Belege von S. 110.

„Wilh. *Shakespear* war einer der berühmtesten engländischen Dichter.
„Is. *Newton* war einer der berühmtesten engländischen Philosophen.
„*Milton* war einer der berühmtesten engländischen Dichter, und hatte das Unglück, blind zu seyn."

gnügendes Zeugniss geben. Der Himmel möge die deutsche Lehrkunst, nicht nur in der Geschichte, fernerhin vor *solchen* Uebersichten bewahren! Von der Richtigkeit des Schreibens und Setzens in einem

Digitized by Google

*Schul*büchlein, worin man viel „*f*abelhaftes, gutes und *b*öses, klug*e*s und *th*örichtes; *E*opernicus, Cromwell, Ravaillac, Wassington, Amer*ico* u. dergl. findet, auch S. 61. lieset:"

„Die evangelisch-lutherischen Stände vereinigten sich, und schlossen *zu* ihrer Sicherheit *zu Smal*kalden einen *Bund*, der deshalb der *smal*kaldische *Bund* genannt wird," kann man demnach auch nicht viel Schönes sagen. Hr. Dr. *Elsner* beliebe nun aus diesen Belegen theilnehmender Aufmerksamkeit, mit welcher wir seinen weltgeschichtlichen Abriss durchsahen, selbst abzunehmen, wie sehr dieses Lehrbüchlein mancher Verbesserung in einer künftigen Auflage bedürfe; wofern es durch Nachsicht, Zeitmangel oder Unwissenheit andrer zu richtigerem Wiederdrucke gelangen sollte. —

4. Dess. *Kurzes Lehrbuch der Naturbeschreibung, Technologie, allgemeinen Weltgeschichte und der deutschen Sprache*, für Schulen. Ebendas. 1807. in 8. VI. und 318 S. (16 gr.)

Enthält die mehr erwähnten drey Lehrbüchleins, auf geringeres Druckpapier, zu niederem Preise vereinigt. Dass jeder Theil dieses verschiedenartigen Ganzen, nach dem Wunsche des Verlegers besonders zu haben sey, hat der Verf. zwar am Ende des Vorberichts nicht unangezeigt gelassen; doch hätte es auch, wo möglich, auf den Titeln der Einzelhefte bemerkt werden sollen. Das, in der Regel, arme, pädagogische Publikum möchte ganz besonders von Verlegern und Verfassern vor Doppelkäufen und andern kostspieligen Fehlgriffen verwähret werden.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

Die *Handlungsschule.* Eine Belehrungs-Uebungs- und Unterhaltungsschrift für vierzehn bis achtzehnjährige Jünglinge(,) die sich dem Handel widmen, abgefasst von *G. H. Buse.* Erste Abtheilung. Erstes Heft. Anleitung zum Schönschreiben.

Auch mit dem besondern Titel:

Calligraphische Lehr- und Uebungsstunden, oder vollständige *Anleitung zum Schönschreiben* der deutschen, französischen, italienischen und englischen Currentschrift nach geometrischen und ästhetischen Grundsätzen; u. s. w. Lehrender Theil. Erstes Heft. Erfurt, in der *Hennings*'schen Buchhandlung. 1807. gr. 8. XX. u. 156 S. mit farbigem Umschlage. (12 gr.)

Wenn auch diese Kalligraphik zunächst als Anfang eines zusammenhängenden Lehrvortrags der wichtigsten kaufmännischen Vorbereitungs-Kenntnisse sowohl als Vorübungen für Jünglinge, die sich der Handlung widmen, erscheint; so kann und soll sie doch auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen, und besonders von Lehrern des Schönschreibens benutzt werden. Ohne den vorangedruckten Grundriss des ganzen Werkes, nach seinem lehrenden und übenden Theile, hier nachzuschreiben, zeigen wir nur an, dass vorläufigen Mittheilungen und Wiederholungen über den Begriff des Schönen und Schönschreibens, sowohl als über die Wichtigkeit dieser Kunst für Handlungs-Lehrlinge. — S. 45—85 eine Geschichte der Schreibkunst folgt, in welche wohl für den Zweck dieser Lehrstunden zu viel aus *Busch*, *Jackson* und Andern aufgenommen wurde. Die dritte Lehrstunde handelt (S. 86 — 119) von den Federn, ihrer Zubereitung zum Schreiben und dann ausführlich von den Regeln des Federschneidens, so wie den Fehlern, welche man dabey zu begehen pflegt. Die vierte belehrt über *D*inten, die Bereitung verschiedener Tinten sowohl als ihre Bewahrung, dann über das Papier und einige sonst noch zum Schreiben erforderliche Werkzeuge. In der fünften Lehrstunde werden schlüsslich Bedingungen des leichten, schönen und der Gesundheit minder nachtheilichen Schreibens angegeben. In allen diesen Abschnitten ist etwas mehr als bey *Guthmann* oder *Dolz* zu finden, aus dessen kleinem, in drey Auflagen rühmlichst bekannten *Hilfsbuche* zum Schön- und Rechtschreiben hier (S. 41.) die wohl übertriebene Behauptung: „ *Schön*schreibekunst ist unter *allen* Künsten für die Gesellschaft die *erste* und *gemeinnützigste*," wiederholt wurde. Wie sich diese neue Kalligraphik zu *Rossbergs* bekanntem Meisterwerke und andern brauchbaren Anleitungen zum Schönschreiben verhalte, kann erst die Folge lehren. Möchte nur auch Herr *Buse* nicht wieder nöthig haben, Eilfehler zu bekennen und zur berichtigenden Anzeige mancher Schreib- oder Druckfehler, wie würklich, Schedellehre, Gedult, unstet u. s. f. aufzufordern.

Neuer Abdeuck. Ἡ καινὴ Διαθήκη. *Novum Testamentum*, Graece. Ex recensione *Jo. Jac. Griesbachii* cum selecta lectionis varietate. *Tomus Quartus.* Acta, Epistolae Catholicae et Apocalypsis. Leipzig, b. Göschen 1807. 308 S. fol. (10 Thlr.)

Mit diesem Bande ist gegenwärtige Prachtausgabe, die, so verschieden auch die Beurtheilung der Form einzelner Buchstaben und ihres Verhältnisses bey der Zusammenstellung seyn mag, ein rühmliches Denkmal des ausharrenden und sich immer gleichen deutschen Kunstfleisses bleibt.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

96. Stück, den 29. Juli 1807.

BUKOLISCHE POESIE.

Arethusa oder die bukolischen Dichter des Alterthums. Erster Theil. Berlin, bey Unger, 1806. 278 S. kl. 4. oder 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Es ist nirgends bemerkt (wenigstens finden wir bey unserm Exemplar keine Vorrede, die darüber Auskunft gäbe), dass diess nur eine umgearbeitete neue, *Ausgabe des ersten* 1789 in 4. splendider gedruckten Theils der Arethusa des Hrn. Grafen Fr. Ludw. Karl *von Finkenstein* ist, die aber theils mehr übersetzte Stücke enthält als die erste, theils überhaupt wesentliche Veränderungen erfahren hat. Die vorige Ausgabe enthielt nur *Bukolien* (und Epigramme) des *Theokritus*, der jetzigen ist auch S. 201. ff. die Uebersetzung der Gedichte des *Bion* und *Moschus* (nach vorausgeschickten Nachrichten von ihrem Leben und Schriften, und mit angehängten Anmerkungen) beygefügt. Von dieser Uebersetz. des Bion und Moschus wollen wir erst nachher in Vergleichung mit einer andern neuern mehr sagen, jetzt nur bey dem, was die alte Ausgabe schon enthielt, verweilen. Die ehemals voranstehende *Vorerinnerung* vermissen wir jetzt. Gleichwohl gab sie den Zweck der gegenwärtigen Bearbeitung (und dieser sollte stets angezeigt werden) an und enthielt die, zur Beurtheilung des metrischen Theils der Arbeit gar nicht überflüssigen Bemerkungen des Hrn. Verf. über die prosodischen Regeln des verstorb. Moritz, denen er überhaupt genommen folgt. Der darauf folgende *Versuch über das bukolische Gedicht* hat nicht nur kleine Veränderungen im Ausdruck, sondern auch mehrere Zusammenziehungen, Abkürzungen, Zusätze, und einen Nachtrag erhalten, obgleich in den Ideen des Verf. über den Ursprung dieser Dichtungsart und ihr Wesen nichts erhebliches geändert ist. Wir wollen die hauptsächlichsten Aenderungen angeben. In der Note (S. 17. erste Ausg., S. 16. jetz. Ausg.) wo vom satyrischen Drama die Rede ist, hat der Verf. itzt weggelassen, was er ehemals über den Inhalt des eurip. Cyclopen und des Philoxenus Stück gesagt hatte. Was gleich nachher aus dem ehemaligen Texte weggelassen wird, das ist bald darauf nachgeholt, das folgende aber so zusammengezogen, dass erst S. 21. die jetzige Ausgabe mit der ehemaligen S. 28. wieder zusammentrift. Eben so ist die ganze Stelle der ersten Ausgabe S. 31—32. „Aber nicht den Mimus überhaupt nur, Sophrons Mimen insonderheit — eine getreue Darstellung seines Gegenstandes seyn sollte" jetzt weggeblieben. Dagegen ist S. 4. nach den Worten „ein Bukolisches Lied" folgender Zusatz gemacht: „Virgil preiset zwar, so wie andere Schriftsteller des Alterthums die arkadischen Hirten wegen ihrer Gesänge; ein anderes aber ist Poesie der Hirten und ein anderes bukolisches oder sogenanntes Schäfergedicht Lässt er also auch seinen thessalischen Damon Mänalische Lieder singen, und müssen auch seine berühmten Wettsänger, Corydon und Thyrsis, von Geschlecht Arkadier seyn, so singt doch nichts desto weniger seine Thalia in Syrakusischen Weisen, so ruft er doch selbst als seine Muse die sicilische Arethusa an." Auch von den Gedichten des Bion und Moschus wird S. 38. etwas mehr gesagt, als in der ersten Ausg. S. 48. So ist auch das was S. 50. ehemals über die Ekloge Virgils gesagt ist, jetzt S. 40. f. geändert, und vermehrt. Es wird nicht mehr behauptet, dass Virgil nach dem Theokritus und nach *einem Ideal seiner Einbildungskraft* gearbeitet habe, und die allegorische Behandlungsart des Hirtengedichts als das ihm Eigne angegeben. Endlich ist S. 43. ein neues Urtheil über Gesner hinzugekommen. In den *Nachträgen zu dem Versuche über das bukolische* Gedicht S. 266. f. vertheidigt der Verf. seine Vorstellung, dass das Wesen der bukolischen Poesie in der den Hirten abgeborgten Manier gelegen habe, und bestreitet die Behauptung eines Götting. Rec. seiner ersten Ausgabe 1789, der das Wesen der bukolischen Poesie in dem Ländlichen des Gegenstandes setzte, die Manier aber für eine Erfindung der bukolischen Dichter selbst hielt. Allein der Verf. nimmt dabey an, was erst erwiesen werden soll, dass alle Eklogen Virgils, alle Gedichte des Theokr., Bion und Moschus, die man für bukolische Gedichte hält, es auch wirklich sind. Die vierte Ekloge Virgils, z. B., sagt er, stellt keine Scenen der Hirtenwelt auf, und doch ist sie ein bukolisches Stück, weil der

Digitized by Google

Dichter seinen Entschluss bukolisch zu singen ankündigt, und ihm zuzutrauen ist, dass er den Umfang seiner Dichtart gekannt habe. Wenn er nun aber die Anwendung dieser poetischen Form blos erweitert hat? Denn was die Theokr. und andern gr. Idyllen anlangt, so ist ja vom Verf. selbst zugestanden, dass diese Sammlung nicht allein bukol. Poesien enthalte. Der Hr. Verf. erinnert, die bukol. Poesie sey in der Materie nichts weniger als *gleichförmig*, weder in der *allgemeinen* noch in der *besondern*, auch sey diese Gleichförmigkeit nicht in den allgemeinen Formen zu finden; aber es gebe auch speciellere Formen, und diese sollen das Wesen der bukol. Poesie bestimmen; dahin rechnet der Verf. den bukolischen Hexameter, die regelmässigen Absätze, die wiederkehrenden Anfangszeilen, die eigne Symmetrie der Verse und die damit in Verbindung stehende Simplicität der Gedanken und des Ausdrucks. (Wenn also ein Dichter irgend einen Gegenstand mit Nachahmung dieser Formen besingt, so liefert er — ein bukolisches Gedicht!). Diese Manier sey nicht vom Theokr. oder den ersten bukol. Dichtern erfunden worden, sondern ihre Bukolien wären geschmackvolle, aber getreue Nachbildungen der alten Hirtenlieder selbst, nicht nur im Inhalte, sondern auch in der Manier. Das Ländliche in der Form machte das Wesen des alten bukolischen Gedichts aus. Entweder waren die ursprünglichen Lieder der Hirten vorlängst abgekommen und nur nach Ueberbleibseln derselben bildete sich die bukol. Poesie, oder die Hirtenlieder waren alte sicil. Nationalpoesie, die sich bey veränderten Sitten auch etwas abänderte und veredelte. Da übrigens Theokr. nicht nur in dieser Manier der sicil. Hirten sang, sondern diese ländlichen Sänger auch dramatisch darstellte, so vermuthet der Hr. Verf. die Schauspielform dieser seiner Bukolien habe er von wirklichen zu seiner Zeit üblichen Schauspielen (von Hirten?) entlehnt, will aber diess erst in einem folgenden Nachtrage zeigen, den wir also noch zu erwarten haben. — In der Nachricht von Theokritos ist der Schluss abgeändert. Die Stelle aus Batteux, der ehemals einer unserer *ersten* (vielleicht der Zeit nach) Kunstrichter hiess, ist weggeblieben. „Einige Epigramme, heisst es jetzt, und die grössere Zahl der Idyllen sind bukolische Stücke; auch sie sind sehr verschieden an Gegenstand und poetischer Gattung, da sich sogar Eines, die Chariten oder Hieron, darunter findet, welches man als ein didaktisches Gedicht (und doch bukolisch?) zu betrachten hat.“ Es ist sodann das acht und zwanzigste Gedicht, welches nicht bukolisch ist, die Spindel, in der Versart des Originals, und vier Epigramme, 13. 15. 14. 21., übersetzt. In der Uebers. des acht und zwanzigsten Gedichts hält sich der Vf. bisweilen an die richtigen Lesarten der neuesten Ausgabe, erreicht aber nicht immer die Simplicität des Originals. Zu gesucht ist die Stellung der Worte v. 3.

Folge du mir getrost hin zu der Glanzreichen des Neleus Stadt

Und mehr liegt in dem Griech. (v. 19.) νῦν μὰν ἔλπος ἔχοισ' ἀνέῳξας, als in dem Deutschen: „Dir wird jetzo des Mann's Thüre sich aufthun.“ Auch ist „Spindelgerühmt“ eine weit kühnere Zusammensetzung, als ἰυλλάκατος v. 22.

In der Anordnung der übersetzten Stücke des Theokr. ist ebenfalls eine Veränderung vorgenommen. Wir setzen die Folge der Stücke aus beyden Ausgaben her (die von 1789 hatte nur 20, die neue 24 Stücke):

1789.	1806.	
11. Idyll.	1. Epigramm	Neu sind also in dieser
6. Id.	11. Idyll	Ausgabe hinzugekom-
8. Id.	6. Id.	men die 2. 14. 15. 23.
9. —	8. Id.	u. 16. Idylle. Die Ueber-
5. Epig.	9. Id.	setzung der 20. Idylle
3. Ep.	5. Epigr.	(der Rinderhirt), aber
4. Ep.	3. Ep.	steht unter den Buko-
2. Ep.	4. Ep.	lien des Moschus, so wie
1. Id.	2. Id.	die 19. (der Honigdieb)
3. Id.	1. Id.	unter denen des Bion,
4. Id.	6. Ep.	weil jenes (20.) mehr
6. Ep.	3. Id.	von der Manier des Mo-
5. Id.	4. Id.	schus, als des Theokr.,
10. Id.	5. Id.	habe; dieses (19.) aber
21. Id.	10. Id.	den kleinen Gedichten
7. Id.	21. Id.	des Bion ähnlicher sey,
18. Id.	27. Id.	als den Theokritischen.
27. Id.	7. Id.	Als Gegenstück zu die-
20. Id.	2. Id.	sem letztern hat der Vf.
1. Ep.	14. Id.	auch das kleine Odarion
	15. Id.	(40.) aus der Anakreont.
	23. Id.	Sammlung übers., ohne
	18. Id.	jedoch es für das Urbild
	16. Id.	von jenem anzusehen.

Die Uebersetzung der ehemals schon aufgenommenen Gedichte ist durchaus sehr geändert, wir können nicht behaupten, auch eben so oft verbessert. Wir wählen zur Probe den Cyklopen (dem jetzt eine kleine Einleitung vorausgesetzt ist). Gleich der Anfang, wie sehr entfernt er sich von dem sanften natürlichen Gange des Originals:

Nikias, wider die Liebe *kein Kraut nicht wächst*, das ich wüsste.

Etwas weniger hart las man sonst:

Wider die Lieb' ist kein Kraut, dass ich wüsste, gewachsen, für ihre u. s. f.

Besser ist v. 3. — so lind und lieblich *das* Mittel

Unter den Menschen entspross, erlangt wird's aber so leicht nicht —

als vormals: *Ein* Mittel, so süss, so gelinde *Unter uns* Menschen erzeugt u. s. f. Was statt der Worte (v. 19.)

Und ihm das Milchhaar *noch* umkeimte den Mund und die Schläfe,

Digitized by Google

jetzt gesetzt worden ist:

Eben auch erst Milchhaar ihm umkeimte Lippen und Schläfe,

ist zwar in Ansehung der griech. Worte eine Verbesserung, aber in Ansehung des poetischen Numerus nicht besser. Wohl hätte das folgende matte: Nicht bey Ros' und Apfel *blieb* seine Liebe, verändert werden sollen. Wie kräftig ist dagegen ἤρατο ῥόδοις — Was der griech. Dichter viel einfacher v. 15. sagt, ist auch in der neuen Ausgabe, wie in der alten, stärker, obgleich mit andern Worten ausgedrückt; αὐτῷ aber ist nun nicht übergangen. V. 19. war ehemals gegeben:

Weisse Galate, was verstössest du den, der dich liebet?

Sollte das folgende, was man jetzt lieset, für besser gehalten werden können?

O Galatea, du Weisse, *dass den der dich liebt du* verstössest!

γαυροτέρα ist nun übersetzt *wähliger* und φιαρωτέρα *blanker* (blanker als schwellende Trauben), und das Ganze soll, einer neu hinzugekommenen Anmerkung zufolge, ein Bild *gedrungener* Jugendfulle seyn. In den folgenden Versen:

Mich befällt *nur* kaum der erquickende Schlummer, so kömmst du,
Aber verlässt mich *nur* der erquickende Schlummer, so läufst du

ist das erste *nur* eben so überflüssig als matt. Auch war der *süsse* Schlummer, in der ersten Ausgabe dem Griechischen entsprechender. Dagegen ist das gleich folgende nun dem Griech. treuer nachgebildet,

Ja du fliehst, wie des schwärzlichen Wolfs ansichtig ein Schaaf flieht.

Obgleich gezweifelt werden kann, ob das ehemals übergangene πολιὸς nun ganz richtig ausgedrückt worden ist. Freylich stand das v. 30. hinzugesetzte *Traun* nicht im Griechischen, aber doch war es besser als das jetzt vorgesetzte *Ich*

Ich weiss wohl warum du mich fliehst, o du reizendes Mädchen,

wodurch man verleitet wird, den Ton auf *Ich* zu legen. Die nächsten Verse sind ungleich besser als ehemals theils an sich, theils in Vergleichung mit dem Griech.:

Darum, weil sich borstig und lang, mir die einzige Braue
Ueber die Stirn, von Ohre zu Ohr' hinstreckt, und ein einzig
Auge darunter mir liegt, und breit die Nas' auf der Lippe.

Dagegen ist das ταρσοὶ etc. V. 37. sehr schleppend ausgedrückt: Die Hürden immer mir voll stehn. Auch ist ὑπεραχθεὶς nicht blos *voll*, sondern, *übervoll*. 39 φίλον γλυκύμαλον ist nun ganz wörtlich, *mein Süssäpfelchen*, gegeben. Von der ehemaligen Erklärung des μαννοφόρως (oder vielmehr Lesart μανοφόρως) V. 41. ist der Hr. Verf. nun abgegangen, indem er übersetzt: Alle mit Halsgeschmuck; und so ist auch das *grünliche* Meer (γλαυκὰν 43.) nun in das *blauliche* verwandelt. V. 49. ist

Wer dabey in dem Meer' auch wohl und den Fluten verbliebe,

bey weitem nicht so deutlich, als das ehemalige:

Sprich, wer würde dafür das Meer und die Fluten bewohnen?

Wie weit leichter ist auch die Wortfolge im Griechischen V. 55. als jetzt in dem Deutschen:

Weh mir! warum doch gebar mit Kiemen nicht mich die Mutter —

Natürlicher war wenigstens das ehemalige: Schade, dass meine Mutter mich nicht mit Flossen geboren! Nicht anders können wir von beyden Uebersetzungen des 58. Verses urtheilen. Die ältere ist: Einige (Erstere sollte es heissen) blühen im Lenz' und andere blühen im Herbste; die neuere: Denn es erblühen Frühlinges die ersteren, Winters die andern — Uebrigens sind die *Mayenblumen* (V. 55.) mit Recht in *weisse Lilien*, der *zarte Mohn* vielleicht nicht so gut in ein zart *Flitschröschen* umgeändert. Aus dem Liebchen (κορίον 60.) ist ein *Trautelchen* geworden. Ehemals war zwar das νῦν nicht wiederholt, aber doch das *Tauchen* (nunmehr, *Schwimmen*), jetzt ist aber die so naive Wiederholung ganz verwischt. Der 76. Vers, der ehemals übersehen war: ist nun so übertragen:

Finden sich doch Galateen, und schönere wohl auf der Welt noch.

Nur der 69. und der 80. 81. Vers sind unverändert geblieben. — Dasselbe Resultat wird man auch bey Vergleichung der übrigen Idyllen und Epigrammen in beyden Ausgaben erhalten. Bey dem 4. Epigr. (das Gelübde) hat der Uebers. auch jetzt sich dieselben Freyheiten, wie ehemals, erlaubt. Nur am Schluss ist mehr nach dem Griech. (von dem sich die ältere Uebers. hier weiter entfernte) übersetzt: Das ich schon eingestallt — Wir geben nun noch Proben aus einem in der vorigen Ausgabe nicht übersetzten Stücke, und wählen die Adoniazusen, die der Uebers. in drey Auftritte abtheilt, und von den dramatischen Hirten-Bukolien nur in der *Zahl* und dem *Stande* der Personen (doch wohl auch in dem Gegenstand ihrer Unterhaltung) unterschieden findet. Er glaubt dass es, wie das vorhergehende 14te Gedicht, für den Hof zu Alexandrien, zum Andenken einer dort gehaltnen Adonisfeyer geschrieben worden sey. Der komische Conversationston ist doch öfters verfehlt, und in beygefügten oder untergesetzten Anmerkungen hätte das, was zur Vorstellung gehört, angezeigt

Digitized by Google

werden sollen, z. B. v. 2. dass Gorgo nun zur Praxinoe hineingeht, v. 40. dass das Kind sich an die Mutter anschmiegt, um mitgenommen zu werden u. s. f. — V. 8. f. ist die Stellung der griech. Worte οὐλέον, σὺν αἰνεῖν nicht zum Vortheil des Sinns verändert:

Hier am Ende der Welt hat der närrische Mensch eine Wohnung
Nicht, ein Loch sich gemiethet —

Der ἀνὴρ τριακαιδεκάπαχυς (ein vierschrötiger Kerl) ist hier „ein Kerl, so dumm, als er lang ist." Der 25. Vers, der im Griechischen schon frostig genug ist (daher ihn auch mehrere für unächt halten) wird es durch die Uebersetzung noch mehr:

Mir Unkundigen *dann* du die Kundige *davon* erzähle.

Im 27. Vers scheint der Hr. Graf zum Theil der Reiskischen Vermuthung gefolgt zu seyn (ohne etwas davon zu sagen, was doch, da die Uebers. vom Text so sehr sich entfernt, nöthig war):

Eunoa hole das Becken, und wirfs nicht wieder ins Zimmer
Hin, du verzärteltes Thier —

Die sententiöse Naivetät der Alten v. 61. f. ist durch eine unzeitige Wortfülle in der Uebersetz. verloren gegangen.

Es wagt es einst der Achäer, und wagend
Drang er in Troja, wer wagt, holdseelige Tochter, gewinnt auch.

Aber die Construction im folgenden Verse ist mehr als im Griech. verworfen: Fort wie die Pythia geht, Orakel sprechend die Alte. Die Rede des Freunden Vers 87. f. fällt in der Uebersetz. gröber aus als im Original:

Elende Klatschen, so schweigt! was für Zeug sie da schnattern, die dummen
Gänse! so breit und hoch aussprechnd, verhunzen sie alles!

Und undeutlich ist der Sinn 104. f. durch die Uebers. geworden, den man im Griech. gleich. auffasst, (um nicht mit dem Vf. uber das Prosodische zu rechten):

Zwar langsam vor den himmlischen Göttinnen nahen die Holden,
Aber verlangt, weil immer dem Sterblichen Gaben sie zollen.

Wohl hätten wir gewünscht, dass der Uebersetzer nun wenigstens seine Vorgänger, Bindemann und vornemlich Voss bisweilen zu Rathe gezogen hätte. In den Anmerkungen, sowohl unter dem Texte als hinter demselben ist theils einiges weggelassen, was die ältere Ausgabe hatte, theils und vorzüglich mehreres hinzugefügt; aber doch wird man noch öfters eine Anmerkung vermissen. Wir bedauern dass der Hr. Graf auf die nach der ersten Ausgabe seines Versuches angestellten Untersuchungen über Theokr. und seine Gedichte und auf die neuesten Bearbeitungen derselben zu wenig Rücksicht genommen hat. In einer Anmerkung (S. 257. ff.) hat er noch des Bakchylides Fragment, worin die Glückseligkeit des Friedens geschildert wird, und die 14te Olymp. Hymne des Pindarus als Gegenstücke zu Theokr. Id. 16. extr. übersetzt.

Bions und Moschus Idyllen, übersetzt und erläutert von *J. C. F. Manso*. Leipzig, Dyckische Buchhandlung. 236 S. gr. 8.

Auch von dieser Uebersetzung (welcher der griechische, hin und wieder berichtigte Text beygefügt ist) war im Jahr 1784 schon die erste Ausgabe zu Gotha herausgekommen; aber die gegenwärtige ist völlig umgearbeitet und kaum als zweyte Ausgabe zu betrachten, mehr als neues Werk anzusehen, in Beziehung auf Text, Uebersetzung und Anmerkungen; in Ansehung jenes hat sie jetzt kritischen Werth; in Ansehung dieser gewährt sie eine volle Einsicht in den Sinn, die Sprache, und den ästhetischen Werth der Gedichte. Im Bion I, 21. ist nun νήπεντος statt νήπλεκτος aus Brunk aufgenommen, und im 36. Vers Wakefields Aenderung in den Text gesetzt, in 60. Valkenaers Verbesserung, dagegen v. 58. die gewöhnliche Lesart in Schutz genommen. Im 74. Vers hat Hr. M. zwar das gewöhnliche πάσαι übersetzt, aber doch in den Noten ποθαὶ (nämlich Φάρη) nach Valkenaers Vorschlag vorgezogen (dann müssen die Worte in Parenthese gesetzt werden.) Im 90. Vers hat er zwar die Verbesserung Higts ἢ Τμίναιος (st. ἢ Τμίναιον). Aber er ist geneigter in den Anmerkungen zum Theil mit Wassenbergh zu lesen:

ᾄδεται αἰ αἰ,
Αἰ αἰ καλὸν Ἀδωνιν, ἔτι κλέον αἰ Τμίναιον.
Αἱ χάριτες —

Weh tönet es, wehe!
Wehe des schönen Adonis! und mehr noch: weh, Hymenaus!
Ueber Cinyras Sohn wehklagen die Grazien alle —

Annehmlicher scheint die leichte Aenderung von Wyngaerden die V. 94. f. aufgenommen ist. Im dritten Gedicht ist Herels von Valkenaer gebilligte Verbesserung ἐϑ' ἡβώωντι aufgenommen, damit nicht das Gedichtchen in einen Traum verwandelt werde (ἐϑ' ὑπνώωντι ist die gewöhnliche Lesart). Den gewöhnlich vor dem fünften Gedicht stehenden Vers: Οὐκ οἶδ' οὐδ' ἐνέσκεν, ἃ μὴ μάθωμεν, πονέσϑαι hat Hr. M. mit Recht weggelassen, da er in keinem Verhältniss zum Ganzen steht. Er hält ihn mit Brunk für einen aus einem andern Gedicht B. entlehnten Vers. Wir möchten ihn lieber für ein lemma eines alten Auslegers oder Moralisten ansehen. Id. VII, 8 f. ist zum Theil nach Ruhnken zum Theil nach Jakobs geändert, so wie 24. nach Scaliger und Lennep. In Moschus ersiem Idyll (ehemals 6ten) hat Hr. Prof.

M. jetzt v. 23. nur Ἄλιον (den Sonnengott, st. ἅλιον) gesetzt, aber die übrigen Aenderungen von Pierson und Luzac findet er unnöthig, und glaubt auch überhaupt nicht, wie ehemals, dass etwas in der Stelle zu ändern sey. In V. 27. gibt er der Lesart φαρμακόεντα in den Noten den Vorzug; sie hat doch ganz das Ansehen einer Erklärung von Φάρμακον ἰυτί. In der Europa (2. Ged. ehemals 1.) ist der Schlussvers der ehedem noch beybehalten worden, nun weggelassen als nicht nur entbehrlich, sondern auch des Dichters unwürdig. Aber den 82. Vers, den Valk. verdächtig machte, hat er nicht weggelassen, sondern auf Jakobs Verbesserung desselben Rücksicht genommen. Den 16. V. des 3. Id. (ehem. 2.), den Brunk für unächt hielt, versuchte Hr. M. anfangs so zu ändern:

Οἷαν (neml. τέυξιμον ᾠδὴν μελίσδετε) ὑμετέρης ποτὶ χείλεσι γῆρυς ἀοιδεῦ (des Orpheus)

allein er fand diess nachher doch zu hart, und glaubte (mit Valk.) dass ein Vers ausgefallen sey, und übersetzt daher, mehr dem Sinne nach:

Wie um Eurydicen einst an euerm Gestade der Sänger!

Den 43. Vers: Οὐδὲ τέσον γλαικοῖς ἐνὶ κύμασι Κήρυλος ἄδειν, hält er für unächt aus Gründen, die vornemlich vom Worte Κήρυλος entlehnt sind. Aus einem andern Dichter könne er vielleicht am Rande beygeschrieben seyn. Aber sollte man nicht hier auch anwenden können, was Hr. M. anderswo manchen Veränderungen in diesem Gedichte entgegenstellt, dass mehrere gelehrte Bilder und Ausdrücke in diesem Id. den falschen (vielleicht noch nicht genug gebildeten und gereinigten) Geschmack des Dichters verrathen. μίλιγμα ist V. 56 mit Valk. aus Handschriften statt μίλισμα aufgenommen, aber anders erklärt, durch μείλιγμα, deliciae, und daher auch V. 93 μίλισμα beybehalten. In IV, 67 ist die gewöhnliche, von Valk. schon als ungriechisch verworfene Lesart mit Jakobs Verbesserung vertauscht. Dagegen ist 68. der Sinn sehr gut gegen Valk. Aenderung vertheidigt. V, 7 ist Teuchers Muthmassung χά (st. τάχα) aufgenommen. Mehrere kritische Vermuthungen über Stellen dieser so häufig auch kritisch versuchten Gedichte sind in den Noten theils empfohlen, theils abgefertigt; es fehlen allerdings mehrere, z. B. von Wakefield; aber es würde auch zweckwidrig gewesen seyn, hier die kritischen Urtheile vollständig aufzuzählen. So wie Rec. bey der Anzeige der ersten Ausgabe (Leipz. gel. Zeit. 1785. St. 75. S. 1194. f.) das Vergnügen hatte, den Versuch einer Uebers. des entlaufenen Amors des Moschus vom nunmehr. Hrn. Gen. Superint. *Sonntag* in Riga der beurtheilten an die Seite zu setzen (auf welche Hr. M. itzt vielleicht an zwey Stellen Rücksicht genommen), so fügt er jetzt gern über eine andere Stelle des Mosch. V, 5. (wo das Κυρτὸν ἐπαφρίζῃ unnatürlich und ungewöhnlich ist), die ihm von Hrn. D. *Timkowsky* mitgetheilte Conjectur. ἐπιφρίσσῃ, bey, ein Wort das wie Φρίσσων dem Aufbrausen des Meers recht angemessen ist. Und in Bion. VII (al. 16.), 24. verbessert derselbe:

αὐτᾷ Στὺξ τάχα, καὶν ἀιδὲς τὸ δ' ἄδυτ βάκρυ' ἐτήσει.

Einige schätzbare Bemerkungen u. Verbess., die Hr. Prof. M. von Hrn. M. *Schäfer* in Leipzig erhielt, sind in einem Nachtrage mitgetheilt, u. werden von keinem Leser dieser Gedichte übersehen werden. In Mosch. II, 125. hat er das richtige Wort σύροισι (st. ὤμοισι) gefunden, da andere Vorgänger nur den Sinn getroffen hatten. Der Herausgeber hat übrigens sich nicht nur mit der Berichtigung einzelner Stellen und Worte beschäftigt, und von den mannigfaltigen Vorschlägen zu Verbesserungen immer die wahrscheinlichsten befolgt; auch die höhere Kritik ist angewandt. Ueber Moschus 4 Id. (ehem. 3. Megara) wird nicht nur Valkenärs Urtheil, den Werth des Gedichts betreffend, berichtigt, sondern auch erinnert, dass die kleinen Bedenklichkeiten, die erhoben worden sind, nicht hinreichen, das Gedicht, das nur Bruchstück ist, dem Moschus abzusprechen.

An seiner ehemaligen Uebersetzung tadelt Hr. M. jetzt selbst, theils dass er Virgils Hexameter überall brauchte, weil er ihn damals für den einzigen wahren Hexameter hielt, theils dass er sich zu viele Freyheiten erlaubt, und oft nur den Sinn ausgedrückt, Bilder mit einander vertauscht, Farben stärker aufgetragen (vielleicht auch manchmal verwischt) habe. Itzt ist ihm *Treue* die erste und gewissermaassen einzige Tugend einer Uebersetzung, in welche alle andere zusammenfliessen. „Erfahren soll man durch eine Uebersetzung, nicht bloss, was ein Schriftsteller in einer fremden Sprache empfunden und gedacht, nein, auch, *auf welche Art* er das Empfundene und Gedachte mitgetheilt, *in welchen Formen* er es andern überliefert hat.„ Diese Treue aber findet er nicht in einer wörtlichen, sclavischen und dem Genius unserer Sprache (die zur Ueb. alter Dichterwerke weit geschickter ist, als irgend eine neue) widerstreitenden Uebertragung (eine solche Treue nennt er die *heilloseste* Untreue an den Alten) sondern darin, dass die Ueb. den Gelehrten und Kenner so anspreche wie die Urschrift, dass er für die Redeformen, Wendungen und Bilder der letztern einen vollkommenen Ersatz erhalte, und ihn weder Unverständlichkeit und Zweydeutigkeit noch Ungelenkheit und Steifheit an eine Nachbildung erinnere.“ Eben so wenig rechnet er dazu eine knechtische Befolgung aller metrischen Gesetze der Griechen und Römer auf Kosten der grammatischen Gesetze, und tadelt mit Recht Uebersetzer, „in deren Nachbildungen man den Geist der Urschriften nicht mehr findet, weil er in dem Feuer übertriebener Läuterung verflogen ist.„ Selbst die Römer, bemerkt er, nahmen nicht jeden Rhythmus des griech. Hexameters auf, sondern mit Auswahl und wie der Genius ihrer Sprache rieth oder gebot, und die deutsche Sprache hat doch nicht die rhythmische Geschmeidigkeit und Bildsamkeit, die manche ihr zutrauen. „Den Uebersetzern, sagt daher der Hr. Verf., durfte wohl eher zu rathen seyn, an einen harmonischen und in sich vollendeten Hexameter, als an einen der den jedesmaligen griechischen oder römischen in seinen Rhythmen wiedergebe, zu denken, am wenigsten

Digitized by Google

aber sich mit keckem Muthe an die metrisch genaue Uebertragung der Chöre des Sophocles und der Oden Pindars zu wagen. Nachtrommeln kann man freylich jeden Takt, aber nachgetrommelt ist nicht nachgespielt.„ — Nach diesen Grundsätzen ist denn die gegenwärtige Uebersetzung sorgfältig gearbeitet, und wenn man mit jenen einverstanden ist, so wird man dieser nicht nur grosse Vorzüge vor der ehemaligen, sondern auch überhaupt eine musterhafte Vollendung zugestehen. Sie drückt überall nicht nur den Sinn, wie ihn der Uebers. gefasst hat, sondern auch die Worte des Textes, ohne sie zuzuzählen, aber auch ohne etwas auszulassen, in einer reinen, verständlichen, dichterischen Sprache und gut gebaueten wohlklingenden Versen aus. Zum Beweise stehe hier das 9. Ged. Bions:

Gütige Cyprogeneia, des Zevs und des Meeres Erzeugte,
Sage, warum bedrängst du so hart die Götter und Menschen?
Was (ich rede zu mild) *) hat so dich erbittert, dass selber
Du solch Uebel für alle, den argen **) Eros, gebarest,
Ihn, den Unbändigen, sanft von Gestalt und roh von Gemüthe?
Ach, und wozu verlichst du ihm Schwingen und treffende Pfeile,
Dass wir, so schrecklich er ist, ihm nicht zu entfliehen vermochten?

Durch jene Eigenschaften unterscheidet sich auch diese Mans. Ueb. vor der der neuen Ausgabe der Arethusa beygefügten. Wie viel wohlklingender ist gleich der erste Halbvers des Grablieds auf Adonis in der Mans. Uebers.: *Um den Adonis klag' ich* — als in der Areth.: *Weh! ächz' ich um Adonis* — (denn in der zweyten Hälfte stimmen beyde überein). Der Verf. der Ar., hat freylich die folgenden Verse treuer, d. i. wörtlich übersetzt:

Nicht mehr schlummr' auf Purpurteppichen, Kypris! erwache
Jammerhafte, in Schwarz Gekleidete, schlag an die Brust dir,
Und ruf' aus laut allen: dahin ist der schöne Adonis.

Aber wir sind gewiss, dass Niemand Bedenken tragen wird, sie gegen die Mans. zu vertauschen:

Schlaf' unglückliche Kypris nicht mehr in Purpurgewändern,
Raffe dich auf und kleide dich schwarz und schlag' an den zarten
Busen und sage zu allen: Dahin ist der schöne Adonis!

In Mosch. 1, 2. hat selbst Mans. mehr sich an das Griech. gehalten — *auf dem Dreyweg* (τριόδοισι) als die A.: *auf den Wegen*. Aber die in der Mans. Ueb. folgende Wiederholung des *mein* (Mein ist der Flüchtling, mein) weicht nicht nur von den Worten sondern auch der Absicht des Dichters ab, der nur sagen wollte: er ist *mir entlaufen;* und ξένος hat die A. besser übersetzt *Freund*, als M. *Fremdling* (man vergl. auch Schäfer im Nachtrage.) So gibt auch im 11. V. doch wohl das Deutsche bey M.: das schrecklich uns *mitspielt* — einen von dem Gr. ἄγριον παίσδων verschiedenen Sinn, und wir würden aus der A., *im Spielen auch grausam*, vorziehn. Aber ἀπιστοσύνας ist besser von M durch *verräthrisch*, als in der A. *unbarmherzig* übersetzt. Im 12. Vers hat M. dem Dichter etwas gegeben, was er weder sagt noch sagen konnte:

Locken verhüllen sein Haupt, doch nicht die schaamlose Stirne.

Die Locken mussten wohl auch auf die Stirne herabfallen. Dem Griech. kommt hier die A. mit ihrem freylich in metrischer Hinsicht zu tadelnden Vers näher:

Schönbelocht ist das Haupt, Muthwillen sitzt auf der Stirne.

ἐμπεπύκασται v. 15. ist weder durch M. *verborgen*, noch durch die A. *verdeckt* ganz ausgedrückt. *Bedeckt* würde vielleicht angemessener dem Gegensatz seyn. Φαρέτριον gibt zwar A. v. 20. wörtlicher *Köcherchen*, aber das Deminutiv ist übelklingend, und so gut A. aus dem φίλαμα (4. 5.) ein *Kusschen* machen konnte, durfte Hr. M. hier den *Köcher* setzen. V. 21. übersetzt A:

Jene Pfeile, womit er, die bitteren, mich auch verwundet.

Solche harte, auch dem Griechen fremde, Wortversetzungen hat Hr. M. sich nie erlaubt.

Die von Hrn. M. seiner Uebers. beygefügten Anmerkungen (obgleich vornemlich in Rücksicht auf Texteskritik vermehrter) und die vorgesetzten Abhandlungen über der beyden Dichter Leben und Schriften, sind mehr zusammengezogen und weniger wortreich als in der ersten Ausgabe, auch zweckmässiger ausgeführt. Neu bearbeitet ist die vorläufige Abhandlung. Das vorzügliche Neue, was sie enthält, besteht in folgendem: 1. dem Urtheil über die sechs Verse die zuerst Marcus Musurus in seiner Ausgabe dieser Gedichte (ap. Iunt. 1515.) in Moschus Grablied nach V. 93. eingerückt hat, und in welchen mehrere Zeitgenossen Bions genannt sind; Hr. M. hält sie nach Abwägung aller Gründe für und wider sie doch für alt und ächt; 2. den gegründeten Erinnerungen gegen des Verf. der Arethusa vorher angeführte Vorstellung von den wesentlichen Eigenschaften der bukolischen Poesie; 3. der Würdigung des poetischen Charakters von B. und M. (von deren Gedichten die allerwenigsten bukolisch sind), die wir, zur Vergleichung mit dem ehemaligen weniger gereiften und umfassenden Urtheil ganz hersetzen: „B. und M. wählen lieber Gegenstände, die eine mah-

*) Vielleicht besser: ich sagte zu wenig.

**) *wilden* würde dem ἄγριον näher kommen.

Digitized by Google

lerische Beschreibung zulassen, als solche, die eine dramatische Behandlung fordern. Um an der letztern sich mit Glück zu versuchen, haben beyde nicht Stärke genug, ihre eigne Persönlichkeit zu verläugnen, noch Geschmeidigkeit genug, sich das, was ausser ihnen liegt, anzueignen: aber Schilderungen, Gemählde, Beschreibungen, gelingen ihnen ungemein gut. In mehrern derselben bewundert man, wenn auch keinen kühnen und kräftigen, doch einen reichen und zarten Pinsel. Der einfachere und der Natur getreuere Dichter von beyden ist offenbar Moschus. Bion dagegen ist eigenthümlicher, gewiss sinnreicher und witziger. Schade nur, dass er, ich weiss nicht ob mehr durch seine oder durch des Zeitalters Schuld, oft spielend, statt sinnreich, und witzelnd, statt witzig wird, sollte für beyder Gedichte eine gemeinsame Aufschrift gefunden werden, so wäre *Idyllen* (das Wort in seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung genommen) noch immer die schicklichste."

Hr. M. hat diesmal noch eine Nachlese aus Theokrits Id., beygefügt, neml. 19., 20. u. 27., weil einige sie dem B. oder M. zugeeignet haben. Dass sie nicht vom Theokr. herrühren, lässt sich auch nach des Herausg. Bemerkung, leichter darthun, als ihre wahren Verfasser ausfindig machen. Er erinnert bey dieser Gelegenheit in der Einleitung zu diesen Gedichten, dass die Sammlung der Theokr. Gedichte sich am besten unter die zwey Abtheilungen bringen lasse, die erste die aus den 18 Gedichten besteht, welche allein in den ältesten Ausgaben stehen, und welche Hr. M. sämtlich für theokritisch hält, weil man in ihnen durchgängig die Eigenthümlichkeit eines selbstständigen Geistes bemerken könne, und der geringere Gehalt einiger Stücke kein Bestimmungsgrund sey, sie dem Theokr. abzusprechen; die zweyte (vom 19. an), die vielleicht später der ersten beygefügt wurde, und sehr viel Mittelmässiges enthält. (Die Geschichte der Sammlungen der Arbeiten eines oder mehrerer gleichartiger Schriftsteller des Alterthums gehört überhaupt zu den Gegenständen der Kritik, über welche man bis itzt noch nicht einmal das wenige, was sich etwa darüber bey den Alten findet, zusammengestellt hat.) Auch bey der Behandlung des Textes und Erläuterung dieser drey Idyllen hat Hr. M. mehr geleistet, als man von einem Uebersetzer gewöhnlich erwarten kann.

Des Titus Kalpurnius von Sicilien *eilf erlesene Idyllen*, nach der Beckischen Recognition des Textes übersetzt und mit diesem zugleich herausgegeben von *Gottlieb Ernst Klausen*, Professor und Rector des kön. Christianeum in Altona. Altona, b. Hammerich, 1807. 131 S. gr. 8. (20 gr.)

Es ist diess die dritte vollständige Uebersetzung eines ehemals weniger beachteten lat. Idyllendichters, die wir seit ein paar Jahren erhalten haben. (S. N. L. A. Zeit. 1805. St. 7. S. 108. 1807. St. 5. S. 78.) Hr. Rect. K. hatte die seinige schon bearbeitet und nur noch zur Ausfeilung liegen lassen, bevor jene beyden Uebersetzungen erschienen, in denen er zu wenig dichterischen Werth fand, als dass durch sie fernere Bestrebungen, dem erwünschten Ziele näher zu kommen, überflüssig gemacht scheinen könnten. Und diese Bestrebung und ihren meist günstigen Erfolg wird man in der gegenwärtigen Uebersetzung nicht verkennen. Vornemlich ist die Uebersetzung poetischer und der Vers harmonischer und wohlklingender als bey den Vorgängern. Zum Beweise diene folgendes Bruchstück des Faunus-Orakels (I, 36. ff.):

O vor allen seyd froh, ihr, waldiger fluren bewohner,
Meine völker, seyd froh: es streife jegliche heerde
Ohne des hüters sorg' umher, und die nächtliche stallung
Sey kein hirt bemüht zu verschliessen mit eschengeflechte;
Dennoch naht heimtückisch sich nie schaafhürden ein räuber
Oder führt lastthiere hinweg mit schlotternder halfter.
Goldenes alter wird nun geboren mit ruhigem frieden
Themis die holde kehrt nach entschüttetem moder und mulme
Endlich wieder zur erd' und glückliche zeiten erscheinen
Mit dem jüngling, der spielend auf mutterarmen schon recht sprach.
Während die völker der gott selbst lenkt, sind der frechen Bellona.
Auf dem rücken die händ' umstrickt, und, beraubt der geschosse,
Fällt mit wüthendem biss sie an die eigenen glieder.
Sie die den bürgerkrieg jüngst rings trug über den erdkreis
Führt mit sich selbst dann Krieg. Kein neues Philippi beweinet
Roma, keine triumphe begeht sie, selber in banden.

Vergleicht man dieses Stück nicht nur mit den beyden vorhergehenden ganzen Uebersetzungen, sondern auch mit Ricklefs Uebers. der ersten Ekloge in Wiedeburgs philol. pädagog. Mag. (1792.) I. 56. ff., so wird man leicht bemerken, wie sie an Treue, poetischen Ausdruck und Wohlklang (nur 49. ausgenommen) sich auszeichnete. Eine aus einer andern Ueb. (S. 79. d. Jahrg.) ausgehobene Stelle (VII, 45. ff.) ist hier so gegeben.

Denk', um die wette strahlt mit edelsteinen *) der Gurt hier
Dort die halle mit gold: und wo am ende der kampfbahn
Neben marmorner mauer die schaugehetze sich zeigen,
Streckt an davorgelegten balken sich herrliches elfbein,

*) Hier scheint der Sinn nicht getroffen. Gürtel und Porticus wetteifern vielmehr mit einander an Glanz, jener der Edelsteine, dieser des Goldes. Die Stelle hat auch im Folgenden manches Unpoetische.

Und vereint sich mit ihnen zur walze, die, laufend an platter
Achse, den packenden klau'n in schnellem wirbel entschlüpfet
Und die bestien prellt. Auch glanzen, von golde gedrehet, Netze, die auf die bahn von ganzen zahnen herabgehn. Diese Zähne sind gleich sich, und jeder — glaub' es, Lykotas,
Ist mir anders zu traun — war länger wohl noch als der pflug hier.

Solche und mehrere ähnliche Stellen bedurften einer kleinen Erläuterung in kurzen Anmerkungen, die doch wohl mancher Leser vermissen wird. *Catulum* ist VI, 4. vielleicht zu wörtlich übersetzt *hundchen*, da eine *löwin* es *warf*, obgleich es auch die übrigen Uebersetzer so angenommen haben; warum sollte es nicht ein junger Löwe seyn, dergleichen man wohl in Sicilien auffziehen und zähmen konnte. Auch möchte im 33. Vers das *ne forte vagetur* dem Deutschen: ich besorge, *sie verwildert*, nicht ganz entsprechen. Wenn es im 45. Verse der 3. Id. heisst:

Lycidas dir, die er unselig in trauriger Nacht singt,

so gibt der Vers dem *er* hier unrichtige Betonung. Weniger fliessend und deutlich, als das Original ist die Uebersetzung V. 49. f.

So nicht der has', entpflückte der traubenleser die letzten
Beeren, wie, Phyllis der herrin fern, hinschwindend ich wanke.

In VIII, 4. hat der Uebers. das Original zu verschönern gesucht, indem er dem Sänger eine *gerundete Lippe* zutheilt, da das Original nur *inflare labello* hat. Vorzüglich gelungen ist die Uebersetzung des Lieds von Timetas im 8. Idyll; nur, dass V. 70. *nos te modulamur avena* übergetragen ist: zum halmrohr *Tonen* wir dich, können wir nicht billigen. Ganz anders hat Voss eine ähnliche Redensart Virg. Ecl. X, 51. übersetzt. Im X. Idyll ist der zweyte Vers:

Bargen vor sonnengluth sich unter spreizender stechein'

in metrischer Hinsicht noch nicht vollendet. Die Trennung der nach dem Latein. (invadunt furto) zusammengehörenden Worte

Diese raubten die busch'; — als hätten sie gleich mit der beute
Auch melodie und als dürft' auf göttenrohre man spielen, —
Heimlich;

misfallt. Auch zweifelt Rec., dass der Ausdruck *praedam pro carmine sumere* richtig übergetragen ist. Vermuthlich glaubte Hr. K. dass er dem Worte *carmen* hier und v. 10. dieselbe Bedeutung geben musse. Aber v. 9. heisst es doch ein *Lied*. Der Aufschluss der Redensart ist wohl in v. 12. zu suchen. In der Uebersetzung des *pertulit* v. 20. *Ihn trug völlig aus*, macht das hinzugesetzte *völlig* den Vers noch prosaischer, als er schon an sich ist; *ausgelassene* Satyrn (procaces 26.) würde besser mit: und ihr, *leichtfertige* Satyrn, vertauscht werden. Warum *gremio fovet* übersetzt ist: *herzt ihn*, davon können wir den Grund nicht angeben. Die *aufwarts biegende Nase* (simas nares 34.) und mit *wackerem* Fusse (celebri planta 42.) scheint dem Rec. nicht gut gesagt; und creber pes (44.) möchte eher *haufge*, als *hurtige*, Tritte bedeuten. Aber *crepitantibus haurit musta labris* 50 ist dem Sinn nach zwar richtig übersetzt: und schlürft den Most mit den Lippen *Horbar* — aber poetisch ist diess nicht. So wenig, als v. 64. f. hebt spiesse von reben sewenkend empor" (de vitibus hastas ingerit). In XI, 14 wird weder von *immitis* noch von *fugacior* die Uebers. *unsanft* — *leichter* Beyfall erhalten; und die Zusammensetzung: Du, die so *unsanft ist*, wird von der Grammatik in Anspruch genommen 7. u. 20. 44. wäre *puer* doch besser durch *knabe* als durch *bursch'* verdeutscht. Wenn es V. 23. heist:

Lange bleibt nicht reben das Laub, nicht pappeln die schattung,

so würden die Worte weit besser so gestellt seyn: Reben bleibet nicht lange das Laub u. s. f. *Venerem* v. 27. ist nicht deutlich durch *den trieb* ausgedrückt (denn der Trieb kann auf sehr vieles gezogen werden), es ist die Brunst. Das deutsche: *eng dreht der Genuss sich* v. 32. ist nicht so natürlich und leicht wie im Original: *usus in arcto est* (der Genuss ist beenget). Auch in 35. f. ist eine Härte die der Text nicht kennt:

Du bei *bereits* sich weitender nas' und stämmigen nacken
Zählst schon nach zweimal zehn vollendeten ernten dein alter.

Deutlichkeit mangelt auch dem V. 44. f.

Du auch, grausamer busche, die schneefarb' jetzt in der sonne
Nicht *mir verloren; sie* pflegt die lichten wangen zu brännen.

Gegen die deutsche Prosodie ist V. 54. Marmarika mit zweyter langer, vierter kurzer, Sylbe gebraucht. Im 72. V. aber ist:

Doch bleibt, siehe, nur weit, weit schöner mir mein Jollas

nicht auf den ersten Blick so verständlich, als das einfachere: Doch *ist* — *viel*, *viel* schöner — seyn würde. Mehr gelungen ist v. 38. ff.

Hieher, holde (wofür ein anderes Beywort zu setzen ist) Meroë, komm: es ladet in schatten
Jetzt die schwül': ins gehölz ging schon die heerde: kein vogel
Trillert mit heller kehl' und keine schuppige schlange
Zeichnet den boden mit krummen pfad: ich singe hier einsam,
Fülle den Wald mit getön, und weiche nicht sommercikaden.

Von dem Werth und den Fehlern der übersetzten Gedichte hat der Hr. Ueb. in der Vorr. nur einiges Wenige gesagt, auch den Gedichten keine Einleitungen vorausgeschickt, da er den Gebrauch anderer Ausgaben ode Commentarien voraussetzt, und nur durch eine richtigere und geschmackvollere Uebers. nützen wollte, eine Absicht, die er nicht verfehlt hat.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

97. Stück, den 29. Juli 1807.

AKADEMISCHE U. SCHULSCHRIFTEN.

Philologie. Q. Ennii Medea commentario perpetuo illustrata cum fragmentis, quae in Hesselii, Merulae, aliisque huius poetae editionibus desiderantur. Accedit disputatio de origine atque indole veteris tragoediae apud Romanos. Dissertatio, quam — in Acad. Georg. Aug. — palam defendet auctor *Henricus Planck*, philos. D. et colleg. reg. repet. sodalis. Goettingae. 1807. VI. und 134 Seiten in 4. (18 gr.)

Vor einigen hundert Jahren war es fast Modo, dass die Philologen sich mit den Bruchstücken der Römischen Dichter beschäftigten. In neuern Zeiten, da die Philologie ein eleganteres Ansehen gewonnen hat, sind diese Fragmente, die freylich mehr Fleiss und Mühe, als Geschmack erfordern, fast gänzlich vernachlässigt worden. Bey der Wichtigkeit, die dieselben in mehrerer Rücksicht haben, wäre es allerdings sehr zu wünschen, dass sie von neuem gesammelt und kritisch bearbeitet würden: allein diess ist eine höchst schwierige und so mühselige Arbeit, dass wohl wenige Gelehrte sich daran machen möchten. Denn ausser dass sie einen ausgesuchten Apparat kritischer Ausgaben, die Vergleichung noch unbenutzter Handschriften, z. B. beym Varro, Priscian, Nonius; eine durch sorgfältiges Studium des Plautus und Terenz erworbene Kenntniss des Metrums und der Prosodie; endlich ein äusserst glückliches kritisches Talent voraussetzt, kann sie auch nur unter der Bedingung unternommen werden, dass man nicht die Fragmente eines einzelnen Dichters, sondern aller, Epiker sowohl als Tragiker, Komiker und Mimiker, zu gleicher Zeit sammle. Denn da so viele Fragmente entweder ohne Namen oder unter falschen Namen sowohl der Schriftsteller als der Schriften angeführt werden, so ist der Kritiker, der nicht alle Fragmente vor sich hat, und daher die mannichfaltigen Combinationen, zu denen dieselben führen, nicht machen kann, stets in Gefahr, verschiedene Dichter und verschiedene Stücke zu verwechseln. Hr. Planck scheint zwar, der Vorrede nach zu urtheilen, an ein solches Unternehmen zu denken: indessen berechtigt uns der gegenwärtige Versuch keineswegs, das zu erwarten, was wir erwarten zu können wünschen. Mit Bedauern müssen wir gestehen, in seiner Medea *multa*, aber nicht *multum* gefunden zu haben. Mit ermüdender Weitschweifigkeit handelt der Verf. in der Abhandlung über den Ursprung und die Beschaffenheit der römischen Tragödie nur das Bekannte, und auch diess sehr seicht ab; mischt Dinge hinein, die gar nicht dahin gehören; sagt mehr, was er sagen wolle, oder bereits gesagt habe, als dass er wirklich etwas sagte; und diess alles in einem schwerfälligen und nicht einmal correcten Styl, wie schon das *palam* auf dem Titel ahnden lässt, gleich als ob man eine Disputation auch *clam* vertheidigen könnte. Als Probe seines Styls setzen wir nur eine Periode gleich von der ersten Seite der Vorrede her: *Unde, ne de consilio nostro atque voluntate quis dubius incertusque haereat, de eo tantum verba quaedam erunt facienda, quid in nova Messapii poetae fragmentorum, adhuc a viris doctis, qui colligendis veterum scriptorum veluti e naufragio tabulis operam impense dederunt, omissorum collectione praestare in proposito habuimus.* Fast kein Ausdruck ist hier an seiner rechten Stelle, einiges sogar unrichtig. Wollte man diese Periode in eben dem Style deutsch übersetzen, so würde sie sich etwa so ausnehmen. *Daher, damit niemand über unsere Absicht und Willensmeynung sich mit Zweifeln und Unschlussigkeit quale, wird bloss davon eine kleine Rede zu halten seyn, was bey dieser neuen Sammlung der von gelehrten Leuten, welche bisher gleichsam die Trümmern aus dem Schiffbruch der alten Schriftsteller zu sammeln angelegentlich sich Mühe gegeben haben, ausgelassenen Bruchstücke des Messapischen Dichters zu leisten zu unserm Vorsatz gehört hat.* Wir setzen diese Uebersetzung bloss deswegen her, damit der Verf. und andre, welche die Schönheit des lateinischen Styls in gesuchte Redensarten setzen, sehen, wie geschmacklos ein solcher Styl ist. Der erwähnten Abhandlung geht ein index editionum voraus, in welchem der Verf. manches in diesen Ausgaben, vorzüglich in der von Columna, berichtigt. Von dieser sagt er am Ende S. 4. *haec fere sunt, quae nobis, librum evolventibus, notatu digna sese offerebant.* Schlimm, wenn der Verf. nicht mehr zu bemerken fand. Lieber hätte er da alles weglassen sollen. Indessen Urtheilskraft vermissen wir bey Hrn. P. überall. So glaubt er z. B. S. 49. weil Ennius

die Worte des Euripides ὦ Γᾶ τε καὶ παμφαὴς ἀκτὶς Ἀελίου übersetzte *Iuppiter tuque adeo summe Sol*, habe er nicht gewusst, was der Grieche mit der Γᾶ wolle. Γᾶ aber bedeute die Vesta, nach einer andern Stelle des Euripides, καὶ Γαῖα μῆτερ, Ἑστίαν δέ σ' εἰ σεβοὶ βροτῶν καλεῖν. Ennius habe daher aus einem andern Verse der Euripideischen Medea, ὦ Ζεῦ, δίαι τε Ζηνὸς, Ἡλίου τε φῶς, den Juppiter genommen. Wir wollten dergleichen schiefe Ansichten, die man überall findet, gern übersehen, wenn nur für die Kritik etwas geleistet wäre. Hier aber müssen wir Hrn. P. vollends alles Verdienst absprechen, da es ihm an der Hauptbedingung hierbey, der Kenntniss des Metrums und der Prosodie, gänzlich mangelt, und er demungeachtet willkührlich die Worte ändert. Hr. P. der S. 65. die Pedanterey des Paul Merula, überall die ganz alte Schreibart herzustellen, für dessen unsterbliches Verdienst um den Ennius ausgibt, scheint auch sich diess Verdienst haben erwerben zu wollen; und in der That, fast alles, was er an der Medea des Ennius gethan hat, besteht in Herstellung der alten Orthographie. Möchte doch aber hier wenigstens Hr. P. sich nicht so gänzlich ohne Urtheilskraft gezeigt haben. Nicht genug, dass er incoandai, coipisset, nonc, Kolceis, Argoivei, delectei schreibt; nein er drückt auch das kurze i durch ei aus, veirei S. 75. iteiner, alteisono S. 50. ingrateificei S. 120. veitio S. 83. veideo S. 123. und in demselben Verse dennoch vivum, das er hätte veivom schreiben müssen. Doch auch dabey bleibt der Verf. nicht stehen, sondern um den Ennius recht antik zu machen, verdirbt er alles. Wir begnügen uns diess um unsre Leser nicht zu ermüden, durch ein einziges Beyspiel darzuthun. S. 50. steht im Texte:

cupeído cepit miséram nonc me prósequier
cailo átque terrai Médeai misérias,

Medeae, sagt Hr. P. trisyllabon, ut v. 10. ad *analogiam Graecl diphthongi u, quEm, ut Serv. ap. den. I. 257. docet, Latini per e longum efferebant.* Was soll diese nicht bloss unnütze, sondern falsche Bemerkung, da hier Medeai viersylbig ist? Doch bey Hr. P. hat *miserias* die zweyte Sylbe lang, wie S. 79. *cupido* die erste. *Syllabam er*, fährt er fort, *veteres crebro addidisse infinitivis passivorum, scribit Diomedes I. col. 332. Unde et hic reposui* prosequier; *sed intelligendum, uti iam docte animadvertit ill. Hermann ad Trinumm. ultimam hanc syllabam semper fere corripi,* (*produci* wollte Hr. P. schreiben) *certe pro dactylo nunquam posse adhiberi.* Also weil prosequier antik ist, setzte es Hr. P. auch wo es den Vers zerstört? Und was soll hier die letzte Citation, die in dem gegenwärtigen Falle ganz am unrechten Orte ist? Wie in dieser Stelle, so macht es Hr. P. mehrmals, z. B. wenn er S. 86. und 91. *quamde* statt *quam* setzt, weil, seinen Gedanken nach, Ennius antik schreiben muss. Uebrigens haben wir in den beyden angeführten Jamben die Accente beybehalten, wie sie Hr. P. gesetzt hat. Da Bentley diess im Terenz gethan hat, that es Hr. P. auch; und da Hr. P. weil er die Verse nicht scandiren kann, nicht wusste, wo er die Accente setzen sollte, setzt er sie willkührlich, wo es ihm einfällt. Beyspiele findet man auf jeder Seite: wir begnügen uns mit einem einzigen trochaischen Verse S. 114. der so accentuirt ist:

Sed quíd oculis raberé veisa es derepénte ardentibús.

Dass es daher eine Menge Verse in dieser Ausgabe gebe, die falsch abgetheilt sind, selbst wenn andere Gelehrte sie vorher richtig abgesetzt hatten, oder dass gar kein Metrum in vielen Versen sey, werden unsre Leser aus dem bereits Gesagten von selbst schliessen können. Am Ende ist noch ein Spicilegium fragmentorum omissorum aus den verschiedenen Schriften des Ennius angehängt. Hier sind theils einige von den frühern Herausgebern noch nicht angeführte Bruchstücke, vorzüglich aus dem durch den Fuldaischen Codex ergänzten Servius nachgetragen, theils aber auch mehrere schon in den frühern Ausgaben vorhandene Fragmente, um unbedeutender Kleinigkeiten willen, selbst wenn der Verf. Worte der Schriftsteller, die den Ennius anführen, für Worte des Ennius ansah, wiederholt worden, wie S. 107. wo Hr. P. aus drey iambischen Versen mehrere unlesbare Anapästen macht. Auch hier kann der Verf. seinen gänzlichen Mangel aller Urtheilskraft nicht verbergen. So sind z. B. S. 108. *Hasdrubâlem*, und *Hamilcârem* als Fragmente des achten Buchs der Annalen aufgestellt, weil Gellius sagt, Valerius Probus habe *Hannibâlem, Hasdrubâlem, Hamilcârem* ausgesprochen, und behauptet, Plautus, Ennius, und viele andre Alte haben es so gemacht; jedoch habe er bloss einen Vers des Ennius angeführt, in welchem *Hannibâlis* vorkommt. Mit welchem Rechte nur konnte Hr. P. schliessen, dass Ennius, im achten Buch der Annalen, und nicht irgend ein andrer Dichter, Hasdrubâlem und Hamilcârem gesagt habe? und wie sollte wohl Hasdrubâlem in den Hexameter kommen? Wir bedauern an Hrn. P's Arbeit nichts als die Mühe und Geduld loben zu können. Möchte er doch diesem Fleiss eine zweckmässigere und brauchbarere Richtung geben.

Symbolae Observationum in Ovidii Fastos, quas in novae Fastorum editionis specimen exhibet *Frider. Henr. Guilielm. Gesenius*, Philos. Doct. et Art. Lib. Magister. Altona, bey Hanneriech, 1806. 128 Seiten. gr. 8. (12 gr.)

Auch diess ist eigentlich eine akademische Schrift, die der Hr. Verf. um in Göttingen die philosoph. Doctorwürde zu erhalten, schrieb. Er hatte von der Zeit an, da er Philologie und Alterthumskunde auf der Akademie eifriger trieb, vorzüglich gewisse Gegenstände ausgewählt, auf welche er sein Lesen und Excerpiren der Alten und seine philologischen Studien überhaupt richtete. Sollte diese Methode nicht vielleicht zur Einseitigkeit führen können? Doch der Verf. setzt zur Vertheidigung selbst hinzu: „Eo eximie hoc consilium valere persuasum mihi habebam, ut semel susceptum et veterum scriptorum cum maxime eorum omnium, quibus ne-

cessitudo aliqua intercessit cum argumento proposito, accuratius ac meditatius tractandorum et recentiorum optimorum legendorum et adhibendorum necessitatem imponeret fructumque augeret. Primo loco iam tum mihi semper erat *Fastorum* Ovidianorum, quos summi in antiquitate Romana momenti esse intellexeram, talis *apparatio*, qualem a pluribus iisque gravissimis viris desiderari, *a nemine adhuc exspectari* sciebam, cuiusque *leviter expressa* imago iam tum animo meo obversabatur. Eo autem mihi magis hic liber proposito consilio idoneus videri debebat, cum haud facile timendum esset, ne tale *concilium*, diligentius postmodo *agitandum*, studia, argumento cuidam *peculiari* intenta, nimis angustis circumscriberet finibus, reliquae antiquitati praeriperet et doctrinae copiis congerendis officeret" u. s. f. Dass seine Wahl gerade auf diesen Dichter und dieses Gedicht gefallen ist, entschuldigt er weitläufiger als es nöthig scheinen konnte. „Haud etiam quis, sagt er unter andern, nimium huius scriptoris amorem in me reprehendere poterit, si, multo minus meum, quam illorum V. V. iudicium secutus, non tam excusationis speciem circumspiciam, quam *qui factum sit*, mirer, *hocce carmen*, in quo poeta commendatissimus doctrinae summam exhibuit, et tantum non omnium felicissime elaboravit, quod multifaria doctrina et venustate elegantissimo cuique lectori se commendat, *hoc*, inquam, in tanta interpretum, qui aliis auctoribus quibusdam contigere, affluentia, ultra fere quinque decennia in Germania contemtum *iacuisse*, et interprete suo, qui omne carmen complecteretur, *caruisse*." Diese Stellen können zugleich als Proben des bisweilen mehr deutschen als lateinischen Vortrags, dem es an echt lateinischen Wendungen, Constructionen und Ausdrücken und einem guten Periodenbau sehr fehlt, dienen. Die Ausgabe, an welcher der Vf. schon länger gearbeitet hat, und die er, was sehr zu billigen ist, nicht übereilen will, soll eine solche werden, „quae iuvenibus antiquitatis aliqua scientia imbutis scriptoris intelligentiam patefaceret, sed et doctiorum conspectum haud extimesceret," Worte und Sachen will er in einem fortlaufenden Commentar erklären, über einige Gegenstände sich in Excursen ausführlicher verbreiten, vom Texte selbst aber mehr eine Recognition als neue Recension geben. (Wir wünschen doch, dass der Verf. sich bemühete, Vergleichungen einiger Handschriften zu erhalten.) In den *Prolegomenen* hat Hr. G. zuvörderst von der doppelten Art der fastorum bey den Römern (fasti calendares und fasti historici), von den Schriftstellern und Erläuterern derselben (die wohl noch etwas genauer, so weit sie uns bekannt sind, hätten von einander unterschieden u. classificirt werden sollen) u. dem Zwecke des Werks vom Ovidius gehandelt, der, nach des Vf. Urtheil S. 13. keinen allgemeinen Vorgänger hierbey hatte, aber doch nach S. 26. Stoff aus den frühern Schriftstellern über die fastos nahm, die Form aber aus des Callimachus Gedicht, Αἴτια, entlehnte. Sodann werden die Vortheile erwähnt, die man aus einigen neuern Hülfsmitteln für die Interpretation Ovids erhält. Dahin gehören die Fastorum anni Romani a Verrio Flacco ordinato reliquiae und die übrigen alten Kalender, die Foggini in seinem Commentar zu dem Verrius gesammlet hat; des Jo. Laurentius Philad. griechisches Werkchen von den Monaten, das neuerlich vom Hrn. Prof. Schow edirt worden ist; verschiedene Münzen. Wie davon Gebrauch zu machen sey, wird an mehrern Beyspielen recht gut gezeigt. Von S. 43 — 88. folgen: Ovidii Fastorum Lib. 4. v. 625 — 806. et 901 — in fin. Lib. 5. vers. 545 — 598. commentario perpetuo illustrati. „Ob magnam, sagt der Herausg., rerum varietatem, qua praesertim ii versus, quibus Ovidius posterius Aprilis dimidium (die letzte Hälfte des Aprils) descripsit, sese commendant, et interpreti varia carminis argumenta illustranda praebent, hos mihi maximam partem selegi, ut in iis specimine quodam viam ac rationem, quam mihi in hoc carmine illustrando praescripseram, proponerem." Wir gestehen, dass die Einrichtung des Commentars uns nicht ganz befriedigt hat. Es ist kein fortlaufender Commentar, sondern es sind nur Bemerkungen zu einzelnen Stellen, welche der Verf. uns gibt. Dabey ist, obgleich wir nicht leugnen, dass diese Anmerkungen von dem Fleisse des Verf. in Benutzung der Hülfsmittel zur Erläuterung historischer und antiquarischer Stellen zeugen, doch über die kritische Behandlung verschiedener Verse noch mehr aus den Arbeiten der Gelehrten die sich bisher auch mit diesem Gedicht beschäftigt haben, beyzubringen und für die Erklärung selbst noch viel mehr zu thun, wenn allen Lesern jede Stelle verständlich werden soll. In IV, 627. ist *Scilicet* statt *Sit licet* aus Handschriften, mit Recht, aufgenommen, und über die Bedeutungen von *Scilicet* hatte der Verf. schon in den Prolegg. p. 17. mehr erinnert, aber nun müsste auch erklärt werden, was *scilicet ut fuerit* für einen ganzen Sinn gebe. 628. ist *perculit* aus guten Handschr. in den Text gesetzt, weil *contudit* zu schwach und vielleicht aus andern Stellen genommen sey. Hier erwartete man eine genauere Auseinandersetzung beyder Worte, und Angabe solcher ähnlicher Stellen, aus welchen *contudit* sich könnte eingeschlichen haben. 677. *quartus ubi* wird eine licentia graeca, passim a poetis latinis admissa, genannt. Sollten nicht mehrere Leser eine genauere Bestimmung dieser Licenz erwarten? Ob 741. *maris rorem*, was in den Text gesetzt ist, Lesart einiger Mspp., oder nur Muthmassung sey, wird nicht angemerkt, und doch zugestanden, dass auch *mades oleas* einen guten Sinn gebe. 795 ist *feribant* nach des Hrn. Lenz Vorgange, gedruckt (st. ferebant, terebant). Bey 801. heisst es: omnes libri pro *Num* habent *Hoc* aut *Nunc*, quod vix mutandum erat." Und doch steht *Num* im Texte. Von 793. und 799. sagt der Verf.: tot pravarum, quibus Grammatici abundant, sententiarum saporem referunt; was wohl mehrern Lesern unverständlich seyn wird. Nicht weniger undeutlich ist, was über die Tage der beyden Schlachten bey Modena S. 45. gesagt wird, und überflüssig was hier von der Berechnung des Anfangs der Regierung Augusts (vom 7. Jan.) erinnert ist. Doch solche überflüssige oder zu wortreiche Stellen wird man auch sonst noch im Commentar finden. Dagegen sind mehrere Stellen, bey welchen wohl jüngere Leser anstossen könnten, übergangen, wie 635. pars cadit arce Iovis, wo der Herausgeber nur von dem Opfer in den Curien, nicht von dem auf dem Capitolium handelt, 638. wo *fumosi foci* wenigstens so gut als die *ministri* eine Erläuterung forderten. Gleich darauf über *Vestalis maxima* erinnert der Verf.: Tacitus vetustissima, probab. de annis sacerdotii; dignatione et loco caeteris paulo praelata. Wenn einmal über die maxima etwas gesagt werden soll, so war es hier genug zu erklären was *natu maxima* sey; das übrige ist zu viel oder zu wenig. Aber *luce*

Digitized by Google

Palis sollte nur mit ein paar Worten deutlich gemacht seyn, nicht durch Verweisung auf eine Stelle weiter unten. In 645 wäre *obsesso* noch zu erklären. Auch in 662. ff. bleibt noch manches zu erläutern übrig. Doch solcher Stellen, wo nur wenige Worte zur genauern Andeutung des Sinns nöthig waren, gibt es mehrere. Der Sinn von 643. f. ist: bald trockneten die kalten Nordwinde alles aus, bald regnete es beständig. Der Verf. bezieht den ersten Vers blos darauf, dass der Nordwind es nicht regnen liess. Aber die angeführte Stelle Lucan. IV, 50. passt nicht zur gegenwärtigen. 684. f. gibt doch das Wort *ager* zu erkennen, dass von der Kälte des Bodens, nicht aber von der Kälte der Luft die Rede sey. Allerdings vertragen gewisse Getraidearten eher einen kalten Boden, als die Olivenbäume. Den Beschluss machen vier Excursus. 1. De ortibus et occasibus siderum in Ovidio notatis, deque fastis sideralibus Graecorum et Romanorum. Der Verf. holt etwas weit aus, indem er vom Thales und den alten astronomischen Tafeln und Kalendern für Landleute, und von allgemeinen Bemerkungen über die verschiedenen Arten des Auf- und Untergangs der Sterne bey den Alten (die aus Pfaffs bekannter Preisschrift wohl vorausgesetzt werden konnten) ausgeht um auf das Resultat zu kommen, dass Ovids astronom. Angaben bald auf den römischen bald auf den alexandrinischen Horizont sich beziehen, oder vielmehr, dass Ovid sich solcher Kalender bedient, wie Plinius und Columella, wo der Auf- und Untergang nach verschiedenen Gegenden angezeigt war, daraus nach Gefallen die Erscheinungen der bekanntesten Sterne für verschiedene Horizonte genommen, und überhaupt (was schon Kästner gezeigt hatte) keine Kenntnisse von der Astronomie gehabt habe. In I, 522. verhindert der folgende Vers nicht, wie der Vf. glaubte, für *aderit* zu lesen *abiit;* denn des Morgens ist ja die Erde ganz feucht vom gefallenen Thau, mehr als Abends wo er erst fällt. Inzwischen glaubt Hr. G. mit Recht, dass nicht alle die Stellen des Ovids zu corrigiren sind, wo er den ortus matutinus und vespertinus verwechselt, obgleich er eben so richtig erinnert, dass in den griechischen Astronomen bisweilen die Abschreiber Worte, die sich auf beyde beziehen, mit einander vertauscht haben. Doch hierin waren schon Pontedera und Pfaff dem Verf. vorgegangen. 2. De quibusdam veteris Italiae numinibus et ideis religiosis. Der Verf. hofte, dass diese Materie durch Götting. Preisschriften aufgeklärt werden würde. Es ist nur eine Preisschrift darüber erschienen, welche nächstens angezeigt werden soll. Hr. G. findet einen Hauptgrund, warum die alten Mythen Italiens so mangelhaft bekannt geworden sind, darin, dass die ältesten vaterländischen Gedichte so frühzeitig, als eine bessere Dichterperiode anfing, untergegangen sind. Die einheimischen Gottheiten, von denen Hr. G. vorzüglich hier handelt, sind Pales, Ops, Vertumnus, Anna Perenna, Lar, Matuta, Sancus, Neriene, Hercules. 3. De Romuli anno decem mensium, über einige Stellen Ovids (nach Bredow). Das älteste Jahr der Römer war nicht nach dem Mondslauf, sondern überhaupt in zehn gleiche Theile getheilt, und fing vom März an. Hr. G. glaubt dass der Grund davon in der, aus einer Stelle Ovids wahrscheinlich gemachten, Eintheilung des Senats in zehn Theile (wie in Athen zehn Prytanien) zu suchen sey; allein wahrscheinlicher ist letztere erst aus der Eintheilung des Jahrs (die aus Alba Longa herzuleiten ist) entstanden. Die Ableitung des Worts *mensis* von mensus, metiri, ist eben so unwahrscheinlich. Es ist das griech. μηνς (daher μηνὸς) st. μὴν. Im vierten Exc. werden noch verschiedene Stellen erklärt. Es sind 6, 773. (Fortuna fortis d. i. bona, nicht Fortuna Fors, sey die Göttin genannt worden, der Servius einen Tempel weihete; vielleicht sey daher auch *forte* Fortuna, nicht von fors, herzuleiten); 6, 795. (bey Gelegenheit des stator, stare, wird erinnert, dass einige latein. und griech. Worte wenn der kurze Vocal zum langen wird auch die active Bedeutung in das Passivum oder Medium abändern, wie stator, qui sistit, stător, qui stat, adstat); 1, 526. (Num minus etc. wird richtig erklärt: Non minus hic cinis toto orbe altior erit); 1, 595. (die Worte *illum Mess. superbum* werden auf App. Claudius Caudex bezogen.

Wir glauben, wenn der Hr. Verf. fortfährt, seinen Schriftsteller mit gleichem Fleisse durchzuarbeiten, und den Zweck den er erreichen will, stets vor den Augen behält, dereinst eine recht brauchbare Ausgabe des Ovid. Gedichts von ihm erwarten zu dürfen.

Observationes in Theocriti Idyllium primum. Prolusio scholastica, qua ad paedagogii academ. solemnia d. 20. et 21. Mart. concelebranda — invitat *Ludov. Christian. Zimmermann*, D. Paedagogii collega. Giessen 1807. b. Schröder gedr. 16 B. in 4.

Nach so vielen einzelnen Schriften über die gedachte Idylle wird auch diese keine ungünstige Aufnahme zu fürchten haben. Im 20. Vers erläutert der Hr. Verf. das ἐπὶ πλέον ἦνθε aus Id. 3, 47. Pind. Nem. 6, 39. Hor. Epp. II, 1, 32. Auch εἰς ἕνος ἄνδρων ἰὼν wird aus einem Fragment des Alexander Aetolus bey Athenäus nicht übergangen. Und zu 21 ist Leonid. Tar. epigr. 36. angeführt. V. 24 verwirft Hr. Z. die Vermuthung des Hrn. Rect. Matthiae, der Αἰλυβάδα für Λιβυάδα lesen wollte. Denn warum sollten nicht bey der Nähe Afrika's auch daher gebürtige Hirten in Sicilien gewesen seyn? Auch legte der Urheber dieser Muthmassung selbst in einem Brief an Hrn. Z. seiner Muthmassung keinen grossen Werth mehr bey. V. 46. misbilligt Hr. Z. die in den Scholien angeführte Ableitung des πυρναίαις von πυρνος. Ihm scheint es vielmehr so viel zu seyn als πύρινος (igneus). 51. ἐπὶ ξηροῖσι καθίζειν wird sehr richtig erklärt *in sicco deponere* (collocare), so dass kein Wort zu suppliren ist, und diess soll sprüchwörtlich gesagt seyn, für, bonis exuere, spoliare. Die angeführten Stellen sind doch dieser Redensart nicht ähnlich. Ueber die gewöhnliche Lesart πρὶν ἢ ἀκράτιζεν, deren Verwerflichkeit dargethan wird, ist Toup's Vermuthung beygebracht, und die neueste Lesart πρὶν ἢ νάριζεν gebilligt. Auch in V. 52. tritt er dem Vorschlage des Hrn. Prof. *Dahl* bey, nach welchem ἀκριδοδήκαν zu lesen ist. Dass die Griechen Cicaden in Häuschen zu ihrem Vergnügen hatten, wird aus einem Epigramm des Simmias, das Brunk zu Aeschyl. Sept. c. Theb. p. 346. bekannt gemacht hat, erwiesen. In v. 83. behält der Verf., nach Anführung der Heins., Hemsterhus. und Stothouwer'schen Aenderungen,

Digitized by Google

das gewöhnliche ζατεῖε mit Voss zu Virg. Ecl. X, 21. bey. (Vielleicht hat auch Hr. Voss im 82. V. τε in τὲ oder τὸ d. i. es verwandelt, wie es schon Casaubonus verstand, auch kann es uns nicht irren, was Trendelenburg in der Comm. ad Id. I., Danz. 1782., der ἄλλον, alium amatorem, verstehen will, einwendet, τε sey zu weit von ζατεῖε entfernt. ἀδαία wird V. 95. von der Kypris vertheidigt, da sie auch Pind. Ol. 6, 57. γλυκεῖα heisst. Aber die Schwierigkeit macht nur das dazwischen gesetzte καὶ. — λυγιξῆν, vom Fechtplatz hergenommen, wird bestätigt durch ähnlich übergetragene Worte bey Griechen und Römern, s. Huschke Analect. Critt. p. 154. ff. Ueber V. 102. f. ist, da der Vf. nicht alle Vermuthungen und Meynungen anzuführen für nöthig fand, blos die weniger bekannte des Hrn. Prof. *Augusti* aus dem Magazin für Philol. vollständiger mitgetheilt, der aus ἄμμι διδύκει machte ἄμμι δὲ νίκην (νίκαν sollte es wohl seyn). Hr. Z. tritt der von Dahl aufgenommenen Lesart bey und erklärt sie recht gut: Jam tuas in me fraudes, quibus amore in puellam in animo meo excitato infelicissimum me reddidisti (eine latein. Wortfügung, der durch eine andere Wendung wohl mehr Leichtigkeit gegeben werden könnte), patefacit Sol, idem qui et tua furta cum Marte in lucem protraxit. Occidit Daphnis, nec apud inferos cessabit amor. Der Hr. Rector F. C. Matthiae hat dem Verf. noch folgende Muthmassung mitgetheilt:

Ἤδη γὰρ Φράσδες πάνθ'· ἅλιος ἄμμι διδύκει,
Δάφνις κὴν —

Jam igitur ipsa patefacis omnia! Mihi quidem sol (sol vitae) occubuit, Daphnis tamen etc. Herr Z. selbst hatte ehemals vermuthet, man müsse lesen: ἤδη γὰρ, Φράσδει πάνθ', ἅλιος ἀ. δ. Im 109. V. wird mit Recht die gewöhnliche Lesart, die Voss und Dahl noch in Schutz nehmen, verworfen. Er zieht allen übrigen Vermuthungen die Ahlwardsche vor

Ὡραῖον χ' Ὠδῶνιν ἔτι, καὶ μᾶλα νεμεῖτε

aber so gut sich auch ἔτι als Imper. von ἔτημι (adi, accede) erklären lässt, so wenig lässt sich Ὠδῶνιν (Ὠδωνις ist ὁ Ἄδωνις) und καὶ rechtfertigen, und die bekannte Stelle Virgils, beweiset immer, dass er etwas anders hier gelesen habe. — Aus einer Aeusserung des Hrn. Z. sehen wir, dass er diese Bemerkungen auch über andere Idyllen fortsetzen wird.

Exegese des Neuen Test. Viro S. R. etc. M. Frider. Aug. Ungero, hactenus Bornensis nunc Chemnicensis Dioecesis antistiti gravissimo Novum munus — gratulatur M. *Christian. Frider. Fritschius*, Eccl. Steinbach. Pastor. *Praemissa est Commentatio in Col.* I, 16. 17. Grimma, bey Göschen gedruckt. 1807. 10 Seiten in gr. 4.

Die bekannte Stelle ist nicht erst vor kurzem, sondern schon vor geraumer Zeit von mehrern Auslegern von einer moralischen Schöpfung und Regierung, d. i. der Stiftung und Leitung der Kirche verstanden worden. Der Hr. Verf. zieht die ehemals gewöhnliche Erklärung derselben von der eigentlichen Schöpfung vor. Er prüft zuvörderst die für die moralische Erklärung angeführten Gründe. Es sind folgende: 1. es war ganz vom Zwecke des Apostels entfernt, hier von der Schöpfung der Dinge durch Jesum zu reden, und nur nöthig zu zeigen, dass er Urheber und Regent der Kirche sey. Darauf antwortet Hr. F.: es war freylich nicht unumgänglich nothwendig, aber doch auch nicht zweckwidrig, hier die göttliche Natur des Erlösers und seine aus der Weltschöpfung und Weltregierung sichtbare Allmacht zu erwähnen, der Apostel konnte hier Christum theils als Schöpfer und Erhalter der Welt, theils als Haupt der Kirche, der frommen Verehrung empfehlen. (Die Entscheidung in solchen zweifelhaften Stellen muss wohl vom Zusammenhang abhängen. V. 12—14. gehen unstreitig die Errichtung der Kirche an, V. 18. ff. handeln wieder von der Kirche; ist es nun wahrscheinlich, dass der Apostel von einer andern Schöpfung v. 15. f. gehandelt haben sollte, als die sich eben darauf bezieht? er, der überhaupt gewohnt ist, Sätze, die nicht ganz deutlich sind, durch nachfolgende denselben Gedanken ausdrückende Sätze deutlicher zu machen; um dabey gar nicht auf πρωτότοκος πάσης κτίσεως Rücksicht zu nehmen.) 2. beruft man sich auf ähnliche Stellen, Eph. 1, 10. 24. 2, 10. 15. 3, 9. 4, 22. ff. Col. 3, 10. f. Jac. 1, 18. 2. Cor. 5, 17. Allein diesen Stellen spricht der Hr. Vf. alle Beweiskraft ab. Eph. 1, 10. werde selbst nicht sicher erklärt; τὰ ἐν τ. οὐρανοῖς und τὰ ἐπὶ τ. γῆς sind nicht Juden und Heiden, sondern, Gott, oder Engel, und Menschen, und es ist hier von Vereinigung, Verbindung, die Rede, Eph. 2, 10. 15. stehe κτίζειν nicht allein, sondern mit andern Worten verbunden. 3, 9. sey dubiae et lectionis et interpretationis. κτίζειν könne hier von der physischen Schöpfung, und müsse von ihr verstanden werden, wenn man mit Griesbach die Worte διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ wegstreicht. In Eph. 4, 22. ist wieder κτίζειν nicht allein gebraucht, sondern mit den Worten ἐν δικαιοσύνῃ u. s. f. (oder vielmehr es steht hier ὁ κατὰ θεὸν κτισθείς). In Col. 3, 10. kann unmöglich ὁ κτίσας αὐτὸν Deus, creator vester, im physischen Sinne seyn, wie Hr. F. will, es muss vielmehr, dem Zusammenhange nach, im moralischen Sinn angenommen werden, wenn auch Gott selbst so genannt wird, wie Jak. 1, 18. Durch solche Stellen, wozu auch 2. Cor. 5, 17. gehört, wird allerdings bewiesen, dass κτίζειν, κτίσις auch ohne weitern Zusatz von der moralischen Schöpfung gebraucht worden sind und κτίζειν davon Col. 1. verstanden werden *könne;* nicht aber dass es so verstanden werden *müsse;* aber auch jenes gibt Hr. Past. F. nicht zu, weil in andern Stellen nicht τὰ ὁρατὰ καὶ τὰ ἀόρατα, u. s. f. dabey steht. Aber ist denn diess nicht eine weitere Ausführung des πάντα durch einen beym Apostel häufig gebrauchten μερισμός? 3. ist πρωτότοκος Hrn. Heinrichs anstössig, wenn nicht von der moralischen Schöpfung die Rede sey. Aber jenes Wort bedeutet überhaupt *principem*, wie Hebr. 1, 6. Hierauf wird einiges angeführt, was der moralischen Erklärung entgegen zu stehen scheint: 1. dass κτίζειν nirgends ohne Zusatz von der Besserung des Lebens vorkomme. (Aber es soll auch hier überhaupt von Hervorbringung neuer Menschen, die Glieder eines neuen

Digitized by Google

Körpers sind, verstanden werden. So gut diese nun πεῖσμα θεοῦ, κτισθέντες ἐν Χριστῷ ἐπὶ ἔργοις ἀγαθοῖς (ad consilium recte facerent) genannt werden, eben so richtig kann auch von ihnen gesagt seyn: ἐκτίσθησαν ἐν αὐτῷ.) 2. Die Bedeutungen der Wörter γῆ, οὐρανὸς, ὁρατὰ, ἀόρατα machen den Vertheidigern der moralischen Erklärung grössere Schwierigkeit (so wenig als Röm. 8, 38. wenn der Apostel per μερισμὸν sich ausdrückt.) Sehr richtig bestreitet der Verf. viele offenbar falsche oder gezwungene Erklärungen von τοῖς ἐν τοῖς οὐρανοῖς und τοῖς ἐπὶ τῆς γῆς, und bewährt auch dadurch seine schon aus mehrern ähnlichen Schriften bekannten exegetischen Einsichten und seinen Scharfsinn. 3. θρόνοι, κυριότητες, ἀρχαὶ und ἐξουσίαι lassen sich ebenfalls nicht gut auf eine moralische Schöpfung beziehen. Denn damals waren noch keine Könige, Fürsten, Obrigkeiten in der christlichen Kirche. (Aber wenn nun der Apostel überhaupt nur Hohe und Niedere bezeichnen wollte? Oder wenn er im Geist voraussah, dass auch θρόνοι und κυριότητες zur Kirche kommen würden? Zu erweisen war nicht, wie Hr. F. glaubt, dass Thronen und Herrschaften von der christlichen Kirche gesagt werden, sondern nur, dass um den Begriff, Alle wer sie sind und wo sie sich finden, auszudrücken, solche, gewisse einzelne Theile, Orte und Gegenstände bezeichnende Worte gebraucht werden.) Ein, unsrer Ueberzeugung nach wichtigeres Argument (das der Hr. Verf. in den S. 8. Not. angeführten Worten des Hrn. Prof. Paulus angedeutet finden konnte) ist übergangen, nemlich das die Schöpfung der Dinge und Himmelsherrschaft mit zur Messiaslehre (des Johannes und Paulus insbesondere) gehört; denn daraus sieht man auch, wie in einer Stelle, wo der Apostel die Herrschaft Christi über die Kirche zunächst darzustellen hatte, er auch jene Ideen damit leicht verbinden konnte.

Schulschriften. Einige Worte über die beyden untern Classen des Bauzner Gymnasiums, womit zur Mättigschen Redeübung am 1. März, so wie zur öffentlichen Schulprüfung am 2. 3. und 4. März 1807. — einladet M. *Carl Gottfried Siebelis*, Rector. Bauzen, bey Monse. 24 S. in 4.

Die beyden untern Classen des Bauzner Gymnasiums können zum Theil als Bürgerschule d. i. als eine Schule betrachtet werden, in welcher gelehrt wird, was dem künftigen Handwerker, Kaufmann, Künstler, Landwirth, Baumeister, Chirurgus und Apotheker zu wissen nöthig ist, obgleich auch auf die Vorbereitung zu den höhern Classen und den gelehrten Studien Rücksicht genommen wird. Es machen nemlich in jenen beyden Classen Religion (nach dem Rosenmüller. grössern Lehrbuche), Geschichte (in 4. elementar. Vorkenntnisse und einzelne grosse Begebenheiten und wichtige Charaktere, in 3. der kürzere Abriss in dem Schröckh. Lehrbuch), Geographie (nach Seiler), Schönschreiben, Rechtschreiben, Rechnen, Uebungen im deutschen Styl, im Lesen und Declamiren, Belehrungen über technologische und andere Gegenstände des bürgerlichen Lebens, Naturgeschichte, latein. Sprache, wovon einige Kenntnisse den verschiedenen bürgerlichen Ständen theils unentbehrlich, theils sehr nützlich sind, die gemeinschaftlichen Gegenstände des Unterrichts aus. Der Unterricht in der griechischen Sprache wird in der obern Abtheilung der vierten Classe angefangen, doch mit der Einschränkung, dass alle, welche nicht daran Theil nehmen können oder wollen, in die dritte Classe geschickt werden, wo in derselben Stunde geographischer Unterricht ertheilt wird. Man hat auch schon eingesehen, dass, so lange Bauzen noch keine besondere Bürgerschule hat, die für keinen gelehrten Stand bestimmten Kinder mit grossem Nutzen die beyden untern Classen besuchen können, und sie haben im verflossenen Jahre aus allen Ständen neue Zöglinge erhalten, worunter auch fünf von Adel sich befinden. Dass aber eben diese Classen auch eine zweckmässige Vorschule für alle sind, welche studiren und zwar gründlich studiren wollen, wird vom Hrn. Verf. §. 9. sehr einsichtsvoll dargethan, indem die Gegenstände des Unterrichts und die Uebungen in diesen Classen den Studirenden sehr nützlich sind, sie frühzeitig an Gehorsam gegen die Gesetze, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Fleiss, Verträglichkeit, Bescheidenheit, gewöhnt werden. Ja der Hr. Vf. erinnert S. 11. ff. dass es selbst nachtheilig für sie sey, wenn sie mit Uebergehung der untern Classen sogleich in die höhern übergehen. Denn die Elemente der latein. und griech. Sprache werden in den beyden Classen vorausgesetzt. Man vermisst aber diese, und vorzüglich die *prosodischen* Kenntnisse, gewöhnlich bey denen, die durch blossen Privatunterricht für die höhern Classen vorbereitet worden sind. Die Besorgniss mancher Aeltern, ihre Kinder möchten in den untern Classen mehr Unarten als gute Sitten lernen und moralisch verdorben werden, wird vom Hrn. Vf. durch Anführung der getroffenen zweckmässigen Anstalten für die Erhaltung und Beförderung der Sittlichkeit gehoben, aber auch dabey und mit allem Recht eine sorgfältige häusliche Erziehung gefordert. Denn manche Aeltern erwarten nur alles von den Lehrern und Schulen, wenn sie selbst nichts thun wollen.

Ueber Amtstreue, vorzüglich in Beziehung auf den Schulmann. Eine Rede bey der feyerlichen Einführung des zweyten, dritten, fünften und sechsten Lehrers am Bauzner Gymnasium, den 17. Jun. 1807 auf dem grossen Saale des Bauzner Rathhauses gehalten und zum Besten der Lesebibljothek des Gymn. herausgegeben von M. *Carl Gottfr. Siebelis*, Rector. Budissin, gedr. b. Monse. 32 S. in 8. (4 gr.)

Amtstreue ist — diess sind die Worte des würdigen Vfs. — der rastlose Eifer, durch die pünktlichste Beobachtung der Pflichten, die das Amt, d. h. der vom Staate zur Mitwirkung für die allgemeine Wohlfarth angewiesene öffentliche Wirkungskreis, auflegt, das ganz zu seyn und zu leisten, was der Zweck desselben fordert. Zu dem Charakter der wahren Amtstreue (von welcher die mechanische und erheuchelte sich leicht durch ihre Handlungsweise unter-

scheiden lässt, erfordert der Vf. eine deutliche und lebendige Auffassung des ganzen Zwecks, den das Amt hat oder haben soll, welchem wir uns widmen, den Besitz der Mittel die zur Erreichung dieses Zwecks führen, d. i. die Fähigkeiten, Kräfte, Fertigkeiten und Kenntnisse, welche zur Verwaltung eines Amts wesentlich gehören, die Gewissenhaftigkeit, welche uns die Pflicht des Fleisses, die Pflicht der Ordnungsliebe und die Pflicht nie wider die Würde des Amts zu handeln, — die drey vornehmsten Amtspflichten — auflegt. Nachdem der Hr. Vf. alle diese Gegenstände mit eben so vieler Einsicht als Wärme ausgeführt hat, macht er davon insbesondere die Anwendung auf das Schulamt, und trägt auch hiebey mehrere schätzbare Bemerkungen vor. Vorzüglich ist das, was über die Ordnungsliebe gesagt wird, wohl mehrern Lehrern zu empfehlen. Denn was der Verf. hierüber von öffentlichen Schulen sagt, gilt gewiss von allen Lehranstalten jeder Art. „Oeffentliche Schulen, sagt er, sind einem Uhrwerk nicht unähnlich, in welchem, wenn es aufgezogen ist, alles thätig seyn, und wenn es abgelaufen ist, alles ruhen muss: alle ihre Verrichtungen müssen an einen Ordnungsfaden fest geknüpft seyn, und es ist die Pflicht der Lehrer dafür zu sorgen, dass sich dieser immer auf- und abwickelnde Faden nie verwickle und Stockungen veranlasse. Aber der Lehrer muss auch seine Zöglinge so früh als möglich an die eben so nothwendige als schöne Tugend der Ordnungsliebe gewöhnen: und wodurch könnte er das mehr bewirken, als durch sein Beyspiel, welches lebendiger lehrt als das todte Wort? Ueberdies ist es der Schulmann seinem eignen Vortheil schuldig, von dem Gesetz der Ordnung nie abzuweichen, da ihm, dem Vielbeschäftigten, nichts theurer ist als die Zeit." Im dritten Theil der Rede geht der Hr. Rect. die Antriebe durch, welche besonders den Schulmann zur Amtstreue ermuntern sollen, und zwar ausser dem innern Gesetz und dem göttlichen Gebot, die Betrachtung, dass auf dieser Amtstreue die Wohlfahrt des Staats beruht, die Ehre der Schule, bey welcher er angestellt ist, das Zutrauen und die Erwartung der Aeltern, das Wohl der Schüler selbst. Und hierüber spricht der Hr. Vf. mit einer eindringenden Beredsamkeit, die allein schon sein inniges Gefühl beweiset, wenn man auch nicht wüsste, wie sehr er selbst durch die Tugend, die er empfiehlt, ausgezeichnet ist.

Gelegenheitsreden. Oratio solemnis die festo quo Napoleonti Magno, Gallorum Imperatori et Italiae Regi, *corona imposita est*, die scilicet Decembr. secundo, in coetu Christianorum habita a Viro S. Ven., S. S. Theol. Doct. *Henrico Philippo Conrado Henkio*, quam eandem latine reddidit *H. Kunhardt*. Lübeck 1807. b. Römhild gedr. 28 S. in 4. (4 gr.)

Es war zu wünschen, das die treffliche Rede, in welcher eine männliche Beredsamkeit herrscht, für Ausländer, wenn nicht französisch, doch lateinisch übersetzt würde. Der Hr. Vf. geht von einer sehr passenden Stelle Hiob. 2, 9. aus, erinnert aber, dass die Klage über den gegenwärtigen Zustand der Dinge, in Vergleichung mit dem vorigen, übereilt, unbedachtsam, ungerecht und verwegen seyn müsse und verbindet mit jener Stelle die vorgeschriebene aus Röm. 13, 1. 2. nach deren Anleitung er darthut 1. dass die bürgerlichen Pflichten noch dieselben sind, welche vor der letzten Staatsveränderung zu befolgen waren, 2. dass sie mit gleichem Eifer, mit gleicher Anstrengung der Kräfte erfüllt werden müssen, und 3. die Gründe angibt, welche zur Erfüllung dieser Pflichten antreiben sollen. Darunter wird vorzüglich der ausgehoben, welcher Protestanten eigenthümlich seyn muss, die man so oft auswärts verläumdete — denn in ihren Ländern selbst hat man sie, hoffentlich, ganz andern kennen gelernt als wären sie Gegner der Monarchie, Vertheidiger einer zügellosen Freyheit, und verdreheten die Stellen der heil. Schriften in denen Gehorsam gegen jede Obrigkeit befohlen wird. Von dem Regenten, dessen Krönungsfeyer dieser Tag gewidmet war, heisst es unter andern: „Ipse etiam heros justam omnibus aevi sui hominibus spem injecit, fore, ut laborum ac molestiarum finem tum demum obtinuisse sibi videatur, quum gentium bellis et principum aemulorum contentiosae discordiae finem aliquando fecerit, horrendumque illud monstrum, quo nihil in terris cogitari potest perniciosius, malorum omnium atque vitiorum fontem inexhaustum, orbis finibus expulerit, ut pax tandem et otium, ut cum industria salus, ut artium atque literarum studia, ut morum denique humanitas, reducantur." Aus dieser Stelle wird zugleich der einsichtsvolle Leser abnehmen, dass Hr. K. geleistet hat, was von einem sprachkundigen Uebersetzer erwartet werden konnte, wenn gleich eine ursprünglich lateinische geschriebene Rede hie und da eine andere Gestalt, andere Wendungen erhalten haben würde. In einigen Stellen müssen Schreib- oder Druckfehler dem aufmerksamen Herausgeber entgangen seyn, wie S. 9. gegen Ende, wo es wohl heissen soll: ad coetum Christianorum *Romanorum*, Corinthi *degens* — und S. 15. Z. 23. muss *mens* weggelassen oder *solita* gelesen werden.

Gedächtnisschriften. Memoriam Georgii Frider. Seileri, Viri dum viveret summe vener., Phil. ac Theol. Doct. Consiliarii intimi eccles., Theol. P. P. O. Prim. Dioec. Erlang. Praetulis sacri et gymnasii Scholarchae nec non inter senatus Baruth. adsessores primum locum obtinentis etc. civibus academicis commendat Prorector D. Car. Henr. Gros, cum Procanc. et senatu academico. Erlangae 1807. 16 Seiten in fol. (Verf. ist Hr. Hofr. G. C. *Harless*.)

In *Andr. Meyer's* Biogr. und liter. Nachrichten von den Schriftstellern die gegenwärtig in den Fürst. Anspach und Bayreuth leben (1782. 8.) und *G. W. A. Fikenscher* Gel.-Fürst. Bayreuth 9. Th. finden sich schon Lebensbeschreibungen des verewigten, rastlos und nützlich thätigen Seiler's. Aber es wird noch zu einer vollständigen Biographie desselben mit einem genauen Verzeichniss aller seiner Schriften Hofnung gemacht. In diesem akadem. Programm war es genug an die Hauptumstände seines Lebens und an seine in Erlangen vorzüglich allgemein bekannten Verdienste zu erinnern. Er war zu Creussen, einem durch feines irdenes Geschirr, das dort verfertigt wird, berühmten Städtchen unweit Bayreuth 14. Oct. 1733 geboren, sein Vater, ein Topfer,

starb ihm frühzeitig; der Stiefvater, Eyrich, wurde durch die Vorstellungen des Rectors der Stadtschule bewogen ihn dem Studiren zu widmen. Er kam erst in das Seminarium und unter die Chorschüler zu Bayreuth, wo ihn auch seine schöne Stimme empfahl, und dann ins Gymnasium (1747). Hier hätte der überaus fruchtbare Unterricht, den Gräfenhahn in der deutschen Sprache ertheilte, und die Uebungen in derselben die er anstellte, leicht dem Studium der alten Literatur nachtheilig werden können, wenn nicht ein anderer Lehrer, Purrucker, für dieses zugleich thätig gewirkt hätte. 1754 besuchte er die Univ. Erlangen, wo er um die Worte des Hrn. Vf. herzusetzen, eam degit vitam, ut omnibus literarum cultoribus fieret pii honestique civis academici exemplum. Ab omni enim strepitu turbisque et perniciosis sodalitatibus maxime alienus vnico Deo, literis sibique et paucis familiaribus vixit. In vestitu erat pro facultatibus suis elegans; erga omnes, quibuscum versabatur, comis atque humanus, et ab omnibus civibus, vel iis, qui in cauponis, quam in auditoriis doctorum frequentiores esse solebant, propter moderatam vitae rationem, prudentiam et literarum copiam magni aestimabatur." Sein Lehrer in der Kirchengeschichte, Huth, war sehr ausführlich, Seiler brachte daher das Merkwürdigste in Tabellen und daraus entstand sein in der Folge herausgegebener Inbegriff der Kirchengesch. des N. T. in Tabellen, der 1802 zum viertenmal gedruckt, und 1795 auch ins ungarische übersetzt erschienen ist. Sehr viel verdankte S. dem Philosophen *Succow*, vornemlich „artem de rebus philosophicis aeque ac theologicis rite cogitandi, subtiliter iudicandi et legitime disserendi." Daher seine Fertigkeit in Disputiren, die so gross war, dass er öfters in der Folge die praesides disputationum in Verlegenheit setzte „ita ut illi, quasi haesitantes incertique, quibus se armis defenderent, in cathedra superiore errarent, donec a Seilero ipso in viam sunt reducti." Er verfertigte auch viele deutsche Gedichte, und ward Mitglied der deutschen Gesellschaft, die aus einer Privatgesellschaft Wiedeburgs entstanden war. Ein Versuch, den Huth machte, Seilern ein Reisestipendium vom Markgrafen auszuwirken, war vergeblich. Er ging als Führer eines jungen von Meyern 1759 mit auf die Univ. Tübingen, wo er auch einige neuere Sprachen zu lernen Gelegenheit hatte. 1761 kehrte er nach Bayreuth zurück; die Hofnung, das Hofdiakonat mit der Lehrerstelle am Gymn. zu erhalten, schlug ihm fehl, „muneribus, etiam sacris, tum propemodum venalibus aut potentiorum auctoritate distributis. Die Stelle eines Professors am Gymn. zu Coburg schlug er aus, weil er sich nicht geschickt genug dazu glaubte, wurde aber noch 1761 Diakonus zu Neustadt an der Heyde, wo er sich auch verheyrathete. 1764 erhielt er von Erlangen das philos. Doctordiplom. In derselben Zeit wurde er Diakonus an der Morizkirche zu Coburg, aber eine Professur am Coburg. Gymn. konnte er 1767 nicht erhalten. Jetzt studirte er vorzüglich die Alten und die morgenländ. Literatur. Mit grosser Sorgfalt arbeitete er 1768 seine deutsche Ueb. der Rede des Demosth. pro Corona und der oratio fun. des Lysias aus." Eamdem, setzt Hr. H. hinzu, diligentiam, industriam sollertiamque et limam si in posterioribus suis libris edendis adhibuisset: non quidem tot, quot conscripsit, ad fructum tamen permultorum plenos, libros publicare potuisset; sed forsan multorum, quos postea expertus est, censorum acerba nec raro iniqua iudicia effugisset." 1769 wurde er als vierter Professor der Theologie nach Erlangen berufen und kam im folgenden Jahre dahin, wo er 1772 die theol. Doctorwürde erhielt und pro loco disputirte. In die folgenden Stellen ist er 1772, 1779 und 1788, so wie in die damit verbundenen Aemter, aufgerückt. Unterdessen erhielt er Rufe oder Anträge nach Göttingen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt, Leipzig, Hannover, aber er wurde immer durch verdiente Belohnungen und Auszeichnungen der Universität, die er zierte, erhalten. 1805 wurde er von einem schleimichten Nervenfieber gerettet; aber am 4 Apr. 1807 verfiel er in ein Schnupfenfieber, das bald in ein Nervenfieber überging und an welchem er am 13. Mai starb. Der Bericht des Arztes über die Krankheit ist beygefügt. Was aber Hr. H. ferner über die theolog. Grundsätze, die Kanzelberedsamkeit, die Verdienste des Verewigten um Volksunterricht, Schulen und die Erlanger Universität und Stadt sehr wahr und gerecht anführt, empfehlen wir zum eignen Nachlesen.

Es musste dem verdienstvollen Hrn. Hfr. *Harless* überaus schmerzhaft seyn, kurz darauf zu einer ähnlichen Memoria Veranlassung zu erhalten:

Memoriam Joann. Guilielm. Rau, Viri dum viueret summe venerabilis, Theol. D. et P. P. O. atque primarii praeconis verbi diu. ad aed. Palaeopolit. et Gymn. Scholarchae, ciuibus academicis commendat Prorector D. Car. Henr. Gross. Erlang. typ. Jungii, 1¾ B. in 4.

Der Charakter des Verewigten wird in folgenden Worten sehr wahr geschildert: homo fuit simplex, candidus, libertatis tam sentiendi, quam dicendi amans, et apertus: quippe qui, ab omni amicitiae, officii, virtutisque simulatione, ab omni arrogantia superbiaque maxime alienus aequalem ac parem verbis vitam ageret, atque ita viueret, ut omnis ratio verbis consonaret u. s. f. Nicht nur als Theolog, als Exeget insbesondere, sondern auch als Prediger wird er gerühmt. In letzterer Hinsicht fehlte es ihm nur am Aeussern. Er war zu Rentweinsdorf im Canton Baunach den 9. März 1745 geboren, und, da seine Aeltern ihren Aufenthaltsort oft veränderten, an verschiedenen Orten, zuletzt in Königsberg in Franken unterrichtet, und eben dadurch im Fortschreiten aufgehalten, worden. 1762 bezog er das Gymn. zu Coburg und 1767 die Univ. Göttingen, wo er 1769 auch eine Stelle im philolog. Seminarium, und 1770 unter den theol. Repetenten, erhielt. Auf Heyne's Empfehlung wurde er 1773 Rector der Schule zu Peine im Hildesheim.; 1775 auf Pütters Empfehlung Gymnasiarch und Professor der Theologie zu Dortmund, von wo er 1778 nach Erlangen zur vierten theol. Professur berufen wurde; diess Amt trat er erst im folgenden Jahre an, und rückte 1783 in die dritte Lehrstelle ein. Noch am 23. Jun. dieses Jahrs hielt er, kaum von einer Krankheit etwas genesen, seine letzte Predigt, erkrankte aufs neue und starb am 1. Jul. Seine Krankheitsgeschichte ist mit den Worten des Hrn. Hfr. *Schreger* erzählt. — Wir finden nicht bemerkt, ob grössere Theilnahme an den neuern Ereignissen und Veränderungen, seit dem Herbste vorigen Jahres, auf die Krankheit des würdigen Mannes Einfluss gehabt hat.

Verbesserung. St. 96. S. 1536. Z. 39. ist zu lesen: mit zweyter *kurzer*, vierter *langer*, Sylbe.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

98. Stück, den 3. August 1807.

GESETZGEBUNGSWISSENSCHAFT.

Vortheile der selbstständigen Rechtsgesetzgebung für den Staat und dessen Justizpflege. Mit einigen historischen Winken, erörtert von *Clemens Christoph Camerer*, Kön. Würtemb. Oberlandesreg. Adv. u. erstem Bürgerm. in Reutlingen. Tübingen in Kommission der Heerbrandtischen Buchh. 1806. XIV. und 66. S. 8. (10 gr.)

Der Verf. hat diese Schrift „Sr. Königlichen Würtembergischen Majestät" zugeeignet. So klein sie ist, und vielleicht eben weil sie so klein ist, möchte sie so geeignet als würdig seyn, von mehreren deutschen Fürsten gelesen zu werden: denn sie enthält ziemlich alles das, was ein denkender und erfahrner, belesener und wohlredender, menschenfreundlicher und freymüthiger Rechtsgelehrter in jedem der kleineren deutschen Staaten seinem Fürsten sagen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, in einer Privataudienz etwa eine Stunde lang über dasjenige zu sprechen, was in der Gesetzgebung vor allen Dingen Noth thut. Nachdem Hr. C. eine eindringende Schilderung der rechtlichen Trübsal gegeben hat, worin der grösste Theil der armen Deutschen, überladen im Fache des bürgerlichen Rechts mit einem Gemengsel heterogener Gesetze meist fremder Zungen, arm hingegen im Fache der peinlichen Gesetzgebung, und in beyden Fächern den Wellen der Willkuhr, der Meynung und des sogenannten Gerichtsbrauchs hingegeben, bis hieher leben mussten; so ruht er (§. 13. S. 40.) auf einem Puncte aus, welcher die traurige Aussicht darbietet: „Der gutmüthigste und unbestechlichste Richter setzt seine Unwissenheit an die Stelle der Gerechtigkeit, und der Boshafte — seinen Willen. Bey diesen endlosen Gebrechen unserer Rechtsgesetzgebung würde das schreckliche Unglück, das über einen Staat kommen kann, eine Revolution, noch viel schrecklicher seyn. Die Verwirrung durch Zerreissung der staatsrechtlichen Bande musste dadurch vollends unabsehbar werden, wenn die Fäden der privatrechtlichen Verhältnisse so verwirrt und unkenntlich wären." Von da aus gibt der Verf. die auf dem Titel versprochenen historischen Winke, welche in einem flüchtigen, nicht überall rein geschichtlichen Hinblicke auf die Gesetzgebung Justinians und auf die Aufnahme der römischen Gesetze in den europäischen Staaten bestehen; und den Rath Quintilians: *non qui maxime imitandus, etiam solus imitandus est*, vor sich hertragend geht er in der letzten (§. 19. S. 56.) bescheiden zu den eigenen Bemerkungen über eine Original-Rechtsgesetzgebung über, welche die Kritik wegen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes näher zu beleuchten verbunden ist. Der Verf. hält I. in Ansehung der *Form* eine *Gesetzgebungs-Commission* für erforderlich, und theilt derselben folgende *Vorarbeiten* zu: a) eine scharfe Gränzlinie zu ziehen zwischen dem bürgerlichen, peinlichen und polizeylichen Rechte; b) über jeden dieser Haupttheile in Absicht der innern Bestandtheile eine vollständige systematische Tabelle zu entwerfen; c) alle Local-Gesetze und Local-Gewohnheitsrechte zu sammeln; d) über wichtige Umstände Preisfragen auszuschreiben; und e) Gelehrte und Sachverständige Teutschlands zur Verfassung von Gesetzes-Entwürfen aufzufordern.

Die Aufgaben unter a und b sind *schwer*; es kann aber nicht zu oft gesagt werden, dass deren Auflösung *unerlässlich* ist. So lange die Behörden, besonders die mächtigeren, gegen welche es höchstens nur in der Theorie Hülfe giebt, noch so leicht criminalisiren, oder unter policeylichen Vorwänden den stracken Lauf der Justiz aufhalten oder verschleifen können, ohne dadurch gegen *klare* Landesgesetze sichtbar anzustossen; so lange bleibt der Unterthan der Unwissenheit und dem Unverstande, der Willkühr und der Bosheit, der Chicane und dem geschäfthungrigen Umsichgreifen sogar in bürgerlichen Rechtssachen Preis gegeben, und es gehört daher unter die ersten Pflichten eines Gesetzgebers, eine gewisse Art von *Regierungsjustiz*, nach welcher oftmals der befangene Bericht eines Beamten für ein Evangelium, oder ein Privatattestat auf Stempelpapier für einen vollen Zeugenbeweis gilt, eben so verhasst zu machen, als es die Cabinetsjustiz geworden ist. Selbst die Feststellung minder richtiger Gränzen, wenn sie nur scharf und fest sind, wird als eine

Digitized by Google

Wohlthat anzusehen seyn, die den Unterthanen nicht bald genug erwiesen werden kann. Minder unerläßlich scheinen die Vorarbeiten unter d. und e. Wenn nur nicht etwa gar das Schreiben von oben herab verboten wird; so wird bey dem grossen Misverhältnisse, in welchem das, was da *ist*, mit demjenigen stehet, was der Zeitgeist fordert, an Abhandlungen aus dem Gebiete der Gesetzgebung ohnehin kein Mangel seyn. Auf jeden Fall wird das Benutzen fremder Arbeiten mit grosser Umsicht geschehen müssen, wenn es nicht der Verzögerung oder gar dem Sprichworte Raum geben soll, dass viel Köche den Brey verderben. In Folge dieses Sprichworts, und bey der klaren Unmöglichkeit, dass eine Collectivperson je zu der Gedankeneinheit eines Individuum sich erhebe, kommt es Rec. überhaupt vor, als ob das beste Gesetzbuch weniger einer niedergesetzten Commission, als einem einzelnen, glücklich organisirten Kopfe von allseitiger Bildung, *einem gediegenen Griechen der neueren Welt* gelingen durfte, mit welchem der Himmel das ausgeartete Geschlecht vielleicht einmal beschenken wird.

In Betreff II. der *Materie* setzt Hr. C. der Commission folgende Pflichten: 1. Heilige Beachtung der Natur der Sache, möglichste Schonung der natürlichen Freyheit, Beachtung des höchsten Staatszwecks, des Gemeinwohls, und Rücksicht auf die höchste Billigkeit; 2. Bestätigung der im Staate einmal in Umlauf gekommenen Rechtsbegriffe und allgemeinen Rechtsgewohnheiten, wo sie gegen jene Grundsätze nicht anstossen; 3. Vorausschickung des Hauptbegriffes bey jeder Lehre, so dass dieser mit seinen Consectarien da stehe, wie ein Stamm mit seinen Aesten; 4. Möglichste Vollständigkeit des Codex um die richterliche Willkühr einzuengen; 5. Decision aller juristischen Streitfragen; 6. Weltburgerlichen Geist der Billigkeit und des allgem. Völkerrechts gegen Auswärtige; 7. Vermeidung von Widersprüchen und Wiederholungen; 8. Einfachheit und Deutlichkeit der Gesetze; 9 Leitung des ganzen Werks nach Zeitgeist und Erfahrung. — Rec. besorgt, dass diese Tabelle einer Gesetzcommission ihre Obliegenheiten nicht ganz deutlich machen werde. Es bedarf hier nicht sowohl einer Nominaldefinition, welche aussagt, *quid figura sit?* als vielmehr einer Realdefinition, welche zeigt, *quomodo figura fiat?* Besonders sind *Gemeinwohl* und *Billigkeit* noch weiche Begriffe, welche zuvor philosophisch gehärtet werden sollten, ehe man sie zu Principien der Gesetzgebung machte; und gegen die *sichtbare* Schlussgerechtigkeit der Gesetze, welche der Verf. unter No. 3. bildlich empfiehlt, hat Hr. Zachariä in der Wissenschaft der Gesetzgebung S. 323 u. f. (ein Buch, welches Hr. C. freylich noch nicht benutzen konnte) Einwendungen gemacht, welche Aufmerksamkeit verlangen.

Stärker im Beweise des Daseyns und der Grösse des Uebels, als in der Belehrung über die Heilmittel, ist die ganze Schrift minder wichtig für die *Aerzte*, die Gesetzgebungscommissionen, als für die *Väter* der kranken Kinder, die Fürsten. Flecken des Vortrags, wie diese: bey deme, (S. 2.) akkommodiren, (S. 4.) indispensabel, (S. 7.) gesetzgeberische Gewalt, (S. 29. 64.) es ist sich zu wundern, (S. 34.) und es sich über Gebung eines neuen Gesetzes handelte, (S. 7.) nach der Kirche ziecht, (S. 19.) u. d. m. macht das Interesse des Gegenstandes vergessen, und der Einfluss des Actenstyls sowohl als der niederdeutschen Mundart auf die Schreibart eines Geschäftmannes jener Gegend verzeihlich.

Noch einige Worte über das Princip des Strafrechts nebst einer daraus abgeleiteten Theorie der Strafgesetzgebung in ihren Grundzügen. Mit Rücksicht auf die merkwürdigsten der bisher erschienenen Theorien über diesen Gegenstand. Von *E. C. G. Schneider*, Grosherz. Hess. Geh. u. Oberappellationsgerichtsrath, und Mitgl. der Gesetzgebungscommission. Dresden u. Leipzig, in Comm. der Hilscherischen Buchhandl. 1806. 107. S. 8. (12 gr.)

Ueber den Gegenstand, welchen diese Schrift behandelt, auch eine Meynung, und für diese Meynung gute Gründe zu haben, nöthiget den Verf. nach der Einleitung S. 7. sein Beruf. Daher diese Untersuchung, deren Hauptideen Hr. S. schon in einem vom Publicum gleichgültig, von der Kritik aber ungünstig aufgenommenen und der Paradoxie beschuldigten *Versuche einer Entwickelung und Berichtigung der philos. Rechtslehre* (1801.) gegeben hat, und mit welcher er gegen und unter die Theorien *Grolmanns*, *Kleins*, *Feuerbachs* u. a. m. seine eigne — er nennt sie die *Erstattungstheorie* — stellt.

Der *erste* Abschnitt, „Begründung des Strafrechts im Allgemeinen" überschrieben, hebt mit dem Geständnisse an, dass der Verf. keinen unserer neueren philosophischen Criminalisten kenne, welcher den Satz, dass es ein natürliches Strafrecht gebe, bestritten hätte. Das ganze System also, nach welchem das Strafrecht auf einer aus dem Rechtsgesetze hervorgehenden Rechtspflicht des Staates beruht, und welches Hr. Hfr. Zachariä in den Anfangsgründen des philos. Criminalrechts S. 12. in wenigen Zeilen darstellt, war Hrn. S. unbekannt. Er findet ein Strafrecht *vor* dem Begriffe des Staats ungefähr durch folgende, bey ihm etwas polemisch durcheinander geworfene Sätze. Eine beständige und allgemeine wechselseitige Sicherheit ist das nothwendige Product des Vernunftgesetzes, sobald man sich dessen allgemeine, vollständige Befolgung denkt. Jeder Mensch hat also auf dieselbe, zu seinem Antheile, ein natürliches und ursprüngliches *Recht*. Wenn nun A. irgend ein Recht des B. vorsätzlich und so verletzt, dass des Beleidigers Bewusstseyn der Pflichtwidrigkeit äusserlich erkannt wird; so hat A. einen Beweis der pflichtwidrigen Neigung seines Willens gegeben. B. hat Grund zu Befürchtungen, und sein Recht auf Sicherheit ist verletzt. Seine Sicherheit ist aber dadurch nicht blos in Bezug auf A. sondern auch in Bezug auf andere Menschen gefährdet, wel-

che bey ähnlicher Neigung zur Pflichtwidrigkeit durch die Erfahrung, dass man B. ungestraft beleidigen könne, zu ähnlichen Unternehmungen gereizt werden *könnten*. Nun ist A. dem B. eine *vollständige Erstattung* schuldig, und da diese in Hinsicht der nach allen Seiten hin, wo es böse Menschen geben kann, blosgestellten Sicherheit des B. nicht anders gegeben werden kann, als durch die Unterwerfung des A. unter einen Zwang, welcher ihn selbst, sey es physisch oder psychologisch, die andern bösen Menschen aber (unbekannte Grössen, denen man physisch nicht beykommen kann) psychologisch von künftig möglichen Beleidigungen abhalte; so ist B. berechtiget, diesen Zwang gegen A. anzuwenden, das heisst, den A. zu *strafen*, und es ist zugleich der Zweck allgemeiner *Abschreckung*, dessen Rechtmässigkeit Grolmann leugnet, dem Strafrechte gerettet.

Hr. S. hat hier übersehen, dass derjenige, welcher einen Rechtsanspruch auf irgend einen Zustand hat, darum noch nicht befugt ist, jedes Mittel anzuwenden, welches dahin führt, und dass er selbst alsdann, wenn es nur ein *einziges* Mittel giebt, sich der Untersuchung nicht überheben darf, ob dieses Mittel rechtmässig sey. Habe der Mensch *noumenon* immerhin ein Recht auf den ewigen Frieden, oder auf seine vollkommene Sicherheit; der Mensch *phaenomenon* wird darauf Verzicht leisten müssen, wenn es in der Natur, in welcher er die Ehre hat, Erscheinung zu seyn, kein anderes Mittel dazu giebt, als ein unrechtmässiges. Auch kann der Mensch, ausserhalb der Natur gedacht, nach dem Rechtsgesetze eine grössere Erstattung schuldig seyn, als er, in der Natur gedacht und durch sie beschränkt, nach eben diesem Rechtsgesetze leisten darf. Wäre es anders; so würde derjenige, der kein erlaubtes Mittel mehr hat, zu erwerben, was er zur Bezahlung seiner Schulden braucht, befugt seyn, es zu stehlen. Das Sonderbarste, wohin der falsche Schluss von dem Daseyn eines Anspruchs, den das Rechtsgesetz giebt, auf die Rechtmässigkeit eines Mittels, welches die Natur darbietet, führen könnte, ist schwerlich sonderbarer, als die Sätze, welche der Verf. im *zweyten*, „den Folgerungen aus seinem naturlichen Strafrechte" gewidmeten Abschnitte zum Theil wirklich findet. Wenn man dem Verf. glaubt; so suchen alle diejenigen philosophischen Rechtslehrer, welche sich bestreben, der peinlichen Gesetzgebung ihre rechtlichen Gränzen für die Grösse des Strafübels vorzuzeichnen, die Quadratur des Zirkels: denn „aus der Verbindlichkeit des Verbrechers zur *vollständigen* Erstattung folgt, dass kein, ihm zuzufügendes Strafübel so gross seyn kann, welches er nicht, sobald die *vollständige Wiederherstellung der verletzten Sicherheit es erfordert, von Rechtswegen* zu leiden verbunden wäre." (S. 62. §. 35.) Und noch mehr: „Um, im Staate, ein begangenes Verbrechen, nach vorstehenden Grundsätzen, von Rechtswegen, mit der angemessenen Strafe belegen zu können, ist es keineswegs wesentlich erforderlich, dass diese Strafe vorher, durch ein, von dem Staate gegebenes Strafgesetz (Positiv-Gesetz) angedroht gewesen sey;" (*alle* unnöthigen Commata kommen hier wohl nicht auf den Setzer) weil nämlich jeder Mensch schon durch seine eigne Vernunft seine Verbindlichkeit zur vollständigen Erstattung kennt. (S. 72. 73. §. 37.) Nicht rechtlich nothwendig, sondern blos „den Grundsätzen der wahren Staatsklugheit gemäss ist es, dass der Staat eine *positive Strafgesetzgebung* habe;" (S. 79. §. 38.) und nur die Uebertretung solcher bürgerlichen Pflichten, welche blos in den Positiv-Gesetzen dieses Staats ihren Grund haben, macht von jener Regel eine Ausnahme. (S. 80. §. 39.)

Hoffentlich ist es nicht nöthig, solche Sätze zu widerlegen, und es kann blos noch interessant seyn, zu sehen, wie der Verf. bis zu ihnen sich verirren konnte. Er selbst giebt darüber in der Aeusserung S. 64. dass der Rechtsphilosoph „das Gebiet der Erfahrung nicht einen Augenblick verlassen dürfe," die beste Auskunft. „So wird man wohl die Wahrheit nimmer finden. Wenn die angewandte Mathematik der Menschheit meistens befriedigende Resultate liefert; so liegt hiervon der Grund darin, dass der menschliche Geist, über das Gebiet der Erfahrung sich erhebend, eine reine Mathesis erschuf, unter deren einfache Gesetze er den spröden Stoff der Natur entschlossen beugt, soweit nur irgend seine Kräfte reichen. Etwas ähnliches muss auch in der Rechtswissenschaft geschehen. *Ueber* dem Ameisenhaufen der Erfahrungswelt muss der entfesselte Geist ein *reines* Recht gefunden haben, ehe sich ein *angewendetes* hoffen lässt, welches etwas mehr sey, als ein Leim, der nothdürftig genug die Staatsgesellschaften zusammenhält.

Hr. S. ist Mitglied einer Gesetzgebungscommission in einem Zeitalter, welches vielleicht bestimmt ist, bey der Nachwelt das Zeitalter der Gesetzgebungen zu heissen. Dies rechtfertige die Kritik, wenn sie ihn so angelegentlich als laut vor einer Art des Philosophirens warnt, welche das, was die Vernunft gebeut, mit dem vermengt, was die Natur verstattet, und welche vielleicht aus einem zu eifrigen Bestreben entsteht, die Rechte, welche der Staat in seinem Besitze hat, vor dem stillen Tribunale der Vernunft zu rechtfertigen. Die Anforderungen des Gedanken an die That sind das Schwungrad in der Maschine menschlicher Vervollkommnung. Nirgends dürfen sie aufgegeben werden, wenn man nicht fürchten lassen will, dass die halb aufgewundene Last in die Finsterniss zurückfalle, welche die Denker Empirismus nennen; wenn nicht etwa gar in *die* Finsterniss, als deren Urheber *Grotius* und *Barbeyrac* von *Rousseau* im *ch. II. du contrat social* angeklagt werden.

CRIMINALPRAXIS.

Ueber die Anlage und innere Einrichtung eines allgemeinen Gefangenhauses für Inquisiten während des Prozesses, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg.

Digitized by Google

Eine Verhandlung der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Mit Kupfern; 1806. Hamburg bey Bohn 208 S. Text und 5½ Bog. Risse. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Schon längst war man darüber einverstanden, dass der Zweck der *Aufbewahrungsgefängnisse* von dem der Strafgefängnisse ganz verschieden sey, und dass dieser Zweck kein anderer seyn könne, als *sichere Aufbewahrung der Person des Verhafteten ohne Nachtheil seiner Gesundheit, und Beförderung einer zweckmässigen schnellen und leichten Untersuchung.* Allein trotz dieses Einverständnisses geschah dennoch bis jetzt im Ganzen genommen noch äusserst wenig dafür, jenen Gefängnissen eine ihrem Zwecke gemässe Einrichtung zu geben; ja man machte sogar häufig die Bemerkung, dass der Verdächtige, der wegen eines ihm zur Last gelegten Verbrechens in Untersuchung gerieth und verhaftet wurde, oft strenger behandelt wurde, als der wirklich überwiesene Verbrecher, der *zur Strafe* in ein Gefängniss eingesperrt worden war. Um so erfreulicher für den Menschenfreund aber muss es seyn, wenn er bemerkt, dass der Geist der Civilisation und Humanität sich endlich über diese Gegenstände nicht mehr blos *theoretisch*, sondern auch *praktisch* verbreitet, und dass man die zur zweckmässigern und menschlichern Einrichtung solcher Institute geschehenen Vorschläge aus der Schule in die wirkliche Welt übertragen will. — Einen sehr bedeutenden Schritt zur Realisirung dieses von jedem Menschenfreunde schon längst gehegten Wunsches that die rühmlichst bekannte *Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe* dadurch, dass sie auf den Antrag des Senators *Abendroth* — dem bereits im Jahre 1794 schon der indessen verstorbene Senator *Gunther* mit einem ähnlichen Antrage vorhergegangen war — im November 1804 auf die vollständigsten, dem Hamburger Locale besonders angemessenen und zweckmässigsten Vorschläge *zur Anlage und innern Einrichtung eines Stockhauses, zur Aufbewahrung der Gefangenen während der Untersuchung ihrer Sache*, mit den dazu erforderlichen detaillirten Rissen und Kostenanschlägen, einen *Preis von funfzig Species Dukaten*, und auf diejenigen Vorschläge etc., welche den besten am nächsten kommen, ein *Accessit von zwanzig Species Dukaten* bestimmte; wobey sie übrigens für die Concurrenten in Rücksicht *auf die innere Einrichtung des Hauses* noch folgende Bedingungen festsetzte: „1) Das Stockhaus muss *funfzig* Kammern enthalten, die hinlänglich zu erleuchten, mit Ersparung zu heizen und gegen alles Ausbrechen der Gefangenen gesichert sind; wobey zur Ersparung in den Kosten, einige Kammern mehr, andere allenfalls minder gegen das Ausbrechen gesichert, eingerichtet werden können. 2) Es darf *keinerley Communication* der Gefangenen weder unter sich, noch mit andern, weder nach oben und unten, noch zur Seite, und ausserhalb des Gebäudes, möglich seyn. 3) Für hinlängliche *geheime Gemächer* muss gesorgt seyn, dahin die Gefangenen ohne Weitläufigkeit geschafft werden können, und wodurch die Luft des Hauses nicht verdorben wird, auch wenn es nicht am Wasser läge. Im letztern Falle, wenn nämlich das Haus nicht am Wasser läge, muss für den Abfluss der Unreinigkeiten hinlänglich gesorgt werden, etwa vermittelst eines unter der Erde zu legenden und nach dem nächsten Canale zu führenden Sieles, dessen Dimensionen und sonstige Beschaffenheiten so seyn müssen, dass es möglichst dauerhaft und durch seine Gefälle keiner Verstopfung und Verfrierung unterworfen sey, mithin auch keine Reinigung erfordere. 4) In der Nähe des Hauses, oder in demselben, muss *Eine Wache*, jedoch in jedem Falle so angelegt werden, dass keine Communication derselben mit den Gefangenen Statt finden könne. 5) Es muss für eine *Wohnung und Küche des Stockmeisters*, aus welcher letztern auch die Gefangenen beköstigt werden können, gesorgt werden, gleichfalls ohne Communication mit den Gefangenen. 6) Ein *Abhörungszimmer*, und 7) ein *Locale für Materialien der Arbeit der Gefangenen*, sind im Hause einzurichten. Dabey sind die Arten der, mit dem angegebenen Zwecke des Hauses etwa vereinbaren Arbeiten des Hauses, vorzuschlagen. 8) Es muss dafür gesorgt werden, dass die *Uebersicht* aller Gefangenen durch *wenige* Gefangenwärter leicht, und 9) das Haus, durch den Bau selbst, gegen *Feuersgefahr* möglichst *gesichert* sey. 10) Es sind Vorschläge zur möglichst ökonomischen Beköstigung der Gefangenen zu machen." — Von den durch diese Preisfrage veranlassten und der Gesellschaft eingesendeten *zehen* Schriften sind hier *drey* mitgetheilt; nemlich 1) diejenige, der der Preis zuerkannt wurde, und 2) u. 3) diejenigen, welche die für das Accessit ausgesetzte Prämie *getheilt* erhielten. Der Verf. der *Ersten* ist der Königl. Grossbritannische und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgische Consistorialrath und Gerichtsschulze zu *Hannover, Johann Friedrich Kauffmann;* die dazu gehörigen Risse aber sind vom Landbaumeister *Konrad Friedrich Wedekind* zu *Hannover* gezeichnet. Der Verf. der *zweiten* ist der Architekt und Associé der Gesellschaft *Christoph Friedrich Lange* zu Hamburg; und die *dritte* ist vom Polierer am Hamburger Bauhofe, *Heinrich Anton Christian Koch.* — Die *zweyte* und *dritte* Schrift umfassen vorzugsweise und beynahe ausschliesslich blos den architektonischen Theil der Aufgabe; sind aber in dieser Hinsicht allerdings des Beyfalls werth, mit dem sie die Gesellschaft beehrte. Sie enthalten manches, was bey der Anlage solcher Institute, wozu sie Plane liefern, allerdings überall beherziget werden sollte, und verdienen in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit jeder Criminal- und Polizeybehörde. Indessen kann sich Rec. auf eine detaillirte Angabe und Prüfung ihres Inhalts nicht einlassen, sondern muss die Leser dieser Blätter desfalls auf die Schrift selbst verweisen. Nur bey der erstern Schrift glaubt er sich wegen der

Digitized by Google

Wichtigkeit des darin behandelten Gegenstandes, und wegen des ausgedehntern Umfangs, den der Verf. seiner Arbeit gegeben hat, eine ausführlichere Beleuchtung ihres Inhalts erlauben zu dürfen. Dieser zerfällt in *drey* Abschnitte: 1) *von der Anlage und dem Bau eines Stock- oder Gefangenhauses;* 2) *von der innern Einrichtung des Gefangenhauses;* und 3) *von der Polizey desselben.* Im Ganzen genommen zeigt sich der Verf. — wie der zur Würdigung seiner Schrift niedergesetzte Gesellschaftsausschuss (S. 17.) sehr richtig bemerkt — als ein Mann von vieljähriger Anschauung und Erfahrung, der einen philosophischen Blick in das Innere des Gefangenwesens und des Criminalprozesses überhaupt verräth. Er hat den ganzen Zweck der Aufgabe gefasst, und die Hauptforderungen derselben so ziemlich erschöpfend beantwortet. Mit reichhaltig gedrängter Vollständigkeit und genauer Kenntniss der Literatur dieses Fachs trägt er die Theorie solcher Staatsanstalten vor, und geht besonders die Lehre von der Behandlung der Gefangenen mit grosser Umsicht auf alles Einzelne und vieler Sachkenntniss durch. Seine Vorschläge über die innere und äussere Einrichtung des Hauses, über die Oekonomie und die Polizey desselben, sind gehörig durchdacht und ausführbar; und grösstentheils lässt sich ihnen der Beyfall nicht versagen. Nur hie und da drängten sich dem Recens. einige Bedenklichkeiten auf, die er wegen der Wichtigkeit des bearbeiteten Gegenstandes und zum Besten der guten Sache hier mittheilen zu müssen glaubt. — Zur Form des Gefangenhauses hat der Verf. ein mit einer ziemlich hohen Mauer umgebenes innerhalb derselben aber isolirt stehendes Quarré gewählt, das in seiner Mitte einen Hof hat, der durch die Flügel des Hauses gebildet wird. Die Umgebung des Hauses mit einer Mauer ist durchaus zweckmässig, und eben so auch die Isolirung desselben innerhalb des mit der Mauer umgebenen Platzes sowohl von der Mauer selbst, als von einigen erforderlichen Nebengebäuden. Allein die gewählte Form des Hauses selbst scheint dem Rec. nicht die beste zu seyn. Statt des vom Verf. in Vorschlag gebrachten Quarrés *mit einem Hofe*, würde Rec. ein in einem weg laufendes Haus ohne Flügel von etwa 180 Schuh Länge und einer angemessenen Breite in Vorschlag bringen, das auf seiner Vorder- und Hinterseite frey wäre, und blos seiner Länge nach durch einen Gang durchschnitten würde, von dem man in die auf jeder Seite vorn und hinten angelegten Gefängnisse, deren in jeder Etage ungefähr 25 angeleget werden könnten, kommen, und auf welchen man auch die in alle Gefängnisse führenden Thüren mit einem Blicke übersehen könnte. Eine solche Anlage würde vor der vom Verf. in Vorschlag gebrachten einmal das zum Voraus haben, dass alle Gefangenzimmer durchaus frische Luft und Sonne würden haben können, was nach seinem Vorschlage bey denjenigen, welche in den *innern* Hof gehen, nicht durchaus möglich seyn wird; sie würde aber auch dann noch den Vortheil gewähren, dass kein Gefangener dem andern in das Fenster sehen kann, und dass alle hierdurch etwa mögliche Collusionen zwischen denselben, durchaus unmöglich gemacht sind; und dann würde sie auch noch den Nutzen haben, dass die auf den Gang in einer Etage aufgestellte Wache die Gefangenen immer weit leichter beobachten kann, als bey einem im Viereck herumlaufenden Gebäude, wo nach der Natur der Sache die Wache immer nur die Gefängnisse desjenigen Flügels überschauen kann, auf dessen Gängen sie sich gerade befindet. — Eben so wie in Rücksicht auf die Form des Hauses ist Rec. auch darin nicht mit dem Verf. einverstanden, dass das *äussere Ansehen* desselben so abschreckend seyn müsse, wie er S. 41. in Vorschlag bringt. Einladend und lockend darf das Aeussere eines solchen Gebäudes allerdings nicht seyn; denn sonst möchte der rohe Verbrecher den Aufenthalt dort mehr wünschen, als fürchten. Allein dass es abschreckend seyn müsse, ist gerade nicht nothwendig. Der Verf. scheint hier vergessen zu haben, dass er einen Plan zu einem *Aufbewahrungsgefängnisse*, und keinesweges zu einem *Strafgefängnisse* entwarf, und dass dasjenige, was für das Letztere passend ist, nicht geradezu auch sich für das Erstere schickte. Sehr zweckmässig und der Natur der Sache angemessen ist übrigens der Vorschlag, einige leichtere und einige härtere Gefängnisse einzurichten, und jedem Gefängnisse wenigstens eine Höhe von 12 Schuhen und eine Breite von wenigstens 9 Schuhen zu geben; aber die von ihm in Vorschlag gebrachten Fenster von 2½ Fuss Höhe und 2 Fuss Breite scheinen dem Rec. zu klein zu seyn: sind sie nicht gehörig verwahrt, so kann der Eingesperrte durch sie eben so gut entweichen, als durch grössere; sind sie aber gehörig verwahrt, so kann es gewiss einerley seyn, ob sie grösser oder kleiner sind; und grössere haben immer den Vorzug, dass Licht und Sonne besser eindringen können; haben also vor den kleinern in Hinsicht auf die Gesundheit des Zimmers bedeutende Vorzüge. Rec. würde daher nach dem Vorschlage des Verf. der zweyten Schrift Fenster von 2½ Fuss Breite und 4 Fuss Höhe in Antrag bringen. Ueberhaupt scheint dem Rec. die Sparsamkeit, mit der der Verf. den Gefangenen den Genuss der freyen Luft gestattet wissen will, dem Charakter eines Aufbewahrungsgefängnisses nicht ganz entsprechend zu seyn. Mag auch bey manchen Inquisiten, vorzüglich beym Anfange des Inquisitionsprozesses, eine strenge Behandlung auch in diesem Puncte hie und da nöthig seyn, um sie desto früher zum Bekenntnisse der Wahrheit zu bestimmen; immer sollte man doch nie vergessen, dass eine oft mehrere Wochen, oft mehrere Monate hindurch dauernde Entbehrung des Genusses der frischen Luft, auch den robustesten Körper am Ende krank machen muss, und dass derjenige, den man in diese Gefahr setzt, in vielen Fällen ein *Unschuldiger* ist, dem man sein Schicksal so sehr als möglich zu erleichtern, keinesweges aber zu erschweren suchen sollte, und den man in Hinsicht

Digitized by Google

auf den Verlust, den er durch sein Gefängniss an seiner Gesundheit leidet, durchaus nie vollständig entschädigen kann. Rec. würde daher anrathen, jedem Gefangenen, der es verlangt, *wenn nicht dringende Gründe dawider vorhanden sind*, täglich etliche Stunden auf dem Gefängnisshofe die freye Luft geniessen und sich hier Bewegung machen zu lassen; was gewiss solchen Gefangenen, die keine Complicen im Gefängnisse haben, so wie denen, die ihr Verbrechen eingestanden haben, wo also eine Collusion mit Andern nicht leicht zu befürchten ist, unbedenklich gestattet werden könnte. Auf jeden Fall geht der Verf. zu weit, wenn er den Inquisiten, gegen den die Untersuchung noch nicht beendiget ist, (S. 104.) nur dann an die freye Luft bringen lassen will, wenn der Arzt es zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig findet, oder wenn er sich ein leichteres Verbrechen zu Schulden gebracht hat. — Auch kann Rec. darin dem Verf. nicht beytreten, dass Criminalgefangene während der Dauer des Untersuchungsprozesses überall zu *keinen Arbeiten* angehalten werden sollten, und dass daher in einem Gefangenhause, welches blos zur Aufbewahrung der Gefangenen bis zum erfolgendem Erkenntnisse über die von ihnen verübten Verbrechen dienen soll, alle Vorkehrungen, welche zum Zwecke haben, den Gefangenen zu beschäftigen, zu zerstreuen, und zur Thätigkeit zu gewöhnen, wegfallen müssen. Rec. gibt zwar zu, dass es zweckwidrig seyn würde, die in einem Institute der Art verwahrten Gefangenen, so wie in einem Zucht- oder Arbeitshause, zum Arbeiten zu *zwingen;* denn der Zweck beyder Anstalten ist ganz heterogen; Rec. gesteht auch ferner zu, dass solche Gefangene nicht auf *Einem* Saale zusammen arbeiten können, so lange die Untersuchung noch nicht beendiget ist; und dass man den Gefangenen keine solche Arbeiten gestatten kann, wozu sie Instrumente brauchen, die ihnen zum Entweichen behülflich seyn können. Allein selbst dem Gefangenen, der arbeiten will, die Arbeit auf seinem Gefängnisse, die er ohne Gefahr einer Entweichung dort vornehmen kann, nicht gestatten zu wollen, scheint dem Rec. in der Regel eine unnöthige Härte zu seyn, und nur in dringenden Fällen glaubt er diess dem Inquisiten versagen zu können. Ueberhaupt scheint der Verf. bey seinen Vorschlägen zur Verwahrung und Behandlung der Gefangenen immer blos die ausgemachtesten und verwegensten Bösewichter vor dem Auge gehabt zu haben. Aber nicht alle Inquisiten gehören in diese Classe. Das Beyspiel, das der Verf. von einigen Anführern und Mitgliedern berüchtigter Diebsbanden und Jaunerhorden erzählt — welche natürlich mit mehr Sorgfalt verwahrt, und mit mehr Strenge im Gefängnisse behandelt werden müssen, als minder verwogene Inquisiten, und welchen auch Rec. keine Arbeit gestatten würde — gilt nicht von allen Inquisiten. Es gibt unter diesen manche gutmüthige Leute, die weder den Grad der Kühnheit noch die Fertigkeiten besitzen, die sich jene Sorte von Verbrechern durch ihre Lebensweise zu eigen gemacht haben. Manche Kindermörderin, die, wer weiss aus welchem Grunde, in einem Anfalle von Verzweifelung ihr Kind tödtete; mancher, der in der Hitze seiner Leidenschaften dem Andern das Leben nahm, wird selbst, wenn man ihm Instrumente geben sollte, die er zu seiner Entweichung benutzen könnte, diess dennoch nicht thun, weil es ihm an den dazu erforderlichen Kenntnissen oder an der dazu nöthigen Entschlossenheit fehlt; und Leute der Art kann man gewiss unbedenklich arbeiten lassen. Thut man es nicht, so erschwert man ihnen ihr ohnediess trauriges Schicksal ohne Noth, und versagt ihnen etwas, das sie mit Recht fordern können. Thun übrigens die angestellten Gefangenwärter und das Wachepersonale ihre Schuldigkeit, so wie sie sie thun sollten und thun mussten, so wird gewiss von solchen Connivenzen gegen Gefangene nichts zu befürchten seyn. Gewöhnlich ist Härte gegen die Gefangenen, mit Nachsicht gegen die Gefangenwärter und das Wachepersonale gepaart; und damit die Sicherheit hierbey nicht leiden möge, behandelt man die Gefangenen um so strenger, je nachsichtiger man gegen ihren Wärter verfährt. — Zur *täglichen* Beköstigung Eines Gefangenen bestimmt der Verf. S. 83. *ein Pfund klares Roggenbrod, des Morgens zum Frühstücke ein halb Quart heiss gemachtes Bier oder Milch, Mittags ein Quartier nahrhafte consistente Suppe, welche zwey Pfunde und drüber wiegt, Abends ein halb Quart Bier, oder ein kleines Glas Brandewein*, und bringt zur Suppe die *Rumfordische Suppe* mit einer mehrfachen Veränderung ihrer Bestandtheile in Vorschlag. Indessen Rec. hält diese Kost für die meisten Inquisiten, vorzüglich aber für solche, die in irgend einigem Wohlstande gelebt haben, für zu spärlich. Da der Zweck der Aufbewahrung in einem solchen Gefängnisse blos *Festhaltung des Inquisiten* ist, so sollte man auch im Punkte seiner Beköstigung mehr thun, als gewöhnlich geschieht. Insbesondere sollte man dem, der sich selbst beköstiget, oder durch seine Anverwandten oder Freunde beköstiget wird, nach dem Muster der *Pariser* Gefangenanstalten alles abreichen, was er verlangt, wenn es nur keine Getränke sind, deren Genuss ihn berauschen und im Rausche zu Excessen verleiten kann. Rec. würde den Gefangenen, welche sich nicht selbst beköstigen können oder wollen, nicht immer Suppe, sondern mitunter auch *Gemüse*, wöchentlich auch wenigstens Einmal *ein halb Pfund Rindfleisch*, und täglich *anderthalb Pfund Brod* abreichen lassen. — Worin Rec. mit dem Verf. nicht einverstanden ist, ist endlich auch noch der Punkt, dass er (S. 136.) verlangt, der Prediger, der nach seinem Vorschlage die Gefangenen mitunter in ihren Gefängnissen besuchen soll, solle sich aller Fragen, welche zu der Untersuchung und gerichtlichen Obliegenheit gehören, ganz enthalten. Kategorische Antworten über das Verbrechen kann freylich nur der untersuchende Richter von dem Inquisiten verlangen, und keinesweges der Geistliche; und in so fern der Verf. diess unter dem

Verbote der zur Untersuchung gehörigen Fragen versteht, hat er allerdings Recht. Allein soll sein Vorschlag so viel sagen, der Prediger solle sich mit dem Inquisiten über sein Verbrechen gar nicht einlassen, so hat er unrecht. Rec. glaubt wenigstens nicht ohne Grund, dass die Ermahnung eines vernünftigen Predigers, den der Inquisit für seinen Freund hält, oft den Inquisiten bey weitem eher zum Bekenntnisse der Wahrheit bestimmt, als alle Vorstellungen des Richters, den er für seinen Feind hält. Indessen, was der Prediger hier wirken kann, wird er in den wenigsten Fällen blos durch reine Religionsbelehrungen bewirken, die mit keiner Anwendung auf die Sache begleitet sind, wegen welcher der Inquisit verhaftet ist. Der grösste Gewinn von solchen Unterredungen lässt sich erst dann erwarten, wenn der Geistliche sich über das Factum, das die Untersuchung veranlasste, selbst verbreiten darf; und diess glaubt ihm Rec., jedoch unter der Vorsichtsmaasregel, dass er dem Inquisiten das Gewicht der wider ihn vorhandenen Verdachtsgründe deutlich aus einander setze, und sich blos hierauf beschränke, allerdings verstatten zu können. — Die den Schriften beygefügten Risse sind übrigens deutlich verfasst und gut gestochen.

POLIZEY.

Staatswirthschaftlicher Versuch über das Armenwesen und die Armenpolizey, mit vorzüglicher Rücksicht auf die dahin einschlagende Literatur. Von D. *Friedrich Benedikt Weber*, der Staats- und Landwirthschaft ordentl. Profess. zu Frankfurt a. d. Oder. Göttingen, bey Dieterich. 1807. 251 S. in 8. (1 Thlr.)

Der hier vor uns liegende, vom Vf. sogenannte *staatswirthschaftliche* (?) Versuch zerfällt in *zwey* Haupttheile: 1) *von der Armuth überhaupt, deren nachtheiligen Wirkungen auf Volksglück und Industrie, und von deren Ursachen und Entstehung*; 2) *von den politischen Mitteln und Maasregeln, der Armuth abzuhelfen, sie zu verhüten, zu mindern oder doch für Volksglück und Industrie unschädlicher zu machen, oder von den Grundsätzen der Armenpolizey selbst.* Weder im ersten noch im zweyten Theile ist die Arbeit des Verf. als Gewinn für die Wissenschaft zu betrachten; er liefert weder hier noch dort etwas, das dem Theoretiker sowohl als dem Praktiker neu seyn wird. Indessen als eine ziemlich gut gerathene Zusammenstellung dessen, was in mehreren zerstreuten einzelnen Schriften über die vorzüglichsten Objekte der Armenpolizey gesagt ist, ist seine Arbeit doch bey alle dem allerdings empfehlungswerth. Schade nur, dass es auch hier ihm nicht immer gelungen ist, den richtigen Gesichtspunkt aufzufassen, auf dem man zu einer fehlerfreyen Ansicht der Sache gelangen kann. Gleich im Anfange (S. 16.) bey der Bestimmung des Begriffs von *Armuth* hat ihn dies Schicksal betroffen. Unter *Armuth* versteht er nemlich *den Zustand des Menschen, wo es ihm an Mitteln zur hinlänglichen Befriedigung auch der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, der Nahrung und des Unterhalts, mehr oder weniger gebricht; wo der Mensch also nicht so viel Einkommen hat, als er zu seinem nöthigen Unterhalte braucht*; ohne zu bedenken, dass Armuth ein höchst relativer Begriff ist, dessen Hauptmerkmal blos darin besteht, dass jemand seine Bedürfnisse *überhaupt* nicht ausreichend befriedigen kann; dass es bey der Bestimmung dieses Begriffs ganz gleichgültig sey, ob jemand die *nothwendigsten* Lebensbedürfnisse nicht befriedigen kann, oder ob er eines seiner Bedürfnisse *überhaupt* unbefriedigt lassen muss, es sey diess welches es wolle; und dass dasjenige, was er Armuth überhaupt nennt, blos das Wesen der *Armuth im höchsten Grade* bezeichne; von der freylich bey Armenanstalten auch nur allein die Rede seyn kann. — Am wenigsten hat den Rec. dasjenige befriediget, was der Verf. (S. 82. folg.) über *Armensteuern* sagt. Er hält sie um deswillen für kein zweckmässiges Mittel, die Kosten der Armenversorgung zu bestreiten, weil sie a) eine der schönsten menschlichen Tugenden, die *Mildthätigkeit*, fast ganz und gar vernichteten, b) den Charakter sowohl derer verdürben, die sie zu geben haben, als derer für die sie gesammelt werden, auch c) zu drückend für die selbst ärmere aber noch thätige arbeitsame Volksklasse wären, und endlich d) die Art der Erhebung sehr schwierig sey, und schwieriger das rechte Maas der Vertheilung: „sie reichen" — glaubt er — „bald nicht „zu, die Armenkosten zu bestreiten, bald sind sie „zu beträchtlich, und schaden dann vorzüglich da„durch, dass sie auch in diesem Falle der Armuth „eine gewisse Garantie einer grossen Unterstützung „leisten, die dann so viele Laster und Untugenden „bey ihnen erzeugt, und viele Menschen zu Armen „macht, die ohne sie sich vielleicht gescheuet hätten, „arm und hülflos zu werden." Bey weitem zweckmässiger als Armensteuern scheinen ihm *Zwangsbeyträge der Staatsbürger zu den Armencassen* zu seyn, welche blos darin ihre Bestimmung haben, dass sich kein Staatsbürger, der im Stande ist, etwas für die Armen beyzutragen, ihnen ganz entziehen kann, in Rücksicht der beyzutragenden Summe selbst aber ganz unbestimmt, und der freyen Willkühr eines Jeden überlassen sind. — Man sieht ohne Rec. Erinnern, dass der Verf. unmöglich diese Grundsätze hätte aufstellen können, wenn er sich eine richtige Ansicht von dem Wesen der Armenpflege und der Verbindlichkeit des Staats dazu, verschafft gehabt hätte. Die Verbindlichkeit des Staats, seine armen und hülfsbedürftigen Bürger durch Armenversorgungsanstalten zu unterstützen, und die Pflicht der Staatsbürger, dazu Beyträge zu leisten, entspringt keinesweges, wie der Verf. (S. 87.)

glaubt, blos daraus, dass die Armuth eine *gemeinschaftliche Last* ist, und die Verhütung derselben und die Abstellung der Betteley *gemeinschaftliche Vortheile* gewährt; sondern diese Pflicht des Staates beruht darauf, *dass der Staat als eine vernunftige Intelligenz verpflichtet ist, jedem armen und hulfsbedurftigen Burger die zu seinem Lebensunterhalte erforderliche Unterstutzung zu leisten;* aus dieser Pflicht entspringt auf Seiten des Staates das Recht, von seinen Bürgern die zu dem Ende erforderlichen Summen zu erheben. Kann und darf aber der Staat von seinen Bürgern zur Armenpflege *von Rechtswegen* Abgaben fordern und erheben, — wie er diess gezeigter maassen wirklich kann — so sind allgemein gleich aufgelegte Armensteuern gewiss der rechtlichste und gleichmässigste Erhebungsweg. Die Nachtheile, welche der Verf. damit verbunden zu sehen glaubt, sind theils nicht vorhanden, theils nur scheinbar; und bedurfen wegen ihrer ganz evidenten Unerheblichkeit gar keine Widerlegung. Zwangsbeyträge, deren Betrag der Willkuhr eines Jeden uberlassen seyn soll, sind ein wahres Unding. *Zwang* und *Freyheit* sind mit einander durchaus unvereinbarlich; und was soll denn die Armenpolizey thun, wenn ein Reicher, der bey einer gleichmässig angelegten Armensteuer monatlich mehrere Thaler zur Allmosencasse contribuiren musste, monatlich nur etliche Groschen verwilligt? Wie man deutlich sieht, hatte der Verf. bey seinen Ausfällen auf die Armensteuer zunächst die englische Armentaxe vor dem Auge; deren Druck freylich ganz unverkennbar ist. Allein diese Armentaxe ist auch durchaus keine gleichmässig vertheilte Armensteuer im Sinne des Rec. Sie ist vielmehr eine höchst ungleichartig vertheilte Abgabe zum Vortheil und zur Unterhaltung der Armen; die vorzuglich dadurch für die einzelnen Contribuenten lästig wird, dass die Verbindlichkeit zur Armenpflege eigentlich nicht zur Sache des Staats, sondern zur Sache der *Kirchspiele* gemacht ist; wo denn in solchen Kirchspielen, wo es zufälliger Weise viele Arme gibt, der Fall eintreten kann, dass die Armentaxe mehr als den Pachtzins ausmacht; statt dass sie in andern Kirchspielen, welche wenige Arme haben, oft eine ganz unbedeutende Kleinigkeit beträgt. — Das Beste an der ganzen hier gewurdigten Schrift ist übrigens die ziemlich vollstandig angefuhrte Literatur.

Kurze Anzeige.

Erdbeschreibung. *Geographisches Handbuch* für Jugendlehrer; oder: *Beschreibungen der wichtigsten Städte und Oerter fremder Welttheile.* Aus den neuesten Reisebeschreibungen gezogen und nach Gaspari (s) zweytem Cursus geordnet, von *J. C. Möller*, Katechet und Oekonom im Altonaer Waisenhause. Erster Band, welcher Asia und Afrika enthält. Altona, bey *Hammerich.* 1805. XVI. u. 366 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Eignes bedürfniss sowohl als der Wunsch, manchen Lehrern erwünschte Hülfe zu leisten, haben den, durch mehrere schatzbare Schriften rühmlichst bekannten Herausgeber bewogen, diese geographischen Zusammenstellungen aus neuen Reisebeschreibungen abzufassen. Der Anordnung nach einem sehr bekannten und in mehreren Lehranstalten eingeführten Unterrichtsbuche ungeachtet, kann es Lehrern, durch ein vollstandiges Register, nicht schwer fallen, sich dieser, viel Bemühung und noch mehr Kosten ersparenden Auszüge neben jedem andern Lehrbuche der Erdbeschreibung zu bedienen. Den andern, Amerika und Südindien beschreibenden Band, hofft der fleissige Verf. bald nachzuliefern. Seine Gewährsmänner hat er nur selten genannt, ja für die nächste Bestimmung seiner wohlgeordneten und ziemlich ebenmässigen Auszüge zu nennen für überflüssig erachtet. Für viele, denen nicht, so wie dem Herausgeber selbst, ein nahes reichhaltiges Museum offen steht, konnte es auch in der That sehr wenig nützen. Dennoch möchten wir in der Fortsetzung bestimmte literarische Nachweisungen wünschen. Um nur *einen* Beweis von der Verschiedenheit mancher Nachrichten zu geben, wollen wir von und zu S. 19 — 20. wo von der bekannten (apokalyptischen) Insel *Patmos* die Rede ist, ohne dass die neuern Benennungen: „*Patino* und *Palmosa* beygefügt wurden, bemerken, dass *Fabri* S. 103. des zweyten Theils von seinem *Handbuche der neuesten Geographie* — (9ten Aufl. Halle 1805) berichtet: „in dem grossen Kloster des heil. *Johannes* zu *Patino* ist eine Schule, die man für die beste Lehranstalt im ganzen Oriente hält." In Hrn. *Möllers* Handbuche lieset man dagegen von dem Johannis-Kloster auf *Patmos*. „Es ist in diesem Kloster keine Spur von einer Bibliothek zu finden, und wozu sollte sie auch nützen, da der bey weitem grösste Theil der Mönche nicht lesen kann. Unter achtzig Monchen, die darin wohnen, fand Hr. von *Choiseul-Gouffier* nur drey, die ein wenig lesen konnten." Berichterstatter kann über dergleichen Widersprüche nicht richten, oder die Lauterkeit ihrer Quellen prüfen. Daher bleibt ihm nur noch anzuzeigen übrig, dass man mit dem Drucke, Papier und Preise dieses reichhaltigen Hülfsbuchs zufrieden seyn könne.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

99. Stück, den 5. August 1807.

THEOLOGIE.

Systema Theologiae Catholicae Cl. D. Mariani Dobmayer (Theol. et Phil. Doct. consil. eccles. Bavarici actualis, atque in Acad. Ingolstad. ac Lyceo Amberg. Dogmatices quondam professoris p. o.) opus posthumum, cura et studio Theodori Pantaleonis Senestréy, Parochi in Tirschenreut, editum. T. I. Encyclopaedia et methodologia. Solisbaci sumptibus ac typis Seidelianis 1807. 8. XXIV. u. 166. S. (20 gr.)

Die von dem Herausgeber entworfene Charakteristik des Verfassers macht allerdings auf das Werk aufmerksam. Man werde beym Lesen desselben finden, sagt er, dass der Verf. ein gelehrter, scharfsinniger, systematische Ordnung liebender, in der Philosophie, wie in der Theologie, gleich bewanderter, auf Wahrheit und Religion streng haltender, zugleich von Neuerungs- und Ruhmsucht, von entscheidendem Tone und Rechthaberey, von Sekten- und Partheygeist, Streitsucht, Verfolgung und Verdammung anders denkender, durchaus freyer, bescheidener, sanftmüthiger, toleranter Mann gewesen: Er habe mehrere Lustra hindurch, die Theologie auf dem Lyceum zu Amberg und der hohen Schule zu Ingolstadt öffentlich mit Ruhm gelehrt, und bereits vor vielen Jahren, auf Zureden angesehener Männer, ein ganzes System der Theologie ausgearbeitet, nie aber dazu bewogen werden können, es in Druck zu geben, weil es ganz dem Geschmacke und den Bedürfnissen des Zeitalters angemessen, und in seiner Art vollkommen seyn sollte, und er glaubte, dass er zu diesem Ende zuvor alles, was über Theologie, und die vorzüglichsten ihr verwandten philosophischen Gegenstände, besonders in neuern Zeiten geschrieben worden, lesen, prüfen und benutzen musste. Da er nun an seinem Werke immer ändert, darin bessert und feilt, und bereits die letzte Hand daran legt, wird er vom Tode übereilt, und kann die Ausgabe, die bald erscheinen sollte, nicht mehr selbst besorgen. Seine Erben übergaben das Verstorbenen sämmtliche hinterlassene Schriften dem Herausgeber, einem genauen, und mit dessen gelehrten Arbeiten schon bekannten Freunde des Seeligen; der sich dem Auftrage gern unterzog, aber bey der Ausführung doch auf mehr Schwierigkeiten stiess, als er geglaubt hätte. Er hofft, dass vorzüglich die Demonstratio religionis christianae catholicae, oder theologia generalis, als ein Werk, das ganz den Bedürfnissen unsers Zeitalters entspreche, werde mit vielem Beyfalle aufgenommen werden.

Auf diese Vorrede folgt eine sehr detaillirte Uebersicht des ganzen Werkes, welche Rec. gern abschrieb, wenn sie nicht gar zu viel Raum einnähme. Sie füllt 8 Blätter aus: denn, um unsern Lesern ein so wichtiges Unternehmen, ein so grosses Wagestück, eine Encyclopädie und Methodologie einer so viel umfassenden Wissenschaft, als die Theologie ist, in unsern Tagen zu schreiben, das dem herrschenden Genius genugthun, und dem Grade der Cultur entsprechen soll, auf dem diese und andre verwandten Wissenschaften jetzt stehen, so darzustellen, dass sie es leicht würdigen, und, wie weit es gelungen, bestimmen könnten; möchte wohl dieses das Zweckmässigste, und vom Rec. selbst allen Verdacht eines partheyischen, oder sonst unrichtigen Urtheils, am sichersten entfernende Mittel seyn. Dem Litterator, dem das Werk nicht selbst in die Hände kömmt, aber daran gelegen ist, diesen neuen Beytrag zur Geschichte der so äusserst verschiedenen Behandlungsarten der theologischen Wissenschaften, um so genauer kennen zu lernen, als seltner Werke dieser Art in der neuern sowohl als ältern Litteratur des katholischen Deutschlandes sind; müsste eine solche nähere Bekanntschaft mit einem Werke, durch eine diplomatisch-genaue Darstellung des Inhalts desselben sehr angenehm seyn, das nach der Hoffnung des Verf. den Theologen ihr altes Ansehen wieder geben, und für die Theologie neues Interesse wecken soll. Die Inhaltsanzeige also ins Kurze gezogen, wird das Werk in zwey Haupttheile, in Encyklopädie und Methodologie, jene in drey Hauptstücke: Notio theologiae catholicae: partes theologiae catholicae: subsidia theologiae catholicae, getheilt, wovon das zweyte wieder in zwey Ab-

Digitized by Google

schnitte, Theologia doctrinalis und theologia applicatrix, das dritte in drey zerfallt, Disciplinae biblicae: disciplinae historicae: disciplinae philosophicae. Die Methodologie besteht auch aus drey Hauptstücken: Generale theologiae systema: methodus tractandae theologiae: methodus studii. Das zweyte hat zwey Abschnitte: methodus theologiae generatim: methodus singularum disciplinarum theologicarum; das dritte eben so viel: Ratio studii: executio statutae rationis studii. Im ganzen genommen kann Rec. die Kenntniss, den Fleiss, die Bescheidenheit des Verf. und die Brauchbarkeit des Werkes nicht verkennen, und gesteht gern, dass der Herausgeber nicht ohne Verdienst für das theologische Studium, ein Werk zu Ta[illegible]efördert habe, das viele gute Grundsätze enthält, und an manchen öffentlichen Lehranstalten einen ganz glücklichen Uebergang vom Alten zum Neuern, und noch Bessern machen könnte. Bey Allem dem hat Rec., der auch schon lange her einer zweckmässigen Reformation des gesammten theologischen Studiums nachgedacht, Manches zu erinnern. Wie kommt der Verf. zu einem System der *katholischen* Theologie, wo er eine theologische Encyklopädie, und Methodologie schreibt? Hat diese etwa mehrere oder andere Theile, als die Theologie der Protestanten? Da wäre nur von einem Systeme der *christlichen* Theologie die Rede, und System der Theologie müsste hier auch in einem weitern Sinne des Worts, nicht in dem engern, in dem es gewöhnlich genommen wird, und so viel als *systematische Theologie* heisst, genommen werden. Was die Theologie zur kirchlichen, zur unterscheidenden Theologie einer besondern Confession macht, kömmt nur dieser letztern, als Zunahme zu; und auch da sollte man wohl diesen Aushängeschild der Verschiedenheit des Glaubens unter den Christen, nicht zweckmässiger weglassen? Die systematische Theologie muss ein ganz ungezwungenes, freyes, natürliches Resultat des Studiums der Quellen seyn: würde dieser Aushängeschild nicht den Verdacht erwecken, der Verfasser habe Partheie ergriffen, ehe er zur Untersuchung der Quellen geschritten, und, schon zuvor bestimmt zu finden, was er finden wollte, auch wirklich gefunden zu haben glaube, was er gesucht. Sollen die dissentirenden Christen-Partheyen sich einmal vereinigen, so muss jede diesen Verdacht von sich fern zu halten suchen. Was die katholische Theologie charakterisirt, die Lehre von der Autorität der Kirche, und der Tradition, geht eigentlich die Dogmatik an; und selbst da darf jetzt der katholische Theolog den Gebrauch nicht mehr davon machen, den man sonst davon gemacht, und vielleicht machen musste. Man muss auch bey der Methode, eine Wissenschaft zu behandeln, die Zeiten wohl unterscheiden. Er wird noch besser für das Ansehen seiner Kirche und seiner symbolischen Theologie sorgen, wenn er auch die Unterscheidungslehren der eben, unmittelbar aus den Quellen selbst abzuleiten sucht; was ihm gewiss gelingen muss, wenn die Lehre seiner Kirche wahr ist. Es wäre um das Ansehen derselben geschehen, wenn jene diese Probe nicht aushalten sollte. Der Ausdruck, Theologie, ist überhaupt gar nicht genug bestimmt bey dem Verf., er scheint manchmal Theologie mit Dogmatik zu confundiren. Hier, in einer theologischen Encyklopädie, muss Theologie als ein Complexum mehrerer verwandter, und zu einem Ziel hin, zur vollständigsten und gründlichsten Belehrung über Gott und Religion, strebenden Wissenschaften, angesehen werden; denn es ist ja da die Rede von Theilen und Hulfswissenschaften. Soll aber von den Theilen das rechte natürliche Verhältniss angegeben werden, so muss Theologie für Dogmatik, oder für die aus den Quellen abgeleitete systematische Darstellung aller theoretischen und praktischen Religions-Wahrheiten genommen, in der Methodologie voran stehen, und die Tendenz der andern Theile und Hulfswissenschaften zeigen, wornach sich dann die rechte, zweckmässige Lehrart und Studierweise der Quellen, und selbst der Hulfswissenschaften, von selbst ergeben muss. Wird Theologie im ersten Sinne genommen, so sind Bibel und Geschichte, besonders Kirchengeschichte, keine Hülfswissenschaften, sondern wirkliche, das ganze Complexum der theologischen Wissenschaft constituirende Theile. Nimmt man Theologie im zweyten und engern Sinne, so sind die beyden ebengenannten Wissenschaften die Quellen, und diese ist eine daraus abgeleitete Wissenschaft, eine concentrirte, fassliche, deutliche Darstellung aller dort zerstreuten, und auf die mannichfachste Weise behandelten Religionswahrheiten. Selbst ein Theil der philosophischen Wissenschaften wird nun als Quelle der Theologie angesehen werden müssen, da gleichwohl ein anderer blos zu den Hulfs- oder propädevtischen Wissenschaften der Theologie gehört. Beym Ueberblicke der Inhaltsanzeige, beym Ueberblicke des ganzen Schema's dieser Encyklopädie und Methodologie, wird es Einem ein wenig bange. Man glaubt, wieder zurück in die Wolfisch-Nettelbladtische Schule versetzt zu seyn, der eine solche strenge Ordnung und trockne Methode eigen war. Rec. ahnete schon aus der Charakteristik des Verf., und seiner Art zu studiren, so Etwas. Der Genius unsers Zeitalters fordert mehr eine liberalere Methode, die höhern Wissenschaften, besonders die theologischen, zu behandeln, eine Methode, nach der Römer und Griechen auch über die ernsthaftesten Gegenstände schrieben, und lehrten; wo bey aller Fulle von Ideen, und beym freyen Vortrage doch strenge Ordnung im Denken und Schliessen herrschte. Dass das Studium der Theologie immer weniger Freunde findet, daran ist gewiss die zu gekünstelte, trockne, schulgerechte Lehrmethode zum grossen Theil Schuld. Sie sticht zu sehr gegen den durch das jetzt mehr, als sonst, beliebte Studium der schönen Wissenschaften, und der sachereichen Geschichte, verfeinerten Geschmack unsers Zeitalters ab. Will der Theolog seine Wissenschaft geltend machen, so muss er von daher so viel auf sie her-

übertragen, als möglich ist. Der vom Verfasser angelegte Cyklus der zur Theologie gehörigen Wissenschaften ist nicht ganz vollständig, und doch wieder zu weit ausgedehnt, so dass er durch unnöthige Ausschweifungen erst langsam, und gar nicht bequem zum Ziel führt. Rec. würde mit der Auseinandersetzung des Begriffs und des Zweckes des theologischen Studiums, seine Encyklopädie anfangen, und dessen Umfang bestimmen: dann die propädevtischen Studien nennen, und zeigen, wie jede dahin gehörige Wissenschaft behandelt werden müsse, um geradezu zum Studium der Theologie vorzubereiten. Gefreut hat es Rec., dass der Verf. die Bemerkung gemacht, der katechetische Unterricht, wenn er rechter Art sey, lege den besten Grund zum Studium der Theologie. Jener ist ja der Elementarunterricht in der Religion, den die Theologie vollenden, und zur eigentlichen wissenschaftlichen Kenntniss, zur Philosophie der Religion erheben soll. Doch hätte er viel mehr darüber sagen können, wenigstens bemerken sollen, dass erst in den Schulen der Theologen durch eine zweckmässigere Behandlung der Theologie, die Katecheten erst noch gebildet werden müssen, welche im Stande seyen, einen solchen Elementarunterricht in der Religion zu ertheilen, an den sich die Theologie leicht anschliessen könnte, um ihn zur gründlichen und fruchtbaren Religions-Philosophie zu erheben. Die verkehrte Art des katechetischen Unterrichts hat der Religion selbst den grössten Nachtheil gebracht, nemlich Gleichgultigkeit gegen dieselbe; welche traurige Wirkung des ersten Eindrucks man auf mehr als eine Art, selbst in den Schulen der Theologen bemerkt, die meistens nur von solchen Schülern besucht werden, welche sich dem Kirchendienste widmen wollen, und auch von diesen nicht sowohl aus Neigung zur Wissenschaft, und in der Absicht, die ihnen schon beym Elementarunterricht interessant gewordene Religionskenntniss zu erweitern und zu vervollkommnen, sondern um des lieben Brods willen, das die Kirche ihren Dienern zu reichen pflegt. Vom Studium der schönen Wissenschaften hat der Verf. nur so viel gesagt, dass die Aesthetik unter die Hulfswissenschaften der Theologie gehöre. Diese ist aber mehr die Philosophie des Schönen, die schon eine nähere Bekanntschaft mit Werken der schönen Litteratur und Kunst voraussetzt, dazu hätte eine Anleitung gegeben werden sollen, wie sie zu machen seye, dass nicht nur eine Philosophie des Schönen, sondern selbst schon ein gebildeter Geschmack ganz natürliche Resultate würden, welche den Theologen beym liberalern Studium seiner Wissenschaft, sicher und leicht zum Zwecke leiteten. Von dem zu sehr vernachlässigten Studium der oriental. Philologie hätte der Verf. wohl mehr sagen sollen, um es zu empfehlen. Rec. würde selbst aus biblischen Büchern Muster des guten Geschmacks, des Schönen, des Erhabenen, beym Studium der Aesthetik, anzuführen rathen, weil dadurch das Studium der or. Litteratur mehr Freunde, und das Bibelstudium mehr Förderung erhielte. Ueber die Philosophie sagt der Verf. so viel, als hätte er von Amtswegen eine Einleitung dazu zu geben, und vergisst dabey das Nothwendigste, was eigentlich in eine theologische Encyklopädie gehört, nemlich das Verhältniss derselben zur Theologie zu bestimmen, und zu zeigen, wie ein Theil von jener zu dieser, als Vorbereitungswissenschaft dienen könne, der andre aber, selbst als Quelle der höhern Religionskenntniss benutzt werden müsse. Nach der Abhandlung von diesen propädevtischen Wissenschaften, würde Rec. alle Theile des eigentlichen theologischen Studiums einzeln nennen, und die Ordnung bestimmen, in welcher dem natürlichen Verhältnisse zu Folge, einer nach dem andern gelehrt und studirt werden müsse. — Der Verf. thut das in der Methodologie, was schicklicher in der Encyklopädie geschehen wäre — nemlich mit dem Studium der Bibel und der Kirchengeschichte, als der Quellen, müsste der Anfang gemacht werden, worauf das Studium der Dogmatik, die Moral mit begriffen, folgen muss, weil sie aus jenen Quellen abgeleitete Wissenschaften sind. Unter diese rechnete Rec. auch das Kirchenrecht, und liess das Studium derselben auf die Moral folgen. Die Geschichte rechnet der Verf. unter die Hulfswissenschaften der Theologie. Sie ist, so weit sie den Menschen, die Einrichtung der Natur, besonders aber Religion, Sitten und Kirche zum Gegenstand hat, eine wahre Quelle für die Dogmatik. Manche Theile der Geschichte, als z. B. die Litterärgeschichte, können gleichwohl als blosse Hulfswissenschaften angesehen werden. Sehr uneigentlich zählet der Verf. die Jurisprudenz, die Arzneykunde, die Haushaltungs- und Landwirthschaftskunst unter die Hulfswissenschaften der Theologie. Sie sind nur Hulfswissenschaften des Theologen, der sich zum Seelsorgeramt vorbereiten, und darin den Wirkungskreis seiner Menschenliebe recht weit ausdehnen will. Von diesen würde Rec. am Ende der ganzen Encyklopädie sprechen; aber auch nicht vergessen, von akademischen Disputationen, und von gelehrten Reisen der Theologen, die es in ihrer Wissenschaft bis zu einem höhern Grad von Vollkommenheit bringen, und selbst einstens als öffentliche Lehrer derselben auftreten wollen, das Nöthige zu sagen. Der Verf. thut davon gar keine Erwähnung. Dafür hat er aber einen andern Punct der akademischen Polizey in der Methodologie berührt, der nach Rec. Dafürhalten wohl einer Discussion würdig ist; nemlich die zum akademischen Cursus der Theologie nöthige Zeit, und Anzahl der Lehrer, ohne aber etwas darüber zu bestimmen, oder mehr zu sagen, als: ex indole disciplinarum ad theologiam pertinentium, fluunt canones politicae scholasticae, de annis vel semestribus, ad theologiam necessariis, de numero professorum, et distributione disciplinarum inter eos. Rec. würde bestimmt sagen: Semestralcurse passen für die Haupttheile des theologischen Studiums nicht: weder Dogmatik, noch sonst eine andere systematische Theologie, dürfe, was noch

Digitized by Google

auf manchen katholischen Universitäten geschieht, unter mehrern Lehrern getheilt, vorgetragen werden, weil sie dann nicht mehr seyn würde, was sie seyn soll, nemlich ein zusammenhängendes System: Bibel und Kirchengeschichte, für jedes müssten mehrere Lehrer aufgestellt werden, da sie zu viel und so Mancherley umfassen, auch unter mehr als einer Ansicht betrachtet, und aus mehr als einer besondern Absicht studirt werden können, als dass ein und derselbe Lehrer alles zu erschöpfen im Stande wäre; doch müsste von beyden die Hauptsache, die allen Akademikern gleich nothwendig zu wissen, wieder nur von einem ordentlichen Lehrer, als ein zusammenhängendes Ganze, vorgetragen werden: einzelne Theile könnten und müssten dann aber von einzelnen Lehrern in Nebenstudien und Privatvorbereitungen für die Akademiker besonders erklärt werden, die aus besondern Absichten sie genauer zu kennen wünschen; so könnte die Patrologie, ein Theil der Kirchengeschichte, die poetischen Schriften der Bibel, die paulinischen Briefe etc., für besondere Liebhaber in solchen Privatvorlesungen aus dem Ganzen besonders ausgehoben werden: jeder Haupttheil des gesammten theologischen Studiums müsste alle Jahre ganz vorgetragen werden, damit jeder seinen Studiencursus nach der natürlichen Ordnung anfangen und fortsetzen, das heisst, von einem Theile zum andern nach der Ordnung übergehen könne, in welcher, dem natürlichen Verhältnisse nach, einer auf den andern folgen muss. Die Casuistik, welche der Verf. in die Kategorie der Theologiae doctrinalis setzt, gehört unter die practischen Studien, oder nach des Verf. Ausdruck, ad Theologiam applicatricem. Sie ist eine bequeme Uebung für minder gute Köpfe, die einer solchen Uebung bedürfen, um zu lernen, wie sie ihre Schulwissenschaft fürs gemeine Leben, in ihrem Berufe anzuwenden haben. Eben so wenig darf aus der Mystik eine besondere systematische Theologie gemacht werden, wie der Verf. thut; sie darf nicht als ein selbstständiger Theil des theologischen Studiums aufgestellt werden. Sie verliert sich in der Dogmatik, der Moral, und der Askese. Ueberhaupt vervielfältigt der Verf. die systematischen Theologien, und trennt zu sehr, was zweckmässiger mit einander verbunden werden könnte. Da kömmt eine theologia rationalis, popularis, doctrinalis, biblica, historica, symbolica vor. Es ist viel, dass er nicht auch noch eine theologia apologetica dazu gesetzt hat, die man bey andern neuern Encyklopädisten findet. Die einzige Dogmatik, verbunden mit einer ihr gleichsam Schritt vor Schritt folgenden Dogmengeschichte, kann das alles zugleich seyn; wie? das zu zeigen, würde für eine Recension zu weitläufig werden. Der Ausdruck, *historische Theologie*, scheint gar nicht passend zu seyn. Es sollte Dogmengeschichte, oder Geschichte der Theologie heissen. Mit dieser oder jener kann die symbolische Theologie verbunden werden. Eine biblische Theologie kann man wohl annehmen; aber dann müsste auch zugleich bemerkt werden, in wie verschiedenem Sinne es eine biblische Theologie geben könne? was aber mehr einer Geschichte der systematischen Theologie zukäme. Die Polemik würde Rec. in eine Dogmengeschichte verwandeln, diese auf eine eigene Art so bearbeiten, dass sie der Dogmatik auf dem Fusse Schritt vor Schritt folgend, nach demselben Systeme angelegt, einen neuen summarischen Beweis für die Wahrheit der gesammten Religionslehre abgeben, und den ganzen akademischen Cursus eines Theologen schliessen könnte. Apologetik, Polemik und Irenik können ganz überflüssig gemacht werden. Unter der Rubrik: Didactica, welche die Pflicht eines Religionslehrers umfassen sollte, hätte der Verf. auch die Katechetik und Pädagogik, nebst der Homiletik und Paränetik nennen sollen. Die Rubrik: Exemplarica, hätte der Ascesis subordinirt werden können. Ueberflüssig scheint auch hier die Eintheilung der Religionskenntniss in die gemeine, populäre, gelehrte und philosophische zu seyn. Auch in ihrer höchsten Höhe ist die Religionskenntniss noch populär zu machen. Es kömmt nur auf den Vortrag an. Wenn man sie streng wissenschaftlich und philosophisch machen will, ängstiget man sich gemeiniglich umsonst, um ein Princip aufzufinden, von dem man ausgehe; die Arbeit wird dabey zu gezwungen, zu künstlich, und verfehlt dadurch den Zweck eben so, wie ein trocknes Skelet der Wissenschaft selbst, aus Definitionen und Divisionen, Axiomen, Corollarien und dergleichen, schulgerecht zusammengesetzt. Auf der andern Seite fasst auch der gemeine Menschenverstand bey einem zweckmässigen Vortrage, ganz leicht das, was die Religion selbst Grosses und Erhabenes hat, so bald man ihr nur nicht durch zu viel Kunst einen fremden Schimmer leihen will. Sonst fand Rec. noch manche Ausdrücke, die ihm theils nicht recht passend, theils ganz fremd zu seyn scheinen; als: regnum Dei morale, lautet als eine eigne Rubrik, oder tropus medius in der Theologie, ein wenig zu gesucht, und zu künstlich. Er sagt davon: Constitutio ejus religionem et ecclesiam complectitur. Die Sache selbst ist schon unter Religion begriffen, wozu die Kirche gehört, sobald man von der Offenbarung ausgeht. Denn der Bibel zufolge muss sie als ein von Jesus angeordnetes Institut betrachtet werden, dem sich Niemand entziehen darf, der Jesum als Gottes bevollmächtigten Gesandten, und die Bibel als das Archiv der Offenbarung anerkennt. Religiosik und Ecclesiastik, sind ganz fremde Namen; womit der Verf. die zwey Haupttheile der speciellen Theologie, und die beyden das moralische Reich Gottes constituirenden Theile anzeigt. In der eigentlichen Methodologie, in die er Vieles übergetragen, was nach Rec. Meynung mehr in die Encyklopädie gehört hätte, dehnt sich der Verf. zu weit über einige Gegenstände aus, die gar nicht dahin gehören, oder nur ganz kurz hätten berührt werden sollen, als: über die Methodologie im Allgemeinen; die eigentlich einen Theil der Logik, also des philosophischen Stu-

diums ausmacht, und über die nöthigen Eigenschaften eines Theologen, die doch bey keinem, der sich einmal diesem Studium gewidmet, auch durch noch so lange und noch so schöne Declamationen darüber zu ersetzen sind, wenn er sie nicht schon dahin mit gebracht haben sollte. Statt dessen gebe man ihm nur Regeln, die er noch zu befolgen im Stande ist, deren es sehr viele und sehr wichtige gibt; als: dass er der Religionswissenschaft, die ihrer Natur, und ihrem Begriffe nach eine praktische Tendenz hat, auch mit der Absicht sich widmen müsse, um die moralische und religiöse Cultur seines Geistes dadurch zu befördern, und dass er durch ihren wohlthätigen Einfluss auf seine Lebensweise und Zufriedenheit, die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, aus eigner Erfahrung, sich aufs überzeugendste zu beweisen suche. Statt jener zu weit ausgeholten Einleitung in die viel zu kurz ausgefallene Methodologie der Theologie überhaupt, die noch dazu meistens nur auf die systematische Theologie passt, hätte Rec. erwartet, dass von jedem Theile der theologischen Wissenschaft die zweckmässigste Specialmethodologie, oder die Art wäre angegeben worden, wie jede insbesondere öffentlich gelehrt und studirt werden müsse, wenn alle ins rechte Verhältniss unter einander gesetzt, und beym ganzen Studium auf Pragmatismus gesehen werden solle. Da fehlts noch durchaus ganz gewaltig. Der Verf. schliesst das Ganze mit der Hoffnung, dass, wenn seine Regeln beobachtet würden, die Theologie und die Theologen wieder zu ihrem vorigen Ansehen kommen müssen. Er fühlte, wo es dieser Wissenschaft fehlt, hat aber doch noch nicht Alles ausgemittelt, wodurch geholfen werden könne; und scheint selbst den eigentlichen Sitz des Uebels noch nicht recht genau genug zu kennen. Es thut dem Rec. weh, dass ihm zu enge Gränzen gesetzt sind, und er nicht alles sagen kann, was ihm auf den Herzen liegt; hofft aber, dass er doch noch einmal Zeit und Ort dazu finden werde.

SITTENLEHRE.

Der Mensch und die Thiere. Ein gemeinfassliches Lesebuch (,) worin *die Rechte und Pflichten des Menschen in Beziehung auf die Thiere*, die Ursachen der Thierqualen und die Mittel dagegen angegeben werden. Von M. *August Immanuel Kellner*, Prediger in Suhl. Leipzig, b. Steinacker. 1807. XVI. und 125 S. in 8. (Schreibp. 12 gr.)

In der guten Absicht, zu besserer Behandlung der Thiere beyzutragen, übergab der Vf. dieses Buch dem „Publico." Vom den Rechten der Menschen: die ihnen nachtheilige Vermehrung mancher Thiere zu verhindern und einzuschränken; Thiere zu ihrer Nahrung und Bekleidung zu gebrauchen, und Thierkräfte zu ihrem Dienste zu verwenden, geht er zu folgenden Pflichten über, die uns bey der Ausübung jener Rechte obliegen:

1. Die Thiere bey ihren Dienstleistungen möglichst zu schonen. (2. (?) Ihre Kräfte nicht mehr anzustrengen, als es ihre *Erhaltung erlaubt.*) 3. Für ihre Verpflegung und Abwartung Sorge zu tragen. 4. Denjenigen, welche getödtet werden sollen, ihren Tod zu erleichtern, und jeden vermei(n)dlichen Schmerzen (!) zu ersparen; auch Thiere, nicht „*im Beyseyn* und — *in Gegenwart*" anderer ihres Geschlechts zu tödten. 5. Thiere nicht blos zum Vergnügen zu quälen und endlich 6. nicht zu solchen Dingen (besonders Kunststücken) zu zwingen, die wider ihre Natur sind. Als Ursachen gewöhnlicher Vernachlässigung unsrer Pflichten gegen die Thiere werden hierauf angegeben: Unwissenheit überhaupt, besonders aber Mangel an Naturkenntnissen, Erziehung, Mode, Langeweile, Stand und Gewohnheit, eitle unnütze Wissbegierde, verwöhnter Gaumen, Wuth, Gewinnsucht, Eigendünkel, Stolz, Trunkenheit, Undankbarkeit und Mangel gesetzlicher Strafurtheile. Unter den das Ganze beschliessenden Rathschlägen oder Mitteln zur Verhütung der Thierquälerey wird nicht nur, wie gewöhnlich, Erinnerung an den Werth und Nutzen, die Bestimmung und Vereitlungsfähigkeit der Thiere, so wie christliche Verpflichtung zu frommer Liebe, göttlicher Barmherzigkeit und Verabscheuung alles vermeidlichen Elends angeführt; sondern auch (drittens) bemerkt: „Man bedenke, dass die Thiere Seelen haben, die von den menschlichen *in nichts* unterschieden, (sind) als dass jene Thiere, diese Menschen bewohnen." — Nicht weniger übertrieben ist wohl des Verfs. Aeusserung über Allgemeinheit der Thierquälerey — S. 25 — 27. „Vornehme und Geringe mit *weniger* Ausnahme, *kennen keine grössere Freuden, als Thiere zu martern und quälen zu sehn.* Nie ist der *Jubel* grösser, als bey dem Anblick eines geängstigten (,) verfolgten und zerstümmelten Thieres. Da lacht, da schreyt alles laut auf u. s. w. „Da steht *kein* Pferd ohne Aufsicht auf der Strasse, kein Ochse geht ruhig seines Wegs, keine Henne scharrt auf dem Miste, keine Taube sucht mühsam ihre Nahrung auf dem Felde, kein Vogel hüpft auf dem (!) Bäumen, ohne dass muthwillige (,) alte und junge Knaben es sollten ungekränkt lassen, und sollten sie *wenigstens nur* einen Schlag nach *ihnen* thun, oder einen Stein nach *ihnen* werfen" u. s. f. — Dergleichen Uebertreibungen (der Herren Prediger) schaden gewiss mehr als sie nutzen können; indem man nachfolgende Belehrungen und Ermahnungen sehr oft durch die wahren Entgegnungen: „Es ist ja bey weitem so schlimm nicht, als die Herren behaupten; sie machen's auch gar zu arg; so gefährlich ist's denn doch nicht" u. dergl. abweiset und entkräftet. Die von Herrn *Kellner* (S. X — XVI. der Vorrede) mitgetheilte Literatur seines Gegenstandes hat Rec. so wenig genau und vollständig gefunden, dass manchen Literatoren und Moralisten wohl nachstehende Berichtigungen und Ergänzungen willkommen seyn

dürften. Schon der humanste Kaiser des Alterthums schrieb in seinen trefflichen *Selbst-Unterhaltungen*: VI, 23.: „Τοῖς ἀλόγοις ζώοις καὶ καθόλου πράγμασι καὶ ὑποκειμένοις, ὡς λόγον ἔχων, λόγον μὴ ἔχουσι, χρῶ μεγαλοψύχως καὶ ἐλευθέρως." —

Aus den neueren Zeiten vermisst man in jenem ungeordneten Verzeichnisse folgende Schriften:

Stockhausen, M. *Johann Chrph.*, (Superint. zu Hanau) De officiis circa creaturas inferiores. Helmst. 1748. 4.

— — *Der sichre Wegweiser zur Hölle*, in sieben Abschnitten, von Beelzebul. Aus d. Englischen. Frankf. 1752. 8. S. 17. in dem ersten Abschnitte: von Auferziehung der Kinder; — einem würdigen Vorgänger des Salzmannischen Krebsbüchleins *).

— — *Lebensläufe in aufsteigender Linie, nebst Beylagen.* (von *Hippel*) Erster Theil. Berlin. 1778. S. 252—53.

Schlözers Staats-Anzeigen. Zehnter Band. 1787. 137 S. Von der *Parforce-Jagd* und

Bündell: Versuch über das Vergnügen der Jagd, in wie fern es sich mit der Menschlichkeit verträgt. Aus d. Engl. in *Cäsars* Denkwürdigkeiten, Sechster Band. S. 78—94.

Dietler, W. Gerechtigkeiten gegen die Thiere. Mainz. 1787. 1½ Bg. 8.

Schmeisser, Ch. Gotth. „*Das thierische Elend*, ein Versuch zur Linderung desselben. Altenburg. 1789. 151 S. 8.

Wollstonecraft, Marie. Erzählungen für Kinder. Schnepfenthal. 1795. 1—3. von Behandlung der Thiere u. unserm Verhältnisse gegen dieselben.

Kant, Imman. Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. Königsberg. 1797. §. 17. S. 108.

Bergk, J. A. Reflexionen über Kants Tugendlehre. Gera und Leipzig. 1798. gr. 8. S. 181. Nr. XLI. Hat der Mensch Pflichten gegen Thiere?

Garve, Christ. Eigne Betrachtungen über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Breslau. S. 211—266. in der lesenswürdigen Ausführung des ruchtbaren Satzes: „Im Erhalten liegt Tugend, im Zerstören Laster."

*) Vergl. d. Allgem. Literar. Anzeiger, Leipzig 1800. Nr. XI. S. 111. f.

Joung, Thom. (ein engl. Bischoff.) „On the inhumanity against the beasts. London 1798. — Ueber diese schätzbare, verdeutschungswürdige Schrift s. *Dr. Augusti's* neue theologische Blätter. 1r Bd. 2s St. Gotha 1798.

(*Faust, Dr. J. L.*) *Predigt über die Pflicht, sich auch seines Viehes zu erbarmen*, als eine der wichtigsten Menschen- und Christenpflichten. 1799. (Nürnberg) 2 Bg.

Erdmann, eine Bildungsgeschichte (v. *C. T. Thieme*) 1r Bd. Leipzig 1801. 44 Cap. „L—m im Thierreiche. Man sagt, dass der Character eines Menschen sich sehr deutlich in seinem Benehmen gegen die Thiere äussere, und ich halte die Meynung für gegründet."

Eben sowohl, als ein Lied aus dem Erfurter Gesangbuche, hätten endlich auch noch andre Mahnungen bekannter Sänger an jene Pflicht der Menschlichkeit Erwähnung verdient. Aus den *Morgen-Gedanken eines Landmanns in seinem Garten* (S. 105 des 5ten Bandes der „*Gemählde aus dem häuslichen Leben von Starke*" (Berlin 1796.) gedenken wir gern des Verssatzes:

„Auch mein Thier geniesse deinen (Gottes) Segen:
Sorglich will ich meinen Hund verpflegen,
Der im langen Dienste kraftlos ward.
Ach! und könnt' ichs allen Menschen sagen,
Die nicht menschlich ihre Pferde plagen:
Bruder seyd dem edlen Ross nicht hart,
Das gequält im stummen Schmerze starrt."

Viele möchten noch aus Dr. *Neubecks* Gesundbrunnen (Leipzig 1798.) folgendes Bruchstück des VIten Gesanges kennen lernen und beherzigen:

„Nicht langsam unter der Doggen
Zahne verblute der Hirsch, unwürdige Qualen erduldend!
Dass sein letztes Geröchel zum Rachaufrufe nicht werde.
Götter vernehmen den Ruf des Grausam-Erwürgten; sie lieben
Nicht der Menschen Geschlechter allein, dem Thiere, das harmlos
Lebet im Wald' und sterbend den Herrn der Erde bereichert,
Gönnen sie gern auch, weil es athmet, ein fröhliches Daseyn.
Muss es bluten; so wünscht der Erbarmung ewige Güte
Abzukürzen die Pein, zu beflügeln das grause Verhängniss."

Doch genug von Andern, und zurück zu unserm Prediger. Sein Büchlein bezeugt im Ganzen wohlgemeintes Nachdenken und fleissiges Nachlesen über seinen Gegenstand. Besonders hat er in dem 3ten Abschnitte von den *Ursachen der Thierquälerey* viel

Digitized by Google

Lesens- und Beherzigungswerthes mitgetheilt. Aber *wie* hat der Herr Magister geschrieben? Es thut dem Rec. wahrlich leid, anzeigen zu müssen, dass er lange kein durch so viele Sprach- und Schreibfehler aller Art entstelltes Buch gelesen habe. Kein einziges Blatt, ja fast keine Seite dieser Schrift ist fehlerfrey. Dass des Verfs. Unbekanntschaft mit den wesentlichsten Forderungen unsrer Sprach-, Schreib- und Stylleh̃re grösser sey, als die Schuld des Setzers, mögen nur einige Beyspiele beurkunden: „Das Pferd muss leiden, *um* den dummen Stolz seines *Reuters willen.*" — „Die so sehr gemisshan*delnde* Geschöpfe." — „Zu menschlichern *Handlungen der Thiere stimmen.*" — „*Ein* grausames Be*handeln* eines reichen Bauers *gegen* einen seiner Ochsen." — „Soll ich *den* Floh das Leben schenken? — Sie finden *ein* Wohlgefallen *ein* Schauspiel mit *anzusehen*, wo*fur* die Menschheit ein Grauen hat." Da*fur* bewahren — Vorzug *fur andern*. Todt, gieng, Grallen, benachtbart, darzu, haussen, winzeln, Dr. Stäud*lein* u. dgl. Nebst andern Sprachlehren von *Hünerkoch*, *Kruse* u. a. müssen wir dem Verf. noch besonders das Schriftchen von *Moritz*: „*Vom Unterschiede des Dativs und Accusativs* etc." angelegentlich empfehlen.

Sittenlehre in Beyspielen für Bürger- und Landleute. Gesammelt und zum Druck (e) befördert von *Joh. Pet. Ludw. Snell*, Inspector und Pfarrer zu Dachsenhausen. Erster Theil. Dritte verb. Auflage. Frankfurt am Mayn bey Wilmans. 1807. XII. u. 276 S. 8. 2ter Th. Zweyte verb. Aufl. Ebendas. VIII. u. 272 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg. dieser brauchbaren Beispielsammlung, welchen Rec. noch mehr wegen seines „*Neuen Katechismus der christlichen Lehre*" (4te verb. Ausg. Giessen 1805.) und des „*practisch-catechetischen Handbuchs*" daruber, (in 2 Bänden das. 1799. u. 1802.) schätzen muss, kann sich der neuen Auflage jenes Sittenbuchs mit Recht freuen. Denn es kann allerdings, sowohl den Lesern, für die es zunächst bestimmt ist, als andern Belehrung, Trost und Erbauung gewähren. Für den bequemeren Lehrgebrauch neben dem genannten Katechismus und dem Handbuche des Verfs., in welchem bisweilen auf die Beyspiele verwiesen wurde, hat Rec. nur — wo nicht gleichförmige Zusammenstellung, doch eine systematische Uebersicht vermisst. Eben dadurch hätte der Verf. auch wohl am leichtesten auf allzu viel Aehnliches, ja fast Gleiches in einigen Erzählungen von besseren Juden, Macht des Gewissens, Ehrlichkeit und Gottvertraun aufmerksam gemacht werden können. Zu zweckdienlicher Benutzung der meisten Erzählungen pflegte Rec. seinen Confirmanden erst nur die Ueberschriften anzukündigen; die Geschichte selbst aber nicht eher mitzutheilen, als nachdem ein Hörlustiger den §. des Katechismus gefunden und angezeigt hatte, zu dessen Erläuterung oder Bekräftigung sie dienen kann. Uebrigens hätte er in einer *dritten* und *zweyten* Auflage dieses ziemlich saubern und wohlfeilen Werkes Nachlässigkeiten des Ausdrucks und der Schreibart, wie: sein *b*ischen Lesen; „zerissne Lumpen;" an diesem Blut; im Wirthshaus; — *mögte*, gieng, fieng, wogegen doch richtiger empfing steht, Geitz, Kreutzer, *Allmosen*, das *meinige*, von *neuem*, Schüpe, *liederlich* u. dgl. lieber vermissen als anstreichen und in Erinnerung bringen mögen.

GESCHICHTSERZÄHLUNGEN FÜR DIE JUGEND.

Erzählungen aus der *Geschichte der Römer* unter den Kaisern, für Kinder, zur Vorbereitung auf den Unterricht derselben in reiferm Alter, herausgegeben von *C. F. Heusinger.* Coburg 1806. bey Ahl. 294 S. 8. ( )

Dass man der zarteren Jugend noch nicht eigentliche Geschichte vortragen, sondern nur Erzählungen aus der Geschichte mittheilen solle; damit sie durch diese Vorkenntnisse Sinn und Empfänglichkeit fur künftiges Geschichtsstudium gewinne, darüber haben unsre Lehrmeister entschieden. Ihren Urtheilen entspricht die Vorrede zu diesem Erzählungsbuche, dessen Herausg. sich deutschen Jugendlehrern und ihren Schülern bereits durch zweckmässige Bearbeitung einer zeitfolgig geordneten „*Neuen Auswahl von Anecdoten und Characterzeichnungen berühmter Männer und Frauen aus dem 18ten Jahrhunderte* (Hildburgshausen 1805.) gnüglich empfohlen hat. Seine Mittheilungen aus der römischen Geschichte reichen in diesem Bändchen von *Octavianus* Augustus und seinem Zeitalter bis auf *Trajanus* und seine römischen Zeitgenossen. Die vermischten, geschichtlichen, besonders biographischen, sowohl als geographischen, mythologischen und andern antiquarischen Anmerkungen und Notizen, welche von S. 193. bis zum Ende folgen, sollen (und können) manchen minder belesenen und bücherreichen Lehrern und Erziehern, bey Unterhaltungen über die Erzählungen zu Hülfe kommen: auch dieses Lesebuch der reifern Jugend in gelehrten Schulen brauchbar machen.

Die, vom Herausg. der Bestimmung seines Buches angepasste Darstellungsart schien uns der geschichtlichen Treue sehr wenig, vielleicht gar keinen wesentlichen, Eintrag zu thun. In der ziemlich fliessenden und reinen Schreibart musste Rec. nur noch an manchen kleineren Fehlern und Ungleichheiten, wie: Hacken (uncus) und dagegen „nakt, Plaz, Schaz, Siz, nüzlich, nuzbar u. dgl. — doch auch häuslich und beweisst, Obelisk-Spizsäule, Wutrich, verliehrt, ubelgeartes Familienmitglied u. s. f. Anstoss nehmen.

Dem zweyten Bändchen, welches die Geschichte der übrigen römischen Kaiser (und ihrer Zeit- und Vaterlandsgenossen) nicht „die *ganze* Geschichte der römischen Kayser" umfassen soll, gedenkt der Herausgeber ein Register beyzufügen, wodurch allerdings die Brauchbarkeit des Ganzen erhöht werden könnte. Die fortlaufenden „*Bemerkungen*" oder vielmehr erläuternden *Anmerkungen* und Zusätze (von denen wohl einige, zumal vom Anfange kürzer seyn möchten), sollen dann zusammen vorläufige Bekanntschaft mit allen wissenswürdigen Gegenständen der Alterthümer, der Geographie und der Geschichte des bearbeiteten Zeitraums verschaffen. Möge der Abfasser viel Musse zur Vollendung, und der sorgsame Verleger genug Käufer dieses nützlichen Werkchens finden!

Kurze Anzeigen.

Geschichte der Bibelerklärung. D. *Jo. Georg. Rosenmulleri* Theol. Prof. Prim. in Acad. Lips. *Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana. Pars tertia*, continens Periodum II. ab Origene ad Jo. Chrysostomum et Cypriano ad Augustinum. Leipzig, bey Fleischer dem jüng. 1807. VIII. und 613 S. in 8. (2 Thlr.)

Die beyden ersten Bände sind in den Jahren 1795 und 1798 zu Hildburghausen herausgekommen. Bekanntlich sind es die schätzbaren einzeln erschienenen Programme des ehrwürdigen Vf., welche man hier gesammelt erhält. Aber alles, was die akademische Veranlassung derselben anging, ist nun weggeblieben, und so alles mehr in ein Ganzes verarbeitet, das in zwey Abschnitte, von den griech. Auslegern seit Origenes bis Chrysost., und von den latein. Auslegern seit den Zeiten nach Cyprian bis Augustin, getheilt ist. Wir dürfen übrigens nicht erst erinnern, dass die lichtvolle Darstellung der Eigenheiten eines jeden der aufgestellten Interpreten, die Aufführung hinlänglicher Beweise aus ihren Schriften selbst, durch welche ohne zu grosse Weitläufigkeit und Ueberladung ihr exegetischer Charakter kennbar gemacht wird, die Vermeidung des Ueberflüssigen und blosse Berührung des allgemein Bekannten, die gelegentliche Bemerkung mancher für die Dogmengeschichte und die Geschichte der Moral erheblichen Gegenstände, die richtige und fassliche Beurtheilung des Charakters und Werths auch derjenigen Kirchenväter, die ein grosses Ansehen erlangt haben, die Zusammenfassung der Resultate jedes Abschnitts, eine eben so leichte als lehrreiche Uebersicht des Gangs der Bibelerklärung in diesem Zeitalter, mit den Ursachen und Modificationen desselben geben. Dem Origenes ist gleich im Eingange dieses Bandes der meiste Platz eingeräumt, und sein exeget. Werth gehörig gewürdigt. Am Schlusse des ersten Abschn. wird erinnert, dass die Griechen nach Origenes, wenige ausgenommen, keine Fortschritte in der Auslegungskunst gemacht haben aus Unkunde der hebr. Sprache, Vorurtheil für das Alterthum, Achtung der Synodalexegese u. s. f. Am Ende der ganzen Geschichte S. 595. ff. sind noch einige Bemerkungen beygefügt, aus welchen man den Schluss ziehen kann, ob die Religionslehre in diesem Zeitalter durch die Lehrer mehr aufgehellt und bestätigt oder verdunkelt und verderbt worden sey, wo besonders über Augustinus ein gerechtes Urtheil ergeht. Wir hoffen und wünschen die lange Fortsetzung dieser Darstellungen. Die nächsten Zeitalter werden freylich keine reiche Ausbeute gewähren.

Gelegenheitsrede. Begräbnissrede bey dem am 15ten Jul. 1807 in der Kirche zu Stollberg gefeyerten Leichenbegängniss *Johann Samuel Bochmanns*, gewesenen Pachters und Einwohners in Niederdorf bey Stollberg, welcher am 9ten dieses Mon. von einem Sträflinge, den er nach dem Zuchthause zu Zwickau fahren musste, in der Nähe des Gräfl. Solms-Wildenfels. Ortes Reinsdorf bey Zwickau, dergestalt durch jähligen Ueberfall am Kopfe verwundet wurde, dass sein Tod lediglich als eine Wirkung der grausamen Behandlung, durch die sich jener Mörder seine beabsichtigte Flucht möglich machte, am 13ten des ged. Mon, früh um 3 Uhr erfolgte, gehalten, über Ps. 10, 8-18. und Ebr. 12, 11-14. von *Immanuel Klotz*, Djakon. zu Stollberg im Erzgebirge. — Schneeberg, bey Fulda und dem Verfasser. 8. 31 S. (1 gr. 3 pf.)

Der Leser findet hier Titel und Vorbericht in eins verschmolzen; er darf indessen nicht fürchten, in dem Ganzen viel ähnliche Verstösse gegen den Geschmack zu finden. Der Verf. leitet die Zuhörer nach der Stelle des Ps. an, den ganzen schrecklichen Vorfall im Lichte der göttlichen Regierung zu betrachten, und sich nach Ebr. 12. zu überzeugen, diese schmerzliche Züchtigung sey *doch Gewinn*, dem *Ermordeten*, seinen *Hinterlassenen*, und allen *theilnehmenden Menschenfreunden*. In der That echtchristliche Gesinnungen und Ansichten, mit Recht vom Religionslehrer empfohlen, und nicht ungeschickt vom Redner dargestellt. Der Ueberschuss des Ertrags vom Verkaufe ist für die, dem Verf. sehr am Herzen liegende Industrie- und Armenschule seines ohnedem verarmten Wohnortes bestimmt, welche eben erst in den letzten bedrängtesten Jahren des Erzgebirges durch stille Beyträge edler Menschenfreunde gestiftet und erhalten ward, wobey sich der Verf., wie wir wissen, ganz vorzüglich verdient gemacht hat. — Wie werth wäre es doch die Sch ift und ihr Zweck, dass jeder Leser dieser Anzeige den ihm abgeforderten kleinen Beytrag willig steuerte. Gern würde ihn die Expedition dieser Blätter annehmen und genau befördern.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

100. *Stück, den 7. August* 1807.

ALLGEMEINE STAATSKUNDE.

Leitfaden zu einer allgemeinen Statistik, mit Hinweisung auf wahre und gründliche Staatskunde. Von *Gregor Schöpf*, aus dem aufgelösten Kloster St. Stephan in Würzburg. *Nürnberg*, bey Grattenauer. 1807. VIII. u. 110 S. gr. 8. (12 gr.)

Die systematische Grundlage einer allgemeinen, das heisst, nach allen Rücksichten auf einen jeden Staat anwendbaren Statistik, war der Zweck, den der Vf. der angezeigten Schrift vor Augen hatte, obgleich er selbst gesteht, dass eine richtige Staatskunde, theils wegen mangelnder Nachrichten, theils auch wegen der eingeschränkten Freyheit zu schreiben nicht immer möglich sey. Es ist aber etwas befremdend, dass wir bey einem Schriftsteller, der uns den wahren Geist der Statistik bekannt zu machen gedenkt, nicht einmal eine richtige Erklärung dieser Wissenschaft antreffen. Die Statistik soll (S. 1.) die bürgerlichen Gesellschaften, die wir Staaten nennen, zum Hauptgegenstande haben. Welches wären denn also ihre Nebengegenstände? und wer vermag es wohl, nach diesem schwankenden Begriff die Grenzen der Statistik zu beurtheilen? Nach der Meynung des Rec. ist die Statistik eine Wissenschaft von den verschiedenen Modificationen der Staaten nach ihrer innern Verfassung und ihren äusserlichen Verhältnissen. Beschränkt man sich bey der Entwickelung und Betrachtung jener Modificationen auf einen bestimmten einzelnen Staat, so erhalten wir *die specielle* oder *historische Staatskunde*, im entgegengesetzten Fall, *die allgemeine Statistik*. — Auf den Begriff lässt der Verf. eine sehr mangelhafte Uebersicht der Geschichte unserer Wissenschaft folgen, und berührt bey der Gelegenheit auch einige Puncte der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften (§. 2.) stellt aber Behauptungen auf, die sich gar nicht vertheidigen lassen, z. B. dass die Rechtswissenschaft in den Zeiten des Faustrechts gar nicht gelehrt und getrieben worden seyn soll. In 61. Paragraphen wird hierauf mit besserm Glück und unverkennbarem Scharfsinn der Hauptgegenstand des Verf. bearbeitet. Er theilt die allgemeine Statistik in drey Abschnitte (§. 9.), deren erster sich mit der Betrachtung der Masse der Staatskräfte, der andere mit der Vereinigung dieser Kräfte oder Staatsverfassung und der dritte mit der Art der Anwendung oder des Gebrauchs derselben, das heisst, mit der Staatsverwaltung beschäftigt. Der erste Abschnitt zerfällt wieder in drey Unterabtheilungen, weil zu der Grundmacht oder der Totalmasse der Kräfte des Staats 1) Menschen 2) Land und 3) Geld gehören (§. 10.). Die Menschen oder das Volk werden nach ihrer Zahl (*Quantität*) und Eigenschaften (*Qualität*) betrachtet (§. 11. u. 12. S. 18—23.). Bey dem Lande handelt der Verf. von der natürlichen Beschaffenheit desselben, Eintheilung, Cultur und Bevölkerung (§. 14—19. S. 23—35.) und schliesst diesen Abschnitt mit einigen Anmerkungen vom Gelde (§. 20—23. S. 36—39.), die jedoch ihren in statistischer Hinsicht so wichtigen Gegenstand bey weitem nicht erschöpfen. Die wichtige Lehre von der Staatsverfassung und der Verschiedenheit derselben wird in dem zweyten Abschnitt (S. 39—57. S. 24—41.) abgehandelt, scheint aber Rec. das mittelmässigste Stück in der ganzen Arbeit des Verf. zu seyn. Man lese nur, um sich von der Wahrheit dieses Urtheils zu überzeugen, die fehlerhaften Erklärungen der unumschränkten Regierungsgewalt und des Despotismus (S. 44.), der Capitulation, der Reichs- und Landstände (S. 49—50.) u. s. w. Ungleich besser ist der dritte Abschnitt von der Staatsverwaltung gerathen, wo der Verf. zuerst den Zweck der Regierung, dann, die Mittel, deren sie sich zur Erreichung desselben bedient, endlich, die Direction oder öffentlichen Angelegenheiten betrachtet (§. 42—70. S. 57—100.). Bey dem Zweck der Regierung wird das positive von dem negativen Glück des Bürgers unterschieden, und jenes in der Sicherheit und Leistung des nöthigen Schutzes, dieses in der Beförderung der Aufklärung durch Religion und öffentlichen Unterricht, der Bevölkerung, Bereicherung, Wohlthätigkeit und Bequemlichkeit gesucht (S. 58 u. f.). Etwas unbefriedigend ist der Abschnitt von der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege (S. 80—83.) ausgefallen, dagegen verdienen die Ideen des Verf. von der Verwal-

Digitized by Google

tung der Polizei, die er in allgemeine Sicherungspolizey, Eigenthums- Medicinal- Aufklärungs- Religions- Industrie- und Gewerbs-Polizey eintheilt (S. 83—94), alle Aufmerksamkeit. Zu den Mitteln, deren Anwendung den Staatszweck befördern soll, rechnet der Verf. die Staatseinnahme und die Staatsausgaben. In Rücksicht der Auflagen wird (§. 62. S. 94—97.) der eben so scharfsinnige als richtige Grundsatz aufgestellt, dass die Bürger immer zu viel beytragen, wenn die Erreichung des höchsten Staatszweckes, durch ihre Abgaben, nicht einem jeden erleichtert wird. Bey den Staatsausgaben (§. 63. S. 97—99) rechnet der Verf. die an noch dienstfähige Personen verliehenen Pensionen mit Recht zu den überflüssigen Ausgaben, und fügt zum Beschluss dieser Betrachtung noch einige Bemerkungen von den Staatsschulden (S. 100—103.) hinzu. Was endlich die Direction oder Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betrifft: so wird es dem Statistiker (§. 66. S. 103—105.) zur Pflicht gemacht, sich nicht allein mit den angeordneten Collegien, sondern auch mit der Person des Regenten und denjenigen, die das Heft der Regierung in den Händen haben, bekannt zu machen. Was der Verf. am Ende seines Werks von den äusserlichen Verhältnissen der Staaten, den wesentlichen Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts, oder den Forderungen die ein Staat zu jeder Zeit an den andern thun kann, desgleichen von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gesagt hat (105—110.), gewährt zwar einige neue Ansichten, ist aber doch im Ganzen unvollständig. Der Styl ist übrigens selten correct, und wird hin und wieder durch die Einmischung fremder Wörter z. B. agiren, fixiren u. s. w. verunstaltet.

STAATEN- UND LANDERKUNDE.

Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern aus ächten Quellen geschöpft. Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde von *Joseph Hazzi*, königl. Baierischem General-Landesdirectionsrath in München. Vierter Band. Zweyte Abtheilung. Nürnberg, bey Stein. 1807. 284 S. in 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Derselbe mühsame Fleiss, dieselbe Genauigkeit, dieselbe Reichhaltigkeit, die Rec. in den früher erschienenen Theilen dieses wichtigen Werks bemerkt und gerühmt hat, wird auch der vor uns liegenden neuen Abtheilung desselben den Beyfall jedes Unbefangenen versichern. Wir begnügen uns daher, blos die Ortschaften, die der Verf. in dem gegenwärtigen Theil beschrieben hat, anzuzeigen, und die denkwürdigsten statistischen Angaben auszuheben. *Gericht Natternberg* (S. 1—21.). Flächenraum, 3½ Quadratmeilen; Volksmenge, 3440 männliche, und 3604 weibliche Seelen, die in 1165 Häusern wohnen. Die durchaus hölzernen, mit Stroh gedeckten Wohnungen machen einen unangenehmen Eindruck. Bey einem gänzlichen Mangel an öffentlichen Anstalten und Ermunterungen zur Betriebsamkeit, blüht hier dennoch der Ackerbau, so dass der Bauer seiner Tochter 1000 bis 2000 fl. Heyrathsgut mitgibt, und ein mittelmässiges Gut 3000 bis 6000 fl. kostet. *Landgericht Straubing* (S. 21—26.). Es enthält auf beynahe 7 Quadratmeilen 5978 männliche und 6300 weibliche Einwohner in 1240 Häusern. *Landgericht Leonsberg* (S. 26—24.). Zählt in 375 Häusern 418 Feuerstellen. *Rentkastenamt Straubing* (S. 35—50.). Von den Landleuten dieser Gegend wird der aus ihrem Wohlstande herrührende allgemeine Hang zum Grosthun und Prahlen, und ihr Luxus in der Kleidung, in Pferden, und im Hochspielen getadelt. Die Eitelkeit der Bauern, mit 4 bis 6 schönen Rappen zu fahren, wird zur Beförderung der Pferdezucht, bey dem übrigens vernachlässigten Viehstande, wohlthätig. Die Heyrathsguter steigen bis auf 2000 bis 6000 fl. und ein Hof kostet 10000 bis 12000 fl. *Gericht Leonsberg* (S. 50—58.) enthält auf ¾ Quadratmeilen 964 männliche und 1029 weibliche Einwohner, die keine Spur von dem Uebermuth ihrer reichen Nachbarn zeigen. *Stadt Straubing.* Sie war schon als ein römisches castrum unter dem Namen Seruiodurum Augustum vorhanden, und erhielt 1208 die Stadtgerechtigkeit. Gegenwärtig zählt sie 652 Häuser und 5423 Einwohner. Die Einnahme der Stadt beträgt 31755 fl. 21 kr. die Ausgabe 25337 fl. 26 kr. In dem hiesigen 1349 von dem Landgrafen Johann von Leuchtenberg gestifteten Carmeliten-Kloster leben 30 bis 40 Mönche die in Straubing die Hauptrolle spielen, sich in alle Familienverhältnisse mischen und ihrer Reichthümer ungeachtet, die ganze umliegende Gegend abbetteln (S. 58—73.). *Gericht Haidau und Pfatter* (S. 73—91.). Enthält auf etwas mehr als 6 Quadratmeilen 4828 männliche und 4495 weibliche Einwohner. In dieser Gegend herrscht der sonderbare Gebrauch, dass nicht der Bräutigam sondern die Kränzeljungfrau oder sogenannte Naschl, in der Hochzeitnacht bey der Braut schlafen darf. *Herrschaft Sinching* (S. 91—95.) mit 1345 männlichen und 1437 weiblichen Einwohnern auf 2¼ Quadratmeilen. *Regensburg* (S. 96—97.), hat in 1087 bürgerlichen, und 200 andern Häusern eine Volksmenge von 22000 Seelen. *Landgericht Stadt am Hof* (S. 97—117.) begreift 2 Quadratmeilen mit 3116 männl. und 3492 weiblichen Einwohnern. Die Stadt ist wohlgebaut, und treibt auf der Donau einen beträchtlichen Handel nach Wien mit Holz, Getreide und Bier. *Landgericht Abbach* (S. 117—135.). Auf weniger als einer Quadratmeile wohnen 470 männl. und 526 weibl. Seelen. *Landgericht Kelheim* (S. 132—193) soll von den Kelten zuerst bevölkert worden seyn, und enthält auf 8 Quadratmeilen 7337 männl. und 8080 weibliche Bewohner. In dem grossen 50000 Tagwerke betragenden Kelheimer Walde hat der verdienstvolle Verf. in mehr als 100 neuerbauten Häusern auf einem Flächenraum von 150 Tagwerken, wo das Holz grösstentheils niedergebrannt war, eine

zahlreiche Kolonie angesiedelt der die Regierung zu ihrem Anbau und ganzen Einrichtung weiter nichts als das freye Eigenthum der angewiesenen Ländereyen geschenkt hat (S. 167 — 168.). Zu Hausen findet man guten feuerfesten Thon zu Schmelztiegeln. *Gericht Riedenburg* (S. 193 — 218.), zählt auf 7 Quadratmeilen 3626 männl. und 3743 weibl. Einwohner, die grösstentheils arm sind; so, dass der Preis eines Landguts sich nur auf einige hundert Gulden und der Betrag der Heyrathsguter auf 50 bis 100 Gulden beläuft. *Gericht Diethfurt* (S. 219 — 228.) enthält keine volle Quadratmeile mit 770 männl. und 858 weibl. Bewohnern. *Gericht Altmanstein* (S. 228 — 245.) hat 1125 männl. und 1145 weibl. Einwohner auf 1½ Quadratmeilen. *Gericht Neustadt* (S. 245 — 264.) umfasst nicht volle 2 Quadratmeilen mit 1163 männl. und 1327 weibl. Bewohnern, die in äusserst schmutzigen Dörfern ein armseliges Leben führen. Das Städtchen Neustadt an der Donau ist, einige Brauereyen und Wollenweberstuhle abgerechnet, ganz nahrungslos. *Gericht Abensberg* (S. 264 — 294.) hat auf etwas mehr als 2 Quadratmeilen 2520 männl. und 2752 weibl. Bewohner in 1040 zwar grösstentheils von Holz aber doch gut gebauten Häusern. Männer und Weiber sind gross, wohlgebildet und zum Theil sehr schön, munter, kühn, gefühlvoll und gutmüthig. Die Schulen, welchen gewöhnlich ein Weber oder Schuster vorsteht, sind schlecht bestellt. Dennoch herrscht in dem Städchen Abensberg die Gewohnheit, dass die Aeltern ihre Kinder gern studiren lassen, und viele Abensberger zeichnen sich im Felde der Wissenschaften vortheilhaft aus; auch der berühmte Johann Thurnmayer oder Aventinus war aus diesem Ort geburtig.

Abriss der Statistik und der Staatenkunde, nebst Fragmenten zur Geschichte derselben, von *August Niemann*. Mit einer statistischen Tafel. Altona, b. Hammerich. 1807. XIV. u. 256 S. in 8. (20 gr.)

Es wäre zu wünschen, dass alle Schriftsteller bey ihren literarischen Arbeiten und bey der Anzeige der Entstehung derselben so gewissenhaft zu Werke gingen, wie der schon aus seiner: *Sammlung für die Forstgeographie* vortheilhaft bekannte Verf. des angezeigten Buchs. Seine statistischen Vorträge veranlassten ihn, erst eine allgemeine Vorbereitung zu dieser Wissenschaft, und weiterhin die Skizze einer vergleichenden Staatenkunde zu entwerfen. Jene, die eigentliche Statistik, macht den ersten Theil, diese oder die eigentliche Staatenkunde, die er von der Statistik unterscheidet den zweyten Haupttheil seines Werks aus. Nach seinem Begriff beschreibt die Staatenkunde die Staatsverbindung, wie sie ist, nach ihrem wirklichen Zustande, und zwar zuerst die Gewalt und Ordnung, welche sie zusammen hält (S. 2.) oder den Staat im eigentlichsten Sinne; und demnächst die unter demselben vereinigte Gesellschaft, die Nation. Die Statistik hingegen ist ihm (S. 8 — 9.) ein Inbegriff der Regeln für die Sammlung und Benutzung des Stofs der Staatenkunde, kurz, die Theorie der Staatenkunde, deren praktischer Theil jene allgemeine Regeln auf die Kunde irgend eines namhaften Staats richtig anwenden lehrt. Rec. überlässt die Würdigung dieser Begriffe, und besonders die Beurtheilung der innern Möglichkeit *des praktischen Theils einer Theorie* jedem unbefangenen Denker. In dem Abriss der eigentlichen Statistik beginnt der Verf. mit einer Einleitung, in welcher die erste Ansicht und ein Ueberblick der ganzen in acht Abschnitte zerfallenden Wissenschaft geliefert wird (S. 1 — 12.). Der *erste Abschnitt* bestimmt den Gesichtspunkt, die Aufgabe und Bestandtheile der Staatenkunde und den Begriff der Staatsmerkwürdigkeiten (S. 13 — 29.). In dem *zweyten Abschnitt* wird von dem Lehrgebiet, und der Grenzberichtigung mit verwandten und Hulfswissenschaften gehandelt (S. 30 — 45.). Hier gibt sich der Vf. besonders viel Mühe, die Grenzscheidung zwischen Staatenkunde und Staatengeschichte genau fest zu setzen (S. 33. u. f.). Vielleicht liesse sich diese Grenzbestimmung mit zwey Worten angeben, wenn man die Darstellung der gleichzeitigen Modificationen der einzelnen Staaten zum wesentlichen Vorwurf der Staatenkunde, und die Darstellung der in der Zeitfolge abwechselnden Modificationen der Staaten zum Gegenstande der Staatengeschichte machte. *Dritter Abschnitt.* Quellen der Staatenkunde, Sammlung statistischer Nachrichten (S. 46 — 59.). Bey den Urkunden vermissen wir die Friedensschlüsse und Bündnisse, die doch oft wichtige statistische Quellen darbieten. Man erinnere sich z. B. des Münsterschen Friedens zwischen Spanien und den Vereinigten Niederlanden vom Jahr 1648. *Vierter Abschnitt.* Brauchbarkeit und zweckmässiger Gebrauch der Thatsachen (S. 60 — 80.). Ganz richtig fordert der Verf. die möglichste Neuheit als eine wesentliche Eigenschaft von statistisch brauchbaren Materialien; die Regeln aber, die er vom Gebrauch derselben aufstellt, scheinen theils zu gekünstelt; theils auch etwas dunkel zu seyn. *Fünfter Abschnitt.* Statistische Darstellung (S. 81 — 89.). *Sechster Abschnitt. Lehrvortrag und Studium* (S. 90 — 99.). Mit vielem Scharfsinn entwickelt hier der Verf. die Vorzüge der vergleichenden Methode (S. 94. u. f.). Rec., der selbst in einem Zeitraum von 26 Jahren die Statistik gelehrt hat, glaubt aber aus Erfahrung versichern zu können, dass jene Methode nur zur Erläuterung der voranzuschickenden allgemeinen Grundsätze brauchbar, in Rücksicht der einzelnen Staaten aber die Betrachtung eines jeden für sich selbst und nach der Ordnung ihrer Wichtigkeit in dem politischen System von Europa zweckmässiger sey. *Siebenter Abschnitt.* Geschichte der Staatenkunde und der Statistik (S. 100 — 142.). Jene hat den allmähligen Anwachs der Materialien, diese ihre systematische Behandlung, die Ausbildung der Form, zum Gegenstande. Nach des Verf. ganz richtiger Ansicht zerfällt die Geschichte der Staatenkunde in drey Zeiträume. Der erste Zeitraum beginnt mit

Digitized by Google

Franz Sansovino's 1578 zu Venedig erschienenen statistischen Werk; der zweyte mit *Hermann Conring's* seit 1660 zu Helmstädt gehaltenen Vorlesungen über die Kunde der europäischen Staaten, der dritte endlich mit *Achenwall's* und *Busching's* fast gleichzeitigen Bemuhungen und Verdiensten um eine nützliche Reform der Staatenkunde. *Achter Abschnitt.* Grundriss der Staatenkunde (S. 143—144.) die in zwey Haupttheile, die statistische Landeskunde und die Staatskunde, und diese wieder, nachdem sie sich entweder mit dem Staat selbst, oder mit der Gesellschaft im Staat (richtiger: mit den Menschen die in der bürgerlichen Gesellschaft leben) beschäftigt, in die eigentliche Staatskunde und in die Nationalkunde eingetheilt wird. Auf diese Einleitung in die Statistik lässt der Verf. sehr schätzbare Fragmente zur Geschichte der Staatenkunde und der statistischen Literatur folgen (S. 154—186.). Den dritten vorhin bemerkten Zeitraum theilt er wieder in drey Abschnitte, deren erster von *Achenwall* und *Busching* bis auf *Schlozer* und *Adam Smith* (1746 bis 1775), der zweyte von 1775 und 1776 (in welchem Jahr *Smith's Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations* zum erstenmal erschien) bis auf John *Sinclair* und *Ebeling* (1780), der dritte von *Sinclair's* statistischen Fragen an die Schottische Geistlichkeit über den innern Zustand ihrer Kirchspiele bis auf die neueste Zeit sich erstreckt (S. 156—186.). Es beschränken sich übrigens diese Beyträge auf eine nicht immer ganz befriedigende Anzeige der erheblichsten in jedem Zeitraum sich auszeichnenden statistischen Schriften, Unternehmungen und Arbeiten, und nur selten lässt sich der Verf. auf eine Beurtheilung des Geistes und Werths derselben ein. Der zweyte Haupttheil des ganzen Werks, oder der Abriss der Staatenkunde (S. 187—256.), beginnt mit der statistischen Landeskunde, die in drey Abtheilungen, nemlich in die historische, (S. 186.), geographische (S. 190—192.) und physische (S. 192—196.) Darstellung des Staatsgebiets zerfällt. Zur letztern wird die physische Flächenkunde, die Witterungskunde oder statistische Meteorologie, die Productenkunde, und die physische Volkskunde gerechnet. Ueberall sind die wichtigsten und in jedem Abschnitt der Landeskunde als musterhaft zu betrachtenden Schriftsteller angeführt, und das Ganze zeichnet sich durch Ordnung, zweckmässige Kürze und viele neue Ansichten aus. Eben so fleissig, und mit steter Einschaltung der nöthigen Literatur, hat der Verf. die Hauptmomente der eigentlichen Staatskunde, die er wieder in drey Abschnitte eintheilt, abgehandelt. In der ersten Unterabtheilung wird die Verfassungskunde (S. 197—200.), in der zweyten die Regierungskunde (S. 200—221.), und in der dritten die politische Staatskunde (S. 222.) oder die allgemeine Uebersicht der auswärtigen Verhältnisse dargestellt. Auch die oben bereits erwähnte Nationalkunde ist nicht vergessen, und ihre wichtigsten Gegenstände sind unter zwey Unterabtheilungen gebracht worden, deren erste die Nationalwirthschaftskunde oder Darstellung des Zustandes der Landescultur, der Hauptgewerbe und des zeitlichen Vermögens der verschiedenen Volksclassen (S. 222—232.), und die andere die Sitten- und Bildungskunde (S. 232—240.) in sich begreift. Den Beschluss des ganzen Werks macht ein sehr reichhaltiger, und durch grösstentheils treffende Urtheile sich auszeichnender Ueberblick der zur besondern Kunde einzelner Staaten dienenden Quellen und Nachrichten mit Hinweisung auf die historischen Fragmente (S. 241—256.). — Die beygefügte Tabelle enthält in einer kurzen aber dennoch vollständigen Uebersicht die Zusammenstellung und Anordnung des ganzen Lehrgebäudes der statistischen Landeskunde und eigentlichen Staatskunde.

Statistik von Mähren. Bearbeitet von *Joseph Hazzi*, Landesdirectionsrath in München. Mit einer Karte und Tabelle. Nürnberg bey Stein (1807) 59 S. 8. (8 gr.).

Aus der Vorrede, die: Wien, den 20. Decemb. unterschrieben ist, sieht man, dass der rühmlich bekannte Verf. sich während des letzten Oesterreichisch-Französischen Krieges eine Zeitlang in Mähren aufgehalten, und daselbst Gelegenheit gefunden hat, seine schon früher gesammelten statistischen Materialien von dieser Provinz beträchtlich zu vermehren, und in den wenigen Stunden der Ruhe zu einem wissenschaftlichen Ganzen zu ordnen. Wir wollen die Rubriken der lesenswerthen Schrift anführen, und einige der merkwürdigsten Denkwürdigkeiten ausheben. I. *Geschichte des Landes* (S. 1—3.), ist etwas zu kurz und zu mager ausgefallen. II. *Geographie* (S. 3—8.) Mähren ist zur Hälfte Gebirgland, und das Schneegebirg, wo der Spieglitzer Schneeberg der höchste des Landes, sich 4280 Wiener Schuh über die Meeresfläche erhebt, das Saarer Gebirg, und die sogenannten weissen Berge, ein Theil der Karpathen, sind hier die beträchtlichsten Bergrücken. III. *Bewohner und Physiognomie des Landes* (S. 8—15). Die Walachen, Bewohner des Hradisch- und Prerauer-Kreises in den Gebirggegenden sind der schönste und arbeitsamste Menschenschlag; die Hanacken, benannt von dem Fluss Hanna die rohesten und trägsten Einwohner des Landes. Nach einer Zählung im Jahre 1791 enthielt Mähren 1,318753 Seelen, die in 189241 Häusern in 7 königlichen und 90 Mediatstädten, 170 Flecken und 3171 grösstentheils ausserordentlich schlecht gebauten Dörfern wohnen. Nur drey Städte, nämlich Brunn, Ollmütz und Iglau zählen über 10000 Einwohner. IV. *Landwirthschaft und Cultur* (S. 15—19). In der sogenannten Hanna, oder der Gegend von Wischau, Prostnitz, Kremsyr und Holeschau bis nach Lithau hin findet man den schönsten Weizenboden, der ohne Düngung und Brache das 15te und selbst das zwanzigste Korn trägt. V. *Viehstand* (S. 20. 21). Durch Einführung der spanischen Schaafzucht ist die

Digitized by Google

Wolle so veredelt worden, dass der Centner 300 Gulden gilt. VI. *Mineralien* (S. 21—26). Metalle, Urgebirgsarten und Gesundbrunnen (S. 26—30). Hier sind Alaunerde, Meerschaum und reine Talkerde, Steinkohlen, etwas Silber, Kupfer und Eisen, die vorzüglichsten Produkte. Unter den Urgebirgsarten ist Gneis die herrschende. Der Sauerbrunn zu Luchatschowitz bey Ungrischbrod im Hradischer Kreise ist dem Selterwasser ähnlich. VII. *Industrie* (S. 30—37). Leinweberey, die gegen 5000 Menschen beschäftigt, Tuch-, Rasch-, Casimir-, Flanell- und andere Manufacturen, sind die vorzüglichsten Gegenstände derselben. Der Handel ist, hauptsächlich wegen des Mangels an klingender Münze (S. 36 ff.) noch im Zustande grosser Mittelmässigkeit. VIII. *Politischer Character* (S. 37—46). Seitdem Kaiser Joseph II. die harte Leibeigenschaft in Mähren aufgehoben, ist jeder Unterthan seinem Herrn nur die Urbarialzinsen von Häusern und Feldern, Frohndienste und Zehenten schuldig. Von 70 Klöstern sind nur 34 übrig geblieben. Das Schulwesen ist, mit Ausnahme der von den reformirten Predigern errichteten Unterrichtsanstalten, sehr schlecht bestellt. Die von Joseph II. abgeschaffte Todesstrafe ist unter der jetzigen Regierung 1804 wieder eingeführt; jedoch auf vier Hauptverbrechen, nämlich: Hochverrath, Raubmord, Nachmachung der Bankozettel und qualificirte Brandstiftung, eingeschränkt worden. IX. *Militär* (S. 46—48). Sieben Infanterie- und zwey Cavallerie-Regimenter auch das dritte Artillerie-Regiment haben ihre Werbbezirke in Mähren. X. *Finanzen* (S. 48—54). Die Einkünfte der Landesherrschaft belaufen sich jährlich auf 3¼ Millionen Gulden; die der Landschaft auf 896024 fl. und die Schulden der letztern auf 34,052536 fl. XI. *Besondere Auffallenheiten* (S. 54—59). Dahin rechnet der Verf. die grossen meilenweiten unterirrdischen Höhlen unweit Brünn und Nikolsburg, und die Schlacht bey Austerlitz, die er als den Sieg für das Licht von Europa, als den Sieg der Civilisation über die Barbarey betrachtet.

Reisen durch einen Theil Deutschlands vorzüglich durch Sachsen, Thüringen, Schlesien etc. nebst freimüthigen Bemerkungen über Kultur, Sittlichkeit, Bildung, Regierungsverfassung etc. dieser Länder. Dritter und letzter Band. 178 S. 8. Hamburg und Mainz bey Vollmer.

Auch unter dem Titel:

Böhmen und Schlesien. Gemälde seiner jetzigen Lage, Kultur, Sitten u. s. w. Von einem freymüthigen Beobachter. (16 gr.)

Der Verf. scheint in diesem dritten Bande noch mehr als in den beyden ersten schon früher von uns angezeigten Theilen, den sentimentalen Ton in *Thummel's* Reise nach dem südlichen Frankreich nachahmen, und die Aufmerksamkeit seiner Leser durch malerische Darstellungen fesseln zu wollen. Unter den letztern sind ihm einige ziemlich gelungen; was aber das Sentimentale betrifft; so sind die Bilder, die seine Phantasie ihm darbietet, nicht mannichfaltig und reizend genug, noch die Sprache hinlänglich in seiner Gewalt, um ihm jenes trefliche Muster oder den guten *Sterne* erreichen zu lassen. Dem ungeachtet enthält sein Buch manche schätzbare Beyträge zur Länder- und Menschenkunde, von denen wir etwas zur Probe ausheben wollen. Von Prag, mit welcher Stadt der Verf. seine Reisegeschichte in diesem Bande anfängt, wird weiter nichts gesagt, als dass die verhältnissmässig geringe Volksmenge sich nur auf 90000 Seelen beläuft, und dass Handel, Kunstfleiss und Gewerbe hier überhaupt wenig blühen (S. 39). Bey Gelegenheit der gegründeten Klagen über das Unwesen der Betteley auf den Böhmischen Landstrassen hat der Verf. einige lesenswerthe Bemerkungen über die Bettler eingeschaltet (S. 40—48). Von der Hauptstadt Breslau wird im Ganzen zu wenig gesagt, doch sind dem Reisenden die nur etwas zu kurz gefassten Nachrichten von den vorzüglichsten Kunstwerken in verschiedenen Kirchen zu empfehlen (S. 84 ff.). Die barmherzigen Brüder nehmen in ihrer wohlthätigen Anstalt vor dem Ohlauischen Thore jährlich über 1000 hulflose Kranke auf, die sie, ohne dass auf Stand und Religion Rücksicht genommen wird, unentgeltlich und gewissenhaft pflegen (S. 90). Von etwas über 40 Betten, die in einem geräumigen und sehr rein und luftig gehaltenen Saale stehen, zieht jedes die Zinsen von 1000 Thlr. Capital; vermehrt sich die Zahl der Kranken über die der Betten: so wird ein Lager auf der Erde bereitet (S. 91). Bey Schweidnitz macht der Verf. die richtige Bemerkung, dass diese Stadt seit den Zeiten des 30jährigen Krieges ein denkwürdiges Beyspiel von erlittenen Kriegsdrangsalen aller Art aufstelle (S. 97 ff.). Leinwandhandel, der jedoch nicht so bedeutend, wie in verschiedenen andern Schlesischen Städten ist, Tuch-, Juften- und Ledermanufakturen (wo die schönen Handschuhe eine besondere Erwähnung verdient hätten) sind die wichtigsten Gewerbe der Stadt (S. 99 ff.). Die grosse und prachtvolle protestantische Kirche in Landshut wird wegen ihrer Bauart mit Recht gerühmt, zugleich aber der an den überladenen prächtigen Todtengewölben sichtbare verschwenderische Kaufmannsstolz getadelt (S. 103). Bey Schmiedeberg hat sich der Verf. wieder viel zu kurz gefasst und erwähnt gleichsam nur im Vorbeygehen der wichtigen Manufaktur der sogenannten Buntweber, die ausser der schönen buntgestreiften Leinwand auch seidene und baumwollene Zeuge verfertigen, und der wichtigen Leinen-Damast-Webereyen (S. 109). Desto unterhaltender ist die Beschreibung der Schneekoppe und ihrer nächsten Umgebungen (S. 109—126). Der berühmte Badeort Warmbrunn ist, die Probstey und die Brunnengebäude ausgenommen, grösstentheils schlecht gebaut; wofür der Reisende durch

Digitized by Google

zahllose Naturschönheiten, besonders an dem Zackenfluss, reichlich entschädigt wird (S. 130 ff.) Von dem in so vielen Hinsichten merkwürdigen Hirschberg, dessen Wichtigkeit der Verf. übrigens selbst anerkennt (S. 139 ff.) lässt er uns nichts als allgemein bekannte Dinge lesen, weil ein Brief seiner Gattin ihn verstimmt, und mit einem fürchterlichen Heimweh erfüllt hatte. Dasselbe war bey Löwenberg (S. 147) der Fall, aber dafür wird von Bunzlau etwas mehr gesagt, und ausser dem bekannten grossen Topf, das Kunstwerk des Tischlermeisters Jacob, ein die Leidengeschichte Jesu in beweglichen Figuren darstellendes Uhrwerk, welches mit einem zwischen den einzelnen Scenen verschiedene Melodien spielenden Glockenspiel verbunden ist, gerühmt (S. 158 ff.), auch von dem berühmtesten Bunzlauer, dem Dichter Martin Opitz einige ganz gute biographische Notizen mitgetheilt (S. 159—161). In Sagan (S. 169.) beschäftigt die Tuchweberey und der Tuchhandel 1600 Menschen, und von Crossen wird bey einem übrigens öden Wege, dennoch die reizende Gegend (S. 174.) gepriesen.

Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde; von *Johann Christian Gädicke*, Herzogl. Sachsen-Weimarischem Commissionsrathe. *Berlin* 1806. *Gädicke* XX. u. 662 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Eigne Erfahrung belehrte den Verf., dass er viele Nachfragen wissbegieriger Fremden nach diesem oder jenem einzelnen Gegenstande in Berlin aus den bereits vorhandenen wenn gleich zum Theil trefflichen Beschreibungen dieser Stadt, entweder gar nicht, oder doch erst nach mühsamem Aufsuchen unter mehrern Rubriken zu beantworten vermochte. Auch machte er die Bemerkung, dass der Fragende sehr selten eine systematische Uebersicht der ganzen Stadt, sondern gewöhnlich nur eine Belehrung über einzelne Gegenstände verlangte. Hieraus zog er den Schluss, dass eine alphabetische Darstellung des Wissenswürdigsten oder ein Lexicon über Berlin in den meisten Fällen wohl das brauchbarste Hulfsmittel zur Unterrichtung des Einheimischen sowohl, als des Fremden abgeben dürfte; und nach dieser Idee arbeitete er das angezeigte Buch aus. Im Ganzen ist ihm auch seine Arbeit recht wohl gelungen, und manche Rubriken, z. B. *Civil-Uniformen* (S. 117—118), *Componisten*, deren Berlin jetzt 25 zählt, die sich durch gedruckte Compositionen bekannt gemacht haben (S. 123—124), *Criminal-Deputation des Stadtgerichts*, welche die Geschäfte der ehemaligen Immediat-Criminal-Commission versieht (S. 131 u. f.), *Gesangbücher* (S. 242 u. f.), *Leichengebühren* (S. 353—355.), *Münze und Münzgebäude* (S. 397—401), *Pharmaceutische Gesellschaft* 1796 von dem Apotheker Möbius gestiftet (S. 452 u. f.), *Rangordnung* (S. 500 u. f.), *Schriftsteller* (S. 554—561), *Statistisches Bureau* (S. 592 u. f.) enthalten viele interessante Nachrichten, die man in jeder andern Beschreibung von Berlin, und überhaupt in allen andern Büchern entweder vergebens suchen, oder doch nicht so vollständig beysammen antreffen würde. In dem allgemeinen Artikel: *Berlin überhaupt* (S. 50—53) der eine kurze Uebersicht der ganzen Stadt enthält, wird der erste Anbau derselben nach dem Jahr 1162 unter dem Markgrafen Albrecht dem Bär angesetzt. Die vormaligen Wendischen Bewohner dieser Gegend wurden nicht, wie der Verf. will, von den eingewanderten Niederländern vertrieben, sondern vielmehr diese zum Ersatz für die von jenem Markgrafen erschlagenen oder verdrängten Wenden daselbst als Kolonisten eingeführt. Im Jahr 1805 zählte Berlin 7314 Vorderhauser, 133 Strassen, 91 Gassen, 18 öffentliche Plätze und Märkte, 31 Kirchen, 15 Thore, 32 Brücken und 155,706 Einwohner vom Civilstande. Der Militairstand konnte mit Weibern und Kindern auf 25000 Seelen gerechnet werden. Hin und wieder sind einige Fehler mit untergelaufen, die jedoch der Brauchbarkeit des Ganzen nichts benehmen; z. B. S. 122. wo die Commandanten-Strasse in der Spandauer Vorstadt fälschlich als nur auf der einen Seite mit Häusern bebaut angegeben ist, da sie doch von dem Haakschen Markt bis zum Anfange der neuen Promenade auf beyden Seiten Häuser hat. S. 239. sind unter den Personen, welche ihren Gerichtsstand vor dem Kammergericht haben, die Professoren bey dem adelichen Cadettencorps und der Militairakademie vergessen worden. S. 562. fehlt unter dem Artikel *Schrot- und Bleiweiss-Fabriken* gerade die wichtigste und durch ihren starken Absatz ins Ausland berühmte Bleiweissfabrik des Kaufmanns Buhring. — Auch stösst man auf manche Dunkelheiten. So wird z. B. S. 554. des *Sanitatsgeschirrs*, welches die Königl. Porzellanmanufaktur liefert, zwar erwähnt, aber nichts von den eigenthümlichen Vorzügen dieses Products, die es der Gesundheit so zuträglich machen, hinzugesetzt.

DRAMATISCHE DICHTKUNST.

Lustspiele von *L. Wieland*. Braunschweig 1805. gedruckt bey Vieweg. 327 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die beyden hier zusammengedruckten Lustspiele sind überschrieben: *Ambrosius Schlinge* und *die Bettlerhochzeit*. — Jenes ist ein Characterstück, und Schlinge, die Hauptperson, aus der Familie des Tartüffe, Beggärs, des Mechant. Durch einen geringen Dienst hat er sich in die Gunst eines Mannes gesetzt, aus welcher ihn dessen Familie nicht verdrängen kann. Er ist unverschämt, meistert und befiehlt im Hause, und würde sich, ungeachtet ihn alle, bis auf den Hausherrn, hassen, und alles aufbieten, ihn zu entlarven, doch darin erhalten, wenn nicht sein Halbbruder, (der, von jenes Aufenthalt

Digitized by Google

und Wohlbefinden unterrichtet, um beydes mit ihm zu theilen, kommt, und von ihm schlecht aufgenommen wird,) zugleich gegen ihn aufträte. Ein Steckbrief, der völlig auf seine Person passt, setzt ihn in neue Verlegenheit. Gleichwohl weiss er die Sache zu beschönigen, und schlägt endlich vor, ihn und seinen Halbbruder Holder so lange, bis dieser Beweise gegen ihn gebracht, einzusperren. Dies wird angenommen, und ein einfältiger Hausknecht, Martin, zum Wächter bestellt. Aber man vergönnt Schlingen Zeit, mit Martin zu reden. Schlinge hat die Absicht, Holdern in einen Kasten sperren, und zu einem Seelenverkäufer, mit dem er deshalb schon Abrede genommen, tragen zu lassen. Er theilt dies dem Hausknecht, freylich nur als Scherz, mit, befiehlt ihm Träger zu holen, und an den Seelenverkäufer den Brief mit der nähern Anweisung abzugeben. Nun geht er in sein Cabinet zurück. Maskarill, Diener im Hause, und Schlinges listigster Feind, kommt, erbricht den Brief, und schmiedet in des Seelenverkäufers Namen eine Antwort darauf, worin er ihm Furcht einjagt, und zur Flucht rathet, weil die Polizey schon das Haus umringe. Schlinge erhält den Brief, und dieser thut seine Wirkung. Eben kommen die Träger mit dem Kasten, Schlinge, um sich zu retten, springt hinein, und wird fortgetragen.

Das Interesse dieses Stücks entspringt also nur aus dem Kampfe der List mit der Wachsamkeit der Andern. Es spannt allerdings die Aufmerksamkeit, einen gewandten Bösewicht seine Zwecke mit Klugheit und Ueberlegung verfolgen, ihn Manches erreichen, zuweilen auch in Verlegenheit gesetzt zu sehen; es ist unterhaltend, zu beobachten, wie auch Dieser sich gegen Jeden anders benimmt, gegen den, von dem sein Glück abhängt, durchaus die Maske des Rechtschaffenen zur Schau trägt, gegen die Andern aber sich unverstellt zeigt, und gleichsam um sich für jene Verstellung schadlos zu halten, seiner Bösartigkeit freyen Lauf lässt. Nur aber muss dann ein solcher Character immer consequent handeln. Er soll darum nicht aller seiner Neigungen Herr seyn, er soll vielmehr einer unbewachten Leidenschaft, oder seiner zu grossen Feinheit, oder dem Drange von allen Seiten her, am Ende unterliegen, nur darf er nicht gegen die gewöhnliche Klugheit verstossen, nur nicht ohne Zweck, oder sogar gegen seinen Zweck, seiner Bösartigkeit fröhnen. Wenn Schlinge S. 69. sagt:

> Ist aber einmal etwas unternommen, wird's
> zur Ehrensache, Hindernisse sind alsdann
> ein Sporn, Gefahren reizen nur noch mehr,
> List wird mit List bekämpft, Gewalt mit Keckheit,
> und so entsteht ein edler Wettstreit, und man ficht
> nicht um die Sache mehr, nein, um den Sieg.

so spricht er besser, als er zu handeln pflegt. — Die neunte Scene zwischen Schlinge und Holder ist recht gut angelegt; Schlinge lenkt S. 57. wie er nicht weiter gehen kann, recht geschickt ein: aber warum lässt er Holdern, wider seinen Willen, in die Küche zum Frühstück führen, warum mishandelt er ihn? S. 91. Er musste ja vorhersehen, dass diese Behandlung ihm selbst schaden und zur Entdeckung führen könnte, wie auch geschieht. — Warum brüskirt er den Maskarill, den er als seinen schlauesten Feind kennen musste, was er in der That ist. S. 40. 80. Warum die andern? Die Bemerkung S. 65.

> Je mehr
> ich Feinde hab', je heftiger sie sind,
> um so viel sicherer bin ich. Was bey einem Andern
> mich stürzte, hält mich hier.

bewährt sich aus dem Gange des ganzen Stückes nicht. Ohnehin ist es nicht ganz zu erklären, wodurch Schlinge dieses Uebergewicht über Vincent erhalten, da der Dienst, den er ihm erwiesen, sehr unbedeutend war, und dieser nichts weniger als schwach gezeichnet ist. Dagegen behandelt er in der 6. Scene die Tante sehr gut. Auch ist es nicht wahrscheinlich, dass der, welcher in der zehnten Scene so viel Zuversicht verrieth, sich durch den so schnell ankommenden Brief betrügen, und zur Flucht treiben lässt. Ueberhaupt ist die Entwickelung etwas gewaltsam. Recht gut ist die 10. Scene zwischen Schlinge und dem Seelenverkäufer, aus der wir, zur Probe, folgende Stelle abschreiben:

> Seelenkäufer nennt
> man mich! Was thu' ich denn den Seelen? Spass!
> Seht, ich verwalte so eine Art Justiz
> im Kleinen, reinige die Luft in Städten
> und nehme das Gesindel mit mir fort. Wer fällt
> in meine Hände sonst, als liederliche Bursche,
> verlorne Söhne, wahres Galgenfutter
> kurz, Wüstlinge und saubre Früchtchen aller Art,
> die Hefen einer grossen Stadt? Sobald ich irgends
> zwey rüst'ge Arme müssig schlenkern seh',
> so fällt mir all die Arbeit ein, die noch
> zu thun wär' in der Welt; da nehm' ich dann
> die Freyheit, ihnen etwas davon anzuweisen,
> Gewinn' den Kerl mit glatten Worten, schlag'
> ihn breit, mahl' ihm den Himmel vor; und wie
> der Wind ist er an Ort und Stell', und thut
> da Busse, wenn er Lust hat. Wär' ich eitel,
> ich gab's für ein verdienstlich Werk, doch weil
> ich's nicht umsonst thu', so verlang ich keinen Dank.

Unstreitig würde der Verf. seinem Stücke auch dadurch mehr Interesse haben geben können, wenn er zugleich die Empfindung in Anspruch genommen hatte. Man müsste lebhaftern Antheil an den übrigen Personen nehmen, und für sie von Schlingen fürchten. Dies ist aber der Fall nicht, und Vincents Vorliebe für Schlinge bringt Niemanden Schaden.

In der *Bettlerhochzeit* herrscht so viel Laune, ein so runder, lebendiger Dialog, und so viel Charakterzeichnung, dass man bedauert, diess an einen solchen Stoff verschwendet zu sehen. Zwar sind die hier aufgestellten Bettler intellectuell veredelt, aber eben das macht einen desto auffallendern Con-

Digitized by Google

trast mit ihrer Sittlichkeit. Es findet sich daher nur eine Scene im Stück, welche rein gefällt, die letzte des zweyten Acts, aber hier geht auch Hitty, die Bettlerstochter, ganz über ihren Stand hinaus. Denn wenn auch eine Bettlerstochter die Liebe fühlen kann, wie andere, so wird sie sie nicht so rein empfinden, und nicht so darüber sprechen. — Auch der Stoff des Stücks befriedigt nicht, was aber wohl eben die Folge von der Wahl dieser Personen ist. Auf das Theater möchte sich dies Lustspiel nun gar nicht bringen lassen, und es dürfte selbst dem besten Schauspieler schwer werden, überall die Erregung des Eckels zu verhüten.

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von *A. von Kotzebue*. Fünfter Jahrgang. Berlin, bey de la Garde, 1807. 270 S. 12. Mit 6 illumin. Kupfern. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Inhalt ist folgender: *Der Sammtrock.* In Alexandrinern, leicht gereimt, nur ermangeln viele Verse der Caesur. — Der Anfang verspricht einen sehr leichtfertigen Inhalt, der jedoch eine bessere Wendung nimmt. Aber in Sibyllens (nicht Sybillens, wie es durchgängig heisst) Character ist gewiss keine Consequenz. Denn eine Frau, welche sich so äussert, wie Sibylle im ersten Auftritte thut, und das Billet S. 18. schreiben konnte, wird den Grafen nicht so abweisend behandeln, wie hier in der achten Scene geschieht. — *Das liebe Dörfchen.* In Jamben, reichlich mit Anapästen vermischt. Die Erfindung ist ganz alltäglich, doch findet man einige Scenen, die ans Herz sprechen. — *Der Kater und der Rosenstock* dreht sich um einen Missverstand, der etwas grob angelegt ist. Julie erzählt sich gewisse Dinge von ihrem Kater, welche ihr Oheim, der sie belauscht, auf ihren Liebhaber deutet, so wie man das, was von einer geknickten Rose gesagt wird, auf sie selbst bezieht. Dabey kommt ein Gespräch vor, das den herrschenden Ton ungefähr bezeichnet:

Julie. Hinz war ein ächt Genie
die Welt ihm stets zu eng. Zu Haus liess er die Ratzen
in guter Ruh und ging zu unsers Nachbars Katzen.
Mammsell Bart. Ach pfui! ich bitte Dich, das
unverschämte Beest!
Julie. Doch auch dies zarte Band, der Unhold
hat's gelöst.
Ein Kätzchen wunderschön bey meiner Freundin Lotte
Das hat er sitzen lassen aller Welt zum Spotte,
Und den Verräther hat es nicht einmal bewegt,
Dass sie der Liebe Pfänder unterm Herzen tragt.

Wir hoffen mit diesem Stück unterhält sich keine Gesellschaft auf dem Lande. — *Das Lustspiel am Fenster.* Wieder ein Vormund, der sein Mündel heyrathen will und betrogen wird. Neu und ingeniös ist die Benutzung der Scene. Denn die Personen spielen an den Fenstern eines Hauses; einige Auftritte ausgenommen, wo sie sich vor dem Hause sehen lassen. Der Stoff musste sich freylich zuweilen nach dieser Wahl des Schauplatzes bequemen. — *Kayser Claudius.* Eine sentimentale, dramatisirte Anekdote. — *Das Strandrecht.* Den Knoten löset abermals ein Missverstand. Hayfisch, Gutsbesitzer am Seestrande, hat seine Tochter dem jungen Saldern verweigert, dessen Vater eben hier Schiffbruch erleidet. Hayfisch erhorcht, dass der Alte noch ein Kleinod und einen Diamant gerettet habe, und wird dadurch bewogen, die Liebenden zu vereinigen. Aber das Kleinod ist nichts als ein junger Indianer, der Diamant nur ein Pudel. Gleichwohl denkt Hayfisch rechtlich genug, das Paar nicht wieder zu trennen. Uebrigens ist dieser H. eine moralische Carricatur, und die andern Personen sind recht gemein-theatralisch gut.

1. *Vielerley Gestalten oder Geniestreich für Geniestreich.* Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Nach einer französischen Erzählung frey bearbeitet von *Becker*. Elberfeld 1806. bey Buschler. (10 gr.)
2. *Der Eisgang.* Ein Lustspiel in zwey Acten von *C. A. Richter*. Ebend. 1806. (8 gr.)

Das erste Stück, in welchem nur zwey Personen, jedoch unter mehrern Verkleidungen, spielen, scheint dem öfter übersetzten *defiance et malice* (Scherz und Ernst von Stoll) seinen Ursprung zu danken. Von Wahrscheinlichkeit kann hier die Rede nicht seyn, aber drollig und unterhaltend ist diese Posse auf dem Theater, besonders da die männliche Rolle einem Schauspieler Gelegenheit darbietet, das Talent, schnell aus einem Charakter in den andern überzugehen, zu entwickeln. — Es giebt eine zweyte Uebersetzung davon unter dem Titel *Domestiken-Streiche*, nach dem Französ. des Dubois von Castelli, Wien 1805. — Folglich scheint der Zusatz auf dem Titel obiger Uebersetzung: nach einer französischen *Erzählung* — falsch. 2. Ein edler Sohn eines edeln Vaters rettet die Tochter eines nicht edeln Mannes, der seinen Vater Schulden halber verfolgte, und erhält für seinen Muth diese seine Geliebte zur Frau. — Das Stück kommt um einige Decennien zu spät, unserm Zeitalter eckelt vor solcher leeren Sentimentalität.

Neuer Druck.

The Plays of William Shakspeare, accurately printed from the Text of Mr. Steevens last Edition, with a Selection of the most important Notes. Volume VII. Containing Macbeth. Comedy of Errors. 358 S. kl. 8. Vol. VIII. cont. King John, King Richard II. 356 S. Leipzig, bey Fleischer d. j. 1806.

Ein sehr sorgfältiger, genauer und geschmackvoller Abdruck.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

101. *Stück*, *den* 10. *August* 1807.

RECHTSWISSENSCHAFT.

Lehrbuch der summarischen Processe von D. *Leonh. Ludw. Gottlieb Süptitz*, Prof. der Rechte und Beysitzer der Juristen-Facultät zu Helmstädt. Braunschweig und Helmstädt. 1807. X. u. 150 S. in 8. (16 gr.)

Mit sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Quellen und unablässiger Hinweisung auf Literatur hat der Verf. in dem angezeigten Lehrbuche, das er zunächst für seine Vorlesungen bestimmte, den *summarischen Process im Allgemeinen* entwickelt, sodann die Grundlinien vom *Provocations-Arrest-unbedingten Mandats-eigentlichen Executiv-bedingten Mandats-Rechnungs-* und *Concurs-Processe* gezeichnet, und endlich die *Hauptbegriffe des unbestimmten summarischen Processes*, mit besonderer Erwähnung des *Consistorial-Processes*, der *Provisional-Verfugungen* und der *Rechtsmittel, die sich auf den Besitz beziehen*, aufgestellt, den *Wechselprocess* hingegen, weil er nicht gemeinrechtlich sey und am besten zugleich mit dem Wechselrechte vorgetragen werde, weggelassen. Nach der Erklärung des Verf. in der Vorrede, dass mehrere der in seinem Lehrbuche vorgetragenen Sätze von den Meynungen Anderer abwichen, er aber in einer bald herauszugebenden Sammlung einzelner Abhandlungen verschiedene Puncte näher aus einander setzen würde, kann Rec., noch unbekannt mit den Gründen, die des Verf. Ueberzeugung bestimmen, einige solche abweichende Sätze nur herausheben, nicht beurtheilen. Er rechnet z. B. dahin, dass der Verf. §. 18. die Gattung der Provocation, wo der Diffamant sich eines *Rechts* gegen Diffamaten rühmt, sondern bloss eine dem letztern nachtheilige Behauptung sich erlaubt, und zu deren Beweise aufgefordert wird, von der Provocatio ex L. Diffamari gänzlich trennt, als ein selbstständiges Rechtsmittel, welches nicht als Einleitung zu einem künftigen Rechtsstreite anzusehen sey, darstellt, und an das forum des Diffamanten verweiset, — ein Verfahren, wodurch allerdings die ausserdem entstehende Verwechslung der Begriffe vermieden wird. Eben dahin gehört es, wenn der Verf., gegen Grolmann und Gönner, die dem Beklagten zustehenden Rechtsmittel, einen Process schnell zu beendigen, und das Verfahren in Theilungssachen S. 7. und 127. aus dem summarischen Processe verweiset, wenn er den Rechtsmitteln im Arrest-Executiv- und possessorischen summarischen Processe, auch in Spolien-Sachen, §. 26. 49. 86. und 87. alle Suspensiv-Kraft abspricht und im Concurs-Processe die öffentliche Bekanntmachung der Präclusiv-Sentenz und des Distributions-Abschieds §. 71. und 75. für nöthig achtet. Wie der Verf. vorzüglich die letztern dieser Behauptungen rechtfertigen werde, wünscht Rec. wohl zu wissen.

Mit mehrerer Freyheit darf Rec. sein Urtheil über die Vollständigkeit der Abhandlungen und den Vortrag fällen. So viel jene anlangt, so hat Rec. hier und da Belehrungen, die in ein solches Lehrbuch gehören, vergebens gesucht. So ist im Concurs-Processe des Particular-Concurses, im geographischen Sinne des Worts, der Wirkung, welche die Präclusiv-Sentenz auf Vindicanten hat, ferner des Verfahrens bey Nachlassverträgen nicht gedacht; im Provocations-Processe hätte erwähnt werden sollen, in wie fern das Rechtsmittel den Erben des Diffamaten zukomme und gegen die Erben des Diffamanten Statt finde, nicht weniger, in wie weit die Strafe des ewigen Stillschweigens bey Behauptungen, die den Vorwurf eines ex officio zu untersuchenden Verbrechens in sich fassen, anwendbar sey. Was aber den Vortrag anbetrift, so wird dieser *eines Theils* nicht selten weitläufig, indem der Verf. z. B. die Anweisung, dass der Kläger bey Abfassung der Klage die allgemeinen Erfordernisse einer Klage und dann die der gewählten Process-Art in Obacht nehmen, der Richter aber die Klage in dieser doppelten Hinsicht prüfen müsse, fast bey jeder Processgattung wiederholt, oder ganz unbedeutende Paragraphen, unter denen sich der 42ste die Executiv-Sachen aufzählende auszeichnet, hinschreibt; *andern Theils* stösst der Leser häufig auf dunkle oder ganz falsch ausgedrückte Stellen. So heisst es S. 65. „die Urkunden „im Executiv-Prozesse mussten von der Beschaffen

Digitized by Google

„heit seyn, dass der Beklagte sich der Verbindlich„keit, sie anzuerkennen, oder eidlich abzuleug„nen, nicht entziehen könne. Diess sey der Fall, „wenn er sie eigenhändig geschrieben habe und „sein Name darin enthalten sey, oder wenn er sie „nur unterschrieben habe.“ Hier hat der Vf. nicht bedacht, dass eben davon erst die Frage ist, *ob* der Beklagte die ihm vorgelegte Urkunde geschrieben oder unterschrieben habe.

Beweis, dass der Unterschied zwischen heilbaren und unheilbaren Nullitäten dem jüngsten R. A. ganz fremd ist und nur zu grossen Irrthümern geführt hat, von D. *Heinr. Ernst Bornemann* zu Gadebusch. Hannover. 1807. 32 S. in 8. (3 gr.)

Der Verf. zeigt, dass man bis zum I. R. A. von *heilbaren* und *unheilbaren Nichtigkeiten* nichts gewusst habe. Jene ist ihm Absurdität, diese Tautologie. Er meynt, im §. 121. des I. R. A. werde als *Regel* festgestellt, dass alle Nichtigkeitsbeschwerden an das Fatale interponendae appellationis gebunden seyn sollten. Diese allgemeine Verordnung werde im §. 122. dahin *beschränkt*, dass bey *den* Nullitäten, welche insanabilem defectum aus der Person des Richters, oder der Partey oder den Substantialien des Processes mit sich führten, das bisherige Recht gelten solle. Eine Folge dieser Auslegung ist die Nothwendigkeit, den §. 122. streng und wörtlich zu erklären. Im übrigen ist diese Schrift hauptsächlich gegen die Gönnerische Interpretation jener Gesetzstelle (Handb. d. Proc. Bd. 3. Abh. 64.) gerichtet und der Verf. beweiset, dass Heilbarkeit oder Unheilbarkeit einer Nullität nicht, wie Gönner meynt, davon abhängen könne, ob die Verzichtleistung der Partey auf das gegen sententiam nullam einzuwendende Rechtsmittel von Wirkung sey oder nicht. Die Darstellung des Vf. ist klar und überzeugend; nur hätte er sich über die Zusammenstellung, *heilbare — unheilbare Nullität*, nicht so ereifern sollen. Wer die Anfangsworte des §. 122 (bey denjenigen Nullitäten aber, welche insanabilem defectum — nach sich führen) liesset, dem wird es einleuchten, dass das Gesetz auch *sanabilem* defectum und doch Nullität als Folge desselben anerkenne. Ein defectus sanabilis als Quelle der Nullität, eine Nullität, wo der defectus, der sie begründet, geheilt werden kann, ist aber doch am Ende nichts, als eine heilbare Nullität und der Tadel des Verf. trift weit weniger die Rechtsgelehrten, die jenen Unterschied ins System einführten, als die Gesetzgebung, die ihn möglich machte.

Die Zulässigkeit der Widerklage u. der Vorstandsforderung, insonderheit im Executiv-Processe, erörtert von D. *A. Hennings*, Hamb. 1806. 8. (12 gr.)

Der Verf. vermisst nach S. 4. eine *logische Prüfung der Begriffe, worauf die Lehre des Vorstandes und der Widerklage nach einer geradsinnigen Analyse analogischer Grundsätze des Rechts und der Billigkeit gebauet werden müsse.* Sein Zweck geht laut S. 6. dahin, die Frage zu untersuchen: Ob bey einem liquiden ex documento quarentigiato erhobenen Executiv-Processe eine Reconventionsklage zugelassen werden solle, und ob, wenn dieses verstattet werde, der Beklagte alsdann cautionem pro reconventione et expensis vom Kläger fordern könne, die liquide Schuld aber, bis die angezeigte Sicherheit gestellt worden sey, ad depositum gebracht werden müsse? Er geht nun die verschiedenen hier einschlagenden Gesetzgebungen durch, schildert lebhaft die Nachtheile, welche die nach *Holsteinischem Gerichtsbrauche* Statt findende Begunstigung der Wiederklage auf den öffentlichen Credit habe, und sucht S. 9—21. zu zeigen, dass nach dortigem Rechte, wenn schon die Landgerichtsordnung P. III. tit. X. verordne, dass ein Fremder und in dem Herzogthume nicht Angesessener oder die Abgaben nicht Abhaltender in iudicio conventionis wegen der Reconvention zu antworten und cautionem pro reconventione, expensis et iudicatum solvi zu leisten schuldig sey, dennoch im Executiv-Processe die Reconvention sammt der damit verknupften Verbindlichkeit des Beklagten zur Caution oder Deposition eigentlich wegfallen sollte, weil jene Disposition nur den ordentlichen Process angehe und als allgemeine Vorschrift die besondern für den Executiv-Process gegebenen nicht aufhebe, diese aber (Verordn. vom 25. Jul. 1781. und Landgerichtsordn. P. III. tit. III.) Arreste und Sequestrationen, wo sie nicht ausdrücklich in den Rechten zugelassen, für unkräftig erklärten, in liquiden Sachen keinen formlichen Rechtsprocess, keine provocatio auf gerichtliches Gehör gestatteten, sondern ein kurzes Verfahren und sofortige Vollstreckung der Hülfe anbefohlen, auch der Supplication nur dann, wenn der Verurtheilte annehmliche Caution wegen Befolgung der Entscheidung bestelle. Suspensiv-Kraft zugestanden, ausserdem aber die Sicherstellung des Klägers durch Immission, Sequestration und andere provisorische Mittel dem Richter zur Pflicht machten, und die Wiederklage in den *ordentlichen* Process verwiesen. Auf diese Deduction, welcher Rec. um so weniger beystimmen kann, je bequemer die Verordnungen der Landgerichtsordnung P. III. tit. X. und tit. III. neben einander bestehen können, und je weniger das Gesetz vom 25. Jul. 1781 die *Auszahlung* der durch die anbefohlne schnelle Execution beygetriebenen Schuld an den Kläger auch auf *den* Fall, wenn Beklagter die Reconvention anstellen will, gebietet, lässt der Vf. S. 22—27. den Beweis, dass das *römische Recht* für die Theorie der Reconvention, keine Entscheidungsquelle sey, folgen, und setzt sodann bis S. 59 das *sächsische Recht* über Reconvention, Caution und Executiv-Process überhaupt, so wie es im Sachsenspiegel B. I. art. 61. und B. III. art. 12. ferner in der 5ten und 6ten Constitution des ersten Theils vom Jahre 1572, weiter im sechsten Titel der Process-Ordnung von 1622, endlich im sechsten und dreyzehnten Titel

Digitized by Google

sowohl im Anhange §. 1. 8. und 10. der erläuterten Process-Ordnung von 1724 enthalten ist, aus einander. Er gibt zwar zu, dass hier die Reconvention und die damit verbundene Depositions-Pflicht des Klägers sehr eingeschränkt worden sey; allein manche Vorschriften sind ihm ganz unverständlich. So wirft er S. 59. die Frage auf, wie es möglich sey, dass eine Reconvention pari passu mit der Convention oder gar anticipando gehen könne, wenn die *Einlassung* nur dann erst nöthig sey, wenn der Beklagte den Kläger bezahlt habe? eine Frage, die selbst unter die Unmöglichkeiten gehören würde, wenn der Vf. bedacht hätte, dass die erläuterte Process-Ordnung, wenn sie ad tit. VI. §. 1. bestimmt, dass der Kläger, der Beklagten wirklich ausgeklagt, in der Reconventions-Sache sich *weiter einzulassen* nicht schuldig sey, von der Einlassung im engern Sinne des Worts (Kriegsbefestigung) gar nicht verstanden werden kann. Hierauf wendet sich der Verf. S. 60—64. zum *Lübischen Rechte* und zu den *Meynungen der Rechtslehrer*, von denen ausser *Carpzov*, dessen schon vorher beym Sächsischen Rechte weitläufig Erwähnung geschehen war, S. 65. bis 96. *Fredersdorf*, *Danz*, *Gönner*, *Mössler*, *Schmidt*, *Wernher*, *Berger*, *Stryk*, *Claproth*, *Brunnemann*, *Fuchs* und ein *Ungenannter* angeführt worden. Der Verf. macht den Mangel an festen Grundsätzen, der in diesem Felde der Rechtswissenschaft herrscht, bemerklich, und legt S. 97. bis 105. den Rechtsgelehrten einige eigne Sätze zur Prüfung vor. Die Wiederklage überhaupt, so will er, soll nur dann zulässig seyn, wenn Sachen mit einander in einer solchen Verbindung stehen, dass die eine nicht ohne die andre klar gemacht werden kann, oder wenn der Kläger von der Art ist, dass der Beklagte ohne eine prorogatio fori gefährdet werden könnte. Wo diess der Fall sey und ob der Wiederkläger auf Caution bestehen könne? darüber soll der Richter entscheiden, die Caution aber soll nie die wahrscheinliche Summe der Forderung, die die Wiederklage veranlasst, und die Processkosten übersteigen, auch soll Wiederklage zwar in allen Processarten aber nur unter der Bedingung, dass sie auf dieselbe Weise, wie die Vorklage, behandelt werden könne, Statt finden, es wäre denn der Wiederbeklagte de fuga suspectus oder als Ausländer nicht ohne Schwierigkeit zu belangen.

Es scheint zwar auf den ersten Anblick, als sey eine Beschränkung der Reconvention sehr zu wünschen. Sie verwirrt das Jurisdictions- und Instanzen-Verhältniss, und ist, sobald sie mit dem Executiv-Processe concurrirt, eine wahre Inconsequenz der Gesetzgebung, darauf berechnet, die Vortheile wieder zu nehmen, die jener Process dem Kläger gab. Geht man von *diesem* Standpuncte aus, so wird man die Vorschläge des Verf. sehr zweckmässig finden. Erwägt man aber auf der andern Seite, wie selten noch immer der gemeine Mann Geschriebenes lesen kann, wie noch weit seltener er es versteht, wie sehr er also durch den Executiv-Process gefährdet werden kann, wie fest wir noch an dem Grundsatze hängen, ein Kläger könne nicht condemnirt werden, und wie selten die Process-Ordnungen sind, die den Eydes-Antrag über Ausflüchte im Executiv-Processe erlauben; so fühlt man sich gewiss geneigt, die Begünstigung, welche der Gerichtsbrauch oder einzelne Gesetzgebungen der Wiederklage widerfahren lassen, zu entschuldigen.

SCHULWESEN.

Versuch, eine zweckmässige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrerstand zu entwerfen; mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg. Zweyter Theil. Düsseldorf, bey J. H. G. Schreiner. 1807. 8. 215 S. (1 Thlr. 3 gr.)

Dieser Theil beschäftiget sich mit der Verfassung für den Schullehrerstand, und wird auch, um den Schullehrern den Ankauf des Buchs zu erleichtern, unter einem besondern Titel einzeln verkauft. Der *erste Abschnitt* handelt von der gegenwärtigen Beschaffenheit des protestantischen Schulwesens im Herzogthum Berg. Vorerst wird von dem Verhältniss des protest. Schulwesens zum Staate geredet. Bisher wurde es, wie der Vf. sagt, blos als Angelegenheit der Confession betrachtet. Die Gemeinden haben nach dem Religionsvergleich das Recht, Schulen einzurichten; es bleibt ihnen daher das Schulwesen ganz überlassen, ohne dass sich der Staat im mindesten darum bekümmert. Die Schullehrer werden ohne Wissen der Regierung gewählt und angestellt. Hierauf wird von der Beschaffenheit der sogenannten Gymnasien oder lateinischen Schulen und der deutschen Schulen bis zu den letzten Decennien gehandelt. Die Darstellung ist aber blos allgemein und oberflächlich. Von den Veränderungen im Schulwesen in den letzten Decennien wird bemerkt, dass in diesem Zeitraume die lateinischen Schulen immer mehr in Verfall kamen und zum Theil ganz eingingen, und dass auch durch den Geist der Zeit grosse Veränderungen im deutschen Schulwesen hervorgebracht würden. Die Prediger fingen an über das Schulwesen mehr nachzudenken, und das gab Anlass, dass bey den Reformirten eine Schulmeisterordnung entworfen wurde, die hier S. 13—31 mit einigen Bemerkungen darüber eingerückt ist. Billig hätte aber der Vf. auch hier etwas davon sagen sollen, was die Lutherische Synode in dieser Rücksicht gethan habe. Die kurze Geschichte des Schulwesens zunächst in Rücksicht auf die Luther. Volksschüler im Herzogthum Berg, welche zu Schwelm im vorigen Jahr erschienen ist, hat schon einiges davon bemerkt, und man siehet auch daraus, dass die Landesregierung die Synode bey ihren Bemühungen wirklich unterstützt hat. Es ist daher auch nicht ganz richtig, wenn der Vf. gleich anfangs behauptet, dass sich der Staat um das protest. Schulwesen nicht *im mindesten* bekümmere. Dass jene kurze Geschichte dem Verf. nicht unbekannt war, siehet man

Digitized by Google

aus S. 9 f., wo er deswegen eine besondere Anmerkung eingerückt hat. Er nennt sie dort eine ganz unbedeutende Schrift, und doch enthält sie bey aller ihrer Unvollständigkeit einiges, was hier nicht bemerkt ist, und doch zur genaueren Darstellung der Beschaffenheit des Schulwesens im Bergischen gehört. Von dem vortheilhaften und nachtheiligen Einfluss des Zeitgeistes auf die Schullehrer redet der Verf. S. 31 f. ausführlich. Das Emporstreben der Schullehrer artete häufig in lächerliche Anmassung und Uebermuth aus, welche den Predigern und auch den Gemeinden sehr lästig werden mussten. Der Vf. gesteht es ein, dass die im Bergischen errichteten Schulmeistergesellschaften, deren Mitglieder zu gewissen Zeiten zusammenkommen, sich über ihr Fach unterreden und gemeinschaftlich pädagogische Schriften kaufen und studiren, hie und da herrliche Früchte hervorgebracht haben; aber doch glaubt er, dass sie im Allgemeinen mehr schädlich als nützlich seyen. Manches ist aber doch bey dieser Behauptung gar zu einseitig dargestellt. Der Verf. schliesst zuletzt damit, dass zum Besten der protest. Schulen im Bergischen bis dahin im Allgemeinen noch nichts geschehen sey. „Noch, sagt er, gibt es keine Anstalt zur Erziehung der Schullehrer; viele Schüler sind ganz ohne alle Kenntnisse — noch gibt es bey den Reformirten gar keine Behörde zur Prüfung der Schullehrer, und bey den Lutheranern keine, der man die nothwendigen Kenntnisse zutrauen darf — noch ist die Erwählung, Anstellung und Besoldung der Schullehrer einzig und allein in den Händen des Volks — noch gibt es gar keine Aufsicht über die Amtsführung derselben — noch nöthigt kein kraftvoll ausgeführtes Gesetz die Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken — noch verhütet keine äussere Gewalt das Verwechseln der einen Schule mit der andern — noch ist keine Einnahme des Schulgeldes angeordnet und keine allgemeine Taxe festgesetzt — noch wird keine Gemeinde angehalten, statt der verfallenen Schulhäuser und der engen und dumpfen Schulstuben, bessere und grössere zu bauen, sondern alles steht in der Willkühr derselben."

Der *zweyte Abschnitt* beschäftiget sich mit der Frage: Wie sollte das protestantische Elementar-Schulwesen eingerichtet seyn? Der Verf. hat dabey die neuern Schriften mit eigenem Vortheil genützt; er gestehet aber selbst in der Vorrede, dass er mit diesem Abschnitt am wenigsten zufrieden sey. Es ist auch wirklich manches gar zu einseitig hier dargestellt. Rec. darf sich aber nicht darauf einlassen, alles, was ihm beym Durchlesen aufgestossen ist, mit seinen Anmerkungen zu begleiten. Er begnügt sich blos damit, einiges von den Hauptgedanken des Vfs. aus diesem Abschnitt auszuheben. Der Sachkundige wird daraus selbst bemerken, dass der Verf. bey manchen guten und zweckmässigen Bemerkungen auch seine einseitigen Ansichten hat, und bisweilen übertriebene Forderungen macht, so sehr er sich auch dafür in Acht zu nehmen sucht. Gleich anfangs werden folgende Forderungen an eine Verfassung des Schulwesens vorausgeschickt: „Es müssen fähige Schullehrer angestellt, die Angestellten zur gehörigen Wahrnehmung ihres Amts genöthiget, und diejenigen, welchen dazu die Kraft oder der Wille fehlt, von ihrer Stelle entfernt werden; die Eltern müssen angehalten werden, ihre schulfähigen Kinder den vom Staate angeordneten Schullehrern zu übergeben, und das Schulvermögen muss auf eine solche Art erhalten, vermehrt und angewendet werden, dass die Schullehrer und die Schulen die Einnahme haben, welche die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit verlangt." Bey der Beantwortung der Frage: was die Elementarschüler leisten und wozu sie erzogen werden sollen, sucht der Vf. den doppelten Fehler der Pädagogen, die entweder übertriebene oder zu geringe Forderungen an Schullehrer und Schullehrerbildung machen, zu vermeiden. Er gehet von dem Begriff aus: Elementarschulen sind Anstalten des Staats zur ersten, gemeinschaftlichen, künstlichen Ausbildung der in ihnen (ihm) befindlichen Kinder zu Menschen. Die Erziehung durch die Elementar-Schullehrer und Prediger muss ein Ganzes ausmachen; und mit ihr soll die gemeinschaftliche künstliche Ausbildung der Jugend zu Menschen als beendigt betrachtet werden können. Der Vf. sagt: „Mögen diejenigen, deren Erziehung in den höhern Schulen fortgesetzt wird, auf einer höhern Stufe stehen, als der grosse Haufen, so soll doch dieser eben sowohl als jener die Menschheit in ihrer Wahrheit und Schönheit darstellen, und die verschiedenen Vermögen seines Geistes sollen ebenfalls harmonisch ausgebildet werden. — Der Mensch kann bey wenigen Kenntnissen und manchen irrigen Meynungen eben sowohl ein vollkommener Mensch in seiner Art seyn, als es der kenntnisreiche und irrthumsfreye (?) auf einer höhern Stufe ist." Es wird nun weiter gezeigt, wie die Erziehung des Menschen als Mensch in den Elementarschulen angefangen werden müsse. In Ansehung der Ausbildung des Körpers wird auf Gutsmuths Gymnastik verwiesen. Desto ausführlicher verbreitet sich der Vf. üb. die Ausbildung des Vorstellungsvermögens und zwar der Receptivität, der Spontaneität, des Gefühlvermögens und des Begehrungsvermögens. Um die Denkkraft zu schärfen, schlägt der Vf. auch das Schachspiel als Uebung in den Elementarschulen vor. S. 63 heisst es: „Für den Bürger und Landmann ist das Schachspiel auch weit mehr geeignet, als für den Gelehrten. Der Beruf des letztern strengt seine Geisteskräfte an, und er muss in körperlichen Beschäftigungen seine Erholung suchen; die Arbeiten des erstern werden hauptsächlich mit dem Körper verrichtet, und geistige Anstrengung sollte ihnen Erholung seyn. Im Gegentheil aber spielt der Gelehrte Schach, und der Handwerker und Bauer kegeln. Diese verkehrte Sitte scheint nicht allgemeiner und kräftiger umgeändert werden zu können, als durch Unterricht und Uebung im Schachspiel in den Elementarschulen." Der Vf. verspricht sich sehr viel Heil davon, wenn

dieses Bildungsmittel ordentlich eingeführt würde. Als Bildungsmittel des Gefühlsvermögens wird ein gründlicher und sehr genauer Unterricht im Zeichnen und in der Musik empfohlen. Der Vf. will deswegen auch, dass in jeder Schule sich ein Fortepiano oder eine Orgel befinden solle. Ausser diesem wird auch auf praktische Anleitung zum Lesen poetischer Schriften gedrungen, und der Schullehrer soll insbesondere durch mundliche Unterhaltungen zur Bildung des Gefuhlsvermögens mitwirken. Es wird daher S. 83 auch dieses von ihm gefordert: „Das erste Erforderniss des Elementarschulers ist, dass er die katechetische Sprache völlig in seiner Gewalt habe, und sich grammatisch richtig, deutlich, anmuthig, natürlich, wurdevoll und lebhaft auszudrucken vermöge; dass er reich sey an Tropen und Figuren, und sie ja zu rechter Zeit zu gebrauchen wisse, dass er durch Inductionen, Gleichnisse, Allegorien, Gemälde, Schilderungen und Ermahnungen Gefühle zu erregen und zu lenken verstehe, dass er die nöthige Weisheit besitze, um durch den Gebrauch dieser Mittel die verschiedenen Arten der Gefühle gleichmässig zu cultiviren u. s. w.“ Nachdem der Vf. den Zweck der Elementarschulen näher bestimmt und nach seiner Ansicht entwickelt hat, so zeigt er nun noch, dass der angegebene Zweck nicht allein der höchste und einzig naturgemässe, sondern auch der einzige und allein nothwendige sey, und dass er zugleich die Festsetzung der Unterrichtsgegenstände in den Elementarschulen sicher und gewiss mache, indem er sowohl vor übertriebenen als vor zu geringen Forderungen an den Schullehrer schütze. Mit Recht wird daruber geklagt, dass das Ungewisse und Schwankende in den Bestimmungen von Stephani und Natorp zu der verderblichen Anhäufung des Lehrstoffs in den Elementarschulen führe. S. 123. sagt der Verfasser: „Ist nicht das Hernehmen des Lehrstoffs aus so vielen Fächern das sicherste Mittel, oberflächliche Köpfe zu bilden, die von allem etwas verstehen wollen, und deswegen nichts Ganzes, Vollständiges und Gründliches erhalten? Kann, wo so vieles und so vielerley vorgetragen werden soll, kann alles völlig deutlich gelehrt werden, und muss nicht das Kind dadurch, dass von hundert Sachen ihm vielleicht neunzig dunkel bleiben, zuletzt den klaren Sinn fast ganz verlieren, nach deutlicher Erkenntniss zu streben aufhören, und es kaum mehr fühlen, wenn ein trüber Nebel vor dem Blicke seines Geistes ruhet f. f.“ Wenn auch gegen das Viellehren in den Elementar-Schulen erinnert wird, dass es den jetzigen Schullehrern an der erforderlichen Lehrfähigkeit dazu fehle, und der Verfasser nun die Frage aufwirft: „Was soll der Staat mit ihnen anfangen? Soll er sie alle absetzen? Woher sie dann unterhalten? Woher dann neue und bessere hernehmen?“ so hat er wohl nicht ganz dabey bedacht, dass eben diese Fragen schon bey dem, was er selbst vorher vom Schullehrer fordert, in Betracht kommen, wenn er gleich nachher wieder einlenkt. Gegen den humoristischen Aufsatz des Prof. Benzenbergs über den Unterricht, welchen der Staat seinen Bürgern gibt, worin unter andern der Gedanke geäussert wird, dass der ganze Unterricht in den Volksschulen sich füglich darauf beschränken lasse, dass die Kinder blos fertig lesen und deutlich schreiben lernten, werden S. 107 — 119 Erinnerungen gemacht, worin das Einseitige und Unrichtige in jenen Behauptungen gerügt wird; aber es bedurfte wirklich dieser Ausführlichkeit nicht. Der Vf. kommt nun auf die Anstalten, die zur Erreichung des angegebenen Zwecks der Elementarschulen müssen getroffen werden. Er fordert von den Schullehrern, dass sie folgende Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen: Kenntniss der deutschen Sprache, und Fertigkeit im Lesen und Schreiben — Kenntniss der Geometrie und Fertigkeit im Rechnen — Fertigkeit im Zeichnen, in der Musik und im Schachspiel — Kenntniss der Regeln der Katechetik und der besten Unterweisungsmethode in jedem Fach des Schulunterrichts, nebst Fertigkeit in Befolgung derselben — Fertigkeit im zweckmässigen Lesen bildender Schriften — Kenntniss der zweckmässigen Schulzucht oder der moralischen Behandlung der Kinder. Hierauf wird von den Erziehungsanstalten für künftige Schullehrer geredet. Der Vf. untersucht es näher, ob die Bildung der künftigen Schullehrer in Seminarien, oder die Erziehung durch Prediger oder Schullehrer vorzuziehen sey. Die Gründe für und wider beydes werden genauer abgewogen, und das Resultat davon ist: ein Seminarium ist durchaus nothwendig; denn gute Schullehrer können im Allgemeinen nur durch Seminarien erhalten werden; dennoch muss es aber dem Jüngling frey stehen, entweder das Seminarium zu besuchen, oder sich bey einem Prediger oder Schullehrer auf sein Amt vorzubereiten. Der Staat darf nur rathen und warnen, nicht befehlen, wo und wie die Jünglinge die erforderlichen Kenntnisse sich erwerben sollen. Bey der Besetzung der Stellen kommt es nur auf die Würdigkeit an, nicht auf die Art und den Ort der Erlangung. Der Verf. glaubt, dass ein einziges Seminarium für das ganze Grossherzogthum Berg genug seyn würde, und theilt seine Vorschläge dazu mit, worunter mehrere sind, die es verdienen, beherzigt zu werden. Nach dem hier entworfenen Lectionsplan, der aber doch noch anders modificirt werden konnte, wird der Cursus in zwey Jahren vollendet, und der Verf. glaubt mit zwey oder höchstens drey Lehrern auszukommen. Dass nur alle zwey Jahre neue Seminaristen sollen aufgenommen werden, kann Recens. nicht billigen. S. 147 — 150 wird von den Vervollkommnungsanstalten für die zweckmässig erzogenen Schullehrer gehandelt. Der Staat würde beynahe umsonst Seminarien anlegen, wenn er die darin gebildeten Schullehrer sich selbst überlassen wollte. Er muss ihnen daher Gelegenheit verschaffen, sich ferner noch weiter auszubilden und dafür sorgen, dass sie mit den neueren pädagogischen Ansichten, Entdeckungen, Erfahrungen und Fortschritten fortdauernd bekannt

Digitized by Google

werden können. Der Verfasser sagt deswegen: „Es müssen vom Staate mehrere Lesezirkel im Lande errichtet, jeder Schullehrer muss zur Theilnahme verpflichtet werden, und ein Sachverständiger muss für diese Lesezirkel einige pädagogische Journale auswählen. Eine Schulbibliothek muss für jede Superintendentur angelegt werden, deren Bücher in einer bestimmten Ordnung vor und nach in die Hände aller Schullehrer kommen und eine genauere Zeit in denselben bleiben.“ Freylich gute Vorschläge, wenn sie nur so leicht, wie sie sich hinschreiben lassen, auch ausgeführt würden. In unsern cameralistischen Zeiten fragt man immer zuerst, woher der Fonds dazu? Sollen die Schullehrer verpflichtet werden zu den zu errichtenden Lesezirkeln beyzutragen, so ist dieser Zwang schon für manchen lästig und drückend, und alsdann kann man sich auch keinen grossen Nutzen von der Theilnahme an solchen Lesezirkeln versprechen: dass die Schullehrer angehalten werden, einer obern Behörde ihre Fortschritte durch schriftliche Aufsätze zu beweisen, ist eine zweckmässige Forderung. Es wird noch mehr dadurch bewirkt werden, wenn die obere Behörde die besten Ausarbeitungen der aufgegebenen Fragen durch kleine Prämien belohnt. Bey der gegenwärtigen Lage der Sache sind allerdings auch Nachhulfeanstalten für die vernachlässigten Schullehrer nöthig, wovon S. 151 — 157. gehandelt wird. Der Verf. schlägt deswegen vor, dass alle gegenwärtige Schullehrer von sachverständigen Männern examinirt werden; diejenigen, welche als völlig unverbesserlich und unbrauchbar erscheinen müssen, in Ruhe gesetzt werden, und wo dieses nicht möglich ist, muss man thun, was man thun kann, ihnen eine bessere Mechanik einüben und sie überhaupt so unschädlich als möglich machen. Die Besserungsfähigen müssen ferner durch Unterricht und pädagogische Schriften weiter ausgebildet werden. Es wird auch vorgeschlagen, dass sie angehalten werden, sich im Herbste, wenn die Ferien sind, in den Seminarien aufzuhalten. Das letztere dürfte aber bey manchen wohl grosse Schwierigkeit haben, besonders in Ansehung des dazu erforderlichen Aufwands und der häuslichen Einrichtung. Die einzelnen Prediger könnten hier auch vieles thun, wenn sie sich der Sache zweckmässig annehmen wollten, und billig sollte dieses keiner, dem sein Amt werth ist, und der auf seine Gemeinde ordentlich wirken will, vernachlässigen. Der Verf. handelt nun noch zuletzt in diesem Abschnitt von den übrigen zur Erreichung des Zwecks der Elementarschulen nothwendigen Anstalten S. 158 — 175. Es wird dahin gerechnet: die Anstellung einer obern Schulbehörde, die die erledigten Schulstellen mit unpartheyischer Gerechtigkeit besetzt; denn das freye Wahlrecht der Gemeinde muss ganz wegfallen, wenn geschickte Schullehrer sollen angesetzt und nach Verdienst befördert werden; die genaue Aufsicht über die Schullehrer durch eingeforderte Berichte und Tabellen über das Schulhalten, Einforderung der schriftlichen Vorbereitungen auf den Unterricht, häufig angestellte Schulvisitationen, Berichte der Prediger über das Betragen der Schullehrer; strenge Aufsicht über den Schulbesuch der Kinder, jeder Schule muss ein gewisser Bezirk angewiesen und jährlich muss ausgemittelt werden, welche Kinder zum Schulbesuche verpflichtet sind, zugleich muss aber auch bewirkt werden, dass alle schulfähigen Kinder die Schule unausgesetzt besuchen. Das letzte ist das allerschwierigste, und es hätte näher erwogen werden müssen, wie dieses am besten und schicklichsten zu bewirken sey. Der Verf. hielt es für das Mittel, unnöthigen Versäumnissen vorzubeugen, wenn die Abwesenden für jeden versäumten Tag am Ende der Schuljahre zwey Tage nachholen müssten. Aber auch dieses dürfte nicht hinreichend seyn, und es entstehen daraus wieder neue Inconvenienzen. Endlich rechnet der Verf. hierher die Vorsorge für die nothwendigen Schuleinkünfte, und verlangt für jede Schule so viele Einkünfte, dass davon ein ordentliches Schulgebäude kann unterhalten, eine Bibliothek für die Schüler nebst einer Orgel angeschaft und das Gehalt des Lehrers daraus bestritten werden. Für die neuangesetzten Schullehrer findet er ein Einkommen von 150 bis 200 Thlr. hinreichend und die besten Stellen, wozu sie nach ihrem Alter und Würdigkeit gelangen, brauchen nicht mehr als 600 Thlr. einzubringen. Da im Grossherzogthum Stellen von der letztern Art sind, so wären zur Verbesserung der übrigen so grosse Capitalien nicht erforderlich, die der Staatscasse zur Last fielen. Der Verf. schlägt eine Schulsteuer vor, welche die Beamten mit der Landessteuer einheben könnten. Freylich konnte dadurch allen Beschwerden und Bedürfnissen abgeholfen werden, wenn nur nicht der Steuern und Abgaben schon so viel wären.

Der *dritte Abschnitt* zeigt nun noch, wie die zur Erreichung des Zwecks der Elementarschulen nothwendigen Anstalten am besten getroffen werden. Zuerst wird das Verhältniss, in welchen die Schullehrer zu den Predigern stehen sollten, näher auseinander gesetzt. Zu dem Ende werden 1) die Gründe wider die Verbindung beyder Stände und wider die Subordination der Schullehrer unter die Prediger angeführt; darauf folgen 2) die Gründe für die Verbindung beyder Stände und für die Subordination der Schullehrer unter die Prediger, die theils aus dem gemeinschaftlichen Zweck, theils aus der Natur, Beschaffenheit und Lage beyder Stände u. s. w. entlehnt sind, und dann wird noch 3) von der Coordination der Prediger und Schullehrer geredet, die der Verf. sich auf keine Weise denken kann. Das hiermit folgende Resultat ist nun: 1) das Schulwesen darf nicht einer geistlichen Behörde übergeben werden, aber die für dasselbe besonders anzuordnende Behörde muss mit der geistlichen in Verbindung stehen. Gegen die Gründe, dass das Schulwesen einem Consistorio nicht dürfe anvertraut werden, liesse sich doch manches erinnern, wenn hier der Ort dazu wäre. Wenn der Verf. sagt: „Die Erziehung ist nicht Angelegenheit der Confession, sondern der

Digitized by Google

Menschheit," so ist dieses doch wohl blos blendend. Gleich nachher sagt er auch selbst: die protestantische Kirche hat mit den Schulen Einen Zweck, Erziehung des Menschen als Menschen. Die Prediger und Schullehrer sollen den nemlichen Zweck an den nemlichen Personen erreichen; sie müssen also unter einer Behörde stehen, das Schulcollegium muss eine Verbindung mit dem Consistorium haben. 2) Die specielle Aufsicht über die Schullehrer und Gemeinden darf nicht in der Regel dem Prediger derselben übergeben werden, sondern nur denjenigen Predigern, welche dieselbe wahrzunehmen Kraft und Zeit haben. 3) Die Oberaufsicht über die Schüler muss den Superintendenten anvertraut werden, die erfahrne Pädagogen seyn müssen. Wenn hier gesagt wird, der Superintendent kann dieses auch seyn, besser als die Consistorialräthe, denn von ihm wird keine theologische Gelehrsamkeit gefordert, wie von diesen, so siehet dieses Rec. wieder nicht ein. Stehet denn pädagogische Kenntniss mit theologischer Gelehrsamkeit im Widerspruch? Rec. kennt wenigstens mehrere die beydes besitzen. Gründliche theologische Gelehrsamkeit setzt ja humanistische Kenntnisse voraus. Der Verf. sagt auch selbst, „das Consistorium müsse bey der Ernennung der Superintendenten darauf sehn, dass sie mit dem Schulfach hinlänglich bekannt sind." Die Consistorialräthe müssen also, um dieses beurtheilen zu können, auch selbst damit bekannt seyn. Zuletzt kommt der Verf. auf die Organisation des protestantischen Schulwesens im Grossherzogthum Berg. Er handelt also von der Einrichtung eines protestantischen Schulcollegiums, welches aus zwey höchstens drey Oberschulräthen, die das Schulwesen zu ihrer Hauptsache gemacht haben, bestehen soll; von Ernennung der Superintendenten zu Schulräthen, wozu vier thätige Männer hinreichen würden; von der Anstellung einiger Schulinspectoren in jeder Superintendentur, wovon jeder etwa fünf bis sechs Schuler unter seiner Aufsicht hätte; von der Anstellung eines Erziehers der Schullehrer in jeder Superintendentur, der den Superintendenten unterstützt, die Schullehrergesellschaften leitet und die Schullehrer nach ihren Fähigkeiten weiter auszubilden sucht, und endlich von der Anstellung eines Scholarchen für jede Schule, der das Vermögen der Schule verwaltet und berechnet. Die Geschäfte eines jeden werden zugleich genauer angegeben und bestimmt, welches aber im Buch selbst nachgelesen werden muss. Der Verf. glaubt, dass die allgemeine Schulsteuer nicht über 1000 Thaler einzubringen brauche, um alle Unkosten des protestantischen Schulwesens im Grossherzogthum zu bestreiten. Seine Vorschläge verdienen überhaupt erwogen und mit Auswahl benutzt zu werden. Auch andere, die nicht zum Grossherzogthum Berg gehören, werden diese Schrift nicht ohne Interesse lesen. Recensent schliesst mit dem Wunsch des Verfs., dass bald eine lieblichere Sonne dem Schulwesen aufgehen möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

Elisabeth, oder die Verbannte nach Siberien. Nach Madame *Cottin* für Deutsche bearbeitet vom *Verfasser der Heliodora.* Leipzig, b. Hinrichs. 2. B. 1808. (1807.) 8. 262 S. (1 Thlr. 6 gr.)

Die Heldenthat eines Mädchens, das, ihren nach Siberien verbannten Vater zu befreyen, ohne Geld und Unterstützung, zu Fuss nach Moskau wandert, und dort die Begnadigung desselben erhält, gibt den Stoff dieses interessanten Romans, der durch die Darstellung des deutschen Bearbeiters nichts verloren hat. — Nach dem Vorberichte ist die Anekdote, worauf das Werkchen gegründet ist, historisch wahr. Nur fand die Verf. für gut, Liebe in die Begebenheit einzumischen, ja die Heldin am Ende zu verheyrathen.

Zeitschwingen. Von *A. J. E. Langbein.* Berlin, b. Schüppel. 1807. Mit 2 Kpfrn. 8. (1 Thlr. 10 gr.)

Den Titel erklärt folgende Strophe eines kleinen, als Vorerinnerung stehenden, Gedichts:

> Wer mit der Menschheit wohl es meint,
> Muss mannhaft sich dem eignen Schmerz entringen,
> Um für den Freund, der trostlos weint,
> Die träge Zeit erheiternd zu beschwingen.

Es sind zwölf Erzählungen, leicht und angenehm vorgetragen, wie man es von Herrn Langbein gewohnt ist. Dies macht aber auch ihr einziges Verdienst; denn fast alle sind so alltäglichen Inhalts, dass es allerdings ein wenig befremdend ist, S. 122 ein Bon-môt auf die Schriftsteller zu finden, die nicht gern die Feile brauchen.

Maria Belmonte, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von *Carl Streckfuss.* Zeitz, bey Webel. 1807. 12. 144 S. (12 gr.)

So mancher deutscher Tragödienschreiber glaubt die Dürftigkeit seines Geistes unter der jambischen Einkleidung zu verbergen, und bedenkt nicht, dass jene dadurch erst recht sichtbar wird. Ob die Handlung diesen äussern Schmuck verträgt, darnach fragt man wenig, und glaubt sich schon durch die Wahl dieser Form den Göthen und Schillern beyzugesellen. Auch *diesem* Stücke vermag kein Jambe aufzuhelfen, und wenn er auch noch so schön wäre, was er nicht ist. Die Handlung ist bis zum höchsten Ermüden ausgedehnt, und kein einziger Charakter hat Haltung und Consequenz. Fürst Fernando hat, nach seines Vaters Willen, eine fremde Prinzessin heyrathen sollen, — sehr zu ihrem Nachtheil erinnert die Exposition an die Braut von Messina — er verschmäht aber diese, weil er Marien liebt, und ein

Digitized by Google

Krieg bedroht darum das Land. Marie, um dies Uebel zu verhüten, vergiftet sich, und verbindet den Fürsten, zu Folge des Schwures, den sie ihm abgenommen, „zu vollbringen', was sie sterbend heische," mit der Prinzessin. Sehr patriotisch und prächtig, aber ganz unweiblich! Kann ein liebendes, kann nur ein verständiges Weib so handeln? Maria weiss, dass der Fürst Isabellen nie geliebt hat, dass er sie jetzt sogar hasst; sie kennt die leidenschaftliche Isabelle, welche in ihrer Gegenwart den Fürsten so apostrophirt:

Was wähnst du noch
ich liebe dich? Nur einen Augenblick
getäuscht von deiner fürstlichen Gestalt
verirrte sich mein schwaches Herz zu dir.
Jetzt kenn' ich dich, und ew'ger, ew'ger Hass
sey dir geschworen, Rache, blut'ge Rache.
Nicht eher will ich ruh'n, bis du vertilgt
von dieser Erde bist.

Und dennoch verbindet sie diesen Dämon mit dem Fürsten? War es nicht besser für den Geliebten, Krieg über sein Land, als eine solche Furie ihm in die Arme zu bringen? — Da das Stück doch ein Ende haben muss, so fügt sich der Fürst, und kleidet seine Einwilligung in folgende milde Worte an Isabellen ein:

Du bist mir fremd — doch sie hat es geboten
und heil'ger Schmerz hat dich mit mir verbunden,
so reich' ich dir als Gatte nun die Hand.

Ob nun die fünf Freundinnen, denen der Vf. dieses Werkchen zugeschrieben, ihm für die poetische Versicherung danken werden, „dass er im himmlischen Gesicht, in lieblicher Gestalt, ein holdes Weib gesehen," dass er nachher *diese* Freundinnen kennen lernen, in ihnen die Züge jener Gestalt gefunden, und, „damit sein schönes Bild nicht schwänd' in dumpfer Nacht, es sorgfältig ausgemalt Zug vor Zug, und nach und nach sich dies Gedicht erhoben?" — Der Vf. darf es hoffen; denn er versichert:

— was ich wollte, herrlich war's und schön,
und ohne Müh' erkennt es Euer Blick!

Beschämt muss dagegen Rec. seine Blödsichtigkeit eingestehen; denn auch mit Müh' hat er es nicht erkannt!

Der Sonderling als Ehestandscandidat. Ein Lustspiel in vier Akten, von *Georg Schiller.* Berlin, b. Littfas. 1807. 8. 252 S. (1 Thlr.)

Das Prädicat eines Sonderlings scheint einem Manne nicht angemessen zu seyn, dessen Eigenthümlichkeit in nichts Anderm besteht, als dass er in einem Alter von acht und vierzig Jahren noch den Angenehmen spielt und Liebesintriguen anspinnt, sich aus Verlegenheiten entweder herauszieht, oder lachend ihnen unterwirft, und nie die Besonnenheit verliert. Geckerey und gute Laune im höhern männlichen Alter ist die Basis des Charakters des Barons, und diese Vereinigung ist keine Sonderbarkeit mehr. Wahrscheinlich schwebte dem Vf. der Graf Klingsberg vor. Allerdings lässt sich dieser reichhaltige Charakter noch in vielen andern Lagen zeigen, als ihn Schröder in seinen beyden bekannten Stücken dargestellt hat; auch ist diese Darstellung unserm Verf. nicht misslungen. Ueberhaupt, so jugendlich auch der Versuch erscheint, so kann man doch darin ein Streben nach Charakteristik nicht verkennen, was im Lustspiele immer die Hauptsache bleibt. Freylich sind die Personen etwas hart gezeichnet, und der Composition fehlt Einheit und Haltung. Darum ist dem Verf. ernstes Studium der besten Muster anzurathen.

Die Ahnfrau. Dramatisches Gedicht in fünf Akten, von *Friedrich Walther.* Göttingen, bey Dankwerts. 1807. (16 gr.)

Das Jawort. Ein Lustspiel in fünf Akten, von *Fr. Walther.* Ebend. 1807. (16 gr.)

Schwerlich würde man jenes sogenannte dramatische *Gedicht* vor Langeweile und Unwillen auslesen können, wenn nicht das totale poetische Unvermögen des Vfs. hie und da Belustigung verschaffte. Nur aus dem Dialog lässt sich in der Kurze eine Probe davon geben. Der Bischof sagt S. 94:

Beym Teufel — Nein! die Frechheit geht zu weit!
Was habt Ihr denn gethan, armsel'ger Prahler,
Das nicht verdorben hätt' die ganze Sache?
Was Ihr anfingt, das musstet Ihr durchführen,
Und hätt' auch fliessen müssen Blut dabey!
Was es gekostet, davon ist bey mir,
Das wüsst ihr wohl, die Rede wahrlich nicht!
Doch euer Geiz hat Geld dabey geschont!
Ja hättet Ihr durch Seegen oder Ablass
Und Messenkram, der Euch kein Geld gekostet,
Vermogt Euch Hülfe dabey zu verschaffen —
Dann war's was anders! — Geht mir aus den Augen!

Da die Prose des Vfs. der Sublimität seiner Verse entbehrt, so fällt in dem *Jawort* leider alle Belustigung weg. — Der Vf. hat noch zwey andere Schauspiele ausgehen lassen: *Christwin und Kolumbula*, eine historische Tragödie, und *den Gang nach dem Eisenhammer*, ein romantisch-dramatisches Gedicht, die dem Rec. gleichfalls zur Anzeige zugetheilt worden sind. Aber nach jener bittern Erfahrung auch noch diese zu lesen, kann ihm Niemand zumuthen, als — Herr *Friedrich Walther.*

Digitized by Google

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

102. *Stück, den* 12. *August* 1807.

C H E M I E.

Russisches Jahrbuch der Pharmacie. Herausgegeben von Dr. *D. H. Grindel*, Professor der Chemie in Dorpat u. s. w. Dritter Band. Riga, in der Hartmannschen Buchhandlung. 1805. in klein Octav. 244 Seiten, nebst 10 Seiten Dedication, Vorbericht u. Inhaltsanzeige. (1 Thlr.)

Es ist dies Jahrbuch, nach einer wiederholten ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers, zunächst nur für das russische pharmacevtische Publicum bestimmt, und man dürfe sich daher nicht wundern, schreibt derselbe, wenn man darin manche im Auslande schon vor geraumer Zeit angestellten Versuche, manche dort schon längst bekannte Thatsache hier angeführt fände. Denn bey der grossen Vernachlässigung der wissenschaftlichen Lectüre könne man auf dergleichen nicht oft genug aufmerksam machen.

Diesem gemäss enthält dieser Band, ausser einigen eigenthumlichen Abhandlungen, grösstentheils nur Beschreibungen wiederholter merkwürdiger pharmacevtischer Versuche des Auslandes, jedoch hier und dort mit einiger Abänderung des Verfahrens dabey und einigen Zusätzen. Dies kann indessen den Werth des Buchs so wenig verringern, dass vielmehr der, welcher mit den neuesten pharmacevtischen Entdeckungen bekannt ist, noch manches Interessante darin finden wird. Vorzüglich aber verdient das uneigennützige Bestreben des Herausgebers, den Pharmacevten des russischen Reiches auch durch diese Bogen nützlich zu werden, — sogar der Betrag derselben ist der Pharmacie bestimmt — den Dank Aller, denen es um Förderung der Wissenschaft zu thun ist.

Der Inhalt des Buchs ist folgender:

Erster Abschnitt. I. *In wie fern sind pharmacevtische Institute den Apothekern nützlich? Vom Herausgeber.* Es wird darauf gedrungen, dass die Lehrherren ihre Lehrlinge nicht allein in dem Mechanischen ihrer Kunst, sondern auch in dem Wissenschaftlichen derselben unterrichten sollen. Letzteres soll indessen hauptsächlich dadurch geschehen, dass dem Lehrlinge in zweckmässiger Folge leichtverständliche chemische, pharmacevtische, naturhistorische u. s. w. Werke in die Hände gegeben werden, über deren Inhalt dann von dem Lehrherrn öfters Prüfungen mit ihnen angestellt werden sollen, um ihnen nachzuhelfen. Rec. aber glaubt, dass für den allerersten Unterricht der mündliche bey einem noch ungebildeten Verstande des Lernenden der zweckmässigste sey und am schnellsten weiter fördere, zu geschweigen, dass bey Lesung, wenn auch noch so fasslich geschriebener, Elementarwerke, der dunkeln Stellen dem rohen Anfänger so viele vorkommen mussen, dass auch bey dem anfänglich besten Willen endlich doch seine Geduld ermüdet und er gegen das Studium seiner Wissenschaft eine Abneigung erhält, zumal wenn er sieht, wie er zur Noth mit dem Mechanischen derselben allein ausreichen kann. Zweckmässig eingerichtete Schulen könnten auch hier am besten vorarbeiten. Denn wahr ist es, was der Vf. sagt, dass die Lehrherren selten — wenn sie auch Geschicklichkeit genug besitzen — Zeit genug zum Unterricht ihrer Lehrlinge übrig haben. II. *Ueber die Vertheilung der Arzneymittel in den Apotheken, von demselben.* Ein wenig bedeutender Aufsatz, der ein paar Worte über die Anordnung des Innern einer Apotheke enthält, welche jedoch nicht eimal durchgeführt ist. Rec. zweifelt übrigens, ob eine solche Anordnung mehr vor Verwechselung sichere, als eine der jetzt üblichen. Wenn (S. 33) verlangt wird, dass die Aerzte ihre Recepte nicht alle zu gleicher Zeit in die Apotheken senden sollen, damit die Arbeiten dort sich nicht häufen, so ist dies in grössern Städten wohl nicht zu erhalten, und in kleinern ist der Arbeit ohnehin nicht zu viel. S. 38 wird ferner verlangt, dass auf Vorschriften (soll heissen: Aufschriften, Signaturen) nur die alte Nomenclatur angewandt werde, weil die neuere unzählige Verwechselungen geben würde. Dies kann wohl nur da Statt finden, wo der Apotheker so wenig wissenschaftliche Bildung hat, dass ihm sogar neuere, passendere Namen etwas Unerhörtes sind. Andern ist die neuere Nomenclatur eben so geläufig, ja vielleicht geläufiger, als die alte, und muss es seyn, da häufig Aerzte auf ihren Recepten, der eine dieser, der andere jener sich bedient, und das Landesdispensatorium selbst, wie z. B. das Brandenburgische, oft ganz in jener, höchstens mit Beyfügung der alten Synonymen, abgefasst ist. Auch kennt Rec. Apotheken, denen Niemand den gegründeten Vorwurf einer Nachlässigkeit machen wird, welche zu ihren Signaturen sich einzig der neuern Nomenclatur bedienen.

Digitized by Google

Zweyter Abschnitt. I. *Versuch einer bestimmten und richtigern Bereitungsart der Bestuscheffischen Nerventinctur, von Hrn. Brandenburg.* Der Verf. verschafft sich mit Hülfe der Salpetersäure ein vollkommenes Eisenoxyd, löst dasselbe in reiner Salzsäure auf und raucht die Auflösung in gelinder Wärme ab, bis sich auf dem Boden des Gefässes ein Niederschlag zu zeigen anfangt, setzt dann einige Tropfen Salzsäure hinzu, um diesen Niederschlag wieder aufzulösen, und verwahrt die so eingedickte Auflösung in wohlverschlossenen Gefässen. Eine Unze hiervon wird mit vier Unzen reiner Schwefelnaphta, die das salzsaure Eisen völlig auflöst, vermischt, und der Auflösung setzt man acht Unzen Alkohol zu. II. *Ueber denselben Gegenstand, von dem Herausgeber.* Es wird das Gelingen der Bereitungsart No. I. bestätigt; es gehören aber dazu, ausser reiner Salzsäure von 1, 4 eigenthumlichen Gewichts, vornemlich reiner wasserfreyer Aether und Alkohol; sonst schiede sich ein Theil des salzsauren Eisens, in dem Wässrigen gelöst, aus und mache so das quantitative Verhältniss desselben in der geistigen Auflösung unbestimmt. III. *Vorschrift zu der Bereitung der Tinctura tonico-nervina Bestuscheffii (von demselben).* Ist ganz die vorige, nur dass das salzsaure Eisen so weit abgedampft wird, dass es erkaltet zu einer trocknen krystallinischen Masse gesteht. IV. *Ueber die Kamphererzeugung aus Terpentinöl, von Herrn F. Brandenburg.* Der Vf. versuchte mehrere Methoden, die bey dem Durchgange des salzsauren Gases durch Terpentinöl erhaltene krystallinische Masse, die nur einen schwachen Kamphergeruch hatte, zu reinigen und in vollkommenen Kampher zu verwandeln; aber vergebens, bis er endlich die bis dahin verschiedentlich bearbeitete Masse in Alkohol auflöste und durch tropfenweis hinzugesetztes Wasser niederschlug. Der Niederschlag liess sich durch ein Filtrum absondern und war dem natürlichen Kampher im Geruch und Ansehen gleich. V. *Verhalten des Rosmarinöls mit salzsaurem Gas, von demselben.* Der Vf. bemerkte zwar deutlich den Kamphergeruch, konnte aber aus vier Unzen Oel kaum einen Gran Kampher in Substanz abscheiden. VI. *Verhalten des Terpentinöls mit oxygenirter Salzsäure, von demselben.* Das Oel ward im Anfange verändert, wahrscheinlich durch das zuerst übergehende salzsaure Gas, litt aber dann weiter keine Veränderung. VII. *Leichtes und ökonomisches Verfahren, den kaustischen Ammoniakgeist zu bereiten, von demselben.* Der Vf. löst, wie schon Mehrere thaten, das salzsaure Ammoniac in reinem Wasser auf und schüttet in langen Zwischenzeiten nach und nach gebrannten Kalk in hinreichender Menge hinzu. Nachdem die Mischung öfters umgeschüttelt ist und darauf eine Zeitlang ruhig gestanden hat, giesst man die klare Flüssigkeit in eine Retorte ab und destillirt den kaustischen Salmiakgeist über. VIII. *Ueber die Bereitung des Zinkoxydes auf nassem Wege, von Herrn F. G. Hlem.* Verkäuflicher Zink, so rein, als man ihn erhalten kann, wird in reiner Schwefelsäure aufgelöst und aus der verdünnten Auflösung das Zinkoxyd durch kohlensaures Kali niedergeschlagen. Der Niederschlag ist schön weiss. Weshalb aber (S. 106) der Vf. die Gewichtszunahme des Zinkoxydes in Vergleichung mit dem dazu verbrauchten Zinke allein der Kohlensäure zuschreibt und der Herausgeber deshalb gar vermuthet, dass zur Fällung das gesäuerte kohlensaure Kali angewendet seyn möchte, ist nicht abzusehen. IX. *Angabe der Quantitäten mehrerer Producte und Educte bey pharmaceutischen Arbeiten.* Ein trocknes, in manchen Fallen wohl nutzliches, Verzeichniss der Ausbeute mehrerer pharmaceutischen Operationen, aus einer grossen Anzahl von Bemerkungen gezogen, welche Hr. Apotheker Struve in Riga innerhalb zwanzig bis funfundzwanzig Jahren sammelte. X. *Versuche über den leichten Salzäther, von dem Herausgeber.* Beschreibung der durch einen neuen Versuch bestätigten Bereitungsart des Salzäthers des Herrn Basse, Angabe der Eigenschaften desselben nach Gehlen, und ein Nachtrag vom Herausgeber. XI. *Ueber den Hoffmannschen spiessglanzhaltigen Schwefelkalk, von dem Herausgeber;* enthält mehrere bekannte Arten der Bereitung desselben auf trocknem und nassem Wege. XII. *Bereitung der salzsauren Schwererde durch salzsauren Kalk, von demselben;* enthält die Beschreibung der Trommsdorfschen Weise der Bereitung der salzsauren Schwererde durch das Schmelzen des Schwerspaths mit reiner salzsaurer Kalkerde, nebst der Anführung der Bemerkung Göttlings. Noch etwas uber die befürchtete Verunreinigung des Products durch salzsauren Strontian. S. 149 sagt der Verf.: „Den salzsauren Kalk kann man austrocknen und zu neuen Arbeiten aufheben.“ Damit ist der aus der Lauge gesammelte gemeynt, welches der Deutlichkeit wegen hätte hinzugesetzt werden sollen. Nach S. 150 sollen die metallischen Theile theils verflüchtigt, theils ausgeschieden werden. Ist denn das Verflüchtigen kein Ausscheiden? Und was soll eigentlich durch Ausscheiden angedeutet seyn? Der Verf. schreibt hier, so wie überall, Crystall, crystallisiren. Es muss aber durchaus ein K statt des C. stehen, nach der griechischen Abstammung (κρύος). XIII. *Notizen.* Grösstentheils schon längst bekannt. XIV. *Nachrichten.* XV. *Anzeige* u. s. w. liefert in nebeneinander gestellten Columnen den Unterschied zwischen der ächten und unächten Angusturarinde nach genauen Untersuchungen des Herausgebers.

Auch einige Druck- und Schreibfehler finden sich. So S. 51 — übergiesse man ein (für einen) Theil. S. 65. — an welcher (für an welche) ein Ballen lutirt war. S. 137 — verkalkten (für verklebten). Ebendaselbst — wässerigen (für mässigen). S. 144 — solita (für salita). S. 160 — ein (für einen) Theil. S. 184 — gefüllt (für gefällt).

Die Grundwahrheiten der neuern Chemie nach Fourcroy's Philosophie chimique, herausgegeben mit vielen Zusätzen von D. *H. F. Link*, Prof. zu Rostock u. s. w. Leipz. u. Rostock, im Verlage der Stillerschen Buchhandl. 1806. 8. 254 S. nebst 2 Seiten Vorrede. *) (20 gr.)

*) Von diesem Werke ist schon eine kurze Anzeige St. 74.

Digitized by Google

In der Vorrede äussert der Herausgeber, dass von dem Fourcroy'schen Werke zwar schon eine gute Uebersetzung von Gehlen vom Jahre 1796 vorhanden sey, indess ohne alle Anmerkungen und Zusätze, deren diese Schrift doch so sehr bedürfe. Er selbst lege dieselbe bey seinen Vorlesungen zum Grunde und habe deshalb auf den Wunsch des Verlegers eine neue Uebersetzung mit vielen Zusätzen veranstaltet. So sey dies Buch entstanden.

Man sieht also, dass unter dem „nach Fourcroy's Philosophie chimique" auf dem Titel nur eine simple Uebersetzung zu verstehen sey, und Rec. hat daher nur nöthig, einmal sein Urtheil über die Art und Weise der Uebertragung des französischen Originals in unsere Muttersprache, welches kurz darin besteht, dass diese Uebersetzung durchaus verständlich, bestimmt und dem Genius der deutschen Sprache angemessen ist, und dann sein Urtheil über die vom Uebersetzer hinzugefügten Anmerkungen und Zusätze zu sagen. Was jene Anmerkungen betrift, so enthalten sie theils Berichtigungen, theils Zweifel gegen die vom Vf. aufgestellten Meynungen, letztere oft blos durch (?) angedeutet. Die Zusätze hingegen enthalten theils die nach der Erscheinung der Fourcroy'schen Schrift gemachten chemischen Erfahrungen und neu entdeckten Stoffe, theils, wo es dem Uebersetzer nöthig schien, eine weitere Uebersetzung der abgehandelten Materien. Dass durch beydes das Werk gewonnen habe, lässt sich von den Bemühungen des dem naturwissenschaftlichen Publicum schon so rühmlich bekannten Herausgebers nicht anders erwarten. Dessen ungeachtet aber dünkt es dem Rec., als wenn hier und dort eine Anmerkung, die sich nicht findet, nicht überflussig gewesen wäre, und manche Zusätze des Uebersetzers selbst wieder einer Berichtigung bedürften. Die Stellen, wo jenes Erstere Statt findet, will Rec. jetzt nach der Reihe, so wie sie ihm aufgestossen sind, anführen.

S. 11. sagt die Uebersetzung: „Nach diesem sind die tropfbaren Körper (liquides) Verbindungen der festen mit dem Wärmestoff, die Gasarten sind Auflösungen verschiedener Körper in dem Wärmestoff u. s. w." Ist denn die Auflösung eines Körpers in dem Wärmestoffe nicht auch eine Verbindung beyder? Soll hier ein Unterschied Statt finden, so muss er deutlich angezeigt werden. S. 12. „corpora non agunt; nisi soluta;" bestimmter sagt man: nisi fluida. Ebendaselbst No. IV. „da jeder Körper Theilchen von verschiedener Gestalt hat." Wo ist das erwiesen, und auf welche Weise wird es je erwiesen werden können? S. 75. No. XI. „— auch sind durchsichtige Gefasse, welche Licht- und Wärmestoff zugleich durchlassen, in den Oefen gebraucht, den Chemikern sehr nützlich. Man bringt dieselbe Wirkung hervor, wenn man undurchsichtige Gefässe mit Wärmestoff so sehr durchdringt, dass sie glühen, oder das Licht durch sie gehen kann." Also Bley z. B. wird in einem durchsichtigen gläsernen Gefässe in der Nähe einer Kohlenglut eben so verändert, als im irdenen Tiegel, der zwischen den Kohlen selbst glüht? S. 22. No. V. „Hundert Theile dieser Luft enthalten nur sieben und zwanzig Theile, welche zum Verbrennen dienen." Nach neuern genauen Versuchen enthält die atmosphärische Luft in hundert Theilen stets nur etwas über ein und zwanzig Theile Sauerstoffgas. Eben so S. 23. No. VIII. Ueberdies ist dort, so wie in den zunächst vorhergehenden und folgenden Nummern, der Ausdruck: der brennbare Körper absorbirt Lebensluft, nicht bestimmt genug. Er absorbirt nur den wägbaren Theil davon, wodurch jene in ihrer Form gestört wird und als Gas einen Raum zu erfullen aufhört. S. 24. No. X. wird des jetzt üblichen Gebrauchs des Phosphors zur Eudiometrie erwähnt. Bekanntlich aber bedient man sich jetzt weit sicherer und bequemer des Wasserstoffgases. — In No. XI. wird nun erst der Zersetzung der Lebensluft beym Verbrennen gedacht. S. 26. No. XV. „Das Verbrennen schränkt sich nicht allein auf die Zersetzung der Luft in der Atmosphäre ein, indem einer der Grundstoffe derselben absorbirt wird, sondern es wird auch die Lebensluft zersetzt;" u. s. w. Ist dies im Grunde etwas Anderes, als was S. 24. No. X. schon gesagt war, wo es heisst: „Das Verbrennen besteht also in dem Fixiren und der Absorbtion der Lebensluft durch die brennbaren Körper, in der Zersetzung der atmosphärischen Luft durch diese Körper. Da nur die Lebensluft dazu dient, so begreift man leicht u s. w."? S. 27. No. XVI. „Es ist bewiesen, dass der grösste Theil des Lichts, welcher die Flamme bildet, sich in der Lebensluft befindet, wovon er einen Bestandtheil ausmacht." Wodurch ist dies bewiesen? Aus den angeführten Gründen folgt es durchaus nicht; und erklärt die von Richter, Grev, Hermbstädt u. Andern aufgestellte Hypothese, welche den Grundstoff des Lichts in den verbrennlichen Körper setzt, die Erscheinungen nicht eben so gut, ja manche vielleicht noch genügender? S. 28. No. XVII. „— sauermachenden Basis." Sauermachend, als *Benennung*, mag gelten; hier aber als *Erklärung* ist es zu allgemein.

In der Folge fand Rec. wenig oder keine Veranlassung zu Bemerkungen dieser Art; nur unter den Zusätzen des Uebersetzers scheinen ihm noch einige einer Berichtigung, wenigstens einer nähern Bestimmung, zu bedürfen. S. 3. sagt der Uebersetzer: „*Sattigung* bestimmt die Menge, welche ein Körper von einem andern aufnehmen kann, um eine bestimmte chemische Verbindung hervorzubringen." Demnach wäre im übersauern weinsteinsauern Kali (Weinsteine) die Säure mit dem Kali gesättigt. Dann tröpfelt man zur im Wasser gelösten Weinsteinsäure gleichfalls im Wasser gelöstes Kali, so entsteht sogleich eine sehr bestimmte chemische Verbindung, die unter dem obigen Namen bekannt ist, und sich aus der Flussigkeit, wenn diese nicht zu viel Wasser enthielt, absondert. — Die gleichfolgende Erklärung: „*Neutralisation* bestimmt den Zustand, wo die Bestandtheile gewisse Eigenschaften in der chemischen Verbindung erlangen oder verlieren" dünkt den Rec. zu weit. Was

S. 1183 f. in Rücksicht seiner Brauchbarkeit für Schullehrer gegeben. Die gegenwärtige Rec. beurtheilt es aus dem wissenschaftl. Gesichtspunkt. D. Red.

Digitized by Google

könnte man hiernach nicht Alles Neutralisation nennen, was die Chemiker bisher doch nicht so zu nennen pflegten. Oder sollen unter den „gewissen" Eigenschaften nur die charakteristischen Eigenschaften der Säuren und Kalien verstanden werden? Dann ist der Ausdruck wenigstens unbestimmt. S. 45. sagt eine berichtigende Anmerkung des Uebersetzers: „die Donnerschläge, das Rollen des Donners sind leicht erklärlich durch die Explosion des elektrischen Funkens u. den Wiederhall." Wo ist Wiederhall mitten auf dem Meere, wo der Schiffer den Donner eben so fürchterlich rollen hört, als der Landbewohner? Diese Erklärungsweise ist gewiss noch weniger genügend, als die Erklärung des Vf. Auch die gleichfolgende Erklärung der Entstehung des Gewitterregens bleibt dahin gestellt. Es ist, mit Gewissheit hier etwas zu erklären, noch nicht Zeit; und Hypothesen müssen auch für nichts weiter, als was sie sind, ausgegeben werden.

Die beträchtlichsten Zusätze des Uebersetzers sind übrigens S. 48. u. f. eine systematische Classification der Erden nach ihren charakteristischen Eigenschaften, und eben so S. 158. u. f. die der Metalle, wo aber das, was dem Verf. zugehört, durch *Fourcr.* bezeichnet ist.

Einige Schreib- und Druckfehler sind dem Rec. aufgefallen, als: S. 7. Nr. III. muss das erste Mal statt *blauen* gelesen werden: *rothen*. S. 29. Nr. XX. statt *Wärmestoffs* lese man: *Sauerstoffs*. S. 65. Nr. IV. statt *Octaudern*, *Dodecatidern*, lese man: *Octaedern*, *Dodecaedern*. S. 149. Nr. XVI. statt: *mit* Aufbrausen lese man: *ohne* Aufbrausen. Auch soll hier wohl, statt *langsam*, *ruhig* stehen.

Pharmaceutische Erfahrungen (,) *vorzüglich die Receptirkunst betreffend.* Zum Nutzen ausübender Apotheker von einem deutschen Collegen. Mit einer Vorr. des Hrn. D. und Hofr. (s) Moenchs (Moench) zu Marburg. Leipz., 1804. In Joh. Benj. Georg Fleischers Buchh. XII. u. 146 S. in 8.

Die Anzeige dieser kleinen Schrift hat sich zufällig verspätet, und ein grosser Theil der darin gesammelten Bemerkungen und Vorschriften ist, wie man leicht urtheilen kann, jetzt noch weniger neu, als er es bey dem ersten Erscheinen derselben war. Dessenungeachtet aber wird selbst der Kundige sie mit Vergnügen noch einmal lesen, hier und dort vielleicht etwas finden, was seiner Aufmerksamkeit nicht unwerth ist, sich wenigstens über den überall recht sichtbar regen Eifer des Verf., Nutzen zu stiften und den Schlendrian aus den Apotheken zu verbannen, freuen. Ausser den Erfahrungen, die Receptirkunst betreffend, findet man darin vorzüglich Vorschriften zur bequemern oder bessern Bereitungsweise der Arzneymittel. Die Schreibart ist munter, eindringlich und grösstentheils rein, bis auf eine nicht unbedeutende Anzahl von Verstössen gegen die Grammatik, die vielleicht zum Theil auf die Rechnung des Setzers und Correctors zu schreiben sind; z. B. S. 3. — dass in *der* (Apotheke) kein Recept gebracht wird. S. 13. — an *denen* die Zunge anstösst. S. 21. steht: *Begleiter* (eines Amtes). Man sagt wohl: ein Amt *bekleiden*, aber nicht: der *Bekleider*, am wenigsten: der *Begleiter* eines Amtes. In derselben Bedeutung kommt S. 52. vor: einen Posten *begleiten*. S. 22. — während *diesem* — Gewirre. S. 27. — Zwar ist Unreinlichkeit — ekelhaft, aber die Folgen davon (fehlt: *sind*) meist unbedeutend. Eben so S. 65. — S. 37. — mit *den* Vehikel. Ebendaselbst. — Bey dem *heurigen* ausserordentlich grossen *Volumine* dieser Erde, soll heissen: bey der ausserordentlich grossen *Menge* dieser Erde, welche man *heut zu Tage* zu geben pflegt, oder: deren man heut zu Tage bedarf. S. 38. *darzu*. S. 41. — *das* — Wasser bedürfen. Auch sagt man richtiger: mit 8 Unzen destillirtes Wassers, statt: mit 8 Unzen destillirtem Wasser. S. 42. *demungeachtet*. S. 47. *Schlauderer* ist ein Provinzialismus, dem Zusammenhange nach für: *Nachlässiger*. S. 140. kommt in derselben Bedeutung: der *Schlauderhafte*, vor. S. 127. — ihr (der Mandeln) *usuelles* fettes Oehl, soll wohl heissen: ihr *wesentliches* fettes Oel.

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Chemie. In drey Abtheilungen. Aus dem Taschenbuche für Aerzte etc. besonders herausgegeben von *D. J. B. Trommsdorf.* Erfurt, in der Henninge'schen Buchhandlung 1806. Erste Abtheilung. Seite 9—176, nebst einem Bogen Tabellen. Zweyte Abtheilung. Seite 5—240, nebst 1½ Bogen Tabellen. Dritte Abtheilung. Seite 11—146 kl. 8. Hierzu noch 4 Seiten Vorrede und Inhaltsanzeige.

Diese Schrift enthält die Bogen aus den Taschenbüchern von 1803 bis 1805, welche sich nicht verkauft haben, mit einem neuen Titel, einer neuen Vorrede und einem neuen Inhaltsverzeichniss, wogegen die alten Titel, Vorreden und Inhaltsverzeichnisse ausgeschnitten sind. Die Beurtheilung dieses Werkes findet sich also schon in der Beurtheilung der Taschenbücher von 1803 bis 1805. Uebrigens ist es gerade nicht zu tadeln, dass der Verl. auf eine dem Publikum nicht nachtheilige Weise den Absatz seiner Taschenbücher durch diese Maassregel zu befördern sucht; ob gleich zu wünschen gewesen wäre, dass, wenn diese einzelnen Abhandlungen in ein eigenes Werk gesammelt werden sollten, der Verf. sie noch einmal durchgesehen und hier und dort verbessert haben möchte.

Praktisch-chemische Tabellen für Aerzte, Apotheker und Liebhaber der Chemie, zur leichten Uebersicht bey Untersuchungen der natürlichen einfachen und zusammengesetzten Körper in chemisch-physischer Hinsicht, und deren Verhalten zu den gegenwirkenden Mitteln, von *Wilhelm Christian Meyer*, Doctor und Apotheker zu Schweina im Meiningischen. Erster Theil. Uebersicht der natürlichen einfachen und zusammengesetzten Körper in physisch-chemischer Hinsicht. Erfurt, 1806. In der Henninge'schen Buchhandlung. 6 Bogen Tabellen, jedoch nur auf einer Seite bedruckt, und 4 Folioseiten Titel und Vorrede.

Dass eine tabellarische Uebersicht der Gegenstände, welche eine Erfahrungswissenschaft um-

Digitized by Google

fasst, ihren Nutzen, und oft recht grossen Nutzen, haben könne, daran hat Rec. niemals gezweifelt. Besonders würden auch zweckmässig eingerichtete chemische Tabellen nicht blos dem Anfänger das Studium der Wissenschaft erleichtern, sondern auch selbst dem Geübtern mancherley Vortheile gewähren können. Vielleicht schwebte dieser Gedanke dem Verf. des oben angezeigten Werkes vor, als er zur Feder griff; vielleicht hatte er den besten Willen, nicht blos ein Buch zu machen, sondern auch dadurch nützlich zu werden. Aber in der Ausführung desselben ist er — wenigstens nicht glücklich gewesen. Denn nicht nur fehlt es hier und dort an der genauen logischen Eintheilung und Ordnung — ohne Zweifel ein Haupterforderniss bey Tabellen dieser Art, — sondern noch öfter an Bestimmtheit des Ausdrucks, richtiger Angabe der charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Stoffe, und an grammatisch richtiger Wortfügung. Es scheint fast, als habe der Verf. das erste beste Handbuch der Chemie genommen und daraus seine Tabellen — mit wie vielem Nachdenken und Fleisse, werden die folgenden Bemerkungen darüber angeben — zusammengesetzt, und auf solche Weise wurde ihm auch nicht einmal das „ut desint vires etc." zu Statten kommen können. Er nennt seine Tabellen „praktisch-chemische," vielleicht weil sie, wie der Titel weiter sagt, bey Untersuchung u. s. w. dienen sollen. Aber dazu sind Tabellen, so lange sie nicht die tabellarische Form verlieren und förmliche Abhandlungen werden sollen, auf jeden Fall zu unvollständig. Wie der Verf. seinen Zweck erreicht habe, wird sich freylich nur dann erst ganz beurtheilen lassen, wenn das Werk, von welchem, zufolge des Titels, diese Bogen nur den ersten Theil ausmachen, vollendet seyn wird. Aber selbst wenn diese Tabellen noch weitläufiger werden sollten, als sie es schon sind, so lässt sich, wenn dieselben nicht, wie schon gesagt, zu förmlichen chemischen Abhandlungen anwachsen sollen, derselbe dadurch nicht füglich erreichen. In der Vorrede bittet der Verf. um gutige Nachsicht und um Beurtheilung (soll dem Zusammenhange nach heissen: um gutige Nachsicht bey der Beurtheilung) seiner ersten Arbeit. Rec. glaubt, dass man dieselbe unaufgefordert jedem Menschen, der als solcher fehlen kann, schuldig sey, und sein Wahlspruch ist: refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia parati sumus; aber eben so sehr hält er es seiner Pflicht gemäss, auch, so viel an ihm ist, freymuthig, ohne fremde Rücksichten, sein Urtheil zu sagen, wenn er im Stande ist, dasselbe mit Gründen zu belegen. Zur Begründung seines oben gefallten Urtheils über die vorliegende Schrift wird derselbe daher auch jetzt die Belege liefern. Rec. fängt mit der ersten Tafel an. Der Verf. theilt die unzerlegten Stoffe ein 1. in für sich nicht darstellbare, allgemein verbreitete, und rechnet dahin b. ponderable. Sie befinden sich am öftersten (sic!) als Gas in der Atmosphäre. — Rec. fragt, ob hierunter nicht mit allem Rechte auch der Wasserstoff zu setzen sey? Hat er nicht alle Merkmale, welche die Hauptabtheilung angibt? Ist er etwa für sich darstellbar? Nein! Ist er allgemein verbreitet? Allerdings; wenn man anders nicht das „allgemein" im strengsten Sinne nehmen will, sondern nur in der Bedeutung des „allgemeinen." In jenem Sinne das Wort genommen möchten sich sonst auch gegen den Sauerstoff Einwendungen machen lassen. Aber auch in die Unterabtheilung passt er. Denn ist er nicht ponderabel? Findet er sich häufig in der Atmosphäre? Das freylich nicht, obgleich sein Daseyn nicht zu leugnen ist. Doch ist diess auch keine nothwendige Bedingung; und wäre sie es — nun so mache man eine neue Unterabtheilung. Unter die Hauptabtheilung gehört er gewiss. Doch man findet ihn erst weiter unten unter 2. Entzundbare. Hieraus erhellet, dass der Verf. unter 1. nur die unentzündlichen begriffen wissen wollte, und also auf das schwankende Merkmal der allgemeinen, oder richtiger: allgemeinern, Verbreitung hätte Verzicht leisten können, wenn er hier nicht auch zugleich den Licht- und Wärmestoff hätte aufführen wollen. Rec. würde diese aber lieber unter einer Rubrik: ursprünglich expansible Flüssigkeiten, genannt haben. — Ferner befindet sich unter der Rubrik: *Betrachtungen* (soll heissen: Betrachtung) *der einfachen Körper* u. s. w. und die Zeile darauf: *Die Ordnung dieser bis jetzt noch unzerlegten Körper* u. s. w., das Ammoniak mit der ausdrücklich beygefügten Erklärung, dass es aus vier Theilen Stickstoffs und einem Theil Wasserstoffs bestehe. — Eben so findet man unter der Rubrik: *Metalle, welche den höchsten Grad der Hitze aushalten, ohne sich weder zu oxydiren, noch zu verflüchtigen*, das Silber, von welchem der Verf. selbst bemerkt, dass es vor dem Löthrohre mit Lebensluft, auch im Brennpuncte eines grossen Brennspiegels verdampfe. Ist der Grad der dadurch bewirkten Hitze etwa noch höher, als der höchste? — Rec. fragt die Leser, und unter ihnen vielleicht auch den Verf., ob eine solche Anordnung eine logisch richtige genannt werden möge? — Uebrigens finden sich in dieser ersten Tafel noch folgende Stellen, die dem Rec. Veranlassung zu Bemerkungen gaben: Unter *Reagentien* (*Reagiermittel*, wie sie der Verf. gewöhnlich nennt) versteht derselbe solche Stoffe, die dazu dienen sollen, die Qualität und Quantität der Bestandtheile der Naturkörper zu entdecken. Hier ist, wie man sieht, das Wort: *Reagens*, in der weitesten, unter den Chemikern sonst nicht gewöhnlichen, Bedeutung genommen, indem man darunter nur die Stoffe zu verstehen pflegt, durch welche man die Beschaffenheit, nicht auch zugleich (wenigstens nicht immer, und nicht immer auf die bequemste Weise) die Menge der Bestandtheile eines Körpers erforscht. So ist z. B. schwefelsaures Silber ein Reagens gegen die Salzsäure; aber man hat bequemere Mittel, die Qualität derselben zu erforschen. Blausaures Kali ist ein Reagens gegen das Eisen, und man bedient sich desselben auch, um die Quantität desselben in einer Auflösung kennen zu lernen. Beyde werden in so fern Reagentien genannt, als jenes unbezweifelt auf Salzsäure, dieses (durch einen blauen Niederschlag) auf Eisen hinweiset. „*Mit* einem Körper chemisch gebunden seyn" sagt man nicht; statt dessen sagt

Digitized by Google

man: *an* einen u. s. w., oder *mit* einem — *verbunden* seyn. — „— *eine nähere Verwandschaft zu B, als zu A.*“ soll heissen: — zu A, als zu B. In dem Beyspiele zur Seite muss statt: *A. Schwefelsaurer Baryt*, gelesen werden: A. Schwefelsaure Bittererde. Disponirende oder vorbereitende Verwandschaft erklärt der Verf. folgendermassen: „*Wenn die „Mischungsqualität zweyer aus mehreren Bestand-„theilen zusammengesetzten, mit einander verbunde-„nen Körper*“ (nach einem Beyspiele zur Seite: Schwefelkali und Wasser) „*durch einen dritten dazu „kommenden*“ (wo ist der hier? und was soll er überhaupt? Versteht der Verf. unter jenen zwey Körpern vielleicht entweder Kali und Schwefel, oder Wasserstoff und Sauerstoff; so sind diese, einmal, nicht zusammengesetzt — wenigstens kennt man ihre Bestandtheile nicht — und dann, passt jetzt die folgende Erklärung besser? Kurz, hier herrscht Verwirrung. Der Verf. fährt nemlich fort:) „*dadurch „gehoben wird, dass letzterer der Mischung einen „entfernten Bestandtheil, mit dem er näher verwandt „ist, dynamisch entreisst, wodurch das Gleichge-„wicht der vorigen verbindungsfähigen Bestandtheile „gehoben wird, und diese nun ganz andern Verwand-„schaftsgesetzen folgen und neue von vorigen in „Qualität und Quantität verschiedene Körper pro-„duciren, oder mit kurzen Worten: die Statt findung „aller Verwandschaften in einem Prozesse. Wo aus „einer Verbindungs- eine einfache Wahlverwand-„schaft, durch diese bedingt, eine doppelte Wahl-„verwandschaft erfolgt, wobey mehrere Zersetzun-„gen und Wiederverbindungen vorgehen.*“ Wer mag diesen Galimathias verstehen?! — „— *sie zer-„fällt in zwey Akten.*“ In dem Artikel: *Licht-stoff*, heisst es: „— *mit welchem* (dem Wärmestoffe) *er* (der Lichtstoff) *identisch ist.*“ Wer kann das so assertorisch behaupten? Ja es ist wahrscheinlich, dass das Gegentheil Statt findet. *Wärme-stoff.* „*Durch die schnelle Bewegung Ursach der Wärme.*“ Nicht vielmehr durch unmittelbare Verbindung mit den Körpern als strahlende Flussigkeit? „*Zur Erwärmung gleichartiger und ungleichartiger „Körper gleichen Grades ist er in verschiedenen Ver-„hältnissen erforderlich, unter welcher Verschieden-„heit man specifischen Wärmestoff versteht.*“ Soll heissen: Zur Erwärmung verschiedenartiger Körper von einerley Gewicht zu derselben Temperatur ist er in verschiedener Menge erforderlich, welche, so weit man sie messen kann, im Verhältnisse unter sich specifische Wärme genannt wird. — Uebrigens nicht ein Wort davon, dass Licht- und Wärmestoff expansible Flüssigkeiten sind. *Sauerstoff* — „— *wird von — Körpern verschluckt, deren Gewicht er vermehrt und Licht- und Wärmestoff frey wer-den*“ statt: wobey Licht- und Wärmestoff frey werden. „*Er säuert die Körper, mit denen er sich verbindet.*“ Der Verf. unterscheidet nemlich zwischen oxydiren und säuern. Jenes ist ihm der Act der Verbindung des Sauerstoffs mit einem Körper, wobey dieser nicht sauer wird; dieses bezeichnet bey ihm den Act der Erzeugung einer Saure. Hat der Vf. nun Recht, wenn er allgemein behauptet, der Sauerstoff säure die Körper, mit welchem er sich verbindet? *Stickstoff. Azole, Azolicum* (letzteres an einer andern Stelle noch einmal) statt: *Azote, Azoticum.* — „— *bildet* (als Gas) *mit dem Sauerstoff-gas die Atmosphare.*“ Bewahre! — nur die atmosphärische Luft. *Kohlenstoff.* Der Verf., welcher sonst weit minder und weit weniger begründete Erfahrungen anführt, vergisst hier zu bemerken, dass der Diamant wahrscheinlich aus reiner Kohle bestehe. *Schwefel.* „*Soube*“ statt *Soufre.* — „— *schmelzt* (statt schmilzt) *bey* (ungefahr, denn die Temperatur ist darunter) 90° *Reaum.*“ — „— *wobey* (nemlich bey'm Verbrennen) *er die Hälfte seines Gewichts Sauerstoff verschluckt und zur Schwefel-säure wird.*“ Zuerst, ist die Menge des Sauerstoffs, welche der Schwefel bey dem Verbrennen verschluckt, durchaus noch nicht mit Gewissheit bestimmt; und zweytens, wird er dadurch zunächst in schwefelichte Säure umgewandelt, die aber durch Aufnahme von noch mehr Sauerstoff sich leicht in Schwefelsäure verändert. *Phosphor.* „*Phospkure*“ statt *Phosphore.*“ — „*in Sauerstoffgas verbrennt* (statt verbrannt) *nimmt er über die Hälfte seines Gewichts Sauerstoff ein und wird zur Phosphorsäure.*“ Warum sagt der Verf. hier nicht bestimmter, da man es genauer weiss: ein und ein halbes Mal so viel Sauerstoff, als sein Gewicht beträgt? *Kali.* „*Es geht mit allen Sauren neutralsalzige Verbindungen ein, die nur durch Baryt zersetzt werden.*“ Wie unglücklich wäre der Chemiker, hätte der Verf. Recht in der Behauptung, dass nur Baryt Neutralsalze, welche Kali zur Basis haben, zerlegen könne! Aber so schlimm ist's lange nicht! denkt man sich bey dem Verf. auch den Zusatz: durch einfache Wahlverwandschaft, hinzu, welchen er, wie es scheint, vergessen hat; so hat er damit doch noch nicht gewonnen. Denn erzeugt nicht Kalkwasser, in eine Auflösung schwefelsauren oder flusspathsauren Kali's gegossen, im erstern Falle schwefelsauren, im letztern flusspathsauren Kalk? *Natrum.* „*An der Luft zieht das reine Natrum zwar auch Feuchtigkeit an, trock-net aber schnell wieder aus.*“ Das heisst doch nichts anders, als: das reine Natrum entzieht der Luft eben so gern ihr Wasser, als es dasselbe an sie abtritt. Das erkläre uns der Verf. einmal! Das Wahre ist, dass reines geschmelztes Natrum an feuchter Luft zerfliesst und, sich selbst überlassen, flüssig bleibt. *Kalk.* „— *mit Kohlenstoffsäure verbunden, die ihn stark anzieht und ihm* (sic!) *von alkalischen Eigenschaften sowohl, als von salzigen unterscheidet.*“ Was das sagen soll, kann man nur rathen, wenn man die Natur der kohlensauren Kalkerde kennt. — „— *in-dem er braune* (nemlich: Pflanzenfarben) *violett — färbt*“ statt: *braune*, lese man: rothe. — „— *verhält sich ganz so in seinem qualitativen Verhalten.*“ welch ein Tausch! Das Wort: qualitativ scheint übrigens ein Lieblingswort des Vf. zu seyn. Er gebraucht es oft ganz überflussig, wie hier. — „— *leuchtet* (nemlich: gebrannter Kalk mit Wasser).“ Diess ist eine nur zufällige Eigenschaft solcher Kalkarten, welche noch brennbare Theile enthalten, die beym Zutritt der atmosphärischen Luft nach vorhergegan-

Digitized by Google

gener Erwärmung durch das hinzu gegossene wenige Wasser in ein langsames Verbrennen gerathen. — „*zerstaubt*" statt: zerfällt in Staub. *Baryt.* „— *besitzt gewöhnlich eine graue Farbe.*" Sollte man nun nicht meynen, er sähe etwa wie gemeines Löschpapier aus? Er ist weiss, und wie weiss er erscheinen soll, das kommt auf die grössere oder geringere Sorgfalt an, welche man bey seiner Zubereitung anwendet. Schon früher beym Kali und späterhin beym Strontian wird die Farbe *graulicht-weiss, weiss-grau* genannt. — „— *stärker, als wie der Kalk.*" — *Mit Sauren verbindet er Neutralsalze*" (soll heissen: sich zu Neutralsalzen) „*und stehet denselben in den mehresten Fällen an Verwandschaft am nächsten.*" In den meisten Fällen? Nicht ohne Ausnahme in allen? Ey, wie reimt sich das mit dem Obigen, wo es heisst: die Verbindungen des Kali mit Säuren werden *nur* durch Baryt zersetzt? — „*Sein specifisches Gewicht verhält sich zum Wasser* (soll heissen: zu dem des Wassers) *wie* 4000 *zu* 1000 (warum nicht: wie 4 zu 1?)" *Ungefähr* so verhält sich das eigenthümliche Gewicht desselben, genauer, wenigstens des natürlichen kohlensauren (Witherits), 4, 2". *Ammoniak.* „*Ein Produkt der Fäulung* (statt: Fäulniss)." Als wenn auf keine andere Weise Ammoniak zu erhalten wäre? — „*Als Alkali aber behauptet es seiner leichten Zersetzung wegen den letzten Rang.*" Was soll das wieder sagen? Etwa: es ist seiner leichten Zersetzung wegen in den Künsten nicht wohl zu gebrauchen? Wer erwartete diess hier in einer gedrängten tabellarischen Uebersicht, wo nur die *nöthigsten* unterscheidenden Merkmale angegeben werden sollen? Wie nützlich aber seine Anwendung dem Chemiker, besonders bey der Zerlegung der natürlichen Körper, sey, weiss selbst ein Anfänger. — „— *in Gasform zu erscheinen, in welchem Zustande es durch den elektrischen Funken zersetzbar ist, mit Sauerstoffgas*" soll heissen: — zersetzbar ist, auch ist es in Verbindung mit Sauerstoffgas entzündlich. *Kieselerde.* „*Die einzige Erde, welche im festen Zustande am Stahle Funken gibt.*" In der Folge führt der Verf. selbst diese Eigenschaft auch von der geglühten Thonerde und Zirkonerde (*Zinkerde* steht gedruckt da, so wie sie der Verf. französisch, ausser *Circone*, auch *Terre de Jargon* nennt. Absit omen!) an. Sind diess etwa keine Erden in fester Gestalt? Uebrigens nicht ein Wort davon, dass die Kieselerde auf nassem Wege sich in keiner Säure, die Flusspathsäure ausgenommen, auflöse, welches doch wahrlich ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal derselben genannt zu werden verdient. *Thonerde* „— *als solche* (nemlich: reine) *wird sie aus dem Alaun durch Alkalien niedergeschlagen.*" Bekanntlich ist diese noch nicht chemisch rein, sondern hält eine Portion Schwefelsäure fest zurück. *Beryllerde* „*hängt sich an der Zunge an.*" *Talkerde* ward auf der ersten Seite in einem Beyspiele *Bittererde* genannt. Vergebens wird nun der Anfänger die Eigenschaften dieser Bittererde, die er nirgends wieder genannt findet, suchen. *Platina* „— *am schwersten unter allen Körpern, verhält sich gegen das destillirte Wasser, wie* 21, 061 *zu* 1000 *oder wie* 20, 850 *zu* 1000 *(ziemlich in ihrem eigenthümlichen Gewicht).*" Es muss aber durchaus 1,000 geschrieben werden. Dieser Fehler kommt noch oft vor. Auch sagt der Verf. häufig, ja fast immer, z. B. bey'm Golde, Silber, Quecksilber u. s. w. „*es wiegt*" statt: *sein eigenthümliches Gewicht ist*, z. B. das Gold wiegt 19,258. *Gold* „— *ist wenig hart*" und gleich darauf: *von grosser Zähigkeit und Härte.*" Wollte man dies auch für einen Schreibfehler halten und statt Härte, am natürlichsten: Dichtigkeit, lesen; so ist doch auch zwey Zeilen vorher erst gesagt: „*es ist nach der Platina das dichteste Metall.*" — „— *ist ein guter Leiter des Wärmestoffs.*" Wie kommt das Gold, und ausser diesem weiterhin das Quecksilber, so ausschliesslich zu diesem Lobe? *Quecksilber.* „— *und kochend bey* 600° *Fahr., destillirt bey dieser Temperatur.*" Das Letztere versteht sich von selbst, wenn das Erstere wahr ist. Eben so war schon gleich anfangs gesagt, dass es nur bis 40° unter 0 nach Fahrenh. flüssig sey; wozu also bald darauf noch einmal, dass es bey — 40° Fahr. fest werde? „*Es ist daher*, fährt der Verf. fort, *anzusehen, wie Silber in seinem flussigen Aggregat* (Zustande) *bey* 1000° *Fahr.*" Was soll das wieder sagen? Warum wird gerade das Silber genannt, welches im äussern Ansehen so viel Aehnlichkeit mit dem Quecksilber hat? Ist flüssiges Quecksilber in Hinsicht auf seinen Aggregatzustand nicht dasselbe, was in dieser Hinsicht flussiges Gold u. s. w. ist? Kann der Unkundige durch diese schielende Bemerkung des Verf. nicht leicht zu einem Irrthume verleitet werden? Wahrscheinlich wollte der Verf. sagen: so wenig man sich wundern darf, dass z. B. Silber bey etwa 1000° Fahr. flussig wird und bleibt, eben so wenig darf man sich wundern, dass Quecksilber bey etwa — 40° Fahr. und druber flussig wird und bleibt. Auf keine Weise verlor der Leser etwas, wenn der Verf. die ganze Bemerkung ungeschrieben liess. — „*An trockner Luft unbewegt, bleibt es unverändert.*" Das soll nur so viel sagen: es oxydirt sich in diesem Zustande schwer, bleibt aber keinesweges ganz unverändert. — Von der merkwürdigen Eigenschaft des Quecksilbers, sich aus seinem Oxyde für sich herstellen zu lassen, auch nicht ein Wort. *Zink* (die französische Benennung fehlt und heisst *Zinc*) „— *ein sehr starker Leiter des Galvanismus,*" richtiger; statt *Leiter*, Erreger. *Wismuth* (im Französischen nicht *Bismuth*, sondern *Bismuthe*). *Tellurium* „— *mit lichtblauer Farbe, die am Rande in's Grüne fällt und verdampft.*" Es muss zwischen „*fällt*" und „*und*" ein Komma stehen; denn die Farbe verdampft nicht. *Wolfram.* Im Wolframerz befindet sich keine arsenigte Saure, wie der Verf. behauptet, sondern, statt deren, Braunsteinoxyd. *Kupfer* (*cuioire*, statt *cuivre*). *Eisen* „— *ist magnetisch, retractorisch und attractorisch.*" Welche Weisheit in dem letztern Zusatze! *Zinn* „— *unter dem Drucke der Zahne knirscht es geraunschend* (sic!). *Nickel.* Dass es zu den aus ihren Oxyden für sich herstellbaren Metallen gehört, davon kein Wort. *Palladium.* Der Name *Cleve-*

Digitized by Google

vix ist in *Chenerip* verunstaltet. *Bley* „— *mit einem Roste überzogen, der Luftsauerbley ist.*“ *Luftsauerbley*, welch' eine Zusammmensetzung! Ausserdem befindet sich unter c) das Wort: *fest*, entgegen dem Worte: flüchtig, und soll also heissen: feuerbeständig. Unter d) steht dafür gar: *feuerfest*.

Rec. muss, um die Geduld der Leser nicht zu hart zu prüfen und des Raumes zu schonen, hier abbrechen, indem er versichert, dass es in den folgenden zwey Tafeln nicht besser aussieht. Hoffentlich wird jeder Unbefangene, und vielleicht der Verf. selbst, das vom Rec. oben gefällte Urtheil jetzt nicht zu hart finden. — Die Vorrede ist: *Schweina, im November* 1804. unterschrieben. Hätte der Verf. doch sich streng an das Horazische: *nonum prematur in annum*, gehalten! Es ist nicht leicht, so verdienstlich es übrigens ist, Tabellen dieser Art anzufertigen, und Rec. wünscht daher, dass einer unserer gewandten deutschen Chemiker mit philosophischem Geiste einmal an die Arbeit gehen möge.

Allgemeine chemische Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von *D. Johann Bartholomä Trommsdorf*, Professor der Chemie u. s. w. Fünften Bandes erstes Stück. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandlung 1805. 200 Seiten in 8. (16 gr.)

Enthält bis Seite 92. die Anzeigen von fünf Werken, worunter die Anzeige der Uebersetzung von Haüy's Lehrbuch der Mineralogie durch Karsten am ausführlichsten (von Seite 27. bis Seite 69.) ist; von Seite 93. bis zu Ende einen Versuch einer systematischen Darstellung der gesammten chemischen Literatur, oder ein Verzeichniss der in das Gebiet der Chemie gehörenden Schriften, welche vom Anfang 1800. bis zum Schluss des Jahres 1804. in Deutschland, England, Amerika, Frankreich, Holland, Schweden, Dännemark und Italien wirklich erschienen sind.

Vollständige chemisch-practische Bleichkunst, von *Carl Ludwig Engelmann*. Glogau 1803. Im Verlag der neuen Güntherschen Buchhandlung. 128 Seiten in 8. (8 gr.)

Diese kleine Schrift enthält nach einer kurzen Belehrung über die Eigenschaften der zum Bleichen erforderlichen Materialien, als des Wassers, der Asche und Pottasche, des Kalkes, eine genaue Beschreibung der, insbesondere in Schlesien, auch mit Anwendung der oxydirten Salzsäure, üblichen, vom Verfasser oft wesentlich verbesserten Methode des Bleichens. Für Praktiker ist sie neben der über diesen Gegenstand schon vorhandenen immer sehr brauchbar, und es ist zu wünschen, dass die von dem Verf. mit Recht getadelte Bleichmethode, wobey man mit Verlust von Zeit auch die Waare verschlechtert, verlassen, und dafür die von demselben vorgeschlagenen zweckmässigen Verbesserungen angenommen werden mögen. S. 9. empfiehlt der Verfasser als Prüfungsmittel eines sogenannten harten Wassers Seifenspiritus oder eine Pottaschenauflösung, wodurch es getrübt würde, und setzt dann hinzu: „wird es durch Kalkwasser und Weinsteinsalzauflösung getrübt, so enthält es rohen Kalk durch Kohlensäure aufgelöst.“ Obgleich der Verf. diese Mittel nur als die leichtesten, d. h. am leichtesten anwendbaren, Prüfungsmittel angibt, so sind doch ihre Resultate so ungewiss, dass hiernach selbst das Regenwasser, wenn es einen Antheil Kohlensäure enthält, unter die harten gezählt werden müsste, zu geschweigen, dass man wohl nie ein Quellwasser finden wird, so weich es auch seyn mag, welches durch jene Prüfungsmittel nicht verändert würde. Das Ansehen, der Geschmack und ein vorläufiger Versuch im Kleinen werden den blossen Praktiker immer am sichersten von der Brauchbarkeit eines Wassers zum Bleichen belehren. Uebrigens räth Rec. dem Leser, die Schrift nur bey recht hellem Lichte zu lesen. Denn sie ist auf eine Art grüngraues Papier gedruckt, welches aus Stroh verfertigt zu seyn scheint und kaum die Buchstaben erkennen lässt.

Pharmaceutische Bibliothek für Aerzte und Apotheker. Herausgegeben von Dr. *Johann Christoph Ebermaier*. Ersten Bandes erstes Stück. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung 1805. Zweytes Stück. Ebendaselbst 1806. Zusammen 192 Seiten in 8., mit Einschluss von 12 Seiten Vorrede. (12 gr.)

Der Vorrede und dem Inhalte der gegenwärtigen beyden ersten Stücke dieser neuen Bibliothek gemäss, soll dieselbe auch in den folgenden Stücken enthalten: 1. Bücheranzeigen, d. h. Nachrichten von allen neuern pharmaceutischen Schriften, verbunden mit einer Beurtheilung derselben. 2. Vermischte Aufsätze und Bemerkungen, wohin Auszüge aus solchen Schriften, welche nicht ausschliesslich für den Apotheker bestimmt sind, sofern sie für diesen passen, Nachrichten u. s. w., die Pharmacie betreffend, gehören. Es ist wohl nicht zu läugnen, dass diess Werk dem pharmaceutischen Publikum sehr nützlich werden könne, wenn der Herausgeber als redlicher Mann nach seinen besten Einsichten seinem Versprechen nachkommt, und somit verdient er für diess Unternehmen den Dank seines Publikums. — Es kann hier nicht der Ort seyn, eine Recension von Recensionen zu schreiben; nur das sey dem Rec. zu bemerken erlaubt, dass die Sprache anstandig, deutlich und rein, die Anzeigen der neuern Schriften ausführlich (nicht selten so sehr, dass man fast der Mühe überhoben seyn könnte, die angezeigte Schrift selbst zu lesen, z. B. No. IV. Parmaceutische Erfahrungen u. s. w. 146 Seiten (Octav), wovon die Anzeige beynahe 21 enggedruckte Seiten beträgt), die der neuen, wenn auch verbesserten, Auflagen aber nur kurz ist, z. B. No. 1. Handbuch der Apothekerkunst von Westrumb, 1r Theil, 388 Seiten (Octav) auf etwa 4½ Seite. Die Nachrichten u. s. w. enthalten meist interessante, wenn auch nicht überall mehr neue, Gegenstände.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

103. *Stück*, *den* 14. *August* 1807.

DICHTKUNST.

Des Knaben Wunderhorn. Alte (?) deutsche Lieder, gesammelt von *L. A. v. Arnim und Clemens Brentano.* Heidelberg und Frankfurt, b. Mohr. 1806. 470 S. in 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Nichts kann den Sinn und das Gemüth der Völker sprechender bezeichnen, als ihre Traditionen und Lieder; wer daher diese lebendigen, oft schnell verhauchenden Töne dem unter sich wühlenden Strome der Zeit entreisst, darf auf den Dank jedes für Vaterland und Menschheit erwärmten Mannes rechnen. Unter den deutschen Gelehrten, welche sich in neuern Zeiten durch dergleichen Sammlungen verdient gemacht haben, ist der Ordnung nach zuerst *Ursinus* zu erwähnen, welcher im Jahr 1777 *Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart* (Berlin, bey Himburg) herausgab. Diesem folgte der treffliche *Herder.* Seine *Volkslieder* (neuerlich unter dem Titel: Stimmen der Völker, wieder aufgelegt) erschienen im Jahr 1778 und 1779 (Leipzig, bey Weygand.) in zwey Theilen. Sodann kamen im Jahr 1780 und 1781 zwey Bändchen *altenglischer und altschwäbischer Balladen* (Zürch, bey Füssli und Steiner) heraus, als deren Herausgeber *Bodmer* genannt wird; ingleichen *ungedruckte Reste alten Gesangs*, von *Elwert.* (Marburg, 1781.)

Bey diesen Sammlungen brachte es grösstentheils schon der Plan mit sich, nicht blos ursprünglich deutsche, sondern auch, und vorzüglich, ausländische Volkslieder, in möglichst getreuen Uebersetzungen und Nachbildungen, aufzunehmen. *Ein* Kranz blieb daher noch immer zu erringen übrig, der Kranz von Eichenzweigen, welchen das Vaterland demjenigen seiner Söhne schuldig seyn wurde, dem es gelänge, die schönsten Blüten altdeutscher Volks-Poesie aus ihrer Asche wieder ins Leben zu rufen, und nach Befinden, zugleich mit den Blumen neuerer deutscher Dichter von gleichem Duft und Glanz, zu Ehren deutscher Nation, der Nachwelt aufzubewahren; denn *Herders* Urtheil, (in der Vorrede zum zweyten Theile der Volkslieder) dass eigentlicher altdeutscher Gesang entweder verhallet, oder, wenn man nicht Koth und Unkraut zusammen auftragen wolle, es schlimm und arm sey, ein deutscher *Percy* zu werden, dürfte denn doch wohl nicht ganz gegründet seyn! — Ob aber Herr v. Arnim und Herr Clemens Brentano auf jenen Kranz Anspruch machen können? ob sie ein so ehrenwerthes Ziel erreicht, oder auch nur mit Bewusstseyn und möglichster Anstrengung darnach gerungen haben? darüber urtheile der unbefangene Leser selbst, wenn er sich aus dem Folgenden überzeugt hat, was von ihnen geleistet oder nicht geleistet worden ist.

Dass nicht jedes, wenn auch noch so klang- oder sinnloses Gassenlied, blos wegen seines alterthümlichen Moders, in die Mitwelt wieder eingeführt oder der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdiene; dass eine Nation durch ihre schlechtern Lieder weder an Kraft in sich selbst, noch an Würde bey dem Auslande, gewinnen könne; hierüber gilt hoffentlich keine Frage. Einer Sammlung, wie die vorliegende, können daher nur zweyerley Absichten zum Grunde liegen. Entweder sie muss blos zur Vorlese für denjenigen dienen, welcher späterhin eine Auswahl des Trefflichsten, einzig Aufbewahrungswerthen, veranstaltet; oder sie muss selbst eine dergleichen Auswahl seyn!

Die erstere dieser Absichten, freylich die geringere, doch immer dankwerthe, kann schwerlich den Herausgebern des *Wunderhorns* vorgeschwebt haben. Denn sonst würden sie dieses nicht auch mit Liedern, welche schon in gedruckten, allbekannten Sammlungen gefunden werden, angefüllt, oder sie würden, etwa in der Voraussetzung, dass das W. andere ähnliche Sammlungen, z. B. *Herders* Volkslieder, überleben werde, *alle* dergleichen Lieder, wenigstens die besten davon, darein aufgenommen haben. Doch keines von beyden ist der Fall. In dem W. finden sich mehrere Lieder, welche z. B. Herder schon hat; (s. S. 192. 202. 281. 296. des W.) dahingegen wieder andere der schönsten mangeln, z. B. das herrliche *Tanzlied* von *Flemming* (S. 22. Th. 2. der Volkslieder) der *Wettstreit des Frühlings* von *Robert Robertihn* (S. 33 ebend.) das liebliche, einfach rührende *Röschen auf der Haide* (S. 131. ebend.) u. a. m.

Von einer Vorarbeit zum Besten eines künftigen Auswählers kann also jetzt nicht die Rede seyn; man muss glauben, dass die Herausgeber selbst eine dergleichen Auswahl des Trefflichsten altdeutscher Volkspoesie zu liefern gesonnen gewesen sind, und diess um so mehr, da Hr. v. A. in der Nachschrift an den Leser versichert: „Von dieser unsrer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden; *sie ist mir jetzt das liebste Buch, was ich kenne* u. s. w." Haben sie aber jenen Endzweck erreicht? werden mehrere diese Neigung theilen?

Es kann eine solche Auswahl ohne Zweifel von mehrern Seiten betrachtet werden. Ohne dass Rec. die Sache damit zu erschöpfen glaubte, stellt er nur einige der vorzuglichsten, hierbey Statt findenden Aussichten auf, als: die eigentlich *musikalische*, die *wissenschaftliche in Hinsicht auf Sprachkunde*, die *politisch-historische* und die *rein poetische*.

Die erstere Ansicht, nämlich die musikalische, ist leider! bis jetzt fast durchaus vernachlässigt geblieben. *Schubart* (s. dessen *Ideen zu einer Aesthetik über Tonkunst*, herausgegeben von Ludw. Schubart. Wien, bey Degen, 1806.) behauptet: „Im Tone des herzigen Volksliedes ist Deutschland noch von keinem Volk übertroffen worden; die grössten welschen Meister belauschen oft unsere Handwerkspurschen, um ihnen herzige Melodieen abzustehlen." Mag der enthusiastische Sänger auf Hohenasperg diese, zu weit getriebene Behauptung verantworten; zu läugnen inzwischen ist nicht, dass die ursprünglichen Melodieen mehrerer von unsern Volksliedern mit wunderbarer Gewalt an jedes unverdorbene, gefühlvolle Herz dringen. Gewiss könnte mancher moderne Tonsetzer, wie nach *Burney* Ritter *Gluck* mit englischen Balladen that, unsre Volksweisen sich zum Muster wählen; gewiss würden manche eben so gut, wie der alte Gesang Percy und Duglas, auch nur von einem blinden Bettler mit rauher Stimme gesungen, einen Sidney, mehr als Trompetenklang, rühren!

So höchstverdienstlich es also seyn würde, wenn irgend ein Musikkenner so manche, immer mehr und mehr sich verlierende Volksweise dem Untergange zu entreissen suchte; —

„— — — jenen alten
Altvatergesang, wir hörten's gestern Nacht —
Und dünkt mich, all mein Herz hob sich empor,
O mehr, als bey den luft'gen Arien,
Dem Wortgelese unsrer hüpfenden,
Taumelnden Zeiten — — —
— — — 's ist alt und plan;
Die Spinn- und Knittemädchen an der Luft,
Die Stubenmadchen, wenn ihr Garn sie weben,
So singen sie's. 's ist honigsüss, es dahlt
So mit der Unschuldsliebe, wie man vormals
Noch liebte" — — —

so hat diess doch augenscheinlich ausserhalb des Plans der Herausgeber des W. gelegen, und man darf daher hierüber mit ihnen nicht rechten. Wenden wir uns denn zur zweyten Ansicht, nämlich zur wissenschaftlichen mit hauptsächlicher Rücksichtnehmung auf die Sprachkunde!

Dass auch für diese, so wie für die Bereicherung der poetischen Diction an Wendungen, Fügungen und veralteten, aber kernhaften, malerischen, der Wiederaufnahme würdigen Worten, auf dem Felde der altdeutschen Volkspoesie gar manches zu ärndten sey, ergibt sich von selbst, und einige neuere Dichter haben diess durch die That bewiesen. Allein auch hierauf haben die Herausgeber nicht ihr Augenmerk gerichtet, welches ihnen denn niemand verargen mag. Wir bemerken daher nur bey dieser Gelegenheit, dass, obschon der Titel des Wunderhorns nur *alte*, deutsche Lieder verspricht, dennoch nicht wenige, aus sehr kurz verflossener Zeit mit aufgenommen, auch dem Anscheine nach manche alte etwas modernisirt, manche andere aber, welche das äussere Gepräge des Alterthums an sich tragen, dennoch von neuerm Schrot und Korne sind. Zu den letzten gehören wohl z. B. das erste (S. 17.), welches, wenigstens nach einigen frühern literarischen Anzeigen, Hrn. v. A. zum Verf. haben soll, ferner einige angeblich: *aus mündlichen Ueberlieferungen*, und andere mit der Angabe: *aus der Sammlung von Clemens Brentano*.

Gehen wir auf die — es sey der Kürze wegen erlaubt, sich dieser Bezeichnung zu bedienen! — also auf die *politisch-historische* Ansicht über, so ergibt sich abermals, dass durch die Lieder des Volks oft die wichtigsten Begebenheiten der Nation lebendiger dargestellt, erläutert und beurkundet werden können; dass sich nach ihnen eine ziemlich vollständige Geschichte des Nationalgeistes zu verschiedenen Zeitpuncten leichtlich entwickeln liesse. Es würde eine besondere Abhandlung erfordern, diese Idee weiter zu verfolgen; wir begnügen uns statt dessen aus der, dem Wunderhorn beygefügten, manches Beherzigungswerthe enthaltenden, aber freylich auch sehr verworrenen Abhandlung des Hrn. v. A. *über Volkslieder*, zur Probe eine hieher gehörige Stelle anzuführen: (S. 449.) „Wir begreifen nun leicht, wie unsere gebildetere Zeiten bey der Vernachlässigung des ärmern Lebens (denn das sind die untern Classen jetzt) (*was* sind sie? vernachlässigt, oder das ärmere Leben?) so viel leere Kriegslieder entstehen sahen, während jeder der frühern deutschen Krieger in dem gemeinsamen Mitwirken Aller zu grosser That herrliche Gesänge hervorrief. Wer hat es je vor- oder nachgedichtet, was *Zinkgref* aus aller braven Landsknechte Mund im öden dreyssigjährigen Kriege lehrend uns zu Gemüthe führt!

„Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
Schlag ritterlich darein u. s. w.
Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme,
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme,
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünschend, dass du theu'r verkaufen magst dein Blut.
Im Feuer sey bedacht, wie du das Lob erwerbst,
Dass du in männlichen Postur und Stellung sterbest,

Digitized by Google

An deinem Ort bestehst fest mit den Füssen dein,
Und beiss die Zähn' zusamm, und beyde Lefzen ein u. s. w."

Wer wollte hier Hrn. v. A. nicht mit ganzem Herzen beystimmen! Warlich es ist das lebendigste Bataillenbild, das man sehen kann, und *Sallusts* kräftiger Zeichnung des Catilinarischen Wahlplatzes: *Quem quisque vivus pugnando locum ceperat, eum amissa anima corpore tegebat etc.* nicht im mindesten nachstehend!

In dieser politisch-historischen Hinsicht (nach dem schon angegebenen Sinne) finden sich denn in dem W. allerdings einige, mehr oder minder wichtige Beyträge; allein Hauptansicht der Herausgeber ist diese wiederum nicht gewesen, weil die Anzahl von Stücken dieser Art die bey weitem geringere, weil selten oder nie dasjenige beygefügt ist, was zum richtigen Verstande derselben ganz unentbehrlich scheint, und weil endlich so manche Lieder dieser Gattung übergangen sind, die doch sehr leicht aufzufinden gewesen wären. So würde es z. B. bey Lesung des Liedes *der Dollinger* (S. 36.) gewiss vielen Lesern angenehm seyn, aus *Luitprands* Chronik bemerkt zu finden, dass im Jahr 929 der Regensburger Bürger, *Hanns Dollinger*, allerdings einen Ungarschen Obersten, Namens *Craco*, der, wie weil. Goliath, alle Helden Heinrich des Voglers herausforderte, im offenen, schrecklichen Kampfe erlegt und dadurch die Ritterwürde erlangt habe; und das scheermesserscharfe, giftige *Schimpflied der Thüringer* (in *Spangenbergs* Mannsfeldischen Chronik S. 31.)

„Die Edeln an dem Rheine
Die ritten zu dem Weine
Und kamen unter Raspenberg:
Des Königs Hofgesinde
Ergriffen die Gotteskinde
Und trieben schmählige Werk u. s. w.

ingleichen das *Lied vom Schmalkaldischen Kriege in der weiss, wie die Schlacht von pavia gesungen wird* (vermuthlich vom J. 1546.), das auch in *Sebastian Schärtlins* von *Burtenbach* eignen Lebensbeschreibung (Frankf. u. Leipz. 1778.) zu finden ist, hätte, als Beytrag zur Charakteristik jener Zeiten, wohl auch die Aufnahme verdient. Es ist hoffentlich den Lesern nicht unangenehm, auch aus letztern einige Verse hier zu finden:

4. So will ich mir nit grausen lon,
Da sprach die kaiserliche Kron,
Meines Unglücks muss ich lachen;
Scheuss her, scheuss her, lieber Landgraff,
Mein Glück, das stest in Gottes krafft,
Erst wölln wir dapffer fechten.

5. Der Kayser ist ein Eerlich Mann,
Allzeit ist er der fördest dran,
Zu Ross und auch zu Fussen;
Seint wohlgemut ihr Lanzknecht gut,
Da sprach der edle Kayser gut,
Wir wölln uns nit ergeben.

6. Der Kayser die gantze Schantz ausreit,
Der Füchsenmayster nit langer beut,
Er thet gar dapffer schiessen,
Wol unter die Landtgräuischen Reiter gut,
Sie schussen heraus mit frischem mut,
Es thet sie seer verdriessen. u. s. w.

Auch *Adelungs* Magazin für die deutsche Sprache und *Herders* Vorreden enthalten mancherley Ueberbleibsel und Andeutungen, welche ein künftiger Sammler nicht unbenutzt lassen wird.

Es bleibt nunmehr nur noch die letzte, zugleich höchste und edelste Ansicht übrig, nämlich die ästhetische, rein poetische; und wie sehr würde es Rec. freuen, wäre das *Wunderhorn* wirklich das, was man von ihm erwarten könnte, eine Auswahl des Trefflichsten, was von deutschem Volksgesange noch nicht untergegangen ist! Allein leider scheint *Herders* im Obigen erwähntes, gleichsam prophetisches Urtheil durch vorliegende Sammlung ziemlich bestätigt, und selbst die dem edlen Fugger unserer Literatur (in der warlich recht wunderhorn-artig gedreheten Zueignung) angemuthete Auslösung des Mantels würde die Schuld nicht überall decken können. Zwar ist nicht zu verkennen, dass die Herausgeber uns manches der Erhaltung Würdiges, kräftig und lieblich Anziehendes zum erstenmal in einer gedruckten Sammlung dargeboten haben; allein wenn sie dagegen so mancherley schmackloses, gemeines und plattes, was den Kenner deutscher Volkspoesie unmöglich freuen, dem Fremdling einen vortheilhaften Begriff von deutscher Art und Kunst beybringen kann, der verdienten Vergessenheit zu entreissen suchten, so können sie sich deshalb gewiss nicht auf den uneingeschränkten Dank des Freundes vaterländischer Literatur Rechnung machen. Belege des Gesagten finden sich mehrere. Hier nur zwey, die zufällig gleich neben einander stehen: S. 234. u. 235.

Weinschrödter-Lied.

Weinschrödter, schlag die Trommel,
Bis der bittre Bauer kommet,
Mit den Grenadieren
Musst du fortmarschiren,
Mit dem blauen Reiter
Auf die Galgenleiter u. s. w.

Maykäfer-Lied.

Maykäfer, flieg,
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist in Pulverland, (Andere lesen: Pommerland)
Und Pulverland ist abgebrannt.

Wen dergleichen Dinge ergötzen odor erfreuen, für den ist sehr leicht sammlen! Mit eben dem Recht, als diese, konnten die Aufnahme fordern:

Lauter schöne Leut' sind alhier,
Wenn nit schöne Leut' hier wären,
Wollt' ich gleich deserteuren u. s. w.

oder:

Nix in der Grube,
Du bist ein böser Bube;
Wasch dir deine Beinchen
Mit rothen Ziegelsteinchen!

Digitized by Google

Rec. wiederholt, dass er, ungeachtet er hier, wo es auf die Ehre deutscher National-Poesie ankommt, unmöglich wie ein entzückter Schäfer auch die Blatternarbe der Geliebten für einen Sitz der Liebesgötter ansehen, unmöglich Unwürdiges lobpreisen kann, dennoch das wirkliche Verdienst der Herausgeber nicht verkenne. So manches reizendes Blumchen, das sie gefunden und uns mitgetheilt, lässt nur um so mehr wünschen, dass nicht auch farblose, übelriechende in den Strauss mit aufgenommen seyn möchten! —

Als einen, hoffentlich nicht unwillkommenen, Beytrag für einen künftigen Sammler fügt Rec. hier zum Schlusse aus dem Gedächtnisse ein Lied bey, das vielleicht nur noch in Weniger Erinnerung lebt, und, in seiner eigenthümlichen feierlich langsamen Leichen-Melodie gesungen, einen unbeschreiblichen, unwiderstehlich erschütternden, tiefen Grabton hat.

Der Seefahrer.

Mein Schiff geht auf der See,
Mein Schiff geht sonder Ruh',
Bald treibt michs in die Höh',
Und bald dem Ufer zu,
Und wo es mich soll tragen an,
Erfasst der Sturm den morschen Kahn;
Ich muss :,: zu Grunde gehn!

Scharrt mich nur in die Gruft,
Vergönnt mir meine Ruh,
Und deckt die Todtengruft
Mit schwarzer Erde zu,
Und schreibt auf meinen Leichenstein
Mir noch zuletzt die Schrift hinein:
Hier ruht :,: ein Unglückssohn!

Nie kann sich Rec. des Tons bey der Wiederholung: Ich muss etc. erinnern, ohne augenblicklich den Schiffer im sinkenden Nachen zu sehen, der verzweifelnd die Hände nach Rettung zum schwarzumzogenen Himmel ringt!

Erzählungen und Spiele. Herausgegeben von *Wilh. Neumann* und *Karl Aug. Varnhagen.* Hamburg, b. Schmidt. 1807. 8. 364 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Seit langer Zeit hat Rec. keiner ermudendern, langweiligern Lectüre sich unterziehen müssen, als die ist, welche vorliegende Erzählungen und Spiele, eigentlich Spielereyen, gewähren. Schwulst und Affectation, leeres Wort- und Reimgeklingel bey der höchsten Nüchternheit und Kälte, ängstliches Bestreben, Etwas recht Neumodisch-Poetisches zu erzeugen, und doch offenbare Armuth an allen Dichtertalenten, an Erfindung und geschickter Benutzung des Erfundenen zur Unterhaltung des Geistes und Gemüths — das ist es, was sich auf jeder Seite nur zu deutlich ausspricht. Die dem Italienischen nachgebildeten Novellen mögen in der Ursprache und zu der Zeit, wo sie gedichtet wurden, vielleicht auf ein mit ähnlichen Liebeshändeln beschäftigtes Auditorium nicht ohne angenehme Wirkung geblieben seyn; für uns, die wir an eine unterhaltende Erzählung weit höhere Forderungen machen müssen, als die meisten alten italienischen Novellen zu erfüllen vermögen, sind die hier mitgetheilten gänzlich uninteressant. Die Sprache scheint einen Hauptreitz in derselben ausgemacht zu haben, und dieser geht nothwendig in den besten Uebersetzungen verloren, und die vorliegenden sind noch überdies steif und holpricht. Dazu kommt, dass Alle, die in diesem Bande enthalten sind, ganz, wie man sagt, über einen Leisten geschnitten und gearbeitet wurden, wodurch die Ermidung des Lesers vollends den höchsten Gipfel erreicht.

Die Verse, worunter wir auch das fade Drama: *Benigna* rechnen, sind weiter nichts als Verse. Sie fliessen wie das Wasser aus einem unerschöpflichen Brünnlein, und singen von einer Liebe, die wohl nie in die Brust des Sängers gekommen ist, wenigstens gewiss längst daraus entwichen war, als diese frostigen, steifen, leichtflüssigen Sonette gemacht wurden.

Aus Menschenliebe verschonen wir den Leser unserer Blätter mit einer Kritik jedes einzelnen Stückes, indem wir ihn versichern, dass das im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil durch kein Vorurtheil und keine Leidenschaft motivirt worden ist, sondern den Eindruck enthält, den die beurtheilten Stücke auf das Gemüth des Rec. gemacht haben, der vielleicht durch die edlen Dichtungen der Vorzeit und seiner Zeitgenossen verwöhnt, jede todte Verstandespoesie mehr hasst, als billig ist. Uebrigens will er Niemanden, der gern an nachgemachten Blumen sich ergötzt, sein Vergnügen dadurch verkümmern.

SYNONYMIK DER DEUTSCH. SPRACHE.

Sammlung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache und deren richtige Bestimmung. Für die Jugend beyderley Geschlechts (,) zur Uebung im Nachdenken und zur Berichtigung ihrer (deutschen) Sprache. Neue verm. Auflage. Quedlinburg, b. Ernst. 1807. 8. 258 S. ohne das kleine Register. (12 gr.)

Als diese, ziemlich regellose, weder nach der Buchstabenfolge, noch nach den Redetheilen geordnete Sammlung „*sinnverwandter*" Wörter zuerst (1793 das. 10 gr.) erschien, mag sie mehr Beyfall verdient haben, als gegenwärtig. Sichtbares Ausschneiden der ersten Aufschrift, so wie Mangel eines Vorberichts lassen auch sogar eine, jetzt nicht mehr ungewöhnliche, Täuschung durch das zweyte Titelblatt besorgen. Sollte sich aber der Verleger dieses Betrugs nicht schuldig gemacht haben, so wär' es dem ungenannten Herausgeber in der That gar nicht zu verzeihen, dass er sich um die neuern, ziemlich raschen und glücklichen Fortschritte der deutschen Synonymik offenbar zu wenig bekümmerte. In der Hoffnung, nicht allein jenem Unbekannten, sondern auch einigen andern vaterländischen Sprachkennern und Jugendlehrern einen kleinen Dienst zu leisten, will daher Rec. bey dieser Veranlassung nur auf die Beyträge für unsere Synonymik aufmerksam machen,

welche Herr Professor (J. A.) *Eberhard* in seinem rühmlichst gelungenen „*Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik*, in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter," (Halle und Leipzig, 1795—1802. VI Bde. gr. 8.) S. L.—LII. des ersten und S. VIII. des vierten Theils entweder übergangen hat, oder, wegen ihres späteren Erscheinens, noch nicht mit aufführen konnte. Zu solchen literarischen Uebersichten pflegte ja der ruhmwürdige — vollendete — *Carus* manchen Theilnehmer an diesen neuen Gelehrten-Verhandlungen (actis eruditorum) besonders aufzufordern. *Funke*, C. P., hat in dem ersten Bande seines „*Allgemeinen Lehrbuchs für Bürgerschulen*," Berlin, 1795. in der „Bestimmung des Unterschiedes solcher Wörter, welche ähnliche Bedeutung haben," fast nur einen Auszug aus *Stosch* gegeben. Ungleich wichtiger sind, durch eigenthümliche Reichhaltigkeit, Dr. *Weishuhn's Beyträge zur Synonymistik, im philosophischen Journale*" etc. 1. B. 1. Heft. Neu-Strelitz. 1795. Was Joseph *Wismayr* in dem zweyten Theile seiner „*Grundsätze der deutschen Sprache*." (*Schreiblehre*) S. 117—122. „*Ueber die sinnverwandten Wörter der deutschen Sprache und deren Gebrauch*" aufnahm, ist von weit geringerer Bedeutung, als Joël *Löwe's Nachtrag zur deutschen Synonymik*, Breslau, 1798. 8. 34 S. eine zwar kleine, doch so fleissig ergänzende, wie scharfsinnig berichtigende Nachlese zu *Stosch*, *Heynatz* und *Eberhard*, dass es befremden muss, jenes Schriftchen in sorgfältigen und bescheidenen Nachträgen zu den letzten Bänden des *Eberhard*schen Werkes nicht gebührend erwähnt zu finden. M. *Vollbeding*, Joh. Chrph., *verfertigte*, zu gleicher Zeit, „*Alphabetische Verzeichnisse zur schnellen Auffindung vieler von einander verschiedenen Wörter*," (welche theils einerley Begriff in einem stärkern oder schwächern Grad ausdrucken, und daher, den Umständen nach, einander vorzuziehen sind, theils durch Herbeyführung verwandter Nebenbegriffe den Hauptbegriff erweitern und deshalb schicklich mit einander verbunden werden können). Berlin, 1798. 8. 132 S. Als nachher J. A. *Eberhard* den wesentlichen Gehalt des genannten Meisterwerks in sein „*Synonymisches Handwörterbuch* der deutschen Sprache (,) für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. (Halle, 1802. gr. 8.) zusammendrängte, welches, neben einem ähnlichen Auszuge von fremder Hand, 1803 zur zweyten Auflage (in Taschen-Format) gelangte, ward auch von dem verdienten Dr. Theod. *Heinsius*, dessen „*Anhang zur neuen deutschen Sprachlehre*," besonders zum Gebrauch in Schulen, oder „*Sammlung deutscher Barbarismen und Solöcismen*," (Berlin, 1902.) mit einem kleinen Verzeichnisse von Synonymen (S. 71—148.) begleitet. Dieser grammatisch geordneten Auswahl (aus *Eberhards* Zusammenstellungen) scheint mir noch immer vor jener, angeblich neu aufgelegten Quedlinburger *Sammlung*, für den Schulgebrauh und Jugend-Unterricht überhaupt, der Vorzug zu gebuhren. Doch lassen beyde noch vorläufige gedrängte Mittheilung der Principien zur Bestimmung und zum Gebrauche sinnverwandter Wörter vermissen, welche Grundsätze man u. a. von

Pölitz im *Elementarbuche des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der deutschen Sprache* für den Schul- und Privatunterricht (Görlitz 1802.) S. 162—171. dargestellt, und in desselben „*systematischer Encyclopädie der stylistischen Wissenschaften*" (Leipzig 1805. S. 98—100) noch kürzer wiederholt findet.

Durch mehrere andre Wiederholungen von

Karl *Hahn*, im 2ten Bändchen seines *Stoffes zur Bildung* des Geistes und Herzens. Berlin 1804. S. 217—274. (Erklärung einiger sinnverwandter und andrer wichtiger Begriffe). —

Fülleborn, *G. G.*, in seinem *Leitfaden der Rhetorik* S. 39—44. der 2ten Auflage. Breslau 1805. gr. 8. und in

Vollbedings (d. o. c.) *Praktischem Lehrbuche zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen* Ausdrucks der Gedanken, S. 84—92. der 2ten verm. u. verb. Aufl. (Leipzig 1806.) wurde für unsre Sprachkunde weit weniger gewonnen, als durch

Jahn's, *J. T. Ch.*, *Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft*. Ein Nachtrag zu *Adelungs* und eine Nachlese zu *Eberhards* Wörterbuche. (Leipzig 1806. gr. 8.)

Um nun wieder auf die *Sammlung* zurückzukommen, von welcher wir ausgingen; so müssen wir mit Bedauern erklären, dass sich in ihr von den angeführten Grundsätzen und Vorbildern einer richtigen Behandlung unsrer Synonymen nur zu matter, undeutlicher Wiederschein abspiegle. An lehrgerechtes (methodisches) Aufsteigen von sinnlichen Vergleichungen zu übersinnlichen Unterscheidungen scheint jener Ungenannte gar nicht gedacht zu haben; ungeachtet er sein Sammelwerk ausdrücklich für die Jugend (beyderley Geschlechts!) bestimmte. Gegen den Grundsatz: „diejenigen Wörter nicht als *sinnverwandte* zu behandeln, die wir als Kunstausdrücke fremden Sprachen abborgten, und in der unsrigen entweder durch *ein* urdeutsches Wort vollkommen ersetzen, oder auch nur theilweise durch einheimische Wörter bezeichnen können, hat der unbekannte Sammler *Exempel* und *Beyspiel*, *Trummer* und *Ruine*, *Lärmen*, *Aufruhr* und *Tumult*, *Grundsatz* und *Maxime* u. dgl. m. zusammengestellt; ohne die fremden Wörter nur nebenher, zwischen Klammern, zu stellen. Uebereinstimmung und Verschiedenheit der Wortbedeutungen ist gewöhnlich eben so wenig deutlich als kurz angegeben. Ob und in wiefern man mit den entlehnten oder eignen Erklärungen zufrieden seyn könne, lassen wir aus einigen Beyspielen abnehmen: „Die „*kleinen*" leuchtenden Körper, welche wir des Nachts am Himmel sehen, nennen wir *Sterne*." Die Benennung des *Gestirns* führen a) — alle Sterne überhaupt u. s. w. Bey *Sternseher* wird angemerkt: „Seine Ausrechnungen sind *gemeiniglich* (!)

Digitized by Google

richtig" u. s. f. Alle *Winkel* durchsuchen, heisst „*die heimlichen Oerter* (?) durchsuchen" u. dgl. — Etwas *anhaltendes* und *beständiges*, beschmutzen, eckelhaft, gereitzt u. a. dgl. können bezeugen, dass unser Sammler nicht einmal richtig geschrieben habe. Möchten doch die lieben Herren Verfertiger und Verleger unablässig, nicht selten höchst ekelhaft wiederkäuender Schriften für die Jugend endlich allgemeiner beherzigen, wie wenig Lohn und Dank man ihnen für dergleichen mangelhafte Sammlungen vergönnen dürfe.

SCHÖNLESER. ODER DECLAMATION.

Declamatorisches Lesebuch für mittlere und obere Schulclassen; gesammelt von *Joh. Heinr. Phil. Seidenstücker*, Dr. d. Ph. Mag. der fr. K. und Rektor des Gymnasiums zu Lippstadt, Dortmund, b. d. Gebr. Mallinkrodt 1807. XXIV. u. 336 S. 8. (1 Thlr.) — oder „*Eutonia.*" — Ein Geschenk für junge Leute, welche schon fertig lesen können und schön zu lesen wünschen; zum Druck(e) besorgt von Dr. u. s. w. —

Dass wir an leichter und sorgsamer veranstalteten Sammelbüchern für Declamir-Uebungen keinen Mangel leiden, hat Rec. bereits in früheren Blättern dieser Zeitung, bey der Anzeige von *Wiedemanns* 3ten Wiederholungs-Bändchen (im 143. Stück des Jahrgangs 1805. S. 2286) und vor der Würdigung eines besseren Lehr- und Lesebuchs für künftige Volks-Schullehrer (von *Al. Maier*) „*Ueber den guten Lesevortrag*" u. s. w. (S. 1898 d. CXIX. St. v. J. 1806.) nicht unbemerkt lassen können. Dennoch war ihm Herrn R. *Seidenstuckers* Anzeige seines neuen Hülfsbuches für richtiges Ton- oder Gedanken-Lesen (im September-Hefte der *pädagog. Zeitschrift*. 4. J. 1806) nicht unwillkommen. Denn sie berechtigte zu gespannten Erwartungen von der declamatorischen Blumenlese dieses rühmlichst bekannten Schulmanns, der sich wohl nicht mehr besonders (wie S. XXI—XXII. zu lesen ist) gegen den Vorwurf gemeiner Nachschreiberey verwahren durfte. *Verständlichkeit* und *Declamirbarkeit* sollten die Haupteigenschaften seines Vorlesebuchs seyn, und Rec. meynet, der Herausg. habe diese Hauptabsichten, durch vorläufige Prüfung, in ziemlich richtig gemessener Stufenfolge glücklich erreicht, gewiss vollkommner als viele seiner minder besonnenen Vorgänger. Dass er ungleich mehr prosaischen als poëtischen Lesestoff darbietet, werden ihm sachkundige Lehrer wohl eben so wenig verargen, als dass er sehr vieles aus *Engels* Schriften entlehnte. Vollständiger Abdruck des „*dankbaren Sohnes*" und des „*Edelknabens*" kam uns dennoch fast nicht minder unerwartet, als das Beschliessen mit *Kosegartens poëtischer Ufer-Predigt*. Dürfte man übrigens auch in der That nicht jedem Schulmanne vollständigere Bekanntschaft mit der Legion ähnlicher Zusammenstellungen ansinnen; so möchte man doch wohl jedem Vermehrer jener Büchermenge vergleichende Durchsicht mancher besseren Sammlungen schon deshalb zumuthen, damit manche, wenn auch noch so gute Lesestücke, wie hier etwa das *Schaaf*, Zeus und das Pferd etc. von *Lessing*, die *Katze*, die *junge und die alte Maus* von *Villamow*, u. a. m. nicht gar zu oft wiederholt werden. Gar manchem, nur auf die dringendsten Ausgaben beschränkten Lehrer kann es doch wahrlich nicht gleichgültig seyn, dieselben Declamationsstücke mehrmals zu kaufen, indem er neue Bereicherung seiner Stoffsammlungen wünscht und brauchet. Diese Rücksicht dürfte wohl auch in einer neuen Auflage der *Eutonia* einige Vertauschungen erwarten lassen. Vielleicht gefiel es dem ehrwürdigen Herausg. dann noch seiner Auswahl methodische Winke voranzustellen mit Rücksicht auf bekannte declamatorische Belehrungen von *Franke*, *Rambach*, *Bielefeld* u. a., die von *Politz* im 9ten Theile der *Erziehungswissenschaft*, zu §. 187. S. 370—71. angeführt wurden. *A. Gamborg's Versuch* einer *Theorie der Lesekunst* oder *Legologie*, Kopenh. 1804. hat Rec. jenem fleissigen Verzeichnisse methodischer Schriften fast allein beyzufügen. Die „*theoretische und praktische Anleitung zur Bildung des mündlichen* Vortrags, von *Theod. Heinsius*, oder dessen Neuer deutscher Sprachlehre 3ter Theil Berlin 1802. gehört mehr zu den Materialien-Sammlungen, von denen *Politz* und *Seidenstücker* wohl auch einige der anerkannt besseren (von *Meierotto*, *Hörstel*, *Politz*, *Wilmsen* u. a.) nennen mochten. Unter diesen letztern hat P—z, wohl nicht ohne Grund und Zweck, ein vollendetes declamatorisches Zeichensystem nach Analogie der Musik vermisst, W—n aber, in seiner „*Sammlung auserlesener poëtischer Fabeln und Erzählungen*" (Berlin 1799.) Lehrern und Schülern dadurch wohl nicht wenig Erleichterung ihres Geschäfts gewährt, dass er die betonten Wörter anfänglich durch den Druck auszeichnen, und nachher mehrere poëtische Stücke wie Prosa zusammendrucken liess. Herrn S—r hat dagegen Betonung und Bezeichnung für den Anfänger *theils überflüssig*, *theils nachtheilig* geschienen. Indem Rec. nicht abschreiben mag was darüber (S. XIX.) gelesen, und geprüft zu werden verdient, muss er nur noch ungern bemerken, dass in dem beträchtlichen Druckfehler-Verzeichnisse doch einige Setz- und Schreibfehler, wie Glaz, Ehrgeitz, schmutzig u. dgl. unangezeigt blieben.

BIOGRAPHIEN.

Nekrolog der Deutschen für das neunzehnte Jahrhundert. Herausgegeben von *Friedr. Schlichtegroll*. *Vierter Band.* Gotha, Perthes 1805. 328 S. 8. *Fünfter Band*, 1806. 338 S. 8. (2 Thlr.)

Digitized by Google

Im *vierten* Bande eröffnet die kleine Reihe merkwürdiger im 19ten Jahrh. verstorbener Männer *Ernst Ludwig von Benkendorf*, Churs. General der Cavallerie und Chef der Garde du Corps etc., geb. 5. Jun. 1711. gest. 5. May 1801. Der verstorbene General, der dem sächsischen Hause 68 Jahre gedient, und als Kriegsheld vornemlich in der Schlacht bey Collin, „wo er den fliehenden Sieg mit tapferer und glücklicher Hand ergriff und wieder zu seiner Parthey zurück führte" sich ausgezeichnet hat, gab seinem Adjutanten, dem Rittmeister Baron von Odeleben die Papiere, die er selbst dictirt hatte, und aus welchen diese Lebensbeschreibung geschöpft ist. „Das ganze sächsische Heer, sagt der Verf. in der Einleitung, sah ihn als seinen Vater an, und sein erhabener Landesherr erkannte und ehrte seine Verdienste. Diese Achtung von einem weisen und tugendreichen Fürsten, und dasjenige, was der Redner neben seiner Bahre öffentlich von ihm sagte: das sind vollgültige Zeugnisse von seinem Verdienst. Denn es liegt ein hoher Werth darin, von diesem Regenten geehrt zu werden, dessen längst erworbener Ruhm der Gerechtigkeit mit jedem Jahre steigt, und dessen weise und würdevolle Regierung mitten in stürmischen Zeiten nah und fern bewundert und gepriesen wird." Der General hatte aber auch eine grosse und rührende Anhänglichkeit an seinen Regenten und dessen ganzes Haus. „Der geringste Unfall derselben interessirte ihn, die geringste Unpässlichkeit, die einem Gliede der fürstlichen Familie zustiess, konnte den sonst so muthvollen Mann beunruhigen." Bey den grossen kriegerischen Begebenheiten seines Zeitalters schränkt der Verf. der Biogr. sich mit Recht auf den Antheil ein, den B. daran nahm, und schildert ihn meist mit seinen eignen Worten; und so erhält man zugleich erhebliche Beyträge zur Kriegsgeschichte jener Zeit. Doch ist der Zusammenhang aller Ereignisse immer in eine kurze Uebersicht gebracht worden. Zugleich wird manche Stelle in Lloyds-Tempelhoffs Geschichte des siebenjähr. Kriegs erläutert, auch fremde Angaben berichtigt; aber es sind auch abweichende Erzählungen verglichen, ohne zu entscheiden (wie S. 101.). Die Periode des 7jähr. Kriegs ist in dieser Lebensgeschichte ohne Verhältniss weitläufig behandelt; sie ist freylich die glänzendste in B's Leben, und wahrscheinlich waren für sie die meisten Materialien vorhanden. Gern würde man aus den spätern Zeiten etwas mehr von ihm erfahren haben. — Es folgt S. 136. *Ignatz Valentin Heggelin*, Pfarrer zu Warthausen im östlichen Schwaben, geb. 1. Jan. 1738. gest. 30. Apr. 1801. Bekanntlich hat D. *J. M. Sailer* ihm 1803. ein Denkmal durch eine Druckschrift gestiftet, aus welcher Hr. S. nicht nur die Nachrichten, die er von seinem Leben und Wirken giebt, sondern auch manche Ansichten entlehnte, aber dieses alles in einem bessern Zusammenhang und einer gefälligern Sprache wiedergab. Es sind auch Bruchstücke aus Reden und Aufsätzen des Mannes an gehörigen Orten eingeschaltet, die durch Originalität sich auszeichnen. Für Leser, die selbst richtig urtheilen können, bedurfte es bey manchen eignen Ansichten, die H. oder sein früherer Biograph gefasst hatten, keiner weitern Fingerzeige. Die letzten Jahre des würdigen Mannes wurden durch Leiden mannigfaltiger Art verbittert, die nur der Tod endigte. — S. 187. *Friedrich von Hardenberg*, obersächs. Salinenassessor und design. Amtshauptmann in Thüringen, geb. 2. May 1772. gest. 25. März 1801. (bekannter unter dem Namen *Novalis*), vom Hrn. Kreisamtmann Just in Tennstädt geschildert, der ihn genauer kennen lernte, seitdem er, nach vollendeten academ. Jahren seiner Anleitung zu den Geschäften übergeben wurde; worüber der würdige Mann, dem so viele Geschäftsmänner ihre Bildung verdanken, mit zu grosser Bescheidenheit spricht. Eine zarte Freundschaft hat bey dieser Schilderung die Feder so geführt, dass doch kein Panegyrikus hervorging, und die Data nicht verändert wurden, aus denen die ganze Bildung und Richtung des früh Verewigten erklärt werden muss. Bruchstücke aus verschiedenen Briefen desselben tragen dazu noch mehr bey. „Ganz hervorstechend, sagt der Verf. selbst, war in ihm die Stärke und Lebhaftigkeit der Phantasie; durch sie war es ihm möglich, Alles leicht zu fassen, klar und deutlich zu denken, und fest zu halten. Sie mischte sich aber auch fast in Alles, was er trieb. Er selbst nannte sie das vorzüglichste Element seiner Existenz, und so gestand er es ein, dass sie auch auf seine Religionsansicht besonders wirke." Es ist ein ausgezeichnet hartes Schicksal, dass seine Eltern in einem Zeitraum von 7 Jahren sechs erwachsene Kinder vor sich sterben sehen mussten. Seit seiner ersten Geliebten Tode hatte er eine Vorliebe für Lavaters und Zinzendorfs Schriften, für katholische Erbauungsbücher, und selbst für Jakob Böhmens Schriften. Daraus werden manche Stellen seiner geistlichen Lieder erklärbar, die übrigens seine ersten Versuche in dieser Art waren. Herzlichkeit war ein Hauptbestandtheil seines Characters. Der Herausgeber hat dem Just'schen Aufsatze einen enthusiastischer geschriebenen Nachtrag beygefügt, und darin vornemlich aus Novalis nach seinem Tode gedruckten Werken Bruchstücke aufgestellt, die wohl nicht alle unbedingten Beyfall verdienen. — S. 262. *Joh. Jak. Nathanael Neumann*, Prediger zu Lossow bey Frankfurt an der Oder, geb. 6. Febr. 1750. gest. 28. Nov. 1803. „kein durch grosse Unternehmungen oder hohe Ehrenstellen ausgezeichneter Sterblicher, aber durch reges Wirken für Wahrheit und Tugend, einen gebildeten Geist und ein edles Herz der Achtung der Nachwelt werth." Als Schriftsteller ist er durch einige Romane und theologische Schriften bekannt geworden. Mehrere ausgearbeitete Schriften fand man im Manuscript. Der Sohn des Verewigten ist Verfasser der mit Wahrheitsliebe belehrend und rührend geschriebenen Biographie. — S. 294. D. *Ernst Gottfried Baldinger*, Churhess. geheimer Rath und Leibarzt, erster Prof. der Medicin zu Marburg, geb. 13. May

Digitized by Google

1733. gest. 2. Jan. 1804. hauptsächlich nach Creuzer's Memoria (s. unsre L. Z. 1804. St. 55. S. 878 f.) geschildert. Hier heisst er „ohne Frage einer der grössten Aerzte und Literatoren des 18. Jahrh., ein Mann mit vielen Eigenthümlichkeiten, über dessen Hauptwerth es aber nur Eine Stimme gibt.“ Aus den Aufsätzen seiner vor ihm gestorbenen Gattin, die ihre Bildungsgeschichte erzählen, sind auch Bruchstücke mitgetheilt.

Den *fünften* Band fängt die Biographie des M. *Carl Christoph Nestler*, Past. prim. und Schulinspect. in Bautzen, geb. d. 13. Jan. 1740 gest. d. 19. Febr. 1804 an, die von einem seiner, ausserhalb Bautzens, lebenden Freunde entworfen ist, welcher das, was er aus eigner Kenntniss, Erkundigung und Vergleichung der hinterlassenen Papiere niedergeschrieben hatte, vor dem Abdrucke, unbefangenen Männern, die den Verstorbenen näher kannten und beobachteten, zur Prüfung vorlegte. Die Ausführlichkeit ist mit dem Antheile, den viele (vornemlich in Bautzen) an ihm nahmen und dadurch, dass eine solche Biographie zugleich aufbewahrende Schilderung eines Zeitgeistes (doch nur in einem sehr beschränkten Sinn) wird, nicht hinreichend entschuldigt. Vornehmlich ist die Charakteristik desselben zu wortreich abgefasst. — S. 77. *Wilh. Aug. Friedr. Danz*, Regierungsrath und Lehnsreferent zu Stuttgard, geb. zu Stollberg Gedern 1764., gest. zu Stuttgard d. 13. Dec. 1803. Im jurid. Archiv B. 4. H. 1. steht ein kurzer Aufsatz über ihn. Diesen hat ein Freund des Verstorbenen zwar benutzt, aber noch manches beygefügt, um hier einen vollständigen Abriss seines Lebens und Charakters aufzustellen. So glücklich sagt der Vf., und von den Göttern (?) freundlich begabt, wie der Lebensweg dieses Mannes, war auch sein Charakter und seine ganze Organisation, gewiss eine der beglückendsten, die den Menschen zu Theile werden kann, eine immer gleiche Fröhlichkeit, immer gleiche Empfänglichkeit zum Genuss, eine rastlose Thatigkeit etc. — Haug's Gedicht auf seinen Tod ist beygefügt, u. von seinen Schriften werden die vornehmsten erwähnt, auch aus seiner Rede, Deutschland, wie es war u. s. f. ein Bruchstück mitgetheilt. — S. 99. *Joh. Joach. Spalding*, Doct. d. Theol. Kön. Preuss. Oberconsist. Rath, Probst, Pastor prim. an der Nicol. Kirche etc. geb. 1. Nov. 1714. gest. 22. May 1804. Seine eigne Lebensbeschreibung von seinem Sohne herausgegeben ist so zum Grunde gelegt, dass sie stellenweise wörtlich wiederholt ist. Ausserdem hat aber Hr. Schl. noch das Fragment eines handschriftl. Reisetagebuchs und ungedruckte Briefe des Verewigten zum Gebrauch erhalten. Daraus ist ein Schreiben Spald. an den Jüngling Lavater, ein Brief Füssli's, des Mahlers, an Sp. und die Antwort darauf mitgetheilt. Wir können, da wir sonst nichts aus dieser ganz und mehrmals zu lesenden Biographie auszeichnen wollen, doch den Wunsch nicht unerwähnt lassen, den der Herausg. gelegentlich thut, dass Hr. *O. C. R. Sack* eine ausführliche Geschichte des preuss. Religionsedicts (1788.) schreiben möge, wozu er, als Augenzenge, so viele Actenstücke gesammelt habe. Freylich würde Tellers Selbstbiographie, wenn er sie, wie er zu spät sich entschloss, hätte schreiben können, viele wichtige Beyträge dazu gegeben haben. — S. 208. *Marie Charlotte Spalding*, geb. Lieberkühn, geb. 1749. gest. 5 Sept. 1804. Sie war die dritte würdige Gattin S's, und ihrer Fürsorge war die längere Erhaltung ihres Gattens zum Theil zu verdanken. Hr. Prof. Spalding hat am Schluss der Biographie des Vaters ihrem Verdienste die wenigen Blätter gewidmet, die hier wiederholt sind. — S. 217. *Helena Paulowna*, Grossfürstin von Russland, Erbprinz. von Mecklenburg-Schwerin, geb. 25. Dec. 1784 gest. 24. Sept. 1803., vornemlich nach der vom Hrn. Past. Wundemann bekannt gemachten biographischen Skizze. Herzangreifend ist die Schilderung ihrer letzten Stunden und des Eindrucks, den sie auf alle machten, wahr und beherzigungswerth die Bemerkung über einige harte Gebräuche, die der Mönchsgeist bey einigen christl. Kirchen eingeführt hat, und die dem milden Sinne des Christenthums so fremd sind, bey Gelegenheit des Kelchs der Sterbenden, der zur Abendmahlsfeyer der Grossfürstin gebraucht wurde, gemacht. — S. 251. *Johann Georg Wunderlich*, d. Weltw. Doct., kön. Preuss. Superintend. Oberpf. und Inspect. der Kirchen und Schulen zu Wunsiedel, geb. 1734. 8. Oct. in dem Flecken Regnitzlosa, gest. 1802. 6. Jun. Unterzeichnet ist unter dieser Biographie *Sr.* Wunderlich, der ausgezeichnete Predigertalente besass, veranlasste nach seinem Anzuge in Wunsiedel 1781. daselbst die Stiftung einer Gesellschaft für vaterländ. Geschichte. Unter seinen Schriften zeichnet sich das Programm de Formulis Concordiae in terris Burggraviatus Norici ab ecclesiae doctoribus subnotatis, Bar. 1783. aus, worin gezeigt wird, dass vor dem Bergischen Buch schon solche Formeln aufgesetzt worden sind. — S. 281. *Heinrich Ernst Gute*, ausserordentl. Prof. d. Theol. auf der Univ. Halle, Oberdiak. an der dortigen St. Ulrichskirche und Pastor zu Diemitz, geb. 13. Sept. 1754. zu Bielefeld, gest. 6. Dec. 1805. von einem ungenannten Freunde desselben, als ein Beyspiel wahrer Gewissenhaftigkeit, aufgestellt. — S. 311. *Joachim Gottwalt Abel*, kön. preuss. geistl. Ruth, Inspector, Senior und Pastor zu Möckern im Magdeburgischen, geb. zu Westdorf 20. Nov. 1723. gest. 1. Apr. 1806. (Sohn des bekannten Polyhistors, Casp. Abel). Die Biographie (unterzeichnet mit dem Namen Hunze) wird durch viele eingestreuete Anekdoten (z. B. von Joh. Geo. Pertsch, „der fast alle Wahrheiten der heil. Schrift antastete und doch vom Volksaberglauben nicht frey war) anziehender, als manche andere aufgenommene Biographien.

Verbesserung. St. 100. S. 1593. Z. 50. ist zu lesen: *freymuthigen.*

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

104. *Stück, den 17. August 1807.*

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Griechisches Uebungs-Magazin; oder: der sich selbst belehrende Grieche. Erster Lehrgang: Griechisches A B C, oder: blosse Vorübungen des Lesens, Flectirens und Uebersetzens, als die allerersten Anfangsgründe der griechischen Sprache, von *K. E. Günther.* Prorector am Herzogl. Gymnasium zu Oels. Leipzig, 1806. bey Friedr. Traug. Märker. 8. IV u. 155 S. (12 gr.)

Anweisung zum Gebrauche des Griechischen Uebungs-Magazins, oder des sich selbst belehrenden Griechen, eines aus drey einzelnen verkäuflichen Lehrgängen bestehenden Uebungsbuches zur gründlichen und angenehmen Erlernung der griechischen Sprache, von *K. E. Günther,* Prorector am Herzogl. Seminar. zu Oels. Leipzig, 1806. bey Friedr. Traug. Märker. 8. 56 S. (6 gr.)

Hrr G. hat durch diese griechische Fibel eigentlich nicht das ruhmlich bekannte griechische Elementarbuch von Jacobs vorbereiten wollen, sondern arbeitete es gleichzeitig mit jenem aus. Das Jacobsische erschien früher, fand seinen Beyfall, und er legte daher das seinige bey Seite, wünschte aber durch den ersten Lehrg. seines Uebungsmagaz. den ersten Cursus des Jacobsischen vorbereitet zu sehen. Rec. erkennt die gute Absicht des Verfs., hält aber den Standpunkt, von welchem aus Hr. Prof. Jacobs sein Elementarb. angesehen wissen wollte, für unverträglich mit dem des Hrn. G. Offenbar hat er Hrn. Jac. missverstanden, selbst indem er einen andern Zweck als den seinigen in dem Elementarbuche erkannte. „*Es setzt,* sagt er, *die Buchstabenkenntniss, es setzt Lesen, es setzt Uebung in der Flection voraus. Das Uebungsm. setzt dies alles nicht voraus, sondern will es erst beybringen, will Lesen und Flectiren erst durch Uebung lehren.*“ Allein ausdrücklich setzt das Jacobsische Elementarb. nichts als Lesen voraus: übrigens soll der Knabe neben dem Gebrauche der Grammatik, wozu es keines besondern Magazins bedarf, mit jedem Schritte in dieser ,auch in dem Elementarb. weiter rücken. Ferner hat Hr. G. gerade die Maxime ergriffen, welche Hr. Jacobs in der Vorrede z. El. verwirft: die Elemente der Sprache aus vorgelegten Beyspielen selbst abzuziehen und sich die Grammatik selbst zu bilden. In der Einleitung nemlich sagt Hr. G.: „*Dass Uebung in einer fremden Sprache nie ohne Regel gut von Statten geht, davon bin ich überzeugt. Nur werde ich es nie davon werden, dass man Form und Regel dem Schuler vorher aufdringen und dann erst üben lassen misse. Zum Philosophieren von der Natur bestimmt, muss er immer erst die Erfahrung, die Erscheinung, die Sache vor sich liegen sehen: daraus erfinde, entdecke er selbst die Form: und eine so gelernte Sprache vergisst er ewig nie. — — Doch bey dem Griechischen hat er es viel leichter. Er darf nur die bereits von alten Schriftstellern richtig gesetzte Form erkennen, und wenn er nun durch ein Lexicon oder Wortregister die Bedeutung des Nominativs, oder des Praesens weiss, so wird er auch richtig interpretiren.* Allein Hr. G. hat die Nothwendigkeit der allgemeinen Sprachregeln und des Daseyns der Redetheile und ihrer Verhältnisse in der Wortfügung übergetragen auf die besondern für uns zufälligen Formen der fremden Sprache, welche erlernt werden soll. Auf die Vorübungen des Lesens, welchen Rec. fast durchgängig seinen Beyfall gibt, folgen S. 21 des Ueb. *zweytens des Verstehens* (Vorübungen, welches Wort von S. 11 her im Sinne behalten werden muss) *das heisst des Uebersetzens und Vorstellens der Sachen selbst in, mit, bey und unter den griech. Worten.* a, nur einzelne Worte (ohne vorhergehende Erwähnung des Artikels) I. nach alphabetischer Ordnung, nomina propria mit der deutschen untergelegten Benennung. Hier findet sich folgendes für den Knaben unverständliche

το Τ το του Ἡρακλέους γράμμα

das Y, der Buchstabe (Scheideweg) des Hercules. II. Substantiva mit dem Artikel und untergelegten lateinischen und deutschen Worten ohne Ordnung des Genus und numerus, welche, wie die Anmerkung sagt, die grosse Uebereinstimmung der griech. Spr. mit der lateinisch. und der Muttersprache und

Digitized by Google

daher die Leichtigkeit des Verstehens der gr. Sprache zeigen und beweisen (?) III. andere griech. mytholog. Namen mit untergelegten lateinischen. Das Verzeichniss von Gegenständen, die den Schüler im Hause, in der Schule, in der Stadt umgeben (n. IV.) *kann sehr ergänzt werden*, laut der Anmerk. *genau so wie die Französin plappern lehrt, nur dass man hier die Worte vorher schreiben lässt.* Bey den S. 33. aufgeführten ganzen Sätzen soll der Knabe anfangen über die Worte zu philosophiren (?) (doch wohl die dargebotne Form zu bemerken und aufzufassen und von den übrigen zu unterscheiden), Z. B. *was ist der Mensch? wessen Ebenbild ist er?* (wozu die erste Frage?) *Also, wenn ὁ θεός der Gott heisst — — was heisst dann* θεοῦ? *was wird nun* ἀνθρώπου *heissen?* (warum nicht τοῦ θεοῦ? und τοῦ ἀνθρ.? wenigstens soll doch wohl der Knabe nach ὁ θεός *der* Gott antworten *des* Gottes und *des* Menschen) *Also wie haben viele griech. Worte in der Umendung?* Mit gleicher Unbestimmtheit in der Anweisung S. 19. soll der Knabe die Bemerkung gemacht haben, dass sich *viele* Nennworte, wenn sie mehrere Gegenstände bezeichnen, auf ες endigen, dass er also ihre Bedeutung sehr leicht daran erkennen könne. Bald erklärt Hr. G. den Grund seines Misgriffs durch folgende leidenschaftliche Aeusserung: *wenn das nicht usus declinationum und ludus ist; so — will ich verdammt seyn ewig Paradigmata herschnattern zu lassen.* Rec. bedauert den Verf., indem er von einem Extrem zum andern überging, ohne den Mittelweg, den die Natur des jugendlichen Geistes und der Sprache dem Unterricht als die vernünftigste, leichteste und sicherste darbietet, die Erlernung jeder fremden Sprache, mithin auch der griechischen, auf die grammatische Kenntniss der Muttersprache zu gründen, indem man das Bedürfniss der den deutschen entsprechenden griech. Formen weckt, so viel als möglich zu classificiren und mit Ordnung und Einfachheit die unbekannten Formen in natürlicher Aufeinanderfolge anschaulich zu machen und oft wieder auffinden zu lassen. Diesemnach wird man z. B. dem deutschen Artikel den griechischen nach der Ordnung des genus und numerus an die Seite setzen, womit die Endungen der ersten und zweyten Declination zugleich gegeben sind. Hingegen trägt das Uebungsmagazin S. 36. die eine Umendungsart der Nennworte a, die Einheit mit der Vermeidung des Artikels θεὸν σέβου, γονεῖς (γονέας) τίμα!

Gott scheue du *die* Aeltern (parentes) ehre du so vor 1. ος der, die, das, 2. ου des, der, des, 3. ῳ dem u. s. w. Man richte sich, fährt Hr. G. fort, nach diesem Schema, ohne es jetzt schon auswendig zu lernen. Warum soll aber der Anfänger noch lange unsicher rathen und die Mühe des Gedächtnisses scheuen, welche ihm der Verf. nicht für immer zu ersparen geneigt ist? warum soll er die Gefahr nicht vermeiden bey vorkommenden verschiedenen Formen, die nicht eingeprägte mit andern ähnlichen zu verwechseln? S. 41 wird eine allgemeine Uebersicht der 3 Declinationen gegeben, wo jedoch der Genitiv der 1ten Declination α, η, durch ς angegeben ist, statt ας, ης, da man α, η, als Endung des Nominat. nicht des Stammworts ansehen kann. Statt bey dem Zeitworte die Endung der Personen und Temporum an verschiedenen griech. Verben durch untergelegte deutsche Uebersetzung zuerst kenntlich zu machen, sollte an dem sehr schicklichen τύπτω, wie gewöhnlich, die griechische Form der deutschen gegenübergestellt, erlernt und an Beyspielen wieder erkannt werden: wozu sich das Jacobs. Elementarbuch mit Nutzen brauchen lässt. Hr. G. bietet, nachdem er auf die griechischen Eigenschaftsworte oberflächlich hingewiesen, Formeln dar, 1. für Nennworte verschiedener Art, 2. für eigentliche Eigenschaftsworte, ohne Uebersetzung mit untergelegtem Wortregister. Dann folgen Zahlwörter, Participien (ohne Ordnung), Infinitiven, Adverb., einige Praeposit. — *Beschluss. Ein neues Ziel, Uebersetzen und Verstehen des Gelesenen ist nunmehr erreicht* (?) Dann folgen kurze Sätze mit blossem Subj. und Praedic., wo der Anfänger den Sinn des Gelesenen finden und anfangen werde, über die Sprache als Sprache nachzudenken, und *allerhand* Bemerkungen zu sammeln, welche er im folgenden Lehrgange ordnen werde. Hr. G. verkennt dabey ganz die Stufe, auf welcher Knaben stehen, und, indem er die Erlernung der Sprache zu erleichtern und zu versüssen sucht, erschwert er offenbar das Studium. Bey den S. 71 aufgeführten Sätzen aus Apollodor werden gelegentlich die Pronomina und das Augment erwähnt. Die Erklärung der Hälfte dieser Sätze folgt erst, höchst unbequem, S. 126. Zur Uebung des Auswendiglernens das Vaterunser, Sinnsprüche aus dem N. T. *aus griech. Dichtern und Schriftstellern* (worunter doch wohl die Dichter auch gehören), ein christliches Glaubensbekenntniss in lauter Aussprüchen des N. T., eine Schlachtbeschreibung aus Xenoph., mit wörtlich graecisirender Uebersetzung, welche Rec. sehr zweckmässig findet. Doch ist mit diesen Sätzen dem 1ten Cursus des Jacobs. Elementarbuchs bey weitem vorgegriffen. Die Uebung im Dolmetschen S. 82, wo Sätze dargeboten werden, um das Subject, die Copula und das Praedicat kennen und unterscheiden zu lernen, sollte vor jenen Sätzen vorausgehen. Dahingegen ist vom Medio Optativ. Plusquamperf. noch nicht die Rede gewesen. Hierauf werden S. 100 diese Regeln wieder gesammelt und noch einmal Uebungen vorgelegt mit eingemischten Fragen. Nachdem S. 101 der Beschluss dieser Uebungen im Dolmetschen angekündigt worden, folgt ein Δεύτερον πρότερον *Vorbegriffe.* Hier wird, heisst es, der Anfänger auf Declination und Conjugation oder auf den zweyten Lehrgang, die eigentliche Grammatik vorbereitet, ehe er weiter, und zu den Lesebüchern eines Jacobs, Stroth, Ernesti u. s. w. übergeht. *Man kann sich*, äussert der Hr. Verf. *in dem zu grossen und majestätischen Lehrgebäude der griechischen Sprachlehre leicht verirren und mit viel* (Grammatik) *halte man Haus, mit wenig komme man, als Anfänger, auch aus. Mit dieser Grammatica in*

nuce als Vorbereitung auf jede griech. Sprachlehre gehe man 1. diese griech. Fibel nochmals zur allgemeinen Wiederholung durch, 2. nehme man das vortreffliche Elementarbuch von Jacobs zur Hand, übe aber die Sprache durch fleissiges Lesen des Uebersetzten und denke alles griechisch. Um auch mit schwierigen Lesestücken, als Jacobs im ersten Cursus zusammengestellt hat, eine Probe der Dollmetschung und des Auswendiglernens zu machen; beschliesset unser griechisches A. B. G. mit dem Inhalt des ersten Buches der Iliade. In der Anweisung wird hierbey erinnert, dass Homer, wenn die *verwünschten* Dialecte nicht wären, der erste und zweckmässigste Autor seyn würde. Rec. fürchtet aber durch zu frühes Lesen des Homer und durch Verstummelung desselben dem jungen Leser einen Widerwillen gegen ihn beygebracht zu sehen. Besser eröfnet man mit unverfälschten, leichten Stellen aus dem Homer das anhaltende Lesen, welches Kenntniss der Formenlehre, und Fertigkeit im Wiedererkennen der gewöhnlichen Formen voraussetzt, und lässt schickliche Stellen auswendig lernen, wozu auch Hr. G. sein Uebungsmagazin benutzt zu sehen wünscht. Doch kann Rec. zu dem Gebrauch desselben nicht rathen, da, die Uebungen im Lesen abgerechnet, wo man Anfangs unter andern das Griechische mit deutschen Buchstaben gedruckt findet, um durch die mit unbekannten Zeichen aufgeführten bekannten Gedanken, die Lust zur Erlernung jener zu wecken, das weitere Verfahren zu willkührlich, das heisst nicht gemäss der Natur der Sprache und des jungen Kopfs, eingerichtet ist.

Vorschule des Homer, enthaltend eine Sammlung einiger vorzüglicher Stellen aus der Homerischen Iliade mit untergelegter Analyse und Worterklärungen. Nebst einem Präparationsbuche zum ersten und zweyten Gesange der Homerischen Iliade, von *Albert Christian Meineke*, Director der Schule zu Eisenach. Erfurt, 1806. In der Hennings'schen Buchhandlung. 8. XII u. 242 S. (1 Thlr. 16 gr.)

Präparations-Buch zum Homer, Erster und zweyter Gesang. Ein Versuch, die Lectüre des Homers (Homer) jungen Leuten zu erleichtern. Von *Albert Christian Meineke*, Director der Schule zu Eisenach. Aus dessen Vorschule des Homers besonders abgedruckt. Erfurt, 1806. In der Hennings'schen Buchh. 8. 98 S. (8 gr.)

Man kann dem nun verstorb. M. leicht zugestehen, dass viele junge Studierende von den Homer. Gesängen durch die Unbekanntschaft mit den Worten und die Unbequemlichkeit bey fast ununterbrochnem Gebrauch des Wörterbuchs abgeschreckt werden, zumal wenn sie oft den kleinen zurückgelegten Weg mit dem entfernten Ziele vergleichen und die jugendlichen Kräfte an etwas andern zweckmässiger zu üben wähnen, als an dem Lesen des Homers. Diesen mag nun wohl die Vorschule des Homer ein erwünschtes Mittel seyn, die Unbekanntschaft mit den Wort-Formen des Dichters zu ersetzen und das Präparationsbuch, welches sich bisher jeder fleissige Schüler selbst fertigte, überhebt sie des lästigen Umwälzens des Wörterbuchs. Aber man irrt sehr, wenn man glaubt, dass ein solches Erleichterungsmittel, das man sonst für infamirend hielt, und von der Faulheit, welche es nährt, mit Recht benannte, die Liebe zu dem Dichter früher und stärker weckt, als man sie bey dem antrifft, der sich durch ausharrenden Fleiss muhsam den Weg zum Verständniss bahnen musste. Die Mühe weckt und stählt die Kraft, und gelangt der junge unverdrossene Leser des Homer ohne ein solches Präparationsbuch auch später zur deutlichen Einsicht des Sinnes der vorliegenden Stelle, so ist dafür das Gefühl, durch eigenes Zergliedern und Bestimmen jedes Worts und durch stetes Forschen nach der Wahrheit seiner Bedeutung und des aufgefundenen Sinnes, zum Ziel gelangt zu seyn, belohnend und die muhsam erworbene Kenntniss sicherer und dauernder. Und wenn der Fleiss des jungen Lesers von einem verständigen Lehrer geleitet, benutzt und durch Berichtigung des Urtheils geschärft wird; wenn ferner die Lectüre des Homer nicht das erste griech. Buch ist, an dem man die gewöhnlichen Formen der Worte bemerkbar machen will, sondern, wie Hr. M. selbst voraussetzt, der junge Leser schon früher etwa das Jacobsische Elementarbuch gelesen hat; so bedarf es dieser Vorschule des Herausg. nicht, oder sie sollte wenigstens, nach dem Plan des erwähnten Elementarbuchs eingerichtet, den Fleiss des Anfängers nicht entbehrlich machen, sondern bey schwierigen Fällen unterstützen und leiten, mithin nur das der Dichtersprache eigenthümliche kurz erläutern, dabey aber die Erklärung des Lehrers voraussetzen, wenn der Schriftsteller wirklich verstanden seyn soll. Man findet nämlich in dieser Vorsch. d. H. aus der ganzen Iliade 60 theils kurze, theils lange leichte Stellen abgedruckt und unter dem Texte Anfangs jedes Wort erklärt: dann werden nach und nach die bekanntesten und oft wiederholten Worte übergangen, oder es wird auf frühere Stellen verwiesen. Man kann aber schon deswegen diese Vorschule nicht empfehlen, weil der Preis derselben, in der man doch bey weitem nicht die Iliade selbst besitzt, die Handausgabe der Iliade übersteigt. Und findet man es rathsam, dem angehenden Leser griechischer Dichter zuerst leichte Stellen aus der Iliade auszuheben, durch deren öftere Wiederholung er sich für die ununterbrochne Lectüre des Homer vorbereiten möge, so ist ein besonderer Abdruck dieser Stellen noch immer entbehrlich, da es jedem sachkundigen Lehrer überlassen bleiben kann, eine Auswahl dieser Art zu treffen, ohne dem Schüler mehr als den Ankauf des ganzen Homer in einer Handausgabe zuzumuthen. Die Wahl der Stellen konnte übrigens Hrn. M. nicht schwer fallen, und

Digitized by Google

die Worterläuterung erleichterte er sich dadurch, dass er jedes Wort durchging. Hr. M. benutzte aber diese fortlaufende Worterklärung (denn nur das, was das Wörterbuch und die Formenlehre der Grammatik darbietet, darf man hier erwarten) doppelt, indem er sie in einem besondern Präparationsbuche abdrucken liess, und die Analyse der Worte des ganzen ersten Buchs und des zweyten bis V. 484 verfolgte. Wiewohl hier die Bestimmung der Worte oft den verkehrten Weg nimmt, wie Iliad 2, V. 3, wo ναυηγός übergangen, V. 23, die Bedeutung angegeben, V. 61 die Zusammensetzung aufgelöst wird. In der That beklagt Rec. von neuem, dass der Herausg. sich u. seinen Beruf als Schriftsteller so sehr missverstand, dass er die studierende Jugend, statt ihre Kräfte zu wecken und Anstrengung zu fordern, sie durch dergleichen Hülfsmittel mehr entnervte. Oder kommt es nur darauf an, dass die Iliade gelesen ist, nicht aber, dass die Geisteskraft geübt wird? Man hält dieses Präparationsbuch für das Werk eines fleissigen Primaners, der sein vor Jahren mit Hülfe des Wörterbuchs gefertigtes und bey der Erklärung des Lehrers hier und da berichtigtes Präparationsbuch zur Unterstützung seiner jüngern und schwächern Brüder habe drucken lassen. Der Lehrer wird aber dem faulen Knaben seinen Gebrauch verweisen. Accente findet man in der Worterläuterung nirgends, dafür aber manchen Druckfehler.

ERKL. RÖMISCHER SCHRIFTSTELLER.

Clavis Virgiliana, sive explicatio vocabulorum difficiliorum plerumque omnium formularumque dicendi complurium, quae in Virgilii operibus occurrunt, auctore *Friederico Augusto Ludewig*. *Pars I.* Bucolica et Georgica Berolini sumtibus Henrici Frölich. 1805. 230 S. in 8. (20 gr.) Pars II. Aeneis. 1805. VIII. u. 450 S. in 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Diese Clavis, erinnert der Verf. in der Vorrede zum IIten Theil, explicat vocabula et formulas dicendi difficiliores, quod tironi sufficit: cetera adiiciat praeceptor. Brevitati inprimis studens non nisi unam explicationem locorum difficiliorum in medium protuli — quae — optima mihi videbatur. — Praeter veteres commentatores praecipue ducem habui Heynium — in Aeneide ubique fere explicationem ejus recepi, rarissime eum deserui. Saepius ab eo recessi in Bucolicis et Georgicis, ubi Vossium et Martynum non raro sum secutus: quandoque clavem Schirachii adhibui. Der Käufer erhält in dieser Clavis ein Verzeichniss der nach der Ordnung des Textes zu erklärenden Worte und Formeln, mit Angabe der an jeder Stelle Statt habenden Bedeutung. Der Leser des Virg. soll dadurch der Mühe nicht überhoben werden, den Grund der Erklärung überall entweder selbst mit Hulfe des Wörterbuchs, welches die erste Bedeutung bekannt macht, oder unter Anleitung des Lehrers aufzusuchen. Auch ist das Construiren der Worte und die Verbindung der Gedanken noch übrig, um den vollständigen Sinn jeder Stelle zu finden. Wohl aber bedurfte es der Erklärung dessen, worauf das Nachdenken und der Gebrauch des Wörterbuchs den jungen, mit der Dichtersprache noch unbekannten, Leser nicht führen kann. Diese Schwierigkeiten, in so fern sie den Sinn der Worte betreffen, mit Rücksicht auf geographische und mythologische Dunkelheiten, wollte Hr. L. lösen und mithin der Erklärung des Lehrers bey dem jungen Leser den Weg bahnen. Allein gerade das, worauf die grammatische Erläuterung jeder Stelle hinarbeitet, den Sinn der Worte auf die erste Bedeutung derselben zu gründen und den Leser durch eigne Anstrengung zum Verständniss der Stelle gelangen zu lassen, während die nöthigen Erläuterungen beygefügt werden, das wird durch den Gebrauch dieser Clavis aufgehoben, oder wenigstens der umgekehrte Weg der Interpretation nöthig gemacht, wo der Lehrer die schon bekannte Bedeutung des vorliegenden Worts rückwärts auf die erste führt und am nöthigen Orte Berichtigungen einschaltet, gegen Missverständnisse warnet. Diess wird der Fall seyn, wenn z. B. zu odium crudele der Anfänger liest *crudelis* magnus, ingens, oder die Bedeutungen von spirare zu Aen. 1, 403. so entwickelt sieht, *spirare* emittere, effundere, exhalare. Eben so wenig wird der nachdenkende Leser bey folgender aus der hulfreichen Clavis entlehnten Erklärung der Worte v. 395. nunc terras ordine longo aut capere aut captas jam despectare videntur (cygni) sich beruhigen, wenn er liest *capere* tenere, *captas* capiendas. Tenere sollte mit occupare vertauscht und dadurch capere erklärt seyn. Zu captas bedurfte es aber nur des Beysatzes a prioribus. Während von der langen Reihe die vordersten, sich senkend das Land erobern schaun die letzten auf das eroberte Land von der Höhe herab. So erklärte es Burmann natürlich und ungezwungen. Hr. L. durfte sich hier nicht an das Quod jejunum esset, das er in seinem Commentar. vorfand, stossen, und sollte überhaupt mit weniger Abhängigkeit von frühern Erklärungen bey der Ausarbeitung seiner Clavis verfahren. Wenn man ferner S. 148. *exuberare* erklärt findet, *uber* et foecun*dus* esse, so hält man diess allenfalls für Druckfehler. Allein Hr. L. scheint den absoluten Infinitiv stets mit dem Nominativ des Adjectivs zu verbinden; denn auf derselben Seite steht *coqui* matu*rus* fieri und I S. 99. *pinguescere*, pingu*is*. foecund*us* fieri. Auch hätten wohl selbst gefertigte Worte wie *inexorabilitas*, was S. 156. dem inclementia beygefügt ist, gänzlich vermieden werden sollen. Für die cursorischen Leser des Virgil ist diese Clavis ziemlich brauchbar: aber dadurch, dass die zu erklärenden Worte ohne alle Angabe der Verse oder grösserer Abschnitte jedes Mal ein ganzes Buch hindurch hinter einander aufgeführt werden und nicht einmal die Zahl des Buchs auf jeder Seite angegeben ist, wird der Gebrauch dieser Clavis sehr erschwert. Uebri-

Digitized by Google

gens hat sie ein sehr dürftiges Ansehn, wie ein gemeines Vocabelbuch, da jedes Wort mit seiner oft einsylbigen Erklärung eine ganze Zeile füllt und nicht einmal durch Parallelstellen aus demselben Dichter die Lectüre versüsst wird. Den lateinischen Synonymen, welche zur Erklärung dienen sollen, sind oft deutsche Worte, nicht selten ohne Noth, beygefügt, oft an ihre Stelle gesetzt. Das vier Seiten lange Verzeichniss der Druckfehler könnte vorzüglich aus den letzten Bogen um vieles vermehrt werden.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. Des Ovidius XV. Bücher der Verwandlungen mit Anmerkungen zum Nutzen der Jugend herausgegeben von *Albert Christian Meineke*, Direktor der Schule zu Osterode. Erster Theil. Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandl. 1807. 504 S. in 8. (1 Thlr. 4 gr.)

In der Bearbeitung des Ovid, deren erster Theil sieben Bücher umfasst, ist der sel. M. seiner schon vorher aufgestellten Maxime treu geblieben, das Verstehen des Schriftstellers jungen Lesern zu erleichtern und den Unterricht des Lehrers vorzubereiten. Für letztern Zweck ist aber zu vieles dargestellt, welches der Leser unter Leitung selbst finden sollte. Doch wird die Hülfe des Lehrers nöthig seyn, um die schriftlichen Bemerkungen zu berichtigen, oder zu vermehren. Denn Hr. M. bietet dem mit Ovid unbekannten Leser zuerst den Inhalt jeder Erzählung, dann die Bedeutung, welche jedes nicht ganz gewöhnliche Wort an jeder Stelle hat. Oft wird der Sinn durch synonyme latein. Worte, oft durch Umschreibung, häufig auch durch die Vossische, selten durch die Rodische, Uebersetzung erläutert. Ungewöhnliche Constructionen werden hier und da angegeben, so wie mythologische und geographische Bemerkungen kurz beygebracht. Lesarten werden, so wie fast durchgängig Gründe und Beweise fehlen, zuweilen mit kurzer Bemerkung einer andern Lesart beygefügt. Innere Gründe konnten leicht weggelassen werden, um ihre Auffindung dem Leser selbst zu überlassen. Die Handschriften hingegen verdienten mehr berücksichtiget zu werden. Doch hat Hr. M. an mehrern Stellen sich, obwohl nicht bestimmt genug, für die bessere Lesart erklärt. L. II. S. 128. Labor est inhibere volentes (equos) „*volentes sc. properare.*" *Ich möchte wohl die Lesart volantes vorziehen.* V. 132. *Hier möchte ich wohl effugit lesen und es auf limes beziehen:* polumque effugito australem, war schon durch die frühern Worte nec tibi directos placeat via quinque per arcus ausgedrückt. Die Bestimmung der Eklipse hingegen forderte diesen Zusatz, um das Verhältniss der Ekl. zu den Polarkreisen zu erfahren. Nur parenthetisch wären sonst die Worte sectus in obliquum est u. s. w. eingeschoben, wogegen die Worte hac sit iter streiten. Doch schreibt Hr. M. hac sit iter, ohne das wöhnliche sit anzugeben. Rec. zieht das sit auch vor, weil dabey das folgende manifesta notae vestigia cernes einen eignen vollen Sinn behält. Zu S. 160. führt er die beyden Erklärungen von praeter eunt Euros auf und wendet sich auf Burmann's Seite Auch VII. 518. hat Hr. M. mit Recht flebile principium melior fortuna Secuta est aufgenommen. *Secuta est*, setzt er hinzu, *richtiger als die andere Lesart sequetur.* Den Beweis wird der Lehrer seinen jungen Leser aufsuchen lassen müssen. Es war nemlich die melior fortuna schon eingetreten. Im folgenden verwirft er sine ullo ordine nunc repetam. *Dafur sine illo.* Die folgende Erzählung fordert es. Bey aller Kürze, welche sich in den Anmerkungen wahrnehmen lässt, trift man doch auch zuweilen auf Stellen, wo zu viele Worte gemacht sind, wie zu II. 826. Utque malum late solet immedicabile cancer serpere — — sic letalis hiems paullatim in pectora venit. Unnützer Weise bereitet Hr. M. die Erklärung so vor: *Ein Gleichniss, welchem das tertium comparationis mangelt. Bey dem fressenden Krebsschaden (immedicabile malum, cancer) ist keine Verhärtung zu Stein; bey dieser keine Abzehrung u. s. w. Indessen liegt die Aehnlichkeit zweyer verglichenen Dinge manchmal nur in einem Nebenbegriffe, und so konnte der Dichter den Begriff der weitern Verbreitung des einen und des andern Uebels nur im Auge gehabt haben.* Ein Glück dass in diese wortreiche Erklärungsweise nur selten eingegangen wird. V. 839. hält Hr. M. tuam matrem für das Geburtsland Arcadien, wo Merkur geboren war, stellt sich den Jupiter auf der Höhe des Olympus mit dem Gesicht gegen den von Athen aufliegenden Merkur, also gegen Suden gekehrt, vor, welcher, ihm Phönizien zeigend, dies Land mit seinem Finger bezeichnet, quae a parte (mea oder Arcadiae) sinistra, inde suspicit, hinauf blickt, als gegen das gen *Osten* ihm, oder *Nordosten* gelegene Mutterland Merkurs oder Arcadien. Hier ist in der Lage der Länder und der Himmelsgegend geirrt, abgerechnet dass suspicit nicht passt und die ganze Erklärung viel zu umständlich und gezwungen ist. I, 571. ist agitantia *wallende* übersetzt, ob wohl es den accusativ bey sich hat. V. 756 dolere *kränken* (sich kränken). Für die cursorische Lectüre eignet sich diese Ausgabe des Ovid am meisten, vorausgesetzt, dass der junge Leser einige Bücher unter Anleitung eines Lehrers mit Genauigkeit hat verstehen lernen. Die übrigen Bücher schnell zu lesen, und die nöthige Auskunft bey vorkommenden Schwierigkeiten zu finden, ohne sich auf tiefere, dem Sprachforscher genügende Untersuchungen einzulassen, dazu lässt sie sich wohl brauchen. Freylich wird man auf Parallelstellen, so wie auf die Quellen jedes Mythus, auf Angabe der Abweichung des Ovid von der Darstellungsweise andrer Dichter, kurz auf alles was der nicht eilende Leser erwarten möchte, Verzicht thun, und also auch dieser Ausgabe einen geringen Werth zuschreiben dürfen, so sehr auch ihr Kaufpreis anwachsen mag, wenn die zweyte Hälfte erschienen seyn wird.

Digitized by Google

VERMISCHTE SHRIFTEN.

Collection des écrits politiques, littéraires et dramatiques de Gustave III. Roi de Suède; suivie de sa correspondance. Tome V. Stockholm 1805. bey Delén gedr. 353 S. gr. 8.

Dieser Band enthält den zweyten Theil der Briefe des Königs, unter denen freylich manche sehr unbedeutend sind, wie der erste an seinen Bruder, den Herzog von Sudermannland, worin er ihm notificirt, dass er eine Leibwache für ihn errichtet habe, und der letzte an Noverre, dem er für seine übersandte Anweisung zur Tanzkunst dankt. Doch sind beyde auch nicht mit paginirt. An den Grafen Ruuth schreibt der König aus dem Lager vor Friedrichshamm 20. Jul. 1788. „Sie sind der einzige, der in diesen kritischen Augenblicken den Kopf nicht verloren hat, mein Vertrauen und meine Freundschaft gegen sie haben sich vergrössert. Bey seiner Reise im Herbst 1788. fand der König überall die Geistlichen und Landleute seiner Person sehr ergeben und unzufrieden mit dem Betragen der Armee. Er fürchtete daher auch den Reichstag nicht. Aber an Gelde fehlte es immer, und der Graf Ruuth sollte Rath schaffen. Vornemlich wünschte er sehr, dass Schwedens Credit in Italien aufrecht erhalten werde. Mit der Pforte war am 11. Jul. 1789. ein Subsidientractat abgeschlossen worden, wodurch der Krieg verlängert werden musste. Die russ. Kayserin hatte ohnehin alle von Preussen und England angebotene Vermittelung ausgeschlagen. Von den Ministern Preussens und Englands hatte der Graf Ruuth Geld empfangen, was der König sehr billigt. So sehr der König über die Flotte des Prinzen von Nassau spottete (ihre Bauart, sagt er, beweise die Unwissenheit des Prinzen), so gesteht er doch freymüthig, dass, als diese Flotte signalirt wurde, ihn das erstemal die innere Standhaftigkeit verlassen habe. Aeusserlich wüsste er den Schein derselben anzunehmen. Um desto mehr erfreuete ihn der Sieg. Diese 93 Briefe sind alle während des schwedischen Kriegs geschrieben. Auf die französ. gleichzeitigen Ereignisse wird nur einmal Rücksicht genommen. Auch die folgenden 35 Briefe an den Grafen Klingspor sind alle von derselben Zeit, in einem mehr feyerlichen Tone, als die vorigen, geschrieben. In einem gesteht der König, es sey ein grosser Fehler von seiner Seite gewesen, dass man nicht die ersten Streiche durch Carelien und Sawolax geführt habe. Die Sicherheits- und Vereinigungsacte nennt er „coups d'autorité" welche er zu führen gezwungen war. Dem Herzen des Königs macht vornemlich folgende Aeusserung über das Schicksal der gefangenen Officiere, die treulos gehandelt hatten. Ehre (S. 68.): „Si ces Messieurs les prisonniers de Fredrikshoff savaient, combien la nécessité de punir me rend malheureux; ils seraient bien vengés. Tout ce que je sais, c'est qu'en les punissant, ce n'est pas moi, que je venge, mais l'Etat." Man vergleiche damit den Brief an den Obristlieut. von Morion (S. 333 ff.), der, als sein Schwager der Oberste Hastesko zum Tode verurtheilt war, den König um Begnadigung desselben, oder im Fall, dass diese abgeschlagen werden sollte, um seine eigne Entlassung bat, aber nach Empfang dieses rührenden Antwortschreibens fortzudienen sich entschloss. Es verdient ganz gelesen zu werden. Die Briefe an den Baron Armfelt, die zahlreichsten in dem ganzen Bande (87. von S. 77 — 290.) fangen früher an (1784.) und hören später (1792.) auf, und sind in dem vertraulichsten Tone abgefasst. Schon im Febr. 1788. sagt der König dem Baron: Sie wissen, dass ich alles, was ihnen begegnet, ansehe, als wiederführe es mir. Der König unterhält sich mit ihm nicht blos über politische Gegenstände, sondern auch über das Theater. Am interessantesten aber sind doch die Briefe aus den Kriegszeiten. Die russ. Kayserin hatte dem Könige von Dänemark sagen lassen: „Le roi de Suède a tiré l'épée par son armement à Carlscrona, il faut qu'il jette le fourreau." Der König erinnerte sich dass der Papst Sixtus V. so etwas vom Herzog von Guise gesagt habe, er wolle aber zeigen dass er nicht Unterthan (*sujet* war der Ausdruck des Papsts) der Kayserin sey. Genau beschreibt der König alle Umstände seiner Abreise von Stockholm im Jun. 1788., aber auch seine Gefühle dabey. Seinen noch im Felde befindlichen Freund ermahnt er öfters nicht zu hitzig zu seyn, und sich zu weit zu wagen. Man sieht aus mehrern Stellen, der König wünschte den Frieden zu erhalten, wünschte Unterhandlung. Ueber die zu Ajala ausgebrochene Verschwörung eines Theils der Officiers, die mit der Kayserin über den Frieden und die schwedische Regierungsform unterhandeln wollten, drückt der König sich mit Mässigung, Würde und Standhaftigkeit aus. Armfelt hatte dem Könige einmal gesagt, er liebe die „Mezzi termini" und er gesteht diess gern ein. Der englische Gesandte *Elliot*, der so viel dazu beytrug, dass Dänemark die vertragsmässig angefangenen Feindseligkeiten sobald einstellte, wird sehr gerühmt. Aber in einem spätern Brief wird bemerkt, dass er anfange auf seinen Lorbeern auszuruhen (denn der Friede mit Dänemark kam erst spät zu Stande). Mehrere Tagesvorfälle des Kriegs werden genau und umständlich erzählt, wir finden aber doch nicht die in diesen vertrauten Briefen erwarteten geheimen Aufschlusse. Der Herausg. hat hie und da eine erläuternde Note beygefügt, aber auch vieles unerklärt gelassen, wie den einigemal erwähnten „frère de *quatre vingt*." Mitten unter diesen kriegerischen Nachrichten kommen auch andere politische und die Oper betreffende Anweisungen vor. „Weder Preussen noch die Pforte noch England werden, schreibt der König S. 142., mich zum Frieden bewegen, aber ich werde ihn ohne sie abschliessen, sobald ich einige Vortheile erhalten habe, aber nicht früher." Ueber die Schwäche, welche der König von Frankreich bey dem ersten Ausbruch der Revolution bewiess, äussert sich der König im August 1789. sehr stark. Er wollte

Digitized by Google

schon damals dem Grafen von Artois ein Asyl anbieten. Von sich selbst sagt er S. 157.: „Je me regarde comme une victime dévouée à la cause publique, à la vengeance des mânes de Charles XII., à l'honneur national; pénétré de ce sentiment, qui exalte mon ame, aucune difficulté ne m'arrête, aucun revers ne m'abat: décidé à les surmonter, ils ne sauront altérer ni ma constance ni ma gaieté." Er hofft zuletzt alle Hindernisse zu besiegen. Der General Igelström hatte sich an Armfelt gewandt, weil er glaubte, dass er von dem instruirt sey, was er nur zur Hälfte wusste (et voilà, setzt der König hinzu, comme on écrit l'histoire); der König belehrt ihn, dass er ihn in dem Wahn lassen und wie er ihm antworten solle. Er belehrt ihn nachher, dass er ihm anzeigen solle, man müsse mit ihm, dem König, unmittelbar unterhandeln, und das Ganze werde in 8 Tagen beendigt seyn. Er vermuthete nach der Schlacht bey Swenskssund 9. Jul. 1789. dass die friedliche Stimmung Russlands abgenommen habe, und dass es überhaupt eine Parthey gebe, welche die Kayserin vom Frieden abzuhalten suche. Nach dem geschlossenen Frieden drückt der König in mehrern Briefen seinen heissesten Wunsch, einen Allianztractat mit der Kayserin zu schliessen, aus, und nennt sie einmal die einzige Souveraine, welche die Ehre der gekrönten Häupter aufrecht erhalte. So lange die Jacobiner existirten, glaubte er, sey auf nichts zu rechnen, als auf ihr fortdauerndes Bestreben, alles umzustürzen. In seinen Briefen aus Aachen geschrieben 1791. findet man überhaupt seine harten Urtheile über Necker und über die Nationalversammlung, in Beziehung auf seinen Staat. Die (12) Briefe an den Generallieut. *Pollet* S. 221 ff. enthalten zum Theil die Anweisungen zu den Operationen dieses Generals, dem er doch freye Gewalt lässt, nach den Umständen zu handeln. Die 9 Briefe an den Oberstlieut. *Jägerhorn* und an den Baron *Rayalin* sind weniger interessant. Die Briefe an den Herrn von Rosenstein, Lehrer des itzigen Königs, gehen grösstentheils die schwedische Akademie an. Doch einer vom 20. Aug. 1788. betrifft die damalige Lage Schwedens, und ist voll von grossen Gedanken. „Der grösste Fehler, schreibt der König, ist, an dem Vaterlande zu verzweifeln. So lange ich lebe, werde ich diese Schwäche nicht begehen. Grosse Staaten gehen nur unter, wenn sie sich selbst aufgeben." In den Briefen an seinen Privatsecretär, Leopold, unterhält sich der König über die schöne Literatur. Dem letzten Briefe sind einige Begebenheiten aus der schwed. Geschichte als Stoff zu National-Trauerspielen beygefügt. Unter den 19 Briefen an den Graf Oxenstierna ist besonders der 17te merkwürdig, der die edlen Gesinnungen des Königs in Ansehung der Behandlung der Verschwornen aufs neue bewährt. Von den folgenden, meist einzelnen Briefen an verschiedene Personen, zeichnen wir vornemlich den an den französischen Gesandten zu Stockholm, Baron von Staël, und die an den Marquis de Bouillé, aus. Sie enthalten die stärksten Beweise von dem lebhaften und thätigen Antheil, den Gustav III. 1791. u. 92. an der Sache des Königs von Frankr. und seiner Familie nahm, aber auch die Ansichten von ihrer Lage, die er gefasst hatte.

REISEBESCHREIBUNGEN.

Kleine Abentheuer zu Wasser und zu Lande, herausgegeben von *Chr. Weyland*, herz. sachs. weimar. Legationsrath. *Siebenter Theil*, Hof, bey Grau 1806. IV. 288. S. 8. (1 Thlr.).

Auf die aus den frühern Bänden schon bekannte Art fährt Hr. W. fort, die Leser durch kleine, mannigfaltige, und anziehende Reisebeschreibungen zu unterhalten. Der gegenwärtige Band enthält folgende Aufsätze: S. 1. Schreiben eines Reisenden durch Spanien an einen Freund in Deutschland. Im Hafen zu Malaga d. . . 180. . Der Verf. der sich dort einige Tage bis zu seiner Abreise nach Africa aufhielt, gibt einige Nachrichten von Spanien, den Orten zwischen Bayonne und Madrid (Vittoria, Burgos), von Aranjuez, St. Ildephonso, dem Escorial, der Kleidertracht in Spanien und der Lebensweise. Durch die Vorsorge des ehemal. Ministers Florida Blanca sind schon seit 20 Jahren Diligencen eingerichtet und auf den Stationen Gasthöfe angelegt. Es ist die bequemste, schnellste und wohlfeilste Art zu reisen. Die Diligencen sind gewöhnlich mit 8 Maulthieren bespannt, die nicht gezäumt werden. Die Olla potrida, eine Mischung von allerley Fleisch- und Gemüsarten, nebst Schinken und Geflügel in demselben Topf gekocht, sey, meint der Verf., das einzige Gericht, das Ausländern schmackhaft seyn könne. Don Clavijo, der Aufseher des Naturaliencabinets zu Madrid, wird als ein höchst liebenswürdiger Greis gerühmt. Die eine durch kein Thor unterbrochene Seite des Escorials hat in 4 Stockwerken 300 Fenster, die Anzahl der sämmtlichen Fenster im ganzen Gebäude rechnet man auf 11000, und die der Thüren auf 890. Es hat 22 grosse Höfe. Auf der Strasse von Madrid bis Malaga fand der Verf. Extraposten, „wovon nur wenige das höchst schlechte Beyspiel der deutschen Posten nachahmen." In Spanien spielen die Esel überall, wegen ihrer Brauchbarkeit, eine bedeutende Rolle; so drückt sich der Verf. etwas sonderbar aus. Die Sierra Morena beweist, was eine Regierung thun kann, wenn sie das Gute will. In la Carolina, dem Hauptort, nimmt der Gebrauch der deutschen Sprache immer mehr ab. In Anduxar, einer der ältesten Städte, macht man Gefässe, in denen das Wasser immer frisch bleibt. Cordova ist wegen der vielen dort verübten Mordthaten in üblem Rufe. Die Gegend um Malaga ist eine der reizendsten. Es werden dort jährlich wenigstens 72000 Eimer Wein erbaut, wovon weit über die Hälfte ins Ausland geht. Der Hafen von Malaga fasst 400 Kauffarthey- und 40 Kriegs-

Digitized by Google

schiffe. S. 45. Zweyter Brief über die Reise durch die Barbarey, aus dem Quarantäneplatz bey Tarifa geschrieben. Ein wesentlicher Vorzug von Gibraltar ist, dass es das vortrefflichste Wasser hat. Tanger ist eine kleine Stadt mit häßlichen Häusern ohne Fenster. So häufig auch die Cactus Opuntia L. (Judenfeige) auf der ganzen Küste der Barbarey wächst, so findet man doch die Cochenille äusserst selten darauf. Das Cap Spartel ist vorzüglich sehenswerth mit seinen natürlichen Springbrunnen. Die Eingebornen des Landes bestehen aus Mauren, Negern und Juden. Die mohamedan. Religion ist hier sehr abergläubig. Die Scorpione tödten sich, wenn sie einer Gefahr, z. B. dem Feuer, nicht entrinnen können, selbst durch einen Schlag mit dem Schwanze auf den Kopf. Auf Einladung des Kaysers reisete der Verf. nach Mequinez. Auf der Reise mussten die Christen manche Beschimpfungen von den Eingebornen erdulden. Mequinez ist eine gewöhnliche maurische Stadt. Die Audienz beym Kayser hatten die Reisenden auf freyem Hofe, der Kayser sass zu Pferde; der Kayser unterhielt sich viel über Deutschland, rühmte den Geist Friedrichs des Grossen u. s. f. Die Juden werden nirgends so grausam und schimpflich behandelt, als im Marocanischen. Sie müssen sich ganz schwarz kleiden. Die Mauren halten Wohlbeleibtheit für den wesentlichsten Theil der weiblichen Schönheit. Die Maurinnen bleiben höchst unwissend. Denn alle häusliche und weibliche Arbeiten werden durch Sclaven oder Jüdinnen verrichtet. Bey einer zweyten Audienz die der Kayser gab, liess er seine Truppen militär. Manövers machen. Eine dritte Audienz war kurz und die Reisenden erreichten nur einen kleinen Theil ihres nicht genauer angegebenen Zwecks. Die gewöhnlichen Todesstrafen des Landes sind das Spiessen (für Juden) und das Werfen in die Hacken (die auswendig an den Mauern von Mequinez sich befinden, und an welchen die Unglücklichen hängend oft mehrere qualvolle Tage durchleben). Noch einiges von den Brebern im Innern des Landes. — S. 107. Beschreibung einiger bey den Japanern üblichen Gebräuche aus dem Asiatic annual Register, die Speisen, Getränke (Thee und Reissbier), Charakter der Japaner (feyerliche Ernsthaftigkeit), Feste, Schauspiele, Heyrathen (die Polygamie ist in Japan nicht eingeführt), Leichenbegängnisse betreffend. S. 229. *Joseph Skinner's* gegenwärtiger Zustand von Peru, ein Auszug aus dem nun schon ganz übersetzten Werke, für dessen Zuverlässigkeit seine angegebenen Quellen und das Zeugniss des Hrn. von Humbold sprechen. Für die, welchen das grössere Werk zu weitläufig ist, wird dieser Auszug des Wichtigsten hinreichend seyn. Möchte er nur etwas mehr geordnet seyn. S. 217. Geschichte des von dem Capit. Flinders und dem Lieut. Fowler, mit den Schiffen, dem Meerschwein und dem Cato im J. 1803. in den Indischen Meeren auf einem Corallen-Rief erlittenen Schiffbruch, aus James Clarke's Naufragia, or historical Memoirs of Shipwrecks, Lond. 1805.; etwas langweilig. Es wird wahrscheinlich gemacht, dass auch La Peyrouse auf demselben Rief Schiffbruch gelitten hat und umgekommen ist. Als Titelkupfer ist die Sandbank in der Südsee mit den aus dem Schiffbruch geretteten Engländern abgebildet. S. 240. sind des *Wilh. Westall*, eines Passagiers, anderweitige Nachrichten über diesen Schiffbruch mitgetheilt. — S. 231. Reise von Sitten im Walliser Land auf den St. Bernhardsberg, von Echasseriaux; eine sehr lebendige Beschreibung, aus seiner Lettre sur le Valais et sur les moeurs de ses habitans, gezogen, die viele Unterhaltung gewährt.

Kleine Schrift.

Latein. Sprachkunde. Vocabelbuch zu Bröders kleiner lateinischer Grammatik nach der Folge der Paragraphen geordnet. Jena, bey Mauke, XVI. und 72 S. gr. 8. (6 gr.)

Mit Recht bemerkt Hr. D. C. Chr. Erh. *Schmid* in der lesenswerthen Vorrede, die als ein Beytrag zur Methodik des Elementarunterrichts in der lat. Sprache die grösste Aufmerksamkeit verdient, dass das von *Bröder* selbst in *alphabetischer Ordnung* abgefasste Wörterbuch für die *ersten Anfänger* deswegen weniger brauchbar sey, weil die ermüdende und peinliche Mühe des Nachschlagens jedes Worts, und die dabey leicht mögliche Verwechselung der Worte oder Bedeutungen ihnen Ekel und Ueberdruss erwecken, und das Lateinlernen wenigstens für lange Zeit verleiden müssen. Er liess daher für die Lehranstalt, in welcher Knaben ein zweckmässiger Elementarunterricht ertheilt werden soll, und die er seit einem Jahre dirigirt, diess der Ordnung der Stücke und Paragraphen im Bröderschen Werke folgende Wörterbuch so ausarbeiten, dass mit Hülfe desselben sowohl in den Unterrichtsstunden einzelne Lehrstücke nützlicher gelesen als auch von den Zöglingen leichter übersetzt, und aus ihm die Wörter besser auswendig gelernt werden können. Denn ein solches Memoriren der Wörter findet Hr. D. S. für nöthig, da auch bey einem wiederholten Lesen nur wenige Wörter dem Gedächtnisse eingeprägt werden. Wie aber dies Memoriren erleichtert und weniger mechanisch gemacht werden soll, wird nach mnemonischen Gesetzen treflich entwickelt. Eben so gut wird gelehrt, wie man dem Lehrling die Vocabeln abfragen und sie die schon da gewesenen erinnern soll. Denn ein und dasselbe Wort wird in derselben Bedeutung nur ein oder zweymal aufgeführt. Die Zweckmässigkeit des anempfohlenen Verfahrens beym Elementarunterricht in jeder Sprache bestätigt Hr. D. S. durch seine eigne Erfahrung.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

105. *Stück*, *den* 19. *August* 1807.

ERKLÄRUNG DES N. TEST.

D. *Joh. Jakob Stolz Erläuterungen zum neuen Testament* (mit Beziehung auf seine Uebersetzung desselben) für geübte und gebildete Leser. *Erstes Heft. Matthäus.* Dritte, von neuem durchgesehene, verbesserte und mit einer Abhandlung vom Sectengeiste vermehrte Ausgabe. *Hannover*, bey den *Gebrudern Hahn*, 1806. S. 257. kl. 8. *Zweytes Heft. Markus, Lukas* und *Johannes.* Ebendas. 1807. S. 200. (1 Thlr. 4 gr.)

Schon der Name des würdigen und gelehrten Verf. muss ein Werk empfehlen, welches mit seiner classischen Uebersetzung des neuen Testam. in genauer Verbindung steht; und es ist in der That ein für den Verf. sowohl als für das Ganze erfreulicher Beweis von der Empfänglichkeit eines grössern Publicums für Bibelerklärungen in diesem Geiste und in diesem Tone, dass sein Commentar bereits in der dritten Auflage erscheint; so wie die Verbesserungen und Zusätze, welche er seinen Erläuterungen von neuem gegeben hat, sein immer fortschreitendes, das Alte mit dem Neuen unbefangen vergleichendes und prüfendes Studium der Bibel und die rege Thätigkeit seines Geistes verbürgen. Was der Hr. Verf. in der dem ersten Heft vorangeschickten Abhandlung bemerkt (welche er zuerst im Oktoberhefte des Genius der Zeit im J. 1796. öffentlich bekannt machte, und hier mit wenigen den Styl betreffenden Veränderungen abdrucken liess, durch ungerechte Vorwürfe veranlasst, die man ihm wegen einiger freyen und misgedeuteten theologischen Aeusserungen gemacht hatte), diess hat er selbst in diesen Erläuterungen consequent und treu befolgt. Es ist sehr treffend und wahr, wenn in der genannten Abhandlung (die von S. 1—72. geht), als die wichtigsten Characterzüge des religiösen oder theologischen Sectengeistes eine zuversichtliche Sprache über noch ganz unausgemachte Dinge, eine Unfähigkeit und Unempfänglichkeit, bessere Belehrungen anzunehmen, und Andere gründlich zu belehren, eine ungünstige Beurtheilung des Charakters der Andersdenkenden, und die Gewohnheit, seine Sache sogleich zur Sache Gottes zu machen, und das Christenthum nur unter einer Form, nur nach einem System zu erkennen, genannt werden. Sehr unpartheyisch ist das Urtheil, welches der Verf. sowohl über das Gute fällt, welches mit diesem Sectengeiste nicht selten verbunden ist, als über die traurigen Verirrungen, zu denen er den Menschen führt. Indem er auf der einen Seite mit ächter Humanität einräumt, dass jener Sectengeist gewöhnlich von einer warmen Theilnahme an der Wahrheit und Liebe für Religion begleitet wird, und daher vor einem kalten Indifferentismus und leichtsinniger Freygeisterey allemal den Vorzug verdient; bemerkt er doch auf der andern Seite eben so richtig, wie nöthig es sey, dass man andre mit Ernst und Nachdruck vom Sectengeist zu befreyen suche, so lange man nicht ganz an der Möglichkeit verzweifeln müsse, und legt in einer edlen Sprache den theologischen Sectirern selbst die Nothwendigkeit an das Herz, sich zum Geiste wahrer christlicher Freyheit zu erheben. Wie sehr sich der würdige Verf. selbst diese edle Freyheit zu eigen gemacht habe, davon ist die gegenwärtige Sammlung von Erläuterungen ein redender Beweis. Der Leser findet hier sowol eigne Resultate des Verf. als fremde Ansichten (zu welcher Schule auch immer ihre Vertheidiger gehören mögen) offen dargelegt, und mit unbefangner Ruhe geprüft, und fühlt sich durch den Gang und die Methode dieser Erläuterungen, vorzüglich durch die oft mehr angedeuteten, als angeführten Ideen, die eingestreuten Winke, die aufgeworfenen Fragen, zum eignen freyen Denken aufgefordert und angeleitet. Die Absicht, welche der Verf. zu erreichen wünscht, geht, wie schon der Titel ankündigt, dahin, die Erörterungen beyzubringen, welche auch der geübte und gebildete Leser bey dem Gebrauche seiner Uebersetzung noch vermissen möchte. Es liess sich daher nicht erwarten, dass er einen eigentlichen fortlaufenden Commentar liefern, und sich mit einer weitläufigen Vergleichung und Beurtheilung aller verschiedenen Erklärungen, welche einzelne Stellen betreffen, beschäftigen würde. Er begnügt sich, seinem Zweck ge-

mäss, mit aphoristischen Bemerkungen, in welchen das ausführlicher erläutert wird, was sich nicht schon durch die Uebersetzung selbst vollkommen klar und deutlich ausspricht. Sie beziehen sich bald auf einzelne Ausdrücke und Worte, bald auf historische Thatsachen, deren Kenntniss und Berücksichtigung zur vollen Einsicht in den Sinn der Uebersetzung gehört, bald auf die Erklärung des Zusammenhanges und die richtige Anwendung gewisser Vorstellungen und Aussprüche Jesu. Wo es die Sache selbst nothwendig erfordert, sucht der Verf. seine Leser auch mit den wichtigsten Vorstellungen und Ansichten anderer Ausleger bekannt zu machen, würdigt sie unpartheyisch, und verschweigt es nicht, wenn nach seiner eignen Ueberzeugung die eine Erklärung eben so gut als die andere vertheidigt werden kann. Jedem Evangelisten geht eine kurze, aber zweckmässige Einleitung voran. Der gelehrte Theolog wird sich bey dem Gebrauche dieser Erläuterungen durch manche dem Verf. eigne exegetische Bemerkung überrascht finden. Rec. begnügt sich, nur auf einige aufmerksam zu machen. Sehr treffend wird bey Matth. 2, 7. (im ersten Heft S. 97.) die Frage aufgeworfen: „ob übrigens den Magiern nicht gerade das nachher verdächtig ward, dass sie Herodes *heimlich* zu sich kommen liess?“ Bey Matth. 3, 10. (S. 99.): „auch das Taufen des Johannes war eine den religiösen Stolz der Juden so sehr als möglich beleidigende Feyerlichkeit. Heyden, die dem Götzendienst entsagten, wurden von den Juden getauft; und nun taufte Johannes rechtgläubige Juden, die doch bekannten, dass ein einziger Gott sey, gab also zu verstehen, dass ein ungebesserter Jude vor Gott und dem Messias nicht besser als ein (solcher) Heyde sey. Sehr neologisch, sehr kühn!“ Sehr lehrreich und interessant ist das, was der Verf. S. 132. f über die bekannte Erzählung Matth. 8, 28—34. bemerkt, besonders über die dort herrschende und deutlich ausgedruckte Verwechselung der Dämonen und Dämonischen. Zu Matth. 9, 36. S. 138.: „*herumirrend* oder *hin- und hergezerrt* wird das Volk genannt, wegen der Unentschlossenheit, in der es in Ansehung der verschiedenen Religionspartheyen gehalten ward, in welche sich damals die Juden theilten; ununterrichtet, oder schlecht unterrichtet, wie es war, wusste es nicht, welchen Lehrern es folgen sollte.“ Matth. 9, 38. S. 139. verlässt der Verf. nicht ohne reiflich erwogene Gründe die gewöhnliche Erklärung, nach welcher man den Ausdruck: *Herr der Aerndte* auf Gott bezieht, und versteht darunter *Jesum selbst*. Bey Lucas 1, 66. (im zweyten Heft S 30.) wird folgende Vermuthung vorgetragen: „vielleicht ist hier nur *ein* Gedanke, als Erwartung der Leute vom Johannes, ausgedrückt, der Gedanke nemlich: was wird das für ein Knabe werden, über den Gott schon jetzt auf eine so besondere Weise waltet!“ Zu Johannis 1, 19. (S. 91.): „vielleicht hätte man es zu Jerusalem gern gesehen, wenn sich Johannes für den Messias (nach den gewöhnlichen jüdischen Begriffen) erklärt hätte, und er sich dann von den Obern des Volks hätte leiten lassen, so dass durch ihn ihre Zwecke erreicht worden wären, und er die Gefahren der Unternehmung übernommen hätte; die an Johannes Abgeordneten wollten sich lange nicht bedeuten lassen, als er die Messiaswürde von sich ablehnte. Zu Joh. 2, 1—11. S. 93. f.,“ scheint nicht auch diese Geschichte mit Rücksicht auf die Jünger des Täufers aufgesetzt zu seyn, die, wie ihr Meister, eine strenge Lebensart führten, keinen Wein tranken, an den gesellschaftlichen Freuden keinen Antheil nahmen?“

Je offener Rec. seine innige und wahre Ueberzeugung von dem classischen Werthe dieser Erläuterungen des würdigen Verf. an den Tag legt, desto eher darf er erwarten, dass der Verf. die folgenden Bemerkungen und Erinnerungen als einen Beweis der Aufmerksamkeit betrachten werde, mit welcher Rec. seine Ansichten begleitete. So gern und willig auch Rec. den hermenevtischen Grundsätzen des Verf. im Ganzen beystimmt, und von ihrer Richtigkeit überzeugt ist; so sah er sich doch genöthigt, an der Richtigkeit mancher einzelnen Erklärungen zu zweifeln, und einer andern den Vorzug zu geben, welche mit den Worten des Textes, dem Zusammenhange, dem biblischen Sprachgebrauche überhaupt noch leichter übereinstimmt, oder aus historischen Gründen den Vorzug verdient. So scheint sich der Verf. im *ersten* Heft S. 91. über die Messiasideen, welche die Jünger Jesu bis zu seinem Tode hatten, in der That so zu erklären, als ob auch die Jünger zu *den* Juden gerechnet werden mussten, welche *blos* einen politischen Messias etwarteten. Gleichwohl lässt sich bey dem langen und vertrauten Umgange mit Jesu, den seine auserwählten Schüler genossen, nicht wohl begreifen, dass sie nicht einmal bis zu *der* Einsicht und Ueberzeugung hätten kommen sollen, Jesus habe noch etwas mehr im Sinne, als eine blosse politische Reform? S. 94. wird über Matth. 1, 22. 23. in Hinsicht der angeführten Stelle Jesaias 7, 14. folgendes bemerkt: „von einer bestimmten Person und vollends gar von einer, die durch ein Wunder Mutter werden wurde, ist bey Jes. nicht die Rede; obgleich der Prophet in seiner begeisterten Sprache auf ein Individuum beyspielsweise hinweisend, sagt: siehe, die Jungfrau wird schwanger werden u. s. w.“ So entschieden möchte dies Rec. nicht behaupten. Noch neuerlich hat Hr. Prof. *Rosenmuller* in s. exegetisch-historischen Untersuchung über die Geburt des Heilandes von einer Jungfrau (in *Gablers* Journal für auserlesene theolog. Literatur, B. 2. St. 2.) sehr treffend gezeigt, dass das hebräische אות hier allerdings ganz eigentlich etwas Ausserordentliches (ein Wunderzeichen), so wie das עַלְמָה eine Jungfrau bedeute, und von einem Gottgesandten Retter (Messias) die Rede sey, den eine Jungfrau gebären solle, und zugleich diese prophetische Idee mit andern ähnlichen Vorstellungen des Alterthums verglichen. — S. 97. will der Verf. die Worte des Matthäus 2, 9: der Stern stand ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον, nicht von dem *Hause*, in wel-

Digitized by Google

chem Jesus war, sondern von dem *Orte überhaupt* (Bethlehem) verstanden wissen. So natürlich auch diese Erklärung an sich betrachtet scheint, so ist sie doch weniger leicht, wenn man sie mit den Worten des Textes aufmerksam vergleicht. Denn a) hätte der Evangelist Bethlehem überhaupt gemeynt; wozu dann die Umschreibung: σταινω ου u. s. w., da er schon vorher (v. 8) Bethlehem genannt hatte? b) unmittelbar v. 11. folgen die Worte: εις την οικιαν u. s. w. Uebrigens wird auch bey Markus 2, 4. der Ausdruck οπου ην offenbar von einem *Hause* gebraucht. Rec. denkt sich die Sache so: als die Magier nach Bethlehem kamen, *schien* ihnen das himmlische Phaenomen ganz deutlich uber einem gewissen Hause zu verweilen (zu stehen). Sie folgen diesem *ersten Anblick* sogleich, und betreten dieses Haus, ohne sich um die Frage zu bekümmern: ob nicht dieser Schein der Stellung und Lage des himmlischen Phaenomens von ihrer eignen Stellung abhängig sey? (Uebrigens lässt es sich auch wohl denken, dass sie jene Erscheinung, nachdem sie ihnen, ihrer subjectiven Meynung gemäss, *uber einem gewissen Hause* plötzlich sichtbar geworden war, eben so plötzlich wieder aus dem Gesicht verloren, und sich daher nun um so mehr berechtigt glauben mussten, jener scheinbaren Stellung des Phaenomens sogleich zu folgen.) In der Versuchungsgeschichte Matth. cap. 4. ist der Verf. geneigt, unter dem διαβολος einen arglistigen (menschlichen) Verführer zu verstehen. Er bemerkt daher unter andern zu v. 9. (S. 105.): „dies konnte wohl mancher bedeutende Schlaukopf im Lande, bey etwas prahlerischem Charakter, und auf die grossen Geisteskräfte Jesu das meiste bauend, mit einigem Schein von Glaubwurdigkeit sagen; der Teufel selbst in Person durfte es nicht seyn." Sollte aber Jesus schon *damals* so viel Aufsehen erregt haben, dass ein schlauer Jude auf diesen Gedanken kommen, und so grosse, kuhne Hoffnungen auf die Geisteskräfte Jesu bauen konnte? und sollte sich nicht sowohl das Versprechen: ταυτα παντα σοι δωσω (v. 9.) als die Forderung: εαν πεσων προσκυνησης μοι weit naturlicher für den Charakter eignen, welcher nach den Vorstellungen des damaligen Zeitalters dem Oberhaupte der bösen Geister zugeschrieben wurde? Uebrigens stimmt auch der Gegensatz der *Engel* (v. 11.) mit der ältern Meynung, dass unter dem διαβολος ein übermenschlicher Versucher in unsrer Erzählung verstanden werden müsse, besser überein. Ebendaselbst (S. 105) bemerkt der Verf. zu Matth. 4, 8. der Sinn des Ausdrucks: πασας τας βασιλειας του κοσμου müsse auf Palästina beschränkt werden. Die Nothwendigkeit, von der eigentlichen Wortbedeutung abzugehen, leuchtet Rec. nicht ein. In einer Sprache, wie die Neutestamentliche ist, welche die Worte nicht genau abwiegt, konnte der Evangelist wohl von dem Versucher, da er mit Jesu auf dem Gipfel eines hohen Berges stand, wo sich dem Auge eine weite Aussicht nach allen Himmelsgegenden darbot, behaupten, er habe ihm alle *Reiche der Erde* gezeigt, zumal wenn man sich an die in dem damaligen Zeitalter noch sehr beschränkte Vorstellung von dem Umfange der Erde (orbis terrarum, κοσμος) erinnert. — Mit der ebendaselbst geäusserten Meynung des Vf., der διαβολος habe nicht gerade religiöse Anbetung von Jesu gefordert, lässt sich doch die Antwort Jesu (v. 10.) nicht wohl vereinigen. — Ueber die Worte Matth. 5, 5. bemerkt der Vf. S. 109. „die Sanften, Milden — sind Menschen nach meinem Sinne; ihre milde Denkart wird ihnen sicherer, als den andern ihr Erzwingenwollen eines bessern Zustandes einen ruhigen Besitz im Lande verschaffen." Sollte nicht das κληρονομησουσι am richtigsten als ein mit den folgenden und vorhergehenden Worten: αυτων εστιν η βασιλεια των ουρανων (v. 3.) und: οψονται τον θεον (v. 8.) synonymer Ausdruck betrachtet werden: sie werden am Messianischen Reiche Antheil nehmen? Ueberhaupt ist wohl dies die Hauptidee, welche von V. 3. bis V. 12. durch verschiedene Modificationen: παρακληθησονται, κληρον. την γην, χορτασθησονται, ελεηθησονται, u. s. w. hindurch geführt wird. — Bey dem Ausdruck πληρουν τον νομον Matth. 5, 17. hatte Jesus (nach des Verf. Erklärung S. 110.) seinen Plan im Sinn, die Lücken, welche er noch in der Sittenlehre des Moses und der Propheten wahrnahm, auszufüllen. Sollte nicht der Sinn jenes Ausdrucks an unsrer Stelle zunächst und vorzüglich darauf bezogen werden müssen, dass Jesus den damaligen engherzigen Deutungen des Mosaischen Gesetzes entgegen streben, und den Aussprüchen des A. T. einen reinern und höhern Sinn geben wollte, als man damals darin zu finden gewohnt war? Für diese Erklärung spricht der Fortgang dieser Rede Jesu, wo das πληρουν νομον durch einzelne Beyspiele erläutert wird. Matth. 5, 20. (S. 111.) wird uber die βασιλεια του θεου folgendes bemerkt: „göttliches Reich ist die Gesellschaft des Messias; nur unter der Bedingung einer sittlich bessern Gesinnung und eines würdigen Characters nehme ich, will Jesus sagen, jemanden in meine Gesellschaft auf, erlaube ihm, mich auf meinen Wanderungen zu begleiten, und meinen Umgang zu benutzen." Gesetzt auch, dass der Verf. mit diesen Worten blos die Bedeutung der Βασιλεια θ. an der gegenwärtigen Stelle hatte bestimmen wollen (denn, für eine allgemein gultige und auf alle Stellen des N. T. anwendbare Begriffsbestimmung wäre diese Erklärung ohnehin zu speciell und enge gefasst,) so möchte sie doch auch hier den Sinn Jesu schwerlich erschöpfen. Wenn man den ganzen folgenden Theil des funften Cap. aufmerksam prüft, so kann man nicht umhin, bey der βασιλεια του θ. vorzüglich an die künftige, in einer andern Ordnung der Dinge, welche der Messias auch nach den Grundsätzen der jüdischen Theologie herbeyführen sollte, bevorstehende Glückseligkeit zu denken, und an die Theilnahme an diesem bessern Zustande, welche Jesus allen denen verheisst, deren Tugend (v. 20.) περισσευει πλειον των γραμματεων και Φαρισαιων. Das εισερχεσθαι εις την βασιλειαν θ. entspricht offenbar dem μισθον εχειν παρα τω πατρι τω εν ουρανοις (v. 46. vergl. c. 6. v. 1.) und selbst der Gegensatz der Strafen, welche den Uebertreter jener Ge-

setze in der Geenna erwarten (c. 5. v. 22. 29.) führt uns auf diese Erklärung. — Bey Matth. 8. 9. (S. 124.) vertheidigt des Verf. folgende Ansicht der Worte des Hauptmanns als die natürlichste: du darfst dich nicht selbst zu mir bemühen. Ich gehe auch nicht persönlich überall hin, sondern schicke oft nur einen von meinen Leuten an einen Ort, oder trage ihm auf. ein Geschäft an meiner Statt zu verrichten; mir genügt es, wenn du an einen deiner Schüler die nöthigen Befehle ertheilst." Allein, die Worte des Hauptmanns v. 8. αλλα μονον ειπε λογῳ (welche bey der Erklärung des 9ten V. vor allem andern berücksichtigt werden müssen) führen wohl noch leichter und natürlicher darauf, die Ideenverbindung so zu fassen: so wie bey mir ein Wort hinreicht, um das, was ich meinen Untergebenen auftrage, vollzogen zu sehen, so kannst *du* noch weit mehr durch ein Wort bewirken, dass die Krankheit weicht. Auch erscheint das enthusiastische Lob, welches Jesus v. 10. dem Hauptmanne wegen seines unbegrenzten Vertrauens ertheilt, noch passender, wenn man annimmt, dass er sich von einem *Worte* Jesu so grosse Wirkungen versprach. — Ebendaselbst scheint der Verf. in den Worten des 11ten V. mehr zu suchen, als der Text selbst und Zusammenhang des Ganzen dem Ausleger darbietet, wenn er bemerkt: „die Juden hätten keinen Ausländer an ihre Tafel gezogen. Eure Stammväter, will also Jesus sagen, auf die ihr so stolz seyd, denken anders, sie werden einst in der bessern Welt manchen edelgesinnten Ausländer in ihre vertraute Gesellschaft aufnehmen, dagegen manchen ihrer Nachkömmlinge, der ihre Tugenden nicht besitzt, davon ausschliessen." Dem Zusammenhange gemäss ist blos davon die Rede, dass einst viele (jenem Hauptmanne ähnliche) Heyden zur Belohnung ihres Glaubens an der künftigen Glückseligkeit des Messianischen Reiches Theil nehmen sollen. So wie es hier gar nicht die Absicht Jesu war, die Stammväter als Muster aufzustellen, so führen auch die Worte des Textes nicht auf eine solche Deutung. Matth. 10, 15. wird vom Verf. (S. 141.) so erklärt: „härter, als einst Sodom und Gomorra, wird eine solche Stadt gestraft werden. Nicht an ein neues zukünftiges Gericht über Sodom u. Gomorrha ist zu denken, sondern an das schon vollzogene." Wie vereinigt man diese letztere Bemerkung mit dem bekannten Neutestamentlichen Gebrauche der Ausdrücke: ν ημερα κρισεως, ν ημερα εκεινη, und überhaupt mit der ganzen Stellung und Verbindung der Worte: ανεκτοτερον εσται — κρισεως? — Die Worte Jesu bey *Lukas* 10, 42. *eins ist Noth* werden nach der Meynung des Verf. (S. 44. im zweyten Heft) am richtigsten so verstanden: „es ist an einer Person (in der Kirche) genug; eine Person kann dies Geschäft besorgen." Da aber πολλα vorausgeht, dem das ενος unfehlbar entgegengesetzt wird, so möchten wir doch vielmehr πραγματος suppliren. — Die Worte des *Johannes* 1, 10. και ο κοσμος δι' αυτου εγενετο bezieht der Verf. S. 86 nach dem Beyspiele mehrerer Ausleger auf eine moralische Schöpfung, und umschreibt sie so: „die Welt (eine Menge von Menschen) ward durch dasselbe (durch das Licht) was sie jetzt ist; viele Menschen verdanken ihm ihre geistige Bildung, die Veredlung ihrer Denkart und Gesinnungen u. s. w. Noch vermissen wir zureichende philologische Beweise für die Uebereinstimmung dieser moralischen Interpretation mit dem Sprachgebrauche. Man wird dabey genöthigt, in das εγενετο etwas willkührlich mehr hineinzutragen, als auf dem Wege der grammatisch-historischen Auslegung daraus hervorgeht. Da es zumal in den Worten der Parallelstelle V. 3. παντα δι' αυτου εγενετο (selbst nach der Meynung des Vf.) von der Weltschöpfung gebraucht wird, so kann man nicht füglich v. 10. von dieser Wortbedeutung abgehen. Rec. fühlt sich überhaupt durch mehrere philologische Gründe (welche schon D. Paulus in seiner Einleitung zum Commentar über den Johannes sehr gelehrt und scharfsinnig entwickelt hat) gedrungen, bey dèm λογος des Johannes nicht mit dem Vf. an das personifizirte Wort Gottes, oder die sprechende, wirkende Gottheit selbst, sondern an das *hypostasirte* Wort und die *hypostasirte* Weisheit Gottes, im Alexandrinisch-Philonianischem Geiste und Sinne, zu denken. So lassen sich die Worte V. 10. και ο κοσμος — ουκ εγνω ganz ungezwungen, wie es der Sprachgebrauch fordert, mit Beziehung auf v. 1. 2. 3. so lassen und verbinden: obgleich die Welt durch ihn (den Urheber des Lichts, den Λογος) entstanden war, so erkannte ihn doch die Welt (der grosse Theil ihrer Bewohner) nicht an. Die Worte: πληρης χαριτος και αληθειας Jo. 1, 14. ist der Vf. (S. 88.) geneigt, mit dem folgenden Verse zu verbinden, und auf den Johannes zu beziehen, so dass der Evangelist, mit Anspielung auf den Namen *Johannes* (Jehovens Gnade, Huld) diesen Gedanken ausdrücke: „von dieser beglückenden heilvollen Wahrheit, davon ganz begeistert, zeugte von ihm der Täufer, u. s. w. Allein die folgenden Aeusserungen des Johannes über die Wohlthaten Jesu V. 16. οτι εκ του πληρωματος u. s. w. so wie V. 17. η χαρις και η αληθεια etc. zeigen offenbar, dass πληρης hier nicht einen von jener heilvollen Wahrheit ganz begeisterten, sondern den bezeichne, welcher die χαρις και αληθεια selbst im reichsten Maasse besitzt und andern mittheilt. In diesem Sinne können die Worte πληρης χαρ. κ. αλ. nicht anders als auf den λογος bezogen und mit V. 14. nach der bisherigen Abtheilung und Interpunction verbunden werden. Die grammatische Schwierigkeit, welche der Nominativ πληρης zu verursachen scheint, verschwindet, sobald man die Worte: και εσκηνωσεν — πατρος als eine Parenthese betrachtet. — An einigen andern Stellen fühlte sich Rec. bisweilen zu der Frage veranlasst, ob wohl der Vf. bey seinem gewiss sehr achtungswerthen Streben, sein Werk so gemeinnützig als möglich zu machen, und, so viel es sich thun lässt, allen alles zu werden, doch überall das Bild der Classe von Lesern, deren geistigen Bedürfnissen er durch seine Erläuterungen zunächst abhelfen wollte, bestimmt im Auge behielt? Schon der Titel kündigt zwar an, dass er an *gebildete* und *gebildete Leser* dachte. Vergleicht man indessen

diesen allerdings vielumfassenden Begriff genauer mit der im Ganzen herrschenden Methode und dem Geiste seiner Erläuterungen, so bemerkt man leicht, dass er unter jenen gebildeten nicht *eigentliche Gelehrte* verstand, welche ohne das N. T. in der Grundsprache lesen zu können, u. eigne historische Gelehrsamkeit zu besitzen, doch für Aufklärungen im Gebiete der Religion u. des Christenthums offen u. empfänglich sind, über die Wahrheiten u. Aussprüche der Bibel gern selbst nachdenken, und sich durch Umgang und Lectüre manche Kenntnisse der neuen Fortschritte des Bibelstudiums zu eigen gemacht haben. Gleichwohl findet man in den Erläuterungen des Verf. manche Bemerkung, welche nur für den gelehrten Exegeten brauchbar ist, und von dem zum gebildeten, aber mit der Grundsprache, alten Geschichte, gelehrten Kritik und Hermenevtik nicht gehörig vertrautem Leser entweder nicht gefasst wird, oder ihn doch leicht in einen Zustand des blossen Muthmassens und schwankenden Zweifelns versetzt, in welchem er sich als Laye, nicht von selbst gehörig orientiren und zu recht finden kann. So würden wir z. B. das, was der Vf. im ersten Heft S. 88. folg. über die Aechtheit des ersten und zweyten Capitels Matthaei erinnert, lieber ganz übergangen haben, da es fast unvermeidlich ist, durch jene kritischen Bemerkungen gewisse Zweifel an der Glaubwurdigkeit der in jenen Capiteln enthaltenen Nachrichten zu veranlassen, welche doch von dem Verf. nicht beantwortet und gelöst werden. Eben so wenig dürfte für Layen die Andeutung völlig klar und befriedigend seyn, welche S. 96. bey Matth. 2, 6. gegeben wird: „es liegt nichts daran, wie Micha die Stelle verstanden habe; genug, dass die Juden sie damals so verstanden." Sollten die Bemerkungen, welche der Verf. S. 119. bey Matth. 6, 13. über die Aechtheit der letzten Worte mittheilt, den Ungelehrten interessiren? So viel Scharfsinn auch in den Erinnerungen herrscht, mit denen im 2ten Hefte S. 45. folgg. (bey Lucae 11, 2.) die Gewohnheit gerügt wird, einzig und allein zu Jesu oder doch öfterer zu ihm, als zu Gott zu beten, so möchten sie doch für den gegenwärtigen Zweck zu weitläufig seyn, und in dieser Ausführlichkeit mehr für ein homiletisches Lehrbuch passen. An manchen andern Stellen hingegen fanden wir die Bemerkungen des Hrn. Verf. (besonders in Hinsicht auf die Bedürfnisse der Classe von Lesern, welche er stets im Auge hatte) nicht vollständig genug. So wünschten wir im ersten Hefte S. 96. bey Matth. 2, 3. die Ursachen der Furcht des Herodes und der Bewohner der Stadt Jerusalem deutlicher entwickelt zu sehen, theils aus dem argwöhnischem Charakter des für seinen Thron zitternden Herodes, theils aus dem damaligen Glauben, dass der Ankunft des Messias gewaltige Erschütterungen vorangehen würden. S. 98. bedurfte wohl die Matth. 2, 18. angeführte Stelle einer genaueren historischen Erläuterung. Ebendaselbst würde die Beziehung des V. 23. angeführten Ausdrucks: Ναζωραιος κληθησεται auf die gegenwärtige Begebenheit noch deutlicher einleuchten, wenn der Vf. noch bestimmter angegeben hätte, dass auf solche prophetische Stellen gedeutet wird, wo nach der damaligen Erklärung von einem niedrigen und verachteten Zustande des Messias die Rede ist, und dass das ähnlich-klingende hebräische Wort (נצר) einen Verachteten bezeichnet. S. 102. bey Matth. 3, 16. 17. wäre eine kurze historische Angabe, wie und warum namentlich die Taube nach der Denkart des damaligen Zeitalters als Symbol des göttlichen Geistes betrachtet werden konnte? nicht überflüssig gewesen. S. 116. vermissten wir bey Matth. 5. 34. einige praktische Bemerkungen über die richtige Anwendung dessen, was Jesus gegen den Eidschwur im Allgemeinen zu sagen scheint, auf unser Zeitalter, und insbesondere auf die Sitte unsers gerichtlichen Eidschwures; (sehr wahr und treffend hatte sich der Verf. kurz vorher über den von Jesu allgemein ausgesprochenen Tadel der Ehescheidungen erklärt.) S. 122. verdiente das Wortspiel: lass die Todten ihre Todten begraben, Matth. 8. 22. eine genauere Entwickelung. Im zweyten Hefte S. 87. entscheidet der Verf. nicht bestimmt genug, ob er die Worte τα ιδια (Johannis 1, 11.) auf Palästina oder auf die Erde überhaupt beziehe?

Rec. wünscht übrigens nichts aufrichtiger, als dass diese Erläuterungen, deren grosse Brauchbarkeit und Werth gewiss kein unpartheyischer Beurtheiler zu verkennen im Stande ist, eben so viel denkende und gebildete Leser finden, und eben so viel Gutes stiften mögen, als die classische Uebersetzung des würdigen Verf. bereits gefunden und gestiftet hat; und sieht der Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Versuch einer vollständigen Einleitung in das Evangelium des Johannes, von *I. A. L. Wegscheider*, Doct. und Prof. d. Theol. u. Philos. auf der Univ. Rinteln. Göttingen, b. Röwer, 1806. gr. 8. 338 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Der bescheidene Hr. Vf. will diese lehrreiche Schrift nur als einen Versuch beurtheilt sehen, dessen Hauptsicht darauf gerichtet sey, die zahlreichen, aber zerstreuten Materialien und einzelnen Untersuchungen über das Johann. Evangelium, zur Erleichterung der Uebersicht ihrer Resultate, nach dem Gesichtspuncte des Vfs., und erweitert durch eigene Bemerkungen, zusammen zu stellen, und die vielleicht bey manchen, vornemlich jüngern, Lesern der neuesten Schriften darüber wankend gemachte Ueberzeugung von der Authentie, Wichtigkeit und dem dogm. und moral. Werth des Evang. aufs neue zu begründen und zu befestigen. Er hat dazu nicht nur die Einleitungen, die bekannten neuern Schriften und Abhandlungen, die allgemeiner verbreiteten Commentare, sondern auch mehrere ältere Exegeten (auch die socinianischen, s. S. 229.) und viele kleinere Schriften und Werke, in denen nur gelegentlich auf Johannes Rücksicht genommen ist, fleissig benutzt (*I. W. Schmid* de Johanne a Jesu dilecto,

Digitized by Google

Jen. 1795. und *C. C. E. Schmid* Comment. duae de theologia Iohannis 1800. können ihnen noch beygefügt werden — denn Hrn. D. *Glaser's* Diss. de Ioanne vero Evangelii auctore, ist später noch, als Hrn. D. W's Schrift gedruckt), und aus ihnen, so wie aus eignen Forschungen, einen grossen Reichthum von Gegenständen und Bemerkungen gesammelt. Wohl dürfte es dem Hrn. Vf., was bey Arbeiten dieser Art schwer zu vermeiden ist, begegnet seyn, dass er auch manches Ueberflussige mit aufgenommen hat, (wohin wir die Bemerkung über die mystische Deutung der Wahl mehrerer Fischer zu Jungern Jesu S. 26 f. und die historische Abschweifung über den Streit, betreffend die paläst. Landessprache zur Zeit Christi und der Apostel S. 225 ff. rechnen), und dagegen bisweilen nur auf Vorgänger, durch welche etwas dargethan sey, verwiesen hat, ohne ihre Beweise, was man wünschen konnte, in der Kürze aufzustellen (S. 96.). Ueberhaupt vermisste Rec. an manchen Orten jene fruchtbare Kürze, die vornemlich, wenn man alles zu einer bequemen Uebersicht ordnen will, nöthig scheint, und stiess auf mehrere Wiederholungen, die aber freylich bey der ganzen Einrichtung des Werks wohl unvermeidlich waren. Der Hr. Vf. theilt es in eine Einleitung (welche sich im Allgemeinen über die Wichtigkeit des Evang. Johann. in Ansehung des Inhalts und der Darstellungsart verbreitet) und vier Abschnitte ab. Der erste beschäftigt sich mit der Lebensgeschichte und dem Charakter des Apostels überhaupt (denn, was seinen schriftstellerischen Charakter angeht, ist davon abgesondert). Hier werden zuförderst die ältern, meist unächten, zum Theil auch verloren gegangenen Biographien des Evangelisten, ausführlicher als es bey so unlautern und längst von der Kritik verworfenen Quellen erforderlich schien, recensirt. Aus der Lebensgeschichte selbst zeichnen wir aus, dass der Hr. Vf. dem J. eine gewisse Wohlhabenheit zuschreibt, unter andern auch, weil ihm 19, 27, τὰ ἴδια beygelegt werden, welches immer ein Haus, eine eigne (aber auch eigenthumliche?) Wohnung bedeute. Dass er ein Verwandter Jesu gewesen, findet er wahrscheinlich. Da er vielleicht mehrere Jahre hindurch mit Maria in nähern häuslichen Verhältnissen lebte, so konnte er von ihr die beste Auskunft über die frühere Geschichte Jesu ertheilen, und doch führt er nichts von der Geburt und Kindheit desselben an, vielleicht, sagt der Hr. Vf., weil er diese Nachrichten nicht vorzüglich achtete und wichtigere Gegenstände mittheilen zu können glaubte. Dass er sich gleich von Samaria (Apostgesch. 8, 25.) ins Ausland begeben habe, findet der Vf. unwahrscheinlich, sondern glaubt vielmehr, dass er sich noch mehrere Jahre in Jerusalem und der umliegenden Gegend aufgehalten habe; erst nach Paulus Aufenthalt zu Ephesus ist er dorthin gekommen. Er scheint über mehrere Gemeinden Kleinasiens und der umliegenden Inseln eine Aufsicht geführt zu haben. Ungeachtet mehrere das Exil Johannis in die Regierung *Domitians* setzen, so hält der Hr. Vf. diese Nachricht, die eigentlich nur auf den Irenäus sich gründet, doch für unsicher. Auch die übrigen, ganz oder zum Theil erdichteten Nachrichten von ihm, übergeht der Hr. Vf. nicht. Er glaubt, dass er 100 Jahre alt geworden und unter Trajan's Regierung gestorben sey. Sein Todestag wird in der abendländ. und in der morgenländ. Kirche an verschiedenen Tagen gefeyert. Die Charakteristik des Johannes ist mehr negativ als positiv ausgeführt. Es wird erinnert, dass das Zarte, Liebliche und Sanfte, das man ihm beygelegt hat, mehr Product der Phantasie späterer Leser, als historisch bewährt, dass er vielmehr ein rascher, feuriger Mann in der Jugend gewesen, das Feuer aber in der Folge allerdings gemildert worden sey. Der zweyte Abschnitt hat es (in 3 Abtheilungen) mit der Authentie, Kanonicität und Integrität des Evang. zu thun. Die erstere ist bekanntlich in den neuesten Zeiten von den Herren Vogel und Horst auf eine scheinbare Art bestritten worden, und auf sie und ihre Gegner nimmt der Vf. überall Rücksicht. Er widerlegt zuförderst folgende von Vogel gemachte Einwürfe: 1. Die Tradition hat anfangs, auch nachher verworfene Schriften für ächt gehalten; ihr Zeugniss für die Aechtheit einer Schrift hat folglich kein Gewicht. Dagegen wird nemlich dargethan, dass die Kirchenväter bey Benutzung unächter Religionsschriften nicht ohne alle Prüfung zu Werke gingen, mehrere den Homologumenen nachsetzten, und eben so wenig die sogenannten Homologumenen des N. T. ohne alle Prüfung als solche einstimmig angenommen haben können. 2. Mehrere christliche Partheyen haben es nicht angenommen. Allein die Häretiker haben grösstentheils nicht die Aechtheit der Evangelien, und namentlich des Johannes, sondern die Richtigkeit des Inhalts und die entscheidende Autorität des Ev. bezweifelt. Verwarfen aber andere das Ev. Joh., so geschah es aus dogmatischen, nicht aus historischen, Gründen. Die Aloger waren Anti-Montanisten, und wussten sich, da die Montanisten den Paraklet aus dem Ev. Joh. herleiteten, nicht anders zu helfen, als dass sie das Evang. dem Johannes absprachen, eine Muthmassung, die der Hr. Vf. aus Vergleichung einiger Stellen des Irenäus, Tertullians und Epiphanius wahrscheinlich zu machen sucht. Faustus hat nicht die Authentie, sondern die Integrität des Ev. Joh. bestritten. Hierauf kömmt Hr. W. auf die Horstischen Einwürfe: 1. Man findet vom E. J. in der asiatischen Kirche vor der letzten Hälfte des zweyt. Jahrh. keine Spur; es ist also erst am Ende des ersten oder Anfang des zweyten aus verschiedenen Quellen, worunter vielleicht auch ein Aufsatz mit Johannes Namen war, zu Alexandrien zusammengesetzt, und von Polykarpus erst aus Rom mit nach Asien gebracht worden. Dagegen bemerkt der Hr. Vf., dass Heracleon, der zuerst über das Evang. Joh. commentirt hat, wohl nicht dem Abendlande, und namentlich Italien, ausschliesslich angehört habe; dann geht er die Beweisführung selbst durch. Aus dem Nichtcitiren folgt noch nicht, dass es nicht vorhanden gewesen sey. Hr. W. glaubt, Justins Verbin

dung mit den Ebioniten sey Ursache gewesen, dass er nur die von den Ebioniten angenommenen Schriften brauchte. (Vielleicht waren ihm auch andere anfänglich nicht zu Händen gekommen. Es ist eine sehr richtige Bemerkung des Vfs., dass es mit der Verbreitung der Exemplare einer Schrift nicht so schnell gehen konnte.) In einigen Stellen scheint Justin aus dem Evang. Joh. zu citiren, aber ohne es zu nennen. 2. Es sind Widersprüche im Evang. Joh. in Ansehung des Logos vorhanden. Diesem Einwurfe zu begegnen, werden erstlich einige allgemeine Bemerkungen über den eigenthümlichen Geistes- und Schriftsteller-Charakter der Apostel vorausgeschickt, und dann beym Durchgehen der anscheinenden Widersprüche vornemlich auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen den von Joh. angeführten Reden Jesu, und seinen eignen Aeusserungen und Darstellungen nothwendig zu machen sey. Hierauf stellt er sowohl die inneren als die äussern, theils aus den Zeugnissen katholischer Lehrer, theils aus den Schriften der Gegner des Christ. hergenommenen Beweise der Aechtheit des Ev. auf. Die zweyte Abtheilung über die Kanonicität des E. J. konnte wohl wegbleiben, da sie selbst nach des Vfs Aeusserung mit der Prüfung seiner Authentie zusammenfällt. Was aber die Integrität anlängt, so verwirft der Hr. Vf. die Stellen V, 3. 4. VII, 53— VIII, 11. (bey welcher letztern Hrn. C. R. Stäudlins Programm nur angeführt wird) als unächt, nimmt aber das 21. Cap. in Schutz (ohne die beyden letzten Verse von dem übrigen Capitel zu unterscheiden), jedoch als einen Anhang, den Johannes erst im höhern Alter *als Dictat* hinzugesetzt habe. Im 3. Abschnitt wird 1. vom Orte der Abfassung des Ev. (Ephesus) 2. der Zeit (zwischen 68. u. 70., oder wenn man das Exil des Apostels unter Nero setzt, 70—80.) und 3. dem Zweck des Evang. gehandelt. Hier liess die Aufschrift der ersten Unterabtheilung erwarten, dass der Vf. erst im Allgemeinen untersuchen würde, ob Joh. bey Abfassung seines Evang. einen polemischen Zweck gehabt, und dann, wenn diess wahrscheinlich gefunden worden, welche Gegner er vor Augen gehabt habe; allein er hat beydes verbunden, und, nachdem er noch die Meynung bestritten, dass Joh. nur ein Supplement zu den übrigen Evangelien habe liefern wollen, S. 246 ff. aus XX, 30 f. und aus dem Inhalt des Evang. selbst dargethan, dass der Hauptzweck gewesen, die Ueberzeugung von der Messianität Jesu zu bestätigen, womit die Nebenrücksichten, die der Vf. lieber antithetische Tendenz als polemischen Zweck nennen will, übereinstimmen. Der vierte Abschnitt hat folgende Gegenstände: 1. Ursprache des Ev. Joh. Hr. W. findet die Vermuthung des Hrn. Bertholds wahrscheinlich, dass Johannes schon früher einzelne Bruchstücke zu seinem Ev. in aramäischer Sprache aufgesetzt, und diese erst viel später von ihm, unter Griechischredenden, griechisch bearbeitet worden sind. Wenn übrigens S. 253. gesagt wird, dass das Ev. Joh. im Ganzen besser und fliessender griechisch geschrieben sey, als die *meisten* übrigen neutestam. Schriften, und S. 297. der *syrische* oder *syrochaldäische* Charakter seiner Schreibart bemerkt ist, so hätte der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, und der vielleicht daher floss, dass der Hr. Vf. an beyden Stellen verschiedenen Führern folgte, wohl gehoben werden sollen. 2. Ueber den Schriftsteller. Character des Joh. Es wird sowohl seine Darstellungsart im Allgemeinen als das Eigenthümliche seines Ausdrucks in Betracht gezogen, wobey Lange und Schulze die Vorgänger waren. Gelegentlich ist auch die Frage berührt, welcher von den Evv. Jesu individuelle Lehrform und Darstellungsart am reinsten aufgefasst und am treuesten wiedergegeben habe, und wahrscheinlich gemacht, dass Jesus mehr in der herzlichen eindringenden Manier des Joh., als in der didactischen aphoristischen des Matthäus geredet habe. Zuletzt sind noch die Resultate der Vergleichung des Inhalts und der Form des Joh. Ev. mit den drey übrigen angegeben. Den Beschluss aber macht 3. eine raisonnirende Uebersicht der wichtigsten ältern und neuern Erklärungsschriften des Ev. Johannis. Dabey ist es dem Hrn. Vf. begegnet, dass er S. 303. den Benedict. *Touttée* (nicht Toutten, wie irrig gedruckt ist, aber solche Druckfehler kommen häufiger vor), den Herausgeber der Werke des Cyrillus *von Alexandrien* nennt; es ist ihm selbst bekannt, dass jener die Werke des Cyrillus *von Jerusalem* herausgegeben hat. Auch werden S. 107. die dem Origenes beygelegten *Dialogi* contra Marcionitas erwähnt, da doch die Aufschrift (ed. de la Rue I. 803.) Διάλογος und Διάλεξις lautet. Und dass Hippolytus Portuensis, „wahrscheinlich Bischoff des *portus Romanus*, *Ostium*" sey (S. 48.), möchte wohl noch einer nähern Bestimmung bedürfen. Wir dürfen übrigens, dem Schluss der Vorrede zufolge, noch besondere Untersuchungen über einzelne Theile des Evangeliums vom Hrn. Verf. hoffen, die gewiss zur Aufklärung mancher streitiger Puncte noch viel beytragen werden.

LATEINISCHE POESIE.

Carmina latina auct. Jo. Fr. Dieterich. Ejusdem sumtibus edita. Leipzig, in Comm. bey Ioachim. 1805. 175 S. 8. (16 gr.)

Keinem Kenner und Freunde der lateinischen Poesie (deren Geschenke in demselben Maasse seltner werden, als die Zahl lateinischer Versificationen wieder zunimmt) können die bisher einzelnen gedruckt. Gedichte des Hrn. Comm. Raths und Justizamtm. *Dietrich* zu Grossenhayn unbekannt seyn, die ein Dichtergeist und Dichtersprache des Alterthums belebt. Schon 1787. wurde seine poet. Uebersetzung des Frühlings von Kleist gedruckt, so wie nachher die poetische Beschreibung der Bauernunruhen 1790. um kleinere Gedichte nicht zu erwähnen. Um so angenehmer wird ihnen die gegenwärtige Sammlung

seyn, in welche der strengprüfende Verf. nur das aufnahm, was er in Rücksicht des Inhalts und der poetischen Form der Aufbewahrung werth achtete. Man findet darin I. das Säculargedicht auf 1801., welches der Dichter mit einer Aussicht schloss, welche dichterische Begeisterung wohl vergegenwärtigen darf, auch wenn sie entfernter gewesen wäre, als sie damals schien:

— Me patriae rapit
Spes et salus ventura, pulchro
Sidere per tenebras relucens.
Nam, qui per urbes, Napoleon, Jovi
Par summo, et undas intonuit maris
Jam, jam redonabit salutem,
Innumeris residens tropaeis;
Reddetque pacem gentibus et mari,
Dextraque eadem, qua modo fulmina
Torsit, decorus mox oliva,
Aurea saecla reducet orbi.

II. Ver, poema Kleistii, latine redditum; in dieser Ausgabe an vielen Stellen verändert und wirklich verbessert. III. Motuum inter rusticos Saxonicos an. 1790 exortorum poetica descriptio, denuo typis excusa. IV. Elegi (von 1772 an, als der Verf. sich auf die Akademie begab bis 1805 eine schöne Reihe kleiner Gelegenheitsgedichte, poet. Briefe, Beschreibungen von Gegenden, Schilderungen u. s. f. die zugleich den fortgesetzten vertrauten Umgang des Vfs. mit den Musen bewährt). V. Epigrammata et lusus minores. VI. ist als Anhang ein Gedicht seines Sohnes, der nun auch seine akademischen Studien vollendet hat, beygefügt, das aber der Herausgeber öfters verändert hat: Deus in tempestatibus conspicuus. — Als der Verfasser die Akademie beziehen wollte, fasste er schon den Entschluss, den Musen nicht untreu zu werden:

Quid superest? (sagt er) Musas Themidi jungamne, vel istas
Abjiciam prorsus despiciamque dues?
Versor in ambiguo; studia in contraria scindor,
Nec, quid suscipiam quid fugiamque, scio.
At nisi deceptum me ludit amabilis error,
Audio responsum, Vir venerande (das Gedicht ist an Baumeister gerichtet) tuum:
Sat bene conveniunt, et in una sede morantur
Gratia Musarum Justitiaeque rigor.

Aber 1805 sagt er den Musen Lebewohl (S. 135.):

Hei! mihi iam cani circum mea tempora crines
Serpunt, jamque monet ruga suborta: sapel
Jam gelidus circum stagnat praecordia sanguis,
Vixque fluit venae guttula parva meae.
Tempus erat (memini) quo me dixere sodales
Vatem, decepti forsan amore, suum. —
Reddo lubens tibi, Phoebe, lyram, sapiamque! Valete
Castalides Musae! Phoebo canore, valel

Einen Dichter, der mit solcher Kraft die Leyer rühren kann, wird Phoebus nicht schon entlassen, die neun Göttinnen und die drey Schwestern sind bey ihm zu heimisch, als dass sie ihn verlassen könnten. Mögen diese Früchte seiner Poesie recht viele Leser finden, mögen sie andere zur Nacheiferung ermuntern!

Neue Auflagen.

Vermischte Schriften. *Anecdoten von guten Juden.* (Mit einem Motto aus dem Commentar über das Preuss. Religionsedict). *Zweyte verbesserte Auflage.* Berlin 1807. Gebr. Gädicke. 154 S. 8. (12 gr.)

Die Absicht dieser Sammlung war nicht nur, einen Beytrag zur Bestreitung gemeiner Volksvorurtheile gegen die Juden zu geben, sondern auch ein unterhaltendes und nützliches Lesebuch für jene Nation selbst zu liefern. Die kleine Anzahl jüdischer Weisheitslehren, welche sich bey der ersten Ausgabe befand, ist als zwecklos und unvollständig weggeblieben, und dagegen sind mehrere neue Anekdoten aufgenommen. Manche Anekdoten machen nicht so sehr den Juden als andern Personen Ehre, wie No. 48.

Neujahrs-Geschenk für gute Kinder in einer Sammlung moralischer Lieder. Zweyte Auflage. St. Gallen, Huber u. Comp. 1807. IV. u. 111 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Sammlung derjenigen Lieder, die in *J. J. Walders* Anweisung zur Singkunst ihre Melodien finden. 2te Aufl.

Denn der Herausgeber hat, nach einem wiederholt geäusserten Wunsche und vieler Nachfrage die Liederchen, die in Walders 1788. gedruckten Anweisung zur Singkunst mit Melodieen begleitet sind, aus mehrern Sammlungen zusammengetragen, und zu Anfang mit sieben andern Gesängen, die in Walders Buche nicht vorkommen, vermehrt. Da die neue Auflage von Walders Anweisung mit zwey neuen Liedern bereichert war, so sind diese auch in gegenwärtiger zweyten Auflage der Sammlung nachgetragen.

Biographie. Biographie de feu S. A. le Prince Charles de Ligne, Colonel du Corps de Génie aux Armées de sa Maj. l'Empereur et Roi, Chevalier de la Croix milit. de Marie Thérésie etc. Publiée par Jean François *Soubiran.* Nouvelle édition corrigée 1807. Mit dem Bilde des Prinzen. 64 S. gr. 8. (8 gr.)

Die Laufbahn des Prinzen, deren merkwürdigste Umstände hier geschildert werden, war nur kurz. Ein Kanonenschuss endigte sie schon am 14. Sept. 1792. in einer Schlacht mit Dumouriez. Der neue Abdruck der Biographie ist unverändert, aber sehr correct.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

106. *Stück, den* 21. *August* 1807.

RELIGIONSLEHRE.

Beytrag zur endlichen Entscheidung der Frage: In wie fern haben die Lehren und Vorschriften des Neuen Testaments blos eine lokale und temporelle Bestimmung, und wie fern sind dieselben von einem allgemeinen und stets gültigen Ansehen? von *J. Andr. Georg Meyer*, Prediger zu Sarstedt im Hildesheimischen. Eine Preisschrift. Hannover, im Verlage der Helwingischen Hofbuchhandlung. 1806. 8. XVI u. 203 S. (21 gr.)

So wie der Zweck, welchen der Hr. Vf. durch diese Schrift zu erringen sich vorgesetzt hat, und von welchem in den Vorinnerungen Rechenschaft gegeben wird, seinem Herzen zur Ehre gereicht, so ist auch die Ausführung seines Plans ein rühmlicher Beweis von einem anhaltenden und gründlichen Studium des N. Test. und einer genauen Bekanntschaft mit den Schriften unserer bessern Exegeten. Die Absicht bey der Herausgabe dieses Beytrags ging auch nicht dahin, die endliche Entscheidung der angegebenen Streitfrage zu liefern, sondern nach der ausdrücklichen Erklärung des Vfs. dahin, durch eine Vergleichung und kurze Zusammenstellung oder Nachweisung der hieher gehörenden Materialien, wo möglich, das künftige Urtheil über den in Frage liegenden Gegenstand zu erleichtern, hauptsächlich aber Einseitigkeit und Voreiligkeit in Wegschaffung des Eigenthümlichen des Christenthums durch die hier in Erinnerung gebrachten und im Auszuge dargestellten Belehrungen gelehrter, scharfsinniger und *vorsichtiger* Theologen (eines *Planck*, *Ständlin*, *Reinhard*, *Niemeyer* u. s. w.) bestmöglichst zu verhüten. Die Abtheilungen dieser Schrift sind folgende: I. Abtheilung. *Von den Verhältnissen der Lehren und Vorschriften Jesu und seiner Apostel zu den Personen, Zeiten und Oertern, unter und in welchen sie lebten.* ελαλει αυτοις τον λογον, καθως ἠδυναντο ακουειν. Marc. IV. 33. II. Abtheilung. *Von der Allgemeingültigkeit der Lehren und Vorschriften Jesu und der Apostel für alle Zeiten.* Ἀ δε υμιν λεγω, πασι λεγω. Marc. XIII, 37.

Der erste Abschnitt enthält theils vorläufige allgemeine und historische Bemerkungen über die Gränzen der Herablassung eines göttlichen Lehrers zu individuellen, localen und temporellen Umständen, theils eine Aufzählung der ganz speciellen Vorschriften des N. T. und Bestimmung ihres Werths. Diese Aufzählung ist ziemlich genau und vollständig, und man wird nicht leicht etwas von Bedeutung in derselben vermissen. Die zweyte Abtheilung hat folgende lesenswürdige Abschnitte: *Erster Abschnitt.* Offenbarung. Auctorität Jesu als eines göttlichen Gesandten. Inspiration der Apostel. *Zweyter Abschnitt.* Zwey Grundregeln zur Bestimmung des Allgemeingültigen in den Lehren Jesu und seiner Apostel. Erläuterung und Anwendung auf einige positive Lehren. Als erste Grundregel wird aufgestellt: Was Jesus oder seine Jünger in religiösen Gegenständen deutlich, bestimmt und nachdrücklich als ihre eigene Meynung entweder zuerst gelehrt, oder auch, wenn sie es vorfanden, ratificirt und bestätigt haben, das muss besonders bey hinzukommender öfterer Wiederholung oder steter Uebereinstimmung als schriftmässige Lehre, nicht aber als temporelle Lehrart, angesehen werden, wenn anders nicht sichere Kennzeichen oder deutliche Winke die blosse und abzusondernde Hülle oder die lediglich zeitmässige Lehrform zu erkennen geben. Die zweyte Grundregel ist: Was eine richtige und gesunde Auslegung als den klaren übereinstimmenden und eigentlichen Sinn der heiligen Urkunden erkannt hat, das darf, wenn es als göttlich geoffenbarte Lehre angenommen werden soll, nicht mit der Vernunft und ihren ursprünglichen Gesetzen (in der Erkenntniss des Wahren und der Beurtheilung des Sittlichen) im Widerspruche stehen: doch brauchen wegen der Einschränkung unserer Vernunft uns nicht alle Lehren *durchaus* verständlich zu seyn. Es ist genug, wenn sie nicht gegen die Vernunft sind, oder wenn sich eine praktische Seite an ihnen erkennen lässt, um sie der Auctorität der Schrift und des praktischen Nutzens wegen als Glaubenslehre schlechthin anzunehmen. Von diesen zwey Grundregeln macht Hr. *Meyer*, nachdem er sie gehörig erläutert hat, die Anwendung auf die positiven Lehren von dem moralischen Verderben,

Digitized by Google

von der Versöhnung und Auferstehung, und trägt bey dieser Gelegenheit sehr treffliche und beherzigungswürdige Bemerkungen vor. Endlich kommt der Hr. Vf. auf den *herrschenden Zeitgeist*, welcher, wie er hier geschildert wird, bey allen Erkenntnissen und Wissenschaften immer mehr nach Vernunft oder nach Einsichten aus Gründen verlangt, und die Fesseln der Auctorität, so wie die Ueberzeugungen des Glaubens und des Gefühls, immer mehr von sich wirft. Diese, die Rechte der Vernunft geltend zu machen sich bestrebende Philosophie, die auch unter den Theologen der neuesten Zeit so viele Anhänger gefunden, hat ihren Zweck vorzüglich auf drey Wegen zu erreichen gesucht, nämlich der künstlichen Interpretation, des Accommodations-Grundsatzes und der Perfectibilitäts-Theorie. Gegen die zwey letztern ist diese Schrift vorzüglich gerichtet. Wir zweifeln nicht, dass diese kurze Darstellung des wichtigen Inhalts dieser Schrift zureichend seyn werde, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie zu leiten, und ihre nähere Prüfung zu veranlassen.

PASTORALANWEISUNG.

Meine Eigenheiten. Eine Lectüre für Prediger und (solche,) die es werden wollen. Von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior und Consistorialassessor zu Merseburg. — Meine Brüder! ich weiss es gar wohl, dass ich das Ziel noch nicht erreicht habe. Paulus. Philipp. 3, 13. Leipzig, b. Hinrichs. 1807. 8. (1 Thlr.)

Selbstbekenntnisse hat man schon längst als die wichtigsten Beyträge zur Erkenntniss des eigentlich Factischen angesehen, es mochte von dem Hergange grosser Weltbegebenheiten oder von der Entwickelung und den Schicksalen eines einzigen denkwürdigen Individuums die Rede seyn. Indessen ist die Wichtigkeit eines Individuums für sein Zeitalter bey weitem nicht ein unerlässliches Requisit, um die Selbstbekenntnisse, die es etwa über sich geben möchte, einer dankbaren Aufmerksamkeit werth zu machen. Die Ausscheidung einer jeden Menschennatur aus der unbegränzten Allgemeinheit des Menschlichen zu einer scharf und genau begränzten Individualität ist und bleibt ein Ereigniss von unbeschreiblicher Wichtigkeit für jeden Menschenbeobachter, und er wird eine Erzählung von denselben um so dankbarer aufnehmen, je mehr in dem, der es in sich selbst beobachtete, die Natur sich selbst überlassen, unter ihren eigenen Wechselwirkungen sich entwickelte, und je weniger ein heftiger Drang stürmischer Aussenveränderungen das Gesetz der Stetigkeit, in der alles Natürliche auch im Gemüthe erfolgt, in seinen Wirkungen störte, oder wenigstens unsichtbar machte; auch ein unberühmter Mann kann für den Beobachter ein sehr merkwürdiger Mann seyn. In diesem letzten Falle werden freylich Selbstbekenntnisse weniger unterhaltend; aber sie werden nichts desto weniger für den, der sie zu gebrauchen versteht, sehr lehrreich seyn. Indess wer hat auch zu allen Zeiten den Autobiographen wie den Confessionern, vom heiligen Augustin bis zu Felix Weise herab (um nur Christen zu nennen) die Bedenklichkeiten nicht verborgen, die sich bey dem Gebrauche ihrer Schriften unwillkührlich erheben; und es ist gewiss ein sehr allgemeiner Wunsch, den *Jenisch* (Theorie der Lebensbeschr. S. 170.) ausspricht: „ich wünschte wohl zu allen Autobiographieen eine prüfende Beylage von der Hand eines „tiefforschenden Menschenkenners, worin gründlich „untersucht wurde, in wie fern und wo sich diese „Herren Selbstbeschreiber in ihrer eignen Ansicht „getäuscht, wo sie sich aus Eitelkeit verschönert, „und wo sie sich, blos um das Interesse des Lesers „zu verstärken, oder auch blos, um als desto grössere „Originale die Aufmerksamkeit der Welt anzuziehen, verhässlichet haben?“ — Zu diesen vorläufigen Bemerkungen fand sich Rec. ganz natürlich veranlasst, als er S. 2. der anzuzeigenden Schrift gelesen hatte: „Das, was ich an mir selbst gewahr wurde, das, wodurch sich nur meine Denk- und Handlungsart charakterisirte, nenne ich meine Eigenheiten; weit entfernt von dem kühnen Gedanken, als ob ich mich etwa durch originelle Eigenheiten auszeichnete.“ Denn diese von dem Vf. selbst hier und anderwärts mit ungeheuchelter Bescheidenheit eingestandene Nichtoriginalität seines Wesens darf an und für sich durchaus keinen Leser gegen die Schrift einnehmen, wenn sie nur eine scharfe und richtige Zeichnung seiner Individualität gibt. Eine solche, im psychologischen Sinne gedacht, darf der Leser nun freylich nicht erwarten, und soll sie auch nicht erwarten. Denn der Vf. erzählt es selbst, diese Schrift enthalte eigentlich eine Sammlung jener einzelnen Blätter, auf welche er in Stunden des Nachdenkens über sich und seine Verhältnisse in seinen amtlichen, häuslichen und bürgerlichen Verbindungen die Resultate dieser Ueberlegungen niederschreibe. Diese habe er denn, in der Hoffnung, etwas Gutes zu stiften, seinen Amtsbrüdern nicht vorenthalten wollen. Und so erzählt er denn in vier Abschnitten von seinen Eigenheiten im Amte, im Privatstudieren, im Hause und im gesellschaftlichen Umgange. Nur der erste Abschnitt enthält unter der Aufschrift: Allgemeine, vorauszusetzende und vorbereitende Eigenheiten, eine Schilderung von dem dermaligen Bestande seiner Persönlichkeit. Aus diesen Theilen tritt denn nun allerdings am Ende das Bild eines sehr achtungs- und liebenswerthen Mannes hervor, der sich wirklich seinen Amtsbrüdern zum Muster vorstellen lässt; und eben deswegen trugen wir kein Bedenken, dieser Schrift ihren Platz unter den Pastoralanweisungen zu bestimmen. Denn gerade so müsste ein jeder Prediger erscheinen, der es zum Ziele seines Strebens machte, in allen seinen Lebensverhältnissen die Verhaltungsregeln vor Augen zu behalten und zu befolgen, welche eine im Geiste

Digitized by Google

unserer Zeiten abgefasste Pastoralanweisung aufstellen möchte. Wenigstens liessen sich fast bey jeder Eigenheit, die der Vf. von sich aufstellt, in den Schriften von Nitsch, Rosenmüller, Niemeyer, Gräffe, Kindervater die Aufforderungen und Anweisungen dazu wörtlich nachweisen; und nicht viel mehr und anderes würde eine Schrift enthalten können, welche Jemand unter dem Titel: Eigenheiten eines rechtschaffenen Predigers, etwa abfassen wollte. Und eben darin dürfte denn nun auch der hauptsächlichste, in der That nicht unbeträchtliche Nutzen, dieses Buchs liegen, dass es an einem Beyspiel darstellt, wie gar wohl die Anweisungen zum Pastoral-Leben in der Wirklichkeit als ausführbar anzusehen sind; an einem Beyspiele, gegen dessen Wahrheit kein Verdacht weder von Seiten einer dichtenden Phantasie noch von Seiten der allzufreygebigen Ausdehnung des „de mortuis non nisi bene" einige gegründete Bedenklichkeit erhoben werden kann. Sie empfiehlt daher die Lecture dieser Schrift allen Predigern um so mehr, je mehr es die mehresten von ihnen aus sehr natürlichen Gründen gerathen finden dürften, eigentliche Pastoralanweisungen als Lectüre zu behandeln, und diess um so mehr, da der Verf. eine Zeit lang auch Landprediger gewesen, und mithin auf dem sichersten Wege dazu gekommen ist, aus Erfahrung reden zu können. An *einer* Eigenheit des Vfs. hat Rec. indess Anstoss genommen. Nach S. 198. nimmt er an theolog. Lesegesellschaften nicht Theil, weil er die auszugebenden Bücher nicht vorschlagen darf, und von den wirklich ausgegebenen manches nicht lesen kann (weil er gerade zu sehr beschäftigt ist), und manches nicht lesen mag. Wenn nun alle Glieder solcher Gesellschaften wie der Vf. denken wollten, so hörten jene Vereinigungen auf; und könnte er das wohl wünschen? — So möchte auch Rec. einige andere Behauptungen des Verfs. nicht zu den seinigen machen: z. B. die Philosophie besteht in einer gründlichen Kenntniss der Dinge, vorzüglich des Menschen; — der Grundsatz, dass jeder Gottesdienst imponirende Ceremonien nöthig habe, ist gegen die Bestimmung unserer Versammlungen; — die Göttlichkeit der christl. Offenbarung (*im eigentlichen Sinn*) muss jetzt vorzüglich aus dem Charakter Jesu und seiner ersten Herolde, so wie aus ihrem Endzwecke und den Folgen ihrer Unternehmungen erwiesen werden. Und S. 44. schien ihm sogar ein Selbstwiderspruch in dem Selbstbekenntnisse zu seyn: muss *ich auf der Stelle* handeln, so handele ich mit möglichster Besonnenheit, und *schiebe* in diesem Falle lieber *auf*, *was Aufschub leidet*, ehe ich rasch verfahre. — Eine stylistische nicht nachahmungswerthe Eigenheit des Verfs. ist das häufig wiederkehrende *Etwas;* ein leidiges, ein egoistisches, ein erschütterndes, ein wichtiges, ein unschuldig scheinendes und noch andere Etwas treten hier auf, und scheinen dem Verf. eine, durch das Uebrige gar nicht bestätigte Armuth an Worten aufzubürden. — — Gewiss, ein Idiotus, dessen sämmtliche Glieder die Eigenheiten des Vfs. im Leben, und das Motto seiner Schrift im Denken ausdrückte, müsste auch unserm Zeitalter Achtung gegen sich abnöthigen, wenn er sich nicht selbst verächtlich machen wollte.

SITTENBÜCHER FÜR MÄDCHEN.

1. *Sitten-Lehren in Beyspielen.* Ein Lese-Buch für Mädchenschulen. Ganz umgearbeitet von Joh. Ferd. *Schlez* (Inspector u. Oberprediger zu Schlitz). Giessen u. Darmstadt, bey Heyer. 1807. XX und 479 S. 8. ohne das Register u. Titelkupfer. (1 Thlr. oder 1 fl. 40 kr. rhein.)

2 u. 3. *Sittenlehre für jüngere* Mädchen (.) in Beyspielen und Erzählungen, von Jacob *Glatz* (Consistorial-Rath und protestant. Prediger zu Wien). Erster Theil. Frankf. a. M. bey Fr. Wilmans. 1807. 344 S. 8. Zweyter Theil. Das. 373 S. (Auf Velinp. mit Titel-Kpfrn. u. Vignetten, von H. Lips. 2 Thl. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr. In einem schönen Einbande 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl. 24 kr. Auf Druckp. ohne Kupfer 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 45 kr.)

4. *Dessen Minona.* Ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen von 7 bis 12 Jahren (.) Zur Bildung ihrer Sitten. *Ein* Seitenstück *zur Iduna* und *Theone* Das. 1807. (Auf Velinp. mit Kpfrn. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr. Schön gebunden 1 Thlr. 10 gr. od. 1 fl. 45 kr. Auf Druckp. ohne K. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

5. u. 6. *Dessen Iduna.* Ein moralisches Unterhaltungs-Buch für die weibliche Jugend. Zweyte verbesserte und vermehrte Aufl. Erstes Bändchen. 379 S. Zweytes Bdchn. 395 S. 8. Das. (Auf Velinp. m. K. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. In schönem Einbande 2 Thlr. 20 gr. od. 5 fl. 6 kr. Auf Druckp. ohne K. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.)

7 u. 8. *Dessen Theone* (.) Ein Geschenk für gute Töchter. Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls. Ein Seitenstük zur Iduna (.) einem moralischen Unterhaltungs-Buche für alle weibliche Jugend. Das. 1806. 1. Band. 395 S. 2. Bd. 348 S. 8. (Auf Velinp. m. K. 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr. Schön eingebunden 3 Thlr. 4 gr. od. 5 fl. 48 kr.)

Hieraus wäre denn unsere deutsche Mädchenwelt mit sittlichen Lehrbuchern wieder reichlich versorgt; dass Verleger und Schriftsteller sich wohl ähnlicher Darbietungen eine Zeit lang enthalten möchten.

Digitized by Google

Wie haben wir aber die vorgenannten aufzunehmen? — Die zuerst erwähnten „*Sittenlehren* in *Beyspielen* u. s. w." wurden früherhin von dem verdienten Prediger und Mädchenlehrer *Weyland* zu Darmstadt theils verfasst, theils mit einigen Abänderungen „aus verschiedenen Schriften von *Campe*, *Funke*, *Löhr*, *Starke*, *Wagner* u. A." zusammengetragen und bereits in der Ostermesse 1801. (anonym) herausgegeben. Nur zu bald nach Erscheinung dieses, schon in der ersten Ausgabe sehr brauchbaren Lesebuchs für Töchterschulen folgten zahlreiche Schulerinnen dem Sarge jenes edeln und rastlosen Lehrers, welchem der wackre *Schlez*, in dem Vorberichte zu dieser wahren *Umarbeitung* ein würdiges Denkmal gewidmet hat. Wäre dem frühvollendeten W—d lohnender Rückblick auf seine hinterlassene Beyspielsammlung vergönnt; so müsst' er sich gewiss herzlich darüber freuen, dass sie von dem einsichtsvollen Verleger der so bedächtig und bescheiden verbessernden Sorgfalt eines *Schlez* anvertraut wurde. Denn dieser würdige, selbstthätige Schulaufseher hat nicht nur alle Lesestücke, nach dem unläugbaren Bedürfnisse des öffentlichen Unterrichts, zweckmässig *geordnet*; sondern auch die, bey dieser Anordnung leichter bemerkbaren, Lücken durch 19 von *Glatz*, *Krummacher*, *Wagner* und *Wilmsen*, mit sorgfältiger Prüfung entlehnte, sowohl als 20 neue, selbst verfasste Darstellungen und Gespräche trefflich ausgefüllt. Unter diesen darf Rec. wohl mehrere, von dem einleitenden Gespräch über *Sinnlichkeit* und *Sittlichkeit* und den warnenden Erzählungen von einem *zerstreuten* und einem *herrschsüchtigen* Mädchen bis auf No. 139 zu den gelungensten, anziehendsten Theilen der ganzen Sammlung rechnen. Nur das Gespräch über *die Schutzpocken*, welches der Verf. früherhin dem Fuldaischen Intelligenzblatte schenkte, hat Rec. *hier*, in seiner Ausdehnung (von S. 314—322) ungern wiedergefunden. Dagegen liess ihn die bekannte Veränderungslust aller Kinder sowohl, als die besondre Bestimmung der Mädchen zu Köchinnen und Hauswirthinnen erzählende Warnungen vor gewöhnlichen Grausamkeiten gegen Hausthiere, besonders gegen quälendes Abschlachten des Federviehs vermissen. Dieser Gegenstand gehört ja doch offenbar nicht zu den absichtlich übergangenen, „welche besser blos katechetisch als geschichtlich vorgetragen werden können," und deswegen den ehrwürdigen Herausg. zu der Vorerinnerung veranlassten: „dass man diese Sittenlehren nicht für eine (vollständige) Sittenlehre in Beyspielen zu halten habe." Beyde lassen manche der, in einem „poetischen Anhange" befindlichen Lieder und Gedichte nicht erwarten. Diese mochten wohl überhaupt lieber einer besondern Lieder-Sammlung für Mädchen-Schulen, dergleichen wir für Volksschulen ohne näheren Unterschied von *Heyse*, Jo. Chph., *Busch* und *Krako* haben, vorbehalten bleiben. Auch war der „ästhetische Sinn der Mädchen" mit Reimen, wie: Leiden und bereiten, genügen und kriegen, Höh'n und sehn u. dgl. zu verschonen. Recht zweckmässig ist übrigens die Nachweisung passender Melodien aus dem *Mildheimischen Liederbuche*, so wie die Verfügung, dass mehrere Lieder und Erzählungen mit lateinischer Druckschrift gesetzt wurden, und endlich die Beyfügung eines fehlenden Registers. Etwas weniger als diese wesentlicheren Verbesserungen, ist es dem verdienten Umarbeiter nach Wunsche gelungen, „den Ausdruck der ersten Auflage durchgängig" sprachrichtiger, bestimmter und geschmeidiger zu machen, und die eingeschlichnen Druckfehler zu vertilgen. Denn man kann nicht nur ausser den angezeigten Setzfehlern manchen nicht berichtigten wie S. X. am ernstlichen *willen*, Tastern, Friszeur, bankrutt, Spuckzimmer, und niemand anderst (S. 95) oder *Verschwörung* statt *Beschwörung* S. 99. u. s. f. finden, sondern es sind der verbessernden Sorgfalt des Umarbeiters auch noch manche Schreib-, Sprach- und Ausdrucksfehler entgangen. Zu letztern dürften wir wohl: „kleine Kinder und *alte Greise* (S. 27) noch mehr S. 208. einen *todten Leichnam*, S. 24 „man denke sich das Entsetzen und — *den Anblick* der Mutter!" u. dgl. rechnen; zu den ersten: „Albertine war schon hundertmahl über ihrem *ziereräffigen* Wesen *getadelt* worden" S. 147 — *ihr* Bleystift bezahlen, ein einziger Funken; trotz *all* meinen Warnungen; „und bey *all* ihren gutscheinenden Handlungen;" Sie *piepert* nur manchmahl etwas her und piepst wie ein heiszerer Vogel (S. 130 und 133) — auch Gemüszarten, brauszte, geniesen, bloszen, viel *ähnliches*, das *meiste*, etwas *neues* und *schlimmes*, etwas sehr *wichtiges*, von einem ins andre kommen, dieses viele *träumen*, *Allmosen*, *gieng*, *fieng* und empfieng, *Strittigkeiten*, Schmutz und schmutzig, Geitz und geitzig, emsig und ungefehr. Den *Sturz* oder *Stock* eines abgehauenen Baumes, auf welchen sich Nanchen (S. 143) setzte, darf man wohl auch nicht „*Strunk*" eines abgehauenen Baumes oder *Baumstrunk* nennen. Doch — wir mögen nicht länger bey dergleichen Kleinigkeiten verweilen, die vor der nächsten Auflage dieses sehr empfehlungswürdigen *Schulbuchs* Rücksicht verdienen. Da der Verleger erbötig ist, die Einführung desselben in weibliche Lehranstalten durch einen sehr billigen Parthiepreis zu erleichtern; so darf Rec. wohl wiederholten Auflagen dieser verdienstlichen Umarbeitung mit froher Zuversicht entgegen sehn.

Herr *Glatz*, dessen bewährte Fertigkeit im angenehmen Erzählen für jede Periode des jugendlichen Lebens unsres Zeugnisses nicht mehr bedarf, wünschte durch No. 2. u. 3. jüngere Leserinnen mit den verschiednen Pflichten eines Mädchens bekannt zu machen, und sie, wenn möglich, zu willigerer Erfüllung derselben aufzumuntern. Dass jenes frühere Alter, für welches er diese Sittenlehre bestimmt hat, nicht gestattete, die darzustellenden Pflichten streng systematisch aufzuführen und eine aus der andern zu entwickeln, muss man ihm wohl zugeben. Dennoch ist sein alphabetisches Aufführen einzelner Tugenden und Fehler, wodurch zwar das Aufsuchen

Digitized by Google

einzelner Erzählungen allerdings sehr erleichtert wurde, der Schlezischen Anordnung nicht vorzuziehn. Allein diese Beyspiel-Sammlung oder vielmehr eigne Gallerie sittlicher Gemählde von Hrn. *Glatz* ist auch offenbar weit mehr zum Unterhaltungsbuche für junge Töchter wohlhabender und gebildeter Familien als zum Schulgebrauche bestimmt. Mit Recht trug übrigens die erziehende Sorgsamkeit des Erzählers Bedenken der Einbildungskraft zu viel Nahrung darzubieten. Seine Darstellungen halten sich in den Kreisen des wirklichen Lebens und sind gewöhnlich mit einem passenden Verschen oder mit einem Denkspruche bekränzt. Nicht zu selten hat der Verf. beyläufig seiner *Theone* und *Iduna* freundlichst gedacht, an welche

No. 4. *Minona*, eine Zusammenstellung von 24 Erzählungen und Gemählden aus der kleineren Mädchenwelt, sich anschliessen soll, um mit ihnen ein Ganzes zu bilden. Man kann erwarten, dass unser vielgeübter Erzähler auch hier im Allgemeinen den rechten Ton getroffen habe. Nur selten scheint er seine Kinder dennoch zu wenig kindlich handeln und sprechen zu lassen. So lässt er z. B. einen *Ernst* (S. 11) versichern: „Der Dichter *Holty* hatte in seinem Wesen viel Melancholisches" und S. 153 einen *Fritz* gar *Adelungs*, doch nicht für Kinder bestimmtes, Wörterbuch aus dem Bücherschranke hervorholen, um ein tadelsüchtiges Schwesterchen zu beschämen. Uebrigens darf Rec. keineswegs daran zweifeln, dass junge Töchter gebildeter Familien in der näheren Bekanntschaft mit der netten, artigen und klugen Minona willkommene Belohnung ihrer dem Lesen-Lernen gewidmeten Mühe finden werden.

5. u. 6. *Iduna*, welchen Namen der altdeutschen Unsterblichkeits-Göttin auch ein neuerer Roman von *Herder* führt, erscheint nach drey Jahren in verschönerter Gestalt. Herr *Glatz* hat sich bemüht, durch manche Verbesserungen, Abkürzungen und Zusätze, den bereits öffentlich anerkannten Werth dieses lehrreichen und rührenden Unterhaltungsbuchs zu erhöhen, dessen zweytes Bändchen für reifere Leserinnen bestimmt ist, als das erstere. Neu hinzugekommen sind bey diesem saubern Wiederdrucke nebst einigen Erzählungen, die Gedichte der *Frühling* I, 250. und *Elise am Grabe ihrer Mutter*, in einer sternhellen Nacht, II, 88. von denen sich das letzte (worin man auch liest: „ahnd' ich Gott im Sternenzelt" u. s. w.) nur zu wenig über den alltäglichen Gesangbuchs-Styl erhebt. Uebrigens darf der achtungswerthe Verf. wohl mit Zuversicht hoffen, dass auch diese schön erneuerte Darbietung von vernünftigen Müttern und ihren verständigen Töchtern, freundlich und dankbar aufgenommen werde.

7. u. 8. *Theone* soll ihren Vorgängerinnen zur Anregung und Stärkung des religiösen Gefühls die Hand bieten, und ist für noch ernstere junge Leserinnen bestimmt. In dieser Hinsicht hat sich der Verf. auch erlauben dürfen, hier zwey *Reden* abdrucken zu lassen, von denen die erstere über den Werth der Freundschaft, noch im Betsaale der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, die andre: der Frühling, ein Bild der Jugend; vor der evangelischen Gemeinde zu Wien, bey Gelegenheit einer Confirmations-Feyerlichkeit gesprochen wurde. Die meisten prosaischen Abschnitte dieses braven Unterhaltungsbuchs sind herrlich gelungen und von ungleich grösserm Werth als die poetischen, unter denen z. B. der Neujahrswunsch an eine Freundin:

> Ihr heute meinen wärmsten Dank
> und meinen Wunsch: Sie blühe lang!

wohl ungedruckt bleiben mochte.

Dass übrigens in allen vorgenannten Schriften dieses fertigen und geschickten Lehrers die Darstellart im Ganzen edel u. zweckmässig sey, bedarf keiner Belege. Seine gebildete Schreibart hat er doch noch immer nicht sorgfältig genug von kleinen Flecken gereinigt, auf welche wir, zum Beweise unsrer eignen Aufmerksamkeit, die seinige leiten wollen. Ueberflüssigen Gebrauch der *h* findet man durchaus, zum Theil aus sclavischer Anhänglichkeit an *Adelungs* Beyspiel, in Gebie*th*, Mona*th*, ba*th*, gebe*th*en, abermahls, mehrmahls, Erhohlung u. s. f. auch Na*th*alie und Ger*th*rude. Geitz, Reitz, Geblöcke, preissest u. dgl. schreibt Hr. Gl. noch immer gegen die bekannte Regel: nach den langen Um- und Doppellautern keine doppelten, scharfenden Mitlauter zu setzen, Egypten, Löffelstyl und Quitarre gegen Abstammung und Schreibgebrauch. Aeusserungen, wie „Wilhelmine *piepst als* ein Küchelchen" oder: „Thue mir ja keinen *Muckser!* mussten uns auffallen. Aber dergleichen Anstoss ist auch nur sehr selten zu nehmen. Druck und Papier sind durchgängig so vorzüglich, dass die Sorgfalt des Verlegers und der Kunstfleiss des Hrn. C. L. *Brede* zu Offenbach deshalb besondre Belobung verdienen. Wäre nur der richtige Satz auf den schmalen höchstens zwanzig-zeiligen Blattseiten bisweilen etwas minder licht und verschwenderisch; so hatte wohl der Preis dieser empfehlungswürdigen Bücher ein wenig sinken und eben dadurch ihre Gemeinnützigkeit steigen können. Möchten sie recht oft zu sicher willkommenen Gelegenheits-Geschenken für artige Mädchen und hoffnungsvolle Jungfrauen gewählt werden.

DEUTSCHE RECHTSCHREIBUNG.

Vollständige und practische *Anweisung zur Orthographie der Deutschen Sprache* (,) mit Inbegriff der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, zum Gebrauch (') in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht (') und zum Nachschlagen eingerichtet, und mit vielen Beyspielen zur eigenen Uebung versehen von *C. Kruse*, Herzogl. Holstein-Oldenburgischem Consistorial-Rath (e). Dritte verm.

Digitized by Google

und verb. Auflage. Oldenburg (,) in der Schulze'schen Buchh. 1807. X. u. 389 S. in 8. (1 Thlr.)

Dieses mit eben so vieler Sorgfalt als Bescheidenheit abgefasste Lehr- und Handbuch der deutschen Rechtschreibung gönnet dem achtungswürdigen Herausgeber allerdings die geäusserte Hoffnung, „andern (warum nicht *Andern*?) dadurch Mühe zu ersparen, oder „doch zu erleichtern," und die Meynung, dass es vollständiger sey, als irgend ein ähnliches Werk, welches uns bis jetzt (nicht „bis *hierzu*") vorgekommen ist. Man kann es ihm, nach prüfender Durchsicht seiner mühsamen Arbeit, gern glauben, dass er „*ganze*" Jahre lang alle ihm vorkommende Wörter, von denen er „*glaubte* (nicht nur *meynte*?) dass sie seinen Lesern irgend eine Schwierigkeit machen könnten, gesammelt und nach Regeln geordnet habe." Fern von willkührlicher Veränderungslust und frey von allen modischen Neuerungen hat er sich vorzüglich bemüht, den allgemeineren Schreibgebrauch anzudeuten. Wie viel Sprachkenntniss er dabey beurkundet, und wie wenig er der Ableitung vergeben habe, kann man u. a. vorzüglich in den Bestimmungen über den Gebrauch des C. und K. in fremden Wörtern bemerken. Denn er hat sich bey jenem aufmerksamen Zusammenstellen nicht allein auf ursprünglich deutsche (warum immer *Deutsche*?) Wörter beschränkt, sondern auch die gebräuchlichsten fremdburtigen berücksichtiget. Wenn man daher den vierten Abschnitt „von der Rechtschreibung fremder Wörter" im Ganzen sehr befriedigend finden muss; so darf Rec. wohl um so eher rügen, dass Hr. Kr. selbst gegen seine Regel: „Man schreibe jede Sylbe ursprünglich fremder Wörter so, wie sie in Büchern derjenigen Sparche geschrieben wird, aus welcher sie hergenommen ist," practisch geschrieben, und den Ausnahmen von dem Gebrauche deutscher Schrift (S. 72.) nicht auch die Titel lateinischer Schriften von deutschen Gelehrten, wie etwa: *Beck's* „Artis latine scribendi praecepta, *Fulleborn's* Enciclopaedia Philologica, *Ith*" De principiis finibusque studiorum u. dergl. beygesellt hat. Uebrigens wollen wir nur noch anzeigen, dass die Verlagshandlung den Ladenpreis dieses schätzbaren Lehrbuchs für 20 bis 30 Exempl. auf 16, für 40 und mehrere auf 12 gr. erniedrigen will, wenn man ihr den Betrag frachtfrey zusendet. Möchten viele Lehranstalten dieses Anerbieten benutzen.

FRANZÖSISCHE LESEKUNST.

Le Quadrille des Enfans, ou *Système Nouveau de Lecture*, Avec le quel tout enfant de quatre à cinq ans peut, par le moyen de quatre-vingt-huit figures, être mis en état de lire sans faute, à l'ouvertur de toutes sortes de livres, en trois ou quatre mois, et même beaucoup plutôt, selon les dispositions de l'enfant. Avec Figures. Dresde, 1807. Chez G. F. Walther. 8. 136 S. ohne den Vorbericht und Bilderbogen. Schreibp. (12 gr.)

Vier Octavblätter mit 88 bunten Bildleins (fiches) veranlassten die Benennung *Quadrille*. Der ungenannte Herausgeber des ihnen zugehörigen Büchleins widerspricht gleich am Anfange des Vorberichts, dem Titel durch das Bekenntniss; Nichts *Neues* zu liefern, sondern nur das Andenken an *Berthaud's* Lese-Lehrart zu erneuern. Diese Täuschung könnten wir ihm gern verzeihen, wenn er nur etwas Vorzügliches wiederholt hätte. Zu nicht geringen Erwartungen berechtiget das vorgedruckte Zeugniss des Abbé *Desfontaines*, im 32sten Bande der „*Observations sur les Ecrits modernes.*" „De quelque coté je considère *cette méthode pour apprendre à lire*, je la trouve *la chose la plus avantageuse, que nous puissions jamais souhaiter pour l'éducation de la jeunesse et même pour le progrès des sciences.*" Weiterhin wird sie sogar *la pierre philosophale* genannt. Allein nach unbefangener Durchsicht dieser Anleitung, mussten wir an ähnliche Lobpreisungen einer neuen deutschen Lehrkunsteley denken, die jedoch jene französische Lese-Methodik, in Uebung der Sprachorgane, sowohl als in der Wahl und Darstellung ihrer Lehrbilder weit hinter sich zurück lässet Deutsche Kinder-Lehrer, die nur etwa *Salzmanns* A. B. C. u. Lesebüchlein, *Tillichs* ersten Unterricht, und andre bewährte Fibeln von *Krug*, *Möller*, *Stephani* u. A. kennen gelernt und gebraucht haben, werden ihre Schüler gewiss nicht mit so vielem sinnlosen Sylbenkrame plagen mögen, als auch *Berthaud's* aufgewärmte Methodik enthält. Einige französische Lesestücke, so wie die trefflichen „Réflexions sur l'usage que l'on doit faire de la langue" würden sie jedoch recht brauchbar und ungleich zweckmässiger finden, als manche „Phrases composées," das höchst mangelhafte, gar nicht hierher passende Verzeichniss französischer und lateinischer Schriftkürzungen, oder gar die *ganz unsinnige „pièce de lecture latine* S. 123 ff. Der sorgsame Verleger möchte den Aufwand für weisses Schreibpapier und reinen scharfen Druck einer empfehlungswürdigeren Schrift aufgespart haben.

FRANZOSISCHE LECTÜRE.

Nouvelles Aménités litéraires, à l'usage des jeunes personnes *de l'un et* de l'autre sexe.

Honteux de m'ignorer
Dans mon être, dans moi, je cherche à pénétrer
Voltaire, Disc. 6. de la nature de l'homme.

Prémière Partie. A Francfort sur le Mein, chez H. L. Brönner, Imprimeur-Libraire. 1807. IV. u. 200 S. in 8. (16 gr.)

Diese neuen Mélanges, wie sie heissen möchten, entsprechen weit weniger der Aufschrift des

Digitized by Google

Titels als dem, auf seiner Kehrseite befindlichen Wahlspruche:

„Floriferis ut apes in saltibus omnia libant,
Omnia nos itidem depascimur aurea dicta,
Aurea, perpetua semper dignissima vita. (Lucr. Lib. III.)

Denn der Herausgeber, unter dem, nicht sowohl Introduction als vielmehr Avant propos oder Préface zu nennendem Vorberichte, *Römer*, Dr. et Professeur, unterzeichnet, hat vorzüglich praktisch-philosophische Bruchstücke, moralische Schilderungen und Charakter-Skizzen oder Portraits, eines *Julius-Caesar*, *Montesquieu*, *Rousseau*, *Voltaire* u. A., theils aus französischen Schriftstellern aufgenommen, theils aus deutschen Schriften übersetzt. Das Meiste von diesen gehaltreichen Mannichfaltigkeiten hat Rec. mit Vergnügen gelesen, ohne dass seine Aufmerksamkeit durch auffallende Sprachfehler gestört wurde. Wenn aber der Herausgeber in dem unstatthaften Anfangssatze seines, wohl noch besser gemeynten als geschriebenen Vorberichts äusserte: C'est le devoir d'un auteur de rendre compte, *non de la matière, qu'il a traitée, mais de la méthode* qu'il a cru employer; — so müssen wir dennoch beydes in Anspruch nehmen. Das muthmasslich folgende Bändchen möge denn noch mehr Erzählungen und Schilderungen als minder anziehende Raisonnements enthalten und sich durch Ordnung wohlgewählter Bestandtheile vor dieser ersten noch zu wenig planmässigen Zusammenstellung auszeichnen.

Chefs d' Oeuvre de Litérature et de Morale, ou Récueil, en prose et en vers, des plus beaux morceaux de la langue française, enrichi de notes explicatives des mots et des phrases, de notes historiques, géographiques et mythologiques. A l'usage de la jeunesse allemande de l'un et de l'autre sexe. Tome second. Frankfurt am Mayn, Andreä, 1807. X. u. 350 S. gr. 8. (1 Thlr.)

M. s. vom ersten Theil St. 63. S. 1008. Der gegenwärtige Theil enthält bloss poetische Stücke in neun Abtheilungen, die folgende, zum Theil nicht gut gewählte, Aufschriften haben: Poesie (Boileau Kunst Verse zu machen, aus seiner Poetik; François de Neufchateau Kunst Verse zu lesen), Erzählungen (aus Racine, Voltaire, Delille u. A.), Gemälde (von Laharpe, Fontaines, Parny, Delille etc.). Beschreibungen (von Lemierre, Thomas, Saint-Lambert u. A.), Allegorien (z. B. das goldne Zeitalter, von Bernis), Definitionen (z. B. die Bibel von Fontanes, die Vernunft von Voltaire, die Geschichte von J. B. Rousseau, der Partheygeist von Chabanon) Moral (z. B. der Selbstmord von Gresset, die Tugend von Bernis, Achtung der Römer für Todte von Boucher), rednerische Stücke (meist aus Trauerspielen) und Dialogen, Charaktere und Schilderungen (z. B. der Optimist und der Pessimist von Collin d'Harleville.) Man wird Mannichfaltigkeit und glückliche Auswahl gewiss nicht vermissen; für Anfänger kann die Sammlung so brauchbar nicht seyn, wie für die, welche schon weiter in der Sprache gekommen sind, obgleich ganze Stellen in untergesetzten Noten verdeutscht sind. Bey diesen Stellen war es wohl sehr überflüssig, alle französische Worte wieder abdrucken zu lassen.

Kleine Schriften.

Geschichte. *Urkunden der vornehmsten Orte, mit welchen die Reichsstadt Nurnberg Zollfreyheiten errichtet hat.* Herausgegeben von *C. G. von Murr.* Nürnberg, Campe, 1806. 60 S. (8 gr.)

Diese kleine Schrift enthält mehr noch als der Titel verspricht. Der Hr. Vf. hatte schon dem sel. Prof. Will zu seinen Sammlungen für die Geschichte des Nürnberg. Handels ein Verzeichniss der zollfreyen Orte, so wie auch eines aus dem XV. Jahrh. mitgetheilt. Beyde sind in des Hrn. Diak. *Roth* Geschichte des Nürnberg. Handels IV, 1 — 38. abgedruckt. Hier macht nun Hr. v. M. die von ihm gesammelten andern hieher gehörigen Urkunden, als Beytrag zur vaterländ. Geschichte bekannt. Es sind folgende: Urkunde Heinrichs IV. vom 19. Jul. 1062 woraus erhellt, dass Nürnberg schon unter seinem Vater Heinrich III. Marktfreyheit und Zoll- und Münzrecht erhalten hatte (in Kupfer gestochen in *Lorber von Störchen* Deduction: Die standhaftest vertheidigte Landeshoheit Bambergs über Fürth, 1774 fol.), Heinrichs V. Bestätigung der Zollfreyheit von Worms den 16. Oct. 1112 (worin Nürnberg ein reichsfreyes Ort genannt ist), Friedrichs I. Privilegium den 10. Marz 1163, das Privilegium Friedrichs II. den 8. Nov. 1219 wodurch Nürnberg grosse Markt- und Zollfreyheiten erhielt, Ludwigs IV. Befreyung Nürnbergs vom Zoll den 12. Sept. 1332 nebst einer alten deutschen, hier nach einem alten Exemplar berichtigten, Uebersetzung derselben, Carls IV. Bestätigung der Rechte und Freyheiten Nürnbergs den 13. Nov. 1347, das (bereits bey Roth abgedruckte) Verzeichniss der Städte und Oerter in welchen Nürnberg Zollfreyheit erlangt hatte, von 1350, Privilegium Carls IV. den 5. Apr. 1355 nebst einer alten Verdeutschung desselben, und des Erzb. Engelbert von Colln (den 9. Sept. 1366) und des Erzb. von Maynz, Gerlach (den 3. Sept. 1366) Bestätigungen dieses Privilegiums. Dazwischen sind noch manche schätzbare Bemerkungen, die Geschichte und besonders den blühenden Zustand Nürnbergs im XII. und XIII. Jahrh. angehend, eingestreuet. Von S. 28. folgt das alphabetische Verzeichniss der Städte, mit denen Nürnberg Zollfreyheit hatte und in Handelsverbindungen stand, mit historischen und diplomatischen Erläuterungen

Digitized by Google

verschen, von denen wir einiges ausheben. Altdorf schon 1281 ein ansehnlicher Markt, und Reichsgut, gehörte zur Landvogtey Nürnberg, hatte Besitzer aus dem Nassauischen Hause, kam 1360 an die Burggrafen zu Nürnberg, 1373 an Herz. Swantibor III. von Pommern, 1393 an Ruprecht Pfalzgr. am Rhein, 1504 an Nürnberg. S. 29. ff. Urkunde des Herz. von Burgund Philipps den 10. Dec. 1355. Nürnbergs Zollfreyheit zu Antwerpen angehend. S. 33. Alte deutsche Uebersetzung der Zollfreyheit zu Bern den 30. Jan. 1314. S. 39. Freyheitsbrief Philipps II. Herz. v. Burgund den 29. Jan. 1432 die Zollfreyheit zu Brüssel angehend. S. 41. des Erzbischoff Walram zu Cölln Bestätigungen der Nürnberg. Zollfreyheit den 14. 15. Oct. 1334. Das Pfeifergericht zu Frankfurt am Mayn entstand daher, weil jährlich in der Herbstmesse die Abgeordneten der Städte Nürnberg, Bamberg und Worms ihre Zollfreyheiten bey dem Stadtgerichtsschultheissenamte daselbst mit Pfeifen abholen mussten, S. 45. — S. 47. Verträge mit St. Gallen 2. und 11. Apr. 1387. — Hersbruck (Hateresburg) schon im zehnten Jahrh. bekannt, gehörte erst den Grafen von Babenberg, nachher dem Bisthum Bamberg, kam 1263 an Bayern, 1535 an Böhmen, 1590 zur obern Pfalz, 1504 an Nürnberg. Urkunde Heinrichs IV. den 18. Aug. 1060, wodurch dieser Ort Markt-Münz-Zoll- und andere Gerechtigkeiten erhält, S. 49. — Vertrag mit Mossbach am Neckar 1556. S. 51. — S. 54. Privilegium des K. Ludwigs IV., als Herz. von Bayern, den 23. Jul. 1323, wodurch die Nürnberger in München und die Münchener in Nürnberg zollfrey werden. Diese Zollfreyheit hörte 1748 auf. S. 58. Vertrag mit Pilsen 2. Jun. 1499. — Noch macht der thätige Greis Hofnung (S. 8.) zu einer vermehrten Ausgabe seiner 1756 geschriebenen Comm. de re diplomatica Friderici II. Imp., worin er ein Itinerarium Friderici II. diplomaticum aus mehr als 800 Urkunden zu liefern verspricht.

Biographie. *Iohannes Baptista van Helmont.* Von *I. I. Loos*, ausserord. Prof. d. Medicin zu Heidelberg. Heidelberg, Mohr und Zimmer, 1807. 79 S. in 8. (8 gr.)

Neue Aufschlüsse über die Schicksale und äussern Verhältnisse des van Helmont wollte und konnte der Hr. Vf. nicht geben, sondern nur die Bildungsgeschichte seines Geistes und seine wissenschaftliche Bedeutung für Philosophie und Medicin auf dieselbe Art, wie er im ersten Bande von Creuzer's und Daubs Studien den Theophrastus Paracelsus geschildert hat, treu und unverfälscht, zum Theil mit den eignen Worten des v. H., aber nicht umfassend genug darstellen, und erweisen, dass er zu den originellsten, kräftigsten und tiefsten Denkern gerechnet werden müsse, welche die Historie der Naturwissenschaft kennt! — Schon als Jüngling strebte er in das Innere der Wissenschaft vorzudringen und daher verachtete er auch alles Aeusserliche. Lebhaft fühlte er, nach Vollendung des gewöhnlichen Cursus, die Mängel der damaligen Philosophie und Arzneykunde. Im 17. Jahr d. Alt. las er die chirurgischen Lectionen im medic. Collegium zu Löwen, 1599 promovirte er in Doctorem Medic., und fing bald an die Richtigkeit der damals geltenden Galenischen Sätze zu bezweifeln. Bald entsagte er allen Büchern, brachte zehen Jahre auf Reisen zu, und sieben Jahre widmete er dem Analysiren verschiedener Naturkörper, aber mit solchem Eifer, dass bey den chymischen Arbeiten sein Leben in Gefahr gerieth. Am 30. Dec. 1644 starb er. Als Arzt war er uneigennützig und diente Armen umsonst, oft glücklicher als andere Aerzte, als Schriftsteller glaubte er eine innere Berufung dazu zu haben. Seine Schriften sind lateinisch abgefasst, und oft absichtlich dunkel, was der Vf. gar nicht tadelt. „Das Gemeinmachen der Philosophie, sagt er, hat ihr wohl nie wahren Gewinn gebracht, es ist als eine Entweihung derselben zu betrachten." Seinen Arbeiten aber schreibt er mehr einen negativen, als positiven Werth zu. Die Manier seiner Polemik, seine eigenthümlichen Behauptungen (vom Archäus, dem Erreger aller Erzeugung und Bewegung), seine Aeusserung, dass die Logik unnütz und zur Erforschung der Wahrheit schädlich sey, seine medicin. Paradoxieen (gegen das Aderlassen und die Anwendung ausleerender Mittel) werden meist mit seinen Worten angeführt; seine Bereicherungen der Physik nur berührt. Ueberhaupt hat die ganze Darstellung ein zu sehr fragmentarisches Ansehen. Im allgemeinen erinnert der Vf. „Alle wissenschaftl. Wahrheit und alles Wissen hat bey v. Helmont einen eigenthümlichen Charakter in dem es im Höchsten und Heiligen, der Religion und dem christlichen Glauben durchdringend erscheint." Und, nachdem er von Helmonts Achtung gegen Paracelsus und seiner Abweichung von ihm gesprochen hat, setzt er hinzu: „was Paracelsus unter den deutschen Philosophen und Aerzten, war van Helmont den Niederländern, wenn jener kräftiger, derber und natürlicher erscheinen möchte, so verräth dieser mehr gelehrte Bildung, Kenntniss und scholastische Gewandheit; beyde gleich ausgezeichnet durch Genialität und Tiefe des Geistes." Diese Proben werden die eben nicht zu vielseitigen Ansichten des Vfs. belegen.

Reisegemälde. *Vues des rives de l'Elbe* depuis Dresde jusqu'en Bohème, ou Voyage au Vallon inconnu. 1807. Par *Erneste Er.*. Dresden, Walther. 115 S. in 8. (12 gr.)

Eine kurze lebhafte Schilderung von Gegenden, die oft und mannichfaltig beschrieben sind, und von einigen weniger bekannten in Böhmen; welche durch die Art der Darstellung der gefassten Ansichten und durch den Ausdruck der erregten Gefühle in einer schönen Sprache sich auszeichnet. Der Vf. gibt aber wie er sich selbst ausdrückt, mehr ein „itinéraire de son coeur" als eine Beschreibung seiner Reise. Er kann deswegen auch bey dem Gemälde der böhmischen Schweiz nicht so wie bey dem der sächsischen verweilen. Er sucht seine geliebte Celestine, die er auf der Reise hatte kennen gelernt, auf, und das Thal bey Heyda, in dem sie geboren wurde, begeistert ihn schon, in Ekstase versetzt ihn ihr Auffinden — aber sie ist verheyrathet und kann nicht die seinige werden — er will wenigstens in diesem Thal sterben. Davon sagt er ihr viel vor. Seine Reise selbst nennt er S. 51. voyage idéal, heureux songe de ce qui aurait pu arriver, si le sort ne l'avait voulu autrement. Allein auch so betrachtet gewährt sie Unterhaltung.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

107. *Stück*, *den* 24. *August* 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. Eine Abhandlung vorgelesen bey der feyerlichen Ernennung der königl. Akademie der Wiss. zu München von dem Präsidenten der Akademie (Hrn. Geh. R. *F. I. Iacobi.*) München, b. Fleischmann, 1807. 4. 78 S. m. e. Vign. u. e. Kpft. (18 gr.)

Nicht blos über den Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften, sondern auch über die Geschichte der Wissenschaften und Culturanstalten überhaupt und ihren Werth verbreitet diese kraftvolle Rede Licht und Wahrheit. Die ältesten der in Europa berühmt gewordenen Akademien — davon geht ihr ehrwürdiger Verfasser aus — entstanden aus freywilligen Verbindungen wissenschaftlicher Männer, die eine gleiche Begierde nach wissenschaftlichen Erkenntnissen anzog. Der Zweck ihres Bundes war Wachsthum der Wissenschaft, Beförderung desselben durch gegenseitige Hülfsleistung, durch Gesammtfleiss und freundschaftlichen Wetteifer. Bald entstanden Nachahmungen, hie und da täuschnd genug, so dass sie mitunter „Löbliches zum Vorschein brachten, nur keinen wahrhaften Baum der Erkenntniss und des Lebens.“ Die Nachahmungssucht hatte andere Zwecke, die ihr die höhern waren, und denen Wissenschaft und Weisheit nur *dienlich* werden, ihnen einzig zu gefallen leben, sollten. Die Baier. Akademie d. W. ist an Reinheit ihres Ursprungs den ältern gleich. Zwey edle Männer, die Herren von Limbrun und Lori, gründeten eine Privatgesellschaft, und am 12. Oct. 1758 wurde die erste Versammlung gehalten. Ihr Zweck war zu bewirken, dass das südliche Deutschland hinter dem nördlichen in wissenschaftlichen Fortschritten nicht zurück bleibe. Aber sie hüteten sich ihre höhern Zwecke auszusprechen und setzten nur diejenigen Vortheile einer solchen Stiftung ins Licht, welche auch gemeinere Seelen ergreifen und gewinnen.“ Eine solche Knechtsgestalt, setzt Hr. I. hinzu, hat von jeher das Beste, Höchste, und Ehrwürdigste überall annehmen müssen, um sich Eingang zu verschaffen und für etwas in der bürgerlichen Gesellschaft geachtet zu werden.“ So unendlich und unübersehbar der Nutzen ist, welchen das menschliche Geschlecht aus dem Fortgange der Wissenschaft, auch für das gemeine Leben gezogen hat, so ist es doch gewiss, dass die Wissenschaft, bey ihrer Entstehung und bey ihren Fortschritten, jenen Nutzen nicht unmittelbar vor Augen hatte, sondern einzig und allein sich selbst und ihre Erweiterung. So urtheilten auch die Alten. Archimedes machte so wenig aus seinen *mechanischen* Erfindungen, dass er nicht einmal in seinen Schriften etwas darüber aufzeichnete, ihn erfreuten nur diejenigen Kenntnisse, deren Schönheit und Vortreflichkeit einzig und ganz in ihnen selbst wohnt. Dem Archytas und Eudoxus warf Plato vor, dass sie die Würde der Geometrie vernichteten, wenn diese vom Unkörperlichen und Intellectuellen zum Sinnlichen herabsinken sollte, und so wurde die Mechanik von der Geometrie ganz ausgeschlossen und blos als eine für das Kriegswesen gehörende Kunst gehalten. „Diese Ansicht und Denkungsart, fährt der Verf. fort, muss den gemeinen Seelen aller Zeiten, welche nur Bedürfnisse des Körpers, keine des Geistes kennen, nicht blos als übertrieben und mit Misverstand behaftet, sondern gradezu als fanatisch und durchaus wahnwitzig erscheinen. — Sie dulden die Wissenschaft, und gestehen sogar ein, dass sie Unterstützung von Seiten des Staats und Aufmunterung verdiene, wenn sie nemlich sich darnach verhalte, und nicht über ihren Stand der Dienstbarkeit, für welchen sie geboren sey, hinaus strebe. Keine Geistesanstrengung und Beschäftigung soll gehegt, befördert und belohnt werden, die nicht ihre unmittelbare Nützlichkeit für das gemeine Leben darthun kann. Es soll jede Wissenschaft und schöne Kunst ein ehrliches Handwerk, wo nicht selbst treiben, doch wenigstens treiben helfen, und von dieser Tüchtigkeit zum Handwerk oder zur Handlangerey allen Werth und alle Würde nehmen. Jede soll erklären, welcher Zunft oder Gewerbschaft sie angehöre, und diese Angehörigkeit auch darzuthun im Stande seyn. Sie behaupten, diejenige Wissenschaft oder Kunst, welche dieses nicht vermöge, müsse, als brodlose Kunst, des Landes verwiesen seyn. *Nicht* zum Nährstande zu gehören, was sonst adelt, soll die Wissenschaft entadeln, und ihr den Schimpfnamen der Müssiggängerey zuziehen.“ Wie ungereimt diese Denkungsart sey, wird aus der Geschichte der menschlichen Erfindungen dargethan. Denn die wichtigsten und nützlichsten haben sich erst hintennach und unvermuthet aus solchen Anstrengungen des Geistes ergeben. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass die praktische Anwendung sich der wissenschaftlichen Entdeckung immer nur hat anfügen können. „Die Regierungen dürfen also, diess ist das S. 14. gezogene Resultat, bey Errichtung ge-

lehrter Gesellschaften zwar die Vortheile, welche sie dem gemeinen Wesen bringen, vor Augen und zur Absicht haben, aber nie darum die Wissenschaft nur auf Nützlichkeit bedingen und ihr diese zum Augenmerk geben. — Noch mehr würde es der Natur der Wissenschaften widersprechen, wenn man diese irgendwo *national* oder gar *provincial* machen wollte. *Oekonomische* Gesellschaften solcher Art kann es geben, die sich dann auch jedesmal nach dem materiellen Bedürfnisse, welches zu ihrer Errichtung den Anlass gab, nennen mögen: Fruchtbringende, Holzsparende, Kohlen- oder Torfauffindende, Mooraustrocknende Gesellschaften. Aber Akademien der Wissenschaften, die blos national, oder provincial und landwirthschaftlich wären, kann es nicht geben." Dadurch werden aber nicht Männer, welche sich mit unmittelbar nützlichen Gegenständen beschäftigen, und ihre wissenschaftlichen Kenntnisse darauf anwenden, von einer Akad. d. Wiss. ausgeschlossen. Ihre Arbeiten müssen nur jedesmal den Stempel der Wissenschaft an sich tragen, von ihrem Geiste ausgegangen und davon erfüllt seyn. Schon Colbert stellte sich, als er die Pariser Akad. d. Wiss. gründete, auf den höhern Standpunct, von welchem aus mit der *unmittelbaren Würde* der Wissenschaft ihr *unmittelbarer* Werth erkannt wird, und er und sein König legten dabey eine *weise Uneigennützigkeit* an den Tag. „Eine weise und grossdenkende Regierung stiftet Akademien, damit entstehe, was *allein* vermöge solcher Anstalten entstehen kann. Es soll eine Gesammtkraft werden, die bewirke und hervorbringe, was einzelne und zerstreute Kräfte — nie zu bewirken und hervorzubringen im Stande seyn würden. Zu diesem Ende versammelt sie eine Anzahl gelehrter, einsichtsvoller, kunstverständiger Männer, fügt sie in eine Gesellschaft zusammen, und stattet diese aus mit allen zu ihren verschiedenen Geschäften nöthigen Hülfsmitteln, Vorräthen und Werkzeugen. Durch die Vereinigung der Glieder an Einem Ort wird die schnellste und mannichfaltigste Mittheilung unter ihnen möglich. — Wissenschaften, die sich fremd schienen, erfahren ihre nahe und nähere Verwandschaft, die Einseitigkeit verliert sich, es entsteht Wechselwirkung, gegenseitiger Einfluss, wissenschaftlicher Gemeingeist." Es werden noch die besondern Vortheile gezeigt, wenn der Sitz einer solchen gelehrten Gesellschaft zugleich Sitz der Regierung und Hauptstadt des Landes ist. „Selbst die *Weltleute* im ausnehmenden Verstande werden mit ergriffen, verändert, durch Unterricht veredelt. Sie fühlen, dass sie von dem Gesetze einer reinen Unwissenheit und eines feyerlichen Müssigganges, dessen strenge und emsige Befolgung sie zu der sonderbarsten Gattung von Pedanten macht, etwas nachlassen müssen, indem die vorrechtlichte Maxime: *je untuchtiger desto tauglicher*, an ihrem eignen Inhalt stirbt, so bald er einmal deutlich ausgesprochen ist." Mit dieser Maxime lässt der Vf., wie billig, auch ihre ganze vornehme Verwandschaft untergehen, aus welcher mehrere einzelne Behauptungen aufgestellt werden. Die letzte ist: theoretische Seichtigkeit sey die Bedingung praktischer Vortrefflichkeit. Nicht so dachten die wirklich grossen Weltmänner jeder Zeit. Und nun führt der Hr. Vf. eine Reihe derselben aus dem ältern Griechenland und Rom auf, zeigt aber vornemlich aus der Geschichte Roms unter den Kaisern die enge Verbindung des Glücks der Wissenschaften mit dem Staatsglücke. „Nicht diese und jene Lehre allein; die Wissenschaft überhaupt, als entspringend aus einer freyen Kraft, und auch sie selbst in einzelnen Menschen eine Tugend und wahrhafte Grösse der Seele, war und ist nothwendig allen verhasst, die nach gränzenloser Herrschaft und dahin streben, dass nur für gut geachtet werde, was sie lohnen, sammt solchem Lohn; für böse allein, was sie strafen, sammt solcher Strafe. Wohl uns, dass kein Nero, kein Domitian das ausrotten kann, was so tief gewurzelt, als das Wesen der Menschheit, so unvergänglich ist, wie diese selbst." Er geht dann auf die Verdienste Carls des Grossen durch Stiftung der Akademie an seinem Hofe, (die von ihr verschiedene *schola Palatina* verdiente noch insbesondere erwähnt zu werden), der Kloster- und Domschulen, über. „Er sah, welchen Weg die Aufklärung nehmen müsse, um wahre durchaus heilsame Aufklärung zu werden." Aber er war zugleich Eroberer und bekehrte mit dem Schwerd. So geschah es, dass er sich selbst entgegen arbeitete, und was er pflanzte, nicht genug zu Kräften kommen konnte. Mit den „viergliedrigen Lehr- und Lernkörpern, deren Abkömmlinge noch bis auf diesen Tag den barbarischen Namen der Universitäten tragen" mit der Herrschaft der Scholastik, die im 13 Jahrh. culminirte, mit den Dominicanern und Franciscanern wurde die Verfinsterung der Vernunft central. Den Vorbereitungsschulen, wo der Unterricht in den sogenannten sieben freyen Künsten ertheilt wurde, schreibt es der Vf. zu, dass die alte Literatur nicht ganz in Vergessenheit gerieth, und die Möglichkeit der Rückkehr zu dem Schönen, Grossen und Wahren erhalten wurde. Er erinnert, dass, obgleich im Mittelalter in mehrern Theilen der Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte geschahen, manche neue Zweige menschlicher Erkenntniss sich entwickelten, und das Denkvermögen durch das scholastische Studium mächtig angeregt wurde, eigentliche *Vernunftcultur* doch nicht aufkam, sondern erst mit dem Wiederaufleben der alten Literatur entstanden ist. Er rühmt die Platonische Akademie, das Rheinische Institut und die Gelehrten, die daran Theil hatten. Nicht blos die damals Alleingelehrten, sondern auch die Layen wurden aufgeklärt. „Jene Verbreitung des Unterrichts, der Kenntnisse, einer minder oder mehr gelehrten Bildung durch alle Classen und Stände, welche ehemals Carl der Grosse zu veranstalten gesucht hatte, damit ihm ein Volk würde edler Zwecke fähig, war allmälig, durch den stäten und tiefen Gang der Zeiten, unter äusserlichen heftigen Stürmen, und auf einem ganz andern Wege als dem Wege der Schulen, nemlich, durch einen zwischen Sclaverey und Tyranney in die Mitte getretenen *dritten Stand*, durch dessen Fortbildung und Erstarkung, überall herbeygeführt worden. — Mit Bürgersinn und Bürgergeist kommt und entwickelt sich alles Gute; was jenen verdirbt und unterdrückt,

verdirbt und unterdrückt auch dieses.“ Was die vorhergehenden Jahrhunderte so dunkel hatte werden lassen, wird kurz angegeben. Wir heben nur einiges aus. „Die ersten Schulen waren zum Dienste der Kirche errichtet worden, und so wurden es auch nachher alle grössere und umfassendere Lehranstalten. Jene standen unter der Vormundschaft der Bischöfe; diese, die spätern Universitäten, unter der Vormundschaft des Papsts. Von Rom aus wurde durch ganz Europa bestimmt, welche Wissenschaften auf jeder neuen Universität zu lehren gestattet seyn sollte und welche nicht. — Alle Gelehrsamkeit war der Hierarchie und der päpstlichen Herrschaft dienstbar, alle Studien auf die Zwecke der Geistlichkeit eingeschränkt und berechnet worden. Philosophie war nicht, und damit keine je entstünde, wurde das, was ihren Namen trug, Scholastik eingeführt. Ihr Amt war (sollte, nach dem Willen der Kirche, seyn, war aber in der That nicht immer), das dogmatische Religionssystem der Kirche zu vertheidigen. — Die orthodoxe Lehre war und blieb: es sey dem Menschen die Vernunft blos dazu gegeben, dass er den Priester finden könne, von dem er das Unfehlbare zu vernehmen hätte. Darum nannte sich auch jene Philosophie mit Recht, die blose *Magd der Theologie.*“ — Diese Verfassung konnte sich selbst nicht bessern, sie musste untergehen und einer andern weichen. Eine Reihe von Begebenheiten erweiterte den Gesichtskreis der Völker, und gab ihnen Macht und Vermögen das allen Menschen zukommende Gefuhl der *Selbstangehörigkeit* wider geistliche und leibliche Tyranney geltend zu machen. Eine zahlreiche Classe von Männern erlangte durch Erziehung, Lebensart, Nachforschungen und Erfahrungen eine ganz andere Ansicht von Welt und Menschen, andere Kriterien des Wissenswürdigen und Wahren, als die damaligen Schulen und Hörsäle geben konnten, und diese Classe gewann die Oberhand. Agricola, Reuchlin, Celtes und ihre Abkömmlinge, die trefflichen Schriftsteller des 16. Jahrh. waren keine Schulmänner, sondern lehrten nur vorübergehend auf Universitäten, und gehörten mehr den Geschäften und der grossen Welt an. Durch sie verbreitete sich classische Literatur, Philosophie und Geschichtskunde unter den höhern Ständen, und fand an den Höfen Eingang. Dagegen gewannen sie eine Geistesbildung, die nur in Verkehr mit der wirklichen Welt, durch gegenseitigen Einfluss, Wirkung und Gegenwirkung gewonnen wird. „Ohne eine dieser ähnliche Wechselwirkung, fährt Hr. I. fort, gedeihen weder Wissenschaft noch Regiment. — Darum schmiege sich die Stärke der Weisheit an, die Weisheit der Stärke.“ Es wird nun die Frage aufgeworfen, ob die in den drey letzten Jahrh. gemachten Fortschritte zu einem immer Bessern geführt haben, folglich die jetzt lebende Menschheit sich rühmen dürfe, dem grossen Ziele der Gattung: dem innern und äussern Frieden, durch allgemeines gewisses Wissen des Wissenswürdigsten und allgemeinen festen Besitz des Besitzungswerthen um vieles näher gekommen sey, as es unsre Väter vor drey Jahrhunderten waren? Die Frage wird in ihre Theile aufgelöset. Die Fortschritte, welche der Mensch blos mit dem auf die Sinnlichkeit allein sich beziehenden Verstande macht, sind in Absicht der Vernunft, d. i. der Ausbildung der eigentlichen Humanität nicht gleichgültig; sie können diese vorbereiten und begleiten, aber auch hindern und zerstören. „Eine auf das sinnliche Leben allein sich beziehende Cultur, weit entfernt durch ihre Fortschritte der Menschheit aufzuhelfen, unterdrückt und zerstört sie.“ Dadurch, dass Rousseau und andere *Verstand* und *Vernunft* nicht unterschieden, und selbst alles nur im *Lichte des Verstandes* sahen, wurden sie ausser Stand gesetzt, das Räthsel zu lösen. Aus *Bouterweck's* goldnen Jahrhunderten (im Neuen Mus. d. Philos. u. Lit. Th. I. H. 2.) wird der Begriff eines bessern Zeitalters und die Grundsätze, nach welchen der Werth eines Zeitalters zu beurtheilen ist, aufgestellt, und nach diesen Grundsätzen wird das Zeitalter, in dem wir leben, nicht zu den besseren gerechnet. „*Bemittelt* sind wir, wie es kein Geschlecht vor uns gewesen ist, aber mit diesem Reichthum an Mitteln, welche Zwecke erreichen wir, welche setzen wir uns vor? Wir sind voll Wissenschaft und erfinden täglich neue Künste, aber Männer, wie die alte und auch die mittlere Zeit, wie das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert sie hervorbrachte, entstehen verhältnissmässig nicht bey uns. Unser Stolz ist, solcher Tugenden und Kräfte entrathen zu können. — Eine ganz entartete Menschheit strebt, *wahre* Menschheit, wo sie noch sich regt, unter die Gewalt einer cultivirten Thierheit, die sich *mehr* dünkt, zu bändigen; den höhern Instinct zu unterdrücken oder zu verkehren, damit von allem, was je Tugend geheissen, nichts übrig bleibe, als ein solches *Nutzliches*, was sich auch zu lasterhaften Zwecken gebrauchen lässt. Von dieser Art sind Tapferkeit, Arbeitsamkeit, Enthaltsamkeit, Gesetzbefolgung, wozu man wirklich Menschen abrichten kann, wie man Thiere abrichtet.“ Diese Pädagogik ist die wahre, allein geschätzte unsrer Zeit. — Also werden wir mit jedem Tage *verstandiger*, sinnreicher, und in demselben Maasse *unvernunftiger*. Wir sind einzeln und in Masse; wir sind Nationenweis vernunftloser geworden.“ Scheine auch diese Schilderung zu schwarz, eine so stechende Anregung kann unserm Zeitalter immer heilsam werden! Und auch hier belegt der Vert. seine Ansicht mit einer Stelle Bouterwecks, die über Egoismus und Genusswuth, über unnatürliche Aufklärung klagt. „Merkwürdige Zeiten, fährt dann der Verf. fort, thun sich hervor. Noch vor zwey Jahrzehnten waren alle seichten Köpfe darüber einig, dass Philosophie und jede Art, sie zu bearbeiten und gemein zu machen, gut sey und heilbringend. Jetzt sind alle seichten Köpfe eben so einverstanden über das Gegentheil; alles Philosophiren soll unnütz seyn, ja verderblich. Sie wurden durch ein auffallendes Ereigniss überzeugt, dass sich der Egoismus nicht auf die Weise gerecht machen lasse, *wenigstens nicht im Grossen*, wie ihre Lehrer es behauptet hatten. — Hieraus schlossen sie, man müsse überall auf Gerechtigkeit Verzicht thun, die Menschen aufgeben, alles dem Ungefähr überlassen.“ Mit männlichen Geiste

Digitized by Google

widerspricht der Verf. solchen Thiermenschen. „Unmöglich, sagt er, kann reiner und heller Verstand unverträglich seyn mit erhabener Vernunft. Recht gebraucht müssen sie vielmehr einander gegenseitig fördern.“ Und diese allgemeinen Betrachtungen reihen sich natürlich an die Erneuerung der Akad. der Wissenschaften. „Die eben heute (endigt der Verf.) den verjüngten Bund der Wahrheit und Weisheit schliessen, beseelt mit Grund die Hoffnung des Bessern und der Muth es zu befördern.“ „Eine Anstalt des Friedens und der Vermittelung des Widerstrebenden in der Zeit durch die Wissenschaft“ (treffliche Worte *Schellings*) ist gegründet. Uns ist vergönnt, frey zu reden von den Vorzügen, aber auch von den Gebrechen der Zeit. Was diese in Rücksicht auf Wissenschaft und Künste Köstliches und Treffliches hat, bietet uns im reichen Maasse die königl. Freygebigkeit dar. Dazu beyzutragen, dass das Höchste, und was der Zeit mangelt, herbeygeführt werde, soll das unverrückbare Ziel unsrer eifrigsten Bestrebungen seyn.“ Gern hätten wir noch manche gelegentlich eingestreuete Bemerkungen (z. B. S. 21. über Julius Cäsar) ausgehoben; eine wenigstens können wir uns nicht enthalten, zu wiederholen (S. 27.): „Keine Geschichte ist greuelvoller, als die Geschichte des nach Byzanz verlegten, von nun an ganz christlichen Roms. So wahr ist es, dass selbst Religion und Kirche nur dann ihr hohes Mittleramt zwischen Erde und Himmel erfüllen können, wenn sie immer an der Hand der freyen Untersuchung einhergehen, eingedenk der allgemeinen Vorschrift, alles zu prüfen, und nachzujagen jeder Tugend, jedem Lobe, also auch dem des heiteren vielseitigen Wissens, des unbefangenen Forschens nach allen Seiten.“ Von S. 55. an folgen zehn Beylagen. Die erste enthält einen Auszug aus *Westenrieder's* Vorrede zur Geschichte der ehemal. Baier. Akad. der Wissensch. In der zweyten theilt der Verf. einen Auszug aus der von *Daunou* am Stiftungstage des franz. Nationalinstituts (an IV. 15 Germ.) gehaltenen Rede, voll der trefflichsten und gemeinnützigsten Gedanken, mit. In der dritten wird die Hinrichtung des Helvidius Priscus als ein unvertilgbarer Flecken in Vespasians Leben dargestellt (inzwischen muss man doch erwägen, was Helvidius sich erlaubt hatte, und in welcher Lage Vespasian sich befand.) Die vierte enthält eine von Hrn. Hofr. *Breyer* ausgearbeitete Schilderung der Tugenden und Verdienste des K. Alexander Severus. In der fünften ist die Vergleichung Carls des Grossen mit Peter I. aus Schmidt und Hegewisch wiederholt. Der Hr. Verf. aber setzt hinzu: wenn man *Anregung*, *Zweck* und *Mittel*, wie man soll, in Betrachtung zieht, so steht in diesen drey Rücksichten der Russe tief unter dem Franken. Die sechste und siebente sind Auszüge aus Heeren, Schmidt und Hegewisch, die Barbarey des 13ten Jahrhunderts, in welcher es dem 10ten so weit nachsteht, die damalige Dialektik u. s. f. betreffend. Dass der Scholastik das Verdienst, das Denkvermögen kräftig angeregt zu haben, nicht abgesprochen werden könne, und daraus eine allmälige Befreyung der Denkart folgen musste, wird in der 8ten Beyl. mit Herders und Anderer Worten belegt. Eben so wird auch die gute Seite der Universitäten dargestellt. Eine andere Stelle Herders über die Städte als stehende Heerlager der Cultur in Europa ist in der 9ten Beyl. wiederholt. Endlich wird in der 10ten Beyl. bemerkt, dass, wie man in unsern Tagen von den Wissenschaften fordert, dass sie ihre Nützlichkeit für das, was man den Staat und seine Zwecke nennt, beweisen sollen, so im Mittelalter von ihnen den Beweis ihrer Nützlichkeit für das, was man damals Religion nannte, gefordert habe, und diess durch eine ausgehobene Stelle einer bekannten Schrift des Rhabanus Maurus, bewiesen. Das Kupfer stellt die Köpfe Karls des Grossen, des Cosmo und Lorenzo de Medici, Johann von Dalberg, Celtes, Agricola und Reuchlin dar.

Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten. Von *Joh. Gottfr. Eichhorn.* 2r Bd. 2e Hälfte. Göttingen, Vandenhök u. Ruprecht 1807. (von S. 523—984. gr. 8.) 4r Bd. 1te Hälfte. (Auch mit dem besondern Titel: *Geschichte der schönen Redekünste in den neuern Landessprachen, erste Hälfte.*) Ebend. 1807. 508 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Bey der Anzeige des 1. B. und der ersten Hälfte des 2. B. 1805. St. 157. S. 2497. ff. sind schon Zweck, Umfang und Vorzüge dieser vielumfassenden Literaturgeschichte angegeben worden, und Rec. darf daher nur auf das, was diesen neuen Bänden eigenthümlich ist, aufmerksam machen, überzeugt, dass überhaupt kein Freund der Wissenschaft und Literatur dies Werk, das sich eben so sehr durch Reichthum literar. Notizen, als durch helle Ansichten und kräftige Urtheile auszeichnet, entbehren kann.

Die 2te Hälfte des 2ten B. begreift die Periode der zweyten Regeneration der Wissenschaften und Schicksale derselben von der Erweckung der alten Literatur bis auf die neuesten Zeiten in sich, von 1450—1800, vollendet aber ihre Darstellung noch nicht. Der erste Abschnitt S. 523—684 gibt erst eine allgemeine Uebersicht in zwey Perioden getheilt. Die erste geht von 1450—1650. Italien hatte schon seit längerer Zeit die classische Literatur betrieben, als man im Ausland noch gar keine Rücksicht auf sie nahm; ihr Eingang in das übrige Europa musste ihm durch Umstände näher gebracht werden, die besonderes Interesse für sie weckten, und eine heftige Sensation erregten. Als Förderungsmittel der Kenntnisse überhaupt gibt der Hr. Verf. an: 1. Formschneide- und Buchdruckerkunst, von deren Erfindung und Ausbildung das Merkwürdigste aus den neuesten Schriften zusammengestellt wird. (Nur die Epochen der Erfindung und Fortbildung der Buchdruckerkunst lassen sich etwas genauer und bestimmter nun angeben, und die Literatur mit Daunou's und einigen andern Werken vermehren; die Note, in welcher S. 534. Maittäre und Panzer angeführt sind, steht vielleicht nicht ganz am rechten Orte.) 2. völliges Erstehen der alten Literatur; hier wird a. die Flucht der griech. Gelehrten nach Italien, b. die Blüthe der alten Literatur in Italien, c. die Verbreitung derselben durch Europa, d. das Wiederaufleben der hebräischen Literatur unter den Christen, und e. der

Digitized by Google

Einfluss der erwachten alten Liter. theils im Allgemeinen, theils in besonderer Rücksicht auf einzelne Wissenschaften bemerkt. Von einigen gelehrten Griechen war schon in der ersten Hälfte Nachricht gegeben. *Musurus* ist zweymal S. 533. u. 35. unrichtig gedruckt *Masurus*. Die Verdienste der Mediceer, anderer fürstl. Häuser und der Päpste sind S. 536 ff. bey der Blüthe der alten Literatur in Italien gerühmt; vielleicht hätten sie verdient, besonders als ein Förderungsmittel gelehrter Kenntnisse ausgehoben zu werden. Aber auch Privatpersonen, wie Bessarion u. a. sind nicht übergangen, und von jedem kurze Lebensnachrichten und literar. Nachweisungen gegeben (nur den Victorinus von Feltre, der auch um die Erziehung junger Leute sich verdient machte, vermissen wir. Man vergl. Idea dell' ottimo Precettore, nella vita e disciplina di Vittorino da Feltre e de' suoi discepoli Libri quattro del Cav. Carlo de' Rosmini-Bassano 1801. 8.). Die Schilderung schliesst der Hr. Verf. mit folgenden Worten: „So war Italien ein ganzes Jahrhundert über der Hauptsitz der alten Literatur (1450—1550), mehrere seiner Literatoren waren so für das Alterthum eingenommen, dass sie keinen sehnlichern Wunsch hegten, als mit den alten Sprachen auch die alten Verfassungen herzustellen, und wie die alten Römer, bald nach der Weise des Apulejus, in veralteten und prächtig klingenden Worten, bald, wie Cicero, und zwar mit keinem andern Worte als er gebraucht hatte, zu reden und zu schreiben." Die Verbreitung der alten Literatur durch Europa geschah theils durch Schüler des Chrysoloras und Chaleondylas, die sich durch Europa zerstreuten und in manche Länder verirrten, theils durch solche die nach Italien, auch wohl anderer Zwecke und Studien wegen, reiseten. „Wie einst, sagt Hr. E. S. 556, in Italien dem Studium der römischen Literatur der Umstand mächtig forthalf, dass die vielen Staaten Männer, welche die latein. Sprache gut zu reden verstanden, zu Gesandten brauchten: so gab jetzt dasselbe Bedürfniss der deutschen Fürsten der alten Literatur überhaupt und der lateinischen insonderheit einen ausserordentlichen Schwung. — Zu diesem Zweck zog der Churfürst Philipp von der Pfalz den heidelberg. Agricola und Herzog Eberhard im Bart den berühmten Reuchlin an sich; nach classischen Latein ward daher lange begieriger gestrebt als nach griechischer Sprachkunde. Wie angesehen und einflussreich war daher Erasmus, der jene seine classischen Zeitverwandten in Deutschland an Zierlichkeit der Schreibart übertraf; ihm näherte sich darin Agricola; schlechter schrieb Celtes, am schlechtesten Reuchlin; aber ob ihn gleich die übrigen auch an Talenten, Stärke und Feuer des Geistes überlegen waren, so galt er doch den höhern Ständen als der gewandeste und feinste Hofmann fast mehr als die übrigen." Dieses Bruchstück kann zugleich beweisen, was durch mehrere Beyspiele belegt werden könnte, dass, auch wenn man Heerens Gesch. der classischen Literatur gelesen, man hier doch auf manche neue Ansichten und Bemerkungen geleitet wird. Den Paragraph über den Einfluss des Studiums der class. Literatur schliesst Hr. E. so: „Mögen nun auch die Apulejaner und Ciceronianer ihre Sprachenkunde gemissbraucht, die Cabbalisten und Theosophen geschwärmt, und die eleganten Civilisten ihre eigne Wissenschaft beengt haben, indem sie alle übrige Theile der Jurisprudenz, die ganz andere Quellen haben, in das römische Civilrecht einschachtelten: des Seegens, den die rechte Anwendung humanistischer und antiquarischer Gelehrsamkeit den Wissenschaften brachte, war doch unermesslich mehr, als des Nachtheils, den ihr Missbrauch stiftete." 3. Schiffahrt nach Amerika und Ostindien. Ihr Einfluss auf die geistige Bildung und Literatur von Europa. Hier wird auch der Anlegung von Naturalien-cabineten, so wie der Erweiterung der Völkerkunde zu Lande gedacht. (Wir würden schon hier die grössere Verbindung und den ausgebreitetern Verkehr der Völker Europa's seit dem Anfang des 14ten Jahrhunderts erwähnen, welchen theils allgemeine kirchliche Begebenheiten (Schisma, Kirchenversammlungen) theils grosse polit. Ereignisse (zuletzt italien. Kriege) veranlassten. Der Hr. Verf. geht aber gleich über zu:) 4. Reformation und ihr Einfluss auf die geistige Bildung und Literatur in Europa von 1519—1560. Es werden aber auch die Vorbereitungen und die Wege, die eine sanftere und eine kühnere Parthey eingeschlagen hatte, sich dem kirchlichen Joche zu entziehen angezeigt. „Der Mittelweg, fährt der Verf. fort, fand endlich allgemeinen Eingang und erkämpfte gegen das System einer allgemeinen Geistessclaverey den Sieg. Ohne sich von aller Autorität loszureissen und sich der Herrschaft der Vernunft allein zu unterwerfen, nahm die gemässigtere Parthey die heiligen schriften allein aus der Hand der Kirche zur Richtschnur des Glaubens und Lebens an, und verwarf alle übrige Autoritäten als blosse Menschensatzungen." Und nachdem der Verf. sieben Folgen davon angegeben hat, schliesst er: Kurz, das Denken über Christenthum gab alles Denken wieder frey; und jeder Zweig der menschl. Erkenntniss, auf den es angewendet wurde, kam seitdem zu gedeihlichem Wachsen. Mag auch durch das Denken über Christenthum die Vernunft noch nicht in alle ihre Rechte eingesetzt worden seyn, so war sie doch auf dem Wege, es über kurz oder lang zu werden." 5. Staaten- und Weltverbindung (welche erst von der zweyten Hälfte oder dem Ende des 15ten Jahrh. an berechnet wird), und ihr Einfluss auf geistige Cultur und Wissenschaften. Denn so wenig auch der Verf. das unabwendbare Uebel verkennt, das aus dieser Staaten- und Weltverbindung entstand, so zeigt er doch die erspriesslichen Folgen desselben als weit überwiegend. Endlich wird auch der Umfang der Wirkungen dieser Förderungen der Wissenschaften überhaupt betrachtet. Die Haupthebel der literar. Revolution, erinnert der Vf., waren alte Literatur und Reformation, deren Kraft durch die Buchdruckerkunst und den Weltzusammenhang verstärkt wurde. Ihre Fortwirkung aber wurde bald beschränkt. Man wurde von der Hand der Alten (die man nur abergläubig zu verehren, und sclavisch nachzuahmen

angefangen hatte) in dem Laufe zu dem Heiligthum der Wissenschaften mannigfaltig aufgehalten. Interesse der weltlichen Mächte, Furcht vor dem Verlust des Religionsfriedens, Besorgniss wegen des um sich greifenden Freyheitssinns machte, dass man die halbe Freyheit, welche die Reformation der Vernunft verschaften wollte, hinderte, und dem Forschungsgeiste beschwerliche und enge Schranken setzte. „Aber verlor nicht, setzt der freymüthige Vf. hinzu, die europ. Menschheit durch engherzige Politik der Regenten, die ihnen (den alten Glauben zu schützen rieth, einen grossen Theil des Segens, den sie von der Reformation bey aller ihrer Mangelhaftigkeit hätte erndten können?“ Er bemerkt daher (im 432. §.) den Stillstand und Rückfall aller Kenntnisse, die mit der religiösen Aufklärung zusammenhängen, seit 1560., dagegen aber auch (im 433. §.) die Fortschritte derjenigen Kenntnisse, die mit der Religion nicht zusammenhängen, der Landessprachen, der Mathematik, der Astronomie, der Naturwissenschaften. Freylich hinderte (bis nach der Mitte des 17. Jahrhunderts der Mangel an philosophischem Geiste und der Autoritätsglaube das Studium der Wissenschaften, und nur allmählig wurde jener Fehler gehoben. Baco, Descartes und Galilei werden dabey ausgezeichnet. Aber *Grotius* verdiente noch einen vorzüglichern Platz. Auch die Mangelhaftigkeit der Geschichtkunde wurde allmälig aufgehoben. Reinerius Reineccius und Dion. Petavius stehen hier in einem vorzüglichen Lichte. Es verging ein volles halbes Jahrhundert, ehe sich die Folgen der für den Gang der Wissenschaften glücklichen Neuerungen zeigten. Italien und Spanien verloren, unter dem Druck der Kriege, mit ihrer politischen auch ihre geistige Grösse auf geraume Zeit hinaus, und andere Länder waren den Zerstörungen des Fanatismus nicht entgangen; inzwischen hatte doch der vom Kriegsschauplatz entfernte Mittelstand, während den Zerstörungen, seine Geschäfte fleissig fortgesetzt, und trat nachher, mit gesammelten Kräften, zur Umbildung der Wissenschaften, rasch und kühn hervor. Die zweyte Periode (1650—1800) hat drey Abschnitte: A. 1650—1750. In diesem sind aufgestellt: 1. die Anstalten zur Erlernung und Erweiterung der Wissenschaften. Je mehr man, sagt der Verf., die Unterrichtsanstalten vernachlässigte, desto eifriger war man für Erweiterungsanstalten der Wissenschaften besorgt: und so wie im 16ten Jahrh. die Anlegung der Universitäten zur literarischen Parade der Regierungen gehörte, so gehörte seit der zweyten Hälfte des 17ten die Stiftung einer Akademie oder Societät der Wissenschaften zum Glanz und Prachtbedürfniss der Höfe und ihrer Residenzen. — Mit diesen Instituten nahm der Pedantismus in den Wissenschaften, ihr unphilosophischer Geist, ihre Unfruchtbarkeit für das Leben zusehends ab. — Als hätte ein Strahl der Gottheit das Menschengeschlecht auf einmal belebt, und mit höhern Kräften zum Eindringen in die Heiligthümer der Natur ausgerüstet, so plötzlich wurden ihre tiefsten Geheimnisse enthüllt: in ein paar Menschenaltern, in denen eine Reihe edler Forscher in den verschiedensten Ländern von Europa neben und hinter einander auftrat, wurde in der Erforschung der Natur mehr geleistet, als vorher in Jahrtausenden.“ (Man darf doch nicht vergessen, dass dieser Ruhm nicht allen solchen Instituten auf gleiche Art gebuhrt; manche haben sehr wenig geleistet; und ihre Mängel hätten hier wohl auch gewürdigt zu werden verdient. In dem, nicht vollständigen, Verzeichnisse solcher Institute S. 624. geht der Hr. Verf. über 1750. hinaus). 2. Wirkungen der Cartesischen Naturphilosophie auf Mathematik und Naturwissenschaften seit 1650. 3. Wirkungen der Cartesisch. Metaphysik seit 1650. (Aus dem Schoos der Cartesischen Philosophie entsprass wahrscheinlich eine ganz neue Wissenschaft, die *politische Oekonomie*, deren Vater der holländ. Staatsmann, Joh. de Witt, ein Schuler des Cartesius, war. „Er erkannte, nicht blos durch den Geist holländ. Kaufmannsgenauigkeit, sondern, wie man aus der Ausführung sieht, durch Cartes. Methodik geleitet, dass man die politische Staatswissenschaft, wie alle Wissenschaften, den Grundsätzen der Philosophie und der Genauigkeit des Calculs unterwerfen müsse, und ward der erste bedeutende Schriftsteller über die Staats-Oekonomie.“ (Hier konnte man wohl die Anzeige seiner Schriften erwarten.) 4. Ursprung des systemat. Natur- und Völkerrechts. „Der Hebel für die politischen Wissenschaften war der Kampf, den Britannien mit dem Despotismus seiner Stuarte führte. — Von bleibendem Einfluss waren allein die Werke des königlich gesinnten Hobbes wie sie es auch bey dem philos. Gang verdienten, in dem sie die Theorie der gesellschaftl. Verfassung, das Natur- und Völkerrecht, entwickelten.“ 5. Ursprung des Empirismus durch Locke (1690) und seine Wirkungen auf Wissenschaften und Aufklärung. Aus der Locke'schen Schule erhob sich zwar der Deismus, aber auch die Leibnitzische Philosophie erhielt dadurch ihren Ursprung. (Hätte nicht hier Spinozismus und Skepticismus — letzterer ist nur eingeschaltet — besonders betrachtet zu werden verdient? auch Thomasius konnte auf einen ausgezeichneten Platz Anspruch machen). 6. Einfluss der französ. Literatur (und ihrer Ausbreitung) auf die geistige Bildung von Europa. Auch der Einfluss, den das Schicksal der Hugenotten hatte, wird nicht übergangen. 7. Wachsende Allgemeinheit des Vortrags der Wissenschaften in den Landes-Sprachen seit 1700. „Nichts, sagt der Verf., hat den Wissenschaften schneller fortgeholfen, als diese Neuerung,“ und er führt diess umständlicher aus, ohne den Nachtheil zu übersehen, der aus dem Popularisiren der Wissenschaften (neuerlich noch aus der grossen Vernachlässigung der latein. Sprache) entstanden ist.) 8. Ausgebreitetste Weltverbindung, ihr Einfluss auf Cultur und Wissenschaften (seit dem Utrechter Frieden). 9. Allmähliger Ursprung einer musterhaften Bearbeitung der Geschichte. Erst die in England ausgearbeitete allgemeine Welthistorie (1737) hat den ganzen Umfang der Geschichte in Anregung gebracht. „Im Grunde war auch (bemerkt der Vf.) Europa erst seit der Mitte des 18. Jahrh. in dem Besitz der Stimmung, der Denkart, der Kenntnisse und Studien, ohne welche keine ächten Geschichtswerke zu Stande kommen können.“ 10. Eintritt des Norden-

von Europa (eigentlich Russland, denn andere nördliche und nordöstl. Länder waren schon vorgerückt) in die literar. Cultur und Hindernisse ihrer grössern Vollkommenheit (durch Jesuiten, Despotismus —). Der zweyte Abschnitt von 1750—88. führt folgende für die allgemeine Literaturgesch. wichtige Gegenstände an: 1. Verbannung der Jesuiten, Entstehung der Pressfreyheit, Einfluss der brittischen Literatur und Friedrichs II. (Eigentlich hätten die beyden letzten Beförderungsmittel der literar. Cultur den beyden erstern vorstehen sollen; allein der Hr. Verfasser knüpfte diese an zwey gleich vorher bemerkte Hauptfeinde aller ächten Bildung und Aufklärung, wie er sie nennt, an.) 2. Verbesserung der Erziehung. Rousseau wird hervorgehoben, Basedow nicht einmal genannt. 3. Verbesserung der Staatswissenschaften! 4. Ausbreitung des Deismus und seine Wirkungen auf allgemeines Staatsrecht und Theologie. Zuletzt wird 5. noch (was man gerade hier nicht erwartete) der Zustand der Gelehrsamkeit gegen das Ende des 18. Jahrh. geschildert, und erinnert, dass die neuesten Zeiten ihre grossen literar. Vorzüge der Absonderung und Vereinzelung der Wissenschaften verdanken. „Erst wurden sie in ihre einzelnen Theile zerlegt und jeder für sich allein bearbeitet; darauf wurden sie in dieser neuen Gestalt wieder unter sich selbst zu einem neuen wissenschaftlichen Ganzen zusammengesetzt, und dieses ward zuletzt wieder mit andern, nach eben dieser Methode, verbesserten Wissenschaften in Verbindung gesetzt: eine herrliche Methode zur Erweiterung und Verbesserung, zur Veredelung und Verschönerung der Wissenschaften, und ihrer Belebung mit einem neuen Geist." Zum Schlusse fügt Hr. Hofr. E. hinzu: „Es wäre entweder Kurzsichtigkeit oder verzagende Kleinmüthigkeit, zu wähnen, die höchste Höhe in Cultur und Wissenschaften sey bereits erreicht, der Tag der Literatur beynahe ganz vorüber; ihr Abend nähere sich, hinter welchem ihre Nacht nicht lange ausbleiben werde. Wir haben kaum den Morgen derselben zurückgelegt; das Menschengeschlecht ist noch weit von dem hellen Mittag entfernt, den es erst erreichen muss, ehe der Abend seiner Kenntnisse und Einsichten die folgende Nacht ankündigen kann (— Sollte diese, ohne grosse physische Zerstörung, eintreten *können*, wenn dem *Menschengeschlechte* das Mittagslicht schon geglänzt hat? —). Nur in einzelnen Gegenden kann es in der Literatur Nacht werden; aber die Sonne, die hier unterging, geht gewiss wieder dort heller und schöner auf; und so wird sie immer heller, reiner und schöner aufgehen bis an das Ziel der Zeiten." Der dritte Abschnitt von 1789. (der französ. Revolution) an ist nur in der Inhaltsübersicht angegeben, und mit den Worten abgefertigt: „Darüber lässt sich erst in Zukunft sprechen." Die *zweyte Abtheilung* (S. 681 ff.) enthält die Uebersicht der Literaturgeschichte nach den Ländern. Den Anfang macht Italien. Ein Verzeichniss der die Literatur Italiens angehenden Schriften, sowohl der allgemeinen Werke, als der besondern über einzelne Städte, ist vorausgeschickt, das sich allerdings sehr vermehren lässt, wo auch manche Druckfehler zu verbessern sind (wie S. 687. Lirati in *Liruti*. Manche Schriften kommen auch an einem andern Orte später vor.) Der Hr. Vf. macht zwey Abschnitte der Literaturgesch. Italiens: 1. Blüthe der Wiss. in Italien 1450—1650. Erst wird der Päpste und der Fürsten gedacht, welche durch ihre Anstalten für die Cultur der Wiss. wohlthätig wirkten; der Gang der Literatur wird sodann nicht nur chronologisch erzählt, sondern auch kritisch erwogen. Als Hebel für die Literatur in Italien sind der Stolz auf die überlegene Grösse des italien. Genie's und die Religion angegeben, und der letztern namentlich die Stiftung des Collegiums der Maroniten und Einführung der morgenländ. Literatur in Rom zugeschrieben. Das Studium der heiligen Schriften gewann aber wenig durch die neuen Sprachschätze Italiens. „Und könnten wohl, fährt der Vf. fort, die theol. Werke, welche seit der Reformation in Deutschland die Vertheidiger des alten Glaubens in Italien ausgehen liessen, dem gerühmten *guten Jahrhundert* zur Zierde und Empfehlung dienen? Der berühmte Name eines einzigen, des Card. Bellarmin (vor 1621.) wiegt an innerm Werth alle übrigen zusammen auf; und hätte er ausser der Deutlichkeit der Schreibart und dem Eifer für die Sache, die er zu vertheidigen hatte, innere Verdienste? Dank sey dagegen der Polemik, dass sie zum historischen Vertheidiger der angefochtenen Rechte des Oberhaupts der Kirche den Cäsar Baronius, und zu ihrem Bestreiter Paolo Sarpi, aufstellte!" Durch die ungebundenen Denker, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarfen, kam Mathematik und Physik in ihren ersten Schwung. Die zweyte Hälfte des 16. und die erste des 17. Jahrh. war eine glorreiche Zeit für die Wissensch. in Italien; als seine Künste abzunehmen anfingen, ward es der fast allgemeine Lehrer der mathemat. und physikal. Wissenschaften, besonders der Medicin und Physik. 2. Verfall der Wissens. in Italien und Schicksale von 1650—1800. Je mehr die physische und moralische Erschöpfung der Italiener stieg, desto mehr erschlaffte die ganze Nation. Nur die mathemat., physikal. und medicinischen Wissenschaften wurden noch eifriger und glücklicher betrieben, welches der Vf. hauptsächlich den zu ihrer Cultur besonders angelegten Instituten zuschreibt. Von manchen dieser Institute hätten wohl hier schon (nicht erst S. 736.) noch mehr, als von einzelnen Personen Schriften angeführt werden sollen. *Münter's* Aufsatz über des Card. Borgia Leben (S. 729.) steht in dem Int. Bl. unserer Lit. Zeit. 1805. 15. St. S. 241—260. *mit einem Nachtrage des Hrn. Prof. Kordes* vermehrt. Des Cardinals Bibliothek und Museum und die Schriften darüber wird man, wie S. 730. den Catalogus der Drucke von Bodoni vermissen. Und über Winkelmann sollten ausser Göthe wohl *Gurlitt* und *Morgenstern* noch angeführt seyn. Unter den Bibliotheken S. 748. fehlt die Nani'sche zu Venedig, von deren Handschriften wir auch gedruckte und wichtige Verzeichnisse besitzen. Aber sehr vollständig ist das Verzeichniss ital. Journale und literar. Blätter, S. 749 ff. Nur S. 754. fehlen noch die Italienischen Miscellen, die aber, wie die Zeitschrift, Italien, schon aufgehört haben. Der Hr. Vf. hofft, dass die politische *Regeneration* Italiens auch eine Regeneration des Geistes zur Folge haben werde. Man wird

übrigens von der Literatur einzelner Länder, besonders Etruriens und Siciliens, noch manche Nachricht vermissen. Auf ähnliche Art sind in diesem Bande ferner behandelt: die Literaturgesch. *Spaniens*, in folgg. Abschn. 1. Ursprung und Blüthe der neuen span. Literatur von 1500—1600., 2. Niedersinken derselben 1600—1714., 3. neues Emporsteigen 1718—1800. (Unter den Werken über Spaniens neueste Literatur konnten Buchers spanische Miscellen leicht übersehen werden, nur sollte *Cavanilles* nicht unter den Botanikern S. 789. fehlen); die Literaturg. *Portugals* in drey Perioden: Auf lühen (1415—1580.), Verfall (1580—1720), Wiederherstellung (1720—1800) der portug. Literatur; und ausführlicher die von *Frankreich*, wo 1. die allmählige Bildung der französ. Literatur 1450—1650. betrachtet, und ein doppelter Schwung, den sie erhielt, bemerkt wird; 2. die Blüthe der französ. Literatur von 1650—1800. aufgestellt ist in 3 Zeitabschnitten, von welchen der letzte, seit der Revolution 1789. nicht übergangen, sondern eben so einsichtsvoll als unbefangen und freymüthig beurtheilt ist. Wir dürfen hoffen, dass die zuletzt geäusserte Befürchtung des Vfs. („das in der Hauptstadt zusammengedrängte Licht der Wissenschaften wird zuletzt literar. Finsternisse in den Departements nach sich ziehen") nicht in Erfüllung gehen wird. — Die Uebersicht der Literatur in den übrigen Ländern von Europa und den andern Welttheilen soll den dritten Band füllen, und mit dem vierten fängt die Geschichte der einzelnen Wissenschaften an. Die Darlegung des Inhalts und die ausgehobenen Proben können jeden Leser von der vielseitigen Brauchbarkeit des Werks überzeugen. Die ganze Einrichtung desselben hat den Nutzen, dass man eben sowohl einen Totalüberblick der ganzen Literaturgeschichte, als eine specielle sowohl ethnologische, als scientifische Kenntniss derselben erlangt, aber allerdings auch den Nachtheil, dass Wiederholungen (auch wohl der Buchertitel) nicht ganz vermieden werden konnten, und dass man manche liter. Nachricht nicht immer gerade da findet, wo man sie suchte. Die vorgesetzte Inhaltsübersicht reicht dabey nicht aus. Es wird möglich seyn, manche liter. Zusätze und Verbesserungen zu machen. So hätte S. 582 wohl die *Henkische* Ausgabe der Cramerschen Uebersetzung von Villers wegen der beygefügten Abhh. genauer erwähnt werden sollen. Unter den gelehrten Instituten Frankr. S. 984. fehlt das zu Nancy. Das Journal de la littér. de France ist zweymal S. 973. u. 974. aufgeführt. Unter den Bibliotheken der Departt. S. 977. fehlt die von *Santander de la Serna*, deren Katalog so wichtig ist. S. 933. ein zweyter Nachtrag zum gelehrten Frankreich von *Ersch* 1806. — Doch wir wollen lieber dankbar bekennen, dass man sehr viele seltene und lehrreiche literar. Nachweisungen hier findet.

Von dem *vierten Bande* (oder der Gesch. der einzelnen Wissenschaften) hat der Hr. Vf. die erste Hälfte dem dritten Bande zuvoreilen lassen, und in derselben von der Geschichte der schönen Redekünste in den neuern Landessprachen nur die Geschichte der schönen Redekünste bey den Italienern, Spaniern, Portugiesen, Franzosen abgehandelt. Bekanntlich haben wir darüber *sechs* treffliche *Bände* vom Hrn. Hofr. *Bouterwerk* (die zu der Götting. Geschichte der Künste und Wissensch gehören). Es darf wohl nicht erst bemerkt werden, dass dieser Theil der Eichhorn. Literaturg. nicht etwa als Auszug daraus anzusehen ist (die beyden letzten Bände des Bouterw. Werks konnte der Vf. nicht einmal vergleichen). Er geht seinen eignen Weg, er gibt erst allgemeine Umrisse, dann sondert er die einzelnen Gattungen der poetischen und rednerischen Literatur genauer ab, er fasst die Resultate über jede Gattung kräftig zusammen, und folgt im Beurtheilen einzelner Männer oder Werke der eignen Einsicht oder den zuverlässigen Quellen die er brauchte, er bereichert auch die literar. Nachrichten. Wir wollen nur bey dem ersten Abschnitt, der die *Italiener* angeht, etwas verweilen. Vorausgeschickt ist die Anzeige allgemeiner literar. Werke. (Hier werden von Fabroni Vitis excell. Italorum nur 18 Bände angeführt. In II. S. 685 waren richtig alle 20 Bände angegeben.) In dem 1. Abschn. von der Poesie der Italiener ist zuvörderst ein Umriss ihrer Schicksale gegeben. Durch die Veredelung des Gesangs der Provençalen und Trouvères, bemerkt der Vf., ist die neuere Poesie entstanden. In Italien hatte sie am Ende des 13. und im Anfang des 14. Jahrh. durch Dante und Petrarca ihren Anfang genommen. Es folgte nach dem Anfange (doch wohl mehr nach der Mitte) des 14. Jahrh. eine lange Periode des Stillstandes in der Veredlung der Poesie bis zum 16. Jahrh. — Der Drang zu etwas Höhern als die bis zur Uebersättigung getriebene Sonettenpoesie war, vereinigte sich endlich mit dem Talent und reinem Geschmack im Ariost und Tasso, und erschuf die romantische Ritterepopöe; die zweyte Periode der ital. Poesie begann. Nach Schilderung der folgenden Veränderungen, fährt der Vf. fort: „Noch dauern die verschiedenen Partheyen, die Literaturpatrioten, die es mit dem guten (16.) Jahrh. halten, neben den Liebhabern des franz. Geschmacks, fort: ein eigner Nationalgeschmack ist noch nicht wieder an die Stelle des veralteten getreten. Und wird so bald wieder einer aufkommen? — Besonders werden sodann aufgeführt: Fabeln und Apologen; Schäferpoesie; Lehrgedicht (im philosophischen fallen die Italiener bis jetzt ganz aus, im wissenschaftlichen, artistischen und beschreibenden haben sie es wenigstens zu keiner classischen Vollkommenheit gebracht."); Satyre; poetische Briefe; Elegie; Sonetten, Canzonen und Madrigale; lyrische Poesie; Cantate; Epopöe; Drama, und zwar Kunstkomödie, regelmässiges Kunstspiel, Trauerspiel, Schäferspiel, Oper; Improvisatoren. Im zweyten Abschn. Prosa, sind ebenfalls erst ihre Schicksale im Allgemeinen angegeben, dann folgende Gattungen durchgegangen: dogmatische Poesie; ernsthafter und komischer Dialog; Briefe; Beredsamkeit; Historiographie; Novellen; Romane; Poetik und Rhetorik. Auf ähnliche Art ist die Geschichte der schönen Redekünste bey den übrigen Nationen behandelt, nur finden sich bey einigen noch besondere Gattungen. Von der Ausführung im Einzelnen und von den Urtheilen über gewisse merkwürdige Dichter und Prosaisten erlaubt uns der Raum nicht mehr auszuzeichnen. Zu den liter. Nachweisungen und Büchertiteln wird man in diesem Bande nur selten einen Nachtrag machen können.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

108. Stück, den 26. August 1807.

PHILOSOPHISCHES RECHT.

Natürliches Staatsrecht von *Z. P. A. Leisler.* Frankfurt am Mayn, bey Eichenberg, 1806. VII. u. 128 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift ist eigentlich der zweyte Theil des schon 1799 erschienenen *populären Naturrechts*, welches in den meisten kritischen Blättern, unter andern in der Allgem. Lit. Zeit. 1800 No. 16. so vortheilhaft als gerecht beurtheilt worden ist. Der Verf. änderte (nach S. IV.) den Titel darum ab, weil das Beywort *populär* zu vielen Missverständnissen Gelegenheit gegeben hatte. Rec. hätte gewünscht, dass Hr. L. diese Missverständnisse entweder gar nicht geachtet, oder durch irgend ein anderes Beywort auf dem Titel diejenige Eigenschaft ausgedrückt haben möchte, um derentwillen seiner Darstellung das Lob der Vorzuglichkeit gebuhrt. Dieses Mangels halber hält es Rec. für nöthig, das Publikum davon zu unterrichten, von welcher Beschaffenheit die Popularität sey, welche man dem Verf. ungefähr in eben dem Sinne zugestehen muss, in welchem sie Burger in seiner bekannten Vorrede zu seinen Gedichten in Anspruch nahm. Sie besteht nicht etwa blos in einem verständlichen Vortrage der auf dem Wege der Speculation gefundenen Resultate, welche mit Beyspielen erläutert oder plausibel gemacht werden, auf dass der Pöbel aller Stände daran glaube. Der Verf. findet seine Wahrheiten demonstrirend vor den Augen des Lesers; nur seine Art zu demonstriren unterscheidet sich von der Weise der Philosophen von Profession ungefähr so, wie in der Mathematik die Weise Euclids von der Weise der Algebraisten. Um dem Geiste das mühsame Anschauen des bereits Bekannten zu ersparen, wenn er auf Entdeckungen in unbeschifften Regionen ausgeht, setzen die Letzteren an die Stelle gegebener Begriffe, Zeichen oder Kunstwörter, welche an die Gestalt der Dinge, die sie bezeichnen, weiter nicht erinnern; und sie finden durch Combinationen mit diesen Zeichen Resultate für das Besondere, deren Richtigkeit nur durch den Beweis verbürgt wird, welcher vorher von der Untrüglichkeit jener Combinationen im Allgemeinen gegeben worden ist. Hr. L. hingegen combinirt die Begriffe selbst; wo von einer Linie die Rede ist, lässt er den Leser diese Linie, nicht blos eine Grösse A. denken; er führt die Combination meistentheils denjenigen natürlichen Gang, auf welchem ihr auch der an Abstraction noch wenig gewöhnte Denker folgen kann; er lässt sich bisweilen absichtlich auf einen Widerspruch, auf ein: Welches nicht seyn kann, stossen, um sie den gebogenen Weg zu führen, nachdem er die Untauglichkeit des geraden gezeigt hat; und er hilft der Deutlichkeit, wo sie durch die Länge des Weges nur irgend gelitten haben könnte, durch Wiederholungen nach, welche Rec. wenigstens nicht ermüdend gefunden hat. Diese anständige Popularität, unterstützt von einer reinen und einfachen Sprache, so wie von einem nach Maassgabe des Gegenstandes anziehendem Vortrage, berechtiget die Kritik, dieses Buch den Philosophen und den Praktikern zugleich zu empfehlen. Diesen, weil es geeignet ist, sie über das Räthsel des Staats ohne den Apparat der Schule aufzuklären; jenen, weil es ihnen die Art bemerklich machen wird, auf welche sie diesen verständlich werden können. Eine kurze Darlegung des Ganges, den Hr. L. nimmt, wird diese Empfehlung noch mehr rechtfertigen.

Einleitung. Begriff des nat. Staatsr. und sein Verhältniss zum reinen Naturrechte. *Allgemeiner Theil.* Aus dem Conflicte, in welchem die Forderungen des Rechtsgesetzes mit dem Irrthume und dem egoistischen Willen der Menschen stehen, leitet Hr. L. die Bedingungen einer Gesellschaft ab, worin das Rechtsgesetz herrsche. *Richter* zu unbefangener Entscheidung der Streitigkeiten; *Gesetze* zu Beschränkung der Willkühr und Verhütung des Irrthums; eine *bewaffnete Macht* zur Vollziehung; deren *Unterwerfung* unter ein Oberhaupt, dessen Wille der Wille der Gesellschaft sey. *Besonderer Theil.* Das Rechtsgesetz verbindet jeden, in den Staat zu treten. Mit welchen Menschen man dergleichen bilden, oder in welchen schon vorhandenen Staat man treten solle, bestimmt es nicht. (Rec. glaubt, es bestimme, dass man mit allen denen einen Staat bilde,

mit denen man in Wechselwirkung steht, und dass es also eigentlich einen allgemeinen Staat, sey es der Individuen oder der Staaten fordere. Hr. L. ist S. 124 im Grunde der nemlichen Meynung, und geräth dadurch mit seiner Aeusserung S. 43 in einigen Widerspruch.) Daher die Nothwendigkeit eines *Vereinigungsvertrags*, welcher die Vereinigten zu einem *Volke* macht, ihm eine *Staatsverfassung*, *Richter*, *Gesetzgeber*, eine *bewaffnete Macht* und diesen einen *Regenten* gibt. Da der letztere alles dasjenige in den Händen hat, was der Staat an physischer Gewalt verfassungsmässig besitzt, so bedarf der Letztere eines *Erhaltungsrathes*, welcher wache, dass der Regent diese Macht nicht gegen die Gesellschaft selbst wende, und eines *Staatsgerichts*, welches entscheide, ob er es gethan, und ihn im bejahenden Falle absetze, indem es die bewaffnete Macht vom Gehorsam gegen ihn entbindet. (Hr. L. hätte des Namens *Staatsgericht* sich enthalten sollen, da er selbst überzeugt ist, dass dieser Act desselben nicht unter die Kategorie des Richters gehöre.) Endlich erzeugt der Mangel eines Staatsverbandes unter den Völkern die Möglichkeit des *Kriegs*. Daher die Nothwendigkeit, andere Völker zu beobachten. Dies thut der Erhaltungsrath, er benachrichtiget die Staatsrichter von jeder Gefahr, diese urtheilen über deren Daseyn und das Volk beschliesst sodann Krieg oder Frieden. Der Verf. schliesst mit einer Erinnerung an Kants Idee vom ewigen Frieden, welche den günstigen Totaleindruck der Lesung seiner Schrift vollendet.

Uebrigens gibt er von S. 74 beyläufig eine weitere Ausführung seiner Theorie des Rechts, sich Sachen zuzueignen, welche Rec. unbefriedigend findet, weil sie zu ausschliesslich auf einem *physischen Bedurfnisse* und auf dem Irrsatze ruht, dass ohne (physische) Existenz von keinem Rechte die Rede seyn könne; während eine bessere aus dem Sitten- und dem Rechtsgesetze auch für solche freye Wesen sich ableiten liesse, welche sich nicht in der Nothwendigkeit befänden, zu ergreifen um zu essen, und zu essen um zu leben.

Der Staat in der Idee und die Gültigkeit des Gesetzes in demselben mit Hinsicht auf das Strafrecht. Ein Versuch. Hof, bey Grau 1806. 48 S. mit Titel u. Vorrede. 8. (6 gr.)

Ein „*erster* Versuch der Muse des Verf." Vier und eine halbe Seite Einleitung über Geist und Natur in dem in sich selbst auf- und ewig in sich selbst zurückgehenden Style der Modephilosophie. Uebergang oder vielmehr Uebersprung auf die Fragen des Menschen an sich selbst: Wie kam ich in den Staat? Wie bin ich den Gesetzen desselben unterworfen? Problem der Abhandlung: Den Staat in der Idee aufzustellen, und das Gesetz als gültig in demselben zu begründen. Er ist keine Rechtsanstalt, bewahre der Himmel! Absolute Nothwendigkeit ist er, Theil des Universum und wie solches *organisch* (S. 14.). „Er bildet keine Gesellschaft, sondern er ist ein *Verein*, und zwar ein *organischer* Verein sinnlich vernünftiger, freyer Wesen: Denn die Gesellschaft ist nur das Band der Vereinigung zwischen Mensch (sic! gleichwie S. 42. „bey jenem weisen *Monarch*") und Staat, so wie das Planeten-System das Band der Vereinigung zwischen Gott und Natur ist." (S. 15.) Er hat seine Lebensepochen wie der Mensch. Kind = Demokratie, Jüngling = Aristokratie, Mann = Monarchie, Greis = Despotie. Durch Gesetze spricht der Regent durch sich in der Einheit vereinigt den Willen *aller* als *einen* aus; daher sind alle, und er selbst mit, daran gebunden. Der Staat hat das Recht den Beleidiger des gemeinsamen Willens (dessen Privat-Wille nicht mehr in Einheit mit dem gemeinsamen steht) zu *bestrafen*, d. h. „mit einer den Gesetzen zuwider seyenden Handlung ein sinnliches Uebel, als unmittelbare Folge zu verknüpfen, um die Einheit wieder herzustellen." Die Gesetzgebung zerfällt 1) in die öffentliche überhaupt, und zwar a. in die öffentliche im engeren Sinn, b. in die Criminalgesetzgebung. 2) In die Civilgesetzgebung, welche sich theilt a. in die bürgerliche im engeren Sinne, b. in die Civilstrafgesetzgebung. Uebrigens ist (S. 45.) *ausser* dem Staate *kein Recht wirklich*, mithin ist alles Recht des Menschen *allgemeines Staatsrecht* im weitesten Sinne u. s. w., gleich als wäre *der Sinn* ein Strickbeutel, der sich mehr oder weniger erweitert, je nachdem man viel oder wenig hinein steckt.

Der Verf. ruft zweymal (S. 2. und 48.) die Billigkeit des Richters an. Er empfange daher den möglichst glimpflichen Spruch: Seine Rechtsphilosophie befindet sich noch in ihrer — Demokratie, und es ist zu loben, dass sie sich so kurz gefasst hat.

STAATSWIRTHSCHAFTSWISSENSCHAFT.

Abhandlung über die National-Oekonomie (,) oder einfache Darstellung der Art und Weise, wie die Reichthümer entstehen, vertheilt und verzehrt werden. Von *Johann Baptist Say*, Mitglied (e) des Tribunats in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Ludw. Heinr. Jakob*, Doctor und ordentl. Professor auf der Friedrichs-Universität in Halle. Erster Band. gr. 8. XXXII. u. 486 S. Zweyter Band. VI. und mit dem Register 544 S. Halle und Leipzig 1807. in Commission der Ruffschen Verlagshandlung. (5 Thlr. 4 gr.)

Das Original dieses Werkes ist schon im 65sten Stücke des Jahrg. 1803 unsrer Literatur-Zeitung S. 1041 ff. umständlich beurtheilet worden; und wir haben also unsern Lesern hier nur Bericht von dem

zu geben, was Hr. Prof. *Jakob*, als Uebersetzer und Herausgeber, an dem Werke gethan hat.

Dass er den Originaltitel *Traité d'Economie politique* durch *Abhandlung von (?) der National-Oekonomie* gab, können wir um so weniger missbilligen, weil der Unterschied zwischen National- und Staats-Wirthschaft, den er schon in seinen *Grundsätzen der National-Oekonomie oder National-Wirthschaftslehre* (Halle 1805) angegeben hat, richtig bemerket, und *Say's* Werk in der That kein Tractat uber Staatswirhschaft ist, sondern blos Lehre der Oekonomie des Volkes, und nichts weniger als ein System der Staats-Administration von Seiten der Regierung, und gar kein Finanz-System enthält, welches doch jeder consequenten Staatswirthschaft zur Grundlage dienen muss.

Die Uebersetzung ist grösstentheils ziemlich richtig, lässt sich aber überhaupt bey weitem nicht so gut lesen, als das Original; sie ist sehr oft zu wörtlich, daher auch nichts weniger als fliessend, und enthält nicht wenig dunkle Stellen, in denen Hr. I. den Sinn des Autors dadurch unverständlich macht, dass er theils ganz undeutsch construirt, z. B. S. 4, theils den angemessnen Ausdruck zu brauchen versäumt, hin und wieder auch seinen Autor ganz falsch oder gar nicht verstanden hat. Gleich auf der ersten Seite gibt er *Valeur* schlechthin durch *Werth*, wo doch die Rede blos vom *Tauschwerth* ist. Wasser, Luft und Licht sind den Menschen, als unentbehrliche Dinge, von unschätzbarem Werthe; nur haben sie, weil sie ohne alle Kosten zu haben sind, keinen Tauschwerth. — *Industrie agricole* gibt Hr. I. gar zu buchstäblich *Acker*-Industrie. Die Deutschen fassen alles, was zur Erzeugung der rohen Naturalien gehört, Feld-, Garten-, Wein- und Obst-Bau, Forstwesen, Viehzucht u. s. w. in dem einzigen Worte *Landwirthschaft* zusammen, und nennen also *Landwirthschafts-Industrie*, was Hr. I. *Landbau-Fleiss* oder *Acker-Industrie* gibt. — S. 40 heisst es in der Uebersetzung: Die Regierung kann den Gebrauch einer neuerfundenen Maschine im Anfang auf solche Provinzen (*cantons*) einschränken, wo es an Händen fehlt, oder wo sie von andern Industrie-Zweigen leicht *angezogen* werden können. Dieses *angezogen* verstand Rec. eher nicht, bis er das Original nachsah, wo es heisst: *ou les bras sont rares et reclamés par d'autres branches d'industrie*, welches nichts anders heissen kann, als: wo der Hände nur wenig, *und diese* schon bey andern Industrie-Zweigen angewandt (angestellt) sind. — S. 42 gibt der Uebersetzer *graveur de poinçons* Formschneider, wo es *Stempelschneider* heissen soll. Sehr nachlässig ist der Styl des Uebersetzers S. 76, wo es heisst: die Verrichtungen (*fonctions*) des Geldes *bestehen* darin, dass es *den Umlauf* der verschiednen Produkte, aus welchen das Capital und die Einkünfte der Nationen *bestehen*, *in Umlauf setzt*. — S. 90 übersetzt Hr. I. *défrichemens* (Beurbarung) durch *Rejolen*, welches bekanntlich nur eine Garten-Arbeit in vorher schon beurbarten Boden andeutet. Dieser ganze Paragraph ist von Hrn. I. so sehr missverstanden worden, dass die Uebersetzung dem Leser Mühe macht, einen Sinn herauszufinden. — Die rohen Materialien (*matières prrmières*) nennt Hr. I. ganz undeutsch S. 94 die *ersten* Materien. — S. 101 übersetzt Hr. I. die Worte des Oekonomisten *Mercier de la Riviere*, *je pardonne aux hommes d'avoir pris pour des réalités les faux produits de l'industrie*, „ich finde es verzeihlich, dass man das *falsche Produkt* der Industrie mit Realitäten *verwechselt* hat." Wer kann Sinn hierin finden? Der Sinn des Originals ist dieser: ich verzeihe den Menschen, dass sie den *vermeyntlichen Ertrag* (oder die angebliche Einträglichkeit) der Industrie für Realität angesehen haben. — *Ils auroient dû, d'après leur illusion, défendre chez eux l'usage de tout ouvrage qui n'exige pas la main d'oeuvre la plus chère. Au moyen de cette police, ils se seroient ménagé le brillant avantage de ne consommer que des choses d'un grand prix.* Diesen Spott verdeutscht Hr. I. so: „Nach der *einmaligen Tauschung* (!) hätte man sollen den Gebrauch aller Sachen verbieten, die nicht das theuerste Handlohn gekostet hätten. Vermittelst dieser Polizey hätte man sich den glänzenden Vortheil *erspart*, nur kostbare und theure Sachen zu verzehren." Hätte Hr. I. Mercier verstanden, so würde er die Stelle ungefähr so übersetzt haben: ihrer *irrigen Vorstellung* zufolge müssten sie *im Lande* den Gebrauch jeder Waare verboten haben, die nicht das theuerste Arbeitslohn kostete. Durch eine solche Polizey-Verfügung hätten sie sich doch den herrlichen Vortheil *erworben*, lauter *höchst kostbare* Dinge zu verbrauchen." — Aber *Say* selbst hat *Mercier's* obige Stelle offenbar nicht verstanden; sonst würde er nicht einen so nichtssagenden Widerspruch dagegen hingeschrieben haben, der *Mercier's* Vorwurf gar nicht trifft. — S. 171 oben, wird die Uebersetzung dadurch dunkel, dass *produits* einmal durch *Waaren*, und das andre mal, in der gleich folgenden Periode, durch *Produkte* gegeben ist. — S. 239 heisst es: „Die Natur der mehresten, in Frankreich eingeführten Abgaben hat auf die *Totalität* der „Landeswaaren einen Einfluss u. s. w." Das Original hat die Worte: *la plupart des impôts exercent sur la valeur de la totalité des marchandises indigènes une influence* etc., welches nichts anders bedeutet, als: die meisten Abgaben in Frankreich haben auf *den Preis aller Landeswaaren* einen Einfluss etc. — S. 240 heisst es: „Diese Waare würde sich von *seiner* (statt ihrer) Entfernung an bis zu *seiner* Zerstörung einen Weg machen." Dieser Constructions-Fehler kömmt S. 181, und an vielen andern Stellen dieses Uebersetzer-Products vor. — Was sind S. 267 wohl *Hofthiere*? das Original hat *les animaux de basse-cour*, welches bekanntlich nichts anders ist, als *Federvieh*. — S. 375 und 379 ist *altération des Monnais* nicht überhaupt Münz-*Veränderung*, sondern *Verfälschung* der Münze, *Verringerung* ihres Metall-Gehalts. — *Une Banqueroute érigée en loi*

ist nicht ein *gesetzmässig errichteter*, sondern ein *zum Gesetz erhobener* Bankerott. — S. 381 ist ein ganzer Paragraph missverstanden und so übersetzt, dass aus der Uebersetzung die Meynung des Verfass. schwerlich zu errathen steht. — *Mauvaise foi*, Unredlichkeit, übersetzt Hr. J. S. 422 *Meuterey*. — *Banque de dépôt*, was wir sonst Deposito-Banken nennen, nennt Hr. J. S. 450, aus übel verstandenem Purismus *Niederlegungs-Banken;* und doch kann er S. 453 nicht ausweichen, das Wort *Depositum* zu brauchen. Den im Deutschen üblichen Ausdruck *Giro-Banken* verwandelt er S. 436 mit völliger Unkunde der Sache in *Circulations-Banken!* — S. 469 heisst es: „Man setze, eine Zettel-Bank leihet einem „Grundeigenthümer hundert tausend Franken auf „sein Gut, und gibt ihm letzteres zur Hypothek, so „dass sie die vollkommenste Sicherheit für ihr Capital hat." Wer kann hier einen vernünftigen Sin finden? Im Originale liegt der Sinn am Tage. *Je suppose qu'une banque de circulation prête à un proprietaire de terre, cent mille francs hypothéqués sur sa terre: le gage est de toute solidité:* diess heisst doch offenbar: ich setze, eine Bank leihe einem Gutsbesitzer hundert tausend Franken gegen Verpfändung seines Guts; so gewährt ihr dieses Pfand alle mögliche Sicherheit. — S. 477 heisst es: „Die Regierung allein „kann die Geld-Schuldner *bevollmächtigen*, ihre „Schulden mit Papiere zu bezahlen." Autoriser heisst aber in dieser Verbindung eher *berechtigen*, als bevollmächtigen. — Die Uebersetzung setzt gleich darauf hinzu: „Diess ist die äusserste Gränze „der *Verwandlung* des Geldes" welches ganz unverständlich ist. Im Original stehen dafür die Worte: *„c'est le dernier terme de l'altération des monnaies.* Weiter, würden wir sagen, kann die Verfälschung des Geldes nicht gehen. — Aus dem zweyten Bande merken wir (da es eben so ermüdend für die Leser unserer Blätter, als für uns selbst ist, dergleichen Kritik weiter fortzusetzen,) nur noch den sonderbaren Constructions-Fehler an, wo Hr. J. S. 177 sagt: „Geschäfte, die nicht gut getrieben werden können, „ohne eine liberale Erziehung erhalten *zu haben.*" Der Autor sagt: *les emplois que demandent qu'on ait reçu une éducation libérale.* — S. 419 finden wir eine unverständliche, unvollendete Periode, die wir unberichtigt lassen.

Alle diese Fehler bringen uns auf den Gedanken, dass Hr. J. als Sachkenner und als guter Stylist unmöglich diese Uebersetzung selbst gemacht haben könne, sondern dass er sie von irgend einem Fabrickübersetzer habe fertigen lassen, und dann, wie es zu gehen pflegt, nur flüchtig durchgesehen habe.

Wäre *Say's* Werk das *Corpus doctrinae*, welches der Autor damit zu liefern meynte, und verdiente es im Ganzen eine gute Uebersetzung; so könnte sich ein anderer, der französischen und der deutschen Sprache hinlänglich mächtiger, und mit der Sache nicht ganz unbekannter Gelehrter noch immer mit einer, sorgfältiger bearbeiteten, Uebersetzung ein Verdienst um das Deutsch-lesende Publicum machen: aber so verdienen, nach unserer Ueberzeugung, nur einzelne hier und da zerstreute Erörterungen und Bemerkungen des Verfassers die Aufmerksamkeit des nicht gar zahlreichen deutschen Publicums, welches sich für den Inhalt interessirt; und eben dieses kleine Publicum bedarf, unsers Bedünkens um so weniger eines verdeutschten *Say*, je gemeiner bey ihm die Kenntniss der Sprache des Originals ist, und je weniger die Jakobsche Uebersetzung nur den kleinen Vorzug der Wohlfeilheit des Preises vor dem Originale hat,

Der eignen Anmerkungen des Herausgebers zu und unter dem Texte sind nur wenig, und alle unbedeutend, ausser etwa eine einzige S. 129 f. des ersten Bandes. Dagegen hat Hr. J. dem zweyten Bande der Uebersetzung einen *Anhang* beygefügt, welcher *Zusätze und Abhandlungen* über einige Stellen von *Say's* Werke enthält, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

1. Wider *Say's* Behauptung, dass *Adam Smith* der erste gewesen sey, der die Vortheile der Arbeits-Theilung bemerkte, führt Hr. J. aus des Grafen *Lauderdale Inquiry into de Nature and Origin of public Wealth* den Beweis, dass vor *Smith* schon *Harris*, und sogar *Xenophon* dieselbe Bemerkung gemacht haben. Richtig! aber *cui bono?*

2. *Vergleichung des Smithischen und (des) Physiokratischen Systems.* Richtig bemerkt Hr. J., dass weder *Smith* noch *Say* den Ungrund des physiokratischen Systems haben erweislich machen können. Diese Vergleichung ist mit Sorgfalt durchgeführt; sie hat aber den Fehler, den zuerst *Condillac* (in seinem Werke *le Commerce et le Gouvernement, relativement l'un a l'autre*, Amsterdam, 1776, welches Hr. J. nicht gekannt zu haben scheint,) beging, dass darin S. 436 ein Begriff als physiokratisch eingemengt wird, der nicht physiokratisch ist, und der durch die Vieldeutigkeit der Worte *valeur* (*Werth* und *Preis*), und *valoir* (*werth seyn* und *gelten*) die grösste Verwirrung anrichtet. Recensent hat, seit er mit den physiokratischen Schriften bekannt ist, weder bey dem Erfinder der Physiokratie, noch bey irgend einem seiner Schüler die Behauptung gefunden, *dass alle Arbeit, die ausser der Erzeugung der rohen Materialien geschieht, nicht mehr werth sey, als die rohen Producte, welche während der Zeit, dass die Arbeit geschah, damit sie geschehen könnte, verzehrt werden mussten.* Da Hr. J. von keinem ökonomisch. Schriftsteller eine Stelle anzuführen wusste, wo sich diese Behauptung fände, ob er gleich diesen Schriftstellern oftmalige Wiederholung derselben beymisst; so war wohl nichts natürlicher, als dass er sich bey ihnen vergebens nach Beweisen von einem Satz umsah, den sie nie und nirgend gelehrt haben. Es ist aber bey Hr. J. häufig der Fall, dass er dem Dr. *Quesnoy* und dessen Schülern allerley Sätze zuschreibt, die bey ihnen nirgend erhört sind, und daher, wie hier S. 437 ff. mit vieler Mühe widerlegt, was er bloss bey *Ad. Smith* gefunden hat, was aber bey den Oekonomisten gar nicht vorkommt. So

hat gewiss nirgend ein Oekonomist die Albernheit behauptet, dass das Lohn des gemeinen Arbeiters im Felde oder bey einer Manufactur bloss auf sein Ess-Bedürfniss eingeschränkt, und weiter nichts seyn müsse, als was er während seiner Arbeit verzehrt. Lächeln musste Recensent über die Mühe, die sich Hr. J. gibt, dergleichen Sätze als physiokratisch zu bestreiten, von denen die Physiokratie kein Wort weiss. So heisst es S. 446: „Wir kennen in der „ganzen Natur keine *schaffende* Kraft: die Substanz „oder Masse," (welche die Natur allein zu *erzeugen* die Kraft hat, wie alle andern, von keiner willkührlichen Theorie, verblendeten Menschen nicht bloss glauben, sondern aus täglicher tausendfältiger Erfahrung wissen,) „wird nie vermehrt. Die Natur „bringt nur veränderte Formen hervor;" (vermuthlich nicht besser, als der Töpfer, der doch gewiss der Thon-Masse durch seine Arbeit nie Form von Körnern, Baumfrüchten, Gräsern, oder von Kühen, Schaafen, Vögeln u. s. w., die sich fortzeugen, geben kann.) „Wenn die Natur die Elemente so „mischt, dass aus den verschiedenen Stoffen Pflan„zen, Getreid, Fleische etc. hervorgeht; so verrich„tet sie eine Operation, die der menschlichen Hand„lung, welche durch chemische Mischungen Essig, „Wein, Brod etc. hervorbringt, *vollkommen ähnlich* „ist. Beyde geben den schon vorhandenen Substan„zen nur eine, zu Befriedigung menschlicher Be„dürfnisse nützliche Form. Unter Production oder „Reproduction kann also unmöglich eine Verände„rung verstanden werden, wodurch nur Stoffe, sub„stanzielle Massen erzeugt werden. Alle Production „ist nur Veränderung der Zusammensetzung der „schon vorhandenen Stoffe. Hier zeigt es sich aber „dass *die menschliche Kunst eben sowohl* (!) *pro„duciren kann, als die Natur*, und dass die Physio„kraten in einem grossen Irrthum sind, wenn sie „der Natur *allein* eine *producirende* Kraft beylegen." Die vermeintliche Besserbelehrung oder Berichtigung der physiokratischen Lehre, die wir bey Hrn. J. hier finden, ist nicht mehr und nicht weniger, als Wiederholung und Uebertreibung der alten Sophistereyen in *Condillac's* oben erwähntem Werke, die Hr. J. nicht aus der ersten, sondern vielleicht aus der andern oder dritten oder vierten Hand bekommen haben mag, und deren Nichtigkeit schon Hr. *Trosne* in seinem Elementar-Werke *de l'Intérêt social*, (Paris, 1777) so bündig bewies, dass der gewiss scharfsinnige *Condillac* nie ein Wort auf *Le Trone's* Widerlegung erwiederte, und die versprochene Fortsetzung seines Werkes ganz unterliess. Was auch sonst das physiokratische System, dessen Apologie wir nicht unternehmen wollen, werth oder nicht werth seyn mag, so ist es doch Pflicht seines Gegners, nur das darin zu tadeln, was es wirklich *wesentlich enthält*. Willkührliche Aenderung der festgesetzten Begriffs-Bestimmung kann unmöglich für eine Widerlegung oder Berichtigung der Grundsätze gelten. Höherer Dienst- und Arbeits-Lohn ist und bleibt ewig weiter nichts als Lohn, der nicht aus der Erde wächst, sondern aus den Händen derer kommt, welche die Dienste und Arbeit bezahlen können und wollen, — und wird kein reiner Ertrag, womit bloss die Natur den Fleiss des Arbeiters belohnt, der in ihrem Schoos und mit ihr arbeitet. Das kann Niemand leugnen, und wäre er der entschiedenste Gegner der Physiokraten.

3. *Einfuhrzölle.* Hier berichtigt Hr. J. S. 458 ff. einen Irrthum seines Autors über die Einfuhr-Zölle, wo Wahrheit und Recht offenbar auf *Smith's*, und nicht auf *Say's* Seite sind.

4. *Ueber productive und unproductive Arbeit*; S. 460 ff. Witzig genug, aber ohne Nutzen für die Wahrheit, da auch hier die Gegner oft gemissdeutet sind.

5. *Ueber die Wirkungen des Schlagschatzes*, S. 468 ff. Wider *Smith* und *Say* und den Grafen v. *Soden* rechtfertigt Hr. J. die Englische Münz-Politik, keinen Schlagschatz für sich zu nehmen, sondern die Ausmünzungs-Kosten aus dem National-Schatze zu bestreiten — mit Gründen, die wohl nicht leicht zu widerlegen seyn möchten.

6. *Ob der Preis mit der vermehrten oder verminderten Quantität der Waaren* (oder des Geldes) *in gleicher Proportion steige und falle* S. 490 ff. eine Frage, die Hr. J. wider *Say* und einige ältere staatswirthschaftliche Lehrer mit Recht verneint.

Die bisher angezeigten Zusätze und Abhandlungen gehören zum ersten Bande der Uebersetzung; die folgenden beziehen sich auf ein paar Stellen des zweyten Bandes.

1. *Ueber das Princip, wonach der Preis der edlen Metalle bestimmt wird.* Hr. J. bestimmt dieses Princip S. 493 ff. viel genauer, als *Say* und dessen Vorgänger. Ob sich gleich die edlen Metalle seit Entdeckung der amerikanischen Bergwerke sehr gemehrt haben; so sind doch die Preise der Waaren nicht in gleicher Proportion gestiegen. Der ehemalige Preis der Metalle fiel, weil sie nun wohlfeiler, als vorher, aus den Minen gefördert wurden: in was für Proportion sich aber die Metalle, und dagegen die Waaren vermehrt haben, lässt sich nicht bestimmt ausfindig machen. Die Menge der erzeugten Waaren hat sich seit Entdeckung der amerikanischen Bergwerke in einer viel grössern Proportion gemehrt, als das Gold und das Silber: und wenn *Say* Recht hätte in der Behauptung, dass der Preis der edlen Metalle durch ihre Menge nach Proportion der Quantität der dafür käuflichen Waaren bestimmt würde; so müssten die Waaren jetzt viel theurer seyn, als vor jener Entdeckung. Allein der geschicktere Gebrauch des Geldes, die Schnelligkeit, mit der die Circulation betrieben wird, die Ausdehnung des Baratt-Handels, das Kaufen und Verkaufen auf Rechnung, und so vielfältige andre Hulfsmittel machen, dass heut zu Tage mit dem vorhandenen Gelde bey weitem mehr auszurichten steht, als vormals; und hieraus wird es erklärbar, dass bey einem sehr viel grössern Maasse der Waaren-Quantität gegen die Quantität der edlen Metalle doch von letztern jetzt viel mehr für die

Waaren gezahlt werden kann, als vor jener grossen Handels-Revolution. Das Resultat dieser gründlichen Erörterung ist im Allgemeinen dieses: wenn sich die Quantität der edlen Metalle mit geringern Kosten über die bisherige Nachfrage hinaus gemehrt hat; so sinkt ihr Preis. Mehrt sich aber gleich die Quantität der edlen Metalle noch so sehr, es bleiben aber dabey die Gewinnungskosten, wie bisher; so kann ihr Preis nicht sinken: und da eine solche Vermehrung nie ohne vermehrte Nachfrage Statt finden wird, so steht ihr immer der Grund zur Seite, warum der Metallpreis unter den gegebenen Umständen nicht zu tief sinken kann.

2. *Ueber den letzten Maasstab des Werthes der Dinge* hat Hr. I. S. 504. ff. eine eigne weitläufige Untersuchung angestellt, in der er sich des von *Ad. Smith* aufgestellten, aber nicht hinlänglich entwickelten Princips vom Maasstabe des Tauschwerthes der Dinge gegen *Say* und *Lauderdale* annimmt, die *Smith's* Princip, welcher diesen Maasstab, lediglich in der *Arbeit* finden wollte, nur missverstanden haben sollen. Diese mühsame, mit vielem Scharfsinn angestellte Untersuchung zerfällt in drey Abschnitte: 1) *von dem richtigen Begriffe des letzten Messers der Werthe*, welchen Hr. I. in der gemeinen Handarbeit, die jedermann mit den gewöhnlichen körperlichen Kräften in gesunden Tagen verrichten kann, findet. Nur soll die Arbeit selbst nicht mit dem Arbeitslohne vermenget werden, wie *Say*, *Lauderdale* und *Sartorius* gethan haben. 2) *Von den Principien der Anwendung des Maasstabes der Arbeit.* Diese Principien sind: es soll der Werth verschiedener Dinge a) an einem und eben demselben Orte zu einer und eben derselben Zeit, b) zu verschiedenen sehr entfernten Zeiten, und c) aus verschiednen Ländern oder Welttheilen verglichen werden; und in allen diesen Vergleichungen findet Hr. I. keinen andern Maasstab als Arbeit. 3) *Von den Principien, wornach die Arbeit mit andern Maasstäben des Werths vertauscht werden kann.* Der Vf. kennt keine andern Maasstäbe, als Getreide und edle Metalle, welche sich hauptsächlich dazu schicken. Am Ende bleibt dem Vf. die Arbeit immer das *ursprüngliche Geld*, wofür alles, was einen Tauschwerth hat, gekauft werden muss; und der jedesmalige Werth des Metall-Geldes ist ihm nur ein, durch die Arbeit zuletzt bestimmter Werth, diese mit vielem Scharfsinn durchgeführte Untersuchung, führt freylich zu keinem *praktisch nutzlichen* Resultate. Was darüber zu sagen war, hat der sel. *Iselin* in seiner Antwort auf *Tscharner's* Schreiben über einige wirthschaftliche Begriffe in den *Ephemeriden der Menschheit* Juny 1782. S. 652 ff. eben so populär und fasslich, als gründlich gesagt.

Das Papier zu diesem Werke ist gut, und der Druck reinlich, aber so voller unverzeihlicher Corrector-Sünden, wie uns lange in keinem andern Werke vorgekommen sind. Es kommen häufig Stellen vor, aus denen schlechterdings kein Sinn heraus zu bringen ist, weil bald einzelne Worte, bald ganze Phrasen fehlen, bald ganz andre Worte, als der Zusammenhang verlangt, da stehen. Es fehlen sogar in der Uebersetzung ganze Paragraphen, die doch schwerlich der Uebersetzer selbst vorsätzlich weggelassen haben kann. Ueble Wirkung thun besonders verfälschte Ziffern, wie S. 62 des ersten Bandes 260 statt 360, und S. 413, wo der Druck 1720 statt 1526 hat.

So wenig Rec. in dieser Anzeige sich als Schmeichler gegen Hrn. Jacob gezeigt hat, so herzlich muss er es bedauern, dass ein Mann von so tiefen und wahren Einsichten in Nationalökonomie und Staatswirthschaft Deutschland nicht erhalten worden ist.

GRIECHISCHE SCHRIFTSTELLER.

Sophoclis, ut volunt, Clytaemnestrae fragmentum. Post editionem Mosquensem principem edi curavit notis adiectis D. *Car. Lud. Struve.* Rigae, sumtibus C. I. G. Hartmanni, 1807. 8. LII. u. 220 S. (21 gr.)

Vorausgeschickt sind Prolegomena, dann folgt der Text mit untergesetzten Varianten und endlich Anmerkungen. In den Prolegomenen spricht der Herausgeber zuförderst von den beyden Handschriften, aus welchen Hr. v. Matthäi das Fragment edirt hat, von dem Zweck seiner eignen Ausgabe, welche nicht sowohl für Leser bestimmt sey, *qui vel minimam cum Sophocle familiaritatem contraxerunt*, als für solche, welche durch das Ansehen des Hrn. v. Matthäi verleitet werden könnten, den Sophokles für den wahren Verf. zu halten, und — für Hrn. v. Matthäi selbst. Hierauf bestreitet er Brunck's Vermuthung (Fragm. Sophocl. p. 625. oper. T. 4.), dass Sophokles keine Klytämnestra geschrieben habe, und zwar durch folgende Gründe: 1) Erotian, der einzige, welcher ein Stück dieses Dichters unter dem Namen Klytämnestra angeführt, meynte schwerlich ein anderes damit, da er die wenigen Trauerspiele des Aeschylus, Sophocles und Euripides, welche er citirt, allemal mit den hergebrachten Namen benennt. 2) Man findet einen Aegisthus des Sophokles erwähnt. Ein Stück dieses Namens konnte entweder die Ermordung des Agamemnon durch Klytämnestra und Aegisthus, oder die des Aegisthus durch Orestes zum Gegenstande haben. Den letztern Stoff hat Sophocles in der Electra behandelt, den ersten also im Aegisthus oder der Klytämnestra, denn wahrscheinlich hatte ein und dasselbe Drama diese beyden Titel, man müsste denn eine doppelte Recension annehmen wollen. 3) Der Dichter behandelte fast die ganze Geschichte der Pelopiden. Sollte er grade das wichtigste Sujet aus derselben, Agamemnon's Ermordung, übergangen haben? Nun folgt der Beweis, dass das Fragment nicht vom Sophokles herrühren könne. Diess wird aus der Oekonomie des Stücks, aus Verstössen gegen den Sprachgebrauch überhaupt und der Tragiker insbesondere, aus metrischen und prosodischen Fehlern, z. B. der

Einmischung des Anapästen in den Trimeter, den Hiatus (27 in 340 Versen) und der Wegwerfung des Augments in der derselben Versart, aus Verletzungen der Sylbenquantität (etliche 40 an der Zahl) aus knechtischer Nachahmung Homerischer Formen, Ausdrucksarten, Constructionen und Darstellungen, und aus einigen andern Misgriffen meist befriedigend dargethan, sodann eine Vergleichung des Fragments mit dem Agamemnon des Seneca angestellt und endlich die Vermuthung vorgetragen, dass der Verf. nicht vor dem siebenten Jahrhundert gelebt habe, dass er kein Grieche, sondern ein Lateiner, oder vielmehr ein die lateinische Sprache nothdurftig verstehender Mönch aus der abendländischen Kirche gewesen sey. In spätere Zeit versetzte ihn Wolf, welcher in einem Briefe an Eichstädt (Jenaische L. Z. 1807. Intell. Bl. Nr. 35.) folgendes Urtheil über das Product und seinen Urheber fällt: „*Nicht zehn Verse sind an einander, die Sophokles, ja die der Autor des Rhesus gemacht haben könnte; nichts als modernes, in Gedanken, Sprache, überall. — Auf dem Berge Athos kann so etwas wohl verfertigt seyn, aber nicht im alten Athen, und auch dort schwerlich vor dem zehnten Jahrhundert. Das Ganze verhält sich zu den am wenigsten guten Stücken der Alten, meinem ganz bestimmten Gefühle nach, etwa so, wie Muret's lusus tragicus zu einem alten Stücke des Pacuvius.*“ Auf den Text folgen Anmerkungen, von denen sich ihrer Bestimmung nach für Leser von nicht einmal mittelmässiger Bekanntschaft mit dem Sophokles erwarten lässt, dass sie nicht eben tief eindringen. Rec. will ihnen diess gar nicht zum Vorwurfe machen, aber erfreulich würde es ihm doch gewesen seyn, wenn er hie und da wenigstens Andeutungen gefunden hätte, dass der Verf. etwas mehr als Gemeines zu geben vermöge. Diess ist nun freylich nicht der Fall; im Gegentheil gibt er Beweise, dass seine Kenntniss noch sehr beschränkt sey. Wie wäre sonst V. 23. μμεσίμους mit kurzer erster Sylbe ungerügt geblieben? wie hätte er dem Seneca vorwerfen können, dass derselbe in folgendem Verse:

equidem et ingales filiae memini faces,

an der vierten Stelle, welche ausdrücklich durch die beygesetzten Sylben āē mĕ bezeichnet ist, den Trochäus gebraucht habe und wie wäre ihm S. 130. die naive Aeusserung entschlupft: μαχ' pro μάχη ne apud Homerum quidem reperiri *credam*. — Der lateinische Ausdruck ist nicht frey von Sonderbarkeiten; höchst langweilig aber die ganze Art des Vortrags, — ein ewiges Wiederkehren einerley Tadels, welches doch so leicht vermieden werden konnte, wenn jede Anschuldigung in den Prolegomenen sogleich durch Zusammenstellung der einzelnen Belege erwiesen worden wäre.

LATEINISCHE SCHRIFTSTELLER.

Ueber eine Anklage des Horatius Flakkus. Eine philologisch moralische Untersuchung von *P. F. Boost*, Professor der class. Liter., der Departemental-Societät der W. W. und K. K. zu Mainz Mitglied. Frankfurt am Main, Andreäsche Buchh. 1807. 8. 138 S. (10 gr.)

Nachdem der Vf. erst viel Allgemeines und Ueberflüssiges über das Grosse u. Erhabene überhaupt, und über Helden, Heilige, und Meister jedes Zeitalters gesagt hat, fährt er fort: „Roms Genius gefiel es in einem kleinen Zeitraume seinen grössten Helden, Heiligen und Meister zusammenzustellen: Käsar, Kato (denn so schreibt er statt Cäsar, Cato,) Horaz.“ Er preiset dann die beyden erstern, und behauptet von dem letztern: „was Rom an Geist, Witz und poetischer Kraft hatte, blühte und reifte in Horaz, gewann in ihm seine höchste Ausbildung,“ denn als Oddichter stehe er über Virgil den Epiker; aber seine Episteln und Satyren erhüben ihn noch höher und machten ihn zum Unvergleichlichen auf dem röm. Parnasse. Woher weiss aber der Vf. so sicher dass diese Satyren und Episteln *durchaus* keine Nachbildungen griech. Muster sind? etwa weil *wir* keine mehr lesen? Durch einige Umwege kömmt nun endlich S. 23. der Vf. auf *Seume's* kühne Behauptung, oder vielmehr den hart ausgesprochenen Ausdruck seines Gefühls (im Spatziergang nach Syrakus): „der Mensch selbst (Horaz) mit seiner Kriecherey ist mir ziemlich zuwider: da ist Juvenal ein ganz anderer Mann, neben dem der *Octavianer* wie ein Knabe steht.“ Da diess nicht belegt ist, so prüft Hr. B. die Gedichte, die Horaz seinen Gönnern gewidmet hat, 12 Oden und 3 poet. Briefe an Mäcen, 7 Oden und 1 Brief an und über August. Die Gedichte an Mäcenas enthalten nur Ausdrucke der Verehrung, Freundschaft und Dankbarkeit, Artigkeiten, nicht Schmeicheleyen. Mäcen hatte sich um den Dichter verdient gemacht. Noch genauer geht der Vf. die Gedichte, welche August zum Gegenstand haben, durch, u. zeigt, dass der Dichter nicht als verworfener, kriechender Schmeichler darin erscheine, nicht die Verdienste Augusts in der Darstellung vergrössere. Das Wohlthätige der Regierung Augusts (das sich allerdings nicht leugnen lässt, so wenig wir auch den August selbst loben möchten) konnte den Dichter wohl begeistern. In den frühern Oden (z. B. I, 2. und 12.) findet Hr. B. noch nicht die Wärme für August wie in den spätern; der Dichter scheint ihm in den frühern Stücken zu sprechen, in den spätern der Mensch, in jenen der aufstrebende Gunst bedürfende Neuling, in diesen der ausgesöhnte Römer. Es macht dem Vf. allerdings einige Mühe den Dichter zu rechtfertigen, dass er Od. I, 2. den Octavian zum Mercur erhebt; er fasst den richtigen antiken Gesichtspunct solcher Göttervergleichungen auf, aber was er noch hinzu fügt, dass Hor. den arglistigen Triumvir nirht treffender als unter dem Namen des Strassengottes haben aufstellen können, ist sehr gesucht. Dass Hor. vom Eifer für die Sache des Brutus durchdrungen gewesen sey, wie manche behaupten, leugnet Hr. B. (Vielleicht erkaltete dieser ursprüngliche Eifer nur sehr bald). Die ehrenvolle Erwähnung des

Digitized by Google

Cato bey Horaz und Virgil sieht er nicht als einen grossen Beweis ihrer Freyheitsliebe oder Freymüthigkeit an, da es gar nicht gefährlich war, den Cato zu loben. Ob in der 5ten Od. des 3ten B. eine gottlose Schmeicheley liege, wird S. 93 ff. untersucht, aber der Vf. geht einen weiten Weg von der Religion der Naturmenschen aus, um — den Dichter doch nicht zu rechtfertigen. Am Ende wird er bedauert, dass er in Versuchung gerieth, zu schmeicheln, u. die Schmach die er sich dadurch zuzog, durch Erwägung der Quelle seiner Schmeicheleyen, einer gewissen Feigheit, gemildert; der Vorwurf der *Kriecherey* treffe ihn daher auch nicht (weil er nicht etwa Aemter u. s. f. erbetteln wollte) wenn er gleich von der Schmeicheley nicht losgesprochen werden könne. Die ganze Abhandlung enthält viele sehr wahre und schöne Bemerkungen, aber sie ist weitschweifig und wortreich geschrieben, und mit Digressionen, die den Gang der Untersuchung erschweren, überladen; sie stellt auch manche Aeusserungen auf, denen wir nicht unbedingt beytreten können. S. 113 bedauert der Vf., dass er *μετανοια* nicht deutsch übersetzen könne. „Geistige Erschütterung" ist es gewiss nicht, aber sollte ihm *Sinnesänderung* nicht entsprechen? S. 18 wird Homer „Stollbergs grösster Wohlthäter" genannt, ohne dass der Sinn leicht zu errathen wäre. Die Sammlung von moralisch-religiösen Stellen aus Horaz S. 115 ff. konnte füglich wegbleiben, aber das Büchlein wäre überhaupt viel kleiner geworden, wenn alles weggeblieben wäre, was zur Hauptsache nicht gehört.

Kleine Schrift.

Populäre Religionsschrift. *Confirmationsfeyer* in der Kirche zu St. Georg bey Ratzeburg am 12. Apr. 1807 zur Unterstützung der Armenkasse unserer Gemeinde und zur wiederholten Beherzigung für christliche Jünglinge herausgegeben von *J. H. B. Dräseke*. Bey dem Verf. 72 S. 8. (4 gr.)

Auch diese Bogen beweisen, wie die im vorigen Jahr (Nr. 115.) von uns angezeigten, des Verfs. Willen und Vermögen, in seinem Kreise echtmoralische Gesinnung und wahre Religiosität zu verbreiten. „Wir haben keine andre höchste Bestimmung, wie Menschen, als die: dass wir streben gut zu werden, dass wir in diesem Streben und für dasselbe entwickeln jede Kraft und benutzen jeden äussern Umstand, dass wir zu kindlicher Vollbringung des Willens Gottes uns freudig vereinigen mit gleichgesinnten Brüdern, damit unser aller Leben dem Herrn ein Loblied sey. Ein schöneres Licht, theure Mitmenschen, fällt nirgendher auf diese Bestimmung, als von dem Glauben an Jesus, als von der Ueberzeugung: er sey Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Diese Stelle (S. 33.) bezeichnet den Geist, der in dem Ganzen lebt, besonders, wenn man hinzunimmt, welchen Sinn Hr. *Dr.* seine Confirmanden in den letzten Worten finden lässt: „Jesus ist es, den Gott berufen hatt, die Menschen und also auch uns zu vereinigen zu freudigem Rechtthun." (S. 49.)

Neue Auflagen. *Pensées Morales de divers Auteurs Chinois*, recueillies et traduites du Latin et du Russe par Mr. *Levesque*. Nouvelle Edition corrigée. Dresden, 1807. 8. bey Walther. 156 S. (12 gr.)

Es sind nicht blos moralische und politische Maximen und kurze Aussprüche, chinesischer Weisen und Fürsten, welche diese Sammlung enthält, sondern auch drey lange Reden des Kaisers Young-tsching (die dritte gegen die Leidenschaft des Spielens), eine Abhandlung über die Philosophie der Chinesen S. 85. ff., ein Leben des Confucius S. 101., dem die moralischen Gedanken des Confutsee folgen. L. hat aus Duhalde und Leontieff geschöpft. Der gegenwärtige Abdruck seines Werkchens ist nett und correct.

Bibliotheca Italiana. Vol. XII. Contiene la prima Cantica della divina Commedia di Dante Alighieri.

Auch mit dem besondern Titel:

La divina Commedia, di *Dante Alighieri*. Edizione di *Giov. Giorgio Keil*. Cantica I. Gotha, b. Steudel und Keil, 1807. 8. 236 S. (12 gr.)

Nach welcher Ausgabe der, übrigens sehr genaue, Abdruck gemacht sey, hätte wohl bemerkt werden sollen. Bey dem dazu genommenen Druckpapier muss man freylich auf den wohlfeilen Preis sehen.

Biblioteca Espannola. Tomo VI. Contiene la tercera parte de la Araucana.

Und mit dem eignen Titel:

La Araucana de Don Alonso de Ercilla. Tomo III. Gotha, bey Steudel und Keil, 1807. 8. 330 S. (12 gr.)

Die zu diesem Abdruck gewählten Drucklettern sind grösser als die zum Dante gebrauchten, aber weniger scharf.

English Library. Authors in Prose. Vol. XV. Containing the Second Part of the Poems of Ossian.

Auch unter dem Titel:

The Poems of Ossian. Translated by *James Macpherson* Esq. In *three Volumes*. Vol. II. Gotha, b. Steudel und Keil. 258 S. (10 gr.)

Ein sehr reiner Abdruck, mit starken, wohl in die Augen fallenden Lettern.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

109. *Stück, den* 28. *August* 1807.

K L I N I K.

Anfangsgründe der medicinischen Klinik, von D. *Ernst Hörn*, Königl. Preuss. Hofr. substit. ordentl. Lehrer d. med. Klinik am Collegio medico-chirurgico, subst. Dir. d. klin. Cursus u. s. w. zweytem dirigir. Arzte des Charité-Krankenhauses zu Berlin, ein. gel. Gesellsch. in Deutschland und Frankreich Mitgliede u. s. w. 1. Th. 1. B. Erfurt, Henningsche Buchhandlung. 1807. gr. 8. VIII Vorr. und 240 S. (1 Thlr.)

Voll guter Erwartungen haben wir diese Anfangsgründe der medicinischen Klinik zur Hand genommen, weil wir hofften, dass uns Hr. H. zu richtigern und tiefer in den kranken Organismus eindringenden Blicken leiten würde, als wir bis jetzt zu thun im Stande gewesen sind; da ihm seine letzte Anstellung so viele Muse gewährte, in welcher er eine Zeit hindurch, frey von Amtsgeschäften, ganz allein dem ruhigen Nachdenken und Weiterforschen hatte leben können, da ihm sein jetziges Amt so gute Gelegenheit darbietet, am Krankenbette selbst die Natur zu beobachten, und sowohl seine eigene als fremde Grundsätze zu prüfen. Allein leider finden wir, dass er noch immer auf der Oberfläche verweilet, dass es ihm noch nicht gelungen ist, die Schale zu öffnen. Wir finden Hrn. H. in dieser Schrift ganz so wieder, wie er im Jahre 1800 in seinen Beyträgen zur medic Klinik zuerst aufgetreten ist. Ungeachtet der mannigfaltigen gewiss wichtigen Einwürfe gegen die Erklärungen des Entstehens der Krankheiten aus zu sehr erhöheter oder erniedrigter Erregung allein, wodurch nur verschiedene Arten der körperlichen Constitutionen gesetzt werden können, gegen die Annahme der Erregung als einfachen Kraft, gegen die blos dynamische Ansicht und gänzliche Vernachlässigung des Materiellen des Organismus, gegen die Annahme, dass stets gleicher Kräfte Stand in allen Systemen des menschlichen Körpers verbreitet seyn müsse u. s. w. bleibt Hr. H. doch seinen in jener Schrift geäusserten Meynungen vollkommen treu, so dass man diese Schrift zwar nicht eine neue Auflage der Beyträge zur medicinischen Klinik auch der Form nach nennen kann; weil sowohl Ordnung (doch diese nicht sehr) als auch der Vortrag geändert ist; aber doch nicht irrt, wenn man sie als eine zweyte Ausgabe der in jenem Buche geäusserten Meynungen ansieht.

Indem wir dieses Urtheil fällen, verkennen wir nicht das Gute, welches Hr. H. besonders durch seine Beyträge gestiftet hat und durch diese Anfangsgr. stiften wird; indem er treffend und mit Scharfsinn mehrere Vorurtheile der Gastriker widerlegt, von denen sich leider auch in unsern Tagen mehrere, in anderer Hinsicht nicht unrichtig urtheilende Männer noch immer nicht losmachen können, weil sie auch die Natur treu beobachtet und das gefunden zu haben glauben, was ihnen von ihren Lehrern, *Stoll*, *Richter*, *Vogel* und andern gelehrt worden ist. Allein es hat mit dem Sehen und Beobachten an dem Krankenbette seine eigne Bewandniss; man kann sich gar zu leicht täuschen; es gehört sehr viel Unbefangenheit, Scharfsinn und Festigkeit des Geistes dazu, wenn man nicht, unvermerkt von einer Hypothese ergriffen, nur das sehen will, was diese gebietet. So geht es den Gastrikern und Humoralpathologen, so geht es den Erregungstheoretikern und Naturphilosophen. Vorurtheilsfrey wähnt z. B. ein Gastriker, an das Krankenbette zu treten, und doch liegt schon dunkel seine Hypothese in seiner Seele; seine Untersuchung geht besonders auf das Aufsuchen sogenannter gastrischer Unreinigkeiten hin; er findet eine gelb belegte Zunge, bittern Geschmack und ähnliche Zeichen. Sogleich werden Brech- und Abführungsmittel verschrieben, es wird eine galligte Materie ausgeleeret; nun bleibt kein Zweifel mehr übrig, dass die Krankheit von krankhafter Galle herrühre; dem Kranken werden nun noch Abführungsmittel, aber zugleich auch gute Nahrungsmittel, gegeben, und er geneset. Ein Erregungstheoretiker kommt zu demselben Kranken; auch er will unbefangen seyn; er untersucht den Kranken, findet, dass er sehr entkräftet ist, dass alle Ursachen, welche die Krankheit bewirkt haben könnten, schwächend gewirkt haben; unvermerkt wird er auch hier durch

seine Theorie geleitet; er gibt Reizmittel; die sogenannten biliösen Symptome verlieren sich, der Kranke genesct ohne Abführungsmittel. Beyde glauben richtig beobachtet zu haben, und doch sind ihre Kranke unter dem Anscheine nach so verschiedenen Heilmitteln genesen. Wer hat nun Recht? Beyde haben ihre Meynung durch die Erfahrung bestätiget. Diese Materie weiter zu verfolgen, ist hier nicht erlaubt; wir hoffen aber, wegen dieser Ausschweifung Verzeihung zu erhalten, da sie vielleicht ein Wort zu seiner Zeit gesprochen enthält. —

In dem ersten Bande des ersten Theils dieser Anfangsgründe der Klinik, welchen wir jetzt vor uns haben, sind in 8 Capiteln folgende Gegenstände abgehandelt: 1. Cap. *Prüfung der wichtigsten Meynungen über die Natur, Verschiedenheit und Eintheilung der Fieber.* 2. C. *Von den wesentlichen Unterschieden der Fieber.* 3. C. *Ueber die gewöhnlichen Ansichten der Fiebernatur und der vermeintlich verschiedenen Fieberarten.* 4. C. *Ueber die sogenannten gastrischen Fieber.* 5. C. *Ueber die sogenannten Schleimfieber.* 6. C. *Ueber die sogenannten rhevmatischen Fieber.* 7. C. *Ueber das Zahnfieber und schleichende Fieber.* 8. C. *Ueber Ausschlagsfieber.* Aus der Vergleichung der Ueberschriften der Capitel dieses Werks mit denen der Beyträge zur medic. Klinik zeigt sich schon die Aehnlichkeit des Ideenganges. In diesem Buche handelt Hr. H. folgende Gegenstände ab: Im 1. Cap. *Prüfung der wichtigsten neuen Meynungen über die Natur und Verschiedenheit der Fieber.* 2. C. *Nähere Bestimmung der Grundursachen aller Fieber.* 3. C. *Bemerkungen über die wichtigsten Ursachen, welche zur Annahme so vieler eigenthümlichen Fieber, die nicht als solche gelten können, Gelegenheit geben.* 4. C. *Kritik der Rechtmässigkeit der Annahme eigenthümlicher gastrischer Fieber.* 5. C. *K. d. R. d. A. eigenthümlicher Schleim- und Wurmfieber.* 6. C. *K. d. R. d. A. eigenthümlicher rhevmatischer Fieber.* 7. C. *K. d. R. d. A. eigenthümlicher hektischer und schleichender Fieber.* 8. C. *K. d. R. d. A. eigenthuml. exanthematischer Fieber.* Auf eine ähnliche Weise stimmen noch die in den verschiedenen Capiteln geäusserten Grundsätze überein. Die Prüfung der wichtigsten Meynungen über die Natur, Verschiedenheit und Eintheilung der Fieber ist von dem Standpunkte des Vfs. aus genau und in einer bescheidenen, fliessenden und leicht verständlichen Schreibart vorgetragen. Ueberhaupt ist es ein zu rühmendes Verdienst des Vfs., dass er von dem Anfange seiner literarischen Laufbahn an nie in den eine geraume Zeit hindurch gewöhnlichen, rohen, eines Gelehrten unwürdigen Ton eingestimmt hat, der diesen bey Layen nur Verachtung zuziehen muss. Mit Recht verwirft der Vf. das von *Hufeland* zuerst aufgestellte Reizfieber, ein praktisches Unding, ein theoretisches Hirngespinst um seine Unwissenheit in der praktischen Heilkunde vor Leichtgläubigen und Ungeweihten zu verbergen. Auch *van Hoven's* Eintheilung in sthenische, asthenische und symptomatische Fieber verrieth, wie der Vf. zeigt, den Irthum, auf den sie beruht, sehr deutlich. Vollkommen stimmen wir dem Vf. bey, wenn er sagt: „*Kilian* und verschiedene andere mit und nach ihm scheinen zwar zu glauben, in ihren Meynungen von denjenigen abzuweichen, was die durch Erfahrung berichtigte Brownsche Lehre hierüber (über das Wesen und die Eintheilung des Fiebers) bestimmt hat. Bey genauer Prüfung ihrer Behauptung finden wir aber das Bekannte wieder.“ Und in der That finden wir bey Hrn. *Kilian* dieselbe Erklärung der Fieber, welche Herr *Horn* schon in dem ersten Bande seiner Beyträge im ersten Theile S. 1. aufgestellt hat.

Horn.	*Kilian.*
Die Lehre von den Fiebern, d. h. die Lehre von den Krankheiten, die alle gemeinschaftl. durch eine dauernde und periodische Puls- und Wärmeveränderung sich äussern.	Unter Fiebern versteht man alle jene Krankheiten, welche sich gemeinschaftlich durch eine dauernde und periodische Puls- und Wärmeveränderung äussern.

Ungern vermissen wir die Prüfung mehrerer älterer und neuerer Meynungen über das Wesen des Fiebers, als eines *Selle's, Vogel's, Reil's, Troxler's*; besonders des letztern, da sie durch ihre Verbindung mit der naturphilosophischen Ansicht gegenwärtig unter den jüngern Aerzten hie und da viel Eingang finden dürfte.

Der Vf. selbst gibt uns folgende Beschreibung des Fiebers: „Fieber ist die aus einem gewissen Grad von Veränderung der Allgemeinthätigkeit entspringende Krankheitsform, welche sich durch eine dauernde und periodische Veränderung des Selbstgefühls, der Temperatur und des Pulses ausspricht. Die Mannigfaltigkeit der Veränderung des Allgemeinleidens oder der Grad der Veränderung der Vitalität gibt den nächsten Grund der Mannigfaltigkeit der Fieberformen. Es sind die Fieber allgemeine Krankheiten des ganzen Systems; die Verletzung der allgemeinen Erregung im ganzen Körper muss zu einem gewissen Punkt gediehen seyn, wenn Fieber hervortreten soll.“ Allein wer sieht nicht ein, dass der Vf. hier etwas als Ursache des Fiebers annimmt, was allein für sich gar nicht Ursache der Krankheiten seyn kann. So lange nämlich Erregung in dem Organismus in allen Systemen im Allgemeinen nur verändert, erhöht oder erniedrigt wird, kommt eben so wenig ein Fieber als irgend eine andere Krankheit zu Stande; es ist also auch des Verfs. Erklärung auf keine Weise befriedigend, sondern das Wesen des Fiebers muss tiefer erforscht werden. Richtig ist aber das Convolut von Symptomen angegeben, welches das Fieber charakterisiret. — Alle Fieber zerfallen nach ihrem Causalchakter in hypersthenische und asthenische; unter diese gehören zwey Grundformen desselben: 1. Fieber, die in einem allgemeinen und dem Anscheine nach gleichvertheilten Leiden des Organismus bestehen; 2. solche, welche in Verbindung des fieberhaften Allgemeinleidens mit einer Localaffection bestehen.

Digitized by Google

Auch diese Localaffectionen richten sich nach dem Charakter des Fiebers ganz allein und sind wie diese entweder hypersthenisch oder asthenisch; nie kann bey einer allgemeinen Hypersthenie in einem Organe allein Asthenie und bey allgemeiner Asthenie eine hypersthenische Localaffection Statt finden. Hier scheint Hr. H. wieder zu sehr den Worten Brown's zu folgen und, durch seine Hypothese geblendet, das nicht zu sehen, was wirklich ist. Möge er doch Einmal bey übrigens hypersthenischem Zustande eine Local-Entzündung eines etwas sensibleren Theiles, z. B. des Auges oder der Augenlieder, dieser Ansicht zu Folge, sogleich mit kalten Umschlägen ohne alle weitere Rücksicht behandeln, bald wieder die Lücke seines Systems bemerken. Er hat die von ihm selbst angeführten Einwürfe *Cappel's* gegen diese Meynung ganz und gar nicht widerlegt. — Die Lehre von der Fiebermaterie und den Krisen wird nach den bekannten Ansichten der Erregungstheorie geprüft und jene ganz verworfen, diese unter der Einschränkung, dass Krisen nur als Zeichen der eintretenden Besserung anzusehen sind, zum Theil angenommen. Viel Wahres und Gutes sagt der Vf. in dem Cap. über die sogenannten gastrischen Fieber; es ist dieses eines der besten in diesem Werke. Da die Grundsätze, welche *Richter'n* bey Bearbeitung seiner Abhandlung über die Gallenfieber in seiner Schrift: Medicinisch-chirurgische Bemerkungen, vorzüglich in dem akademischen Hospitale gesammelt, 1. B. S. 182. geleitet haben, den meisten Aerzten, die der Humoralpathologie und der gastrischen Lehre ergeben sind, bey dem Handeln an dem Krankenbette zur Richtschnur dienen, so hat sich der Vf. bey der Prüfung dieser Lehre gegenwärtig, wie auch schon in s. klinischen Beyträgen an die Sätze dieses Schriftstellers gehalten. Er zeigt die Zweydeutigkeit und Unzuverlässigkeit der sogenannten gastrischen Symptome trefflich, und macht bemerklich, wie willkührlich man diese Phänomene gedeutet hat. Er zeigt die Unwahrscheinlichkeit der Hypothese, dass diese Fieber von überflüssiger, schadhafter Galle, von Schärfen und andern schadhaften Stoffen entstehen; mit vollem Rechte behauptet er, dass man oft gastrische Symptome mit Kunst gemacht habe, und beweisst durch den so oft unglücklichen Erfolg dieser Methode, wie häufig sie am unrechten Orte zum Verderben des Kranken angewendet wird, auf welche einseitige Untersuchung des fiebernden Körpers sich dieselbe stütze. So sehr wir auch im Ganzen die von Hrn. H. hier vorgetragenen Meynungen billigen, so sind wir doch damit nicht zufrieden, dass er die gastrische Lehre ganz und gar verwirft; wir glauben im Gegentheile, dass eine neue Revision derselben nicht überflüssig sey, bey welcher sich wohl manches zu Gunsten der gereinigten gastrischen Methode möchte auffinden lassen. Auf ähnliche Weise wird die ehemalige Ansicht von dem Wesen des Schleim- und rhevmatischen Fiebers behandelt und zu beweisen gesucht, dass dieselben nicht von einer schadhaften Materie herrühren, sondern dass die krankhaften Materien erst Folge der Krankheit sind. Wurmfieber verwirft der Verf. ganz und wohl mit Unrecht. Wir sind ganz überzeugt, dass, so lange der Organismus in seiner vollen Stärke sich befindet, Würmer allein ein Fieber nicht hervorbringen können. Die Erfahrung hat uns aber auch gelehrt, dass bey schwächlichen Subjecten Fieber durch Würmer hervorgebracht worden sind, welche gewichen sind oder doch merklich nachgelassen haben, sobald die Würmer ausgeleert worden waren. Warum sollte dieses nicht Statt finden können? die innere Oberfläche der Gedärme ist so fein organisirt, so empfindlich, dass sie leicht durch das Einwirken der Würmer so gereitzt werden kann, dass ein allgemeines Leiden die Folge ist; es ist auch gar nicht zu leugnen, dass andere allgemeine üble Zufälle durch Würmer hervorgebracht werden können, z. B. Krämpfe. Durch die neue Würdigung und Bestätigung des Satzes: dass das zehrende und schleichende Fieber nicht als eine selbstständige und eigenthümliche Fieberform zu betrachten sey, hätte sich Hr. H. ein Verdienst erworben, wenn die Meynung von dem Gegentheile wirklich so ausgebreitet wäre, als er uns zu überreden suchen will. Er scheint besonders auf das mit Vereiterung der Lungen verbundene hektische Fieber hinzudeuten; allein dass man hier den reizenden Heilplan mit Recht beschränkt, hat nicht in der Annahme seinen Grund, dass das Fieber als eine eigenthümliche Fieberform angesehen werden müsse, sondern beruht auf ganz besondern Verhältnissen und Verbindungen einzelner vorzüglich leidender Organe. Zu rühmen ist das aufrichtige Geständniss des Verf., dass bey den exanthematischen Fiebern noch Vieles sowohl über die Natur des Ansteckungsstoffes, als über die Natur des exanthematischen Gesammtleidens hinter dichtem Nebel verborgen liege. Wir können ihm aber auch versichern, dass ihm, so lange er nicht auf mühsamen und andern Wegen in das Innere des kranken Organismus einzudringen sucht, kein helleres und wohlthätigeres Licht über diesen Gegenstand aufgehen werde. Eben diese Krankheitsclasse ist es, bey welcher die einseitigen Ansichten des Organismus nur von der dynamischen Seite her gänzlich scheitern, bey welcher wir auch in praktischer Hinsicht nicht glücklicher seyn würden als in theoretischer, wenn uns nicht die Erfahrung hier mehr Aufschluss gegeben hätte.

ALTE MÜNZKUNDE.

Lettere e dissertazioni numismatiche o sia descrizione di alcune Medaglie rare del *Museo ducale di Gotha* relativamente alla collezione di *Petriccioli*. Con la continuazione di altre Medaglie del Museo nazionale di Francia. *Tomo nono e ultimo.* Berlin, b. Quien, 4. XI. u. 130 S. 5 Kupf. (1 Thr. 18 gr.)

Nach der von Hrn. Rath Schlichtegroll 1799 bekannt gemachten *Historia numothecae Gothanae* hat unter der Regierung des vorigen Herzogs diess be-

Digitized by Google

rühmte Cabinet noch einen doppelten wichtigen Zuwachs erhalten, die Münzsammlung des Hrn. Baron von Seckendorf und die des verstorb. Arzts zu Pera bey Constantinopel, Petriccioli, die besonders reich an gr. Städtemünzen ist. Hr. Abt *Sestini* reisete zweymal nach Gotha, um diess Cabinet genau zu untersuchen, und die erfreuliche Frucht dieser Reisen ist gegenwärtige Beschreibung und Abbildung der seltnen Münzen der Sammlung von Petriccioli. Es sind aber auch bisweilen seltne Munzen des franz. kais. Cabinets nach *Mionnets* Pasten zugleich mit aufgeführt. Es sind darunter grosse Seltenheiten, von denen wir die wichtigsten kürzlich anzeigen wollen. Sie sind hier nach geographischer Ordnung verzeichnet. Von *Marcianopolis* in Unter-Mösien Munzen des Commodus. Septimius Severus, Caracalla (auf einer ist sein Name geschrieben APHAI statt Αυρηλι) Geta u. s. f. Von *Nicopolis* eine unedirte Münze des Antoninus Pius. Auf der Kehrseite ist ein Ἡγεμων Γ(αιος) Ζηνων erwähnt. Auf mehrern Münzen dieser Stadt steht bey ihrem oder ihrer Bewohner Namen noch πρὸς Ἴστρον oder πρὸς Ἴστρῳ. Eine Münze Elagabals stellt ihn als Sonnengott auf einem Wagen mit zwey Pferden dar. Ein paar Kaisermünzen von *Tomi*. *Thracien*. Ein paar Münzen des Caracalla mit Κοινον Θρακων und Πυθια (pythische Spiele). Dann insbesondere von den Städten Abdera, Anchialus (eine Faustina iunior, Crispina, ein Septimius Severus, welches das dritte Exemplar einer Münze ist, worauf Σεβηρια Νυμφια, zur Ehre des Septimius angestellte Spiele, erwähnt sind, Bizya, Byzantium, Deultum, Hadrianopolis (auf einer Munze wird der Fluss Τουζος erwähnt, welches der heutige Tungia ist — es fliessen drey Flusse durch die Ebene von Adrianopel, der Tungia, Ardea, ehedem Αρζος, und der Marizza, welches der alte Hebrus ist), Maronea, Mesambria (Δω. auf den Munzen dieser Stadt lieset Hr. S. nicht mit Eckhel Δωριων, sondern hält es für den Namen einer Magistratswurde), Odessus (eine autonomos Münze u. ein tetradrachmon Alexanders des Grossen), Odrysier (Münze eines Königs *Amadokus*, der nach Cary, 390 v. C. G. regierte), Pautalia, Perinthus, Philippopolis (Münze des Geta mit Φιλιππο-πολειτων Δημος Βουλη, worüber einige ausgesuchte Bemerkungen mitgetheilt sind), Serdica, Traianopolis. Aus der thracischen Halbinsel kommen vor: Münzen der Städte Cardia, Cherronesus (Eckhel leugnete, dass es Münzen mit dem Namen der Halbinsel selbst gebe — gelegentlich wird auch eine Angabe des Herausgebers des Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire n. 52. berichtigt; Hr. S. scheint aber nicht sich erinnert zu haben, dass Russen das g wie ff aussprechen), Coela (drey Kaisermünzen), Sestus (mehrere autonomi), thracische Könige, darunter ein *Mostis*, aus der ältern Gothaischen Sammlung. Macedonien. Ein tetradrachmon, vielleicht vom römischen *Macedonien*. Münzen der Städte Amphipolis (eine Crispina), Thessalonich (ein Drusus Junior). *Thessalien:* Atrax (eine Münze mit dem Namen seines Stifters Ατραγις), Oetaeer, Pherae (das Bild ist ein halbes springendes Pferd, und ein Kelch einer unbekannten Blume, des Granatbaums, wie der Vf. glaubt, womit man wollene und leinene Zeuge gelb färbte) Scotussa. *Epirus:* Nikopolis (zwey Münzen mit Αγγελος Κτισης). *Peloponnes; Achaien:* drey Münzen welche Städten der achäischen Conföderation, Alea, Stymphalus und Thisoa zugehören; eine autonomos der Stadt Aegira mit einer halben Ziege (einem sprechendem Bild) und dem Namen der feyerlichen Spiele, Ασκληπια. Münzen von Sicyon (eine autonomos mit Σ., die Hr. S. gegen Eckhel Sicyon beylegt), Argos (eine Münze von plumper Arbeit mit einem Löwenkopf), Kleone (unrichtig auf Akanthus bezogen, da man deutlich ΚΛΕΩ lieset) Thyrea (zwey Münzen, eine aus dem Goth. Cab., die andere aus dem französ.; es ist nur der Buchstabe Θ, aber das Sinnbild von Argolis, der Wolf. Eine Silbermünze von Arkadien, sehr alt, wie die Rohheit der Arbeit beweiset. Münze der Stadt Pheneus mit dem Kopf der Julia Domna. Insel *Kreta*. Eine Münze von Cydonia mit dem Namen des Archon Laches und dem eingeprägten Buchstaben N (Nero). Eine seltne Münze von Prianus (auf Kreta — Caput Dianae cum signo incuso mulieris stantis. Die Buchstaben Κιζα bezieht S. auf Cisanus, den Hafen von Aptera auf Kreta mit welchem Orte Prianus einen Bund geschlossen habe). Aus *Asien* ist zuerst die Landschaft *Pontus* aufgeführt. Städtemunzen von Amasia (eine des Septimius Sev. mit der Jahrzahl CΘ, d. i. 209. Die meisten, die man kennt, sind von 208). Comana, Neocaesarea (ein Gordianus Pius). Könige des Bosporus: Cotys I. (Münzen mit den Jahrzahlen 549, 550 und 557, d. i. 806 807 und 814 Urb. cond.), Eupator. *Paphlagonien:* St. Germanicopolis (eine unedirte Münze des Caracalla), Sinope (Münze des Nerva mit dem J. 141, d. i. 850 U. C.). *Bithynien:* St. Adrianopolis (mit ἱερα συγκλητος), Prusa am Olympus (Münze der Sabina, des Pupienus Max., Gordianus Pius, der Tranquillina, des ältern Philippus, lauter seltne Munzen) Cius oder Prusias am Meer (Münze des Gallus Volusianus). Zwey Silbermunzen des Königs Nikomedes II. mit den Jahrzahlen 187 u. 190, wobey besonders die Figur Φ für 90 merkwürdig ist). *Mysien:* St. Apollonia am Rhyndacus, Cyzicus (mehrere Münzen, den Vogel darauf sieht Hr. S. für einen Storch, nicht für einen Strauss an), Germe, Parium, Pergamus. *Troas:* St. Abydus (eine Silbermünze mit dem Namen Καυδιππου, wodurch eine ähnliche bey Pellerin ergänzt wird), Alexandria Troas, Dardanus (auf einer autonomos ist ein Hahnengefecht vorgestellt, diess war der Diana heilig, daher wird sie auch dabey gewöhnlich abgebildet), Scepsis (denn dieser Stadt, nicht andern, schreibt Hr. S. zwey Silbermünzen zu, auf welchen eine Maske mit heraus gestreckter Zunge zu sehen ist). Insel *Lesbos;* Mytilene (auf einer Grossbronze lieset man: Ζευς. Βουλαιος. Επι. Βαλ. Αριστομαχου. Ὁμονοια. Μυτιληναιων. Και. Περγαμηνων. Κ. Εφεσιων. *Jonien:* St. Erythrae, Magnesia, Phygela (drey Münzen — in Cousinery's Sammlung fand Hr. S. 5 Münzen von dieser Stadt, und eine die Pellerin der St. Phycus in Cyrenaica zutheilte, gehört ihr auch zu. Bey einigen

Digitized by Google

Schriftst. heisst der Ort Πυγελα. Ein *bos cornupeta* ist ihr Sinnbild). Insel *Samos* (mehrere autonomi, mit verschiedenen Bildern, theils ohne theils mit Aufschrift, und eine Münze des Caligula). *Carien.* (Ein Antinous, den Liebe bekannt gemacht hat, ist ganz unächt). Städte: Alinda (ein Septimius Sev. Die Aufschrift ἐπι αρχον. Μενιππου dient zur Ergänzung anderer), Antiochien (eine Lucilla) Aphrodisias (unter andern eine M. von Diadumenian), Mylasa, Myndus, *Nysa* (eine autonomos, worauf capita iugata Platonis et Proserpinae, auf der Kehrseite ein Bacchus mit der Aufschrift ἑξετους Νυσεων — Hr. S. erklärt ἑξετους *sexennio*, aber wir wünschten den Sinn angegeben; auch ist ἑτος, nicht ενις, annus); ein *cistophorus* von Nysa S. 43. (Von zwey sonst von S. bekannt gemachten cistophoris von Dardanus wird die eine nun für unächt erklärt), Stratonicea (Silbermünze, die dritte dieser St. die Hr. S. bekannt macht) *Taba* (Ταβηνων — eine autonomos, und eine Domitia — viele andere Münzen, die man der Stadt Tabe in Dekapolis zugeschrieben hat, werden von Hrn. S. S. 45—47. dieser St. *Taba* in Karien vindicirt, und aus den jetzt aufgestellten erklärt. Inseln *Kos* (zwey M. mit dem Namen Ευαρατος), *Rhodus* (mit einem von dem gewöhnlichen ganz verschiedenen Bilde der Kehrseite, zwey Aehren und in der Mitte oben ein zweyschneidiges Beil). — *Lycien.* Hr. S. berichtigt zuvörderst des Petriccioli Angabe seiner Münzen die er Lycien beylegte, und führt dann die Münzen von *Cragus*, *Massicytes*, *Tlos* (eine autonomos), die sämmtlich zu den Seltenheiten gehören, auf. *Pamphylien*: St. Aspendus (eine Salonina) Etenna, Perga (ein Cn., oder Cajus, Messius Herennius — wir sehen das nach M. eingeschobene röm. *V.*, aus dem Hr. S. eigentlich nichts zu machen weiss, als Zeichen der Aspiration vor Ερμ. an — ein Gallienus), Sillyum (ein Gallienus mit dem Bilde des deus Mensis, oder Lunus). *Pisidien:* Antiochia, Seleucis (ein Claudius Gothicus), Termessus (zwey M. woraus andere auf denen nur Τερ zu lesen ist, erklärt werden). *Cilicien:* Aegae (eine goldne und eine bronz. M., die Hr. S. mit Gründen dieser Stadt Ciliciens, nicht einer andern desselben Namens zuschreibt), *Diocaesarea* (ein Philippus sen.) Irenopolis (einige Kaisermünzen). *Lydien:* Bagae (eine M. des Gallienus mit dem Deus Mensis) Blaundos (bey dieser Gelegenheit führt Hr. S. das seltene ganz in Kupfer gestochene Werk von Gessner worin autonomi und andere unedirte Münzen vorkommen, an, wovon er zwey Exemplare in Händen gehabt hat), Nicaeenses Cilbiani (eine M. des Caracalla), Hierocaesarea (zwey autonomi, welche die Verehrung der Diana Persica bestätigen und eine Lucilla), Hyrcania (ein Geta) *Pactolus* (man kannte bisher in der alten Geogr. nur den Fluss dieses Namens, hier kömmt ein Volk Πακτωλις vor), Tralles (9 autonomi und 6 Kaiserm.) — *Phrygien: Aezanis* (der Name dieser St. wird verschieden geschrieben, S. 57 f.) Apamea (unter andern eine seltne Plautilla), Attaea (eine M. von August — bisher fingen die Münzen dieser St. mit Trajan an). *Briana* (eine Domna — diese Kaisermünze und die Stadt kömmt zum erstenmal vor — doch ist im Mus Pembrok. auch eine autonomos dieser St.), *Cadi* (ein Elagabal, die erste sichere Münze dieser St., mit der Aufschrift επι Δημητριου Καδηνων), Ceretape (eine autonomos) Cibyra (eine Etruscilla) Colossae (die Inschrift einer ähnlichen M. bey Pellerin wird hieraus berichtigt), Cotiaeum, Docimeum (bey den Namen Δοκιμιων steht noch Μακεδονων) Dorylaeum (ein Alexander Severus und eine Otacilia), Eumenia (eine Grossbronze des Gallienus mit der Aufschr. Ευμενεων Αχαιων Φιλαδελφια. Die Eumeneer waren achivischen Ursprungs, Philadelphia eine Gattung feyerlicher Spiele). Hierapolis (auf einer M. sieht man die *Nemesis*, über deren Vorstellung auf andern Münzen Hr. S. S. 62. einiges bemerkt) *Hyrgalea* (ein Caracalla. die Aufschrift hat: Τυγαλεων — auf den wenigen andern M. dieser St. steht Τυγαλεων oder Τυγαλεων) Juliopolis (an dessen Stelle jetzt Bey-Bazar steht — Eckhel. der nur ein Juliopolis in Bithynien annimmt, wird bestritten), Laodicea (unter andern zwey M. von Titus) Philomelium (auf einer Münze Philipps des ältern ist auch der Fluss Gallus bey dieser St. mit abgebildet. Alle Münzen haben übrigens Φιλομηλιων, nicht Φιλομηλεων, und so muss also der Name des Orts mit Cicero geschrieben werden: Philomelium), Prymnessus; Themiscium (eine Otacilia). *Galatien:* Ancyra, Pessinus, *Tavium* (eine M. des Septimius Sev., Ταυιανων — im Catal. d'Ennery kömmt eine ganz ähnliche vor), *Tolistobogi* (von ihnen erklärt nämlich S. das Τ. κοινον Γαλατων auf einer M. Nero's). *Cappadocien*: Caesarea (ein silb. Quinarius Vespasians, ein Antoninus Pius mit der Jahrzahl 14. und andere Kayserm.). *Commagene:* Caesarea Germanicia. *Seleucis Pieria:* Nikopolis (eine Münze Philipps des ält. mit dem Bilde der Nemesis, woraus man auch sieht, dass das ϑ auf Kayserm. nicht, wie man glaubt, das Jahr der Regierung anzeigen könne, denn Philipp hat nicht 9 Jahre regiert. Auf einigen M. steht vollständiger Θεος). Von S. 71 fängt die „Descrizione di altre Medaglie rare del Museo Naz. di Francia, secondo i getti datici dal Signor Mionnet, *Parte seconda*, relativamente alla parte prima del Tomo settimo di queste Lettere" an. Auch hier folgt Hr. S. derselben geograph. Ordnung. Wir empfehlen vorzüglich seine Bemerkungen über die Münzen von Callatia in Niedermösien, wo die Verehrung des Hercules, der Ceres, und der Dioskuren ausgebreitet war, S. 73. eine M. des Caracalla von Byzanz S. 75. (wegen der Aufschrift Και Αὐτοκρ. ηραιον.) die Münzen von Amasia in Pontus, S. 79 f., eine M. von Magnesia S. 87 f. worauf Κελται, Sinus, zuerst gelesen wird, und drey Nymphen vorkommen, die Hr. S. nach Theocr. Id. 13, 45 benennt, über die Buchstaben L, LK auf Münzen S. 95. 109, die Münzen von Anthedon Agrippias in Judaea S. 107, Rabathmoba, eine St. Arabiens, deren, aus dem Hebr. Rabath Moab verderbter, griech. Name von verschiedenen Numismatikern irrig erklärt worden ist, ebendas., eine Münze des Tisiphonus (S. 111. wahrscheinlich des Tyrannen von Thessalien, wo-

mit dieser Band schliesst. Ihm hat Hr. S. ein allgemeines Register über alle neun Bände seiner Briefe beygefügt, das noch nützlicher seyn würde, wenn es alphabetisch abgefasst wäre und über alle Bemerkungen des Hrn. S. sich erstreckte. Es ist nach dem geograph. System eingerichtet. Und so hat Hr. Abt Sestini sein verdienstvolles Werk beendigt, das, so verschieden auch über einzelne Stellen, besonders der frühern Bände, geurtheilt werden mag, im Ganzen doch zur Bereicherung nicht nur der alten Münzkunde, sondern auch der Länder- und Völkerkunde, zur Aufklärung des Alterthums, zur Berichtigung mancher Irrthumer der Numismatiker, zur Veranlassung genauerer Untersuchungen, nicht wenig beygetragen hat. Der Verf. macht die angenehme Hoffnung, *wenn günstigere Zeitumstände eintreten*, die Beschreibung der Sammlung von Petricciolì forzusetzen, und das ältere Gothaische Cabinet kritisch durchzugehen, auch andere numismatische Gegenstände aufzuhellen.

SCHULGESCHICHTE.

Beytrag zu der Geschichte der Bildungsanstalten. Geschichte des illustris Collegii Christian-Ernestini zu Bayreuth von seiner Stiftung bis auf gegenwärtige Zeit, aus den Quellen für Pädagogen und Freunde der Bildungsinstitute bearbeitet von *G. W. A. Fikenscher*, ordentl. Prof. der Geschichte an dem genannten Collegio, Adjunct der philos. Facultät zu Erlangen, und Mitgliede verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften. Hof, b. Gttfr. Adolph Grau, 1807. 360 S. 8. (1 Thl. 8 gr.)

Der Hr. Prof. Fikenscher hat das pädagogische Publikum mit der Geschichte einer berühmten Lehr- und Bildungsanstalt beschenkt, wie es wenige andere vermögen, denn nicht allen fliessen so viele ungetrübte Quellen, als sie ihm in den Registraturen des Collegiums und in den Akten des Landesarchivs, das ihm geöffnet war, geflossen sind: und eben daher hat er auch andere, die ähnliche Versuche gemacht haben, weit hinter sich zurück gelassen. Parteylichkeit wird dieser Geschichte kein Unbefangener Schuld zu geben sich irgendwo veranlasst finden, da sie alles, was ihr die öffentl. Acten darboten, treulich wieder gibt, und sehr viele Facta mit den eigenen Worten der Documente erzählt, ja sogar das nicht verschweigt, oder mit verschönernden Worten zu verschleyern sucht, was dem Ruhme dieser Schulanstalt Eintrag thun konnte. Nur noch einige ähnliche Monographien von Schulen verschiedener Gegenden des protestantischen Deutschlands — denn die meisten Schulen sind in gewissen Gegenden und in gewissen Zeitperioden, einige Localitäten ausgenommen, sich immer einander gleich gewesen, und sind es noch — so wird bald der Weg zu einer allgemeinen Geschichte der protestantischen Schulen von der Reformation an bis auf unsere Zeiten geöffnet und gebahnet werden. Entspräche der Vortrag, in welchen der Verf. seine Geschichte eingekleidet hat, durchaus der Wichtigkeit und Wahrheit der Sachen, die er erzählt hat, so würde man ihm das Lob eines guten Specialgeschichtschreibers nicht versagen können; aber dem Vorwurfe einer oft ermüdenden Weitläufigkeit, nicht der Sachen, denn selbst Kleinigkeiten sind dem Pädagogen wichtig, sondern der Darstellung derselben, wird er nicht ganz entgehen können. Nach dem Gefuhle des Rec. konnte er vieles, was er gesagt und wieder gesagt hat, ohne der Geschichte selbst Eintrag zu thun, weit kürzer und kraftvoller sagen. Wie viel Raum würde er sich erspart haben, wenn er in den Abschnitten jeder Periode, welche das Lehrmateriale und die Lehrbücher enthalten, ohne jedesmal das Ganze wieder vorzulegen, nur das Abgeänderte und neu Hinzugekommene angegeben, und seine Leser entweder selbst auf das Alte und noch Fortdauernde zurückgewiesen, oder es ihnen stillschweigend selbst hinzuzudenken und zu wiederholen überlassen hätte! Einzelne Worte und Redensarten, die vielleicht provinciell, aber nicht in der allgemeinen Büchersprache üblich sind, als: *Auf den Strassen herum streunen, Wirthshausstreuner, Gebrau, gleichheitlich, Aufferung, auffern* u. a. m. werden viele auch wegwünschen. Die Oekonomie des Buches wird jeder loben, welcher weiss, mit welchen Schwierigkeiten der Ordner so vieler und mannichfaltiger Materien zu kämpfen habe. Durch alle Perioden ist die Ordnung der Materien fest gehalten. Jede Periode erzählt 1) überhaupt die glücklichen oder unglücklichen Schicksale, die Abänderungen und Verbesserungen des Instituts; 2) macht sie die ordentlichen und ausserordentlichen Lehrer mit ihren Namen, Verdiensten, Pflichten und Einkünften, die bis auf die neuesten Zeiten sehr spärlich waren, und auch nicht immer regelmässig bezahlt wurden, bekannt; 3) handelt sie von der Frequenz und dem sittlichen Betragen der Zöglinge, über welches fast in allen Perioden laute Klagen erhoben werden; 4) gehet sie auf die Disciplin über, die bey aller Strenge den Zeit- und Ortsgeist nicht allemal zu bezwingen vermochte; 5) gibt sie das Lehrmateriale, 6) die Lehrbücher; 7) die Aufnahme, das Weiterucken und den Abgang der Schuler, und 8) die Feyerlichkeiten, meistentheils mit pädagogischen Reflexionen und Resultaten an, welche einen erfahrnen Schulmann bewähren, und die Ursachen auseinander setzen, wodurch das Institut bey so vielen, auch ungünstigen, Veränderungen endlich das wurde, was es jetzt zu seyn sich rühmen kann. Im 16ten Jahrh. bis in die Mitte des 17ten, war diese Lehr- und Bildungsanstalt nur eine lateinische Stadtschule, wie sie in den damaligen noch unpädagogischen Zeiten seyn konnte, und auch andere fast in allen Städten Deutschlands waren; durch die Vorsorge des Markgrafen Christian Ernst aber wurde sie zur Hauptschule des Landes mit dem Namen Collegium Christian-Ernestinum illustre erhoben, in drey Classen abgetheilt, und denselben 4 Professores ordi-

Digitized by Google

narii mit gleichem Range, und auch einige extraordinarii vorgesetzt, doch so, dass die lateinische Schule als ein Seminarium des Gymnasii noch immer beybehalten wurde, wie es auch bis auf die neuesten Zeiten beybehalten worden ist, dass zwar beyde geschieden, aber durch das Lehrmateriale mit einander vereinigt werden sollten. Völlig organisirt und eingeweiht wurde das Collegium im Jahre 1664, und von diesem Jahre hebt sich denn die Geschichte dieser gelehrten Schule an, welche der Vf. in zehn Perioden abtheilt, und sie, um ihren abwechselnden Zustand am richtigsten darstellen zu können, mit einem Sterne vergleicht, der in dem grössten Glanze aufgeht (1664 — 1694), dann aber wieder verdunkelt wird (1696— 1722) und unter den Lichtern der ersten Grösse erscheint (1722 — 1742) bald, nachdem er gänzlich zu verschwinden schien (1742 — 1745), unter die Gestirne vom geringsten Scheine zurück gesetzt wird (1745 — 1751), hierauf aus der Dunkelheit sich wieder empor schwingt (1751 — 1758), und sich, wenn er eine Zeitlang stille gestanden hat (1758 — 1779), seinem ersten Lichte nahet (1779 — 1782), und nun in vollem Glanze strahlet. Möchten doch diesen, das wünschet Rec. aufrichtig, die neuesten Weltbegebenheiten nicht wieder verdunkeln! Aus dieser Vergleichung sieht man, dass unter den Perioden die erste (1664 — 1694) und die dritte (1722 — 1742) die glücklichsten und glänzendsten dieser Anstalt waren, und dass diese nur von dem Glanze der im Jahre 1802 neu organisirten Schule überstrahlt zu werden scheinen. Die unglücklichen, wo das Institut fast der völligen Auflösung nahe gebracht wurde, führten bald die Sorglosigkeit der Aufseher, bald die Uneinigkeiten der Lehrer, bald auch die im Jahre 1742 angelegte Akademie herbey. Diese Akademie schlug dem Gymnasium eine unheilbare Wunde, entzog ihm die geschicktesten Lehrer und die Schüler der ersten Classen, riss die Einkünfte an sich, nahm den Lehrern den Professortitel, welchen sie erst in der 7ten u. 8ten Periode wieder erhielten, und verwandelten es in eine Trivialschule: welche Wunde, ob sie gleich in der nächsten Periode, wo die Akademie in eine Universität umgewandelt und nach Erlangen versetzt wurde, etwas verharschte, aber in vielen Jahren nie ganz zuheilte.

Von allen Abschnitten einer jeden Periode einen Abriss zu geben, erlauben die abgesteckten Grenzen dieser Blätter nicht; aber, um nur zu zeigen, was die Zöglinge in diesem gelehrten Institute ehemals lernen konnten, und noch jetzt lernen können, will Rec. das Lehrmateriale mit den Lehrbüchern aller Perioden kürzlich auszuzeichnen versuchen. Das Studium der gelehrten Sprachen glänzte zwar, oder sollte doch zum wenigsten vor allen andern Lehrgegenständen hervorglänzen, aber, wie der Vf. selbst fürchtet, haben die übrigen Materialien ihren Glanz verdunkelt, ja wohl gar verfinstert. Jeder verständige und erfahrne Schulmann wird leicht einsehen, dass die Lernenden mit gar zu vielen Lehrgegenständen in den frühern Zeiten überladen, auch viele Lectionen, die der Universität hätten vorbehalten werden sollen, von der Schule im voraus weggenommen waren. Sicher wird auch da, was Seneca sagt: Nusquam est, qui ubique est, in unglückliche Erfüllung gegangen seyn. Doch ist es auch erfreulich zu sehen, dass schon Lehrgegenstände sogar in den ersten Perioden getrieben wurden, welche man noch jetzt in einigen ähnlichen Instituten vermisst. In der ersten Periode wurden gelehrt ausser der griech. Sprache nach dem N. Test. Herodian, Hesiodus, Thucydides, Herodotus u. A. (aber woher mögen die Lehrlinge damals Exemplare von den beyden letzten Schriftstellern erhalten haben?), der lateinischen nach Justin, Sallust, Vell. Paterculus, Nepos, Livius, Tacitus, Sueton, Florus, Valerius Max., Terenz, Plinius dem jüng., Cicero, Horaz, Virgil und Ovid, und der hebräischen, wo bey der Erklärung einiger, sogar poëtischen Stücke des A. Test. nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf die Auslegungen der Rabbinen Rücksicht genommen wurde, auch die Syrische, Chaldäische und Französische, obschon die letzte unter gewissen Einschränkungen. Von den Wissen. wurde Ethik, Logik, Metaphysik, Politik, Physik, Theologie (nach König, Hutter und Quenstädt), Moral, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, mathematische Geographie, Chronologie, allgemeine Welt-, Kirchen- und Gelehrtengeschichte, deutsche Reichshistorie, Oratorie, latein. und deutsche Dichtkunst gelehrt. In Privatcollegien wurde ein noch höherer Unterricht in allen Theilen der Gelehrsamkeit, im Syrischen, Chaldäischen, in der Anthropologie, Architectur, Botanik und im Naturrechte ertheilt. Auch wurden die Zöglinge fleissig in Stylübungen, im Disputiren und Declamiren geübt, ja es fehlte ihnen auch nicht an Gelegenheit sich im Tanzen, Fechten, Voltigiren und Reiten zu üben. Und alle diese Sprachen, alle diese Disciplinen und Uebungen beschäftigten Knaben von 11 oder 12, bis 17 Jahren in einem Cursus von 5, selten 6 Jahren. Die zweyte Periode hat ohne Zweifel, weil der Vf. nichts davon erwähnt, und sie zu kurz und zu unruhig war, als dass Veränderungen hätten vorgenommen werden können, alle diese Lehrgegenstände beybehalten. Die dritte erlitt einige Veränderungen. Die Muttersprache wurde nun auch unter die schon eingeführten Lehrmaterialien aufgenommen: es wurde, um die Zöglinge in der Musik zu vervollkommnen, ein Collegium medicum (doch wohl musicum?) errichtet: zu der Geometrie kam nun Geographie und Fortificationslehre, und zur Physik auch Geschichte dieser Wissenschaft; in den mathematischen Stunden wurde nun auch Astrognosie, Gnomonik, Optik, Trigonometrie und Algebra gelehrt. Römische Antiquitäten nach Hildebrand vermehrten auch die Lehrgegenstände der vorigen Perioden. Ausser den schon in den vorhergehenden Perioden genannten latein. Schriftstellern wurden nun auch von den alten, Seneca, Rutilius Lupus, Terentianus Maurus, Victorinus, Latinus und Nazarius, und von den neuern, Schriften von Muretus, Sigonius, Cunäus, Barläus, Buchner, Schurzfleisch und Heinsius gelesen. (Wie viele, und wie unangemer-

Digitized by Google

sene Lehrbücher?) In der vierten Periode wurde nichts Wesentliches abgeändert, ausser dass nun auch biblische und ascetische Vorlesungen gehalten wurden, und zu den übrigen Sprachen auch noch Unterricht in der Italienischen, und zu den Disciplinen Rechtsgeschichte und Einleitung in die schönen Wissenschaften hinzu kam. Unter den latein. Lehrbüchern findet man nun auch den Lucanus, Manilius, Statius, Silius Ital., Juvenalis, Persius, Claudianus und Pompon. Mela, und unter den griech. Aristotelis Ethica, Longinus περὶ ὕψους?? Luciani Gespräche, Plutarchus, Homerus, und Xenophontis Cyropaedia. In der fünften Periode wurden alle Lehrgegenstände mit der ganzen Schule abgeändert, und nach den geringen Fähigkeiten der noch übrigen Zöglinge eingerichtet. Das Lehrmateriale hob sich in der 6ten Periode wieder mit dem Institute empor, und man strebte wieder nach einem höhern Ziele. In der Theologie folgte man in den obern Classen Buddeus. Unter den griech. Lehrbüchern findet sich nun auch Theophrastus, und unter den latein. Gesneri Chrestomat. Cic. Sulpicius Severus und Cic. Officia in der zweyten Classe. Die 7te Periode behielt das Materiale der vorigen Zeiten bey, ausser dass nun in der 4ten Classe nebst Cic. Offic., auch de Finibus bon. et mal. und de Nat. Deorum — (wie unangemessen!) erkläret wurde. Ueberhaupt aber zeigt es sich doch, dass sowol das Materiale als auch die Lehrbücher zum Besten der Zöglinge umgeändert worden sind. Der Lehrstoff war zwar in der 8ten Periode noch eben der, welcher er in der zunächst vorhergehenden gewesen war, ausser dass noch Literargeschichte nach Heumann, Literatur nach Stockhausen, und Institutionen nach Heineccius hinzugefügt, und die alte Geographie von der neuern geschieden wurde; aber der Vortrag wurde den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Zöglinge immer genauer angepasst, und dieselben mehr, als es in den frühern Perioden geschehen war, in praktischen Ausarbeitungen geübt. Unter den Lehrbüchern finden sich nun bey dem Vortrage der Religionslehren Seilers Compendium, bey der Profangeschichte Freyers Universalgeschichte, bey der Kirchengeschichte Moshcims Epitome hist. eccl., und bey der philosophischen Geschichte — Ernesti Initia?? In der 9ten Periode ging man mit der Zeit immer mehr vorwärts, und suchte das Institut wieder zu dem Glanze zu erheben, in welchem es sich in der ersten Periode gezeigt hatte. Das Lehrmateriale gewann einen bedeutenden Zuwachs durch den Unterricht in der alten und neuern Geographie (war das nicht auch schon in der 8ten Per. geschehen S. 256?), in der Statistik, der Physik und angewandten Mathematik. Auch wurden neue Lehrbücher aufgenommen, als Homerus, Harless griech. Anthologie, Gedike's griech. Lesebuch, Schröckh's und Galletti's Geschichtbücher, Walchs mathemat. Geographie, Pfennigs und Fabri's Geographie, Eberts Physik, Feders Grundriss der philos. Wissenschaften. In hebräischen Stunden wurden in der ersten Classe die Psalmen, ja auch Jesaias erklärt, welcher letztrer doch, wie Rec. glaubt, so wie die kleinen Propheten, welche schon in der vorhergehenden Periode gelesen worden waren, den Universitätslehrern zu erklären überlassen seyn sollten. So wie in der letzten Periode das Institut ein schicklicheres Locale, als es bisher gehabt hatte, ein Scholarchat und einige neue Lehrer erhielt, deren Besoldung auch vermehrt wurde, so wurde auch ein ganz neuer Lehrplan entworfen, und das Lehrmateriale mit einigen neuen Lehrbüchern mit weiser Vorsicht auf das Alter und die Fähigkeiten der Zöglinge in jeder Classe abgeändert. Zu dem Ende wurden im Latein. Livius, Horaz, Virgil, Mela, Cicero's Orat. und de Officiis in der Prima, Curtius, Ovid, Terenz, Justin und Plinius in der Secunda, Nepos, Caesar und Phädrus in der Tertia, im griech. Homerus, und Xenoph. Memorab. in der Prima, Aeliani V. H. und Luciani Dialogi in der Secunda, und Gedike's griech. Lesebuch in der Tertia gelesen. Das grammatische Studium wird nun im Griech. nach der Häll. Grammatik, im Latein. nach Lange, Bröder, Scheller und Wenk (warum so viele Grammatiken?) getrieben. Religion wird in den obern Classen nach Niemeyer, und in der dritten nach Ammon, Geographie nach Gaspari, Mathematik nach Lorenz, Naturgeschichte nach Funke, Logik und Psychologie nach Snell und Wagner, Anthropologie und Moral nach Wagner, Rhetorik nach Engelhard, und Röm. Antiquitäten nach Schirach vorgetragen. Alle diese neuen Einrichtungen, wie weit mehr den Grenzen der Schule, den Fähigkeiten der Zöglinge und dem Zeitgeiste angemessen, als die ältern und ältesten, welche, indem sie nur dahin zu arbeiten sich bestrebten, Akademiker, aber nicht Schüler zu bilden, weder diese noch jene, sondern Amphibien bildeten, die nirgends ganz zu Hause waren, und doch überall zu Hause zu seyn sich einbildeten! Und sollte diese Bildung, oder vielmehr Verbildung nicht auch auf den Geist der Zöglinge gewirkt haben, der sich bis auf die neuesten Zeiten, wie in dieser Geschichte geklagt wird, akademische Freyheiten zu ertrotzen suchte? Ohne Zweifel mögen auch die vielen Veränderungen, welche einander drängten und verfolgten, die immer wechselnde Inspection, die Uneinigkeit der Lehrer, und die unweise Nachsicht gegen adeliche Zöglinge sehr vieles, um diesen Geist zu nähren, beygetragen haben. Befremdend ist es, dass in der Geschichte dieser gelehrten Bildungsanstalt, die so vieles Gute für ihre Vaterstadt, und für ihr ganzes Vaterland gewirkt hat, auch nicht einer einzigen milden Stiftung gedacht wird, die sie reichen und patriotischen Freunden zu verdanken habe. Dass sie der Verf. nicht in seine Geschichte aufgenommen haben sollte, ist bey seiner genauen Sorgfalt alles, was zur Verbesserung dieses Instituts etwas beygetragen hat, bekannt zu machen, nicht zu glauben. Nicht weniger wird man sich wundern, dass die Alumnen, welche meistentheils Landschullehrerstellen erhalten, nicht besonders in einer Art von Seminarium dazu vorbereitet und gebildet werden. Doch vielleicht wird auf einem andern Wege dafür gesorgt, welchen der Verf. dieser Geschichte nicht bekannt gemacht hat.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

110. und 111. *Stück*, *den* 31. *August* 1807.

GRIECHISCHE SPRACHLEHRE.

Ausführliche griechische Grammatik von *A. Matthiä*, D. d. Philos., Dir. d. Gymnas. u. Bibliothek. d. Herzogl. Bibliothek z. Altenburg, d. Akad. d. Wiss. z. Erfurt, d. lat. Gesellsch. z. Jena, u. d. Societé des Sciences et arts z. Mainz Ehrenmitglied. Leipzig, b. Crusius. 1807. gross 8. XXXII. u. 975 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Mit ungemeinem Vergnügen zeigen wir die Erscheinung eines Buchs an, das die Forderungen, welche an eine griechische Grammatik gemacht werden können, in weit höherem Grade, als alle bisherige Versuche der Art, erfüllt. Fast alle, welche bisher griechische Grammatiken herausgegeben haben, sind bey dem etymologischen Theile stehen geblieben, und haben sich, da dieses Feld so weiten Spielraum für Vermuthungen darbietet, so sehr in Hypothesen verloren, dass die Kenntniss der griechischen Sprache dadurch eher rückwärts als vorwärts kommen musste, zumal da es nichts weniger als gründliche Sprachforscher seyn konnten, die sich in dergleichen Spielereyen gefielen. Hr. M., der wohl einsah, dass, wenn man nichts Besseres an die Stelle des Alten zu setzen wüsste, das Alte den Vorzug verdiente, ging hier weit vorsichtiger zu Werke, und, so viel er auch aus neuern Untersuchungen annahm und selbst verbesserte, so verwarf er doch da das Alte nicht, wo es ihm noch durch nichts Besseres ersetzt schien. Dagegen füllte er eine Lücke aus, die von den meisten seiner Vorgänger gänzlich leer gelassen war. Zufrieden allerley neue Derivationen ausgedacht zu haben, fiel es ihnen kaum ein, dass die Worte auch construirt seyn wollten; ja man sieht deutlich, dass den meisten diess um deswillen nicht einfallen konnte, weil sie, arm an Lectüre, gar nichts davon verstanden. Man möchte im Ernst glauben, dass mancher eine griechische Grammatik geschrieben hätte, um sich dadurch zur Lectüre der Classiker erst vorzubereiten. Wir müssen daher Hrn. M. aufrichtigen Dank sagen, dass er so grossen und sorgfältigen Fleiss auf die Syntax verwandte, die den grössern Theil seiner Grammatik von S. 367 bis 906 einnimmt. Hier, wie überhaupt in dem ganzen Buche, nimmt der Vf. ausser wo es die Natur der Sache erforderte, bloss auf die Schriftsteller bis zu Alexander Rücksicht. Künftig gedenkt er diese Grammatik vielleicht einmal unter dem Titel einer vollständigen herauszugeben, und dieselbe auch auf die spätern, selbst die Hellenistischen Schriftsteller, wie auch auf die Bemerkungen der Grammatiker auszudehnen, ein Unternehmen, das, wie uns dünkt, die Kräfte sowohl, als die Lebensdauer eines einzelnen Mannes, wenn es mit der gehörigen Sorgfalt ausgeführt werden soll, bey weitem übersteigt. Doch wir wenden uns zu dem, was der Vf. jetzt geleistet hat, und beurtheilen es sowohl nach den von ihm selbst angegebenen Gesichtspuncten, als nach dem Ideale, das uns vorschwebt. Wenn wir hierbey mehrmals uns genöthigt sehen, dem Vf. zu widersprechen, so geschieht diess nicht in der Absicht, dieses so empfehlenswerthe Buch zu tadeln, sondern theils bringt es die Natur einer noch so vielen Zweifeln ausgesetzten Wissenschaft nicht anders mit sich, theils glauben wir, dass eine Beurtheilung, in der wir es uns zum Gesetz machen, bloss das, worin wir mit dem Vf. nicht einstimmen, zu berühren, unsern Lesern und selbst dem Verf. dieser Grammatik angenehmer seyn müsse, als ein bloss lobender Auszug, der bey einem Buche, wie dieses, welches gerechte Ansprüche hat in die Hände aller Freunde der griech. Sprache zu kommen, höchst überflüssig seyn würde.

Hr. M. bestimmte diese Grammatik nicht für den Schulgebrauch, für welchen in Kurzem ein Auszug aus derselben herausgegeben wird, sondern für die, welche die Klassiker grammatisch und kritisch studiren. Da in einer solchen Grammatik alles mit Beyspielen belegt werden musste, las er nochmals die Schriftsteller bis zu Alexanders Zeiten durch, und legte sich eine Beyspielsammlung an, aus welcher er für das gegenwärtige Buch eine Auswahl machte. Nicht minder führte er auch die Stellen neuerer Sprachforscher an, in welchen diese nähere Auskunft geben, oder anderer Meynung sind. Wir können hierbey den Wunsch nicht unterdrücken, es wären auch die alten Grammatiker angeführt worden, von denen Hr. M. fast bloss die Atticisten berücksichtigt zu haben scheint. Ein Hauptzweck war ihm (wir bedienen uns seiner eignen Worte) die Darstellung aller Bemerkungen über die griechische Sprache in gehörigem Zusammenhange und nach den zum Grunde lie-

Digitized by Google

genden leitenden Principien, in so fern sich diese an dem vor uns liegenden Ganzen der Sprache, als einem historischen Factum, nicht in einer von der Erfahrung getrennten Speculation, zeigen und darthun lassen, zugleich mit Rücksicht auf die allmählige Entwickelung der Sprache. Daher suchte der Vf. so viel möglich, allgemeine Gesichtspuncte aufzufinden, aus denen sich mehrere Erscheinungen zusammen erklären liessen. In wie fern, nach des Rec. Ueberzeugung, die angegebenen Zwecke erreicht oder nicht erreicht worden, wird aus einigen der folgenden Bemerkungen, in denen wir das, was dem Fleiss und der Genauigkeit des Verf. entgangen zu seyn scheint, beybringen wollen, unsern Lesern klar werden.

Hr. M. hebt an mit allgemeinen Bemerkungen über die Dialekte der griechischen Sprache, deren er ursprünglich zwey, den Aeolischen und Jonischen, annimmt; aus dem erstern sey der Dorische, aus dem zweyten der Attische entsprungen. Diese Materie scheint uns zu kurz und nicht mit der nöthigen Bestimmtheit abgefertigt zu seyn. Nach unsrer Ueberzeugung, die hier nur in ihren Resultaten angedeutet werden kann, muss man, was überhaupt nöthig ist, wenn von einer nicht unter fremdem Einfluss stehenden Sprache geredet wird, eine einzige ursprünglich gemeinsame Sprache, in der es noch keine Dialekte gibt, annehmen. Bey den Griechen war, wie sich erweisen lässt, die Dorische Mundart diejenige, welche am wenigsten von der Ursprache abwich. Aus der Dorischen entstanden auf verschiedenen Wegen die Aeolische und Jonische. Die gewöhnlich sogenannte Jonische in Vereinigung mit einem frühern Jonischen Dialekt, der in ältern Zeiten, wo der Dorismus noch nicht gänzlich getilgt war, zu Athen geredet wurde, scheint den Attischen Dialekt erzeugt zu haben. Dass auf die Namen der Dialekte bey der Frage, welcher älter sey, nichts ankomme, bedarf kaum einer Erinnerung. Unsre Leser sehen hieraus von selbst ein, warum wir mit dem Vf. hier nicht einstimmen. Einiger Mangel an Bestimmtheit zeigt sich auch noch im 7. §. wo Hr. M. sagt, jeder Schriftsteller habe seine Sprache nach seinem Publicum oder seinem Geschmacke modificirt; was allerdings gewissermaassen wahr ist, und in den folgenden §§. seine nähere Bestimmung erhält. Aber eben darum sollte nicht gesagt seyn, im Aristophanes finden sich mehr Eigenheiten des Attischen Dialekts, als im Plato, in diesem mehr als im Xenophon, in diesem mehr als im Aristoteles. Vielmehr schreiben alle diese Schriftsteller völlig Attisch, nur jeder die Sprache, welche der Gattung von Schriftstellerey, in der er arbeitete, zu seiner Zeit eigen war. Ueberhaupt wünschten wir, der Verf. hätte nicht bloss, wie er §. 21—33. thut, die Verschiedenheiten der Dialekte in einzelnen Buchstaben, und sodann bey jeder einzelnen Materie der Formenlehre, nach Aufstellung der gewöhnlichen Formen, die Abweichungen der Dialekte angegeben, sondern er hätte den Dialekten ein besonderes ausführliches Capitel gewidmet, wodurch diese ganze Sache in eine fassliche Uebersicht hätte gebracht werden können. Hier konnte dann auch von den Dialekten verschiedener Gattungen von Schriftstellerey gehandelt werden, welches eine Hauptrücksicht bey der Auseinandersetzung der Dialekte seyn muss, da man mit der blossen Angabe dessen, was verschiedenen Völkern eigen war, auf keine Weise ausreicht. Um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, Μῶσα und Μοῖσα ist Dorisch; beydes kommt im Theokrit vor; und doch dürfte schwerlich beydes in demselben Gedichte Statt gefunden haben.

Hiernächst redet der Verf. von den Buchstaben und deren Aussprache, wobey wir bloss bemerken, dass den beyden Gründen, durch die er zu erweisen sucht, dass αι wie in *Kaiser* gelautet habe, doch noch manches entgegengesetzt werden kann, was mehr für den Laut ä, wenige Worte ausgenommen, spricht. Von den Spiritibus handeln §. 19. 20. Auch diese Materie wünschten wir weiter und sorgfältiger ausgeführt.

Die §. 21—33. betreffen die Verschiedenheiten der Dialekte in einzelnen Buchstaben, wobey wir ebenfalls theils mehr Vollständigkeit, theils manche schärfere Bestimmungen erwarteten. Wenn §. 21. Hr. M. von λαὸς und λεώς spricht, so wäre hier die so weit gehende Analogie, nach der zwey Vocale neben einander ihre Quantität wechseln, mit Vortheil berührt worden. Wenn er ebendaselbst ganz richtig sagt, Jonier und Dorier formiren oft die Verba auf άω in έω, wie ὁράω, so sollte nicht §. 22. und 194. S. 244. ὁρᾷτε, ὁρᾷ etc. als eine Contraction von αε und αει angegeben seyn. Wenn er sagt, die Verwechselung des α und ο *blieb* in einigen in allen Dialekten übrigen Formen, wie ἔκτονα, ἔρδλα, ἕλκες, so sollte man glauben, er rechnete diese Formen zu Dialektenabweichungen, welches sie doch, auch wohl seiner eignen Ueberzeugung nach, nicht sind. Wenn er §. 26. εἶνεκα den Attikern beylegt, so sind die Beweisstellen durch die neuere Kritik entkräftet worden. Wenn er §. 27. den Jonischen Diphthong ωυ getrennt als ωϋ ausgesprochen angibt, so durfte sich hierzu kein Beweis finden. Denn die fälschlich über das υ gesetzten Puncte stammen aus den Manuscripten her, in denen fast jedes υ so bezeichnet wird. Wenn er §. 32. ὄφρα erwähnt, wäre die Unterscheidung von ὄφρα mit kurzer Endsylbe für ὅτε, und mit langer für ὅτε ως nicht überflüssig gewesen. (so muss bey Theokrit XI. 23. gelesen werden, οἴχῃ δ' εὐθὺς ἰσῶ, ὄφρα γλυκὺς ὕπνος ἀνῇ με) so wie wir auch §. 21. ια für ιε, seiner abweichenden Quantität wegen, nebst dem regelmässigen γα für γε erwähnt wünschten.

Nach §. 34—40 in welchen von der Veränderung und Auslassung der Buchstaben zum Behuf des Wohlklangs gehandelt wird, folgt §. 41 vom Hiatus, wo der Vf. geneigt ist, das schon §. 20 berührte Digamma dem Homer abzusprechen: jedoch nimmt er diess zum Theil zurück in den der Vorrede angehängten Zusätzen und Berichtigungen, wo er sehr wahr bemerkt, dass das Digamma eigentlich eine Härte der alten Sprache sey, und daher keineswegs als ein Mittel den Hiatus zu vermeiden angesehen werden dürfe. Wir hatten gehofft, Hr. M. würde ein vorzügliches Augenmerk auf das Digamma richten, da, wie wir überzeugt sind,

die genauere Untersuchung desselben von der grössten Wichtigkeit für die ganze Formenlehre ist. Bis jetzt ist mit dieser Sache, die ein muhsames und sorgfältiges Studium des alten Dorismus erfordert, nur Spielerey getrieben worden: sonst würde es keinem Menschen eingefallen seyn, den Gebrauch des Digamma in der alten epischen Poesie in Zweifel zu ziehen.

Auf die Lehre vom ν ἐφελκυστικὸν folgt die vom Apostroph §. 43 ff. die eine ausführlichere und genauere Entwickelung verdient hätte. So finden wir nichts davon erwähnt, dass die Prosaiker sich überhaupt von den Dichtern im Gebrauch des Apostrophs, so wie auch selbst unter einander unterscheiden; dass der Apostroph in mehrern Fällen in der epischen Poesie vernachlässigt werden kann, in andern nicht; dass er bey den Attischen Dichtern, welche keinen Hiatus dulden, nicht vernachlässigt wird. Auch finden wir hier mehreres, was die Probe nicht hält. Wenn Hr. M. sagt, das ι werde nicht elidirt a) in περὶ, so musste er den Aeolischen Dialect ausnehmen; b) in ἔτι, so musste er anführen, dass doch im alten epischen Dialect diese Elision bisweilen vorkomme; c) im Dativ des Sing. und Plur. der dritten Declination, so musste er bemerken, dass die alten Grammatiker bey dem Homer die Elision im Singular leugnen, und eine Krasis annehmen, worin etwas wahres, obgleich keine Krasis, zu liegen scheint; und wenn er sagt, diese Elision komme bey den Attikern überhaupt nur an verdächtigen Stellen vor, so war es nicht überflüssig zu erinnern, dass Porson Addend. ad Toup. in Suid. S. 450 sie im Plural für gänzlich unerlaubt, im Singular hingegen, Supplem. praefat. ad Hecub. S. 22 (wir unsers Theils halten die wenigen Beweisstellen für verdorben) als zulässig angibt. Bey der Elision der Diphthongen war zu bemerken, dass nicht überall, z. B. nicht in allen Infinitiven, nicht in der dritten Person der Optative, nicht in den Nominativen der Nominum elidirt werde, und dass μοι bey den Attikern, wohl auch bey andern Dichtern, nur vor ω elidirt werden könne: s. Koen. ad Greg. Cor. S. 72.

Die Interpunctionszeichen sind §. 60. bloss angeführt; da die neuere Kritik gezeigt hat, von welcher Wichtigkeit die Kenntniss der Art, wie die Griechen interpungiren, ist, so würde ein eignes Capitel davon, wiewohl nicht hier, sondern in der Syntax, von Nutzen gewesen seyn.

Bey den Declinationen glauben wir, dass die Flexionen der dritten doch noch in eine deutlichere und zweckmässigere Uebersicht gebracht werden könnten. Auch ist uns hier einiges aufgestossen, was wir anders angegeben wünschten. So wird S. 77 bemerkt, von den Neutris auf ας sey der Genitiv auf ος gewöhnlicher als auf τος, z. B. κνέφαος, γήραος. Allein es verdiente angedeutet zu werden, dass diese u. mehrere andere Wörter gar nicht den Genitiv auf τος formiren. Ueber eben diese Sache spricht der Verf. S. 100 ziemlich schwankend, so dass man denken könnte, κέρατες bey Xenophon u. σέλας seyen ungewöhnliche Formen. S. 80 soll es *mit letzter* (statt *vorletzter*) *langer Sylbe* heissen, und auch da sollte noch hinzu gesetzt seyn, dass diess bey der Endung des Nominativs auf ς allezeit, bey der auf ν nur bey Masculinis, nicht bey den Neutris, gelte. S. 83 sollte der Genitiv des Plural ἄν, z. B. αἰγῶν, den die Kritik schon längst aus der dritten Declination verbannt hat, entweder übergangen, oder verworfen seyn. S. 101 sollte nicht γοῦνυ, welches nie gesagt worden (eine Stelle in den Persern des Aeschylus ist verdorben) angeführt seyn. S. 109 ist Ἐτεοκλῆς bey Aeschylus Sept. c. Theb. 460. mit Ἐτεοκλῆς unrichtig verwechselt worden, da beydes dort verschiedene Personen sind. Auch verdiente S. 140 angezeigt zu werden, dass die weibliche Endung der Adjective, die sonst auch im Femininо die männliche Endung haben, bloss bey Dichtern des Verses wegen vorkommt. Bey den Comparativen auf ίων würde es dienlich gewesen seyn, zu bemerken, dass ι bey den Epikern kurz, bey den Attikern hingegen lang ist. S. 168 ist das οὐδὲ εἷς der spätern Attiker vergessen. S. 172 führt der Vf. die Genitiven ἐμέθεν, μέθεν, und σέθεν an. Μέθεν haben wir nie gelesen. Den epischen Dativ σεῖ, und mithin die Bemerkung, dass σοί bey den Epikern kein Enklitikon ist, sondern als Enklitikon τοι gesetzt werde, finden wir gänzlich übergangen. Bey dem Dorischen Dativ ἐμίν und τίν ist nicht bemerkt worden, dass in beyden Formen das ι lang ist, und dass beyde Pronomina nicht Enklitika sind, indem die Enklitika auch bey den Doriern μοί und τοί heissen. Aus Mangel an Achtsamkeit auf diese Unterschiede sind von berühmten Kritikern eine Menge Stellen der Bukoliker verdorben worden. Ein gleiches ist der Fall mit dem Dorischen Accusativ τύ, der, was Hr. M. ebenfalls unerwähnt gelassen, blos Enklitikon ist, da das unterscheidende Pronomen im Accusativ σὲ und τὲ hat, welches beydes Hr. M. gar nicht aufführt. Es ist daher die von Toup eingeführte, von Brunck aufgenommene, von Valkenar nicht gemisbilligte Lesart bey Theokrit I. 3. ὃς τυ καταῤῥεῖ nichts als ein Solöcismus. Wo der Verf. von den Prnonominibus handelt, konnte S. 174 wie bey den andern Pronominibus, bemerkt seyn, dass αὐτοῦ u. s. w. zu Anfang eines Satzes nur *er selbst*, oder *allein* bedeute, so auch dass ἑαυτοῦ u. s. w auch von der ersten und zweyten Person gebraucht werde, obgleich Hr. M. diess an einem andern Orte nicht übergangen hat. Wenn er aber hier S. 177 sagt: „Fehlerhaft wäre σφῶν ἑαυτῶν. Doch findet sich ἡμᾶς ἑαυτοὺς Herodot. VI. 12. Plat. Phaed. c. 25." so hat in der Stelle des Herodot schon Hr. M. Schäfer aus Handschriften αὐτοὺς gesetzt, und die Stelle des Plato gehört gar nicht hierher. Die Worte sind: δεῖ ἡμᾶς αὐτοὺς ἑαυτοὺς, *wir müssen uns selbst fragen;* wo also ἡμᾶς und ἑαυτοὺς gar nicht zusammen gehören. S. 181 sollte κεῖνος nicht bloss den Joniern, sondern auch den Epikern und Tragikern beygelegt, so wie auch das Dorische κῆνος erwähnt seyn. S. 183 sollte τίς den Dichtern nicht unbedingt zugeschrieben seyn, da es die Tragiker gar nicht, die Epiker und Homiker nur in bestimmten Bedeutungen und Formeln gebrauchen.

Die Lehre von den Verbis hat Hr. M. äusserst fleissig und sorgfältig behandelt. Jedoch hin und wie-

der wünschten wir theils mehr Deutlichkeit, theils schärfere Kritik. Die Ansicht, die der Verf. S. 187. von den Temporibus gibt, hat allerdings an sich nichts unrichtiges: indessen da hier der Begriff des Aorists, in wiefern derselbe nicht eine gewisse Form in der griech. Sprache, sondern eine Art jede Zeit, die gegenwärtige und zukünftige sowohl, wie die vergangene, zu denken anzeigt, nicht berücksichtigt worden, so entstand daraus der Nachtheil, dass in der beygefügten Tabelle der Temporum das Perfectum, als eine relativ vergangene Zeit, nicht dem Präsens, sondern dem Imperfect und Plusquamperfect gleich gesetzt wurde, und dadurch der durchgängige Parallelismus dieses Temporis mit dem Präsens in der griech. Sprache ins Dunkle zu stehen kam. Anstatt dass die Tempora hier so eingetheilt sind: I. gegenwärtige Zeit, *praesens*, II. vergangene, *a*) absolut vergangene, *aoristus*, *b*) relativ vergangene, α) *Imperfect*, β) *Perfect*, γ) *Plusquamperfect*; III. zukünftige, *a*) in Ansehung des Anfangs, *Fut.* 1. 2. *Act. Med.* *b*) in Ansehung der Vollendung, *Fut.* 1. 2. *Pass.* *c*) in Ansehung der fortdauernden Folgen, *Fut.* 3. *Pass.* so würde unsrer Einsicht nach die Eintheilung philosophisch richtiger und zugleich deutlicher so ausfallen müssen: I. Aoristen. *a*) *Präsens*, *b*) eigentlich sogenannter *Aorist*. *c*) *Futur.* 1. 2. *Act. Med. Passivi.* II. relative tempora, 1) Prasens *a*) zum Präsens, *Präsens.* *b*) zum Präterito, *Imperfect.* *c*) zum Futuro, *Futurum* 1. 2. *Act. Med. Passivi.* 2) Präteritum *a*) zum Präsens, *Perfectum*; *b*) zum Präterito, *Plusquamperfectum*; *c*) zum Futuro, *Futurum* 3. Passivi. 3) Futurum zu allen drey Temporibus, durch μέλλω. Diese Eintheilung bedarf einiger Erläuterung. Es ist nicht völlig richtig, wenn Hr. M. meynt, das Fut. 1. 2. Act. Med. drücke eine zukünftige Handlung in Ansehung ihres Anfangs aus. Nicht auf den Anfang der Handlung wird dabey gesehen, sondern auf ihre Fortwährung. Wahr ist es, wenigstens in vielen Fallen, dass bey dem eigentlich sogenannten Futuro Passivi auf die Vollendung der Handlung gesehen wird: doch ist dies eigentlich nur zufällig, und findet blos da Statt, wo noch daneben das Futurum Medii in passiver Bedeutung gebräuchlich ist, z. B. λέξομαι, ϛήσομαι, λεχθήσομαι, ϛαθήσομαι: wo eigentlich die erstern Formen die Fortdauer der Handlung, die letztern das Vorübergehen derselben andeuten. Die ganze Sache erhält ein Licht durch die Ableitung der Temporum. Wenn man, wie gewöhnlich, was auch Hr. M. thut, den Aorist Act. und Med. vom Futuro ableitet, so muss man nothwendig auf die von Hrn. M. angegebene Ansicht kommen. Allein umgekehrt scheint uns das Futurum vom Aorist abzustammen, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Bey der Entstehung einer Sprache sind die nothwendigsten Begriffe die des Präsens und des Präteriti. Das Futurum entsteht später: daher es den ältesten Wörtern der griech. Sprache, d. i. denen auf μι, fehlt, und in den nothwendigsten derselben von den frühesten Zeiten her noch das Präsens die Bedeutung des Futuri behielt, wie εἰμι. Aus eben dem Grunde druckt die deutsche Sprache das Futurum durch das Hülfsverbum aus. 2) In der ältesten griech. Sprache bediente man sich, als die Nothwendigkeit das Futurum auszudrücken gefühlt wurde, des Conjunctivs der Aoristen, welcher eine Möglichkeit, und in sofern einen dem Futuro verwandten Begriff bezeichnet. Daher noch bey Homer so viele Conjunctive statt des Futuri. Die Uebereinstimmung des Futuri mit dem Conjunctiv des Aorists weiset offenbar darauf hin, dass das Futurum eigentlich Conjunctiv des Aorists war. 3) Aus eben dem Grunde lässt sich einsehen, wie es komme, dass das Futurum, das eigentlich ein Conjunctiv war, in der griech. Sprache keinen Conjunctiv hat. Als nun späterhin das Medium sich vom Passivo zu sondern anfing, und daher der Aorist des Passivs nach den Verbis auf μι formirt wurde, entstand nach derselben Analogie, nach welcher aus dem Conjunctiv des Aorists das Futurum Activi und Medii entsprungen war, zugleich mit Rücksicht auf die schon gebräuchliche Form des Futuri auf σομαι, das sogenannte Futurum Passivi, und behielt daher manchmal die dem Aorist eigene Bedeutung der Vollendung einer Handlung.

Wir wenden uns wieder zu einzelnen Bemerkungen. Bey den Verbis, die mit einem Vocal anfangen, und dennoch das Augmentum syllabicum haben S. 191, würde der Verf. gewiss, wenn er das Digamma berücksichtigt hätte, dieses als den Grund jener Erscheinung angegeben haben. Uebrigens sollte wohl εἵλκυσε unter diesen Verbis ausgelassen seyn, da hier die erste Sylbe, wie man aus εἵλκυσαι, εἱλκύσμην sieht, nicht Augment seyn kann. Eben so sollte auch S. 192 unter den Verbis, die zuweilen nach dem Augment den Anfangsconsonanten verdoppeln, nicht ἔδδυσεν angeführt seyn, das ihn allezeit verdoppelt, oder richtiger, mit einem Digamma ausgesprochen wurde. S. 195 können wir nicht einsehen, warum der Verf. διδύκατο und διδίχαται statt δέδυκτο und δεδίχαται, und nicht statt δέδυκτο und δεδίχαται, gesagt glaube, wenn diess nicht Druckfehler sind, da die richtige Meynung S. 311 vorgetragen ist. Doch Druckfehler findet man in diesem Buche höchst selten, und nur unbedeutende. Τετύκοντο hat nicht, wie S. 196 gesagt wird, die Bedeutung des Plusquamperfects, wie man aus Odyss. ϛ. 61. μ. 207. sieht. S. 200 sollte bemerkt seyn, dass im Aeolischen Dialekt auch περι vor dem Augment das ι verliert. S. 201 f. kann zu den Verbis mit doppelter Reduplication μεμελοποιημένος bey Athenäus X. p. 453. D. hinzugefügt werden.

Wenn Hr. M. S. 203. mit Buttmann einen Trieb der Sprache, die Präsensform entweder durch Verlängerung des kurzen Vocals, oder durch Einschiebung eines oder mehrerer Consonanten, oder gar einer ganzen Sylbe, zu verlängern annimmt, so halten wir diese Ansicht für irrig, und glauben darin eine Spur unvermerkten Einflusses der Hemsterhuisischen Theorie von den Primitiven zu finden. Jene Theorie ist wohl philosophisch wahrscheinlicher, als empirisch richtig: das letzte ist sie zwar in sofern, als die ältesten Wörter gewiss nicht lang waren: aber diess berechtigt nicht, die Einfachheit der ältesten Wörter auch in der Kürze des Vocals zu setzen, wie

Digitized by Google

Hemsterhuis und seine Nachfolger zu thun scheinen. Vielmehr lässt sich aus unzweydeutigen Spuren abnehmen, dass die älteste Sprache der Griechen hart, rauh, und durch schwere Sylben belästiget war. Man hat daher nicht nöthig, einen besondern Trieb der Sprache, die Präsensformen zu verlängern, anzunehmen, sondern man braucht nur auf das in der griech. Sprache überall sichtbare Streben nach Wohlklang zu sehen, so ergibt sich, dass gerade im Gegentheil die Sprache bestrebt war, die Präsensformen wohlklingender und in sofern vielfältig auch leichter zu machen. Dies geschah, indem man theils den langen Vocal mit einem kurzen vertauschte, wie τώμω, νέμω, τρώφω, τρέφω, Φώρω, (wovon Φὼρ, Φώρα) Φέρω, ὤχω, (wovon ὠκωχή, συνοχωκότε,) ἔχω; theils indem man einen Vocal hineinschob, ναμάω, τρωφάω, πώτομαι, πωτάομαι, oder, was noch wohlklingender schien, den ersten Vocal verkürzte, ποτάομαι, κύρω, κυρέω, Φίλω, Φιλέω; theils indem man bey der Verkürzung des Vocals noch einen Consonanten hinzufügte, oder den vorhandenen änderte, ἴπω, ἵπτω, δήπω, δαμβέω, πήθω, τίνθω, πάσχω, πρήγω, τράσσω, κλήγω, κλάζω; theils endlich, dass man Präsentia, die entweder wegen des Zusammenstossens von Vocalen, oder wegen ihrer sonstigen Schwere und Eintönigkeit misfielen, durch verschiedene Arten von Einschiebseln angenehmer zu machen suchte, Φάω, Φαίνω, γνώω, γιγνώσκω, λήβω, λαμβάνω, εὕρω, ἰύρίσκω, δήλω, δαλέω, u. s. w. Wir sind ziemlich überzeugt, dass die ältesten Verba grösstentheils, wo nicht sämmtlich, die Stammsylbe lang hatten, und daher jede Form mit kurzer Stammsylbe auf ein älteres mit langer schliessen lasse. So war z. B. ἄγω wohl die alte Form von ἄγω, wie diess die Composita zeigen. So entstand κέλομαι aus κέλλω, *pello*. Wir wünschten Hr. M. hätte auf diese Analogie, die er übrigens weit mehr als Buttmann berücksichtigt hat, noch mehr Acht gehabt. So würde er z. B. nicht γένω sondern γείνω als das Stammwort von γίνομαι angeführt haben, zumal da ihn die Analogie von τάω, τείνω, κτάω, κτείνω, welche Wörter er S. 308 damit vergleicht, so natürlich auf den richtigern Weg führen konnte. S. 205. sollte bemerkt seyn, dass die Imperfecta auf σκον doch nicht immer ohne Augment gefunden werden, wie Odyss. υ. 7. S. 211 sollte in der letzten Note bey der Bemerkung, dass das α des Futuri nach einem Vocal und dem ρ lang sey, noch περάω in activer Bedeutung, und κεράω, welche ein kurzes α haben, angeführt seyn. S. 212 sind in der Anmerkung 1 die Ausdrücke, *verlängerten den Vocal, der Vocal schon an sich lang ist*, nicht gut gewählt. Die Vocalen, von denen hier die Rede ist, sind kurz, und werden, wie die Grammatiker sorgfältig bemerken, kurz, in κράζω hingegen lang ausgesprochen. Es sollte blos von langen *Sylben* hier geredet seyn. Eben so S. 232, wo der Vf. sagt, wenn das ι schon im Präsens war, wird es im Perf. lang, wie τρίζω, τέτριγα, Φρίσσω, τέΦρικα. Allein nicht alle Verba, die das ι schon im Präsenti haben, haben es lang im Perf. und τέτριγα und τέΦρικα haben es bloss deswegen lang, weil es auch in τρίζω, wie in κρίζω, und in Φρίσσω, wie in πράσσω, πρήσσω, lang ist. Warum Hr. M. S. 218 κέχυκα von χύω, und nicht von χύω ableite, sehen wir nicht ein. S. 221 sollte die epische Form μεμαώτες, τεθνηώτες, nicht übergangen seyn. S. 230 sollte εἶκα nicht dem Homer, aus dem es durch die neuere Kritik verdrängt worden, beygelegt seyn. Was ebendaselbst angeführt wird, ἔπισα aus Eurip. Troad. 293. und πίσεια, Alcest. 471. sind dem Attischen Dialekt fremde Formen, und es muss in der erstern Stelle πρεσίπεισον, und in der zweyten πίσει, ὦ γύναι gelesen werden. S. 234 sagt Hr. M.: „am seltensten hat ein Verbum die doppelten Tempora, Aor. 1. und Aor. 2. Act. wie ἀνήγγειλα und ἀνήγγελον Thuc. VIII. 86. Xenoph. Anab. III. 4, 14.“ Allein ἀνήγγελον ist nie gesagt worden, und bey dem Thucydides ist die wahre, auch von Handschriften bestätigte Lesart, ἀνήγγειλαν, bey Xenophon aber παρήγγειλε, nach einer Pariser Handschrift. Eher hätte ἔλλαυσεν und ἔλλαυ bey Theokrit XIV. 32. angeführt werden können, wenn nicht auch da auf den Fingerzeig einer Handschrift, die ἔλλα' hat, ἔλλαι' gelesen werden müsste. Wenn S. 237 gesagt wird, aus τυπτίμεν sey τύπτειν, und verlängert τύπτειν entstanden, so ist es der Analogie gemässer, aus τυπτίμεν unmittelbar die Zusammenziehung τύπτειν, und hieraus erst durch eine den Doriern auch in den Declinationen eigne Verkürzung τύπτεν abzuleiten. Dass die Dorier die dritte Person des Sing. Präs. auf ι formirt haben, wie S. 244 behauptet wird, ist uns gänzlich unbekannt. S. 246 sollte, wo der Dorischen Form τελέντι Erwähnung geschieht, auch die gleiche Jonische Form, Φερέῖσι, die selbst bey dem Aeschylus, εἰσαγαγοῦσιν, vorkommt, hinzugefügt seyn. Bey den Aeolischen Infinitiven S. 249 γελαῖς, u. s. w. sollte erwähnt seyn, dass die richtigere Schreibart den Accent auf die vorletzte Sylbe setzt. Sehr richtig ist S. 250 der Unterschied der Dorischen Participien εσσα und εῦσα angegeben: doch hätte noch besonders bemerkt werden können, dass die Participia des zweyten Aorists εῖσα haben. Valkenär zu Theokr. I. 85. (Theocriti X. idyllia p. 22.) war hierüber nicht im Reinen. ἘτάΦων, das S. 256 aus Aeschyl. Pers. 995. angeführt wird, ist dort eine sehr unglückliche Aenderung Valkenärs, welches hätte angemerkt werden sollen, um der Stelle nicht grössere Beweiskraft beyzulegen als sie hat. S. 269. N. 5. ist die seltene, auch von Maittaire und dessen neuem Herausgeber vergessene Form des Imperativs im Aor. 2. ποτίθυ statt ποτίθεις bey Theokrit XIV. 45. wenn anders die Lesart richtig ist, ausgelassen. S. 273 ist es nicht richtig gesagt, dass die Dichter auch den kurzen Vocal nach dem langen einschieben, wie δώομεν, παρήστον, welche Formen zu den S. 248 erklärten gehören. S. 280 sollte ἴασι blos für Jonisch, nicht auch für Dorisch ausgegeben seyn. S. 281 ist der Dorische Infinitiv ἦμες, und das Particip ἔντα statt ἐόντα unerwähnt geblieben. Was S. 285 f. von den Formen ἦα, ἦαν, und ἦεν gesagt wird, hat uns nicht überzeugt. Wenn Hr. M. sagt, beyde Formen, ἦα und ἦεν haben in der dritten Person des Plural ἦεσαν, so ist diess offenbar unrichtig, da ἦεσαν von ἦεν gar nicht abgeleitet werden kann, sondern die dritte Person des Plurals

von ἦϊον ebenfalls ἤϊον heissen muss, u. auch wirklich hiess, wie mehr als eine Stelle Homers darthut. Wenn ferner Hr. M. ἦα und ἦεν beydes bald für das Imperfect, bald für den Aorist hält, und dieses durch mehrere angeführte Stellen zu erhärten sucht, so enthalten, unsrer Ueberzeugung nach, die Stellen, in denen ἦα vorkommt, alle die Bedeutung des Aorists; die hingegen, in welchen ἦεν steht, verlangen die Bedeutung des Imperfects. Vor einigen dieser Stellen ist schon ehemals in diesen Blättern, 1806 N. 39. S. 611 ff. gehandelt worden. Wir fügen hier nur das hinzu, dass von dem Aorist ἦα, so viel wir uns erinnern, nur die erste Person des Singular. und im Plural ἦμεν, ἦτε, bey den Attikern angetroffen wird. Daher wir diese Formen bey Plato Rep. X. p. 512. Protag. p. 98. (die Stelle Protag. p. 198 muss falsch citirt seyn) und Euthyd. p. 73. nicht von ἦεν, wie Hr. M., sondern von ἦα ableiten, und folglich mit ihm für Aoristen halten. Bey Aeschines c. Ctesiph. S. 532 glauben wir müsse ἱκέτης gelesen werden. — Διαμαχετίως, was S. 237 als richtig angeführt wird, ist S. 336 mit Recht verworfen worden. S. 303 können wir dem Verf. nicht beystimmen, wenn er von ἄρω und ὄρω, zwey Perfecta ἄρηρα, ἤραρα, ἔρωρα, ὤρορα, annimmt. Unsrer Einsicht nach ist das Perfect blos ἄρηρα und ὄρωρα, der Aorist hingegen ἤραρον und ὦρορον, wie ἤγαγον. Schon dieses, dass von den von Hrn. M. angenommenen Formen ἤραρα und ὦρορα weder die erste Person, noch ein nach ihnen formirtes Plusquamperfect vorkommt, wäre hinreichend, diese Formen verdächtig zu machen. Bedenkt man aber vollends, dass ἤραρα und ὦρορα fast immer activ, und zwar offenbar in der Bedeutung des Aorists vorkommen, (so auch Iliad. ψ. 711, wo wir nicht einsehen, wie der Verf. an das Perfectum denken konnte) so erhält unsre Vermuthung noch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit. Zur völligen Gewissheit wird sie, wenn man sich erinnert, dass von ἤραρον auch andre Formen und Modi vorkommen, wie ἄραρον, die dritte Person des Plural ohne Augment, Iliad. μ. 105. π. 214. der Conjunctiv ἀρήρῃ Iliad. τ. 212. das Participip ἀραρών Odyss. ι. 252. τ. 169. ja dass Iliad. τ. 214. ἄρηρεν auch intransitive Bedeutung hat, ὡς ἄραρον κόφινός τε καὶ ἀσκίδες. So wird demnach auch Odyss. δ. 776. τελέωμεν μῦθον, ὃ δὴ καὶ πάσιν ἐνὶ Φρεσὶν ἤραρον ἡμῖν, Aorist seyn. Wendet man dieselbe Analogie auf ὄρω an, so ist kein Grund vorhanden, warum man in den beyden Homerischen Stellen, die für Hrn. Ms. Meynung zu sprechen scheinen, das Perfect annehmen müsste. Diese Stellen sind Iliad. υ. 77. οὕτω νῦν καὶ ἐμοὶ περὶ δούρατι χεῖρες ἄκοντι μαιμάασιν, καὶ μοι μένος ὦρορε. Odyss. ρ. 539. ἐξ οὗ δορπέσαιμι τε καὶ ὄρομαι ὄϊος ἀοιδός. So fällt auch die Nothwendigkeit weg, ein neues Präsens ἀράρω anzunehmen, von dem Hr. M. ἀράρῃ, ἀράρῃσι, ἀραρών, ἀρηρέμενος, (ein Particip, das wie ὀλωλέμενος formirt ist,) und ἄραρεν bey Sophokles Elektr. 147. ableitet. — S. 305 können wir dem Verf. nicht beytreten, wenn er βέομαι, *ich lebe*, von βάω, *ich gehe* abstammend vermuthet. Wahrscheinlich war es mit βιόω verwandt, wie δύω mit δύω. S. 320 ist durch ein Versehen ἄλασεν aus Aeschyl. Agam. 605. das von λάσω ist, unter ἀλαόω gesetzt worden. S. 329 sollte bey ἱλάσκεσθαι auch die Form ἵλεμαι angeführt seyn. S. 352 ist der Conjunctiv κῆται Iliad. τ. 32. welcher auch Odyss. β. 102, τ. 147. ω. 136. hergestellt werden muss, ausgelassen. S. 339. hätte ἐτάνυε aus Theokrit IV. 7. angeführt werden können, welches dort, nicht, wie Gregor. Cor. will, das Plusquamperfect seyn kann, sondern das Präsens von ἐτάνω, wo nicht gar ἐτανῦε von ἐτανύω ist, das in den Orphischen Argonauticis vorkommt. Οὖτα S. 340 und ἧκα kann nicht für den Aor 2. ausgegeben werden, sondern ist eine völlig anomalische Form in der Bedeutung des Aorists. Ebendahin gehört πίτνα Iliad Φ. 7. das gleichfalls Aorist, und nach unserm Dafürhalten wie εὖρα und ἧκα mit kurzer Endsylbe ist, nicht Imperfect, wie Hr. M. S. 343 meynt, wo er sich auch in Anführung einer Stelle des Hesiodus, O. et D. 510. versehen hat, in welcher nicht πίτνᾷ, sondern πίλνᾷ steht. Wenn S. 341 πίτνω angeführt ist, so sollte noch weniger πιτνάω vergessen seyn; ja wir glauben behaupten zu können, dass von πίτνω nichts als der Aorist 2. gebräuchlich war, im Präsens hingegen πιτνάω gesagt wurde. Von den Stellen, die man uns entgegensetzen könnte, sind die allermeisten von den Herausgebern falsch accentuirt worden, und die wenigen, die dann übrig bleiben, haben andere Kennzeichen einer verfälschten Lesart. Ἱμείρομαι, S. 343 sollte wohl eher von πλέω, wovon πλείω, als von πλάω, abgeleitet seyn. Wenn Hr. M. S. 352 ἀνῴξαι bey Herodot I. 157 verwirft, und ἀνοῖξαι für die ächte Schreibart hält, so musste er auch VI. 66. ἀνοίξεῦ lesen. Denn ἀνοίγνυμι von ἄνομαι, ἄοιγα, wie er will, herzuleiten ist gegen die Analogie. Wir wagen jedoch weder ἀνῴξαι noch ἀνῳξός (so glauben wir müsse dies Wort geschrieben werden) zu verändern, da diese Formen eine Eigenheit des Ionischen Dialekts zu seyn scheinen. S. 353 musste freylich Hr. M. φυῇ bey Plato Epist. p. 134 und Theocrit XV. 94 des Accents wegen von ἐφύην ableiten: allein beym Theokrit, wo nicht nur die erste Sylbe lang ist, und mithin dieser Ableitung widerstreitet, sondern auch der Optativ erfordert wird, muss es φυίη von ἔφυν heissen. Bey den Adverbiis S. 336 ff. hätten noch mehr Endungen, z. B. ἐξαίφνης, παναχηδόν, μίννυθα, so wie auch das Neutrum des Singulars und Plurals, desgleichen τὸ καλόν, τὸ καρτερόν, τὰ μάλιστα erwähnt werden können, wenn anders der Vf. hier Vollständigkeit beabsichtigte.

Wir kommen zu dem Theile, durch den sich die gegenwärtige Grammatik vor allen andern ohne Vergleichung auszeichnet, zu der Syntax. Mit Vergnügen haben wir den Scharfsinn des Vfs. bey Erklärung und Zusammenstellung so mancher Redensarten, den ausnehmenden Fleiss im Sammeln der Eigenheiten der griechischen Sprache, die muhsame Sorgfalt, mit der er alles durch eine hinlängliche Anzahl wörtlich angeführter Stellen belegt, wahrgenommen und bewundert, und Hr. M. wird sich gewiss dadurch den Dank aller Schulmänner, für welche diese Grammatik ein unentbehrliches Buch ist, so wie eines jeden, dem an gründlicher Kenntniss der griechischen Sprache liegt, in reichem Maasse erwerben. Es wurde unge

recht seyn, wenn wir das, was nach unserm Urtheil anders, oder zweckmässiger, oder vollständiger hätte abgehandelt werden können, dem Vf. als Fehler anrechnen wollten. Bey einer so reichhaltigen und schwierigen Materie ist es kein Wunder, wenn erst mehrere Versuche, das Mannigfaltige zu ordnen und unter die gehörigen Gesichtspunkte zu bringen, gemacht werden müssen, ehe ein systematisches und überall zusammenhängendes Ganzes entstehen kann. Aber eben um deswillen glauben wir, werden unsere Leser weniger eine Anzeige dessen, was sie in Hrn. Ms Grammatik so genau und fleissig dargestellt finden, als die Anführung dessen wünschen, was etwa nach einer andern Ansicht noch ferner für die Vervollkommnung der griechischen Syntax gethan werden müsse. Der Vf. handelt erstens vom Artikel, sodann vom Nomen, und vorzüglich vom Gebrauch der Casuum, von der Verwechselung der Substantive unter sich und mit Adjectiven, der Umschreibung, Apposition, von Verbindung der Adjective, Adjectivpronominum, und Participien mit Substantiven; vom Adjectiv insbesondere, vom Gebrauch des Comparativs, vom Gebrauch der Pronominum; sodann vom Verbum, dessen Temporibus, Modis, dem Unterschiede des Infinitivs und Particips; ferner von der Construction der Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen, und endlich von einigen besondern Constructionsarten. So einfach auch diese Ordnung zu seyn scheint, so hat sie doch, was freylich überhaupt schwer zu vermeiden ist, den Nachtheil gehabt, dass von manchen Redensarten an mehreren Orten gehandelt, und daher die leichte Uebersicht etwas erschwert werden musste. Ferner war es bey dieser Ordnung nicht überall thunlich, das, was durchgängige Eigenheit der Sprache ist, zusammenzustellen, so sehr auch der Vf. sich diess zu thun bemuht hat. Gewiss wird niemand den oben erwähnten Grundsatz misbilligen, den der Vf. hierbey vor Augen hatte, die Eigenheiten der griechischen Sprache nach den ihnen zum Grunde liegenden leitenden Principien, in so fern sich diese an der Sprache, als einem historischen Factum, nicht in einer von der Erfahrung getrennten Speculation, darthun lassen, zu entwickeln. | Man wird es daher eben so wenig misbilligen, dass der Vf. nicht, wie man sonst immer that, auf die lateinische Sprache Rücksicht nahm, wodurch manche falsche Ansichten in die griechische Syntax gekommen waren; obgleich man wünschen könnte, dass der Vf. dieser Regel noch treuer gewesen wäre, und lieber die deutsche Sprache, die der griechischen selbst in manchen Analogien der Wortbildung so ähnlich ist, öfter in Vergleich gestellt hätte. Aber jener Hauptsatz, die empirischen Principien der Sprache aufzusuchen, und nach ihnen die Sprache als ein Ganzes darzustellen, scheint uns einer festern Bestimmung zu bedürfen, und, wenn diese möglich ist, manche andere Resultate zu geben. Denn im Ganzen mussen wir gestehen, die Einheit der Principien, nach welchen der Vf. der Vorrede zu Folge strebte, nur hie und da in einzelnen Theilen der Syntax gefunden zu haben. Unsere Ansicht der Sache ist folgende. Die Principien, welche einer Sprache zu Grunde liegen können, sind von zweyerley Art. Die einen sind die Begriffe der nothwendigen Redetheile und Redeformen. Diese müssen sich, weil sie aus dem Begriffe der Sprache überhaupt folgen, und daher allen Sprachen gemein seyn müssen, durch blosse Speculation a priori angeben lassen. Wenn hierin eine Sprache reichhaltiger oder verschiedenartiger ist, als eine andere, so macht diess in jenen Begriffen selbst keinen Unterschied, sondern es kommt nur noch theils auf hinlängliche empirische Kenntniss, theils auf richtige Beurtheilung an, um zu wissen, welche Form jedem Begriffe entspreche, und wie weit die Cultur einer Sprache im Unterscheiden verschiedener Begriffe vorgerückt sey. Die zweyte Art von Principien besteht in dem Gange, den jede Sprache in der Verbindung der Begriffe nimmt. Da dieser Gang von Willkühr, von zufälligen Ansichten, von allmähliger Gewöhnheit abhängt, so sind diese Principien ihrer Natur nach bloss empirisch. Um die Schwierigkeiten, von denen die Aufsuchung derselben nothwendig begleitet ist, zu heben, gibt es nur ein einziges Mittel, welches darin besteht, dass man die Entstehungsart der verschiedenen Redensarten aufspure, wodurch man endlich nothwendig von selbst auf die möglichste Einheit der Principien geleitet wird. Die Eigenheiten der griechischen Sprache namentlich glauben wir auf zwey Principien zurückführen zu können, auf den *Hang, die Sätze zu limitiren*, und auf *Nachlässigkeit*. Nur das zweyte dieser Principien, theils weil es paradox scheint, theils als das vielumfassendste, bedarf einer nähern Erörterung. Die Nachlässigkeit, die durchgängig in der griechischen Syntax sichtbar ist, begreift folgende vier Arten unter sich, *Pleonasmus*, *Ellipse*, *Brachylogie*, *Vermischung verschiedener Redensarten*. Wir begnügen uns, jeden dieser Begriffe zu definiren, und nur ein paar Worte zur Erläuterung hinzuzufügen. *Pleonasmus* ist das Setzen gänzlich überflüssiger Wörter. Dass diess nur sehr selten vorkomme, und zwar bloss in einigen gebräuchlichen Redensarten, in die sich allmählig eine solche Nachlässigkeit einschlich, versteht sich von selbst. Denn ein Wort, dessen Auslassung auch auf die leiseste Art dem Satze eine andere Wendung geben würde, kann vernünftiger Weise nicht zu den Pleonasmen gerechnet werden. Wahre Pleonasmen sind oft das doppelte ἄν, oder πάλιν αὖθις, und dergleichen. *Ellipse* ist die Auslassung eines Wortes, ohne dessen Supplirung der Satz völlig unverständlich seyn würde, z. B. ἢ ἄριον, εἰ δ' ἄγε. Bey jedem Neutro des Adjectivs χρῆμα oder πρᾶγμα zu suppliren, ist ein gedankenloser Einfall pedantischer Grammatiker. *Brachylogie* ist die Art zu reden, durch welche eine nothwendige Bestimmung des Satzes auf eine solche Art weggelassen wird, dass die Rede vollständig ist, der Gedanke hingegen mangelhaft bleibt: ἐπὶ πλείων χρόνος, ὃν δεῖ μ' ἀρέσκειν τοῖς κατὰ τῶν ἐνδόξων. *Vermischung verschiedener Redensarten* endlich ist diejenige Art sich auszudrücken, da zwey unvereinbare Constructionen so mit einander verbunden werden, dass eine jede derselben nur durch Vor-

aussetzung einer andern mit ihr vereinbaren Construction erklärt werden kann: ὡς φαμένη, καὶ κερδοσύνῃ ἠγήσατ' Ἀθήνη, wo, wenn ὡς φαμένη richtig construirt seyn seyn soll, in der folgenden Construction καὶ wegbleiben muss; und wiederum, wenn καὶ ἡγήσατο richtig construirt seyn soll; ὡς εἶφη statt der Participialconstruction gedacht werden muss. Unter diese letzte Rubrik lassen sich bey weitem die meisten Eigenheiten der griechischen Sprache, ja selbst eine Menge ganz gewöhnlicher und zur Regel gewordener Formeln, die auf den ersten Anblick sonderbar und unerklärlich scheinen, mit leichter Mühe zurückführen. Wir würden demnach diess für die zweckmässigste Einrichtung der griechischen Syntax halten, wenn, nach vorausgegangener Erörterung dieser zwey Principien, des Hanges, die Sätze zu limitiren, und der zur Gewohnheit gewordenen Nachlässigkeit, die einzelnen Theile der Sprache durchgegangen, und, nachdem bey jedem Theile dessen Beschaffenheit und die daraus folgenden Constructionen erklärt worden wären, die aus den beyden angegebenen Principien abgeleiteten Redensarten in einer zweckmässigen Ordnung erläutert würden. Auf diese Art scheint am leichtesten und deutlichsten die Einheit, nach der Hr. M. strebte, die er aber eben, weil er nach andern Ansichten arbeitete, nicht überall erreichen konnte, zu erlangen zu seyn. Wir wollen nunmehr die Syntax, welche uns Hr. M. gegeben hat, im Einzelnen betrachten, und das, worin wir ihm nicht beytreten können, in Beziehung auf die so eben aufgestellten Grundsätze anders zu erklären versuchen.

Gleich bey dem Artikel S. 367, von dem Hr. M. sehr ausführlich handelt, würde die ganze Materie mehr Licht erhalten haben, wenn der Vf., anstatt zu bemerken, dass der Artikel bey Homer, Hesiodus und andern ältern Dichtern meistens nur als Pronomen demonstrativum vorkomme, ihn geradezu als das, was er ursprünglich war, als Pronomen demonstrativum aufgestellt hätte. Wenn Hr. M. sagt, es gebe mehrere Stellen, wo auch bey diesen Dichtern der Artikel nach dem Sprachgebrauch der Attiker bey Nominibus propriis stehe, und eine Auszeichnung bedeute, z. B. τὸν Χρύσην ἠτίμησ' ἀρητῆρα, τὸν Τηλεφίδην, ἡρω' Εὐρύπυλον (wenn es dort nicht heisse, jenen bekannten Sohn des Telephus): so scheint nicht nur die Parenthese dasselbe, was der Hauptsatz, zu enthalten, sondern die Behauptung selbst ungegründet zu seyn. Der Artikel zeigt durchaus nie eine Auszeichnung an. Diess ist bloss eine Erfindung einiger Interpreten, die nicht wussten, was sie mit dem Artikel anfangen sollten. In den angeführten und vielen andern ähnlichen Stellen ist der Artikel wahres Pronomen demonstrativum; sonst wäre τὸν Χρύσην ἀρητῆρα ein Solöcismus. Hr. M. führt gleich darauf noch mehrere Stellen des Homer an, die, wie er meynt, dem attischen Sprachgebrauch sehr nahe kommen. Aber auch in diesen Stellen sämmtlich ist der Fall derselbe, wie das angeführte τὰ τεύχεα καλὰ beweist, welches, wenn hier an den Artikel zu denken wäre, τὰ καλὰ τεύχεα heissen müsste. Wollte Hr. M. Stellen aus dem Homer anführen, in denen schon Spuren des Artikels vorkommen, so fehlte es daran gar nicht, z. B. Iliad. ν. 33. ξ. 213. π. 521. ρ. 80. u. s. w. obgleich der ganze Homerische Artikel noch einer genauern Untersuchung bedarf. Der Artikel nun, als Artikel, ist eigentlich nichts als eine Nachlässigkeit der Rede, da erst das Pronomen demonstrativum gesetzt, und darnach, zu dessen Erklärung, das Nomen selbst hinzugefügt wird: ὁ ἀνήρ, *dieser, nämlich der Mann.* Hieraus folgte natürlich, dass, als diese Art zu reden allgemein geworden war, und man an eigentliches Pronomen nicht mehr dachte, seine Bedeutung in der Beschränkung des Nomens auf ein bestimmtes Subject, oder auf eine ganze Classe von Subjecten bestand. Eben so verhält es sich in der deutschen Sprache, in welcher der Artikel anfänglich Pronomen war, wie er es noch im gemeinen Leben ist, wo er, wie im Griechischen, schärfer accentuirt wird. So ist *man sagt* eigentlich *ein Mann sagt*, ganz wie bey Homer, ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ἐνίσσαιτο μετελθών. Hätte Hr. M. den Artikel von dieser Seite angesehen, so würde er die Fälle, in denen derselbe gebraucht wird, in eine weit kürzere und doch ungleich fasslichere Uebersicht gebracht haben, wodurch manches, das jetzt dunkel erscheint, von selbst in ein helles Licht gekommen seyn würde. So gehören §. 264. S. 370 f. die Numern 1. 2. 5. οὗτος ὁ, πάντες οἱ, ἅπας ὁ, zu einer einzigen Redensart, die wieder aus einer neuen Apposition entstanden ist, οὗτος, ὁ ἀνήρ, *dieser, der Mann da*, u. s. w. Die umgekehrte Apposition ist in den Redensarten ὁ ἀνὴρ ὅδε, ἡ ἡμέρα ἐκείνη, ἡ ἀρχὴ ἁπάσης. Gänzlich ausgelassen hat Hr. M. die auf den ersten Anblick befremdend und aller Regel zuwider scheinende Redensart ὁ ἐκεῖνος ἀνήρ, die alles Unregelmässige verliert, sobald man sich erinnert, dass ἐκεῖνος eigentlich ein Adjectivum von ἐκεῖ ist, *der dortige.* Was S. 370 über σὸν ἔργον und σὸν τὸ ἔργον bemerkt wird, das erstere werde gesagt, wenn die nähere Bestimmung noch folge, das zweyte, wenn die nähere Bestimmung in dem Substantiv ἔργον mit gedacht werde, ist nicht deutlich genug ausgedrückt, und es würde daher schwer fallen, Stellen wie Eurip. Hel. 839. Electr. 672 mit dieser Regel in Eintracht zu bringen. Ueberhaupt hätte man hier nicht erwartet, dass der Vf. von dem Unterschiede zwischen σὸν ἔργον und σὸν τὸ ἔργον, sondern von dem zwischen σὸν ἔργον und τὸ σὸν ἔργον sprechen würde. Der hier aus Sophokles Phil. 15. angeführte Vers steht nicht dort, obwohl auch in dieser Sophokleischen Stelle σὸν ἔργον vorkommt, sondern im Prometheus des Aeschylus V. 640. Noch unbestimmter sagt Hr. M. S. 372, der Artikel stehe bey τοιοῦτος, wenn es durch kein hinzugefügtes Substantiv bestimmt sey: wobey er gegen seine Gewohnheit keine Stellen anführt, sondern bloss auf Hrn. Schäfers Meletem. in Dion. Hal. p. 32 und 97. Not. 43 verweist. Hr. Schäfer verbessert dort einige Stellen, aber ohne die Regel anzugeben, die so, wie Hr. M. sie ausdrückt, gar nicht wahr ist. Τοιοῦτος heisst *ein solcher*, ὁ τοιοῦτος, *der, welcher ein solcher ist.* Daher steht τοιοῦτος ohne Artikel, wenn der Gegenstand ganz unbestimmt ist, *irgend ein solcher.*

Digitized by Google

Iliad. π. 847. τοιοῦτος δ' εἶπερ μοι ἐείκοσιν ἀντιβόλησεν, ρ. 643. ἀλλ' οὔτε δύναμαι ἰδέειν τοιοῦτον Ἀχαιῶν. Odyss. δ. 269. ἀλλ' οὔτω τοιοῦτον ἐγὼν ἴδον ὀφθαλμοῖσιν, οἷον Ὀδυσσῆος ταλασίφρονος ἔσκε φίλον κῆρ. Aeschylus Prom 28. τοιαῦτ' ἀκήρυκτ' οἶδ' ἐπωπὴν τοῦ φιλανθρώπου τρόπου. In solchen Fällen aber, in denen entweder bestimmt nicht irgend ein solcher, sondern der, welcher ein solcher ist, angezeigt werden soll, oder oft auch, wo es gleichgültig ist, ob schlechthin ein solcher, oder der, welcher so ist, genannt werde, muss oder kann der Artikel stehen: z. B. οἱ τοιοῦτοι κακοί εἰσι, *jeder, der so ist, ist schlecht*, Den Artikel hier weggelassen, würde es heissen, *einige solche Leute sind schlecht*. χρήσιμος ἐς τοιαῦτα heisst, *gut zu irgend so etwas*: χρήσιμος ἐς τὰ τοιαῦτα, *gut zu allen solchen Dingen*. — Wenn der Verfasser S. 374 sagt, nach den Verbis *nennen* habe das Prädicatssubstantiv den Artikel bey sich, wo man im Deutschen auch den unbestimmten Artikel setze, so ist diess ebenfalls unrichtig. Im Deutschen muss hier eben so nothwendig der bestimmte Artikel stehen, wie im Griechischen, und in beyden Sprachen muss er wegbleiben, wenn der Sinn es verlangt, wie die angeführten Stellen zeigen. Z. B. προδότην ἀνακαλοῦντες, *sie nannten ihn einen Verräther*, welches andeutet, dass es auch mehrere Verräther bey der Sache gegeben haben kann: ἀνακαλοῦντες τὸν προδότην, *sie nannten ihn den Verräther*, welches darauf hinweist, dass nur von einem einzigen Verräther die Rede seyn könne. S. 379 handelt Hr. M. von der Redensart οἱ ἀμφί τινα, welcher er drey Bedeutungen beylegt, von denen nur zwey mit Zahlen bezeichnet sind; die dritte scheint in der Anmerkung S. 381 enthalten zu seyn. Wenn der Verf. hier in der Homerischen Stelle, οἱ δ' ἀμφὶ Πρίαμον καὶ Πάνθοον ἠδὲ Θυμοίτην, diese Worte anstatt Πρίαμος gesetzt hält, so können wir ihm aus dem Grunde nicht beypflichten, weil diese Redensart theils viel neuer, theils bloss der Prosa eigen ist. Auch spricht Homer nach seiner Gewohnheit nachlässig. Er wollte sagen, οἱ δ' ἀμφὶ Πρίαμον, Πάνθοος, Θυμοίτης, u. s. w. vergisst sich aber und setzt auch diese und noch mehrere Namen in die Construction des ἀμφὶ, bis er am Ende wieder in den rechten Weg zurückkehrt, und mit Οὐκαλέγων τε καὶ Ἀντήνωρ im Nominativ schliesst. S. 386 sind in der Anmerkung verschiedene Dinge nicht geschieden worden. Τἄλλα τἀγαθὰ ist eine Apposition: *das übrige, das Gute*. Τὸ ταὐτὸν, τὸ θάτερον muss nothwendig gesagt werden, wenn man nicht *dasselbe, das verschiedene*, sondern *das, was an sich dasselbige, an sich das verschiedene ist*, ausdrücken will. S. 414 erwähnt der Vf. den Accusativus absolutus, der statt des Nominativs steht, und erklärt ihn durch *quod attinet*. Nimmt man auf die so gewöhnliche Nachlässigkeit Rücksicht, so bedarf man dieser Erklärung nicht. Μητέρα δ', εἰ οἱ θυμὸς ἀφορμᾶται γαμέεσθαι, ἂψ ἴτω ἐς μέγαρον. Der Dichter fing an, als wollte er sagen, μητέρα δὲ κέλευσον ἐς μέγαρον ἰέναι. Eben so im umgekehrten Falle, wo niemand an ein *quod attinet* denken kann: Φημὶ γὰρ οὖν κατακτῆσαι ὑπερμενέα Κρονίωνα, ἀρρήκτων ἐπιδεῖν, ἐναίσιμα σήματα φαίνων, als hätte er angefangen, κατένευσε γάρ, Φημί, Κρονίων. S. 415, wo davon die Rede ist, dass, wenn Nomina der ersten und zweyten und dritten Person verbunden werden, das Verbum in der vorzüglichern Person, d. i. der ersten oder zweyten, zu stehen pflege, konnten unter den Ausnahmen passendere Stellen angeführt werden, z. B. Iliad. ρ. 248 ff. S. 416. 421 f. sollte die Bemerkung, dass der Singular des Verbi mit dem Plural oder Dual des Nomens construirt werde, doch nicht so bloss hingestellt, sondern der Ursprung dieser Art zu reden entwickelt seyn, wozu das S. 421, 1. angeführte Zeugniss des Eustathius, dass diess Δωρικώτερον sey, von Nutzen seyn konnte. S. 421 in der Anmerkung erklärt Hr. M. eine Stelle des Hesiodus, unserer Ueberzeugung nach, auf eine viel zu sehr erkünstelte Art, wenn er ἐννέα für den Nominativ nimmt, (ἐννέα (*scil.* μοῖραι) περὶ γῆν τε καὶ εὐρέα νῶτα θαλάσσης δίνῃς ἀργυρέῃς εἰλιγμένος εἷς ἅλα βάλλει) und die Stelle bloss dem Sinne nach construirt glaubt. Wir nehmen ganz einfach ἐννέα für den Accusativ, nämlich μοίρας, und construiren es mit βάλλει. So sagt Dionys. Perieg. 352. Θύμβρις ἑλισσόμενος καθαρὸν ῥόον εἰς ἅλα βάλλει, welche Redensart bey eben diesem Dichter auch V. 783 vorkommt. Unrichtig ist, was S. 423 gesagt wird: „wenn zwey oder mehrere Sub„stantive durch ἤ, *oder* verbunden werden, die sich „wechselsweise ausschliessen, so sollte das ihnen ge„meinschaftliche Verbum eigentlich im Singulari ste„hen: aber zuweilen steht es im Plurali. Longin. „14. τῶς ἐν Πλάτωνι ἢ Δημοσθένους ὕψωται, ἢ ἐν ἱστορίᾳ Θου„κυδίδης." Diess kann, wo die Substantiven einander wechselsweise ausschliessen, durchaus nicht geschehen, wohl aber im Gegentheil, wenn sie, wie in der Stelle des Longin, einander nicht ausschliessen, sondern zugleich mit einander bestehen können. Die Bemerkung S. 423. §. 304. dass der Numerus des Verbi sich bisweilen nach dem als Prädicat gesetzten Substantiv richte, bedurfte, um eine deutliche Einsicht zu begründen, der Erklärung, dass in solchen Stellen diese offenbar fehlerhafte Construction nur scheinbar sey, und verschwinde, sobald man jene Stellen, wie es sich gebührt, durch Apposition auslegt: z. B. ἦσαν δὲ σάδιοι οὐκ ἐλάσσονες τὸ μεταίχμιον αὐτέων ἢ ὀκτώ: *es waren nicht weniger als* 8 *Stadien, nämlich der Zwischenraum*. Τὸ δ' ὦν τάλαι αἱ Θῆβαι Αἴγυπτος ἐκαλέετο, *es wurde Aegyptus genannt, Theben*. In dieser Stelle konnte zwar Herodot auch πόλις im Sinne haben, da die Sache eigentlich ein Singular ist. Ἐξὸν δὲ δύο λόφω ἡ Ἰδομένη ὑψηλώ, *es sind zwey hohe Hügel, Idomene*. S. 429 hätte der Vf. nicht sagen sollen, dass in Stellen, wie diese, ὁ Φαληρεὺς οὗτος Ἀπολλόδωρος, οὐ περιμενεῖς, der Nominativ statt des Vocativs stehe. Es ist diess eine wahre Apposition, wie in der folgenden Stelle, σὺ δὲ, ὁ ἄρχων, und diese Apposition steht deswegen nicht im Vocativ, weil sie bloss objectiv den Gegenstand charakterisirt, nicht dessen Beziehung auf das sprechende Subject ausdrückt, welche durch den dabey stehenden oder stillschweigend verstandenen Vocativ angezeigt wird.

Sehr ausführlich handelt der Vf. 430—508 vom Gebrauch des Genitivs. Indem wir dem Fleiss und der Sorgsamkeit, die sich hier überall zeigt, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, müssen wir doch gestehen, dass uns die hier gegebene Darstellung im Ganzen unbefriedigt gelassen hat. Es ging dem Vf.

selbst so, der in der Vorrede S. XVII, bekennt, dass ihm noch der allgemeine Gesichtspunct fehle, unter welchem sich die vier Classen von Gebrauchsarten, die er aufgestellt hat, vereinigen lassen. Wir sind überzeugt, dass, wenn der Vf. sich einer andern Classification bedient hätte, diese Vereinigung weit leichter gewesen, und daher die S. 430 f. gegebene Beschreibung des Genitivs, die so schwankend ist, dass sie mehr auf die gesammten Casus obliquos passt, anders ausgefallen seyn würde. Ueberdiess musste, wenn ein Casus vollständig erklärt werden sollte, auch der Grund angegeben werden, warum er von gewissen Präpositionen regiert werde, welches hier nicht geschehen ist. Die vier Classen von Bedeutungen, welche Hr. M. angibt, sind folgende: I. S. 432. *in Ansehung*. Offenbar ist diese Erklärung zu unbestimmt, und daher zu viel umfassend: auch hat sie, was nicht seyn darf, den Fehler, dass sie einen Hulfsbegriff enthält, der in dem Genitiv selbst nicht angetroffen, sondern noch dazu gedacht wird. II. S. 476. *partitiv*, als die Beziehung eines Ganzen auf seine Theile. III. S. 495. um *die Person* zu bezeichnen, *an der sich etwas befindet*, sey es als Eigenthum, oder als Eigenschaft, Gewohnheit, Pflicht u. s. w., auch *diejenige, von der etwas herruhrt*. IV. S. 502. bey Verbis, die mit Präpositionen zusammengesetzt sind, welche, von dem Verbo getrennt, in derselben Bedeutung den Genitiv regieren würden. Diese vierte Bestimmung ist, wenn man nach der Erklärung des Genitivs in diesen Constructionen fragt, eigentlich ein Zirkel. Nimmt man an, wogegen sich schwerlich etwas erinnern lässt, der Genitiv drücke ein Object als Substrat in Beziehung auf die ihm zukommenden Accidenzen aus. (s. Hermann de em. rat. Gr. gr.) so glauben wir alle Constructionen des Genitivs auf folgende drey Fälle zurückführen zu können: I. Die erste ist die ganz einfache Construction des Genitivs mit dem das Accidenz bezeichnenden Nomen, das entweder ausdrücklich gesetzt, oder verstanden wird, manchmal selbst als ein nicht bestimmtes Nomen: Πηλέως υἱός, ὁ Πηλέως, εἷς τῶν πολιτῶν, τῶν μενόντων εἶναι. Denn offenbar ist auch der Theil ein Accidenz des Ganzen. Dahin gehört auch das Sophokleische ἀλλ' ἔξι τοῦ λέγοντος, ἣν Φόβους Φέρῃ, wo nicht deutlich, aber denn doch gedacht wird der Begriff *Anhänger*. Eben dahin gehören Redensarten, wie folgende, ἀκράτου ἐπιχεῖσθαι, οἴνου γεύσασθαι, ἡδονῶν ἀπολαύειν, χειρὸς λαβεῖν. Von derselben Art ist der Genitiv bey Ausrufungen; z. B. τῆς λεπτότητος τῶν Φρενῶν, nämlich οἷον τὸ θαυμαστόν. II. Die nachlässige Construction, welche in Vermischung zweyer Redensarten besteht. Diese Construction begreift eine unzählige Menge Fälle unter sich. Am deutlichsten erscheint der Ursprung dieser Art zu reden in solchen Phrasen, wie ἀχαλκος ἀσπίδων, d. i. ἄνευ χαλκοῦ ἀσπίδων, παύεσθαι ἔργου, d. i. παῦλαν ἔργου ποιεῖσθαι. So das Horazische, *desine mollium tandem querelarum*, d. i. *finem fac*. Wir setzen als Beyspiele noch einige dieser Redensarten mit deren Erklärung her: ἄξιος τιμῆς, von ἄγειν, eigentlich ἀγωγὴν τιμῆς ποιεῖσθαι ἱκανός. ὠνεῖσθαι δράχμης, δράχμης ὦνον διδόναι. χολοῦσθαί τινες, χόλον τινὸς ἔχειν. μέλεος τῆς τύχης, τὸ μέλειν τῆς τύχης ἔχων. λίσσομαι Διός, Διὸς λιτὰς ποιῶ. γονάτων ἱκετεύω, ἱκέτης εἰμὶ γονάτων. πρῆσαι πυρὸς θύρετρα, πρῆσαι θύρετρα, ἐμπρῆσαι πυρὸς ποιήσαντα. Hieher gehören auch die Beyspiele, in denen Hr. M. S. 439 f. einen Genitivus absolutus annimmt. Eben so ist auch der Genitiv bey dem Comparativ zu erklären: κρείσσων τούτου ist τὸ τούτου, κρεῖσσον ἔχων, *das, was dieser hat, besser habend*. Ja, was am auffallendsten scheinen muss, nicht bloss mit Adverbien, sondern auch mit den Partikeln, die den Genit. regieren, hat es dieselbe Bewandniss. Ὡς ποδῶν εἶχον, οἷαν τοιότητα ποδῶν εἶχον, wie ἐς τοῦτο τέλμης und ἐκεῖσε τέλμης. Τοῦ βίου εὖ ἧκειν, ἧκειν τὸ εὖ ἔχοντα τοῦ βίου. πέλας θρόνων, ἐν τῷ πλησίον τῶν θρόνων. Bedenkt man, dass, wie die Homerische Sprache deutlich anzeigt, alle Präpositionen ursprünglich Adverbia waren, so hat der Genitiv dabey nichts befremdendes: εἴσω, ἔξω, ἐντὸς, ἐκ δόμων, *in introitu, exitu, interiore loco aedium*. ἀπὸ Θηβῶν, ἐν καταλείψει Θηβῶν u. s. w. III. Da die Construction des Genitivs bey so vielen Präpositionen eingeführt worden war, und der grösste Theil dieser Präpositionen die Bezeichnung einer Trennung und Entfernung mit sich führte, so entstand ein elliptischer Gebrauch des Genitivs, in welchem diese Präposit. bey Verbis, die ein Trennen und Entfernen bedeuten, ausgelassen wurden, z. B. ἀμύνειν τινός, μετοικίζειν τόπου u. s. w. So auch, obgleich sehr selten, und nur bey Dichtern, die Präpositionen, welche auf die Ursache hindeuten, wie in den S. 473 angeführten Stellen, πληγεὶς θυγατρὸς τῆς ἐμῆς, σᾶς ἀλόχου σθαγεὶς Αἰγίσθου τε. Nicht leicht durfte eine den Genitiv in andern Bedeutungen regierende Präposition ausgelassen werden. Bey Pindar, Olymp IV. 18 wird Ψαυμις γὰρ ἦκεν ὀχέων gewöhnlich falsch durch Supplirung von ἐπὶ erklärt. Man muss zum Genitiv wie zum Verbo κῶμος aus dem Vorhergehenden verstehen. — S. 461 in der Note sagt Hr. M., „dass in diesen Verbis der „Begriff eines Comparativs liegt, erhellt aus der Con„struction von κρατέω. Thuc. VII. 49. ταῖς γοῦν ναυσὶν ἢ „πρότερον θαρσήσει κρατηθείς, i. e. μᾶλλον θαρσῶν ταῖς ναυσὶν „ἢ πρότερον.“ Diese Construction hätte Hr. M. doch durch andere und sicherere Stellen, dergleichen aber freylich nicht gefunden werden dürften, darthun müssen, als durch diese Stelle des Thucydides, an der alle Erklärer gescheitert sind. So viel wir einsehen, kann auch diese Stelle nichts beweisen, sondern man muss bloss μᾶλλον suppliren, und die Worte so verstehen: *auch wusste er, dass er sich, nach erlittener Niederlage, mehr auf die Schiffe, als vorher, verlassen konnte:* weil man nämlich nun vorsichtiger und erbitterter zu Werke gehen würde. — S. 494 hat Hr M. mit andern Erklärern eine Stelle des Pindar, Ol. X. 48, wie wir glauben, unrichtig verstanden. Die Schwierigkeit fällt weg, wenn man so interpungirt: κἀκεῖνος, ἀβουλίᾳ ὕβριος ἁλώσιος ἀντάσας, θάνατον αἰτὺν οὐκ ἐξέφυγεν. Ἁλώσιος gehört nicht zu ὕβριος, sondern zu ἀντάσας: *auch dieser, den in der Bedrängniss zuletzt die Verheerung traf, entging dem Tode nicht.*

Auch bey dem Dativ wünschten wir, Hr. M. hätte die ursprünglichen Bedeutungen schärfer unterschieden. So handelt er S. 536 ff. von den Redensarten, in welchen dieser Casus die Stelle des lateinischen Ablativs vertritt, eine Rücksicht, die der Vf. seinen eignen Grundsätzen zu Folge nicht hätte nehmen sollen, zu-

mal da in vielen Redensarten, wo im Lateinischen der Ablativ steht, im Griechischen die reine Bedeutung des Dativs Statt hat. So gehören S. 536—541 die Numern 1. a. b. c. d. g. gar nicht zur Bedeutung des Ablativs, sondern zu der des Dativs. Ja selbst im Lateinischen steht in mehrern der hier angeführten Redensarten der Dativ. Wenn der Vf. S. 527 f. die Construction, *ἔστί μοι καὶ κατὰ φίλα φρονέουσα παρίζω*, so anführt, dass er von zwey zusammengestellten Dativen spricht, so ist der Dativ des Pronomens allein der, von dem hier die Rede seyn sollte. Denn der des Nomens ist bloss zufällig, und das Nomen kann in jedem andern Casus stehen; z. B. *τῷ δὲ οἱ ὄσσε πυρὶ ἴκτην*. Daher gehört diese ganze Bemerkung eigentlich zu der Anmerkung S. 527, wo sich denn ergibt, dass die dort angeführte Redensart keineswegs, wie der Vf. behauptet, sehr selten sey. — Die S. 545 b. angeführten Worte des Herodot, *ἐγὼ ταῦτα ἔπραξα τῇ σῇ μὲν εὐδαιμονίῃ, τῇ ἐμεωυτοῦ δὲ κακοδαιμονίῃ*, bedeuten nicht, wie Hr. M. will, *wegen deines Glücks u. meines Unglücks*, sondern *zu deinem Glück u. meinem Unglück*. Wenn Hr. M. S. 550 sagt, der Accus. bezeichne die Person oder Sache, die durch die Handlung eines damit verbundenen Verbi afficirt wird, d. h. eine Veränderung irgend einer Art erleidet, so kann diese Erklärung eben so gut, und noch besser, auf den Dativ passen. Nimmt man z. B. die Redensart, *διδόναι τινὶ κακόν*, so wird jedermann die gegebene Definition eher auf *τινί*, als auf *κακόν* anwenden. In die Natur dieses allerdings schweren Casus kann man bloss durch die Vergleichung desselben mit den übrigen Casibus eine richtige Einsicht erlangen. Drey Dinge sind hier vorzüglich merkwürdig. Alle übrigen Casus obliqui erfordern, um einen Satz zu bilden, drey Begriffe, den des handelnden Subjects, den des Objects, auf welches die Handlung bezogen wird, und den der Handlung, oder des aus dem Handeln resultirenden Gegenstandes, ausser bey Verbis, bey denen die Handlung schon im Verbo mit enthalten ist, welcher Fall bey dem Dativ und Ablativ häufig eintritt, z. B. *φθονεῖν τινί, χαίρειν τινί*, da hingegen bey dem Genitiv die eben angeführte Erklärungsart den Begriff der Handlung zum Vorschein bringt, z. B. *δέομαί σοῦ*, so viel als *ἔχω δέησιν σοῦ*. Sodann alle andere Casus obliqui können mit Nominibus construirt werden; der einzige Accusativ nicht. Endlich der Accusativ kann ursprünglich bloss mit Verbis activis construirt werden, und wenn diese in das Passiv verwandelt werden, fällt er weg. Aus diesen Bemerkungen folgt, dass die ursprüngliche Bedeutung des Accusativs die der Handlung ist, d. h. er bezeichnet einen Gegenstand in so fern, als derselbe als Resultat des Handelns angesehen wird; z. B. *γράφειν ποιήματα*. Daher kommt die recht eigentliche und ganz einfache Art zu reden, *βουλεύειν βουλήν*, u. s. w. In solchen Fällen nun, da das Object, in Beziehung auf welches eine Handlung unternommen wird, zugleich dasjenige ist, das durch die Handlung modificirt wird, d. h. das Behandelte, wird auch dieses im Accusativ gesetzt: *φιλεῖν τινά*. Man sieht diess am deutlichsten ein, wenn man den Satz umkehrt, und in das Passivum verwandelt, wo die übrigen Casus bleiben: *λαμβάνω χειρός, λαμβάνεται χειρός; δίδωμί τί τινι, δίδοταί τί τινι; παίω τινὰ ξίφει, παίεται ξίφει*; bey dem Accusativ hingegen wird durch das Passivum der Casus aufgehoben, und der Gegenstand eigentlich als das Gehandelte oder Behandelte dargestellt: *γράφω ἐπιστολήν, γράφεται ἐπιστολή; φιλῶ τινά, φιλεῖται τίς*. Die sehr gewöhnlichen Redensarten, *ἔχθος ἐχθαίρειν τινά*, u. s. w. sind eigentlich Vermischungen zweyer verschiedener Redensarten, *ἔχθος ἐχθαίρειν*, und *ἐχθαίρειν τινά*. Diese beyden Redensarten in eine vermischt, gaben Gelegenheit zu einer andern Vermischung zweyer Redensarten, da der Accusativ auch mit dem Passivo construirt wird: *φιλότητα φιλεῖσθαι*, aus den Redensarten *φιλεῖται*, und *φιλεῖ τις αὐτὸν φιλότητα*. Aus der Art zu reden, da man das Object, in Beziehung auf welches eine Handlung unternommen wird, zugleich als das behandelte Object durch den Accusativ ausdrückt, entsprang die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv, die ein blosser Gräcismus, keine nothwendige Construction ist, da in andern Sprachen, z. B. der deutschen, der Nominativ mit dem Infinitiv steht. So wie man nämlich auf die von Hrn. M. beym Accusativ übergangene, und beym Nominativ S. 410 f. angeführte Art, den Accusativ zu setzen, wo eine Partikel folgt, die das Verbum mit dem Nominativ nach sich hat, z. B. *λέγω τινὰ, ὡς ἐποίησέ τι*, sprach, so sagte man auch, eigentlich nach derselben Art zu construiren, *λέγω τινὰ, ποιῆσαί τι*. Diess beweisen deutlich einige von Hrn. M. S. 568 angeführte Stellen. Kam ein Adjectiv hinzu, so wurde auch diess mit dem Hauptverbo construirt, und folglich im Accusativ gesetzt, *λέγω τινὰ αὐτὸν, ποιῆσαί τι*. Und dass diess so war, zeigt die Art zu reden, da man, wenn Subject und Object in eine Person zusammenfiel, das Object gar nicht nöthig achtete zu nennen, *αὐτὸς φησι, ποιῆσαι*. Der häufige Gebrauch dieser Redensarten machte, dass man bald gar nicht mehr daran dachte, dass weder der Accusativ noch der Nominativ eigentlich zum Infinitiv, sondern zum Hauptverbo gehörte, und so liess man die Distinction weg, und der Accusativ blieb bey dem Infinitiv überall, wo Object und Subject verschieden waren, selbst wenn das Hauptverbum ein intransitives Verbum war: *ὡς ἀργαλέον πρᾶγμ' ἐξί, δεῖλον γενέσθαι παραφρονεοῦντος διοτρέφους*. Was oben bemerkt wurde, dass der Accusativ eigentlich ein Object als etwas Gehandeltes oder Behandeltes bezeichne, findet sich bey den Präpositionen, die den Accusativ regieren, wieder. Alle Präpositionen, die in der Bedeutung des Handelns so vorkommen, dass sie das Object als ein Behandeltes darstellen, regieren in dieser Bedeutung den Accusativ.

Wir kehren zu einzelnen Bemerkungen zurück. Wenn der Vf. S. 564 f. den Accus. in folgenden Redensarten, *προκαλεῖσθαί τινά τι, ἀπορρίπτεσθαι τὸ ἐρωτηθέν, ἀναγκάζειν τινά τι, χρῆσθαί τινί τι, διαλεῖν τι δύο μέρη*, durch angenommene Auslassung der Präpositionen *πρὸς, εἰς, ἐπὶ* erklärt, so können wir ihm nicht beystimmen. In allen diesen Redensarten hat die gewöhnl. Nachlässigkeit Statt, da zwey Begriffe vermischt sind: *προκαλεῖσθαι τὴν πόλιν τὰς σπονδάς*, indem man denkt *αἰτεῖσθαι τὰς σπονδάς*. Wenn in einigen Stellen *ἐπὶ* oder *εἰς* dabey steht, so beweisen diese Stellen nicht, dass die Präposition, wo sie fehlt, hinzugedacht werden müsse, sondern nur, dass beyde Arten zu reden, gänzlich von einander verschieden sind. *Ἀπορρίπτεσθαι τὸ ἐρωτηθέν*, indem man unter *τὸ ἐρωτηθέν* den Gegenstand denkt, nach dem gefragt

worden war: gerade wie wir sprechen: *antworte, was ich dich frage*, d. i. *antworte das, was ich wissen will*. χρῆσθαί τινί τι, indem man denkt, βούλεσθαι ποιεῖν τί τινα. Διελεῖν τι δυὸ μέρη, so viel als διελόντα ποιεῖν δύο μέρη. Gar nicht hierher gehört die S. 565 angeführte Stelle des Thucydides, οὔτε οἱ πῖλοι ἔσχον τὰ τοξεύματα, was Hr. M. übersetzt, *schützten sie nicht gegen die Pfeile:* vielmehr *hielten die Pfeile nicht ab*. Denn diess ist die eigentliche Bedeutung von σχεῖν, da die andere, z. B. πύργοι πόλιν σχοῦσιν, erst von dieser hergeleitet ist. S. 567 billigen wir es zwar sehr, dass der Vf. bey der Redensart, τί δέ σε Φρύνας ἤκετο πένθος, die Präposition κατὰ nicht zu Hülfe nimmt; indessen zweifeln wir, dass diese Art zu reden durch Apposition, wie er meynt, erklärt werden müsse. Vielmehr sind auch hier zwey Redensarten vermischt, τί σε πένθος ἤκετο, und τί Φρύνας σου πένθος ἤκετο. Wir wünschten Hr. M. hätte das Suppliren von εἰς und κατὰ auch S. 576 f. bey den Redensarten μνησῆρας ἀφίκετο, ἐδὸν ἴέναι, πηδᾶν πεδία, οὐρανὸν διέρχεσθαι, verworfen, in welchen allen eine Verwechselung und Vermischung zweyer Begriffe zum Grunde liegt: μνησῆρας ἀφικόμενος ἐκίχανε, ἰόντα ἐδὸν ποιεῖν, πηδῶντα κατεῖν πεδία, οὐρανὸν κατεῖν διέρχεσθαι τοῦντα. Bey dieser Gelegenheit dürfte die Stelle des Sophokles Aj. 516 von dem Vf. S. 576 mit andern Interpreten unrichtig verstanden worden seyn, wenn er die Worte καθεῖλεν ᾅδου θανασίμους οἰκήτορας für πρὸς οἰκήτορας ᾅδου καθεῖλε gesagt hält. Die Stelle ist folgende: σὺ γάρ μοι κατρὶδ' ἤρεψας δορί, καὶ μητέρ'. ἀλλ' ἡ μοῖρα τὸν Φύσαντά με καθεῖλεν ᾅδου θανασίμους οἰκήτορας. Sonderbar ist es, dass Ajax die Mutter der Tekmessa getödtet haben soll: eben so auffallend der Gegensatz ἀλλ' ἡ μοῖρα, und nicht angemessen dem dichterischen Styl der Artikel. Rec. liest daher mit einer von ihm verglichenen Handschrift: σὺ γάρ μοι κατρὶδ' ἤρεψας δορί. Καὶ μητέρ', ἄλλη μοῖρα τὸν Φύσαντά με καθεῖλεν ᾅδου θανασίμους οἰκήτορας; *du zerstörtest mein Vaterland: ein anderes Schicksal raubte mir die Mutter, ein anderes den Vater, im Tode Bewohner der Unterwelt*. Die Construction ist vollständig diese: καὶ μητέρα ἄλλη, ἄλλη μοῖρα τὸν Φύσαντά με καθεῖλεν. Beyde Eltern werden ᾅδου θανάσιμοι οἰκήτορες genannt. In demselben Stücke V. 1107 ist wieder τὰ σὰν' ἔτη κόλαζ' ἐκείνους nicht, wie Hr. M. S. 582 will, statt τοῖς σοῖς ἔτεσι gesagt, sondern zwey Redensarten vermischt, κόλαζ' ἐκείνους, und λέγει τὰ σὰν' ἔτη. Auch in den S. 581 f. angeführten Redensarten, in denen der Vf. ohne nähere Erläuterung den Accusat. durch *in Ansehung* erklärt, nehmen wir Vermischung zweyer Redensarten an. z. B. κεφαλὴν ἔοικας κείνῳ, statt ἔχεις κεφαλὴν ὁμοίαν, τὴν μορφὴν ἀγαθός, statt ἀγαθὴν τὴν μορφὴν ἔχων. Hieher gehören auch die S. 585 f. N. 2. angeführten Stellen, wie die schon oben erwähnte, μητέρα, — ἅψ ἴτω ἐς μέγαρον, welche eben so wenig durch *quod attinet* hätten erklärt werden sollen. Wunderbar ist es, dass der Vf. S. 587 in der Anmerk. 2. in Stellen wie diese, τάδε δ', ἅτερ εἰσορᾷς, χωρεῖσι πρὸς σέ, vor dem Pronomen relativum nicht interpungiren will, weil diese Redensarten so viel sagen wollen, als ἃς εἰσορᾷς, αἵδε χωρεῦσιν. Allein warum sollte man hier die Interpunction, die durchaus nothwendig ist, lieber weglassen wollen, als denselben Weg einschlagen wie bey der völlig gleichen Stelle, μητέρα, — ἅψ ἴτω? Die etwas schwierigere Stelle des Sophokles Antig. 512. welche Hr. M. S. 586 anführt, σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει, παῖ Μενοικέως Κρέον, τὸν τῇδε δύσνουν καὶ τὸν ὑμνῇ τέλει, ist so zu erklären, dass man zu dem Accusat. statt σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει denkt σὺ ταῦτα ποιεῖν βέλεις. Wie weit die Griechen in der Vermischung zweyer Redensarten gegangen sind, beweist unter andern die höchst auffallende Redensart, die von Hrn. M. S. 774 nur leise berührt worden ist, τοῦτω φάσιν τιν', ὡς ἐγὼ δόκουν ὁρᾶν, τυγχεῖν ἐν ἀλλήλοισι, wo entweder gesagt werden sollte, τοῦτω, ὡς ἐγὼ δόκουν ὁρᾶν, φάσιν ἔτυγχον, oder τοῦτω φάσιν τυγχεῖν ἐδόκουν ὁρᾶν. S. Erfurdt zu Sophokl. Antig. 732. Ein anderes auffallendes Beyspiel, wo auch der Genit. durch Veränderung der Construction erklärt werden muss, findet sich im Ajax des Sophokl. V. 770 εἶτα δεύτερον δίας Ἀθάνας, ἡνίκ' ὀρμύνουσά νιν ηὐδᾶτ' ἐν' ἐχθροῖς χεῖρα Φοινίαν τρέπειν, wo entweder δῖα Ἀθάνα, oder δίας Ἀθάνας αὐδωμένης stehen sollte. — Der S. 587 von dem Vf. nicht erklärte Accusat. bey Ausrufungen ist elliptisch, u. zwar auf zwiefache Art: ὦ ἐμὶ δείλαιον, nämlich γένου, οἰκτείρω, u. so bey andern Redensarten auf ähnliche Weise; sodann δεινόν γε τὸν πήρυκα, nämlich εἶναι χρή. — S. 598 Anm. 2. gibt Hr. M. eine sehr erkünstelte Erklärung von einer Stelle in Sophokl. Oed. auf Kolon. wo gar keine Schwierigkeit ist, u. an Appos. nicht gedacht werden darf. Ἔλεξε (man supplire με, das wegen des vorhergegangenen μοι weggelassen ist, wie Odyss. λ. 409) κάμψειν τὸν παλαίσπαρτον βίον, κἄρδη μὲν οἰκήσαντα (nämlich με) τοῖς διδυγμένοις, ἔπειν δὲ τοῖς τίμφασιν.

Sehr ausführlich und gründlich spricht der Vf. von der Verbindung der Substantiven und Adjectiven, so auch vom Adjectiv insbesondere. Bey dem letzten könnte noch der seltene Fall erwähnt seyn, wo ein Adjectiv, das blosses Beywort ist, mit dem Artikel statt des Substantivs steht: wie ἡ ἀμείνους, das Meer, ἡ ἀνθεμοῦργες, die Biene, beydes in den Persern des Aeschylus, welche Ausdrücke aber wohl mit Fleiss gegen die Gewohnheit der Sprache dort gebraucht wurden, so wie mehreres in diesem Stücke ein orientalisches Gepräge hat. Auch hätte S. 632 Anm. 4. es einer Erwähnung verdient, dass die neuern Dichter statt ἴσον — τόσον, auch des Verses wegen ἴσον — ἴσον, und τόσον — τόσον sagen, eine Redensart, die, wenn wir uns recht entsinnen, schon bey dem Pindar vorkommt.

Bey den Pronominibus S. 641 wurde es nicht überflüssig gewesen seyn zu erinnern, dass der Nominativ des Pronominis personalis in der Sprache des gemeinen Lebens, wie bey den Römern, häufig auch ohne Nachdruck gesetzt wird, wie τύ so oft bey dem Theokrit. S. 644 f. hätte bey dem Pronomen αὐτὸς noch eine vierte seltenere Bedeutung angeführt werden können, in der es so viel als καὶ ἐγώ, καὶ σύ heisst, z. B. Theokrit V. 99. XIV. 1. Nicht minder vermissen wir die Redensart, αἰσχύνει τέλειν τὴν αὐτος αὑτοῦ: s. Bast lettre crit. p. 176. — S. 664 c. passt die Stelle aus Eurip. Orest. 611. nicht, wo ὃ keineswegs statt ὅτι, *dass*, sondern als Pronomen relativum steht: ἀγγέλλουσα Αἰγίσθου λέχος, ὃ μισήσειαν οἱ νέκταρος θεοί: *sie erzählte dir von dem Bette des Aegisth, welches die unterirrdischen Götter hassen mögen*. Auch in den beyden aus Plato angeführten Stellen steht ὃ nicht statt ὅτι, was blos eine Homerische Redensart ist. — Dass bey Herodot VIII. 90. wie S. 689 und schon vorher S. 255 behaup-

tet wird, διαφθαρέντο statt διαφθάρεντο, mithin ein ganz ungebräuchlicher Aorist des Medii statt des Passivs stehe, ist uns höchst unwahrscheinlich, und wir möchten lieber διαφθάρετο lesen. S. 690 ff. handelt der Vf. sehr genau und gründlich von den Temporibus. Nur wünschten wir, er hätte die Meynung derer nicht sich zu eigen gemacht, die dem Imperfect und Plusquamperfect auch die übrigen Modos ausser dem Indicativ beylegen, und dieselben durch die Modos des Präsens und Perfects ausgedrückt halten. Diess thut der Vf. S. 695 f. 706. wo er νικητὼς Iliad. ν. 60 für das Particip des Plusquamperfects hält: S. 755 wo er ἐνίκατο, für das Imperfect ausgibt. Wenn anders einige dieser Modorum in jenen Temporibus überhaupt sich denken lassen, so ist doch von deren Gebrauch in der griech. Sprache nicht die geringste Spur zu finden, vielmehr würden sie der Analogie dieser Sprache gänzlich zuwider laufen. — S. 702 f. ist die Bedeutung *pflegen*, die in allen Temporibus vorkommt, durch Beyspiele belegt. Wir wünschten der Vf. hätte den Unterschied, den die Tempora in dieser Bedeutung andeuten, nicht übersehen. Das Imperfect bezeichnet, seiner Natur gemäss, blos das Pflegen zu einer bestimmten vergangenen Zeit: ἀλλ' ὅτε δὴ πολύμητις ἀνὴλυθεν Ὀδυσσεύς, ἔσσυτο, ὑπαὶ δὲ ἵδεσκε, κατὰ χθονὸς ὄμματα πήξας, σκῆπτρον δ' οὔτ' ὀπίσω οὔτε προπρηνὶς ἐνώμα, ἀλλ' ἀσιμφὶς ἔχεσκεν. Daher ist in der von Hrn. M. angeführten Stelle, ὃς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἐκλυεν αὐτοῦ, ἐκλυεν nicht das Imperfect, wie er behauptet, sondern der Aorist. Das Imperfect könnte hier eben so wenig stehen, als in der erstern Stelle die Aoristen. Perfect, Aorist, und Futurum können allerdings in der Bedeutung des Pflegens in den meisten Fällen verwechselt werden; indessen scheint doch jedes dieser Temporum eine gewisse Eigenheit zu haben, die da, wo auf sie Rücksicht genommen wird, durch die Verwechselung verloren gehen würde. Das Perfect druckt die Vollendung der Handlung als gegenwärtig bey dem Pflegen aus: ἀποδέδωκεν ὁ ἐγὼ πράττομαι ἀργύριον, *der Schuler pflegt mit der Bezahlung sogleich Richtigkeit gemacht zu haben*: ὁ κρατῶν ἅμα πάντα συνήρπακε, gerade wie auch wir sagen: *der Sieger hat sogleich alles geraubt*. Der Aorist bezeichnet das Pflegen durch einen einmal vorgekommenen Fall: σύν τε δὺ' ἐρχομένω, καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν: *ihrer zwey zusammen, sah wohl einer weiter als der andere*. Das Futurum endlich zeigt das Pflegen durch das an, was muthmasslich zu erwarten steht: εἰρομένου ἑτέρου τὸν ἕτερον τίς εἴη, καταλέξει ἑωυτὸν μητρόθεν: *fragt einer den andern, wer er sey, so wird er seine Mutter nennen*. Da es nun in manchen Fällen nicht gleichgultig seyn kann, ob man das Pflegen von dieser oder jener Seite ansieht, so lässt sich natürlich auch manchmal angeben, warum gerade dieses oder jenes Tempus gewählt worden sey. Die Stelle, ὃς λρύσην ἀμφιβέβηκας, hätte der Vf. hier gar nicht anführen sollen, da das Perf. hier reines Präs. ist, und an kein Pflegen gedacht werden kann, indem alles Pflegen auch die mögliche Unterlassung der Handlung voraussetzt, was hier nicht Statt findet. — Die S. 705 gegebene Erklärung, dass das Impert. statt des Aor. in sofern stehen könne, als eine Handlung doch sich in der Zeit, da sie geschah, als mehrere Momente dauernd darstellen lasse, scheint uns die Sache nicht zu erschöpfen. Das historische Imperf., vorzüglich bey dem Herodot, scheint uns auf die Art von dem Aor. unterschieden zu seyn, dass der Aor. die Handlung überhaupt als einmal geschehen, das Imperf. hingegen sie so darstellt, als ob der Erzählende dabey gewesen wäre, in Beziehung auf welchen sodann das Imperf. seiner Natur nach ganz richtig steht. Denselben Unterschied beobachtet die deutsche Sprache: *er sagte*, spricht der, der dabey war; *er hat gesagt*, spricht der, der nicht dabey war, sondern es erst von einem andern hörte. — S. 707 Note z. würde der Vf. eine Homer. Stelle gewiss nicht auf eine so gezwungene Art erklärt haben, wenn er bedacht hätte, dass δαμείη wohl statt des Conjunct. δαμᾷ verschrieben seyn dürfte. S. 711 f. wo der Vf. von dem Indicat. des Präter. mit ἄν in bedingten Sätzen handelt, finden wir den so wichtigen Unterschied des Aor. und Imperf. nicht bestimmt angegeben. Beyde Tempora werden sowohl von vergangenen als gegenwärtigen Handlungen gebraucht, nur mit dem diesen Temporibus eignen Unterschiede, dass der Aorist, wenn von vergangener Zeit die Rede ist, die völlige Vollendung der Handlung in einem einzelnen Falle, z. B. ἔκτανον ἄν, *occidissem*; wenn von der Gegenwart, die schnelle Vollbringung in einem einzelnen Falle anzeigt, z. B. ἔδρασ' ἄν, bey Sophocles Oed. T. 1458. (In der Stelle des Plato Phaedon. p. 240. die Hr. M. S. 713 anführt, steht unserer Meynung nach, da wir ὑπεξέρχῃ für das Imperf. halten, nicht der Aorist.) Das Imperf. hingegen zeigt die Fortdauer oder Wiederholung der Handlung sowohl in der vergangenen als in der gegenwärtigen Zeit an: τυμβων θηκας ἀνίφγες, *aperuisses saepius sepulcra*. (Die Sache wird hier, obgleich von einen einzelnen Falle die Rede ist, offenbar als eine wiederholte betrachtet, wie schon der Plur. zeigt.) δόκουν ἂν κακὸς εἶναι, *malus esse viderer*. S. 714 b. sollte die Stelle des Demosthenes pro corona (die genauere Angabe, p. 242. 9. ed. Reisk. hat Hr. M. gegen seine Gewohnheit ausgelassen) entweder gar nicht angeführt, oder für fehlerhaft erklärt seyn, da das Perf. gar nicht so stehen kann: ἐπεὶ διά γε ὑμᾶς αὐτοὺς, πάλαι ἂν ἀπολώλατε. Reiske hat mit Recht das Plusquamperf. aufgenommen. — Dass der Imperativ, wie S. 717 gesagt wird, zuweilen statt des Futuri stehe, lässt sich schwerlich, wenigstens nicht aus der angeführten Stelle, erweisen. S. 718 ff. handelt der Vf. vom Optativ und Conjunctiv, und zwar erstens in selbstständigen, sodann in abhängigen Sätzen. Wenn hier §. 512 gesagt wird, dass beyde Modi eine Handlung nicht in ihrem Verhältnisse zur Wirklichkeit, sondern vielmehr in ihrer Beziehung auf die Gedanken des Redenden vorstellen, so dass Indicativ, Conjunctiv, Optativ eine völlige Abstufung in der Bestimmtheit des Gesagten dem Grade nach enthalten, so ist diese Erklärung so dunkel und schwankend, dass man daraus schwerlich die wahre Natur des Optativs und Conjunctivs abnehmen kann. Eine deutliche Auseinandersetzung des wesentlichen Unterschiedes, der zwischen beyden ist, würde über diese ganze Lehre ein helles Licht verbreitet, aber auch eine andere Ordnung der einzelnen Theile, in welche dieselbe zerfällt, erfordert haben. Ja auch ohnediess scheint uns der Vf.

Digitized by Google

nicht überall die Begriffe gehörig gesondert und geordnet zu haben, z. B. wenn er bey dem Optativ gleich zuerst die Bedeutung des Wünschens aufstellt, oder wenn er manche Redensarten zu den selbständigen Sätzen zählt, die eigentlich doch nur abhängige Sätze sind. Wir unsers Theils sind der Ueberzeugung, mit dem anderwärts angegebenen Unterschiede, dass der Conjunctiv objective, der Optativ subjective Möglichkeit andeute, könne durchaus jeder Gebrauch, in dem diese Modi vorkommen, erklärt werden. Wem dieser Unterschied zu abstract vorkommt, der kann sich die Einsicht in denselben dadurch erleichtern, dass er, was auch Hr. M. mehrmals z. B. S. 725 f. thut, die Bedeutung des Conjunctivs als ein Sollen, die des Optativs als ein Können annimmt. Denn das Sollen (nicht Müssen) zeigt die mögliche Folge einer wirklich vorhandenen Ursache an; das Können hingegen die Folge einer bloss vorausgesetzten Ursache, die in der Wirklichkeit vielleicht gar nicht vorhanden ist. Man kann demnach den Gebrauch des Conjunctivs auf folgende Fälle zurückführen, nicht sowohl weil sie ihrer Natur nach verschieden wären, als weil sie den Anschein der Verschiedenheit haben. I. Der alte Gebrauch: ἴωμεν. σὺν ἂν δὴ προφύγωσθα. καί ποτέ τις εἴπῃσι. wie auch wir sagen: *da sollst du nicht entfliehen. da soll wohl einer sagen.* Das ἂν oder κεν hat in der Homerischen Sprache in diesen, wie in mehrern andern Fällen, mit dem Conjunctiv nichts zu thun, und kann eben so gut stehen, als wegbleiben. In der spätern Sprache blieb der Conjunctiv nur noch im Plural der ersten Person in dieser Bedeutung. Die S. 729 angeführte Stelle des Sophokles, νῦν καὶ τὸ τῆς νόσου μάθῃς, halten wir für verdorben. II. In der Frage, τί φῶ; *was soll ich sagen.* III. Beym Verbieten, μὴ λέξῃς. Zu dieser Redensart gehört auch jene, οὐ μὴ γένηται. eigentlich, *nein, das soll nicht geschehen.* Die Dawesische Regel, dass der Conjunctiv des Aor. 1. Act. u. Med. nicht in dieser Construction, wenigstens bey den Attikern gebraucht werde, wiederholt Hr. M. S. 728. Da diese Regel im Passivo nicht beobachtet wird, und sich gar kein Grund für sie auffinden lässt, auch so viele Stellen wegen derselben verändert werden müssten, so bezweifeln wir noch sehr ihre Richtigkeit. So kann z. B. in der von Hrn. M. angeführten Stelle des Plato, Rep. X. p. 312 ἀπολέσῃ wohl schwerlich, wie der Vf. will, in ἀπολέσει verändert werden, da das Futurum im Attischen Dialekt ἀπολεῖ heisst. IV. Bey Anzeigung der Absicht oder Folge: δίδωσιν od. δῶκεν, ὅπως ἔχῃ, *dass er es haben soll*, wenn die Folge als etwas Zukünftiges od. doch noch nicht Vergangenes gedacht werden soll. Zu diesem Falle gehört auch die Construction mit ἐάν, ἕταν, und ähnlichen Partikeln. Warum bey Andeutung des Zwecks oder der Folge, wenn diese als noch nicht vergangen gedacht werden, der Conjunctiv stehe, ergibt sich aus der oben gemachten Bemerkung, dass der Conjunctiv anfänglich statt des Futuri, welches erst aus ihm entstanden ist, gebraucht wurde. Daher auch die haufige Verwechselung des Conjunctivs mit dem Futuro. — Legt man dem Optativ ursprünglich die Bedeutung des Könnens bey, so scheint dessen Gebrauch auf folgende Fälle hinauszulaufen. I. Schlechthin *es könnte*, bey Homer bisweilen noch ohne ἄν. Hierher gehören auch die Fragsätze, τῷ; ἂν λαθοίμην, und der Optativ mit τῷ; ἄν als Wunsch. II. Die Bedeutung des Wünschens, die, wenn sie die zweyte und dritte Person betrift, oft nahe an den Imperativ grenzt. III. Mit ἄν statt des Futuri. IV. In hypothetischen Sätzen mit εἰ, wo man etwas als möglich in Gedanken voraussetzt, ohne anzudeuten, ob es in der Wirklichkeit gegründet, und mithin der Erfolg zu erwarten sey. V. Weil der Optativ nicht das Sollen, sondern das Können, mithin eine nicht auf einem in der Wirklichkeit vorhandenen Grunde beruhende, sondern eine bloss in Gedanken angenommene Möglichkeit andeutet, so wird er in *oratione obliqua*, um den Gedanken oder die Absicht dessen, von dem die Rede ist, anzuzeigen gebraucht. Zu dieser Art zu reden gehört die Construct des Optativs mit den Präteritis. Denn da jede Absicht als etwas Zukünftiges gedacht wird, so kann eine mit ihren Folgen schon vergangene Absicht nur dadurch in die vergangene Zeit als damals zukünftig zurück geschoben werden, wenn sie als Gedanke des damals Handelnden dargestellt wird. Zu eben dieser Construct. gehört auch die, wo eine mehrmals wiederholte Handlung angedeutet wird, πολλάκι μιν ξείνισσεν, ὅτε Κρήτηθεν ἵκοιτο. Vorzüglich dunkel und unbestimmt ist uns die Anmerkung 5. S. 738 vorgekommen, wo der Verf. sagt, ἵνα, ὡς, μὴ stehen auch öfters mit dem Indicativ einer vergangenen Zeit, bey Handlungen, die während einer andern vergangenen Zeit fortdauern. Wir bekennen dieses durchaus nicht verstehen zu können. Vielmehr stehen ὡς, ἵνα und andere dergleichen Partikeln mit dem Indicativ des Imperfects oder Aorists um anzuzeigen, dass etwas habe geschehen sollen, was doch nicht geschehen ist. Ganz anders ist es mit den von μὴ angeführten Stellen bewandt, bey denen das Präteritum ganz zufällig ist, und alles auf den Indicativ ankommt, da ja auch, wie in der Stelle, welche der Vf. in der vorhergehenden vierten Anmerkung anführt, der Indicativ des Präsens stehen kann. Was der Vf. in diesen beyden Anmerkungen getrennt hat, gehörte zusammen, u. die Regel, die wir hier vergebens suchen, ist diese: μὴ steht mit dem Indicativ, wenn man das Befürchten zugleich mit der Ueberzeugung, das Befürchtete sey wahr, verbindet. Da man nun eine vergangene Sache nur dann befürchten kann, wenn man sie schon als wirklich geschehen annimmt, so steht natürlich das Präteritum am häufigsten: δείδω, μὴ νημερτέα εἶπεν. Sehr verdienstlich ist das, was S. 756 ff. äusserst ausführlich über den Unterschied des Infinitivs und Particips gesagt wird. In der Darstellung dieses Unterschiedes glauben wir jedoch, dass der Vf. den rechten Punct, so nahe er ihm auch kommt, verfehlt habe. „*Entweder*," sagt er, „hat das Hauptverbum oder das Adjectiv einen vollständigen, in sich bestimmten, Begriff, *oder* es hat für sich keinen vollständigen Begriff, sondern druckt eine Handlung aus, die erst durch die Hinzufügung ihrer Beziehung vollständig wird. Wenn nun ein solches unvollständiges Verbum oder Adjectiv seine Beziehung in einem Verbo zu sich nimmt, so druckt diese Beziehung *entweder* die beabsichtigte Folge, die Absicht, oder bloss den Gegenstand des erstern Verbi oder Adjectivs aus." Für den Ausdruck der beabsichtigten Folge nun meynt der Verf. sey der Infinitiv, für den des Gegenstandes das Parti

cip bestimmt. Bey dieser Darstellung, so viel auch Wahres in derselben liegt, konnte es doch nicht fehlen, dass der Vf. mehrere Ausnahmen von der Regel, z. B. S. 795 ff. ja sogar regelmässige Ausnahmen, wie S. 758 zulassen musste. Wie uns dünkt, konnte die Regel weit bestimmter, und so ausgedrückt werden, dass auch die Fälle, die nach der Ansicht des Verfs. für Ausnahmen gelten müssen, als unter der Regel begriffen erschienen. Es kommt nämlich nicht sowohl auf den Begriff des Hauptverbi, als auf den durch das Participip oder den Infinitiv auszudrückenden Begriff an. Ist dieser Begriff ein für sich bestehender und von dem Hauptverbo nicht abhängender Begriff, so steht das Participium; ist er hingegen von dem Hauptverbo abhängig, der Infinitiv. Μανθάνει σοφιζὴς ὢν Διὸς νωθέστερος; denn Prometheus ist weniger klug, auch wenn er es nicht wüsste. Μανθάνει ἐναντιοῦσθαι: denn was einer lernt, weiss er nicht schon ohne dass er es lerne, sondern erst durch das Lernen. Da nun in mehrern Fällen die Sache auf beyde Arten vorgestellt werden kann, so ist es in diesen Fällen gleichgültig, ob das Particip oder der Infinitiv stehe: Aeschylus Agam. 1663. οὐκ ἀναίνομαι θανεῖν. Eurip. Iph. Aut. 1612. θανοῦσα δ' οὐκ ἀναίνομαι. So auch ἀκούω ταῦτα γενέμενα, und γενέσθαι, in welchem letztern Falle eigentlich bloss angedeutet wird, man höre, dass etwas geschehen sey, gesetzt auch die Erzählung sey unwahr. Παύω λέγοντα, weil das Reden nicht von dem Verbo παύω abhängig ist, und παύω λέγειν, wenn auf die von dem Verbo abhängige Folge gesehen wird. Die Stelle des Thucydides IV. 17. welche S. 796 angeführt, aber nicht hergesetzt worden, ἔπεμψαν ἡμᾶς Λακεδαιμόνιοι, ὦ Ἀθηναῖοι, περὶ τῶν ἐν τῇ νήσῳ ἀνδρῶν πράξοντας ὅ τι ἂν ὑμῖν τε ὠφέλιμον ὂν τὸ αὐτὸ πείθωμεν, καὶ ἡμῖν ἐς τὴν ξυμφοράν. ὡς ἐκ τῶν παρόντων, κόσμον μάλιστα μέλλῃ οἴσειν, sollte billig wörtlich ausgeschrieben seyn, damit man nicht glaube πείθειν könne den Accusativ des Participii, das die vollbringende Handlung der überredenden Person anzeigte, regieren. Uebrigens bestätigt diese Stelle sehr deutlich, was wir so eben von dem Unterschiede der Construction mit dem Particip und der mit dem Infinitiv angemerkt haben. S. 816 f. handelt der Vf. von den Casibus absolutis, zwar sehr genau und vollständig, jedoch ohne die Natur derselben zu erklären. Die hier S. 818 in der Note gemachte Bemerkung, dass bey dem Accusativus absolutus meistens eine Veränderung der Construction zum Grunde liege, sollte nicht so limitirt ausgedrückt seyn. Denn Veränderung der Construction ist durchaus der Grund der sogenannten Casuum absolutorum, den Genitiv ausgenommen, bey dem die Rede eigentlich elliptisch ist, θεοῦ θέλοντος, οὐδὲν ἰσχύει Φθόνος, d. i. ὃ ἐξ θεοῦ θελόντος. Unter den von Dativis absolutis S. 819 f. angeführten Stellen gehört die des Herodot VI. 21. gar nicht hierher, und in der des Xenophon Hist. Gr. III. 2, 25 ist περιόντι τῷ ἐνιαυτῷ, wie bey Thucyd. I. 30. περιόντι τῷ θέρει der Ablativ, nach derselben Art zu reden wie man spricht τούτῳ τῷ ἐνιαυτῷ, welche in dieser Formel auch mit dem Participio gebraucht wurde. In dem, was S. 835 f. von der Construction der Präpositionen gesagt wird, vermissen wir ἀπό in der Adverbialbedeutung, ἀπὸ τρόπου: so auch bey διά S. 848 mit dem Accusativ die ursprüngliche räumliche Bedeutung *durch*, und bey παρά S. 864 den grammatischen Gebrauch beym Etymologisiren, Φάος παρὰ τὸ Φάω. S. 879 f. handelt Hr. M. von der Construction der Adverbien, von denen hier bloss ἄν, μή, und οὐ vorkommen; S. 890 ff. von der Construction der Conjunctionen. Wir wünschten dass bey ἄν dessen Gebrauch so, wie er sich allmählig in der Sprache entwickelte, dargestellt worden wäre, da diese Partikel ursprünglich mit den Modis, mit denen sie construirt wird, gar nichts zu thun hatte. Diese Art der Darstellung würde nicht nur mehr Deutlichkeit u. Bestimmtheit in diese Materie gebracht haben, sondern sie hätte auch Gelegenheit gegeben, etwas über die Stellung dieser Partikel, die viel Willkührliches, aber doch auch viel Regelmässiges hat, zu erinnern. Ueberhaupt hat der Vf. der Lehre von den Partikeln bey weitem nicht dieselbe Sorgfalt, wie andern Theilen der Syntax, gewidmet. Wie wir aus der Vorrede S. VIII. sehen; ist diess mit Fleiss geschehen, weil der Vf. nur das von den Partikeln anführen wollte, was auf die Construction Einfluss hätte, alles übrige aber für besondere Werke über die Partikeln geeignet hielt. Hierin aber können wir ihm um so weniger beystimmen, da ja fast alle Partikeln eigentlich Mittel sind, die Construction zu modificiren: daher besondere Werke über die Partikeln bloss als Capitel aus der Syntax anzusehen sind. Wahrscheinlich wurde der Vf. durch die Weitschweifigkeit eines Hoogeveen und der aus dessen Buche gemachten Auszuge abgeschreckt, eine so weitläufige Materie in seiner Grammatik ausführlich abzuhandeln. Allein nicht zu gedenken, dass hierdurch dieser Grammatik ein wesentlicher Theil abging, so konnte auch, und musste jene Weitschweifigkeit des Hoogeveen bey einer schärfern Prüfung wegfallen, da man die von diesem Gelehrten aufgestellten zahllosen Bedeutungen jeder Partikel durch eine richtigere Auffassung ihrer wahren Bestimmung gewöhnlich auf sehr wenige zurückführen kann. So ist nun das, was Hr. M. z. B. über οὐ und μή sagt, bey weitem nicht hinreichend, auch, wie es uns vorkommt, nicht bestimmt genug, um den Unterschied dieser Partikeln, der oft so schwer anzugeben ist, einzusehen. So vermissen wir auch manches, das wohl selbst bey der von dem Vf. hier gewählten Kürze nicht hätte übergangen werden sollen, z. B. S. 893 Nr. 5. dass auch οὔτε und καί nach μέν folgen, und die nähere Bestimmung der Fälle, in welchen καί und τε nach dieser Partikel gesetzt werden, welches nicht überall geschehen kann. Eben so ist der Vf. S. 893 f. über καί und τε, beydes so schwierige Partikeln, viel zu kurz, welche Kürze auch S. 897 bey den Fragpartikeln vorzüglich auffällt, z. B. wenn er sagt, „ἆρ' οὐ, od., mit Beziehung auf ein einzelnes Wort, ἆρα μή; *nonne*," wo nicht einmal die Behauptung richtig ist: s. Schäfer Melet. cr. in Dion. Hal. p. 66. So bedurften auch die S. 890 bloss oberflächlich erwähnten Partikeln ἆρ' οὖν, die auch Heindorf nicht für Fragpartikeln hält; welches sie doch sind, da ἆρα ohne Fragbedeutung, wie wir gegen Schäfer a. a. O. u. andere Philologen behaupten zu können glauben, nicht im Anfang der Rede stehen kann, einer vorzüglichen Rücksicht. Die wichtige Partikel δή ist hier bloss in ihrem Gegensatze mit μέν berührt.

Digitized by Google

In dem Anhange handelt Hr. M. S. 907 — 918 von der Quantität der Sylben, und S. 912 — 922 von den Accenten. In beyden Materien hat der Vf. die Lücke, die in allen Grammatiken ist, unausgefüllt gelassen. Von der Quantität der Sylben ist zwar in dem elementarischen Theile hier und da manches erinnert worden, indessen ist diess doch bey weitem nicht zureichend. Auch der Anhang enthält hier kaum einige der unentbehrlichsten Regeln, und selbst in diesen manches Schwankende: ja auch einiges Unrichtige, z. B. S. 909 die Behauptung, dass μητρὸς die erste Sylbe durch Position lang habe, da sie doch einen langen Vocal hat. Wir wissen wohl, dass diese Materie in einer Grammatik nicht ausführlich abgehandelt werden kann: indessen glauben wir, dass darin doch theils die allgemeinen Regeln der Quantität überhaupt, theils die allgemeinen Eigenheiten derselben in verschiedenen Dichtungsarten und Zeitaltern aufgestellt werden sollten, eine Sache, die unsers Wissens noch in keinem Buche systematisch versucht worden ist, aber unstreitig nicht entbehrt werden kann. Diese Regeln, die im Ganzen nicht viel Weitläufigkeit erfordern, sind von der grössten Wichtigkeit, um mit einem Male das Charakteristische einer ganzen Classe von Gedichten aufzufassen. Ganz anders verhält es sich mit den Accenten, bey denen, wenn einmal, was freylich manche Schwierigkeit haben würde, nicht von dem Herkommen abgewichen werden soll, eine ungeheure Anzahl von Regeln und Bemerkungen aus den Grammatikern zusammengetragen werden muss. Wir hoffen, Hr. M. werde bey einer zweyten Ausgabe dieser Grammatik auch auf diese beyden Puncte den Fleiss verwenden, mit dem er das meiste übrige in diesem Buche bearbeitet hat. Ein Register der griechischen Wörter, und ein Sachregister beschliessen das Werk: beyde dürften jedoch noch einige Vermehrung zulassen. Ungern entbehren wir einen Index der Stellen, welche Hr. M. was bisweilen geschehen ist, verbessert, oder was öfter vorkommt, erklärt hat. Unter den letztern können wir nicht umhin unsre Leser vorzüglich auf eine vortrefflich erklärte Stelle des Homer aufmerksam zu machen, S. 707 wo die zweyte von Hrn. M. angegebene Erklärungsart, nach der die Worte, σὺν τε μεγάλῳ ἀτίτησαν, ein allgemeiner Satz sind, die unzubezweifelnd richtige Ansicht gibt.

Wir haben gleich im Eingang gesagt, dass wir in dieser Anzeige bloss das, worin wir mit dem Vf. nicht übereinstimmten, anführen wollten. Da eine Anzeige dieser Art leicht den Schein erregen könnte, als stiesse man in diesem Buche überall auf Zweifel oder gar Unrichtigkeiten, so sind wir es dem Vf. sowohl als unsern Lesern schuldig, mit der Erklärung, dass diess keineswegs unsre Meynung sey, u. wir vielmehr für das viele Gute, das diese Grammatik enthält, dem Vf. aufrichtigen Dank wissen, die Angabe dessen, was durch dieselbe eigentlich für die Wissenschaft geleistet worden, u. die Stufe, auf der sie unsers Erachtens steht, zu verbinden. Diese Grammatik ist, nachdem Buttmann zuerst einen verdienstvollen Anfang gemacht hatte, die gewöhnlichen Irrthümer von dieser Wissenschaft zu entfernen, die erste, die den Namen einer kritischen Grammatik verdient; die erste also, die nicht für Schüler, sondern für Gelehrte geschrieben ist. Sie verdient diesen Namen dadurch, dass in ihr alles durch Anführung der Classiker sowohl, als der Philologen, die über die behandelten Materien sprechen, hinlänglich belegt, und mithin Jedem, der etwas gründlich untersuchen will, der Weg geöffnet ist; sie verdient diesen Namen auch dadurch, dass sie so manche Versuche enthält, die verwirrte Masse der Sprache zu ordnen, und unter bestimmte Gesichtspuncte zu bringen. Endlich verdient sie den Namen einer gelehrten Grammatik durch ihre Vollständigkeit, indem, die wenigen oben angegebenen Materien ausgenommen, der Leser hier überall theils befriedigenden Aufschluss, theils Materialien, durch die er sich selbst weiter forthelfen kann, antreffen wird. Ein wichtiger Schritt ist gethan durch die Zusammenstellung fast alles dessen, woraus die Syntax besteht; es ist ein Anfang gemacht, diese vielartige Masse zu ordnen. Wenn die versuchte Ordnung nicht durchgängig, nicht erschöpfend ist, so liegt diess theils an der Schwierigkeit, die es hat, eine solche Menge Materialien zu regieren, theils an manchen von dem Vf. gefassten Ansichten, theils endlich daran, dass er die hergebrachte Art eine Grammatik aufzustellen als Grundriss seines Werks gebrauchte. In dieser letzten Hinsicht vorzüglich beschliessen wir die Anzeige dieses empfehlenswerthen Buches mit einem Wunsche, der bey einer zweyten Ausgabe desselben, unsrer Ueberzeugung nach, der gesammten Wissenschaft der Grammatik einen bedeutenden Vorschub verschaffen könnte. Soll eine Grammatik, wie die gegenwärtige, nicht für Anfänger, sondern für solche seyn, die mit den allgemeinen Vorkenntnissen bereits bekannt, die Sprache gründlich und kritisch studiren wollen, so bedarf es gar nicht der hergebrachten Ordnung, welche mehr dem Auswendiglernen, als der klaren Einsicht in den Bau der Sprache behülflich ist. Diese letztere wird, wie wir glauben, weit leichter und sicherer dadurch begründet, dass das ganze Gebäude der Sprache historisch, wie es sich allmählig entwickelte, dargestellt wird. Da nun die Grammatik in zwey Theile zerfällt, in die Elementarlehre und in die Syntax, so würde in beyden Theilen von den Urkunden, die das älteste am treuesten bewahrt haben, ausgegangen werden müssen; mithin in der Elementarlehre vom Dorismus, in der Syntax vom Homer. Der erstere dieser Theile vorzüglich hat grosse Schwierigkeiten, und erfordert manche Untersuchungen, die vielleicht noch kaum angefangen sind. Indessen liegt es am Tage, wie gross der Gewinn für die Elementarlehre seyn müsste, wenn man, so weit es möglich ist, auf den Ursprung und die Verwandtschaft der späterhin gäng und gebe gewordenen Formen zurückgehen, und den Zusammenhang so vieler jetzt einzeln und abgerissen dastehender Bruchstücke übersehen könnte. Es ist kein Zweifel, dass hieraus sich manche noch nicht einmal geahndete Aufschlüsse ergeben würden. Leichter würde die Arbeit in der Syntax seyn, bey der wir sicherere und zureichendere Urkunden besitzen, wenn nicht eine kritische Bearbeitung des Hom. dazu vorausgesetzt würde: u. wer weiss nicht, was diess sagen will? Jedoch ist auch diess nichts Unmögliches, wenn es gründlich u. vorurtheilsfrey, um zu suchen, was sich finden werde, nicht um zu finden, was man suchte, unternommen wird. Ein gründliches Studium des Homer zeigt, dass dieser Dichter die Grundlage aller Syntax enthält, u. es ist fast nichts in der griech. Syntax zu finden, wovon nicht die ersten Anfänge im Homer nachgewiesen werden könnten. Nach ihm behauptet in dieser Hinsicht den nächsten Rang Thucydides; u. natürlich: denn das Charakteristische der griech. Syntax, Nachlässigkeit, ist bey diesen beyden am grössten. Eine Darstellung der allmähligen Entwickelung der im Homer begründeten, im Thucydides weiter ausgedehnten Sprachgesetze würde daher fast alles so natürlich u. ungekünstelt erklären, dass dieses vielseitige Gebäude in einer ganz einfachen u. leicht zu übersehenden Ordnung vor den Augen des Lesers daläge. Wir wissen, dass diess Ideale sind: aber eben dadurch erhält erst die Philologie einen wahren Werth, wenn sie als eine liberale Wissenschaft sich zu Ideen erhebt, u. mit diesen das todte Chaos der Erfahrung belebt.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

112. Stück, den 2. September 1807.

Ueber die neuesten Fortschritte der Aesthetik in Deutschland.

Die neue Aesthetik, deren Geist und Tendenz vor drey Jahren in dieser Literaturzeitung (S. Jahrg. 1804, No. 144.) ausführlich erörtert wurde, scheint jetzt, wenigstens hier und da, mit der alten eine Art von Frieden abschliessen zu wollen. Dass die Stifter und die enthusiastischen Anhänger der neuen Schule selbst nicht die Hand zu diesem Frieden reichen können, liegt in der Natur des Revolutions- und Parteygeistes. Wer einmal sein vorzüglichstes Verdienst darin gesucht hat, durch einen Sturm das Oberste zu unterst zu kehren, musste seinen eigenen Heroismus Lügen strafen, wenn er auch nur einen Schritt zurückgehen wollte. Aber unter den Anhängern einer neuen Schule gibt es immer einige, die von dem Strome nur fortgerissen wurden, ohne selbst recht zu wissen, wie ihnen geschah. Sie wussten für den Augenblick nichts Besseres. Unter den Gegnern solcher Schulen gibt es dafür auch manchen, der bey ruhigerem Nachsinnen findet, oder zu finden glaubt, die neue Partey habe doch wenigstens in einigen Punkten Recht. So entsteht von selbst, nach und nach, ein *Synkretismus* der Meynungen. Und von der Natur dieses Synkretismus, der nicht ausbleiben kann, hängt vorzüglich die Dauer der Wirkungen ab, die ein Revolutionssturm in den Wissenschaften zurück lässt. Darauf sorgfältig zu achten, ist also sehr der Mühe werth. Aber es gibt einen *verständigen* Synkretismus, und einen *verkehrten*. Jener gründet sich auf eine besonnene Ausgleichung von Resultaten, zu denen man auf verschiedenen Wegen gelangen konnte, etwas anderes ist ein Synkretismus heterogener, oder wohl gar contradictorischer *Principien*. Dieser zerstört sich selbst, und erscheint auch in der Anwendung nur als ein Haufe von Trümmern unter den Lehrgebäuden.

In der Aesthetik dürfen wir auf einen verständigen Synkretismus weit eher rechnen, als in der eigentlichen Philosophie. Denn in der eigentlichen Philosophie hat die speculirende Vernunft seit Kant einen Kreis beschrieben, der nun geschlossen ist. Kant's grosses Unternehmen war, durch transcendentale, die Grenzen der menschlichen Fassungskraft a priori bezeichnende Gesetze aller transcendenten, über jene Grenzen in das Unendliche hinaus schweifenden Speculation für immer ein Ende zu machen. Fichte blieb Kant's Grundsätzen wenigstens in so fern getreu, dass auch er, wie Kant, keine Wissenschaft des Absoluten, im eigentlichen Sinne des Worts, aufkommen lassen wollte. Aber die menschliche Vernunft blieb indessen, was sie war. Das *Streben* nach Transcendenz und absoluter Wissenschaft gehört zum Wesen der menschlichen Vernunft. Angenommen also, was hier nicht untersucht werden kann, durch Kant's Grenzbezeichnung der vernünftigen Speculation sey wirklich das nothwendige Ende aller menschlichen Wissenschaft nachgewiesen; so war darum der natürliche Forschungstrieb noch nicht *befriedigt*; und so, wie die Triebe im Leben von jeher stärker waren, als die Regeln, werden sie es auch immer in den Wissenschaften seyn, wenn die Wissbegierde einmal mit Gewalt aufgeregt ist. Erst wenn es wieder still umher wird, und der *speculative* Enthusiasmus aus der Mode kommt, sucht die ruhige Vernunft die Regeln wieder auf, denen sie sich als gesunde Vernunft nicht entziehen kann. Dann lässt sie sich das Joch dieser Regeln gefallen, auch wenn sie es lieber abschütteln möchte. Ist es aber erst so weit gekommen, so folgt auf den vorübergegangnen Sturm gewöhnlich eine geistige Windstille, die dem Freunde reiner Wahrheit und Wissenschaft eben so wenig willkommen seyn darf, als die physische dem Schiffer auf offenem Meere. Der speculative Enthusiasmus, der nie in die Mode kommen darf, wenn er nicht weit mehr Unheil, als Gutes, stiften soll, erstirbt dann gewöhnlich auch in der Brust der Wenigen, die berufen sind, durch unermüdetes Streben nach dem Höchsten und Letzten die Vernunft auf der Höhe ihrer edelsten Forschungen zu erhalten. Dann pflegt eine demüthigende Zeit der Erschlaffung in der philosophischen Literatur zu folgen, und die Philosophie, oder was man so nennt, ungefähr das zu werden, was sie in unsern Tagen ausserhalb Deutschland ist. In dieser Hinsicht hat der deutsche Geist seit zwanzig Jahren einen fast

unerhörten Beweis von edler Beharrlichkeit im *Emporstreben* nach dem Höchsten und Letzten im menschlichen Wissen gegeben. Nach allen misslungenen Versuchen der Philosophie, die auf Kant gefolgt sind, ist wenigstens noch Eine Partey übrig geblieben, die mit Gewalt zum unerreichbaren Ziele durchdringen will. Andere denkende Köpfe, die vor dem Unbegreiflichen verstummen, richten zwar auch ihr Auge auf dieses Unbegreifliche, und blicken zu ihm hinauf mit religiösem Erstaunen; aber sie können, oder mögen den lauten Ton nicht angeben, der auf die Menge wirkt; sie können schon desswegen die Schaar emporstrebender Jünger nicht für sich einnehmen, weil sie *gegen* den Strom schwimmen und den Revolutionssturm nicht fortsetzen. Die Ehre, *in der Mode zu seyn*, wird also bey dem Theile des philosophirenden Publikums, der *mit* dem Strome schwimmt, vielleicht noch länger, als manche glauben, der *Schellingischen* Philosophie bleiben, weil gerade mit ihr der Zirkel sich geschlossen hat, der mit der Kantischen Philosophie anfing. Die Schellingische Philosophie setzt den Kantischen Revolutionssturm fort, was das Stürmen betrifft, und führt doch zu der absoluten Wissenschaft zurück, die Kant zerstören wollte; sie amalgamirt den Idealismus mit dem Realismus durch eine neue Naturlehre und Poetik. Darum zählt sie auch ihre wärmsten Anhänger unter enthusiastischen, besonders jüngern Naturforschern und Kunstrichtern. Man denkt nicht daran, dass die Basis oder der eigentlich metaphysische Theil dieser Philolophie ohne alle Originalität, und nichts weiter, als ein Gemisch von Fichtischen, Spinozischen und Platonischen Grundsätzen, in einer poetischen Einkleidung, ist. Man schwelgt in den Seltsamkeiten der neuen Naturlehre und Poetik; und wenn man diese Seltsamkeiten deduciren will, freuet man sich eben jener Metaphysik oder angeblichen Wissenschaft des Absoluten um so inniger, weil sie mit beyden Händen den Wissbegierigen die Erlaubniss zuwinkt, die Kant ihnen kategorisch versagte, in's Unendliche mit extravaganten Erklärungen der Zeitlichkeit aus der Ewigkeit theoretisch und praktisch zu spielen. Zwischen dieser Partey, die Alles absolut weiss, und den übrigen Parteyen, die gar kein absolutes Wissen gelten lassen wollen, ist kein Synkretismus möglich. Von beyden Seiten ruft man einander zu: „Du träumst, während ich wache.“ Wer kann da Frieden stiften? Aber im Gebiete der Aesthetik verhält es sich anders. Denn da mag jede Schule, so viel sie will, das Gefühl des Schönen nach den Grundsätzen dieses oder jenes Systems deduciren; auf das *Gefühl* kommen wir doch am Ende immer wieder zurück; und dieses bleibt, was es ist, so lange zwischen gutem und schlechten Geschmack der alte Unterschied sich bewährt, den die Natur, nicht die Theorie, herbey geführt hat.

Von der wirklichen Rettung des guten Geschmacks, der sich, unabhängig von allen Systemen der Aesthetik, unter den gebildeten Nationen entwickelt und behauptet hat, muss der verständige Synkretismus in der Aesthetik ausgehen. Da treffen die streitenden Systeme in Resultaten zusammen, die sich nothwendig vereinigen lassen müssen, wenn der Geschmack selbst, nicht die Theorie des Geschmacks, in der letzten Instanz entscheidet. Wird das Recht dieser letzten Entscheidung der Theorie zugesprochen und dem Geschmacke selbst versagt, nun, dann müssen wir uns auf eine völlige Verkehrung aller ästhetischen Ansichten gefasst machen. Dann darf auch der gebildete Geist nichts für schön anerkennen, was nicht einem *Systeme* gemäss ist. Das *Aesthetische*, das eben darum so heisst, weil es durch keine Theorie erschöpft und nie *theoretisch* im eigentlichen Sinne werden kann, wäre dann vernichtet. Dass einige unsrer neuen Aesthetiker ernstlich dieser Meynung sind, den alten Tempel des wirklichen Geschmacks umzustürzen, um einen neuen Tempel der Barbarey *nach ihren Grundsätzen* zu erbauen, lässt sich nicht bezweifeln. Aber die vorzüglicheren Köpfe unter den neuen Aesthetikern huldigen doch, oft bis zur Grimasse, der griechischen Kunst, ob sie gleich nebenbey auch das Ungeheuerste und Geschmackloseste unter dem Titel des *Romantischen* in Schutz nehmen. Die neue Antithese zwischen dem Griechischen und Romantischen gibt ihnen sogar Veranlassung, die reine Griechheit in dem, was nun einmal *à la grecque* seyn soll, recht eifrig zu vertheidigen. Sie nennen das Eigenthümliche der griechischen Kunstwerke dann auch wohl das *Plastische* wegen seiner festen und netten Haltung in allen Theilen. Nur bedingen sie sich aus, diesem Plastischen gegenüber das Romantische stellen zu dürfen, in welchen alles drüber und drunter geht, und das Kunstwerk nicht mehr Haltung hat, als der Traum eines Kindes, oder eines delirirenden Kranken. Unmöglich kann das Heil der Kunst aus dieser Klemme hervorgehen, in die sie zwischen dem Griechischen und Romantischen eingesperrt wird. Aber die wahre, das heisst, die *universelle*, (nicht durch zufällige Formen der Zeitalter und Nationen beschränkte Kritik) hat dennoch nicht wenig bey der neuen Antithese des Griechischen und Romantischen gewonnen. Man hat einsehen gelernt, dass *Schön* und *Griechisch* nicht schlechthin einerley ist. Das Schöne, das den ewigen Gesetzen der Natur und des Geistes gemäss empfunden wird, liegt unverhüllter, als jemals, vor *den* Augen da, die es erblicken können. Aber um es in allen Gestalten zu erblicken, muss man auch über das Gehäge aller Theorien hinaus sehen können. Der Theorie verdanken wir zum Beyspiel, dass wir uns nicht schämen, wenn uns die romantische Mahleray und Poesie der Italiener in ihrer Art nicht weniger gefällt, als die plastische Kunst der Griechen. Aber wer den *Sinn* nicht hat, und nicht die wahre *Bildung* des Sinnes, kraft dessen einer unter uns an einem Gemählde von Raphael und Titian mit eben der Liebe und Bewunderung hängt, wie an dem vaticanischen Apoll oder der Gruppe des Laokoon, oder an Dante und Shakespear wie an Aeschylus, dem, wenn gleich nur dem, räumen wir gern die Befug-

Digitized by Google

niss ein, nach *seinem* Sinne, den wir einen barbarischen zu nennen uns vorbehalten, zu demonstriren, dass Cimabue ein grösserer Mahler gewesen, als Raphael, und Hugo von Trymberg ein grösserer Dichter, als Petrarch. Die *Muster*, die das wahre Genie, vom natürlichen Geschmacke gezügelt, hinterlassen hat, geben dem gebildeten Geiste, was er sucht. Aus ihnen leuchtet das Schöne, das dem grübelnden Theoretiker immer ein halbes Geheimniss bleibt, in der That und Wahrheit hervor. An der Befriedigung, die diese Muster gewähren, halten wir fest, wenn ein Theoretiker uns ansinnen will, nach seinen Grundsätzen unser innigstes Gefühl zu verläugnen. Da, oder nirgends, ist auch der Vereinigungspunkt für die streitenden Parteyen und Schulen im Gebiete der Aesthetik.

Durch geistvolle und verständige, weder trockene, noch schwärmerische Analyse anerkannter Meisterwerke könnte also jetzt die Wissenschaft des Schönen, da sie im vollen Gähren begriffen ist, sich von dem Schaume und Hefen reinigen, die selbst dem Wahren in allen neuen Systemen anzuhängen pflegen. Freylich folgt die Kritik den Principien. Es scheint, beym ersten Anblick, sich selbst zu widersprechen, durch die Kritik die Principien berichtigen zu wollen. Aber Kritik ist ja in Sachen des Geschmacks nichts anders, als *angewandte* Aesthetik. Durch die Anwendung bewährt sich jede Theorie. Da nun das Schöne gar nicht erkannt werden kann, ausser in der Anwendung des allgemeinen Begriffs der Schönheit, oder, mit andern Worten, da das Schöne immer als etwas *Concretes* angeschauet und als etwas Bestimmtes empfunden wird, von welchem die Abstraction ausgeht, wenn wir uns einen allgemeinen Begriff von Schönheit überhaupt verschaffen wollen; so muss in der Aesthetik noch mehr, als in jeder andern Wissenschaft, eine vorurtheilfreye Kritik wahrhaft schöner Kunstwerke der Probierstein der Principien seyn. Vorurtheilfrey wird hier die Kritik nur dann heissen können, wenn sie nicht das Princip, das erst in der Anwendung erprobt werden soll, schon als unbezweifelbare Wahrheit voraussetzt. Dann aber bleibt ihr nichts übrig, als — mögen die Kunstmetaphysiker dabey noch so vornehm und spröde thun — *empirisch* zu verfahren, das heisst, das Kunstwerk zu nehmen, wie es ist, und den *Eindruck*, den es auf ein freyes, edles und gebildetes Gemüth macht, im Ganzen und Einzelnen nach allgemeinen Grundsätzen des gesunden Verstandes, nicht nach den Satzungen und Formeln dieser oder jener Schule, zu analysiren. Dazu aber wollen sich unsre neuesten Aesthetiker am wenigsten bequemen. Besonders diejenigen, deren drittes Wort die Aesthetik *als Wissenschaft* ist, können sich kaum einen Begriff von der *liberalen* Ansicht machen, mit welcher ein Kunstwerk ohne Rücksicht auf Principien, so, wie es in der Phantasie seines Urhebers entstand, unmittelbar angeschauet und aus sich selbst erklärt seyn will. Sie tragen schon in die Anschauung die Principien hinein, die sie aus ihren Schulen mitbringen. Nach theoretischen Schulbegriffen meistern sie den Meister, und glauben dadurch die Aesthetik zu befestigen *als Wissenschaft*.

Anstatt sich durch verständige Analyse musterhafter Kunstwerke und des Eindrucks, den eine liberale Ansicht derselben gewährt, um die Aesthetik verdient zu machen, die vor allen Principien nicht mehr weiss, wo sie bleiben soll, scheinen die wenigen Aesthetiker, die keiner Schule ausschliesslich anhängen, jetzt den *Synkretismus der Principien* betreiben zu müssen. Allerdings gibt es unter den Principien der älteren und neueren Aesthetik einige, die sich ohne Mühe mit einander ausgleichen lassen. Das Baumgarten'sche, von Moses Mendelssohn und Sulzer genauer bestimmte Princip der *Vollkommenheit* lässt sich am Ende jedem Systeme anpassen, weil der unbestimmte Begriff der Vollkommenheit jede Bestimmung annimmt, die ihm durch freye Reflexion auf besondern Zweck zugetheilt wird. Aber andere Principien, die mehr oder weniger gangbar unter den Aesthetikern geworden sind, heben einander selbst auf. Herder's Princip der Humanität, die das ganze Gemüth beym Gefühle des Schönen durchdringen und erwärmen soll, und Kant's Princip des intellectuellen Wohlgefallens an einer Zweckmässigkeit ohne Zweck, ohne Reiz und Rührung, verhalten sich zu einander, wie Feuer und Wasser, und durch ihre Mischung entsteht, wie durch die Mischung von Feuer und Wasser, ein unerfreulicher Dampf. Eben so wenig lässt sich die Kantische Schönheitslehre mit der idealistischen, der die Aesthetiker von der Schellingischen und Schlegelischen Partey anhängen, in Uebereinstimmung bringen. Kant, der alle und jede Wissenschaft des Absoluten verwarf, hielt sich in seiner Schönheitslehre, wie in seiner Transcendentalphilosophie, an den *kalten Verstand*. Aus einer blossen Verstandesreflexion, die auf unbestimmte Zweckmässigkeit gerichtet ist, suchte er das Gefühl des Schönen zu deduciren. Nach der Theorie der Schellingianer und Schlegelianer ist Schönheit die Erscheinung des Unendlichen im Endlichen. Daher die neuen Lehren von der Idealität der Poesie und Religion, und was dahin gehört. Kant würde laut gelacht haben, wenn er etwas von dieser Theorie vernommen hätte, die aus dem tiefsten Dunkel eben des metaphysischen Abgrunds geschöpft ist, vor dem die Kantische Philosophie unaufhörlich warnt. Eben so unverträglich in den Principien ist die Theorie, die den Begriff des Schönen, nach der Vorstellungsart der neuesten Idealisten, auf die *Kunst* einschränkt, mit allen älteren und neueren Theorien, die auch die Natur unmittelbar in die Sphäre dieses Begriffs aufnahmen. Denn auf der Bestimmung des Verhältnisses der schönen Kunst zur Natur beruhen die ersten Wahrheiten der Kunstlehre, die entweder ein Theil der Aesthetik, oder, mit Ausschluss aller ästhetischen *Naturlehre*, die Aesthetik selbst ist. Wer das Schöne, weil es ein Inbegriff von geistigen Verhältnissen ist, auf die Kunst einschränkt, die dem Geiste, nicht der Natur, angehört, kann unmöglich den Unterschied

zwischen Naturschönheit und Idealschönheit in dem Sinne gelten lassen, wie er von allen übrigen Parteyen angenommen werden kann. Auf diesem Unterschiede beruhet aber die einzig mögliche Ausgleichung der Missverständnisse zwischen den ästhetischen Naturalisten und Idealisten. Der Idealist, der hier von keinem Missverständnisse etwas hören will, stellt sich in erklärte Opposition mit *allen* übrigen Aesthetikern, selbst den *Plato* nicht ausgenommen, hinter dessen Autorität unsre neuesten Kunstrichterchen so gern ihre Schwäche verbergen. Denn Plato hielt zwar das Schöne, wie das Wahre und das Gute, für eine angeborne *Idee;* und diese, aus der höheren Geisterwelt in das irdische Leben mitgebrachte Idee ist, nach Plato's Lehre, der geistige Massstab, mit welchem wir auch irdische Dinge messen, wenn wir empfinden, dass sie schön sind. Aber das Schöne auf Werke der Kunst einzuschränken, weil nur diese aus dem Geiste hervorgehen, oder, die Naturschönheit nur als etwas der Kunstschönheit Analoges zu betrachten, hat Plato nirgends versucht, oder auch nur versuchen wollen. Diese Vorstellungsart ist ganz und gar ein Erzeugniss des neuesten Idealismus. Sie entwickelte sich in der Schellingischen Schule, als der Stifter derselben sein absolutes Identitätssystem noch nicht ersonnen hatte, und, in Ermangelung eines andern Hülfsmittels, seine Transcendentalphilosophie mit der Naturphilosophie zu vereinigen, eine metaphysische Kunstlehre von oben herab, als *Wissenschaft des schaffenden Genies*, einführen wollte. Nach der Erfindung des absoluten Identitätssystems ist diese neue Wissenschaft des Genies, als solche, plötzlich wieder verschwunden. Dafür aber hat sie sich in der mystischen Triplicität der Wissenschaft, der Kunst und der Religion nach allen Seiten ausgebreitet. Das Unendliche, das überall ist, muss nun in der Kunst, wie in der Wissenschaft und der Religion, nur auf eine andre Art, angeschauet werden, und in dieser Anschauung heisst es dann das Schöne. Wer dieser Vorstellungsart nicht folgt, kann sich mit der neuen Kunstlehre der Idealisten in Ewigkeit nicht vertragen; und wer ihr folgt, kann unmöglich eine andre Ansicht des Schönen dulden; denn jene ist ja, wie die Schule spricht, *erschöpfend*.

* * *

In zwey neuern Werken ist der Synkretismus, von dem wir gesprochen haben, auf verschiedene Art versucht worden. Das erste ist:

Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästhetischer Versuch, den Manen Kant's und Herder's zur Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt geweihet von *Wilhelm Traug. Krug.* Leipzig und Züllichau, in der Darumannischen Buchhandlung. 1805. 8. 203 S. (20 gr.)

Der feyerliche Titel lässt etwas Ausserordentliches erwarten. Die erste Hälfte dieses Titels bezieht sich aber nur auf eine willkürliche Vertheilung des Inhalts in *neun* Vorlesungen, deren jede, der Verf. wird wissen, warum?, nach einer *Muse* benannt ist. Und was die Versöhnung Kant's und Herder's in der Unterwelt betrift: so würden wir den Nachrichten, die dem Vf. darüber zugekommen sind, keinesweges die Glaubwürdigkeit absprechen, wenn von einer *moralischen* Versöhnung die Rede wäre. Aber dass Kant und Herder am Styx, oder Acheron, sich um die heterogenen Principien ihrer Aesthetik vertragen haben sollten, dürften wir bezweifeln, bis nähere Nachrichten einlaufen. Denn einer von beyden hätte nicht nur sein Princip zurücknehmen, sondern seine ganze Denk- und Sinnesart umändern müssen, um seine Ansicht des Schönen mit dem Andern zu theilen.

Nach der Vorrede hat Hr. Krug diese neun Vorlesungen zuerst vor einer kleinen gemischten Gesellschaft „von Damen und Herren" gehalten. Da waren sie gut angebracht; denn sie enthalten eine ziemlich populäre Verdeutlichung ästhetischer Begriffe und Grundsätze, besonders nach der Kantischen Lehre. Nachher hat der Verf. eben diese Gedanken *revidirt*, wie er sagt, zum zweyten Male in der königl. Akademie der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder vorgetragen. Da waren sie nicht so ganz im Kreise ihrer Bestimmung; denn in einer Akademie der Wissenschaften sollte nur etwas Neues, nur dasjenige vorgetragen werden, was entweder eine Wissenschaft neu begründet, oder ihre Grenzen erweitert. Der Verf. wünscht, „dass diese Vorlesungen mit eben dem friedlichen, ruhigen, *rein menschlichen* Sinne aufgenommen und beurtheilt werden möchten, mit welchem sie entworfen und gehalten sind." Wir ehren diesen Sinn, glauben aber nicht gegen ihn zu fehlen, wenn wir in Hrn. Krug's anständiger und menschenfreundlicher Auseinandersetzung der Grundwahrheiten der Aesthetik nach seiner Vorstellungsart, nichts finden, was als reiner Gewinn für die Wissenschaft zurückgelegt werden könnte. Zugleich kündigt Hr. Krug in der Vorrede ein neues *vollständiges System der theoretischen Philosophie* an. Dieses System soll aus drey Theilen bestehen, der Denklehre, Erkenntnisslehre und Geschmackslehre, oder Logik, Metaphysik und Aesthetik. Wir sehen daraus, dass er die Aesthetik zu den Theilen der Philosophie im eigentlichen Sinne zählt. Dort soll sich, wie er sagt, eine *tiefere Begründung* der hier, in den Vorlesungen, aufgestellten Begriffe und Grundsätze finden.

In den Vorlesungen selbst werden zuerst die älteren und ehemals, oder auch noch im gemeinem Leben, gewöhnlichen Vorstellungen erörtert, die man sich von Schönheit und Kunst gemacht hat. Hinzugefügt wird die vorläufige, vom Verf. selbst sogenannte Nominalerklärung: Schönheit sey, „eine Eigenschaft sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, welche wohlgefällt, oder *ein Lustgefühl erregt.*" Weiter wird das Schöne unterschieden von dem Angenehmen und dem Guten, fast ganz nach Kant. Das Wohlgefallen, das wir am Angenehmen finden, sey

ein *materiales*, „weil es abhängt von demjenigen, was zur Materie des wahrgenommenen Gegenstandes gehört. Auch das Wohlgefallen am Guten wird S. 56 ein materiales genannt. Die Schönheit aber liege einzig in der Form. Das Wohlgefallen an ihr sey also ein *formales*. Der eigenthümliche Charakter der Schönheit bestehe (S. 61) in „derjenigen Form eines wahrnehmbaren Gegenstandes, welche in der durch die blosse Wahrnehmung den *Verstand und die Einbildungskraft* des Wahrnehmenden in ein *harmonisches Spiel* versetzt, und das *Lebensgefühl* zwar leicht, aber kräftig aufregt." Diese Erklärung wird weiter ausgeführt und aus *ihr* gefolgert (S. 82), Schönheit sey, „diejenige Eigenschaft eines Dinges, vermöge welcher es dem Gemüthe des Wahrnehmenden eine *Anschauung des Unendlichen im Endlichen* gibt." Auf die Frage: welche Form es denn nun sey, die der Künstler einem Dinge geben müsse, damit es als schön auf uns wirke? antwortet Hr. Krug, wie einige der neuesten Idealisten, „*es lasse sich leider! nichts darauf antworten.* Der Künstler arbeite *auf gutes Gluck*, von seinem *Genius* geleitet." — Ueber das Genie werden erläuternde Anmerkungen hinzugefügt, und darnach der Unterschied zwischen Genie und Geschmack bestimmt. Alles Schöne soll uns, nach der siebenten Vorlesung, in eine *idealische* Stimmung setzen. Ausdrücklich wird noch ein Mal (S. 141) die Lehre der Idealisten eingeschärft, „die Kunst könne nicht *schöne* Kunst heissen, wenn sie uns nicht in dem Endlichen, das sie aufstellt, das *Unendliche* ahnen lasse." In der achten Vorlesung handelt der Verf. vom Interessanten und von Reiz und Rührung. Mit Kant behauptet er, dass Reiz und Rührung ein fremdartiges Interesse in das Schöne bringe (S. 161). Die neunte Vorlesung liefert die Eintheilung der schönen Künste, die man im Wesentlichen auch aus den *encyklopädistischen* Schriften des Verf. kennen lernen kann.

Nach diesem Abrisse des Inhalts der neuen Vorlesungen von Hrn. Krug bedarf es keiner speciellen Kritik des Inhalts. Auch was das Ganze betrift, ist es genug, an *Herder's* Manen zu erinnern, die auf dem Titel genannt sind. Was würde *er* zu einer *solchen* Versöhnungsfeyer sagen, wenn er sich unsichtbar unter den Zuhörern des Hrn. Krug befunden hätte? Ob er wohl eine Vorlesung ausgehört haben würde?

Lehrreicher ist

Die Aesthetik für gebildete Leser, von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ordentl. Professor des Natur- und Völkerrechts auf der Universität Wittenberg u. s. w. Leipzig, b. Hinrichs. 1807. 8. Erster Theil. 266 S. Zweyter Theil. 414 S. (3 Thlr. 14 gr.)

Dieses Werk ist nicht nur das erste eigentliche *Compendium*, das seit der neuesten Revolutionsperiode die Aesthetik in allen ihren Theilen systematisch umfasst, ohne sich an die Norm einer Schule zu binden; es enthält auch einen Schatz von literarischen Nachweisungen, durch die es den Aesthetikern von allen Parteyen brauchbar wird. Der Synkretismus des Verf. ist mehr *eklektisch*, als, wenn man so sagen darf, *combinatorisch*. Er soll nicht sowohl heterogene Principien mit einander ausgleichen, als, nützliche Resultate aus allen Systemen zusammen stellen. Im Sinne eines verständigen Eklekticismus scheint denn der Verf. als *neutraler* Denker, wie er sich selbst in der Vorrede nennt, auch das Princip der idealistischen Aesthetik, welcher er übrigens gar nicht das Wort redet, zum Theil aufzunehmen, zum Theil zu verwerfen. Er versenkt sich im Unendlichen, lässt sich auf keine Anschauung des Endlichen im Unendlichen ein, und unterhält seine Leser, wo sie Aufschlüsse über das Wesen der Schönheit erwarten, nicht mit bombastischer Metaphysik. Aber er tritt entschieden auf die Seite der Idealisten in der Behauptung, dass das Schöne eigentlich und unmittelbar nur die Kunst, nicht die Natur, angehe, und dass die reine oder wahre Schönheit überhaupt keine andere sey, als die *ideale*. Gleichwohl folgt der Vf. in der Anwendung dieses Princips der Schellingischen und Schlegelischen Partey. Mit seinen Erläuterungen des Schönen im Einzelnen kann man gewöhnlich übereinstimmen, auch wenn man die Naturschönheit nicht unter das Princip der Kunstschönheit stellt.

In einer ausführlichen *Einleitung* werden die ästhetischen Grundbegriffe erörtert, und die Grundsätze mitgetheilt, von denen der Verf. ausgeht. Der *erste Theil* des Werks liefert hierauf die vom Verf. so genannte *Metaphysik des Schönen* oder die „wissenschaftliche Darstellung der ursprünglich gesetzmässigen Wirksamkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen." Hier wird gehandelt vom Form und Stoffe in der Kunst; die Eigenschaften, in welche sich die Schönheit überhaupt zerlegen lässt, werden aufgezählt und erläutert; und mit einer Charakteristik und Classification der schönen Künste wird die Untersuchung geschlossen. Der *zweyte* und ausführlichere Theil enthält die *specielle* Theorie der schönen Künste nach den Grundsätzen des Verfassers. An der Spitze steht die Dichtkunst, bey welcher der Verf. auch am längsten verweilt. Dann folgen die Redekunst (Beredsamkeit), Tonkunst, Mahlerey, Plastik, Gartenkunst, Baukunst, Mimik, Tanzkunst, und Schauspielkunst.

Wir wollen aus beyden Theilen Einiges ausheben, um aufmerksamer auf das Verdienst zu machen, das sich der Vf. um die Wissenschaft erworben hat, oder erwerben wollte. Zu polemischen Verhandlungen über die Verschiedenheit der Ansichten des Verf. und des Recensenten ist hier kein Raum. Aber auch ein Rec. kann dem Verf. nur in so fern Gerechtigkeit widerfahren lassen, als beyde *einander* verstehen. Hr. Pölitz nimmt sogleich beym Anfange der Einleitung in seine Aesthetik den Anlauf auf eine solche Art, dass einige der wesentlichsten Lehren seines eklektischen Systems willkührlich scheinen müssten, wenn

Digitized by Google

sie nicht in der Folge eine Art von Bestätigung fänden. Vom Begriffe der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes schreitet der Verf. sogleich im dritten Paragraphen zum Begriffe der *Darstellung*, von da zur *Phantasie*, als dem Vermögen der Darstellung, fort, und nun ist er schon im fünften Paragraphen bey dem *Ideal* der Schönheit, und folglich bey dem von ihm angenommenen Princip. Zweckmässiger konnte er freylich nicht verfahren, wenn er ohne Umschweife dieses Princip aufstellen wollte, um dabey zu bleiben; und Jedem, wer sich selbst zu einem System bekennt, muss das Recht nicht streitig gemacht werden, andere dafür einzunehmen, ohne sich unter vorläufigen Zweifel zu verlieren. Wer aber so verfährt, muss auch erwarten, dass dem *nicht ganz unvorbereiteten* Leser sogleich Zweifel sich aufdringen, die ihn nachher durch das ganze System begleiten. Wenn unsre neuesten Idealisten die Aesthetik geradezu als *Kunst*-Lehre, und das Schöne überhaupt und geradezu als ideal behandeln, verfahren sie consequent nach den Grundsätzen ihrer *Metaphysik*. Für sie existirt die ganze objective Welt nur als ein Reflex der *schaffenden* Geisteskraft, und alles Schöne in der Welt nur als ein Reflex der ewigen Kunstideen des schaffenden Geistes. Hr. Pölitz aber lässt diese Metaphysik ganz aus dem Spiele. Er fängt, ungefähr wie Kant, mit der ursprünglichen *Gesetzmässigkeit* des menschlichen Geistes an. Ist nun das Gefühl des Schönen nur auf das Bewusstseyn einer solchen Gesetzmässigkeit gegründet, so ist für's Erste völlig einerley, ob das Object, das uns als schön erscheint, Natur-, oder Kunstproduct ist, weil jenes, wie dieses, eine Form haben kann, die der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des Geistes entspricht. Dann hat die Kunstschönheit nur dann und wann den *Vorzug* der Idealität, wenn das Kunstwerk zugleich den *Ideen* entspricht, durch die sich der freye Geist noch über das Bewusstseyn einer blossen Gesetzmässigkeit zum *Vollkommenen* erhebt. Nach Hrn. Pölitz aber macht die Theorie einen gewaltigen Sprung von der blossen Uebereinstimmung eines Objects mit einer gewissen Gesetzmässigkeit des Geistes zu den Urbildern der Vollkommenheit. Das Schöne in der Natur, meynt er, werde nur uneigentlich so genannt. Er wünscht, dass man ein anderes Wort dafür haben möchte. Aber nach dem Princip, von welchem der Verf. ausgeht, ist nicht einzusehen, warum wir in dieser Hinsicht gegen die alte Bedeutung eines bekannten Worts spröder thun sollten, als die Griechen, die, wie wir wissen, eine schöne Menschengestalt um ihrer selbst willen, nicht blos als eine natürliche Statue, schön nannten, und eben dadurch in der idealisirenden Kunst sich so hoch hoben, dass sie nur das Natürliche idealisirten, das heisst, es nach Ideen zu der Vollkommenheit hinaufruckten, nach welcher *die Natur selbst* zu zielen scheint. Nur durch die treueste Anhänglichkeit an die Natur sicherte sich die griechische Kunst vor dem *Phantastischen*. Aber Hr. Pölitz will auch davon nichts hören, dass Nachahmung der Natur zum Wesen der schönen Kunst gehöre.

Was Hr. Pölitz *Metaphysik des Schönen* nennt, ist ein System von allgemeinen Reflexionen über Schönheit und Kunst, aber darum noch nicht Metaphysik; man müsste denn mit diesem Worte in Deutschland wieder, wie in Frankreich, alle Untersuchungen bezeichnen, die etwas weiter führen, als der Alltagsgang der gewöhnlichen Empirie. Was die Schellingischen Idealisten in ihrer Kunstlehre vortragen, ist wirklich Metaphysik, so fern es überhaupt mehr, als ein Hirngespinnst ist. Denn diese Idealisten deduciren aus dem *Ungrunde aller menschlichen Erkenntnisse* und aus der *Sehnsucht des Gemüths nach dem Ewigen* sogar den Reim und die Assonanz. Auf solche Deductionen aber lässt sich Hr. Pölitz nicht ein.

Ueberhaupt zweifeln wir, das sich der Vf. durch die Art, wie er sich der idealistischen Schule zu nähern sucht, ihr empfohlen haben werde. Das war aber vermuthlich auch nicht seine Absicht. Wer zu keiner Schule gehört, darf das ganze Werk, besonders den zweyten Theil, als einen der *gemeinnützigsten* Beyträge zur *freyen* Bearbeitung der Aesthetik den gebildeten Lesern empfehlen, für die es geschrieben ist. Die Poetik, die ungefähr die Hälfte des zweyten Theiles einnimmt, ist auch durch Beyspiele aus mehrern deutschen Dichtern erläutert. Aber gerade an dieser Beyspielsammlung bewährt sich der Geschmack des Verf. nicht zum Besten. Die Dichter, an die er sich, wie es scheint, am liebsten hält, haben zwar auch ihren Werth; aber sie gehören fast alle auf die zweyte, oder dritte Bank. Wir führen hier mit Fleiss keine Namen in der Absicht an, ihnen eine Stelle nach der Rangordnung der Geister anzuweisen. Aber was soll man zu einer Sammlung von Beyspielen sagen, in welchen gerade die Dichter, die wir unsre *Classiker* nennen dürfen, fast ganz übergangen werden? Von Klopstock wird Einiges angeführt, wenn gleich bey weitem nicht so vieles, wie von Heydenreich, Kosegarten, Langbein u. s. w.; von Schiller nur wenig; *von Göthe und Wieland gar nichts!* Und wollten wir auch diese Vernachlässigung des Classischen und Vollendeten dem Verfasser einer Aesthetik zu Gute halten; musste er seine Beyspielsammlung durch ein so plattes und schmuziges Machwerk, wie die Romanze von Löwen (S. 124), entstellen?

ROMAN.

Das Haus Bürburg, oder der Familienzwist. Von *Aug. Lafontaine.* Berlin, b. Sander, 1805. 504 S. 8. (1 Thlr. 21 gr.)

Dieser bürgerliche Roman ist ganz in der längst bekannten Manier dieses beliebten Schriftstellers. Einen Auszug daraus geben, hiess ein, mehr durch Zartheit der Haut und Uebereinstimmung des Ganzen, als durch hervorstechende Züge anziehendes Gesicht silhouettiren. Es sey daher genug, von diesem Ro-

Digitized by Google

man zu sagen, dass, wenn man L's Werke ihrem Werthe nach in drey Classen theilen wollte, dieses der mittlern angehören würde.

STAATSWIRTHSCHAFT.

Quelques idées pour atteindre un système de contributions juste et exact concernant la taxe foncière dans le Duché de Berg, par *Charles* Baron *d'Ayx*. à Dusseldorf, chez Schreiner, 1806. 69 S. 8. (9 gr.)

Der Zweck dieser Schrift, die zugleich auch noch den deutschen Titel führt: *Einige Ideen über die Erreichung eines richtigen und genauen Abgabesystems im Betreff der Grundsteuer im Herzogthum Berg*, und in beyden Sprachen, *französisch* und *deutsch* nebeneinander gedruckt erscheint, ist durch ihren Titel bestimmt ausgesprochen. In wissenschaftlicher Hinsicht ist sie ohne Werth; denn was der Vf. über die Unzulänglichkeit des in den meisten deutschen Staaten und auch im Herzogthum *Berg* bisher üblichen Abgabesystems, ingleichen darüber, dass die Grundsteuer nicht die einzige Staatsabgabe seyn dürfe, so wie über die Nothwendigkeit einer gleichmässigen Besteuerung der Grundstücke, und zwar nicht nach ihrem Geldwerthe, sondern nach ihrem Ertrage, sagt, — dies alles sind längst bekannte Dinge, über welche man wohl durchgängig mit ihm einverstanden seyn wird. Indessen für den Geschäftsmann, der sich mit einer Rectification des Grundsteuerwesens zu beschäftigen hat, wird seine Arbeit nicht ohne Nutzen seyn. Der Vf. gibt manche Winke, die sich bey Geschäften der Art nicht ohne Vortheil befolgen lassen werden. Und im Ganzen verrathen seine Vorschläge einen Mann, der über seinen Gegenstand gedacht hat, und bey seinen hier bekannt gemachten Ideen von richtigen Grundsätzen ausgeht. Nur vom *reinen Ertrage* scheint er keine richtigen Begriffe zu haben, wenn er unter dem *reinen Ertrage eines Grundstücks* „blos den nach Abrechnung der Baukosten und der *nöthigen Nahrung des Eigenthümers* rückbleibenden Theil des rohen Ertrags desselben" verstanden wissen will. Der Verf. hat hier die Grundsätze, welche bey der Berechnung des reinen Ertrags *einer ganzen Nation*, oder des *ganzen* Vermögens eines Individuums, angenommen werden müssen, ohne Prüfung, auf die Berechnung des reinen Ertrags eines einzelnen Grundstücks übergetragen. Doch muss die nöthige Nahrung der Producenten oder des Besitzers allerdings in Anschlag gebracht werden. Allein dies ist hier nicht thunlich. Hier darf offenbar nichts weiter in Anrechnung gebracht werden, als die Summe des Lohns der Arbeit, die auf die Production der auf diesem Grundstücke erzeugten Früchte verwendet wurde.

BIOGRAPHIE.

Darstellung denkwürdiger Männer des achtzehnten Jahrhunderts. Erster Theil. Giessen, b. Tasché und Müller. 1805. gr. 8. IV u. 198 S. Zweyter Theil, ebend. VIII u. 424 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Biographische Nachrichten von lebenden und nun zum Theil verstorbenen englischen Staatsmännern, Kriegshelden und Gelehrten, aus dem Englischen übersetzt — denn dass es Uebersetzung ist, sieht man aus einigen Anmerkungen des Uebers., obgleich nirgends etwas darüber, oder über das Original (die Public Characters) gesagt ist. Folgende sind hier aufgeführt: I. Th. S. 1—24. *Jervis*, Graf (Earl) von *St. Vincent*. Nicht einmal sein ganzer Name, oder sein Geburtsjahr ist angegeben. S. 25—52. *Thomas Erskine*, dritter Sohn des Grafen von Buchan, in früherer Jugend dem See- und Landdienst, dann dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, worin er sich auszeichnete. S. 53—59. Robert Banks Jenkinson Lord *Hawkesbury*, Sohn des Grafen Liverpool, geb. 7. Jun. 1770. S. 60—68. Admiral Lord *Bridport*, der schon 1746 Schiffslieutenant wurde. S. 69—87. Marquis *Landsdown* (Sohn des Grafen v. Shelburne, John Fitzmaurice) erst 31. Nov. 1782 zum Marquis erhoben. S. 88—91. *John Parnell*, vormals Kanzler des Schatzkammergerichts in Irland. S. 92—102. *Robert Southey*, geb. zu Bristol 12. Aug. 1771, als Dichter berühmt. S. 103—105. *Thom. Pelham*, ältester Sohn des Lord Pelham und nachher Herz. von Newcastle. S. 106—115. Herzog v. *Grafton* (geb. 28. Sept. 1736.) S. 116—128. Mistres *Inchbald*, eine Dame von seltenen Fähigkeiten, deren Geschichte etwas romanhaft ist, eine Zeitlang Schauspielerin, nun Schriftstellerin. S. 129—146. Graf *Wenworth Fitzwilliam*, geb. 1748, ein eifriger Vertheidiger der bürgerl. Rechte der Katholiken in England. S. 147—165. *Will. Godwin*, (aus einer Dissenters Familie, als moralischer und Romanschriftsteller ausgezeichnet.) S. 166—176. *Francis Russell*, Herz. von *Bedford*, 1764 geboren, durch seine Verdienste um die Landwirthschaft bekannt. S. 177—187. *Cowper* (ein Nachkomme des ersten Grafen Cowper), als Dichter berühmt. S. 188—198. Lord *Kenyon*, als Richter und Staatsbeamter ausgezeichnet. Die nicht befriedigenden Nachrichten, die von diesen Männern gegeben sind, gehen nur bis ins J. 1799.

Der zweyte Theil ist ohne Verhältniss stärker, und enthält folgende Aufsätze: 1—26. Franz Lord *Rawdon*, Graf von *Moira*, 7. Dec. 1754 geboren, als Kriegsmann seit dem amerik. Kriege und als Staatsmann ausgezeichnet. S. 27—60. *Johann Sinclair*, geb. 1754; ein durch seine History of the public Revenue of the British Empire 1789. u. 90. III Parts, seinen Statistical Account of Scotland in 21 Bänden und andere Werke, berühmter Baronet. S. 61—71. *Will. Roscoe*, Verfasser der Biographie des Lorenzo Medici und P. Leo's X. S. 72—84. General *Robert Melville*, aus einer sehr alten engl. Familie. S. 85—100. *Will. Pitt*, Kanzler der Schatzkammer 8. May 1759. geb. 1806 im Febr. („Ehrgeitz ist die herrschende Leidenschaft seiner Seele," heisst es S. 100) S. 101—108. D. *Beilby Porteus*, Lordbischof von London, geb. 1733. (seit 1787 B. z. London; 1792 stiftete er eine Gesellschaft zur Bekehrung der Neger-

sclaven in Westindien). S. 109—122. D. *Josias Tucker*, Dechant von Glocester, geb. 1712. (nebst einem Verzeichniss seiner 24 theologisch. politischen und andern Schriften). S. 123—133. Admiral Lord Viscount *Adam Duncan*, 1. Jul. 1731 geb., durch den Seesieg bey Camperdown 1797 berühmt. S. 134—42. *Karl Jenkinson* Graf von *Liverpool* (Vater des Lords Hawkesbury). S. 143—48. *Abraham Newland*, Obercassirer bey der engl. Bank. S. 149—57. *Erasmus Darwin*, Med. Doct. etc., ein berühmter Naturforscher und Verfasser des Gedichts, The Botanical Garden, wovon 4 Ausgaben vorhanden sind, und eines auch deutsch übersetzten Werks über die Erziehung des weibl. Geschlechts. S. 158—61. Sir Geo. Leonard *Staunton*, Baronet, durch seine Reise nach China bekannt. S. 162—68. D. Joh. *Moore*, Lord Erzb. von Canterbury, Primas von England. (Er hat nur 2 Predigten drucken lassen.) S. 169—76. *Arthur Murphy*, Esq! politischer und dramatischer Schriftsteller. S. 177—83. Jakob Harris, Lord *Malmsbury*, geb. 20. Apr. 1746. (Sohn des Jak. Harris, des Vf. von Hermes.) S. 184—92. D. *Joseph White*, Prof. der arab. Sprache zu Oxford. S. 193—214. *Henr. Grattan*, geb. zu Dublin 1751, Haupt der irländ. patriot. Parthey. S. 215—21. Sir *Will. Sydney Smith*, geb. 1764, ein bekannter Seeheld. S. 222—26. *Henr. Erskine* (Bruder des Grafen von Buchan), berühmter Rechtsgelehrter. S. 227—37. Lord *Charlemont*, (er hat vornemlich die Erhebung der kön. irländ. Gesellschaft zu einer Corporation 1786 bewirkt). S. 238—43. *David Stewart Erskine*, Graf von *Buchan*. S. 244—47. *Jak. Northcote*, Esq., Maler. S. 248—51. *Joh. Beresford*, polit. Schriftsteller. S. 252—58. *Joh. Foster*, Sprecher des irländ. Unterhauses. S. 259—84. *Karl Jakob Fox*, 1749 geb. (starb zum Unglück von Europa vor Beendigung der Friedensunterhandlungen 1806 im Aug.). S. 285—94. *Wilh. Herschel*, geb. zu Hannover 15. Nov. 1738, Entdecker des Saturns, erst Musiker. S. 293—301. Madame *Siddons*, geb. Kemble, Schauspielerin. S. 302—11. D. *Joseph Priestley*, zu Bristall-fieldhead in Yorkshire 13. März 1733 geb. S. 312—14. *Joh. Opie*, (der unlängst verstorb. Maler). S. 315—29. Matth. Robinson Lord *Rocheby*, mit einer vorausgeschickten Abh. über Bärte, (weil dieser Pair sich durch das Fragen eines Barts auszeichnet). S. 330—49. *Gilbert Wakefield*, der berühmte Philolog, geb. 22. Febr. 1756. S. 350—76. *Jakob Burnet*, Lord *Monboddo*, durch sein Werk über den Ursprung der Sprache bekannt. S. 377—82. *Israeli*, ein nicht unbekannter Literator. S. 383—424. *Richard Brinsley Sheridan*, als polit. u. dram. Schriftsteller bekannt, geb. zu Dublin im Oct. 1751. — Die Stücke dieses Bandes, die nicht als eigentliche Lebensbeschreibungen, sondern mehr als Lobreden zu betrachten sind, haben mehr Ausführlichkeit, als die des ersten. Die Uebersetzung ist treu und lesbar.

Kleine Schriften.

Geschichte der Juden. Ueber den bürgerlichen Zustand der Juden. Nach dem Französischen des Abbé *Lamourette*. Ein Wort zu seiner Zeit! Braunschweig 1806. Vieweg. 32 S. 8. (4 gr.)

Der jetzige Cardinal Maury hatte in der constituirenden Versammlung die Zulässigkeit der Juden zum Bürgerrechte bestritten; ihm widersprach der Vf. in dieser schönen und feurigen Rede, deren Zweck war, die Frage nicht unter den Gesichtspunkt eines ökonomischen Problems hinzustellen, sondern in ihren Beziehungen auf die Begriffe einer gesunden Philosophie und des Naturrechts zu behandeln. „Es ist, sagt der Verf., sehr richtig, nicht die Rede davon, *wozu* uns die Juden nützen, was der Staat durch die ihnen zuerkannten Bürgerrechte gewinnen kann; der dringendste Vortheil für eine Nation besteht immer darin — *gerecht* zu seyn. Wenn diese heilige Pflicht jemals unter uns nur in eine Berechnung des Nutzens ausarten sollte, — o! ihr ehrlichen Juden, dann würde es für euch ehrenvoller seyn, zu bleiben, wie ihr seyd; es würde dann nicht eure Mühe lohnen, unsere Brüderschaft zu suchen." Gleichwohl bleibt auch der Verf. nicht bey dem reinen Begriff der *Gerechtigkeit* stehen, sondern verweilt mehr bey der Pflicht des Staats, Nacheiferung aller Talente zu erregen, und der Möglichkeit die Juden umzubilden. So unsystematisch aber auch der Vortrag ist, so ist er doch anziehend und belehrend.

Jugendschriften. *Sammlung merkwürdiger Reisen; für die Jugend.* Von *F. A. L. Matthäi*, Lehrer an der kön. Hoftöchterschule. Erster Band, mit 2 Kupfern. Hannover, Gebr. Hahn, 1807. XIV. u. 224 S. kl. 8. (20 gr.)

Eine für junge Leser von etwas reiferm Alter brauchbare Bearbeitung von *Turnbulls* Reise um die Welt, wobey die zerstreueten Bemerkungen des Verf. mehr zusammengestellt, der Vortrag mehr abgekürzt und annehmlicher gemacht, viele Nachrichten aus ältern Reisebeschreibungen ergänzt sind. Es ist übrigens nichts Unsittliches mit aufgenommen worden, und manchen Erzählungen sind zweckmässige moral. Bemerkungen, jedoch nicht zu häufig, beygefügt. Man kann das Buch mit allem Grunde zur unterhaltenden und belehrenden Lektüre empfehlen, und seine Fortsetzung wünschen.

Geschichte. *Merkwürdige Belagerung im sechszehnten Jahrhundert* als Gegenstück zu der im neunzehnten. Berlin, Maurer 1807. 96 S. 8. (8 gr.)

Eine aus bekannten Quellen geschöpfte ausführliche Erzählung der Belagerung der Stadt (nach dem schmalkald. Kriege) die ein Jahr und sieben Wochen dauerte und glücklich und ehrenvoll endete. Der Schluss des Werkchens, nachdem die spätern Schiksale der Stadt berührt sind, ist, wie der ganze Vortrag, zu schwach und kraftlos.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

113. *Stück, den 4. September* 1807.

STAATSRECHT.

Lösung des Staatsproblems: Ist mit der Souverainität der Begriff von Landständen vereinbar? 1806. 4. 26 S. (Ohne Druckort.)

Die Erörterung dieser Frage hat anjetzt, durch die Auflösung unserer alten ehrwürdigen Reichsverfassung ein grosses praktisches Interesse für diejenigen deutschen Länder erhalten, welche Landstände haben, und auf deren Beybehaltung keinen unbedeutenden Werth legen.

Vereinigt unter einem höhern bürgerlichen System, standen alle in der bisherigen Reichsverbindung begriffene deutsche Staaten in einem unbezweifelten Verhältniss der Abhängigkeit gegen eine gemeinschaftliche höhere Aufsicht, Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit und executive Gewalt; anerkannten die Regierungen aller dieser Staaten ihre Verantwortwortlichkeit gegen dieses Supremat; und hierin vorzüglich zeigte sich das Wesentliche und Eigenthümliche der deutschen Reichsverfassung. Grosse Fehler hatte diese Verfassung einzeln; wer mag das leugnen? bittere oft unverständige Tadler hatte sie in Menge. Demungeachtet wirkte sie wohlthätig in jedem deutschen Staate; hier mehr, dort weniger sichtbar entscheidend; aber überall bemerklich genug für Beobachter, die Menschen und Dinge kannten. In kleinern Staaten war ihr Einfluss meist unmittelbar und gebietend; auf mächtigere Regierungen wirkte sie, wie Gesetze und bürgerliche Ordnung selbst auch im Privatstande auf gute, verständige Bürger nicht anders zu wirken pflegen, die lieber ruhig sich verhalten, als gegen das Gesetz sich auflehnen; und selbst die Anlässe zur Rechtfertigung ihres Betragens gern zu vermeiden suchen.

Alle diese Verhältnisse haben sich nunmehr aufgelöst, und aus dem Zustande einer gesetzlichen Abhängigkeit vom Kaiser und Reich sind die einzelnen Bestandtheile des deutschen Reichsstaates mit *Souverainität* herausgetreten. Was alles hat nun damit in der *inneren* Verfassung deutscher Länder sich geändert? Was hat als nothwendige Folge davon sich darin ändern müssen? sind nun auch alle auf Grundverträgen zwischen den Territorialhoheiten und ihren Unterthanen, alle auf Landesherkommen beruhende staatsrechtliche Verhältnisse unbezweifelt aufgehoben? und können da, wo sie fortdauern, ihre Rechtsgründe nunmehr noch irgendwo anders, als in dem *souverainen Willen* der Regierung gesucht und gefunden werden? Der Umfang dieser Fragen ist eben so ausgedehnt, als ihr Inhalt einleuchtend wichtig, und reich an grossen, weit eingreifenden Folgen. Ihre gründliche Beantwortung setzt viel helle, allgemeine staatsrechtliche Begriffe voraus, um mancherley in einander laufende Verhältnisse genau und fein zu unterscheiden; und sie erfordert überdem eine mannigfaltige und vollständige Kenntniss des deutschen Territorialsystemes, seiner allmähligen Ausbildung und seiner gegenwärtigen rechtlichen Grundlagen, um diejenigen Bestandtheile dieses Systems auszuheben, welche, unabhängig von der bisherigen Reichsverfassung, sich als selbstständig darstellen. Aber es ist zu wünschen, dass irgend ein deutscher Publicist, der die zu einer solchen Erörterung erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt, und bey dem Einsturz des bisherigen Lehrgebäudes seiner mit Vorliebe cultivirten Wissenschaft, nicht den Muth verliert, die Bruchstücke zu sammeln und zu ordnen, die auch in dem neuen Zustande der Dinge nicht nur Brauchbarkeit und Werth behalten, sondern ihm sogar zur Grundlage dienen werden, — dass ein solcher Mann es recht bald unternehmen möge, die rechtliche Natur der erlangten Souverainität der deutschen Staaten zu untersuchen, und die Vorstellungen derer zu berichtigen, welche durch diese Souverainität die ganze bisherige innere Territorialverfassung aus ihren Angeln gehoben sehen.

Der Verf. vorliegender Schrift hat in eine solche ausführliche Untersuchung, so wie das Zeitbedürfniss sie erheischt, nicht eingehen, und vieles, ja selbst die rechtliche Seite seines Gegenstandes lieber ganz unberührt lassen, als seine Grundsätze irgend einer Missdeutung aussetzen wollen. Da indess jede Erörterung dieser Art von dem Begriffe der Souverainität und von der Frage ausgehen muss: in wie fern diese Eigenschaft einer Regierung mit grundgesetzli-

chen Beschränkungen und Formen derselben vereinbar sey? so hat auch schon eine solche Schrift, welche bloss mit diesem allgemeinen Theil der Untersuchung sich beschäftiget, und das gefundene Resultat auch nur auf einen einzelnen Gegenstand der deutschen Territorial-Verfassung anwendet, ihr einleuchtendes Verdienst, wenn nur sonst die Untersuchung wohl angelegt und durchgeführt worden ist.

Allein die angezeigte Schrift lässt bald bemerken, dass ihr Verfasser sich nicht auf den Standpunct gestellt habe, von wo aus nur allein eine *volle* Ansicht des Gegenstandes möglich ist. Seine ganze Theorie beruht blos auf einer Terminologie, die er zwar mit manchen Schriftstellern gemein hat, die aber nichts desto weniger höchst willkührlich ist, keinen innern Grund hat, und weder in wissenschaftlichen Systemen des Staats- und Völkerrechts, noch in der Sprache der Diplomatik so fixirt ist, um durch sie nur Einen Begriff so ausschliessend, und auf eine so zuverlässige, unzweydeutige Weise anzudeuten, dass man gleich an dem Worte die Sache, von der die Rede ist, erkennen musste. Er beschränkt den Ausdruck „*Souverainität*" durchaus auf den Begriff der Unabhängigkeit eines *Staates* in seinen äusseren völkerrechtlichen Verhältnissen; und legt daher auch einer *Regierung* den Charakter der Souverainität nur in so fern bey, als sie in Repräsentantschaft eines in seinen völkerrechtlichen Verhältnissen unabhängigen Staates in Betrachtung kommt. Er folgert sodann hieraus sehr richtig, dass Unabhängigkeit einer *Regierung* in diesen völkerrechtlichen, oder *äussern* staatsrechtlichen Verhältnissen, und grundgesetzliche Einschränkungen derselben im *innern* Staatsverhältniss zu ihrem eigenen Volke keine widersprechenden, sich gegenseitig aufhebenden Begriffe sind; dass vielmehr beyde rechtliche Verhältnisse sich sehr natürlich mit einander vereinigen lassen; und also wohl hergebrachte *landständische* Verfassungen, unbeschadet der Souverainität deutscher Staaten und ihrer Regierungen, da, wo sie sich findet, unverändert fortdauern können. Er sucht endlich seine Ansicht des Gegenstandes mit dem *Kantische* Begriff von Souverainität zu vereinigen; und glaubt mit *Fichte*, dass überhaupt nach den Forderungen des vernunftmässigen Ideals einer Staatsverfassung, keine Regierung anders, als unter grundgesetzlichen Formen und Einschränkungen bestehen sollte. So gelangt denn freylich der Verfasser bald und leicht zu einem gewünschten Resultate; aber seine Untersuchung bleibt dagegen sehr weit zurück von ihrem Ziele.

Einsichtsvolle Geschäftsmänner, welche die Souverainität deutscher *Regierungen* in einer Bedeutung nehmen, worin nicht alle verständige Compatrioten mit ihnen einverstanden denken, werden dem Verf. das Alles gern und willig einräumen, und ihn dennoch fragen: was er damit bewiesen zu haben glaube? Sie werden ihm zugestehen — denn wie könnte man bezweifeln, was die gemeinste statistische Erfahrung lehrt, — dass mehrere Regenten, dass, zum Beyspiel, die Könige von Grossbritanien, von Ungarn und von Schweden, als Repräsentanten ihrer Staaten in völkerrechtlichen Verhaltnissen betrachtet, anerkannte Souverains sind, und gleichwohl in *innern* Staatsverhältnissen viel grundgesetzliche Einschränkungen ihrer Staatsgewalt beachten müssen.

Aber sie werden ihn über das Willkührliche seines Verfahrens zur Rechenschaft ziehen, wodurch er der Souverainität eine so einseitige Bestimmung gibt. Sie werden ihn auf den grammatischen Sinn des Worts, auf den Gebrauch desselben in den bewährtesten Systemen des Staats- und Völkerrechts, und selbst auf die Sprache der Diplomatik hinweisen, und ihn fragen: was ihn berechtige, ein Wort, dessen gemeinschaftlicher Gebrauch mehrern höchst verschiedenen Begriffen im Staats- und Völkerrechte, zu ihrer Andeutung, unentbehrlich ist, Einem dieser Begriffe zuzueignen? Sie werden ihm endlich zu bedenken geben, dass der Beweis eines wissenschaftlichen Satzes, wenn er Ueberzeugung verschaffen soll, die Einwürfe widerlegen müsse, die ihm mit Recht entgegengestellt werden können; und dass keine wissenschaftliche Untersuchung von Forderungen ausgehen dürfe, deren vollständiger Erweis gerade das Resultat derselben seyn musste.

Souverainität bezeichnet, in Rechtsverhältnissen, den Begriff der Unabhängigkeit von der Willkühr Anderer. In Anwendung auf die *moralische Person der Staaten* kann dieser Ausdruck allerdings nur Eine Bedeutung haben; er kann nur das Verhältniss der Unabhängigkeit gegen alle andere Staaten anzeigen, die Freyheit in allen äusseren und innern Verhältnissen nach eigenem Gutdünken zu handeln und zu wirken.

Allein jeder Staat, wie er auch immer geformt seyn mag, setzt eine *Regierung* voraus; denn auch die Demokratie ist nicht ohne Magistrat, und ein Volk, welches zu dieser Regierung in gewissen Verhältnissen steht; und in der Art und Weise, wie diese Verhältnisse bestimmt sind, liegt der Charakter der Regierungsformen. *Ferner:* jede *Regierung*, als solche, hat die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, handelt im Namen des Volks, ist die Ausführerin des allgemeinen Willens, hat folglich nothwendig die ausübende Gewalt. Aber von der ausführenden Gewalt ist der Ausdruck des allgemeinen Willens, oder die gesetzgebende Gewalt unterschieden; und je nachdem diese beyden Bestandtheile der Staatsgewalt in der Person des Regenten vereinigt, oder wegen Besorgniss des Missbrauchs, der aus ihrer Vereinigung entstehen kann, getrennt sind, hat man *zwey* Hauptgattungen der Regierungsformen zu unterscheiden. Die *Eine*, wo die Regierung zugleich der Ausdruck und die Vollzieherin des allgemeinen Willens, wo sie also Selbstherrscherin ist: — die *Andere*, wo eine active Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung Statt findet, es geschehe nun diese Theilnahme durch Volksversammlungen,

oder durch Repräsentanten, oder durch Landstände, die in Dingen, wozu ihre Mitwissenschaft oder Einwilligung erfordert wird (gemeiniglich bey Gesetzen und Besteurungen), entweder eine entscheidende oder berathende Stimme haben. Wie auch diese zweyte Gattung der Regierungsformen modificirt seyn mag, — allemal besteht sie in dem Verhältniss zwischen zwischen Regenten und Volk, wo der Regent zwar der Ausübrer des allgemeinen Willens, aber nicht der Repräsentant desselben, wenigstens nicht allein ist, wenn ihm gleich ein noch so grosser Antheil an demselben gesichert seyn mag; allemal erfordert sie ein Corps, das entweder allein, oder zugleich mit dem Regenten, den allgemeinen Willen ausdrückt, oder im Besitz der gesetzgebenden Gewalt ist; und sie heisst demokratische Verfassung, in so fern entweder das ganze Volk, oder doch der grösste Theil desselben dieses Corps bildet; repräsentative Verfassung, in so fern es durch gewählte Repräsentanten des Volks, und endlich standische Verfassung, in so fern es durch gewisse privilegirte Corps, oder deren Gevollmachtigte geschieht, sey übrigens der Regent ein Monarch, wie in Grossbrittanien, Schweden, Ungarn, oder ein aristokratisch, oder demokratises geformter Senat, wie in unsern bisherigen Europäischen Republiken.

Man sieht also, dass der Begriff von Souverainität, oder Unabhängigkeit, in Anwendung auf die *Regierungen* der Staaten zwey sehr verschiedene Verhältnisse bestimmt. *Zunächst* das Verhältniss der Unabhangkeit gegen alle andere Staaten und deren Regenten; und *dann* das Recht, ein Verhaltniss zu ihrem eigenen Volke, alles, was das Wohl, der Zweck des Staats erfordert, allein zu beurtheilen, zu verfügen und auszuführen.

In jedem Staate lässt sich folglich die Frage aufwerfen: ob seiner *Regierung* das Prädicat der Souverainität in beyden Verhältnissen? oder nur in Einem? oder weder in dem Einen noch in dem Andern zukomme? Eine *Regierung* hat diese Eigenschaft a) in beyden Beziehungen, wenn sie in völkerrechtlichen oder äussern Staatsverhältnissen Repräsentant eines völlig unabhängigen Staates, — und wenn sie in inneren Verhältnissen zu ihrem eigenen Volke, der Ausdruck und Vollzicherin des allgemeinen Willens, wenn sie Selbstherrscherin ist. Sie hat aber b) diese Eigenschaft nur in Einer Beziehung, nemlich nur in ihrem völkerrechtlichen Verhältniss zu fremden Staaten, wenn sie mit der ausübenden Gewalt die gesetzgebende nicht vollständig vereinigt, sondern in Ausübung der letztern die active Theilnahme des Volks mehr oder weniger anzuerkennen staatsrechtlich verbunden ist. Sie hat endlich c) den Charakter der Souverainität *weder* in der einen, *noch* in der andern Beziehung, wenn der Staat, den sie repräsentirt, einem höhern bürgerlichen System, einer höheren Gesetzgebung und executiven Gewalt unterworfen ist, welche die Regierung desselben in *aussern* und *innern* Staatsverhältnissen beschränken.

Allein, eben daher kann auch nicht blos das Wort „*Souverainität*“ über den damit zu verbindenden Begriff entscheiden. Man braucht nur wenig Belesenheit in den Systemen des Staats- und Völkerrechts, nur wenige Bekanntschaft mit der Sprache der Diplomatik zu haben, um zu wissen, dass dieser Ausdruck nicht ausschliessend dazu gebraucht werde, den Begriff der Unabhängigkeit eines Staates und seiner Regierung im völkerrechtlichen Verhältniss zu bezeichnen, sondern dass man sich dieses Worts auch eben so oft bediene, um den Zustand der Unabhängigkeit einer Regierung in ihrem *innern* Rechtsverhältniss zum Volke, — um die Vereinigung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt in der Person des Regenten, — kurz um das, was wir im Staatsrecht Autokratie, *Selbstherrschaft*, nennen, anzudeuten. Daher ist die Urkunde, wodurch im Jahr 1661 in Dännemark eine unbeschränkte monarchische Regierungsform sanctionirt und die Reichsständische Verfassung dieses Staates aufgehoben wurde, in der Sprache der europäischen Diplomatik, wie in den Systemen des europäischen Staatsrechts, nicht anders, als unter dem Namen der dänischen *Souverainitäts-Acte* bekannt; und der Name einer *souverainen* Erbmonarchie wird seitdem von politischen Schriftstellern des ersten Ranges dem dänischen Staate beygelegt. So wahr ist es, dass Souverainität im Staatsrecht nichts weniger, als nur allein in auswärtigen oder völkerrechtlichen Verhältnissen betrachtet, den Begriff der Unabhängigkeit bezeichnet; und dass dagegen blos der historische und staatsrechtliche Zusammenhang der Ereignisse und Umstände, unter welchen irgend eine Staats-Acte eine Regierung für *souverain* erklärt, das Rechtsverhältniss bestimmen kann, in welchem die Souverainität sich äussern soll.

Hier nun finden wir uns auf dem Puncte, von welchem die Untersuchung ausgehen muss, um die rechtliche Natur der nun erlangten *Souverainität* deutscher Regenten zu ergründen; und Rec. trägt kein Bedenken, den Gang bemerken zu lassen, den, seiner Einsicht nach, eine solche Untersuchung nehmen müsste.

1) Untergeordnet einem höheren bürgerlichen Systeme, konnten bisher die Regierungen deutscher Staaten weder in dem Einen, noch in dem Andern Verhältniss betrachtet, auf den Charakter der Souverainität Anspruch haben. Als Halb-Souverains — ein äusserst ungeschickter Name, den, zur Bewunderung, mitunter selbst ausgezeichnete Schriftsteller zu brauchen pflegen — konnten sie zwar a) im *völkerrechtlichen* Verhältniss, zu sich unter einander und zu fremden Staaten, Gesandte schicken und annehmen, alle Arten von Völkerverträgen eingehen, und andere völkerrechtliche Handlungen unternehmen, sogar über Krieg und Frieden beschliessen. Allein in der Ausübung aller dieser Rechte waren sie durch die Reichsverbindung und durch die Bedingung sehr beschränkt, dass in diesen Verhältnissen nichts unternommen werde, was mit den Pflichten

gegen den Reichsstaat unvereinbar sey. Dagegen zeigte sich b) im *innern* Territorialverhältniss die Abhängigkeit der Regierungen von einer höhern Staatsgewalt in den mannichfaltigsten Beziehungen. Allgemeine Reichsgesetze erweiterten und beengten den Umfang der Territorialhoheit; und in der Eigenschaft entweder absolut gebietender, oder blos subsidiarisch, im Mangel besondrer Landesgesetze, verpflichtender Normen beschränkten oder ergänzten sie sogar die Privatgesetzgebung jedes deutschen Reichslandes. Reichsgerichtliche Urtheile entschieden in Streitigkeiten zwischen den Regierungen und ihren Unterthanen, über die Grenzen der landesherrlichen Gewalt; und bildeten eine diesen Staatsverfassungen ganz eigenthümliche Art wahrer Landesgrundgesetze. Auch ward, der Regel nach, für alle Unterthanen in deutschen Ländern die Justiz in höchster und letzter Instanz von den Reichsgerichten ausgeübt, wovon die bekannten Exemtions- und Appellations-Privilegien, in einer bald mehr bald weniger ausgedehnten Maasse, nur die Ausnahmen feststellten. Und für beydes, — für Reichsgesetzgebung und Reichsjustizpflege — gab es endlich eine *executive Gewalt*, die in ihrer äussern Form zwar nur in kleinen Ländern sichtbar wurde; aber, wie ein vortrefflicher Schriftsteller bemerkt, unter Autorität des Wiener Cabinets auch in mächtigern deutschen Staaten oft manches that, was kaum von formeller Ausübung Kaiserlicher Rechte je zu erwarten war.

Aus diesem Verhältniss der Abhängigkeit von einem höhern bürgerlichen System sind nun die jetzigen Souverains deutscher Staaten, seit der Auflösung des Reichsverbands, herausgetreten; in dieser Beziehung sind sie also unstreitig unabhängige Regenten geworden; und es ist, in Wahrheit, wohl kein geringer Zuwachs an Landesfürstlicher Macht, den sie dadurch erhalten haben.

2) Allein sind sie damit nun auch zugleich in den Zustand einer völligen Souverainität sowohl in äussern völkerrechtlichen als in innern staatsrechtlichen Verhältnissen betrachtet, eingetreten?

a) Im *Völkerrechtlichen*, oder äusseren Verhältniss sind sie durch die Rheinische Bundesacte wieder auf denselben Punct zu stehen gekommen, auf welchem sie bey Auflösung der deutschen Reichsverfassung sich befanden. Sie sind unabhängig von jedem fremden Staate; aber sie dürfen nicht selbstständig und unabhängig im Verhältniss zu fremden Staaten handeln. Es scheint sogar, sie sind in diesen Beziehungen durch die Bundesacte noch weit mehr beengt worden, als diess ehedem, nach den Bestimmungen der Reichsverfassung der Fall war.

b) Im *innern* Territorialverhältniss können allerdings in Zukunft keine Wirkungen einer höhern Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit und executiven Gewalt zwischen Regierungen und Unterthanen mehr sichtbar werden; aber eben in dieser durch die Auflösung des Reichsverbandes erlangten Befreyung von dem constitutionellen Zwange eines höhern bürgerlichen Systems liegt, unsers Bedünkens, auch *Alles* was im Geist der Bundesacte, der Ausdruck „*Souverainität*" bezeichnen soll.

In allen Beziehungen, in welchen dieses Grundgesetz den Bundesstaten und ihren Regenten die *Souverainität* beylegt, ist damit unverkennbar, und nach dem ganzen wörtlichen und Real-Zusammenhange, nur allein der Begrif der von einer höhern constitutionellen Macht unabhängigen Staatsgewalt ausgedruckt; nur allein der Gegensatz von einer Unterwürfigkeit unter ein höheres bürgerliches System, welche bis zur Auflösung des Reichsstaats den eigenthümlichen politischen Charakter der deutschen Territorial-Hoheit ausmachte. In *dieser* Verbindung und in *diesem* Sinne gewährt die Rheinische Conföderationsacte im vierten Artikel den Regierungen der Bundesstaaten eine *volle Souverainität*; redet sie im siebenten Artikel von einer Unabhängigkeit dieser Staaten und ihrer Regierungen von jeder dem Bunde fremden Macht; unterscheidet sie im 17ten und in mehrern folgenden Artikeln, *Souverainität*, als den Inhalt der vollen Staatsgewalt, von *Patrimonial-* und *Domanial-Rechten* der Fürsten und Grafen, welche der Souverainität oder Hoheit der Bundesstaaten und ihrer Regenten unterworfen seyn sollen; und wenn, nach dem Allen, ihr logischer Sinn noch zweifelhaft bleiben könnte; so wäre er doch durch die merkwürdigen Erläuterungen längst bestimmt worden, welche der erhabene Stifter der Rheinischen Conföderation unterm 1ten September 1806 dem *Fürsten Primas* schriftlich ertheilte. „Die Fürsten des „Rheinischen Bundes, — *sagt er* — sind *Souverains*, „ohne einen *Oberherrn* zu haben. Als *solche* haben „wir sie anerkannt. Die Zwistigkeiten, welche sie „mit ihren Unterthanen haben könnten, dürfen da„her an einen fremden Gerichtshof nicht gezogen „werden. Die Bundesversammlung ist blos ein po„litisches Tribunal zur Erhaltung des Friedens zwi„schen den verschiedenen Souverains selbst, aus „welchen der Bund besteht. Wir haben alle übrige „Fürsten, welche den deutschen Staatskörper bisher „bildeten als unabhängige Souverains anerkannt, und „können daher auch Niemand, wer es auch sey, *für „ihren Oberherrn* erkennen." Also ist es die Befreyung von jedem Zwange einer Unterwürfigkeit im Verhältniss zu einer höhern constitutionellen Macht, was die Bundesacte mit dem Charakter der Souverainität bezeichnet, die sie den deutschen Staaten und ihren Regenten beylegt; und so müssen denn freylich alle jene beschränkenden Bestimmungen der deutschen Territorialhoheit nunmehr hinwegfallen, welchen sie durch das höhere bürgerliche System der Reichsverbindung ehedem unterworfen wurde; und in *diesem* Sinn erklärt der zweyte Artikel der Bundesacte alle bisherige Reichsgesetze für aufgehoben und unverbindlich.

Allein nicht die *ganze innere* Territorialverfassung beruhte bisher auf der Reichsverbindung und auf Reichsgesetzlichen Bestimmungen; sondern nur derjenige Theil derselben, welcher jenes nun auf-

Digitized by Google

gehobene Verhältniss der Territorialhoheit zu einer constitutionellen höhern Staatsgewalt in sich begriff. Ein anderer, sehr wesentlicher und grosser Theil hat vielmehr seine eigenthümlichen, von der Reichsverbindung ganz unabhängigen und selbstständigen rechtlichen Grundlagen; und hat in allen deutschen Ländern, unter gleichen Veranlassungen und Zeitumständen, in engster Verbindung mit der Landeshoheit gekeimt, gereift und sich allmählig entwickelt. Die *landständischen* Verfassungen, welche die mehresten und die angesehensten deutschen Staaten bisher gehabt haben; jene wichtigen, Staats- und Privateigenthum scheidenden, Grundsätze über die Regalität in deutschen Ländern; die Patrimonial-Gerichtsbarkeit der Landsassen; und noch viel andre wichtige staatsrechtliche Bestimmungen der *innern* Territorial-Verhältnisse, deren Aufzählung zu weit führen dürfte, sind nicht aus Reichsgesetzlichen Instituten hervorgegangen. Unabhängig von dem Reichsverbande, in welchem alle diese Theile des Territorial-Staatsrechts bloss einen oberstrichterlichen Schutz gegen willkührliche Beeinträchtigungen — und keinesweges ihre gesetzlichen Grundlagen — fanden, sind sie zugleich mit der deutschen Territorial-Hoheit, und, man darf sagen, als modificirende Bedingungen derselben entstanden; haben sich nachher unter dem mächtigen Einfluss, welchen der Geist und die Meynung der Zeitalter auf alle bürgerliche Einrichtungen behauptet, bloss verändert und ausgebildet; sind in den mehresten einzelnen Staaten durch vertragsmässige Zusicherungen der Regenten befestiget; und, wo förmliche Staatsverträge dieser Art auch nicht vorhanden sind, da ruhen sie gleichwohl mit der Territorialhoheit selbst auf *gemeinschaftlichen* Gründen. Sollte die Fortdauer oder Vernichtung *dieses* Theiles der deutschen Territorialverfassungen — und er ist unstreitig der grössere und bedeutendste — dem *souverainen Willkuhr* der Regierungen überlassen seyn; so müsste die Bundesacte, indem sie die deutschen Regierungen für souverain erklärt, die Einführung einer völligen Autokratie, einer *ungebundenen Alleinherrschaft* beabsichtigen; oder es müssten die Bundesfürsten diejenigen Staaten, welche sie dermalen besitzen, nach einer gänzlichen Auflösung ihrer bisherigen innern Verfassung, mit völliger Selbstherrschaft aus den Händen des Eroberers neu zugetheilt oder wieder zurückerhalten haben; denn bekanntlich erlaubt der Codex unsers sogenannten praktischen europäischen Völkerrechts eine solche willkührliche Behandlung der Staatsverfassungen *bezwungener* Völker; und fast keiner unsrer neueren Commentatoren über diesen Codex erinnert dabey an die schöne Bemerkung des Montesquieu: dass wenn heut zu Tage jenes Recht der Eroberung *seltener* ausgeübt zu werden pflege, man solches dem aufgeklärteren Geist, der Philosophie und den sanftern Sitten der spätern Zeitalter zu verdanken habe.

Allein weder auf die eine, noch auf die andere Weise finden wir die Souverainität der deutschen Regierungen in diesem ausgedehntesten, den vollständigen Begrif einer ungebundenen Selbstherrschaft umfassenden Sinne des Worts begründet. Nicht durch die *Bundesacte* — welche vielmehr nach den obigen Bemerkungen, dem allgemeinen Ausdrucke „*Souverainität*“ eine sehr bestimmte und beschränkende Bedeutung gibt. Aber auch nicht durch eine factische Auflösung aller Theile der bisherigen innern Territorialverfassungen Kraft des Rechts der *Eroberung*. Denn wenn auch dieses Recht in einer solchen Ausdehnung in Anwendung kommen konnte, so kommt nun doch alles erst auf das historische Factum an: in wie fern es diese Anwendung, zum Nachtheil der innern Constitutionen deutscher Staaten, denn auch wirklich erhalten hat?

1) Der grosse Territorialwechsel, welcher im Verfolg des „*Lüneviller Friedens*“ und der auf dem Congress zu Rastadt angenommenen Grundsätze mehrern deutschen Fürstenhäusern neue Provinzen und Districte zubrachte, ging zwar als eine Bedingung des Friedens unter dem überwiegenden Einflusse Frankreichs, aber nicht in der Eigenschaft einer willkührlichen Austheilung bezwungener Länder aus den Händen des Eroberers hervor. Die Ausführung dieses Territorialwechsels blieb den friedlichen Verhandlungen einer Reichsdeputation überlassen; und das Ganze war eine von Seiten des Reichs für nothwendig erkannte Entschädigung der neuen Besitzer dieser ihnen zugetheilten Provinzen, für diejenigen Länder, welche sie durch die Abtretung der deutschen Besitzungen am linken Rheinufer verloren hatten. Der grösste Theil der zur Entschädigung bestimmten Ländermasse bestand aus geistlichen Reichsländern und aus Reichsstädten mit ihren mehr oder weniger bedeutenden Territorien. Die geistlichen Länder wurden secularisirt; die Reichsstädte in Territorialstädte verwandelt; diese und jene, in den auf solche Weise veränderten Eigenschaften, ihren neuen Besitzern überwiesen; und dadurch mussten denn nun auch diejenigen Theile der innern Verfassung dieser grössern und kleinern Staaten, welche mit der Eigenschaft eines geistlichen deutschen Reichslandes, oder einer republikanisch geformten Stadtverfassung wesentlich verbunden waren, sich nothwendig auflösen. — Eben so waren manche von diesen zur Entschädigung eingezogenen Ländern, nicht in ihrem ganzen bisherigen Provinzialumfange, sondern *getrennt* und *zerstückelt* neuen Besitzern abgetreten, — zum Beyspiel, die Bestandtheile des Hochstifts *Münster* unter acht Herren vertheilt worden; und auch hiervon mussten sich in manchen Beziehungen für die Staatsverfassungen solcher zu einem Ganzen verbunden gewesener Länder natürlicher Weise, zerstörende Folgen zeigen. Daher ward im *dritten* Paragraphen des Deputationsrecesses gesagt: aus der vorgenommenen Vertheilung von *Münster* folge es von selbst, dass die bisherige *ständische* Verfassung nicht mehr fortdauern könne: und was hier der Deputationsrecess in Ansehung des Bisthums Münster wörtlich aussprach, das konnte auf alle ähnliche unter diesem Territorialwechsel begriffene,

Digitized by Google

nicht namentlich ausgedrückte Fälle — das konnte, zum Beyspiel, von dem Herrn Fürsten zu Nassau — Weilburg auf den ihm als Entschädigung zugefallenen kleinern Theil des Erzstifts *Trier*, zu welchem nur zwey adliche und zwey städtische Mitglieder der Landschaft dieses ehemaligen Staates gehörten — mit gleichem Rechte angewendet werden.

Allein ausser diesen Ausnahmen, welche blos die durch Zerstückelung der abgetretenen Länder zerrissenen landständischen Verfassungen zum Gegenstande haben, stellte vielmehr die Reichsdeputation in ihren Verhandlungen über das Entschädigungsgeschäft den wichtigen Grundsatz fest: es solle die politische, auf Verträgen zwischen dem Regenten und dem Lande beruhende, Verfassung der abgetretenen Länder auch unter ihren neuen Besitzern ungestört erhalten werden. Die mehresten Besorgnisse, dass solche politische Reformen vorgenommen werden möchten, musste in Ansehung der säcularisirten Stiftsländern eintreten, wo von der Auflösung des von der Eigenschaft eines geistlichen Reichslandes abhängigen Theiles seiner bisherigen Verfassung, leicht auf die Vernichtung der ganzen politischen Constitution des Landes eine rasche Folgerung gezogen werden konnte; und deshalb erwähnt der 6oste Paragraph des Deputationsabschiedes nur allein der säcularisirten Länder. Aber die Verhandlungen der Deputation beweisen es, dass eben dasselbe in Ansehung aller zur Entschädigung bestimmten Provinzen gelten sollte; es würde überdem kein rechtlicher Grund vorhanden gewesen seyn, welcher in diesen Beziehungen eine Ungleichheit unter den cedirten Ländern hätte rechtfertigen können; und die schon damals sehr sichtbar gewordenen Bestrebungen mancher Staatsmänner, wenigstens in den ihren Höfen zufallenden Entschädigungsländern dem politischen Reformationsgeiste einen Wirkungskreis zu öfnen, den in den ältern, angestammten Staaten die Ehrwürdigkeit des Begriffs von Treu und Glauben verschlossen hielt, scheiterten noch zur Zeit an den rechtlichern Gesinnungen einer grossen Mehrheit der Deputations-Mitglieder.

2. Die Länder, welche im *Presburger Frieden* das Haus Oesterreich an Baiern, Würtemberg und Baden überliess, wurden den neuen Besitzern nur allein unter eben denselben rechtlichen Verhältnissen, in welchen sie zu ihren bisherigen Regenten gestanden hatten, und nicht anders (*et non autrement*) abgetreten; mithin deren bisherige *innere* Verfassungen nichts weniger, als dem willkührlichen Anerkenntniss ihrer neuen Regenten überlassen.

3. Die noch grösseren Veränderungen, welche bald darauf die *Rheinische Bundesacte*, mit gänzlicher Auflösung des deutschen Reichsverbandes, in dem Besitzstande der deutschen Staaten unternahm, geschahen, gleich den Abtretungen der, zufolge des *Wiener Tractates*, von Preussen gegen die Hannöverischen Lande ausgetauschten Provinzen, zwar unter keiner ausdrücklichen Garantie der *innern* Verfassung der, unter diesen Veränderungen, den neuen Besitzern zugetheilten Länder; aber unter den Bedingungen dieser Cessionen war auch eben so wenig die Aufhebung dieser *innern*, von der Reichsverbindung ganz unabhängigen Constitutionen ausdrücklich begriffen; und bekanntlich liegt es in der Natur der Sache, dass Niemand Rechte in einem grössern Umfange an Andere zu überlassen vermögend ist, als in welchem er sie, zur Zeit der Cession, selbst auszuüben hatte.

4. Auch die Länder, welche der Kaiser Napoleon im Laufe des im Herbste des Jahres 1806 eröfneten deutschen Feldzuges occupirt hatte, sind, soweit deren Restitution an die vorigen Besitzer bis jetzt erfolgt ist, ohne vorhergegangene Aufhebung ihrer *innern* Verfassungen wieder zurückgegeben, und nur allein die Gleichstellung der katholischen und evangelischen Religionsverwandten, sowohl in Ansehung der Religionsübung, als in Rücksicht auf den Genuss bürgerlicher und politischer Rechte, ist als eine den bisherigen grundgesetzlichen Religionszustand dieser Länder abändernde Ausnahme bedungen, aber eben dadurch auch zugleich die Fortdauer aller übrigen Bestandtheile der *innern* Landesverfassung nur desto bestimmter anerkannt und versichert worden.

Vergleichen wir endlich mit diesen rechtlichen Ansichten des Gegenstandes die Handlungsweisen der deutschen Regierungen seit ihrem Beytritt zum Rheinischen Bundesstaate und seit der Auflösung des Reichsverbandes; so werden wir wenigstens mit Vergnügen gewahr, dass die unter den Staatsmännern mancher Höfe sich so geltend machende, ungemein ausgreifende Doctrinal-Interpretation des in der Bundesacte festgestellten staatsrechtlichen Begriffs von der *Souverainität* der Bundesfürsten, denn doch nichts weniger, als an *allen* Höfen der deutschen Bundesstaaten begünstigt wird; und es lässt sich mit einem beruhigenden Glauben an die Weisheit und an die Tugenden der deutschen Regierungen erwarten, dass *Beyspiele* einer hohen Mässigung, Gerechtigkeit und Achtung für die auf ältern Grundvertragen zwischen Herrn und Land beruhenden und aus dem ursprungl. politischen Charakter des deutschen Territorialsystems, sich von selbst gebildet habenden Theile der *innern*, vom ehemaligen Reichsverbande ganz unabhängigen Verfassung deutscher Länder — einer genügsamen, beschränkenden, dem Geist der Bundesacte angemessenen Erklärung jenes Souverainitäts-Begriffs, — einer vollen Ueberzeugung von dem ewig wahren Grundsatz, dass nur jene schöne Mischung von Freyheit und Einschränkung, von Selbstständigkeit und Abhängigkeit in den Staatsverfassungen es ist, wobey die Völker am glücklichsten und die Regenten am mächtigsten sind — dass, sagen wir, Beyspiele von *solchen* Grundsätzen, Gefühlen und Gesinnungen, wie sie mehrere der *Angesehensten* deutschen Bundesfürsten ihren Unterthanen darstellen, den durchgreifenden politischen Reformationsgeist, der anderwärts sich so thätig äussert, bezähmen, und für die Zeitgenossen erträglicher und wohl-

thätiger machen werden. Zwar ist *Pope's* bekannter Spruch

> let Fools discept on forms of Gouvernment
> the best administred is the best

in neueren Zeiten auch dem deutschen Publico, welches ein zu lebhaftes Interesse an abstracten, ohne alle Rücksicht auf Erfahrung und Umstände aufgeführten Theorien der Staatsverfassungen zu nehmen schien, oft vorgehalten worden. Aber die achtungswürdigen Schriftsteller, die solches thaten, hatten wohl nicht die Absicht, jenen Geschäftsmännern die Hände zu bieten, welchen alle den Willkühr beschränkende, *constitutionelle* Formen einer Staatsadministration höchst widrig sind; die, indem sie viel Missbräuche hindern, freylich oft auch die Kräfte lähmen, Gutes zu wirken, und manchen unvollkommenen Einrichtungen, nach den Forderungen des Zeitgeistes, *schnell* abzuhelfen. Die Engländer haben sich indess, durch jenen Spruch ihres berühmten Dichters und Philosophen in der richtigen Schätzung einer guten Constitution nicht irre führen lassen; und wir Deutsche haben noch weit mehr Ursache, uns durch die Vortheile nicht blenden zu lassen, die eine *ganz unbeschränkte* Regierungsweise den einzelnen deutschen Staaten etwa verschaffen könnte. Wer möchte nicht gern der Allgewalt eines Regenten huldigen, der das Vorrechts, das allgemeine Beste *nach Willkühr* bestimmen zu können, sich mit Weisheit, Mässigung und Gerechtigkeit zu bedienen, und zur Ausführung und Handhabung seiner Maasregeln durchaus nur gleichweise und gleichgesinnte Räthe und Gehülfen zu wählen weiss? Wer möchte nicht einem solchen Regenten, und solchen Rathgebern gern nur *Einen* Faden in die Hände legen, mit welchem sie Alles, ihren Absichten gemäss, und so wie die Umstände es zu erheischen scheinen, mit *Einem* Zuge leicht drehen und wenden können? Allein, wer bürgt uns dafür, dass die Nachfolger der *Guten* eben so die Erben *dieser* Gerechtigkeit, *dieser* Klugheit, *dieser* Mässigung ihrer Vorfahren seyn müssen, wie sie die Erben ihrer *ungebundenen* Gewalt seyn werden? Und, wenn wir nun also nicht sicher sind, dass die Grundsätze der Gerechtigkeit und die edlen Gesinnungen *solcher* Machthaber, nach tausenderley Impulsen, wenigstens mit jeder Generation, mit jedem Menschenalter sich ändern können, ist dann es nicht viel wunschenswerther, in unsern deutschen, von der ehemaligen Reichsverbindung ganz unabhängigen, Territorialverfassungen fortzuleben, die *unmerklich* oft blos durch das *constitutionelle* Verzögern und Verhindern, so ungemein viel Gutes, gross Gutes thaten; als manche der *blendendsten* Anstalten ohne irgend ein *constitutionelles* Hinderniss einführen zu sehen, hinter welchen nur zu oft die drückendsten Uebel einer *ungebundenen* Selbstherrschaft sich zu verbergen pflegen?

In Wahrheit, — die Geschäftsmänner, die sich anjetzt in manchen deutschen Ländern so thatig bezeigen, ihre Vorliebe für *durchgreifende* politische Reformen zu befriedigen, und ihr Recht dazu aus der Auflösung der deutschen Reichsverfassung zu beweisen, dürfen nicht auf den Dank der Zeitgenossen, nicht auf den Dank der Nachwelt, — ja nicht einmal auf den *bleibenden* Dank der Staatsverwaltungen rechnen, deren *ungebundene* Macht sie zu begründen streben. *Sie selbst* werden in mannichfaltigen Beziehungen und Verhältnissen auf die wichtigsten Vortheile einer durch Grundverfassungen hier und dort beschränkten Staatsverwaltung Verzicht thun müssen, um des Glücks sich zu erfreuen, als Werkzeuge der Autokratie, Andern desto mehr befehlen zu können.

MENSCHENKUNDE.

Anthropologische Generalkarte aller Naturanlagen und Vermögen des Menschen in ihrer Verbindung und Beziehung auf einander nach ihren Hauptklassen. Entworfen zum *Vortrage der Anthropologie nach Kantischen Ideen* von M. *Heinr. Aug. Töpfer*, Lehrer der Math. und Phys. an der Land- und Fürstenschule zu Grimme, 1807, und gestochen von *Wilh. v. Schlieben*, Lieutenant beym Regiment Prinz Clemens in Langensalza. 1 Bogen in gr. Fol. (18gr.)

Ein sehr scharfsinniger Versuch, ein Object, das ganz der Zeit angehört, im Raume darzustellen; analog den neuerdings gemachten Versuchen, die fortgehenden Veränderungen der Völker unter dem Bilde eines Stroms auch dem Auge sichtbar zu machen. In welcher Gestalt der äusserliche Mensch *erscheine*, wenn er eben unter dem vorzüglichen Einflusse dieser oder jener Bewegung seines Innern, der Liebe, der Freude, der Hoffnung steht; wie sich also in einzelnen Momenten des Lebens sein unsichtbares Wesen durch die Haltung seines Körpers durch seine Bewegungen, durch seine Worte, durch seine Unternehmungen darstellen; dies in bleibenden Formen festzuhalten, ist das Ziel der bildenden Künste. Jeder Bildner des Menschen ist diesem Ziele um so näher gekommen, je deutlicher sich in seinem Gebilde der Grad des Seelenlebens ausspricht, welches den Abgebildeten in dem Augenblicke der aufgefassten Form erfüllte. — Menschliches *Thun* hat man also langst schon gemahlt; an einer bildlichen Darstellung des menschlichen *Seyns* hingegen verzweifelte man. Und wer hätte das auch nicht gesollt, wenn er als Kind in seinem Orbis pictus auf der mit lauter Puncten besaeten Fläche, aus deren Mitte ein Auge hervorblickte, von dem ehrlichen Comenius gelernt hatte, die Seele lasse sich nicht mahlen. Wie sehr der Urheber des vorliegenden Versuchs darzu berufen gewesen sey, eine Schematisirung des menschlichen *Seyns* zu versuchen, hat er durch seine Generalcharte aller Wissenschaften und Künste hinlänglich erwiesen, in welcher er den Anfang, die Verwandtschaft und den gegenseitigen innigen Zusammenhang

Digitized by Google

menschliches *Wissens* und *Könnens* nach dem Ausspruch eines sehr competenten, nun vollendeten Beurtheilers (N. L. Ltztg 1806, St. 113) trefflich dargestellt hat. Stammbäume und Stammlisten der menschlichen Anlagen und Vermögen hat man wohl auch schon versucht; allein diese Generalcharte stellt nicht nur ihre Abstammung von einander dar, sie deutet auch die auf diese Abstammung sich gründende Wechselwirkung und dauernde Verbindung der einzelnen Anlagen und Kräfte an. Sie sind nämlich in der Vorstellung des Verf. als in zwey Sphären, in die animalische und in die intellectuelle, fallend dargestellt. Aber diese Sphären berühren sich nicht blos, sie durchschneiden einander in ihren Mittelpuncten und bilden eben durch dieses Ineinandergreifen die eigentliche Sphäre humaner, aus Animalität und Intellectualität hervorgegangener Geistesäusserungen. Sie sind umgeben und verbunden von dem Palladium der menschlichen Natur, von der Freyheit. — Diese, die *Freyheit* und die *Naturnothwendigkeit* sind die beyden Pole des grossen Kreises, der jene beyden umfasst, und innerhalb dessen sich das Menschenwesen durch die mannichfaltigen Annäherungen der Ausflüsse von den beyden entgegengesetzten Polen entwickelt. Die Basis der Erscheinungen in der animalischen Sphäre ist das *sinnliche Vermögen*, als Naturwesen durch Eindrücke bestimmt zu werden, welches durch *Sinne* und *Triebe* wirkend als *Willkühr* hervortritt, und in seinen weiteraufsteigenden Bestrebungen den *Thiermenschen* an die Grenze des Intellectuellen und Moralischen führt. In diese selbst wirklich einzutreten wird ihm nur durch die anziehende Kraft der von dem entgegengesetzten Pole der *Freyheit* (des Vermögens der Selbstbestimmung) ausgeflossenen Kräfte möglich. Diese nämlich, *Verstand*, *Urtheilskraft* und *Vernunft* steigen allmählig herab an die ihnen entgegengesetzte Grenze des Kreises animalischer Kräfte. Sie veredeln ihn da, wo sie eintreten, und erfüllen ihn mit Erscheinungen, welche auf *seiner* Basis nicht entsprungen seyn würden. Diesen sendet die animal. Sphäre das Beste entgegen, was sie erzeugen konnte. Beyde berühren und begegnen sich auf den drey Puncten, wohin ihre ursprüngliche Richtung sie führte, und eben hier auf diesen drey Puncten, wo sie sich umarmen, erscheint der Mensch als *erkennendes*, *fühlendes*, *begehrendes* Wesen. Und so liegt die Gränze zweyer Welten, auf welche der Mensch vom Urheber seiner Natur gestellt ist, deutlich und bestimmt vor Augen; mit Liebe reicht er die eine Hand der Natur, aus der er kömmt; mit Sehnsucht streckt er die andre hinüber nach dem Reiche der Freyheit, die ihm winkt, und mit inniger Bewegung seines Herzens sieht er sich in diesem Augenblicke auf der Linie des *moralischen Gefühls* stehen. Alles bezeichnet diesen als den wahren Menschenweg, der unabweichlich in das Reich des Unendlichen einführt.

Referent ist wahrscheinlich in dieser Darstellung von der Einrichtung der angezeigten Charte nicht allen Lesern deutlich geworden; dies ist indess bey der Natur des von ihm zu beschreibenden Gegenstandes nicht anders möglich, und er zweifelt daran, dass auch eine grössere Weitläufigkeit ihn deutlicher machen könnte. Er ist jedoch überzeugt, dass jeder Leser seine Achtung gegen den glücklichen Scharfsinn des Verf., so wie seine Ueberzeugung von der Brauchbarkeit für den angegebnen Zweck und von der allgemeinen Nützlichkeit dieser Zeichnung mit ihm theilen wird, sobald er sich den Anblick derselbigen nur selbst verschaffen will. Es dürfte sich schwer auf irgend eine andre Weise anschaulicher machen lassen, auf welch einem unaufhörlichen gegenseitigen Ineinandergreiffen und Durcheinanderspielen der sämmtlichen Vermögen des menschlichen Geistes sein gesunder Zustand beruhe; so wie es noch ihr weit eher gelingen und weit leichter werden dürfte, im kranken Zustande dem eigentlichen Radicalübel auf die Spur zu kommen, und den Sitz der Krankheit in einer Abnormität einer animalischen Anlage oder in ihrer gestörten Anschliessung an das Intellectuelle und Moralische zu entdecken.

Der Verf. hat selbst in einigen Worten die Bedeutung der Hauptkreise angegeben, mit deren Hulfe sich ein jeder Besitzer im Allgemeinen orientiren kann. Freylich wird aber manches noch unbedenklicher und vieles deutlicher werden, wenn die von dem Verf. versprochene Erläuterung dieser Tafeln erschienen seyn wird. Diese wird denn auch zugleich die Belege enthalten, dass die Ideen, welche dieser Zeichnung zum Grunde liegen, wirklich Kantische sind.

Für jeden Freund und Beförderer des anthropol. Studiums ist diese Charte unentbehrlich; und sollte nicht überhaupt jedem gebildeten Menschen diese Zeichnung seines Geistes eben so werth seyn, wie sein Portrait? Sich selbst *kennen* zu lernen, sollte das nicht einen grössern Genuss gewähren, als sich alle Tage nur zu *sehen* und zu *besehen*?

Kurze Anzeige.

Neue Auflage. *Latein. Sprachunterricht. Formenlehre und lateinisches grammatisches Lesebuch.* Zum Gebrauch für den ersten Cursus in der latein. Sprache von *Ludw. Hörstel*, Conr. am Kathar. zu Braunschw. u. s. f. Zweyte verm. u. verbess. Auflage. Berlin, bey Franke, 1805. 8. VIII u. 252 S. (12 gr.)

Den kleinsten Theil nimmt die Formenlehre ein (92 S.), den grössern das Lesebuch, so wie es auch der Haupttheil der Arbeit des Vf. ist. Er hatte dabey die Absicht, den Anfänger stufenweise mit den Formen der Declinationen und Conjugationen bekannt zu machen, dazu nur kleine und leicht verständliche Sätze auszuwählen, und bey ihrer Auswahl zugleich auf Bildung des Herzens Rücksicht zu nehmen. Durch Verfolgung dieser Zwecke unterscheidet sich das Lesebuch von manchen andern. Die erste Ausgabe erschien 1801. Beträchtliche Veränderungen scheint die neue nicht erfahren zu haben.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

114. *Stück, den 7. September* 1807.

GESCHICHTE DES MITTELALTERS.

Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Würtemberg bis zur Reformation, in zwey Theilen. *Erster Theil*, welcher eine Einleitung in die Kirchengeschichte Schwabens überhaupt, und Darstellung der kirchlichen und klösterlichen Einrichtungen im Allgemeinen, bis auf die Zeiten Gregors VII. und Abt Wilhelms von Hirschau, enthält, von M. *David Friedr. Cless*, Diaconus in Göppingen. Tübingen, gedr. b. Reuss u. Schmidt. und auf Kosten des Verfassers, 1806. 8. 651 S. *Zweyt. Theiles, Erste Abtheilung.* Gmünd, gedr. b. J. G. Ritter, in Comm. der Metzler. Buchh. in Stuttgart. 1807. 496 S. (3 Thlr. 12 gr.)

Dieses mit vieler Kenntniss der mittlern Geschichte und Verfassung, auch ausgebreiteter Belesenheit abgefasste Werk öffnet sich mit einer Beschreibung der Religion, Sitten und Cultur der Alemannen im Römisch-Alemannischen Zeitraume, bis S. 37. Manches betrift die deutschen Nationen überhaupt. Unter andern findet man auch hier die Geschichte der h. *Afra*. Die wirkliche Gründung des Christenthums in Alemannien ist ausführlich beschrieben, (S. 38—58) und der Antheil der irländischen Glaubensboten daran ins Licht gesetzt. Sodann folgt die Landes- und Klostergeschichte, (S. 58—123) wo St. Gallen am Bodensee; die Grenzbestimmung der Costanzer Diöces; ein Umriss der Geschichte Schwabens in diesem Zeitraum, in Verbindung mit St. Gallen, so wie auch Hirschau; Bonifacius, der Deutschen Apostel, seine Verdienste um die deutsche Christenheit, Corbinianus; und wiederum die politische Geschichte Schwabens vorkömmt; zuletzt aber die Schwäbischen Hierarchieen bis auf Karln den Grossen, das heisst, die Bisthümer Würzburg, Speyer, Worms, Strassburg, Augsburg, Chur und Costanz mit St. Gallen und Reichenau, dargestellt; und noch besonders eine nähere Kenntniss von Würtemberg, wie man sie aus Schenkungen an Bisthümer, und nahe und ferne Klöster erhält, ertheilt wird. Das *zweyte Buch* (S. 124 folg.) begreift *das Carolingische Zeitalter* in sich. Zuerst werden die kirchlichen Verordnungen in der Alemannischen Gesetzsammlung beygebracht, und Proben aus der dem Bischoff Remedius von Chur zugeschriebenen Sammlung kirchlicher Gesetze gegeben, hierauf aber die Erwerbungen und Erwerbungskünste der Geistlichkeit genauer entwickelt. (S. 138 fg.) Die Verhältnisse der Kirchen und Klöster gegen die Untergebenen auf ihren Gütern; (Leibeigene, Kolonen und Ministerialen,) die äussern Verhältnisse der Klöster; (Advocatieen, Commendenwesen und Patronatrechte,) die Verhältnisse der Mönche zur Weltgeistlichkeit und gegen die Bischöffe; die Bildung der Priester und der Volksunterricht; das Parochialwesen, (Widdumgüter, Oratorien, Altäre, Reliquien, Zehnten, Armenpflege und Hospitalität, Visitationen,) ferner Hospitäler, Archidiaconen und Erzpriester. Verhältniss zur weltlichen Macht und Gesetzgebung; weiter die Bischöffe, ihre geistliche Gerichtsbarkeit; die Sicherung ihrer Ehre und ihres Lebens durch die Gesetze; eben dieselben als Gehülfen und Beobachter der weltlichen Macht; ingleichen mit weltlichen Hoheitsrechten begabt; ihre Kriegsdienste; ihr Aufenthalt bey Hofe, und ihre Bedienungen daselbst, und übrigen Geschäfte; auch die Wahlbischöffe; darauf die Verhältnisse des übrigen Klerus gegen die Weltlichen; (Sicherung ihres Leibs und Lebens, auch ihrer Ehre gegen Ankläger,) endlich der Kirchenfriede und die Asyle; alles dieses macht den Inhalt des *ersten Capitels* aus, bis S. 275. Das *zweyte*, sehr ausführliche, über *die Geschichte des Mönchswesens*, führt zuerst einiges aus *Columbans* Regel an, (bis S. 291) nach welcher, sagt Hr. C. nicht übel, „ein Mönch entweder ein völlig willenloses Geschöpf, eine blosse Maschine seyn; oder einen immer leeren Magen, bald starre Zunge, bald wunde Lunge, und stets blauen Rücken haben musste.“ Vor der Einführung der Regel des heil. *Benedict*, herrschte Verwirrung in den Klöstern. Desto länger hält sich der Verf. (von S. 301 an,) bey der innern Verfassung der Benedictinerklöster, sammt den von Zeit zu Zeit über einzelne Theile ergangenen Verordnungen, auf. Er geht *Benedicts* Regel umständlich durch, und bemüht sich, so viel

möglich, das Gesagte mit Beyspielen aus den Geschichten der Schwäbischen Klöster, *St. Gallen* und *Reichenau*, zu belegen. Dieses geschieht unter 28 Absätzen, von S. 302—457. Z. B. wie der Abt beschaffen seyn soll; von gemeinschaftlicher Berathschlagung mit den Brüdern; Gehorsam, Demuth und Stillschweigen; Horae canonicae, oder Siebenzeiten, wie die Mönche schlafen sollen; von Verbrechen und Strafen; vom Grosskeller, wie er seyn und sich verhalten soll; ob ein Mönch einmal etwas Eignes haben soll; von der Krankenpflege; Tischordnung, Vorleser; dass nach dem Completorium niemand mehr reden soll; von der täglichen Handarbeit; auswärtige Geschäfte und Reisen der Mönche; von Beobachtung der 40tägigen Fasten; von der Aufnahme der Gäste; von der Aufnahme ins Kloster; wobey auch die mancherley Zwangs- und gütlichen Mittel, junge Leute, oder auch Erwachsene ins Kloster zu bringen, beschrieben werden; u. dgl. m. Nunmehr kehrt der Verf. wieder zu der eigentlichen Kirchen- und Klostergeschichte zurück, und schildert die Abtswahlen, das Commendenwesen und die bischöfflichen Versuche gegen die Freyheit der Klöster; die Executionen, die Klostervisitationen und Reformationsversuche; die Armuth und den Reichthum von St. Gallen, die gute und schlechte Haushaltung, die Erwerbungskünste und die Raubsucht der Weltlichen; die Sittlichkeit in Klöstern und den Umgang mit dem andern Geschlechte; die Frauenklöster; die Canonicos und Collegiaten. Das *dritte Capitel* (S. 542—596) ist der Schwäbischen Hierarchie und den Klöstern dieses Zeitraums gewidmet; wo also die Bischöffe von Costnitz, Augsburg, Würzburg und Speier, nebst den in ihrem Kirchensprengel gelegenen Klöstern, aufgeführt werden. Den Beschluss dieses Theils macht im *vierten Capitel* ein Gemälde von dem literarischen Zustande Schwabens, und den Verdiensten der Mönche um denselben, von der Mitte des achten bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts. Unter den allgemeinen Bemerkungen stehen *Karls des Grossen* Verdienste um die Wissenschaften, wobey auch die Entstehung der Klosterschulen ihren Platz hat. Insbesondere aber wird gezeigt, dass die deutsche, die lateinische Sprachkunde und Poesie, die alte Literatur überhaupt, die Poesie, die Geschichte und mehrere andere Künste und Theile der Gelehrsamkeit, den Mönchen nicht wenig zu danken hatten. An statt *der Ferrarische Abt Lupus*, (S. 611) sollte es heissen: der *Abt von Ferrieres in Frankreich;* man denkt sonst an *Ferrara* in Italien.

Die *erste Abtheilung des zweyten Theils* schliesst sich noch genauer an die kirchliche Staatsgeschichte von Würtenberg an. Das erste Buch, welches keine Ueberschrift hat, stellt hauptsächlich *Hirschau*, als das Musterkloster, auf. Hier ragt der Abt *Wilhelm* hervor, „der, wie Hr. R. schreibt, (S. 27) aus einem Winkel Schwabens seinen Wirkungskreis über beynahe ganz Deutschland verbreitete; seine Schüler nach allen Richtungen aussandte; die Stiftung mancher Klöster veranlasste, andere selbst bauete, und in Abhängigkeit von sich erhielt; der im Innern seines Ordens eine in manchen Rücksichten heilsame Revolution bewirkte, der selbst Gelehrter war, und Gelehrsamkeit schätzte und wirklich beförderte; den endlich *Gregor* VII. hinlänglich kannte, um ihn zu einem der vornehmsten Werkzeuge seiner Operationen in Deutschland zu machen." Er starb im J. 1091. Wegen der gewaltig zu seinem Kloster zuströmenden Menschen und Güter, stiftete er eine eigene Classe von Aftermönchen, welche zwar auch im Kloster wohnten; (wo eine sehr wohlgeordnete Gesellschaft von 260 Personen beysammen war,) an der Disciplin desselben und an den gottesdienstlichen Verrichtungen ihren gemessenen Antheil nahmen; aber doch nie sich zu der höhern Würde der Priestermönche erheben konnten, wenn nicht besonderes Wohlverhalten hie und da eine Ausnahme gestattete. „Es waren die sogenannten Laienbrüder, (conversi) Bärtlinge, (barbati) Oblaten; oder die eigentlich arbeitende Classe, die den reichen, vornehmen und mit dem Kopfe, oder wenigstens mit dem Mundo arbeitenden Menschen hingegeben waren, um sie der schweren und ungewohnten körperlichen Geschäfte zu überheben." Aber keine seiner Einrichtungen fand bald nach ihm heftigern Widerspruch, als diese. Es gab kein Laster, das man den Bärtlingen nicht andichtete, „die mit ihren langen Bocksbärten den Boden kehren, mit finstern Gesichtern einhergehen, in weiten Holzschuhen daher rutschen, tausend gratias, pax vobis, benedicite, pater noster herbrummen, und daneben sich den zügellosesten Wollüsten überlassen und Ehre schänden und zerreissen." (S. 35) Im *zweyten Buche* findet man eine *Darstellung von Würtenberg, nach den Besitzungen verschiedener Schwäbischen Dynasten;* (S. 110) und im *dritten*, (S. 237) *allgemeine Betrachtungen über den Zustand Deutschlands und Schwabens, und die darin liegenden Veranlassungen, Klöster zu stiften; oder reichlich zu begaben, und die Ursachen ihres Wachsthums.* Auch hier sind es fast ausschliesslich die Mönche und Klöster, deren äusserliche und innerliche Verfassung den Stoff dazu hergegeben haben. Um nur einige Beyspiele aus der sehr ins Specielle gehenden Ausführung zu nennen; so gehörten zu den Rechten der Klöster vorzüglich *die Incorporationen* vermöge welcher sie, auf päpstliche oder bischöfliche Erlaubniss, die Einkünfte einer Kirche, vornehmlich die Zehnten, zum Kloster zieheu, und an Statt des bisherigen Pfarrers, nur einen beständigen Vicar mit einer geringen Competenz, anstellen konnten. Das geschah besonders sehr häufig seit dem 13ten Jahrhunderte: und damit war die völlige Uebertragung aller Pastoral-Verrichtungen an das Kloster oder an den Mönch, dem dieses die Pfarre übertrug, verbunden. Zwey Drittheile der Alt-Würtenbergischen Kirchen waren auf diese Art, zum Theil sogar ausländischen Klöstern einverleibt. (S. 279 fg.) Merkwürdig sind die Gesetze wider die *Amortisation*, welche manche Kaiser seit dem 14ten Jahrhunderte ertheilten. (S. 358 fg.) Die *Leibeigenschaft*, welche so vielen Klöstern zustand, ist mit ihren capriciouse-

sten Formen und härtesten Wirkungen vorzüglich in den Schwarzwäldischen Klöstern *Alpirspach* und *St. Georgen*, ingleichen in dem ehemaligen *St. Blasischen* Priorate *Nellingen*, sichtbar. (S. 419) Die auffallendste Wirkung aber des Eigenthumsrechts der Leibherren über das Vermögen ihrer Leibeigenen, erscheint in dem sogenannten *Hagestolzenrechte*, welches nicht nur bey einigen Kellereyen, sondern auch bey den eben gedachten zwey Klöstern, vorkömmt. Kraft desselben beerbte der Leibherr diejenigen Personen beyderley Geschlechts, welche unverheyrathet in einem gewissen Alter starben.

Man merkt es schon aus unserer Anzeige, dass dieses Buch nicht sowohl eine zusammenhängende und vollständige Culturgeschichte Wurtenbergs, als schätzbare Materialien zu derselben darbietet. Sie sind auch nur einseitig gesammelt; obgleich durch Beyspiele angenehm und lehrreich vorgetragen. Der Verf. gesteht es selbst, dass er sich bey den klösterlichen Einrichtungen, auch solchen, welche jenes Land mit vielen andern gemein hatte, etwas zu lang aufgehalten habe. Er wird daher noch im dritten Theile, ausser der rückständigen geistlichen Statistik, auch noch die Geschichte der Weltgeistlichkeit, der religiösen Anstalten, der Volksstimmung, der Sitten und Gebräuche, des Luxus, Handels, der Gesetzgebung, des Volksunterrichts, und endlich der Gelehrsamkeit, nachholen.

Die älteste Geschichte Bajoariens und seiner Bewohner. Aus den Quellen entwickelt von *Conrad Mannert*, ordentl. Prof. der Geschichte zu Würzburg, im Verlage der J. E. Seidelschen Kunst- und Buchh., 1807. gr. 8. 272 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Schon in seiner Geographie der Griechen und Römer, leitete den Verf. die Abtheilung von Deutschland auch zu den Bajoariern, und auf Resultate, welche von den gewöhnlichen Angaben beträchtlich abwichen; aber jenes Werk erlaubte kein specielles Eindringen in die zusammenhängenden Ereignisse des einzelnen Volks, und Zweifel über einzelne Behauptungen vorzulegen, aus denen die Ueberzeugungen hervorgingen, welche man hier umständlich beschrieben findet. Er glaubt nach denselben, die Geschichte spreche deutlich genug, dass die *Bajoarier* von den *Bojen* Himmelweit verschieden sind; dass sie lange Zeit ein völlig freyes Volk unter eigenen Königen waren; dass sie niemals unter Ostgothischer Herrschaft standen; Fränkische Hoheit erst spät anerkannten, u. dass selbst diese Hoheit in den meisten Perioden, nichts als ein feyerliches Versprechen immerwährender freundschaftlicher Verhältnisse enthielt, welche den Baiern die Wahl des Gegentheils verwehrte. In der Einleitung zeigt er, dass sich unter mehrern keltischen Völkerschaften, welche die ältesten Bewohner des südlichen Deutschlands waren, der Stamm der *Bojer* am meisten verbreitet habe. Sie reichten vom heutigen Schwaben bis nach Ungarn, und bis an ihre Brüder, die *Scordisker*. Ruhig lebten sie, als unerwartet mächtige Haufen roher und kriegerischer Völker aus dem heutigen Polen über die Karpathen in Ungarn vorbrachen u. sich nach der Donau hin gegen die östlichen Sitze des Volks in Ungarn verbreiteten. Es waren die *Teutonen* u. *Kimbern*, welche der Vf. aus jenen Gegenden herkommen lässt. Die Folgen ihrer bekannten Unternehmung brachten eine gänzliche Umänderung in dem System der *Bojer* hervor. Ein Zweig von ihnen, die *Ambronen*, Begleiter der *Teutonen*, fand darin grösstentheils einen Untergang; das Bojerreich ging zu Grunde; das Volk wurde zerstreuet. Ihr Land an der Donau blieb unbewohnt; diente aber als Zugland für auswandernde deutsche Haufen. Jetzt waren die Römer unmittelbare Nachbaren des südlichen Bojerlandes; aber erst unter *Adrians* Regierung setzten sie sich in dem menschenleeren Lande der *Bojer* fest, und zogen die erste Strasse durch das innere Land, in gerader Linie von *Kempten* nach *Salzburg*, und von da weiter östlich bis *Wien*. Zusammenhängende Bevölkerung aber und Cultur konnte erst seit *Marc Aurels* Regierung sich verbreiten. Da wurde die Kette von Grenzfestungen längs der Donau errichtet, und es wurden mehrere Strassen gezogen. *Rhätia* und *Noricum* erhalten eigene *Ducer*, und zwey Legionen, als stehende Truppen. Die Hauptstrasse aus Italien gegen Norden ging nach *Augsburg*, und die älteste durch das Bojerland, von *Kempten* nach *Salzburg*; doch gab es auch Seitenstrassen von Veldidena gegen Norden nach dem Bojerlande. Durch die Fürsorge der Römer war also der Grund zur Blüthe des westlichen *Bojerlandes* gelegt: Sicherheit an den Grenzen, gezogene Strassen, und dadurch erleichtertes Verkehr im Innern. Doch durch die Völkerwanderung wurde es abermals zur Wüste. Die Donaustädte fanden ihren Untergang. Auf der Ostseite nahmen *Rugier*, *Heruler*, u. a. m. bleibende Sitze. In diesem Lande nun, das viele und traurige abwechselnde Schicksale erlitt, findet im sechsten Jahrhunderte *Jornandes*, und nach ihm die spätern Geschichtschreiber, das deutsche Volk der *Bajoarier*, deren Namen in frühern Zeiten nie gehört worden war. *Aventinus*, dem viele andere darin folgten, sah hier die Wiederkunft der in nördlichere Gegenden verdrängten *Bojer* in ihre alten Wohnplätze; sie werden leicht kennbar durch den wenig veränderten Namen. Allein die *Bojoarier* sind ein ursprünglich deutsches Volk; da hingegen die *Bojer* zum keltischen Stamme gehörten; beyde Nationen hatten auch eine ganz radical verschiedene Sprache; für das fernere Daseyn der *Bojer* spricht die Geschichte nicht günstig; sie verloren sich in die mannichfaltige Zahl der ziehenden Haufen, welche in verschiedenen Perioden von diesen Gegenden Besitz nahmen; ihr Name wird auch in der Folge nicht genannt. Desto mehr aber fällt es in die Augen, dass die Ueberbleibsel der *Rugier*, der *Turcilinger* und *Scyren*, welche durch die einwandernden Langobarden völlig von der Nordseite der Donau verdrängt wurden, und nebst ihnen einige Haufen von

Herulern, sich als das Urvolk bekennen, welches in seiner Zusammensetzung die Benennung *Bojoarier* annahm, und sie auf die spätern Nachkommen fortpflanzte: eine Benennung, die von dem alten Namen des Landes entlehnt wurde. Ueber ein Jahrhundert lebten sie unter ihren eigenen Königen unabhängig; darauf schlossen sie sich an die Langobarden; mussten aber Fränkische Hoheit ertragen, indem *Thassilo* im Jahr 595 durch den Fränkischen König *Charibert* auf den Baierischen Thron eingesetzt wird. Von den Gesetzen der *Bajoarier* wird S. 138 fg. ein Auszug gegeben. Nach denselben kostete das Leben des freyen Mannes 160 Solidos, also weniger als bey dem Franken, den man auf 200 Solidos ansetzte; vermuthlich gründete sich dieses auf die weit geringere Circulation des Geldes bey den in Deutschland wohnenden Völkern. Besonders werden (S. 153 fg.) die Gesetze für Geistlichkeit und Religion aufgestellt; worunter die äusserste Strenge gegen jede Handarbeit am Sonntage merkwürdig ist. Bald nach dieser Gesetzgebung, um den Anfang des 7ten Jahrhunderts, gelangt Baiern wieder auf mehr als ein Jahrhundert zu seiner Unabhängigkeit, und sinkt eben dadurch für die Nachwelt ins Dunkle zurück. Wenigstens aber trift man um die Mitte des 7ten Jahrhunderts, einen Herzog der *Bojoarier*, *Theodo:* und zu ihm kam der heil. *Emmeram* nach *Regensburg*, der Residenz der Herzoge. Der Märtyrertod dieses Heiligen scheint dem Verf. eine Dichtung seiner Nachfolger zu seyn. Gegen das Ende des gedachten Jahrhunderts erschien *Rudbert* (oder *Rupprecht*,) auf Einladung des Herzogs *Theodo* II. zu *Regensburg:* und nunmehr wurde erst die Nation mit dem römischen Kirchensystem völlig vereinigt. Bald darauf, im Jahr 725 zwingt sie *Karl Martel* durch Heeresmacht zur Anerkennung seiner Hoheit. Nun kommt der heil. *Bonifacius;* reinigt die Religion des Landes noch mehr, und theilt den vier Bisthümern des Landes ihre bestimmten Diöcesen zu. Der Verf. nennt ihn einen Schottländer; er war aber gewiss ein Angelsachse. Ungeachtet der von *Karl Martel* erpressten Abhängigkeit, blieb Baiern doch ein selbstständiges Land, und der Herzog *Odilo* traf darin beliebige Anordnungen, ohne dass man einen Fränkischen Einfluss bemerkt. Er wurde aber in den zwischen *Karl Martels* Söhnen entstandenen Streit verwickelt, und kommt durch den darüber entstandenen Krieg in mehrere Abhängigkeit von den Franken. *Grippo*, der Stiefbruder jener beyden Söhne, der seine Ansprüche gegen sie durchsetzen will, auch von den Sachsen unterstützt wird, gelangt zwar, nach dem Tode des *Odilo*, im Jahr 749 zum Besitze des Herzogthums *Bajoarien;* allein *Pipin*, sein Bruder, überwindet ihn, nimmt ihn gefangen, und gibt das Herzogthum dem rechtmässigen Erben, seinem Neffen *Thassilo;* doch als von ihm abhängiges Lehn. Dieser hiess also Fürst; und war im Grunde nur erblicher Gouverneur. Er reizt zwar seinen Oheim dadurch gegen sich, dass er sich dem Feldzuge gegen die Aquitanier entzieht; er wird aber mit ihm ausgesöhnt, und regiert nun, alsun-eingeschränkter Landesherr. Doch zu seinem Unglücke wird der Papst *Stephan* III. wegen seiner Vermählung mit einer Langobardischen Prinzessin, sein Feind; er verhezte *Karl den Grossen* zum Umsturze des Langobardischen Reichs; und da *Thassilo* seinen Sohn ohne Einwilligung *Karls* zum Herzoge und Mitregenten erhebt, gibt dieses dem Papste und dem Fränkischen Könige Gelegenheit, die alten Streitigkeiten, hervor zu suchen. Der Papst *Adrian* übernimmt die erbetene Rolle eines Vermittlers; aber nur, um den *Thassilo* desto sicherer stürzen zu können. Da dieser auf *Karls* Vorforderung nicht erschien; so wurde er von mehrern Seiten durch Kriegsvölker eingeschlossen; muss im Jahr 787 bey *Karls* Heere erscheinen, und ihm durch Hinreichung seines Regentenstabs, das Herzogthum übergeben; das ihm jedoch nunmehr als wirklichem Vasallen des Königs, zurückgegeben wird. Aber schon im Jahr 788 wurde er auf der Reichsversammlung zu *Ingelheim* von den Baierischen Vasallen angeklagt, dass er die versprochene Treue auf mancherley Art verletzt habe. Er gestand alles; allein da unter allen Klagpuncten keiner, nach den Gesetzen der Franken, die Todesstrafe nach sich zog: so hielt man sich nur im Allgemeinen an das Verbrechen der beleidigten Majestät; (welches hier zum erstenmal unter deutschen Völkern in Anwendung gebracht wird,) und ging auf die alte Begebenheit zurück, da *Thassilo*, ohne erhaltenen Abschied, vor 25 Jahren das Heer seines Oheims *Pipin* verliess. Das hiess *Herisliz*, und war nach dem Frankengesetze mit dem Tode verpönt. Ein solches Urtheil wurde also von der Versammlung über *Thassilo* ausgesprochen. *Karl*, zu klug, um es zur Vollstreckung desselben kommen zu lassen, bittet selbst für ihn bey den Kronvasallen; und bewirkt die Aenderung, dass *Thassilo* zum Mönche geschoren wird; auch seine beyden Söhne wurden zum Mönchsleben gezwungen. *Karl* nahm darauf Besitz von ganz Bajoarien. Er bestellte zur Regierung desselben nur Grafen, und behandelte überhaupt die Nation mit Milde; deren Lage jetzt ohnedem nachtheiliger wurde. Sie verschlimmerte sich hauptsächlich durch den Heerbann: eine Geissel, welche von nun an die Baiern so häufig, als die übrigen Fränkischen Völkerschaften traf; auch eben dieselbe Wirkung hervor brachte: dass nemlich der grösste Theil des Volks in Hörigkeit, oder in völlige Leibeigenschaft versank, und aufhörte, Mitglied der Nation zu seyn. Für *Karls* Monarchie war dieser Zuwachs ansehnlich genug: denn Bajoarien umfasste das heutige Baiern, nebst dem Lande ob der Ens, Salzburg und Tyrol ohne Trident; wozu noch, als Eroberung über die Slaven, die Oberherrschaft über den grössten Theil von Kärnthen kam. Als einen Anhang zur ältesten Geschichte Bajoariens, hat Hr. M. noch eine genauere Bestimmung vom damaligen *Nordgau* beygefügt, dessen Grenzen gewöhnlich so willkührlich angegeben werden, u. beschliesst damit ein Buch, das ihn, so wie bisher andere Schriften, als einen gelehrten u. scharfsichtigen Forscher in der ältern Länderkunde u. Gesch., der auch neue Wege zu bahnen weiss, darstellt.

Digitized by Google

PÄDAGOGIK.

Fragment der Aristotelischen Erziehungskunst, als Einleitung zu einer prüfenden Vergleichung der alten und modernen Pädagogik. Nebst einem Beytrag zur Geschichte der Kantonsschule in Aarau. Aarau, bey Joh. Jak. Christen, 1806. XXVIII u. 76 S. 8. (8 gr.)

Wer kein Freund von Polemik, besonders von der pädagogischen ist, wird den prologus galeatus, wie ihn der Verf. Hr. Evers, Vorsteher der Kantonsschule in Aarau, selbst genannt hat, überschlagen, und sogleich auf die pädagogischen Ideen des Aristoteles übergehen. Auch Rec. welcher ihn zu lesen sich gemüssiget sahe, hat keine pädagogische Erbauung in demselben gefunden. Hr. Hofmann, auch ehemals Lehrer der Schule in Aarau, hatte in seiner Schrift: *Ueber Entwickelung und Bildung der menschlichen Erkenntnisskräfte*, den Kampf angefangen, der nun mit grosser Hitze geführt wird. Rec. fürchtet, dass der Herausfordrer zuletzt wohl unterliegen möchte. Zu bedauern ist nur, dass er zugleich ein Beytrag zur neuesten Geschichte der Kantonsschule in Aarau seyn soll, welche Jeder lieber auf einem friedlichern Wege zu erfahren wünschen wird. Wir verlassen also den kämpfenden Hrn. Evers, und unterhalten uns lieber mit ihm, wenn er lehret, und uns mit den pädagogischen Ideen des Aristoteles, des Choragen der Erziehungskunst, bekannt zu machen sucht. Das, was schon Michaelis in: *Einige Ideen über Erziehung nach der Politik des Aristoteles*, Leipzig 1803, 8. gesagt hat, scheint der Verf. nicht benutzt zu haben, zum wenigsten hat er ihn nirgends genannt.

Den übersetzten Bruchstücken aus der Aristot. Politik schickt der Verf. eine zwar kurze, aber doch gehaltvolle und lesenswerthe Einleitung voraus, in welcher er die Absicht zeigt, welche Aristoteles in seiner Politik, besonders bey diesem Fragment, welches die griech. Pädagogik erläutert, befolgt habe. In der Verdeutschung, welche nach der Conringischen Ausgabe vom B. VII. Cap. 13. anhebt, und mit B. VIII. Cap. 8. endiget, strebte er nicht sowohl nach Treue, um jeden einzelnen Satz wieder zu geben, denn einige, meistentheils kleinere, zur Hauptsache aber wenig beytragende, Zwischensätze sind übergangen, andere längere zusammengezogen, als nach Treue im Ausdrucke des grammatischen Sinnes, auf welchen ihm die ältern Uebersetzer zu wenig Rücksicht genommen zu haben schienen. Bey der gedankenreichen Wortkargheit des Stagiriten sah er sich oft genöthiget, um den Sinn richtig aufzufassen, und ihn in unsrer Sprache vollständig wieder zu geben, zu einer Umschreibung, oder auch zu einem erläuternden Einschiebsel seine Zuflucht zu nehmen. Grammatischer Anmerkungen hat er sich zwar mit Fleiss, aber doch nicht ganz einer sorgfältig kritischen und grammatischen Prüfung des Textes enthalten. Es ist nicht zu zweifeln, dass alle, welche dieses Aristotel. Fragment in pädagogischer Rücksicht zu benutzen wünschen, diese Regeln, welche sich Hr. Evers bey der Verdeutschung desselben vorgeschrieben hat, billigen werden, aber fragen werden sie doch auch, ob er sie alle sorgfältig und streng befolgt habe. Rec. glaubt, dass er sie meistentheils, aber nicht durchaus bey der Ausarbeitung genau im Auge behalten habe. Dass er einige, die Sache der Pädagogik nicht erläuternde kleinere Zwischensätze übergangen hat, wird Niemand bey der Absicht, die er zu erreichen suchte, missbilligen; aber Rec. fürchtet doch, dass er auch bisweilen einige kleinere Begriffe, die auf das Ganze einen Einfluss haben, besonders da, wo er mit Worten noch mehr, als selbst Aristoteles, karget, verwischt habe, z. B. Seite 26, Z. 9. *und dieselbe — seyn müsse.* Hier hätten doch die ausgelassenen Aristotel. Worte: καὶ ταύτης τὴν ἐπιμέλειαν εἶναι, κοινὴν καὶ μὴ κατ' ἰδίαν, *dass* (die Erziehung) *eine Sache des Staats, und nicht eine Privatsache sey* das Ganze mehr ins Licht gestellt. Treuer ist der Verf. im Ausdruck des grammatischen Sinnes, als seine deutschen Vorgänger, Garve, Schlosser und Mensching, aber doch noch nicht ganz treu. Gleich im Anfange S. 13. Z. 7 übersetzt er σπουδαία πόλις *die Weisheit des Staates.* Dass σπουδαῖος, wie er in den Anmerkungen sagt, so wie ἀγαθὸς von dem gebraucht wird, der in seiner Art vorzüglich ist, wird ihm Niemand abstreiten, aber ist deswegen πόλις σπ. *die Weisheit des Staates* zu übersetzen? wäre es nicht dem Genius der griech. und auch unsrer Sprache angemessener gewesen, zu übersetzen: *ein vollkommen gut eingerichteter Staat.* Polyb. VI. 47. dem die Aristotel. Stelle vorgeschwebt zu haben scheint, setzt der σπ. πολιτεία die φαυλὴ entgegen. So möchte auch gleich darauf die Etymologie sich zu viel bey der Uebersetzung der Worte: πόλιν οὐκ εἶναι ἔργον τῆς τύχης, ἀλλὰ προαιρέσεως, *der Staat ist nicht das Werk des Glücks, sondern des freyen Entschlusses* angemasst haben: der grammatische Sinn verlangt vielmehr: *ein vollkommener Staat beruht nicht auf zufälligen Umständen, sondern auf Anordnung und Einrichtung.* So sagt Polyb. IV. 1. 5. καλλίστη προαιρ. τῆς πολιτείας: ist das etwa auch: *die beste freywillige Entschliessung?* λόγοι S. 14. Z. 3. würde Rec. lieber durch: *Unterricht*, als durch: *Ausbildung der Vernunft* übersetzen, ohne *die Vernunft* mit aufzuführen. Bey den Philosophen sind λόγοι *Lehren*, und dass Aristoteles eben das habe sagen wollen, bestätigen die am Ende des Cap. angeführten Worte: μανθάνουσι ἀκούοντες. Und Plutarch. de pueror. educat. c. 3. im Anfange spricht auch dafür, wenn er, wie Aristoteles, sagt: τρία δεῖ συνδραμεῖν. Φύσιν, λόγον καὶ ἔθος· καλῶ δὲ λόγον τὴν μάθησιν. Verstehen wird nicht leicht jemand die Worte S. 15. Z. 14. *indem die Natur unter den Menschen von gleicher Geburt einige älter, einige junger machte*, wenn er den griech. Text nicht zu Rathe zieht. Was sollen die Worte: *von gleicher Geburt?* Aristot. hat αὐτῷ τῷ γένει, nämlich ἀνθρώπων, denn es bezieht sich auf die folgenden Worte νεώτερον und πρεσβύτερον, und

dann gehet ein deutlicher Sinn der Worte hervor: *die Natur hat die Menschen selbst in junge und alte gesondert.* S. 16. Z. 8. würde Rec. ἀγαθὸν nicht *wackere*, sondern mit einem allgemeinern Worte: *gute, brauchbare Menschen* übersetzen, denn sonst müsste doch auch gleich darauf ἀρίστη ζωὴ durch: *das wackerste Leben* gegeben werden, welches aber der Verf. durch: *das beste Leben* übersetzt. Nach S. 17. Z. 6. theilt sich das Leben in *Ruhe und Unruhe*, εἰς ἀσχολίαν καὶ σχολήν. Für das zweydeutige *Unruhe* würde Rec. lieber: *Geschäftigkeit, Thätigkeit*, und für *Ruhe* σχολὴ, *Geschäftlosigkeit* wählen. Eben so wenig wird der grammat. Sinn, Φορτικῶς, S. 18. Z. 1. *auf eine plumpe Weise* zu übersetzen billigen, sondern es, weil Φορτικὸν bisweilen dem φιλόσοφον, *genau, gründlich* entgegen gesetzt wird, durch: *nicht bestimmt, nicht genau genug* ausdrücken. S. 22. Z. 22. wird jeder Deutsche fragen, was sind *dissolute* Spiele? Aristot. hat παιδιαὶ ἀνειμέναι; sollten das nicht vielmehr *erschlaffende*, verzärtelnde, verweichlichende Spiele seyn? Διατάσεις τῶν παίδων räth sowohl der grammat. Sinn von διατείνεσθαι, oratione, voce contendere, s. Schweighäus. ad Polyb. X. 27. 7. als auch der Context durch das speciellere: *heftiges Schreyen*, als durch das allgemeine: *körperliche Anstrengung* S. 23. Z. 7. zu übersetzen. παιδία διατεινόμενα übersetzt der Verf. gleich darauf richtig: *Kinder, die ihre Stimme anspannnen.* S. 25. Z. 10. würde doch den griech. Worten, πᾶσα παιδεία τὸ προσλεῖπον βούλεται τῆς Φύσεως ἀναπληροῦν besser entsprechen, wenn man sie übersetzte: *aller Unterricht gehet dahin, um das, was die Natur nicht gegeben hat, zu ersetzen*, oder, *das fehlende gleichsam auszufüllen*, als: *aller Bildung liegt nichts anders ob, als das von der Natur gegebene zu entwickeln.* Den Sinn der Worte: δεῖ πρὸς ἑκάστην (πολιτείαν) πολιτεύεσθαι hat der Verf. S. 25. Z. 19. in s. Uebersetzung: *Jede Verfassung muss sich nach der jedesmaligen Erziehung gestalten*, ganz verfehlt. An Erziehung hat Aristot. hier gar nicht gedacht, πρὸς ist pro, pro ratione, und πολιτεύεσθαι, uti forma reipublicae, in ea vivere. Man vergleiche nur diese Stelle mit dem Anfange der Xenoph. Cyropaed. Setzt man dieses voraus, so gehet folgender Sinn hervor: *Man muss sich in jeder Staatsverfassung nach derjenigen richten, in der man lebt, ein jeder muss sich nach einer jeden Staatsverfassung bequemen, denn jede hat*, wie gleich darauf folgt, *ihre eigene Form.* nicht weniger gehen die folgenden Worte: *durch den eigenthümlichen — Oligarchie* von dem, was Aristoteles sagen wollte, ganz ab, denn es sollte heissen: *und sie pflegt auf diese Form zu halten, und sie im Anfange gleich so einzurichten, denn die Demokratie arbeitet auf das Demokratische, und die Oligarchie auf das Oligarchische hin. Ueberflüssige* Kenntnisse τὰ περιττὰ S. 27. Z. 12. möchten doch wohl eher: *höhere, speculativische*, interiora seyn, denn sie werden den κοινοῖς entgegen gesetzt: s. Fisch. Ind. ad Aeschin. Der Verf. setzt zur Erklärung selbst hinzu: *gelehrte Kenntnisse*, also war das: *überflüssige* auch hier überflüssig. Ueberhaupt hat der Verf. die Kürze seines Originals nicht erreicht, so sehr er auch darnach gerungen hat, und Rec. zweifelt, ob Leser ihn, ohne das Original, das immer noch bey aller seiner Kürze und Präcision verständlicher ist, als die Verdeutschung, durchaus verstehen werden, da er demselben bisweilen fremde Ideen aufgedrungen hat, und den deutschen Aristoteles in der philos. Sprache unsers Zeitalters sprechen lässt, welche dem griech. Aristoteles nicht immer angemessen ist. Um den oft zu wortkargen Aristoteles seinen Lesern verständlich zu machen, hat der Verf. bisweilen mehr umschrieben, als übersetzt. Pädagogen werden ihm für diese Mühe gewiss Dank wissen, aber ob auch das Original? daran zweifelt Rec. Bey aller Kürze, und bey allen oft abgerissenen Sätzen ist es doch, wenn man nur in seinen Sinn eindringt, welchem der Context am besten aushilft, doch eben so verständlich, ja oft noch verständlicher, als die Uebersetzung. Um der Wortkargheit des Originals nachzuhelfen, artet die Uebersetzung bisweilen in Wortüberfluss aus. Nur eine Stelle aus dem B. VIII. C. 1. am Ende mag zur Bestätigung dienen. Hier sagt Aristot. ἐναισίου δ' ἂν τις καὶ τοῦτο λακεδαιμονίους· καὶ γὰρ πλείστην ποιεῖνται σπουδὴν περὶ τοὺς παῖδας, καὶ ποιοῦσι ταύτην. Nun höre man den Uebersetzer: *Jene* (τις??) *Lobredner der Lacedämonier könnten daher auch dieses noch anführen: denn diese Nation ist es, die sich ihrer Kinder mit dem meisten und zwar mit gemeinsamen Eifer annimmt.* Ohne in den beygefügten Anmerkungen es allemal anzuzeigen, hat der Verf. auch stillschweigend einige Stellen verbessert, die ohne Zweifel verfälscht waren. So hat er L. VII. c. 17. im Anfange σωματικὴν ἕξιν f. τελειωτὴν ἕξ. in der Verdeutschung S. 21 durch *körperliche Bildung* ausgedrückt: eine Verbesserung, die den ganzen Context für sich hat. Am Ende eben dieses Capit. hat er wohl für λέγουσιν οὐ καλῶς gelesen λέγουσι καλῶς, denn er übersetzt S. 23, *haben nicht Unrecht*, welche Verbesserung weniger Beyfall finden wird. Zu verwundern ist, dass er L. VII. c. 14. p. 481 die vulgaire Lesart Φύσις ἔδωκε τὴν αἵρεσιν beybehalten und übersetzt hat, S. 15. Z. 15, *die Natur selbst gab Anlass zur Auswahl*, da doch der Context für διαίρεσιν laut spricht, und am Ende des 17. Cap. ausdrücklich steht: δεῖ δὲ τῇ διαιρέσει τῆς Φύσεως ἐπακολουθεῖν.

Die hinter dem Texte folgenden Anmerkungen enthalten theils historische Erläuterungen, theils Entwickelung der Bedeutung einiger dem Aristoteles eignen Ausdrucke, theils auch Ansichten einiger von seinen pädagogischen Hauptgrundsätzen mit Beziehung auf die gegenwärtige Gestalt des Erziehungswesens, obgleich nur in leichten Umrissen, die aber jeden Pädagogen auf die zu erwartende Schrift: *Prüfende Vergleichung der antiken und modernen Pädagogik* begierig machen werden.

Wir verbinden mit dieser gelehrten Schrift das mit ihr verwandte:

Magazin der pädagogischen Literaturgeschichte, angelegt von *Friedrich Erdmann Petri*, Professor zu

Fulda. *Zweyte Sammlung.* Leipzig, in der Dyck'schen Buchh. 1807. 8. XIV u. 130—248 S. (12 gr.)

Diese zweyte Sammlung, welche den ersten Band dieser Geschichte der Erziehungslehre, auch mit einem neuen Titel: *Uebersicht der pädagogischen Literatur von ihrem Anbegim bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts*, beschliesst, dringt bis zum Anfange des XVI. Jahrhunderts vor, und ist mit eben dem Geiste, und mit eben der Sorgfalt ausgearbeitet, wie die erstere. Sie beginnt mit Nachträgen zur ersten Sammlung, und setzt dann die Geschichte in den folgenden Abschnitten selbst fort. Der X. Abschn. lehrt, *welche pädagogische Winke Jesus und die von seinen Jungern abgefassten Urkunden* gegeben haben; der XI. *welchen Einfluss das Christenthum auf den Zustand der Erziehung und Jugendbelehrung in den drey ersten christlichen Jahrhunderten* gehabt habe; der XII. gehet auf den *dasigen? ? Zeitraum von den grossen Völkerwanderungen bis auf die Kreuzzuge* über, und der XIII. schlisst mit dem Zeitraume *von den Kreuzzugen bis zum Anbegim des XVI. Jahrhunderts.* Die Winke eines andern Recens. der ersten Samml. in dieser Lit. Zeit. 1806. St. 30. S. 465 ff. hat zwar der Verf., aber doch nicht alle, benutzt. Gebeten wurde er, sämmtliche Zusätze und Nachträge bis zum letzten Hefte aufzusparen; aber diesen weisen Rath hat er nicht befolgt. Mit Recht befurchtete Rec., dass des Nachtragens kein Ende werden wurde, dass Supplemente zu Supplementen gehäuft, die Materien zerstreut, und dann nicht ohne Mühe zusammen gestellt werden würden. Gefühlt hat es der Verf. selbst schon in diesem Hefte, und in den folgenden würde er es noch mehr gefühlt haben, denn er verspricht S. V. dem Wunsche des Rec. doch in so weit nachzugeben, dass alle Nachträge, die nicht vor der Erscheinung des nächsten Heftes bekannt würden (warum nicht auch, die bekannt worden sind?), am Schlusse der ganzen Schrift zusammen gestellt werden sollen. Ein Band, welcher Zusätze zu allen Sammlungen und zu allen Perioden nachliefert, wird gewiss willkommener seyn, und allen Unbequemlichkeiten eher abhelfen, als wenn man auch die besten Aehren und die vollsten Körner einzeln überall zusammen lesen, ja zusammen stoppeln muss. Der Verf. hat zwar auf Anrathen des Rec. noch etwas von dem Erzieher des grossen Alexander, und längst als Vater der Erziehungskunst anerkannten Aristoteles aus Meusels Leitfaden nachgeholt, aber doch die Schriften desselben, wenn sie auch unter die deperdita gehören, in welchen er von der Erziehung handelt, nicht nachgetragen. Diog. Laert. V. 22 u. IX. 35 konnte ihm sagen, dass er περὶ παιδείας oder παιδευτικὸν geschrieben habe, wenn anders diese Schrift nicht ein Auszug von dem gewesen ist, was er in der Politik über Erziehung gelehrt hat. Und wie viele Stellen konnte er nicht aus den noch erhaltenen Schriften dieses Philosophen nachweisen, welche auf diese Materie eingehen, so wie er sie bey Werken anderer Schriftsteller nachgewiesen hat? Theophrastus und Cleomenes haben zwar nun auch eine Stelle in den Nachträgen S. VIII. unter denen erhalten, welche über die Erziehungskunst geschrieben haben; aber ihre Schriften suchet man vergebens, da doch Theophrastus nach Diog. Laert. V. 3. περὶ παιδείας ἢ περὶ ἀρετῶν: V. 42. περὶ παίδων ἀγωγῆς und V. 50 περὶ παιδείας βασιλέως, und Cleomenes nach Diog. Laert. VI. 75 παιδαγωγικὸν geschrieben haben soll. Die eben angezeigte Schrift von Hrn. Evers hat der Verf. ohne Zweifel noch nicht gekannt, denn sonst hätte er sie gewiss in seine Geschichte aufgenommen. Hätte Hr. Petri Quintil. Institutt. L. 1. sorgfältiger genutzt, so würde er auch den Stoiker Chrysippus unter den griech. Pädagogen zu rühmen Gelegenheit gehabt, und sogar Cap. XI. gefunden haben, dass er ein Buch de educatione liberorum geschrieben habe. Im XI. Abschn. hätte doch Basilius M. πρὸς τοὺς νέους, ὅπως ἂν ἐξ ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων, wie Rec. glaubt, eine ehrenvolle Erwähnung verdient, welches öfters unter der latein. Aufschrift, die ihr der Uebersetzer Leo Arteinus gegeben hat, de liberalibus studiis et ingenuis moribus gerühmt wird, und zugleich mit Petr. Paul. Vergerius de ingenuis moribus ac liberalibus disciplinis, zu Mayland 1493. 4. herausgekommen ist. In Paulus Aegineta de re medica, welcher im 7ten Jahrh. lebte, finden sich auch viele gute Regeln zur Erziehung. Viel zu kurz scheint Rec. der XII. Abschn. abgefertiget zu seyn. Sollte denn in den angelegten Klosterschulen gar nichts zur Erziehung gewirkt, sollten da nur lauter Mönche gebildet worden seyn? sollte nicht Carolus M. genannt seyn, der nicht nur für gelehrte, sondern auch für niedere Schulen sorgte? In seinen Capitularen finden sich viele Stellen, welche die Schulengeschichte erläutern. Sollten nicht in Alcuins Schriften, besonders in seinen Briefen, Stellen aufzufinden gewesen seyn, die hier einen Platz verdient hätten? Auch Eginhards Briefe würde Rec. in dieser Hinsicht dem Verf. empfehlen. Sollten endlich nicht auch Alfred in England, und die Ottonen in Deutschland etwas zur Erziehung der Jugend gewirkt haben? Zur Kenntniss der allgemeinen Schulgeschichte dieser Zeitperiode verdient Jacobi Burchardi Programma de variis Germaniae scholarum a Caroli M. temporibus usque ad Saecl. XVI. Hildburgusae, 1715, 4. nachgelesen zu werden. Der XIII. und längste Abschn. enthält meistentheils Auszüge aus pädagogischen Schriften, welche in dieser Periode erschienen sind; aus Petr. Paul. Vergerius de ingenuis moribus et liberalibus studiis, aus Maph. Vegius de liberorum educatione et claris eorum moribus, und Henr. Bebel institutione puerorum, aus welchen deutlich hervorgehet, dass, da niemals das Licht auf einmal durch dicke Finsterniss durchzudringen vermag, und da sich diese Männer weit über die pädagogische Gedankenlosigkeit und widernatürliche Mönchsmoral ihres Zeitalters erheben, schon mehrere vorangegangen seyn müssen, welche ihnen den Weg zu diesen pädagogischen Lehren gebahnt hatten. Vor Petr. Paul. Vergerius

und Maph. Vegius schrieb schon Vincentius Bellovacensis, der die Kinder Ludwigs IX. unterrichtete, im 13ten Jahrh. sein Speculum, welches 1473. Strasburg. fol. zuerst abgedruckt worden ist, dann de morali principis institutione et de nobilium puerorum institutione s. l. et a. 4. und de liberali ingenuorum institutione pariter ac educatione s. l. 1477. fol. Petr. Paul. Vergerius de ingen. mor. et lib. stud. wurde nicht, wie der Verf. S. 145. in der Note * behauptet, zuerst 1490 und 1497 zu Venedig, sondern schon zu Mayland 1477 und 1480 nebst dem Basil. de lib. studiis et ingenuis moribus, dann 1485 zu Brescia, und noch einmal 1487 zu Mayland abgedruckt. Unbekannt ist die vom Verf. aufgeführte Vened. Ausgabe von 1490 — sollte sie nicht etwa die Mayländische von diesem Jahre seyn, welche Uldar. Scinzenzeller 4. gedruckt hat? Maph. Vegius de lib. educ. kam auch schon 1491 4. in Mayland heraus, ehe die genannte Pariser Ausgabe 1511 ausgegeben worden ist. Sollte nicht etwa die Tübinger Ausgabe vom Jahre 1513, welche der Verf. S. 163 erwähnt, ein eigenes Buch des Franc. Philelf. seyn, dessen Namen es nicht allein in dieser, sondern auch in mehrern spätern Ausgaben führet? konnten nicht beyde Schriften einerley Aufschrift haben? In Philelfi Epp. finden sich hin und her pädagogische Ideen. Der Inhalt allein kann die Sache entscheiden, welches der Rec., der diese beyden Schriften nicht besitzt, um sie vergleichen zu können, andern, denen reichlichere Quellen der mittlern Zeiten fliessen, zu entscheiden überlassen muss. Mancinellus de parentum cura in liberos S. 243 wurde zu Rom 1503. 4. zuerst allein gedruckt. Vom Jac. Wimpheling S. 248 verdiente auch noch das Buch de proba institutione puerorum in triuialibus, Hagenau, 1514. 4. erwähnt zu werden. Die Schrift des Aeneas Sylvius de puerorum educatione, welche der Vf. in der Basler Ausgabe 1571 der sämmtlich. Werke dieses gelehrten Papstes vermisste, findet sich in den ältern Ausgaben der Briefe N. 431, welche Anton Koburger in Nürnberg 1481. fol. und 1486. 4. abgedruckt hat, wo sie gewiss auch in der Basler Ausgabe zu finden seyn wird, und ist ad Ladislaum, Hungariae et Bohemiae regem gerichtet, welcher damals noch, wie der Eingang zu diesem Briefe sagt, im Knabenalter war, und dem auch als künftigen Könige sehr viele heilsame Lebensregeln mit der freymuthigsten Offenherzigkeit und mit der grössten Fülle von Beyspielen und Erläuterungen aus der alten Geschichte gegeben werden. Sie beschäftiget sich sowohl mit der moralischen, als auch mit der physischen und intellectuellen Bildung der Jugend, und folgt in einigen Abschnitten fast wörtlich dem Quintilian; daher sie auch nicht nur für die Pädagogik, für die Sitten- und Culturgeschichte dieses Zeitalters merkwürdig ist, sondern auch für die Kritik des Quintilians benutzt zu werden verdient. Alle aber, die de educatione puerorum geschrieben haben, sowohl die ältern, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind, Plutarchus und Quintilianus, als auch die neuern, die eben genannt worden sind, folgen grösstentheils dem, was Aristoteles davon dem VII. und VIII. Buche seiner Politik einverleibt hat; und vielleicht können einige Lücken, die Aristoteles in diesen Abschnitten hat, durch sie ausgefüllet werden. Rec. fürchtet keinen Vorwurf auf sich zu laden, wenn er einige Ueberschriften von den einzelnen Abschnitten dieses Briefes des Aen. Sylvius hier auszuzeichnen sich erlaubt. Die merkwürdigsten sind: De puerorum ingenio naturali, et quomodo natura ipsa coeca sit sine disciplina: de cura corporum, et quomodo nutriendi sint pueri; quali cibo et potu pueris vti conueniat: de superfluitate in esu quarundam patriarum: ne pueri immoderati sint in bibendo, et quod turpe sit eis, vinum appetere: de corporalibus deliciis compescendis (diese vier letztern Abschnitte sind sehr interessant zur Kenntniss der damaligen Sitten): Quo tempore pueri litteris tradi debeant: qualibus praecipue instrui debeant pueri Christiani: cum quibus expediat pueros conversari: quibus modis sermonis vsus in pueris formari debeat: quod peritiam loquendi nullus assequatur, nisi poetas, historicos et oratores perlegerit diligenter: qui auctores pueris sint legendi: quod reges debeant, erudiri in scribendo: quod pueri sint docendi in rhetorica, dialectica, musica, geometria, arithmetica et astronomia. Also lasen Jünglinge doch in diesem Zeitraume classische Schriftsteller, lernten auch mehrere Wissenschaften, und auch auf eine bessere Art, wie aus Maph. Vegius und Aen. Sylvius hervorgehet, als Hr. Meusel in seinem Leitfaden angibt, aus welchem Hr. Petri (S. 145) einen Auszug gegeben hat. Zu wünschen wäre gewesen, dass er selbst als theoretischer und praktischer Pädagog eine etwas ausführlichere Uebersicht von dieser Periode gegeben, und gezeigt hätte, wie weit man in der Pädagogik vorgerückt, und in welchen Stücken man noch immer zurückgeblieben sey, nicht sowohl hinter unsern, als hinter den zunächst folgenden Zeiten, welche die nächste Sammlung in sich fassen wird.

Kleine Schrift.

Reise in die Gegend von Goldau und Lauwerz nach dem Bergfalle. Von *A. L. Grimm.* 1807. 19 S. 8. (2 gr.)

Der Vf. hatte schon in der Badenschen Monatschrift einige Nachrichten von dem schrecklichen Unfalle jener Gegend gegeben; er bestätigt jetzt manche Nachrichten (z. B. dass 473 Menschen umgekommen sind) und Anekdoten, und berichtigt andere. Da wir aber vollständigere Werke darüber nunmehr besitzen, so verliert dadurch diese kleine Schrift viel von dem Werthe, den sie bey der ersten Erscheinung hatte. Manche Anekdoten sind auch schon bekannt gewesen.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

115. *Stück, den 9. September* 1807.

THEORETISCHE HEILKUNDE.

Handbuch der Pathologie von Dr. *Adolph Henke*, Prof. der Med. zu Erlangen. Erster Band. Allgemeine Pathologie. Berlin, bey Oehmigke d. j. 1806. 8. XVI u. 344 S. (1 Thl. 12 gr.)

Die Anhänger der Erregungstheorie erhalten hier eine Bearbeitung der Pathologie, welcher wir unsern Beyfall nicht würden versagen können, wenn sie sechs bis acht Jahre früher erschienen wäre. Hr. *Henke* hält sich nemlich streng innerhalb der Grenzen, welche die damalige Erregungstheorie den Untersuchungen über die Natur der Krankheiten absteckte, und nimmt auf die neuern Verhandlungen über diese Gegenstände wenig oder gar keine Rücksicht. Dem Privatgelehrten, welcher seine eigenthümlichen Ansichten dieser Fundamentalwissenschaft der Heilkunst mittheilt, steht es allerdings frey, ganz abzusehen von diesen Neuerungen, namentlich der Naturphilosophie: allein der akademische Lehrer darf vermöge seines Berufes dieselben, da sie zu mächtig in das Wesen der Heilkunst eingreifen, weder ignoriren, noch im Vorbeygehen sein Anathema darüber aussprechen, sondern er muss die in der Periode der Bildung begriffenen Aerzte durch getreue Darstellung und gründliche Würdigung jener Ideen auf eine sichere Bahn zu leiten suchen, und die Gründe auseinander setzen, welche ihn bestimmen, der neuern Revolution in der Heilwissenschaft keinen Einfluss auf seine Ansichten zu gestatten. Wenn es Hr. H. „für Pflicht hielt, in seinem Compendium bey den wichtigsten Lehren auch die Ansichten der ältern Aerzte zu erwähnen und zu prüfen" (S. VII.), so ist es daher sehr tadelnswerth, dass er auf die neueste Schule durchaus keine Rücksicht nimmt. Dies wird gar nicht entschuldigt durch die Behauptung, „dass die Lehren dieser Schulen noch zu schwankend, und, wie jede Doctrin in ihrer Bildungsperiode, noch nicht *dazu geeignet seyen, um schon ein hinlänglich begründetes Endurtheil über sich fallen zu lassen*" (S. VIII.) (zu einer entscheidenden Beurtheilung geeignet seyen). Denn der Grundriss dieser Lehren ist bestimmt genug gezeichnet, so dass man nicht noch mit Hrn. H. Ursache hat, abwarten zu wollen, worauf es am Ende mit dieser Revolution hinauswill. Eben so unbedeutend ist seine Erklärung, „wie er zwar gar nicht in Abrede stellt, dass *leicht* (?) eine höhere Ansicht *für den Organismus*" (des Organismus) „zu finden sey und zu finden seyn müsse, jedoch glaubt, die Behauptung vertheidigen zu dürfen" (dürfen? allerdings! ob aber können?) „dass bis jetzt keine ältere oder neuere Theorie ein sichrer leitendes Princip für die praktische Heilkunde gebe, als die *nach den Resultaten der Erfahrung zweckmässig modificirte* Erregungstheorie" (S. IX). Wenn der Verf. zugesteht, dass sich ein höherer und dabey richtiger Standpunct der Heilwissenschaft finden lasse, so wird er doch nicht behaupten, dass die auf einem niedrigern Standpuncte befangene, deshalb einseitige, blos auf die Erregung, nicht auf die gesammte Natur des Organismus sich beziehende Erregungstheorie sichrer leite.

Die *erste Abtheilung* enthält eine „Erläuterung der fundamentalen Begriffe der Pathologie *aus*" (durch) „*physischen*" (physikalischen oder physiologischen) „Vordersätzen." Der Verf. will Erregbarkeit und Organisation unterscheiden, denn beyde gibt er (§. 27.) als verschiedne Bedingungen des Lebens an: allein bey der Bestimmung dieser Begriffe dreht er sich im Zirkel herum und unterscheidet sie in der That gar nicht; denn *lebendig* soll seyn, was durch innere Thätigkeit seine Individualität erhält (§. 24.); *erregbar*, was das Vermögen zu Aeusserung dieser Thätigkeit hat (§. 25.); und *organisch*, was Thätigkeiten äussert, die zur Erhaltung der Individualität abzwecken (§. 26.)! — Welch eine vage, unrichtige Behauptung, dass das Organische den Einwirkungen der aussern Natur widerstehe und seine Individualität behaupte, das Unorganische aber nicht! — Der zweyte Abschnitt liefert das A B C der Erregungstheorie, die Röschlaubschen Gesetztafeln des Organismus. Die Seichtigkeit der Begriffe zeigt sich auch hier; so heisst es: die Erregbarkeit wird durch jede Verminderung der Summe der Reize gesteigert (§. 38.). Da nun nach §. 25. und 24. die Erregbarkeit die Kraft der organischen Selbsterhaltung ist, so

Digitized by Google

wird durch jede Verminderung der Reize die organische Selbsterhaltung erhöht! — Uebelseyn wird erklärt für eine „Störung in dem harmonischen Verhältniss (c) *aller* vitalen Functionen, wodurch die freye *Erfullung* „(Erreichung)" *aller* dem Organismus zukommenden Zwecke verhindert wird." Zuvörderst wird hier der Begriff der Krankheit höchst sublimirt, denn Krankheit ist der Grund des Uebelseyns (§. 21.), folglich der innere Grund des aufgehobenen Gleichgewichts der Functionen; sodann durfte nach dieser Erklärung das Uebelbefinden als eine Störung *aller* Functionen und eine Verhinderung der freyen Erreichung *aller* organischen Zwecke doch ungleich seltner vorkommen, als man bisher der sublunarischen Welt vorgeworfen hat, und die örtlichen Krankheiten, d. h. nach §. 63. „die sich nicht auf den ganzen Körper erstrecken," durften ungleich häufiger seyn. Nach demselben §. ist äusserliche Krankheit eine solche, „die auf einer wahrnehmbaren veränderten Beschaffenheit eines Organs beruht," also, nach den obigen Definitionen, der innere Grund des aufgehobenen Gleichgewichts der Functionen, welcher hinwiederum seinen Grund findet in der wahrnehmbaren Veränderung eines Organs! Solch eine Grundlichkeit ist allerdings bewundernswürdig! — Die Lehre von den Symptomen schliesst sich mit dem Satze: „Alle Symptome der Krankheit sind *nun* (?) *begründet*," (stellen sich dar) „*entweder:* in den Verrichtungen, — — *und*" (oder) „in den sinnlich wahrnehmbaren Verhältnissen und Beschaffenheiten des Organismus *selbst* (?). Also die Functionen finden sich nicht an dem Organismus selbst? oder sie sind kein Ausdruck seiner Verhältnisse und Beschaffenheiten? oder sie sind nicht sinnlich wahrnehmbar?! — Ganz consequent wird (§. 95.) behauptet, dass der active Zustand des Organismus für sich allein nicht hinreichend sey, die Entstehung der Krankheit zu bewirken; es ist also nach Hrn. H. unmöglich, dass durch anhaltende Geistesanstrengung, oder durch Dentition, oder durch Aufhören der Menstruation oder durch irgend eine angeborne Deformität eine Krankheit entstehen könne, sondern es muss allemal eine äussere Schädlichkeit mit wirken, denn sonst könnte, ja die Krankheit nicht so bequem nach den Gesetzen der Erregung berechnet werden! — In §. 97. werden Prädisposition und Opportunität für gleichbedeutend genommen, da doch ein grosser Unterschied zwischen ihnen Statt findet. — Nach §. 99. kann die Prädisposition nicht etwa in der fehlerhaften Beschaffenheit eines Organs enthalten seyn, — „diese Beschaffenheit bildet nicht die Anlage, sondern eine örtliche Krankheit:" also eine flache Brust gibt keine Anlage zu Brustbeschwerden, ein kurzer Hals keine Anlage zur Apoplexie, sondern beydes sind örtliche Krankheiten. Gleichwohl heisst es (§. 129.): „die Varietäten des *physischen* (?) Baues begünstigen die Entstehung mancher Krankheitsformen, und gehören insofern zur Krankheitsanlage."

Die zweyte Abtheilung trägt die Nosologie oder die Lehre von der Differenz der Krankheiten, besonders von sthenischen und asthenischen, örtlichen und complicirten vor. Diese Gegenstände sind vorzüglich gut abgehandelt, jedoch wäre dabey eine bessere, lichtvollere Anordnung zu wünschen. Die örtlichen Uebel theilt Hr. H. in 1) organische Bildungsfehler, 2) durch äussere mechanisch oder chemisch wirkende Schädlichkeiten erzeugte organische Krankheiten, 3) durch innere Störung des organischen Processes erzeugte örtliche Krankheiten.

Die Aetiologie ist in der dritten Abtheilung weitläufig und zweckmässig vorgetragen. Dass die Betrachtung des Klimas von der Atmosphäre getrennt, dass bey den Nahrungsmitteln die Leichtverdaulichkeit von der Nahrhaftigkeit nicht gehörig unterschieden, dass die Eskimo's als Zoophagen und die Hindus als Phytophagen angeführt worden, um die Möglichkeit der vollen Gesundheit bey blos animalischer oder blos vegetabilischer Kost zu beweisen (§. 248.); dass unter den nahrhaften Stoffen der Vegetabilien das Kraftmehl und das fette Oehl nicht erwähnt wird (§. 250.); dass bey den Giften gerade ihre chemische Einwirkung übersehen ist (§. 262.) etc. sind kleinere Mängel, welche sich leicht verbessern lassen.

Die vierte Abtheilung enthält die Phänomenologie, oder die Lehre von den Krankheitserscheinungen und zwar 1. des Gefässsystems, 2. der Respirationswerkzeuge, 3. der Digestionsorgane, 4. der Reproduction, 5. der Sinneswerkzeuge, 6. des Gehirns, 7. der Bewegungsorgane, 8. der Ab- und Aussonderungen, 9. der Geschäftsverrichtungen, 10. der äussern Eigenschaften des Organismus (gehört dies nicht unter die Abnormitäten der Reproduction?).

In der fünften Abtheilung wird endlich eine Skizze einer allgemeinen Diagnostik geliefert, oder eine kurze Uebersicht der Kriterien der örtlichen und allgemeinen, sthenischen und asthenischen Krankheiten.

THERAPIE.

Ueber die Natur und Heilart der Lungensucht und der gefahrvollen Catarrhalfieber von *Joh. J. Busch*, der Arzneykunst Doctor, der Societät des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste im Niederrheinischen Departement, und der Societät der praktischen Medizin zu Montpellier correspondirendem Mitgliede. Zwey Abhandlungen, welche der Verf. selbst aus dem Französischen übersetzt und mit wichtigen Zusätzen vermehrt hat. Strassburg, bey F. G. Levrault, Judengasse No. 33. 1806. gr. 8. XVI u. 274 S. (12 gr.)

Die erste zu Duisburg und Essen von einem Ungenannten im Jahre 1806 erschienene deutsche Ausgabe der in diesem Werke enthaltenen Abhandlung kennen unsere Leser schon aus der in dieser Zeitung (No. 125. Jahrg. 1806) befindlichen Anzeige. Herr Busch hat uns nun selbst diese deutsche Bearbeitung

jener Abhandlung geliefert und derselben mehrere wichtige Zusätze und eine 2te Abhandlung über die Natur und Heilart des gefahrvollen Catarrhalfiebers hinzugefügt, so dass diese deutsche Ausgabe selbst dem französischen Originale vorzuziehen ist. Die Zusätze sind zum Theil in dem Texte selbst verwebt, zum Theil in Noten und zwey neuen Capit. enthalten. Besonders interessant sind unter den Zusätzen die Bemerkungen gegen einige im 35. Stücke des Journ. der Erfahr. u. Widerspr. S. 17. enthaltene Einwendungen, gegen die einförmige Natur des ersten Zeitraumes der Lungensucht und die genauen und ausführlichen Vorschriften, die bey gewissen Abänderungen der Symptome und andern zufälligen Verschiedenheiten der Entzündungen anwendbar sind. Die Natur der ersten Periode der Schleimschwindsucht kommt nach dem Verf. mit jener der eiterigen überein; es weichet daher auch die Behandlung beyder nicht von einander ab. Der Verf. versichert auch, dass man bey der Schleimschwindsucht noch öfter einen glücklichen Erfolg von seiner Methode erwarten könne, als in der eiterigen Lungensucht. Die acht in dem 14ten Cap. von Hrn. D. Lind, Oberwundarzt Heimel in Bern, Chirurgus Steinbrenner in Munster, und Schweitzer Wundarzt in Gaenar beygefügten Krankengeschichten sprechen für den Nutzen der von Hrn. B. empfohlenen Heilmethode der Lungensucht.

In dem ersten Cap. der zweyten Abhandlung untersucht der Verf. was man unter dem gefahrvollen Catarrhalfieber verstehen müsse. — Er begreift unter der Benennung: gefahrvolles Catarrhalfieber alle diejenigen Fieber, welche eine Aehnlichkeit mit dem gutartigen Catarrhalfieber und ebenfalls mit der Lungenentzündung haben, und die, ohne jedesmal die Brustzufälle anhaltend bemerken zu lassen, bald die Gestalt der sogenannten bösartigen Fieber, bald die der Faulfieber und deren Abänderungen annehmen. — Es sind diese Fieber sämmtlich entzündungsartig und gehören zu den falschen Entzündungen, es ist also bey allen eine falsche Lungenentzündung vorhanden. Es wäre sehr zu wünschen, dass uns der Verf. ein treues Gemählde von der Krankheit, welche er im Sinne hat, geliefert, die Zeichen und die Veränderungen in den einzelnen Organen recht genau angegeben hätte, durch welche sich diese Pneumonie von der rechten Pneumonie unterscheidet. — Er nimmt 2 Arten von falscher Pneumonie an: 1. die trockene falsche und hitzige Pneumonie oder die ataktische Pneumonie; 2. die feuchte, falsche und hitzige Pneumonie oder die adynamische Pneumonie. Die ataktische Pneumonie bezeichnet, so viel man aus der Beschreibung abnehmen kann, die Art der Pneumonie, welche man ehemals nervöse, jetzt asthenische Pneumonie oder Pneumonie mit Typhus, die adynamische Pneumonie aber die ehemals sogenannte fauligte Pneumonie oder die Pneumonie mit Lähmung. Auch hier fehlt eine genaue Angabe der Unterscheidungszeichen beyder Arten der Pneumonien, und man erstaunet sehr, dass der Verf. ein sehr zufälliges Symptom, nemlich den trocknen und feuchten Husten als vorzüglich wichtige Kennzeichen und Unterscheidungszeichen dieser beyden krankhaften Zustände anführet. Bey der ersten Art soll nemlich immer trockner, bey der zweyten immer feuchter Husten vorhanden seyn. Ueberhaupt merket man leicht, dass es dem Verf. an recht klaren und geläuterten Begriffen über diese Krankheit fehlet. Der Verf. entschuldigt sich zwar wegen des Ausdruckes: falsche Pneumonie; wir können es aber nicht billigen, dass man so unpassende Benennungen in der Nosologie beybehält. Man gebe dieser Krankheit den Namen, welcher derselben nach dem ihr zum Grunde liegenden Ursächlichen zukommt. Zur Cur der ataktischen Pneumonie empfiehlt Hr. B. besonders Ipecacuanha in kleinen Gaben, China, Campher, schleimige Getränke; sollten die Zufälle darauf nicht bald nachlassen; Mercurialia und Opium. So wie die heftigen nervösen Symptome eintreten, Campher und Serpentaria. So wie die ataktische Pneumonie in die adynamische, die nervöse in die faulige überzugehen anfängt, mineralische Säuren, besonders Salzsäure unter das Getränke und zu Klystiren. (Mit dem Gebrauche der Säuren muss man hier doch etwas behutsam seyn, da sie sehr zum Husten reizen.) — Zur Cur der adynamischen Pneumonie empfiehlt der Vf. China, Schwefel, Kermes mineralis, Mercurius dulcis; reichen diese Mittel nicht hin, mit dem Schwefel abwechselnd einige Tropfen Ammoniakgeist mit wenigem Getränke verdünnt. Kommen nervöse Symptome hinzu, so werden die bey der adynamischen Pneumonie empfohlenen Mittel angewendet. Hauft sich der abgesonderte Schleim stark an und stockt der Auswurf, so soll man Meerzwiebelhonig anwenden, und wie der Auswurf wieder hergestellt ist, obige Mittel, als: Kermes mineralis, Schwefel u. s. w. damit verbinden. — Aus dem bis jetzt Angeführten werden unsere Leser schon beurtheilen können, in welchem Geiste der Verf. diese Materie bearbeitet hat. Wenn auch gleich mehrere brauchbare Bemerkungen und Heilregeln in dieser zweyten Abhandlung vorkommen, so ist doch im Ganzen dieser so wichtige Gegenstand nur sehr oberflächlich behandelt, die Zeichen der verschiedenen Grade oder Varietäten dieser Krankheit sind nicht vollständig angegeben, die Ideen nicht wohlgeordnet, der Vortrag an manchen Stellen verworren und undeutlich, so dass wir derselben nicht den Werth zugestehen können, welcher der ersten Abhandlung in dieser Zeitung mit Recht beygelegt worden ist.

De curandis hominum morbis epitome praelectionibus academicis dicata auctore *Ioanne Petro Frank*, Augustissimi Imperatoris et totius Russiae Autocratoris consil. Status actuali, et Medico, Praesidii Instruct. public. generalis membro, Academiae Medico-Chirurgicae Petropolit. Rectore et Clinices Profess. P. O. Academ. Goetting. Mantuan. Moguntin. Societ. Medic. Parisiens. Venetor. Helvet.

Patriot. Mediolan. Physico-Medic. Mosquens. ac Agricult. Brixiens. Acad. et Colleg. Reg. Matritensis sodali. Lib. V. de Profluviis Pars II. Mannheim, 1807. apud C. F. Schwan et C. G. Goetz, Bibl. Aul. VI. et 527 S. 8. (2 Thlr. 4 gr.)

Nach einem Zeitraume von 13 Jahren erhalten wir die Fortsetzung eines Werkes, dessen frühere Bände mit verdientem Beyfalle aufgenommen worden sind. Zuletzt ist in dem Jahre 1799 die erste Abtheilung des dritten Buches erschienen, in welchem der Verf. von den krankhaften Ausflüssen handelt, von welchem wir jetzt die zweyte Abtheilung vor uns haben, die die *Blutflusse* und die *gemischten Ausflüsse* enthält; zu diesen rechnet Hr. F. *das Wiederkauen, das Erbrechen, die Diarrhöe und die Ruhr; die Lienterie, den fluxus coeliacus und fluxus hepaticus* sieht er als Arten der Diarrhöe an und handelt sie mit diesen zugleich ab.

Der Vf. folgt in diesem Bande den Grundsätzen der Erregungstheorie, ohne sich jedoch streng an dieselben zu halten. Da, wo ihn die Theorie verlässt, stutzt er sich auf die Erfahrung, und vermeidet, wenige Stellen ausgenommen, den Fehler, den so Viele begehen, welche die Heilmethode, wenn auch richtige Beobachtungen etwas ganz anders lehren, doch nach der Hypothese allein zu modeln und die Natur gleichsam zu tyrannisiren suchen. Doch dieses war auch von einem Manne, der so tief eindringenden Verstand mit vieljähriger Erfahrung verbindet, zu erwarten. Er bedient sich der Eintheilung der Krankheiten in hypersthenische und asthenische, erklärt die Wirkung der Heilmittel grösstentheils aus ihrer reizenden Einwirkung, ohne jedoch die Wirkung einzelner Mittel auf dieses oder jenes Organ und System vorzüglich, ohne die Krankheiten der Säfte und das Entstehen mancher Krankheiten durch krankhaft abgesonderte Säfte *ganz* zu läugnen. Am Besten werden unsere Leser die Gesinnungen des Vfs. über die pathologischen Ansichten, denen er gegenwärtig huldigt, aus seinen eignen Worten kennen lernen. Er sagt in der Vorrede S. 5: Quam nos quondam opinionem *de novo medicinae systemate*, inter vltimum, ac praesens hujus operis volumen, per omnen fere Europam expanso, exposuimus, eam ultro profitentes, cur nominum a Recentioribus civitate donatorum vsum hic fecerimus, dicendum nihil habemus. Aptiora illa sunt pristinis; sed quod primas et incognitas eheu multorum morborum causas haud satis attingant, certe non aptissima *Pathologiae* sic dictae *humorali*, — minus quidem ac nostrae aetatis plerique alii, sed magis adhuc quam justum fuisset quondam adhaesimus. Etsi vero illam penitus ex medicina excludendam esse nec nunc quidem arbitremur; plures tamen de multiplici *humorum acrimonia* hypotheses, vtpote non satis firmas, hoc in libro evitandas esse censuimus. Sic etiam, cum *febrium divisionem* aequo simpliciorem nos quondam dedisse eximii quidam Viri edixerint, tantum abest vt in eó quidem argumento nos peccasse iudicemus; vt illas, saltem continuas primarias, quotquot existant, ad genera modo *duo*, sic vt intermittentes quoque, reduci posse existimemus. — Vergleichen wir die in den früheren Bänden geäusserten Grundsätze mit denen, welche wir hier finden; so zeigt sich uns gewissermassen nur *eine Steigerung der dynamischen Ansichten*. Schon in den frühern Bänden dieses Werkes erklärt sich Frank gegen diejenigen, welche bey den meisten Krankheiten nur auf die Säfte Rücksicht nehmen und das für die nächste Ursache der Krankheiten halten, was als Folge, als Wirkung derselben allein anzusehen ist. Diejenigen irren also sehr, welche glauben, F. habe in den ersten Theilen der Epitome die Grundsätze der Humoralpathologie und der Gastriker ganz strenge beybehalten. Nein, schon blickte der scharfsinnige Beobachter tiefer, und ihm gebührt der Ruhm, einer der ersten gewesen zu seyn, welche die schwache Stütze des morschen Gebäudes der Humoralpathologie zum Wohle der leidenden Menschheit bemerklich gemacht haben, ohne die zum Theile brauchbaren Materialien desselben zu verwerfen. Zur Bestätigung dieser Meynung lese man nur, was der Vf. in dem ersten Bande dieses Werkes S. 158 u. 159 sagt: „Ex his certe concludere fas erit: *bilis* in febre aliisque affectibus secretionem, saepe non tam morbi *causam*, quam *effectum*, — tantique phaenomeni originem profundius interdum sepultam latere; quam vt ejusdem ex notula judicium elicere semper queamus." — — S. 159: „Hic (in febre s. d. biliosa) non tam saepe, quam supponitur, febrium istarum causa *in bile* est; et, si major in iis emeticorum ac evacuantium virtus contrarium indicare videtur; non tam vnam emeticorum actionem esse, et interdum causae agentis *effectum*, non steriliorem hac ipsa malorum matrem fieri, cogitandum erit," — und vergleiche dieses mit einer Stelle S. 436 des vor uns liegenden Bandes: „In bilis per aestivos colores acredine adaucta, *cholerae* originem vix non omnes quaesiverunt, sed nequidem sub tanto morbi gastrici, biliosi apparatu, hoc malum ex bile, — sed bilem ex morbo scaturire contendimus. Scilicet moestitia, quae salso genas humore inundat, ex lacrymis descenderet! — aut maritima navigatio, quae stomachum tibi movet, ac bilis flavae, herbaceae, aeruginosae, copiam ex illo conversam pellit, biliosae foret indolis! Quousque demum *effectus* morborum, pro *causis* venditare pergemus? Oleum ab igne rancescere dixerunt, quo quidem cocto, fricto, tot populi, — quin rancorem contraxerit, quotidie cum delectatione vescuntur; et bilem, sub statu sanitatis vix per horas eandem, ac virium vitalium imperio gaudentem, a gradu caloris longe minori, aduri, torefieri credemus?!" — So gemässigt Hr. Fr. auch bey der Cur der Krankheiten von den Sätzen der Erregungstheorie Anwendung macht, so sehr bemüht er sich doch, seine Erklärungen nach dieser Ansicht zu modeln; und hier bemerkt man denn das Gezwungene sehr deutlich, und kann kaum glauben, dass der Vf. selbst das

Digitized by Google

Seichte nicht sollte gefühlt haben. Wir wünschen daher, dass Hr. Fr. auch hierin noch weniger der doch im Ganzen zu einseitigen Ansicht der Brownschen Lehre gefolgt wäre, dass er noch offener die Mängel derselben dargestellt hätte, die ihm Erfahrung und Nachdenken sicher kennen gelehrt haben. Allein bald vergisst man bey der Lectüre dieses Werkes das, was bey einer weniger originellen und geistvollen Darstellung der Krankengeschichten ermüden und durch seine Oberflächlichkeit Unwillen erregen würde. — Auch in diesem Bande stellt sich uns die Meisterhand wieder dar, welche nur der Natur so treue Gemählde der Krankheiten zu entwerfen vermag; mit Vergnügen folgt man dem Verfasser, dessen hellblickender Geist, dessen gediegene Erfahrung sich hier überall so deutlich ausspricht. Lässt gleich auch diese Schrift noch Vieles in dichtes Dunkel gehüllt, so erblickt man doch mit angenehmen Gefühlen manchen wohlthätigen Strahl, der, wenn er auf empfänglichen Boden fällt, helles Licht entflammen kann.

In der 223 Seiten starken Einleitung zu der Abhandlung über die Blutflüsse handelt der Verf. nicht allein von diesen Krankheiten, sondern überhaupt von mehrern Krankheiten der Gefässe und des Herzens. Nämlich von der Entzündung der Gefässe, den Verknöcherungen derselben, den Aneurysmen der Arterien und des Herzens, den Polypen dieser Theile, der Varicibus, der palpitatio cordis. Sehr interessant und belehrend sind die verschiedenen Fälle, welche er von diesen Krankheiten aus seiner eignen Erfahrung mittheilt. Bey den Aneurysmen behält er die gewöhnliche Eintheilung bey, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was Scarpa neuerlich über diese Krankheit bekannt gemacht hat. Sehr wichtig und für den praktischen Arzt von grossem Nutzen ist die genaue Angabe der Erscheinungen, die sich bey Polypen des Herzens gewöhnlich zeigen; denn die Diagnose derselben ist sehr schwierig; nur eine genaue Untersuchung und Prüfung aller Zufälle kann uns Aufschluss geben, und doch ist die Erkennung, wenn auch nicht in Hinsicht der Cur, doch in Hinsicht der Prognose äusserst nothwendig. Von den Blutflüssen im Allgemeinen gibt der Vf. folgende Definition: S. 90. vbi cruor, praeter legem sanitatis consuetam, sine impetu, copia minore, ex parte corporis guttatim, extra profunditur, *sanguinis stillicidium*, — si cum majore vehementia, quantitate, celeritate, vel exterius, vel clandestine in corporis cavum aliquod prorumpit, *profluvium cruentum* vocamus; — und theilt sie ein in haemorrhagiae activae vel hypersthenicae, und passivae vel asthenicae. Bey jener liegt die Ursache in zu starker, bey dieser in zu schwacher Action der festen Theile. Schon hier werden unsere Leser das bestätigt finden, was wir oben gesagt haben. Es ist unangenehm, von einem Manne, wie Frank, eine solche Ansicht als genügend aufgestellt zu sehen. Durch Stärke oder Schwäche der Gefässe allein kommt kein Blutausfluss zur Ausbildung. — Gegen hypersthenische Blutflüsse wird Aderlassen und die bekannte antihypersthenische Heilmethode empfohlen. Unter die Heilmittel der asthenischen Blutflüsse, welche in stärkenden, reizenden bestehen, nimmt der Verf. mit Recht gegen die oberflächlichen Erregungstheoretiker die kalten Umschläge in Schutz, deren Nutzen die Erfahrung vieler Decennien bestätiget hat. Uebrigens empfiehlt er unter andern besonders die Digitalis purpurea und versichert, dieselbe schon öfters mit glücklichem Erfolge angewendet zu haben. Nach dieser Ansicht werden nun die Blutflüsse einzelner Theile des Körpers, nämlich die *Epistaxis*, *Stomorrhagia*, *Pneumorrhagia*, *Haematemesis*, *Haemorrhois*, *Haematuria*, *Urethrorrhagia*, *Metorrhagia* abgehandelt. Zuerst gibt der Verf. eine kurze Definition der Krankheit, dann werden ihre verschiedenen Eintheilungsarten aufgeführt, darauf folgt eine meistentheils treffliche malerische Darstellung der Geschichte der Krankheit, dann die Aufzählung der Ursachen, die Angabe der Prognose und der Cur. — Unter allen Cap. hat uns das über die Haemorrhoiden am wenigsten befriediget; gern hatten wir einem Frank, den es sicher nicht an Gelegenheit gefehlt hat, zahlreiche Erfahrungen auch in diesem Fache zu sammeln, genauer und weitläufiger über eine Krankheit sprechen hören, die immer häufiger wird, und deren Behandlung so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, die so mannichfaltige Rücksichten nothwendig macht und für den Arzt nicht selten fast eben so quälend ist als für den Kranken selbst. — Auch chemische Untersuchungen hat der Verf. mit mehrern krankhaft abgesonderten Flussigkeiten anstellen lassen und die Resultate mitgetheilt, die immer interessant sind, sich auch gleich jetzt noch nicht in Hinsicht der Bestimmung des Heilverfahrens grossen Nutzen gewähren.

Das wahre Wiederkauen (ruminatio) mit welchem die IV. Ordnung, in welcher von den gemischten Ausflüssen gehandelt wird, beginnt, und welche der Verf. folgender Maassen beschreibt: ruminatio hic dicitur, seu portionis ciborum unius post alterum, aliquam a pastu post moram, animalium modo ruminantium, praeviis sine nauseis, sputationibus, anxietate, et sine quovis ad vomitum nixu, ex ventriculo in fauces placida reductio, ac nova ejusdem, in multis, masticatio, deglutitio; ist eine sehr seltene Krankheit. Rec. hat in seiner ziemlich ausgebreiteten Praxis nur Einmal Gelegenheit gehabt dieselbe zu beobachten. Nach dem Verf. kommt diese Krankheit mit dem bey Hypochondristen so häufigen Aufsteigen der Winde überein, und unterscheidet sich nur in der Materie. Sie ist öfters Folge der übeln Gewohnheit, Speisen nicht gehörig gekaut zu verschlucken und ein Symptom bey der Hypochondrie und andern Krankheiten der Verdauungswege; sie ist daher auch nur durch die Cur der Hauptkrankheiten zu beseitigen. Das Cap. von dem Erbrechen ist vorzüglich wichtig und reichhaltig an trefflichen, praktisch brauchbaren Bemerkungen. Treffend ist die Vergleichung der Ruhr mit der Cynanche. S. 509. Auch uns haben neuere Erfahrungen voll-

Digitized by Google

kommen davon überzeugt, dass bey der Ruhr in den dicken, bey einem hohen Grade der Krankheit, auch in einem Theile der dünnen Därme ein ähnlicher Zustand Statt findet, wie bey der Cynanche in den faucibus. Wir können diese Rec. nicht schliessen, ohne unsere Leser auf eine Stelle aus der Beschreibung der Heilmethode der Ruhr aufmerksam zu machen, in welcher sich der durch reife Erfahrungen geläuterte praktische Sinn des Verfs. deutlich darstellt: „Insano quidem nisu vulgus in sistendo hoc profluvio vix non vnicam ponit operam, ac insignem antidysentericorum, adstringentium scilicet, stipticorum, opiatorum, consulit catalogum; sed qui hos agyrtarum vetularumque errores correctori; ex vana hypothesi, vbique bilem rancidam, rodentem, saburrasque olent, ac in his repetita emetica et per evacuantia alvum remedia eliminandis, dies noctesque terunt, non minores hi generi humano strages parant." —

Möchten doch unsere Humoralpathologen und Erregungstheoretiker eben so unbefangen der Natur folgen, wie ihnen Frank in diesen *Vorschriften* als rühmliches Muster vorangeht, und weniger Opfer der Hypothese würden fallen. Es ist nicht nöthig, noch weitläufigere Auszüge aus einem Werke zu liefern, welches jeder praktische Arzt selbst lesen muss, und welches wir, von seiner Brauchbarkeit vollkommen überzeugt, Allen empfehlen.

Neu entdeckte sichere und leichte Heilart, die Schwäche der männlichen Geschlechtstheile und die dadurch entstandene Unfähigkeit zum Beyschlaf, wie auch jene andere üble Folgen, welche nach vollzogener Selbstschwächung oder Onanie und öfters gehabten Pollutionen ihren Ursprung genommen haben, auf eine gründliche Art zu heben, ohne dass solche Patienten nöthig haben, innerliche Arzneyen zu nehmen, von einem englischen Arzt. Aus d. Engl. übersetzt. Berlin, 1806. 8. In Commiss. beym Buchhänd. Schöne und auch in den vorzüglichsten Buchhandlungen zu haben. 52 S. (6 gr.)

Durch die Unterschrift der Vorrede erfährt man, dass ein D. *A. Brandson* der Verf. dieser Schrift ist, vor welcher wir unsere Leser warnen müssen, die vielleicht glauben in derselben neue Vorschriften zur Heilung der Schwäche der männlichen Geschlechtstheile zu finden. Es beginnt diese Broschüre mit der Aufzählung der bekannten Ursachen der Schwäche der männlichen Geschlechtstheile nemlich Onanie, zu häufigen Beyschlaf, häufige nächtliche Pollutionen; dann wird versichert, dass die bisher gebräuchlichen Heilmethoden gegen diese Krankheiten wenig oder nichts ausrichten, denn man müsse die Saamengefässe und Saamenbläschen zu stärken suchen, was man bisher übersehen habe; darauf folgt die Hauptsache, wegen welcher diese Schrift geschrieben ist, die Empfehlung des von D. Brandson erfundenen corroborativ und restaurativ suspensor und Genital-Liquor, welcher die Saamengefässe, die Saamenbläschen, die Geschlechtstheile überhaupt und so mittelbar den ganzen Körper stärke. Beydes ist in London bey dem Verf. und in Hamburg bey C. N. Bürso für 6 Ducaten zu haben. Den Beschluss machen Geschichten von Kranken, die, wie man erwarten kann, sehr krank gewesen sind und alle in kurzer Zeit vollkommen hergestellt wurden. — Das Ganze ist ohne alle Ordnung, so fehlerhaft und in einem so schlechten Style geschrieben, dass ein deutscher Buchhändler sich schämen sollte, eine so schlechte Arbeit zu verkaufen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Recherches asiatiques ou Mémoires de la Société établie au Bengale — traduits de l'Anglois par *Labaume* revus et augmentés de Notes — par M. *Langlès* etc. *Tome second.* Paris, a. d. kaiserl. Druckerey 1805. 4. 460 S. m. Kupf.

Der vollständige Titel ist schon bey Anzeige des ersten Bandes dieser schätzbaren Uebersetzung der Schriften der Societät zu Calcutta (St. 91. S. 1441 ff.) angegeben worden. Den Anfang des 2. B. machen drey Jahresreden des Präsidenten *Jones* (der Zeitfolge nach die vierte, fünfte und sechste, 15. Febr. 1787, 21. Febr. 88 und 19. Febr. 1789 gesprochen.) In der ersten §. 3 — 34. verbreitet er sich *über die Araber:* und sie ist von Hrn. *Langlès* mit zahlreichen und langen Anmerkungen einzelne Worte und Puncte der Geschichte und Literatur der Araber angehend, bereichert. Auch andere literar. und biogr. Notizen sind von Hrn. L. gegeben, z. B. von *Ed. Pococke* S. 8 *Golius*, *Erpen* S. 10. Manche Anmerkungen sind wohl nur auf die berechnet, welche gar nichts von der arab. Literatur wissen; dagegen geben andere wieder Auszüge und Beyträge aus handschriftlichen Werken, wie S. 14 aus einem handschr. Werke über Schriftzeichen. Von den Moallakat werden S. 19 Pariser Handschriften mit Commentarien angeführt. Von dem persischen Schriftsteller Mohammed Mohhsen al-Fâny († 1670 oder 71) und seinem Dabistan (Gemälde der Sitten und Gebräuche) werden S. 22 f. genauere Nachrichten gegeben und einiges daraus mitgetheilt. Die zweyte Rede S. 35—69 über die *Tartaren* (oder vielmehr, wie auch Hr. L. zeigt, dass man schreiben müsse, *Tataren*) hat ebenfalls manche erläuternde Note von L. erhalten, worin oriental. Ländernamen erklärt, mehrere orient. Schriftsteller bekannter gemacht und verschiedene literar. Notizen gegeben werden. So wird S. 42 f. ausführlich von dem im 14. Jahrh. lebenden Geschichtschreiber Rhodschah Raschid ed din und seinen persisch geschriebenen Annalen gehandelt, S. 45 des P. Gaubil Histoire de Gentchiscan beurtheilt, über die mogolischen und Mantschu-Schriftzüge S. 48 f. einiges beygebracht (die ojurische und die Mantschu-Charaktere haben viele Aehnlichkeit mit dem Estranghelo oder alt-Chaldäischen. S. 249). Wenn es S. 51 heisst Babur, Timurs Urenkel habe sich 1426 des Throns von Delhy bemächtigt, so muss man 1526 lesen. Von den Iguren wird S. 62 bemerkt, ihre Religion sey dem Christenthum sehr ähnlich. S. 65 wird van Braams Erzählung

Digitized by Google

berichtigt, dass der sines. Kaiser Kienlong 1796 seinen *siebzehnten* Sohne die Regierung abgetreten habe. Es ist der sechszehnte, dem er sie uberlassen hat. Die dritte Rede S. 70—112 handelt von den *Persern*. Es fehlte auch hier Hrn. L. nicht an Veranlassung zu mehrern geographischen, philologischen, literar. und histor. Anmerkungen. Aus dem pers. Geographen Hamdullah wird S. 72 f. die Länge und Grösse Persiens angegeben. Auf eine Prüfung der Hypothesen von Richardson und Jones uber die altpers. Geschichte lässt Hr. L. sich nicht ein. Gelegentlich wird von ihm auch das Isländ. Wort *Sagas* erklärt, und von den Runen gehandelt, S. 83. Interessanter sind die Nachrichten von dem (persischen) Wörterbuch des Dschihangir S. 86 f. von dem Umfange des Reichs Kaptschak S. 92 von dem Gedichte des Saby *Bustan* S. 101 ff. — Des Jones Meynung, dass die Sculpturen zu Elephante indisch sind, bestreitet Hr. L. auch itzt wieder (S. 108 f.) wie er schon in seinen Anmerkungen zu Norddens Reise III. S. 390 gethan hat. — Es folgt S. 115 ein Aufsatz *Sur l'origine Hebraique des Afghans*, dem ein Brief von Heinr. Vansittart vorgesetzt ist, worin er von einem Werke, die Geheimnisse der Afghanen, Nachricht gibt, aus dem die historischen Nachrichten von den Afghanen genommen sind. Nach einer einheimischen Tradition sollen sie von Melik Thalut (dem König Saul) abstammen. Das Land der Afghanen, eine Provinz von Cabul, hiess ursprünglich *Roh*, ein Name, der in der afghan. Sprache das Gebürge bedeutet, daher der Name Rohillas Bergbewohner bezeichnet. S. 121 ist aus jenem Werke eine Probe der *Püschto* Sprache mitgetheilt. Der Präf. Jones hat S. 123 eine Note beygefügt, worin bemerkt wird, dass im vierten B. Esdras ein Land der zehn Stamme Arsareth vorkomme, welches wahrscheinlich das afghan. Hezareth sey, und dass die Sprache Püschto grosse Aehnlichkeit mit dem Chaldäischen habe. Hr. L. aber, der schon einige Noten diesen Aufsätzen beygefügt hat, theilt noch ein Bruchstück im pers. Original nebst der Uebers., den Ursprung und die Geschichte der Afghanen angehend, mit. S. 130—160 *Remarques sur l'île d'Hinzouan ou Iohanna* par le Président. Diese Insel, auch Anzuan, Juanny, genannt, ist seit zwey Jahrhunderten von einen arabischen Stamm beherrscht, und gibt ein merkwurdiges Beyspiel davon, wie langsam eine kleine Gesellschaft Fortschritte in ihrer Civilisation macht, wenn sie, von der Natur begunstigt, nicht Mittel hat, diese Vortheile zu benutzen. Die Conversation die der Verfasser der Reisenachricht auf der Insel hatte, ist sehr unterhaltend. S. 161 ff. *Sur le bayâ ou Gross-Bec Indien* (Loxia Bengalensis, bey Buffon *orchef*) par A'ther A'ly Khân aus Delhy. Im persischen heisst dieser durch seine Sagacität berühmte Vogel *Keybu*, und darf nicht mit dem fabelhaften *Keytu* verwechselt werden. S. 164—197. *Sur la chronologie des Hindous* (im Jan. 1788 vorgelesen) par le Président, eine schon unter uns bekannte Abhandlung von *Jones*. Hr. L. hat nur einige die indische Literatur aufhellende Anmerkungen beygefugt. Der älteste Tractat uber die Astronomie unter den Indiern ist der *Sourya Siddhânta* der einemge wiesen Maya vor ungefähr 2164899 Jahren vom Himmel zugetheilt worden seyn seyn soll. Diese ungeheure Zahl hat ein gelehrter engl. Mathematiker (1799) auf 731 Jahre reducirt. Dev, Deou, Deb, Devata, sind Synonyme und bezeichnen (wie das persische Div) Engel oder untergeordnete himmlische Wesen, alle Eigenschaften der Gottheit und alle Gegenstände, welche die Dichter im Himmel und auf der Erde personificirt haben. *Robertson's* Schrift über die Kenntnisse der Alten von Indien, wo auch viele Beyträge zur Literatur Indiens vorkommen, z. B. über das Gedicht Mahabarat, finden wir nicht erwähnt. S. 198. *Sur le traitement de l'éléphantiasis* par A'thâr Aly Khan aus Delhy. Hr. L. hat einige Anmerkungen beygefügt. Er erinnert z. B. S. 202 dass *Arsenic* ein arab. Wort (zernic) sey. Von dem engl. Herausgeber rührt ein S. 206 eingeschalteter Zusatz über die Pflanze Gundschuh her. S. 207. *Sur le jeu d'Echecs des Indiens* par le Président. Hr. Langlès hat dazu andere Schriften über das Schachspiel von Hyde, einem ungenannten Engländer u. s. f. verglichen und daraus manches ergänzt. S. 215. Zwey auf den Bergen Vindhya gefundene Inschriften aus dem Sanscrit von *Wilkins* ubersetzt. Die erste fand man in einer Hölle, genannt Grotte des Richis, die zweyte in einer andern Höhle. S. 217—230. *Description* d'Achâm, par Mohammed Kâzim, traduite du persan par *H. Vansittart*. Es ist ein Bruchstuck aus dem Alemgir-Nameh oder der Geschichte de Aurengzeb, welches Wilkins nachher in dem 1. B. des Asiatic Miscellany (Calcutta 1785) im Original geliefert hat. Hr. L. hat diess Original verglichen und die Uebersetzung daraus in manchen Stellen berichtigt. Ueberhaupt werden von ihm auch viele seltne persische Wörter, die man in keinem pers. Wörterbuche findet, und welche auch der engl. Uebersetzer zum Theil misverstanden hat, von ihm erklärt. S. 235—39. *Sur les moeurs, la religion et les lois des Kucys, ou montagnards de Tipra, Mémoire communiqué en persan par John Rawlins.* Die Küssys, welche die ostwärts von Bengalen liegenden gebürgigen Districte bewohnen, geben dem Schöpfer der Welt den Namen Pâtiyân, sie glauben aber, in jedem Baume sey eine Gottheit, auch halten sie Sonne und Mond für Götter; von künftigen Belohnungen und Bestrafungen haben sie keine Vorstellungen. S. 240. *Sur le second Livre classique des Chinois*, par le Président. Die Literatur der in chinesischer und in der mantschurischen Sprache geschriebenen Werke erhält durch Hrn. L. Anmerkungen manche Bereicherung. Ein Brief eines jungen Chinesen an Jones, womit er einige ihm ubersandte chines. Werke begleitete, ist S. 251 befindlich. S. 252—267. *Introduction des mots Arabes dans la langue Persane.* Diese Abhandlung ist mit keinen Anmerkungen oder Zusätzen bereichert. Am Schlusse sind noch einige Worte uber die Einführung des Arabischen in die Sprache von Hindostan beygefügt. S. 268—351. *Sur les calculs astronomiques des Hindous* par *Sam. Davis*. Er schreibt den Indischen Astronomen grössere Kenntnisse und Bereit-

willigkeit sich mitzutheilen zu, als andere thun. Duchamp und Le Gentil erinnern, nach einer Bemerkung von Delambre, dass die indischen Weise nur das Mechanische ihres Calculs verstehen und schwer dahin zu bringen sind, davon zu sprechen. Hr. Delambre hat noch manche Fehler des Originals berichtigt, die Abkürzungen der Rechnungen nachgewiesen, und manche andere Aufklärungen gegeben. S. 332—47. *Sur l'antiquité du Zodiaque Indien*, par le Président. Gegen Montucla sucht Jones, der allem Indischen ein hohes Alterthum beylegt, zu erweisen, dass der indische Thierkreis nicht von den Griechen oder Arabern entlehnt, sondern seit undenklichen Zeiten in Indien bekannt sey. Gern würde man von dem französ. Herausgeber diese und andere Behauptungen geprüft gesehen haben. Er hat nur wenige Anmerkungen beygefügt. In einer (S. 344) handelt er von dem pers. Dichter, Abdullah Hately, und seinen vier Romanen. S. 348—60. *Description du Royaume de Népal*, par le P. *Giuseppe*, Préfet de la Mission Romaine; communiquée par *John Shore*. Dieselbe Notiz fand sich handschriftlich unter den Papieren des P. Constantin d'Asculo, und ist vom Jahr 1747. Der verst. Paulinus a S. Bartholomaeo, welcher in seiner India christiana diese Nachricht gibt, tadelt die Engländer, dass sie „veteres centones Indicos ut novos venditant" aber Hr. L. nimmt sich ihrer an. „Nous avons, sagt er mit Recht, beaucoup d'obligation aux Anglois de publier des foibles extraits des ouvrages, que les Italiens possedent en entier, et dont ils laissent les manuscrits ensevelis dans la poussière de leurs bibliothèques." Nepal heisst übrigens bey den pers. Schriftstellern Indiens *Nypal*, und Hr. L. führt mehrere, auch deutsche Schriften über diess Land an. S. 361. *Sur le traitement des personnes mordues par des serpens, par John Williams.* Mehrere Thatsachen bewähren den nutzlichen Gebrauch des caustischen flüchtigen Alcali. S. 359 theilt *S. Davis* einen Auszug aus des gewesenen Statthalters von Madras, *Alex. Davidson* Abh über einige bey Nellur od. Nellore in Carnatik gefundene röm. Münzen und Medaillen mit. Es ist ein Hadrian und eine Faustina. Der P. Pavone hat in dem Fluss Caveri eine Münze des K. Claudius gefunden. S. 371. *Sur deux fêtes des Hindous et sur le Sphinx indien* par feu le Colonel *Pearse*. Mehrere Braminen versicherten jedoch dem Hrn. Jones (nach S. 374) dass die Figur zu Dschagannath, woraus P. eine Sphinx macht, ein Löwe sey der sich eines jungen Elephanten bemächtigt. S. 376. *Courte description de Carnicobar* par M. *G. Hamilton*, communiquée par M. Zoffany. Die hier beschriebene Insel ist die nördlichste von der Inselgruppe in der Bay von Bengalen, die man die Nicobar. Inseln nennt. Hr. L. hat die Nachrichten von ihr S. 383 aus andern ergänzt. S. 384. *Idée d'un ouvrage sur les plantes de l'Inde*, par le Président. Zur Probe ist die Beschreibung von fünf indischen Pflanzen beygefügt. S. 392. *Sur la dissection du Pangolin* (eines auch sonst schon abgebildeten Thiers) extrait d'une Lettre au Gén. *Carnac* par *Adam Burt*. S. 397 steht ein Brief des D. *Anderson* an Jones, *sur le Laschà*, ou l'insecte Laque. Die *siebente* Jahresrede des Präsidenten S. 401—423 handelt von den *Chinesen*. Hr. L. ergänzt in seinen Noten einige lit. Nachrichten. So wird S. 405 die Glaubwürdigkeit von des *Renaudot Anciennes* Relations des Indes etc. überhaupt genommen, mit de Guignes gerechtfertigt, doch bemerkt, dass R. einige Uebersetzungsfehler gemacht habe. Das Wort Tschin (tsin bey den Syrern) leiten auch andere, ausser Jones, aus Indien her (S 437). Ueber den gemeinschaftlichen Ursprung der Aegypter, Indier und Chinesen stimmt L. völlig mit Jones überein (S. 413). Hr. L. erneuert S. 421 die Hoffnung, die schon J. hatte, dass der gelehrte Holländer *Titsing*, der lange als Gesandter in Japon, China und andern Orten Asiens gewesen ist, und sich nun in Paris aufhält, die Früchte seiner wichtigen Forschungen bekannt machen werde. S. 424. *Traduction d'une inscription en langue Maigah* (der Sprache der Eingebornen von Aracan), gravée sur une plaque d'argent trouvée dans un caveau près d'Islâm-âbâd (oder Tschat-Gong, Tschittagong, wie dieser Ort auch genannt wird) communiquée per *John Shore*. S. 430. Vom Präs. *Jones* ein Supplement zu seiner obigen Abh. über die *Chronologie der Indier*. (Wir sehen nicht ein, warum es bey der franz. Bearbeitung nicht der obigen Abh. gleich ist beygefügt worden, da sonst solche Aenderungen in der Stellung mancher Aufsätze gemacht sind.) S. 544. *Sur le nard des anciens*. Par le Président. (Wohl wäre zu wünschen gewesen, dass auch hier die im 4. B. befindlichen Zusätze von Jones u. Roxburgh gleich eingeschaltet worden wären.) Der beste Nard wächst in der Provinz Ranganati, die an Bengalen gränzt, und bey Ptolemäus *Rhandamarcotta* heisst. Hr. L. theilt eine Stelle aus des Abulfazel (des Wesirs vom Grossmogol Dschelaleddin Akbar) Ayin Akbery im Original mit S. 448, so wie eine andere S. 452 aus dem Ferhang Dschihangiri (dem Wörterbuch) und erläutert manche einheimische Worte. Der besonders paginirte Anhang enthält ausser einem meteorologischen Tagebuche und ein paar astronomischen Aufsätzen noch zwey merkwürdige Abhandlungen: S. 56. *Notes sur un ancien Bâtiment Situé* dans le district de Hhâdjipour, près de la rivière de Gandock par M. *Reuben Barrow*. Das Gebäude ist eine Art von Pyramide. In den Anmerkk. sind noch einige verwandte Materien behandelt. Wir wünschten Hr. L. hätte auch des Vf. Hypothesen widerlegt. Von demselben V. ist S. 68. *Preuve d'où il resulte, que les Hindous ont connu le Théorème binomial.* Ueber den systemat. Theil der Abh. sind keine Bemerkk. gemacht, aber die übereilten Schlüsse des Vf. hat Hr. *Delambre* einer Prüfung unterworfen.

Die Bereicherungen, welche nicht nur die Abhh. der engl. Societät, sondern auch die orient. Literatur, Geschichte, Völker- u. Religionenkunde durch diese Bearbeitung erhalten hat, werden gewiss bey jedem gelehrten Leser den Wunsch einer ununterbrochenen u. gleichen Fortsetz. erregen, aber auch das Bedürfniss eines Registers über die zahlreichen u. zerstreuten Anmerkk. recht fühlbar machen. Künftig können auch die Anmerkk. kürzer ausfallen, da manches nicht wiederholt zu werden braucht. Das ganze Unternehmen macht den franz. Gelehrten u. der kais. Druckerey Ehre.

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

116. *Stück*, *den* 11. *September* 1807.

MATHEMATIK.

Die sechs ersten Bücher nebst dem eilften und zwölften der Elemente des Euclids, mit Verbesserung der Fehler, wodurch Theon und Andere diese Bücher entstellt haben, und den Elementen der ebnen und sphärischen Trigonometrie von *Robert Simson*, M. D., ehemals Professor der Mathematik zu Glasgow. Aus dem Englischen übersetzt von *Math. Reder*, vormal. Erzieher des Reichsgrafen von Plettenberg-Nordkirchen, herausgegeben von *Niesert*, Pastor zu Welen etc. Paderborn, b. Wasener. 1806. 8. 638 S. (3 Thlr.)

Hierzu gehört noch als zweyter Theil:

Kritische Anmerkungen und Zusätze sowohl über die Abweichungen vom griechischen Texte und deren Ursachen, als auch über einige besondere geometrische Lehren, nebst den Elementen der ebnen und sphärischen Trigonometrie, von *Rob. Simson* u. s. w. Uebersetzt von *Reder*, von Seite 641—920.

Vorliegendes Werk ist die schon vor zwanzig Jahren verfasste Arbeit eines talentvollen jungen Mannes, der nicht lange nach Vollendung seiner akademischen Studien das Unglück hatte, durch Krankheit zu Geistesarbeiten unfähig zu werden, und noch jetzt zu Drensteinfurt in diesem Zustande als Plettenbergischer Pensionär lebt. Wie er in der Vorrede selbst sagt, war Reder anfangs blos Willens, die Simsonschen Anmerkungen drucken zu lassen, und zwar als Nachtrag zu der meisterhaften Lorenzischen Uebersetzung; er erhielt hierzu von Lorenz die Erlaubniss; allein bey Vergleichung der Beweise in der Lorenzischen und Simsonschen Uebersetzung fand er einen solchen Unterschied, dass er, um nicht genöthigt zu seyn, einen grossen Theil der Simsonschen Beweise den Anmerkungen beyzufügen, lieber das ganze Werk übersetzte. Aus dem Vorbericht des Herausgebers der Uebersetzung, des Hrn. Niesert, erfährt man ferner, dass die Herausgabe dieser Uebersetzung vor 20 Jahren deshalb unterblieb, weil die Vorausbezahlung nicht zu Stande kam. „Deshalb blieb die genauere Revision und der Druck." Niesert zog bey seinem Unterricht die Rederschc Uebersetz. allen andern für seinen Gebrauch vor. „Da, so viel ich weiss, von der englischen Ausgabe des Euclids noch keine deutsche Uebersetzung erschienen ist, so bestimmte dies meinen Entschluss, die Rederschc Uebersetzung davon drucken zu lassen, um für den Privatunterricht ein recht gutes Werk über die reine Geometrie zu haben." Diese Absicht ist löblich, auch Simsons Bearbeitung des Euclids ein gutes Elementarwerk, und eine gute Uebersetzung desselben, selbst nach der Lorenzischen, die in ganz andern Geiste und nach einer ganz andern Idee ist, ein nützliches Unternehmen. Wenn aber Hr. N. weiter sagt: „ich „habe im Werke selbst nichts geändert; dass der Styl „besser seyn könnte, sieht jeder ein. Allein den Styl „ganz ändern, hiesse eine ganz neue Uebersetzung „veranstalten, wozu ich in meiner Lage keine Muse „habe;" so sind diess leere Entschuldigungen, und er verdient scharfen Tadel, dass er die letzte Revision dieses sonst brauchbaren Werks, wenn er selbst nicht Muse hatte, nicht von einem andern einsichtsvollen Mathematiker besorgen liess, der zwischen *ganz ändern* und revidiren zu unterscheiden gewusst hätte. Es fehlt nämlich dieser Uebersetung gar sehr an der dem mathematischen Vortrage so nöthigen Präcision, Gleichmässigkeit und Kürze des Ausdrucks, wodurch die Darstellung weder rein noch fasslich wird, noch ist sie in einfachem Style geschrieben, wie Hr. Niesert rühmt. Eine Vergleichung mit dem Originale, mit Lorenz's Werke, mit Matthias's Auszug aus Simsons lateinischer Uebers. des Euclid, ja die Lectüre der Uebersetzung selbst kann jeden lehren, wie gegründet unser Tadel ist; Reder würde gewiss diese Mängel grösstentheils bey genauer Revision entfernt haben. Nur einige Proben. „Ein Punct ist *dasjenige, welches* keine Theile oder keine Grösse hat." „*Eine* gerade Linie ist *dasjenige*, *welches* gerade zwischen *ihren* Endpuncten liegt. Herr Matthias hat besser übersetzt. Die Schrift des letzteren wurde auf Anrathen Hrn. Lorenz's ausgearbeitet, vielleicht weil

Reder nicht that, was er hatte erwarten lassen. Ob gleich die Matthias'sche Schrift alles Wesentliche aus Simson enthält, so wird doch die Uebersetzung des Simsonschen Werkes in extenso jedem Anfänger nützlich seyn, da hier Ausdruck des Lehrsatzes, des Beyspiels und des Beweises ganz ausführlich nach Euclid, ohne analytische Zeichensprache, gegeben ist, da im Gegentheil die sonst lobenswerthe Kürze der Barrowschen und Lorenzischen Darstellung dem ersten Anfänger den Euclid sehr schwer, wo nicht ganz unzugänglich macht. Auch enthält vorliegendes Werk Simsons Vorrede und dessen fassliche Elemente der ebnen und sphärischen Trigonometrie auch eine von Reder verfasste schöne Tabelle: „Auflösung des 18ten Satzes im XII. Buche der Elemente Euclids;" eine Genealogie aller Euclideischen Sätze" die Redern Ehre macht. Wenn daher der Hr. Verleger, der durch schönen Druck und schönes Papier das Seinige ganz gethan hat, bey einer neuen Auflage die Redersche Uebersetzung genau revidiren, und das siebente bis zehnte Buch hinzufügen liesse, so wäre diess Werk ganz geeignet, ein Schulbuch zum öffentlichen und zum Privatunterrichte, so wie auch zum Selbststudium zu werden.

Ueber die Verdienstlichkeit der Simsonschen Bemühungen um das grösste Meisterwerk der griechischen mathematischen Literatur, kann unter Sachverständigen nur Eine Stimme seyn. Seine Grundsätze sind gewiss richtig, und mehrere seiner Verbesserungen und Reinigungen des Textes über allen Zweifel erhaben, und geben offenbar dem Original seine verlorne Würde zum Theil wieder. Inzwischen ist über einzelne Verbesserungen vieles von grossem Belange zu sagen. Da aber diess vorzutragen hier der Ort nicht ist, so muss sich Rec. begnügen, bey dieser Gelegenheit den Wunsch zu äussern: es möge sich ein deutscher Mathematiker finden, der, vertraut mit dem Geiste der griechischen Geometrie, Simsons angefangenes Werk fortsetzte, seine Vorarbeiten prüfte, seine Ideen weiter verfolgte, und insbesondere mit eignen Bemühungen den ganzen Euclid, auch das siebente bis zehnte Buch eingeschlossen, gleichförmig umfasste. Die von Simson weggelassenen Bücher können um so weniger weggelassen werden, als sie wesentliche integrante Theile und der Stolz dieses einzigen mathematischen Kunstwerks sind. Leider vernachlässigt man nur zu oft im Anfange des mathematischen Studiums, zur eignen Strafe, die freylich mühvolle, aber den Ausdauernden belohnende und entzückende Lectüre der genannten Bücher der Euclideischen Elemente.

Entwickelung analytischer Grundsätze für den ersten Unterricht in der Mathematik, besonders für diejegen, welche sich ohne mündliche Anweisung darüber belehren wollen. Von *C. G. Zimmermann*, Prof. am Werderschen Gymn. zu Berlin, mit einer Kupfertafel. Berlin, 1805. 8. b. Fröhlich. 496 S. (2 Thlr.)

Wer eine Wissenschaft zu bearbeiten unternimmt, will sie entweder durch eigne Erfindungen bereichern, und dadurch wenigstens zum Theil umgestalten, oder er will Erfindungen Anderer wissenschaftlich darstellen, und was Mehrere erfunden, sammeln und zu einem wissenschaftlichen Ganzen verschmelzen, oder er will endlich das Genannte zugleich leisten. Soll aber der blose Sammler ein würdiges Werk liefern, so muss er wissenschaftlichen Geist, mit umfassender und genauer Kenntniss der Literatur vereinigen; er muss anzeigen, was geleistet ist, und was zur Erfüllung der wissenschaftlichen Idee noch fehlt. In der Mathematik haben wir jetzt bey weitem mehr Sammler als Erfinder, aber bey weitem weniger geistreiche Sammler als geistreiche Erfinder. Wenn aber irgend eine Wissenschaft, besonders für ihre Elementarkenntnisse, geschickter Sammler bedarf, so ist diess gewiss nicht minder in der Mathematik der Fall; der Haufen ihrer Erfindungen wächst in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Nationen riesenmässig an, das schon oft Erfundene wird oft neu erfunden; Niemand bildet aus dem grossen Vorrath ein organisches Ganze, die schönsten Kräfte erschöpfen sich fruchtlos, die Menge der einzelnen Kenntnisse nimmt zu, aber die Wissenschaft ab. Der Verf. vorliegender Schrift ist ein achtungswerther Sammler durch seine Belesenheit in den modernen Mathematikern und durch seine Hochschätzung des wissenschaftlichen Geistes der griechischen Mathematiker, achtungswerth ferner durch sein Streben, die Elemente zu vervollständigen, sie gründlich und dem Anfänger fasslich darzustellen. Doch vermisst man in vorliegendem Werke den tiefern wissenschaftlichen Geist, und die wahre Kunst der mathematischen Composition und Darstellung; das Werk ist auf keine Weise ein wahres Ganze; es findet sich keine Symmetrie der einzelnen Theile, keine entscheidende reine Form. Dass es für Anfänger bestimmt ist, kann uns nicht bestimmen, von diesen Forderungen etwas nachzulassen; denn diesen ist man alles diess um so mehr schuldig. Doch ist diese Schrift, nach gangbaren Begriffen, und vergleichungsweise mit ähnlichen Versuchen, eine schätzbare Nebeneinanderstellung der nöthigsten analytischen Wahrheiten, und reicher als gewöhnlich. — Der Titel ist unbestimmt, und das Werk leistet nicht genau das, was er sagt. Unter analytischen Grundsätzen sind hier Anfangsgründe oder Grundlehren der Analysis zu verstehen, nicht Entwickelung analytischer Grundregeln, — ein längstgefühltes Desiderat, was aber der Vf. auszufüllen für unmöglich hält. Für den ersten Unterricht in der Arithmetik, geschweige denn in der Mathematik, ist das Werk schon darum nicht, weil die sogenannte Zahlenarithmetik und Elementargeometrie vorausgesetzt werden, auch die Beyspiele, wenn sie verstanden werden sollen, mannichfaltige Einsichten in andere Theile der Mathematik fordern. Es kann aber seinem Inhalte nach für den ersten Unterricht in der Analysis bestimmt seyn, und hierzu ist, mit Beschränkungen, seine Brauchbarkeit nicht zu leugnen.

Digitized by Google

Für den *ersten* Selbstunterricht kann es Recensent nicht brauchbar finden, wegen der Ungleichförmigkeit der Darstellung, und wegen des zu frühen und abstracten Gebrauchs allgemeiner Zeichen; man lasse nur z. B. einen nicht schlechten Kopf mit der Lehre von incommensurablen Verhältnissen gleich von vorn herein, ohne mündliche Erläuterung durch Beyspiele, den Anfang machen. Am nützlichsten kann das Werk wohl den Schülern des Verfassers selbst werden, die seinen mündlichen Unterricht geniessen; und zur Wiederholung und weiteren Belehrung für einen solchen Anfänger, der etwa einen Cursus der reinen Mathematik gemacht hat, wie der gewöhnliche halbjährige auf Universitäten ist. Dass aber der Verfasser sogenannte Zahlenarithmetik voraussetzt, auch aus andern Wissenschaften Elemente entlehnt, z. B. aus der Combinationslehre, die doch mit der ganzen Arithmetik einen gleich hohen und selbstständigen Rang behauptet, — ist ein ganz unwissenschaftliches Verfahren, was jedoch leider allgemeinherrschend ist; eben dadurch erhalten die Lehrbücher eine Menge Unvollkommenheiten, die noch erträglich fielen, wenn sie, wie beym Euclid, mit dem Vorzuge verbunden wären, ein wahrhaft individuelles wissenschaftliches Kunstwerk zu seyn. — Noch muss Rec. bemerken, dass, wenn der Verfasser für erste Anfänger verständlich schreiben wollte, er besser gethan hätte, durchgängig der Eulerischen Methode treu zu bleiben, die immer vom Leichteren zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom einzelnen Falle durch gradweise Verallgemeinerung zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abstracten fortgeht. Zuweilen hat der Vf. ein Aehnliches gethan, meistens aber das Entgegengesetzte. Um das gefällte Urtheil zu bestätigen, mögen einige individuelle Bemerkungen folgen.

In der Vorrede erklärt sich der Verf. mit Recht gegen die sogenannte spielende Methode der Erziehung und bemerkt, dass sie zu Vielwisserey und Eigendünkel führe, und zu ernsthaften anhaltenden Beschäftigungen untauglich mache; er empfiehlt dagegen frühe Verstandesübung, anstrengende aber mit Vergnügen lohnende Beschäftigung; nichts aber setzt, wie er behauptet, alle (?) Geisteskräfte mehr ins Spiel als die Mathematik, vorzüglich die Geometrie: und dabey leiste wiederum der öffentliche Unterricht unter allen (?) Umständen mehr, als der private. Rec., ein warmer Verehrer der Mathematik, ist überzeugt, dass die Mathematik ein wesentliches Stück der Erziehung jedes Gelehrten und jedes Geschäftsmannes ausmache, dennoch aber Verstand und Phantasie nur einseitig ausbilde, daher in andern Hinsichten, bey einem alleinigen und unverhältnissmässigen Studium, dem Geiste lähmend, ja fast tödtlich werden könne; — da sie sich nur mit den Formen der Dinge nicht mit ihrem Wesen, ja auch nicht einmal mit den Formen mit freyer dichterischer Lebendigkeit, sondern mit methodischer wissenschaftlicher Strenge beschäftigt.

In der Uebersicht des Inhalts, sagt der Vf., dass er hier die Buchstabenrechnung von dem Vorwurfe eines blos mechanischen Gedankenspiels zu befreyen gesucht habe; diess ist sehr zu loben, und es kommt hierbey vorzüglich darauf an, den Lehrling zwingend zu gewöhnen, dass er mit jedem äusseren Zeichen stets innere lebendige Anschauung verbinde; diess kann erreicht werden, wenn man immer von individuellen Fällen anhebt, und nach und nach zur Abstraction aufsteigt, auch dabey wenig oder nichts schreiben lässt; wird das letztere verabsäumt, so wird alles ein Gedächtnisskram, der blos mit dem Auge und der äusseren Schrift Verkehr hat. Der Vf. scheint Seite XIX. was die Beyspiele betrifft, gleicher Meynung zu seyn, nur hätte er dieselben nicht immer der Theorie nachschicken sollen. Die noch unsers Wissens von Keinem wieder erreichte Klarheit und Nützlichkeit Eulerischer Elemente beruht meist in dem erwähnten Verfahren, wodurch der Schüler nicht nur die vorgetragnen Lehrsätze, sondern, was wichtiger ist, unvermerkt abstract denken und anschauen lernt.

Der erste und stärkste Theil des Werks enthält alles, was der Verf. als Vorkenntniss zur Algebra nöthig fand. Was gleich anfangs über das Verhältniss der Algebra und Buchstabenrechnung gesagt wird, ist für den Anfänger rein unverständlich. Auch ist es falsch, dass die Lehrsätze der Algebra sich auf alle Gegenstände der Geometrie, Mechanik u. s. w. beziehen, vielmehr müssen ihre Lehren ganz selbstständig und ohne Rücksicht auf etwas Aeusseres aufgestellt werden. Dass es zur Auffindung der Gleichungen keine Regeln gebe, dass der Erfindungsgeist diese Fesseln zerreisse und über alle Regeln weit erhaben sey, ist ebenfalls zu viel behauptet; denn die grössten Mathematiker, gerade die glücklichsten Erfinder, haben stets solche Kunstregeln gesucht und gefunden und angewandt, nur sie nicht alle mitgetheilt. Ob der Verf. die Analysis zur Algebra rechnet, ist hier nicht bestimmt ausgesprochen. — Ohne allen Zusammenhang folgen nun die Grundsätze, auf welchen die Veränderungen der Gleichungen beruhen; der Anfänger kann sie an dieser Stelle zum Theil noch nicht verstehen, z. B. den zehnten nicht, wo von Potenzen und Wurzeln der gleichen Ordnung die Rede ist, auch können mehrere dieser Sätze nicht als Axiome gelten. Hierauf folgt die Theorie der entgegengesetzten Grössen, die der Verf. als die seinige ansehen zu können glaubt. Auf das Beyspiel (denn mehr als Beyspiel kann es doch nicht bedeuten sollen) einer steigenden und fallenden Kugel, und auf die Bemerkung, dass die absolute Länge des Wegs von der relativen zu unterscheiden sey, heisst es sogleich: „daher nennt man überhaupt a unter einer Hauptvorstellung enthaltene Grössen, welche so beschaffen sind, dass wechselseits von der Vergrösserung der einen die Verminderung der andern abhängig ist, entgegengesetzte Grössen.“ (Die hier unter 7, enthaltenen Zeichenerklärungen stehen ganz am unrechten Orte, eher könnten sie hinter den Grundsätzen stehen) Diese Erklärung ist nicht bestimmt genug, denn nach „abhängig ist“ sollte noch stehen, „wenn

sie zusammen gedacht werden" denn es kommen Fälle vor, wo sie als negative Grössen neben einander getrennt dargestellt werden müssen, ohne sich zu vernichten; z. B. positive und negative Ordinaten an derselben Achse; man sehe, was Carnot in seiner Geometrie de Position aus Mangel dieser Bemerkung gegen die Theorie der entgegengesetzten Grössen für Schwierigkeiten erhebt; auch hätte bemerkt werden sollen, dass, da jeder wahre Gegensatz aus logischen Gründen blos zweygliedrig ist, das dem Entgegengesetzten Entgegengesetzte wiederum das Positive, also — — = + ist. Die Schwierigkeiten, die die Anfänger in dieser Lehre finden, beruhen nach des Rec. Erfahrung meist auf der unschicklichen Benennung, *positive* und *negative Grössen* und den Namen *plus* und *minus* für die schicklicheren: *gesetzte* und *entgegengesetzte Grössen;* sodann auf dem Mangel gehörig allgemeiner metaphysischer Begründung des Gegensatzes bey Grössen, ferner auf der undeutlichen Distinction arithmetischer und algebraischer Addition und Subtraction, und auf der Unschicklichkeit der Stelle, wo diese Lehre vorgetragen wird. Hier ist beyläufig die Erklärung einer Gleichung eingestreut „als die Bezeichnung von einerley Grösse durch zwey verschiedene Ausdrücke." Soll diess hier dem Anfänger einigermassen verständlich seyn, so sollte etwa hinzugesetzt seyn, „die sich auf verschiedene mögliche Entstehungsarten dieser Grösse gründen," sodann die Erklärung von Coëfficienten und des Gebrauchs der Parenthesen; alles diess unter der Ueberschrift von entgegengesetzten Grössen! Den ersten Abschnitt, welcher am ganzen Werke der unvollkommenste und am meisten unmethodische ist, schliesst die Lehre von der allgemeinen Addition und Subtraction; letztere ist zu gekünstelt erklärt. Der zweyte Abschnitt handelt zuerst von den arithmetischen Verhältnissen und Proportionen, unter welcher Aufschrift Verhältniss überhaupt als „die Vergleichung zweyer gleichartiger Grössen erklärt wird; aber die Vergleichung ist die innere Handlung der Reflexion (subjective), ein vorhandenes Verhältniss, als Bestimmtheit der gegenseitigen Vielheit (objective) zu erkennen. S. 19 werden die langen Querstriche, die sonst ein „folglich" ausdrucken, ganz zwecklos blos zur Absonderung der Sätze gebraucht, dadurch wird die Darstellung der Beweise mehr verworren als deutlich; diess ist durch das ganze Buch der Fall. Die Abhandlung des geometrischen Verhältnisses fängt mit der noch nicht hierher gehörigen noch hier fasslichen Abtheilung in ratio simplex und composita an. Der Verf. hat auch auf die Verhältnisse incommensurabler Grössen, die von den neuern Mathematikern im Verhältniss zu andern Lehren tief vernachlässigt liegen, einigen Fleiss verwandt, und doch kann er S. 21 behaupten „bey einem Verhältnisse lässt sich allemal eine *Zahl* bestimmen, welche in selbigem die Grösse des einen Gliedes gegen das andere ausdrückt:" diess aber muss der Schüler S. 22 wieder verlernen, wo es in einer sehr unmathematischen Sprache heisst: „indess kann es sich doch besonders bey ungetheilten Grössen gleicht ereignen," nemlich dass es keinen Zahlenexponenten gibt. Das hier in allgemeinen Zeichen ausgedrückte Verfahren, sich einem jeden incommensurabeln Verhältnisse in Zahlen zu nähern, dürfte in dieser Gestalt dem Anfänger sehr schwer zu fassen seyn, besonders ohne mündliche Nachhülfe. Ueberhaupt hätte bemerkt werden sollen, dass man an sich dem inc. Verhältnisse sich in Zahlen nicht nähern kann, weil commensurabel und incommens. nicht dem Grade sondern der Art nach verschieden sind; nur der absoluten Grösse der Glieder kann man für jeden Gebrauch über alle Grenze nahe kommen. In dieser Lehre bleibt Euclid noch immer ein unerreichtes Muster; die eigentliche Schwierigkeit hat der Verf. gar nicht weggeräumt, auch nicht unabhängig von Geometrie bewiesen (wie z. B. Schultz und schon Segner versucht haben), dass es solche inc. Verhältnisse wirklich gibt. Die Bemerkungen Nr. 27 sind gegründet, dass nemlich diese Lehre gleich in den Anfangsgründen nicht übergangen werden dürfe (auch haben sie Segner, Schultz, und neuerdings Krause ausführlich und auf einem neuen Wege, in den Anfangsgründen abgehandelt), und dass diess den Anfänger in Irrthum führe; man kann hinzusetzen, dass sich dadurch selbst grosse Analysten tiefere Blicke in manche Theile der Wissenschaft muthwillig verschliessen. Was hier der Verf., sehr schwankend über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, der vollständigen Aufstellung aller Veränderungen, die mit Gliedern der Verhältnisse und Proportionen vorgenommen werden können, sagt, scheint zu zeigen, das er die Wichtigkeit dieser Sätze nicht gehörig gewürdigt hat; sie sind alle für die mathematische Erfindungskunst von höchster Wichtigkeit, da aus Proportionen Gleichungen sich ergeben; Weitläufigkeit und Verwirrung kann man durch geschickte Bezeichnung, gehörige Eintheilung und combinatorisches Verfahren dabey vermeiden. Rec. glaubt in letzterer Hinsicht in allen ihm bekannten Elementarwerken ein Desiderat zu erblicken. Doch sind hier allerdings alle für das Folgende wichtige Fälle angegeben, und mehr ist ausser dem Zwecke des Werks. Die Entwickelung der Lehre von der geometrischen Proportion ist fasslich und wohl gelungen, doch sollte im 33sten Satze bewiesen seyn, dass auf die Ordnung der Factoren nichts ankömmt, denn in der sogenannten Zahlenarithmetik kann diess nicht bewiesen werden; die beygefügten Beyspiele der Anwendung der Proportionalregeln sind aus der Reduction von Maassen und Gewichten, aus der Astronomie, Baukunst, Hydraulik. Hierauf folgt die Abhandlung der allgemeinen Multiplication und Division, beyder Begriff wird richtig, nicht als wiederholte Addit. und Subtr., sondern aus der Lehre von der Proportion abgeleitet; auch die Regeln in Absicht des + und — hierbey richtig aus der Gleichheit der Verhältnisse bewiesen, und durch das sehr instructive Beyspiel eines gleicharmigen Hebels erläutert. Die Beyspiele der allgemeinen Multiplication sind zweckmässig gewählt, weil sie oft vorkommende Formeln

erzeugen lassen. Mit der darauf folgenden Darstellung der Zusammensetzung der Verhältnisse ist Rec. nicht zufrieden, obgleich der Vf. Kästnern und andern grossen Vorgängern gefolgt ist. Die Erklärung davon heisst hier: „Die Vergleichung einer oder mehrerer Grössen vermittelst einer oder mehrerer anderer, heisst ein zusammengesetztes Verhältniss" die Vergleichung aber ist blos subjectiv, das Zusammengesetztseyn eines Verhältnisses aber objectiv. Diese Ansicht ist allerdings richtig, aber einseitig und nicht ursprünglich, denn sie bezieht sich direct nur auf den Fall, wo das Hinterglied des vorigen wieder ein Vorderglied eines folgenden Verhältnisses ist. Da der Vf. zuvor erklärt hat, was Grösse der Verhältnisse ist, so konnte er so erklären: ein aus n Verhältnissen zusammengesetztes Verhältniss, ist, was diesen n Verhältnissen zusammengenommen gleich ist, das ist, dessen Exponent aus den Exponenten jedes der n Verhältnisse zusammengesetzt ist. Da wo ursprünglich Zusammensetzung der Verhältnisse vorkommt, wie bey Flächen, Körpern, Geschwindigkeiten u. d. m. hat die jetzt angeführte, auch längst bekannte, Erklärung unmittelbare Anwendung; ausserdem enthält sie die vom Vf. angenommene als einen besondern Fall unter sich. Hierauf wird diese Lehre auf die Bruchrechnung angewandt; die letztere muss aber doch wohl nach strenger Methode unmittelbar aus der Entstehung des Bruchs, unabhängig von der Zusammensetzung der Verhältnisse, zuvor gezeigt worden seyn. Hierauf wird der Grund der Lehre von den Potenzen sehr richtig hier gelegt, und es wäre zu wünschen, dass diese, schon von mehrern Mathematikern glücklich angenommene gründliche Darstellung der Lehre von den Potenzen, die noch immer herrschende einseitige und seichte ganz verdrängen möchte; auch ist die tabellarische Wiederholung der wichtigsten hierbey vorkommenden Formeln und die kurze Erklärung ihres Sinnes sehr zu loben. Nun folgen wieder viele Anwendungen der Lehre von der Zusammensetzung der Verhältnisse auf Zinsrechnung, das Formular der Reesischen Regel, die Kettenregel Anwendung auf Wechselgeschäfte (nebst Sacherklärungen und Terminologie dieses Gegenstandes), Brutto Thara Nettorechnung, Holzmase, Gewinn und Verlustrechnung, Wechselarbitragen, Interusurien und einige andere Reductionsrechnungen, Gesellschafts-Vermischung und Alligationsrechnung. Freylich gehören eigentlich solche Anwendungen gar nicht in die reine strenge Wissenschaft, da aber durch Beyspiele das Anschauungsvermögen des Anfängers gestärkt wird, auch er sich gewöhnt, das zur Auflösung Wesentliche von der zufälligen Einkleidung zu unterscheiden, so möchten wir den Vf. doch nicht wegen dieser beträchtlichen Verstärkung des Werks tadeln, zumal da die Erklärung der vorliegenden Sachen sehr lichtvoll und dabey kurz ist; auch abgesehen davon, dass dadurch sein Werk für eine achtungswürdige Classe der Leser, für Geschäftsleute aller Art, sehr brauchbar wird; denn für diese ist es nicht genug die reine Theorie zu geben, und die praktischen Regeln auch für sich, man muss sie vielmehr durch Beyspiele, Theorie und Praxis in Verbindung bringen lehren, und diess ist dem Verf. dieses Werks gut gelungen.

Im folgenden fünften sehr inhaltreichen Abschnitte von den Veränderungen mit den Potenzen und Wurzelgrössen überhaupt, werden die Potenzen und Wurzeln aus Zusammensetzung und Theilung der Verhältnisse hergeleitet, und sämtliche Rechnungen mit Potenzen und Wurzeln ausführlich und gründlich erklärt. Da S. 146 einmal der Werth $\frac{1}{0} = \infty = 1+1+1 \ldots$ erwähnt wird, o wäre es wohl gut gewesen, den Sinn davon ursprünglich und nicht blos in einem Zusatze zu erklären. Hierauf wird von den aus ähnlichen Reihen entspringenden Producten und Quotienten gehandelt, wobey hätte bemerkt werden können, dass das Bewiesene gilt, auch wenn eine oder beyde Reihen ohne Ende fortlaufen.

Der sechste Abschnitt handelt von den Kettenbrüchen. Die Erklärung derselben, wird, als Zeichenerklärung betrachtet, wie gewöhnlich, richtig gegeben, aber die Entstehung dieser Brüche wird nicht gezeigt, auch ihr Sinn nicht anschaulich gemacht; leider wird der Lehrling hierdurch zu einem leeren Formelwesen verleitet. Dass man immer mehr sich nähernde Werthe erhält, ist hier nicht bewiesen, sondern blos durch Beyspiele erläutert; dieser Beweis lässt sich aber auf mehrerley unterschiedne Arten kurz und dem ersten Anfänger fasslich vortragen. In der Literatur dieses Capitels hätte die classische Schrift Kaussler's (Stuttgard 1803) nicht vergessen werden sollen. Das hier Vorgetragene ist durch mehrere interessante Beyspiele erläutert.

Der siebente Abschnitt handelt von der Bildung neuer Potenzen aus gegebnen und von der Ausziehung der Wurzeln, und der decadischen Berechnung der Quadrat- und Cubikwurzel. Der achte von den Rechnungsarten mit Irrationalgrössen. Der Verf. meynt, dass algebraische von arithmetischen Irrationalgrössen zu unterscheiden sind; die Sache ist sehr verschieden, aber die Benennungen, nach Rec. Meynung, ganz unschicklich; denn erstlich ist ja Algebra auch ein Theil der Arithmetik, und dann ist eine algebraische *Irrationalgrösse*, eine *Irrationalgrösse*, die *rational* oder *irrational* seyn kann, ohne Zweifel seltsam gesagt; man nenne letztere lieber Wurzelgrössen, und die wirklich irrationalen Grössen allein Irrationalgrössen. Bey der Lehre von den unmöglichen Grössen bemerkt der Verf. mit Recht die Unschicklichkeit dieser Benennung, erklärt sie als unmögliche Forderungen, die sich selbst widersprechen; noch hätte erinnert werden sollen, dass $\sqrt[2m]{-1}$ nicht einmal $= 0$ ist, auch, dass $\mp\sqrt{-1}$ nicht immer heisst, *entweder* $+$ *oder* $-$, sondern auch, *sowohl* $+$ *als auch* $-$, wo nemlich beyde Werthe zugleich nebeneinander anwendbar sind.

Der 9te und 10te Abschnitt handelt von den arithmetischen und den geometrischen Progressionen, welche aus der Zusammensetzung der Verhältnisse

Digitized by Google

erklärt werden; in 160 lässt sich b natürlicher aus der Proportion $(a:z)^{\frac{1}{n}} = a^{\frac{1}{n}} \ldots z^{\frac{1}{n}} = a \ldots b$ finden. Bey der Auflösung des Zenonischen Achilles wird Büsch mit Unrecht getadelt, weil in der That in der von Busch angegebnen Stelle Achilles die Schildkröte erreicht, und es eben der Fehler dieses Sophisma ist, dass auf die vollkommne Darstellung einer endlosen convergirenden Reihe, in Gedanken zerlegter, stetiger Ausdehnung, durch eine endliche stetige Zeit nicht Rücksicht genommen wird. Der 11te Abschnitt handelt von der Einrichtung und Beschaffenheit logarithmischer Systeme; die Natur der Logarithmen wird gut und fasslich aus der Lehre von Potenzen und Zusammens. der Verhältnisse erklärt, auch durch die logarithmische Linie erläutert, so wie auch die von den Erfindern gebrauchte mühsame Berechnungsmethode allgemein und in Beyspielen dargestellt; dann folgt eine Gebrauchsanleitung der Logarithmentafeln, und reichhaltige Anwendung der Logarithmen auf Rechnungsaufgaben; und Nachrichten über Erfindung und Literatur dieser Lehre, wo Vega's grosses System hätte erwähnt werden sollen. Der 12te Abschnitt enthält eine kurze Darstellung der Hauptlehren der Combinationslehre, soweit sie zur Algebra bis an die vom Verf. hier angenommene Grenze nöthig ist; ganz nach Hindenburg, nebst Anwendung auf Zahlenlotterie und Lombrespiel. Sodann Darstellung des binomischen Lehrsatzes, und Erweiss desselben für alle Fälle einzeln (der Beweiss für gebrochne Exponenten könnte fasslicher für den Anfänger dargestellt seyn). S. 365 sollte noch bemerkt seyn, dass die Glieder der 1ten Potenz eines Binoms ohne die Zahlencoefficienten eine geometrische Progression sind; im §. 256 ist dieser Lehrsatz viel zu sehr erhoben.

Mit dem 13ten Abschnitt beginnt S. 379 die eigentliche Algebra. Von ihr unterscheidet der Verf. die eigentliche Analysis, von welcher er behauptet, dass sich zu ihren Operationen keine Anweisungen geben lassen. Kunstregeln können freylich nie zur Production eines individuellen Werks ausreichen, noch weniger den Mangel des analytischen Genies ersetzen; aber dem Genie selbst sind sie eben vom grössten Nutzen. Die grössten Mathematiker haben nicht ohne Erfolg nach dieser mathem. Erfindungskunst gestrebt, sie zum Theil belehrend und glücklich angewandt, z. B. Leibnitz, Newton, Tschirnhausen und andere, in deren Schriften zerstreut sich herrliche Winke hierüber finden. Der Verfasser irrt also sehr, wenn er glaubt, „alles, was sich hierüber sagen lässt," in 20 Zeilen erschöpft zu haben; so hätte z. B. hier *ausdrücklich* angeführt werden sollen, dass es vorzüglich darauf ankommt, aus den gegebnen Beziehungen vorliegender Grössen, Proportionen und aus diesen Gleichungen abzuleiten; und dass, um Proportionen zu finden, Grössen vorzüglich in Factoren geschickt zerlegt werden müssen. Durch solche Aeusserungen über vorgeschützte Unmöglichkeit und Unbrauchbarkeit eines Theils der Wissenschaft, wird das Auge des Anfängers von den noch vorhandenen Lücken der Wissenschaft abgelenkt, und die herrlichsten Theile der Mathematik bleiben aus solchen Gründen unangebaut. S. 381 ist der Unterschied der algebraischen und der geometrischen Analysis angedeutet; es hätte bemerkt werden sollen, dass die algebraische eine höhere und allgemeinere Wissenschaft ist, unter der die geometrische als Species enthalten und von welcher die letztere ihre *allgemeinen* Principien entlehnt; und dass daher die Lehren der algebraischen, soweit der besondere Gegenstand sie fasst, auf die geometrische Analysis anwendbar sind. Die grössten Geometer des Alterthums mussten ihre Unkunde in der algebraischen Analysis auf eine mühsame Art geometrisch zu ersetzen suchen, sie mussten nemlich in concreto in geometrischen Schemen geometrisch erweisen, was in abstracto leichter und ohne die Grenzen der drey Dimensionen des Raums die arithm. Analysis leistet; in höchster Vollkommenheit kann man dies tiefsinnige Verfahren im 10ten Buche der Euclideischen Elemente bewundern; die Neuern, da sie die Alten in der Algebra überflogen haben, schätzen das geometrische Verfahren der Alten allerdings zu wenig; die Alten selbst aber mussten es aus Mangel der arithm. Analysis überschätzen. Daher freute sich Recensent in Herrn Zimmermann einen warmen Verehrer der griechischen Mathematik zu finden. Er hat hier vorzüglich Schwabs deutsche Bearbeitung der Euclideischen Data und die ihr beygefügte Abhandlung benutzt, hält sich daher auch in denselben Schranken als Schwab; nemlich blos bey Auflösung solcher Aufgaben, deren Resultat schon als bekannt gesetzt wird; da vielmehr die Kunst, das Chaos der Anschauung in bestimmte Probleme zu zersetzen, die Kunst diese Probleme zu finden, und ohne eine Lösung schon als richtig vorauszusetzen, sie zu gestalten und nach und nach zu lösen, die eigentliche Seele dieser Kunst, und das wahrhaft Wissenschaftliche an ihr ist. Um den Schuler in der Auflösungskunst zu üben, muss man ihn, in Mangel einer methodischen Anweisung, auf die in einzelnen Fällen gebrauchten und zu brauchenden Kunstmittel (Kunst*griffe* genannt) aufmerksam machen, und ihm bey Lösung der Aufgaben immer anzeigen, warum diese oder jene analytische Operation vorgenommen wird; dies aber ist noch in keiner Anleitung zur Algebra, auch in vorliegender gar nicht, geschehen.

Der Verf. geht nur bis zu den quadratischen Gleichungen mit einer oder mehreren unbekannten Grössen fort. Seine Abhandlung enthält den Resultaten nach alles, was bis dahin dem Anfanger vorgelegt werden kann. Die Beyspiele sind reichhaltig und lehrreich, die Darstellung der Eliminationsmethoden der unbekannten Grössen hat Rec. vorzüglich gefallen. Es wäre zu wünschen, dass der Verf. dafür gesorgt hätte, dass die Theorie durch die vielen zwischenstehenden Beyspiele nicht so sehr vereinzelt und in ihrem Gliederbau zerrissen worden wäre; auch dass er die Entstehung der Gleichungen aus ihren Factoren zum Grunde gelegt und so gleich den An-

fänger mit der gründlichern Ansicht der Sache bekannt gemacht hätte. Dem Rec. missfallen in den zeitherigen Darstellungen der Algebra die bey Auflösung der Gleichungen gebrauchten hergebrachten, zwar scharfsinnigen, aber unwissenschaftlichen Kunststückchen durch Ergänzungen der Potenzen und Substitutionen, wodurch die Algebra mehr einem bunten Spiele zufälliger Einfalle als einer gesetzmässig erbauten Wissenschaft gleicht. Wenn man erst aufhören wird, sich seinen Einfällen hinzugeben und anfangen, die Sache aus ihrem Grunde methodisch zu betrachten, dann wird auch die Algebra wiedergeboren werden, und ihre nach Verhältniss der übrigen mathematischen Cultur des Zeitalters schimpflichen Grenzen übersteigen.

Der Unterschied der geometrischen und algebraischen Analysis wird in dem zum Schluss der Algebra der ersteren gewidmeten Abschnitte so erklärt: jene legt ihre Aufgaben in der Anschauung dar, diese entwickelt sie durch Gleichungen, wohl zu unbestimmt und schwankend! Die Vorschrift, sich bey der algebraischen Analysis, sobald die Hauptgleichung abgeleitet ist, blos an die symbolische Darstellung zu halten, ist sehr verführerisch und zum Theil, wenn man geometrische Resultate will, unthunlich; dies kann leicht zu einem blinden Mechanismus verführen, und hat wirklich dazu verführt, wie uns Carnot's Geometrie de Position, Busse's Vergleichung seiner und Carnot's vorgeschlagner Abhelfung der Unrichtigkeit der Algebra 1804, deutlich belehren.

Das Werk beschliesst eine zweckmässige Abhandlung der Kegelschnitte zur Erläuterung der vorgetragnen algebraischen Lehren, jeder Schnitt wird für sich betrachtet, erst Parabel, dann Ellipse und Hyperbel. Dieser Abschnitt hat Recensenten wohlgefallen, wiewohl er bey Abhandlung der Ellipse einen andern, dem Anfänger leichtern Weg eingeschlagen haben würde. Vorzüglich ist zu loben, dass gelehrt wird, wie der Kegelschnitte Tangenten, Subtangenten, Normalen und Subnormalen geometrisch und algebraisch zu finden sind; auf diese Art lernt der Schüler gleich alles, was zum Studium der Elementarphysik und Mechanik von den Kegelschnitten zu wissen nöthig ist. Die Figuren sind deutlich gestochen und bezeichnet. Der Druckfehler sind ausser den angezeigten noch sehr viele, deshalb bitten wir den achtungswürdigen Verf. auch hierauf, bey einer etwanigen zweyten Auflage, die gehörige Rücksicht zu nehmen.

PRACT. RECHTSWISSENSCHAFT.

G. P. von Gemünden. Der Geschäftsstyl für Jedermann. Umgeänderte Ausgabe. Straubing 1806. 8. 244 S. (12 gr.)

Der Verf. will eine Anwendung zur richtigen und zweckmässigen Abfassung der *Geschäftsaufsätze* ertheilen, welche im *Privat*- und *niedern Amtskreise* vorkommen. Ein Anhang über den *Tabell-Vortrag* und das *Rechnungsführen* begleitet das Werkchen, und dieses soll zunächst für die Königl. Baierischen Staaten eingerichtet, jedoch auch für andere Länder brauchbar seyn. Noch näher entwickelt der Verf. den Zweck seiner Arbeit, wenn er S. 3 und 135 erklärt, dass sie den Unterricht der Jugend und Unstudirten beabsichtige, eine Erklärung, die mit der Aufschrift des Werks nicht ganz vereinbar ist.

Er theilt die Geschäfte in *Privat*- und *Amts*- oder *öffentliche Geschäfte* ab, und rechnet im *ersten Abschnitte* zu jenen, *Briefe*, *Scheine* und *Quittungen*, *Anweisungen*, *Conti*, *Anzeigen in öffentlichen Blättern* und dergl. Zweckmässig und deutlich sind seine Belehrungen über die innere und äussere Einrichtung der Briefe; doch wird man überrascht, wenn man S. 17 ff. die Titulaturen an Kaiser, Könige und andere regierende Herren findet, mit denen schwerlich auch nur Eine Person von der Classe, welcher des Verf. Arbeit brauchbar ist, in eigentlicher Privatcorrespondenz stehen wird. Ueberdies gehört in den kaiserl. und königl. Titel S. 17 f. noch das Wort „*Grossmächtigster*," dagegen kommt S. 26 einem Landgeistlichen das Prädicat *Hochwurden* nicht zu. Auch hat Rec. S. 32 die bekannten Regeln der Vorsicht für den Fall, wenn man Briefe durch Gelegenheit absendet und verhindern will, dass der Ueberbringer aus Bequemlichkeit sie auf die Post gebe, oder den Transport als Bote sich bezahlen lasse, ferner den Gebrauch, die Briefe zu recommandiren, und dessen Nutzen, endlich unter den Geschäftsbriefen, für welche S. 41 das sonderbare Beyspiel eines Briefs, der die Anzeige eines Todesfalls enthält, gewählt worden ist, die *Frachtbriefe* nicht erwähnt gefunden. Unter den Scheinen gedenkt der Verf. der *Schuldscheine;* allein er irrt, wenn er S. 71 diese Bezeichnung nur den Urkunden, welche auf eine Pfandschuld sich beziehen, zugesteht, und alle andere Verschreibungen „*Handschriften*" nennt. Hier war übrigens der Ort, wo von *Wechseln* gehandelt werden sollte.

Der 2te Abschnitt ist den *Amtsgeschäften* gewidmet. Der Verf. sondert sie in Verhandlungen von Staate zu Staate und in Verhandlungen im Staate ab, übergeht jene, ingleichen die erste Unterabtheilung von diesen, welche die Verhandlungen Höherer an Niedere betrifft, als ausser seinem Plane liegend, mit Stillschweigen, und beschäftigt sich sodann mit *Verhandlungen Niederer an Höhere*, Verhandlungen *unter Gleichen* und *gerichtlichen* Verhandlungen. Unter zuerst gedachter Rubrik finden *Bittschriften*, *Beschwerden*, *Vorstellungen*, *Berichte*, *Gutachten* und *Vorschläge*, unter der zweyten *Ersuchschreiben*, *Nachrichtschreiben* und *Mittheilungen*, und unter der dritten *Protocolle*, *Pässe*, *Zeugnisse*, *Vollmachten* und *Contracte* einige Erläuterung und Formulare. Dürftigkeit, nicht gerade Unrichtigkeit ist der Charakter dieses Abschnitts, und sie kann nicht überall dadurch entschuldigt werden, dass der Verf. laut S. 135 unter gerichtlichen Verhandlungen solche versteht, welche oft von Unstudirten zu expediren sind.

Digitized by Google

Doch ganz unrichtig ist es, wenn der Verf. Contracte und Attestate für das Gesinde den gerichtlichen Verhandlungen zugesellt, wenn er S. 158 eine Schrift über die Uebergabe eines Magazins, von dem Uebergeber und Uebernehmer unterzeichnet, für ein Protocoll hält, wenn in dem Passe S. 161 des Aeussern gar keine Erwähnung geschieht; eben so unrichtig oder vielmehr ohne allen Sinn ist es, wenn er S. 81 die Vorschrift gibt, Bittschriften mit der Veranlassung der Bitte, und, wenn *keine Veranlassung* da sey, sofort mit der Bitte zu beginnen.

Von S. 175 an behandelt der Verf. den Tabellvortrag und das Rechnungsführen. Hier herrscht etwas mehr Vollständigkeit, und der Verf. verbreitet sich sogar über die Qualität und den Schnitt der Federn. Allein demungeachtet zweifelt Rec., dass der Verf. eine gute Tabelle oder ein gutes Verzeichniss zu machen verstehe. Das zu S. 203 gehörige Verzeichniss wenigstens ist kein Muster. Es soll darstellen, wie viel Getreide für ein Magazin angekauft und eingeführt wurde, wenn solches geschah, und in welchen Kasten es geführt wurde. Der Ankauf und das Einführen waren die beyden Hauptrubriken; der Verf. kennt aber nur die letztere, und macht die erstere zur Unterabtheilung. Die Kasten mussten einzelne Untertheile werden, damit der Bestand in jedem zu übersehen war; der Verf. hingegen setzt sie unter einander, ohne die Summe zu ziehen.

Erwägt man die bereits vorhandene Menge zweckmässiger Anleitungen zu allen den Arbeiten, welche der Verf. behandelt, so geräth man zu der Ueberzeugung, dass sein Werkchen, ungeachtet des Guten, das einzelne Theile haben, ungeschrieben bleiben konnte. Ueberdiess verdient die Orthographie, welche *zihen* anstatt *ziehen*, *belibt* anst. *beliebt*, *bedrankt* anstatt *bedrängt* setzt, keine Empfehlung.

Juristisch-practisches Lehrbuch für Unstudirte, für Burger und Bauern, wodurch sie sich selbst in rechtlichen Angelegenheiten rathen etc. können: Nebst *einer Anweisung; alle Processe selbst leiten, und, wo möglich (?) selbst führen zu können.* Neue und durchgängig umgearbeitete Auflage. Weissenfels, bey Grafft, 1807. 8. XIV u. 403 S. (1 Thlr.)

Dieses Lehrbuch stellt auf den ersten 31 Seiten das Personenrecht, auf den nachfolgenden 178 Seiten das Sachenrecht dar, die übrigen Bogen sind dem Processe gewidmet und nicht blos der ordentliche Process, sondern auch von den summarischen der eigentlich sogenannte, der Executiv-, Arrest-, Concurs-, Besitz- und Consistorial-Process sind Gegenstände der Erörterung, und werden durch Formulare erläutert. Zur Probe von den Begriffen und dem Style des Vf. oder Herausg. nur Folgendes. Es wird S. 11 ff. von der *älterlichen* Gewalt gehandelt, ohne sie von der *väterlichen* gehörig zu trennen; Mitgift soll nach S. 21 nur *das* Vermögen seyn, welches die Frau dem Mann *zu Anfange der Ehe* zubringt, und der Mann soll das Recht haben, die ihm *taxationsweise* übergebenen Grundstücke zu veräussern; bey *jeder* Ehescheidung verliert nach S. 24 die Frau, als schuldiger Theil, das ganze Heyrathsgut; Erbzinnsguter *sterben*, wie S. 34 behauptet wird, dem Erbzinnsherrn zu, wenn desjenigen Familie, *denen* sie übergeben wurden, ausstirbt, auch verliert nach S. 35 der Erbzinns-Mann sein Eigenthum, wenn er den Erbzinns *gar nicht* abträgt; bey der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand heisst es S. 193, der Schaden *dürfe* nicht gering seyn, ausser bey Strafen der Verbrechen, bey Erfüllung der Contracte und bey der Klage des Schadenersatzes; Schutzreden sind nach S. 269 das rechtliche Vorbringen des Beklagten, nach welchem er Klägers Vorbringen und Verlangen entweder ganz und gar oder nur auf einige Zeit widerspricht oder vernichtet; unter den verzögerlichen Einreden findet man S. 273 auch die der unzulässigen oder erloschenen Leuterung und Appellation, nicht weniger die, dass die Sache dem Richter nicht hinlänglich bekannt sey, und es wird sodann S. 276 versichert, *diese* Ausflüchte müssten vor der Litis-Contestation entgegengesetzt und erwiesen werden, ausgenommen, wenn der Beklagte vom Kläger etwas verlange, was dieser — zu leisten schuldig sey. Doch genug, vielleicht schon übergenug zu Rechtfertigung des Urtheils, dass derjenige, der so schiefe Begriffe und einen so schlechten Styl hat, zum juristischen Volkslehrer nicht geboren sey.

N e u e r A b d r u c k.

Warum Kaiser Napoleon der Justiz so hohen Rang unter den Departements der Staatsverwaltung angewiesen haben mag? Von *K. W. F. L. Freyherrn von Drais*, kurbad. Geheimenr. und Hofrichter. Eine aus dem juridischen Magazin besonders abgedruckte Abhandlung. Mannheim, bey Tob. Löffler, 1806. gr. 8. 27 S. (4 gr.)

Diese Abhandl. war im Sept. 1805 geschrieben, und ihre Erheblichkeit veranlasste diesen besondern Abdruck. Der verehrte Verf. schrieb sie für jedes Land und für jede Zeit; in den untergesetzten zahlreichen Anmerkungen aber nahm er besonders auf den grossherzogl. Staat von Baden und dessen Justizanstalten Rücksicht, und machte die Anwendung darauf. Nach einem Decret imperial vom J. 1804 hat unter den Ministern der Justizminister bey grossen Feyerlichkeiten den Vortritt, ihnen und den Kriegsministern werden noch besondere Ehrenbezeigungen bewiesen. Dies Decret ist es also, was dem Verf. Veranlassung gibt, den Satz auszuführen, dass die Justiz es werth sey, an der Spitze der Staatsanstalten zu stehen. Da die Abhandl. aber schon aus dem jurid. Mag. hinlänglich bekannt ist, so dürfen wir die schöne Ausführung des Satzes und einzelner Bemerkungen nicht hier erst darstellen. Von der Güte der Justiz im Badenschen hatte der Verf. schon in seinen Beytragen zur Culturgeschichte und Statistik von Baden unter Karl Friedrich, 1790, worin er die Fortschritte der dasigen Administration in einem halben Jahrhunderte entwickelte, umständlich gehandelt.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

117. *Stück, den 14. September* 1807.

OEKONOMIE.

Der praktische Ackerbau, oder vollständiges System der verbesserten neuen Landwirthschaft; nebst der Lehre von den Anpflanzungen und von der Behandlung des Viehstapels, von *R. W. Dickson*, M. D. herausgegeben von *A. Thaer*. Pater ipse colendi haud facilem esse viam voluit. Virg. Georg. L. 1. in zwey Bänden. Erster Band, mit 5 Kupfertaf. Berlin, 1807. 4. im Verlage der Realschulbuchh. 400 S. (3 Thlr. 16 gr.)

Abermals ein Werk der Ausländer, das, wie es oft der Fall ist, durch deutsche Behandlung gewonnen hat, durch diese erst allgemeinnütziger gemacht ist. Es ist das erste systematische und wissenschaftliche Werk in diesem Fache, dessen sich die Engländer rühmen können; aber auch in dieser Hinsicht erscheint es noch sehr unvollendet. Auf eigne Versuche und Erfahrungen scheint der Verf. sich wenig zu gründen, ob er gleich nicht allein gelehrter, sondern auch praktischer Landwirth ist. Sein Werk ist Compilation, aber, wie ihm der Herausgeber selbst diesen Werth, als den vorzüglichsten zugestehet, ausgewählte und raisonnirte Compilation. „Jeder denkende und nach Vollkommenheit strebende Landwirth, fährt er fort, wird das Buch immer mit Nutzen und Vergnügen lesen, und von manchen Methoden und Vorrichtungen der Engländer einen deutlichern Begriff erhalten, wie aus Baytrups (Begtrups) und meinem Buche; obwohl ihm ohne diese wieder manches in dem vorliegenden Werke dunkel seyn würde.“ — In England erhielt das Buch auch durch die grosse Menge unnützer, wahrer Kalender-Kupfer, die man, wie es schien, ohne dass es des Verfs. Wille war, aus andern Büchern, ohne allen Bezug auf den Text hatte hinzu stechen lassen, viel Ansehen und Abgang; denn auch dort gehören Bibliotheken mit Prachtwerken aller Art, wie mit kostbaren und seltnen Ausgaben classischer Autoren, die der Besitzer mitunter wohl nicht lesen kann, zu den gesuchten Tapeten in der Stadt und auf dem Lande. Eine Menge, bloss perspectivisch abgebildeter Ackerwerkzeuge, wobey kein richtiger Begriff von ihrer Structur und Wirkung entstehen konnte, wovon die wichtigsten sich in des Herausgebers *Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräthe* weit zweckmässiger gezeichnet befinden; so auch eine Menge Futterkräuter und Gräser, wo zur Beförderung der Kenntniss solcher, welche nicht einem jeden Landwirthe bekannt sind, unser verdienstvoller Herausgeber künftig ein eignes Werk bestimmt hat, wurden, wie die Abbildungen eines Theils der englischen Hausthier-Rassen, die bey uns wahrscheinlich nie einheimisch gemacht werden möchten, deren Zeichnungen von Carrard für denjenigen, der sie dennoch besitzen will, weit mehr Werth haben, durchaus weggelassen. Eben das wiederfuhr den Zusätzen über Rechtsverhältnisse und statistische Gegenstände. Was davon zum Verständnisse der englischen landwirthschaftlichen Schriftsteller nöthig ist, kann man in Thaers Werke über englische Landwirthschaft auffinden. Rec. kann so eben nicht das Original mit der Uebersetzung vergleichen. Der Herausgeber, ungeachtet er sich nicht selbst damit befassen konnte, versichert, dass sie treu sey; wo der Uebersetzer selbst mit Sachkenntniss arbeitete, wurde sein Vortrag besser als da, wo er diese nicht besass und daher lieber zu sehr, als zu wenig nach dem Original wörtlich sich richtete. Des Herausgebers Anmerkungen bestehen theils in Erläuterungen, theils in Widerlegungen. *Elkingtons* Grundsätze und empfohlne Verfahrungsarten, nach *Johnstone's* Beschreibung und Zeichnungen, benutzte der Verf. bey der Lehre von Abwässerung des Landes; *Beatson* und *Croker*, in Ansehung der Wirthschaftsgebäude, der Häuslerwohnungen und des Strassenbaues; Youngs, Marshalls und mehrere andre Schriften, sagt er, nahm er zu Hülfe, wo ihm seine eignen Erfahrungen nicht gnügten. In einer, eilf Seiten betragenden, Einleitung, wo sich gleich Anfangs, nach John Sinclair's Angabe, der Umstand aufgestellt findet, dass Grossbritannien 67 Millionen Acres enthalte, davon 7 Mill. auf Häuser, Strassen, Flüsse, Seen u. s. w. gerechnet werden können; von den übrigen 60 Mill. aber 5 Mill. zum Kornbau, 25 Mill. zur Weide, die übrigen 30 Mill. entweder völlig wüste

und unbebauet liegen, oder doch sehr fehlerhaft bewirthschaftet werden; setzt der Verf. nun auseinander, woher es komme, dass der englische Ackerbau, bey allen, im Vergleiche mit den in andern Ländern geschehenen, grössern Fortschritten, gleichwohl noch so weit von der erreichbaren Stufe der Vollkommenheit entfernt sey? Zuerst liege es darin, dass man auch in Behandlung und Verbesserung aller Gegenstände der Viehzucht immer noch im hohen Grade nachlässig und unaufmerksam war. Zufolge der Verbindung, worin beyde stehen, muss nothwendig schon durch diesen Fehler im Anbau des Ackerlandes viel Nachtheil entstehen. Was das Ackergeräthe betreffe; so sey in dieser Hinsicht zwar in der neuern Zeit viel geleistet; manche schätzbare Neuerung werde wirklich eingeführt; aber auch hier lasse sich weit mehr thun. Unter die übrigen, zahlreichen, Ursachen eines noch zu langsamen Fortschreitens der englischen Agricultur gehöre, wenn man es genauer untersuche, nicht so sehr die Unfähigkeit und Unaufmerksamkeit derer, welchen der praktische Theil des Gewerbes zukomme; als vielmehr die Beschaffenheit der Anordnungen und Einschränkungen, die noch immer dabey Statt finden, ungeachtet sich die Umstände wesentlich verändert haben. So liege auch vieles, von Seiten des langsamern Ganges des eigentlich wissenschaftlichen, im Mangel der Bestimmtheit und Präcision bey den Beschreibungen der Sachen, indem deswegen die Landwirthe einer Gegend oft nicht im Stande wären, die Nachrichten zu benutzen, die ihnen von den Bemühungen und Versuchen in andern Gegenden gegeben würden. So z. B. in Ansehung der Beschaffenheit des Bodens, der Proportion und Quantität seiner Hauptbestandtheile, u. dergl. — Manche Schriftsteller geben hiervon gerade nur solche Beschreibungen und Erklärungen, die mit den Begriffen übereinstimmen, welche sie allein in ihren eignen Districten sich erwarben. Unvollkommenheit der Erfahrungen und Versuche, weil nicht immer auf alle die Umstände geachtet würde, oder werden könnte, welche auf die Resultate der Unternehmungen Einfluss hätten; Schwierigkeit des Entscheidens, was bey besondern Operationen wesentlich und nothwendig oder bloss zufällig und unbedeutend seyn möchte; Thatsachen, die auf solche Art gesammelt würden, denen es doch an haltbarem Grunde fehlt; Mangel einer vollständigen Kenntniss der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, welche mit der Agricultur in Verbindung stehen, die damit gemeiniglich verbundene Anhänglichkeit an gewisse Gewohnheiten und Wirthschaftsmethoden; alles diess trüge gar viel zur Summe der Hindernisse bey. Ganz besondere Erschwerungen, in Ansehung der erwähnten, für jetzige Zeiten nicht mehr passenden, Anordnungen fänden sich unter andern bey den Gemeinheiten. Bey solcher Verfassung läge der Boden nicht nur wüste, von jeder Bearbeitung ausgeschlossen, die angrenzenden Ländereyen könnten eben so wenig gehörig verbessert werden; auch machten die Gemeinheiten eine Art von Eigenthum aus, wodurch die Freyheit der ärmern Classe von Einwohnern beeinträchtiget würde, u. s. f. Nicht weniger stünden die Lehnspflichtigkeiten des Landes (tenures), die beschränkte Lage der Pächter, und öfters der Lehnsinhaber selbst, dem Fortschritte des Ackerbaues im Wege. Bey Ländereyen, welche von Civil- oder geistlichen Communen besessen würden, bey Fidecommissgütern wäre es der nemliche Fall. So müsse auch die Abgabe des Zehnten und noch mancher andre Fehler der Verfassung, der Pachtungseinrichtungen u. dergl. hierbey sehr in Betrachtung kommen. — In der ersten Abtheilung, *von dem landwirthschaftlichen Geräthe*, ist von den Pflügen, von Schwing- oder räderlosen sowohl, als von Räderpflügen, von Schälmesserpflügen, Minirern, von doppelten Streichbrets-Abwässerungs-Maulwurfs-Bezeichnungs-Haken-Pflügen und dergleichen die Rede; sodann von den Drillmaschinen, Pferde- und Hand-Hacken, Aufkratzern und Schauflern, Schleifen, Eggen, Walzen, Dreschmaschinen, Stäube- und Siebmaschinen, Heckselschneidern, Rechen, Räderfuhrwerken und Karren; mit Cooks, Amos's, Ducket's und Anderer Einrichtungen oder Verbesserungen, bey mehrern dergleichen Werkzeugen. Die zweyte Abtheilung handelt von den Wirthschaftsgebäuden. *Meyerhofsgebäude*; wie diese öfters nicht mit gehöriger Achtsamkeit eingerichtet werden; wie viel gleichwohl davon abhängt; welche Rücksichten da weiter, in Betracht der verschiedenen Gegenstände, zu nehmen sind. *Scheuren*, *Kornhäuser*, *Ställe*, *Molkereyhäuser*, *Schober*, (in der Inhaltsanzeige richtiger *Schoppen*,) *Federviehhäuser*, *Schweinekoben*, *Arbeitsschauer*, (Werkstätte, Geräthekammern, Vorrathsböden etc.) *Dienstbotengemächer*, *Taubenhäuser*, *Dampfkessel* (zur Bereitung des Viehfutters etc.) *Kornkisten*, (Kornladen, zu vorräthiger Aufbewahrung des Häcksels, geschnittener Bohnen und anderer Dinge, zum Viehfutter, u. dergl.), *Bienenschauer*. Man wird wohl, ohne Rec. Erinnerung bemerken, dass die Ordnung in einem Buche, welches ein System der Landwirthschaft aufstellen soll, mitunter etwas besser seyn könnte. Ein deutscher wissenschaftlicher Oekonom würde sich ein solches untereinander Werfen der Sachen wohl nicht erlauben. Nachdem endlich auch noch *Lage und Verbindung der Pachterwohnungen und Wirthschaftsgebäude* abgehandelt worden sind, so beschäftigt sich die dritte Abtheilung mit den *Häuslerwohnungen*, mit den Vortheilen, welche die Häusler dem Pachter sowohl, als dem Gutsbesitzer verschaffen, mit den Einrichtungen, die ihrenthalber getroffen, mit den Regeln, wornach ihre Wohnungen angelegt werden sollen. — Vierte Abtheilung. *Einhägung des Landes; Befriedigungen*, Umstände, die dabey zu erwägen sind; *Mauern*, *Pfahlwerk*, *lebendige Hecken*, *Graben*, *Thore*, *Uebersteige*. Fünfte Abtheilung. *Strassen- oder Wegebau*. Die Vortheile der Strassen, die bey ihrer Anlage zu erwägenden Umstände; ihre verschiedenen Formen, davon keine für alle Lagen passend seyn kann; wie man denn z. B. in Leicestershire vortheilhaft gefun-

Digitized by Google

den hat, ihnen eine hohle Form zu geben. Die Seiten dieser Strassen erhalten einen geringen Abhang, und der mittlere Theil ist entweder ganz flach, oder nur ein wenig concav, mit einem leichten Fall vorwärts, um das Wasser in die dazu gegrabenen Rinnen zu leiten. Die Beatson'sche Strassenbau-Theorie, wobey es hauptsächlich auf die vom Wasser durchdringliche Schicht ankommt, die man aus Sand oder sandigem Kies machen muss, auf welche sodann die Materialien, (sehr klein gebrochene Steine oder der beste Kies, den man haben kann) welche die Vollendung der Strasse erfordert, zu bringen sind, erscheint um so viel empfehlenswerther, als hierbey die Natur auf trocknem Boden so viel als möglich nachgeahmt wird (S. 115). Noch ist auch die Ausbesserung der Wege, die beste Form der Wagenräder u. s. f. hierbey abgehandelt. Sechste Abth. *Bodenarten;* die Art, wie sie gebildet werden; die Ursachen ihrer verschiednen Fruchtbarkeit u. dergl. die wenigen Hauptarten, worunter sie sich bringen lassen; als Kley- oder Thonboden, Lehm-Kreide-Sand-Grand-Torf- und vegetabilischer Erdboden. Siebente Abtheilung. *Dungungsmittel.* Sie lassen sich einiger Massen am besten eintheilen in *animalische, vegetabilische, mineralische, salzige und vermischte Dungungsmittel.* So sind sie hier nach einander abgehandelt, mit Rücksicht auf das, was theils die dahin zu rechnenden Substanzen, ihre chemischen und physischen Ansichten, ihre Verbindungen, Wirkungsfähigkeiten, Anwendungsarten, die Mittel, sie zu vermehren und zu erhalten, und dergl. betrift. — Achte Abth. *Abwässerung des Landes.* Viel Wasser ist zum gesunden Wachsthum der Gewächse erforderlich; höchst schädlich, wenn es in oder auf dem Boden im Uebermaass zurückgehalten wird. Daher die Nothwendigkeit, es abzuleiten, bevor man zu andern Verbesserungen schreitet; und so kommen zuförderst die Umstände, wovon das Gelingen des Geschäftes abhängt, die verschiedene schichtartige Natur des Bodens u. s. f. so, wie die auf das alles gegründeten Methoden in Betrachtung, wie sumpfige, buglichte Ländereyen, wie die vermischten Bodenarten, die Bergwerke, Steinbrüche und Mergelgruben abgewässert werden müssen. — Neunte Abth. *Das Rasenbrennen.* Es kann verhindernden und befördernden Einfluss auf die Fruchtbarkeit zuwege bringen. Die mehrern hieher gehörenden Fälle; mehrerer Oekonomen Meynungen hierüber; die Verfahrungsweise, die schickliche Zeit, die Früchte, nach deren Erbau sich dabey gerichtet wird, und andere dahin gehörende Bemerkungen machen den Inhalt hier aus. Zehnte Abth. *Brache.* Ausser so manchem andern Vortheile, den sie bringt, kann auch die atmosphärische Luft reichlicher in die Zwischenräume der Bodenarten dringen; Kohlensäure, Ammonium, Salpetersäure u. dergl. werden, nach Darwins Hypothese, dadurch gebildet, die man, wie auch der Herausgeber in einer Note erinnert, zwar nicht als ausgemachte Wahrheit annehmen darf, aber auch so manche Zersetzung und Verbindung atmosphärischer Stoffe nicht ableugnen kann. — Eilfte Abth. *Anbau des ackerbaren Landes,* sowohl in Rücksicht auf solches betrachtet, das noch nicht unter dem Pfluge gewesen, als auf solches, das schon bearbeitet worden ist. Daher ist die Rede zuerst *von Entfernung der mancherley Hindernisse beym Pflügen;* sodann von *den Ackerbeeten;* was bey ihrer Anlage zu beobachten; *vom Pflügen, Eggen, Walzen, Düngen; vom Unterpflügen gruner Gewächse,* von *der Beschlammung,* die freylich nur da ausführbar ist, wo das Niveau der Ländereyen Ueberfluthung gestattet, und wo man diess ganz in seiner Gewalt haben kann; endlich vom *Säen, Hacken, Jäten* und vom *Umlauf der Früchte, oder Fruchtwechsel.* Da hier vom Anbau verschiedener Feldfrüchte die Rede seyn muss; so wird zugleich etwas von den nachtheiligen Insecten, vom Mehlthau, Rost und Brand, von diesen Krankheiten des Getreides aber nicht nur keine eigne Beobachtung, sondern auch die Meynung anderer mitunter unrichtig aufgefasset, vorgetragen. Der Uebersetzer hat das nur in der Kürze zusammengedrängt geliefert, und der Herausgeber macht die angenehme Hofnung, dass er über diese Materie künftig mehr Licht zu verbreiten sich bemühen werde. Hiernächst geht der Verf. auf die Witterung und auf verschiedene Unkräuter über, die besonders dem Wachsthum des Weizens Eintrag thun. Von da kommt er nochmals auf die Angelegenheiten des Getraidebaues, auf Saamen, Saatzeit, Bestellungsweise, Erkennen der Reife u. dergl. — Mit der logischen Ordnung ists, wie schon oben erinnert wurde, nicht allenthalben so gar genau zu nehmen. In einzelne Beurtheilungen sich einzulassen, wäre, ohne in Maass überschreitende Weitläufigkeit zu gerathen, nicht möglich gewesen. So manches findet man schon durch des Herausgebers Anmerkungen in solcher Hinsicht gethan; überdiess glaubte Rec. das Werk mehr aus dem Gesichtspunkte betrachten zu müssen, dass es für deutsche Oekonomen hauptsächlich historischbelehrenden Inhalts ist, wo jeder seiner eignen Beurtheilung zu folgen, übrigens zu verwerfen oder zu benutzen hat, wie es seine individuelle Ansicht gestattet. Am Ende befindet sich noch eine Vergleichung des englischen Geldes, Maasses und Gewichts mit dem Preussischen. Die, ganz gut gestochenen Kupfer stellen den Suffolker eisernen Pflug, den Norfolker, den Maulwurfspflug oder den Miniter, einige Eggen, Walzen, Handhaken, Wirthschaftskarren u. dergl. vor; eine andre Tafel enthält Profile, die zu der Abtheilung vom Strassenbau gehören.

Praktisch ökonomische Bemerkungen auf einer Reise durch Holstein, Schlesswig, Dithmarsen und einen Theil des Bremer u. Hannöver. Landes an der Elbe. Herausg. von *H. Ch. Phil. Kiesewetter.* Mit 6 Kpftaf. Hof, b. G. A. Grau. 1807. 8. 252 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Verf. war eine Zeitlang Aufseher auf den Gütern des Königl. Dänischen Etatsrath Freyh. v. Voght

zu Flotbeck, bereiste das Hollsteinische und erwarb sich eine genaue Bekanntschaft mit den Eigenheiten der Wirthschaft in den Marschländern. Da öfters Fragen hierüber an ihn gethan wurden und er Nachricht und Auskunft deshalb zu geben hatte; so entschloss er sich, neben andern, schon vorhandenen Schriften, auch die von ihm gesammelten Bemerkungen öffentlich bekannt zu machen, um denen, welche die Wirthschaftsmethode an der Nord- und Ost-See noch nicht kennen, ja gar oft die auffallendsten falschen Vorstellungen davon haben, eine richtigere allgemeine Uebersicht zu bewirken. So unnütz auch Beobachtungen und Erfahrungen aus fremden Gegenden für solche seyn mögen, die sich vom langgewohnten Gange nicht entfernen wollen; so kann der denkende Landwirth überall etwas auffinden, das ihn interessirt und zu Ideen führt, die des Versuchs werth sind. In solcher Rücksicht wird die Lectüre dieses Buchs, das sich blos durch eine ungeschmückte einfache Darlegung der Sachen empfiehlt, nicht anziehungslos, nicht ohne Nutzen seyn. Folgende Uebersicht desselben und Angabe einiger Gegenstände seines Inhalts wird dieses Urtheil bestätigen. Um sogleich einen fürs Ganze bleibenden Gesichtspunct aufzustellen, aus welchem die nachher zu gebenden ökonomischen Nachrichten anzusehen sind; schickt der Verf. eine Erzählung der wesentlichsten Stücke voraus, die die Hollsteinsche Feldwirthschaft, unter dem Namen der Schlag- oder Koppel-Wirthschaft, charakterisiren, ohne übrigens dabey eben viel genaue, geschweige eigentliche systematische Ordnung zu befolgen. Koppel heisst ein mit Graben und Wall eingefriedigtes Feld. Am häufigsten pflanzt man den holländ. Weisdorn (Crataegus oxyacantha) auf diese Verwallungen; ausserdem auch Birken, Ellern u. dergl. — Die Art und Weise, solche mit Graben und Hecken gesicherte, überhaupt von Huth und Trift eben so wenig, als von Zehend-Abgaben beeinträchtigte Felder durch Getreidebau zu benutzen, alsdann verschiedne Jahre nach einander zu Gras niederzulegen, heisst Koppel- oder Schlag-Wirthschaft. So mancher Vortheil ist dabey für den Landmann nicht zu verkennen. Er kann mit seinen Ackerbeeten anfangen, was ihm gut dünkt; er kann sein Vieh, ohne Hirten in dem eingefriedigten Lande gehen lassen; nichts kann ihm vertreten werden; niemand darf ihm darüber fahren. Freylich müssen, wie es im Hollsteinschen der Fall ist, seine Ländereyen meistentheils, oder doch wenigstens in grossen Breiten beysammen liegen. Noch ist hier der Unterschied zwischen Marsch- und Geestland zu bemerken. Jenes ist tiefliegendes, von der See und den Flüssen abgesetztes Land, meistentheils tiefer, fruchtbarer, Kley- oder Thonboden. Letzteres ist das hohe Land, das vom Wasser nicht erreicht wird, und mehrentheils aus leichtem, auch fruchtbarem Mergel, mitunter aus lehmigtem, meistens aber aus Sandboden besteht. Der Marschbewohner ist wohlhabend, öfters reich; mit geringem Aufwand, wenn gleich auch nicht ohne Anstrengung, erndet er zwölf- bis zwanzigfältig; anstatt dass der Geestbewohner, bey aller Müh- und Kraftanstrengung, seinem Boden nur das fünfte und sechste Korn abgewinnt. — Das Land liegt im Hollsteinschen acht bis zehn Jahr, auch wohl noch länger, im Grase, und wird dann vier bis fünf Jahr nach einander mit Körnerfrüchten bestellt. Man verfährt so, um die Grasnarbe nicht zu zerstören, damit das Land sich desto schneller wieder mit Gras überziehe. Die bessern Wirthe düngen zu Gras und säen mit der letztern Frucht Klee, vorzüglich weissen, unter. Im allgemeinen sieht der Holsteiner nicht sowohl auf einen guten Körnerertrag, als vielmehr auf eine gute Weide; er sucht daher den Graswuchs nur zu unterdrücken, nicht aber zu zerstören. — Das übliche Landmaas ist verschieden. Man rechnet nach Tonnen, worauf bald 240, bald 280 und 300 Quadrat Ruthen die Ruthe zu 16 Fuss, gehen. — Es ist nicht, der Fall, dass hier etwa die musterhafteste Wirthschaftseinrichtung Statt fände. Wohl sind, besonders auf grossen Gütern, viel nützliche und bessere Einrichtungen getroffen worden; aber der grösste Theil der Landleute bleibt noch gar sehr beym alten fehlerhaften Herkommen, sowohl in der Bearbeitung als in der Fruchtfolge. Die Construction des Pflugs, der sehr schwer ist, und gemeiniglich von 4 Pferden gezogen wird, ist übrigens einfach, mit einer Sterze, einem 14 bis 15 Zoll breitem Schaar und kleinem Messer. Auf manchen Gütern hat man abgeändert. Auch der Bauer fängt hier und da an, mit 2 Pferden zu ackern, und bey guten Wirthen findet man schon den Smollschen Pflug. Nicht ohne merklichen Vortheil hat man hier und da das Ackern und Fahren mit Ochsen, statt der Pferde, eingeführt. Eine gute Kuh gibt im Durchschnitte das ganze Jahr hindurch täglich 8 bis 10 Kannen Milch, eine gewöhnliche 5 bis 6 K. Auf den Gütern sind sie häufig an Kuhmilcher oder Holländer (wahrscheinlich waren die ersten die sich dazu fanden, daher) verpachtet. Was weiter noch die Verfertigung der Butter und des Käses, die Weiden, das Winterfutter, die Schweins- und Schaafzucht, die Behandlung des Bodens zum Getreidebau, das Hauen, Dreschen, Reinigen, den Heu-, Stroh-, Getreide- und Bohnenverkauf angehet, davon wird gleichfalls bis S. 29, erforderliche Auskunft gegeben. Von hier geht die Beschreibung des schönen Voght'schen Gutes, Kleinflotbek, an. Wohn- und Oekonomie-Gebäude sind mit Geschmack und Zweckmässigkeit aufgeführt. Empfehlungswerth ist die Einrichtung für die Jauchengrube und Düngerstätte. In jener sammelt sichs auf dem Hofe durch Röhren, wird vermittelst einer Pumpe in ein Fass und so weiter fortgebracht; die Düngerstätte hingegen ist, hinter den Gebäuden, auf einem mit schattigten Eichen umgebenen Platze angelegt; die Dungerhaufen stehen rings um die Grube, um welche Gräben laufen, die das Regenwasser auffangen. Der Stallmist wird täglich vom Hofe zur Düngerstätte geschafft, und Reinlichkeit muss nicht nur in den Ställen, sondern auch auf dem ganzen Hofe herrschen. Die Entstehung

dieses Gutes aus sechs zusammengekauften, schlecht cultivirten, Besitzungen; die dabey vorgenommenen Verbesserungen und die Einrichtung des Gutes überhaupt, Beyspiele seines Producten-Absatzes, (im Jahr 1802 betrug die Einnahme für grünen Klee, so wie für Klee- und Wiesenheu, 14000, und für verkaufte Kartoffeln, 11000 Mark,) eine Auseinandersetzung seines erlangten hohen Werthes, und unter welchen Umständen es dazu gebracht wurde; diess alles kann dem ökonomischen Leser nicht unwichtig seyn. Hier wurden sämmtliche, durch Thaer beschriebene Ackerwerkzeuge zuerst bekannt und von da ins Ausland verschickt. Ein Pflug zum Reinigen und Behäufen der Kartoffeln und des Kohls, (Hoe plough), der von einem Pferde gezogen wird, womit in einem Tage drey bis vier Morgen sich bearbeiten lassen, ist noch nirgends anders, hier zum ersten Mal abgebildet und beschrieben. Zwey Arten Linienzieher, der eine für einen Menschen, der andre für ein Pferd eingerichtet, zur Pflanzung des Kohls und Legung der Kartoffeln, finden sich ebenfalls hier gezeichnet, der Verf. rühmt die Nutzbarkeit des letztern für den Kartoffelbau im Grossen; erwähnt aber auch einer noch geschwindern und leichtern, in Böhmen gebräuchlichen, Methode. Eine ferner (S. 50) beschriebene, und Tab. V. VI. verzeichnete, schottische Karre, womit ein Pferd fast eben so viel ziehen kann, als zwey Pferde am gewöhnlichen Wagen, die sowohl zu Dünger- und Erdführen, als auch bey der Korn- und Heuerndte, nur im letztern Fall mit Aufsetzung eines Gestells, gebraucht werden kann, findet Rec. sehr empfehlungswerth. Freylich müssen die Wege gut seyn. Bey ausgefahrnen, oder sehr unebnen Wegen wird das Pferd von der Scheerdeichsel zu sehr hin und her geworfen, dass es dann so viel nicht fortbringen kann. Die Dresch-Maschine (S. 53 etc.) die vermittelst eines grossen Rades, durch sechs Pferde in Bewegung gesetzt wird, wobey sieben Menschen beschäftigt sind, die äusserst thätige Leute seyn müssen, wenn die Sache nicht zu kostbar werden soll, verdient weniger Beyfall. — Bey Führung der Bücher ist die doppelte Buchhaltung zum Grunde gelegt. Recht gut gesagt ist das, was der Verf. S. 55 über die Wichtigkeit und den Einfluss einer genauen Berechnungsweise äussert; man vergleiche damit S. 78 etc. — So wie man überhaupt eine hinlänglich detaillirende Beschreibung vom ganzen Rechnungsverfahren nicht ungern hier findet; so sind auch die zur bessern Einsicht gegebenen Beylagen und Auszüge aus den Büchern gar nicht unwillkommen. Der reine Ertrag war für Flotbeck im Jahr 1802, 19965 Mark 3 Schilling. Die noch hierauf weitern Bezug habenden Rechnungs-Auszüge dauern bis S. 88. wo nun die Nachrichten von einer Reise durch Holstein, Schlesswig und die reichen Marschgegenden, beginnen. Die Gesellschaft reisste von Flotbek, über Hamburg, Wandsbeck, Hinschenfelde u. s. w. nach Ahrensburg. Auf diesem Wege siehet man meistens schlechtes Getreide auf Flugsandboden. Besser wird es, je näher man dem letztern Orte kommt, der dem Grafen von Schimmelmann gehört. Seit 1788 wurde hier die Leibeigenschaft aufgehoben, und die Hufen in Erbpacht gegeben. Von hier, über Blumendorf, Oldisloe, Perdoel, Aschberg, Plön, nach Eutin, dann nach Rixdorf und Salzau. Letzteres zeichnet sich unter andern auch durch ansehnliche Fischerey aus. So nimmt hier der Verf. wie er bey den vorhergenannten Orten und Gütern schon viel über die dasigen Wirthschaftseinrichtungen beygebracht hat, auch Gelegenheit, einige nähere Nachricht von der Holsteiner Teichwirthschaft mitzutheilen, die in diesem und jenem Stücke ganz nach eignen Grundsätzen betrieben wird (S. 108—111). Aermlich erschien gleichwohl die Cultur der mehresten bisher durchreissten Gegenden, gegen die Probstey, einen kleinen District von nicht mehr als anderthalb Quadratmeile, welcher dennoch für den landwirthschaftlichen Reisenden viel Merkwürdiges enthält. Durch genaue Rücksicht auf die Beschaffenheit ihres Bodens, durch die sorgfältigste Cultur desselben, vermittelst des Kalkmergels, der hier Lehm heisst, bringen ihm die Bewohner, selbst da, wo er leicht und grandigt ist, zu einem hohen Ertrag. Nach Düngung fragen sie nicht viel; haben daher auch noch keine Stallfütterung eingeführt. Kärglich dungen sie alle 8 bis 9 Jahr einmal durch, und dies nur zu Roggen, selten zu Rappsaat und Weizen. Von dieser Handlungsweise lassen sie sich auch schwerlich eher abbringen, bis sie keinen Mergel mehr haben, und den Boden durch die vielen Kornerndten erschöpft sehen werden. Viele von ihnen, besonders die nicht angesessen sind, gehen von Jakobi bis Neujahr auswärts, und bringen gewöhnlich 30 bis 40 Thaler mit zurück. Weil sie fleissig und ordentlich sind, so werden sie überall gern zur Arbeit genommen (S. 116 etc.). Schönberg, Vibbach, Hagen, u. s. f. — Kiel, Knoop, Dänischneuhof und Nöers. Zu Knoop fanden sie eine sehr gut eingerichtete Schule, um die sich Hr. Rixen, der im Kieler Seminarium sich gebildet hat, ungemein verdient macht, auch in Hinsicht auf ökonomischen Unterricht, und dass er die Kinder zu zweckmässig beobachtenden und nachdenkenden Menschen heranziehet. Dänischneuhof hat noch lauter Leibeigne. Auf die Frage, ob er lieber frey seyn möchte? antwortete der eine: „so lange wir leben, kriegen wir genug, wenn wir todt sind, haben wir genug; für unsere Kinder wird gesorgt, was wollen wir mehr?“ — Unser Vf. schiebt diese Sinnesäusserung vornemlich mit auf ihre Langsamkeit und Dummheit. Immer ist das nicht der Fall. Rec. erinnert sich aus der Zeit seines ehemaligen Aufenthalts in der Niederlausitz (vor einigen und zwanzig Jahren) ähnlicher Erscheinungen der Gesinnung, wo sie sich bey vielen weit mehr darauf gründete, dass der Gutsherr längst dafür bekannt war, wie er so ganz als Vater für seine Unterthanen sorgte, und sie bey veränderten Lagen und Verhältnissen andre Sinnesrichtung möglich sich dachten. — Nöers, ein Gut dem Grafen v. Moltke gehörig, liegt dicht bey dem vorigen, an der Ostsee. Das nahe da-

bey befindliche schöne Gehölz hatte das Ansehen eines englischen Parks. Mehrere Bäume an der Nord- und Nordostseite, vorzüglich die Eichen, waren doch sehr kahl; wahrscheinlich eine Wirkung der salzigen Wasserdünste, die ihnen der Seewind unaufhörlich zuführt. Von da ging die Reise wieder nach Kiel, die nun weiter durchs Schleswigsche fortgesetzt wurde. — Ueber Gottorp, Barnsbruck und Aschau, nach Eckernförde. Dieser Ort hat eine schöne Lage für die Handlung, aber er ist arm und menschenleer, steht im Gewerbfleisse gegen das weiterhin zu nennende Flensburg sehr zurück; hat auch sonst nicht viel Annehmliches. Der Boden und die Gegend überhaupt wird nun wieder schöner. In diesem Theile von Holstein ist das Einkoppeln der Felder mit lebendigen Hecken durchgängig gewöhnlich. Bey dieser Gelegenheit wird des Guten und Schlimmen, das ihm eigen ist, erwähnet. Rec. kann ihm nicht absagen: die Hecken müssen nur in sehr mässigen Wuchse gehalten werden, und so, wenigstens zu grössern Umgebungen angewendet, sind sie gewiss eine schöne Sicherung für Grundstücke aller Art. Weiterhin kommt ein Beyspiel, wo man sie (in der Gegend um Tönningen) nicht siehet; aber dort erspart sie das Locale. — Leutmark. Der dasige Inspector hatte einen Versuch mit der Stallfütterung gemacht, der sehr vortheilhaft ausfiel. Eine Weidekuh gab in der besten Zeit 4 Kannen, eine Stallkuh hingegen 8 Kannen Milch. Zwanzig Kannen der leztern gaben 3¾ Pfund, von den Weidekühen aber nur 3 Pf. Butter. Nur fand sich noch Schwierigkeit, die Sache ins Grosse zu treiben. Man konnte dazu nicht genug achtsame Leute bekommen, und musste fürchten, nicht Stroh genug zu haben. In Rundhof fand sich ein andres Hinderniss, so, dass die daselbst schon mit 80 Kühen angefangene Stallfütterung wieder eingestellt wurde, weil die allerkleinste Unreinlichkeit, die öfters nicht verhütet werden konnte, der Butter den guten Ruf hätte benehmen mögen, worauf es in Holstein doch so sehr ankommt. Der Verf. bemerkt, wie es dafür in Böhmen, so wie in mehrern andern Gegenden, so leicht ausgeführt wird (S. 133 etc.) — Flensburg. Diese Stadt liegt in einem Thale an der Bucht der Ostsee und trägt alle Merkmahle eines zunehmenden Gewerbes. Ihre Vorzüge vor Eckernförde, obgleich dieses weit gelegener für die Schifffahrt ist, wird der Einigkeit unter der Kaufmannschaft zugeschrieben. Es finden sich immer leicht 16 Personen, die sich zur Erbauung und Ausrüstung eines Schiffes vereinigen, die Direction gratis führen, und unter sich vertheilen. Hierdurch wird das Risico ebenfalls sehr glücklich vertheilt und die Assecuranz erspart. Hierherum ist ein guter Getreideboden; auch der Gemüsebau wird stark getrieben. Die Bauern, die von der Geeste ihre Produkte nach der Stadt bringen, tragen jedoch in ihrem Anzuge, wie in ihrem Schiff und Geschirr, gar sehr die Spuren der Armuth. Ihre kleinen elenden Wagen fahren sie häufig mit Ochsen, von einer ebenfalls kleinen Art, die theils mit dem Stirnjoch, theils mit Kummeten angespannt sind, die die Leute selbst aus Stroh verfertigen. Die Insel Alsen, zum Herzogthum Schleswig gehörig, liegt im kleinen Belt, ist etwa 3 Meilen lang und 1½ Meile breit, enthält aber eine Bevölkerung von 15000 Menschen. Die Bauern sind hier alle frey, alle sind gute Gärtner, wie überhaupt sehr gut gebildet. Dem verstorbenen Probst Lüder zu Glücksburg, der auch zuerst den kleinen Kalender für sie lehrreich machte, haben sie viel zu danken. Alles ist auch hier eingekoppelt; und seitdem hat sich nicht nur die Erndte, sondern auch die Zahl der Einwohner vermehrt. Sonderburg, die Hauptstadt der Insel, ist ein stiller, reinlicher Ort, wo starker Korn- und Holzhandel getrieben wird. So vortheilhaft die Lage überhaupt für den Handel ist, so wenig Sinn ist dafür. Die einzige Speculation eines Kaufmanns mit Norwegischen getrockneten Fischen, machte die Missgunst sogleich wieder zu nichte (S. 140). Augustenburg ist die herzogliche Residenz. Sie reisten von da noch bis Nordburg, um bis zum Ufer des kleinen Belt zu gelangen. Einfallendes Regenwetter verhinderte ihres Wunsches Erfüllung; kaum konnten sie die in Nebel gehüllte Insel Fühnen, und einige auf der hohen See mit vollen Segeln fahrenden Kauffartheyschiffe sehen. Sie begaben sich zurück nach Sonderburg und so über Flensburg nach Schlesswig, welchem Orte es gänzlich an Industrie fehlt. Vor einiger Zeit fing man hier an einen Versuch mit dem Pisé-Bau zu machen, und es fanden sich viel Nachahmer. Aber man kam bald wieder davon zurück; wahrscheinlich hatte man nicht die rechte Erdart dazu gebraucht. Wie diese keinen mit Kalktheilen, sondern mit groben Sande vermischten Lehm enthalten dürfe, wie man überhaupt bey der ganzen Bauart zu Werke gehen müsse; dies wird zugleich S. 145 etc. angegeben. Man wollte von Kiel bis Rendsburg den Canal befahren; es misslang aber zum Theil. Der Canal macht die Communication von der Ostsee in die Eider und von da in die Nordsee. Er hat 5 Schleusen, wovon die 3 ersten die Schiffe 23 Fuss 6 Zoll bis zum Flemhuder Meer heben. Seine Länge bis Rendsburg beträgt 5¾ Meilen, die Meile zu 1620 Ruthen gerechnet. Die alte und grosse Festung Rendsburg hat nichts Merkwürdiges und ist ein trauriger Ort. Man eilte, um in das weit interessantere Land Husum zu kommen. Je näher der Eider, desto besserer Boden. — Friedrichsstadt; ein überaus reinliches, nach holländischer Art gebauetes Städtchen. Es bildet ein Viereck, von breiten Gräben umgeben, ist durch geradlinigte Gassen getheilt, und hat in der Mitte den Markt. Alle Treppen und die breiten Gänge vor den Häusern sind mit Klinkern belegt. Der Weg von hier nach Tönningen führt durch lauter Marschland. Nachdem man zwanzig Meilen durch lauter Heide, Sand und Moor hat reisen müssen, wird man nun von der üppigsten Fruchtbarkeit umgeben, die S. 150 etc. sehr lebhaft geschildert wird. Alles das ist ungemein reizend, wenn man es als Marschland betrachtet; aber anderer-

by Google

seits eine ermüdende Fülle, ohne alle Abwechslung; allenthalben schattenlose Wege, einzeln und traurig dastehende Bäume vom Nordwestwinde verdorrt, ungesunde Luft, schlechtes Wasser, jährlicher Anlass zu faulen Fiebern! — Tönningen liegt mitten im fettesten Marsch der Landschaft Eiderstädt. Hier nimmt der Verf. wieder Gelegenheit, zu erörtern, selbst mit Berücksichtigung der Etymologie beyder Benennungen, was für Vorstellungen man sich vom Marschlande und von Deichen zu machen habe. S. 154 f. wird vom Bau dieser Deiche und S. 159 f. vom Bau der Schleusen gehandelt, die, das innere Gewässer aus den Ländereyen heraus zu schaffen, erforderlich sind. Die Pflugerde geht hier gewöhnlich 1 bis 2 Fuss tief; unter dieser liegt ein wenig fruchtbare Erde, Stört genannt, und von dieser wird wieder eine Schicht des fettesten und schwersten Kleyes bedeckt, der an sich zwar unerschöpflich fruchtbar, aber auch sehr schwer zu bearbeiten ist. Man gräbt daher noch eine Schicht tiefer, und findet öfters einen schwarzen, durchaus mit Muschelschaalen angefüllten, Sand. Beyde letztgenannte Erdarten sucht man nun durchs Graben herauszubringen, und nennt diess Winterkleyen. Diese sind es dann, die dem Boden die so üppige Fruchtbarkeit geben. Es gehört aber grosse Erfahrung und Geschicklichkeit dazu, die rechten Erdarten, so wie die gehörige Mischung zu treffen. Oft findet man auch unter der zweyten Schicht, oder unter dem Stört, gar keine Kleyerde, sondern abwechselnde Lagen von gelbem, weissem und grauem Sand, Moor oder Lehm, und ist daher genöthiget, die gute Kleyerde 10, 12 bis 15 Fuss tief heraufzuholen. (S. 164 f.) — Zum Mähen des Getreides wird die Sichel, bloss zum Grase die Sense, zu den Erbsen und Bohnen aber die Sichet gebraucht, ein Haueisen in der Form einer kleinen Sense, welche einen kurzen Handgriff hat, und mit einer Hand geführt wird. In der linken hält der Arbeiter einen Stock, an welchen ein eiserner Haken befindlich ist. Hiermit nimmt er die Bohnen zusammen, die er dann mit der Sichet abhauet. (169) Unter allen Feldfrüchten ist die Rappsaat die wichtigste und einträglichste, die aber auch die sorgfältigste Bearbeitung verlangt. (S. 169 f.) Leidet sie mitunter vom Erdfloh (Pfeifer), so pflanzen sie nach; wie denn überhaupt die Methode des Pflanzens statt des Säens, nach allgemeiner Ueberzeugung, grossen Vorzug hat, aber sich doch noch nicht durchaus eingeführt findet. Die Zeit der Rappsaat-Erndte ist ihnen das, was in den Weinländern das Fest der Weinlese ist. Ein gleichwichtiger Nahrungszweig für die Landschaft Eiderstädt besteht in der Rindviehzucht. Ein vierjähr. fettgeweideter Ochse wiegt gewöhnlich 6 bis 700 Pfund, und hat öfters bis 150 Pfund Talg. Im Winter mästet man sie mit Hafer und in Wasser eingeweichten Bohnen. Sie gehen grösstentheils nach Hamburg, wo sie durch Commissionaire verkauft werden; oft bringen sie auch die Husumer Ochsenhändler dahin. Eine gute drey- bis vierjährige Kuh, die mit 40 bis 50 Thalern bezahlt wird, wiegt 550 bis 600 Pfund, und gibt in der besten Zeit täglich 12 bis 20 Kannen Milch. Aber diese lassen sie gewöhnlich 48 Stunden in kupfernen Gefässen stehen! — Auch die Schaafe zeichnen sich hier aus, und sind für die ärmere Classe, die nicht Land für eine Kuh hat, ein sehr wohlthätiges Naturgeschenk. Wer keine Weide hat, bedingt sich da, wo er arbeitet, die Freyheit aus, ein oder zwey Schafe mit auf die Weide treiben zu dürfen, oder gibt sie auf fremdes Land für 3 Mark den Sommer über. Im Winter gehen die Schaafe überall frey und suchen ihre Nahrung unter dem Schnee. Ist der Winter zu hart, so füttert man sie mit Heu, und wer auch dieses nicht hat, füttert mit Riedgras. Man hat Versuche gemacht, diese schöne, grosse Race anderwärts, z. E. im Hannöverischen, einheimisch zu machen. Sie blieben zwar gross, aber wurden nicht so fett, und die Güte der Wolle verminderte sich. — S. 175 ff. Verschiedenheit der Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Marschbewohner im Vergleich der Hollsteiner, ihr Wohlstand, Beschreibung einiger Eiderstädter Wirthschaften. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens schadet der Industrie der Einwohner, die auch noch dadurch verwöhnt werden, dass sie während der 4 bis 6 Wintermonate auf dem wassersteifen Lande nichts vornehmen können. — S. 179 ff. Chemische Analyse der Marsch-Erde, von D. Schmeisser. Das Resultat davon ist, dass sie gar keinen Kohlenstoff, der doch, nach der neuern Theorie, so wichtigen Einfluss auf Pflanzenernährung und Erhaltung ausüben soll, zu besitzen scheint, dass die Fruchtbarkeit hier mehr auf dem gehörigen Grade wasserhaltender Kraft und auf der Tiefe der Krume beruhet. (S. 196). — Die Reise wurde nun weiter nach den Marschen an der Elbe fortgesetzt. Das Land der Eider und Aue ist weniger gut; so wie man die Aue passirt ist, wird der Boden immer schlechter, und man befindet sich bald im Geestlande. Je näher man hierauf von Süderdithmarsen nach Melldorf zukommt, desto besser wird es zum Theil von neuem. Von da nach Kronprinzenkoog. Geschichte dieses neueingedeichten Landes (welches der Name Koog ausdrückt), welches anfänglich niemand, aus Furcht vor der Wirkung des salzigen Wassers, das so lange darauf gestanden hatte, kaufen mochte. Für das Culturstudium war indessen noch nicht viel aufzufinden. Ein Eigenthümer fing wohl an, zweckmässigere Benutzung einzuleiten. Man bediente sich hier einer Dresch-Maschine, die aus einer conischen Walze bestand; aber ihre Wirkung war durchaus schlecht. Einen desto schönern, von aller dicken Luft freyen Milchkeller fanden sie bey dem einen Bewohner, die kleinen Fenster desselben sogar mit Vorhängen versehen. Eben so in eines Andern Wohnung die grösste Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Stühle mit seidenen Kissen, viel silbernes Geschirr, Schränke voll des schönsten Porzellains, vollgestopfte Betten mit den feinsten Ueberzügen. — S. 205 ff. Beschreibung des Südertheils

Digitized by Google

von Dithmarsen; auch da viel Wohlstand, aber auch beträchtlicher jährlicher Aufwand, womit sie gegen das Wasser für ihr Eigenthum kämpfen müssen. Wenig Land wird hier besäet, weil die Weide sichrern Vortheil gewährt und die Horn-Früchten in diesem fetten Boden so manchem Unfalle ausgesetzt sind. Aber länger als 15 bis 20 Jahre bleibt es dennoch nicht als Weide- oder Gras-Land liegen, weil dann das Moos sich ansetzt. Aller Dünger wird auf die Weiden gebracht, daher auch um so mehr der üppige Graswuchs. — (S. 210 ff.) Reise von Glückstadt, um die jenseit der Elbe liegenden, eben so fruchtbaren, Ländereyen zu sehen. — (S. 212 ff.) Otterndorf, im Lande Hadeln. Die Gegend ist an und für sich schon sehr angenehm, wird es aber noch mehr durch das freundliche Ansehen der Häuser auf den grossen umher liegenden Höfen, umgeben von grünen Rasenplätzen und von hohen Bäumen beschattet, durch die massiv gebauten Speicher und durch den sichtbar guten Gang der ganzen Cultur, welche der Verf. ebenfalls genauer beschreibt, auch die theils physischen, theils politischen Ursachen der dasigen Wohlhabenheit angibt. — (S. 216 ff.) Von Otterndorf nach Ritzebüttel. Hier ist die Elbe schon zwey Meilen breit, und der Hafen gegen ihre stürmischen Angriffe mit kostbaren Deichen und Bollwerken versehen. Der rühmlich bekannte Woltmann führt die Direction des Wasserbaues. — Wenn man weiterhin das Kehdinger Land im Rücken hat, tritt mageres Sandland ein, das sich aber wieder besser umändert, je näher man an Stade und an das gesegnete Alte-Land kommt. Flachs- und Hanfbau, so wie Kohl und Obst sind für die Hadeler sehr ansehnliche Artikel. Mehrere Obst-Sorten; aber unter andern wird am meisten die grosse Herzkirsche angepflanzt. Kernobst wird nicht so viel gebauet; vom Steinobst haben sie eine bessere und gewissere Einnahme. Von gestockten Herzkirschen-Steinen erhält man die schönsten Stämme; diese werden am vorzüglichsten gezogen. — Nach fünftehalb Wochen, die zu dieser ökonomischen Reise waren verwendet worden, langten sie wieder in Flotbeck an. Noch finden die Leser am Ende, S. 225 ff., ein Verzeichniss von in- u. ausländischen Forstbäumen und Strauchholz-Arten, so wie auch von in- und ausländischen Garten- und andern Gras-Saamen, welche bey James Booth in der Flotbecker Baumschule, unweit Altona, zu den beygesetzten Preisen, die Mark zu ½ Reichsthaler gerechnet, zu bekommen sind.

ASCETIK.

Weihnachts-Blätter zur Beförderung christlicher Fest-Andacht, von *Georg Gessner*. Winterthur, in der Steinerischen Buchhandlung. 1807. 8. 55 Seiten. (6 gr.)

Zwölf Betrachtungen über die Geschichte der Geburt Jesu findet man in diesen Blättern. Bey den meisten derselben geht eine paraphrasirende Uebersetzung des Originaltextes voran, an welche sich dann die erbaulichen Betrachtungen anschliessen; bey andern macht das Raisonnement den Anfang, und die Erzählung folgt, oder wird in dasselbe verwebt. Recensent leugnet nicht, dass die Geschichte der Geburt Jesu für den Zweck der Erbauung benutzt werden kann, ob sie gleich weit weniger fruchtbar ist, als die Leidensgeschichte; allein Herrn Gessner kann er unmöglich das Lob zugestehen, dass es von ihm auf eine beyfallswürdige Weise geschehen sey. Denn man findet in diesen Betrachtungen weder einen Reichthum an glücklichen Ideen, noch eine überraschende glückliche Benutzung der Geschichte, noch eine kraftvolle und männliche Beredtsamkeit und Stellen, wie die S. 45, wo er bey Gelegenheit des den Weisen aus dem Morgenlande erschienenen Sternes sagt: der gute Vater im Himmel lässt doch jedem, der nur recht will und darauf achtet, auch sein *Sternchen* aufgehen, zeugen von der Geschmacklosigkeit des Verfassers.

PÄDAGOGIK.

Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit, als Leitfaden beym Unterricht kräftiger Lehre, in Bürger- und Landschulen. Neustadt an der Orla, b. Wagner. 1860.

Aus genauer Bekanntschaft mit den Grundsätzen der Pädagogik im Allgemeinen, und mit dem Beruf und der Lage des Lehres in Volksschulen insbesondere, sind diese gehaltreichen Paragraphen geflossen, die deutlich bestimmt, in einer einfachen und kräftigen Sprache abgefasst, alle Forderungen der Zweckmässigkeit erfüllen. Der Vf. geht überall mit weiser Vorsicht zu Werke, indem er auf den Unterschied hindeutet, was Pädagogik als letztes Ziel vorhält, und was der Schullehrer, den gegebenen Umständen nach, und unter einer oft noch sehr wenig aufgeklärten Volksklasse, für das Erspriesslichste anzusehen habe. Mit vieler Bescheidenheit hat der Verf. über manche Gegenstände gar nicht abgeurtheilt, sondern sich mit belehrenden Fingerzeigen begnügt, überzeugt, dass in vielen Fällen, statt *Eine* Methode als die allein heilbringende geltend zu machen, diejenige am meisten Erfolg habe, welche der selbstdenkende Pädagog aus eigner Prüfung vorzieht, und sich völlig eigen macht. Anlässe zu Kritiken, die die Empfehlung dieser Schrift beschränken könnten, hat sonach der Vf. selbst entfernt, und es ist ihr in- und ausserhalb der Seminarien Verbreitung zu wünschen.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

118. Stück, den 16. September 1807.

STAATSRECHT.

Jus publicum civitatum quae foederi Rhenano adscriptae sunt. Scripsit D. Car. Sal. Zachariae, Archiduc. Badens. a Consil. aul. et Prof. jur. ordinar. in acad. Heidelberg. Heidelberg, sumt. Mohr et Zimmer, 1807. gr. 8. 84 S. (9 gr.)

Es scheint allerdings etwas voreilig zu seyn, ein Lehrbuch des Staatsrechts der rheinischen Bundesstaaten *schon jetzt* schreiben zu wollen, wo die Constitution dieses Vereins noch nicht ein Mal ganz entworfen, noch weniger aber behörig ausgebildet ist; ja, wo man sogar noch nicht ein Mal einen ganz richtigen Text der Bundesacte vor sich hat; und in dieser Hinsicht lässt sich in der hier angezeigten, zum Leitfaden bey öffentlichen Vorlesungen bestimmten, Schrift, die noch dazu schon vor dem Abschlusse des Friedens zwischen *Frankreich* und *Russland*, und *Frankreich* und *Preussen*, im *May* d. J., die Presse verlassen hat, auch eine ganz vollständige und durchaus befriedigende Darstellung und Entwickelung des Staatsrechts der rheinischen Bundesstaaten wohl nicht erwarten. Es fragt sich sogar, ob bey den höchstverschiedenen Ansichten, welche die Regierungen der Bundesstaaten von ihren aus dem Bundesvereine entspringenden Gerechtsamen haben, und bey den sehr ungleichen Principien, von welchen sie bey der Realisirung dieser Gerechtsamen ausgehen, überhaupt die Aufstellung eines Systems eines *allgemeinen* Staatsrechts der rheinischen Bundesstaaten je möglich seyn werde; ob ein solches System trotz aller Bemühungen unserer Gelehrten, und trotz der heissesten Wünsche jedes Patrioten, dennoch je praktische *rechtliche* Realität erlangen, und nicht vielmehr am Ende, vielleicht schon in Kurzem, dasselbe Schicksal haben werde, das vorhin unser allgemeines deutsches Privatrecht traf. Indessen bey alle dem verdient der Verf. dennoch Dank, dass er auf dem neuen Felde, das der Staatsrechtsgelehrte jetzt zu bearbeiten hat, die Bahn gebrochen hat. Gesetzt auch, seine Arbeit sollte weiter nichts Verdienstliches haben, als dass dadurch vor der Hand einem blos momentanen Bedürfnisse abgeholfen worden. Auf jeden Fall gebührt ihm das Lob, dass er die Bahn möglichst *richtig* und möglichst *gut* gebrochen hat; und dass er immer eine in jeder Hinsicht sehr nützliche Vorarbeit zur Bearbeitung und Cultur des bis jetzt noch ziemlich öde liegenden Feldes geliefert hat; eine Arbeit, die auch bey der weitern Ausbildung der staatsrechtlichen Verhältnisse und Verfassung der rheinischen Bundesstaaten nicht ohne Nutzen seyn wird. — Das hier gelieferte Lehrbuch empfiehlt sich sowohl durch die wissenschaftliche Form und die Vollständigkeit, die ihm der Verf. zu geben suchte, als auch durch den unbefangenen und liberalen Geist, der in den hier aufgestellten und entwickelten Grundsätzen herrschend ist. Und durch seine Reichhaltigkeit und Kürze, durch Deutlichkeit und Präcision scheint es zu einem Leitfaden zu Vorlesungen vorzüglich geeignet zu seyn. Uebrigens hat der Verf. bey der Bearbeitung seines Gegenstandes glücklich die beyden Extreme vermieden, in die man hier bey geringerer Vorsicht leicht gerathen kann. Er hat sich eben so wenig eine zu grosse Anhänglichkeit an das Alte zu Schulden kommen lassen, als eine zu grosse Vorliebe für das Neue gezeigt. Man bemerkt durchgängig, dass er ganz unparteyisch nur Wahrheit suchte; und insbesondere zeigt sich ein ganz unverkennbares Streben die Rechte der Souveraine und die Befugnisse der mediatisirten Landesherren durchaus mit der möglichsten Unparteylichkeit zu bestimmen, und da, wo es ihm hierüber an deutlich bestimmten Normen fehlte, den Geist der rheinischen Bundesacte möglichst richtig aufzufassen, und möglichst treu darzustellen. — Unter dem Audrucke *Jus publicum civitatum confoeder. rhenan.* versteht er, *die aus dem Bundesvereine entspringenden staatsrechtlichen Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten, überhaupt und in ihrem ganzen Umfange*, oder wie er sich (S. 11. §. 9) ausdrückt, „*jus, quo civitates foederi rhenano adscriptae, quatenus pro uno quaeque veluti corpore habenda est, utuntur;*“ und diesen ganz richtigen Begriff vorausgesetzt, umfasst das hier angezeigte Lehrbuch nicht blos das *innere Staatsrecht* der einzelnen Staaten, welche den Bund bilden, oder diejenigen staatsrechtlichen Grundsätze, welche für die

innern Verhältnisse der Bundesstaaten aus dem Vereine entspringen; sondern er hat auch das *äussere* Staatsrecht der Bundesstaaten, wie es sowohl gegen Bundesglieder, als auch gegen fremde Staaten, nach der Bundesacte dargestellt und entwickelt werden muss, mit behandelt. Jenem, dem *innern* Staatsrechte ist der *erste* Abschnitt (S. 21—68) gewidmet; diesem, dem *äussern* Staatsrechte, der *zweyte* (S. 69—84). Dem Ganzen hat der Verf. eine *Einleitung* vorausgeschickt, die in *drey* Capiteln eine kurze Geschichte der Entstehung des rheinischen Bundes, einige Bemerkungen über die wissenschaftliche Darstellung und Behandlung, und die Quellen des Staatsrechts des Bundesvereins, und eine kurze Aufzählung der Glieder des Bundes und der einzelnen Bestandtheile der Bundesstaaten enthält. Von den zwey Abschnitten zerfällt jeder in *zwey Abtheilungen:* in welchen der Verf. I) im *ersten* Abschnitte, 1) *de forma imperii, quae in civitatibus foed. rhen. adscriptis recepta est* (S. 23—37), und 2) *de jure, quod ad civitates foed. rhen. administrandas pertinet* (S. 38—68); II) im *zweyten* hingegen 1) *de jure publico externo civitatum foed. rhen. adscriptarum, seu de jure foederis rhenani* (S. 76—83), und 2) *de jure publico externo civit. foed. rhen. adscript., quatenus potestas principum foederis lege non restringitur* (S. 84) handelt. Mit den einzelnen im zweyten Abschnitte aufgestellten Grundsätzen ist Rec. durchaus einverstanden. Der Verf. geht, was die rechtlichen Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten gegen die Conföderation selbst betrifft (S. 71), von dem ganz richtigen Grundsatze aus: der rheinische Bund bildet keinen Staat, in dem Sinne wie ehehin das deutsche Reich als Ein Staatskörper betrachtet werden musste, sondern er bildet blos einen *Staatenverein;* und dies vorausgesetzt können die Rechte des Bundes gegen die einzelnen Bundesglieder nicht nach den Principien vom *bürgerlichen* Verein bestimmt werden, sondern blos nach den Grundsätzen vom *gesellschaftlichen* Vertrage. Er hat dabey den Zweck des Vereins, *in Deutschland vollkommene Ruhe und Sicherheit herzustellen*, richtig aufgefasst, und in allen seinen Folgen, sowohl in Bezug auf die rechtlichen Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten unter sich, als im Bezug auf den Protector des Bundes klar und deutlich entwickelt. — Was die im ersten Abschnitte und in der Einleitung aufgestellten Grundsätze betrifft, so glaubt Rec., so wohl er auch mit dem Ganzen zufrieden ist, doch auch hie und da ein und das Andere erinnern zu müssen. So scheint es dem Rec. nicht ganz richtig zu seyn, wenn der Verf. (S. 13 in der Not. a) den Grundsatz aufstellt: *nec potest quisquam legibus imperii ad circumscribendam principum foederatarum majestatem abuti. Eaedem tamen leges, jure legum provincialium, hodieque valent, quatenus nec nova lege abrogatae sunt nec cum stipulationibus foed. rhen. pugnant.* In der Einschränkung, die hier der Verf. macht, um das Ansehen einzelner ehemaliger Reichsgesetze in den einzelnen Bundesstaaten aufrecht zu erhalten, ist ein offenbarer Widerspruch mit der von ihm aufgestellten Regel enthalten. Wenn die ehemaligen deutschen Reichsgesetze in den Bundesstaaten überhaupt für die Zukunft ihre Kraft verlieren sollen, oder wenn, wie es in dem *Artik.* II. d. *Bundesakte* heisst: „*Toute loi de l'Empire germanique, qui a pû jusqu'à présent concerner et obliger L. L. M. M. et L. L. A. A. S. S. les Rois, Princes et les Comte, dénommés à l'article précédent, leurs sujèts, leurs Etàts où parties d'iceux,*" für die Zukunft in Bezug auf die angegebenen Bundesglieder, ihre Staaten und Unterthanen, „*nulles et de nul effèt*" seyn soll; so liegt es wohl in der Natur der Sache, dass diese Gesetze auch nicht als Provinzialgesetze gültig seyn können; den einzigen Fall ausgenommen, dass sie in den einzelnen Staaten bisher nicht blos *als Reichsgesetze*, sondern auch *als Privatgesetze* gegolten hätten; oder deutlicher, dass die Territorialgesetzgebung dasjenige, was die Reichsgesetzgebung für das ganze Reich ehehin sanctionirt hatte, auch für die einzelnen Staaten, von welchen die Rede ist, sanctionirt haben sollte; wo dann freylich das ehemalige Reichsgesetz fortgelten muss, jedoch nicht als Sanction der Reichsgesetzgebung, sondern blos als Sanction der Territorialgesetzgebung, der es zunächst sein gesetzliches Ansehen zu verdanken hat, und welche es ihm hier auch nur einzig und allein erhalten kann; — ein Fall, der z. B. bey der *Halsgerichtsordnung Carls* V. eintritt, welche bekanntlich in den meisten deutschen Territorien oft lange nach der Periode, wo sie als Reichsgesetz erschienen war, durch besondere landesherrliche Verordnungen *als Territorialgesetz* promulgirt und eingeführt wurde, also *als solches* dennoch fortgelten muss, ungeachtet sie durch die Disposition des angegebenen Artikels als Reichsgesetz ihre Kraft verloren hat, und blos als ein Werk der ehemal. Reichsgesetzgebung betrachtet, nach den hier aufgestellten Grundsätzen nirgends im Bezirke der rheinischen Bundesstaaten mehr als Gesetz gelten kann. Indessen glaubt Rec. die Ausleger der rheinischen Bundesacte gehen zu weit, wenn sie in der angeführten Sanction derselben, eine völlige Abrogation *aller* Sanctionen der ehemaligen Reichsgesetzgebung zu finden glauben, und mit dem Verf. den Grundsatz aufstellen, durch jene Sanction sey *allen* Reichsgesetzen ihre gesetzliche Kraft benommen. Irrt Rec. nicht, so muss ein Unterschied zwischen solchen ehemaligen Reichsgesetzen gemacht werden, welche blos Gegenstände aus dem Gebiete des Privatrechts betreffen, und solchen, die auf die staatsrechtlichen Verhältnisse der ehemaligen Landesherren und ihrer dem Reiche ehehin mittelbar unterworfenen Unterthanen Bezug haben. Dass diese letzteren keine gesetzliche Kraft mehr haben können; dass z. B. dasjenige, was die ehemaligen Reichsgesetze über die Grenzen der Steuerpflichtigkeit der Unterthanen der Reichsstände, ferner über das Zoll- und Münzwesen, und dergleichen Objecte verordnen, in den dem rheinischen Bunde beygetretenen Staaten keine Anwendung mehr finden, und keine gesetzliche Kraft mehr

haben könne, liegt wohl in der Natur der Sache, und ist durch den Zweck und den Geist des Bundesvereins ganz klar ausgesprochen. Allein nicht so verhält es sich in Rücksicht auf solche Sanctionen der ehemaligen Reichsgesetzgebung, die blos privatrechtliche Objecte zum Gegenstande haben. Diese können unbeschadet der Souverainitätsrechte der dem Bunde beygetretenen ehemaligen Reichsstände ganz wohl bey Kräften erhalten werden. Es würde vielmehr höchst nachtheilig seyn, wenn man sie abrogiren wollte, ehe und bevor die Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten andre Sanctionen für diese Objecte an ihre Stelle gesetzt hat. Ihre Abrogation würde in mehreren Puncten eine Gesetzlosigkeit herbeyführen, die mit dem Zwecke des Bundesvereins den auffallendsten Contrast bilden würde. Aus den in dem angeführten Artikel der Bundesacte enthaltenen Ausnahmen zum Besten der durch den Reichsdeputationsrecess von 1803 den einzelnen Bundesstaaten zugetheilten Gläubiger und Pensionäre, sieht man auch ganz klar, dass nichts als staatsrechtliche Verhältnisse der Punct sind, wo die Sanctionen der ehemaligen Reichsgesetzgebung ihre Kraft verlieren sollten. — Eben so, wie bey dem bisher gewürdigten Puncte, geht der Verf. auch offenbar (S. 28, 29 u. 37) zu weit, wenn er hier die Grundsätze aufstellt, „Principes foederi rhenano adscripti *potestate legibus haud adstricta* (*Souverainité*) in territorium utuntur," und „formulam civitatis prouti sive pactis familiae, sive privilegiis ordinum provincialium constituta est, a principibus foederatis conservari *et decet* et *expedit*, nisi forte haec formula vel obligationibus foedere contractis, vel genio seculi parum respondeat," und „certo constat, auctoritatem ordinum provincialium nullo, *nisi utilitatis publicae praesidio, hodie niti.*" Diese Grundsätze liegen weder in der rheinischen Bundesacte, noch lassen sie sich sonst irgend woher ableiten. Der von ihm aufgestellte Begriff von *Souverainité* ist offenbar zu weit. Er ist weder der Natur der Sache, den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts, noch dem französischen Sprachgebrauche angemessen. Unter dem Ausdruche *Souverainité* lässt sich weiter nichts verstehen, als *Unabhängigkeit von irgend einem bürgerlichen Oberherrn.* Er hat eigentlich blos in *völkerrechtlicher* Beziehung Sinn; keinesweges aber in *staatsrechtlicher.* Der Unterschied, den man neuerdings zwischen der Souverainität eines Regenten in Rücksicht auf *äussere* Verhältnisse desselben, und in Rücksicht auf dessen *innere* Verhältnisse gemacht hat, und woraus man den vom Verf. angegebenen ausgedehnten Begriff ableiten und rechtfertigen zu können glaubt, lässt sich, wenigstens nach Rec. Ansicht der Dinge, durchaus nicht begründen. *Eine Unabhängigkeit des Regenten eines Staates von positiven Fundamentalgesetzen dieses Staates*, lässt sich weder aus dem Wesen der Souverainität, im richtigen Sinne genommen, noch aus dem französischen Sprachgebrauche, als ein wesentliches, im Begriffe selbst liegendes, Merkmal der Souverainität erweisen. Mit dem Daseyn von positiven Fundamentalgesetzen eines Staats ist dessen Souverainität keinesweges aufgehoben; gesetzt auch, es sollte der souveraine Regent dieses Staats durch jene Gesetze noch so sehr beschränkt seyn. Wer erkennt z. B. nicht *Napoleon* den Grossen und *Georg* III. für Souveraine, ungeachtet sie bey der Ausübung ihrer Regierungsrechte durch die französische und englische Staatsverfassung in mehreren Puncten ganz auffallend beschränkt sind? Und dass man in Frankreich nach dem französischen Sprachgebrauche unter dem Ausdrucke *Souverainité* nichts weiter als überhaupt *eine Unabhängigkeit von einem bürgerlichen Oberherrn* verstehe, zeigt die bekannte Stelle in *Loiseau's Tr. des Seigneuries:* „il n'y a que trois choses, qui bornent la puissance souveraine, *les loix de Dieu, les loix fondamentales de l'Etat, et les loix naturelles de la justice*," und der Unterschied den man zwischen *souverainité absolue* und *souverainité bornée ou limitée* macht, ganz deutlich. Diess alles mag der Verf. nicht behörig beherziget haben, wenn er die Erhaltung der bisherigen Staatsverfassung der dem rheinischen Bunde beygetretenen Staaten, und insbesondere die Erhaltung der den Landständen hier ehehin zugestandenen Gerechtsamen, mehr zur Sache der *Politik*, oder, wie er sich ausdrückt, des *decet et expedit*, macht, als zur Sache des *Rechts.* Dass die Politik, besonders in den dem Bunde beygetretenen kleinern Staaten, der Aufrechterhaltung der bisherigen Staatsverfassung und der Erhaltung der Landstände das Wort rede, und dass hier das eigene Interesse des Regenten beydes erfordert, diess bedarf wohl keiner Erinnerung. Allein es ist hier nicht von dem die Rede, was die *Klugheit* gebeut, sondern von dem, was das *Recht* heischt. Und dass in der rheinischen Bundesakte nichts enthalten sey, was die Regenten der Bundesstaaten *berechtigen* konnte, die bisherige Verfassung ohne Rücksicht auf bestehende Gerechtsame der einzelnen Staatsbürger über den Haufen zu werfen, und die Landstände ohne weiteres ausser Wirksamkeit zu setzen, diess geht wohl ganz klar daraus hervor, dass die Staaten, welche den rheinischen Bund bilden, keinesweges als ganz neu geschaffene Staaten in den Verein aufgenommen sind, sondern in der Form, wie sie vorhin, vor dem Beytritte zum Bunde wirklich bestanden; und dass überhaupt nirgends bemerkbar ist, dass der Bundesverein darauf abzwecke, die rechtlichen Verhältnisse der Bundesstaaten in ihrem Innern zu reformiren, sondern dass alles blos auf ihre äussern Verhältnisse, auf mehrere und erhöhtere Ruhe und Sicherheit gegen äussere Feinde abzweckte; auf den Punct, den ihnen das dem Geiste unsers Zeitalters nicht mehr angemessene Reichsverband ferner nicht gewähren konnte. Der Verf. glaubt zwar (S. 29. §. 24. Not. 1.) in dem Geiste des Bundesvereins und insbesondere in dem Art. II. der Bundesacte einen Grund dafür zu finden, dass die Tendenz des Bundes auch auf Ausdehnung der Gerechtsame der Bundesglieder in Rücksicht auf ihre *innere* staatsrechtliche Verhältnisse gehe; er

Digitized by Google

legt ferner zu dem Ende ein grosses Gewicht auf den Ausdruck *plenitude de Souveraineté*, der im Art. IV. dieser Bundesacte vorkommt; allein beyde Stellen beweisen das nicht, was sie beweisen sollen. Die letztere Stelle besagt ganz und gar weiter nichts, als dass der Titel des Fürsten Primas und dessen Directorialbefugnisse bey Bundesversammlungen — was ohnediess in der Natur der Sache lag — den Souverainitätsrechten der übrigen Bundesglieder keinen Eintrag thun, sondern dass diese demungeachtet *in ihrem vollen Umfange* (à la plenitude) im Innern ihrer Staaten würksam seyn sollen. Der Umstand aber, dass im Art. II. es ausdrücklich heisst: L. L. M. M. etc. *leurs Etats* etc., und dass hier nicht bloss der Regenten, sondern auch, so wie im Art. I., *ihrer Staaten* erwähnt wird, zeigt klar, dass man die Staaten der Regenten, die dem Bundesverein beytraten, schon als *wirklich bestehende* Staaten ansah, die, wie alle bestehende Staaten, ihre Verfassung hatten; welche man dadurch stillschweigend anerkannte, dass man über eine Abänderung derselben nichts sanctionirte; ein Anerkenntniss, dessen Richtigkeit sich um so weniger bezweifeln lässt, da *Napoleon* in seinem bekannten Sendschreiben an den *Fürsten Primas* vom 11ten Sept. 1806 ausdrücklich erklärt: *Les affaires interieurs de chaque état ne nous regardent pas;* und in den beyden dieser Erklarung vorhergehenden und nachfolgenden Stellen: „*Nous n'entendons en „rien nous arroger la portion de souverainité, qu'e„xerçait l'Empereur d'Allemagne, comme Suzerain*" und: „*Les Princes de la Confédération du Rhin sont „des Souverains, qui n'ont point de Suze„rain,*" ganz klar und deutlich bestimmt, in welchem Sinne er die Regenten der Staaten des rheinischen Bundes als Souveraine anerkenne; und als eine Hauptfolge der Souverainität bloss *die* angibt, *dass Streitigkeiten, welche die Regenten der Bundesstaaten mit ihren Unterthanen haben, nicht bey einem fremden Gerichte verhandelt und entschieden werden können;* keinesweges aber *die, dass es den Regenten erlaubt sey, die Verfassung ihrer Staaten nach Gefallen abzuändern, und sich, da wo sie durch Fundamentalgesetze beschränkt sind, zu unumschränkten Selbstherrschern zu machen.* Darin hat freylich der Verf. recht, dass unsere deutschen Landstände nur in den wenigsten Staaten als eigentliche Volksrepräsentanten angesehen werden können; dass der Adel und die Geistlichkeit blos ihre Untersassen, die städtischen Magistrate blos ihre Bürger repräsentiren, der grösste Theil der Nation aber nicht repräsentirt wird. Indessen diess beweist nichts dafür, dass es *rechtlich* sey, auf den Grund der erlangten Souverainität den einmal vorhandenen Landständen ihre verfassungsmässige Gerechtsame zu nehmen, oder ihnen sonst Rechte zu entziehen, die sie auf eine zurechtbeständige Weise erworben haben. Es beweist blos so viel, dass in der Organisation unserer deutschen Staaten es noch manche Lücken gibt, an deren Ausfullung die Souverainität ihre Wirksamkeit äussern kann, und wirklich äussern muss, wenn die Reform, die der rheinische Bund herbey führte, für Deutschland wahrhaft von Nutzen, und für den Staatsbürger von eben so ersprieslichen Folgen seyn soll, als er für den Regenten haben kann, der dadurch bey seiner Wirksamkeit für Erfüllung seiner Regentenpflichten bey weitem freyere Hände erhalten hat, als vordem, wo ihm seine Unterordnung unter Kaiser und Reich und die Reichsgerichte oft bey dem besten Willen die Hände banden. — Endlich scheint es auch dem Rec. nicht ganz richtig zu seyn, wenn der Verf. (S. 67 in der Not.) von den Souverainen verlangt, dass sie die Diener besolden sollen, welche die mediatisirten Stände zur Ausübung der ihnen in der Bundesacte gelassenen Regierungsrechte anstellen. Wenn die mediatisirten Stände die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit und die niedere Polizey in ihren ehemaligen Territorien nach Maasgabe der Bundesacte behalten, und selbst ausüben, so gebuhren ihnen freylich die davon abfallenden, meist ziemlich unbedeutenden Gefälle, die *Gerichtssporteln, Strafgelder* und dergleichen; allein sie müssen auch aus ihren Mitteln und aus dem Ertrag der ihnen verbleibenden Revenuen unbedingt die Besoldungen der Diener bezahlen, die sie zu dem Ende anstellen müssen. Dass diese Diener eben so gut Staatsdiener des Souverains sind, dessen Souverainität das mediatisirte Territorium unterworfen ist, thut wohl nichts zur Sache. Es sind immer nur mittelbare Diener, die zunächst bloss Regierungsrechte zu üben haben, die den mediatisirten Staaten, nicht als Repräsentanten des Souverains, sondern als Privaten zustehen, die sie also, wie alle ihre Eigenthumsrechte, nicht auf fremde, sondern blos auf ihre Kosten ausüben können; ungeachtet es nicht zu leugnen ist, dass der Souverain dadurch insofern gewinnt, dass er manche Besoldung erspart, die er ausserdem zu zahlen gehabt haben würde. — Schliesslich muss Rec. noch bemerken, dass er noch gern etwas über die Classification der einzelnen Regierungsrechte gesagt haben würde, die der Vf. bey seinem Systeme zum Grunde gelegt hat. Indessen der Raum dieser Blätter erlaubt es ihm nicht; und er muss es also auf eine schicklichere Gelegenheit versparen.

Zufällige Gedanken eines deutschen Mannes insonderheit über die Frage: ob durch die rheinische Bundesacte vom 12ten Juli 1806 den neuen deutschen Souverainen über ihre Eigenthumslande eine grössere Gewalt beygelegt worden sey, als sie über dieselbe vorhin gehabt haben? Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers. 1807. 8. 83 S. (8 gr.)

Unter dem Ausdruck: *Eigenthumslande*, versteht der Verf. der vorliegenden Schrift nicht nur die angebornen Lande der Souveraine, sondern auch diejenigen, welche sie durch den Hauptdeputationsschluss und den rheinischen Bundesvertrag zum *eigenthumlichen* Besitz erhalten haben; und, *Bestimmung*

aller Rechte der Souveraine über diese ihnen unterworfenen Lande, soll nach S. 7 der Gegenstand seiner Schrift seyn. Indessen die Haupttendenz derselben ist die Rechtfertigung des Satzes: *dass die rheinische Bundesacte die Souveraine nicht zur Aufhebung der in ihren alten Staaten vorhandenen Landstände berechtige.* — Wer jedoch hierüber etwas Gründliches und Befriedigendes zu finden glaubt, wird sich sehr getäuscht finden. Der Vf. hat seine Schrift *zufällige Gedanken* genannt; damit aber ist auch ihr Charakter ganz bestimmt bezeichnet. Seine Ideen sind wahrhaft ein blosses Spiel des Zufalls; denn ernstes Nachdenken über seinen Gegenstand hat ihn gewiss nicht auf die hier aufgestellten Grundsätze geleitet; unter dem Ausdruck *Etats*, der hie und da in der rheinischen Bundesacte vorkommt, wird ausser ihm wohl niemand *Landstände* verstehen. Rec. kennt den Verf. nicht; aber er sey, wer er wolle, philosophus mansisset, si tacuisset. Ueber seine Arbeit lässt sich kein anderes Urtheil fällen, als dasjenige, das die Zeitgenossen des bekannten *Saumaise* (*Salmasius*) über dessen Widerlegung der *Miltonschen* Vertheidigung des grausamen Verfahrens der englischen Nation gegen Carl I. fällten: *rem optimam pessime defendit.* — Das Beste in seiner Schrift sind die beyden Anlagen; die zwey *Nassauischen* Verordnungen 1) *über die Organisation des Justizwesens* vom 11ten Nov. 1806 (S. 73—78); und 2) *über die Aufnahme eines gerichtlichen Inventariums, wenn ein Ehegatte nach dem Tode des Andern wieder zur Ehe schreitet*, vom 26sten Nov. 1804 (S. 79—83); nur weiss man nicht recht, wie vorzüglich die letztere hieher kommt.

GESAMMLETE SCHRIFTEN.

Pauli Ernesti Jablonskii Opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrorum loca, et historiae ecclesiasticae capita illustrantur; magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso auctore emendata ac locupletata. *Tomus secundus.* Edidit atque animadversiones adiecit *Jona Guilielmus te Water.* Lugduni Batavorum, apud A. et J. Honkoop. MDCCCVI. gr. 8. 494 S. (In der Weidmannischen Buchh. zu Leipzig in Comm.

Der erste Theil dieser schätzbaren Sammlung der Werke eines unvergesslichen Gelehrten, dem Alterthums- und Sprachenkunde, Kirchengeschichte und Bibelerklärung viel verdanken, ist im J. 1805 St. 64. S. 1114 ff. angezeigt worden. Der verdiente Herausgeber hat den Abhandlungen dieses Bandes einige kürzere Anmerkungen theils im Texte des Vfs., wo sie in Klammern eingeschlossen, theils unter dem Texte, wo sie durch ein Sternchen unterschieden sind, beygefügt. Den Anfang macht S. 3 — 72 *Remphah*, Aegyptiorum Deus, ab Israelitis in Aegypto cultus, nunc ex lingua et antiquitate Aegyptiaca erutus et illustratus, von 1731. Bekanntlich behauptet J., die wahre Lesart sey Ῥεμφα oder Ῥεμφα (das letztere hat Origenes L. V. c. Cels. nach Hoeschels Ausg., denn de la Rue hat Ῥαμφὰν drucken lassen, ohne jedoch eine Autorität der Mss. anzuführen, wie Hr. D. te Water bemerkt) und bedeute den König des Himmels, die Sonne; auch findet er einige Spuren dieser Gottheit in den ägypt. Ueberresten. Hr. te W. besass (wie man aus dem I. Th. S. 231 weiss) ein Exemplar dieser Schrift, das der Verf. selbst berichtigt und vermehrt hatte. Man konnte wohl wünschen, in einem Epimetron eine Beurtheilung der ganzen Untersuchung und Nachträge neuerer Vorstellungen zu lesen; der Herausgeber hat nur über einige Stellen sich verbreitet. S. 18 bemerkt er, dass nicht die Alexandriner, sondern Theodotion im Dan. den Hebr. Ausdruck *Baddin* beybehalten habe, in jenen steht (nach dem Cod. Chis.) βάιτανα. S. 43 wird J's Behauptung, dass der Sahidische Dialekt älter sey als der gemeine in Aegypten, durch Georgi's Autorität bestätigt. Denn Mingarelli hatte daran gezweifelt. S. 75—224 folgen die: Dissertationes academicae octo de terra Gosen, 1736. Die erste von diesen selten gewordenen Abhh. stellt die verschiedenen damals vorhandenen Meynungen über die Lage des Landes Gosen auf. Der Herausgeber hatte schon im 1. Th. S. 57 u. 462 einige neuere Meynungen nachgetragen, und er besass, wie ebend. S. 59 bemerkt ist, ein vom Verf. selbst sehr vermehrtes Exemplar dieser Abhh., das hier abgedruckt ist. In der zweyten werden die Gründe, worauf diese Meynungen sich stutzen, erwogen. Bey Prüfung des Satzes, dass Tanis die Hauptstadt Aegyptens gewesen sey, hatte der Verf. an dem Rande bemerkt, es könne dies alles bey einer neuen Ausgabe wegbleiben und zu einer besondern Diss. de Tani benutzt werden. Auch uns ist nicht bekannt, dass J. eine solche Abh. (ob er sie gleich noch S. 127 verspricht) verfertigt habe, sie wird auch von Meusel Lex. d. verst. Gel. VI. 194 ff. nicht erwähnt, und der Herausg. hat daher wohl gethan, dass er eben so wenig etwas von dem ehemals gedruckten, als von den Zusätzen J's, die zum Theil schon in die Collectio vocum Aegypt. aufgenommen waren, weggelassen hat. In der dritten Abh. wird der Anfang gemacht, darzuthun, dass Gosen im District von Heracleopolis (bey den Arabern Fium. Feyjum) gelegen habe, u. zwar erstlich aus der Fruchtbarkeit, in Ansehung deren dieser nomus Heracleopol. alle andere Gegenden Aeg. übertrifft. J. hat in den eignen Zusätzen auf die Einwürfe anderer Gelehrten Rücksicht genommen, und die Fruchtbarkeit Aeg. überhaupt ausführlicher behandelt. In der vierten Diss. wird ein zweyter Beweis aus der Lage des Landes Gosen, wie sie in den Mosaischen Schriften angegeben ist, geführt, wobey mehrere Puncte der Mosaischen Geographie Aegyptens erläutert werden. Insbesondere bemerkt er, dass der Name Land *Ramses* nichts anders als Gosen sey, indem *Ramses* im Aeg. Leute, die ein Hirtenleben führen, bezeichne (bey die-

Digitized by Google

ser Gelegenheit hat der Herausg. einen von J. selbst in einem Brief an La Croze im Thes. epistol. Lacroz. verbesserten Fehler im Text berichtigt, und man sieht daraus, wie sorgfältig der Herausg. alles benutzt hat, was zur Vervollkommnung dieser Ausgabe dienen konnte); dass aber davon die Stadt *Rameses* sehr verschieden sey, welches er für Heliopolis hält. Die fünfte Abh. führt den Beweis aus der Lage des Landes Gosen und dem Ausgang der Israeliten aus Aegypten. Sie gibt zugleich die Vorstellungen des Vf. über den Ausgang und die Reise der Israeliten durch die Wüste bis zum arab. Meerbusen. Hier würde es den Herausg. zu weit abgeführt haben, wenn er neuere Erläuterungen darüber hätte nachtragen wollen. Er verweiset auf die in Deutschland weniger bekannten Dissertationes von *Schutte* de itinere Israelitarum per desertum. Seitdem keine Sammlungen von solchen erheblichen akad. ausländ. Schriften, wie sie ehemals veranstaltet wurden, im Buchhandel ihr Glück machen, bleibt manche Schrift dieser Art zum Nachtheil der literar. Forschungen unbenutzt, ja wohl gar ganz unbekannt. Bey einer angeführten Stelle, wo die LXX. Μαγδωλον haben, verweiset der Verf. auf „ea quae observantur in notis Mss. ad h. l. in exemplari meo Germanico." Der Herausgeber fand keine weitere Spur, von wem diese Noten herrührten und was sie enthalten haben. Die sechste Abh. soll (mit Uebergehung eines aus dem Namen Gosen herzunehmenden Beweises) die Meynung des Verf. über die Lage von G. aus den Ueberlieferungen der Aegypter bestätigen und erläutern; ein ziemlich schwacher Theil der ganzen Beweisführung. In der siebenten Abh. aber sucht der Vf. darzuthun, dass *Gosen* in der ägypt. Sprache so viel bedeutet habe, als in der griech. Heracleopolis, ein dem Hercules geheiligtes Land. J. hatte zwar am Rande angemerkt, es müsse noch besonders geprüft werden, was im 37sten Th. der Bibliothèque Germanique und in Lakemacheri Observatt. Philol. eingewandt war, aber es scheint diese Prüfung doch von ihm nicht vorgenommen worden zu seyn. Die achte Abh. beschäftigt sich mit dem Zustand der Idololatrie zu den Zeiten des Moses bey den Aegyptern überhaupt und mit der Verehrung des Hercules insbesondere. Es hatten nemlich einige Gelehrte (der Verf. trug noch des Casti Innoc. *Ansaldi* diss. de religione Josephi vindicata a criminationibus Basnagii, 1740, die er jedoch nur aus den gelehrten Zeitungen zu kennen schien, nach) behauptet, vor den Zeiten Mosis sey in Aegypten noch nicht der Götzendienst, so wie ihn die Griechen schildern, in Aegypten eingeführt gewesen. Den Theil der Abh. von J., worin das Gegentheil erwiesen wird, hatte schon *Barkey* in den Symbolis Liter. Haganis cl. 2. fasc. 3. aufgenommen und mit einem eignen Zusatz begleitet; demungeachtet durfte dieser Theil hier nicht wegbleiben, aber vielleicht wäre es auch manchen Lesern angenehmer gewesen, hier noch einen Auszug aus Barkey's Bemerkungen zu finden, als blos das allgemeine Urtheil, das der Herausgeber Th. I. S. 203 f. darüber gefällt hat, nachzulesen. Den ägyptischen Hercules unterscheidet J. vom griechischen und hält ihn für ein Symbol der göttlichen Kraft. Am Schlusse der Abh. verspricht J. im nächsten Jahre einige noch übrige Untersuchungen zu vollenden; es ist aber dies nicht geschehen. S. 225 ff. Dissertationes tres de tabula *Bembina*, sive Isiaca, et de diebus Aegyptiacis, ab auctore recognitae et emendatae. Die erste ist: Specimen novae interpretationis tabulae Bembinae, vel uti vulgariter vocatur, Isiacae, aus den Miscellan. Berol. T. VI. p. 139 ff. Man muss dabey die Ausgabe des Pignorius mit dem Kupfer zur Hand haben. Der Herausgeber hat nur einmal bemerkt, dass Hr. von *Schmidt* in seinen Opusculis über des ägyptische Alterthum eine Erklärung von J. gebilligt habe. Den Archäologen sind die mehrern neuern Erklärungsversuche jenes Kunstwerks nicht unbekannt. Der zweyte Aufsatz hat die besondere Ueberschrift: Coniectura in clausulam tabulae Bembinae vel Isiacae de festo Osiridis inventi, et de die, in anno Aegyptiorum, festo huic proprio S. 243—273 aus denselben Miscell. Berol. VII. 325 ff. Aus einer Vergleichung der Stellen Plutarchs, wo eine von J. gemachte Verbesserung nun von Wyttenbach in den Text gesetzt ist, und des Epiphanius, zeigt der Verf., dass die Aegypter das ihnen sehr wichtige Fest des gefundenen Osiris am 11. Tybi d. i. 6. Jan. gefeyert haben, und er vermuthet, dass die ägyptischen Priester zwar das Wintersolstitium an dem eigentlichen Tage desselben unter sich gefeyert, die öffentliche Feyer aber auf den 6. Jan. angesetzt haben. Der dritte ist die Commentatio de diebus Aegyptiacis in vetusto Kalendario Romano commemoratis, S. 274—308 aus den Miscell. Berol. T. VII. S. 406 ff. Der Herausg. bemerkt in einer Note, dass des Vfs. Meynung über die Bedeutung der ägypt. Tage in dem röm. Kalender den Herren *Sinner* im Catal. Codd. bibl. Bern., und *de Schmidt* in den Opusc. antiq. Aegypt. mistallen habe, und er führt noch aus *Senebier's* Katalog der Handschriften der Genfer Bibl. einen Kalender aus dem 10. Jahrh. an, wo jedem Monate, den December ausgenommen, die *ägypt. Tagesnamen* beygeschrieben sind. Ueberhaupt ist der ägypt. Kalender auch der Gegenstand neuerer Untersuchungen gewesen, die aber hier nicht nachgetragen werden konnten. Vielleicht wäre doch auf sie zu verweisen gewesen. Ueber eine Stelle des Ulpians in der Coll. Legum Mos. et Rom. hat der Herausg. mehrere neuere Vermuthungen holländ. Kritiker beygebracht. S. 311 — 354. Observationes, quas ipse Jablonskius adscripsit exemplo *Pantheï Aegyptiorum*, nunc primum ex autographo editae. Da das Pantheon noch sehr häufig zu haben ist, so billigen wir recht sehr den Entschluss des Herausg., es nicht in diese Sammlung aufzunehmen. Er kaufte das Exemplar, welchem J. seine Bemerkungen und Zusätze beygeschrieben hatte, von dem Besitzer desselben in Deutschland. Für manche Besitzer des Pantheons, die wohl nicht alle die Sammlung der Schriften von J. kaufen können und wollen, wäre ein besonderer Abdruck dieser Supplemente wohl wünschenswerth. Sie sind

zwar nicht alle gleich wichtig, meistens nicht ausgeführt genug, zum Theil einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und über manche hier nur berührte Gegenstände haben wir nun schon mehrere Aufklärungen (wie über die Aegypt. Casten, besonders die Priestercaste, S. 348.), aber man trifft doch auch viele schätzbare und der Aufmerksamkeit würdige Andeutungen und Bemerkungen an, auch kritische Verbesserungen einiger angeführten Stellen. S. 329 wird von dem Abdemon, einem Weisen der Phönicier zu Salomons Zeiten, den man aus den Fragmenten des Menander und Dius, bey Josephus, kennt, gehandelt. Der Vf. glaubt, der wahre Name desselben sey gewesen, Αβδεσμουνος, עבד השמיני. S. 354 fangen die Disputationes, quibus sacri codicis loci difficiliores illustrantur, ab auctore pleraeque emendatae et locupletatae, an. Die erste S. 357—392 ist: Diss. *de redemtore stante super pulverem* ad locum Jobi 19, 25. illustrandum. Die bekanntlich streitigen Worte übersetzt J. so: *et ultimus stabit super pulverem*, nemlich Goel s. redemtor, und unter dem *Staube* versteht er Hiobs Körper selbst. Der Gedanke, dass dem gestorbenen Hiob der lebende Erlöser zur Seite steht, führt auf die ἀναζίωσις τῶν νεκρῶν bey den Alten, die der Vf. gelehrt erläutert. In einer Schlussnote erinnert der Herausg., man dürfe sich nicht wundern, dass J's Erklärung den einsichtsvollsten neuern Auslegern nicht gefallen habe, aber er könne doch die Erklärung der Worte Hiobs von der Hoffnung eines bessern Lebens und der ewigen Seligkeit nicht mit einem gewissen Theologen unerträglich und eines gelehrten Auslegers unwürdig finden. S. 393—423. Exercitatio de genuina et propria significatione τῆς διαθήκης in Scriptis Novi Test. Der Herausgeber hat hier nicht, wie sonst, die neuern, freylich nicht unbekannten, Untersuchungen über diess Wort nachgetragen, auch über solche Stellen, wo er vielleicht selbst dem Vf. nicht beypflichtet, nichts erinnert. S. 424—457. Exercitatio de verbo otioso, cuius ratio in iudicio divino reddenda est, ad Matth. 12, 36. Auch hier begnügt sich der Herausgeber nur *Köcher's* Analecta ad Curas Wolfii und Wetstein den vom Vf. angeführten Auslegern beyzufügen. Der Vf. erklärt ἀργον impium, criminis et impietatis iudicia secum vehens, und bestimmt die Charaktere des ἀργου ῥημα nachher noch genauer. S. 458—485. Exerc. theol. de salsura ignis aeterni ad Marci 9, 49. Auch hier werden diejenigen Leser Nachträge des Herausgebers vermissen, welche nicht bloss die Meynung von J. kennen zu lernen wünschen, sondern auch ein Urtheil über ihren Werth und andere Ansichten zu finden wünschen. Denn J's Hypothese, Jesus spreche hier von dem Sodomit. Salz und spiele auf den Untergang von Sodom an, ist allerdings sehr unwahrscheinlich, wenn man auch der Hauptansicht des Vfs. beytreten will. Den übrigen Theil des Bandes nehmen die sehr genau ausgearbeiteten und brauchbaren Register ein. Einige Beyträge zu manchen philologischen und antiquarischen Behauptungen J's Aegypten betreffend bietet noch Zoega de origine et usu obeliscorum dar. Wir hoffen vom Herausgeber bald auch die übrigen Bände der Sammlung zu erhalten.

GESCHICHTE DER MENSCHHEIT.

Odo Staab's Potographie, oder die Beschreibung der Getränke aller Völker in der Welt. Ein Beytrag zu den vier Anleitungen der physisikal. chym. Künste, das Bier, den Wein und Essig, den Branntwein und die Liqueure zu verfertigen. Frankfurt am Mayn, Andräsche Buchh. 1807. XXVIII. u. 290 S. 8. (1 Thlr.)

Der Verfasser nennt diese unvollständige und unkritische Compilation einen Beytrag zu den vier von ihm seit 1802 herausgegebenen Schriften, deren vollständige Titel am Schlusse des gegenwärtigen Buchs angegeben sind, in so fern die Verfertigung einiger Getränke bey verschiedenen Völkern darin gelehrt und also manches nachgetragen wird, was in jenen Anleitungen fehlte, so dass also mancher Bier- und Essigbrauer, Weinbauer oder Branntweinbrenner einige Kunstgriffe daraus erlernen könne, die zur Vervollkommnung seines Erwerbes dienlich wären. Für diese Leute schrieb also der Verf. vornemlich, nicht für solche, die aus einer Geschichte und Beschreibung der bey verschiedenen Völkern in verschiedenen Zeiten üblichen Getränke einen erheblichen Beytrag zur Gesch. der Menschheit zu erhalten suchten. Vom Hrn. Danz erwarten wir daher immer noch ungleich mehr bey der Fortsetzung seiner schätzbaren Geschichte der Nahrungsmittel. Unser Verf. glaubt, dass die in seiner Popographie gegebene Anweisung zur Verbesserung eines noch jungen Weins die Leser für den Ankauf derselben hinlänglich entschädige (denn allerdings wird für solche Leser, die dergleichen Anweisungen hier suchen, Vieles andere überflüssig seyn). Ihnen erklärt er auch in der Vorrede manche physikal. chemische Kunstwörter, die dem nicht ganz Ununterrichteten meist schon bekannt, auch wohl besser erklärt sind. Er macht endlich noch Hoffnung, dereinst das ganze Fach der Beschreibungen sowohl als der Zubereitungen und Verfertigungen aller Getränke zu einer *vollkommenen* Potographie und Potologie zu verbinden. Wie das geschehen wird, kann man schon aus gegenwärtigem Vorläufer eines grössern Werks abnehmen. Im ersten Cap. handelt er von den Getränken der Völker überhaupt. Sie folgen so auf einander: Getränke der ersten Menschen bis zu Noah's Zeit (wovon man bekanntlich recht viel weiss!), der Perser, Cappadocier, Scythen (welche Völkerordnung!), der Phönicier, Aegypter, Griechen (dabey noch von der Weinlese der Hebräer), der Mahomedaner in Asien, der Araber (sind diese keine Mahomedaner in Asien?) und Chinesen (wie kommen diese mit den Arabern gerade

Digitized by Google

in Nachbarschaft?), der Afrikaner, Mohren (Negern sollte es wohl heissen), Mauren, der Amerikaner, der Europäer — das alles auf 12 Seiten. Das heisst doch kurz gefasst. Dass an Unterscheidung der Zeitalter dabey gar nicht zu denken sey, versteht sich. Aber einzelne Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen, könnte leicht mehr Seiten als diess Cap. enthält, fordern. Das 2. Cap. handelt von den Bacchanalien, Gastmahlen und Trinkfesten der (vermuthlich fehlt: *alten*) Heiden, Indianer, Floridaner und Europäer. Wir erfahren unter andern hier, dass die Römer genöthigt worden wären, „den unsaubern Gott Bacchus, unter dem Namen Liber, aus Rom zu verbannen, dessen Vertilgung der griech. Poet Aristophanes schon gewünscht hatte." Im dritten Capitel sind die ungegohrnen und ungeistigen Getränke verschiedener Völker, die aus Früchten, Pflanzen, Kräutern, Säften und dergl. bereitet werden, in folgender Ordnung angeführt: Getränke der Israeliten, der Russen und Koräiken, der Kamtschadalen, der Lappen am Eismeer, der Isländer, Grönländer, Tunkinesen, Peruaner, Australier, Floridaner, Indianer, Sagamiten, Algonquinen, Neger, Bewohner von Sumatra, Savu, O-Taheiti, Chinesen; — dann wird von S. 57 an wieder besonders vom Thee, Kaffee, der Chocolade, dem Cacaobaume, dem Julep, der Mandelmilch, Limonade, Orangeade, dem Erdbeerwasser, Scherbet oder Sorbet und dem Zucker einige, nicht durchaus befriedigende, Nachricht, ohne Anzeige der Quellen gegeben. Darauf folgen im vierten Capitel die gegohrnen und geistigen Getränke aus Malz, Früchten, Kräutern, Honig, Obst, Saft und dergl. theils einzeln, wie z. B. Medh, Quas, theils nach den Völkern. Eingemischt sind wieder Beschreibungen des Anbaues einiger Gewächse, wie des Reises bey den Chinesen, der Manioc-Cassava- oder Yuca-Wurzel, der Patates. Den Beschluss machen die Getränke der Deutschen, von denen es heisst: „Wir Deutschen endlich trinken nicht nur die Biere, sondern auch Wein, Punsch, Bischof, Kuhwein (sic), Hopelpopel Wippe, Liqueure, überhaupt alles, was gut schmeckt (ja wohl!)." Im 5ten Cap. kömmt der Verfasser gar auf die verschiedenen Weinberge, Weintraubenbeere, Weine und den Weinbau überhaupt. Mit einer sehr überflüssigen Betrachtung über die Wirkung des Weins macht er den Anfang. Die Weinstöcke und Weine geht er nach den Ländern durch; und er ist hier mehr in seinem Fache. Meist werden nur ältere Schriftsteller über den Weinbau in einigen Gegenden, nicht die neuern, im Allgemeinen genannt. Das 6. Cap. von den destillirten Weinen oder Branntweinen aus Traubenwein, Saft, Milch, Obst, Getreide, Pflanzen und dergl., hält sich erstlich bey den Branntweinen der Kalmuken, Katschinzer, Kamtschadalen, Kosaken, Wotjaken, der Branntweinbrennerey der mähr. Brüder zu Sarepta, dem Reisbranntwein der Cochinchineser u. s. f. auf; dann ist auch ein Paragr. von dem Branntweintrinken zu Carthagena im span. Amerika um die eilfte Stunde eingemischt. Es folgen sodann die verschiedenen europ. Branntweinbrennereyen, auch ein Paragraph von dem berühmten Franzbranntwein. Hier ist manches Nützliche zusammengetragen. Das 7. Cap. handelt von dem Essig, erst der Kamtschadalen, dem zu Canada und in Westindien verfertigten, dann insbesondere dem Essig aus der amerikan. Aloe, der schwarzen Birke, der Cocospalme, den Beeren verschiedener Strauchgewächse, dem Safte des Ahornbaums, dem Safte der Birke, wieder dem Safte der Johannisbeeren, Traubenbeeren. Man sieht, dass eine richtige Anordnung und Verbindung zusammengehörender Materien nicht zu den Vorzügen dieser Schrift gehört. Den Schluss dieses Capitels macht eine Belehrung von dem Essig aus Branntweine und, was hieher nicht gehörte, von der Verbesserung der Weine, die wenigstens ganz unschädlich ist. Das achte und letzte Capitel handelt von der Zubereitung der Punsch- und Bischof-Essenz, der französ. Liqueure, des Rums, des Arraks, des Rosolisliqueurs, der Curasseaux und andern Liqueuren; und damit „empfiehlt sich der Verf. dem geneigten Leser, und wünscht ihm einen ökonomischen Vortheil, den ihm die gegenwärtige Potographie vielleicht gewähret." Freylich einen historischen möchte sie eben nicht in reichem Maasse gewähren, und wir würden dem Verf. rathen, lieber den geschichtlichen Theil dieser Untersuchung andern, die der Sache mehr gewachsen sind, zu überlassen und sich bloss auf den beschreibenden oder vielmehr artistischen Theil einzuschränken, übrigens seinen Styl von dem ziemlich veralterten Gewande, den er noch hat, zu entkleiden, und ihn etwas mehr den Forderungen, die man jetzt an einen guten Vortrag, auch über solche Gegenstände, macht, anzupassen. Wir haben schon einige Proben seiner Schreibart ausgehoben, und glauben nicht, dass die Leser mehrere verlangen werden. Die allgemeine oder besondere Anzeige der Quellen ist übrigens bey Schriften dieser Art etwas Unerlässliches.

Kurze Anzeige.

Theologie. *Vermischte Aufsätze theologischen Inhalts.* Glogau, 1807. Neue Günterschc Buchh. 1807. 8. 128 S. (10 gr.)

Der Vorrede zufolge fehlten die „Miscellaneen eines Landpredigers, Dessau 1782" schon langst im Buchhandel u. wurden gesucht. Ein Verehrer des sel. *Langreuter* unterzog sich der Besorgung einer neuen Auflage, liess aber die Kleinigkeiten „aus meiner Schreibtafel" nicht wieder mit Abdrucken, sondern fügte statt ihrer einige Aufsatze hinzu. Und doch scheint nur das Titelblatt neu zu seyn. Von Langreuter sind: S. 48. Nikodemus (nicht aus Furcht sey er Nachts zu Jesu gekommen). S. 52. Joh. 3, 14. S. 54. Versuch über Luk. 15, 7. S. 67. Ein Wort an gute Menschen die in Gesellschaft gehen. S. 71 u. 76. Edle Gesinnungen der Landleute. Vom Herausg. (B. unterzeichnet): S. 5. Ueber Petri Fall, (Psychologische Erklarung u. Entschuldigung desselben). S. 84. Ueber Joh. 14, 27. S. 96. Ueber Ephes. 3, 17 — 19. S. 112. Ueber 2. Kor. 5, 1. S. 122. Ueber Matth. 9, 3. 5. (eigentlich Predigtauszüge.)

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

119. Stück, den 18. September 1807.

PHILOSOPHISCHE WÖRTERBÜCHER.

Allgemeines Wörterbuch der Philosophie; zum Gebrauch für gebildete Leser, welche sich über einzelne Gegenstände der Philosophie unterrichten wollen, abgefasst von *G. S. A. Mellin*, königl. preuss. Consistorialrath, Inspector und erstem Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde zu Magdeburg. Zweyter Theil. Magdeburg, in der Hesenlandschen Buchhandl. 1807. gr. 8. 386 Seiten. (1 Thlr. 8 gr.)

Der zweyte Theil dieses, insbesondere für Liebhaber der Philosophie, überaus nutzlichen Werkes, dessen Vorzuge bey der Anzeige des ersten Theils gerühmt wurden, umfasst den Buchstaben B. Bey Werken dieser Art, in welchen die Gegenstände nach alphabetischer Ordnung abgehandelt werden, stehet es nicht bey den Verfassern, das Interessante, wie etwa der Mahler Licht und Schatten, zu vertheilen, und einen jeden Theil mit einem besonderen Interesse der Gegenstände auszustatten, sondern die Verf. stehen unter dem despotischen und fremden Gesetze der Buchstabenfolge. Wenn daher dieser Band fur manchen Leser trockene logische Erörterungen enthält, wie z. B. in den Artikeln Baralip, Baroco, Bocardo u. s. w., so ist diess nicht des Hrn. Verfassers Schuld, von dessen Willkühr die zu bearbeitenden Gegenstände nicht abhängen. Aber auch bey solchen ihrer Natur nach trockenen Untersuchungen wird der Leser durch lichtvolle Klarheit, Bestimmtheit der Begriffe und Vollständigkeit des Ganzen befriedigt. Ausser den zur Logik gehörigen Gegenständen findet man doch auch Artikel aus allen Theilen der Philosophie. Die reine Philosophie hat z. B. die Artikel: *Bewusstseyn*, *Bestimmung*, *Beurtheilung*, ästhetische, logische, teleologische, transscendentale; die Philosophie der Natur die Artikel: *Berührung*, *Bewegung* etc.; die Philosophie des Rechts hat mehrere interessante Artikel, z. B. *Besitz*, *Beguterung*, *Beerbung*, *Boden* u. s. w. die Tugendlehre die Artikel: *Belohnung*, *das Böse* etc., die reine Religion die Artikel: *Bekehrung*, *Berufung* etc.; die Philosophie des Schönen die Artikel: *Beredsamkeit*, *Baukunst* etc.; die empirische Psychologie und Anthropologie, so wie die allgemeine Sprachlehre, sehr viele Artikel. — Man würde sich von der Art, wie der Vf. seine Gegenstände bearbeitet, einen zu kleinen Begriff machen, wenn man etwa nur logische Analysen, und Zersplitterungen des Ganzen in seine einfachen Bestandtheile erwartete. Nein! der Leser findet reale Philosophie, nicht blos logische Deutlichmachung. So erklärt z. B. unser Verf. den Begriff der *Begebenheit* nicht blos analytisch durch etwas, was geschieht; sondern er zeigt die reale Möglichkeit des Geschehens, indem er in analytischer Methode zu den Principien der Möglichkeit alles Geschehens aufsteigt. Man könnte daher sagen: jeder *philosophische* Artikel dieses Wörterbuchs sey eine Thür, oft eine kleine Seitenthür, durch welche man auf sehr verschiedenen Wegen in das Innere des Tempels, wenigstens in die den Seitenthüren zunächst gelegenen Gemächer, eingeführt wird.

Nach Rec. Befürchtung möchte nur dieses Werk zu voluminös, und dadurch dasselbe zu sehr vertheuert, und dadurch für diejenigen, welche es einst mit einem male sich anschaffen sollen, der Nutzen desselben zu sehr beschränkt werden. Bis jetzt hat jeder Buchstabe monarchisch seinen eigenen Band, wie sein Natureigenthum, besessen. Im grösseren encyclopäd. W. B. theilte sich doch B mit seinem Nachfolger C in die Herrschaft des zweyten Bandes. Nun möchte es aber künftig wohl noch weiter um sich greifende Buchstaben geben, die mit dem Reiche Eines Bandes sich nicht begnügen, sondern noch mehrere Bände unter ihre Herrschaft zwingen. Rec. würde daher rathen, dass nur diejenigen Theile der Philosophie behandelt würden, die von der Erfahrung unabhängig sind, wie es S. V. der Vorrede zum ersten Theile heisst. Die, aus der Philosophie im strengsten Sinne gestossene, Anthropologie müsste demnach auch hier, doch salvo honore, entfernt werden, weil sie nicht *rein* ist, um in den Adel philosophischer Mitglieder aufgenommen zu werden. Ferner müssten Artikel mit einiger Selbstüberwindung des Verfs. unterdrückt werden, die mehr

Digitized by Google

durch des Vf. Scharfsinn und Behandlung, als durch ihre eigene Natur den Leser anziehen, z. B. der Art. *bald*. Endlich scheint es der Bestimmung eines *allgemeinen* Wörterbuchs der Philosophie doch angemessen zu seyn, auch auf Ideen der nachkritischen Schulen Rücksicht zu nehmen, gesetzt auch, dass jene Ideen nur Nachgeburten des schon gebornen Kindleins der Philosophie wären. Der gute Arzt vergisst ja über der Freude des gebornen Kindes die Nachgeburt nicht, da ja die Sorglosigkeit in Absicht der letzteren der Mutter, welche in diesem Falle die Vernunft selber ist, tödtliche Krankheiten zuziehen kann, wie denn dieses die Tagesgeschichte der noch immer in Wochen liegenden philosophirenden Vernunft beweiset, deren sonst so rustige Natur durch die Paroxysmen der Mystik und anderer Phantasien krankhaft verzehrt wird. Zwar hat der Verf. S. VI. der Vorr. zum ersten Theile erklärt: dass er nur begründete Wahrheit vortragen, und alle Begriffe, die nur Hirngespinnste, grundlose Hypothesen und phantastische Träumereyen sind, ausschliessen wolle. Allein es könnte doch mancher gebildete Leser wissen mögen, was er sich unter einer intellectuellen Anschauung, absoluter Erkenntniss, unter ursprünglichen bewusstlosen Thätigkeiten, die die Weltanschauung setzen, oder unter der Polarität der Vernunft u. s. w. zu denken habe. Und wo soll sich ein solcher anders Rathes erholen, als in einem *allgemeinen* Wörterbuche der Philosophie? Hierzu kommt, dass solche Entwickelungen nicht viel Raum einnehmen würden. Denn je klarer und bestimmter jemand denkt, wie unser Verf., je mehr er es versteht, das Dichten und Phantasiren beym nüchternen Denken zu unterdrücken, desto kürzer und bündiger wird dann die Darstellung. Denn je reiner und von Irrthümern geschiedener die Philosophie in selbstständiger Gestalt hervortritt, desto schlanker werden die Leiber ihrer Darstellungen, da ja in jeder Wissenschaft der Leib wissenschaftlicher Werke in eben dem Grade abnimmt, als der Geist und ausgemachte Wahrheit zunimmt.

M U S I K.

Kurzgefasstes Handwörterbuch der Musik für praktische Tonkunstler und Dilettanten, von *Heinrich Christoph Koch*. Leipzig, 1807. b. Hartknoch. gr. 8. (2 Thlr.)

In Hinsicht der Entstehung und des Zwecks des vorliegenden Buches, berichtet der Verf. in der Vorrede: „der Fall, dass sein grösseres musikalisches Lexicon, von einer jetzt sehr zahlreichen Classe der Tonkunstler und Liebhaber der Musik, die sich blos mit dem praktischen Theile der Kunst beschäftigen, und für welche die Theorie derselben kein Interesse hat, für ihr eingeschränktes Bedürfniss viel zu weitläufig, und daher auch zu theuer befunden werde, weil sie in einem solchen Werke, ausser den sich auf den praktischen Theil der Kunst beziehenden Artikeln, nur solche kurze Erklärungen über theoretische Gegenstände suchen und wünschen, die hinreichend sind, blos ihr augenblickliches Bedürfniss bey vorkommenden Fällen zu befriedigen, sey ohne Zweifel die Veranlassung, dass er vor geraumer Zeit, von verschiedenen Seiten her, einige Winke zu Bearbeitung eines kleinern Werks der Art, oder einem Auszuge des grösseren bekommen habe." Der Verf. entschloss sich zu dem ersteren, und fügt hinzu: „es sey um so nöthiger gewesen, die Artikel über das Fach der Kunstphilosophie so vollständig zu machen, als es der eingeschränkte Umfang des Werks erlaubte, weil er bey derjenigen Classe der Tonkunstler, für welche dieses Werk zunächst bestimmt sey, nicht so viel Liebe zur Lectüre über Kunstgegenstände voraussetzen konnte, als bey derjenigen Classe, für welche das grössere Lexicon bestimmt wurde."

Es wird immer sehr unsicher seyn, den Plan und Umfang eines Werks dieser Art von den Bedürfnissen einer gewissen, im Allgemeinen angenommenen Classe von Lesern abhängig zu machen, weil eben diese Bedürfnisse der Einzelnen höchst verschieden seyn können. Sicherer und der Festigkeit des Plans vortheilhafter scheint es, ohne diese Rücksicht, die nach ihren einzelnen Theilen, Mitteln, eigenthümlichen Benennungen und Zeichen etc. zu erläuternde Kunst, in alphabetischer Ordnung für das allgemein und schnell zu befriedigende Bedürfniss, der über einzelne Stücke derselben Unbelehrten, in deutlicher Kürze abzuhandeln. Zwar ist selbst diese Kürze ein relativer und also unbestimmter Begriff; allein diese Unbestimmtheit betrifft nur die Quantität des Einzelnen, die sich dann durch Verhältnisse leichter ausmitteln lässt, nicht das Einzelne überhaupt. Durch jene angeführte Tendenz, in welcher wir zugleich den Begriff eines technischen Handwörterbuchs finden, unterscheiden wir dasselbe von einem *Lehrbuche* der Kunst, welches einen kurzen und systematischen Umriss ihrer Formen und Gesetze in zusammenhängender philosophischer Ordnung enthalten soll, und von dem *vollkommenen System*, welches eine ausgeführtere Darstellung der Kunst ist. Einen ganz Ununterrichteten in der zu beschreibenden Kunst setzen wir in dem, welcher sich jenes Wörterbuchs bedienen soll, keinesweges voraus; vielmehr steht der nothwendig zu fordernden gründlichen Erlernung einer Kunst, die fast fragmentarische Form des *Wörterbuchs* geradezu entgegen; auch werden die dort einzeln aufgeführten Artikel selbst nicht verstanden, ohne eine schon vorhandene, wenn auch beschränkte, Uebersicht der Kunst; indem man zwar das Unverständliche unter einer neuen Rubrik aufsuchen und finden könnte, das Beschriebene aber, so gross auch sonst die Deutlichkeit seyn möchte, immer schon eine gewisse Kunsterfahrung, und wenn nicht dieses, doch einen allgemeinen Begriff der Kunst, und wenn von einer *schönen*

Kunst die Rede ist, auch die Idee der Kunst überhaupt, in der Seele des Aufschlagenden voraussetzt. Hierdurch scheiden wir aus von dem Plane jenes Wörterbuchs Ausdrücke, welche die zu beschreibende Kunst nicht *eigen* und in specieller Bedeutung besitzt, und alles, was zur allgemeinen Aesthetik gehört. Von dem *grösseren Lexicon* aber unterscheidet sich das Handwörterbuch, wie das Lehrbuch vom Systeme, durch weitere Ausführung. Es umfasst alles, was sich auf die zu beschreibende Kunst, auch auf entferntere Weise, bezieht, und je zu ihr gehört hat: in Rücksicht der Musik z. B. ungebräuchliche Ausdrücke und Beschreibungen, aus der Geschichte derselben. Beym Handwörterbuche sind diese, in wie fern sie sich nicht unmittelbar auf einen noch gegenwärtig bestehenden Theil der Musik, z. B. Canonik (woraus die Verschiedenheit der Musiksysteme z. B. erläutert wird), oder noch hie und da im Gebrauch sind, ganz überflüssig. Schon die Benennung des *Handwörterbuchs* deutet auf ein schnell zu befriedigendes Bedürfniss im praktischen Gebrauche, d. h. beym Lesen (theoretischer Werke und Abhandlungen), Hören (eines musikalischen Unterrichts) oder Ausüben (der Tonstücke selbst). Auszuschliessen finden wir daher abermals vom Plane des Handwörterbuchs ganz veraltete Formen und Ausdrücke, die keinen wesentlichen Bezug auf irgend einen Theil der Kunst haben, und Beschreibungen durchaus ungebräuchlicher Gegenstände: bey einem *musikalischen Handwörterbuche* also: Beschreibung ganz veralteter Instrumente und Tonstücke, von denen selbst der bestimmte Begriff fehlt. Nach diesem Abrisse liesse sich das vorliegende Buch leicht beurtheilen. Wir kehren aber zum Plane des Verfs. zurück. Nehmen wir mit ihm an, dass das Bedürfniss praktischer Tonkünstler und Dilettanten, einen im Allgemeinen bestimmten Maasstab eines musikalischen Handwörterbuchs an die Hand gebe (obgleich wir nicht einsehen, warum eigentlich der Theoretiker vom Gebrauche desselben ausgeschlossen seyn solle; da es Theoretiker geben *kann* und viele *gibt*, die eines solchen Werks zur Verständigung über Gegenstände der praktischen Tonkunst zuweilen bedürfen, die doch den grössten Theil des Buchs ausmachen), so geht vorliegendes doch zu sehr auch über diesen Plan hinaus; denn es enthält eine Menge überflüssiger Artikel, welche weder der praktische Tonkünstler noch auch der blosse Kunstliebhaber darin suchen wird. Dazu gehören 1) solche, die aus der *Psychologie*, *allgemeinen Aesthetik und andern Künsten* hergenommen sind. Alle möglichen Empfindungen werden einzeln definirt (gewöhnlich nach *Platners* philos. Aphorismen), z. B. Freude, Traurigkeit, Muth, Missmuth, Bewunderung, sogar Mitleiden, angenehm, ängstlich (was doch jeder leicht von selbst versteht, und ohne Bezug auf Musik ist), dann die Lehre von den Gemüthsbewegungen und Empfindungen (weil der Tonkünstler sie schildert und ausdrücken soll) unter ihren Rubriken Abhandlungsweise weitläufig erörtert, so auch die Lehre von der Einbildungskraft, weil ihrer der Tonkünstler bey seinen Productionen bedarf. Aus der allgemeinen Aesthetik werden viele Ausdrücke durch gehäufte Definitionen, Meynungen und Anmerkungen aus *Eberhard's*, *Heusingers*, *Heydenreichs*, *Jean Pauls*, *Schellings* u. a. ästhetischen Werken, Abhandlungen und Recensionen weitläufig erörtert, der specielle Bezug aber, der doch noch Hauptsache seyn konnte, meistens übergangen oder wenigstens oberflächlich berührt, hin und wieder auch solche angeführt, die mit Musik in keinem Bezuge stehen. So wird z. B. bey dem Artikel: Abenteuerlich, nach Anführung einer Stelle aus Eberhard's Aesthetik von dem Abenteuerlichen in der Musik gesagt, man verstehe unter demselben „*gemeiniglich* nur die *absichtlich* angewandte Grösse an kleinliche Gegenstände zur Erweckung des Gefühls des Komischen," welches ein Widerspruch zu seyn scheint, da der Begriff des Komischen den reinen Begriff des Abenteuerlichen aufhebt. Uebrigens ist auch jenes nicht weiter bestimmt worden, wie man wohl verlangen konnte, da sich der Verf. einmal darauf eingelassen hatte. So ist auch die Anwendung der angeführten Definitionen an andern Orten zu allgemein; *düster* soll z. B. in der *Tiefe* ausgedrückt werden. Die Definitionen selbst sind hin und wieder schwankend und einseitig, z. B. die der *Begeisterung*, welche lautet: „wenn die Kräfte des Geistes, die man Genie (?) nennt, durch die Vorstellung etc., nach welcher Definition nur das Genie in Bewegung gerathen könnte, nicht auch das Talent und der blosse *Kopf*, oder alle Geisteskräfte schon das Genie ausmachten. So ist auch *Heusingers* Definition (207 S.) des Kunstwerks, für eine Definition des Kunstwerks im eigentlichen Sinne, d. h. eines schönen Kunstwerks, zu weit und unbefriedigend, und die daraus abgeleiteten Eigenschaften desselben theils unwesentlich, theils nicht hinreichend. Selbst die Anführung mehrerer, sehr verschiedener, zuweilen auch dunkler Definitionen, ohne Entscheidung, müsste oft den Unterrichteten, der sich dieses Buchs bedienen soll, mehr verwirren, als belehren, z. B. in dem Artikel *Kunst*, Aesthetik u. a. m. Zu den Artikeln, die aus der allgemeinen Aesthetik hieher gezogen worden sind, gehören ferner: das Burleske, das Wunderbare, Lächerliche, Anmuth, Grazie, Ideal, Genie, episch, Talent (bey welchem letzteren Artikel die übrigens schöne Stelle einer Recension der Jen. Lit. Zeit. für den, von dem Vf. angenommenen Zweck nichts erläutert), Illusion und andere mehr. — Zu den Artikeln, die aus andern Künsten, ohne speciellen und *eigentlichen* Bezug auf Musik, entlehnt sind, gehören die verschiedenen Namen der Versfüsse, welche sowohl einzeln aufgeführt werden, z. B. Amphibrachys, Choriamb, Creticus, Dactylus, Pyrrhichius etc., als in dem Artikel *metrum* (übersetzt „Taktgericht") zusammen angeführt sind. Man sieht leicht, es könnte diese Classe von Artikeln, welche aus der allgemeinen Aesthetik, Psychologie, Rhetorik, Poesie

und andern Künsten hergenommen sind, oder auf Musik etwa übergetragen werden könnten, leicht ins Unendliche vermehrt werden. — Aber auch c) eine unzählige Menge von Artikeln aus der Geschichte der Musik und den Antiquitäten überhaupt, die nicht einen unmittelbaren Bezug auf einen theoretischen oder praktischen Theil der Musik haben, vermehrt zum Ueberflusse den Umfang des Handwörterbuchs, wohin gehören die verschiedenen Namen alter griechischer, römischer, ägyptischer, abyssinischer, hebräischer Instrumente, und zwar auch a) weil sie meistens nur dem Namen nach bekannt sind, und b) wo sie vorkommen, mit Nationalschrift aufgezeichnet, hier aber alle in lateinischer Schrift geschrieben sind, daher auch die Erklärung ihrer Natur und Eigenschaften eher in philologischen Anmerkungen und Beschreibungen der Schriftsteller, die sie erwähnen, oder in einer vollständigen Geschichte der Musik, ja eher noch in dem grösseren musikalischen Lexicon, als in dem Handwörterbuche gesucht wird. Dasselbe gilt von den meisten neueren ausländischen und unvollkommeneren, z. B. indischen, türkischen u. a. Instrumenten, welche von den Geschicht - und Reisebeschreibern, die sie anführen, zugleich beschrieben werden. Für ein musikalisches Handwörterbuch genügte es in dieser Hinsicht, die bekanntesten und für die Musik bedeutendsten fremden Instrumente unter einer Nationalrubrik kurz und beysammen anzuführen, z. B. türkische, griechische, römische Instrumente. Zuweilen sind aber auch als besondere Instrumente angeführt gewisse Namen, welche die Eigenschaft oder Bestimmung der bekannten Gattung anzeigen, z. B. „*spondaulos*, ein Blasinstrument, welches bey den Opfern gebraucht wurde," anstatt der Flöte, in so fern sie beym Opfer gebraucht wird. So soll ferner *tibia multisonans* eine besondere Art ägyptischer Flöte gewesen seyn; so wie auch von *tuba* falsch gesagt wird: „sie sey ein ägyptisches Blasinstrument, und wahrscheinlich von dem Osiris erfunden worden." Dahin gehören ferner Namen der alten besonders griechischen Nationalgesänge, u. zwar noch aus dem besonderen Grunde, weil viele ganz unrichtig erklärt, von den meisten blos der Name bekannt, das übrige aber für Musik unbedeutend ist, endlich auch viele Adjective, die an und für sich keine besondere Gattung von Gegenständen anzeigen, und zu Hauptwörtern gemacht worden sind, auch die, bey welchen man nicht das Substantivum *gewöhnlich* zu suppliren pflegt. Belege für dieses sind die Artikel: *Adonion*, ein Schlachtgesang der Lacedämonier (?), „*anthema*," Name eines Singetanzes der Griechen, „*apobaterion*," Name eines Abschiedsliedes, „*apodipna*," Gesänge nach der Abendmahlzeit. *Apothetos* soll seyn ein nomos für die Flöte, dessen Unterscheidungscharakter (?) man „aber nirgends angedeutet findet." Aehnlich lauten die Artikel: *Cradias*, *endematie*, *indigitamenta*, *polycephalos*, *komarchios*, *tetraoedios*, *skephismos*, *sela*. *Hyporchema* „Singetanz dem Apollo zu Ehren" ist viel zu speciell: so auch *callinicos* Singetanz dem Herkules zu Ehren, welches unter *kallinicos* erklärt wird Singetanz dem Jupiter zu Ehren, da doch beydes augenscheinlich ein und dasselbe Wort, an und für sich nichts weiter bedeutet als den schönen Sieg oder Sieger betreffend, wobey, wenn es auf Musik und Poesie bezogen werden soll, νομος, ᾠδη oder etwas anders supplirt werden muss: so auch *erotica*, *embaterion* (wozu μελος bezogen werden müsste) „Marsch der Spartaner" (warum *dieser* allein?): so auch *thiasos* „ein *nomos* dem Bacchus zu Ehren" vielmehr Opferlied, ferner *hialemos* „*nomos* dem Apollo zu Ehren" vielmehr Klagelied, oder so wie *olophyrmos* überhaupt Klage, „nomion, eine Gattung Liebeslieder" (?) „*Schoenion*, Gesang von weichlichem Charakter, „*Harmodion* nomos dem Harmodius zu Ehren," „*harmatias* (os) ein dactylischer nomos erfunden vom Olympius aus Phrygien;" vielmehr ein Klag- oder Trauergesang: so auch „*epiodium* Begräbnisslied," „*mothon* der Name eines griech. Nomos für die Flöte," da es vielmehr einen unzüchtigen Tanz bezeichnet, „*hymaeos* und *emimilion* (wofür an einem andern Orte richtiger *epimylion* Müllerlied," *Gymnopedie* (— *pädia*)" ein Singetanz, welchen die jungen Lacedämonierinnen bey gewissen Gelegenheiten nackend tanzten (vielmehr eine, an einem gewissen Feste angestellte Uebung des nackten Körpers der laced. Knaben). Zu den Adjectiven, die sich eben so gut auf andere Gegenstände als Musik beziehen, und hier als besondere Tonstücke angeführt werden, gehören ausser *epicedion*, *epithalamion*, noch *epipompevtica*, *epilenion* „Singetanz dem Bacchus zu Ehren" (überh. *Winzerlied*), *mylothros*, *iulos*, *ithymbos*, sogar „*hippothoros* Gesang, dessen sich die Griechen bey der Begattung der Pferde bedienten," „Catapleon (katapleon) griech. Waffentanz." Wir könnten den Verf. mit einem Bogen ähnlicher Wörter (wie z. B. *aelinos*, *iakchos*, *halieuticon*, *hyfetikon*, *kordax*, *sikinnis* etc.) beschenken, wodurch aber das *Handwörterbuch* ohne Zweck vermehrt würde. Aus den Antiquitäten werden fast alle erdenkliche Spiele der alten Griechen und Römer, selbst die unbedeutendsten u. ungewöhnlichsten aufgeführt, aus dem oft wiederholten Grunde, weil mit ihnen musikalische Wettstreite verbunden waren, z. B. *actische*, *capitolinische*, *chrysanthinische* Spiele, *Adrianalie* u. *Trajaneen*, *Neroneen*, *Thargelien*, *Hyacinthien*, „dem *Apollo zu Ehren*" (!), *Didymeen*, *Ephesien*, *Barbilleen*, *Ithomäen*, *Orgia* und *Orphika*, welche verwechselt werden, *Karneen*, *tibilustrium*, *quinquatria* oder *quinquartus* (quinquatrus) *minusculae*, *Fest der Tibicinisten in Rom* (eigentlich der Minerva) etc. Ferner gehören hieher die besonderen Namen der Sieger in den Kampfspielen und (nicht immer musikalischen) Wettstreiten, besonders nach den dabey ausgesetzten Preisen, z. B. *argyritae*, *stephanitae*, *thematiki* und periodonicus (periodonikes), paradoxus etc., der Richter in denselben *Agonothen* (statt Agonotheten). Auch die *Kureten* oder *Dactylen* werden angeführt (fälschlich als Priester

Digitized by Google

des Jupiters) wegen ihrer Klappern und lärmenden Musik; auch die *ambubajae* und Sirenen nicht vergessen, auch die Musen, als welche ursprünglich „ein Chor musikalischer Frauenzimmer im Dienste eines ägyptischen Königs gewesen zu seyn scheinen." (Die meisten dieser Artikel scheinen aus einem alten mythologisch-antiquarischen Buche entlehnt zu seyn.) Viele Einrichtungen des griech. Theaters werden angeführt, z. B. *epiparodos*, selbst die Masken, „weil sie die Stimme verstärkten," Namen der Gesangsvorsteher und Sänger, z. B. *koryphaeus*, welchem Ausdruck das latein. *pedicularius* oder pedarius entsprechen soll, chorodidascalos, *didascalos cyclicus*, *phonascus*, *stichodi* „Sänger, welche bey ihrem Vortrage *Palmenzweige* hielten," da es doch Sänger, Dichter überhaupt bezeichnet.

Hierzu fügen wir noch einige andere ganz überflüssige Artikel: z. B. *Benefizvorstellung*, *Menstrels* und *Meistersänger* (welche mehr in die Geschichte der Poesie gehören), den Ausdruck *„cassaten gehen,"* womit der Verf. „*cassatio*, ital. *cassazione*" (welches dem Rec. in dieser Bedeutung ganz fremd war) verbindet. Dieses soll bedeuten ein veraltetes Tonstück, „welches auf den Strassen aufgeführt worden sey, um das Frauenzimmer an das Fenster zu locken, und verliebte Unterhaltungen anzuknüpfen, woraus auch die Redensart *cassaten gehen*, i. q. auf verliebte Abentheuer ausgehen, entstanden seyn soll." Gewöhnlicher und wahrscheinlicher ist die Ableitung, von dem im Küchenlatein gebrauchten *gassatim*, von dem deutschen Worte *Gasse*, daher es auch grösstentheils mit dem g zu Anfang geschrieben wird. Hiermit verbinden wir die Erklärung des Ausdrucks *ludi magister*, „Leiter des Spiels, d. i. Organist," da doch in einer sehr gewöhnlichen Bedeutung *ludus* eine Schulanstalt heisst, und *ludi magister* daher ein Schulmeister überhaupt genannt wird; sogar *Mundpomade* hat der Verf. aufgenommen, weil sich ihrer die Blasinstrumentalisten nicht selten wegen des Ansatzes zu bedienen pflegen. —

So sehr wir nun diesen unnützen Ueberfluss tadeln zu müssen glauben, so fleissig und gründlich gearbeitet scheint uns doch die Bearbeitung der wesentlichen Artikel dieses Handwörterbuchs, und was dasselbe von dem im 37sten Stücke dieses Jahrgangs angezeigten Wolfischen Wörterbuche auszeichnet, ist die genaue, gedrängte und doch nicht undeutliche Bearbeitung einiger Hauptartikel aus der Canonik, welche dort zum Theil fehlen, so auch aus der Akustik, Harmonik und Geschichte der Musik. Auch Gegenstände der praktischen Musik sind sehr instructiv abgehandelt worden. Als die vorzüglichsten Artikel nennen wir die Rubriken: *Musik*, *Dissonanz*, *Consonanz*, *Ausweichung*, *Tonarten*, *Verhältnisse der Intervalle*, *System der Musik*, *Akkord*, *Ausweichung*, *Klang*, *Schall*, *Ton*, *Gesang*, *Ausdruck*, *Solo*, *Chor*, *Hauptstimmen*, *Mittelstimmen*, *Solospieler*, *Ripienspieler*; Beschreibungen gewisser *Instrumente*, vorzüglich der *Orchesterinstrumente*, *Einstimmen*, *Besetzung*, *Erklärung der Manieren* und *Signaturen* (wobey nur die Abbreviaturen und Zeichen nicht immer angegeben sind, z. B. von *accelerando*, *crescendo*, *sforzando*), endlich der Formen des Vortrags, z. B. *stuccato*, *schleifen*. Wir können daher nicht umhin dieses Werk jedem, der nicht die Musik in ihrem ganzen Umfange kennt, wegen seiner Gründlichkeit und Deutlichkeit als lehrreich und brauchbar zu empfehlen. Die Wichtigkeit aber und das Verdienst einer solchen Arbeit, die nur allmählig durch neues Abwägen, Prüfen und überhaupt durch den Gebrauch vollkommner wird, entschuldigt den Rec., wenn er den kenntnissreichen Verf. des Werks noch einige Mängel, die er bey genauer Durchlesung gefunden zu haben glaubt, zur Prüfung hiermit vorlegt, in der Hoffnung, dem Werke dadurch einigermassen nützlich werden zu können.

Zu fehlen scheinen uns, nebst einigen, auch in der Recension zu Wolfs musik. Wörterbuche angeführten, noch folgende Artikel: *alla stretta*, *Ausgang*, *Aufschwellen der Stimme*, oder *Schwelier* (welche Bedeutung unter diesem Worte nicht angeführt ist), *Messa di voce*, *Lagen* (der Accorde), *Partie chiffrè*, der Ausdruck *consumar la nota*, *gebundene Noten* und *Stimmen*, *Hanakisch*, *gefüllte Noten*, *Grösste*, *guida*, *Gregoriüssingen*, *Hauptzeiten*, *harmonische Theilung*, *Bassposaune*, *Semicroma*, *modus transpositus*, *Tonverbeissung*, *pince renversé*, *Prosen*, *einsetzen*, *Instrumentation*, *Novemole*, *Decimole*, *Undezimole*, *Notenzeiger*, *postludium*, *Orgelstimme*, *Rundgesang*, *Stahlspiel*, *signum intensionis* und *remissionis*, *ribatuta*, *risposta*, *Tonverwechselung*, *Tonänderung*, *Tonzeichen*, *Veränderungen*, *Verzögerung* und *Contratempo* oder *contretemps*, *Ueberschlag*, *überschlagen*, *untersetzen* oder *unterstecken*, *Uebergehungen*, *umgekehrter Doppelschlag*, *umgekehrter Triller*, *ursprüngliche Töne*, *unmelodische* oder *unharmonische Fortschreitung*, *sinistra* und *dextra manu* mit seinen und andern Abbreviaturen. Wir bemerken hierbey, dass die letztern Bogen vom Buchstaben T an überhaupt etwas flüchtiger als die vorigen bearbeitet zu seyn scheinen. —

Bey andern *angeführten Artikeln* vermissen wir *besondere Bedeutungen*, z. B. von *sonor*, welches nicht blos klingend, sondern auch *klangreich*, *voll* heisst, und von einer Stimme oder dem eigenthümlichen Tone irgend eines Instruments gesagt wird, vom *Schwanengesang* die allenfalls bemerkenswerthere Bedeutung einer vergehenden menschlichen Stimme, von *Rhythmen* und *tractus*, welche beyde gewisse bekannte Arten kirchlicher Gesänge sind, von *übersetzen*, welches auch bey Claviaturinstrumenten gebräuchlich ist. Von *Tirade* giebt es auch eine aus der höheren Tanzkunst entlehnte nicht *ungewöhnliche* Bedeutung. *Harmonie* bedeutet auch in einem specielleren Sinne eine besondere Art von Tonstücken für Blasinstrumente; auch *anakrusis* ist nicht vollständig erklärt. Von *nomos* fehlt die musikalische Hauptbedeutung *Tonart*. — Einige *Erklärungen haben wir unrichtig* oder *unbestimmt* gefunden, z. B. von *Eurythmie*, diese soll seyn: „Aehnlichkeit der

Digitized by Google

gleichnamigen Theile eines (Rec. setzt hinzu *musikalischen*) Ganzen," wobey das Hauptmerkmal: *in Rücksicht ihrer Bewegung* fehlt. *Bariton* ist nicht eine Stimme, welche die Höhe des *Tenors* zugleich mit der Tiefe des *Basses* besitzt; sondern — vielmehr eine Stimme, die weder die Stärke und volle Tiefe des Basses, noch die Zartheit und vollkommene Höhe des Tenors besitzt, und sich hauptsächlich in der Mitte beyder aufhält. Von *Cantilene* ist nicht die Hauptbedeutung: kurzes Tonstück für den Gesang, oder kleine Cantate, sondern es wird auch allgemein gebraucht von einem für sich bestehenden Theile der Melodie überhaupt. — Falsch *ausgedruckt* ist wenigstens die Erklärung von *Antithese:* „Vereinigung entgegengesetzter Ideen," da es doch eigentlich den Gegensatz, die Entgegensetzung selbst bezeichnet, die freylich nicht ohne harmonische Synthese oder Vereinigung in der Kunst seyn soll. *Allegramente* und *allegro* ist nicht ganz gleich; auch ist *Andante* ganz unbestimmt erklärt, indem es zwischen *lento* und *presto* (viel eher zwischen *allegro* und *adagio*) schweben soll. Auch zwischen *lento* und *largo* wird ein Unterschied gemacht. Harfenbass und *arpeggirter Bass* bedeutet nicht immer gleich viel. Unbefriedigend war dem Rec. der ästhetische Theil des Artikels *Oper*. *Opera buffa* soll sich von unserer komischen Oper dadurch unterscheiden, dass sie durchgehends gesungen wird, und statt des Dialogs Recitativ enthält (aber findet dieses nicht auch bey der opera seria statt?). Der Verf. führt unter der Rubrik *Oper*, eine lange Erörterung von *Heusinger* an, und unterscheidet dieses Tonstück nicht hinlänglich von der Operette. So sind auch unter der Rubrik *Styl* die besondern Gattungen nicht genugsam charakterisirt; ihre Verschiedenheit hängt nicht allein von der „*Beschaffenheit der äussern Umgebungen*" ab. Die Erklärung von *Virtuos* ist eben so unbestimmt. So wird auch *Rhythmopöie* oder *Taktordnung* (?) erklärt als „derjenige wissenschaftliche Theil der Melodie (?), welcher lehret, wie die Theile der Melodie (Musik) in Ansehung ihres Umfangs (wie unbestimmt!) beschaffen seyn müssen, wenn sie ein für unser Gefühl angenehmes Verhältniss erhalten sollen." Von *Tempo rubato* ist die zweyte Bedeutung, die fast gebräuchlicher als die erste ist, nicht deutlich angegeben. *Nomos* soll ursprünglich „wahrscheinlich ein Loblied auf Apoll gewesen seyn, und bedeutet eine Gattung von Tonstücken." In der ursprünglichen Bedeutung war *nomos* überhaupt *Gesetz, Gedicht*. *Bombyx* heisst auch eine Art von Flöte; *bassanelli* auch Schnarrstimme in der Orgel. — Auch *Bindung* und *Syntopation* scheinen für den Ununterrichteten nicht deutlich genug geschieden. Ganz dunkel ist die Erklärung von *color: diastaltisch* soll den Charakter des Erhabenen bezeichnen: *ermosmenon* das Sittliche in der Musik, da es überhaupt nur das Passende, Harmonische bedeutet. Auch die *Variazionen* und das *Volkslied* sind nicht gehörig charakterisirt. Es ist etwas Zufälliges beym Liede, „dass es *jeder* singen kann," und durfte daher in einer Definition nicht angeführt werden; *sotto voce* wird ganz fehlerhaft übersetzt mit heischer Stimme: es heisst mit verhaltener, gedämpfter Stimme. — Ferner finden wir auch darin noch einen Fehler dieses Handwörterbuchs, dass (wie auch schon am Wolfischen getadelt wurde) den fremden Kunstwörtern das Beywort ihrer Nation nicht hinzugefügt ist, welches hier um so mehr zu beobachten war, da hier so viele hebräische, griechische, lateinische, französische, italiänische und spanische Wörter, alle mit derselben Schrift angeführt sind. —

Wir fügen endlich noch einige Schreib-, Druck- und Sprachfehler bey, welche vorzüglich auffallen, nämlich: *cantare il magio* (für *maggio*), *dactyti* (für *dactyli*), *carnix* (f. *carnyx*), *Gagliarde* (f. *Gagliarda*), *luongo* irgendwo für *lungo*, *misteria* (f. *mysteria*), *chortonon* (f. *chordotonon*), *hexarmonisch* (f. *exarmonisch*) „eine Melodie, welche ins Weibische und Läppische fiel" vielmehr nur *unharmonisch* und *hyperbolisch* (*hyperbolisch*), eben so: „eine Melodie von läppischem Charakter" vielmehr: *übertrieben* überhaupt, ohne bessere Hinsicht auf Musik.

Wir wünschen, dass der Verf. in diesen Bemerkungen das Streben des Rec., die Vollendung des Werks zu fördern, nicht verkennen, und bey einer gewiss erfolgenden zweyten Auflage berücksichtigen möge, und empfehlen hiermit dieses Buch, das sich auch in Hinsicht der Oekonomie und Correctheit des Drucks auszeichnet, allen Freunden und Beförderern der Musik.

LITERARISCHES WÖRTERBUCH.

Neues allgemeines literarisch-artistisches Lexicon von D. *Heinr. Pertsch*. Erste Hälfte. XI u. 468 S. gr. 8. Zweyte Hälfte. VIII u. 375 S. Coburg und Leipz., in der Sinnerschen Buchh. (3 Thlr. 8 gr.)

In zwey Ankündigungen hatte der Verf. der als Lehrer am Gymnas. zu Coburg steht, dies sein neues Werk bekannt gemacht. Seine Absicht war, ein nicht zu bändereiches Werk, welches das Wichtigste aus der Gelehrten- und Kunstgeschichte (nicht blos Notizen von Schriftstellern und ihren Werken) richtig, genau und verhältnissmässig vollständig darstellte zum Gebrauch aller gebildeten Leser, die auf die voluminösern Werke, welche wir schon besitzen, nicht so viel aufwenden können. Die Grundsätze, die er bey Ausarbeitung desselben befolgen wollte, waren: keinen Gelehrten zu übergehen, der irgend eine Wissenschaft begründet oder erweitert, und überhaupt Epoche gemacht habe, auch keinen Hauptumstand ihres Lebens, keine Hauptschrift wegzulassen, 2. auch solche aufzunehmen, die nur eine subalterne Rolle spielen, weil die Classe von Lesern, für welche der Verf. zunächst schrieb, diese vorzüglich suchen dürfte, 3. nicht nur die allgemeinern literarischen Merkwürdigkeiten, sondern auch die artistischen unter gewissen Artikeln abzuhandeln; dabey 4. immer die

Chronologie genau zu berücksichtigen; in den Citaten aber und Ausgaben eine Auswahl zu treffen, welche zur Ersparung des Raums nöthig war, und nur das anzuführen, was er für das Beste oder Befriedigendste hielt (und kannte). Gewiss ist es, dass neuerlich kein Werk von dem Umfange, der Einrichtung und Bestimmung, der Brauchbarkeit im Allgemeinen, wie das gegenwärtige erschienen ist; dass die, welchen nicht sehr viele andere literar. Hülfsmittel zu Gebote stehen, oder die Zeit und Lust mangelt viele Werke (wohl oft vergeblich) nachzuschlagen, sich aus diesem alphabetisch geordneten Werke recht gut belehren werden; dass auch Andere überhaupt die hier gegebenen Nachrichten nützlich finden werden, weil der Verf. gemeiniglich die besten ältern und neuern Quellen gebraucht, aus ihnen mit Einsicht excerpirt, und selbst manche seltne Schriften benutzt hat; dass sehr viel von ihm ist zusammengedrängt und der Raum weislich gespart worden, dass endlich, was bey einem literar. Werke sehr wichtig ist, auf den Abdruck ein rühmlicher Fleiss und grosse Sorgfalt ist gewendet worden, obgleich dem Rec. beym Durchlesen ungleich mehrere Druckfehler aufgestossen sind als der Verf. in der Vorr. zur 1. H. angibt, die wir aber nicht aufgezeichnet haben. Je aufrichtiger der Rec. nach seiner Ueberzeugung diese rühmlichen und nützlichen Eigenschaften des Werks erwähnt hat, desto weniger darf er die grossen Unvollkommenheiten, welche die Arbeit nach seiner Einsicht hat, und die allerdings hätten vermieden werden können, verschweigen. Er leitet sie grösstentheils daher, dass der Hr. Verf. sein Werk etwas zu schnell bearbeitet, und daher theils gleich bey der Ausarbeitung nicht die Quellen die er vor sich hatte ganz genau gebraucht, theils die Arbeit nachher nicht sorgfältig revidirt hat. Der Rec. nimmt dabey nicht gerade vornemlich Rücksicht auf die Auswahl in einzelnen Artikeln, da er wohl weiss, dass der Begriff des *Wichtigsten* sehr relativ ist, nicht auf die Auslassungen mancher Gelehrten, welche leicht ergänzt werden könnten, wenn wir nur das allgemeine Register zu Saxii Onomasticon, oder desselben Nomenclator vergleichen wollten, nicht auf manche kleinere literar. Fehler, die, wie Rec. aus seiner eignen Erfahrung weiss, und ohne dass er darüber erst durch die vom Verf. in der Vorrede aus Eichhorns, Meusels und Wachlers Werken aufgesuchten Fehler belehrt werden durfte, auch bey dem besten Willen und fleissigsten Arbeiten unvermeidlich sind. Er schränket sich vielmehr auf folgende Bemerkungen ein: 1. was die Anlage anlangt, so scheint der Verf. a. die Grenzen eines solchen Wörterbuchs nicht genau genug abgesteckt zu haben. Der ganze aus Gatterers Chronol. ausgezogene Artikel *Aeren* gehört in ein histor. Wörterbuch (bey der moham. Aera S. 16 sollte ausdrücklich bemerkt seyn, dass sie auf *Mondenjahre* gegründet sey); der Art. *Kleriker* in ein kirchenhistorisches. Selbst den Art. *Philosophie* würde man, so wie er hier ausgeführt ist, nicht vermissen, oder mit eben dem Rechte einen Art. *Theologie* (aber vergeblich) suchen; b. finden wir es sehr unbequem, dass gewisse vorzügliche und in mehrern Fächern ausgezeichnete Männer nicht an ihren Ort hingestellt, sondern unter gewissen allgemeinen Artikeln aufgeführt sind, wo weit schicklicher auf ihren Namen verwiesen werden konnte als umgekehrt. So steht der berühmte *Metastasio* unter dem Art. *Improvisatoren*. Sollte man nun nicht glauben, er habe nur durchs Improvisiren seinen Dichterruhm gegründet? *Bayle* findet man in dem Art. *Scepticism*. Was 2. die Ausführung anbetrifft, so scheint der Hr. Verf. wieder nicht ganz fest bey seinen oben angegebenen Grundsätzen verharret zu haben. Einige Artikel sind offenbar im Verhältniss zu andern zu weitläufig, wie Lichtenberg, Alexandrinische Uebersetzung, Augustin, Alfieri, Basedow, Whiston, Franklin (wo sogar dessen Epitaphium angeführt wird). Eben so scheint der Verf. nicht vorher festgesetzt zu haben, welche Artikel in das Lex. kommen sollen; daher die zersreneten Supplemente in beyden Bänden. (Auch im Int. Bl. der hiesigen Zeitung hat der Hr. Verf. einige achtungswerthe Nachträge geliefert.) Sodann sind doch mehrere unbedeutende Namen aufgenommen. Wir rechnen dahin *Abati*, *Orientius*, auch Abgarus, und besonders mehrere jüdische Schriftsteller. Rec. rechnet es zwar zum Verdienstlichen des Werks (und konnte daher es schon vorher rühmen), dass der Verf. weit fleissiger als andere die orientalische Literatur (vornemlich jüdische und arabische Schriftsteller) berücksichtigt hat, allein auch da gibt es vielleicht noch mehrere für die meisten Leser unbedeutende Namen als in der abendländ., und das Werk soll ja doch keine Bibliotheca hebraica et arabica seyn. Einige allgemeinere Artikel sind auch zu unbefriedigend ausgefallen, wie *Architectur*. Bey manchen Gelehrten und Schriftstellern fehlen die gleichnamigten, die schon, um Verwechselung zu verhüten, hätten angeführt werden sollen. So ist I. 296. Hesychius von Alexandrien, nicht Hesychius Milesius, S. 87. Sam. Basnage, nicht Jakob, S. 138 Peter Burmann der ältere, nicht der zweyte, S. 452 Jo. Jak. Moser, nicht Friedrich Carl Freyherr von M. († 1798), II. 19. ein älterer Joh. Bapt. Passeri, nicht der berühmte Archäolog, II. 214. Lor. Valla, nicht George, erwähnt, und bey den zwey Assemani's I. 67. fehlt doch der dritte, Stephan Evodius. Von den Schriften selbst aber sind weder immer die besten noch die neuesten Ausgaben angeführt. Vom Propertius ist z. B. Vulpii Ausgabe allein erwähnt, nicht die von Burmann und van Santen (um der neuern nicht zu gedenken) die der Verf. gewiss aus seinem Harless kannte, vom Lucretius nur die unvollendete von Eichstädt (auf deren Fortsetzung das Publicum lange warten muss, wenn es ja noch Hoffnung hat, sie zu erhalten), vom Moschus blos Schwebels Ausg. 1746. Beym Arator fehlt Arntzen's Ausgabe, bey Juvencus und den andern christl. Dichtern die Ausgaben von Arevalo (bey Prudentius ist auch der Bodonischen nicht gedacht), bey Athanasius die Paduan. von Giustiniani in 4. BB., bey Abulfedae Ann.

die Ausgabe von Reiske und Adler in 5. BB., bey Al-Meidani Schultens und Rosenmüller. Dem Porphyrius werden II. 51. drey Bücher de abst. ab esu anim. zugeschrieben. Iac. de Rhoer hat 1767 Libr. IV. herausgegeben, welche Ausgabe so wie die des Porphyrii de antro nympharum von h. M. van Goens, Trai. 1765 nachzutragen ist. Zu berichtigen ist auch, was vom Petronius gesagt ist. Denn nach Ignarra's Untersuchungen gehört der Verfasser des Satyrici nicht in Nero's Zeitalter, sondern in das zweyte Jahrhundert nach Christi Geburt. Auch sollten Nemesians Eklogen nicht mehr von denen des Calpurnius abgesondert seyn. Zu mangelhaft ist das, was vom *Hesiodus* gesagt wird, besonders nach so guten Vorarbeiten als wir darüber haben. Von *Montucla* Hist. d. Math. fehlt die neue Ausgabe und Fortsetzung. In dem chronol. Verzeichniss der Universitäten II. 207. fehlen mehrere vorher erwähnte, doch dieser ganze Artikel bedarf noch einer genauern Revision. Die dort angeführten morgenländ. Lehranstalten gehörten eben so wenig als die Schulen in Rom (II. 208.) unter die Rubrik Universitäten. Doch überhaupt scheinen dem Rec. manche beyläufig eingestreuete Erläuterungen und Bemerkungen nützlich und selbst nothwendig, aber auch mehrere andere unzweckmässig und überflüssig. So würde man II. 252. wohl kaum die lange Note aus Kant über die fünffache Art der Auslegung (der heil. Schrift) erwartet haben; auch schienen uns die Noten über Kanon I. 281. und Inquisition II. 218. nicht eben erforderlich. Noch weniger aber kann Rec. es billigen, wenn einige nahmhafte Schriftsteller nur in solchen Noten gelegentlich erwähnt sind, wie Tindal II. 253. An dem Vortrage des Hrn. Vf. hat Rec. bisweilen Anstoss genommen. Vom Homer heisst es I. 305. „Homerus konnte *unmöglich* ein Werk von solchem Umfange als die Ilias und Odyssee, wie sie *jetzt* sind, dichten." Dichten konnte er es wohl, aber nur wahrscheinlich weder im Gedächtniss behalten, noch aufschreiben. Wenn S. 396 gesagt ist: „Man ist jetzt nicht mehr im Stande, nur eine Rhapsodie, ob man gleich den Aristarchus sehr gut kennt, nach seiner Recension herzustellen," so sehen wir nicht, was hier der Zusatz, *ob man gleich den Aristarchus gut kennt*, bedeuten soll. Es ist etwas sonderbar ausgedruckt I. 18. „Aeschines, ein berühmter athenischer Redner, der dem Demosthenes den Rang streitig machen wollte, aber deswegen ins Exilium nach Rhodos wanderte." Von Athanasius wird I. 68. gesagt: „Was nicht die Polemik anging, war er ein Mann von reinen, untadelhaften Sitten." Der Ausdruck Kirchenväter ist (S. 74) erklärt: So nennt man *gewöhnlich* die *leistengläubigen* Kirchenschriftsteller der ersten 6 Jahrhunderte u. s. f. (In den Urtheilen über einzelne Kirchenväter haben wir öfters mehrere Billigkeit vermisst.) Es ist ein gar arges Versehen, wenn I. 107. zur Erklärung des Worts *asthenisch* gesetzt wird „von ἀσθ. und ἀσθενος, arm, unglücklich, elend, einerley mit dem gebräuchlicheren ἀσθενος. Daher ἀσθενω ich bin unvermögend." Wir würden die Leser und vielleicht auch den Vf. beleidigen, wenn wir die wahre Ableitung hersetzen wollten; der Artikel ist übrigens, was nemlich das ἀσθ anlangt, aus Schneider abgeschrieben, so wie von ζοή II. 161. In I. 343. sollte auch bey ἔκθεσις nicht bloss Aussetzen, sondern auch Auseinandersetzen, stehen. Letzterer Begriff passt zu der ἔκθεσις πίστεως. — Im Drucke hätte durch schickliche Abkürzungen, vornemlich der Titel und Würden, noch manche Raumersparniss angebracht werden können. Im II. Th. folgt von S. 265 an, der Ueberschrift nach, ein Verzeichniss der merkwürdigsten lebenden Schriftsteller und ihrer merkwürdigsten Werke. Aber es enthält auch ältere und neuere verstorbene, solche nemlich, welche der Hr. Vf. nachzutragen für gut fand. Sollten bey den Lebenden einmal ihre Werke angegeben werden, so musten es immer nur die Hauptwerke seyn. S. 368 ist eine chronolog. Uebersicht der merkwürdigsten Gelehrten und liter. Ereignisse, beygefügt. Beyde Anhänge scheinen entbehrlich und die merkwürdigsten lebenden Schriftsteller hätten wir lieber im Lex. selbst am gehörigen Orte gefunden. Noch verspricht der Hr. Vf. eine allgemeine Geschichte der liter. und ästhet. Cultur, die er auch durch ein Programm angekündigt hat, und die er gewiss mit Fleiss bearbeiten wird.

Kleine Schrift.

Vorlesung bey Eröffnung des neu eingerichteten Oldenburgischen Schulmeister-Seminarii in Gegenwart des Durchlauchtigsten Stifters gehalten von *C. Firnse*, Herz. Holstein-Oldenburg. Consistorialrath. Oldenburg, Schultze'sche Buchh. 1807. 8. 32 S. (4 gr.)

Der 24ste Julius war der feyerliche Tag, wo die Seminaristen das neue Gebäude bezogen, und an welchem der verdiente Vorsteher derselben diese Vorlesung hielt, die bloss an die versammelten Zöglinge der Anstalt gerichtet war. Ihnen zeigt er, welche Freude und welcher Ernst sie itzt beleben müsse. Der Hr. Vf. führt ihnen besonders zu Gemüthe, „dass diese Anstalten mitten unter den Stürmen einer Zeit angefangen und fortgesetzt wurden, wo allenthalben so viel Gutes, was schon stand, in Trümmer dahin sank, wo eine ungewöhnliche Geistesgrösse den beseelen muss, der in seinem Innern noch Antriebe und Kraft genug findet, etwas für kommende Jahrhunderte zu unternehmen." Sie belehrt er über die Wichtigkeit ihres Berufs, und über die Pflichten, sowohl den zarten Verstand der Jugend auszubilden, als ihr Herz für das Gute zu stimmen, und trägt darüber mehrere einzelne schätzbare Bemerkungen vor, die allgemein gelesen zu werden verdienen, in einer eben so fasslichen als kräftigen Sprache. Gelegentlich erinnert er, dass er überzeugt sey, das Kind lerne in den ersten 18 Monaten mehr, als wir Erwachsene während des ganzen Lebens in eben der Zeit lernen können. Er habe diess in einer kleinen Schrift, Mutterfreuden, 1799. bewiesen, diese Schrift aber unvollendet gelassen, weil bald darauf *Pestalozzi* auftrat, und es ihm schien, als sey dieser ihm zuvorgekommen. Da diess aber nicht ganz der Fall sey, so macht er noch zur Vollendung jener Schrift Hoffnung, und wir wünschen, dass er die Zeit gewinnen möge um diese Hoffnung zu erfüllen.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

120. *Stück, den* 21. *September* 1807.

BRUNNENSCHRIFTEN.

Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn oder Hinnewieder bey Freudenthal im öster. Antheile von Schlesien, von D. *F. J. Preiss*, ausüb. Arzte zu Neustadt in Oberschlesien. Ein unterrichtendes Taschenbuch für Curgäste. Breslau, bey Korn d. ält. 1807. 12. 58 S. ohne Vorr. (12 gr.)

Jede Messe bringt bald mehrere, bald wenigere Schriften, worin bekannte oder neu entdeckte Mineralquellen entweder wieder ins Andenken der Hülfsbedürftigen zurückgerufen, oder ihnen von neuem empfohlen werden. Wenn dieses letztere mit Unbefangenheit geschieht, und wenn man es dem Schriftchen nicht ansieht, dass es ganz allein zur Herbeylockung einer grossen Menge von Curgästen geschrieben worden ist, so hat Rec. nichts dagegen, wenn Aerzte, welche in der Nähe einer solchen Quelle wohnen, ihre Muse der chemischen Untersuchung derselben widmen, und nachdem die Bestandtheile gehörig erkannt worden sind, auch Gebrauch davon in allen den innern und äussern Krankheiten machen, in welchen das Wasser einer solchen Quelle angezeigt ist. Ja, Rec. glaubt, dass es Pflicht für jeden Arzt sey, dieses zu thun, und die Resultate seiner Beobachtung öffentlich bekannt zu machen.

Der Verf. vorliegenden Schriftchens hat eine im mährischen Gebirge, drey Meilen von dem Städtchen Zugmantel und zwey Meilen von Freudenthal, in einer wilden, waldigen und unfruchtbaren Gebirgsgegend liegenden Mineralquelle kurz so beschrieben, dass jeder Curgast, welcher sich derselben bedienen will, diese wenigen Bogen gewiss nicht ohne Belehrung aus der Hand legen wird. Die Quelle wurde im Jahre 1768 als Heilquelle bekannt; denn lange zuvor kannten sie die benachbarten Bergleute als ein vortreffliches Trinkwasser. Erst im J. 1780 erregte sie die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Maximilian, welcher sie von dem Prof. v. Well chemisch untersuchen liess. Dieser machte zwey Jahre darauf seine Untersuchung öffentlich bekannt. In dem nämlichen Jahre erschien in Wien eine von *Dürer* vertheidigte Inauguraldisputation, worin gleichfalls eine Analyse dieses Mineralwassers mitgetheilt ist. Höchst wahrscheinlich ist es die von Wellsche; denn die Bestandtheile, (Luftsäure, Selenit, Eisen und Bittererde) und ihre Menge treffen in beyden Analysen überein, und es ist kein anderer Unterschied unter ihnen, als dass Dürer die Bestandtheile von 72 Unzen, v. Well hingegen die von 16 Unzen angibt. Nicht weit von dieser Quelle liegt noch eine zweyte, deren Wasser einen Schwefelgeruch und Geschmack hat; der Erzherzog Karl liess sie untersuchen und fassen, und ihm zu Ehren wurde diese Quelle die Karlsquelle, und die ganze Anstalt Karlsbrunn genannt. Der bey dieser Quelle liegende Hochofen liefert die Schlacken für die Bäder. — Das Wasser ist krystallhell und von einem angenehm säuerlichen Geschmack. Behält man es einige Augenblicke im Munde, so empfindet man ein feines Stechen auf der Zunge, nach dem Hinterschlucken aber einen schwachen Vitriolgeschmack. In dem frisch geschöpften Wasser steigen viele Luftbläschen mit Schnelligkeit in die Höhe, und es bildet sich allmählig ein äusserst feines Häutchen auf seiner Oberfläche. Das Wasser wird auch in Flaschen von 1 bis 2 Quart, in ganzen oder halben Kisten versendet. — Der Verf. gibt auch Nichtärzten verständliche Regeln, wie man das Trinken und Baden, ohne Zuziehung eines Arztes, so einrichten könne, dass kein Schaden daraus entspringt. Verursacht der erste Genuss des Wassers Durchfälle, so verlangen diese keine medicinische Pflege; sie dauern blos einige Tage. Wenn aber, was besonders bey nervenkranken Weibern häufig der Fall ist, der Sauerbrunn die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, so kann dieser Zufall, wenn man ihn vernachlässigt, sehr hartnäckig werden. — Beym Regenwetter ist das Wasser matt, und dauert diess lang, so trübt es sich. Bemerkt man, dass sein Geschmack vom frühesten Morgen bis gegen 8 Uhr säuerlicher und pikanter wird, so kann man mit Sicherheit einen schönen, heitern Tag erwarten. — Die Badeanstalt ist in dem neu angelegten Badehause vortrefflich. Reinlichkeit und Bequemlich-

keit für die Badenden empfehlen sie sehr. — Die Krankheiten, gegen welche das Trinkwasser sich besonders heilsam erzeigt hat, sind alle die, welche theils nach *Hulme's*, *Dobson's* u. a. Erfahrungen, von dem Gebrauche der Luftsäure, theils von dem sehr fein aufgelöseten Eisen erleichtert oder gänzlich beseitiget werden, z. B. der Nieren- und Blasenstein, Geschwüre der Harnwege, Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Schwäche der ersten Wege, Krämpfe, Hämorrhoiden, Würmer, Skropheln, Schwäche des ganzen Organismus, besonders wenn sie bey Frauenspersonen durch häufige und starke Blutflüsse oder öfters vorgefallene unzeitige Geburten veranlasst worden sind. Auch Kinder rettete der Verf. vom unvermeidlichen Tode, welche nach überstandenem Scharlachfieber wassersüchtig geworden waren. Man sieht hieraus, dass das Verzeichniss der Krankheiten sehr mässig ist, gegen welche der Vf. dieses Mineralwasser empfiehlt, und man kann seinen Versicherungen, dass es sich in diesen Krankheiten wirklich wirksam gezeigt hat, um so eher trauen, je weniger er sich den marktschreyerischen Ton erlaubt hat, welcher, leider! in so mancher Brunnenschrift herrscht. — Endlich beschreibt der Verf. noch die ökonomische Verfassung, welche bey dieser Quelle eingeführt ist, und liefert Fragmente zu einer Topographie der umliegenden Gegend.

Neue Annalen des Seebades zu Doberan. Viertes Heft, welches die Geschichte der Badezeit im Sommer 1806 und zugleich eine wiederholte chemische Zerlegung des Wassers der Ostsee bey Doberan enthält. Nebst einer Abhandlung über die Verbesserung einer schwächlichen Gesundheit. Erster Abschn. v. *S. G. Vogel.* Rostock, b. Stiller. 1807. 8. 180 S. (16 gr.)

Der würdige Vf. fährt unermüdet fort, uns mit den Annalen des Seebades zu Doberan zu beschenken, welches seiner Aufmerksamkeit und seinem Eifer für die Vervollkommnung dieser Anstalt so vieles zu verdanken hat. Der angegebene Sommer zeichnete sich durch die Menge der dieses Bad Besuchenden aus, welche sich auf 1504 belief, unter denen 539, gerade 100 mehr, als im vorhergehenden Jahre, gebadet haben. — Bey Gelegenheit der Erwähnung des neu erbauten Schauspielhauses äussert Hr. Hofrath *Vogel* noch einige Wünsche, z. B. für eine hinlängliche nächtliche Erleuchtung der bewohntesten Gegenden in der spätern Jahreszeit, für Erhöhungen einiger Stellen der Promenade auf dem Rampe, für eine Art von Intelligenzblatt im Bade, um dadurch manche Nachrichten der Gesellschaft bekannt machen zu können, für Verbesserung mancher Wege, für Einrichtung bequemerer Fuhrwerke nach dem heiligen Damme etc., wovon zu wünschen ist, dass sie bald in Erfüllung gehen mögen. — Die Uebel, gegen welche das Bad vorzüglich grosse und sichtbare Dienste leistete, waren rheumatischer und nervöser Natur, und dann mehrere namhafte und unbestimmbare Fehler und Krankheiten der Haut. Es werden mehrere glückliche Fälle, welche die Saison von 1806 darbot, angeführt. Dabey wird aber die Bemerkung gemacht, dass sicher ein grosser Theil des glücklichen Erfolgs der dortigen Badecuren von der Bestimmung der jedem individuellen Falle angemessenen Temperatur der Bäder, welche der Herr Hofr. so viel, als es sich nur immer thun lässt, selbst bestimmt, abhängt.

Schon 1794 hat der Verf. eine von dem gelehrten Hrn. Prof. Link in Rostock unternommene chemische Zergliederung des Ostseewassers bey Doberan öffentlich bekannt gemacht. Die seitdem von dem Hrn. Prof. Kästner gleichfalls angestellte und dem Publicum mitgetheilte Analyse des Ostseewassers bey Swinemünde ist mit der Linkschen beynahe völlig übereinstimmend; blos findet sich zwischen beyden *der* Unterschied, dass in der letztern etwas weniger salzsaure Talkerde und kein Eyweisstoff vorkommt. Es ergibt sich aus dieser Uebereinstimmung die Gleichmässigkeit des Ostseewassers in einer so beträchtlichen Entfernung. Jetzt hat Hr. Prof. L. diese Analyse noch einmal unternommen; die bey dem diessmaligen Verfahren angebrachten Verbesserungen geben zwar ein etwas verschiedenes Resultat; jedoch ist der Unterschied nicht sehr erheblich. Nämlich 1 Pfund des Ostseewassers bey Doberan enthält 2 Gran schwefelsauern Kalk, ¾ Gr. schwefelsaure Talkerde, 88 Gr. salzsaures Natron, 2¾ Gr. in Salzsäure aufgelöste Talkerde, und 2 Gr. Talk, in der nämlichen Säure aufgelöst.

In dem Aufsatze über die Verbesserung einer schwächlichen Gesundheit hat der berühmte Vf. die lobenswerthe Absicht, einen jeden einigermassen verständigen Menschen von den wichtigsten und wesentlichsten Regeln zu unterrichten, durch deren Befolgung er nöthigen Falls seine schwächliche Gesundheit selbst verbessern oder doch die Absicht seines dazu aufgeforderten Arztes ungemein begünstigen und erleichtern kann. Schwächliche Gesundheit ist nicht gestörte oder eigentlich sogenannte Krankheit, sondern sie ist blos das Unvermögen des Körpers und der Seele, ihre Verrichtungen mit der verhältnissmässigen Leichtigkeit, Kraft und Dauer auszuüben, ohne dass ein namhafter und bestimmter allgemeiner oder örtlicher Krankheitszustand wirklich vorhanden ist. Man sieht also, dass bey der *Krankheit* eine widernatürliche Veränderung der gesunden Beschaffenheit einzelner oder mehrerer Theile des Körpers Statt finde; bey der *schwächlichen Gesundheit* hingegen die Integrität des Körpers zwar nirgends verletzt, aber die Vollkommenheit der Gesundheit nur dergestalt gemindert und beschränkt ist, dass die letztere nicht ihre volle Kraft zu äussern vermag, sondern dass es an dem Nachdrucke, der Ausdauer und dem Einklange in den

Verrichtungen des Organismus mangelt, wodurch sich eine gute Gesundheit auszeichnet.

Die Merkmale, wodurch sich die schwächliche Gesundheit von der Krankheit unterscheidet, sind oft so dunkel, dass es selbst einem geübten und erfahrnen Arzte einige Zeit lang schwer fallt, beyde Zustände bestimmt von einander zu unterscheiden. Es werden einige Kennzeichen angegeben, woran sich dieser Mittelzustand zwischen vollkommener Gesundheit und Krankheit erkennen lässt; auch werden die verschiedenen Arten der schwächlichen Gesundheit angeführt. Bey dieser Gelegenheit wird von der partiellen Schwäche einzelner Organe und Systeme des Körpers, den Merkmalen, woran man sowohl sie, als die allgemeine Schwäche erkennt, endlich auch von den Ursachen der Schwächlichkeit gut gehandelt. Mehrere Personen haben, vermöge ihrer Schwächlichkeit, Anlagen zu besondern Krankheiten, mit deren Entstehung und Heilung jene sogar zuweilen verschwindet; z. B. ein schwächlicher Mensch mit einer Anlage zur Hypochondrie und zu Nervenleiden zerbricht ein Bein, oder wird verwundet, bekommt das Podagra, leidet sonst von einer zufälligen äussern oder innern Ursache irgendwo anhaltend heftige Schmerzen, und alle Spuren jener Anlage und selbst des schon merklich ausgebrochenen Uebels verschwinden. Eine Neigung zum Schwindel verliert sich nach einer heftigen Ruhr u. s. w.

Die möglichste Verbesserung einer schwächlichen Gesundheit wird erhalten, wenn *erstlich* die Ursachen der Schwächlichkeit, im Fall sie noch fortdauern, gehoben, und wenn sie nicht mehr existiren, in der Folge verhutet werden. Hat die Schwäche bereits solche Wirkungen im Organismus veranlasst, wodurch sie nun selbst wieder beständig unterhalten und vermehrt wird, so mussen diese Uebel ärztlich berücksichtiget werden. (Die Behandlung einer sehr kitzlichen Materie, von den heimlichen Sünden, welche oft eine unentdeckte Ursache der nicht zu besiegenden Schwächlichkeit ausmachen, ist vortrefflich gerathen. Möchten doch so manche Schriftsteller, welche von dieser Materie zu Nutz und Frommen der Aerzte und Nichtärzte schreiben, an diesem Beyspiele lernen, wie eine so delicate Sache zu behandeln sey!) — Einige Schädlichkeiten, welche dem Körper gleichsam zu einigem Bedurfnisse geworden zu seyn scheinen, möchten, doch nur allmählig, abgestellt werden. Eine heftige Migrane ruhrte von plötzlich unterlassenen starken Tabakschnupfen her. — Nach jeder vorausgegangenen Schwachung nehme man sich vor jeder, auch der geringsten Schädlichkeit in Acht, weil sie unter diesen Umständen unverhältnissmässig grosse Nachtheile bewirken kann. Ein schwächlicher, sehr reizbarer junger Mann wurde unmittelbar nach einem unwillkuhrlichen Samenverluste plötzlich durch einen heftigen Donnerschlag aus dem Schlafe geweckt; sehr erschrocken hieruber, springt er aus dem Bette, erkältet sich stark, und bekommt die Wasserscheu, woran er in einigen Tagen starb. — Schwächliche, in Aemtern u. s. w. stehende Personen können die mit der unvermeidlichen Erfüllung ihrer Pflicht verbundenen Nachtheile durch weise und schonende Anwendung ihrer Leibes- und Seelenkräfte und durch genaue Befolgung gewisser Regeln im allgemeinen Verhalten und in der Diät vermindern. — Jeder Schwächliche muss auf die schwächsten Theile und Seiten seines Körpers und seiner Gesundheit achten, zumal auf die Anlage zu gewissen Krankheiten, wozu er durch erbliche Disposition geneigt ist. Es werden hiervon einige Beyspiele angeführt und z. B. die Merkmale einer schwachen Brust, schwacher Eingeweide des Unterleibes, schwacher Nerven, schwacher Augen vortrefflich angegeben.

Der *zweyte* Punkt, worauf bey der Verbesserung einer schwächlichen Gesundheit gesehen werden muss, umfasst die allgemeinen Regeln, welche in Absicht der Diät und des Regime zu befolgen sind, und die zugleich anzuwendenden Mittel. Die Speisen mussen kräftig, nahrhaft und leicht zu verdauen seyn: dahin gehört vorzuglich Fleischkost, Milch, Eyer, Mehlspeisen. Bey jedem der angeführten Nahrungsmittel werden die nöthigen Einschränkungen von dem Verf mit Einsicht hinzugefügt, unter denen jene Substanzen eine gesunde und stärkende Nahrung gewahren. Eben so behandelte Hr Hofr. *V.* die Getränke, wobey er S. 143 auf den Zucker kommt, und ihm eine grosse Lobrede hält. „Er ist eins der schönsten Naturprodukte; er befördert die Verdauung, erleichtert die Oeffnung, ist nährend und stiftet sonst in dem ganzen Organismus viel Gutes. Was sehr wichtig ist, er zersetzt keine einzige Substanz und wird von keiner zersetzt, ausser von starken Säuren. Gibt es ein Mittel, ein langes Leben zu begunstigen, so ist es der Zucker.“ Am Ende seines Vortrags uber die nährenden Speisen und Getränke fügt der Verf. noch folgende wichtige Bemerkung hinzu, dass, je reizbarer der schwächliche Mensch sey, je leichter sein Blut in Wallung komme, und je regsamer überhaupt die Thätigkeiten seines Organismus seyen, desto vorsichtiger er belebt, gestärkt und genährt werden musse.

In Ansehung des stärkenden Regime ist die Hauptsache die Bewegung in freyer Luft. Die vielerley Arten der activen und passiven Bewegungen einzeln mit aller Vollständigkeit, welche dieser Gegenstand etwa nöthig machen dürfte, abzuhandeln, lag ausser dem Plane des Verfs. Er hat blos einige der wichtigsten Punkte, welche das Reiten, Gehen und Fahren betreffen, ausgehoben, und seine Gedanken uber ihren ausgezeichneten Nutzen für Schwächliche mitgetheilt. Ferner handelt er von dem Reiben der Haut, vom Schlafe, und von einer hinlänglich warmen und fest anliegenden Kleidung, wiewohl von letzterer nur sehr kurz, weil er das Ausführlichere hieruber für das nächste Heft verspa-ren will, wo auch noch uber falsche Schwäche-

über die Behandlung schwächlicher Kinder und Weiber während ihrer Periode und zur Zeit des gänzlichen Aufhörens derselben, endlich über die nach manchen Krankheiten zurückbleibende Schwäche das Nöthige gesagt werden soll. — Möge die Vorsehung dem würdigen Verf. Leben und Gesundheit fristen, um ausser dieser versprochenen Abhandlung noch zu mehreren schriftlichen Belehrungen von ihm Hoffnung zu behalten!

Freym. hige Briefe über Schwalbach, dessen Quellen und Umgebungen. Zur Unterhaltung für Aerzte und Layen herausgegeben von D. *Just. Fenner*, der Herzogl. miner. Soc. zu Jena Mitgl. Frankf. a. M. bey Jäger. 1807. 8. 84 S. (9 gr.)

Der Verf., welcher neuerlich auch über Schlangenbad geschrieben hat, beschenkt das Publicum durch diese acht Briefe mit einer unterhaltenden und belehrenden Lectüre. Rec. hat sie nicht ohne Interesse gelesen. Der Styl ist rein, blühend und bisweilen fast poëtisch. Zuvörderst eine Beschreibung des Weges nach Schlangenbad von Frankfurt aus, und eine Schilderung der herrlichen Gegenden, womit der gefühlvolle Reisende überrascht und in Entzücken versetzt wird. Dann eine kurze Topographie von Schlangenbad und der umliegenden Gegend, wobey der Verf. einer Topographie von Wiesbaden, Hr. *Ritter*, wegen seiner Unkunde in der Mineralogie scharf, vielleicht zu scharf, mitgenommen wird. Es wird überdiess beyläufig bemerkt, dass die von Ritter gelieferte mineralogische und geognostische Beschreibung des Taunusgebirges beynahe wörtlich aus Klipsteins mineralogischem Briefwechsel abgeschrieben und nachher mit wenigen Veränderungen in der *System. Beschreib. aller Gesundbr. und Bäder* von neuem gemissbraucht worden sey. — Man nimmt den Thurneisen als den ersten Beschreiber dieses Bades an; allein der Verf. glaubt, dass es *Joh. Theodor*, bekannter unter dem Zunamen Tabernämontanus, in s. New. Wasserschatz (1584) gewesen sey, welcher allerdings mit Enthusiasmus von diesem Mineralwasser spricht, dessen wohlthätige Wirkungen er selbst nach einer durch bleyhaltigen Wein verursachten Vergiftung empfunden hatte. Ausser dem Zeugnisse des Joh. Posthius, welches der Verf. anführt, konnte auch Herm. Conrings Versicherung: Germanicas thermas optime enarravit Tabernaemontanus, primus inventor acidularum Schwalbacensium, benutzt werden. Die vorzüglichsten sind 1) der Stahlbrunnen, dessen Wasser seit einem Jahrzehend häufig in die Schweiz und Italien verführt wird; man rechnet ein Jahr in das andre 120,000 ausgeführte Krüge; 2) der Weinbrunnen (bis vor 30 Jahren fast allein gebraucht, und nach des Verfs. Meynung nicht wegen ihres weinigen Geschmacks, sondern wegen ihrer Kraft, die Folgen des übermässigen Weingenusses zu heben, so benannt); 3) der Lindenbrunnen; 4) der Brodelbrunnen (allein zum Baden gebraucht); 5) der Stockbrunnen; 6) der Ehebrunnen; 7) der von seiner Blähungen treibenden Kraft zubenamte Brunnen; 8) der Bornerbrunnen (quillt auf Nassau-Usingischem Gebiete, und ist schwächer, als die meisten Quellen in Schwalbach). — Die Bildung der eisenhaltigen Mineralwasser ist der Gegenstand des fünften Briefs. Der Verf., welcher alle in der niedern Grafschaft Catzenellnbogen entspringenden eisenhaltigen Mineralquellen, deren gegen 30 gezählt werden, besucht hat, ist, von Lampadius aufmerksam gemacht, und durch die Beobachtung geleitet, dass alle ohne Ausnahme in tiefen, von waldbewachsenen Bergen eingeschlossenen Thälern entspringen, alle in der Nachbarschaft von Torflagern sich befinden, auf die Meynung gebracht worden, „dass eisenhaltige Mineral„wasser nur allein da entstehen können, wo mächtige „Torflager sind, und dass diese Wasser ihren Mineral„gehalt schlechterdings dem Torf zu danken haben, „also gleichsam Producte der hingestorbenen aufge„lösten Vegetation sind.“ Unter *Torf* versteht der Vf. aber ein jedes Lager durch Erdrevolutionen verschütteter Vegetabilien, die mit einer mehr oder weniger mächtigen Schicht gemeinen Thones oder eines andern geschmeidigen Fossils und der Dammerde bedeckt, und einer den Umständen nach äusserst langsamen Entmischung unterworfen sind.

Der Verf. gibt die charakterisirenden Bestandtheile der Schwalbacher Mineralquellen blos im Allgemeinen an, Eisenoxyd und kohlensaures, theils mechanisch adhärirendes in permanentem Zustande, theils in liquiden Zustand übergegangenes, theils mit Eisenoxyd verbundenes Gas, als weniger wesentliche Bestandtheile einige Neutralsalze, Kalkerde und einen unbedeutenden Antheil von Kali an. Er getraut sich aber nicht, das quantitative und qualitative Verhältniss der Bestandtheile der beyden vorzüglichsten Schwalbacher Quellen zubestimmen, weil er an der Zuverlässigkeit der bisher mit ihnen vorgenommenen chemischen Untersuchungen zweifelt. Er macht aber zu einer in Gegenwart mehrerer kundigen Chemiker unternommenen, vollständigen, parallelisirenden Analyse aller in der niedern Grafschaft Katzenellnbogen befindlichen Mineralquellen Hoffnung. In der Folge (S. 74) kommt er noch einmal auf die chemische Analyse eines Mineralwassers, und zeigt, welche Erfordernisse sie besitzen müsse, wenn sie dem praktischen Arzte Aufschlüsse, Belehrung und Winke über die rationelle Anwendung desselben gewähren soll. In Hinsicht der Qualität ist unter den Schwalbacher Quellen kein, oder ein höchst unbedeutender Unterschied: aber desto mehr weichen sie von einander in quantitativer Hinsicht ab. Hier haben die Jahreszeiten grossen Einfluss; denn im Julius ist der Gehalt an Eisenoxyd und kohlensaurem Gas weit reicher, als im Januar, und auch dieser Umstand dient zur Unterstützung der Meynung des Verfs. über die Bildung der eisenhaltigen Mineralquellen; denn bey erhöhter Temperatur im Sommer geht die Gährung des Torfes rascher und inniger

vor sich; die einzelnen Bestandtheile trennen sich leichter, und das allgemeine Menstruum geht hochgeschwängert aus der Erde hervor.

Bey der Schilderung von den Vergnügungen und Lustbarkeiten Schwalbachs während der Curzeit kommt der Verf. auf Tanz und Spiel, zwey mächtige Feinde der physischen und moralischen Gesundheit, mit denen der Curgast zu kämpfen hat. Was über Beydes, besonders über das Spiel gesagt wird, ist beherzigungswerth. Die Hazardspieler müssen für die Erlaubniss, Bank halten zu dürfen, die Hälfte ihres Gewinns abgeben, und es darf daher nie anders, als in Gegenwart zweyer, besonders dazu beeidigter herrschaftlicher Commissäre, welche überdem noch auf Ordnung und Ehrlichkeit zu sehen haben, gespielt werden. Der Gewinn wird theils auf Verschönerung der Brunnen und Bäder, und ihrer Umgebungen, theils auf die Errichtung und Dotirung eines Gebäudes verwendet, worin arme, kranke Curgäste umsonst gepflegt und geheilt werden.

Dass die meisten Monographieen über Mineralwässer, welche den Arzt doch bey der Anwendung leiten sollen, leer, gedanken- und folglich gehaltlos, und weder mit hinlänglichen chemischen, noch mit hinlänglich praktischen Kenntnissen abgefasst sind, zeigt der Verf. im siebenten Briefe durch mehrere Beyspiele.

Endlich im letzten Briefe kommen noch einige Wünsche vor, deren Realisirung zum Besten Schwalbachs sehr zu wünschen ist. 1. Ein Badehaus, dessen Mangel der Curgast drückend fühlt. Auch diese gute Anstalt ist durch den Ausbruch des Kriegs, vielleicht für lange Zeit, an ihrer Ausführung gehindert worden. 2. Ein Hospitium für arme, kranke Curgäste. 3. Verschönerung der Umgebungen.

C H I R U R G I E.

Annalen der chirurgischen Klinik an der hohen Schule zu Wien. Herausgegeben von D. *Vincenz Kern*, ordentl. öffentl. Professor daselbst. Erster Band. Wien, bey Carl Schaumburg et Comp. 1807. gr. 8. 262 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Herr *Kern* hält es für die Pflicht eines öffentlichen Lehrers der Heilkunst, seinen Mitkünstlern eine Art von Rechenschaft zu geben, ob die Kunst durch ihn gewonnen habe. Er hat sich daher entschlossen, eine Beschreibung derjenigen Krankheitsfälle, welche ihm im ersten Jahre, als er den chirurgisch-praktischen Unterricht ertheilte, in der chirurgisch-klinischen Schule zu Wien vorgekommen sind, in dieser Schrift dem Publicum vorzulegen. Allerdings hat es mannichfaltigen Nutzen, wenn ein Lehrer der praktischen Chirurgie seine Erfahrungen von Zeit zu Zeit mittheilet, nur muss dieses mit gehöriger Auswahl geschehen. Einförmige, weitläufig ausgeführte Tagebücher, über alltäglich vorkommende, leichte Krankheiten nützen nichts, sie ermüden den Leser und die Kunst hat nicht den geringsten Vortheil davon. Man muss das Gemeine weglassen, die Bemerkungen über die täglichen Veränderungen zusammenziehen, und durch brauchbare Epikrisen dem Ganzen mehr Interesse zu geben suchen. Dieser gewiss nicht unbilligen Forderung hat aber Hr. K. nicht ganz Genüge geleistet. Er liefert ein und viersig Krankengeschichten über *Kopfwunden, Schusswunden, Stichwunden, Verstauchungen, Knochenbrüche, Fussgeschwüre, verschiedene Formen venerischer Local-Uebel, Rothlauf, phlegmonöse Geschwülste, Brustabscesse bey Weibern, Scirrhen in den Brüsten, Hodensackbrüche, Blasenstein-Operationen, Wassersucht der Scheidenhaut des Hodens und eine Chemosis blenorrhoica*, unter welchen sich mehrere sehr unbedeutende befinden. Zum Beweis diene die Geschichte einer ganz leichten Kopfwunde, bey der gar keine bedenklichen Zufälle bemerkt worden sind, und die schon in zehn Tagen vollkommen geheilt war, (S. 1); die S. 17 beschriebene ganz einfache Verletzung durch eine Musketenkugel; die Geschichte einer Verstauchung des linken Fusses (S. 54), eines Bruchs der Knochen des Vorderarmes (S. 194) und einer phlegmonösen Geschwulst der linken Hand und des Vorderarmes (S. 145). Es enthalten diese Aufsätze auch nicht das Geringste, was zur Bereicherung der Wissenschaft oder zur Belehrung wohlunterrichteter Wundärzte dienen könnte. Man muss Hrn. K. das Zeugniss geben, dass er alle diese Fälle gut und nach richtigen Grundsätzen behandelt hat. Etwas Ausgezeichnetes finden wir aber auch in dieser Hinsicht nicht. Nur wenige Abhandlungen und Bemerkungen haben wir angetroffen, die wir unsern Lesern als interessant empfehlen könnten, und mit denen wir sie nun noch näher bekannt machen wollen. Die S. 50 angeführte Krankengeschichte beweiset, wie viel die Reproductionskraft vermag, wenn ein abgeschnittener Theil eines Organs auch nur in einem geringen Zusammenhange mit dem ganzen Organismus steht. Bey einem sehr einfachen Heilverfahren heilte das zweyte Glied des Daumens der rechten Hand, an welchem die allgemeinen Bedeckungen, alle Sehnen der Muskeln und die Gelenkbänder bis auf ein kleines Stück am hintern Rande desselben, welches mit dem ersten Gliede zusammenhing, zerrissen waren, vollkommen wieder an. Der Verf. liess das abgerissene Glied in seine gehörige Lage bringen, mit einem in laues Wasser getauchten Leinewandläppchen täglich umwickeln, und mittelst Heftpflaster und hölzerner Schienen befestigen. Um die ganze Hand wurden Breyumschläge gelegt. Unter dieser Behandlung sonderte sich ein Knochensplitter ab, man liess die Breyumschläge in der Folge weg und in kurzer Zeit erfolgte die Heilung. Unter eben so einfachem Heilverfahren heilten in Geschwüre übergegangene Tophi bey einem 15jährigen Mädchen, welches schon in seinem 7ten Jahre mit der Lustseuche angesteckt worden war. Des schwächlichen Habitus der Kranken und des beträchtlichen Grades der Desorganisation wegen, welchen mehrere Organe schon erreicht hatten, erhielt dieselbe innerlich das Decoct. Lusitanum, und die Geschwüre selbst wur-

Digitized by Google

den nun mit Compressen bedeckt, die mit lauem Wasser getränkt waren. — Venerische Local-Krankheiten sind nach dem Verf., dann wenn keine Zeichen eingetreten sind, die vermuthen lassen, dass eine allgemeine Ansteckung erfolgt sey, auch selbst dann, wenn sie schon lange gedauert haben, doch nur örtlich zu behandeln. Er rechnet hieher nicht allein Chanker, sondern auch Condylomata, die nach seiner Meynung allein durch den Ausfluss aus venerischen Geschwüren erzeugt werden können. Er sucht die Brauchbarkeit dieses Verfahrens durch die Geschichte einiger Kranken zu bestätigen, bey welchen Chanker, mit Phymosi und Condylomatibus allein durch örtliche Behandlung mit dem Lapide caustico chirurgorum, oder einer Auflösung des Merc. subl. corrosiv. geheilt worden waren. So sehr auch diese Erfahrungen für den Verf. zu sprechen scheinen; so können wir sein Verfahren doch nicht durchgehends billigen. Denn die Zeichen, woraus man erkennen will, ob ein Chanker oder ein Condyloma nur allein die Folge einer örtlichen Infection oder der allgemeinen Seuche sey, als das Fieber, welches bey dem Uebergange der örtlichen Syphilis in die allgemeine bemerkt wird, die Ausschläge, die Knochenschmerzen u. s. w. sind in der That sehr unbestimmte Zeichen. Die Fieberbewegungen, wenn sie auch jedesmal vorhanden seyn sollten, sind öfters so gering, dass sie auch einem sehr aufmerksamen Beobachter entgehen können, und noch viel zweifelhafter wird die Sache bleiben, wenn der Kranke nicht gleich vom Anfange der Krankheit an einen Arzt um Rath gefragt hat. Die übrigen Zufalle erscheinen nicht selten geraume Zeit nach secundären Chankern und öfters würde man daher, wenn man dem Rath des Verf. folgen wollte, da noch mit örtlichen Mitteln allein die Krankheit zu heben suchen, wo schon allgemeinere Verbreitung des Giftes in dem Körper Statt findet. Leider haben wir uns durch die Erfahrung selbst von der Wahrheit des Gesagten überzeugt, da uns mehrere Kranke vorgekommen sind, deren Chanker nach dem von Girtanner schon ertheilten Rath nun örtlich behandelt worden sind, und bey welchen die schrecklichsten Zufalle der allgemeinen Seuche in der Folge ohne neue Infection ausgebrochen sind. Wir halten es daher immer für sicherer, da wo sich Chanker und Condylomata zeigen, auch innerlich antivenerische Mittel anzuwenden. Auch die von Hrn. K. angeführten Beobachtungen können uns nicht zur Annahme einer andern Meynung bestimmen, da er wohl Gelegenheit hatte, die Kranken im Spitale genau zu beobachten, allein in der Folge wurden sie seinen Augen entzogen, und er kann daher nicht mit Gewissheit bestimmen, ob nicht etwa neue venerische Uebel sich bey ihnen gezeigt haben. — Bey einem schwammigen Krebse im Gesichte einer alten Frau hat das cosmische Mittel seinen alten Ruhm behauptet (S. 190). Funf Operationen des Blasensteins, von denen einige sehr beschwerlich gewesen sind, verrichtete der Verf. nach Franz Pajola's Methode, die er sehr rühmt, und welche er, mit Erlaubniss seines Lehrers, in einer eignen Schrift bekannt machen wird; weswegen er auch in dieser Schrift noch keine nahere Beschreibung derselben geliefert hat. Pajola soll nach seiner Methode schon 558 Mal operirt haben und nur 9 Mal mit unglücklichem Ausgange. Es ist zu wünschen, dass uns Hr. K. die versprochene Beschreibung dieser Methode nicht zu lange vorenthalte. Sehr wichtig ist des Vf. Bemerkung, dass man in nicht zu verantwortende Widersprüche verfällt, wenn man den Rath gibt: den Schusskanal in allen Fallen zu erweitern, und dann ein mit Digestiv-Salbe bestrichenes Plumaceau in denselben zu bringen. Erweiterung des Schusskanals und Scarification desselben ist nur dann nöthig, wenn ein fremder Körper in demselben enthalten ist; das Ausfullen mit einem Plumaceau oder Leinewandläppchen ist ganz unnütz; eine gehörige Lage des Gliedes, bey welcher der Eiter abfliessen kann, ist schon hinreichend. Die Behandlung der Fussgeschwüre, welche der Verf. empfiehlt, ist zwar sehr einfach; denn das eine wurde nur durch Umschläge von lauem Wasser und einem warmen Mehlbrey, und in der Folge von Camphergeist um die benachbarten Theile, das andere durch Auflegen von Empl. Diabotan. und Oxycroc. zu gleichen Theilen und einem Umschlage eines Cataplasmas aus Farin. sem. lin. und fabarum geheilt: allein es waren diese Geschwüre auch nicht von der schlimmern Art und bey dem ersten kein allgemeines Leiden des Organismus vorhanden, es war 2 Jahre alt und nur durch eine örtliche Verletzung entstanden. Die Behandlung des Herrn K. nach Amputationen der Brüste kommt mit der vom Herrn v. Zellerberg empfohlenen Methode überein; er legt nemlich nach der Operation einen Schwamm oder Compressen zuerst mit kaltem und dann mit lauem Wasser befeuchtet auf, wodurch ohne alle andere Mittel die Heilung bald erfolgt. — Merkwurdig ist die chemische Untersuchung der Materie, welche aus einem zerschmetterten Vorderarme ausgesondert worden itt. Sie enthielt einen sehr geringen Antheil von wahrem Eiter, aber mehr als die Halfte Knochenerde, einen beträchtlichen Antheil Eyweisstoff und Lymphe. Sollten nicht Druckfehler eingeschlichen seyn; so ist zu bewundern, dass der Cortex Peruv. dem Verf. in so kleinen Gaben, wie er ihn angeblich verordnet hat, Dienste leisten konnte. So finden wir z. B. folgendes Recept: Pulv. Cort. Peruv. Scrp. jj Op. gr.; M. exact. et *div.* in X. part. aequal. Alle halbe Stunden ein Pulver zu nehmen; also auf die Gabe 4 Gran China. Die Schreibart ist nicht durchaus gut, und hie und da findet man Provincialismen: z. B. S. 70 Goldspitzglöcklein. S. 71 mitsammen verwachsen. Ganz falsch ist die Ueberschrift S. 79: Bruch der beyden Vorderarme statt Vorderarmknochen.

BUCHDRUCKERGESCHICHTE.

Osservazioni tipografiche sopra libri impressi in Piemonte nel secolo XV. Del Barone *Vernazza.* Bassano tipogr. Remondin. 1807. 91 S. gr. 8.

Digitized by Google

Es sind nur zwey piemontes. Buchdrucker, über deren Drucke diese interessante literar. Schrift mehrere und gründlichere Belehrungen gibt, als man sonst irgendwo antrifft. Der erste ist *Johann Glim*, ein Deutscher, von dem nur zwey Drucke aus dem 15ten Jahrh. bekannt sind (S. 39—54). Der erste ist ein Boëthius de consolatione philosoph., und die Handschrift, nach welcher der Text abgedruckt worden, vermehrt die Zahl derer, welche das Werk in 5 Bücher, nicht wie Aelfreds Uebersetzung in 42 Capitel theilen. Das Werk des Boeth. de Consol. phil. wurde überhaupt im 15ten Jahrh. öfters, ohne und mit Commentarien, gedruckt. Hr. Baron V. führt insbesondere zwey Ausgaben an, die von Savona 1474, und die von Pignerol 1479 (arte et ingenio Iacobi de rubeis natione gallici). Die von Glim hält er für älter, und sucht aus dem Papier und den Papierzeichen darzuthun, dass sie der erste Versuch sey, den Gl im Jahr 1470 in irgend einer Stadt Piemonts gemacht hat. Aus dem Turiner Archiv bringt er Nachrichten von 1465 und 1474 bey, welche die Verfertigung des Papiers und der Zeichen in demselben angehen. Dem Einwurf, der gegen das von ihm angenommene Alter der Gl. Ausgabe daher genommen werden könnte, dass in demselben J. 1470 eine Handschrift des Werks vom Boëthius zu Mondovi verfertigt worden sey, welche sich in der kön. Bibl. zu Turin befindet, begegnet er durch die sehr richtige Bemerkung, dass manche schon gedruckte Werke doch wieder abgeschrieben worden sind; denn die Abschreiber wollten doch auch noch etwas verdienen, und die ersten Drucke waren kostbar. Von dem Gl. Drucke verglich er zwey Exemplare, die von einander abweichen: das eine bey dem Cav. *Angelo d'Elci*, den V. einen grossen Sammler der ersten Ausgaben der Classiker nennt, das andere in der Remondiniana. Im zweyten sind einige Druckfehler des ersten berichtigt. Ein drittes ist erst S. 78 erwähnt. In einer röm. Ausgabe des Festus von 1471 bey Audiffredi stehen die Siglen H. G. Laire erklärt es Habeas Gratias. Hr. V. vermuthet, es könne Hanns Glim seyn, dessen Name vollständig unter dem Boëthius steht. Sein zweyter Druck des Manipulus Curatorum, mit vorausgeschickter Erklärung der Messe (wovon noch eine andere Ausgabe per Anthon. Rebacinum de cuneo clericum die XX. Febr. M. IIII. LXX. in Cherio angeführt ist) wird hier mit wenigen Worten erwähnt. Denn er führte ihn in Gesellschaft mit *Christoph Beggiamo* aus, über welchen sich der Verf. in dem Ueberreste seines Buchs S. 57—91 verbreitet. Dieser *Christoph Beggiamo*, von welchem Hr. V. einige genealog. Nachrichten mittheilt, war vermuthlich der erste Piemonteser, der in Piemont druckte. Er druckte mit Glim zwey Werke, die einen einzigen Band ausmachen. Das erste ist Opusculum de quatuor partibus Misse (ein Werk des Card. Hugo de S. Caro) auf 22 Seiten; darauf folgt auf 3 Seiten das Inhaltsverzeichniss des zweyten Werks: Manipuli Curatorum Liber utilissimus (dessen Verfasser Guido de Montrottier, oder de Monte rocherio, du Mont du Rocher war). Von diesem Buche hat man einen sehr seltnen Druck zu Saragossa (S. Typographia Española o historia de la introducion., propagacion y progresos del arte de la imprenta en España. Su autor Fray *Franc. Mendez*, del Orden del Gran Padre San Augustin, Madrid 1796. Ibara, T. I. p. 125.) und eine französ. Uebers. zu Orleans 1490 gedruckt. Beggiamo druckte hernach allein des Bisch. Rodrigo Sanchez di Arevalo Speculum vitae humanae (zuerst Rom 1468) wieder. Wie sehr der Manipulus Curatorum geschätzt, u. einem Priester unentbehrlich war, sieht man aus einer Synodalverordnung des Bisch. von Acqui, Bruno, 1499, die S. 76 aus *Morioudo* Monum. Aquensibus angeführt wird. Hr. V. glaubt, dass Beggiamo den Manipulus zu Saviliano im J. 1470 gedruckt habe. Am Ende desselben steht:

Hoc *Beyamus* opus pressit *Cristoforus* altum.
Immensis titulis estat origo sua.
Cui Glim consocius clara fuit arte Johannes.
Germanam gentem non negat esse suam.

Dass aber das Speculum vitae humanae von ihm auch im J. 1470. wieder gedruckt worden sey, folgt aus der wörtlichen Wiederholung der Verse, die in der röm. Ausgabe stehen, und worin der Bischof di Arevalo und der Papst als lebend angeführt werden, die 1471 todt waren, nicht. Von den übrigen Bemerkungen zeichnen wir die über den Ochsenkopf als Papierzeichen nicht nur in deutschen, sondern auch ital. Papierfabriken S. 69 ff. 73. und über piemontes. Papierfabriken S. 75, besonders die im Gebiet von Saviliano im 14ten Jahrh. (S. 85) aus. Auch bereichert der Verf. S. 90 des Mendez vorhin angeführte Schrift und des Diosdado Werk de prima typographiae hispanicae aetate, mit einem Druck zu Sevilla 1498. *Flor de virtudes*. Vorzüglich aber enthält die Vorrede S. 7—36 noch manche lehrreiche bibliographische Nachrichten und allgemeine Bemerkungen. Es können manche frühere Drucke, die man für Wiederholungen einer Ausgabe ansieht, unabhängig von einander an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit besorgt worden seyn, und also den Namen editiones principes verdienen. Es werden einige Beyspiele angeführt, und dabey vorzüglich gehandelt von einer Ausgabe des Boëthius de Consol. philos. und Disciplina scholarium von 1482, wo in den am Ende beygefügten schlechten Versen die Anfangsbuchstaben die Namen *Conradus Pose Jaena* geben, von den Drucken des Mich. Wenszler und seiner Compagnons, Richel, Kirchen, Biel. Zwey von Debure angegebene und von andern wiederholte Regeln zur Beurtheilung des Formats solcher Drucke, die weder Seitenzahlen noch Signaturen haben, sind S. 23 ff. einer genauern Prüfung unterworfen, und über die Papiermasse im Piemontesischen ältere Verordnungen beygebracht, und gezeigt, dass Augustini Logica, Florenz 1479 nicht, wie mehrere glauben, in gr. 8., sondern in 4. gedruckt sey. Der berühmte Literator *Bartol. Gamba* (der nebst Boni Zusätze zu Harwood gemacht hat: Biblioteca portatile di Mauro Boni e

Bartol. Gamba, II Tom.) hat dieses Werkchen dem Hrn. Bibliothekar Morelli zugeeignet, und ist also vermuthlich Herausgeber.

KIRCHENGESCHICHTE.

Kurzgefasster, aber vollständiger Auszug aus der Kirchengeschichte. 1806. 8. 285 S. (20 gr.)

Für wen eigentlich dieses Büchlein zusammengetragen worden sey, können wir nicht ausfindig machen. Dem ersten Anblicke nach, scheint es, dass Anfänger in der Kirchengeschichte, oder blosse Liebhaber derselben, hier belehrt werden sollen. Aber in dieser Rücksicht ist so viel Zweckwidriges, Seichtes und Falsches gesammelt worden, dass keine von beyden Gattungen befriedigt werden kann. Da fehlt es ganz und gar an Methode; ohne alle Eintheilung, oder andere Hülfsmittel zur allgemeinen Uebersicht, findet man eine lange Reihe von Ueberschriften, unter welchen merkwürdige Personen und Begebenheiten stehen; nicht einmal immer chronologisch; Namen von berühmten Männern, ohne Bezeichnung ihres Eigenthümlichen, und alles ohne Zusammenhang zerstuckelt. Fast sollten wir, wegen mancher richtigen Nachrichten und Bemerkungen, glauben, es sey ein nachgeschriebenes Collegium, wobey vieles verhört, oder missverstanden worden ist. An wenigen Beyspielen wird es genug seyn. Nach S. 24 soll *Justin Martyr* — so schreibt der Vf. — sich auf die Stoische, Pythagoräische, und endlich auf *die Neuplatonische Philosophie* gelegt haben. *Das Christenthum* ist (nach S. 30) *aus Ungarn nach Deutschland* gekommen. *Trajanus* hat *eine förmliche Verfolgung gegen die Christen* gestiftet. (S. 38.) Die *Langobarden* sollen, nach einigen, *ihren Sitz in Schweden und Dänemark* gehabt haben. (S. 95.) *Lucius Cäcilius* hat die christliche Religion gegen das Heidenthum vertheidigt; (S. 120) der ehrliche Mann heisst aber eigentlich *Lactantius*. Vom *Boëthius* weiss der Verf. weiter nichts, als dass er im eilften Jahrhunderte *von den Scholastikern als Orakel angesehen* worden sey. (S. 121) Nach S. 122 hat *Damascenus* zuerst die *Aristotelische Philosophie unter den Christen in Gang gebracht;* aber etliche Seiten darauf, (S. 126) hat es der Verf. schon vergessen, dieses geschrieben zu haben: denn da erzählt er, dass *im fünften Jahrhunderte das Studium der Aristot. Philosophie in Gang gekommen sey.* Uebrigens ist er auch ein Mann, der Berge versetzt, doch ohne Wunder: denn *den Berg Athos*, der bisher in *Macedonien* lag, müssen wir künftig mit ihm (S. 183) in *Thessalien* suchen.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Allgemeines militairisches Lexikon. Herausgegeben von *Friedrich Meinert*, königl. preuss. Ingenieur-Kapitain. Erster Band, von A bis E. Halle, 1806. Gedruckt und im Verlage bey Schimmelpfennig und Compagnie. XXVIII S. Vorr. X S. Subscribenten-Verz. 406 S. gr. 8. (5 Thlr.)

Ueber die bey diesem Wörterbuche zum Grunde liegenden Ideen erklärt sich der Hr. Herausgeber S. XIV. der Vorrede auf folgende Art:

„Ein allgemeines Wörterbuch der Kriegskunst und des gesammten Militairwesens kann keinen Theil derselben in seinen ganzen Lehrsätzen und Methoden enthalten; auch kann es nur die allgemeinen Begriffe der Kunstwörter, Sachen und Kriegsbegebenheiten angeben, ohne ihren Detail gänzlich zu erschöpfen; einige Anwendungen und allgemeine Winke zur speciellen Benutzung, so wie die Geschichte der merkwürdigsten Erfindungen und Veränderungen aber, kann es enthalten, ohne in die Classe der Lehrbücher, Systeme, Encyklopädien oder Reglements zu fallen. Auch kann ein solches Wörterbuch im Umfange der Erklärungen, in die der Kriegskunst zugehörigen Grund- und Hülfswissenschaften greifen, ohne sie gänzlich darzustellen, und in der Kunstsprache muss es sich an die *Büchersprache* halten, weil die Eigenheiten der *Dienstsprache* bey den verschiedenen Armeen, und die in derselben aufgenommenen *Provinzialismen* von zu grossem Umfange sind.

Da deutsche Armeen mit dem Seekriege wenig oder gar nichts zu thun haben, so genügt es, in einem allgemeinen, für Deutsche bestimmten Wörterbuche, die *Kunstsprache des Seekriegs* nur so weit zu finden, als zur Einsicht solcher Nachrichten und Beschreibungen erforderlich ist, die zum Seekriege gehören. — — Soll ein allgemeines Wörterbuch der Kriegskunst und des gesammten Militairwesens Officieren wahrhaft nützen, und dabey möglichst kurz seyn, so muss es in der Entwickelung der Kunstsprache in Kriegssachen, Begebenheiten und in den Anwendungen nur so weit gehen, als der Officier von denjenigen Fächern zu wissen nöthig hat, die nicht für seine Gattung gehören" u. s. f.

Aus dem Angeführten erhellet der Plan zu diesem Wörterbuche deutlich. Ueber die Brauchbarkeit desselben ist Rec. mit dem Hrn. Herausgeber um so mehr übereinstimmend, da der Officier hier Fingerzeige von manchem, was ihm noch fehlt, erhält; und folglich — wenn anders Drang und Liebe zur Sache selbst in ihm ist — sich das ihm noch Fehlende aus eigentlichen Lehrbüchern eigen zu machen suchen wird. Auch hat Rec. die von ihm durchgegangenen Artikel grösstentheils zweckmässig bearbeitet gefunden; und nur einmal ist er auf eine Auslassungssünde gestossen: es fehlt nemlich im Artikel: *Abbrechen der Brücken*, S. 4. das Sprengen derselben mit Pulver; besonders da im Artikel: *Demoliren*, auf den hier verwiesen wird, der Sprengung derselben, und zwar durch Minen, nur im Vorbeygehen erwähnt wird. Minen sind aber hierzu eben nicht nothwendig. Eine Tonne Pulver unter eine Brücke gehängt und angezündet, thut eine eben so gute, wenn nicht bessere, Wirkung.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

121. *Stück, den* 23. *September* 1807.

GEWERBS- UND POLIZEYKUNDE.

Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Siebenter Band. Verhandlungen seit dem Jahr 1800. Hamburg, bey C. E. Bohn. 1807. 8. 548 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Das Interesse, welches das Publicum an dieser Zeitschrift nimmt, ist entschieden. Auch gegenwärtiger siebenter Band steht in der Wichtigkeit seines Inhalts den vorigen nicht nach. Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der Verhandlungen liess nicht nur die Aufnahme von wenigen zu, sondern es war auch erforderlich, jüngere der Zeitfolge nach, älterem vorzusetzen und letztere für den nächsten Band zu versparen. — Nach einem zuförderst aufgestellten Verzeichnisse der Senioren und Deputirten, in den Jahren 1800 — 1805, so wie der eben in solcher Zeit hinzugekommenen neuen Mitglieder und Associirten, folgt ein Nachtrag zur zweyten Ausgabe der im Octob. 1789 publicirten revidirten Einrichtung der Gesellschaft. Er enthält die seit 1790 weiter beliebten Anordnungen, unter welchen sogleich der erste anderweitige Beschluss, vom 30. Dec. 1790, gerühmt zu werden verdient: dass nemlich auch junge Leute, deren Angehörige die Gesellschaft als ein Bildungs-Institut zu Bürgerkenntnissen und Bürgertugenden ansehen, unter Consens ihrer Väter und Vormünder, zur Subscription und zum Besuch der wöchentlichen freundschaftlichen Versammlungen zugelassen werden. Nach einem andern Beschlusse vom 25. Jul. 1793 haben hingegen zu den Deliberationsversammlungen auch durchreisende Standespersonen und Gelehrte den Zutritt. Unerwartet fand Rec. die Nothwendigkeit des Beschlusses vom 7. und 26. Oct. 1797, in Ansehung des Lehrvortrags in den Grundsätzen der Navigation: dass, „bey dem geringen Erfolg dieses, „viele Jahre hindurch mit ansehnlichen Kosten von „der Gesellschaft unterhaltenen Instituts, dasselbe „nach seiner bisherigen Verfassung vor der Hand auf„gehoben werden musste." — Unter der V. Nummer befindet sich eine Uebersicht der Geschichte der Gesellschaft von 1800 — 1805 aus den in den öffentlichen Versammlungen dieser Jahre, von ihrem Secretär Dr. F. I. L. Meyer, gehaltenen Vorträgen zusammengestellt. — Zur Beförderung der Künste, der nützlichen Gewerbe, und des Unterrichts darin, besteht seit funfzehen Jahren, die Lehranstalt für junge Künstler, Fabricanten und Professionisten, welche im Winter wöchentlich in vier öffentlichen Stunden, und im Sommer in Privatstunden gehalten wird. Mathematik, Chemie und eine Uebersicht der gesammten mechanischen Wissenschaften, in Anwendung auf die Künste, Handwerke und übrigen Gewerbe, waren stets ein hauptsächlicher Beschäftigungsgegenstand dieses Instituts und des so sehr darum verdienten Professors Brodhagen, dessen plötzlich eingetretene Gemüthskrankheit aber den Fortgang unterbrach. Einige Mitglieder vereinigten sich, in der Hoffnung, dass diese Unterbrechung nur von kurzer Dauer seyn würde, zur Fortsetzung der mathematischen, physischen und chemischen Lehrvorträge im Winter von 1803 bis 1804. Brodhagen starb im Jahr 1805. Sein Nachfolger am Johanneum und Gymnasium, Prof. Hipp, richtete die gesunkene Hoffnung von neuem dadurch auf, dass auch er den Antrag, den theoretisch-praktischen Unterricht fortzusetzen, annahm. Ununterbrochner blieb dagegen in ihrem Fortgange die gleich bedeutende unentgeltliche Zeichnungsschule, so wie die, seit 1800 errichtete Abendschule für solche, die jenen Unterricht im Zeichnen in früherer Zeit nicht geniessen konnten. — Bey der fünf und zwanzigjährigen Stiftungsfeyer der Gesellschaft, im Jahre 1790 wurde zum erstenmal eine Ausstellung von Kunstwerken, nutzlichen Erfindungen und Arbeiten veranstaltet. Seitdem ist sie fünf mal wiederholt worden; aller Einladungen ungeachtet, blieben jedoch die meisten Künstler und Professionisten, die man hierdurch bekannter gemacht, aufgemuntert, zur Nacheiferung unter einander erweckt, so wie das Publikum auf ihre Arbeiten aufmerksamer, und den vaterländischen Kunstfleiss mehr befördert und unterstützt zu sehen hoffte, unbegreiflich gleichgultig dabey. Für die im Jahr 1803 eröffnete Ausstellung forderte man auch die Künstler der beyden Städte Lubeck und Bremen zu Beyträgen auf. Hier wurde die gute Absicht grösstentheils erreicht; die Beyträge der Hamburger waren auch diessmal desto geringer. Vor der Hand soll also, ohne ausserordentliche Veranlassung, keine Ausstellung wieder Statt finden. Von S. 34 an folgt ein kleines Verzeichniss der vorzüglichsten, das letzte Mal ausgestellt gewesenen Gemälde, Risse, Instrumente und Modelle; unter letztern z. B. Rettungsleitern, Rumfordische Kessel und Feuerheerde, Schnellwagen, Badekarren u. dergl. Die, von S. 33 an erzählten, Verwendungen zum Besten des Fabrikwe-

sens und einzelner Gewerbe, betreffen Feuerungsparende Einrichtungen für Kattundruckereyen, Brauereyen, Bleichen etc.; für Aufhelfung der Lohgerbereyen, die hauptsächlich durch den Schleichhandel mit ausgeführten rohen Häuten und durch häufige Einfuhr des gegerbten Leders in grossen Verfall gekommen zu seyn schienen; für die Beförderung des Seilmachergewerbes. Ortkundige Mitglieder wurden zu Erwägungen und Gutachten beauftragt, über die in dasigen Gegenden, wegen Steigerung der Hanfpreise, etwa anzuwendende und zu befördernde Cultur der Eibischpflanze (Althea officinalis wird sie hier angegeben; soll aber wohl Althea cannabina Linn. seyn). Die daraus bereiteten Stricke waren zwar härter und rauher beym Angreifen, als die vom Hanf, übrigens eben so haltbar. Für die Schiffahrt und Handlung waren es folgende Gegenstände: Die fortgesetzten, aber noch immer ohne empfehlungswerthen Erfolg gebliebenen, Untersuchungen von Mitteln zur Abhaltung des Seewurms von den Schiffen; ferner, die, von Couchet und Smith gemachte, Erfindung eines einfachen Apparats zur Reinigung, Klärung und Trinkbarmachung des verdorbenen Wassers. Man zerlegte eine solche Pariser Maschine. Ihre Einrichtung wird S. 43 oberflächlich angegeben. Nur die Unzerstörbarkeit des Apparats, in Ansehung der Dauer einer immer gleichen Wirkung, wird bezweifelt. Zur Reinigung der Luft in den Schiffräumen ward die Erfindung eines Mitglieds der Gesellschaft bekannt gemacht und das Modell der Maschine ausgestellt. — Ein, schon mehrmals geschehener, Vorschlag, den Versuch mit Anlegung einer Austerbank an der Elbmündung zu machen, ward im Jahre 1800 mit 4000, aus Holland verschriebenen, magern Austern ausgeführt; entsprach jedoch nicht der Erwartung, die am wahrscheinlichsten durch Local-Ursachen des Ufergrundes getäuscht wurde. — Zur Beförderung der Landwirthschaft und Unterstützung der Stadt-Haushaltung finden sich hier auch theils gelungene, theils misslungene, aber immer der Thätigkeit der Gesellschaft zum Ruhm gereichende, Untersuchungen. So fehlte es nicht an mannichfaltigen Verhandlungen, Anfragen der Gesellschaft, Vorschlägen von Mitgliedern und andern Personen, das Polizeywesen betreffend (S. 51 f.), über die Rettung der Menschen bey Feuersgefahr, beym Durchgehen der Pferde u. dergl.; über Gassenbeleuchtung; über zweckmässigere Einrichtungen zum Wegführen des Strassenunraths, (in Hamburg heisst er Gassenkummer; gewiss ein sehr zu beherzigender Ausdruck für manche Behörde!) über die deshalb mit bedeckenden Klappen zu versehenden Karren, wobey denn, wie so oft in ähnlichen Abänderungsfällen, die Trägheit und Widerspenstigkeit, der Gewohnheitsdünkel der Officianten nicht ermangelte, Schwierigkeiten einzuwenden; — ferner über die Anlegung von Privat-Magazinen, wo auch der Urheber dieses gemeinnützigen Vorschlags mit seinem Beyspiel die Ausführbarkeit durch Anlegung eines solchen Magazins von in Fässer geschlagenem Roggenmehle in seinem Hause darlegte. — Mit welchem glücklichen, immer zunehmendem Erfolge die Rettungsanstalten für Ertrunkene und Erstickte begleitet waren, davon zeugt sowohl die, S. 58 etc. befindliche, Uebersicht der theils durch schnelles Herausziehen aus dem Wasser, theils schon ohne merkliche Spur des Lebens geretteten Menschen, wo die Summe der erstern 277, die der Wiederhergestellten vermittelst chirurgischer Behandlung, 86, also zusammen 363, die der misslungenen Fälle aber nur überhaupt 47, während der Jahre 1800 bis 1805 betrug; auch bezeugen es die Berichte einiger merkwürdigen Fälle, welche mit der dabey angewendeten Hülfsweise von S. 59 an aufgestellt sind; zu Ende derselben befinden sich noch allgemeine medicinische Bemerkungen des Dr. Holst über das Rettungsverfahren, über die, einer mannichfaltigen Modification unterworfenen, Regeln der Behandlung, die die sehr wesentlichen Verschiedenheiten erfordern, welche bey einem der Asphyxie unmittelbar nachfolgenden krankhaften Zustande Statt haben. Sodann werden noch S. 75 die weitern, zur immer mehreren Vervollkommnung abzielenden Verahstaltungen erzählt. Die Rettungsgeräthe, Eisböte, Rettungsfahrzeuge etc. wurden allenthalben vermehrt, die abgenutzten sorgfältig ersetzt; die Einrichtung eines, mit vollständigem Apparat versehenen Rettungszimmers vollendet, das auch zur Besichtigung der Fremden, deren viele eine nähere Kenntniss der Organisation der Anstalt begehren, eröffnet wird. Mit den, vom Prof. Pelt in Kopenhagen erfundenen Schwimmgürteln waren mehrere, sehr gelungene Versuche gemacht, auch war sogleich auf die Verfertigung und Vertheilung derselben in den gefährlichsten Wassergegenden, Beschluss gefasst worden, u. s. f. So wurden immer bessere Massregeln zur Abstellung eingeschlichener Missbräuche bey dieser Rettungsanstalt getroffen, allgemeinere Belehrungen über die Behandlung der Scheintodten, in die niedern Volksclassen befördert, die Preisaufgabe für die Wundarzte, in Ansehung des im Laufe eines Jahres vorgekommenen, ausgezeichnetsten Behandlungsfalles nach einer angemessenern Norm abgefasst, wegen des gelben Fiebers mannichfaltige Verhandlungen und Bemühungen eines deshalb formirten Ausschusses unternommen, wodurch manche, an den nördlichen Seeküsten und Stromufern getroffene, Sicherungsanstalt mit bewirkt wurde. Vorschläge zu einer verbesserten Gesundheitspolizey auf der Hamburgischen Insel Neuwerk; die Schutzblattern-Einimpfung, die Errichtung eines Säugammen-Büreaus aus einer Gesellschaft von Aerzten, verdienten ebenfalls hier vorzügliche Erwähnung. Zur Beförderung wissenschaftlicher und nützlicher Kenntnisse, (S. 80 f.) fand die Gesellschaft erwünschte Gelegenheit viel zu thun, sowohl in Ansehung der Vermehrung ihrer Bibliothek, als ihrer Landcharten- und Kupferstichsammlung, denen durch den reichen Nachlass des 1805 verstorbenen Senators Günther ein höchst wichtiger Zuwachs zu Theil wurde. Hierzu sowohl, als zu ihren übrigen Naturalien-Modell-Instrumenten- und Zeichnungssammlungen erhielt die Gesellschaft durch den Ankauf des dem Buchhändler Bohn gehörenden Hauses, ein vollkommen angemessenes, schönes und geräumiges Local, woraus eine zweckmässigere Einrichtung zum immer gemeinnützi-

gern Gebrauche des allen für das Publikum entsprang. Andre Mitglieder schlossen sich an dieses Bestreben, allgemeinnützlich zu seyn, durch Eröffnung ihrer Privatsammlungen, durch anatomische, medizinisch-chirurgische, physikalische, Handelsgeschichtliche u. andre Vorlesungen. S. 88 f. findet man die seit 1800 zuerkannten Ehrenbezeigungen und Belohnungen, unter denen zuerst, und gewiss auch hier vorzüglich, das Denkmahl erwähnt zu werden verdiente, das die Gesellschaft, als Organ eines grossen und achtungswerthen Theils seiner Verehrer, *dem Freunde des Vaterlandes, Johann Georg Büsch, von seinen dankbaren Mitbürgern*, wie die Inschrift lautet, geweihet, auszuführen übernahm. Sein schönes thatenreiches Leben, so wie das Charakteristische seiner Schriften, wird stets ein Muster dessen bleiben, was der seyn u. thun muss, den auch die Nachwelt segnen soll. — Mehrere erhielten Prämien wegen Menschenrettung, wegen ausgezeichneter Talente, wegen ausgezeichneten Fleisses; Unterstützungen in so mancher Rücksicht, wurden nicht weniger gegeben; wie das alles von S. 89 an sich verzeichnet befindet. Nachdem S. 97 u. 98 alle die Mitglieder genannt worden sind, welche die Gesellschaft durch den Tod seit 1800 verlor; so folgen von S. 99 an einige nähere Angaben über mehrere derselben, welche in besonders wichtigen Beziehungen mit dem Ganzen der Anstalt in Verbindung standen. Prof. Büsch, dessen schon kurz vorher gedacht wurde, im Jahr 1765 einer der Stifter der Gesellschaft, und ihr zuerst unterzeichnetes Mitglied, eröffnet diese schöne Reihe verdienstvoller, musterhafter Männer. Auf ihn folgt der Senator Kirchhoff, so wie er in den Annalen ebenfalls als einer der Stifter und als zweytes Mitglied, voransteht; gleich interessant durch seine ausgebreitete Geschäftsthätigkeit in so vieler Rücksicht auf bürgerliches Leben, wie durch seinen wissenschaftlichen Werth, wodurch er sich auch als Gelehrter auszeichnete. So wie das Studium der Physik, der Sternkunde und der Mathematik überhaupt, schon die Stunden der Muse des jungen Handelsmannes ausgefullt hatte; so setzte er es mit steigendem Enthusiasmus, beym eignen Grosshandel, in spätern Jahren ununterbrochen fort. Die treffliche Sammlung seines Apparats hierzu hatte, als die eines Privatmannes betrachtet, wenig ihres Gleichen. Mit der ihm eignen, seltnen Gabe eines klaren und grundlichen Vortrags, der, ohne in gelehrte Discussionen sich zu vertiefen, oder auf fremde Gegenstände abzuschweifen, bey einer einfachen Demonstration seiner, mit praktischer Darstellung erläuterten Grundsätze der Physik und Mathematik, stehen blieb, verbunden mit einem glücklichen Gelingen aller seiner Experimente und einem schnellen Entsprechen derselben, in Beziehung auf die Demonstrationen, nützte er, mehrere Jahre nach einander, durch öffentliche Vorlesungen, die er während der Wintermonate jeden Sonnabend in seinem Museum hielt, späterhin auch noch, auf seine Freunde und Freundinnen beschränkt, in einzelnen Vortragen nicht ganz aufgab. Die Schiffahrtskunde, der Wasserbau, die Angelegenheiten und die ganze späterhin vorgenommene Reform der Bank; selbst die Angelegenheiten der öffentlichen anatomischen Lehreinrichtungen, mit einem Worte, jeder gemeinnützige, wissenschaftliche, oder irgend andre Gegenstand trat in den Wirkungskreis seines befördernden Strebens. So sind mehrere Mitglieder ausgezeichnet, auch ist zugleich einiges aus der Geschichte ihres Lebens erwähnt, z. B. Jac. Albrecht v. Sienen, Bürgermeister; J. Brake, Hauptpred. a. d. Nicol. Kirche, (mitten in der Betreibung seines Geschäfts traf ihn plötzlich der Tod in der Versammlung der Vorsteher der allgemeinen Armenanstalt, als er über den Fortgang der Schulen derselben berichtete,) ferner, Sillem, von dessen schöner Kupferstichsammlung Chodowiecki im Jahr 1781 ein Verzeichniss bekannt machte; Schmidt, dessen grosse Sammlung zum Theil ebenfalls aus Kupferstichen, vorzüglich aber aus vielen Handzeichnungen von Meistern aus allen Schulen bestand, der sich als Freund aller Künstler und Kunstliebhaber auszeichnete, wöchentlich eine kleine Kunstakademie in seinem Museum hielt, und jedem, der nach irgend einem Blatte zeichnen wollte, diess gern verstattete. Ungern trennt sich Rec. von den übrigen, noch bis S. 130 genannten, durchaus von mehr als einer Seite äusserst achtungswerthen Männern; sie waren das nicht weniger von Seiten ihres Herzens und Charakters, und in Hinsicht ihres Privatlebens, ihrer häuslichen Verhältnisse, als in Hinsicht auf ihre thätige, gemeinnützige Kenntniss und Gelehrsamkeit in so manchem Fache der Wissenschaften und Künste, so wie in so manchem ansehnlichen und wichtigen Verhältniss staatsbürgerlicher Geschäfte. — S. 131 f. *Verhandlung über die Anlage und innere Einrichtung eines allgemeinen Gefangenhauses für Inquisiten, während des Processes.* Mit sieben Kupfert. — Eins der ausgezeichnetsten, verstorbenen Mitglieder, der Senator Günther, theilte schon 1794 seine vorläufigen Ideen zu einer Preisfrage über Verbesserung der Hamburger Gefängnisse, mit, welche hier eingerückt sind und von dem Satze ausgehen: „Strafgefängnisse, die die Gesundheit oder „auch die Moralität des Gestraften in Gefahr setzen, „sind Verbrechen gegen die Menschheit." — Die Sache musste, bis zu einem seiner Ausführung günstigern Zeitpuncte, ausgesetzt werden. Unbekannt mit dem frühern Vorgange brachte der Senator Abendroth im Jahre 1804 diese Angelegenheit von neuem zur Sprache. Es wurde ein Ausschuss einiger Mitglieder ernannt, und auf dessen geschehenen Antrag, noch im nemlichen Jahre die Preisfrage publicirt. S. 144 f. folgt der Bericht, Namens des Ausschusses über den Inhalt der zehen eingegangenen Beantwortungsschriften, wovon die mit dem ersten Preis gekrönte Abhandlung des Consistor. Raths Kaufmann, nebst noch zwey andern, in gegenwärtigem Bande vollständig, von S. 154 an eingerückt ist. Alle drey Abhandlungen sind auch besonders abgedruckt zu haben, und da hiervon schon von einem andern Rec. Nr. XCVIII. unserer Zeitung von diesem Jahre, Anzeige gethan wurde; so ist nun dabey zu verweilen nicht nöthig. In den, nach der Abhandlung folgenden, Anlagen befinden sich zweckmässige Instructionen für den Kerkermeister, (S. 273 f.) und die Kerkerknechte; desgleichen über das Verhalten der Schildwachen im Stockhause, auf dem Hofe desselben. Die Erklärung

der hiezugehörenden Kupferplatten mit den erforderlichen Rissen enthält Nr. 5. dieser Anlagen. S. 297 f. folgt die zweyte hier aufgenommene Schrift über denselben Gegenstand, von C. F. Lange, Architekt in Hamburg, wobey sich drey Kupftaf. befinden, für welche, von S. 306 an, eine ausführlich erörternde Beschreibung hinzugefügt ist. S. 320 f. befindet sich die 3te Abhandlung: *Vorschläge zur Errichtung eines Stockhauses, mit deren Erläuterungen, von H. A. C. Koch, Polierer am Hamburg. Bauhofe, mit 2 Kpftaf.* Bey den zwey letztern Schriften sind hier und da Anmerkungen des erwähnten Ausschusses hinzugesetzt. Die Vff. von beyden verdienen als Baukünstler vorzügliche Achtung. Die Theorie des Gefangenen- und Polizeywesens ist ihr Fach nicht; auf leichte Uebersicht der Gefangenen durch wenig Wärter, auf Verhinderung aller Communication der erstern, ist nicht genug Rücksicht genommen. Ihre Zeichnungen haben viel Empfehlungswerthes. S. 337 f. *Geschichte der Entstehung, Fundation und Ausbreitung der von der Gesellschaft im Jahr 1778 errichteten Hamburgischen Allgemeinen Versorgungsanstalt bis zum Jahr 1793, von J. A. Gunther. Nebst einer Fortsetzung der Geschichte dieses Instituts* bis zum J. 1806. — Der Vf. hatte sie selbst von einer frühern Bekanntmachung zurück behalten, weil er sie in der Folge fortsetzen wollte. In solcher Hinsicht noch unvollendet, fand man sie unter seinem literar. Nachlasse; die jetzige Direction ward ersucht, aus ihren Akten und Protocollen die Vervollständigung zu bewirken. Ein darzu von ihr ernannter Ausschuss übernahm diese Arbeit. Im Jahre 1778 wurde die Anstalt fundirt. Früher wurde, veranlasst von mehrern, durch falsche Calculationen und glänzende Versprechungen dem unvermeidlichen Ruin entgegen eilenden und durch diesen Ruin so manches Privat- und Familienwohl erschütternden, sogenannten Wittwen- und Waisencassen, der Wunsch einer solidern Anstalt dieser Art zum Gegenstande angelegentlichern Bemühens, und näherer Deliberationen hierüber. Oeder in Oldenburg bekam den Auftrag, einen Plan dafür zu entwerfen, welcher 1777 durch den Druck bekannt gemacht, und zugleich die Subscription zu einer hiernach einzurichtenden Anstalt eröffnet wurde, die auch sehr schnell und zahlreich zu Stande kam. Oeders, in der Folge hinzukommende, Umarbeitungen, durch Hrn. v. Drateln veranlasst; das Erscheinen verschiedener auf den Gang der Sache Bezug habender Schriften u. dergl. mehr, muss Rec. übergehen, um nicht allzu weitläufig zu werden. Die Anlagen enthalten ein Verzeichniss sämtlicher Directoren und Deputirten dieser Versorgungsanstalt, seit ihrem Entstehen; ferner eine Darstellung der Abänderungen, die sich nach und nach in den verschiedenen Classen derselben ereigneten, und eine Uebersicht ihres allmähligen Anwachses. S. 377 f. *Verhandlungen über den Vorschlag zur Errichtung einer Ersparungs- und Pensions-Kasse für die arbeitenden Classen in Hamburg.* Sieveking und Meyer hatten schon 1794 den Vorschlag gethan, „eine Anstalt zu errichten, nach dem Beyspiel ähnlicher, besonders in England befindlicher, Institute, welche den arbeitenden Classen, Professionisten, Fabriken- und andern Gewerbearbeitern, Taglöhnern, Dienstboten u. s. w. — gegen Erlegung kleinerer oder grösserer von ihrem Wochen- und Tagelohn ersparter Beyträge, verhältnissmässige Unterstützungen beym plötzlich eintretenden Stillstand ihres Gewerbes, bey vermehrten häuslichen Bedürfnissen, in Krankheiten, hauptsächlich im Alter, darreichen möchte; durch welches Mittel Armuth mehr vermindert, Moralität, bürgerliches und häusliches Wohl befördert werden würde." — Diess alles weiter in Erwägung zu ziehen und sich besonders damit zu beschäftigen, wurde ein Ausschuss von Mitgliedern der Gesellschaft ernannt. Ein Plan wurde entworfen, und in einem populär abgefassten Aufsatze, den man theils in vielgelesene Volksschriften einrücken liess, theils in mehrern tausend Separatabdrücken vertheilte, machte man die beabsichteten Classen auf den vorhabenden Zweck aufmerksam, und der nicht verfehlte Eindruck erwies sich durch die vielen vorläufigen Anmeldungen. Gleichwohl traten in der Folge beträchtliche Erschwerungen in den Weg; und man sah sich vor der Hand genöthiget, dem Publicum nur erst die Verhandlungsacten vorzulegen. Der daraus gefertigte Bericht befindet sich S. 383 f. wo der Vf., Hr. Bar. v. Voght, zuerst sowohl die Grund- und Erfahrungssätze, als die Thatsachen, welche in den ersten Vorschlägen enthalten waren und solche motivirten; zweytens, einen Auszug aus dem Commissions-Berichte darüber, mit den Abänderungen, welche er durch spätere schriftliche Vota und in mündlichen Conferenzen der Comité erhielt; drittens, seine Meynung über diesen Gegenstand und über das, was von Seiten der Gesellschaft dafür gethan werden kann, derselben zur Prüfung vorlegt. Des Verfs. Gedanken über den segenvollen Einfluss, den eine solche Anstalt auf die Moralität überhaupt, auf bürgerliches Wohl im Einzelnen, wie im Allgemeinen haben muss, verdienen vollkommenen Beyfall. „Es kann nicht fehlen, dass der Charakter des Individuums dadurch an Würde und Selbstständigkeit gewönne, wenn der redliche Arbeiter sich eine Aussicht auf ein unabhängiges Alter durch eignen Fleiss sichern könnte; dass der Mensch, der durch eignen Fleiss sich sein Auskommen sicherte, ein besserer Bürger als der Leichtsinnige wäre, der, die Zukunft nicht achtend, aus Noth und Verzweiflung Antheil an manchen Verbrechen zu nehmen die Versuchung viel näher liegen siehet; dass der Mensch viel fester an seinem Staat hängen müsste, dem er die Frucht seiner Arbeit anvertrauet hätte, durch dessen Bestand allein auch ihm ein ruhiges Alter gesichert wäre." — Herr von Drateln hatte vorläufige Tabellen verfertiget. Nachher lieferte sie Herr J. D. Luis neu bearbeitet. Seine hierzu gehörigen Erläuterungen, Generalbedingungen und anderweitigen Bemerkungen findet man S. 422 etc. und die Tabellen selbst von S. 435—456 zu 6. 5. 4 u. 3 Procent Zinsfuss berechnet, über die von den künftigen Theilnehmern an der vorgeschlagenen Ersparungskasse periodisch zu gebende Beyträge oder auf einmal zu erlegende Einschüsse, — — und über die hierauf sich gründenden von verschiedenen Perioden des Alters anhebenden und verhältnissmässig steigenden Pensionen. — Noch ist des letzten Ab-

Digitized by Google

schnitts dieses Bandes zu erwähnen, welcher die kürzern gemeinnutzigen Aufsätze und Vorschläge enthält. Den Anfang macht die *Anrede an die bey der Errichtung des Ehren-Denkmahls für den Prof. Joh. Georg Busch, am 27. Jul. 1802 gegenwärtige Versammlung, von F. J. L. Meyer.* Sie enthält zugleich eine Beschreibung des Monuments. II) *Leopold, Graf von Berchtold, ein biographisches Fragment von ebendemselben.* Dieser zweyte Howard, aber noch verdienstvoller, weil der Zweck seines Bemühens ausgebreiteter war, suchte bey seinen vielen Reisen alle die Erfindungen auf, welche zur Rettung der Menschen aus Lebensgefahren gemacht sind, trug sie, entweder durch directe Vorschläge von einem Lande in das andere über, oder machte sie durch herausgegebene Schriften allgemeiner bekannt. Sogar bis in einige Gegenden von Afrika drang er, um die Natur der Pestseuche und ihre ärztliche Behandlung selbst auf dem Boden, wo sie wüthet, zu untersuchen, und sich nach den bewährtesten Mitteln dagegen umzusehen. Eins der vorbeugenden sowohl, als heilenden Mittel, das Einreiben mit Olivenöl, nebst einer dabey zu haltenden Diät, machte er sodann durch eine Schrift im Jahr 1797 bekannt, die er in alle Sprachen derjenigen Nationen, welche mit der Levante Handel treiben, übersetzt, weit und breit vertheilen liess. Mehrere, das äusserst interessante Bild dieses wohlthätigen Mannes zeichnende Züge, mit welchen die Gesellschaft bereits seit vielen Jahren in Verhältnissen gegenseitiger Mittheilung stehet, muss Rec. dem eignen Nachlesen überlassen. — III) *Belehrung der Landleute über die Zeichen und Ursachen der Hornviehseuchen, von J. G. Wolstein, der Arzney D. u. Prof. in Altona.* Diese lehrreiche Abhandlung ward, wie eine Anmerk. dabey besagt, im Jahr 1799, als die Hornviehseuche in dasigen Gegenden grassirte, in 3000 Exemplaren auf dem Lande vertheilt, und zum Theil auch in den gemeinnützigen Almanach von 1800 eingerückt. Sie geht von der Aufstellung richtiger Begriffe aus, geht dann auf die Veranlassungen der Seuchen über, die eben so mannichfaltig in der ganzen physischen Verfassung und Verbindung der Wesen, Substanzen und Umstände unter einander Statt finden, als es die Empfänglichkeiten auf der einen und das Einflussvermögen auf der andern Seite sind. Sodann werden die Wirkungen, ihre ersten und spätern Symptome, wie sie entstehen, wie sie sich nach einander entwickeln, aufgestellt, und die Richtungen angegeben, welche der Gang der Seuche auf diese oder jene Art nimmt. — IV) *Vorschlag zur Vermehrung des Seefischfangs, von I. F. Mohn.* Damals, als er gethan wurde (im Jahr 1801), war zwar seine Ausführung manchen Zweifeln unterworfen; aber zur Fortpflanzung, vielleicht auch zu künftiger Realisirung solcher und ähnlicher Ideen dienlich, war er immer des Einrückens werth. — V) *Anleitung für unsre lieben Landleute zur Rettung ertrunkener, erfrorner und erstickter Menschen. Von Dr. Rambach.* Alles auf die Art gesagt und deutlich gemacht, wie es dem gemeinen Manne fasslich werden kann. Auch befindet sich zu Ende die Versicherung einer Belohnung von Seiten der Gesellschaft für den, welcher auf Hamburgischem Gebiet einen Verunglückten rettet. — VI) *Ueber das Tollwerden der Hunde. Von K. Hübbe, Prediger zu Allermöhe.* Wurde in den Hamburg. Volkskalender von 1803 eingerückt. Als die wahrscheinlich vorzüglichste Ursache des Tollwerdens, ist hier der unbefriedigte Trieb des Begattens angesehen, hieraus sind die polizeylichen und übrigen Vorsichtsregeln abgezogen; unter andern wird aber auch vor dem sogenannten Nehmen des Tollwurms gewarnet, der nichts anders ist, als ein, beym Trinken, zum Verlängern und Verkürzen der Zunge nöthiger Muskel. — VII) *Ueber die Kuh- oder Schutzpocken, das einzige Verwahrungsmittel gegen die Blattern. Von Dr. Wegscheider.* Von eben demselben Verf. folgen sodann noch zwey andere, gleich nützliche und belehrende Aufsätze: *Ueber das Verhalten wegen Verhütung ansteckender Krankheiten;* und, *wie man bey solchen die Luft der Krankenzimmer am besten reinigt.* — VIII) *Wohlgemeinter Rath zur Verhütung von Krankheiten. Von Dr. Holst.* Wenn der Verf. gleich im Eingange den Satz als Hauptgedanken aufstellt: „Wir Menschen können recht gesund bleiben, wenn wir eine reine Luft einathmen, für unverdorbnes, nahrsames Essen und Trinken sorgen, davon mässig geniessen, unsere Berufsarbeiten nach unsern Kräften und mit zufriednem Gemüthe verrichten, und nach gethaner Arbeit uns Erholung geben;" — wenn er dann von allem Uebrigen das Nöthigste gesagt hat, so sähe man eben so gerne, dass er es auch nicht ganz übergangen hätte, mit welcher Ansicht der Dinge, mit welcher, sich eigen zu machenden, Sinnes- und Handelnsbeschaffenheit, der Mensch zum Verrichten seiner Arbeiten mit aufriedenem Gemüth, gelange. Auch die hierher gehörenden Regeln liegen eben sowohl im Gebiete des Arztes als des Moralisten, sobald man ihren Einfluss auf die physische Dispositions-Stimmung berücksichtiget. — IX) *Ueber die Schädlichkeit des Branntweins,* als eines gewöhnlichen Getränks. *Von K. Hübbe,* Prediger zu Allermöhe. Die beyden letzten Nummern endlich betreffen noch Fragen, in Ansehung des technolog. Unterrichts, vom Schullehrer Breis, und den Vorschlag zu einem gesellschaftlichen Verein, zur Beförderung des Kunstgeschmacks in Hamburg. Von F. J. L. Meyer; welcher auch bald nachher zur Ausführung kam.

GEBURTSHÜLFE.

Abhandlungen u. Versuche geburtshülflichen Inhalts, v. *C. I. Boer,* 1r Theil, gr. 8. Wien, b. Sulzer, 1791. 2r Th. Wien, b. Wappler, 1792. u. 3r Th. ebendas. 1793. — 2r Band: *Abhandlungen und Versuche geburtshülflichen Inhalts zur Begründung einer naturgemässen Entbindungsmethode und Behandlung der Schwangern, der Wöchnerinnen und neugebornen Kinder, nach den an der öffentlichen Entbindungsschule am Wiener allgemeinen Gebärhause gemachten Erfahrungen u. gesammelten Beobachtungen, v.* D. *C. I. Boer,* k. k. öffentl. Prof. 1r bis 4r Th. gr. 8. Wien, b. Wappler u. Beck, 1802 — 1807.

Erscheint auch die Anzeige dieser Abhandlungen etwas spät in unsern Blättern, so wird man uns durch

Digitized by Google

wohl gerne Nachsicht in dieser Hinsicht verstatten; man wird indess die späte Erscheinung derselben sogar rechtfertigen müssen, wenn man bedenkt, dass erstlich in diesem Buche meistentheils neue Grundsätze aufgestellt und neue Verfahrungsarten angegeben sind, welche aber auf keine Weise in kurzer Zeit oder wohl gar auf dem Studierzimmer erprobt werden konnten, welche vielmehr blos in der Natur nachgesehen und geprüft werden mussten, was aber nicht in wenig Wochen oder Monaten möglich ist. Zweytens war Boers Werk bis hierher immer noch nicht geendet, und da die letzten Theile in genauer Verbindung mit den frühern stehen, so war eine vollständige Kritik bis zum völligen Schlusse des ganzen Werks nicht gut möglich.

Rec. gesteht es, er empfand, indem die Kritik des angezeigten Werkes ihm aufgetragen wurde, eine gewisse Bänglichkeit und Furcht, aber zugleich wurde er auch angenehm überrascht. Seit längerer Zeit waren Boers Schriften seine geburtshülfliche Lieblingslectüre, und es musste ihm daher angenehm seyn, noch einmal auf dieselben verwiesen zu werden. Zugleich fühlte Rec. auch, dass er bey dieser Gelegenheit manches Hrn. Prof. Boer von seinen Feinden angethane Unrecht würde in das gehörige Licht setzen können, wozu sich Rec. um so eher befugt hält, da die angeführten Abhandlungen grösstentheils zu diesem Unrechte Veranlassung gegeben haben. Allein es stellte sich ihm auch die Schwierigkeit ganz vor Augen hin, mit welcher man solche vorzügliche Bücher, wie Boers Abhandlungen sind, in welchen keine Zusammensetzungen der Phantasie und keine medicinischen Dichtungen vorkommen, sondern in welchen sich die Natur rein und unverfälscht ausspricht, beurtheilt. Ueberdies empfand er es ganz, dass er sich, wenn er sein Urtheil aufrichtig sagen sollte, bey dem jetzigen Stande der Geburtshülfe einer Partey entgegen stellen musste, welche ohne Zweifel bey jedem günstigen Urtheile über Boers Abhandlungen die Nasen rümpfen wird, ungeachtet die Natur das ausgesprochene Urtheil schon lange bestätiget hat. Nichts desto weniger ging Rec. mit einer gewissen Freymüthigkeit zur Kritik der einzelnen Theile über, vermied aber dabey ein zu grosses Detail, da das in Rede stehende Buch so ziemlich schon allgemein bekannt ist. Am meisten war es dem Rec. um eine Totalübersicht und um eine Beleuchtung des Ganzen zu thun, welche er in Folgendem zu liefern dachte:

Der erste Theil kann fast als Einleitung in das ganze Werk angesehen werden; denn obgleich der Inhalt desselben keineswegs ohne Interesse ist, so ist er doch nicht von der Wichtigkeit, von welcher die folgenden Theile sind. Wir übergehen *die Rede*, welche den Anfang dieses Theiles macht, und welche Boer beym Antritte seiner Professur hielt. Die *Aphorismen über die Symphotomie* dienen zur Widerlegung dieser Operation. Sie enthalten fast alles das, was zehn Jahre später über diesen Gegenstand gut gesagt worden ist. Am interessantesten ist die Abhandlung über die *Zerreissung der Mutterscheide, durch welche das Kind in die Höhle des Unterleibes tritt*, obgleich der Verf. wegen der Wahrheit derselben, zwar ohne alles Recht, in Anspruch genommen worden ist. Rec. erlaubt sich hier einige Bemerkungen, um so viel als möglich des Vf. Frage: „aber wie geschieht es, dass auch der Mutterkuchen durch die zerrissene Scheide in die Bauchhöhle kömmt?“ zu beantworten. Eine den Wehen ähnliche Geburtskraft der Mutterscheide kann den Mutterkuchen nicht wohl in die Bauchhöhle treiben, wie Boer meynt, da die Mutterscheide erstlich zerrissen, und zwar so zerrissen ist, wie es in Boers Erzählungen angegeben ist. Zweytens ist auch diese Kraft noch gar nicht dargethan. Die Sache mag sich ganz anders verhalten, als es sich Boer gedacht hat. Ohne Zweifel wird der Mutterkuchen nicht nach dem Kinde, sondern vermuthlich mit gewissen Theilen desselben in die Bauchhöhle gefördert, und zwar blos durch die eigene Geburtskraft des Uterus. Ein Fall, den Rec. vor kurzem erlebt hat, wird dies bestätigen. Die Mutterscheide war vorne in der Gegend der Urinblase nach der Länge zerrissen, hatte sich aber auch zugleich in der Queere von der Gebärmutter getrennt. Das Kind war mit seiner Brust tief ins Becken eingekeilt, der Steiss und die Füsse aber nebst der Nachgeburt lagen in der Bauchhöhle, während der Kopf sich noch in der Gebärmutter befand. Hier hatte weder die Mutterscheide die Placenta in die Bauchhöhle getrieben, noch war sie durch eine zu kurze Nabelschnur, denn diese war sehr lang, dahin gezogen worden. — In der letzten Abhandlung dieses Theiles *über die Idiosynkrasie der Schwangern* werden die meisten Leser das nicht finden, was sie zu Folge der Ueberschrift suchen. Es enthält dieselbe eine kurze Beschreibung der Schwangerschaft und der sich in derselben ereignenden Phänomene. Eine jährliche Uebersicht der Vorfallenheiten am Wiener Gebärhause schliesst diesen, wie die andern Theile, und ist zugleich der beste Probierstein für Boers Lehrsätze.

Der zweyte Theil des ersten Bandes beginnt mit *Versuchen, scheinbar todtgeborne Kinder durch die Elektricität in das Leben zu wecken*, was wohl in Gebärhäusern, nicht aber so in der Privatpraxis wird anzuwenden seyn, und, meines Wissens, auch noch nicht angewendet worden ist. Mehr Anwendung leidet und wünscht vorzüglich Rec. der folgenden Abhandlung: *über das Unwahre der gemeinen Begriffe von der Schiefstehung der Gebärmutter* etc. Wenn sich doch recht viele Geburtshelfer diese Abhandlung zu Herzen nehmen u. nach den Vorschriften derselben handeln wollten! Es würde dadurch manche Geburt weniger schmerzhaft und weniger unglücklich verlaufend gemacht werden. *Die Gedanken vom Fieber überhaupt, als ein Vorstück zu den folgenden Wahrnehmungen über Puerperalkrankheiten* leiden keinen Auszug, und Rec. muss daher auf das Lesen derselben selbst verweisen. Es gereicht Hrn. Boer übrigens zur grossen Ehre, dass er sich als Arzt von keinem Systeme hat hinreissen lassen, sondern in seinen Beobachtungen als freyer und nicht von Vorurtheilen gefesselter Mann da steht. Rec. wagt es deswegen, künftige Bearbeiter der Nosologie vorzüglich auf das aufmerksam zu machen, was Boer in diesen Abhandlungen über das Kindbettfieber niedergelegt hat.

Stimmt der Leser auch nicht in allen Puncten vollkommen mit dem Vf. überein, so wird er doch manchen Schatz in den Abhandlungen über diese Materie finden. *Ueber eine Art Schenkelschmerzen bey Kindbetterinnen, und Mittel dagegen.* Ohne Zweifel ist hier zu wenig Rücksicht auf die Ursache der Krankheit genommen, auch dieselbe nicht genau angegeben. Wer nicht schon weiss, wo der Vf. ungefähr hin will, wird aus dieser Abhandlung nicht viel klüger werden.

Der dritte und diesen Band schliessende Theil ist einer der wichtigsten von diesem Werke. Wollte Rec. seiner Neigung nachgeben und denselben genauer durchgehen, so würde er mehrere Blätter anfüllen, und dadurch die Leser mit etwas ermüden, was ihnen schon lange bekannt ist.

Die Behandlung der Gelbsucht an neugebornen Kindern wird Rec. nie so einrichten, wie sie angerathen wird, so lange ihm ein fast ganz entgegengesetztes Verfahren bey dieser Krankheit so gut, wie bisher, aushilft. Rec. vernachlässigt in solchen Fällen nie die äusserlichen Mittel, und vorzüglich bedient er sich der Bäder, aber nicht der kalten, sondern der lauwarmen; allein er muss doch auch versichern, von innerlichen Mitteln viel Wirkung gefunden zu haben. *Wie der Kopf des Kindes sich zur Geburt stellt*, ist nun fast allgemein bekannt, obgleich noch hier und dort ein alter Geburtshelfer Steins Meynung ist. Desto mehr hat man aber gegen die *Behandlung der Gesichts- und Steissgeburten* einzuwenden. Rec. verdient in dieser Hinsicht einigen Glauben, und er hält es für Pflicht, hier die Wahrheit zu sagen. Nach seinen vielfältigen Beobachtungen, sowohl im Wiener Gebärhause, als auch in der Privatpraxis, ist es immer besser, solche Geburten, wenn sonst kein Umstand die künstliche Hülfe anzeigt, der Natur zu überlassen. Sie verlaufen durchaus nicht so schwer, als man gewöhnlich glaubt, und sind, ausser in manchen Fällen mit einem grössern Kraftaufwande, mit keinen Nachtheilen verbunden. Rec. kann sich auch nicht überreden, dass es irgend einen Geburtshelfer noch geben kann, welcher die Boerschen Grundsätze deswegen nicht befolgt, weil er sie nicht für wahr hält; vielmehr glaubt er, dass die Gegner Boers nur wegen einer gewissen Verstocktheit oder aus niederer Geldgier die Gegenparthey halten, denn sonst müssten sie ja so Viele, die nach und nach von der Natur auf die Vortrefflichkeit der Boerschen Grundsätze hingeleitet worden sind, Lügen strafen. Und wodurch verdienen sie denn diess? Kennt nicht jedermann Boern als den strengsten Freund der Wahrheit? Oder sind Boers Wahrheiten zu sublim zu fassen? Gehört mehr dazu, als ein oder zwey gesunde Augen und ein gehörig fühlender Finger? — Die *Gedanken über Kaiserschnitt und Enthirnung* sind so, wie sie von einem so humanen Geburtshelfer erwartet werden konnten. Der Kaiserschnitt wird sehr eingeschränkt und in den meisten Fällen die Mutter dem Kinde vorgezogen. In der Abhandlung *über die Putrescenz der beschwängerten Gebärmutter* zeigt sich der Verf. als sehr aufmerksamen und gut beobachtenden Arzt, dem nicht allein von der Natur eine gute Beobachtungsgabe zu Theil worden ist, sondern der auch weder Mühe noch Arbeit spart, die Ursachen einer Krankheit auszuforschen. Rec. erinnert sich nicht, gehört oder gelesen zu haben, dass ein anderer Arzt diese Krankheit nach Boern gefunden hätte. Liegt diess an der Seltenheit der Krankheit, oder an Mangel an Aufmerksamkeit? Die Bestandtheile der aus dem Unterleibe einer am Kindbettfieber gestorbenen Kranken genommenen Feuchtigkeit, wovon die *chymische Analyse* mitgetheilt wird, sind längst bekannt.

Zweyten (nicht Ersten) Bandes erster Theil. *Bemerkungen über das Unterbinden der Nabelschnur.* Mit Recht wird zum Unterbinden derselben gerathen; da der Mensch nicht mehr so im Naturzustande wie das Thier lebt, so kann er sich dasselbe auch nicht zur Richtschnur nehmen. Die *Art von Blutfluss*, die in der folgenden Abhandlung beschrieben wird, wo sich Blut in das Zellgewebe zwischen Becken und Mutterscheide ergiesst, hat Rec. an Gebährenden recht oft wahrgenommen. Er erinnert aber, dass er nie nöthig hatte, und selbst, wenn sich ein bedeutender Heerd vom Blute gebildet hatte, denselben mit dem Messer zu öffnen. Es glückte ihm immer, die Zertheilung durch aufgelegte Fomente und durch eine gute Diät nebst übrigen zweckmässigen Mitteln zu bewirken. Rec. würde daher rathen, in den Fällen, wo Hr. Prof. Boer öffnete, sich des Messers immer noch zu enthalten. *Ueber die Säugung und Behandlung der Brüste bey Kindbetterinnen.* Diese Abhandlung verdiente ihrer Gemeinnützigkeit wegen, dass sie jeder jungen Frau bey der Trauung eingehändigt und anempfohlen würde. Welchen unsäglichen Leiden würde manche Kindbetterin entgehen, wenn sie mit den Vorschriften derselben bekannt wäre. Rec. ist gewiss, dass die Befolgung nicht so schwer eingehen würde. Es gibt, dem Himmel sey Dank, noch Weiber genug, bey welchen sich, vorzüglich zur Zeit der Schwangerschaft, die mütterlichen Gefühle regen, und welche daher gern alles Mögliche thun würden, um ihren neugebornen Kindern die Brüste reichen zu können und letztere gesund zu erhalten, wenn sie nur nicht durch das schlechte Berathen von Aerzten und alten Weibern sehr häufig von dem rechten Wege abgeworfen würden. *Von widernatürlichen Geburten und der Wendung.* Nach des Rec. Dafürhalten das Beste, was bis jetzt über die Wendung geschrieben worden ist; daher denn auch recht sehr zu wünschen ist, dass vorzüglich junge Geburtshelfer sich diese Abhandlung zu eigen machen.

Zweyter Theil. *Von Geburten, unter welchen die Nabelschnur vorfällt.* Mit der, dem Vf. eigenen Präcision ist hier festgesetzt, wenn die Geburt vermittelst der Zange, oder durch die Wendung zu enden, oder wenn sie der Natur zu überlassen ist. *Traktat vom Puerperalfieber.* Wir beziehen uns in dieser Hinsicht auf das, was wir weiter oben schon von den Abhandlungen über das Kindbettfieber beygebracht haben. *Von schweren Kopfgeburten und dem Gebrauche der Zange.* Ohne Zweifel im ganzen Werke die beste Abhandlung, und auch das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Schon dadurch würde sich Boer bey seinen Nachkommen unvergesslich gemacht haben.

Dritter Theil. *Traktat vom Puerperalfieber.* Sehr gute Beobachtungen über diese Krankheit, und manche treffliche Winke für die Therapie, obgleich in letzterer Hinsicht noch Manches zu wünschen übrig ist, und Rec. nicht durchaus mit dem ganz zufrieden seyn kann, was über die Heilung dieser Krankheit angeführt ist. *Ueber Zwillingsgeburten.* Der Verlauf dieser Geburten und das dabey zu beobachtende Verfahren des Geburtshelfers kurz und gut.

Vierter Th. Mit diesem Theile will Hr. Prof. Boer dieses Werk geendigt wissen, und damit dem Ganzen über Geburtshülfe kein wesentliches Stück abgehe, so wird in demselben *vom Blutflusse aus der geschwängerten Gebärmutter, von der Perforation und Zerstückung* des Fötus, *von Fraisen (Krämpfen) besonders bey Schwangern und Gebärenden* in Aphorismen, und endlich *von den Wehen* gehandelt. In der ersten Abhandlung verbreitet sich der Vf. über den Abortus, über zu frühzeitige Geburten, über die auf dem Muttermunde sitzende Placenta und über das künstliche Nachgeburtsgeschäfte. Was über den Gebrauch der topischen Mittel beygebracht wird, ist sehr gut, und vorzüglich ist Rec. mit dem zufrieden, was über die Anwendung der Wärme und Kälte gesagt worden ist. Zu kurz scheint aber Rec. das Lösen und Herausnehmen der Nachgeburt abgefertiget zu seyn, da Boer sein Werk als ein eigenes Lehrgebäude der Geburtshülfe angesehen wissen will. Ohne Zweifel wird der Leser eine Lücke bemerken, wenn er die Anzeigen für die künstliche Wegnahme der Nachgeburt sucht, und er findet, dass nur dann diese Operation zu unternehmen sey, „wenn der Geburtshelfer sieht, dass alle andere Mittel dem Uebel (dem Blutflusse) nicht abhelfen, und es mit dem Leben seiner Patientin, so wie mit ihrem Blute, zur Neige geht.“ In manchen Fällen möchte diess wohl etwas zu spät seyn. Eben so stimmt es nicht mit des Rec. Erfahrungen überein, wenn Boer behauptet, „die vollkommene Genesung nach einem starken Blutflusse aus der Gebärmutter gedeihe am besten und einzig auf diätetischem Wege. Alle Arten von eigentlichen Medicamenten schaden nach seinen Erfahrungen mehr, als sie nutzen.“ Nach des Rec. Ansicht und Erfahrung erfordert gerade diese Reconvalescenz vorzüglich stärkende Mittel, nur müssen die Gaben derselben genau nach der Reitzbarkeit der Subjecte eingerichtet werden, welche gewöhnlich in dem Grade steigt, in welchem der Körper von Blut entleert wird, ausgenommen in solchen Fällen, wo die Verblutung tödtlich wird. Die zweyte Abhandlung über die Perforation und Zerstückung des Fötus lehrt diese Operation auf eine sehr humane und schonende Weise verrichten, so wie der Verf. alle geburtshülflichen Operationen selbst macht und lehrt. Was von Krämpfen und von den Wehen weiter unten gesagt ist, enthält das schon Bekannte. Die Aphorismen praktischen Inhalts und die jährlichen Uebersichten, welche in jedem Theile sich vorfinden, hat Rec. übergangen. Sie müssen selbst nachgelesen werden, und verdienen es auch, wegen ihres merkwürdigen Inhalts. Weil es indess um eine sehr wichtige Wahrheit zu thun ist, liefert Rec. hier einen kleinen Auszug aus den jährlichen Uebersichten, in so weit er geliefert werden konnte. In den Jahren 1789 bis 1791 und wieder in den Jahren 1801 bis 1804 und im Jahre 1806 fielen 8554 Geburten vor; unter diesen waren 47 Wendungen, 40 Zangenentbindungen und 13 Enthirnungen. 79 Kinder wurden davon mit den Füssen, 161 mit dem Steisse und 91 mit dem Gesichte ohne allen Nachtheil für Mutter und die Kinder selbst voraus geboren. Wöchnerinnen starben 56, aber die meisten davon an andern Krankheiten und nicht an den Folgen von der Geburt. In den Jahren von 1792 bis 1800 wurden 9375 Gebährende entbunden, bey welchen ebenfalls die Gesichtsgeburten (nur eine wurde vermittelst der Zange geendigt), die Steiss- und Fussgeburten der Natur überlassen wurden. Kein Finger wurde bey allen diesen Entbindungen an den, wie immer, sich zur Geburt stellenden Kopf des Kindes gebracht, um ihn anders zu richten. Kein Muttermund wurde dabey eingerichtet oder erweitert, und kein Kind wurde, wenn einmal der Kopf geboren war, an demselben hervorgezogen, sondern durch die Wehen allein hervorgetrieben. Von den letztern Gebärenden starben 145, aber meist an einem epidemischen Puerperal- oder Scharlachfieber.

Wenn solche im Grossen gemachte Erfahrungen und solche treffliche Resultate nicht geeignet sind, das Gute und Zweckmässige des Boerschen Verfahrens zu bestätigen, so wird in der Welt wohl selten mehr eine geburtshülfliche oder medicinische neue Handlungsweise durchgehen. Und sind es denn diese Geburtsfälle allein, die für die Vortrefflichkeit der Boerschen Lehren sprechen? Haben nicht schon seit mehrern Jahren berühmte und unberühmte Geburtshelfer nach diesen Grundsätzen gehandelt und sich wohl dabey befunden? Jedoch genug davon. Ehe indess Rec. seine Anzeige schliesst, dankt er Hrn. Prof. Boer recht innig für die Mittheilung seiner Wahrheiten und bittet ihn zugleich, doch ja mit diesen Versuchen seine schriftstellerischen Arbeiten nicht zu beschliessen. Aus seiner Kunst zu beobachten, und aus dem grossen Wiener Gebärhause kann noch manche gute Abhandlung hervorgehn, die jeder Freund der Geburtshülfe nicht anders als mit wahrem Vergnügen und nie ohne Belehrung lesen wird. Rec. dankt Hrn. Prof. Boer für das unermüdete Streben und für den regen Eifer, welchen er beym Beobachten mehrerer tausend Geburten bewiess, und wobey er oft Ruhe u. Bequemlichkeit aufopferte. Welcher Lehrer würde wohl so seinem Berufe obgelegen haben, als Hr. Prof. Boer? Zugleich kann sich aber auch Rec. mehrerer dankbarer Gefühle gegen den so sehr u. allgemein geliebten Kaiser Joseph, welcher dieses Gebärhaus stiftete, nicht entwehren. Und sollen wir uns an den nicht dankbar erinnern, der vielen Tausenden von Gebärenden nicht allein in diesem Gebärhause, sondern auch ausser demselben eine bessere u. schonendere Behandlung verschafft hat? Bey einer zweyten Aufl. wird ohne Zweifel Hr. Prof. Boer die in dem angezeigten Werke vorkommenden, gegen die deutsche Sprache verstossenden u. Vielen nicht verständl. Wiener Ausdrücke vermeiden. Auch würde ein zweckmässiges Ordnen der einzelnen Abhandlungen für Anfänger die Brauchbarkeit und das Studium des ganzen Buches sehr erleichtern.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

122. *Stück*, *den* 25. *September* 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Rufi Ephesii, veteris ac celeberrimi Medici Opuscula et Fragmenta graece. Post editiones Parisinam 1554. 8. et Londinensem 1726. 4. novis accessionibus quadruplo auctiora *ex codicibus, Mosquensi et Augustano, edidit et notationes subjecit Christianus Fridericus de Matthaei.* Accesserunt diversae lectiones ad *Galeni* libellum τίνας δεῖ καθαίρειν, ex uno Cod. Augustano, nec non *Dioclis Carystii* epistola ad Antigonum regem, ex tribus Codd. Augustt. Mosquae litt. et impensis Univers. Caes. 1806. XX. u. 332 S. gr. 8.

Die Ueberreste des Rufus von Ephesus, eines geschätzten griech. Arztes, den einige für den Leibarzt der Cleopatra halten, andere in Trajans Zeitalter setzen (m. s. Ackermann in Fabric. B. Gr. IV. 714 ss.) und der allerdings lange vor Trajan gelebt haben muss, wenn der in den Jamben des Damokrates (Galen. de antidot. II. p. 441, 34. T. II. Basil. 1538.) erwähnte Ῥοῦφος — ἀνὴρ ἄριστος ἰατρικὰς τ' ἐν τῇ τέχνῃ der gegenwärtige ist, gab zuerst Jacob Goupylus zu Paris 1554 aus Mspp. der kön. Bibl., nebst Bruchstücken des Soranus heraus, und die anatomischen Fragmente des R. übersetzte J. B. Rasarius lateinisch in Oribasii collectionibus medic. Par. 1555. Die Seltenheit jener Pariser Ausg. bewog einen Engländer, Will. Clinch, sie zu Lond. 1726. 4. wieder drucken zu lassen, ohne sie im geringsten zu vermehren. Er hat vielmehr nur einen so treuen Abdruck geliefert, dass er nicht einmal die Druckfehler, die doch auf der zweyten Seite des Par. Drucks verbessert sind, berichtigt hat. Die Zeilen der Lond. und Par. Ausgabe weichen von einander ab, und doch führt Cl. die Zeilen der Par. Ausg. an. Hr. Hofr. u. P. von *Matthaei* hatte vor mehreren Jahren Gelegenheit, eine Augsburger Handschrift zu vergleichen, welche weit mehr vom Rufus lieferte, als bisher gedruckt war. Diese Handschrift (in Hoeschels Cat. codd. bibl. August. n. 111. p. 54., in Reisers catal. aber p. 63. n. 77.) enthält folgende Stücke des Galenus und Rufus: vom erstern die Auslegung der 4 Bücher des Hippocrates περὶ διαίτης ἐν τῶν ὀξέων νοσημάτων — seine ἐρωτήματα ἰατρικῆς τέχνης — aus s. Werke περὶ τῆς τῶν ἁπλῶν Φαρμάκων δυνάμεως vom 8ten B. bis Ende des 11ten — desselben Schr. τίνας δεῖ καθαίρειν — vom Rufus aber: μονόβιβλον περὶ Φαρμάκων καθαρτικῶν — περὶ τῶν ἐν κύστει καὶ νεφροῖς παθῶν — ein Fragment, vielleicht aus dem B. περὶ ἀφροδισίων. Die erste Schrift des Rufus ist auf baumwollenem Papier im 14ten Jahrh., die übrigen auf leinenem im 15ten Jahrh. geschrieben. Da ihm aus des Fabricius B. Gr. eine Handschrift des R. in der Berner Bibl. nicht unbekannt war, so wandte er sich deshalb an Hrn. D. Römer zu Zürich, und wünschte sie zur Vergleichung nach Wittenberg zu erhalten, aber da er bald darauf diese Universität verliess, und zum dritten Mal nach Russland ging, so musste er sein Vorhaben aufgeben. Die Berner papierne Handschrift ist aus dem 16ten Jahrh., und enthält ausser den Schr. des Rufus περὶ ὀνομασίας τῶν ἀνθρώπου μορίων, einige Briefe des Libanius und des Codinus B. de Origg. Cpplit. Nach seiner Ankunft in Moskwa (1804) verglich er die Moskauer Handschrift (cod. typogr. synod. in fol. n. 25. s. Matthaei Notit. codd. graec. Mosqq. p. 284. s. L. 1805.) von des Oribasius Collectaneorum libris XV. Die Handschrift, welche erst in der Bibl. des Rasarius sich befand, dann dem Bisch. von Cerigo, Maximus Margunius, gehörte, kam hierauf in die Bibl. des Klosters der Iberer auf dem Berg Athos. Hier wurde sie im 17ten Jahrhundert mit mehrern andern auf Befehl des Czar Alexei Michailowitsch gekauft und nach Moskwa gebracht. Die gegenwärtige Ausgabe enthält die Aufsätze in folgender Ordnung: S. 1—60 des Rufus μονόβιβλος über die reinigenden Arzneymittel, aus der Augsb. Handschr. Es scheint zwar auch darin die Schrift nicht ganz enthalten zu seyn, aber man bekommt sie doch ungleich vollständiger als in der Londner Ed. (S. 14—20), die erst auf der 35. S. der Mosk. Ausgabe anhebt, und S. 48 schliesst. Nach dem Drucke verglich M. die Mosk. Handschr. von Oribasii Collect., wo VII, 26 u. 27 diese Schr. steht, und daraus hat er S. 256—276 die abweichenden Lesarten, nebst seinen Bemerkungen darüber mitgetheilt, aber auch S. 277—299 das Ergänzungsstück zum Schlusse des B. (nach dem

Augsb. Msp.) genau abdrucken lassen, und damit des Rasarius lateinische, etwas unzuverlässige Uebersetzung in den Noten verglichen. — S. 61—130 περὶ τῶν ἐν κύστει καὶ νεφροῖς παθῶν (de vesicae renumque affectibus — dass die Ordnung der griech. Worte verändert werden müsse, ist sehr richtig von Hrn. v. M. bemerkt worden). Die erstern funfzehn Capitel waren gedruckt (in der Londn. Ausg. 16, weil das Prooemium, als erstes Cap. überschrieben ist), und Hr. v. M. hat nur bisweilen einiges aus der Handschrift ergänzt, wie C. 5. zu Anf. S. 69, und in den Noten die Varianten angeführt. Der gedruckte Text hört mitten im 16. (15.) Cap. S. 85 zu Ende der gegenw. Ausg. auf, und das übrige lange, aber freylich lückenvolle Stück, bis zu Ende des 39. Cap. ist aus der Handschr. hinzugekommen. Nach Ende dieses Cap. folgt in der Handschr. sogleich eine andere Schrift des R., welcher der Anfang fehlt. Hr. v. M. bemerkt, dass etwa drey Blätter der Handschr. ausgefallen sind. Dies Bruchstück ist S. 131—150 abgedruckt; es fehlt ihm auch der Schluss, und es folgt darauf im Ms. ein S. 151—158 abgedrucktes Fragment. Hr. v. M. glaubt, dass die Blätter der Handschr. verbunden sind, und dass ein Stück den Schluss des B. de vesicae et renum affect. ausmache. In der Inhaltsübersicht aber giebt er diesen beyden Fragmenten die Ueberschrift: ἐκ τοῦ, περὶ τῶν κατὰ γεννητικὰ μορία παθῶν, ἤτοι περὶ ἀφροδισίων βιβλίου. Darauf folgen S. 159—164 einige Bruchstücke des R. aus Paulus Aegineta (nach der Basler Ausg. 1538), unter andern aus dem B. περὶ λοιμοῦ, welche Schrift des Rufus sonst nicht erwähnt wird. Endlich sind aus dem Mosk. Codex der Collectionum medic. des Oribasius noch 32 Fragmente des Rufus, theils längere, theils kürzere, S. 165—256 mitgetheilt. Es würde ermüden, wenn wir ihre Titel hersetzen wollten. Man lernt daraus mehrere Schr. des R. kennen, z. B. seinen λόγος περὶ γάλακτος (wovon der fünfte λόγος angeführt ist), περὶ διαίτης, περὶ τῶν κατὰ ἄρθρα νοσημάτων. Das 7te Fragment aus dem B. de medicam. purgantibus ist natürlich nicht wieder abgedruckt, bis auf den Schluss, wovon schon oben Erwähnung geschehen ist. S. 301 steht noch eines Ungenannten am Rande des XI. B. des Oribas. in der Mosk. Handschr. beygeschriebene griechische Bemerkung, worin Rufus, und zwar ἐν βοτανικῶν γ. erwähnt ist. In derselben Handschrift steht auch noch ein Fragment: wie einer leicht vomiren könne, und in der Ueberschr. desselben heisst es: Ἐκ τῶν πρὸς Ποταμωνιανὸν (Hr. v. M. muthmasst: Ποταμῶνα ἰατρὸν), περὶ τῶν ἐμετῶν. Aber in dem vorgesetzten allgemeinen Register ist es überschrieben: ἐκ τῶν Ῥούφου. Weil aber Hr. von M. glaubt, es sey aus dem Galenus entlehnt, so hat er es nicht abdrucken lassen, sondern S. 300 nur erwähnt. S. 301—307 folgen die Varianten zu des Galenus Buche τίνας δεῖ καθαίρειν, das in Ansehung des Inhalts mit der Schrift des Rufus übereinkömmt, aus derselben Augsb. Handschr., die Hr. v. M. mit der Chartier'schen Ausg. der Werke des Galenus verglichen hat. S. 308—328 ist die auch in Fabric. B. Gr. XII. (d. alt. Ausg.) aufgenommene ἐπιστολὴ προφυλακτικὴ des Philosophen und Leibarztes Diokles an den König (von Persien, wie es in der ersten Augsb. Handschr. heisst — eigentlich, von Asien) Antigonus. Hr. v. M. hat dazu drey Augsburger Handschriften verglichen (n. 2. 55. und 50. in Reisers Katalog); von denen die mittlere in der Aufschrift den Brief dem Hippokrates beylegt, und an den König von Aeg., Ptolemäus, gerichtet seyn lässt, die letzte aber mit dem Text des Fabricius am meisten übereinstimmt. Wir wundern uns, dass Hr. v. M. diesen Text mit allen seinen Fehlern hat abdrucken lassen, wie S. 317 παράττεται, wo selbst die eine Handschrift παράσσεται oder παράπτεται (nach welchem Worte auch das Comma wegzustreichen ist). So sollte es auch S. 309 heissen τῆς μαθηματικῆς (nicht τοῖς — εἰς) πρωταγωνιστήν. Der Herausgeber macht übrigens bekannt, dass er eine Sammlung der Fragmente des Diokles aus Oribasius zum Druck bereitet habe. Und vielleicht wird, wenn man mehreres vom D. vergleichen kann, leichter zu entscheiden seyn, ob dieser Brief ihn wahrscheinlich zum Verfasser habe. In der Bearbeitung der Reste des Rufus hat Hr. v. M. sich vornemlich auf das Kritische eingeschränkt, und den angeführten Varianten kritische Bemerkungen beygefügt, die vorzüglich denen, welche selbst Handschriften zu vergleichen Gelegenheit haben, recht nützlich seyn werden. Es ist aber auch theils von einigen Aerzten, theils von seltnen und neuen Worten, vornemlich Kunstausdrücken, gehandelt worden, und so wie durch jene Art von Anmerkungen des Fabricius Verzeichniss alter Aerzte manche Bereicherung erhält, so wird durch letztere der griech. Sprachschatz vermehrt. Wir verweisen in letzterer Rücksicht auf die Bemerkungen über ἄσασθαι und ἀτᾶσθαι S. 152, κατασκήπτειν S. 156, κατοικιόω 297, ἐτώδης saftreich 324. ἀποφλιγματίζω 163. ἰωλισμός 173, τρυφερία (statt τρυφιρότης) 225. ἑτεροκρανικός 265. Ueber die in den Noten erläuterten Worte, Namen und Sachen wäre wohl ein Register zu wünschen gewesen. Man findet nur ein Register über die von Rufus angeführten Namen. Wer der darin gleich zuerst aufgestellte *Goras* (S. 165) gewesen sey, ist unbekannt. Hr. v. M. vermuthet ein Fechtmeister. Die Erklärung der medicin. Vorschriften und Belehrungen bleibt andern Erklärern vorbehalten. Die Londner Ausgabe wird man bey der gegenwärtigen doch nicht entrathen können. Sie enthält (ausser der lat. Ueb. und vollständigen Registern) nicht nur des D Clinch Dissert. de Rufo et ejus scriptis, und Commentariolus de usu vesicantium in curandis morbis, sondern auch S. 22—71 das dem Rufus beygelegte Buch de nominibus partium corporis humani. Wie sehr aber der verdienstvolle Herausgeber die griechische Literatur und die Geschichte der Medicin durch die muhvolle Bekanntmachung dieser neuen Bruchstücke bereichert habe, brauchen wir nicht erst zu erweisen. Er hat schon seit mehrern Jahren sich mit dem Studium der griech. Aerzte beschäftigt, und wird nächstens die ansehnlichen Fragmente von 20 berühmten griech. Aerzten aus des Oribasius Collectaneis nach

Digitized by Google

der Mosk. Handschr. mit Anmerkungen herausgeben, und die berühmten Brüder Zosimus zu Wien, die von ihrem Reichthum einen seltnen Gebrauch zur Beförderung des Drucks vieler nützlicher griech. Schriften und Verbreitung der wissensch. Cultur unter ihren Landsleuten machen, werden die Kosten dazu hergeben. Den Druck des Rufus auf Kosten der Universität veranstaltete ihr nun verewigter einsichtsvoller Curator Murawief. Der Druck ist freylich weder von Seiten der Lettern, noch des Papiers, noch der Correctheit so sich empfehlend, wie man wünschen könnte, aber doch auch keineswegs so schlecht, als man ihn aus manchen deutschen Officinen erhält. Wir wünschen, dass diese Ausgabe nur auch durch den Buchhandel in Umlauf gebracht und nicht zu sehr verthenert werde.

Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Tomus nonus, Indices complectens. Auctor *Jo. Schweighäuser*, Instituto Imperiali Francico adscriptus, in acad. Argent. Profess. publ. Argentorati ex typographia societatis Bipontinae MDCCCVII. gr. 8. 616 S.

Mit diesem Bande ist, nach der Absicht des Hrn. S., seine Ausgabe des Athenäus geschlossen. Er liefert in demselben drey Indices; den ersten über die von Athenäus citirten Schriftsteller, worin zugleich die Schriften eines jeden angegeben werden; den zweyten die Titel der Schriftsteller, welche Athenäus anführt, betreffend, und den dritten über die Personen und Sachen. Anfangs war der Herausg. auch einen Index der Gräcität hinzuzufügen Willens gewesen, auf welchen er sich hin und wieder in den Anmerkungen und in dem Personen- und Sachregister bezieht; auch hatte er für denselben bereits vieles vorgearbeitet. Aber um nicht die ohnediess schon starke Bändezahl des Werks noch zu vermehren, beschloss er, der langwierigen und mühevollen Arbeit ein Ende zu machen, um so mehr, da der Leser, welchen es interessire zu wissen, was entweder Athenäus selbst, oder ein von ihm citirter Schriftsteller zur Bezeichnung irgend eines Gedankens oder bey Behandlung irgend einer Materie für Worte gebrauche, mit Hülfe der gegebenen Register in den meisten Fällen das Gesuchte auffinden könne. Rec. und mit ihm gewiss jeder, der sich für die philologischen Studien mehr als gewöhnlich interessirt, entbehret den erwähnten Index höchst ungern, schon um deswillen, weil man öfters nicht zu rathen im Stande ist, mit welchem lateinischen Worte das, was man sucht, ausgedrückt worden sey; er bittet daher den Herausgeber, wenn anders sein Wort bis zu demselben hinreicht, auf das angelegentlichste, diesem empfindlichen Mangel noch abzuhelfen und dadurch die Brauchbarkeit seiner Ausgabe um ein bedeutendes zu erhöhen. Sehr wünschenswerth ist auch ein Register über die im Commentar behandelten Worte und Sachen, desgleichen eins über die gelegentlich erklärten oder verbesserten Stellen anderer Autoren; ein Bedürfniss, welches zu befriedigen Hr. S. sich ebenfalls entschliessen wolle, damit seine Ausgabe in keinem Betrachte der Casaubonschen nachstehe. Hier könnten wir schliessen, wenn wir nicht unsere Leser durch Anzeige einiger von Hrn. S. übersehener Emendationen für die Trockenheit obiger Bemerkungen einigermassen zu entschädigen wünschten. Wir stellen zuförderst die Wakefieldschen Bemerkungen aus der Silva Critica, so viele deren nicht benutzt sind, zusammen. S. 36 a. im Fragm. des Mnesitheos V. 4. liest Wakefield τοῖσι κεχρημένοις, *indigentibus*; V. 11. εὐθυμίαν φέρει γ' ἂν ὑπερβάλλης, ὕβριν, und V. 13. παράλυσιν γε σωμάτων, Th. 4. S. 64. In den Versen des Eubulos S. 108 d. interpungirt er nach ἀνθρωπος, und verbindet βαρὺς (wofür er lieber βαρὺ lesen möchte) πλουτῶν, Th. 5. S. 125. Die Worte desselben Dichters S. 113 f. ordnet er ebendaselbst S. 143 so:

— — ἀνέστιοι
λάρυγγες, ἀλλοτρίων κτεάνων παραδεικνύδες.

S. 224 f. schreibt er im vierten der Verse des Alexis μεῖζόν τι und im siebenten ἑλκοντας ἑτάνω, Th. 2. S. 71. Nicht weit davon S. 225 a. in dem Fragmente des Diphilos V. 3. τὸ δ' ὡς ἐ. τ. γ. ω. θηρίων, Th. 3. S. 91. S. 226 a. in der Stelle des Alexis liest er V. 2. Ἀριστονίκου τῶν τίθηθι γὰρ νέμον, V. 4. ἰχθῦν ἐπιτιμήσαι τ' ἀποδῶ τ' ἐλάττονος — Ἐπιτιμᾶν in der Bedeutung *nimium poscere* genommen. V. 6. ἵν' ἀποδιδωκότες. V. 8. ἅπαντας und τέτταν, Th. 2. S. 131. Den ersten der Verse des Antiphon S. 238 a. verbessert er ὁ γὰρ παράσιτός ἐστιν, ὀρθῶς ἂν σκοπῇς, im neunten ὀργὴν ἀνιηγκών, ἀγανές, im zehnten ὑρωνικὸς, Th. 3. S. 78. In dem Fragmente des Archestratos S. 303 e. vertheidigt er V. 6. γενναῖα, und V. 7. ἁμοῖσι, Th. 2. S. 22. Im neunten Verse des Fragments der Κύπρια ἔπη S. 334 d. schreibt er ἐξαρδύνων, Th. 4. S. 99; in der Stelle des Sotion S. 336 f. χαίρωμεν, ἕως ἔστι τὴν ψυχὴν τρυφῇ τύρβαζε (*agita, misce, exhilara animum luxuria*) und Κόμπει κενοί, ψόφοι, σκιαί τ' ὀνειράτων, Th. 4. S. 73. (In demselben Fragment liest ein Rec. in dem Monthly Review August 1799 τύρβαζε, Μανὴ, γαστρὸς οὐδ' ἥδιον ἕν.) S. 341 c. ἐπιρεομένης αὐτῷ τῆς γαστρός, Th. 2. S. 73. In den Versen des Eupolis S. 373 e. κριοὺς μὲν ἐκγεννᾶν mit der Anmerkung: *Nonne durum est arietes et aves prolem patri similem generare: nos autem* — aut quid non absimile; nam manca est sententia, Th. 4. S. 18. In dem Bruchstücke des Posidippos S. 377 c. ändert Wakefield Th. 3. S. 29 das von Hrn. S. in Schutz genommene ἐκλελυμένος, welches aber wegen der kurzen antepenultima nicht in den Vers passt, in ἐκλελιμμένος von ἐκλείπω, gesteht aber das zusammengesetzte Wort noch nicht gefunden zu haben. Es muss wohl ἐκλελειμμένος heissen. S. 415 c. corrigirt er ἡ λάκη διαῤῥαγεῖς, worauf schon vor ihm jemand gefallen war, und εἰπὲ Th. 2. S. 73. S. 421 f. βίος δ' οὐ παρῴνυχος, *vita non sumtuosa, deliciis affluens*, Th. 2. S. 96. S. 439 f. ἐκίλινσεν, welches nunmehr Handschriften bestätigt haben, Th. 5. S. 57. S. 559 d. Κακὸς κακῶς ὄλοιθ', dann ὁ μὲν γὰρ πρῶ-

Digitized by Google

τον und εἰδὼς αὐτὸν Th. 2. S. 53. In dem Wakefieldschen Delectus tragoediarum Th. 1. S. 379 wird μάταιε im 5ten der Verse des Aeschrion p. 355. d. durch *stulte* erklärt, ebendas. S. 186 in dem Bruchstücke des Alexis p. 552. d. Ἑρμῆ Φδιτῶν πρόπομπε geschrieben, S. 4 die Worte περιττεῖν τὸ δεινὸν αἰτιᾶσθαι p. 52. a. für περιττεῖν αἰτίαιον τῷ δεινῷ genommen, S. 30 in dem Fragment des Timokles p. 223. b. aus Stobäus ἢν τι σοι δοκῶ λέγειν hergestellt, S. 36. εὐτυχεῖς p. 150. c. in εὐτυκεῖς verwandelt, und Th. 2. S. 326. statt ἄχρεῖα p. 41. e. ἄχροια, *quae nativum colorem amiserint* emendirt. In dem specimen coniecturarum, welche dem dritten Bande des Wakefieldschen Lucretius angehängt sind, ist ein Fragment p. 78. d. so verbessert:

Σῖκον ἦν δ' ἡμῶν τις εἰδῇ διὰ χρόνου νέον ποτέ,
Τῷ 'μφαλῷ περιμάττομέν γε τοῦτό τῳ τῶν παιδίων.

Ueber die Verse des Timocles p. 223. c. ist Davis. zu Cicer. Tuscul. Disput. 3, 33. nachzusehen. In dem Fragmente des Xenophanes p. 526. a. verändert Schneider im griech. Lexicon Th. 2. p. 682. der neuesten Ausg. ἀΦροσύνας in ἁβροσύνας. Zwey Verse des Pratinas p. 617 werden in Burton's Pentalogie T. 2. p. 59 so verbessert:

ἀν' ὄρη (oder ὄρη) ἐσσύμε-
νον μετὰ ΜΑΙΝΑΔΩΝ.

De Baccho agitur, heisst es in der Anmerkung. (*Quid autem Naiadibus cum Baccho et montibus?* — Wir fügen noch ein paar eigne Bemerkungen bey. Ein Vers des Antiphanes p. 74. c. ist wohl am leichtesten so zu emendiren:

διαΦέροντα τῆς ἀκάνης, Ἰκτόνικ', οἰκουμένης.

Der achte Vers des Fragments p. 304. a. dürfte vielleicht folgendermassen geschrieben werden müssen:

γράΦομαι δὲ τἀγχέλεια λειποταξίου.

Der Vers Ἰνὼ δὲ τἀπὶ θάτερ' ἐξειργάζετο p. 186. d. und p. 344. b. ist aus Eurip. Bacch. 1137.

LATEINISCHE STYLÜBUNG.

Lateinische Stylübungen zum öffentlichen und Privatgebrauche, herausgegeben von M. *Christian Friedrich Roth*, Professor am königl. Gymnasium in Stuttgard. Erster Theil, welcher die Materialien zum Uebersetzen für die Jugend von 12—15 Jahren enthält. 359 S. Zweyter Theil, welcher die lateinische Uebersetzung der Materialien nebst einem Anhange von Elegien zu metrischen Uebersetzungen in sich fasst, Stuttgard, b. Joh. Friedr. Steinkopf, 1807. 8. 380 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Diese Anleitung, welche der Hr. Vf. bescheiden nur eine Schularbeit nennet, weicht von andern ähnlichen Büchern dadurch ab, 1) dass sie nicht allein geschichtliche, sondern auch, um die Jugend in verschiedenen Arten des Styls zu üben, andere mannichfaltige wissenschaftliche Materialien enthält; 2) dass sie, um das Selbstdenken und den Gebrauch des Lexicons bey studierenden Jünglingen zu befördern, nur wenige latein. Phrasen dem deutschen Texte unterlegt; 3) dass sie in dem zweyten abgesonderten Theile die latein. Uebersetzung dieser deutschen Materialien nebst Themata zu Elegien folgen lässt, und endlich 4) dass alle diese Materialien unter der Leitung des Verfs. vom Jahre 1792 bis 1806 von seinen Lehrlingen bearbeitet worden sind, und also schon die Probe bestanden zu haben scheinen. So lobenswürdig auch die Absicht des Verfs. ist, so werden doch viele, die in diesem Fache eben so vieljährige Erfahrungen, als er selbst, gemacht haben, mit dem Rec. zweifeln, dass sie seinen und andrer Lehrer Wünschen ganz entsprechen werde. Nicht zu gedenken, dass die verschiedenartigsten Materien ohne einen festen wissenschaftlichen Plan unter einander geworfen sind; denn es wechseln alte und neue Geschichte, Lebensbeschreibungen, Anekdoten, Charaktere, Fabeln, Uebersetzungen aus alten Schriftstellern mit moralischen Betrachtungen und mit Naturgeschichte ungesondert mit einander ab, welches buntes Allerley sich noch einigermassen, obgleich nicht ganz, entschuldigen lassen möchte. Angemessener würde der Verf., wie Rec. glaubt, für die Bedurfnisse der Lehrer sowohl, als auch der Lehrlinge, gesorgt haben, wenn er die verschiedenartigen Materien gesondert, und nach ihrem Inhalte in bestimmte Rubriken vertheilt hätte. Die Mannichfaltigkeit derselben würde dadurch noch mehr gehoben, und auch noch brauchbarer und schulgerechter gemacht worden seyn. Abwechselung ist, wenn der jugendliche Geist nicht ermatten soll, bey jeder Art des Unterrichts, und also auch bey Stylübungen, nöthig, aber doch keine solche planlose, und den Fleiss der Lehrlinge mehr zerstreuende, als zusammenhaltende Abwechselung, wie sie ihnen der Verf. bey seinem Unterrichte verstattet zu haben scheint. Soll der Jüngling in allen Arten des Styls geübt werden, so muss er auch jeder, um eine gewisse Fest- und Fertigkeit zu erlangen, und mit dem verschiedenen Genius einer jeden, wenn auch nicht vollkommen, doch einigermassen vertraut zu werden, eine gewisse Zeit schenken. Diese Absicht wird aber nie erreicht, wenn er in der einen Woche ein historisches, in der andern ein moralisches Thema, in dieser eine Fabel, in jener wieder einen Charakter bearbeitet; er wird zwar grammatisch, aber nie rhetorisch richtig schreiben lernen. Jeder Lehrer also, der seine Zöglinge mit allen Schreibarten bekannt zu machen wünscht, wird zwar auch immer mit den Materialien wechseln, doch nicht so schnell und unbeständig, wie Hr. R.; er wird jeder zum wenigsten einen Monat, oder, wenn es die Verhältnisse seiner Schule erlauben, auch mehrere Monate widmen. Hierzu kommt noch, dass einige Materien den Fähigkeiten des frühern Al-

Digitized by Google

ters angemessen sind, andere aber, wie z. B. moralische, für höhere Jahre und mehrere Fähigkeiten aufbewahret werden müssen: und so würde der Verf., wenn er diesen Unterschied im Auge gehabt hätte, zugleich eine richtigere Stufenfolge und einen natürlichern Weg, den Lehrer und Schüler zu gehen hatten, vorgezeichnet haben, als er ihnen vorgezeichnet hat. Die Auswahl Lehrern oder wohl gar Schülern zu überlassen, wird durch verschiedene Schwierigkeiten gehindert, welche hier anzugeben der Raum dieser Blätter verhindert. Jeder, der nur etwas mit Schulangelegenheiten bekannt ist, wird sie selbst fühlen, und schon oft gefühlt haben. Wollte aber der Verf., dass alle Arten des Styls durch seine Materialien geübt würden, so hätte er auch den, studirenden Jünglingen so nöthigen, epistolarischen nicht ganz vergessen sollen: auch vermisst man ungern in dieser so gehaltvollen Sammlung Beyspiele von Orts- und Gegendbeschreibungen, welche sowohl alte, als neuere Schriftsteller reichlich beygesteuert haben würden. Auf die Zeit- und Jahresumstände hat der Verf. bisweilen bey der Wahl des Uebersetzungsstoffs Rücksicht genommen, welches von allen Lehrern nachgeahmt zu werden verdient. Rec., welcher, wie Hr. Roth, an einer höhern Bildungsanstalt arbeitet, hat diesen Weg auch immer mit gutem Erfolge eingeschlagen, ist aber oft noch einen Schritt weiter gegangen, und hat seinen Stoff zu Uebersetzungen und andern schriftlichen Aufsätzen von seiner Schule, von dem Orte und Lande, in welchem er lebt, auch von den Lectionen, die gehalten wurden, besonders, wenn sie interessante Gegenstände darboten, entlehnt. Unbedingt wird also kein einsichtsvoller Schulmann diese Mannichfaltigkeit der Materien, welche ohne einen bestimmten Plan sich durchkreuzen, loben; aber noch weniger wird die Erfahrung damit zufrieden seyn, dass der Vf. den Weg, den die Natur der Sache vorzeichnet, verlassen hat, und nicht von dem Leichtern auf das Schwerere fortgeschritten ist, d. h. keine Uebersetzungscursus, wie andere in neuern Zeiten, gemacht hat. Er überlässt zwar dieses im Vorberichte der Einsicht der Lehrer; aber zu geschweigen, dass diese Mühe der Auswahl bey der grossen Menge der Materialien beschwerlich ist, so würden sie meistentheils, wenn sie dieselbe auch übernehmen wollten, getäuscht werden, und wenig oder gar nichts auffinden, was sie ihren zwölf- oder dreyzehnjährigen Zöglingen zuerst zu übersetzen aufgeben sollten. Die meisten Abschnitte, vorzüglich diejenigen, welche der Verf. aus neuern deutschen Schriften ausgehoben hat, sind so schwer, und entfernen sich von dem Genius der lateinischen Sprache so weit, dass selbst Männer, welche mit beyden Sprachen bekannt sind, und welche denken und die einzelnen Begriffe sich entwickeln können, sie in die lateinische Sprache zu übertragen, sich ängstigen werden. Sollte das der Verf. nicht selbst gefühlt haben? sollten es ihm nicht die misslungenen Versuche seiner Zöglinge, die sich doch überall gleich sind, nicht lauter als diese Recension gesagt haben? Man lese nur die erste Numer, in welcher Hr. Hofpred. Flatt das Studium der alten Sprachen empfiehlt. Wie werden Jünglinge, wenn sie auch schon das 15te Jahr erreicht haben, sich bey den Worten: *Wenn sie sich einer gedankenlosen Ruhe überlassen, und ihre Talente verschlafen hätten*, oder: *wer sich, statt dieser Hauptbeschäftigung, mit Nebendingen aufhält, die kein Nachdenken kosten, und bloss zur Belustigung der Phantasie dienen:* abängstigen, um ihnen nur einen etwas erträglichen lateinischen Sinn, nicht zu geben, sondern aufzudringen! sollte sie dieses nicht mehr zurückschrecken, als aufmuntern? Die wenigen unter dem Texte gesetzten lateinischen Redensarten, welche nicht einmal immer den deutschen Sinn vollständig wiedergeben und wieder zu geben vermögen, noch weniger aber ihr deutsch-lateinisches Wörterbuch wird ihnen so aushelfen, dass sie alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen im Stande seyn werden. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass in dem Buche selbst auch leichtere Abschnitte gefunden werden, besonders, welche Uebersetzungen aus lateinischen Schriftstellern enthalten; aber es finden sich auch mehrere, die ihrer Mühe eben diese, ja noch grössere, Schwierigkeiten entgegen setzen werden. Der Schüler soll ja zu keinem Uebersetzer deutscher Schriften in Schulen gebildet werden, sondern richtig lateinisch schreiben lernen, und mit dem Genius der lateinischen Sprache durch Uebersetzen bekannt gemacht werden; aber sollte er auf diesem dornigten Wege zu dieser Fertigkeit gelangen? sollte er alle die Knoten der verwickelten Begriffe und Sätze, mit denen er noch wenig oder gar nicht bekannt gemacht worden ist, zu lösen vermögend seyn? versuchen wird er es, wenn er Geduld genug dazu besitzt, die aber sehr wenige Jünglinge in diesen Jahren besitzen, und wenn ihm seine wiederholten Versuche missglücken, so wird er sie missvergnügt zerhauen, und nichts als zerrissene unlateinische Formeln und Sätze um sich herumstreuen. Es gehört ein Mann dazu, aber kein Knabe, auch kein Jüngling, er müsste denn schon in den Geist der lateinischen Sprache eingedrungen seyn, der den Sinn abstrakter Begriffe richtig auffassen, und sie mit allen Nuancen eben so richtig wiedergeben soll. Ueberhaupt aber wird der studirende Jüngling nie durch das Uebertragen der deutschen in die lateinische Sprache allein mit dem Geiste der lateinischen Sprache bekannt werden, und richtig lateinisch schreiben lernen: eignes Studium und ununterbrochnes Lesen der besten Classiker mit eignen Uebungen führen ihn erst in dieses Heiligthum ein, welches ihm die Uebersetzungsversuche nur von ferne gezeigt hatten. Rec. glaubt, wenn er es anders von seiner Erfahrung zu sagen wagen darf, dass fast alle, die bisher Materialien zu lateinischen Uebersetzungen geliefert haben, nicht den richtigen Weg gewählt haben, auf welchen übersetzende Jünglinge geführt werden sollten. Jeder, der einen Beruf, solche Anleitungen

zu geben, in sich fühlet, schreibt, wie Rec. bemerkt hat, zuerst das deutsche Thema hin, ohne daran zu denken, dass es von ungeübten Knaben und Jünglingen in die lateinische Sprache übertragen werden soll, setzt dann entweder selbst latein. Phrasen zu dem Texte, oder lässt sie von einem andern dazu setzen, die zwar meistentheils dem Genius der latein. aber selten der deutschen Sprache entsprechen, ja oft von demselben, besonders in der Construction, sich so weit entfernen, dass der unerfahrne Uebersetzer nicht weiss, welche Worte des Textes sie ersetzen und ausdrücken, oder welche er verbinden, und welche er trennen soll: und daher die Uebersetzungen auch immer mehr deutsch-lateinisch, als ächt lateinisch werden. Kenner werden allemal fühlen, dass dieses oder jenes Buch, diese oder jene Abhandlung kein latein. Original, sondern eine Uebersetzung ist. Der Verf. solcher Uebungsbücher, wenn er der Jugend wirklich nützlich werden will, muss sich daher bey Abfassung der deutschen Aufsätze zugleich das Lateinische dazu denken, ja vielmehr den Genius der Muttersprache ganz vergessen, und lateinisch-deutsch schreiben, es selbst fühlen, ob dieser oder jener Ausdruck, dieser oder jener Satz, welcher der deutschen Sprache eigen ist, auch von der latein. Sprache vollkommen wieder gegeben werden könne, fühlen, ob der übersetzende Knabe oder Jüngling da oder dort anstossen und fallen könne. Es ist ja bekannt, dass jeder, welcher ächtes Latein schreiben will, die Sachen, welche er behandelt, sich nicht erst in seiner Muttersprache, sondern gleich in der latein. Sprache denken muss. Aber das vermögen Knaben von 12 bis 15 Jahren noch gar nicht, oder sehr selten, weil sie ihren Geschmack durch das Lesen der Classiker noch nicht genug gebildet, und also auch in den Geist der lat. Sprache noch nicht so eingedrungen sind, dass sie ihn in ihrer Muttersprache auszudrucken im Stande wären. Sind sie es, dann werden sie selten fremder Hülfe bedürfen, sondern sich schon selbst zu helfen wissen. Wird es also nicht die Natur der Sache erfordern, dass Anleitungen zu Uebersetzungen in die latein. Sprache, welche Knaben von 12 bis 15 Jahren erst dazu einweihen und einleiten sollen, mehr in lateinisch-deutscher als in ächter deutscher Sprache abgefasst werden müssen? Wollen daher Schullehrer die Materialien, welche Hr. Roth mit so vielem Fleisse gesammelt hat, bey ihren Zöglingen brauchen, so werden sie dieselben gewiss mit mehrerem Nutzen und besserem Erfolge anwenden können, wenn sie die meisten derselben noch einmal aus dem Deutschen in das Deutsche übertragen, und zum Uebersetzen in die latein. Sprache ganz umarbeiten. Versuche mit unumgearbeiteten Abschnitten können sie demungeachtet auch bisweilen anstellen, um zu erforschen, ob ihre Uebersetzer stark genug sind, solche harte Speisen zu vertragen. Rec. zweifelt ferner, dass der Verf. seine gute Absicht, den Text mit wenigen latein. Phrasen versehen zu haben, um das Nachdenken der übersetzenden Knaben zu üben, und den Gebrauch des Wörterbuchs zu befördern, ganz erreichen werde, oder bey seinen eignen Zöglingen erreicht haben werde. Kommen Stellen vor, die den Lateinern und ihrer Art sich auszudrücken fremd sind, wie sie oft vorkommen, wo sollen sie dann Hulfe suchen? wer soll ihnen den Sinn der deutschen Worte entwickeln, und sie erst in lateinisch-deutsche umwandeln? sie werden denken und wieder denken, blättern und wieder blättern, und endlich doch ein unpassendes Wort wählen und den ganzen deutschen Sinn verfehlen. Jünglingen, die schon im Uebersetzen und im Denken geübt sind, ist diese weise Sparsamkeit eine wahre Wohlthat; aber Knaben von zwölf Jahren, von denen man beydes noch nicht erwarten kann, möchte sie mehr eine unzeitige und schädliche Kargheit seyn. Wie viele Missgriffe werden sie auch bey dem besten Wörterbuche thun! Ob alle Schulmänner, die im zweyten Theile folgende latein. Uebersetzung der deutschen Aufsätze des ersten Theils billigen werden, kann Rec. nicht bestimmen: die meisten werden gewiss zürnen, dass der Vf. ein uncollegialisches Misstrauen in ihre Kenntnisse gesetzt, und dass er den Gebrauch seiner nützlichen Materialien für sie und ihre Zöglinge ganz verkümmert habe. Wittern Jünglinge schon übersetzte Stellen lat. Classiker aus, die ihnen zurück zu übersetzen aufgegeben werden, wenn der Lehrer die Namen der Personen, die Zeit und den Ort nicht vorsichtig genug ist abzuändern, um sie irre zu führen, wie vielmehr werden sie eilen, sich ein lat. Exemplar zu verschaffen, und ausschreiben, was sie erst ausarbeiten sollen, und mehr ihre Hände, als ihren Kopf und ihr Wörterbuch brauchen. Sollte Hr. Roth dieses alles nicht auch bey seiner vier und dreyssigjährigen Erfahrung bemerkt haben? Der Vf. zeigt übrigens in seinen latein. Uebersetzungen viele Kenntniss in der Latinität, aber doch werden viele auch oft bemerken, dass sie keine Originale, sondern Uebersetzungen sind, und dass oft ächt lat. Stellen mit andern, die es weniger sind, in eine unangenehme Collision kommen. Bisweilen scheint doch die Uebersetzung auch mehr, als es nöthig war, von den deutschen Worten sich zu entfernen, und zu gesucht, ja zu gekünstelt zu seyn, bisweilen aber auch den deutschen Sinn nicht ganz zu erschöpfen. Da der Verf. bescheiden genug ist zu wünschen, dass ihm das, was unlateinisch seyn möchte, mitgetheilt würde, so fürchtet Rec. nicht, dieser seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten, wenn er einige wenige Stellen auszeichnet, die eine Verbesserung nöthig zu haben scheinen. S. 1 erfüllen die Worte: ingenii vires ut sensim adolescant den Sinn der deutschen: *die Entwickelung der Geistesfähigkeiten* gewiss nicht ganz; angemessner könnten sie vielleicht übersetzt werden: vt vis l. vires ingenii excitentur, conformentur et roborentur. Linguae veteres möchte auch lateinischer seyn, als linguae genetrices, *Grundsprachen*, so auch litterae, quae viam aperiunt et muniunt ad studium theologiae, als: quae ad praeparandum cognitu sunt necessaria, *nöthige*

Vorbereitungswissenschaften. Rec. würde die Worte: *Wer sich statt dieser Hauptbeschäftigung mit Nebendingen aufhält*, lieber übersetzen: qui hoc, in quo ipsi maxime sit elaborandum, negligit, et rebus inhaeret minus ad rem suam facientibus, als: Qua cura potiore omissa qui in rebus versatur supervacuis: für cogitationis *Nachdenken* würde er auch contentionis, und für titillant vim imaginationis, *die zur Belustigung der Phantasie dienen*, lieber sagen, qui modo vanas in animo excitant et alunt imagines. Und warum holte der Verf. bey den Worten: *der bringt es nicht weit* die Uebersetzung so weit her: non admodum eruditus erit doctrina, da sie ihm so nahe lag: non multum profecerit, haud magnos progressus faciet? Dem Worte serpere würde sensim besser entsprechen, als denique, *mit der Zeit*, u. lateinischer würde seyn: metuendum esse putaverim, metuendum erit, als futurum sit. S. 5 irrt der Vf. wieder von dem Wege ab, der der ihm nahe war, wenn er: *erblickt überall die Spuren einer weisen Vorsehung* anstatt: cernit vestigia providentiae divinae, übersetzt: cernit Deum infinitae — sapientiae. Bisweilen verfehlt oder verwirrt der Verf. den Sinn der Worte, wenn er der Kürze wegen Participia brauchet. Die Worte S. 7 *die Verdienste eines nützlichen Mannes werden selten bey seinem Leben, sondern mehr nach seinem Tode erkannt*, würden weit verständlicher übersetzt seyn: merita virorum proborum, (vtilium) raro dum vivunt, magis cum mortui sunt, agnoscuntur, als: hominum idoneorum virtus raro viventium, sed magis mortuorum probatur, die, wenn man sie zurück übersetzt, eigentlich heissen: die Tugend nützlicher Menschen, die selten leben, aber mehr gestorben sind, wird gelobt. *Aus dem Staate verbannen*, e civitate educere, möchte schwerlich bey einem Classiker gefunden werden, und, cum voluit experiri, *da er erfahren liess*, soll doch wohl heissen: cum vellet experiri. Der Verf. scheint auch den Conjunctivum zu sehr zu lieben, und bisweilen dadurch den Sinn der Worte zweydeutig zu machen, als S. 10. *Auch Wissenschaften können gefährlich seyn*, etiam doctrina et scientia perniciosae sint, kann das nicht auch, ja vielmehr heissen: *sie mögen schädlich seyn?* also natürlicher: periculosae esse possunt; und gleich darauf, qui illis sit instructus doch wohl, qui illis est instructus? Bisweilen hat ihn doch auch die Vorliebe für den Conjunctiv verlassen, wo er nothwendig stehen sollte, als S. 25. clausurus fuit, für: fuisset, da gleich darauf folgt, si moram fecisset. S. 39. *collegimus* — accepimus f. collegerimus — acceperimus. S. 36. quod debebat f. deberet. S. 79. non deluere, quae excellebant f. excellerent. S. 80. an consulatum fuit petiturus f. fuerit, oder, fuisset. Auch die Tempora sind bisweilen verfehlt, als S. 35. fortiter starent — respicerent f. stent — respiciant. S. 34. commoveat f. commoveret. Lateinischer und auch richtiger konnten die Tage der Monate ausgedrückt seyn, als S. 21. den 22. April, decimo ante Calendas Apriles (Maias) besser: a. d. X Cal. Maias: den 24. Octobr. nono ante Cal. Novembres, lieber: a. d. VIIII Cal. Novembres. S. 209. VII Idus Novembr., richtiger: a. d. VII Idus Nov. Die Elegien, so brav sie gearbeitet sind, wird doch jeder lieber an einem andern, und vielleicht sichtbarern Orte zu sehen wünschen, als in diesen Uebersetzungsübungen.

Kleine Schriften.

Gelegenheitspredigten. 1. *Von dem wahren Nachruhme des würdigen Religionslehrers.* Eine Gedächtnisspredigt über Dan. 12, 3. auf den sel. Hrn. D. *Georg Friedrich Seiler*, weiland königl. Preuss. geh. Kirchen- und wirklichen Consistorialrath u. s. w. nach der Verordnung des akad. Senates am 3. Trin. 1807 in der Universitäts-Kirche gehalten von D. *Christoph Friedrich Ammon.* Erlangen, bey Palm. 1807. 8. 30 S. (3 gr.)

Zwar könnte es scheinen, als habe der Verf. dieser Predigt nicht geleistet, was er im Thema ankündigt. Er wollte zeigen, worin der *wahre Nachruhm* des würdigen Religionslehrers *bestehe.* Allein es dürfte wohl kaum für eine Erklärung dessen gelten, worin der Nachruhm eines Religionslehrers bestehe, wenn es nach Ankündigung des Thema S. 9 heisst: wir werden uns hierbey überzeugen, dass er auch *nach seinem Tode* noch auf seine Zeitgenossen *fortwirkt*, 1. durch die himmlischen Wahrheiten, die er verbreitet; 2. durch das Beyspiel der religiösen Tugend, das er in seinem Wirkungskreise aufgestellt, und 3. durch die Zuversicht des Glaubens, mit welcher er seinen Lauf vollendet, und die Krone der Herrlichkeit errungen hat. Und eben so könnte man auch vielleicht mit Recht eine Erörterung der ausdrücklichen Andeutung erwarten, dass das Angegebene gerade den *wahren* Nachruhm des Religionslehrers ausmache. Wenn man indessen neben der Beurtheilung auch eine Erinnerung an die Bewegungen Statt finden lässt, in welche der Tod eines so ehrwürdigen Collegen gerade in einer solchen Lage des Vaterlandes, und ganz besonders der Akademie, wie die damalige von Erlangen war, das Herz des Redners versetzen musste; so wird man auch diesen Vortrag nicht völlig ohne jene Befriedigung aus der Hand legen, zu welcher man durch die übrigen Arbeiten desselben Verf. schon gewöhnt worden ist. Vorausgeschickt ist diesem Vortrag ein kurzer Ueberblick der Schicksale des verstorbenen Seiler.

2. *Gottes Fürsorge in den Bedrängnissen der Zeit soll uns vorzüglich zum lauten und thätigen Danke gegen Gott* (ihn) *erwecken.* Eine Armenpredigt am 15ten Trin. gehalten und auf Verlangen zum Besten der Armen dem Drucke überlassen von *Joh. Ernst Bluhdorn*, erstem Pred. an der Heil. Geistkirche in Magdeburg. Magdeb., b. Keil. 1807. 8. 16 S. (3 gr.)

Der angekündigte Satz ist vollständig, und in der dem Zwecke des Verf. — diesmal besonders Bewegung und Er-

Digitized by Google

wärmung angemessenen Manier behandelt, wie es sich von ihm erwarten liess. Der Text ist Ps. 50, 14. Wir empfehlen sie auch zur Beförderung ihres wohlthätigen Zwecks.

3. *Wie benimmt sich der wahre Freund seines Volkes und Vaterlandes bey dem zu fürchtenden unglücklichen Schicksale desselben?* Beantwortet in einer Predigt am 10ten Trin. 1807 von *Drausfeld*, Prediger in Süplingen und Bodendorf im Magdeburgischen. Magdeb. in Comm. b. Keil. 1807. 8. 13 S. (3 gr.)

Der Verf. übergibt diese Predigt als Probe einer Auswahl seiner Predigten, woran (an den Predigten oder an der Auswahl?) er jetzt arbeite. Dem Anscheine nach hat er sie für Leser aus den minder gebildeten Ständen bestimmt. Ist es überhaupt zu glauben, dass sich diese durch *eignes Lesen von Predigten* wirklich jemals sollen *erbauen* können; so dürfte der Verf. dem für sie einzig zweckmässigen Tone allerdings nahe gekommen seyn. Denn durchaus ist sein Streben nach *Deutlichkeit*, *Kürze* und *Kraft* unverkennbar. Dass indess die Deutlichkeit nicht hier und da noch grösser, und bey der Kürze und Kraft auch die Richtigkeit mehr beobachtet seyn sollte, liesse sich schon aus dieser einzigen Predigt mehrfach darthun. Nur *ein* Beyspiel von beyden. S. 8. „Wie sehr stimmt jedes Wort Christi zu den Thränen! — Jesus sieht Jerusalem und *seine Kinder* geängstigt — und weint! die herrliche Stadt geschleift — und weint! — und *das bloss dadurch, weil* die Einwohner nicht bedenken wollen, was zu ihrem Frieden dienet." — S. 7. „Man halte diess nicht für Muth, der sich, *immer mit Leidenschaft, nie mit ruhiger Vernunft* paart." Welche Behauptung! — Für beyde Forderungen des Rec. zugleich spricht ganz laut der erste Satz der ganzen Predigt: Indem der heutige Sonntag uns auf die Zerstörung Jerusalems, und der Text auf die Grundsätze, Gesinnungen und Empfindungen führt, die Jesus *in dem Gedanken daran* hatte; *so ist* es wohl nach allen Umständen das *Natürlichste*, dass wir hiebey auf uns kommen. — Wir rathen dem Verf., zuvor noch die Urtheile anderer, eigentlich homiletischer — und mithin zu weitläufigerer Beweisführung geeigneter Zeitschriften über diese vorgelegte Probe abzuwarten, ehe er mit der ganzen Sammlung im Publicum erscheint.

4. *Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit.* Eine Predigt von *Joh. Otto Thiess*, der heil. Schrift D. und Prof. — Motto: So Jemand redet, dass er es rede als Gottes Wort. 1. Petr. 4, 11. Kiel, in der akad. Buchh. 1807. 8. 16 S. (3 gr.)

Man findet weder wenn, noch wo, noch ob diese Predigt gehalten worden ist. Sie lehrt die *christliche Weisheit, uns in die böse Zeit als gute Menschen zu schicken*, darin finden, dass wir theils nach der Einsicht streben, dass jede und folglich auch die gegenwärtige böse Zeit eine ganz natürliche Folge des bösen Verhaltens der Menschen sey; theils uns fest überzeugen, dass, wenn unsere Zeiten sich bessern sollen, diese Besserung bey uns selbst anheben müsse. Rec., dessen Kanzel noch heute unter Magazin-Pferdefutter vergraben liegt, hat noch immer *jene* geforderte Einsicht, am allerwenigsten in dem vom Verf. angegebenen Umfange, sich nicht erwerben können, und wagt es durchaus nicht zu bestimmen, wer eigentlich an dem Schicksale seiner Kirche durch seine vorher begangenen Sünden Schuld seyn möge; nichts desto weniger aber theilt er mit dem Verf. die innigste Ueberzeugung von seinem zweyten Satze, und ehrt die Freymüthigkeit, den Patriotismus und den protestantisch-christlichen Heldenmuth, mit dem er die unumgängliche Nothwendigkeit der Selbstbesserung, die dazu zu ergreifenden Mittel, und die dabey zu bekämpfenden Gefahren schildert. — Auch ein kleines Volk, stände es nach des Verfs. Angabe für *einen* Mann, wäre unüberwindlich.

5. *Drey Predigten in der Kirche zu St. Aegydien am Schlusse des Jahrs* 1806, gehalten vom Diac. *G. E. F. Seidel*. Nürnberg, b. Seidel. 1807. 8. 46 S. (3 gr.)

Nach des Rec. Gefühle wird sich jeder Leser dieser Predigten gern an die anschliessen, welche ihren Druck verlangten. Man darf bey der Beurtheilung derselben seine Forderungen an eine gute Predigt ziemlich hoch spannen, und findet ihnen denn doch sehr vielfältige Genüge geleistet, und der Verf. zeigt sich als den Mann, dem es wohl gelungen seyn würde, die etwa noch übrigen Fehler unsichtbarer zu machen, wenn ihm nur, worüber er klagt, die Zeit zum Ausfeilen nicht gemangelt hätte. — So würde wahrscheinlich gleich die Ankündigung des am 2ten Weihn. F. behandelten Thema's klärer ausgedrückt worden seyn, als es jetzt geschieht: dass wir den Werth *und die Würde* (?) des Menschen nicht vergessen *können*, wenn wir das Evangelium *kennen*, das uns die Menschwerdung des Sohnes Gottes predigt. Die sehr wohl gelungene Ausführung zeigt, der Vf. habe sagen wollen, die Menschwerdung Jesu werfe ein Licht auf die menschliche Natur, vor welchem alle Versuchungen an ihrer Würde zu zweifeln verschwinden müssen. Sollte ein christlicher Prediger von einem *Uebermuthe des Schicksals* reden dürfen, das den Menschen zu demüthigen scheine. — Mit dem fruchtbarsten Eingehen auf die Verhältnisse seiner Zeit und seines Ortes spricht er am Sonnt. nach Weihn. von dem christlichen Verhalten in Absicht auf die Opfer, welche wir dem Gange grosser Ereignisse bringen müssen. — Sollte nicht auch hier wenigstens der *Gang* in *Drang* verwandelt werden müssen. — Die Vesperpredigt am letzten Abende des Jahres beweiset es auch aus den Erfahrungen dieses Jahres, dass uns die Begebenheiten unsrer Zeit dringender als je zur Begründung des Unvergänglichen in uns auffordern; über den passenden Text 1. Joh. 2, 17. Das *Trachten* nach dem Unvergänglichen wäre auch hier wohl richtiger als die *Begründung* gefordert. — Das Schlussgebet nach der vollendeten Predigt ist gewiss wahrhaftiges Gebet, so sehr es auch von den Forderungen und der neuesten idealistischen Liturgik bey *Scherer* u. *Lehmus* abweicht. — Es ist unverkennbar, dass den Vf. dieser Predigten der Geist jener grossen Sammlung der trefflichsten Religionsvorträge unsrer Zeit angeweht hat, welche mit den seinigen aus einer Presse hervorgegangen ist; und er darf es sich sagen, dass er die Lettern, die jener dienten, durch die Bewegung, in welche er sie setzte, nicht zu unedelm Dienste herabgewürdigt habe.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

123. *Stück, den* 28. *September* 1807.

TAKTIK.

Ludwig Müllers, königl. preuss. Ingenieur-Majors, *nachgelassene militärische Schriften.* Mit Kupfern und Holzschnitten. Erster Band, enthaltend: *die Lagerkunst.* Berlin, 1807. in der Fröhlich'schen Buchhandlung. XIV und 464 S. 4. Mit dem Bildniss des Verfassers. 2 Bde. (10 Thlr.)

Ein sehr schätzbares Werk aus dem Nachlass eines classischen Schriftstellers. Die Herausgeber, welche sich weiter nicht genannt haben, liefern, statt der Vorrede, aus dem Leben des Verfassers neue Beweise der alten, leider schon zu sehr bekannten Wahrheit: dass wirkliche Verdienste, als solche, ihren Besitzer, weder in Hinsicht auf Ehre, noch Reichthum befördern. Ist es, so geschieht es nur in dem Verhältniss, in welchem sich der Inhaber derselben, des Primi Mobilis in unserer Atmosphäre, des Winds zu bedienen versteht. Wer diesen in seiner Gewalt hat, kann nach Verhältniss dieser Fertigkeit, der erstern zur Noth ganz entübrigt seyn, und sein Glück ist gemacht.

Die hier abgehandelten Materien — bey deren Anzeige Rec., um auf das Brauchbare derselben aufmerksam zu machen, hier und da einige Hauptresultate ausheben wird — und die Ordnung, in welcher sie vorgetragen sind, ist folgende:

I. S. 3—16. *Erklärung und Geschichte der Lagerkunst.* Erst im Anfang des siebenjährigen Krieges ging man von der alten Methode, blos in Ebenen und schnurgeraden Linien zu campiren, ab; und passte das Ganze, wie die Lage der einzelnen Regimenter und Bataillone, mehr der Gegend an.

Die Geschichte der Lagerkunst der ältern, wie mittlern Zeiten, ist übrigens nichts weniger als ausgeführt, sondern kaum angedeutet.

II. S. 16—22. *Die hohe und niedere Lagerkunst.* Erstere, als das Geschäft des General-Quartiermeisters, ist blos der Gegenstand dieses Werks. Uebersicht der hierbey vorkommenden Geschäfte.

Dritter Band.

III. S. 22—26. *Friedenslager.* Von diesen werden, wie billig, nur die Uebungs-Läger gut gethan. Gewiss wird der jetzige Umschwung der Dinge auch sehr wohlthätig auf diese wirken, und sie ihrem eigentlichen Zweck — von dem man sich, schon unter *Friedrich dem Grossen* selbst, besonders in den letzten Jahren seiner Regierung, immer mehr zu entfernen anfing — wieder so nahe als möglich bringen.

IV. S. 26—30. *Schlachtordnung.*

V. S. 30—52. *Quartier- und Dislocations- auch Winterpostirungs-Listen und Karten.*

Der Verf. rechnet auf ein Heer, das auf einer ¼ Quadratmeile unter Zeltern wohnt, bey engen Kantonirungs-Quartieren 5 bis 10 Quadratmeilen, und bey ausgedehnten Kantonirungs-Quartieren 20 bis 50. Die Fronten sind hierbey 3 bis 5 und 6 bis 10 Meilen, die Tiefen aber 2 bis 3 und 4 bis 6 Meilen. Bey Nacht- und Marsch-Quartieren sind erstere 1 bis 2 und 3 bis 5 Meilen, letztere aber 3 bis 6 und 5 bis 10 Meilen.

VI. S. 52—78. *Wegebesserung und Brückenbau.* Wie man sich helfen muss, wenn Brücken, die nicht mit in den Operations-Plan gehören, in der Geschwindigkeit geschlagen werden müssen, finden wir S. 64—68, durch einige Beyspiele aus dem siebenjährigen Kriege, hinreichend erläutert.

VII. S. 78—104. *Marschdispositionen.* Sie werden durch ein Beyspiel erläutert, in welchem ein zwischen Preussen und Oestreich entstehender Krieg vorausgesetzt wird. Letzteres zieht eine Armee hinter der Eger zusammen, und errichtet in Aussig, Töplitz, Bilin, Brix und Kommotau Magazine: ersteres lässt die Magdeburgischen, Märkschen und Vorpommerschen Truppen unweit Dresden, und bey Freyberg im Erzgebirge in zwey Versammlungs-Läger einmarschieren.

VIII. S. 104—116. *Allgemeine Regeln und Beobachtungen bey Märschen.*

IX. S. 116—124. *Von Convoyen* (und) *Transporten.*

X. S. 125—129. *Versammlungs-Läger.*

XI. S. 129—135. *Marsch-Läger.*

VII. (XII.) S. 135—152. *Von Posten-Lägern. Vorläufige Erklärung* (en).

XIII. S. 152—159. *Posten-Läger und deren Eigenschaft.*

XIV. S. 159—163. *Nachhulfe des Terrains.*

XV. S. 164—174. *Lager nach dem Durchschnitt und der darnach zu ordnenden Stellung der Treffen.*

XVI. S. 175—190. *Lager nach der Figur und der daher entstehenden Schlachtordnung.*

Alle diese Abschnitte sind sehr gut und zweckmässig bearbeitet.

XVII. S. 190—196. *Operations-Linie.*

XVIII. S. 196—217. *Offensiv-Läger insbesondere und Operations-Linien;* nebst Beyspielen von, in dieser Hinsicht begangenen Fehlern, aus der neuern und neuesten Kriegsgeschichte. S. 207—213 werden einige hieher gehörige Bülow'sche Ideen widerlegt, die sich doch noch, unter besondern Umständen, bey der jetzigen Art Krieg zu führen, vertheidigen lassen.

XIX. S. 217—261. *Defensiv-Läger insbesondere.* S. 234 u. ff. Beurtheilung mehrerer Defensiv-Läger aus dem siebenjährigen Kriege, dem bayerischen Erbfolgekriege, und i. J. 1744 in Böhmen wider den Feldmarschall Traun.

XX. S. 261—284. *Pass-Observations-Einschliessungs-Stand-Fouragierungs-Erfrischungs-Wiederversammlungs- und Noth-Läger.*

Ebenfalls durch wirkliche Beyspiele — zu welchen man noch einige, aus der neuesten Kriegsgeschichte, hinzufügen könnte — unterrichtend erläutert. S. 277 u. ff. werden die 5 Noth-Läger im siebenjährigen Kriege: das der Sachsen bey Pirna i. J. 1756, des Herzogs von Bevern bey Breslau 1757, das Lager des Königs bey Buntzelwitz 1761, bey Collberg 1761, und endlich das Lager, welches der König bey Breslau im Winter 1761—1762 verschanzen liess, beschrieben und beurtheilt.

XXI. S. 285—303. *Ruck- und Seiten-Posten, Avertissements-Posten, fliegende Corps und Streifpartheyen.* Sehr unterrichtend abgehandelt.

XXII. S. 303—336. *Verschanzung der Läger.* Hauptsächlich in Hinsicht auf die Gegend und andere Puncte, welche in den übrigen hierüber handelnden Schriften entweder gar nicht, oder doch zu oberflächlich bearbeitet sind.

XXIII. S. 336—343. *Bewachung und Sicherheit der Läger.*

XXVI. (XXIV.) S. 343—352. *Lager-Policey.* Die hier vorgeschlagenen Mittel werden — des immer noch möglich bleibenden Missbrauchs wegen — die Drangsale schwerlich heben, welche sowohl berufene, wie unberufene Marodeurs, den Unschuldigen in einer feindlichen Gegend zufügen, zumal wenn hier selbst der Kriegsschauplatz ist.

XXV. S. 352—358. *Von den Kriegslisten der Lagerkunst;* mit Beyspielen von Friedrich dem Grossen, aus dem siebenjährigen Kriege.

XXVI. S. 358—361. *Lager-Charakteristik der Oestreicher und der Russen.* Bezieht sich, besonders was die letztern betrifft, blos auf die Zeiten des siebenjährigen Kriegs; und ist, in Hinsicht auf die Russen, etwas zu leidenschaftlich aufgesetzt.

XXVII. S. 362—366. *Von den Ueberfällen.*

XXVIII. S. 367—396. *Vom Angriff auf Posten-Läger.*

XXIX. S. 396—433. *Von Rückzügen.* Handelt von den Rückzügen des Ganzen, wie der kleinern und kleinsten Heer-Theile, Transports u. s. f. Fälle, welche einen Rückzug veranlassen können, und wie man sich darauf vorbereiten muss.

XXX. S. 433—443. *Verfolgung des Feindes.*

XXXI. S. 444—457. *Proviant und Furage.* Das Mehl wird in Fässern zu 430 Pfund gepackt, und bleibt in den Magazinen 80 Jahre gut. Besonders angenehm sind die S. 453 angegebenen Data, vermittelst welcher man bey einem vorgefundenen Magazin sogleich auf der Stelle einen richtigen Bericht von der Stärke desselben, den darin enthaltenen Rationen und den zum Transport derselben erforderlichen Fuhren einliefern kann.

XXXII. S. 458—462. *Pontons und Feldbrücken.* Die S. 461 angegebene Art, die Breite eines Flusses zu messen, hat das Unangenehme, dass man das Gemessene erst auftragen, dann die gesuchte Breite mit dem Cirkel von der Zeichnung abnehmen, und auf dem Maasstab messen muss. Kürzer erhält man eben dieses mit hinlänglicher Genauigkeit, wenn man *be*, *cd*, senkrecht auf *bc* setzt, *bc*, *bc* und *cd* misst, und alsdann schliesst: $bc - be : bc = be : ab$ (= der Flussbreite); wodurch wenigstens das Auftragen und nachherige Messen erspart wird.

Druckfehler und Nachlässigkeiten im Vortrage stören hier und da das Lesen dieses schätzbaren Werks auf eine unangenehme Art. So springen z. B. die bey den Figuren S. 146 stehenden Zahlen denen S. 144 im Text befindlichen immer um eins vor. Eben dieses ist S. 222 der Fall. S. 267 „ist der Ertrag nicht hinlänglich stark," muss *nicht* wegbleiben. S. 305 „Auf dem mit zugänglichem (statt unzugänglichen) Terrain umgebenen Flügel" u. dergl. mehr.

S. 454. „Eine Scheune oder Schober, sey ausser „der Tenne oder Scheundiele ganz voller Heu oder „Stroh, 108 Fuss lang in (im) Lichten, ohne die „Wanddicken, 36 Fuss breit, 14 Fuss hoch im Stiele „oder in den Wänden, und das Dach 18 Fuss an „dem Giebel hoch, welches letzte, weil es ein „Dreyeck ist, halb genommen = 9 zu der Wand-„höhe = 14 addirt, die ganze Höhe = 23 Fuss gibt, „so ist $108 \times 36 \times 23 = 89424$ (89424) der körperliche „Inhalt der ganzen Scheune in Cubicfuss." Da dieser innere Raum ein Prisma ist, dessen Grundfläche aus einem Rechteck — die Seiten dieses Rechtecks sind: Breite und Höhe (36′ und 14′) — und einem Dreyeck — Grundlinie und Höhe sind: Breite und Höhe des Daches (36′ und 18′) — besteht, so würde das Ganze weit deutlicher durch die Formel:

$(36 \times 14 + 36 \times 9) \times 108 = 36 \times (14 \times 9) \times 108$
$= 36 \times 23 \times 108$ ausgedrückt worden seyn. Noch

Digitized by Google

etwas undeutlicher ist die Berechnung des Rauhfutters S. 457 vorgetragen.

Auch muss man sich, bey der Berechnung S. 454, nicht durch die leere Länge = 361, irre führen lassen: es ist ein Druckfehler, und muss 36′ heissen.

Ludwig Müllers, königl. preuss. Ingenieur-Majors, *nachgelassene militärische Schriften*. Mit Kupfern und Holzschnitten. Zweyter Band, enthaltend: *die Terränlehre*. Berlin, 1807. In der Fröhlich'schen Buchh. X u. 450 S. 4. (Beyde Bde. 10 Thlr.)

Auch unter dem Titel:

Ludwig Müllers, königl. preuss. Ingenieur-Majors, *Versuch einer Terränlehre*. Mit Kupfern. Berlin, 1807. In der Fröhlich'schen Buchhandlung.

Wie der Schachspieler seine Felder kennt, so muss auch der kriegführende General seine Gegenden kennen. Da es aber zur genauen Untersuchung der verschiedenen Theile derselben sehr oft an Zeit gebricht; da diese Untersuchung eben so oft durch die Nähe des Feindes verhindert wird; da der Gegend kundige Leute uns oft — aus Mangel an Sprachkenntniss und dergl. — auch mit dem besten Willen irre führen können: so würde man in vielen Fällen nichts wissen, wenn man nicht im Stande wäre, von dem, was man sieht, auf das, was man nicht sieht, mit Sicherheit zu schliessen. Die Möglichkeit einer solchen Wissenschaft wird aber schon jeder ahnen, der nur weiss, wie glücklich so viele Erscheinungen in der Natur unter bestimmte Gesetze gebracht sind; und die Wirklichkeit wird ihm einleuchten, wenn er bedenkt, dass die Gewässer einen grossen Theil der Ungleichheiten auf unserer Erde verursacht haben, dass ihr Lauf sich nach dem etwa schon vorhanden gewesenen richtet, dass die durch Menschen bewirkten Abänderungen und Zusätze von den vorgefundenen Gegenden abhängen, u. s. f. Bisher hatte man hierüber — ausser den praktischen Kenntnissen, die sich jeder Ingenieur einzeln erworben hatte, und die mit ihm wieder dahin starben — blos wenige ganz allgemeine Sätze, die noch nicht einfach genug waren, um aus ihnen auf die besondern Fälle schliessen zu können; oder es waren hie und da zerstreute Bruchstücke, die erst gesammelt, mit neuen vermehrt und zu einem Ganzen an einander gereihet werden mussten. Dieses hat der Hr. Verf. hier mit rühmlichem Fleiss geleistet, so, dass man vorliegendes Werk schon als etwas Vollkommenes, wenn gleich nicht Vollendetes, ansehen kann. Hätte der Verf. auch nur das Verdienst gehabt, auf eine solche Wissenschaft aufmerksam gemacht, und ihr einen Eingang in unsere Kriegsschulen verschafft zu haben — das um so zweckmässiger seyn würde, da sie im Frieden vollkommen eingeübt werden kann — so würde es gross genug seyn, um seinem Namen ein bleibendes Andenken zuzusichern. Doch ist das gegenwärtige Werk bey aller seiner Brauchbarkeit — wie aus der folgenden Zergliederung erhellen wird — zu keinem Leitfaden geeignet.

Rec. kommt zum Werk selbst.

S. I—X. *Vorbericht und Geschichte des Terräns* (der Terrän-Lehre).

S. 1—4. *Allgemeine Uebersicht und Eintheilung der Terränlehre.*

Der Hr. Vf. theilt sie in zwey Theile. Der erste lehrt die Beschaffenheit der Oberfläche unserer Erde nach ihren verschiedenen Theilen kennen, und heisst die *reine Terränlehre;* der zweyte lehrt von dem, was man sieht, auf das schliessen, was man nicht sieht, und wird hier — etwas sehr unpassend — die *Physiologie des Terräns* genannt. Die *angewandte Terränlehre* besteht aus den gesammten Theilen der Kriegswissenschaften, in so fern sie, bey ihrer Anwendung nach dem Terrän gemodelt werden müssen. Das Werk selbst ist aber nicht, dieser Eintheilung gemäss, geordnet, sondern es betrachtet im ersten Theil: *das Terrän, in so fern es von der Natur gebildet worden ist;* im zweyten: *Abänderungen und Zusätze durch Bewohnung und Anbau;* im dritten werden endlich *die besondern Benennungen der Terrän-Theile in militärischer Hinsicht* angeführt. Das, was hier der Hr. Verf. *Physiologie des Terräns* nennt, findet man durch's ganze Werk zerstreut.

Erster Theil des Terräns, *in so fern es von der Natur gebildet worden ist.*

I. S. 5—41. *Ungleichheit der Erdoberfläche im Allgemeinen.*

Das beygefügte Planiglobium (nicht, wie es hier heisst, *Projection eines Planiglobiums*), welches den Lauf der vorzüglichsten Bergketten angeben soll, ist, um eine richtige allgemeine Uebersicht zu erhalten, viel zu klein. Dabey ist die Zeichnung nicht scharf genug, so, dass man den Lauf der Bergketten an manchen Orten, besonders wegen der eingestochenen Schrift — die sich sogar auf einige einzelne Oerter, wie: Berlin, London, Warschau u. s. f. einlässt — nicht verfolgen kann. S. 7. theilt der Hr. Vf. die Ungleichheiten der Erdoberfläche in *ursprüngliche* oder *primitive Ungleichheiten, Berge* und *Gründe;* die gewöhnliche in *Berge, Anhöhen* (*Hügel*) und *Gründe,* scheint Rec. natürlicher zu seyn. S. 9 bezeichnet der Hr. Vf. durch *Gebirge* mehrere Reihen neben einander liegender Berge, und durch *Gebirgsrücken* einzelne Reihen. Diesen Unterschied billigt Rec. um so mehr, da die Benennungen: Gebirge, Bergketten, Bergrücken in dieser Hinsicht im gemeinen Leben zweydeutig sind. Bey der Eintheilung S. 10 in *Höchste, Hoch-, Mittel-* und *Landgebirge*, „zwischen welchen und neben denselben wieder *Landhöhen, Bergketten, Wogen* oder *Wellen* hinstreichen," hätten die Namen: *Landhöhen, Bergketten* mit andern vertauscht werden können, indem man in der Erdbeschreibung bey Bestimmung derselben an nichts weniger, wie ihre Höhen denkt. Da die uranfänglichen Gebirge oft auch Serpentinstein, Gneus u. s. f. enthalten, so ist die S. 10 gemachte Bemerkung,

dass die urnfänglichen Gebirge, Granitgebirge sind, zu einseitig. S. 11 wird gesagt: „über Länder, „welche, wie Deutschland, schon über 100 Meilen „von einem Meer zum andern breit sind, streicht „wenigstens ein höchstes Gebirge, dessen Spitzen „bis zehn und mehrere tausend Fuss über die Mee„resfläche erhaben sind.“ Der Satz ist richtig; nur darf diese höchste Spitze — wie man hiernach zu glauben verleitet werden könnte — nicht in Deutschland gesucht werden.

Dieser Abschnitt schliesst S. 34 u. ff. mit der sehr unterrichtenden Anwendung des hier Vorgetragenen, nämlich aus der Richtung des in in der Karte gezeichneten fliessenden Wassers, auf die in der Karte nicht angemerkten Ungleichheiten und übrige Beschaffenheit der Gegenden zu schliessen.

II. S. 42—87. *Vom Wasser.* Der Hr. Verf. zeigt die Beschaffenheit der verschiedenen Gewässer nach den Gegenden, nebst den dabey vorkommenden Benennungen, vollständig.

Da das Gebiet eines Flusses die Erdstrecke ist, wovon der Fluss den Niederschlag ableitet, so berechnet der Hr. Verf. den Flächeninhalt des Gebiets desselben S. 52, wenn er die Mitten aller Ursprunge, welche den Fluss bilden, durchsticht, und die hierdurch auf dem Revers der Karte entstehende geradlinigte Figur nach dem Maasstab der Karte berechnet. S. 73 u. ff. finden wir die Geschwindigkeit des Rheins im Clevischen bey verschiedenem Wasserstande; die Normalbreite desselben und die Menge Wasser, welche er, bey vollen Ufern, in einer Secunde liefert: eben dieses finden wir daselbst von der Elbe im Magdeburgischen, der Havel und der Spree. S. 77 u. ff. sind die Gebiete einiger amerikanischen, asiatischen, afrikanischen und der meisten europäischen Flüsse nach S. 52 bezeichnet worden.

III. S. 87—101. *Vom Horizont und der Horizontallinie.* S. 88. „Die Gewohnheit hat diesem „Worte noch eine dritte Bedeutung gegeben; denn es „wird auch von dem Standpuncte selbst, oder viel„mehr von der, durch unsern Standpunct gelegten „Horizontalfläche gebraucht. Wir könnten uns in „diesem Fall füglicher des Wortes: Fläche bedienen, „und mithin *Landes-* und *Wasser-Fläche* sagen.“ Da aber eine Landes-Fläche — wenn man sich auch unter Fläche blos eine Ebene denkt — ebenfalls eine schiefe Ebene anzeigen kann, so ist der Ausdruck immer zweydeutig.

Uebrigens ist dieser Abschnitt sehr unterrichtend, praktisch und zweckmässig.

IV. S. 101—126. *Gradation der Abschüssigkeit.* S. 109 „wobey die Abdachung ihre Grundlinie übersteigt“ ist wenigstens nicht allgemein verständlich: es hätte folglich erklärt und dabey gesagt werden müssen: dass dieser Ausdruck, mit dem, in der Fortification: die Höhe der Abdachung ist grösser wie ihre Anlage, gleichbedeutend sey. Eben derselbe Fall tritt bey den Ausdrucken, S. 109: „Wände, wobey fast gar keine Grundflächen vorhanden sind“ (senkrecht stehende), und S. 115 „indem die senkrechten Felsen gar keine, und die überhängenden, sogar eine negative Grundlinie haben,“ ein. Die hier vorgeschlagenen Zeichnungen der verschiedenen Abstufungen sind gut, ohne grosse Schwierigkeit zu erlernen, und können zu keinen Verwechselungen Anlass geben. S. 121 wird eine sehr einfache Vorrichtung angegeben, vermittelst welcher man die verschiedenen Abdachungen, mit Beyhülfe der S. 124 befindlichen Gradationstafel, leicht bestimmen kann.

V. S. 127—186. *Spühlung.*

Obgleich der Hr. Verf. S. 127—145 alles Mögliche aufbietet, um die beständige Abnahme des Meerwassers zu beweisen; und, statt der *Linné*'schen Verwandlung desselben (S. 143, 144), ein Zurücktreten des Wassers in das Innere der Erde anzunehmen scheint: so muss doch Rec. ganz offenherzig gestehen, dass er noch nicht zu den von diesem Satz Ueberzeugten gehöret. Die Sache zu entscheiden, bedarf es um so mehr noch viele Kusten-Beobachtungen: da mehrere, vorher trocken gewesene Stellen, jetzt vom Meere überschwemmt sind; und da Veränderungen im Boden des Meers, Erscheinungen dieser Art, ohne dass das Wasser ins Innere der Erde zurück zu treten braucht, hervorzubringen im Stande sind. S. 185 finden wir folgenden sehr zu beherzigenden Vorschlag: man soll die Lehrer der Schulen und Landprediger auffordern, die Höhen über die Meeresfläche der, in ihrer Gegend befindlichen Städte, Berge, Ursprung der Flusse, Spiegel vorzüglicher Seen, Landbruche u. s. t. zu messen, und diese in die Charten mit eintragen lassen.

VI. S. 186—224. *Berge.* Die verschiedenen Arten derselben, nebst ihren verschiedenen Theilen, und den übrigen dabey vorkommenden Gegenständen, beschrieben und benennt.

VII. S. 224—228. *Ebenen.* Wie (VI) Beschreibung und Benennung.

VIII) S. 229—261. *Gründe.* Wie (VI) und (VII). *Zweyter Theil des Terrains, in so fern es Abänderung und Zusätze durch Bewohnung und Anbau erhalten hat.*

IX. S. 262—271. *Baue.* Beschreibung der verschiedenen einzelnen Gebäude, Dörfer, Flecken, Städte und Schlösser in militärischer Hinsicht, nebst Benennung dieser Gegenstände.

X. S. 272—294. *Anbau.* Wie (IX). Die Gegenstände sind: Acker, Wiesen, Garten, Hutung, Wald, Wasser.

XI. S. 294—306. *Schutz und Sicherung.* Die verschiedenen Arten von Festungen und Schanzen sind die Gegenstände dieses Abschnitts: in welchem der Hr. Verf. die *Feldbefestigung* blos auf die temporelle Befestigung der, schon einigermassen haltbaren Städte und Oerter, um sie zu Niederlagen von allerley Kriegsbedürfnissen brauchen zu können, ausdehnt; und alle Schanzen, nebst ihren Verstärkungen, der *Verschanzungskunst* überlässt. Ueber diese, bisher nicht üblich gewesene Trennung erklärt sich der Hr. Vf. S. 300 als über eine, bey der jetzt immer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Kriegswis-

senschaften nothwendige Absonderung. Die Feldbefestigung, d. i. die Umschaffung der alten Festungen, will er den Feldingenieuren übertragen: die Verschanzungen für ganze Corps und Armeen, dem Generalstaabe mit Beyhülfe der Feldingenieure; die Feldwerke aber für einzelne Bataillone und Regimenter, den Officieren vom Regimente selbst.

S. 302 nimmt der Hr. Verf. die Feld-Ingenieure gegen diejenigen in Schutz, welche den Festungs-Ingenieuren — weil Festungen kostbarer und zeitspieliger sind — den Vorzug geben. Nach den neuesten Begebenheiten zu urtheilen, ist die Wahrheit allerdings auf der Seite des Hrn. Verf. Es kommt aber vielleicht eine Zeit wieder, wo auch ersterer seinen Rang — ich will nicht sagen: Vorrang — behaupten wird.

XII. S. 307—323. *Gemeinschaft.* Die Gegenstände sind: Wege, Fahrdämme, Brücken, schiffbare Flüsse, Kanäle u. s. f., auch jeder Boden, worauf man fortkommen kann. Wie (VI), (VII).

S. 317 ff. ist hier die innere Gemeinschaft durch ganz Preussen, vermittelst der Flüsse und Kanäle, angegeben.

Dritter Theil des Terrains; in so fern dessen Theile in Hinsicht auf Kriegsoperationen, Stellungen und Bewegungen, besondere Benennungen erhalten.

XIII. S. 324—356. *Begriffe und Erklärungen.* Richtig und vollständig.

S. 347. „Convergiren und Divergiren wird, im eigentlichen Verstande, nur von Lichtstrahlen gesagt." Hiervon ist Rec. nichts bekannt.

XIV. S. 356—406. *Recognosciren.* Sehr schätzbar. Von S. 361 an beschäftigt sich der Hr. Vf. mehr mit dem Recognosciren des Feindes, wie mit dem des Terrains.

XV. S. 406—421. *Vorspiegelungen.* Täuschung des Feindes durch besondere Besetzung des jedesmaligen Terrains, durch einige Beyspiele aus dem 7jährigen Kriege erläutert.

XVI. S. 422—450. *Augenmaas und Augenmerk.* Eine sehr unterrichtende Abhandlung. S. 423 eifert der Hr. Verf. mit Recht gegen die Schriftsteller, welche Uhren u. dgl. zum Winkelmessen im Felde vorschlagen. Hat man Zeit, und kann man sich, ohne Lebensgefahr, dieser Methoden bedienen; so misst man geschwinder und sicherer, vermittelst der bekannten Messinstrumente.

ARTILLERIE.

Handbuch der (zur) *Verfertigung des groben Geschützes* für diejenigen, welche sich eine allgemeine Kenntniss derselben zu erwerben suchen. Von *W. Muller*, Officier der Churhannöverischen Cavallerie, und Docent der Kriegs- und mathematischen Wissenschaften zu Göttingen. Mit 5 Kupfertafeln. Göttingen, bey *Joh. Friedr. Danckwerts.* 1807. 4. XII u. 232 S. (3 Thlr.)

Hr. M. theilt sein Werk in 4 Abschnitte: 1) *von der Güte, der Gewinnung und Verbesserung der Materialien;* 2) *von den, dem Zweck des Geschützes am vollkommensten, entsprechenden Metallen;* 3) *von der Verfertigung des Geschützes;* 4) *vom Probieren des Geschützes.*

Im 1sten Cap. S. 10—110 des 1sten Abschnittes, wird *vom Eisen und der Gewinnung desselben;* im 2ten Cap. S. 110—148, *vom Kupfer;* im 3ten Cap. S. 148—153, *vom Zinn;* und als Anhang S. 153—162, *von den, zum Schmelzen der Metalle, erforderlichen Brennmaterialien,* dem Titel des Buchs gemäss, d. h. so gehandelt, dass sich der Laye eine allgemeine und richtige Kenntniss aller hierbey vorkommenden Arbeiten zu erwerben im Stande ist.

Im IIten Abschn. beschäftigt sich das 1te Cap. S. 163—174 *mit dem Eisen, als Kanonen-Metall;* das 2te Cap. S. 174—181 *mit dem zweckmässigsten Kanonen-Metall.* Beym letztern muss Rec. bemerken, dass sich aus kleinen Versuchen — und wenn selbst Centner dazu genommen werden — nichts auf die beste Mischung des Kanonen-Metalls schliessen lässt; denn die Umstände bey diesen Versuchen sind zu sehr von den Umständen verschieden, die bey dem Giessen der Stücke selbst, in Hinsicht auf das Oxydiren, vorkommen. Schöpft man auch, kurz vor dem Guss, Metall aus dem Ofen, um es mit der Probe zu vergleichen, so verändert sich das Metall im Ofen, schon während des Vergleichens, wieder: wir sind also hiermit noch nicht im Reinen.

Einen festen Satz erhält man vielleicht am ersten, auf folgende Art:

Man schmelzt 8 Pfund Zinn und 100 Pfund Kupfer; 10 Pf. Zinn und 100 Pf. Kupfer; 11 Pf. Zinn und 100 Pf. Kupfer; 12 Pf. Zinn und 100 Pf. Kupfer; 14 Pf. Zinn und 100 Pf. Kupfer; jede Mischung für sich, in einem Tiegel zusammen, und giesst sie in den erwärmten Probelöffel. Kurz vor dem Guss der Kanone, schöpft man mit dem Löffel eine Probe aus dem Ofen, und beobachtet, in Hinsicht des Erkaltens, möglichst dieselben Umstände, welche bey der Erkaltung der Mischung Statt hatten. Endlich zerbricht man die Proben, und vergleicht den Bruch und die Farbe desselben, mit dem Bruch und der Farbe des Metalls, welches man aus dem Giessofen geschöpft hat; wozu aber einige Uebung erfordert wird.

Diese Proben werden nun sorgfaltig aufbewahrt, und dienen — sobald die Folge die Güte der Geschütze erwiesen hat — zum Vergleich bey einem andern Guss.

IIIter Abschn. *Von Verfertigung des Geschützes.* Diese Lehre ist ganz nach *Monge* vorgetragen.

1tes Cap. S. 182—197. *Vom Formen des Geschützes.* Das Formen im Sande ist ebenfalls in der Münchner Giesserey üblich, und überhaupt eine sehr gute Erfindung. In der Hessencasselschen Giesserey bedient man sich, zum Verfertigen der Modelle, blos des Gipses; wodurch a) das Brennmaterial erspart, b) das Trocknen erleichtert — denn das Formen geschieht senkrecht, und das, zum Trocknen erforder-

liche Feuer wird inwendig angebracht — c) die Arbeit gefördert wird.

2tes Cap. S. 198—205. *Von den Öfen zum Giessen des Geschützes.*

3tes Cap. S. 205—224. *Vom Bohren des Geschützes.* Rec. vermisst hier die, in den alten französischen Giessereyen und bey uns, u. a., in Hannover und Cassel noch üblichen Bohrer; da diese in kleinen Giessereyen, wo allenfalls der Bohrmeister keine grosse Uebung hat, nicht so schwierig in der Anwendung, wie die Spitzbohrer (*à langue de carpe*) sind. Letztere sind übrigens in München, in der Giesserey des Stückgiessers *Renaud*, schon lange im Gebrauch. Auch hätte, nach Rec's Dafürhalten, die Beschreibung der Vertical-Bohrmaschinen — da sie den Horizontal-Bohrmaschinen weit nachstehen — füglich wegbleiben können.

4tes Cap. S. 224—230. *Vom Abdrehen des Geschützes, dem Abrunden der Schildzapfen, dem Bohren des Zundlochs, und dem Einsetzen des Korns.*

Die Maschine, das Stuck während des Bohrens abzudrehen, fehlt; ungeachtet sie in Strasburg, Douai, u. a. O. mehr, gebraucht wird. In den Stückgiessereyen zu Mannheim und Cassel befindet sie sich ebenfalls; wo sie jeder, wie die Bohrer, in Augenschein nehmen kann. Dem Abdrehen nach dem Bohren, auf einer gewöhnlichen Drehbank — wie sie hier Hr. M., nach *Monge*, beschreibt — kann Rec. unmöglich seinen Beyfall geben.

Die aus *Monge* entlehnte und hier S. 226, 227 beschriebene Maschine, die Schildzapfen abzudrehen, ist bey weitem nicht so vollkommen, wie die, welche sich Rec., in der Casselischen Stückgiesserey gesehen zu haben erinnert. Hier werden nemlich die Schildzapfen um einen bestimmten Mittelpunkt abgedreht.

IVter Abschn. S. 233—238. *Vom Probieren des Geschützes.*

Noch muss Rec. bemerken, dass die Figuren in *Monge*, da sie nach einem grössern Maasstab gezeichnet sind, bessern Unterricht gewähren, wie die im vorliegenden Werke nach einem kleinern Maasstabe gezeichneten.

GELEHRTENGESCHICHTE.

Vollständige Gelehrtengeschichte der königl. preuss. Friedrichs-Alexanders-Universität zu Erlangen von ihrer Stiftung bis auf gegenwärtige Zeit. Bearbeitet von *Georg Wolfg. Augustin Fikenscher*, ordentl. Prof. d. Theol. u. Gesch. am kön. illustren Christian-Ernest. Collegium zu Bayreuth, Adjunct. der philos. Fac. zu Erlangen, und Mitgl. verschied. gel. Gesellschaften. *Erste Abtheilung*, von den ordentlichen Professoren der Gottesgelahrheit und der Rechte. XII u. 294 S. *Zweyte Abtheilung*, von den ordentl. Professoren der Arzneykunde und der Weltweisheit. IV u. 346 S. *Dritte Abtheilung*, von den ausserordentlichen Professoren, Adjuncten der philosoph. Facultät, Privatlehrern, Lectoren, Zeichen- und Exercitienmeistern. VIII und 320 S. gr. 8. Nürnberg 1806. Im Verlege der Lechnerschen Buchhandlung. (4 Thlr.)

Es ist diess mit mühsamen Fleisse und rühmlicher Genauigkeit ausgearbeitete Werk als der zweyte Theil der vom Hrn. Verf. vor 12 Jahren (1795) herausgegebenen Geschichte der Univers. Erlangen anzusehen. Diesen ersten Theil verspricht er, so bald es Zeit und Umstände erlauben, umzuarbeiten, da die Universität in den letzten 12 Jahren mehrere Veränderungen erfahren hat, auch dabey die Geschichte ihrer sämmtlichen Institute zu liefern, und in einer *vierten* Abtheilung von den sämmtlichen Doctoren aller Facultäten, welche in Erlangen promovirt haben, zu handeln. Die Angaben des Verf. in diesen drey Abtheilungen reichen bis in den Herbst des J. 1805. Doch sind einige während des Drucks vorgefallene Veränderungen, erschienene Schriften und dem Verf. spät erst bekannt gewordene Nachrichten, theils in Zusätzen zu jeder Abth., theils in der Vorrede nachgetragen. Denn obgleich der Verf. sowohl von dem Leben als von den Schriften der aufgeführten Männer so vollständige und genaue Nachrichten zu geben bemüht gewesen ist, als ihm nur möglich war, und er deswegen nicht nur alle Quellen sorgfältig benutzt, sondern auch die allermeisten von den Lehrern Erlangens, zum Theil auch vor ihrer Ankunft zu Erlangen oder nach ihrem Weggange, herausgegebenen kleinen Schriften (wovon man hier die vollständigsten Verzeichnisse findet) selbst nachgesehen hat, so konnte es doch nicht ganz an Berichtigungen und Ergänzungen fehlen. In der 1ten Abtheil. sind einige allgemeine Nachrichten von den ordentlichen Lehrern der abwechselnden Zahl derselben in jeder Facultät, und ihrem Range vorausgeschickt. Die Professoren selbst sind nach der Zeitfolge aufgeführt, und im ersten Abschn. folgende theils verstorbene, theils damals noch lebende, in Erlangen noch befindliche, oder schon längst von da weggegangene 14 Professoren der Theologie: S. 6 D. Germann August *Ellrod*, S. 17 D. Joach. Ehrenfr. *Pfeiffer*, S. 27 D. Casp. Jac. *Huth*, S. 37 D. Joh. Martin *Chladen*, S. 58 D. Friedr. Sam. *Zickler*, S. 62 D. Joh. Andr. *Buttstedt*, S. 83 D. Joh. Rud. *Kiesling*, S. 88 D. Joh. Geo. *Krafft*, S. 95 D. Geo. Friedr. *Seiler*, S. 124 D. Joh. Geo. *Rosenmuller*, S. 142 D. Joh. Wilh. *Bau*, S. 149 D. Wilh. Friedr. *Hufnagel*, S. 160 D. Heinr. Carl Alex. *Hänlein*, S. 166 D. Cph. Friedr. *Ammon*. In dem zweyten Abschn. kommen folgende 24 Professoren der Rechtswissenschaft vor: S. 179 D. Joh. Wilh. *Gaden-dam* (ein Mann, der durch seine seltsamen Schicksale ausgezeichnet ist, denn in Kiel, wohin er von Erlangen abgegangen war, wurde er 1758 zum Strange verurtheilt, und erst nach mehrjährigem Arreste und Revision seines Processes völlig frey gesprochen. — Hr. F. scheint übrigens von ihm wenige Nachrichten er-

Digitized by Google

halten zu haben, denn nicht einmal sein Geburtsjahr ist angegeben), S. 182 D. Andr. Elias *Rossmann*, S. 193 D. Joh. Gottlieb *Gomne*, S. 199 D. Carl Adam Reichsfreyherr von *Braun*, S. 207 D. Joh. Just. *Schierschmidt*, S. 215 D. Joh. Geo. *Wagner* (der zwar 1743 zum ord. Prof. der Rechte in Erl. ernannt war, die Stelle auch annahm, aber demungeachtet in Liegnitz als Professor der Math. blieb, wo er auch 1756 starb „ohne erheblichen Verlust für die Literatur"), S. 216 D. Joh. Cph. *Rudolph*, S. 223 D. Mich. Gottfr. *Wernher* (von welchem hier S. 224 gesagt wird: „So wenig man ihm aber auch die Gelehrsamkeit in einem hohen Grade nebst einer guten Schreibart absprechen konnte, so wenig lässt sich leugnen, dass er zanksüchtig war und gerne widersprach, wie selbst seine Schriften beweisen. Aber daher fehlte es ihm auch an der Liebe bey seinen Collegen, und da er vollends bey Gelegenheit einer aufgehabten Relation (der Schweinfurter Gullischen Sache) nicht redlich handelte, und ein falsches Urtheil nach Schweinfurt sandte, welches seiner Facultät zum Nachtheil gereichte, brachte es die Universität beym Markgrafen Alexander dahin, dass er *ohne weiters*, wie er selbst sagt, verabschiedet wurde. Zwar musste ihn der Markgraf, den er bey dem Reichshofrath belangte, wo er nach vorhergegangener genauer Untersuchung (!!) für unschuldig erklärt wurde, *plenarie* in seine Professur wieder einsetzen, und die rückständige Besoldung und etwas gewisses für die Unkosten auszahlen lassen, kein Mitglied des akadem. Senats aber mochte mit ihm Gemeinschaft haben. Vielmehr verliessen sie alle sogleich nach seiner Wiedereinführung den Saal, worauf ihn Alexander 1772 seiner Dienste entliess, und er bis an seinen Tod 13. Aug. 1794 als ein Privatmann in Erlangen lebte"), S. 228 D. Joh. Burkh. *Geiger*, S. 231 D. Carl Heinr. *Geisler*, S. 235 D. Christian *Gmelin*, S. 239 D. Carl Friedr. *Elsässer*, S. 243 Fr. Phil. Carl *Böll* (von dem es S. 244 heisst, nachdem der Beyfall erwähnt ist, den er als vierter Professor der Rechte in seinen Vorlesungen hatte: „weil er aber dabey auch vielen Nimbus um sich her zu verbreiten verstand und die Universität umschaffen wollte, eben daher sich den Gesetzen nicht fügte, und die Doctorwürde nicht annahm, dennoch aber in die Facultät einrücken wollte, überhaupt aber das nicht leistete, was er sollte und man sich von seinem unternehmenden Kopf versprach, setzte man ihn 1781 als wirklichen Hofcammer- und Landschaftsrath nach Anspach — Findet sich gleich in seinen Schriften viel Unnützes und Unverdautes, so haben sie doch auch vieles Gute, und selbst manches Neue"), S. 246 D. Aug. Ludw. *Schott*, S. 251 D. Carl Friedr. *Häberlin*, S. 257 D. Christian Friedr. *Gluck*, S. 263 D. Joh. Ludw. *Kluber*, S. 269 D. Wilh. Gottlieb *Tafinger*, S. 271 D. Gabr. Pet. *Haselberg*, S. 272 D. Jul. Friedr. *Malblanc*, S. 278 D. Joh. Ernst Bernh. *Emminghaus*, S. 280 D. Carl Heinr. *Gross*, S. 282 D. Carl Aug. *Gründler*, S. 284 D. Ad. Fel. Heinr. *Fosse*. Es lässt sich schon aus ihrer Zahl und aus den Seitenzahlen, die jedem gewidmet sind, schliessen, dass sie theils nicht lange in Erlangen blieben, theils nicht so viel geschrieben haben, wie die vorher aufgestellten Theologen. Der *dritte* Abschnitt, mit welchem die zweyte Abtheilung anfängt, fuhrt nur folgende 14 Professoren der Arzneywissenschaft auf: S. 1 D. Joh. Friedr. *Weismann* (der Erfinder des sogenannten *Erlanger Blau*), S. 4 D. Casimir Christoph *Schmiedel* (welcher einer der grössten Aerzte Deutschlands vom Verf. genannt wird, der ihn ausführlicher, als andere schildert, so dass er selbst bemerkt, „er habe gern ein Pfeifchen geraucht, aber immer sehr langsam u. s. f.", er machte übrigens die kryptogamischen Gewächse vorzüglich zum Gegenstand seiner Beobachtungen), S. 19 D. Matth. Geo. *Pfann*, S. 30 D. Joh. Ad. *Hoffmann* (der nur fünf Jahre in Erlangen Professor war, und eine viel längere Zeit nachher in Herborn), S. 31 D. Heinr. Friedr. Edler von *Delius* (der von Veranderungen in der Philosophie und der Arzneykunde nichts wissen wollte, und sein einmal angenommenes System mit Heftigkeit vertheidigte. — „Achtung, fährt der Vf. fort, und Ehrenbezeugung forderte er als eine Art von Schuldigkeit, von der nur *er* nichts wissen wollte, und hielt fest uber seine Meynungen und Rechte," das Verzeichniss seiner schriftstell. Arbeiten ist sehr ansehnlich, weil eine Menge kleiner Aufsätze von ihm in period. Schriften stehen), S. 72 D. Jac. Friedr. *Isenflamm* (ein in Abwartung seiner Vorlesungen und seiner Praxis gewissenhafter Mann), S. 85 D. Joh. Christian Dan. Edler von *Schrebern* (*Schreber* ist der ursprüngliche Geschlechtsname dieses unermüdeten Naturforschers), S. 97 D. Joh. Phil. Jul. *Rudolph* (durch seine Reisen in Ostindien ausgezeichnet, um Erlangen durch Einführung der Blatternimpfung und Bildung junger Wundärzte verdient), S. 104 D. Friedr. *Wendt* (Stifter des klinischen Instituts), S. 109 D. Friedr. Heinr. *Loschge*, S. 112 D. Geo. Friedr. *Hildebrandt*, S. 123 D. Bernh. Nath. Gottlob *Schreger*, S. 128 D. Ernst *Horn*. Der *vierte* Abschn. zählt zwar 33 ordentl. Professoren der Philosophie auf, da aber mehrere von ihnen zugleich Professuren in einer der höhern Facultäten bekleideten, so ist nur von folgenden hier Nachricht gegeben: S. 133 M. Jac. Wilh. *Hoffmann* (von dem nur ein einziges Programm angeführt wird), S. 134 M. Geo. Wilh. *Poezinger*, S. 138 M. Joh. Siegm. *Kripner* (der sich durch Schriften nun eben nicht als einen *grundlichen* Orientalist bewährt hat, wie ihn der Vf. nennt), S. 140 M. Christian Ernst von *Windheim*, S. 151 M. Sim. Gabr. *Succow* (der aus besondern Ursachen nicht grössere schriftstellerische Arbeiten liefern wollte), S. 164 M. Joh. Paul *Reinhard* (von dem S. 167 gesagt wird: „ausgemacht ist es, dass ihn zu diesem unermüdeten und gründlichen Studieren am meisten seine ausserordentliche Ehr- und Ruhmsucht antrieb, um derentwillen er sogar seinem Körper die nöthige Ruhe und Pflege versagte." Es werden auch mehrere ungedruckte Schriften von ihm angeführt, aber nicht bemerkt, wo die Handschriften sich jetzt befinden), S. 179 M. Joh. Christian *Arnold*, S. 185 M. Joh. Ernst Basilius *Wedeburg* (Stifter der

Digitized by Google

deutschen Gesellschaft zu Erlangen), S. 189 M. Phil. Ludw. *Statius Muller*, S. 199 M. Joh. Sam. *Wiesner* (...ein gründlicher Kenner der oriental. Sprachen, und gelehrter Exeget des alt. Testam. seiner Zeit, der sich aber durch Schriften nicht bekannter machen wollte" —), S. 203 M. Gottlieb Chph. *Harless* (ein, wie sich erwarten lässt, sehr reichhaltiger Artikel — es werden aber auch dem Hrn. Hofr. H. alle Disputationen beygelegt, die unter seinem Präsidium vertheidigt worden sind), S. 238 M. Joh. Friedr. *Breyer*, S. 246 Joh. Imm. *Vetter* (Obristlieutenant und Lehrer der praktischen Mathematik), S. 247 M. Aug. Friedr. *Pfeiffer*, S. 254 M. Joh. Geo. *Meusel* (man erfährt hier, dass dieser thätige Gelehrte jetzt an einer Geschichte Frankreichs unter Ludwig XVI., einer Statistik des Fürst. Anspach und Bayreuth, einer Regierungsgeschichte K. Maximilians II., einer deutschen Handlungsgeschichte, Zusätzen zu Hambergers zuverläss. Nachrichten von den berühmtesten Schriftstellern und einer vermehrten und bequemern Ausgabe von Saxii Onom. liter. arbeite), S. 272 M. Joh. Tob. *Mayer* (jetzt in Göttingen), S. 279 M. Joh. Geo. Friedr. *Papst* (jetzt Dechant und Pfarrer zu Zirndorf), S. 286 D. Albr. *Bayer* (jetzt Cons. Rath und Stiftsprediger zu Anspach), S. 290 M. Joh. Dan. Albr. *Höck* (der, weil es ihm an der Gabe des Lehrvortrags fehlte, als Policeydirector nach Schwabach ging), S. 297 M. Carl Christian *Langsdorf* (der 1804 als Prof. der Mathematik nach Wilna ging), S. 309 D. Carl Heinr. Dan. *Bensen* (schon 1805 als Prof. zu Würzburg verstorben), S. 313 M. Eugen. Joh. Chph. *Esper*, S. 320 M. Joh. Heinr. *Abicht* (auch in Wilna), S. 329 M. Gottlieb Ernst Aug. *Mehmel*, S. 331 M. Heinr. Aug. *Rothe*, S. 336 M. Joh. Gottlieb *Fichte* (bekanntlich auch nicht mehr in Erlangen). In der dritten Abtheil. stellt das 9te Cap. die ausserordentl. Professoren, und zwar ausser den schon unter den ordentl. Professoren abgehandelten, folgende noch nicht erwähnte auf: 1. der Theologie: S. 4 M. Friedr. Chst. Lor. *Schweigger*, S. 8 M. Joh. Bernh. *Lippert*; 2. der Rechte: S. 12 D. Joh. Ernst *Schröter*, S. 17 D. Aug. Gotth. *Schmuck*, S. 20 D. Chph. Dan. *Prätorius*, S. 23 D. Joh. Christ. *Zindel* (den vermuthlich sein äusserst gebrechlicher Körper an weiterer Beförderung hinderte), S. 24 Joh. Achatius *Rudolph*; 3. der Medicin: S. 26 D. Geo. Franz *Hoffmann* (nachher o dentl. Prof. in Göttingen, jetzt in Moskwa), S. 32 D. Joh. Pet. Werner *Agassiz*, S. 33 D. Joh. Phil. Julius *Rudolph* d. jüng., S. 35 D. Gottfr. Christ. *Reich* (dessen Fiebertheorie und Fiebermittel erwähnt wird), S. 42 D. Heinr. Friedr. *Isenflamm* (jetzt in Dorpat), S. 45 D. Joh. Christ. Friedr. *Harless*, S. 53 D. Christian Friedr. *Deutsch* (jetzt in Dorpat); 4. der Philosophie: S. 54 M. Geo. Pet. *Zenckel*, S. 59 M. Joh. Geo. *Hoffmann* (nachher Theolog in Giessen und Altdorf), S. 64 M. Christian *Masius* (der sich aus gesammelten Kräutern seinen Rauchtaback, sein einziges Bedürfniss, selbst bereitete), S. 69 M. Chph. Friedr. *Parrot*, S. 73 Ludw. Arsenius d' *Orgelet*, ebend. M. Friedr. Carl Gottlob *Hirsching* (dem es mit dem Collegienlesen nie Ernst war), S. 81 M. Friedr. Wilh. *Hagen*, S. 87 M. Joh. Andr. *Ortloff* (nun Policeydirector in Coburg), S. 92 M. Phil. Conr. *Marheineke* (jetzt in Heidelberg), S. 94 M. Joh. Paul *Harl*, S. 100 M. Leonh. *Bertholdt*. Im 3ten Cap. folgen die *Adjuncten* der philos. Facultät, von denen aber nur S. 104 M. Geo. Friedr. Dan. *Göss*, S. 110 der Verfasser dieses Werks, und S. 131 M. Mich. Alex. *Lips*, als zuerst hier vorkommend, ausführlicher geschildert sind. Eben so gibt das 4te Cap. von den Privatlehrern, nur von folgenden hier zuerst erwähnten genauere Nachricht: P. L. der Rechte: S. 135 D. Gottfr. Mich. *Pfundel*, S. 137 D. Joh. Bapt. *Simon*, S. 138 D. Gottfr. Ludw. *Krauss*, ebend. D. Joh. Gottfr. *Mayer*, S. 141 D. Joh. Phil. *Franck*, S. 142 D. Heinr. Chph. *Büttner*, S. 144 D. Heinr. Christ. Ernst *Kölle*, S. 146 D. Friedr. Amand *Armbrust*; der Arzneykunde: S. 148 D. Joh. Wollg. *Heinlein*, S. 150 D. Joh. Christ. Friedr. *Isenflamm*, S. 151 D. Joh. Ant. *Schmidtmüller*, S. 153 D. Gottlieb Mart. Wilh. Ludw. *Rau*, S. 154 D. Joh. Geo. *Steinbuch*; der Philosophie: S. 156 M. Joh. Geo. Sam. *Bernhold*, S. 160 D. Joh. Fr. *Klett*, S. 163 M. Casp. *Döring*, S. 167 D. Conr. Steph. *Meintel*, S. 170 M. Joh. Fr. *Hagen*, S. 172 M. Joh. Fr. Jul. *Härter*, S. 172 M. Joh. Geo. Heinr. *Feder*, S. 186 M. Joh. Mich. *Georg* (von Feder und Georg sehr ausführlich, aber ersterer ist auch als Philosoph und Pädagog, letzterer durch seine Schicksale ausgezeichnet), S. 211 M. Chph. Fr. *Siegmund*, S. 212 M. Joh. Domin. *de Serafinis*, S. 214 M. Joh. Chph. *Schmid*, S. 218 M. Joh. Geo. *Zenker*, S. 220 M. Joh. Carl Bapt. *Nürnberger*, S. 222 M. Joh. Albr. *Bauriedel*, S. 224 M. Joh. Jac. Meno *Valett*, S. 227 M. Casp. Jac. *Besenbeck*, S. 231 M. Joh. Leonh. *Meyer*, S. 233 D. Fr. Ad. *Georg*, S. 236 M. Joh. Ernst Ehregott *Fabri*, S. 242 M. Joh. Sal. Chph. *Schweigger*, S. 244 M. Christ. Lebr. *Rösling*. Unter den Lectoren aber (5. Cap.) findet man vornemlich von Joh. Heinr. *Meynier* S. 257, u. M. Joh. Geo. Christ. *Fick* S. 279 mehrere Nachricht. Wir übergehen die Exercitienmeister. Den Beschluss macht ein alphabet. Register. Anlangend die Ausführung, so ist der Hr. Verf. oft zu weitschweifig (m. s. vornemlich II, 151 —162. *Succov*. III, 203—216. *Harless*), und erwähnt zu viele Kleinigkeiten, auch führt er öfters zu unbedeutende Quellen an (wie Ladvocat, den Kirchen- und Ketzeralmanach); der Styl ist weder anziehend noch sprachrichtig genug, oder frey von Provincialismen (I, 180 heisst es: er *forderte sich* los, und III, 56 *sich abforderte*, statt seine Entlassung fordern); in den Nachrichten von andern Universitäten haben wir Unrichtigkeiten aus Unkunde der Verfassung herrührend gefunden (wie I. 128. II. 124. I. 233. — auch ist unser *Böhme* ein paarmal *Böhm* genannt); der Druck könnte viel sparsamer eingerichtet seyn. Durch eingestreuete Schilderungen und Anekdoten von verschiedenen Gelehrten sind manche Biographien interessanter gemacht, auch die literar. Nachrichten von ihren Werken bey andern Literatoren häufig berichtigt. Der Raum erlaubt es nicht, davon Proben zu geben.

Digitized by Google

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

124. *Stück, den* 30. *September* 1807.

AKADEMISCHE U. SCHULSCHRIFTEN.

Bibelexegese. *Miraculorum ab Evangelistis narratorum Interpretatio grammatico-historica*, asserta contra eos, qui e naturae causis illa deducere conantur, et ab ipsis scriptoribus sacris deducta esse affirmant. *Adiectae sunt Vindiciae historiae Lazari in vitam a Jesu revocati.* Disputatio exegetico-historica, quam adnuente ordine Philos. ampliss. ad locum inter eius assessores ordinarios obtinendum mense Iulio MDCCCVII. scripsit *Henricus Leonhard Heubner*, AA. M. Philos. Doct. et Ord. Phil. in Acad. Wittenb. Adiunct. Extraord. Wittenberg, 1807. b. Zimmermann, 45 S. in 4.

Der Herr Verfasser bemerkt im Eingange, dass bey der Untersuchung der Wunder des N. T., denen er ein vorzügliches Gewicht zur Bestätigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Lehre zuschreibt, ihre *philosophische*, *hermeneutische* und *historische* Möglichkeit und Gewisheit in Betrachtung komme. In Ansehung der zweyten, welche den Gegenstand dieser gründlichen und gut geschriebenen Abhandlung ausmacht, ist neuerlich die *psychologische* und *natürliche* Erklärungsart aller Wundererzählungen aufgestellt worden, die wie Hr. H. erinnert, Hobbes, Spinoza und Rousseau (doch nur sehr entfernt) vorbereitet haben, nicht aber *Connor*, der vielmehr annimmt, dass die Wunder Begebenheiten sind, bey denen Gott die Naturgesetze aufhebe. Es werden sodann die neuern Vertheidiger und Bestreiter jener eben erwähnten Erklärungsart (mit Uebergehung äusserst weniger) angeführt (S. 4 f.). Der Hr. Verf. wurde durch seine Vorlesungen über die Apologetik des Christenthums auf eine vollständige Bearbeitung des Gegenstandes geführt. Zuvörderst prüft er die Principien dieser Erklärungsart, und, da Hr. CR. *Paulus* keine besonders aufgestellt hat, die sieben Grundsätze, die Hr. Cons. Ass. *Eck* in seinem Versuch die Wundergeschichten des N. T. aus natürlichen Ursachen zu erklären, angi t. Gleich in dem ersten verwechselt Hr. *Eck*, nach des Verf. Bemerkung, die Person eines grammatischen Erklärers mit der eines philosophischen Auslegers. Die übrigen bestreitet oder modificirt und beschränkt Hr. M. H. Hierauf erinnert er, dass der Ausleger des N. T. vor allen Dingen den Begriff, den die *Schriftsteller* des N. T. und das ganze Zeitalter von Wundern gehabt haben, prüfen müsse. Aus den Schriftstellern des N. T. wird erwiesen, dass sie die Wunder für übernatürliche und übermenschliche Ereignisse hielten, durch welche Gott, ihr Urheber, einen Lehrer beglaubigen wollte; eben so urtheilten die Juden über die Wunder der Propheten, und insbesondere Philo, auch Josephus, wenn er gleich bisweilen den Ausländern zu Gefallen einige Wunder natürlich erklärt, oder zweifelhaft davon spricht. Ueber die hieher gehörenden Stellen des Josephus hat der Hr. Verf. in einem Nachtrag sich weiter verbreitet. Auch erwarteten die Juden vom Messias viele und grosse Wunder. (Dass übrigens in frühern Zeiten nur ein *populärer* Begriff des Wunders Statt finden konnte, wird der Hr. Verf. eben so wenig läugnen, als behaupten, dass σημειον überall ein Wunder, im strengen Sinne des Worts sey.) Er geht sodann III. insbesondere die sogenannten natürlichen Erklärungen durch: von der Erscheinung, welche die Hirten bey Bethlehem hatten, nach Luk. 2., der Verwandlung des Weins in Wasser Joh. 2., der zweymaligen Speisung einer grossen Menge Menschen mit wenigen Brodten, der Heilung von Aussätzigen, Paralytischen, Blinden; um zu zeigen, wie dadurch bald den Worten der Erzähler Gewalt angethan, bald manches hinzugedichtet, bald der deutlich erklärten Ansicht widersprochen werde. Vornemlich verweilt er bey Widerlegung der neuerlich gegegebenen Erklärung der Speisung vieler Zuhörer Jesu und des Worts αἰρειν. (Es bleibt wohl wahrscheinlich, dass die bey Jesu sich versammelnden Juden, auch wenn sie nicht zu einer Festcaravane gehörten, einige Lebensmittel mitgenommen haben, nur davon, dass sie jetzt davon eine Mahlzeit zu halten ermahnt worden wären, steht kein Wort in dem Evangelium, auch ist es nicht wahrscheinlich, dass diese Lebensmittel bis zum dritten Tag (nach Joh.) gereicht hätten.) Wenn die Schriftsteller, erinnert der Verf. IV. diese Begebenheiten für natürlich gehalten hätten, so würden sie ihnen nicht ein solches Gewicht zum Erweis der höchsten Würde Jesu beygelegt haben. Und eben so haben (V.) die ältesten Christen von diesen Wundern geurtheilt, zum Beweis, dass dies die allgemeine Ansicht gewesen ist. Der Hr. Vf. stellt VI. der neuen Erklärungsart entgegen, dass die Person und Wunde

Digitized by Google

Jesu ihr ganz widerspreche. Denn wären alles ganz natürliche Ereignisse gewesen, so müste Jesus entweder die Naturkräfte und den Einfluss des Zufalls nicht gekannt, oder wohl eingesehen haben. Im ersten Falle, wie konnte er hoffen, dass sich etwas zutragen würde, was dem ihm bekannten Naturgange nicht angemessen war? im zweyten Falle täuschte er, wenn er diese seine Thaten auf Gott, als Urheber zurückführte, und er täuschte dann nicht bloss andere Zuhörer, sondern auch seine vertrauten Schüler. In dieser Rücksicht berührt der Hr. Verf. die Verklarungsgeschichte Jesu, ohne jedoch auf alle dabey erwähnte Umstände sich einzulassen. Es wird auch VII. der Einwurf bestritten, die buchstäbliche Erklärung der Wundergeschichten gereiche nicht zur Empfehlung Jesu, denn es sey seiner unwürdig, Wunder von Gott zu fordern, wie er auch selbst Matth. 4, 4—7. geäussert habe. Der Hr. Verf. unterscheidet dabey die Zeiten vor dem öffentlichen Lehramt Jesu, und nach Antritt desselben, und die verschiedenen Zwecke. Noch stellt der Hr Verf. VIII. auch die verschiedenen Nachtheile auf, die mit der neuen (keinesweges bloss oder vorzüglich) *psychologischen* Erklarungsart verbunden sind: 1. werde dadurch die Glaubwürdigkeit und Rechtschaffenheit des göttlichen Stifters der christlichen Religion verdachtig, 2. die ganze Geschichte des Christenthums zweifelhaft gemacht, 3. ein wichtiger Beweis für die Wahrheit und Gottlichkeit der christlichen Religion entzogen. (Eigentlich war die Ausführung der Gegenstände VI. VII. VIII. nicht zu fordern, wenn er nur den Gesichtspunct der gramm. hist. Interpretation fest halten wollte; aber da er diese Interpretation selbst durch alle zu beachtende Gründe vertheidigen wollte, so wird man diese Ausführung, so wenig sie auch die Gegenstände erschöpft, nicht überflüssig finden. Von S. 31 folgt das Epimetron, quo Historia Lazari a Jesu in vitam revocati vindicatur. Zuerst werden diejenigen aufgeführt, welche die Erzählung zu den Fabeln rechnen, und die Wahrheit der Geschichte vertheidigt theils aus dem Charakter des Joh., theils aus der Natur der Erzählung selbst. Kürzer sind mit Recht *Woolston* und *Rousseau* abgefertigt, welche glauben, dass Jesus und seine Schuler einen Betrug gespielt haben, umständlicher der Verfasser des Horus, welcher der Maria und Martha, Schwestern des Lazarus und dem Lazarus selbst den Betrug zuschiebt, was nun freylich nicht Hr. M. H., mit Paulus „einen psychologisch *fein* entwickelten Verdacht" nennen mag. Denn es wäre vielmehr ein grober Betrug gewesen, der am wenigsten der Scharfsicht Jesu entgehen durfte. Auch *C. F. Bahrdt*'s Dichtung wird nicht übergangen. Von S. 39 an beschäftigt sich der Verf. mit des Hrn. CR. Paulus viel scheinbarer von Oertel schon angedeuteter, Erklärungsart. Gegen ihn behauptet der Verf., Jesus habe das Wiederaufleben des Lazarus sicher voraus gewusst und voraus gesagt, da Joh. es ausdrücklich versichere. Dass dieser Voraussicht Jesu seine Thranen nicht widerstreiten, wird aus den verschiedenen möglichen Veranlassungen dieser Thranen erwiesen, und ἐμβριμᾶσθαι v. 33. 38. von dem Unwillen, nicht von Schmerzempfindung, erklärt. Auch steht beym Joh. nichts von einem zweyten Boten, der Jesu die Nachricht vom Tode des Lazarus überbracht habe. Es wird ferner erinnert, man sehe aus allen Umständen deutlich, dass Jesus mit dem festesten Entschluss, den Lazarus zu erwecken, nach Bethania gereiset sey; die Beweise, dass Lazarus wirklich gestorben, nicht scheintodt gewesen sey, aus Joh. selbst aufgesammelt, wohin auch Jesu eigner Ausspruch gerechnet wird; die Folgen aus der Annahme eines Scheintodtes, die für Jesu Charakter sehr entehrend wären, entwickelt; und damit diese Untersuchung beschlossen, die auch von Seiten der literar. Nachweisungen theyen der Benutzung vieler Schriften der verschiedenen Par- und sich empfiehlt.

Mythologie. *Ernesti Spangenberg*, Göttingensis, *de veteris Latii religionibus* Comment. in certamine lit. civium Acad. Georgiae Augustae d. 3. Aug. MDCCCVI. praemio a Rege Prussorum Aug. constituto ab Ordine Philos. amplissimo ornata. Göttingae, bey Dieterich. 80 S. in 4.

Bekanntlich war diese Schrift schon im Jahre 1805. die einzige, die über die gedachte Preissfrage eingereicht wurde. Sie blieb es, als ihr Verf. sie etwas erweitert 1806 wieder eingegeben hatte, und ihr konnte, bey dem sichtbaren Fleisse und der Mühe, die der Verf. angewandt hat, der Preiss nicht versagt werden, wenn sie auch gleich nicht alle Wünsche befriedigte. Der erste Theil der Abhandlung enthält das Allgemeinere über Bewohner, Sitten und Religionsgebräuche des alten Latiums. Der Hr. Verf. nimmt *Latium* in einem weitern Sinne, wie es auch wohl in der Frage selbst genommen war, so, dass Etrusker, Sabiner, Umbrer, und eigentliche Latiner hier zusammengefasst sind. Der Ursprung dieser Volker wird im 1. Cap. kurz durchgegangen, wobey Hr. S. den Heynischen Excursen zum Virg. und andern Abh. folgt. Die Volker Latiums waren, wie im 2. Cap. von ihren Sitten, dargethan wird, von einem rohen, wilden, aber festen Charakter, und bildungsfähig. Das dritte Cap. von ihrer Religion ist in folgende Abschnitte eingetheilt: 1. von ihren Gottern. Es waren Fetische, Himmelskörper, Steine und andere künstlich gearbeitete Stücke und Nachbildungen, späterhin auch vergötterte Menschen; sie unterschieden ursprünglich nicht das Geschlecht der Götter. Eigenthümlich war ihnen die Vorstellung von Genien, die sie nicht nur den Menschen, sondern auch den Göttern selbst beylegten, und zwar waren es theils männliche, eigentlich *Genii* genannt, theils weibliche, *Junones*. 2. von der Gotterverehrung. Selbst Menschenopfer waren in den ältern Zeiten gewöhnlich. Es gab verschiedene Reinigungen (lebrationes, lustrationes) Priesterfamilien und Priesterthümer, Feste (obgleich noch nicht an bestimmten Tagen, Tanze, daher die Salii), Mysterien, Orakel; anfangs wurden die Götter in Hainen und Wäldern verehrt; späterhin Altare, Tempel, Statuen errichtet. Im 4. Cap. werden die Veränderungen angegeben, welche die Pelasger in dem Religionszustand der Lateiner machten. Sie führten Götter griech. Ursprungs ein, und änderten die einheimischen Vorstellungen vom Jupiter und der Juno oder den Junonen ab. Auch von den Trojanern unter Aeneas sollen neue Gottheiten mitgebracht worden seyn. Den Pelasgern werden die *sacra Samothracica*, zu denen auch die Bakchusfeyer gehörte, zugeschrieben. Die Feste des Bakchus den die Etrusker Loebesus nannten,

Digitized by Google

theilt Hr. S. in *Phallica* und *Bachanalia*. Aber auch von den Trojanern sollen gewisse gottesdienstliche Gebräuche herstammen. Die Namen der ausländischen Götter veränderten die alten Latciner. Der zweyte Theil behandelt die Religionen der alten Volker Latiums einzeln; I. Cap. *Etrusker*. Erst werden die verlornen und erhaltenen Quellen, alte und neue, aufgeführt. Unter den neuern wunderten wir uns *Lanzi* nicht genannt zu finden, der auch für die übrigen Capitel zu vergleichen war. In den Prolegg. trägt Hr. S. einiges aus der Geschichte und von dem ehemaligen Flor der Etrusker und ihrer religiösen Denkart vor. Sie waren sehr abergläubig, sahen überall Schreckbilder und Anzeigen der Zukunft. Im 1. Abschnitt ihre allgemeinen Begriffe von der Natur der Götter, und von den Genien (*Aesar* hiess bey ihnen der Genius). Die Genien der Götter hiessen *penates* nach Nigidius Figulus, die Genien der Städte und einzelnen Hauser *Lares* (domini — diese Unterscheidungen sind wohl so zuverlässig nicht). Gemeinschaftliche Götter, Consentes oder Complices. Darauf folgen die grossern Götter: Janus (denn diesen Gott, ein Symbol der Natur zu Bezeichnung aller Ursachen der Dinge, der Welt, Sonne, des Jahrs, schreibt der Verf. den Etruskern zu, bey denen er Janes geheissen habe, Mantus (der Todesbote) — die kleinern: Tages, Voltumna, Nortia, die einzelnen Stämmen des Etrusk- Volks eigenthümlichen Götter, und einige ungewisse (Vertumnus, Volumnius. —) Wo vermeintliche oder wahrscheinliche Abbildungen derselben vorhanden sind, sollten diese wohl nachgewiesen oder überhaupt die Vorstellungen von diesen Göttern genauer angegeben seyn. Verehrung dieser Götter: Opfer, Aufzüge, Wahrsagerkünste, Orakel, Feste (wir haben hier oder bald darauf eine genauere Beschreibung der Bacchanalien nach dem, was neuerlich aus den vom Verf. zu wenig benutzten Vorstellungen auf etrusk. Vasen gezogen worden ist, vermisst). Fremde Götter und Religionsgebräuche, welche die Etrusker angenommen haben. II. Cap. *Umbrer*, welche zwar nicht unter der Oberherrschaft der Etrusker standen (penitus subiecti — sagt der Verf.) aber doch mit ihnen in enger Verbindung waren, und ihre Sitten, Buchstaben u. s. f. angenommen hatten. Auf den Eugubinischen Tafeln kommen einige Götternamen vor, aber nur von dem Robigus oder der Robigo konnte der Verf. etwas mehreres anführen. C. III. *Sabiner*. Sie nehmen den zweyten Platz nach den Etruskern ein, wenn man auf Gebiet und Cultur sieht, den ersten in Rücksicht auf kriegerische Kraft. Sie hatten vornemlich viele Götter, die sie auch in Rom einführten. Sechzehn Götter derselben werden insbesondere aufgeführt, und unter ihnen vornemlich von der Larunda und den Laren gehandelt. Der Verf. folgt bey Unterscheidung des *Lar* und der *Larva* dem Apulejus. Sollte dieser hier so zuverlässig seyn? Doch überhaupt liesse sich noch über manche Stelle, aus welcher eine Angabe genommen ist, eine kritische Bemerkung machen, wenn der Raum es verstattete. Aus den Manuscr. des Pyrrh. Ligor. z. B. hätte gar nichts entlehnt werden sollen. Cap. IV. *Latiner*. Die Nation, von der in den Prolegg. Nachricht gegeben wird, war sehr ansehnlich. 53 Volker gehörten dazu, die in der Folge einen verbündeten Staat unter einem Oberhaupte ausmachten. Sie waren cultivirter und gelehrter als die Sabiner, doch nicht so sehr als die Etrusker. Unter ihren Gottheiten sind es vornemlich die *Lubitina*, die Anna Perenna, Faunus und Fauna, und unter den Göttern der einzelnen Stämme die Carna, von denen der Verf. mehrere Nachricht gibt. Bey Gelegenheit ihrer Feste gibt Hr. S. eine Probe eines latein. und röm. (vor Numa) Calenders, und schreibt dem ältesten römischen Jahre 304 Tage zu, ohne auf das zu achten was Hr. Prof. Bredow in den Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte etc. H. I. S. 42 darüber erinnert hat. Die Sage, dass Janus die ersten Münzen geprägt habe, wird in einer Note S. 74 der Prüfung unterworfen. Im 5. Cap. folgen noch Gottheiten, von denen es unbekannt ist, welchem Volke sie angehören, Landgötter, Götter der Kinder, der Heirathen, verschiedener Geschäfte, des Todes u. s. f. Bey dem Gebrauch der Kirchenväter haben wir eine strengere Kritik vermisst, auch dürften die Inschriften und andere Denkmäler des etrusk. und latein. Alterthums noch einige Nachträge darbieten, aber die mühsamen Sammlungen, die der Hr. Verf. hier aufgestellt hat, werden immer sehr nützlich und für ihren Ordner und Bearbeiter ehrenvoll bleiben.

Theologie. Dr. *Carol. Ludov. Nitzsch de revelatione religionis externa eademque publica Commentatio quinta et sexta* (24 u. 28 S. in 4.); zwey Programmen, welche der Hr. V. am Pfingst- und Michaelisfeste dieses Jahrs in Wittenberg (in der Grässlerschen Officin) hat drucken lassen.

Der Herr Generalsuperintendent hatte bisher darzuthun gesucht, dass nicht sowohl die Eingebung als vielmehr die Bekanntmachung der Religion vorzugsweise den Namen *Offenbarung* (revelatio) verdiene (s. von den ersten vier Progr. diese L. Z. 1806. St. 98. S. 1553—57). und durch Beleuchtung der Bibelstellen, in welchen theils von dem höchsten Ausleger der Offenbarung Jesu, theils von seinen Dienern, den Aposteln, die Rede ist, theils die äussere und öffentliche Offenbarung selbst ausdrücklich erwähnt oder genau beschrieben wird, gezeigt, dass die biblische Theorie der Offenbar. seiner Vorstellung davon nicht nur nicht widerspreche, sondern ihr selbst günstig sey und sie fordere. Jetzt fährt der Herr Vf. fort, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit seines Begriffs von Offenbarung darzuthun, und dadurch die Richtigkeit seiner Erklärung der Stellen des N. T. und der biblischen Offenbarungstheorie zu bestätigen. Er macht den Anfang mit dem praktisch-moralischen Nutzen, durch welchen sich jeder theologische Begriff empfehlen muss, wenn er haltbar seyn soll. Nicht nur ein irriger, sondern auch ein mangelhafter Begriff von *Offenbarung* ist dem moralischen Gebrauch derselben entgegen. Jener bewirkt, dass man zum Inhalt der Offenbarung macht, was zu ihrer Art und Weise gehört, wodurch die Revelation selbst manchen moralisch-schädlich, andern verdächtig werden kann; dieser, der z. B. die Art des Offenbarens nicht genau genug bestimmt, befördert ihren moralischen Gebrauch nicht hinlänglich. Die alte Definition der Revelation (inspiratio divina et supernaturalis doctrinae de religione, cuius summa capita fines ra-

Digitized by Google

tionis humanae superant) nennt der Hr. Verf. irrig; die neue (divina hominum ad veram et moralem religionem institutio) mangelhaft, und vindicirt der seinigen (divina necessitudinis moralis, quae sit inter deum et homines promulgatio, constituenda necessitudine adspectabili, moralem repraesentante, ad hanc ipsam promovendam facta). Diese letztere unterscheidet nicht nur den eigenthümlichen und vorzüglichen Effect der Rev. von der heilig. Schrift, die ihre Geschichte enthält, genauer, sondern bestimmt auch mehr die äussere und öffentliche Offenbarung als die innere, und zeigt, dass jene von dieser abhänge. Ihr moralisch. Nutzen wird nun theils in Ansehung der Materie, theils in Ansehung der Form entwickelt. In Ansehung der Materie: jener Begriff zeigt, dass die Offenb. wahre Religiosität durch Erklärung der moralischen Verbindung der Menschen mit Gott empfiehlt und befördert. Freylich gibt es noch einige, die diess für keinen würdigen Gegenstand der Off. halten, was die menschl. Vernunft allenfalls selbst erreichen könne; Geheimnisse und positive Lehren, welche der Vernunft völlig unbekannt wären, müsten vielmehr geoffenbaret werden. Allein sie hängen zu sehr an den alten Begriff derselben. Allerdings bedarf eine rationelle Religionslehre keine Eingebung, aber wohl einer allgemeinen Bekanntmachung und Autorität, um ans Licht gezogen und in Wirksamkeit gesetzt zu werden. Eine Offenbarung von Lehren die niemand verstehen kann, kann keinen Nutzen haben. Aber eine Bekanntmachung dessen, was von den Menschen, wegen ihrer Verkehrtheit und Leidenschaften, verkannt, vernachlässigt, geläugnet, verdunkelt wird, ist höchst nützlich. Diess stimmt auch mit den Aussprüchen Pauli überein, wo er von der vorhergehenden Nacht und dem Licht des Evangelium redet, und jener Begriff der Offenb. dient zur Erklärung mehrerer biblischer Stellen. Er befestigt die Ueberzeugung von der Wirklichkeit einer Offenbarung. Er giebt eine Norm zur Unterscheidung des Inhalts der Offenbarung von ihrer Geschichte. Manche schliessen die rationelle Religionslehre nicht von der Offenbarung aus, verlangen aber doch noch Lehrsätze, welche die Gränzen unsers Erkenntnissvermögens übersteigen. Allerdings, bemerkt der Hr. Verf., giebt es moralische Vernunftgeheimnisse (dergleichen die moral. Freyheit, die moral. Verbindung mit Gott ist) deren Nutzen ausser Zweifel ist. Solche praktische Mysterien der Vernunft können von der Offenbarung nicht entfernt seyn. Aber von anderer Beschaffenheit sind die Mysterien, welche aus Vermischung der heil. Geschichte mit der Religionslehre entstehen und positive oder blose dogmatische genannt werden können und deren Nothwendigkeit keineswegs erwiesen werden kann. In ältern Zeiten machte man noch keinen Unterschied zwischen heiliger Geschichte und der durch sie vorgestellten und promulgirten Ideen, man sprach also von Mysterien überhaupt, ohne die positiven und moralischen zu unterscheiden. Man unterschied z. B. die wahre Versöhnung der Menschen von ihrer histor. Repräsentation, nicht. Jetzt ist der Unterschied der historischen und moralischen Gegenstände (obgleich beyde in der Offenbarung genau verbunden sind) bekannt, und man muss selbst beym Volksunterricht darauf Rücksicht nehmen. Wer in der Offenbarung positive Geheimnisse wünscht, der scheint sich eine Wissenschaft zu wünschen, die er an die Stelle der Tugend setzen könne. — In Ansehung der *Form*, oder der Art des Offenbarens, schreibt der Hr. Vf. ebenfalls dem von ihm angegebenen Begriffe den Vorzug zu, weil dadurch genau bestimmt wird, dass sie in der göttlichen Bekanntmachung (promulgatio) bestehe. Dazu werden nun gerechnet a. die moralischen Handlungen Jesu, in so fern sie die moralische Vollkommenheit des Menschen repräsentirten, und darunter war die vornehmste die Erduldung des Todes; b. die wundervollen Handlungen und Begebenheiten Jesu, wodurch öffentlich gezeigt wurde, dass diese moral. Vollkommenheit von Gott geliebt, und durch Jesu Beyspiel empfohlen werde, und dazu gehörte vornemlich Jesu Auferstehung; c. das öffentliche und religiöse Bekenntniss dieser doppelten Repräsentation, von der Zeit, wo die Apostel zuerst vom Eifer für die geistige Religion entflammt wurden, oder von der Ausgiessung des heiligen Geistes an. Dass nun diese drey Stücke zu einer gehörigen und Gottwürdigen Bekanntmachung der Religion erfordert wurden, wird sodann dargethan. Die Bekanntmachung der Religion, welche die sittliche öffentliche Bildung der Menschen zum Zweck hat, kann nicht würdiger angefangen werden, als durch öffentliche Aufstellung eines Beyspiels der Tugend, durch welches die menschliche sittliche Vollkommenheit repräsentirt wird. Und so enthielt das ganze Leben Jesu nebst seinem Tode eine solche Darstellung der vollkommenen Tugend. Damit sind auch seine Reden verbunden. Diese Ansicht der Revelation in der Geschichte Jesu beweiset sowohl die Weisheit derselben, als ihren moralischen Nutzen, was weder die alte noch die neuere Definition der Revelation gewährt. Die öffentliche Bekanntmachung der Liebe Gottes, womit er diese menschliche Vollkommenheit von Ewigkeit her geliebt hat, durch gewisse wundervolle Handlungen und Begebenheiten Jesu, dient vornemlich zur Erzeugung eines *religiösen Sinns*, durch welchen der *moralische Sinn* theils erweckt, theils unterhalten und befestigt werden muss. Bey dieser Gelegenheit wird auch der Unterschied des physisch-religiösen und des mor. religiösen Sinns entwickelt. Es ist nicht genug, dass ein grosses Beyspiel der Tugend aufgestellt wird; es muss auch ein Beweis der Heiligkeit Gottes, oder seiner Liebe zu dieser moralischen Vollkommenheit gegeben werden, um die Vorstellung des Begriffs vom wahren Gott zu vollenden. Und dass Gott die moralische Vollkommenheit in Jesu wohlgefalle, zeigte die Wiederauferweckung desselben. So wie aber Wunder eine solche Kraft etwas bekannt zu machen haben, so haben sie auch (nicht von einer gelehrten Untersuchung der Naturkräfte, sondern von ihrer moralischen Wirksamkeit abhängende) praktische Beweiskraft, und bewirken eine vollständige moralische Ueberzeugung von der Revelation. In Rücksicht auf die Darstellung der moralischen Vollkommenheit und der göttlichen Billigung derselben kann der Gesandte Gottes *Mensch* im vorzüglichen Sinn und *Gottessohn* genannt, und ihm alles, was zu dieser Vollkommenheit oder zur Idee des Sohns Gottes gehört, ohne Unterscheidung der zu repräsentirenden Idee von dem repräsentirenden Subject beygelegt werden. So glaubt der Hr. Vf. durch seinen Begriff der Revelation die Lehre von den Wundern sowohl als von der Gottheit Christi gerechtfertigt zu haben. — Es muste aber durch diese doppelte Repräsentation der menschlichen und göttlichen Vollkommen-

heit die durch Jesum geschah, die moralische und religiöse Kraft (heil. Geist) in den Menschen geweckt und diese zum religiösen Bekenntniss derselben bewogen werden. Zur Promulgation der wahren Religion, die durch jene doppelte Repräsentation nur angefangen und durch Zeit und Raum begränzt wurde, war noch etwas erforderlich, was jene Promulgation fortsetzte und erhielt. Und diess ist die Errichtung der wahren Kirche. Durch sie wird erstlich die Repräsentation der menschlichen Vollkommenheit, durch ihr öffentliches Bekenntniss oder die Religionsübungen fortgesetzt, und auf ähnliche Weise auch die Repräsentation der göttlichen Heiligkeit durch die Wunder unterhalten. Das religiöse Bekenntniss Christi selbst, oder die Kirche Christi selbst gleicht einem Wunder. Wenn Jesus zu den Juden sagt, es werde ihnen kein anderes *σημειον* gegeben werden, als das des Jonas (Matth. 12, 39) so kann er nicht die Auferstehung verstehen, die nicht zur Ueberzeugung der Gegner bestimmt war, sondern die Frucht seines Todes und seiner Auferstehung, d. i. die Kirche und ihre Einrichtung. Denn es giebt kein bedeutungsvolleres und wirksameres Wunder, als diesen Beweis der moralischen Gottesregierung. So wird also die Revelation auch in Ansehung der Form vollkommen, da sie nun nicht durch Zeit und Ort beschränkt, sondern für alle Zeiten und Orte geschickt und bestimmt ist. Der Hr. Verf. stellt noch eine Vergleichung mit dem *alten* Begriff der Kirche an, der sie zur Aufbewahrerin der Geheimnisse macht, und dem *neuen*, aus welchem folge, dass die heilige Geschichte zwar zur Einführung und Fortpflanzung der Religion nothwendig gewesen, jetzt aber die Religionskenntniss mehr hindere als befördere.

In der *sechsten* Abhandlung geht der Hr. Vf. zum Erweis des *theoretischen* Nutzens seines Begriffs von Revelation über, und stellt einen dreyfachen theoretischen Nutzen auf, einen polemischen, apologetischen und dogmatisch-systematischen (scholasticus). Mit Uebergehung des erstern verweilt er nur bey dem doppelten folgenden. 1. Der gegebene Begriff von Offenbarung dient vornemlich zur Vertheidigung derselben wider verschiedene Gegner, vornemlich die Naturalisten, welche philosophische Gründe gegen die Offenbarung brauchen. Fünf dieser Gründe werden aufgestellt und erinnert, dass sie fast unwiderleglich scheinen, wenn man entweder den alten oder den von einigen neuern Theologen angegebenen Begriff der Offenbarung annimmt, dahingegen diese Gründe leicht abgewiesen werden könnten, wenn man den vom Hrn. Verf. aufgestellten Begriff annimmt. Er wiederholt ihn: Revelation überhaupt ist ihm: institutum religionis publicum divinae originis et auctoritatis, oder, divina constitutio necessitudinis hominum cum deo sensibilis, intelligibilem repraesentantis, ad hanc per illam promovendam. Er theilt sie in *imperatoriam* (nomotheticam), welche politisch, national und temporal ist, und *didacticam* (evangelicam), welche moralisch, allgemein und immerwährend ist. Allgemeine (christliche) Revelation definirt er: repraesentatio verae virtutis humanae, deique in eam amoris, instituta ad publice suscitandum in hominibus sensum animi religiosum, per certa facta historica, moralitate et mirabilitate insignia; quatenus haec repraesentatio, tanquam exoptatum bonis omnibus exspectatumque pignus gratiae Dei erga homines imperfectos, divinum inter eos auctoritatem adepta est, et religiosa professione publice colitur. Dadurch wird die Vernunftreligion allein zum Inhalt der Offenbarung gemacht, und alles Historische und Positive zu der Art der Bekanntmachung derselben gezogen, oder zur äussern Autorität dieser Religion: die allerdings nothwendig ist. Folglich ist die Nothwendigkeit der Revelation erwiesen. Eben so wird ihre Wahrscheinlichkeit dargethan, und bey dieser Gelegenheit sind schöne Bemerkungen über die eigentliche Beweiskraft der Wunder und Weissagungen (S. 7.) eingestreuet. Nur ist es nicht einleuchtend, dass die Wunder (Wundererzählungen), ihrer moralischen Kraft nach, zum Erweis der Revelation dienen können, *ohne* vorhergegangene *physische* oder *historische* Prüfung. Eben so verdienen die Bemerkungen über den Unterschied *moralischer* und *positiver* Mysterien (S. 9) erwogen zu werden. Die Vollkommenheit der Revelation hängt nach dem vom Hrn. V. gegebenen Begriff nicht so genau mit dem heiligen Büchern zusammen, so, dass, wenn diese auch unvollkommen sind, doch jener die höchste Vollkommenheit bleibt. Eine absolute Vollkommenheit der heil. Schrift stimmt nicht einmal mit dem moralischen Zweck der Offenbarung zusammen. Gott wollte durch Promulgation der wahren Religion nicht alle eigne Religionsforschung überflüssig machen, vielmehr sie dadurch befördern; es sollte in den heil. Schriften nicht eine *dictatoria*, sondern eine didactica et moralis, revelatio enthalten seyn. Dass dem Zweifel der Naturalisten an der Lehre des göttlichen Gesandten von sich und seiner Person durch den von Hrn. Verf. aufgestellten Begriff der Rev. am besten begegnet werde, ist S. 13 ff. dargethan. Nach derselben wird zur heilsamen Promulgation der rationellen Religion ein idealisches Fundament der moralischen Verbindung der Menschen mit Gott durch eine Thatsache dargestellt werden, d. i. die Idee der vollkommnen Tugend, wie sie theils den Menschen angemessen ist theils von Gott geliebt wird, muss durch ein in seiner Art einziges Beyspiel repräsentirt, und diesem alles zugeschrieben werden, was jener Idee zukommt. Jesus hat nun ganz dieser Idee und seiner Pflicht gemäss von sich gesprochen, ohne dabey Rücksicht zu nehmen auf den scholastischen Unterschied zwischen andeutendem Beyspiel und anzudeutende Idee. Der zu beschränkter Wirkungs- und Fortpflanzungskreis der Offenbarung, den die Gegner anführen, lässt sich aus dem vom Verf. gegebenen Begriff leicht erklären. Denn das Heil der einzelnen Menschen hängt von der Vernunftreligion ab, und zu einiger Kenntniss derselben kann man zu jeder Zeit gelangen. Und da die Offenbarung zur öffentlichen und moralischen Cultur der in der Gesellschaft lebenden Menschen gehört, so hängt ihr Ursprung und Fortgang von der übrigen Cultur der menschlichen Gesellschaft ab. Die Revelation muste sich daher zuerst der häuslichen Gesellschaft, dann der rationellen, und erst nach der Verbindung mehrerer Völker der cosmopolitischen accommodiren, daher die patriarchalische, mosaische und christliche Offenbarung. — *Fanatiker* dürfen nun nicht ihre Privatoffenbarungen rühmen, da das Wohl des Menschengeschlechts nur durch eine öffentliche Revelation befördert werden kann. Auch *Juden* können so von den Vorzügen der christlichen Offenbarung überzeugt werden. — Hierauf wird 2. die Wahrheit und

Digitized by Google

Nothwendigkeit des Schulgebrauchs jener Definition der Offenbarung dargethan, indem ohne diesen Begriff kein *System der christlichen* Lehre Statt finden könne, dessen auf jenen Begriff beruhende Grundzüge hier aufgestellt werden. Die Nothwendigkeit wird insbesondere in Beziehung auf *gelehrten* und auf *populären* Unterricht behandelt, und so die ganze sehr bündige und durchaus lehrreiche Beweisführung vollendet.

Schulschriften. Das *Husumsche Michaelisprogramm* der Zeit vom Rector *Stubbe* enthält eine schätzbare Abhandlung *über Gelehrtenschulen als Pflegemutter des ächten Bürgersinns.*

Er zeigt gegen das gewöhnliche Vorurtheil, dass Bürgerschulen nur tüchtige Bürger bilden, wie die Gelehrtenschule die das ist was sie seyn soll, recht eigentlich für das höchste Interesse des Staats zweckmässig würde, indem sie durch vertrautere Bekanntmachung mit den Weisen und Edeln der Vorwelt, vornemlich Roms und Griechenlands, wahren über den niedern Zeitgeist erhabenen Menschen- und Bürgersinn bilde, und dabey zugleich durch *gründlichere* Bekanntmachung mit Religion und Christenthum so wie mit Menschen- und Vaterlandsgesch. mehr als in den Bürgerschulen möglich ist, (welches letztere noch etwas mehr hätte hervorgehoben werden mögen,) den künftigen Beamten des Staats zum höhern Bürgersinn schon als Jüngling weihe. Der Verf. sagt darüber recht viel Wahres und Schönes in seiner schon bekannten kräftigen und eindringlichen Schreibart, die er in einer Anmerkung gegen den ihm gemachten Vorwurf des Jean-Paulisirens vertheidigt. — Ueberhaupt ist Rec. ganz mit dem Verf. einverstanden, dass die Untersuchungen über ut und quod und dergl. so wie, was noch hätte hinzugesetzt werden können, die sogenannte in den meisten Programmen anzutreffende Schulsprache, die solchen Untersuchungen angemessen ist, ins Schulzimmer (und allenfalls in gelehrte Journale) aber nicht in Schulschriften gehöre, wo der Lehrer mit dem Publico spricht, das ihm seine Jugend anvertraute. — *Eine an sich klare Wahrheit, die aber von den meisten Schulmännern, die Programme schreiben, gar wenig beherziget wird!* — Unter manchen schönen Stellen kann Rec. sich nicht enthalten, eine vornemlich den Zeitumständen angemessene aus dieser kleinen nicht in den Buchhandel kommenden Schrift auszuheben: Wehe dem Jüngling, wenn nicht die Schule ihm die Glaubenswahrheit, die die Vernunft als Gesetz dictirte und das Herz versiegelte, in sein tiefstes Inneres eingrub: „draussen wohnt sie nicht die Freude, nach welcher du dürstest, drum erbettele sie da nicht; Steine findest du statt des Brodtes und verlierst deine Ehre dazu. Draussen ist eben so wenig das Unglück, drum fürchte es nicht kindisch; aber kindlich fürchte Gott, und weislich dich selbst!" — diese Grundlage aller Lebensweisheit, so wie manche andre auf dem Boden der Religion und des classischen Studiums erwachsene Brodtfrucht der Seele, theile die Schule dem künftigen Bürger mit; sie thue es überall und immer, sobald der Schulgang kein Botengang und der Schulmann kein abgelohnter Bode ist, sondern ein Moses der den Menschen der Knechtschaft wilder Lüste entreisst, treu durch die Wüste ihn mit Lehre und Beyspiel führt, mit ihm das himmlische Manna sammelt, das noch heute in der Lebenswüste quillt, bis er selbst es finden lernt; und dann von den heiteren Höhen, zu denen er sich erhebt, das herrliche Land erscheinen und erfassen heisst, wo er bleibende Stätte findet, und die Palme des Sieges ihn schmücket!"

Zu der Donnerst. und Freytags den 27 und 28. März anzustellenden öffentliche Prüfung der Schüler des Gymnasii (zu Elbing) ladet — ergebenst ein *J. W. Suvern.* Elbing bey Hartmann (1806.) 20 S. in 4. mit einer Tabelle.

Der damals noch jenem Gymnasium als Director vorstehende nunmehrige Professor der alten Literatur zu Königsberg, Hr. M. Süvern handelt in diesem lesenswerthen Programm von den *Tagebüchern*, *Censuren* und *Versetzungen*, deren Zweck von manchen Eltern verkannt wurde, die in jenen Mitteln der Erziehung nur Willkühr und Laune zu erblicken glaubten. Der Zweck der Erziehung, den noch unmündigen Menschen zur Mündigkeit und innern Freyheit zu bilden, schliesst natürlich allen Zwang, alles mechanischen Einwirken aus. Weder darf der Unterricht den Schüler in einen leidenden Zustand versetzen, noch bey Leitung des Willens eine eigentliche Zucht, die nur für Thiere gehört, Statt finden. Das erste, wodurch der Lehrer auf den Willen des Zoglings zu wirken sucht, ist Liebe, Beyspiel, Belehrung. Da der sinnliche Mensch durch Erfahrung belehrt seyn will, so muss der Erzieher diese Erfahrung dem Zöglinge im Kleinen vorbilden, damit er früh die Folgen des Bösen erkenne und vermeiden lerne, früh seine Freyheit beschränken lerne. Es sind daher auch Strafen, d. i. fühlbar und begreiflich gemachte unangenehme Folgen unerlaubter Handlungen nothwendig. Durch eine solche Disciplin werden aber nur die *äussern* nachtheiligen Folgen pflichtwidriger Handlungen gezeigt, eine sittliche Denkungsart aber dadurch nicht begründet. Dazu dient Bezeigung des Misfallens, scheinbare Verminderung der Liebe bey unsittlichen Handlungen. Alle andere Erziehungsmittel, wie der Ehrgeitz, sind gefährlich und nachtheilig. Da die häusliche Erziehung gewöhnlich nicht nach jenen vorher angegebenen Grundsätzen eingerichtet ist, so haben die öffentlichen Anstalten mit vielen verbildeten und verdorbenen Kindern zu thun; Erziehungsanstalten haben hierin noch eine grosse Erleichterung vor den Lehranstalten. Eine Schule kann also weder die pädagogischen Grundsätze, die nur auf gut geartete Kinder anwendbar sind, noch ein terroristisches System befolgen, wodurch sie Zuchtanstalt würde, noch darf sie alles gehen lassen, wie es gehen will. Vielmehr muss ihre ganze Disciplinarverfassung auf den angeführten Grundsätzen errichtet seyn, sie muss eine zu befolgende Ordnung vorschreiben, sie wird Belohnungen und Strafen, auch körperliche Züchtigungen, jedoch diese nur nach vergeblichem Versuch aller gewöhnlichen Mittel gegen den überwiegenden Hang zum Bösen, anwenden, sie wird vornemlich einen Ton herrschend zu machen suchen, der jeden bösen Keim von selbst unterdrückt; der

Unterricht aber und das Benehmen der Lehrer soll dazu wirken, die Schüler von dem gesetzlichen Betragen zu wahrhaft sittlicher Gesinnung zu erheben. Um aber die Lehrer mit dem Zustand jedes Schülers vollkommen bekannt zu machen, und die Schuler durch eine gemeinschaftliche fortgehende Aufsicht zu begleiten, ist eine Conduite nothwendig und dazu sollen die *Tagebucher* dienen, in welche am Ende jeder Stunden die Lehrer kurze Urtheile über den Fleiss, die Aufmerksamkeit und das Betragen der ganzen Classe eintragen, das moralisch gute Betragen gar nicht (weil es Pflicht ist), den Fleiss einzelner Schüler, nur wenn er über das Geforderte hinausgeht, rügenswerthe Fehler aber ohne Erlass auszeichnen. Dass das Einschreiben ins Tagebuch zu einem sittlichen Reizmittel diene, wird noch mehr durch die halbjährigen Censuren, Resultate der Anmerkungen jedes Tagebuchs, deren Zweck sich theils auf die Schüler, theils auf die Eltern und Vorgesetzten bezieht, bewirkt. Lob oder Tadel ist da nichts anders, als die einfache Darstellung des Zustands des Schülers, von ihm selbst copirt. Diese Censuren aber vor dem versammleten Publicum vorlesen zu wollen, wäre unpädagogisch. Es darf diess nur in dem geschlossenen Kreise der Lehrer und Schüler, welche eine grosse Familie ausmachen, geschehen. Kein Urtheil darf den Ehrgeitz entflammen oder das Ehrgefühl kränken. Eltern und Lehrer, häusliche und öffentliche Erziehung können dadurch zu Einem Zwecke und einem gemeinschaftlichen Verfahren vereinigt werden. Die Eltern müssen diese Censuren unterschreiben; damit man wisse, sie haben sie gelesen. Wie ein Vater diese Censuren nutzen soll, ohne etwa wegen ungünstiger Censuren Groll und Mistrauen gegen die Lehrer zu fassen, oder sein Kind zu hart zu behandeln, ohne aber auch bey guten Censuren den Sohn zu loben oder zu beschenken, wo Aeusserung der väterlichen Freude der einzige äussere Lohn seyn muss u. s. f. wird trefflich entwickelt, und eben so ernstlich dargethan, dass die Kinder nicht wegen angestellter Vergnügungen oder kleiner Unpäslichkeiten vom pünktlichen Schulbesuch abzuhalten sind. Jede Lehranstalt muss die Schuler stufenweise zur Entwickelung und Ausbildung ihrer Geistreskräfte führen. Die Classen sind diese stufen. Die Versetzungen aus einer niedern in eine höhere müssen nach Maasgabe der Thätigkeit zu grösserer Anstrengung sowohl als der erworbenen Vorkenntnisse geschehen. Wie Eltern zu denken und sich zu benehmen haben, wenn etwa ihr Sohn später versetzt wird, als ein anderer, ist recht fasslich dargestellt. Viel können hier öffentliche Prüfungen mitwirken, aber Vorurtheile und Vorliebe der Eltern für die Kinder erzeugen manche Unannehmlichkeit. „Ein festes Band — so schliesst der Verf. — umschlinge Eltern und Lehrer und knüpfe sich unzertrennlich in dem Herzen des Kindes, worin sich beyde begegnen. Das Kind lerne den Lehrer nicht wie ein feindliches ihm entgegengesetztes Wesen, sondern wie seinen Freund betrachten, dem es sich mit herzlicher Kindesunschuld hingeben müsse, und sehe in ihm einen zweyten Vater. Wohl allen Eltern die so denken und handeln, wohl allen Lehrern die mit solchen Eltern in Verbindung stehen, Heil den Kindern, zu deren Bildung Eltern und Lehrer in solcher Eintracht sich verbinden!"

Denkwürdigkeiten der Luckauer Lyceum's. Zweytes Stück. Ein Verzeichniss noch lebender ehemaliger Zöglinge des Lyceums, die zu Würden und Aemtern gelangt sind. Womit zu den öffentlichen Schulprüfungen den 6. Oct. ff. 1806 u. s. w. einladet M. *Johann Daniel Schulze*, Rector (Lübben gedruckt bey Driemel, 8 S. in 4.)

Ein alphabetisches Verzeichniss von 75 ehemaligen Zöglingen des Lyceums (von denen nun schon einige verstorben sind) mit Bemerkung des Jahrs ihres Abgangs, und ihres jetzigen Aufenthaltsorts und Amts, wenn es dem Hrn. Verf. bemerkt war. Er ersucht alle Freunde der Schule, welcher er so rühmlich vorsteht, um Ergänzungen und Berichtigungen, woran es nicht fehlen kann. So ist der gegen Ende angeführte Hr. Gottlob Wilhelm *Werner* nie Oberleichenschreiber in Leipzig gewesen, sondern schon seit einigen Jahren Viceoberstadtschreiber. Hr. M. S. äussert noch die Hoffnung, dass die ehemaligen Zöglinge des Lyceums nie aufhoren werden, durch Geschenke an Büchern, durch Geldbeyträge zur Unterstutzung und Aufmunterung armer Schüler und auf andere Art ihr fortdauerndes theilnehmendes Andenken zu beweisen.

Als Einladungschrift zu einer ähnlichen Schulfeyerlichkeit am 6. April ff. dieses Jahrs hat der Hr. Rect. seine im Oct. 1804. gehaltene lat. Antrittsrede drucken lassen (½ Bogen in 4.). Es wird darin zwar kurz, aber doch lehrreich angedeutet, dass, und wie Schullehrer ihre Zoglinge zu dem künftigen Aufenthalt auf den Akademieen und der Benutzung des akademischen Unterrichts sowohl als Vermeidung der Gefahren vorbereiten sollen, ohne dass deshalb eine besondere Classe für die bald Abgehenden erforderlich wäre.

Geschichte der Flensburgischen Stadtschule. Zweyte Hälfte. Dritte und letzte Abtheilung. Eine Schrift, wodurch die am 7. April 1807. anzustellende Prüfung der Zöglinge — ankündigt. Dr *Bernhard Ludwig Königsmann*, Rector der Schule. Schleswig, bey Serringhausen 131 — 168 S. in 4.

Die Flensburger Schulordnung von 1747. schien unbrauchbar geworden zu seyn. Die dasige Geistlichkeit trug zu Ende des J. 1772. bey dem Magistrat auf eine Schulconferenz zur Berathschlagung über die Verbesserungsmittel an. Der Rath verlangte den 2. Febr. 1773. vom Prof. *Moller* einen Bericht. Es wurde doch keine Abänderung der Schulordnung bewirkt. Ueber die (bey gewissen Leichen doppelt erlegten) Leichengebühren entstand doch wieder ein neuer Streit der übrigen Lehrer mit dem Rector 1776., der erst nach drey Vierteljahren beygelegt wurde. Im übrigen schritt man mit dem Zeitalter nicht fort; die alten Lehrbücher wurden beybehalten; doch wich man auch hier und da wo nicht vom Buchstaben doch vom Geiste der alten Schulordnung ab; das Lesen der römisch. Classiker ging langsam von Statten; das Griechische wurde mit fünf Stunden wochentlich abgefertigt. Bis 1785 entrichteten die Zoglinge ein sehr geringes Schulgeld, welches

Digitized by Google

1783. erhöht wurde. 1786. aber änderte der Magistrat die bisherige Einrichtung der Schule in mehrern Stücken ab, und 1789. wurde dem Schulunterrichte der drey untern Lehrer eine fast ganz neue Gestalt gegeben, 1790. die von jedem Lehrer wöchentlich zu gebenden Lectionen nach den Tagen und Stunden angeordnet. Unterdessen wurden auch die Lehrer von manchen mit ihrem Amte wenig verträglichen Geschäften (auch den Leichenbegleitungen) entbunden, die Ferien (1791.) abgekürzt. Der achtzigjährige Prof. Moller erhielt 1794. seine Entlassung mit einem Jahrgeld von 200 Thlr. und 50 Thlr. statt der Rectorwohnung, die er zu behalten gewünscht hatte. (Ausserdem bezog er noch als ehemaliger Lehrer auf der Universität Kopenhagen 200 Thlr.) Der Sohn des Professors, ein Prediger, war mit dieser Versorgung seines Vaters unzufrieden und wandte sich an den Kronprinz. Durch einen höchsten Bescheid wurde ihm die Pension von 200 Thlr. und die Beybehaltung der Rectoratswohnung bestätigt. Der Conrector gab dagegen eine Vorstellung ein. Ehe ein Bescheid darauf erfolgte, starb der Professor 1796. Er hatte das Rectorat fast ein halbes Jahrhundert hindurch verwaltet, und sich vornemlich mit Literargeschichte und Genealogie beschäftigt. Ihm folgte in seinem Amte der Verf. dieses Programms, der schon 12 Jahre Conrector gewesen war. Ein vom Hrn. Generalsuperint. *Adler* vermöge kön. Auftrags gefertigter Plan zur Verbesserung der Lehranstalt erhielt die königl. Bestätigung und wurde 1797. eingeführt. Die neue Schulordnung ist in fünf Abschnitte, so wie die Anstalt selbst dadurch in gelehrte und Bürgerschule getheilt. Die vorzüglichsten Paragraphen aus dieser Schulordnung sind hier abgedruckt. Der neue Plan sollte den Lehrern nur zur Anleitung dienen, und es blieb den Lehrern Freyheit in Ansehung der Lehrbücher und sonst. Neue Schulgesetze wurden 1798. eingeführt. Eine zwey Jahre vorher von einem Kieler Seminarist Johann David Fertels, angelegte Privatbildungsanstalt wurde, auf Vorstellung der Schullehrer, durch ein kön. Rescript in so fern beschränkt, dass von jedem Knaben ein gewisses Schulgeld an die ordentlichen Schullehrer erlegt werden muste. Das Schulgebäude wurde 1798 und 99. neu gebaut, und im Oct. 1800 die Schule eingeweiht. Ueber die neue Hansensche Stiftung entstand 1802. doch wieder Streit, der durch einen von den beyden Beauftragten entworfenen Stiftungsbrief 1803 gehoben wurde. Von dieser Zeit an erhielt auch die Schule die Zinsen von 40000 Thlr. Capital (einen Theil der fünf Stiftungen), das nachher noch wuchs und über dessen Verwendung zum Besten der Lehrer die Verfügungen erwähnt sind. Gegen Hrn. Bertels hatte doch wieder Klage erhoben werden müssen, aber auch nach einem neuen Bescheide von 1802. hat er, wie der V. sagt, seine vorige Handlungsweise gegen die Lehrer der Stadtschule nicht geändert. So gibt also die ganze Geschichte dieser gelehrten Schule die unangenehme Erfahrung, dass es ihr vorzüglich nie an Streitigkeiten gefehlt hat. Der Hr. Verf. hält sich dabey stets in dem Tone des ruhigen Erzählers von Thatsachen.

Alte Sprachkunde. *Prolusio secunda de vocibus animalium*, quatuor orationibus d. 14. Sept. 1807. habendis praemissa a M. *Fried. Guil. Sturzio*, Illustris Moldani Rectore. Grimmae, bey Göschen gedruckt, 15 S. in gr. 4.

Vor zwey Jahren machte der Hr. Rector den Anfang mit diesen schätzbaren Beyträgen zur Erweiterung der alten Sprachkenntniss. (s. N. L. L. Z. 1805, St. 153. S. 2444). Zu den Schriftstellern über die Worte, mit welchen die Stimmen der Thiere bezeichnet worden sind, wird jetzt zuvörderst der zu Ende des 12ten Jahrhunderts blühende Ugutio oder Huiguicio aus Pisa, Bischoff von Ferrara nachgetragen. Er schrieb um 1191. einen Liber derivationum oder ein Wörterbuch, das handschriftlich in mehrern Bibliotheken existirt; auch sind Auszüge daraus in dem Vocabularius compendiosus ex Summa Januensis, Huiguicione et Papia excerptus, Ven. 1490. und Car. du Fresne hat in dem Gloss. med. et inf. Lat. insbesondere die hierher gehörigen Worte excerpirt, die Ugutio aus einem gewissen Sindonius und s. Buche de naturis rerum entlehnt haben will. Einige neuere Schriften sind noch in einer Note angeführt, und darunter vorzüglich die äusserst seltne Schrift, die Hr. S. nunmehr aus der Zwickauer Bibliothek mitgetheilt erhielt: Voces quaedam animalium diversorumque rerum inanimatarum proprietates vocales; ex Julio Polluce, Aristophane, Isidoro aliisque scriptoribus tum Graecis tum Latinis hinc inde in gratiam iuventutis comportatae a *Geo. Quitschreibero*, Jen. nunm Cantore, Jen. 1612. 8. Herr S. fährt sodann fort, erst die allgemeinen Ausdrücke für die Stimmen vierfüssiger grösserer und kleinerer Thiere, dann die besondern von einzelnen alphabetisch geordneten Quadrupeden und Reptilien aufzustellen, und durch die untergesetzten Beweisstellen griech. und latein. Grammatiker sowohl als der Autoren selbst und durch Bemerkungen darüber zu erläutern. Dabey sind die eigentlich und uneigentlich von ihnen gebrauchten Ausdrücke wohl unterschieden, auch werden in verschiedenen Stellen der Grammatiker die Lesarten berichtigt. Alles ist übrigens in solcher Kürze vorgetragen, dass weder Auszüge noch Proben hier gegeben werden können. Nachzutragen wird man auch bey fleissigen Studium der Alten und der Grammatiker doch gewiss nur wenig finden. Wir haben Hoffnung bald die Fortsetzung und Vollendung dieser Abhandlung zu erhalten, die wir dann zusammen gedruckt und mit einem Register zu sehen wünschten. Dadurch wird ihre Benutzung sehr befördert werden.

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

VIERTER BAND.

Oktober. November. December.

1807.

Leipzig
in der Expedition der Literatur-Zeitung
und
in der Königlich Sächsischen Zeitungs-Expedition.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

125. Stück, den 2. October 1807.

GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE.

Encyclopädisches Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Philosophie und ihrer Literatur. Nebst Beyträgen zum weitern Gebrauche der Hissmannischen Anleitung zur Kenntniss der auserlesenen Literatur in allen Theilen der Philosophie. Von *Joh. Heinr. Mart. Ernesti.* In zwey Theilen. Lemgo, im Verl. der Meyerischen Buchh. 1807. 8. (Ohne die unpaginirte Vorrede) 656 S. (2 Thlr.)

Der als Philolog und Literator bekannte Verf. dieses Werkes vermisste in Hinsicht auf die Geschichte der Philosophie ein Buch, welches in Einem Bande das Wissenswürdigste und Merkwürdigste von dem umfasste, was die vorzüglichsten Geschichtschreiber der Philosophie in Bändereichen Werken geleistet haben. Er wollte daher den jüngeren Freunden der Philosophie, welche sich jene grösseren Schriften selbst anzuschaffen vielleicht nicht im Stande wären, hier ein Buch in die Hand geben, dessen sie sich als Leitfaden beym weitern Studiren der Geschichte der Philosophie bedienen könnten, und er verband mit demselben, zur Beförderung dieses Studiums, eine so viel als möglich ausführliche Literatur.

Von dieser Seite betrachtet, kann Rec. das vorliegende Werk als zweckmässig und brauchbar sowohl für Vorlesungen als auch zum Privatstudium, empfehlen. Es ist zwar unvollendet; und es scheint auch diesem, die zwey auf dem Titel genannten Theile enthaltenden, Bande keine Fortsetzung folgen zu sollen, wiewohl das beym Anfange des zweyten Theiles, S. 186 sich findende Inhaltsverzeichniss bis auf die neuesten Zeiten reichet. Allein da die Geschichte der Philosophie doch bis zum zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt erzählt ist, so macht das Werk gewissermassen immer ein Ganzes aus. Der erste Th. S. 1—184 enthält in 24 §§. die „Literatur der gelehrten Geschichte der Philosophie," nebst Bemerkungen über den Anfang der Geschichte der Philosophie, u. über die Vorgeschichte der Philosophie, od. die Philosopheme der Morgenländer u. ältesten Griechen. (Der Hr. Vf. schliesst also, nach Tennemann u. A., diese Versuche der früheren Menschheit von der eigentlichen Geschichte der Philosophie aus. Mit Unrecht, nach der Meynung des Rec. Denn bey einer *allgemeinen* Geschichte der Philosophie sollte der Begriff derselben nicht bloss nach der Verstandesansicht, welche wir zu ihr mitbringen, gefasst werden, sondern sich auch auf die frühern, wissenschaftlich formlosen, Ansichten und Ahndungen mehr empfindender als denkender Völker erstrecken.) — Der Inhalt des zweyten Theiles ist, S. 186. folgendermassen angegeben: „I. Alte Geschichte vom Ursprunge der Philosophie, als Wissenschaft, bis zum Verfall der Griechischen und nachgebildeten Römischen. 1) Von dem speculirenden oder naturforschenden Thales bis zum praktischen, ethischen Socrates. 2) Von diesem bis zu den neueren Philosophen-Häuptern Griechenlands. 3) Von der Zeit vollendeter Systeme bis zum Eklekticismus oder alexandrinischen Synkretismus. 4) Vom Eklekticismus bis zum Untergange der Philosophie. — II. Mittlere vom Arabismus (?) und Scholasticismus bis zur Bildung neuer Originalsysteme. III. Neuere vom Entstehen neuer Systeme bis zur kritischen Philosophie. — IV. Neueste von der Kantischen Schule bis zur Natur- und Idealphilosophie oder bis zum neuesten Idealismus, Idealmaterialismus." Hiervon aber umfasst das Buch nur die drey ersten Abschnitte der ersten Abtheilung. Die einzelnen §§. sind ziemlich verhältnissmässig geordnet, wiewohl sie gegen das Ende des Buches weit mehr ins Einzelne gehen, als im Anfange. Bis auf die Geschichte der Sophisten hin fehlt in ihnen sogar oft die concentrirte Angabe des Inhaltes der angeführten Systeme, und man liest ganze §§, z. B. von den Ioniern, den orientalischen Völkern, von Pythagoras, von den Eleaten, ohne zu erfahren, was eigentlich die Lehre derselben war. Bey der Geschichte der spätern griechischen Philosophie hat der Hr. Verf. oft nur Auszüge aus Tennemann, Buhle, Stäudlin u. A., stellenweise oft wörtlich gegeben. Dessen ungeachtet wird man hin und wieder höhere Kritik vermissen, oder an der Richtigkeit einzelner Behauptungen zweifeln. So ist es theils unbestimmt ausgedrückt, theils falsch, S. 344 dass Plato „das Ganze des göttlichen Verstandes, νους, λογος, genannt habe, und dass beyde Ausdrücke bey ihm dasselbe bedeuten." In der Geschichte des

Stoicismus und Skepticismus ist der Verf. am ausführlichsten, doch wünschte Rec. bey letzterm sein stufenweise sich ausbildendes Verhältniss zur dogmatischen Philosophie bestimmter erörtert gefunden zu haben.

Die auf dem Titel erwähnten Beyträge zum weitern Gebrauche der Hissmannischen Anleitung etc. bestehen blos in der, die meisten §§. begleitenden, ausführlichen Literatur. Hierzu benutzte der Verf. seine eigne zahlreiche Bibliothek, und er äussert selbst in der Vorrede, „es möge vielleicht nicht leicht eine solche Reichhaltigkeit der Literatur gefunden werden, als man hier zum Gebrauche (?) finde.“ In der That wird man, da Vollständigkeit nicht der Zweck war, eher über zu viel, als über zu wenig klagen können. Neben manchen unbedeutenden Schriften aber vermisst man andre wichtigere doch ungern. Wir erwähnen, um nicht die Bemerkungen des Rec. in der A. L. Z. zu wiederholen, nur folgende: Seite 74 vermisst man *Gedike* historia philosophiae antiquae, eben so *Du Hamel* philosophia vetus et nova, Norimb. 1682. Seite 107 hätte noch das „Weltgericht der Philosophen, von Thales bis Fichte, von Karl Josef (*Rückert,*) Leipzig 1801,“ angeführt zu werden verdient. S. 117 f. fehlt: Philosophorum de quiete Dei placita, auct. *Carpzov*, Lips. 1740, 4. ferner bey der Platonischen Philosophie *Hörstels* doctrina Platonis de Deo, und bey der Geschichte des Skepticismus *Weiss* de Scepticismi natura et causis, Lips. 1801, 4.

Wenn der Hr. Verf. sein, hier in der That nur angefangenes Werk zu vollenden geneigt ist, so wünschten wir um der Leser willen, welchen es zunächst bestimmt ist, dass die Fortsetzung nur aus Einem Bande bestände. Diess wird auch leicht bewerkstelliget werden können, wenn nur der Verf. die oft zu ausführliche Literatur zweckmässig beschränken, sich der oft Seitenlangen Raisonnements über die angezeigten Schriften, (welche ohnehin nicht immer ganz richtig sind,) enthalten, und insbesondere sich hüten will, eine Schrift mehr als einmal anzuführen. Letzteres gilt namentlich von den Tiedemannischen, Meinersischen, Buhlischen, Stäudlinischen und Tennemannischen Werken. Wir wünschen, dass der Hr. Verf. in seinen bürgerlichen Verhältnissen diejenige Aufmunterung finden möge, welche zur Völlendung dieses immer brauchbar bleibenden Buches erforderlich ist.

THEORETISCHE PHILOSOPHIE.

Grundriss der Logik. Zum Gebrauche bey Vorlesungen, von D. *Joh. Gebh. Ehrenr. Maass*, ordentl. Prof. der Philos. zu Halle. Dritte verbesserte Aufl. Halle und Leipzig, in der Ruffischen Verlagshandlung. 1806. 8. XII. u. 372 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Der schnelle Absatz dieses Lehrbuchs neben so vielen andern, (denn die erste Ausgabe erschien im Jahr 1793, die zweyte im Jahr 1802,) beweist hinlänglich seine Angemessenheit zu seiner Bestimmung. Die Verbesserungen der vorliegenden Ausgabe bestehen darin, dass einige zu lange §§. der vorigen Ausgabe getrennt, einige Beweise bündiger und kürzer abgefasst, (z. B. §. 32 und 248, vergl. §. 27 und 240 der zweyten Ausgabe) und dass die ersten Sätze der Einleitung zweckmässiger angeordnet worden sind. Durch einen bessern Druck ist das Buch um einige Seiten kürzer ausgefallen, ungeachtet sich die Zahl der §§. um zehn vermehrt hat. Einige stehen gebliebene Druckfehler sind leicht zu verbessern, z. B. Seite 204 Zeile 2 von unten statt subalternirden lies subalternir*enden*; Seite 266 Z. 11 statt *un*mittelbaren l. mittelbaren.

Da dieses Lehrbuch mit Recht für eines der gründlichsten und vollständigsten, welche wir besitzen, gehalten wird, insbesondere mit Hinsicht auf den Abschnitt von den Urtheilen; so werden einige Bemerkungen, welche Rec. hier beyzufügen Gelegenheit nimmt, dem Verf. nur die Aufmerksamkeit beweisen können, mit welcher er diese Schrift durchgelesen hat. Fürs erste und was das Ganze anlangt, so scheinen dem Rec. Logiken dieser Art an Formen und an Bemerkungen über mögliche Formen des Denkens zu reich, an Materie aber, d. h. an Beziehung jener Formen auf das wirkliche Verfahren beym wissenschaftlichen Denken zu arm zu seyn. Rec. glaubt, dass diesem Mangel schon in der Elementarlehre der Logik dadurch abgeholfen werden könnte, dass man, ohne etwa auf die sonst gewöhnliche Weise Psychologie mit der Logik zu verbinden, die psychologische Handlung des Denkens in ihren verschiedenen Wendungen und Gestalten beständiger vor Augen behielte, und demnach auch die Beweise der einzelnen Lehrsätze oft mehr mit Rücksicht auf diese psychologische Natur der Denkhandlung, oft weniger nach der blossen Weise der Mathematik, ordnete. Diess aber müsste schon bey Aufstellung der ersten Grundsätze geschehen; und dann würde man zunächst finden, dass es allerdings nicht bloss einen ursprünglichen Grundsatz der Logik gebe, sondern wenigstens zwey, nämlich den der Identität und den des Grundes. Mit jenem aber ist der des Widerspruches im Wesentlichen offenbar einerley, und einer kann aus dem andern scheinbar abgeleitet, (eigentlich nur auf den andern zu näherer Erläuterung bezogen,) werden. Der Hr. Vf. vergleiche nur §. 25 u. 22. Das Grundfactum der Logik, dessen Form in ihr als oberster Grundsatz gilt, ist das des reinen Denkens in seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von allem Objecte, oder die Identität des Denkens in sich; und so kann man bey §. 22 den Satz des Widerspruchs aus dieser eben so richtig *directe*, wie bey §. 25 den Satz der Identität aus der Unmöglichkeit auf andre Weise zu denken, *indirecte* erläutern. Von dem Principe des Grundes aber, welches Hr. M. gar nicht als ein besonderes Princip anzuerkennen scheint, würde sich, wenn es nur erst gehörig aufgestellt worden wäre, in der Lehre von den Folgerungen und Schlüssen der fruchtbarste Gebrauch machen lassen. Es würde z. B. die Lehre von den Figuren der Schlüsse, von der Conversio und Contrapositio u. a. in ihrer *logischen* Nothwendigkeit darstellen helfen, anstatt dass diese alle hier noch

Digitized by Google

theils als zufällige Veränderungen, theils nur in einer, stillschweigend von der Mathematik entlehnten, auf der Combinationstheorie beruhenden Nothwendigkeit erscheinen. Auch einzelne Sätze würden dann richtiger bestimmt werden können. So behauptet Hr. M. §. 248, vgl. §. 278, (§. 240 u. 271 der 2ten Ausgabe,) dass „aus einem falschen Urtheile ein wahres folgen" könne: wovon, wenn man die Folgerung als eine analytische Projection aus dem Grunde, (man verstatte hier den ungewöhnlichen Ausdruck,) betrachtet, die Unmöglichkeit einleuchtet. Auch nach dem vom Verf. für jenen Satz geführten Beweise folgt das wahre Urtheil, nβ, nicht aus dem falschen, α, sondern aus der angenommenen Falschheit seines contradictorisch entgegengesetzten, β; diess aber nennt Niemand eine eigentliche Folge. — Bey der Behauptung §. 32 und 39, dass es „keine objectiv dunkeln Begriffe, keine objectiv unbegreiflichen Gegenstände" gebe, scheint die Veranlassung des Misverständnisses in der Verbindung der Gedanken: *objectiv* und *Begriff*, zu liegen. Wenn es denkbar ist, dass es ein Reales gebe, welches schlechthin in keiner Verwandtschaft oder Beziehbarkeit mit menschlichem Verstande stehe, so sind objectiv dunkle Begriffe und objectiv unbegreifliche Gegenstände, in logischer Bedeutung dieser Worte, gar wohl denkbar.

ANTHROPOLOGIE.

Kurzer Abriss der Erfahrungsseelenlehre zum Gebrauch für den Unterricht von *J. S. C. Kiesewetter*, D. und Prof. der Philosophie. Berlin, b. C. Quien, 1806. 8. 237 S. (1 Thlr.)

Ein vollkommen befriedigendes Lehrbuch muss das Ganze der Wissenschaft umfassen, alle, bis auf den gegenwärtigen Augenblick errungene Resultate andeuten, jeden Gegenstand deutlich und bestimmt vortragen, und wenn es für den künftigen Gelehrten bestimmt ist, auf die Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaft zurückweisen. Den meisten dieser Forderungen leistet das vorliegende Lehrbuch Genüge; denn man kann es nicht verkennen, dass Hr. K. von dem gegenwärtigen Zustande seiner Wissenschaft aus den Schriften der besten Psychologen genugsam unterrichtet ist, und die für den Unterricht unentbehrliche Fähigkeit, deutlich und bestimmt zu schreiben, in einem vorzüglichen Grade besitzt. Allein das zuerst genannte Erforderniss, das Umfassen des Ganzen der Wissenschaft, ist von dem Hrn. Verf. nicht völlig und das zuletztgenannte, das Zurückweisen auf die Hülfsmittel der Wissenschaft, gar nicht erfüllt worden. Denn, zu geschweigen, dass er die Pathologie der Seele in unverhältnissmässiger Kürze zu der Physiologie derselben abgehandelt hat, so ist der Seelendiätetik, eines freylich noch nicht genug angebaueten Theiles der Psychologie, gar keine Erwähnung geschehen und Erläuterungen über die Literatur und Geschichte der Wissenschaft, sowohl über das Ganze als über einzelne Theile derselben, sucht man in diesem Lehrbuche vergebens. Daher kann Rec. diese Schrift keinem akademischen Docenten, wohl aber dem Lehrer an einem solchen Institute zum Leitfaden empfehlen, welches für die Bildung künftiger Geschäftsmänner oder Militairs bestimmt ist. Der letztere wird dieses Buch wegen seiner vorzüglichen Deutlichkeit und Präcision im Vortrage und wegen der leichten Anordnung der Materien sehr brauchbar finden, der erstere aber theils die literärischen Nachweisungen, theils auch wohl hier und da tiefer eingehende Untersuchungen ungern vermissen. — Obgleich Rec. durch die meisten Erklärungen und Argumentationen des Verfs. befriediget worden ist, so gibt es doch auch Stellen, in welche sich Unrichtigkeiten eingeschlichen haben. Hierher gehört z. B. das Raisonnement S. 69, in welchem der Hr. Verf. die an sich sehr wahrscheinliche Vermuthung, dass man im Schlafe stets träume, zu bestätigen sucht. „Durch den Umstand, sagt er, dass im Schlafe die äussere Sinnenwelt nicht mehr auf uns einwirkt, geht ein grosser Reitz für die Lebenskräfte verloren, der nun durch die Thätigkeit der übrigen Seelenkräfte, vorzüglich der Einbildungskraft, ersetzt werden muss. Daher kommt es auch, dass der grösste Theil unsrer Träume Beschwerlichkeiten und gefahrvolle Umstände enthält, weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte mehr anreitzen und so die Thätigkeit der innern Lebensorgane befördern. Hierher gehört das sogenannte Alpdrücken." Diese Stelle ist voll von Irrthümern. Zugegeben zuerst alles, was Hr. K. als Thatsache annimmt, so ist es wirklich ein sehr sonderbarer Gedanke, dass die Natur den Menschen, um seine Lebenskräfte in steter Thätigkeit zu erhalten, so organisirt habe, dass ihn fortwährend schreckende und ängstende Träume quälen. Wie armselig muss man sich nicht die Natur denken, wenn sie solcher Mittel bedarf, um den Zweck der Lebenserhaltung zu erreichen! Sodann ist es eine unerwiesene Voraussetzung, dass die Furcht und der Schmerz die Lebenskräfte stärker aufreitze, als die Hoffnung und die Freude. Und dass der grösste Theil unsrer Träume Beschwerlichkeiten und gefahrvolle Umstände enthält, ist zwar eine richtige Beobachtung, allein diese Erscheinung hat nicht in einer auf Lebenserhaltung abzweckenden Einrichtung der Natur, sondern darin ihren Grund, dass, wenn wir lebhaft träumen, wir uns in einem krankhaften, mithin in einem solchen Zustande befinden, wo wir mehr zu finstern und ängstigenden, als zu heitern und erfreuenden Vorstellungen disponirt sind. Am sonderbarsten aber ist die Behauptung, dass das Alpdrücken in einer die Lebenserhaltung bezweckenden Einrichtung der Natur seinen Grund habe. Erinnerte sich denn Hr. K. nicht, dass das Alpdrücken eine Krankheit ist und aus einer Brustbeklemmung entspringt, welche die täuschende Vorstellung von einer Last oder von einem Ungeheuer, das sich auf das Herz gelagert habe, hervorbringt? — Doch muss Rec. dem Hrn. Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass seine Schrift wenig solche, nicht mit genugsamer Ueberlegung geschriebene Stellen enthält, und

dass die wenigen Unrichtigkeiten, welche man hier und da bemerken möchte, die Brauchbarkeit derselben nicht aufheben.

HOMILETIK.

Neue Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Festtage des Jahres in Sturmischer Manier, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der vorzüglichsten teutschen Kanzelredner. Ersten Jahrgangs erste und zweyte Hälfte. Görlitz, b. C. S. Anton. 1806. 8. 402 S. (1 Thlr.)

Die nicht ganz unverdiente gute Aufnahme, welche die Predigtentwürfe in Sturmischer Manier, von denen vier Jahrgänge über die Evangelia, eben so viele über die Episteln und zwey Theile Entwürfe zu Casualpredigten erschienen sind, wenn auch nicht immer bey den Recensenten, doch bey einem Theile des Publicums gefunden haben, ward für den Verf. die Veranlassung, eine neue Sammlung von Predigtentwürfen zu veranstalten und ihr eben die Einrichtung zu geben, welche er den frühern Sammlungen gegeben hatte. Der Beysatz auf dem Titel: in Sturmischer Manier, hat keine Bedeutung und soll bloss, wie der Verf. sagt, den Besitzern der ersten Sammlung zur Erinnerung an die Art und Weise dienen, wie jene Sammlung bearbeitet wurde, oder in einer aufrichtigern Sprache, er soll bloss die Besitzer der ersten Sammlung locken, sich auch die zweyte zu kaufen. Und wer die erste Sammlung brauchbar gefunden hat, dem können wir auch die zweyte empfehlen, denn beyde haben eine gleiche Einrichtung und einen gleichen Werth. Ueber jedes Evangelium wird ein ausführlicher, gewöhnlich acht Seiten langer Entwurf mitgetheilt, und diese Entwürfe sind aus den Predigtsammlungen von Reinhard, welcher am häufigsten benutzt worden ist, von Ribbek, Marezoll, Schneider, Ammon, Krause, Frisch, Pölitz, Hacker, Meyer, Staus, Ritter, Steinert und Weland, entlehnt. Wenn die hier gewählte Methode den Vortheil gewährt, dass der mitgetheilte Entwurf kein Skelett wird, sondern ein lebensvoller Körper bleibt, und den Leser nicht bloss mit dem Thema und der Eintheilung, sondern auch mit der Darstellung des Verfs. bekannt macht: so entbehrt man bey derselben auf der andern Seite den Vortheil, welchen die Vergleichung der Ideen mehrerer Kanzelredner über einen und denselben Gegenstand gewährt, und es kann daher zweifelhaft seyn, ob nicht die Methode, mehrere und kürzere Entwürfe über einen Text zusammenzustellen, der hier befolgten vorzuziehen sey. Doch diese Inconvenienz ist mit der von dem Verf. gewählten und in anderer Rücksicht empfehlenswerthen Methode nothwendig verbunden und kann ihm daher nicht beygemessen werden. Allein mit Recht kann man es tadeln, dass der Verf. nicht immer das Vorzügliche gewählt und einige Kanzelredner benutzt hat, welche sich überrascht fühlen müssen, wenn sie sich unter die Zahl der Musterredner versetzt sehen. Soll eine solche Chrestomathie wahren Werth haben, so muss sie entweder das Minderbekannte, oder das ganz Vorzügliche enthalten. Bey der vorliegenden Sammlung ist weder das Eine noch das Andere der Fall, indem sie Auszüge aus lauter bekannten Kanzelrednern liefert und manches ziemlich mittelmässige Product aufgenommen hat, so dass sie den Forderungen, welche Rec. an Schriften dieser Art macht, keineswegs vollkommen entspricht. Indess gehört diese Sammlung, aller bisher gerugten Mängel unerachtet, immer noch zu den bessern und Rec. kann sie dem, der nicht Gelegenheit hat, die Schriften der besten Kanzelredner selbst in die Hände zu bekommen, empfehlen, obgleich eine solche Chrestomathie den Mangel dieser Schriften nie ersetzen kann.

JUGENDUNTERRICHT.

Oeffentliche katechetische Prüfungen, nebst Schlussreden an Aeltern und Kinder, von *Joh. Chr. Sigism. Sintenis*. Drey Bändchen. Halle, bey Gebauer. 1806. 8. (16 gr.)

Nachdem lang und vielfältig genug, so viele katechetische Hülfsbücher, durch die mühsamsten Versuche, dem Lehrling durch Hin und Herfragen beyzukommen, und die begehrte Antwort herauszupressen, gleichsam ein Analogon der streitenden Kirche aufgestellt haben, so erscheint endlich die triumphirende in diesen Prüfungen, in ihrer Glorie, und es wird niemand die Salomonische Weisheit zu bewundern umhin können, mit welcher die examinirten Zöglinge, jetzt durch eine lakonische Kürze, zum fernern Fragen auffordern; jetzt, in langen wohlgerundeten Perioden, oft in einer kühnen sententiösen Manier ihre Belehrungen ertheilen. — In manchen alten Katechismen fand sich auch wohl etwas ähnliches; in der That waren aber doch die Fragen nichts als die Rubriken zu den als Antwort darauf abgefassten Paragraphen; eine Form, die man nur mit einiger Veränderung, in mehrern neuern Lehrbuchern wieder findet. Aber hier wird ein wahrhaftes und köstliches Drama aufgeführt. Unter freudig schlauer Erwartung fragt der Lehrer, äussert Zweifel, Bedenklichkeiten, und den siegreichen Antworten folgt dankbare Bewunderung. Lasset uns hören. S. 59. „Frage: Du siehst mir so vergnügt aus. Hast du etwa die Freuden des Wohlthuns schon geschmeckt? Antw. Vor Kurzem erst, als ich einem armen Kinde, das wie der Hunger aussah, mein Morgenbrod und einen Theil meines Taschengeldes gab. Fr. Das war schön von Dir. — Und wie war dir dabey nachher? — Antw. Ach den Anblick des durch mich fröhlich gemachten Kindes und seinen Handdruck, werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Ich bin seitdem schon dreymal wieder auf der Stätte gewesen, wo ich blitzschnell mein Brod aus der Tasche zog, und es ihm entgegen reichte,

und jedesmal war mir so wohl, ach! so wohl ums Herz, dass ichs nicht beschreiben kann. Fr. Zufolge deiner jetzigen Aeusserungen kann ich mir dein gehabtes Gefühl lebhaft denken, aber sprach das Kind nichts dabey? — Antw. O Segnungen über Segnungen! bald wünschte es mir *Rolands Grösse*, bald Glück, bald langes Leben, und als ich weggehen wollte, gab es mir die Verheissung, dass es für mich zu Gott beten wollte, da ich seinen Hunger gestillt. Fr (?) Du gutes Kind! du bleibst gewiss vor dem Geitze bewahrt, da du die Freuden der Wohlthätigkeit so mächtig an deinem Herzen gefühlt. — Noch höher hebt sich die Verstandesbildung in dem Folgenden. „Fr. Wollte nur Gott, dass jeder Wohlthätigkeit üben könnte. Da gibt es aber der Hulfsbedurftigen so viele, und der Reichen so wenige! Antw. O der Aermste kann Wohlthäter seiner Mitmenschen werden! Kann er grade nicht durch Reichthum, der freylich unter Tausenden kaum Einem wird, so kann er es doch durch seine Einsichten und Fähigkeiten, *als* durch seine Arbeiten; durch Rath und Trost; durch guten Ruf, den er als ehrlicher Mann hat, *als* durch Empfehlung und Fürsprache; oder durch seine Gesundheit, *als* durch Leistung eines nöthigen Ganges, einer Nachtwache, Darreichung eines Trunk Wassers, oder durch sein Beyspiel, *als* durch Fleiss, Ordnungsliebe, Standhaftigkeit u. s. w. werden! Herrlicher Freudenquell! O trinkt, trinkt alle aus ihm, da er für keinen versiegt. Nur versundigt euch auf der einen Seite nicht, wann ihr auf der andern Gutes thut.“ (Der Leser glaube nicht, Rec. habe in der letzten Apostrophe das „*Fr.*“ vergessen — Sie gehört wirklich dem Kinde.)

Es ist zu bedauern, dass Hr. S. nur die ganz fertigen Resultate, nicht aber die Mittel, wie man zu ähnlichen gelange, dem Leser sehen lässt. Denn, dass die Kinder ihre Weisheit nicht durch Inspiration, sondern nur durch Unterricht haben, davon geben sie unwidersprechliche Beweise, und sie betrüben den Herrn Inspector nie durch irgend eine Antwort, die er selbst nur fehlgeschlagen erkennen könnte. Daher kommt es auf seine eigene Rechnung, wenn *sie* irren. z. B. S. 35. Fr. „Wer trägt diese? (Die Sterne.) Antw. Die Luft. S. 36. Fr. Ist die Sonne weit von der Erde entfernt? Antw. Wer 8 Meilen in einem Tage reisen könnte, würde 500 Jahre brauchen, ehe er sie erreichte. S. 37. Fr. Wie ist die Erde geformt. A. Wie eine Kugel, die an beyden Enden (??) spitz zuläuft. Fr. In wie viel Theile pflegt man sie einzutheilen. Antw. In fünf. Sie heissen Europa — — Amerika und *Neuseeland*. S. 33 behauptet das Kind, ausser dieser Welt, gabe es noch viele, die uns *unsichtbar* sind. Fr. Das wäre! wo wären denn die? Antw. Ueber uns. Fr. Wo willst du Erdenkind deren Daseyn beweisen? Antw. Die Naturforscher, Astronomen oder Sternseher behaupten es.“ — — Es ergibt sich am Ende, dass die Sterne, diese unsichtbare Welten sind; und dass, nach Christi Ausspruch dort unsre Wohnungen einmal seyn werden. — Wir verschonen unsere Leser gern mit mehrern Angaben, als diesen, alle aus dem *ersten* Bändchen entnommenen. — Viel guter Wille ist wohl bey Hrn. S. da und dort sichtbar, aber als Schriftsteller aufzutreten, hätte er nicht unternehmen müssen.

Alexander Selkirchs sonderbare Schicksale, zu Wasser und zu Lande. Zur Erleichterung des geographischen Unterrichts für die Jugend der mittlern Stände, und zum Selbstunterricht. Verfasst von *Joh. Christ. Aug. Bauer*. Erster Theil, welcher die allgemeine Einleitung u. Asien enthält. Berlin, b. Frölich. 1806. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Um die Einbildungskraft in Anspruch zu nehmen, damit sie durch lebhafte Vergegenwärtigung das Auffassen des Einzelnen, durch eine romanhafte Verkettung beytrage, hat der Verf. die Form einer Reise gewählt, deren Held zuweilen an seinen Schicksalen den Charakter der Bewohner eines Landes, oder dessen natürliche Beschaffenheit veranschaulicht, zuweilen erzählt, wovon er Augenzeuge war, grösstentheils aber sich doch begnugt, Mittheiler eingezogener Erkundigungen zu seyn. Das Letztere ist eine Nachhulfe, deren häufig eintretendes Bedürfniss, freylich Ursache ist, dass dieses Werk hinter dem Ideale merklich zurückstehen muss, welches man sich von einer Geographie, in der Form eines Reiseromans bilden könnte; aber freylich sollte der Umfang des Werks nicht sehr vergrössert werden, so mussten Verf. und Leser auf die künstlichern Verschlingungen des Fadens Verzicht leisten, in welche, was jetzt nur angehängt ist, hätte eingewebt werden sollen. Wie viel oder nicht viel nun auch diese Geographie durch diese Einkleidung vor einer gewöhnlichen voraus haben durfte — wiewohl Rec. seinerseits dafür hält, das in dieser Hinsicht Geleistete, werde, auch so wie es ist, vielen willkommen seyn — so sind daneben die wesentlichen Forderungen nicht vernachlässigt; historische Treue, eine mit Sinn und Bedacht gemachte Auswahl, und ein gefälliger Vortrag. Hierzu kommt noch die Wohlfeilheit des Preises (10 ziemlich eng gedruckte Bogen 1 Thaler auf Pränum.) nicht nur im Verhältniss zu der Bogenzahl, sondern auch zu der innern Quantität, da durch die Einkleidung, dem wissenschaftlichen Inhalt, der Raum nur wenig beschränkt worden ist.

In der kurzen und zweckmässigen Einleitung bemerkte Rec. einen Fehler bey der Angabe der Grösse der Weltkörper. Die Sonne sey 113 mal, Jupiter fast 11 mal so gross, als die Erde. — Diess gilt aber nicht vom ganzen Volumen, sondern nur von den Verhältnissen der Durchmesser. Auch die Umlaufszeit der Erde, 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten ist unrichtig; sie ist *unter* 6 Stunden, sonst könnten nicht beym Wechsel des Jahrhunderts Schalttage ausfallen. Rec. wünscht dem Werke ungehemmten Fortgang.

TOPOGRAPHIE.

Beschreibung der königl. sächs. Residenzstadt Dresden und der umliegenden Gegend zur Fremde bearbeitet. Neue verbess. und verm. Auflage. Erster Theil,

mit einem neuen Grundrisse der Stadt. 355 S. ohne Vorber. u. Inhaltsanz. Zweyter Theil. 296 S. Dresden, 1807. 8. Waltherſche Hofbuchhandlung. (2 Thlr. 8 gr.) (Mit den eilf dazu gehörenden Prospecten 2 Thlr. 20 gr.)

Da *Dassdorfs* ausführliche Beschreibung von Dresden und *Lehninger's* Description de Dresde schon seit einigen Jahren nicht mehr im Buchhandel zu haben waren, so wünschte der Verleger ein neues, welches ihre Stelle vertreten, und, mit den nöthigen Zusätzen und Berichtigungen ausgestattet, als zweyte Auflage betrachtet werden könne. Der ungenannte Verfasser unterzog sich dieser Arbeit nach folgenden Grundsätzen, die bey Beurtheilung des Werks zu berücksichtigen sind. Er wollte die schon über diesen Gegenstand vorhandenen Schriften sorgfältig benutzen und das in ihnen Befindliche nach einem andern Plan aufstellen, und nur das Nothwendigste, was in keinem der vorhergehenden Werke enthalten ist, hinzusetzen. Die Benutzung fremder Werke (die freylich öfters eine *wörtliche* ist) entschuldigt er dadurch, dass die meisten derselben von der Waltherschen Buchh. verlegt sind (werden dadurch aber auch die *Verfasser* zufrieden gestellt?) oder zum Theil auf ähnliche Art entstanden sind, und dass, was wohl das Wichtigste ist, sein Werk in Plan und Ausführung manches Eigne und Neue habe. Das Werk sollte vorzüglich Fremden über alles hinlängliche Auskunft, und, nach ihrer Abreise, eine deutliche Erinnerung gewähren, und durfte daher nicht zu ausführlich seyn; es sollte nur rein historische Darstellungen und Thatsachen enthalten und dem eignen Urtheil und der Empfindung des Beschauers und Beobachters nicht vorgreifen. Endlich sollte es sich durch verhältnissmässige Vollständigkeit und zweckmässige Anordnung der Gegenstände dem Ideal einer guten Topographie, so viel möglich, nähern, wenn auch nicht dasselbe erreichen. Die Anordnung der Materialien ist so gemacht. Nach einer kurzen Beschreibung der Lage der Stadt (31° 21′ 45″ der Länge von Ferro, 11° 21′ 45″ östlich von Paris, 51° 2′ 54″ N. Br.; 1′ 17″ in der Zeit und 19′ 45″ in der Länge östlicher als das königl. Observatorium in Berlin, 10′ 45″ in der Zeit, 2° 41′ in der Länge westlicher als die kaiserl. Sternwarte in Wien, nach Köhlers Berechnungen auf dem mathem. Salon, 380 Pariser Fuss hoch über der Meeresfläche) und Angabe des Rangs und der Eintheilung der Stadt (die 61 Strassen und 5 Hauptplätze hat) folgt S. 3—183 die Beschreibung der Strassen und vornehmsten Gebäude Dresdens. Die Altstadt Dresden hatte 1804 768 Häuser, 38 Strassen und Gassen, die in den nicht mondhellen Nächten durch 860 Laternen erleuchtet werden. Sie hat 34 öffentliche Brunnen und 27 Röhrwasser. Die Ausdünstung des Stadtgrabens, sagt der Verf., macht die Residenz ziemlich ungesund, in welcher Rücksicht Neustadt und Friedrichstadt vorzuziehen sind. Bey der Beschreibung folgt der Verf. einer Ordnung, welche die Uebersicht erleichtert, von dem Theil welcher rechts der Elbbrücke, Schloss- und Seegasse liegt, aus; fügt aber am Ende eine Uebersicht nach der gewöhnlichen Eintheilung in 4 Quartiere bey, und beschreibt zugleich die wichtigen öffentlichen Gebäude an gehörigen Orten, mit Beyfügung der historischen Notizen von jedem, z. B. gleich anfangs von dem königl. Schlosse. An diesem Schlosse ist seit 1717 im Aeussern keine wesentliche Veränderung vorgenommen worden, aber an innerer Pracht und Schönheit hat es gewonnen. Der 1775 darauf gesetzte, und 1778 erhöhete Wetterableiter kostet 3771 Rthlr. Auch von der Frauenkirche (die schon 1080 gestanden haben soll) werden S. 69 ff. umständlichere Nachrichten gegeben (1727—45 wurde sie neu gebauet) und von der Kreuzkirche (die schon im 13. Jahrhundert erweitert wurde) S. 68 (sie ist bekanntlich 1764—92 neu erbauet worden). *Friedrichstadt*, sonst *Ostra* genannt, auf einer Halbinsel, von August II. umgeschaffen und mit dem neuen Namen belegt, vereinigt die Vorzüge des Stadtlebens mit den Vergnügungen des Landlebens, und wird durch 140 Laternen erleuchtet. Nach Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten folgen Nachrichten von der Elbbrücke. *Neustadt* ist, wie die Altstadt in vier Viertel getheilt. Der neue Anbau auf dem Sande ist seit 1738 die einzige Vorstadt von Neustadt. Den ganzen Flächenraum aller drey Städte berechnet der Verf. zu 10.980500 □ellen. Die Häuserzahl aber der Städte und Vorstädte hatte sich im April 1804 von 2507 bis 2593 vermehrt, dazu kommen noch 36 Interimswohnungen und 15 Brandstellen, das Total also: 2644 Häuser, wovon die Residenz mit ihren Vorstädten allein 989 enthält. In allen Städten werden Nachts 1212 Laternen angezündet; 68 Gewitterableiter sind errichtet. 1801 hatte Dresden 48742 Einwohner vom Civilstande, 1803 zählte man in der Stadt, in Neustadt, den Vorstädten und Friedrichstadt 49094 Personen, ohne die vom Militärstande und die Fremden. Dresden hat keinen eignen Hauptnahrungszweig. Die in der zweyten Abth. S. 189—275 gegebenen Nachrichten aus der sächsischen Geschichte und der Dresdner Chronik, welche den jetzigen Zustand Dresdens erklären, sind, wie der Verf. selbst erinnert, grösstentheils aus Hasche's Werke excerpirt. Billig hätte aber auch die Chronik bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt, und von diesen (seit 1788) nicht blos im Allgemeinen etwas gesagt werden sollen. Die *dritte Abtheilung* von der Staats- und Kirchenform, den öffentlichen Behörden, sowohl den hohen Landescollegien, als einzelnen Gerichtshöfen, so wie auch vom Hof- und Militär-Etat ist grösstentheils nur Auszug aus dem Churs. Hof- und Civil-Staatshandbuch für 1805. Es sind übrigens in diese Abth. auch die wohlthätigen öffentlichen und Privatanstalten mit aufgenommen. Darauf folgt die vierte Abtheilung von der Volksmenge und der Consumtion zu Dresden, nebst einigen andern Nachrichten. Entweder sollte das, was oben davon beygebracht ist, dort wegbleiben, oder diese Abtheilung mit dem Obigen verbunden werden. Hier werden Uebersichten der Bevölkerung aus verschiedenen Jahren gegeben. Es sind noch Nachrichten von den Gewerben, dem Gottesdienst, den Bür-

Digitized by Google

gerschulen, den Kirchenmusiken, auch nicht an gehörigen Orten beygefügt, und wir wären fast versucht, diess wenigstens zum Theil nur für einen neuen Nachtrag bey dieser Ausgabe anzusehen, wenn nicht der Verleger in einem besondern Vorbericht von dem im Jahr 1806 bis zum December fast ganz vollendeten Drucke des Werks sprache.

Der zweyte Theil stellt in der ersten Abtheilung die Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Dresden auf. Unter jenen befinden sich: 1. Die Lehranstalten: Kreuzschule, Armenschule (die Neustädter Schule ist, als Bürgerschule, hier weggeblieben, als wenn sie nicht auch unter diese Rubrik der öffentlichen Lehranstalten für Wissenschaft und Kunst gehörte) — sieben Bildungsanstalten für besondere Stände, das Collegium medico-chirurgicum, die Rossarzneyschule, das Pageninstitut, Ritterakademie, Ingenieurakademie, Artillerieschule, Militärschule — drey Privatschulen und des Hrn. Oberjagdcomm. Michaelis Forstschule — die Leipz. ökonom. Gesellschaft (von allen diesen Anstalten sind die Nachrichten zu kurz): 2. Sammlungen für die Wissenschaften: die königl. Bibliothek (deren Entstehung und allmälige Vermehrung angegeben wird; der Verf. gibt ihr beynahe 200000 Bände, 2000 Handschriften, 100000 kleine Schriften und Dissertationen (andere geben höhere Zahlen,) des Königs Handbibliothek, die Bibliothek des Sanitätscollegii, des chirurg. Instituts und der Kreuzschule, das königl. Naturaliencabinet, der mathemat. Salon. Zu den Anstalten für die Kunst rechnet der Vf. die Sammlung von Mengs Abgussen, Gemäldegallerie, Kunstkammer, Kupferstichcabinet, Akademie der Künste, (von der schon in der dritten Abth. einiges gesagt war,) Antikengallerie, und gibt von den vornehmsten Kunstwerken ein räsonnirendes Verzeichniss. Abgesondert davon hat er einige in Wissenschaft und Kunst zugleich einschlagende Cabinette: das grüne Gewölbe, die Rüstkammer, das Münzcabinet, Modellkammer, Porcellancabinet, Raphaels Tapeten (deren Geschichte auch erzählt wird. Es haben sich nemlich von den sieben vom Papst Leo X. dem Dresdner Hof geschenkten und lange in Vergessenheit gerathenen Tapeten, nur sechs wieder gefunden). In der zweyten Abth. folgen die Gärten in und bey der Stadt, die Promenaden, und die Schilderung der umliegenden Gegend, und dazu werden nicht nur die nahe gelegenen Gegenden und Orte gerechnet, sondern auch die entferntern, wie Tharand, Schandau, die sächs. Schweiz, Berggieshübel, Radeberg, das Seifersdorfer Thal, Pillnitz, Sonnenstein, Königstein, Lilienstein, Pirna, Weesenstein, Moritzburg, Meissen; und so erhält der Fremde eine vollständige Uebersicht des Sehenswürdigen. Der Grundriss von Dresden ist neu, die Prospecte scheinen es weniger zu seyn. Die Beschreibungen und Nachrichten sind für den bestimmten Zweck hinlänglich; eine strenge Ordnung ist doch nicht befolgt, und Wiederholungen sind nicht genug vermieden, u. dem Vortrage fehlt noch die letzte Feile. Man stösst bisweilen auf gemeine Redensarten, wie I. 156. bey welcher Gelegenheit das Schweizerbette *mit weg kam*.

Wegweiser in der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien u. deren Vorstädten in neun Blättern; nebst einer Anzeige aller K. K. Hof- und Staats- wie auch sonst sehenswürdigen, herrschaftlichen, städtischen und geistlichen Gebäude, Pfarreyen, Kirchen und Klöster; vorzügliche Einkehr- und Gasthäuser, Belustigungsörter, Apotheken, Niederlagen und Fabriken u. a. m. Neu gezeichnet von *C. A. Zürner.* 2¼ Bogen Tabellen in fol. 9 illum. Blätter. Wien, 1805. (2 Thlr.)

Für die Absicht, welche der Vf. erreichen wollte, ist dieser Wegweiser brauchbar ausgearbeitet; die Aufrisse sind so deutlich, und durch die beygefügten Namen so allgemein verständlich, dass jeder Fremde mit Hülfe dieses Wegweisers sich sehr leicht wird finden können; die Anzeige gibt die merkwürdigen Gebäude in jeder der einzelnen Abtheilungen von Wien mit den Ziffern im Wegweiser und den Numern der Häuser an.

L I T E R A T U R.

Literatur der ältern Reisebeschreibungen. Nachrichten v. ihren Verfassern, von ihrem Inhalte, von ihren Ausgaben und Uebersetzungen. Nebst eingestreuten Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenstände, Von *Joh. Beckmann*, Hofr. u. ord. Prof. d. ökon. Wiss. *Erstes Stück.* Göttingen, Röwer. 1807. gr. 8. XII. u. 164 S. (16 gr.)

Es ist gewiss, dass dieser Theil der ältern Literatur noch nicht genug bearbeitet worden ist. Beyträge dazu haben Hr. Hfr. B. selbst in seinen Beytr. z. Gesch. d. Erfind. u. in s. Samml. zerstreuter Anm., Hr. Hfr. Meiners u. Hr. Struck geliefert. Ohne eine systemat. Ordnung zu befolgen, will Hr. B. itzt Monographien von den Reisebeschreibungen geben, die er am besten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Die Abwechselung von verschiedenen Reisen und die Auszüge aus ihnen geben auch den sonst trocknen liter. Nachrichten mehr Annehmlichkeit. Dankbar rühmt der Vf. dabey die Unterstützung der Gött. Universitätsbibl. und ihrer Bibliothekare, und der reichen Sammlung des Hrn. Hfr. *Wrisberg*. Die erste von den 12 Numern dieses Stücks beschäftigt sich mit der *Beschreibung* der Reyse *Leonhardi Rauwolffen*, d. Arzn. Doct. etc. Frankf. a. M. 1582. 4. in drey kleinen Theilen, einer der reichhaltigsten Reisebeschreibungen des 16. Jahrh. Von ihrem Verfasser, den seine gelehrten Zeitgenossen Dasylycus nannten, wird zuvörderst Nachricht gegeben. Er reisete schon 1560 nach Frankr. u. Italien u. suchte überall Pflanzen auf, die er in sein Herbarium eintrug. Er ist 1596 zu Hatvan gestorben, nicht wie mehrere Literatoren angeben 1606, als Feldarzt der österr. Armee in Ungarn. Die Festung Hatvan wurde am 3. Sept. 1596 von den Türken erstürmt. Die erste Ausg. seiner Reise ist wohl die angegebene Frankfurter 1582. Die Zuschrift ist im Sept. 1581 zu Augsburg unterzeichnet, und daher ist die Meynung von einer frühern Ausgabe, Augsb. 1581 entstanden. Auch eine Ausg. die zu Lauin-

gen 1582 erschienen seyn soll, bezweifelt Hr. B. Wohl aber erschien 1583 zu Laugingen eine Ausg., und ist mit einem 4ten Theile vermehrt, der auch einen besondern Titel hat. Ein Nachdruck der 3 Theile erschien 1609. Auch zwey Uebersetzungen werden angeführt, aber eine lateinische hat nicht existirt. Noch wird ein schnöder Betrug entdeckt, der durch einen verstümmelten Nachdruck dieser Reise unter dem Titel: Leonis Flaminii Itinerarium per Palaestinam 1682 (oder 1681) in 4. gemacht worden ist. Die Schicksale der Pflanzensammlung Rauwolfs, die sich seit dem Ende des 17. Jahrh. in der Leidner Univ. Bibl. befindet, werden S. 11 erzählt, und ein Verzeichniss der im 4. Th. abgebildeten Pflanzen mit den Linnéischen Namen und Beurtheilung der Pflanzenabbildungen mitgetheilt. Rauwolf hat sich auch um Gewerbe, Handel, Sitten und Lebensart der Länder bekummert, und diese Classe von Nachrichten desselben ist vielleicht noch nicht genug benutzt. Einige seiner Angaben z. B. von Spanischen Rohren, dem Namen Musseline, den Kaffeebohnen, dem orient. Milchhandel (durch Herumtreiben melkender Kühe), der Capra mambrica, und mehrere veraltete deutsche Wörter werden aus diesem Werke angeführt. Hr. B. wünscht, dass, wenn diese Reise wieder gedruckt würde, die Schreibart nicht verändert werde. Aber dann wird ein Verleger wohl auf noch wenigere Käufer rechnen können. II. *Zucchelli* Reisebeschreibung nach Congo, ital. zu Venedig 1712 gedruckt, deutsch übers. Leipzig 1715 u. 1727. Es waren schon früher Capuciner, vermuthlich aus Brasilien, nach Congo gekommen und hatten den König bewogen, im J. 1618 Capuciner als Missionarien vom Papste zu verlangen, aber erst 1645 wurden die ersten Capuciner nach Congo geschickt. Zucchelli ging 1698 dahin ab, und so wenig seine abergläubige und mönchische Denkart etwas von seiner Reisebeschr. erwarten lässt, so enthält sie doch interessante Nachrichten von Brasilien, Angola und Congo. Davon wird einiges beygebracht, und gelegentlich die Gewohnheit bey mehrern alten und neuen Völkern erläutert, dass die Ehemänner statt der Frauen das Wochenbette halten (S. 30), und ihr Ursprung zu erklären versucht. Ein besonderer Selbstmord der Sklaven, die durch Zurückschlagung der Zunge die Luftröhre verstopfen, wird mit Beyspielen des Selbstmords durch Zurückhaltung des Athems verglichen. Noch von ein paar andern gedruckten Missionsreisen ital. Capuciner und Beurtheilung der Bekehrungsweise dieser Missionarien. III. Des *Cph. Harant* Freyh. v. Polschitz christlicher Ulysses 1598 aus dem Böhm. übersetzt und herausgeg. 1678. Nbg. 4., weniger bekannt als das Werk verdient. Büsching hat es doch unter den Quellen seiner Geographie von Asien genannt. Harant geb. 1560, that die Reise 1598. 1599. und in böhmischer Sprache wurde die Beschreibung derselben 1608 gedruckt. Der Verf. wurde Protestant, nahm an den böhmischen Unruhen thätigen Antheil und ward 1621 enthauptet. Seine Nachrichten von der Münze zu Hall in Tyrol, von der frühen Versetzung feinhaariger Ziegen nach Europa, vom Jordan, Sinai, Horeb, Manna, Aegypten werden mitgetheilt. Er gedenkt zweyer Landsleute, welche dieselbe Reise gemacht und Beschreibungen davon haben drucken lassen, Martin Kabateik oder Kabatnik und Ulrich Präfat. IV. Des Wunderlichen im Fruchtbringen (Ferdinand Albrechts, Herz. zu Braunschw. Lüneb., geb. 1636. der diesen Namen in der Fruchtbringenden Gesellschaft führte) Wunderliche Begebnisse — Bevern 1678. 4. Das schlecht gedruckte Werk gehört zu den Seltenheiten. Der Herz. kaufte auf seinen mehrern Reisen Naturalien und Antiken. Seine Sammlung enthielt auch das bisher zu Braunschweig befindliche Mantuanische Gefäss. Vom zweyten Th. seiner Reise ist der Anfang gedruckt. Ueber die melancholische Stimmung des Herzogs. V. Des Nils Mattson *Köpings* schwedisch gedruckte Reise durch Asien, Africa u. andere heidnische Länder, Westerås 1759. 8. Sie ist selbst in Schweden, wo sie viermal gedruckt worden, selten. Der Vf. machte seine Reisen seit 1648. Seine Glaubwürdigkeit nimmt Hr. B. zum Theil in Schutz und erläutert die Nachricht von Schwängerung der Weiber durch Affen und von geschwänzten Menschen. VI. Des *Cph. Langhans* neue ostindische Reise, Leipz. 1705. 8. Ohne Vorkenntnisse machte L. diese Reise als Soldat in Diensten der ostind. Compagnie. Demungeachtet lässt sich seine Beschreibung gut lesen u. enthält ausgezeichnete Nachrichten. Gelegentlich bemerkt Hr. B. dass die Schnellwage statera *Romana* heisse, weil das Gegengewicht wie ein Granatapfel gebildet ist, der arabisch Romman heisst. VII. Jo. Siegm. *Wurffbains* vierzehnjährige Ostindian. Krieg- und Oberkauffmann Dienste — Nbg. 1686. 4. Der Werth dieser Reisebeschr. ist für unsere Zeiten gering. Hr. B. entlehnt daraus einige Nachträge zur Geschichte des Sagu, der Goldprobe u. s. f. VIII. (*Martiniere*) Reise nach dem Norden, franz. u. auch deutsch übers. Dass Martiniere oder de la Martiniere Vf. sey, wird erwiesen. Die Erzählung von den Sitten der Lappländer hält Hr. B. für das Beste im ganzen Buche. IX. Dithmari *Blefkenii* Islandia, LB. 1607. 8. Keine eigentliche Reisebeschreibung. Fast die sämtlichen Nachrichten, die der Vf. gegeben, sind von dem gelehrten Isländer, Arngrim Jonas, widerlegt worden. X. Gilb. *Burnet's* Briefe von seiner Reise nach Italien 1685 u. 1686, in engl. Sprache 1689 gedr. Er nahm auf kirchliche Verfassung, Bibliotheken, Alterthümer, Rücksicht. Eine merkwürdige Lesart einer Handschr. des Vegetius de re milit. (I, 5.) zu Grenoble wird z. B. angeführt. XI. Ludov. Henr. *Lomenii*. Briennae comitis Itinerarium. Ed. altera 1662. 8. Par. Reichhaltig ist es nicht. Eine Stelle der ersten Ausg., die in der zweyten wegblieb, ist S. 147 mitgetheilt und erläutert. XII. Philippi a S. Trinitate (Esprit Julien, eines Carmeliters) Itinerarium Orientale. Lugd. 1649. Der Hr. Vf. möchte ihn lieber, a S. simplicitate nennen. Er hat aus dem Werke, und besonders der franz. Uebers. eine wichtige Stelle über die Sabier mitgetheilt. — Ueber die Ausgaben und Uebersetzungen dieser Werke findet man eben so sorgfältig gesammelte und geprüfte liter. Belehrungen, als gelegentlich veranlasste Bemerkungen verschiedener Art. Dem vierten Stücke soll ein Register beygefügt werden.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

126. Stück, den 5. October 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

D. Martin Luthers Verherrlichung, auf zwölf Blättern, erfunden und gestochen von *Erdm. Hummel*. Gross-Queer-Folio. (4 Thlr. 8 gr.)

Es ist sehr erfreulich, das Andenken jenes grossen Mannes, dessen hoher eingreifender Gesang: *Eine feste Burg ist unser Gott* etc. noch so manchem Geängsteten Trost und Beruhigung gewährt, auf so mannichfaltige Weise aufgefrischt und gefeyert zu sehen. Hrn. *Hummels* Unternehmung verdient nicht nur Beyfall, sondern auch wahren Dank; denn bildliche Darstellungen sind um so geschickter, auf die Gemüther lebhaft zu wirken, und aus diesem Grunde wäre zu wünschen, dass dieses Werk, das übrigens einen bleibenden Kunstwerth hat, in recht viele Hände überginge. Der Würdigung des letztern stehe hier von den aus Umrissen bestehenden Kupferblättern die Beschreibung voran, welche die Gedanken des Künstlers selbst ausdrückt.

N. 1 stellt Luthers Glorie in den Regionen des Lichts dar. Er erscheint, von der *religiösen Freyheit* und zwey Genien, mit der Bibel und seinem Katechismus, begleitet, und empfängt von der *Gnade*, in deren Gefolge sich der *Glaube*, die *Liebe* und die *Hoffnung* befinden, die Siegespalme. In den höhern himmlischen Gefilden stimmen Genien, unter Begleitung von Instrumenten, den bereits angeführten Choral an. Diese Darstellung ist auf drey Seiten von den Skizzen der eilf folgenden Blätter eingefasst, und die obere Rundung des Rahmens besteht aus einer Arabeske, in welcher das Lamm mit der Fahne, als das Sinnbild des Christenthums, und die Sinnbilder der vier Evangelisten zwischen sich kreuzenden Palmzweigen angebracht sind. In den beyden untern Ecken erblickt man die Sinnbilder des alten und neuen Gesetzes: den Palmbaum von den Cherubim bewacht, und die Fische mit der geheimnissvollen Umschrift ΙΧΘΥΣ. N. 2. stellt Luthers Geburt dar. Der fromme Vater empfiehlt den Neugebornen der heiligen Jungfrau, und die Mutter stimmt ihm in ihrem Bette betend bey, während drey geschäftige Frauen des Kindes Bad bereiten. Auf N. 3. sieht man Luthern, wie ihm, als Studenten zu Erfurt, neben seinem vom Blitz getödteten Freunde, aus den Gewitterwolken der heilige Augustin erscheint, worin er einen Wink zu seinem künftigen Beruf wahrzunehmen glaubt. N. 4. schildert die kühne Scene, wo er die Sätze wider den Ablass an die Kirchthüre zu Wittenberg anschlagen lässt. Auf N. 5. erscheint er vor dem päpstlichen Legaten, dem Cardinal Cajetani, in Augsburg, und übergibt die Sätze seiner Protestation. Auf N. 6. verbrennt der kühne Mann die gegen ihn gerichtete päpstliche Bulle, samt den Decretalen, vor der versammelten Volksmenge. N. 7. stellt die Vertheidigung seiner Sätze vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten zu Worms dar. Auf N. 8. erscheint er in der Kleidung eines gefangenen Ritters auf der Wartburg, wo ihn der Teufel mit weltlichem Glück zu blenden sucht, und er im Eifer das Dintenfass ergreift. N. 9. enthält die Versammlung seiner gelehrten Freunde und einiger Juden, in welcher er ihnen seine biblischen Uebersetzungen zur Prüfung vorlegt. Auf N. 10. ist seine gesetzliche Verbindung mit der Catharina von Bore dargestellt, wodurch er den Geistlichen das Beyspiel ehelicher Sittlichkeit und wahrer Bürgerpflicht zu geben suchte. Auf N. 11. thut er dem missverstandenen Bildersturm Einhalt, weil er das Sinnlich-Heilige keineswegs zerstören, sondern nur dem schädlichen Missbrauch und Aberglauben Einhalt thun wollte. N. 12. enthält seinen Abschied von dieser Welt, umgeben von seiner Gattin mit ihren unerwachsenen Söhnen, und von mehrern hohen und andern Personen, die seiner Lehre zugethan sind. Diess sind die Gegenstände dieser bildlichen Darstellungen, welche der Künstler aus seinem Leben gewählt hat.

Nach dieser nöthigen Inhaltsanzeige folge nun eine Würdigung der künstlerischen Ausführung, der man, im Ganzen genommen, den verdienten Beyfall nicht versagen kann. Der talentvolle Künstler hat sich in die einfache Kunstperiode von Luthers Zeitalter, aber mehr in die italische als in die deutsche, zu versetzen gesucht, und er hat es mit Einsicht und Gefühl gethan. Seine Dichtungen verrathen überall, dass er in Italien war, und bey manchen Figuren glaubt man sogar auf alte Bekannte zu stossen, welches ihm aber keineswegs zum Vorwurf gereichen soll. Die Zusammenstellungen sind einfach, gedacht und mit Wahrheit geordnet; nur selten fällt der Styl aus jener Periode heraus, wie in N. 3. und 8, wo zwar die Gegenstände selbst dem Geiste der Zeit angemessen sind, keineswegs aber der Styl; denn jenes Blatt ist zu manierirt, und auf diesem ist der Teufel wie ein antiker Faun dargestellt. Ueberhaupt hätte

Digitized by Google

wohl diese Blendung in dem Moment dargestellt werden können, wo der Teufel schon verschwunden ist, oder auch nur seine Vorspiegelungen erscheinen. Desto treflicher sind die Blätter N. 4. 6. 7. 9. 11 und 12, sowohl in Ansehung der Zusammenstellung als der Charakteristik. Die vortreflichen Gruppen zur Rechten und Linken in N. 6, und die Figuren Luthers in N. 8. und 11. gehören zu den grössten Schönheiten dieses beyfallswürdigen Werks. Was den mechanischen Theil betrifft, der dem Künstler gleiche Ehre macht, so lässt sich nichts daran aussetzen, als dass die Köpfe hie und da ein wenig zu gross gerathen sind. Aber diese wenigen Ausstellungen mögen dem Künstler beweisen, dass sein Werk mit wahrer Achtung gegen sein Talent geprüft worden, so wie denn auch das gerechte Lob des Vortreflichen und Guten dadurch um so gültiger wird.

Dem ächten Freunde der Kunst muss es eine angenehme Erscheinung seyn, dass mehrere unserer jüngern deutschen Künstler auf das Studium der frühern Kunstperiode Italiens, und selbst unserer alten deutschen Meister, eines Schön, Dürer, Altorfer u. s. w. zurück kommen. Aber diese alten Meister müssen blos studiert werden, wie die Antike, und eben so wenig nachgeahmt werden, wie diese. Das Studium von beyden muss blos zur Entwickelung der Urbegriffe der Kunst dienen; es soll blos zur Empfindung des Einfachen, Wahren, Erhabenen und Schönen leiten. In Vorstellungen gleichzeitiger Begebenheiten, wie bey dem vorliegenden Werke, darf sich der Künstler getrost an das Costume jener Kunstperiode halten, denn er wird ohnediess einen Theil der eignen Kunstbildung, sich selbst unbewusst, in seine Darstellungen mit übertragen. Ausserdem muss er es aber nur als Studium betrachten; er muss streben, jene Vorzüge zu veredeln, und Selbstschöpfer werden. Dem einzigen Raphael gelang es, durch seinen grossen Lehrer geleitet, das Ziel hoher Kunst zu erreichen, und ohne ihn würde dieses Ziel immer noch als ein unerreichbares Ideal erscheinen. Michel-Angelo verlangt eine eigenthümliche Würdigung. Unter allen übrigen ist vielleicht Andrea del Sarto der einzige, der selbstständig nach diesem Ziele trachtete, ohne es ganz zu erreichen. Vielleicht erstickte die Originalität manches grossen Talents in der Nachahmung dieser grossen Meister, die als solche nothwendig Stifter von Schulen werden mussten; und so verschwand allmählig der hohe Geist der Kunst, indem der nachahmende Schüler wieder zum Lehrer wurde, wie der Gehalt eines Bildes in einer Copie, die nach der Copie einer andern gemacht worden. Anfangs erhielt sich wenigstens der grosse Styl noch in der Nachahmung, aber endlich ward er zur Manier, die zwar gegen die niederländische Darstellungsart immer noch edel blieb, aber an Geist und Wahrheit verlor, und daher oftmals dieser hierin nachstand. Schultheorie, Mechanik und Farbengebung bildeten nun den schulgerechten Künstler; und dass man den meisten Malern Italiens, wie den Niederländern, gleich die Schule ansieht, ist eben leider! eine von den Hauptursachen, warum die Kunst nicht nur keine Fortschritte gemacht hat, sondern sogar in Verfall gerathen ist. Die einzigen Caracci, und vorzüglich vielleicht Lodovico, scheinen ihre Schüler weiser und freyer geleitet zu haben; denn aus dieser Schule sind doch wenigstens einige Originale hervorgegangen, Domenichino und Guido, nach welchen selbst Guercino nicht übersehen zu werden verdient.

Es scheint also (worauf junge Künstler von Talenten aufmerksam gemacht werden müssen) keineswegs zweckmässig, das Studium der eigentlichen Kunst mit Raphael, Michel-Angelo, geschweige mit andern Meistern, zu beginnen, denn jene stehen zu hoch, und andere leiten mehr abwärts. Das Studium der frühern Perioden, sowohl der alten als neuern Kunst, öffnet erst den Kunstsinn, und bringt allein zum Anschaun der wahren Kunst, indem es, bey Vergleichung jener lebendigen Wirklichkeit mit der Idealität vollendeter Muster, zugleich die Bahn zeigt, auf welcher diese erreicht worden ist. Ohne dieses Studium, ohne dieses innere Anschaun bleibt das schulgerechteste Werk immer nur eine kalte Schöpfung des mühsam erlernten Mechanismus.

ELEMENTARBÜCHER D. GR. SPRACHE.

1) *Elementarbuch der griechischen Sprache* für Anfänger und Geübtere, von *Friedr. Jacobs*, Dr. d. Philosophie und Professor am Gymnasium zu Gotha. Erster und zweyter Cursus. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Jena, b. Fr. Frommann, 1807. 8. (18 gr. od. 1 fl. 20 kr.)

Aufgemuntert durch die Aeusserungen des Beyfalls, welche die Zweckmässigkeit dieses Buches schon in seiner ersten Gestalt verdiente (M. s. die Anzeige der ersten Ausgabe in diesen Blättern 1805. St. 135. S. 2157.), hat der Eifer des Hrn. Verf. es zu einer noch höhern Vollkommenheit zu erheben gestrebt. „Correcterer Druck, Entfernung des minder Zweckmässigen, Vermehrung brauchbarer Materialien, bequemere Anordnung des Gesammelten, diess," sagt er selbst, und er sagt es mit Wahrheit, „diess sind die Puncte, durch die sich die gegenwärtige Auflage von der ersten unterscheidet." Er fügt hinzu, dass in den Anmerkungen öfter, als bisher, und in dem Wortregister überall bey den unregelmässigen Zeitwörtern auf *Buttmanns* griech. Grammatik verwiesen, auch überall, weil man dieses gewünscht habe (m. s. unsere Recension der erstern Ausgabe) die Quelle eines jeden der aufgenommenen Artikel nachgewiesen worden sey, und dass es mit den hier getroffenen Einrichtungen, wenn dieses Buch mehrere Auflagen erleben sollte, sein Bewenden behalten werde, welches der Verfasser ausdrücklich erinnert, damit die Furcht vor öftern Veränderungen im *Wesentlichen* der Einführung desselben nicht im Wege stehen möge. Dabey ist aber auch zu wünschen, dass sich die neue Auflage der Buttmannischen Grammatik, die wir erwarten, von der dritten (Berlin, 1805), welche dieses Jacobsische Elementarbuch immer citirt, nicht zu sehr unterscheide. Hr. J.

hat auch im zweyten Cursus dieses Lehrbuchs die Lukianischen Gespräche mythologischen Inhalts vermehrt; wobey man jedoch zweifeln könnte, ob es nützlich sey, Knaben, für welche doch diese Sammlung bestimmt ist, durch Lukians Gespräche mit der Mythologie bekannt zu machen. Den Druckfehler ἐλκιστόμαι, der S. 166 aus der erstern Auflage in diese zweyte übergetragen worden ist, wird jeder leicht aus dem Wortregister berichtigen können. Dieses hat unter andern auch die Verbesserung erhalten, dass in den Compositis die Zusammensetzung bemerkt worden ist, z. B. ἀ—πορία, ἀπο—λύω.

2) *Elementarbuch der griechischen Sprache* für Anfänger und Geübtere, von *Friedr. Jacobs*, Dr. der Philos. und Professor am Gymnasium zu Gotha. Dritter Cursus, erste Abtheilung. Jena, bey Fr. Frommann, 1806. 8. XXVI u. 439 S. (1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.)

Hat auch den Titel:

Ἀττικά, oder Auszüge aus den Geschichtschreibern und Rednern der Griechen in Beziehung auf die *Geschichte Athens*, von *Fr. Jacobs*. Für die mittlern Classen gelehrter Schulen.

Eine *Atthis* also erhalten wir hier, wie die zweyte Aufschrift deutlich ankündigt. Die Quellen, aus denen der Stoff dieser Sammlung geschöpft worden ist, sind Plutarchus, Xenophon, Thukydides, Lysias, Isokrates, Demosthenes und Herodotos. „Bey der Einrichtung dieses dritten Cursus," sagt der Verf. „hat die doppelte Rücksicht auf Sachen und Sprache obgewaltet. In beyden schliesst er sich unmittelbar an den zweyten Cursus an. Der Lehrling wird hier in das Heiligthum der Geschichte eingeführt, und zwar wiederum so, dass er von dem Leichtern und Anmuthigern zu dem Schwerern und Strengern fortgeleitet wird." Der Verf. schränkte sich lediglich auf die *attische* Geschichte ein, 1) weil ihm eine bunte Mischung verschiedenartiger Gegenstände, bey welchen die Begierde nach ergötzlicher Unterhaltung das einzige leitende Princip wäre, nicht gefalle; 2) weil die attische Geschichte aus griechischen und grösstentheils attischen Schriftstellern am meisten bekannt sey (was der Verf. hiermit sagen will, muss man blos errathen) und auch am tiefsten in alle übrige Theile der alten Geschichte und Literatur eingreife; 3) weil man zwar der Jugend, um ihre Wissbegierde zu reitzen, mannichfaltige Gegenstände darbieten, um sie aber nützlich zu beschäftigen, die verschiedenartigen Elemente auf alle Weise zu *einem* Ziele und *einer* Absicht vereinigen müsse. Unter den mittlern Classen gelehrter Schulen, für welche Hr. J. diese Sammlung bestimmt hat, versteht er wahrscheinlich *Tertia* und *Secunda*. Wird man aber diese starke Chrestomathie in den genannten Classen bey den wenigen Unterrichtsstunden, die sie gewöhnlich im Griechischen haben, ganz durchlesen können, gesetzt auch, dass man sie ganz allein mit Ausschluss jedes andern griechischen Buches darin erklären wollte? Muss man aber nicht Secundaner, welche so weit sind, den schwerern Theil dieser *Attica* zu lesen, mit den Gesängen des Homeros sobald als möglich bekannt zu machen eilen? Da man sich nun bey Secundanern dieser Art nicht blos auf dieses Elementarbuch einschränken könnte, so würde es um so weniger möglich seyn, die Interpretation desselben in Tertia und Secunda zu vollenden. Des Lysias Epitaphios ist hier, wie in der *Anthologia graeca prosaica* des Hrn. *Harles*, ganz eingerückt worden: auch Hr. Conr. *Schelle* schreibt in seinem Werke: *Welche alte class. Autoren — soll man auf Schulen lesen?* Bd. 2. S. 455 dieser Rede ungeachtet ihrer *schwelgerischen Ueppigkeit*, ihrer *Hyperbeln* und *Antithesen* einen reinen Werth für die Bildung des jugendlichen Geschmacks zu. Es ist aber schon in der Recension dieser Schrift des Hrn. Schelle (N. Leipz. L. Z. 1805. St. 146) erinnert worden, dass der Geschmack durch die Lectüre eines Werkes, wie des Lysias Epitaphios nach Hrn. Schelle's eigenem Urtheil ist (Hr. J. sieht ihn für eine *rhetorisirte Geschichte der Grossthaten Athens* an; s. Vorrede, p. IX.) nur dann nicht *verbildet* werde, wenn er durch bessere Schriftsteller hinlänglich *gebildet* worden sey. Darf man aber diess von Schülern mittlerer Classen erwarten? Ueberhaupt möchten diese *Attica* wohl mehr für Privatstunden junger Freunde der griechischen Literatur, und für akademische Vorlesungen, dergleichen dieses Winterhalbejahr in Heidelberg wöchentlich 4 Stunden darüber gehalten werden, als für den öffentlichen Gebrauch in unsern gewöhnlichen Schulen geeignet seyn, für die sie auch etwas zu theuer sind. In den Noten unter dem Texte wird, ausser *Buttmanns* Grammatik, immer *Vigerius de id. gr. ling.* mit *Hermanns* Anmerkungen citirt; aber wie viele Schüler mögen wohl das letztere Buch besitzen? Ein erklärendes Wortregister ist mit Recht nicht beygefügt worden; aber vielleicht hätten auch die Anmerkungen, bis auf wenige, vom Texte getrennt, besonders zum Gebrauch der Lehrer herausgegeben werden sollen. Uebrigens verdient es Beyfall, dass der Verf. ἐμπόμπῳ, προσδεχομένῳ u. s. w. geschrieben, und überall die bessern Lesarten aufgenommen hat. Auch eigene Conjecturen findet man hin und wieder; was aber S. 160 f. über die aus Thucyd. I, 116. mitgetheilte Stelle geäussert wird, dass anstatt ἐπολιόρκουν τριχῇ τεῖχος τὴν πόλιν Thukydides vielleicht geschrieben habe: ἐ. τριττὰ τείχεσι τ. π. d. i. *in drey Abtheilungen, also von drey verschiedenen Seiten*, können wir nicht billigen. Hr. J. sagt: „Eine *dreyfache Mauer* zur Belagerung einer Stadt aufgeführt, ist allerdings wunderbar." Aber es fragt sich, ob Thukydides etwas so Wunderbares sage, der nicht von *einer dreyfachen Mauer*, sondern von *drey Mauern* redet, die nach drey Seiten zu gegen die Stadt aufgeführt worden waren; die vierte Seite war die Seeseite, die ebenfalls blokirt wurde: καὶ ἐν θαλάσσῃ ἅμα ἐπολιόρκουν τὴν πόλιν. Nun noch einige Anmerkungen: S. 225 (Thucyd. VII, 87.) macht Hr. J. auf den ungewöhnlichen Gebrauch des Pluralis οἱ ἥλιοι aufmerksam; allein er ist nicht so ganz ungewöhnlich, wie man aus dem Gronovschen

Digitized by Google

Aelian. V. H. XIII, 1. Not. 29. sehen kann. S. 124 (Thuc. I, 89) wird Ἀθηναίων τὸ κοινὸν erklärt durch *Staat*, da vielmehr die sämmtlichen Athenäer bezeichnet werden. S. 200 (Thuc. VI, 44) soll ἐν τῷ ἱερῷ im weitern Sinne der Umfang eines heiligen Ortes seyn: ist hier aber ἐν nicht vielmehr *bey*, *ad*, *juxta?* von welcher Bedeutung *Wesseling ad Diod.* S. IV, 78 nachzusehen. S. 212 (Thuc. VII, 71) wird bemerkt, dass φιλονικῶν und δεδιότες statt φιλονικούντων und δεδιότων stehe; diess scheint nicht nöthig anzunehmen, da sich die Nominativen auf ὁ πλεῖς ἀμφοτέρων beziehen. Eben so wenig halten wir S. 213 (Thuc. ib.) es für nöthig, διὰ τὸ ἀκρίτως συνεχῶς τῆς ἁμίλλης per hypallagen durch διὰ τὸ συνεχῶς ἄκριτον εἶναι zu erklären; es ist: *wegen des ohne Entscheidung fortwährenden Kampfes.* Was S. 3 über ἄχυ angemerkt wird, sollte schon von S. 101 des 2ten Cursus bekannt seyn: eben dieses gilt von der Anmerkung über *Salamis;* s. Wortregister zum 2ten Cursus. Dass aber überhaupt die Anmerkungen in diesem Buche theils in Ansehung der Kritik, Grammatik, Geschichte und Antiquitäten, theils in Ansehung der Methode sehr belehrend sind, lässt sich von den Talenten und der Gelehrsamkeit des würdigen Verfassers nicht anders erwarten. Vorzüglich beachtenswerth sind seine Bemerkungen S. XI über die Anmerkungen in einem Schulbuche. Druckfehler sind S. 148 ἐκλιταιας. S. 210 ἐναχοῦι. S. 215 ἐλάσφων und διαβδασεων. S. 218 fehlt ἢ nach ἐναίων. Beygefügt ist noch eine chronologische Uebersicht der Begebenheiten nach Olympiaden und Jahren vor Chr Geb. von Kekrops an bis Olymp. CXV, 1. vor Chr. Geb. 321. Sie ist auch als ein Sachregister zu betrachten, da sie bey jeder Begebenheit die Stelle der Chrestomathie nachweist, welche davon handelt. Inzwischen würde auch ein Register über die erklärten Worte und Formeln manchem eine angenehme Zugabe gewesen seyn. Die zweyte Abtheilung dieses dritten Cursus wird *auserlesene Stellen der griechischen Philosophen* enthalten, und zu Ostern 1808 erscheinen.

DEUTSCHE LITERATUR.

Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Poësie und Philosophie unserer Vorfahren enthaltend. Herausgegeben von *Bern. Jos. Docen.* Erster Band. XII u. 290 S. Zweyter Band. XVI u. 310 S. gr. 8. München, Scherer'sche Kunst- und Buchhandl. 1807. (2 Thlr. 4 gr.)

Es fehlt uns nicht an verschiedenen Sammlungen, in denen neue Denkmäler der deutschen Sprache aus verschiedenen Handschriften bekannt gemacht sind. Allein der Herausgeber dieser neuen, der noch ein paar Bände folgen sollen, erinnert (doch etwas zu allgemein), dass man 1. bisher nur fragmentarisch und unsystematisch, ohne Rücksicht auf innern Werth und Brauchbarkeit, was man fand, und also auch viele Kleinigkeiten, zum Besten der Literatur im gemeinen Sinn des Worts, ans Licht gezogen habe; 2. nichts zur Erleichterung des Lesens und Verstehens dieser Denkmäler mitgegeben habe; und er leitet daher vorzüglich die Kälte, mit welcher das Publikum diese Sammlungen aufgenommen habe. (Es scheinen aber doch auch noch andere und wichtigere Ursachen davon vorhanden zu seyn.) Er selbst will also nur wichtigere Beyträge zu dem Vorrath alter Denkmäler hinzufügen, wohin alles gerechnet wird, was für genauere Kenntniss der Sprache, für Geschichte und Kritik, für Ertheilung neuer Notizen und Berichtigung gangbarer Irrthümer erheblichen Nutzen hat; alles soll ausgeschlossen werden, was nur dem literär. Mikrologismus dienen kann; Einleitungen und nothwendige Anmerkungen sollen, jedoch mit Uebergehung des Bekannten, beygefügt werden; endlich will der Hr. Verf. auch noch grammatische Vergleichungstafeln und ein Handwörterbuch über die Sprache der ältern Dichter liefern. Dass es nun auf genaue Kenntniss des schon in jeder Art Vorhandenen, auf sorgfältige Prüfung und Vergleichung des Ungedruckten, was man etwa auffindet, auf strenge Auswahl ankömmt, ist gewiss. Der Hr. Vf. scheint selbst gefühlt zu haben, dass er diesen Forderungen nicht ganz entsprochen hat; er entschuldigt sich wenigstens nicht ohne Ursache im Nachtrage zum ersten Bande S. 290 wegen mancher aufgenommenen Stücke, so wie wegen der zu sparsamen Anmerkungen, in Ansehung deren er doch weniger getadelt werden kann. Auf eine Periode der deutschen Literatur, oder eine systematische oder chronologische Zusammenstellung der Stücke wollte und konnte er sich nicht einschränken. Es wird bey dem ersten Abdrucke unbekannter Denkmäler des Alterthums eine genaue Befolgung der Handschriften und correcter Druck erfordert. In beyder Hinsicht wird man hier nicht ganz befriedigt. Dass aber nicht überall die Schreibart gewisser Diphthongen und die Interpunction der Mspte beybehalten worden ist, lässt sich eher vertheidigen. — Eine beurtheilende Uebersicht des Inhalts wird den Werth der ganzen Sammlung und Arbeit des Verfs. bestimmen lassen. I. Band, erste Abtheilung: 1. S. 3. Einige Denkmäler der altfränkischen Sprache. Es sind folgende: Ein Gesang auf den Apostel Petrus in 3 gereimten Tetrastichen (der ältesten deutschen Versart) aus einem Msp. des 9. Jahrh.; eine exhortatio ad plebem Christ. mit fränkischer Uebersetzung, auch aus einem Msp. des 9. Jahrh., nur in Rücksicht der Orthographie von dem, was Hottinger und nachher Eccard geliefert haben, verschieden (also wohl nicht wieder ganz abzudrucken); zwey Glaubensbekenntnisse und einige Beichtformeln, die um einige Jahrhunderte jünger sind, und nicht sehr von andern schon gedruckten sich unterscheiden (in einer werden vom Herausg. die Contractionen mancher Buchstaben und Sylben bemerkt, die nachher dem süddeutschen Dialekt gewöhnlich wurden); latein. Reimverse nebst der Uebersetzung im fränk. oder ältesten hochdeutschen Dialekt. Von S. 20 an theilt der Verf. seine Bemerkungen über das Fragment des vermeinten Dichters *Kazungali* mit, das noch neuerlich Gräter mit einem Commentar versehen hat. Hr.

D. hat die Wessobrunner Handschrift selbst untersucht. Die Conjecturen, die er über einzelne Worte macht, erklärt er in dem Inhaltsverz. meist für unnöthig, nachdem ihm Hr. Rath *Reinwald* seine Uebersetzung und Anmerkungen mitgetheilt hat, die er an einem andern Orte vorzulegen gedenkt. Derselbe Gelehrte hatte auch in den Liter. Blättern schon das bisher ungewisse Wort *Kazungali* erklärt. Nach Hrn. D. ist *Kazungali* das Glossem von Rhetorica. Auf jeden Fall hat kein Dichter dieses Namens existirt. 2. S. 26. Proben aus einer Interlinearversion und verjüngten Notkerischen Uebersetzung der Psalmen, aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh., wovon die königl. Bibliothek zu München das einzige noch vorhandene Exemplar aus dem Kloster Windberg besitzt. Am Rande sind einige Wörter grammatisch erklärt. Zu Ende jeden Psalms ist eine kurze Gebetsformel beygefügt, ebenfalls mit einer Interlinearversion, und den Schluss macht der gewöhnliche Anhang der bibl. Gesänge, des V. U., des Athanas. Glaubensbekenntnisses etc. Hr. D. bemerkt, dass die Herausgabe dieser Uebers. für die Geschichte der deutschen Sprachcultur sehr wichtig seyn würde, da wir kein bedeutendes Denkmal aus jener Zeit haben, und sie sich von ähnlichen Werken des Notker und Willeram durch grössern Sprachreichthum unterscheidet (Ein Auszug des Erheblichsten würde doch wohl hinreichend seyn). Ausser kurzern Proben ist der 1. 2. und 103. Psalm hier aufgestellt, und statt des latein. Textes die Uebersetzungen aus einer andern Münchner Handschr. vom J. 1390 damit verbunden. In einer andern Psalmübersetzung aus dem 14. Jahrh., mit einer, jedem Vers beygefügten, Auslegung (in der Münchner Bibl.) fand Hr. D. ein blos verjüngtes Exemplar der Notker. Bearbeitung der Psalmen, und theilt daraus den 1. 2. und 103. zur Probe mit. Die Orthographie dieser letztern Handschrift ist etwas barbarisch und dem Dialekt angemessen, der noch in einigen Gegenden Schwabens herrscht. Die Vergleichung dieser Denkmäler kann zu lehrreichen Resultaten führen. 3. S. 49. Erzählungen von dem Stricker und Conrad von Würzburg. In der Münchner Bibl. finden sich nur wenige kleine Erzählungen von Dichtern der schwäb. Periode; am wichtigsten fand Hr. D. fünf kleine Gedichte aus dem 13. Jahrh., von denen er zwey (N. 1. u. 4.) nebst einigen moral. Sprüchen hier mittheilt. Die erste Erzählung ist von dem nicht unbekannten Stricker, die zweyte von dem berühmten Conrad von Würzburg. In dem Inhaltsverz. sind noch einige literar. Nachrichten von beyden nachgetragen. Manche Worte bedürften auch für den geübtern Leser einer Erklärung. 4. S. 64. Zusätze und Berichtigungen zu Kochs Compendium der deutschen Literaturgesch. in zwey Bänden. Es sind theils allgemeine Bemerkungen, theils einzelne Zusätze, welche hier angetroffen werden. Wir zeichnen daraus vornemlich aus, was S. 85 ff. über das sogenannte Heldenbuch des Heinr. von Ofterdingen mitgetheilt ist, nemlich Kinderlings Fragment aus dem ersten Theil des Heldenbuchs, aus einem alten Pergamentbogen, von der gedr. Ausgabe sehr abweichend. 5. S. 96. Gedichte von Conrad von Würzburg und Andern, die in der Sammlung von Minnesingern fehlen. Sie sind zum Theil aus einer schon durch ihr hohes Alter merkwürdigen Münchner Handschrift von dem Parcival des Wolfram von Eschenbach, zum Theil aus dem Jenaischen Meistergesangbuche genommen; und in einer Nachschrift S. 104 ff. handelt der Herausg. überhaupt von den bisherigen Sammlungen solcher kleinen Lieder, vornemlich der Manessischen, und der ungleich seltnern Berlinischen (altdeutsche Gedichte, 1785, wovon der dritte Theil noch unvollendet ist). Die beyden alten Tagelieder, die hier zum erstenmal bekannt gemacht werden, schreibt er dem Wolfram von Eschenbach zu. Die *zweyte Abtheilung* enthält: 1. S. 113. Heinrichs von Ofterdingen und der übrigen Minnesinger poetischer Wettstreit auf der Wartburg bey Eisenach. Die Strophen (von 25—117), welche in der Manessischen Sammlung fehlen, aber in der Jenaischen Handschrift stehen, und bisher nur aus Wiedeburgs Anzeige in s. Beschreibung der Jenaisch. Handschriften bekannt waren, werden hier, so weit sie noch ungedruckt waren, mitgetheilt. Wir wünschten, dass auch die musikalischen Noten, mit welchen ein paar Strophen begleitet sind, nicht übergangen wären. Die Jenaische Handschr. hat übrigens in der Mitte eine grosse Lücke und ist am Ende defect. In einer künftigen Abhandl. verspricht der Verf. die historischen Sagen über den Ursprung dieser Gedichte zusammen zu stellen, ihren Charakter und Inhalt zu entwickeln und anzugeben, wie die einzelnen Strophen in beyden Recensionen zu einem Ganzen vereinigt werden könnten. 2. S. 138. Philosophischer Tractat von der wirklichen und möglichen Vernunft aus dem 14. Jahrh. Es ist ein mystischer Aufsatz, der von den Worten Jesu: Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet, und von der Frage ausgehet, wie der Mensch selig seyn soll? Der Verf. sucht zu erweisen, dass die *wirkende* Vernunft ist „gleich den Creaturen in aller Weis und selig von Natur," und unterscheidet von ihr die *mögliche* Vernunft, die darum möglich heisset, weil sie durch die Gnade Gottes das werden soll, was sie von Natur nicht ist. Schon im Verhältniss zur Speculation und Mystik unsers Zeitalters ist der Aufsatz merkwürdig, und enthält auch manche freye dogmatische Aeusserungen. So heisst es S. 147. Man spricht gemeiniglich, dass Feuer sey in der Hölle; „daz ist nicht war, man muss es sagen groben Leuten, die nicht baz versten." Schade, dass die eigne Erklärung des Verfs., was Hölle sey, nicht vollständig erhalten ist; denn die Handschrift war sehr lückenvoll und überhaupt fehlerhaft geschrieben; nur hie und da konnte der Herausgeber durch Muthmassungen nachhelfen. 3. S. 133. *Glossographische Denkmäler der ältern deutschen Sprache* vom VIII—XII. Jahrh. aus alten Handschriften der Münchner Bibliothek gesammelt und beschrieben. Dem (im vor. Jahre verstorb.) Hrn. Prof. Oberlin gewidmet. Die Einleitung, in welcher von dem Werth solcher Glossarien, von den Fehlern der Pezischen, von

Digitized by Google

den Quellen der gegenwärtigen u. s. f. gehandelt wird, stand schon in den Aretinschen Beyträgen z. Gesch. u. Litt. Sept. 1804., erscheint aber hier berichtigt und vermehrt. Hr. D. hat nemlich das, was er in mehrern Handschriften zerstreut fand, mit Weglassung des Bekannten, alphabetisch geordnet, und zwar die deutschen Wörter voran gestellt, die latein. Erklärungen darauf folgen lassen. Bearbeiten wollte der Herausg. das Glossarium nicht, sondern nur das, was er vorfand, rein liefern; bloss einige wenige Bemerkungen sind beygefügt. Die Handschriften selbst sind: 1. ein alter, wohl erhaltener Codex der Tegernseer Bibliothek aus dem 10. Jahrh., zu Anfang mit steganographischen lat. Buchstaben geschrieben, in einer Manier, die ganz der ähnlich ist, welche in des Rhabanus Maurus Belehrung über arcane Schrift vorkömmt. Er fasst die ganze Sammlung in sich, welche schon Pez im Thes. Anecd. noviss. T. I. bekannt gemacht hat (die Monseeischen oder Pezischen Glossen), übertrifft aber diese weit an Richtigkeit, Reichhaltigkeit und Vollständigkeit. Dies wird durch Aufstellung einiger groben Missgriffe, welche Pez und Frick (vielleicht weniger durch Schuld der Mons. Handschrift, als durch eignes Versehen) gethan haben, erwiesen (wobey zugleich eine gute Anweisung zur Vermeidung solcher Fehler gegeben wird). Die Handschr. enthält mehrere Stücke, als der Monseeische Codex, nemlich: Haimonis Commentum in Jesaiam, mit sparsamen deutschen Glossen; Glossen in Eusebii Hist. Eccles.; In regulam S. Benedicti (ganz abweichend von der ältern Interpretation in der St. Gall. Bibl. — Hr. D. macht es wahrscheinlich, dass der Teg. Codex des *Rhabani Mauri* Glossarium enthalte; denn dass diess nicht in dem Wiener Mspt., welches Eccard bekannt machte, enthalten, dass aber von ihm ein glossograph. Werk geschrieben worden sey, war schon von andern dargethan; und dass Walafridus Strabus nicht mit Sicherheit für den Verfasser der Glossa ordinaria ausgegeben werde, erinnert Hr. D. In einer alten Bibelausgabe mit der Gl. ord. fand er Glossen mit dem Namen des Rhabanus, die gerade so auch in dem Cod. Tegerns. gelesen wurden. Gewiss haben die Rhab. Scholien od. Glossen in der Folge der Zeit manche Veränderungen erfahren. Die Tegerns. Handschr. scheint dem Hrn. D. das Glossarium Rhabani in der am wenigsten veränderten Gestalt aufbehalten zu haben. Er bezeichnet es im Gloss. mit A*, so wie die über den Text der kanon. Briefe und der Apokal. geschriebenen deutschen Scholien mit A 2. In andern Handschriften sind nur Auszüge jenes Glossarii enthalten, und auch von solchen machte Hr. D. Gebrauch, und ertheilt sowohl von ihnen als von früher bekannt gewordenen Mspp., in denen er sämmtlich das Rhaban. Werk als Grundlage findet, Nachricht. In den Mspp., die aus den baier. Klöstern herrühren, glaubt er, herrsche durchgängig der baier. Dialekt, der vor dem Jesuiterregiment unter allen german. Mundarten sich vortheilhaft auszeichnete. Gelegentlich macht Hr. D. bekannt, dass Hr. Prof. *Siebenkees* schon seit mehrern Jahren an einem altdeutschen Handlexicon arbeite. Auf die Frage, warum in keiner Handschrift dieser Glossarien der Name des Rhabanus stehe, antwortet Hr. D., das Glossarium sey bey seinem ausgebreiteten Gebrauch nur unter einer allgemeinen Benennung bekannt gewesen. Noch hat er zu dem gegenwärtigen Gloss. mehrere andere Handschriften gebraucht, z. B. von einem lat. Lexicon aus dem 11. oder 12. Jahrh., wo die letzten Blätter eine Folge latein. leonin. Verse über die Namen der Vögel, Thiere, Gewächse und Fische mit darüber gesetzten deutschen Wörtern enthalten; die Interlinearglossen in einer Handschr. von Virgils Werken aus dem 10. oder 11. Jahrh. (wovon er aber erst in einem Nachtrag mehr Gebrauch machen wird), ein Glossarium, das einem uralten Msp. von Gregorii Cura pastoralis beygefügt ist (man kennt mehrere Mspp. mit deutschen Glossen über diess viel gelesene Buch Gregors). Es war also ein sehr reicher und wichtiger Apparat, aus welchem das: Glossarium theotisco-latinum ex antiquis Codd. Bibl. Regiae Monac. concinnatum (n. 4. S. 197 ff. mit einer latein. Vorrede, die kurz die Quellen angibt, zum Behuf der des Deutschen weniger kundigen Ausländer) zusammengetragen ist. Manche zweifelhafte Worte sind mit einem Fragezeichen versehen; der Herausg. bescheidet sich selbst, dass manches unsicher oder unrichtig seyn könne. Wir vermuthen, dass von diesem Glossarium ein besonderer Abdruck gemacht ist; wenigstens wäre diess zu wünschen. 5. S. 247. Altdeutsche Lieder aus dem 16. Jahrh. Eine Samml. der bessern deutsch. Volkslieder jener Periode wird auch nach dem, was seit Nicolai's Almanach bis auf des Knaben Wunderhorn geliefert worden, weder unnütz noch unangenehm seyn. Hr. D., der eine allgemeine umfassende *Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler aus jeder Periode der deutschen Poesie* herauszugeben und dadurch eine Lücke in unserer schönen Literatur auszufüllen gedenkt, wird den Anfang bald mit dem 16. Jahrh. machen, und der erste Band soll aus einer ansehnlichen Reihe altdeutscher Lieder in 5 Büchern (aus einer grossen Anzahl, die er aus gedruckten Büchern und fliegenden Blättern gesammelt hat) bestehen, dem eine Auswahl von Werken des Hans Sachse folgen 504. Er gibt hier 18 Lieder (von ungleichem Werthe aus dem 16. u. 17. Jahrh.) zur Probe, von denen eines schon in Nicolai's Almn., aber fehlerhaft gedruckt, steht, u. gibt in der Einleitung sehr schätzbare liter. Nachrichten, 1. von einigen wenig bemerkten *Liederbüchern*, die nur den Text enthalten, und im 16. u. 17. Jahrh. gedruckt worden sind, 2. von mehrern musikalischen Liedersammlungen, 3. auch von geistl. Liedersammlung; und fordert noch mehrere deutsche Literatoren zur Fortsetzung ihrer Mittheilungen auf.

Der 2. Bd. zerfällt nicht in zwey Abtheilungen, sondern enthält folgende fortlaufende Nummern: 1. S. 3. Von Jerusalems Zerstörung u. dem Weltende. Ein Fragment aus dem in der Bamb. Stiftsbibl. entdeckten Codex der Evangelien-Harmonie in altsächsischem Dialekt. Die vollständige Bekanntmachung dieser Harmonie wird noch durch die mühsame Entzifferung der alten Schrift verzögert, und deshalb theilt Hr. D. dieses Bruchstück in der Form des Originals, nicht in Verse zerstückelt (die am Rande beygesetzten und die Ab-

theilung der grössern Abschnitte haben die Hrn. Gley und Reinwald gemeinschaftlich gemacht); nur ist die gewöhnliche Interpunctionsart beybehalten und blos die Stelle bemerkt, wo die Handschr., die zur Unterscheidung der einzelnen Sätze und Andeutung des Rhythmus bestimmten Puncte hat. Hr. D. hat nur die nöthigsten grammat. Erklärungen beygefügt, und dazu die Reinwald. Noten benutzt. Hr. Rath Reinwald hat das ganze Werk, so weit der Bamberger Codex reicht, mit einer treuen Uebers. und fortlaufenden Anmerkungen begleitet. In einer Note berührte Hr. D. eine handschriftl. Uebers. der Sonn- u. Festtägl. Evangelien aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., auf 61 Quartseiten in 2 Columnen geschrieben, die schon ihres Alters wegen merkwürdig ist. Daraus wird in einem Zusatz S. 27 ff. eine Probe mitgetheilt. 2. S. 31. Nachricht von einer unter dem Landgrafen Heinrich v. Thüringen um die Mitte des 13. Jahrh. verfertigten allgemeinen Weltchronik. In der Inhaltsübers. heisst sie Uebersetzung der allgem. Weltchronik des Gottfried v. Viterbo. Der verstorb. D. G. *Schutze* gab schon 1799 u. 81 die historischen Bücher des Alt. Test., so wie sie auf Befehl des R. K. Conrad IV. in der Mitte des 13. Jahrh. in einer gereimten Uebers. (von Rudolph v. Hohen-Ems) entworfen worden sind, aus einer angeblich gleichzeitigen Handschr. heraus, in 2. Quartb. Hr. D. rügt die vielen dabey gemachten Fehler, den Mangel einer richtigen u. vollständigen Erklärung schwerer Wörter, die Herausgabe aus einem unvollständigen u. zu jungem Codex, in welchem der ächte schwäb. Dialekt des Vf. entstellt ist, und vor allen die vollst. Bekanntmachung des Werks. Sehr wahr ist seine Erinnerung, dass man aus solchen Denkmälern, die sich nicht vor den wichtigern auszeichnen, bloss das Bedeutendste und Wichtigste ausheben u. bekannt machen sollte. Er berichtigt auch die Nachrichten, welche die beyden Herren Adelung von den Handschriften beyder Reimchroniken, der Schützischen und der hier beschriebenen, gegeben haben. Diese befindet sich in einer prächtigen pergam. Handschr. der Münchner Bibl. aus dem 14. Jahrh., die aber nur die ersten 40 Blätter davon enthält, welche mit der Geschichte Jakobs und Esau's schliessen. Hr. D. hält den Rudolph von Montfort für den Verfasser, und hat sich erlaubt, in den aufgestellten Fragmenten die alte Orthographie, von welcher der Abschreiber schon etwas abgewichen war, herzustellen. (In den Nachtr. hält er diese und die Schütz. Chron. für ein Werk.) Gegen Adelung und Schillern nimmt Hr. D. die historische Manier solcher Reimchroniken in Schutz und schreibt der gegenwärtigen bedeutende Vorzüge vor andern zu. Und in dieser Rücksicht theilt er die Einleitung ganz mit, die wirkl. manche schöne poet. Stellen hat. Uebrigens wünscht er durch diese Proben eine nähere Untersuchung anderer Handschriften, besonders der Wolfenb. Bibl. zu veranlassen. 3. S. 54. Anzeige einer alten Handschr. der Aeneis des Heinr. v. Veldeck. Sie befindet sich in der Münchner Bibl. und ist auf Pergamen geschrieben, gewiss älter, als der papierne Goth. Codex, aus welchem Müller diess Gedicht herausgeg. hat, wenn auch nicht aus der letzten Hälfte des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrh., wie Hr. D. annimmt, aber defect; übrigens enthält sie viele Abweichungen vom Goth. Cod. Davon sind Proben gegeben. 4. S. 66. Marien Leben, ein Gedicht aus dem 13. Jahrh. Der Verf. dieses Gedichts ist *Bruder Philipp aus dem Karthauser-Orden*, und seine Arbeit von dem schon gedruckten, *Werners* Marien Leben, verschieden in Plan u. Ausführung. Hr. D. gibt einen vollständigern Auszug, als Kinderling, mit eingemischten Bruchstücken, behandelt die Literatur des Gedichts u. seiner bekannt gewordenen Handschriften, und erinnert, dass es aus einem latein. Original geflossen sey. In der Einleitung dazu bedauert er es, dass gleich im Anfang der Morgenröthe der neuern Kunst durch das Emporkommen einer „nüchternen, allen äussern Glanz verschmähenden Religionslehre in Deutschl. die fruchtbare lebendige Quelle von Kunstbildungen verstopft wurde;“ und obgleich neuerlich, seitdem der Partheygeist ruhiger geworden ist, jene „theuren Schätze und Heiligthümer“ des Mittelalters (ob wohl zu grossem religiösen und moralischen Nutzen?) hervorgesucht worden sind, so, sagt er, „haben wir doch den Glauben und die Liebe der alten Welt verloren, so oft sie auch in Sonetten jetzt zur Schau getragen werden, und, nur in der allgemeinen Verwirrung (?) des Zeitalters thut sich mancher was darauf zu gute, wenn man in den modernsten Musenalmanachen Gedichte auf die Jungfrau Maria uns zu lesen gibt. Den Dunstkreis jener Zeiten haben wir schon fern hinter uns liegen, wo diese Figur noch ihre volle Bedeutung hatte.“ Nun wohl uns, würden wir dagegen ausrufen, wenn dieser *Dunstkreis* wirklich fern von uns ist, und nicht wieder mit Gewalt herbeygezogen und auf die Menschen niedergedrückt wird; oder wollen wir immer bey den ABCfiguren bleiben, weil sie doch schön gemalt sind? oder machte „die reine Gestalt der Jungfrau verehrt in heisser Andacht und Liebe, ein Vorbild und Spiegel jeder Tugend“ das Mittelalter etwa moralisch gut? oder gibt es nicht eine würdigere, jeder Zeit zu empfehlende, Achtung der Jungfrau, als jene tändelnde, die Phantasie entzückende, den Geist ertödtende? — 5. S. 99 Fragmente altdeutscher Gedichte. Die Gedichte sind schon bekannt und die Bruchstücke genommen von Bücherdecken, die man von Werken der Münchner Hof- und Centralbibl. abgelöset hat. Die Frage, ob sich davon wohl ein Gewinn für die Literatur erwarten lasse, beantwortet Hr. D. durch folgende Bemerkungen: 1. man hat bisher noch zu wenig Rücksicht auf Reinheit des Textes beym Abdruck der deutschen Gedichte genommen; man muss also ältern und bessern Handschriften und selbst Bruchstücken derselben nachforschen; 2. es ist lehrreich, die jetzt bedeutenden Abweichungen der Lesart in den verschiedenen Mspp. kennen zu lernen; 3. das Alter manches Gedichts lässt sich selbst nach den Fragmenten aus frühern Jahrhunderten genauer bestimmen; 4. die bibliograph. Kenntniss des Zeitalters der schwäb. Dichter wird dadurch erweitert. Die hier beschriebenen und zum Theil mitgetheilten Fragmente sind: 1. aus *Werners* Gedicht zu Ehren der Maria; die Handschrift muss sich aber an die erste Entstehung des Gedichts mehr angeschlossen haben, als das Exemplar, von welchem das Gedicht 1802 ist abgedruckt worden. Entweder hat der Vf. selbst sein

Digitized by Google

Gedicht nachher verbessert, oder ein kritischer Schreiber hat eine neue Recension geliefert; 2. aus dem Gedichte des Strickers vom Kriege Carls des Gr. gegen die Saracenen (in Schilteri Thes.); 3. aus dem Tristran des Gotfrid von Strasburg; 4. aus dem Parcifal des Wolfram von Eschenbach (eine der ältesten *handschriftl. Reliquien* der schwäb. Dichter); 5. aus dem Iwain des Hartmann von Ouwe; 6. aus Wolframs von Eschenbach Wilhelm dem Heiligen (die Casselsche Handschr., aus welcher Casparson das Werk herausgab, ist uncorrect, besonders in Anschung der Schreibart der Worte); 7. aus dem Titurel (der nach dem Urtheil des Vf., nebst den Nibelungen und dem Tristran unter die *höchsten* Erscheinungen der Poesie, nicht bloss des 13. Jahrh., sondern aller Zeit gehört, aber nur 1477 gedruckt worden ist). Adelung fand in der Vaticanbibl. ein paar Mss. davon, und hat auch Excerpte daraus mitgetheilt. 8. S. 124 Marginalien zu Fr. Adelungs Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelb. Bibl. in die Vatic. gekommen sind, 1796 und Fortgesetzte Nachrichten 1799. Hr. D. geht die sämtlichen Rubriken beyder Theile durch und berichtigt theils manche Fehler, theils knüpft er einige Zusätze daran. So wird S. 133 erinnert, dass unter dem Namen, der König Artus, gar kein altdeutsches Gedicht existirt habe, und dass ein von A. angeführter Artus nichts anders als der Ibain des Hartmann von Ouwe sey. Gelegentlich ist S. 141 f. angegeben, wie jetzt kritische Ausgaben des Drucks würdiger deutscher Gedichte einzurichten und zu besorgen wären. S. 149 ff. ist ein wichtiges Bruchstück aus dem Wilhelm von Orleans des Rudolph von Montfort richtig und dem Original gemäss abgedruckt, in welchem mehrere Rittergedichte jener Zeit genannt werden, von denen sieben nunmehr gedruckt sind, drey (oder den Wilhelm von Orleans selbst mit eingerechnet, vier) ungedruckt, sechs vielleicht gar nicht mehr vorhanden. S. 157 f. ist der Anfang des Rosengartenliedes aus dem Münchner Msp. mitgetheilt. S. 158 ff. von einer bisher unbekannt gebliebenen Reimchronik aus dem 14. Jahrh. in einer Münchner Handschrift gehandelt. 7. S. 171 Die zehn Gebote der Minne, ein Gedicht aus der letzten Hälfte des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrh. Die ums Jahr 1330 geschriebene Handschrift enthält auch die von Eschenburg herausgegebenen Sittensprüche des Dion. Cato, die an mehrern Orten daraus berichtigt und vermehrt werden können. 8. S. 189 Spicilegien zu den Sammlungen der Minnesinger aus dem schwäb. Zeitpunct (als Nachtrag zu den I. S. 96 mitgetheilten Gedichten). Nur ein paar ganze Lieder, übrigens Fragmente, aus einem in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. geschriebenen Msp., dessen Hauptinhalt eine Reihe gereimter latein. Lieder ausmacht; einige Lieder wechseln mit lat. und deutschen Versen ab, in einigen kommen auch französ. Brocken vor. Am Ende enthält die Handschrift noch ein paar Mysterien, und Hr. D. meynt, man könne dadurch auf die Vermuthung gerathen, die Handschrift sey in den Händen wandernder Sänger gewesen. Aus einer Stelle führt Hr. D. einen unbekannten deutschen Dichter, Helfrich von Lothringen, auf. 9. S. 209 Ungedruckte Gedichte gnomologischen Inhalts von dem Stricker. Hr. D. glaubt, dass der genannte Dichter sich in *dieser* Gattung einfacher guomol. Gedichte *zuerst* versucht habe, und theilt aus der schon im 1. Th. erwähnten Handschrift vom J. 1284, die aber nur einen geringen Theil der Strickerschen Moralitäten enthält, drey Stücke mit. 10. S. 228 Einige Spruchgedichte von dem Teichner aus einer fast gleichzeitigen Handschr. Dieser Dichter des 14. Jahrh., ein Oesterreicher, ist der zweyte, der eine beträchtliche Menge von Spruchgedichten dieser Art über die verschiedenartigsten Gegenstände hinterlassen hat; sie haben viele Aehnlichkeit mit den Strickerschen. Es sind hier drey mitgetheilt. 11. S. 239 Fortgesetzte Sammlung altdeutscher geistlicher und weltlicher Lieder, vorzüglich aus dem 16. Jahrh., vor N. 19—32. Wir gestehen, dass diese Sammlung uns am wenigsten gefallen hat. Das allermeiste ist platte und matte Reimerey. Das unsittliche Lied N. 20. (von 1606) sollte gar nicht die Sammlung verunehren. 12. S. 258 Neue Vorstellung des Absoluten in plattdeutschen Reimen (vom Verfasser, aus Bruchstücken eines 1803 von ihm projectirten Lustspiels über die verkehrten und leeren Tendenzen des Zeitalters — gehört also unter die „neu aufgefundenen Denkmäler" nur in so fern, als der Vf. es aus seinen Papieren wieder zusammen finden musste. 13. S. 268 Sammlung noch ungedruckter Gedichte von Heinrich Frauenlob, einem nicht unberühmten Dichter des 13. Jahrh. Sie stehen in der Jenaischen Handschr. des Meistergesangbuchs unmittelbar unter dem Namen des Konrad von Würzburg, und daher schrieb man sie auch ihm zu, aber aus innern und äussern Merkmalen zeigt Hr. D., dass sie dem Mainzer Doctor Frauenlob zukommen. Die Strophen, welche schon in der Maness. Sammlung standen, hat Hr. D. nicht mit abdrucken lassen, und die Gedichte auch in eine bessere Ordnung gestellt, als die der Handschr. ist. Die Erklärungen schwerer Stellen sollen erst künftig folgen. 14. S. 287 Zusätze und Verbesserungen. Eine völlig unbekannte Uebersetzung und Auslegung des Vater Unsers, die noch vor Ende des 8. Jahrh. geschrieben seyn soll, wird S. 288, eine Stelle aus dem Renner S. 293, eine aus dem Walschen Gast S. 295, ein Gedicht aus den Zeiten der Minnesinger S. 306, mitgetheilt. — Wer wird nach dieser Uebersicht des Inhalts nicht urtheilen, dass diese Miscellaneen zur Bereicherung unsrer Literaturgesch. viel beytragen, und den mühsamen, von Einsicht geleiteten, Fleiss des Verf. nicht dankbar ehren, wenn auch gleich nicht alles, was er zu Tage fördert, so wichtig seyn sollte, als es dem Vf. scheint. Der Enthusiasmus für die Reste der altdeutschen Poesie hat wohl sein Urtheil bisweilen bestochen, und sein Eifer unbillige Urtheile über kältere Forscher und wärmere Verehrer der alten Classiker erzeugt, aber dieser Enthusiasmus ist nöthig, um solche Früchte hervorzubringen und andern Lust zu ihrem Genuss zu machen. Gern würden wir noch seine der Aufmersamkeit sehr würdigen Ideen über eine bessere Bearbeitung der deutschen Literatur durchgehen (Vorr. Th. II.), wenn der Raum es verstattete, den diese Anzeige einnehmen konnte.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

127. *Stück, den 7. October* 1807.

MATHEMATIK.

Systematisches Lehrbuch der Arithmetik, abgefasst von *Heinr. Aug. Rothe*, (ehemals) ausserordentl. Prof. der Philos. zu Leipzig, wie auch der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen Correspondent. Erster Theil. Leipzig, bey Joh. A. Barth. 1804. 8. XL u. 366 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Auch mit dem Titel:

Handbuch der reinen Mathematik. Ersten Bandes erster Theil. *Arithmetik.*

Des Verfassers Absicht bey der Ausarbeitung dieses Lehrbuchs war, die Sätze der Elementar-Arithmetik mit sorgfältigster Beobachtung der mathematischen Methode in einem systematischen Zusammenhang darzustellen, so, dass sein Buch für den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft ungefähr das werden sollte, was Euklids Elemente für den damaligen Zustand der Arithmetik und Geometrie waren. Hiermit und mit der durch den zweyten Titel angedeuteten Absicht des Verfs., ein Handbuch der reinen Mathematik überhaupt zu schreiben, ist schon ein Gesichtspunct angegeben, wodurch sich dieses Lehrbuch von so vielen andern arithmetischen Lehrbüchern, deren seit einiger Zeit immer eine grosse Menge erscheint, unterscheidet. Man sieht, dass es vornemlich für den Gebrauch derjenigen bestimmt ist, welche die Elementar-Arithmetik gründlich-wissenschaftlich studieren wollen, und besonders solcher, deren Absicht ist, über diese hinaus weiter im Studium der Mathematik zu gehen, aber schon den Anfang darin nach einer systematischen Methode und mit der Gründlichkeit zu machen, mit welcher diese Wissenschaft im Ruhme steht, sich von jedem, dem es darum zu thun ist, erlernen zu lassen, um welche man sich aber in der That bisher bey dem Vortrag des arithmetischen Theils immer weniger als bey den andern Theilen dieser Wissenschaft bekümmert zu haben scheint, indem es weit eher gute Lehrbücher der Geometrie als gute Versuche einer demonstrativen Arithmetik von einiger Vollständigkeit gibt. Dieser Absicht des Verfs. entspricht denn nun auch die Ausführung auf eine sehr befriedigende Art.

Nach einer *Einleitung*, welche Erklärungen von Den ersten Grundbegriffen der Mathematik, von der Art, Grössen durch Zahlen auszudrücken, von der Arithmetik und den vier Species derselben enthält, werden in diesem *ersten Theile* folgende Materien abgehandelt. Das *erste Cap.* handelt von der Art, ganze Zahlen zu bezeichnen und auszusprechen, das *zweyte* von der Addition unbenannter Zahlen, das *dritte*, *vierte* und *fünfte* von den übrigen Rechnungsarten mit unbenannten Zahlen; das *sechste* von der Rechnung mit benannten Zahlen; das *siebente* von Potenzen; das *achte* von Maass, Vielfachen, absoluten und relativen Primzahlen und Zerfällung der Zahlen in ihre Factoren; das *neunte* von den Brüchen; das *zehnte* von zusammengesetzten Ausdrücken, additiven und subtractiven Grössen; das *eilfte* von negativen und entgegengesetzten Grössen. Der *zweyte Theil* des Lehrbuchs soll die fernern Lehren der Elementar-Arithmetik, als die Lehren von den Decimalbrüchen, von der Ausziehung der Quadrat- und Cubicwurzeln, von den Verhältnissen und Proportionen, und von den Logarithmen enthalten. Wir finden durch die ganze Bearbeitung bestätigt, was der Verf. in der Vorr. sagt: „Ich kann und darf mir das Zeugniss geben, dass ich auf die Ausarbeitung dieses Lehrbuchs vielen Fleiss und Sorgfalt verwendet habe;“ und wir bedauern den Hrn. Verf. über dasjenige, was er weiter hinzufügt: „Dennoch aber fürchte ich, dass bey den drückenden Verhältnissen, in denen ich es niederschrieb, und welche mir die dazu nöthige Heiterkeit des Geistes oft raubten, noch viele Mängel und Lücken darin sich finden dürften.“ Nach des Rec. Ueberzeugung ist der Fleiss und die Genauigkeit, mit welcher sich der Verf. bemüht hat, durchgängig den Gesetzen der strengen Methode Genüge zu leisten, unverkennbar; man findet überall bestätigt, was er in der Vorr. sagt, „dass er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht habe, keinen Satz, sey er auch noch so einleuchtend und einfach, als Grundsatz

Digitized by Google

oder Axiom aufzuführen, der sich auf andere noch einfachere Sätze gründet, und also bewiesen werden kann;" überall die übrigen Regeln einer guten und strengen Methode beobachtet. Als Belege dieser Genauigkeit wollen wir einige Beyspiele anführen, welche auch in so fern zu einer Auszeichnung geeignet sind, als der Vf. in den Materien, welche sie betreffen, einen von dem gewöhnlichen etwas verschiedenen Weg einschlagen zu müssen geglaubt hat.

In der Einleitung gibt der Verf. vom *Dividiren* folgende Definition: „*Dividiren* heisst eine Grösse finden, die mit einer gegebenen ungenannten Zahl multiplicirt, eine gegebene Grösse hervorbringt. Die gegebene unbenannte Zahl heisst der Divisor, die gegebene Grösse der Dividend, und die zu suchende Grösse der Quotient. Es müssen demnach der Dividend und Quotient gleichartige Grössen, der Divisor aber allemal eine unbenannte Zahl seyn." Und in der Vorrede bemerkt er hierüber: „Ausser dieser *Definition*, welche ich *die erste* nenne, pflegt man noch folgende *andere* aufzustellen: *Dividiren* heisst untersuchen, wie viel mal eine gegebene Grösse, die der Divisor heisst, in einer andern gegebenen Grösse, die der Dividend heisst, enthalten ist; die zu suchende Zahl heisst der Quotient. Auf die *erste Definition* passt der Name der Species Division, auf die *zweyte* aber der Name dessen, was durch sie gefunden wird, Quotient. Dass diese beyden Definitionen nicht einerley sind, fällt in die Augen; denn wenn der Dividend nicht eine unbenannte Zahl ist, so muss nach der ersten Definition der Divisor eine unbenannte, der Quotient aber eine benannte, mit dem Dividend gleichartige Grösse, nach der andern aber der Divisor eine benannte mit dem Dividend gleichartige Grösse, und der Quotient eine unbenannte Zahl seyn. Nur wenn der Dividend eine unbenannte Zahl ist, ist es in Rücksicht des Resultats einerley, welche von beyden Definitionen man zum Grunde legt. Dieses muss aber erst bewiesen werden; also wäre es doch in der That besser gewesen, zwey ganz verschiedene *Operationen* (?) nicht mit einerley Namen zu belegen; ich habe in dieser Rücksicht diese Definitionen in der Folge genau unterschieden, auch hin und wieder für letztere ein eignes Zeichen, nämlich das Semicolon, gebraucht, und dagegen das gewöhnliche Divisionszeichen oder das Colon für die erstere beybehalten." Es fragt sich hierbey: *erstlich*, ob es nicht überhaupt besser wäre, die Definition der vier Rechnungsarten auf Zahlen einzuschränken, und den Begriff Grösse nicht hineinzunehmen. Die Wörter Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, Dividiren werden eigentlich von abstracten Zahlen, und durch eine leichte Art von Metonymie von benannten Zahlen oder von gezählten Grössen gebraucht; von Grössen aber, die nicht gezählt werden, eigentlich nicht. In der Geometrie z. B. ist es wenigstens dem Sprachgebrauch der Alten gemäss, dass man sagt, wenn von geometrischen Grössen die Rede ist, solche hinzufügen oder hinzusetzen, wegnehmen, ein bestimmtes Vielfaches, einen bestimmten Theil von ihnen nehmen. Man sagt aber nicht, eine gerade Linie z. B. durch 3 dividiren, wenn der dritte Theil von ihr genommen werden soll; oder eine gerade Linie durch eine andere dividiren, wenn untersucht werden soll, wie viel mal die letztere in der erstern enthalten sey. Der Geometer, der eine gerade Linie, oder ein Dreyeck, oder irgend eine Figur in 3 gleiche Theile getheilt hat, ist nicht gewohnt, eins dieser Drittel den Quotienten jener Linie oder Figur durch 3 zu nennen. — Euklides redet in seinen arithmetischen Büchern auch immer nur von abstracten Zahlen; das Wort Grösse kommt bey ihm in diesen Büchern nicht vor: dagegen das ganze fünfte blos von Grössen handelt; und dieses gehört zur allgemeinen Grössenlehre. — Vielleicht aber möchte jene Ausdehnung der Benennungen der vier Rechnungsarten auf Grössen überhaupt um der Algebra willen nöthig seyn, zu welcher der Vf. schon in der Arithmetik den Grund legen wollte; z. B. auf die Fälle, wo man bey Auflösung geometrischer Aufgaben Gleichungen zwischen geometrischen Grössen sucht, und bey diesen Gleichungen jene Rechnungsarten gebraucht? Hier werden freylich solche Grössen oft auch, dem Scheine oder einem weisen Sprachgebrauche nach, mit einander multiplicirt: worauf aber alsdann, und mit Recht, seine Definition vom Multipliciren nicht mehr passt, sondern man hat in solchen Fällen sich entweder dadurch zu verständigen, dass man die für geometrische Grössen gebrauchten Charaktere als Zeichen von Zahlen, auf eine gewisse Einheit bezogen, ansieht, oder durch die Bemerkung, dass die scheinbar arithmetischen Operationen, die man vornimmt, gewisse entsprechende geometrische vorstellen, wie sich z. B. Produkte und Rectangel entsprechen und dergleich. Dieses voraussgesetzt, kann nun *zweytens* die Frage seyn, ob man nicht, wenn man bloss auf unbenannte Zahlen sieht, statt jener doppelten Definition des Dividirens eine einzige zum Grunde legen könnte, welcher jene beyden subordinirt, und in welcher sie enthalten wären; nämlich, *Dividiren* heisse von einer gegebenen Zahl als Produkt, wovon ein Factor gegeben ist, den andern Factor suchen. Hat man es nun mit benannten Zahlen zu thun, und ist z. B. die Frage, den dritten Theil von 21 Thalern zu finden; so ist offenbar, dass man so viel Thaler zu nehmen hat, als der dritte Theil von 21 besagt; den dritten Theil von der Zahl 21 aber finden, heisst eine Zahl finden, welche, dreymal genommen, 21 gibt, und zu einem Factor desselben, nämlich 3 (welches hier der Multiplicator ist) den andern Factor (also den Multiplicandus) finden. Ist aber die Frage, wie vielmal 3 Thaler in 21 Thalern enthalten seyen, so ist die Antwort (nach *Rothe's* V Cap. 8. Grundsatz): so vielmal, als 3 in 21 enthalten ist, oder als die Zahl besagt, die angibt, wie vielmal 3 die Zahl 21 sey: also ist hier wiederum zu dem Producte 21, und dem einen Factor 3 (welches hier der Multiplicandus ist) der andere Factor, hier also der Multiplicator zu finden. Dass

nun in beyden Fällen, man mag nach dem dritten Theil von 21 fragen, oder fragen, wie oft 3 in 21 enthalten sey, das ist, man mag zum Product 21 und zum Multiplicator 3 den Multiplicandus, oder zum nämlichen Product 21 und zum Multiplicandus 3 den Multiplicator suchen, einerley Zahl zur Antwort kommen müsse, folgt aus dem, was (IV. Cap. 4.) bewiesen worden ist, dass es einerley Product gebe, welche von zwey gegebenen Zahlen man zum Multiplicator, und welche man zum Multiplicandus machen mag. Aber freylich, wenn die Division nicht aufgeht, oder der Quotient einen Bruch angehängt bekommt, ist die Deduction der Einerleyheit des Resultats etwas schwieriger, welche Schwierigkeit auch Hr. *Rothe* nicht umgangen noch versteckt, sondern offen dargelegt und zu überwinden sich bemüht hat. Fragt man z. B. nach dem dritten Theil von 23 Thalern, so ist dieser, da $23 = 21 + 2$ ist, 7 Thaler, (nämlich der dritte Theil von 21 Thalern) und noch der dritte Theil von 2 Thalern, das ist (nach IX. Cap. 8. 4) $\frac{2}{3}$ Thaler, zusammen also $7\frac{2}{3}$ Thaler. Fragt man aber, wie vielmal 3 Thaler in 23 Thalern enthalten seyen, und soll die Antwort, $7\frac{2}{3}$ mal, deducirt werden, so wird zu dieser Deduction der Satz oder vielmehr die Annahme der Redensart erfordert, dass 3 Thaler in 2 Thalern $\frac{2}{3}$ mal enthalten seyen, oder dass $\frac{2}{3}$ mal 3 Thaler $=$ 2 Thalern, das ist, ebendasselbe, wie 2 Drittel von 3 Thalern seyen, was eine Ausdehnung des ursprünglichen Begriffs der Multiplication, nach welchem der Multiplicator eine ganze Zahl seyn soll, auf den Fall ist, wo dieser ein Bruch ist; welche Ausdehnung im IX. Cap. (16.) gerechtfertigt wird. — Noch bemerkt man im fünften Capitel, dass der Verf. die *Auflosung* der verschiedenen Aufgaben der Division unbenannter Zahlen, ungeachtet er bis dorthin nur seine erste Definition zu Grunde gelegt hatte, doch so einleitet, als ob man mit der Division nach der zweyten Definition zu thun hätte: wir wollen damit nicht läugnen, dass seine *Beweise* dort, dessen ungeachtet, bündig seyen; aber es sieht doch so aus, als ob sich hier der Begriff der zweyten Definition unwillkührlich aufgedrungen, und der Verf. ihn wenigstens für seine dortige Absicht bequemer gefunden hätte. — Unsere ganze Bedenklichkeit betrifft nicht die Sache, sondern bloss die Form und Methode des Vortrags: es ist nicht davon die Rede, als ob irgend etwas Unrichtiges oder Unlogisches in dem Verfahren des Verfs. wäre, sondern bloss davon, ob es nicht möglich und der Mühe werth wäre, mit Vermeidung des Anstössigen, welches eine doppelte Definition hat, der Sache im systematischen Vortrag eine andere Gestalt abzugewinnen.

Besonders zeichnet sich dieses Lehrbuch aus durch die gründliche Behandlung der Lehren, welche den Gegenstand des achten Capitels ausmachen, und welche theils an sich selbst merkwürdig, theils zu einem gründlichen Vortrage des Folgenden nothwendig sind, wo die Brüche abgehandelt worden, wie auch da, wovon erst im zweyten Theile gehandelt werden wird, wo bey der Theorie der irrationalen Wurzeln der Satz zu beweisen ist, dass, wenn die Quadratwurzel einer Zahl sich nicht durch eine ganze Zahl genau ausdrücken lässt, dieselbe auch durch keine Zahl mit einem angehängten Bruche genau ausgedrückt werden könne. Zum Beweis hievon ist bekanntlich der Satz erforderlich: dass, wenn das Product zweyer Zahlen sich durch eine Primzahl messen lässt, nothwendig eine jener zwey Zahlen sich durch diese Primzahl messen lassen müsse. Da von diesem interessanten Satze ein bindender und nicht allzuweitläufiger Beweis zu wünschen ist, kein solcher aber, so viel wir wissen, im Umlaufe zu seyn scheint; (häufig wird in den Lehrbüchern der Satz entweder selbst unbewiesen stillschweigend angenommen, oder es werden zum Beweise desselben andere unbewiesene Prämissen gebraucht; selbst derjenige, der im siebenten Buche Euklids enthalten ist, scheint, mit allen Vordersätzen, auf welche er sich gründet, betrachtet, einige Schwierigkeit zu haben; man vergleiche auch von *L'Huilier's Algebra* die deutsche Ausgabe, wo ein etwas weitläufiger Beweis gegeben, und die neuere französische, wo eine unerwiesene Prämisse bey dem Beweise vorausgesetzt wird;) da endlich in diesen Blättern bey der Recension von *Lacroix's Algebra* I. Th. ein Beweis jenes Satzes aus diesem letztern Werke mitgetheilt worden ist: so glauben wir mathematikverständigen Lesern nichts Unangenehmes zu erweisen, wenn wir auch hier im Vorbeygehen einen Beweis von jenem Satze einrücken, wie er sich aus den Sätzen von *Rothe's* achtem Capitel, verbunden mit einigen Euklidischen, deduciren lässt. Er gründet sich auf einige Sätze, welche vorangeschickt werden müssen.

Lehnsatz. (*Rothe* Lehrs. 9. Nach *Gaspar Lax Arithmetica speculativa* I, 15 ausgedrückt:) Wenn die erste Zahl die zweyte durch eine vierte misst, und die zweyte die dritte durch eine fünfte: so misst die erste die dritte durch das Product aus der vierten und fünften.

Satz I. (*Rothe* 14.) Die kleinste zweyen Zahlen A, B messbare Zahl E misst jede andere denselben messbare Zahl F. *Beweis.* Wenn E die F nicht misse, so würde F, durch E gemessen, einen Rest $R < E$ übrig lassen; und demnach würde der Unterschied $F - R$ durch E gemessen: aber E wird durch A und B gemessen; folglich würde $F - R$ durch A und B gemessen. Nun wird auch F durch A und B gemessen. Folglich würde auch R durch A und B gemessen: mithin wäre R eine kleinere den beyden A, B messbare Zahl als E; also E nicht die kleinste, welches der Voraussetzung widerspricht.

Satz II. (*Rothe* 14. *Zus.*) Wenn A und B Primzahlen zu einander, und C, D zwey andere sind, so, dass $A \times D = B \times C$, so ist $A \times D$ die kleinste den beyden C, D messbare Zahl. *Beweis.* Wäre $A \times D$ nicht die kleinste den beyden C, D messbare Zahl; so sey es eine andere $E < A \times D$: und C messe die E durch G, D messe die E durch H. So wird

auch (*Satz I.*) E die A×D oder B×C messen: sie messe sie durch K. So misst folglich (nach dem *Lehnsatz*) D die A×D durch H×K, C die B×C durch G×K: folglich ist A=H×K, B=G×K. Also hätten A und B die K zum gemeinschaftlichen Maasse, wären also nicht Primzahlen zu einander; gegen die Voraussetzung.

Satz III. (*Rothe* 16.) Wenn wiederum A und B Primzahlen zu einander, und C, D zwey andere von der Beschaffenheit sind, dass A×D=B×C; so misst A die C, und B die D. *Beweis.* Vermöge des vorhergehenden Satzes ist A×D=B×C die kleinste den beyden C, D messbare Zahl, sie misst folglich (*Satz I.*) jede andere den beyden C, D messbare Zahl, misst also auch das Produkt C×D: das ist, es misst A×D die C×D, und B×C die C×D; folglich misst A die C, und B die D.

Satz IV. (*Eucl. El.* VII, 25.) Wenn zwey Zahlen Primzahlen zu einander sind; so ist eine dritte, welche die eine derselben misst, auch eine Primzahl zu der andern. *Beweis*, wie bey Euklid.

Satz V. (*Euklids* VII, 26.) Wenn zwey Zahlen A, B Primzahlen zu einer dritten C sind; so ist auch das Produkt aus ihnen A×B eine Primzahl zu dieser dritten. *Beweis.* Wären A×B und C nicht Primzahlen zu einander, so werden sie von einer Zahl E gemessen; es sey F die Zahl, nach welcher A×B von E gemessen wird, so dass A×B=F×E. Da nun A, C Primzahlen zu einander sind, und C von einer dritten E gemessen wird; so sind auch A u. E Primzahlen zu einander (*Satz IV.*). Folglich (*Satz III.*) misst E die B; aber auch die C; folglich die beyden B und G; welches unmöglich, da B und C Primzahlen zu einander sind. — (Diese beyden letztern Sätze sind eigentlich nicht nothwendig zum folgenden. Wir setzen den Beweis von letztern nur bey, weil, wer von Satz VI. einen andern Beweis als den Euklidischen verlangt, ihn auch von Satz V. verlangen wird.)

Satz VI. (*Eucl. El.* VII, 32.) Wenn das Produkt zweyer Zahlen A, B von einer Primzahl C sich messen lässt; so lässt sich von derselben eine der beyden Zahlen messen. *Beweis.* Misst C nicht die A; so können, da C eine Primzahl ist, also kein Maas hat als die Einheit, C und A kein gemeinschaftliches Maas ausser der Einheit haben, sind also Primzahlen zu einander (vergl. Eucl. VII, 31.). Es sey D die Zahl, nach welcher A×B von C sich messen lässt, so dass A×B=C×D. Da nun A, C Primzahlen zu einander sind; so misst (*Satz III.*) C die B. Eben so wird bewiesen, wenn C die B nicht misst, dass sie alsdann die A messe.

Der dritte dieser Sätze lässt sich (nach *Rothe* S. 189.) noch auf eine andere Art beweisen, mit Voraussetzung des *Lehnsatzes:* Wenn zwey Zahlen Primzahlen zu einander sind; so lassen sich zwey Vielfache derselben finden, die nur um 1 unterschieden sind. (*Rothe* behandelt diese Aufgabe nach der gewöhnlichen Manier als Zusatz zu der Aufgabe: den grössten gemeinschaftlichen Theiler zweyer Zahlen zu finden. Nach *Lagrange* in seinen *Zusätzen zu Eulers Algebra* ist *Bachet von Meziriac* der erste, der eine Auflösung jener Aufgabe, die wir hier als Lehnsatz setzten, gegeben hat. Rec. hat aber in des viel ältern *Gaspar Lax* oben angeführter *Arithmetica Speculativa*, Parisiis [nur die Jahrzahl kann Rec. jetzt nicht bestimmt angeben] eine sinnreiche Auflösung jener Aufgabe gefunden.) Jenen Lehnsatz also vorausgesetzt, so lässt sich der obige dritte Satz folgendermassen beweisen: Wenn A und B Primzahlen zu einander sind, und A×D=B×C; so misst A die C und B die D. Denn da A und B Primzahlen zu einander sind; so finde man zwey Vielfache derselben, die nur um 1 unterschieden sind; sie seyen pA, qB, und pA das grössere; $pA-qB=1$. Da nun A×D=B×C; so ist $p\times AD=q\times BC$; und da $pA=qB+1$, so ist $p\times AD=q\times BD+D$, folglich $p+BC=q\times BD+D$; also $(pC-qD)\times B=D$, und daher auch $(pC-qD)\times A=C$. — Soviel von dieser Materie.

Insbesondere sind im *achten Cap.* die Methode, den grössten gemeinschaftlichen Theiler zweyer gegebenen Zahlen zu finden, mit vielen Folgerungen und Zusätzen, und was damit in Verbindung steht, im folgenden Cap. die Aufgaben, einen gewöhnlichen Bruch durch einen Kettenbruch, und umgekehrt, auszudrücken, ebenfalls mit interessanten Corollarien vorgetragen, und also letztere Materie endlich einmal, wie billig, in die Elementar-Arithmetik aufgenommen worden; im Anhange ist noch von den cyklischen Perioden gehandelt worden.

Im *zehnten* und *eilften* Cap gibt sich der Verf. viele Mühe, Licht über die Lehre von positiven und negativen Grössen zu verbreiten. Er bemerkt in der Vorrede, dass *Klügel* zuerst im *Hindenburgischen Archive* mit Recht erinnert habe, dass additive und subtractive Grössen von positiven und negativen unterschieden werden sollten, und dass, wenn man den Unterricht über die arithmetischen Species mit zusammengesetzten Ausdrücken auf die entgegengesetzten Grössen begründe, in den Ideen der Anfänger nothwendig Dunkelheit und Verworrenheit entstehen müsse: er trägt alsdenn, übereinstimmig mit *Klügel* am angef. Orte, Sätze über Summen und Differenzen, und über die Multiplication zusammengesetzter Ausdrücke, ganz recht auf eine von dem Begriff entgegengesetzter Grössen unabhängige Art bewiesen, vor (was auch hie und da schon anderswo, wie z. B. in Maclaurin's und L'Huilier's Algebra, nur nicht so systematisch, geschehen ist): und dieses gehört mit Recht in eine demonstrative Arithmetik von der Anlage des gegenwärtigen Lehrbuchs. Die bey diesen Sätzen Statt findenden Einschränkungen hätten aber billigerweise in dem Vortrag der Sätze selbst, nicht erst im Anhange bemerkt werden sollen. Was aber eigentlich den Gegenstand der beyden letzten Cap. betrifft; so zweifelt Rec., ob derselbe nicht besser erst auf die Abhandlung der Algebra verschoben, als zur Arithmetik gezogen würde. „Genau genommen," sagt der Vert. in der Vorrede, „ist

die Lehre von den entgegengesetzten Grössen nichts anders, als eine weit getriebene Analogie. Will man also die Regeln, wie mit positiven und negativen Grössen gerechnet wird, oder die Regeln, nach denen die Species der Arithmetik mit denselben verrichtet werden, finden; so kann man nichts weiter thun, als die in den vorigen Capiteln angeführten Sätze, welche lehren, wie Differenzen addirt, subtrahirt und multiplicirt werden, und welche Anfangs nur für solche Differenzen, deren Minuend grösser, oder doch wenigstens nicht kleiner als der Subtrahend ist, erwiesen waren, *der Analogie nach und ohne Beweis* auch auf negative Differenzen auszudehnen sich erlauben, und sehen, was für Resultate herauskommen, und ob diese Resultate sich widersprechen oder nicht." Wenn aber dem so ist, so muss man gestehen, dass, wenn man alsdenn in dieser Materie doch von Beweisen spricht, das Wort Beweise in einem weitern Sinne genommen werde, als es bey den vorherigen arithmetischen Beweisen der Fall war: alsdenn aber, könnte man denken, möchte es für den Lehrling der Mathematik nicht zum Besten gerathen seyn, ihm sobald zum Anfange etwas als Beweis vorzulegen, was ihm doch als hinter den Beweisen, an welche er sich bisher gewöhnt hatte, merklich zurückstehend, und gleichsam nur bittweise diese Benennung zulassend vorkommen kann. Wir nehmen zum Beyspiel den Beweis des Lehrsatzes 6 in Cap. XI. „I. Wenn man bey einem Produkte aus zween positiven oder negativen Factoren statt eines Factors das Entgegengesetzte nimmt, den andern aber ungeändert lässt; so geht das Produkt auch in das Entgegensetzte über. II. Wenn man aber statt beyder Factoren das Entgegengesetzte nimmt, so bleibt es ungeändert." Der Beweis wird so geführt. Im IV. und IX. Cap. ist bewiesen worden, „dass, wenn K und m ganze oder auch gebrochene positive Zahlen, und C und B gleichartige Grössen jeder Art bedeuten, alsdenn sey

„$(K-m).(C-B)=(K.C+m.B)-(K.B+m.C)$"

Dieses hat seine Richtigkeit; aber es wurde unter der Bedingung bewiesen, dass $K>m$, und $C>B$ sey. Nun fährt der Verf. fort: „Verwechselt man hier K und m, so erhält man

„$(m-K).(C-B)=(m.C+K.B)-(m.B+K.C)$.

„Verwechselt man aber C und B, so findet sich

„$(K-m).(B-C)=(K.B+m.C)-(K.C+m.B)$.

Vergleicht man nun die erste dieser Gleichungen mit der zweyten und dritten, so ergibt sich daraus I; vergleicht man aber die beyden letzten mit einander, so ergibt sich II." Dieses Verwechseln supponirt aber zugleich, dass die erste Gleichung, welche für $K>m$, $B>C$ bewiesen war, auch noch gelte für $m>K$, $C>B$. Sonst gälte die zweyte Gleichung nur für $m>K$, und $B>C$; die dritte nur für $K>m$, und $B>C$; es soll aber in allen dreyen von einerley K, m, B, C die Rede seyn. Ist nun dieses, so ist in der ersten Gleichung für $K>m$, $C>B$, die Rede von etwas, das wirklich existirt; denn alsdenn gibt es ein $K-m$, und ein $C-B$: in den zwey andern aber kommt man auf etwas, das nicht mehr existiren kann, sondern ein blosses Zeichen ist. Die Bedeutung dieses Zeichens hat ihre Theorie; diese Theorie gehörte aber vielleicht nicht eigentlich in die Elementar-Arithmetik; sie gehört zur Theorie der algebraischen Zeichensprache, wo man erklärt, was es für Vortheil habe, von der Frage, ob K > m oder < m, ganz zu abstrahiren, und mit den Zeichen fortzuoperiren, ohne auf die Sache zurückzusehen, bis zum Ende, wo man das Resultat erhält, und alsdenn den Sinn kennen lernen muss, welchen eine negative Antwort in Beziehung auf die ursprüngliche Frage hat. Der Verf., der die Materie von den entgegengesetzten Grössen in diesem eilften Cap. mit so viel Fleiss und Genauigkeit, als wohl noch nirgends geschehen ist, ausgearbeitet hat, wird übrigens am besten selbst theils beym Unterricht, theils auch vielleicht bey dem Vortrag des algebraischen Theils, wenn er auf dessen Bearbeitung kommt, Gelegenheit haben sich zu überzeugen, ob er sich bey dem in diesem Lehrbuche eingeschlagenen Wege überall befriedigt finde.

Rec. glaubt, nicht zu weitläufig gewesen zu seyn, um auf dieses ausgezeichnete schon 1804 erschienene Lehrbuch aufmerksam zu machen, und sieht der Fortsetzung desselben mit schnlicher Erwartung entgegen.

Anfangsgründe der Mathematik, zum Gebrauch für Schulen und für Selbstlehrlinge, in sokratischer Lehrart abgefasst von *M. A. von Winterfeld*, königl. preuss. Major. *Erster Theil*, welcher den Anfang der Geometrie enthält. Dritte verbesserte Auflage. Braunschweig, 1806. in der Schulbuchhandlung. 8. XVI u. 274 S. *Zweyter Theil*, welcher die Arithmetik enthält. Dritte Ausg. Braunschw. 1807. in der Schulbuchh. 552 S. *Dritter Theil*, welcher die Fortsetzung der Geometrie enthält. Dritte verb. Aufl. Braunschw. 1807. 168 S. *Vierter Theil*, welcher die Trigonometrie enthält. Braunschw. 1807. 224 S. (4 Thlr.)

Der erste u. dritte Theil auch mit dem besondern Titel:

Anfangsgründe der Geometrie, in sokratischer Lehrart abgefasst von *M. A. von Winterfeld*. Erster und zweyter Theil. Dritte verb. Aufl. Braunschweig, 1807.

Der vierte Theil auch mit dem besondern Titel:

Anfangsgründe der ebenen Trigonometrie, in sokratischer Lehrart abgefasst von *M. A. von Winterfeld*. Braunschw. 1807. (Besonders, 20 gr.)

Der Verf. bemerkt in Absicht auf die drey ersten Theile, dass das Buch schon in der zweyten Ausgabe

Digitized by Google

fast ganz umgearbeitet erschienen, und grösserer Bequemlichkeit wegen die Zeichnungen dem Texte einverleibt worden seyen; und dass man sich durch Vergleichung überzeugen werde, dass auch diese dritte Ausgabe auf jedem Blatte Spuren der bessernden Hand trage. Uebrigens beweisen schon diese vervielfältigten Ausgaben, dass das Werk dem Publikum schon hinlänglich bekannt, und für seinen Zweck brauchbar befunden worden sey. Nur der vierte Theil, der die Trigonometrie enthält, ist neu hinzugekommen: der Verf. handelt darin in fünf Abschnitten von den trigonometrischen Linien §. 1—60; Zusammensetzung der trigonometrischen Linien §. 61—79; von den trigonometrischen Tafeln §. 80—105; trigonometrische Auflösung der Dreyecke §. 106—142; Anwendung der Trigonometrie auf das Feldmessen §. 143—145; trigonometrische Kreismessung §. 146—165. Auch hier ist die Lehrart ganz übereinstimmend mit dem Vortrag in den vorhergehenden Theilen: und hat demnach auch dieser Theil denselben Beyfall wie die vorhergehenden zu erwarten. Die Reihe ist nun an der Stereometrie, welche nebst der sphärischen Trigonometrie nächstens folgen soll.

1) *Sylv. Franc. Lacroix's Anfangsgründe der Geometrie.* Nebst einer Abhandlung über die in diesen Anfangsgründen zu befolgende Ordnung, über die Art sie abzufassen, und über die Methode in den mathematischen Wissenschaften überhaupt. Aus dem Französ. übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *E. M. Hahn*, kön. preuss. Kammerconducteur. Mit 7 Kupfertafeln. Berlin, 1806. 8. in der Frölichischen Buchhandlung. CXII u. 292 S. (1 Thlr. 16 gr.)

2) *Weitere Ausführung zu Lacroix's Geometrie*, oder Versuch einer Geometrie über die ebenen und krummen Oberflächen, nebst Anfangsgründen der Perspective, zum besondern Gebrauch für Architecten, und für die ausübenden Messkünstler überhaupt. Aus d. Franz. übersetzt von *E. M. Hahn*, kön. preuss. Kammerconducteur. Mit 10 Kupfertaf. Berlin, 1806. 8. bey Heinr. Frölich. XXXVI und 166 S. (1 Thlr. 4 gr.)

3) *Sammlung verschiedener Aufgaben der Geometrie*, aufgelöst und bewiesen durch die algebraische Analysis; als eine weitere Ausführung zu Lacroix's Trigonometrie und höherer Geometrie, von *Louis Pouissant* (sic), Prof. der Mathem. Aus d. Franz. übersetzt von *E. M. Hahn*, kön. preuss. Kammercond. Mit 2 Kupfert. Berlin, 1806. 8. in der Frölichischen Buchh. XVI u. 125 S. (16 gr.)

4) *Gaspard Monge's Anfangsgründe der Statik.* Aus dem Franz. übersetzt und mit Erläuterungen versehen von *E. M. Hahn*, kön. preuss. Kammercond. Mit 5 Kupfern. Berlin, 1806. 8. in der Frölichischen Buchh. VIII u. 180 S. (20 gr.)

Die Geometrie N. 1. ist auf eine Art abgefasst, welche meistentheils mit derjenigen übereinstimmt, die man seit geraumer Zeit an den bessern französischen Lehrbüchern dieser Wissenschaft gewohnt ist (zu deren Eigenthümlichem vornemlich gehört, dass die Ordnung der Sätze, wie es in der Vorrede heisst, der der Abstractionen angemessen ist, indem zuvörderst die Eigenschaften der Linien, dann die der Flächen, und endlich die der Körper betrachtet werden; worin, wie ebenfalls in der Vorrede bemerkt wird, *Arnaut* in seinen zu *Paris* 1667 zum erstenmal gedruckten *Anfangsgründen der Geometrie* den Vorgang gemacht hat). Das nemliche gilt von der *Statik* von *Monge* N. 4. Die sogenannte *weitere Ausführung der Geometrie* N. 2. ist ein Originalwerk von Lacroix: es betrifft die Theorie der drey Dimensionen und Anwendung der Methode der Projectionen auf dieselbe. In den Büchern der Steinschneider sind von diesem Gegenstande meistens nur Fragmente zu finden. In diesem Werke wird zuerst eine Reihe von Elementaraufgaben in Betreff der Ebenen aufgelöst, die denen, welche die Bücher der Geometrie in Betreff der Linien darbieten, analog sind; sie sind dergestalt geordnet, dass die Auflösungen der vorhergehenden zu denen der folgenden dienen; die Abhandlung soll sowol denjenigen brauchbar seyn, die sich auf die geometrische Kenntniss einschränken, als auch zugleich dem Leser den Weg bahnen, der sie auf die Künste anwenden will. Ausser den Ebenen aber und den runden Körpern, welche man in den Anfangsgründen der Geometrie betrachtet, behandelt der Verf. auch noch die einfachsten krummen Oberflächen, welche in den construirenden Künsten von häufiger Anwendung sind, und schliesst mit einer kurzen Darstellung einiger allgemeinen Methoden, die Körper in Perspective zu setzen.

Das Werk N. 3. stellt einen praktischen Anhang zu den *Anfangsgründen der Anwendung der Algebra auf die Trigonometrie und höhere Geometrie von Lacroix* vor, welchem *Lacroix* selbst das günstige Zeugniss ertheilt: „Wenn man, um mit meinem Werke vertraut zu werden, eines Commentars bedürfen sollte, so würde ich das Werk von Puissant (*sic*) vorschlagen. Dieser geschickte Professor — hat sein Werk mit elegant aufgelösten Aufgaben angefüllt, welche den Zöglingen, die sich üben wollen, von grossem Nutzen seyn können." Bey den Auflösungen der Probleme wird meistens die Methode der Coordinaten gebraucht: welche in vielen Fällen zu ziemlich einfachen Auflösungen führt; manchmal aber, wie es scheint, auch zu etwas Gezwungenen; wie es zu gehen pflegt, wenn man überall beharrlich nach Einer Methode verfahren will. S. 27 wird ein

Digitized by Google

geometrischer Satz bemerkt, von welchem der Verf. sagt, dass er ihn noch nirgends angeführt gefunden habe; nämlich „wenn man zwey Seiten eines Dreyecks in einerley Anzahl gleicher Theile theilt, und von den Theilungspuncten nach den gegenüberstehenden Winkeln gerade Linien zieht; so werden die correspondirenden derselben einander in Punkten schneiden, welche auf der durch die Mitte der Basis und durch den gegenüberstehenden Scheitel gehenden Geraden liegen;", welcher sich auch auf diesen reducirt: Wenn zwey Seiten eines Dreyecks in proportionelle Theile getheilt, und von den Theilungspuncten an die gegenüberstehenden Winkel an der Grundlinie gerade Linien gezogen werden: so liegt dieser letztere Durchschnittspunct in der geraden Linie, die vom Scheitel an die Mitte der Grundlinie gezogen wird. Dieser Satz lässt sich ohne viele Schwierigkeit geometrisch erweisen.

Was nun die Bearbeitung des Hrn. *Hahn* betrifft, so wollen die Zusätze nicht viel besagen; die Uebersetzung ist meist richtig, und der Text, besonders in N. 4. correct, bey welcher letztern Schrift auch ein Verzeichniss der zu machenden Verbesserungen und Druckfehler angehängt ist. In den drey erstern fehlt ein solches Verzeichniss, und bey diesen dürfte es in der That gross ausfallen; besonders fehlt es der Geometrie N. 1. sehr an Correctheit; es finden sich dort Fehler in den Zeichnungen, viele Fehler im Texte, besonders bey den Buchstaben, die sich auf die Figuren beziehen, am meisten bey den accentuirten; auch die Uebersetzung selbst scheint uns in diesem Buche besonders viele Spuren der Eilfertigkeit an sich zu tragen. Wir bemerken nur ein paar auffallende Uebersetzungsfehler. In N. 1. S. XXXIV. „Von diesem sonderbaren *Uebergange;*" wo es *Stelle* heissen sollte (*passage* im Französischen). In N. 2. ebenso S. XXII. „einen *Uebergang* von Emil," statt „eine *Stelle* im Emil" (Rousseaus). In N. 4. S. 24. „wenigstens so lange sie nicht" statt „wenn sie nicht" (wahrscheinlich im Französischen *à moins que*); wodurch der Sinn schief dargestellt wird.

GEBURTSHÜLFE.

In quaestionem ab ill. societate medica Tolosana praemio expositam: utrum forcipis usus in arte obstetricia utilis sit an nocivus? respondet J. P. Weidmann, Philosoph. et Medicin. Doct. Chirurg. et art. obstetric. in scholis olim Moguntiac. Prof. p. ordin. et plurium societatum literar. socius. Moguntiaci curante J. Wirth, in 4 maj. p. 41. c. tab. aenea MDCCCVII. (16 gr.)

Die Gesellschaft der Aerzte zu Toulouse warf bekanntlich im Jahre 1805 die Frage auf: ob der Gebrauch der Zange in der Geburtshulfe nützlich oder schädlich sey? und setzte für die beste und genügendste Antwort auf dieselbe eine Medaille 300 Franken an Werth aus. Sieben Abhandlungen liefen darauf ein, aber keine genügte der Gesellschaft ganz, und nur die dritte, die eben angezeigte, erregte Aufmerksamkeit, und wurde mit 100 Franken belohnt. Man würde ihr den ganzen Preis zuerkannt haben, „s'il n'eût pas multiplié un peu trop l'application du forceps," erklärt eine der Vorrede beygefügte Note. Diese ist nebst der ganzen Frage und nebst der Art, wie dieselbe in der angezeigten Schrift beantwortet worden, kein kleiner Beytrag zur Kenntniss des jetzigen Zustandes der Geburtshulfe in Frankreich. Aus dieser Ursache und weil die Abhandlung selbst ohne Zweifel nur in wenig Bibliotheken gekommen ist, zeigt sie Rec. den deutschen Geburtshelfern genauer an, als er es ohnediess gethan haben würde. Die eigentliche Beantwortung der aufgeworfenen Frage beginnt der Verf. mit einer ganz kurzen und nichts Neues enthaltenden Beschreibung der natürlichen Geburt, welche hier gleichsam als Basis für die ganze Abhandlung anzusehen ist. Nicht immer verläuft aber die Geburt so normal, es fallen bisweilen Abweichungen vor, die entweder die Geburtsverrichtung gefahrlich oder für die Natur allein ganz unmöglich machen. Von jeher bemerkte dies die Kunst und dachte daher auf Mittel, diese Normwidrigkeiten entweder ganz zu beseitigen oder weniger nachtheilig zu machen. Die Wendung und Ausziehung des Kindes an den Füssen war die erste, zweckmässige geburtshülfliche Operation, die die Kunst erfand, die aber auch, wie die Erfahrung lehrte, nicht immer anwendbar und nicht immer nützlich war. Indem man nun auf Mittel dachte, vermittelst welcher der Kindeskopf hervorgezogen werden konnte, verfiel man auf Schleudern, Netze, Schleifen und Haken, und brauchte diese so lange, bis der Roonhuysensche Hebel bekannt wurde. Allein auch dieser war nicht genugthuend; daher die Zange erfunden wurde. Wer aber der Erfinder dieses Instruments war, weiss der Verf eben so wenig, als jeder andere geburtshülfliche Geschichtsforscher. Desto gewisser ist er aber von der Nutzlichkeit der Zange überzeugt, indem er meynt, es könne, seitdem dieselbe mit der Beckenkrümmung versehen ist, nicht mehr gefragt werden, ob die Zange nützlich sey, sondern man müsse nur fragen, welcher von den vielen Zangen der Vorzug gebühre? und diesen gesteht der Verf. ohne Anstand Levrets Erfindung zu, wogegen indess Rec. mit den meisten deutschen und englischen Geburtshelfern Mehreres einzuwenden hat. Levrets Zange hat unter den neuern Zangen gerade am allerwenigsten die Construction, aus welcher der Verf. die Unschädlichkeit dieses Instruments überhaupt darzuthun sich bemüht. Es ist seit längerer Zeit durch vielfältige Erfahrungen erwiesen, dass gerade Levrets Zange in solchen Fällen, wo das Hervorziehen des Kindes mit einiger Schwierigkeit verbunden ist, den Kopf desselben nachtheilig drückt, oder auch gar verwundet. Boers, Siebolds und Anderer Zangen sind in vieler und vorzüglich in dieser Hinsicht der Levretschen vorzuziehn, und würden sich auch eher dazu geeignet haben, die Unschädlich-

Digitized by Google

keit dieses Instruments aus ihrem Baue zu bestätigen, was nach des Rec. Dafürhalten ein Haupterforderniss in der Beantwortung dieser Frage war.

Die Anzeigen für die Zange findet der Verf. in Folgendem: in *Unmöglichkeit*, in *Gefahr* und in *Schwierigkeit* der Geburt, insoferne dieselbe der Natur allein überlassen wird. Rec. unterdrückt die Frage: ob wohl diese Eintheilung auch logisch richtig sey? und wirft vielmehr folgende auf: ob denn auch wirklich die Zange durch die genannten drey Erscheinungen indicirt werde? Die Antwort kann nicht anders als verneinend ausfallen, und Rec. wundert sich sehr, wenn er sieht, dass noch so viele Geburtshelfer und so auch Hr. W. die Anzeigen für jede Operation so falsch stellen, wie es hier und in so vielen Compendien geschieht. Durch die genannten drey Fälle wird nichts als die künstliche Hülfe angezeigt; worin diese aber besteht, wird durch ganz andere Dinge bestimmt. Selbst die, unter jeder der drey Rubriken, angeführten Zufälle zeigen eben so wenig die Zange an, als sie Rec. logisch richtig geordnet findet. Sie sind unter *Unmöglichkeit*: Engigkeit und Verunstaltung des Beckens, zu grosser Kindeskopf, Verwachsung der Nähte desselben, Einkeilung und Mangel an Wehen, unter *Gefahr*: Hämorrhagien, Convulsionen, Entzündung, Brand, Gebärmutterriss, um den Hals gewundene, oder neben dem Kopfe vorgefallene Nabelschnur und zuletzt kommender Kopf, und unter *Schwierigkeit*: lange aussetzende, schwache, oder zu schmerzhafte und doch nicht ausgiebige, oder auch vor dem Ende der Geburt aufhörende Wehen und endlich jede andere Geburt, bey welcher wegen der langen Dauer und wegen der heftigen Schmerzen ein ungewisser Ausgang oder etwas Abnormes zu fürchten ist. Dass der Verf. bey schweren Zangengeburten den Rath giebt, die Operation so viel als möglich auf einmal zu enden, und nicht, wie es Boer nennt, *à deux temps*, so dass vielleicht eine oder mehrere Stunden pausirt wird, ist zu unbestimmt ausgedrückt. In manchen Fällen, wo Entzündung in der Gebärmutter oder Mutterscheide nahe oder schon zugegen ist, wird es immer besser seyn, das Kind so bald als möglich zur Welt zu fördern. Wo diess aber nicht der Fall ist, und sonst keine Gefahr obwaltet, da kann eine Pause von einer oder mehrern Stunden bisweilen sehr nützlich seyn. Eben so ist es nicht ganz richtig, wenn behauptet wird, bey vorliegender Placenta sey die Zange nicht anwendbar. In manchen Fällen kann dieselbe sehr nützlich werden, aber freylich nicht in solchen, wo der Verf. die Entbindung vermittelst der Hand machte, wo es auch keinem Menschen eingefallen seyn würde, vermittelst der Zange zu entbinden.

Von den Indicationen für die Zange geht der Vf. zum richtigen Gebrauche derselben über. Ehe man die Zange anlegt, solle man dieselbe der Kreissenden zeigen, was Rec. nur in sehr wenig Fällen anrathen würde. Vorzüglich viel komme beym Gebrauche der Zange auf den rechten Zeitpunct an, den der Verf. dann eingetreten glaubt, wenn der Muttermund gehörig erweitert und die Wehen entweder schwach oder selten erscheinen oder gänzlich wegbleiben, wenn jedoch noch keine Entzündung eingetreten ist. Wo aber Gefahr drohet, „prompta manu arripienda forceps, ore uteri licet nondum plane explicato," was dem Rec. nicht allein als ein sehr unbestimmter, sondern auch als ein sehr schlechter Rath vorkommt. Steht nicht gewöhnlich dabey der Kopf noch so hoch, dass er mit der Zange gar nicht gefasst werden kann? Hat Hr. W. daran nicht gedacht? oder hohlt er mit derselben den Kopf auch aus dem grossen Becken herunter? Bey der Auswahl einer guten Zange gerathe man wegen der grossen Menge derselben in Verlegenheit, jedoch komme viel auf die zweckmässige Construction derselben mit an. Rec. wunderte sich nicht wenig, als er unter den vom Vf. aufgestellten Requisiten einer guten Geburtszange fand, dass die innere Fläche der Löffel rauh und mit Queerstreifen versehen seyn müsste, um desto fester anzuliegen. Jeder Geburtshelfer, der einige Uebung hat, wird hierin Hrn. W. nicht beystimmen, so wie die meisten Levrets Zange verlassen haben, welcher der Verf. bis jetzt noch zugethan ist. Was der Verf. über die Gegend sagt, in welcher die Zange sowohl an den Kindeskopf gelegt, als auch im Becken gestellt werden muss, wird ihm jeder bessere Geburtshelfer zugestehn; keiner wird wohl jetzt die Zangenblatter uber dem Mittelfleische und unter der Symphyse einzuführen mehr anrathen.

Nachdem nun der Vf. die Nützlichkeit der Zange dargethan zu haben glaubt, spricht er von der Schädlichkeit derselben, die er aus ihrem Missbrauche ableitet. Hier werden denn folgende Fälle aufgezählt: wenn dieselbe ohne hinreichenden Grund angelegt wird, wenn das Becken zu sehr enge ist (Knochenerweichung macht nach des Vf. Behauptung in diesem Falle eine Ausnahme); wenn der Kindeskopf noch über dem Beckeneingange beweglich steht, wenn eine Ohrgegend, wenn das Gesicht, wenn der Nacken und wenn der Steiss vorliegt, wenn die Zangenblätter zu fest unter einander verbunden und der Kopf zu sehr zusammengedrückt wird. In diesen und einigen andern Fällen noch wirkt die Zange schädlich, und wenn sie in denselben gebraucht wird, so wird sie nur gemissbraucht. — Dass Hr. W. bey starken Blutflüssen nach der Geburt des Kindes die Gebärmutter gegen die Lendenwirbel oder gegen die Seiten des Beckens drückt, um dadurch das Blut zu stillen (S. 16), mag Rec. durchaus nicht vertheidigen. Im Jahre 1806, wo der Vf. dieses schrieb, waren schon bessere Mittel bekannt, das Blut in solchen Fällen zu stillen. Und was sollte auch das Zusammendrücken des Gebärmuttergrundes hier helfen, da das Blut aus der Gegend des Muttermundes (es war placenta praevia die Ursache des Blutflusses) kam?! — Das beygefügte Kupfer zeigt ein sehr enges Becken, bey welchem aber wegen Knochenerweichung die Wendung noch möglich war.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

128. *Stück, den 9. October 1807.*

RECHTSWISSENSCHAFT.

Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtssachen nach dem Königl. Sächs. Rechte, nebst einem Anhange auswärtiger diesen Gegenstand betreffender Gesetze, von D. *Christian Gottlieb Haubold*, Beys. des Kön. Sächs. Oberhofgericht. zu Leipzig etc. Leipzig, b. Hinrichs. 1807. 8. 266 S. (1 Thl. 8 gr.)

Der *Zweck* dieses Werks geht dahin, den Geschäftsgang in den Rechtssachen zu erleichtern, die die Aufschrift nennt. *Nebenabsicht* des Verfs. war es, an einem Beyspiele zu zeigen, wie viel die Geschichte auch der vaterländischen Gesetzgebung, aus echten Quellen geschöpft, zur Erläuterung desselben beytrage. Noch konnte, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, Aufmunterung der Richter zur eignen Entscheidung dieser Gattung von Rechtshändeln ein *höherer Zweck* dieser Schrift seyn, und auch für ihn ist vom Verf., ob er schon allzubescheiden auf dessen Erreichung Verzicht leistet, Alles geschehen, was man von einer Anleitung verlangen kann, die ihrer Natur nach bloss mit Formen sich beschäftigt. Man muss an der Kraft oder dem guten Willen der sächs. Richter verzweifeln, um annehmen zu können, dass selbst eine solche Anweisung nicht vermöge, sie aus ihrem Schlummer zu wecken.

Das Werk hebt mit einigen *Vorerinnerungen* an, welche der Geschichte der Gesetzgebung über geringfügige Rechtssachen im KR. Sachsen, dem Sächsischen Antheile von Henneberg und der Ober- und Nieder-Lausitz gewidmet sind, auch einige literarische Nachweisungen enthalten. Es zerfällt sodann in einen *allgemeinen* und einen *besondern Theil*. Das *erste Hauptstück* von *jenem* hat die Bestimmung der Geringfügigkeit zum Gegenstande. Der Verf. gibt den Maasstab für Geldforderungen, körperliche Sachen und Gerechtigkeiten an, und zeigt, dass Interessen und Nutzungen in der Regel die Natur der Hauptsache nicht verändern, Schäden aber, sobald sie in der Klage zu einer bestimmten Summe angeschlagen sind, mit der Hauptforderung zusammengerechnet werden müssen, wogegen sie ausserdem zum Liquido gehören. Man könnte hier noch die Frage aufwerfen: Wie die Schäden dann anzusehen sind, wenn die Hauptforderung eine Gerechtigkeit ist und die erwähnte Zusammenrechnung unmöglich wird? Hierauf spricht der Verf. von subjectiver und objectiver Klagenhäufung und von den Verhältnissen, unter welchen durch den Kläger, durch den Beklagten, oder, ohne Zuthun der Parteyen, durch eine mit dem Gegenstande des Streits vorgegangene Veränderung eine caussa maior zur minuta werden kann, ferner von der Anwendbarkeit des Maasstabes der Geringfügigkeit auf Ausflüchte, Leuterungs- und Appellations-Beschwerden. Ausflüchte sollen, wenn auch die Hauptforderung, der sie entgegengesetzt werden, caussa maior wäre, blos nach ihrem eignen Betrage gewürdigt, und, sind sie geringfügig, nur dann zu förmlichem Beweise verwiesen werden, wenn sie neben andern nicht geringfügigen auftreten. Dabey versteht es sich wohl von selbst, dass auch geringfügige Ausflüchte in die reprobatio indirecta aufgenommen werden können, dafern einmal auf Beweis der Klage erkannt worden ist. Nur würde selbst in diesem Falle die Gewissensvertretung gegen den über dergleichen Einreden angetragenen Eyd nicht gestattet werden können. Im *zweyten Hauptstücke* werden aus dem zugleich entwickelten Charakter des Verfahrens in geringfügigen Rechtssachen einige *allgemeine Regeln* hergeleitet, und die Beweise für die Gültigkeit dieses Verfahrens im possessorio summariissimo, dem Wechsel-Executiv-Provocations- und Concurs-Processe beygebracht. Neu ist die S. 57 geäusserte Vermuthung, es habe durch die im §. 2. des Mandats von 1753 enthaltene Verordnung (dass in caussis minutis indistincte ohne processualische Weiterung verfahren und diessfalls unter dem possessorium und petitorium kein Unterschied gemacht werden solle) nicht bloss die Form bestimmt werden sollen, indem das, was vorher über das petitorium festgesetzt worden, ohnediess auch auf das possessorium zu beziehen gewesen wäre; der Zweck des Gesetzes gehe vielmehr dahin, dass jede possessorische Klage, vorausgesetzt, dass sie einen geringfügigen Gegenstand betreffe, ipso iure eine Cumulation des possessorii und petitorii enthalte, immer also das possessorium vom petitorio absorbirt werde, und nie

in jenem allein erkannt, sondern der Kläger abgewiesen werden müsse, wenn er nicht so viel für sich habe, als zur Begründung des Rechts selbst erfordert werde. Diese Vermuthung, welche freylich der Existenz des possessorii sehr gefährlich wird, erhält durch das Beyspiel der Sachsen-Gothaischen Gerichtsordnung von 1776 einiges Gewicht. Die Fragen: Ob und unter welchen Bedingungen auch ein factum, z. B. die Räumung einer Miethwohnung und deren contractmässige Zurückgabe, caussa minuta seyn könne? Ob eine Forderung, welche, zusammengerechnet mit den das alterum tantum übersteigenden Zinsen, die Grenze der Geringfügigkeit noch nicht erreicht, caussa maior oder minuta sey? sind nicht berührt worden.

Der *besondere Theil* setzt zuvörderst das *Verfahren vor der Entscheidung* aus einander. Hier wird umständlich von der Klage, der Ladung, dem Verhörstermine, dem rechtlichen Verfahren und der Einlassung, dem Ungehorsame der Parteyen, und von der Bescheinigung und Gegenbescheinigung mit Rücksicht auf die einzelnen Beweismittel, endlich von Legal-Eyden gehandelt. Bey dem in den Gesetzen noch nicht entschiedenen Falle, wenn einer auf einen geringfügigen Gegenstand gerichteten Klage eine Ausflucht entgegengesetzt und auf den Eyd gestellt wird, die an sich nicht geringfügig ist, nimmt der Verf. als ausgemacht an, dass nichts desto weniger definitiv entschieden werden müsse, äussert sich aber S. 85 dahin, man gehe am sichersten, wenn man dabey gar keine Rücksicht auf die Ausflucht nehme, und deren besondere Ausführung dem Beklagten vorbehalte, oder aber, was jedoch nur bey zusammengesetzten Compensations-Posten rathsam sey, den Eyd auf die summam concurrentem beschränke. Die compulsoriales und requisitoriales, mittelst deren ein Dritter zur Herausgabe einer Urkunde angehalten werden soll, will der Verf. S. 79 so eingerichtet wissen, dass die Urkunde noch im Termine eintreffen könne; Zeugen hingegen sollen laut S. 82 erst dann abgehört werden, wenn der Gegner über die Thatsachen, die durch Zeugen-Aussagen beygebracht werden sollen, sich erklärt habe. In Betreff des Schwörungs-Termins und der an einen Dritten wegen Edition eines Documents ergehenden Auflage stimmt der Verf. S. 79 und 88 für eine Sächsische Frist; in Ansehung der Litisdenunciation, Intervention, nominatio auctoris und Litisreassumtion hingegen, auf welche Handlungen der Verf. nach einigen Bemerkungen über die Legitimation übergeht, erklärt er sich S. 96 dahin, dass sie, *etwa* mit Ausnahme der auch hier Statt findenden *kurzern* Fristen, nach den Regeln des ordentlichen Processes zu beurtheilen wären. Die Disposition der Erl. Proc. Ordn. ad tit. XVII. §. 1. in fin. und ihre Gültigkeit für caussas minutas ist nicht erwähnt, dagegen sind die Belehrungen über die Unkosten in caussis minutis in Verbindung mit dem Armenrechte und der cautio pro expensis, über *die Entscheidung selbst*, die Form, den Styl und innern Bau der decisorum, sehr ausführlich und reichhaltig. Der Verf. zergliedert die Fälle des condemnatorischen, absolutorischen und vermischten Erkenntnisses, und erläutert sie durch Formulare, zeigt auch die Ausnahmen an, wo selbst in geringfügigen Sachen interloquirt werden müsse, und handelt sodann von der Publication der decisorum, der Leuterung und Appellation. Die Entwickelung des Instanzenverhältnisses und des Verfahrens von Seiten des Oberrichters beschäftigt hier den Verf., und er glaubt, die Rescripte und Verordnungen des letztern mit den im gemeinen Processe (ehedem) üblichen rescriptis de emendando oder Ordinationen vergleichen zu können. Ob indessen diese Rescripte und Verordnungen publicirt werden müssen, oder in vim publicati zugefertigt werden dürfen, ob vor der Execution ihre Rechtskraft abzuwarten sey? darüber hat Rec. keine Bestimmungen gefunden, die er auch bey der Lehre von *Vollstreckung der rechtskräftigen decisorum* über das Recht des Richters, nach Befinden der Umstände die Hul e zuerst in die nomina ergehen zu lassen, ingleichen über die Pflicht, auch in caussis minutis nach Maasgabe der Proc. Ordn. tit. XXXIX. §. 5. eine Auswahl unter den Mobilien des Schuldners zu treffen, vermisste. Den *Schluss* des Werks macht eine kurze Schilderung des Verfahrens, welches in geringfügigen Rechtssachen von den höhern Collegiis beobachtet wird. Das Consistorium zu Leipzig musste, wie der Verf. S. 149 erzählt, erst durch ein Rescript vom 9. Oct. 1799 auf das Mandat von 1753 verwiesen werden.

So wie nun der Verf. die allmälige Ausbildung der einzelnen bey geringfügigen Rechtssachen zu befolgenden Grundsätze, so weit möglich, aus Landtags-Acten und collegialischen Deliberationen entwickelt, und dadurch sein Werk für den eigentlichen Rechtsgelehrten höchst interessant zu machen gewusst hat; eben so ist für Wissenschaft und Bequemlichkeit zugleich von ihm gesorgt worden, indem er die hauptsächlichsten, den abgehandelten Gegenstand angehenden Gesetze und Rescripte der Schrift als *Beylagen* zugesellte. Hier findet man 1) den §. 6. Tit. 1. der Erl. Proc. Ordn.; 2) ein Rescript vom 11. Nov. 1724 die Zulassung der Advocaten in caussis minutis betreffend; 3) ein dergleichen vom 3. Jan. 1725 die mündlichen Vorladungen betreffend; 4) ein dergl. vom 10. Mart. 1725 das Verfahren bey Expensklagen betreffend. 5) und 7) Zwey dergl. vom 15. Dec. 1725 und 11. April 1755, nach welchen die cautio pro expensis et reconventione wegfällt. 6) Das Mandat vom 28. Nov. 1755. 8) Ein Rescript vom 15. Nov. 1780 über die Anwendbarkeit des Verfahrens in geringfügigen Rechtssachen auf den Executiv- und Wechsel-Process. 9) Ein dergleichen vom 31. Mart. 1784 die Ahndung der von königlichen Beamten sich zu Schulden gebrachten und in das Sportelwesen einschlagenden Ungebührnisse betreffend. 10) Ein Erläuterungs-Rescript vom 19. Jan. 1788 über §. 1. lit. a des Mandats von 1753. 11) Ein Rescript vom 25. Oct. 1803 die nicht zu den Acten liquidirten Unkosten höherer Collegien betreffend. 12) Ein dergl. vom 27. Jun. 1806 die Cognition der Hofgerichte über die in caussis minutis gegen Unterrichter ange-

Digitized by Google

abrachten Beschwerden betreffend. Endlich liefert noch ein *Anhang* verschiedene auswärtige Gesetze über das Verfahren in geringfügigen Rechtssachen, nemlich Auszuge A) aus der Jeverischen Landgerichts-Ordn. v. 27. Jun. 1701. B) aus der Sachsen-Eisenachischen Gerichtsordnung vom 6. Febr. 1702. C) aus der Sachsen-Altenburgischen Gerichtsordnung von 1744. D) aus der Sachsen-Hildburghausischen Verordnung vom 30. Jan. 1747. E) Die Anhalt-Zerbstische Verordnung vom 18. Jul. 1751. Ferner Auszuge aus F) der Gräflich Reuss-Plauischen Verordnung vom 29. Nov. 1751. G) der Gothaischen Gerichtsordnung von 1776; H) dem Schwarzburg-Sondershausischen Mandate von 1787; I) der Preussischen Gerichtsordnung, und K) dem Anhalt-Köthenschen Mandate vom 18. Dec. 1795. Unter diesen Gesetzen zeichnet sich das sub G) aus, indem es den Satz sanctionirt, dass auch der Kläger in eine sofort liquid gemachte Gegenforderung des Beklagten condemnirt werden könne; eine Verordnung, durch die der Vervielfältigung der Processe ein sehr zweckmässiges Ziel gesetzt wird.

Ueber den Provocations-Process, besonders nach Churſächsischem Rechte, von D. *Christian Wilhelm Schweitzer*. Leipzig, in Linkens Lesebibliothek. 1806. 8. 164 S. (16 gr.)

Diese vom Verf. der Belehrung *angehender* Praktiker gewidmete Abhandlung wird durch einige Bemerkungen über den Ursprung und Nutzen der Provocationen und die Quellen des Provocations-Processes *vorbereitet*, und zerfällt sodann in *zwey Hauptabtheilungen*. In der *erstern* wird die rechtliche Natur der Prov. ex L. Diffamari und ex L. Si contendat entwickelt, von dem foro, wo sie angestellt werden müssen, und zuletzt von der Verjährung derselben gehandelt; die *zweyte Hauptabtheilung* setzt das gerichtliche Verfahren auf erwähnte Provocationen aus einander. Der Verf. fasst seinen Gegenstand scharf ins Auge, beleuchtet ihn nach allen seinen Seiten, und gewinnt demselben oft neue Ansichten ab. Rec. hebt die Theorie des Verf. über die Provocatio ex L. Diffamari, in so fern die Diffamation eine *Injurie*, *keinen Civil-Anspruch* in sich fasst, zur Probe aus. Nicht bey *Schimpfreden und thätlichen Injurien*, wohl aber bey *andern Verläumdungen* wird besagtem Rechtsmittel Statt gegeben, und die Zulässigkeit desselben theils aus der Bestimmung der Provocationen überhaupt, theils aus verschiedenen Reichsgesetzen hergeleitet. Es wird zugestanden, dass der Diffamant hier nicht zur *Klage* provocirt werden könne; aber der Verf. denkt sich die Aufforderung zur *Denunciation*, zum *Beweise* als möglich. Er wirft, um den Einwand, dass der Diffamant auch bey erwiesener Wahrheit der Injurie zum Schweigen im Voraus verbunden sey, zu beseitigen, die Frage auf: „ob es nicht dem Beleidigten weit mehr zur Rechtfertigung gereiche, wenn er dem Diffamanten öffentlich mit den Worten unter die Augen trete: *Falls du darthuest, dass ich ein Schurke bin, sollst du mich mit Recht so genannt haben!*“ als, wenn er sage: „*Auch wenn ich ein Schurke bin, darfst du mich nicht so nennen!*“ Gegen diejenigen, welche die Provocation in solchen Fällen aus *dem* Grunde nicht Statt finden lassen wollen, weil der Beleidigte schon ein ordentliches Rechtsmittel, *die Injurienklage*, habe, erinnert er, dass die Provocation, als ein vorbereitendes Rechtsmittel, mittelst dessen man die exceptio veritatis entferne, durch die Hauptklage nicht überflüssig gemacht werde, überdiess aber auf Fälle sich erstrecke, wo die Injurienklage nicht hinreiche. Er lässt vielmehr beyde, die Provocatio ex L. Diffamari und die Injurienklage, *successiv* und so, dass durch jene die Verjährung von dieser unterbrochen werde, *concurriren*, gestattet sogar die *Cumulation* derselben in Einem Libelle dann, wenn Diffamant und Diffamat zufällig einerley forum haben, und weiset übrigens auch diese Gattung der Provocatio ex L. Diffamari an den Gerichtsstand des Provocanten. Sie kann nach der Lehre des Verfs. noch von den Erben des Diffamaten, jedoch nicht gegen die Erben des Diffamanten, wenn nicht bereits die Einlassung erfolgt ist, an- und fortgestellt werden, sie verjährt erst binnen der ordentlichen Verjährungszeit, und die Schlussbitte derselben, der richterliche Spruch, wenn die Diffamation eingeräumt wird, geht dahin, dass Diffamant die Wahrheit seiner Behauptung beweisen solle. Allein dieser Pflicht thut der Diffamant an den Orten, wo der Inquisitions-Process im Gebrauche ist, schon dadurch Genüge, wenn er die ihm bewussten und in Strafsachen zulässigen Beweismittel dem Richter anzeigt; letzterer muss sodann ex officio verfahren. Wird nun *voller* Beweis hergestellt, so trägt und erstattet Provocant die Kosten; wird dagegen der letztere in Mangel Verdachts, oder in Mangel mehrern Verdachts, oder endlich nach geleistetem Reinigungseyde losgesprochen, so trift den Diffamanten die Strafe des ewigen Stillschweigens. Doch kann der Provocant in den beyden letztern Fällen wegen der Injurie, die die Provocation veranlasste, keine Abbitte fordern. Dieselbe Strafe des ewigen Stillschweigens steht dem Diffamanten bevor, wenn er Ungehorsam sich zu Schulden bringt, und eine Folge dieses Nachtheils ist, dass er gegen die Injurienklage durch die Exceptio veritatis sich nicht schützen kann. Im übrigen gilt auch bey dieser Art der Provocatio ex L. Diffamari bis zu dem Urthel, welches dem Diffamanten den Beweis auflegt, das gewöhnliche bey der Provocation ex L. Diffamari zu beobachtende Verfahren in Absicht auf Libell, Bescheinigung der Diffamation, Ladung, Versuch der Güte und Ungehorsam der Parteyen. Dessen ungeachtet soll, nach des Verfs. Behauptung, so viel möglich die Analogie des Injurien-Processes berücksichtigt werden, und der Verf. bringt sie in Betreff des Eydesantrags, der Rechtsmittel gegen Urthel und des Stempelpapiers wirklich in Anwendung.

Diese Theorie hält Rec. weder für erschöpfend, noch für durchgehends richtig, noch endlich für consequent. Unbeantwortet lässt sie die Fragen: Vor welches forum die Provocation gehöre, wenn die

Verläumdung des Diffamanten ein eigentliches Verbrechen enthält, niedere und höhere Gerichtsbarkeit aber getrennt sind, ob, als Civilsache, vor die niedere, oder, als Criminalsache, vor die obere? In welcher Gestalt der Diffamant, der das dem Diffamaten vorgeworfene Verbrechen selbst wahrnahm, und seine Wahrnehmungen zum Behufe des ihm auferlegten Beweises anzeigt, dem Richter erscheine, ob als Zeuge in seiner eignen Sache, oder als gültiger Zeuge? In wie fern eben derselbe verlangen könne, bey Führung der Untersuchung zugezogen zu werden? Ob er gegen die Vertheidigung des Diffamaten als Replicant und gegen die demselben beyfälligen Urthel gehört werden müsse, oder ob die Beweisfrist, die ihm vorgeschrieben wurde, in Ansehung seines ganzen Beweises und aller Beweismittel peremtorisch sey? Ob er selbst nach auferlegtem ewigen Stillschweigen vom Richter oder andern Denunciaten als Zeuge aufgerufen werden dürfe? Ob ihn die poena perpetui silentii auch dann treffe, wenn *er* zwar nichts bewies, aber *der Richter* durch Mittel, die ihm beym Inquisitions-Processe zu Gebote stehen, den Diffamaten ganz oder wenigstens bis zu dem Grade überführte, wo ausserordentliche Strafe Statt findet? Welchen Einfluss eine solche ausserordentliche Strafe, die eigentlich kein Act der Justiz ist, sondern der Polizey angehört, auf den Diffamanten habe, auch wenn *er* den Verdacht, der sie begründet, herbeyführte? Ob er also etwas, was *nicht unwahr* ist, mit Unrecht behauptet habe, und ewig schweigen müsse, oder ob er mit Recht etwas gesagt habe, was *nicht wahr* ist? Welches Verfahren *dann* Platz ergreife, wenn die Diffamation eine Injurie, aber kein vom Richter zu untersuchendes Verbrechen in sich fasst, ob dann Beweis und Gegenbeweis sammt Eydesdelation und allen übrigen Förmlichkeiten des Processes zulässig sey, und — hier wählt Rec. eigne Beyspiele des Verfs. — über die Frage: Ob N. N. ein Schurke sey, oder mit anrüchtigen Personen Umgang habe: ganze Actenstösse erwachsen dürfen? Man wende bey der letztern Frage nicht ein, dass hier die Regeln des Injurien-Processes Statt finden müssten. Rec. kann sich von der Anwendbarkeit derselben auf die Provocatio ex L. Diffamari nicht überzeugen. Der Injurien-Process ordnet das Verfahren bey Ausmittelung der Injurie selbst und ihrer Bestrafung; die Normen desselben könnten höchstens auf *Bescheinigung* der Diffamation erstreckt werden, und gerade hier will der Verf. die Vorschriften des eigentlichen Provocations-Processes befolgt wissen. Ueber die Erörterung der exceptio veritatis schweigt jener, der Injurien-Process; es liegt überdiess am Tage, dass Verbrechen, der gewöhnliche Inhalt dieser Ausflucht, nach den Regeln desselben nicht untersucht werden können, und der Verf. selbst bindet bey der Lehre vom Beweise, der dem Diffamanten obliegt, den Richter an die Pflichten, die der Untersuchungs-Process mit sich führt: wie und in welchen Beziehungen also ist eine analogische Anwendung des Injurien-Processes möglich? Eben so unrichtig ist die Behauptung, dass die Anstellung der Provocatio ex L. Diffamari die Verjährung der Injurien unterbreche. Der Diffamat, der durch jene im voraus gegen die exceptio veritatis sich zu sichern strebt, bleibt immer nachlässig in Absicht auf die von ihm nicht angestellte Injurienklage selbst. Nicht diese Klage wird durch die Provocation erst möglich, sondern jene nur unmöglich gemacht. Beharret der Diffamant bey der Diffamation und übernimmt er den Beweis derselben, dann ist es ein anderer Fall, man erblickt eine *fortgesetzte* Injurie, und nur davon handelt Berger in der vom Verf. angeführten Stelle. Ueberdiess wird man gewiss neugierig, zu erfahren, worauf der Richter, der, wenigstens in Sachsen, sogar Injurien ex officio untersuchen muss, in dem Falle, wenn wegen einer Verleumdung die Prov. ex L. Diffamari angestellt wurde, den Versuch der Güte zu richten habe, und welchen Vergleich er genehmigen dürfe. Rec. ist überzeugt, dass man den auffallendsten Widersprüchen nicht ausweichen könne, sobald man nicht die Provocatio ex L. Diffamari auch wegen Injurien überall eben denselben Weg gehen lässt, den sie bey Civil-Diffamationen einschlägt. Findet man diess mit der Gesetzgebung eines Staats über die Untersuchung und Bestrafung von Injurien und Verbrechen unvereinbar, so muss man nicht den Provocations-Process nach diesen Vorschriften umbilden, sondern anerkennen, dass er nicht anwendbar sey. Diess scheint Rec. im KR. Sachsen der Fall zu seyn, und er scheuet sich nicht, das Geständniss hier niederzulegen, dass seiner Meynung nach diese Gattung der Provocatio ex L. Diffamari neben dem Untersuchungs- und Denunciations-Processe nicht bestehen könne, wenn schon einige, aber, man merke wohl, frühere Reichsgesetze ihr Statt gaben.

Es finden sich übrigens noch mehrere Behauptungen in dem vorliegenden Werke, die Rec. zu den seinigen nicht machen möchte. Der Verf. versteht unter Diffamation S. 18 jede Aeusserung, welche, *wenn sie wahr wäre*, uns nachtheilig seyn würde. Er nimmt also (S. 19 und sonst sehr häufig) an, *sie dürfe nicht wahr seyn*. Aber diess gehört gar nicht zum Wesen der Diffamation. Oft will der Provocant durch die Provocation erst erfahren, ob der Anspruch, dessen Provocat sich rühmt, gegründet sey. Ueberdiess hebt sich, streng genommen, die Definition selbst auf. Man kann so schliessen: die Aeusserung würde nachtheilig seyn, wenn sie wahr wäre; aber sie darf nicht wahr seyn; mithin ist sie nicht nachtheilig, ist keine Diffamation. Ferner heisst es S. 71: eine Provocatio ex L. Si contendat könne, wenn die Ausflucht illiquid, der Anspruch des Provocaten aber liquid und zum Executiv-Processe geeignet sey, als Reconvention angesehen werden. Gegen diese Behauptung streitet die ganze Natur der Reconvention und nimmermehr kann eine *Aufforderung zur Klage* selbst *Klage* werden. Gefährlich für Praktiker und jüngern Rechtsgelehrten am wenigsten zu empfehlen, ist S. 66 verbunden mit S. 129 die Belehrung, dass die Provocatio ex L. Si contendat Aufforderung zur *Klage* sey, wenn sie schon in der

Churſächsischen Processordnung eine Aufforderung zur *Replik* genannt werde; dass in Absicht auf Lehrsätze und Begriffe von juristischen Geschäften die Gesetze nicht verbindend wären, und dass bey der angezeigten Provocation die Verwarnung Statt finde, Provocat werde, wenn er abermals ungehorsam gewesen, der in der Provocation vorgetragenen Ausflüchte für geständig und überführt geachtet, auch Provocat für immer damit geschützt werden. Also soll der praktische Rechtslehrer befugt seyn, die Begriffe des Gesetzgebers über ein positives Rechtsinstitut, die sich in klaren Vorschriften aussprechen, nach Befinden zu verwerfen und eigenmächtig praejudicia zu ersinnen? Hätte der Verf. bedacht, dass Replik nicht immer *exceptio exceptionis*, sondern häufig auch *Einlassung auf die Ausflüchte* heisse, so würde er sich nicht so viel Mühe gegeben haben, zu zeigen, dass es irrig sey, wenn man die Provocatio ex L. Si contendat als Aufforderung zur Replik ansehe.

Rec. könnte noch mehrere dergleichen, wie er glaubt, unhaltbare Behauptungen ausheben. Allein er hofft, durch das Angeführte bereits bewiesen zu haben, dass die angezeigte noch überdiess in einem nicht durchgehends klaren und edeln Style geschriebene Abhandlung insbesondere für den Zweck, auf den der Verf. hinarbeitete, noch Manches zu wünschen übrig lasse.

VÖLKERKUNDE.

Bemerkungen über Russland, besonders einige Provinzen dieses Reichs und ihre Naturgeschichte betreffend, nebst einer kurzgefassten Geschichte der *Zaporoger Kosaken*, *Bessarabiens*, *der Moldau* und der *Krimm*, vom Freyherrn *von Campenhausen*, Russ. Kais. Major der Cavall. und verschiedner gel. Gesellsch. u. Akademien Mitglied. Leipzig, Dürr, 1807. gr. 8. IV. u. 199 S. (18 gr.)

Den verdienstvollen Verfasser setzte ein langer Aufenthalt in den Gegenden, von denen diess Buch handelt, in den Stand, Nachrichten zu sammeln und mitzutheilen, die man sonst nirgends findet. Die gegenwärtig bekannt gemachten Bemerkunggn sind übrigens nur Auszug aus einem grossen, in französ. Sprache verfertigten Werke, das noch ungedruckt ist und mit vielen Charten und Zeichnungen ausgestattet werden soll. Die erste Abth. enthält einige geographische Betrachtungen über Russland überhaupt. Das russische Reich begreift, wenn man von den oriental. Küsten von Kamtschatka bis an die Düna rechnet, 168° der Länge, und wenn man vom Ausfluss der Wolga, des Dons, der Kuban und des Dnepr bis zum Eismeer rechnet, 35° Breite. Dabey sind weder die Inseln, noch Georgien, die polnischen Länder und Kurland mitgerechnet. Nimmt man die Inseln mit, so geht es von 43° — 78° Breite, 39° — 250° Länge. Im Jahr 1785 betrug die ganze Oberfläche 1,949373 □meilen, wovon ¾ in Europa, ¼ in Asien lag. Der Verf. theilt es in Rücksicht auf das Klima in vier Districte, von denen er Taurien vorzüglich als äusserst angenehm rühmt. Er geht sodann die merkwürdigsten Gebirge, Steppen (unbewohnte Flächen), Waldungen, schiffbare Flüsse, sieben Seen, Kanäle, Meere, Nationen des russischen Reichs (welche die Petersburger Akademie in funfzehn Classen getheilt hat), und die verschiedenen Kolonien, die ausserdem noch existiren, die 43 Gouvernements (mit Uebergehung einiger, von denen nachher insbesondere die Rede ist), die russischen Inseln im nördlichen Archipelagus, die Bergwerke, durch, und theilt seine allgemeinen Bemerkungen darüber mit. Die zweyte Abtheilung S. 41 ff. enthält die besondern Bemerkungen über einige Provinzen und Städte des russischen Reichs, besonders der Moldau, Bessarabiens und der Krimm, aus seinem darüber gehaltenen Tagebuche genommen. In der Naturgeschichte, bemerkt der Verf. selbst, sey er nicht stark bewandert, daher er wohl für die Richtigkeit der russischen Benennungen, nicht aber der lateinischen, stehe. (Auch in der ältern Geschichte wird man wohl hin und wieder *kritische* Prüfung vermissen). Sie gehen von *Nowgorod* aus, einer ehedem ansehnlichen, itzt gesunkenen Stadt. Der Adel daselbst, ist als der (vermeintlich) älteste, sehr stolz. Weissrussland, eine schon in den ältesten Zeiten zum russischen Reiche gehörende, neuerlich wieder dazu gekommene Provinz, ist schlecht bevölkert und hat einen undankbaren Boden. Farrenkräuter findet man in ungeheurer Menge. Der Bauer schmachtet im Elend und hat ein kümmerliches Ansehen. Es gibt da eine Classe Adeliche (Schlachtiz), die ihr eignes Feld bearbeiten, aber eben so wie der Bauer mit Peitschenhieben bestraft werden, nur mit dem Vorzug, dass der Bauer die Hiebe auf blosser Erde liegend empfängt, der Schlachtiz aber auf einen Teppich, Leinwand etc. hingestreckt. Kolonien Finnländer müssen einmal in Weissrussland eingewandert seyn, und die Juden scheinen ein zweytes Palästina dort gefunden zu haben. Die Bauern sind in 3 Classen (wovon die erste sich Schlachtiz nennt und für adelich hält, auch von Frohndiensten frey ist), das Land in Uwaloks (statt Dessätinen) getheilt. Noch von Mohilew und Polozk. Klein Russland oder die Ukraine (von Ukraiju, Gränzort) ist von der Natur mütterlich ausgestattet mit allem Wünschenswerthen. Kiew, Dubränka, Tschernigow, Lubny. Um Graditschek werden viele röm. Münzen gefunden. Auch fand der Verf. eine hübsche bronzene Vase mit einer verschleyerten Frau und der Umschrift S..ra.. ug..ta, vielleicht Severa Augusta. Der Bauer ist sehr wohlhabend, zur Poesie, Gesang, Tanz und Musik aufgelegt. Zu den alten adelichen Familien werden nur die gerechnet, aus welchen ehemals Glieder gewisse Aemter bekleidet haben. S. 58 ff. gibt der Verf. eine kurze Geschichte der *Kos-*

Digitized by Google

kolniken, die sich auch selbst Stariwertzy, Altgläubige, nennen und wieder in mehrere Secten theilen. Ihren Ursprung leitet der Verf. von abgesetzten Priestern aus dem 14. u. ff. Jahrh. her, die sich hätten rächen wollen. Die ersten Häupter waren der Priester *Abakum* und die Diakoni, *Feodor* und *Lazarew*. Fünf Secten werden angeführt, die sich selbst unter einander hassen, und nur in ihrem Hasse gegen die griech. russ. Kirche übereinstimmen. Sowohl Peters Bemühungen, die Roskolniken mit der russ. Kirche wieder zu vereinigen, als die neuern Proclamationen der K. Elisabeth und Catharina II. werden bemerkt. Aus des Archimandriten Andr. Iwanow in Ochta Manuscript über die verschiedenen Secten in Russland hat der Verf. mehrere Nachrichten gezogen. Jetzt sind ungefähr 300000 Roskolniken im russ. Reich. S. 67 Von Krementschuk, dem Hauptort des Catharinenburg. Gouvernements. Es fängt hier schon eine andere Lebensart an. Der Strom des Dneprs ist äusserst schnell. Gegen 4 Uhr Nachm. wird er täglich durch einen mehr oder weniger starken Wind in Bewegung gesetzt. Am jenseitigen Ufer liegt Kriukoff mit einem kais. botanischen Garten. In einer schönen Ebene ist Elisabethgrod erbauet, der Hauptort von Neuservien. Die Gegend zwischen dem Bug und dem Ingul war sonst Sitz der nogaiischen Tatarn. Olgiopol ist ein sehr gesunder Ort. S. 76 ff. Ueber die Zaporoger Kosaken, eine jetzt zerstreuete Nation. Sie entstanden aus Ansiedelungen von Vagabonden aller Nationen, welche die Könige von Polen am Dnepr veranlassten, führten Gleichheit des Standes, Gemeinschaft der Güter und der Weiber (die sie in Dörfer verbannten) bey sich ein, und gaben sich den Namen Kosaken von der Kossa (Sichel), die ihnen anfangs statt einer Fahne diente. Sie fielen in der Folge von Polen ab, und begaben sich unter russ. Schutz. Pultawa entschied ihr Schicksal. Peter vertrieb sie. Anna rief sie aus der Türkey zurück. Catharina II. hob diese Nation auf, viele wanderten zu den Türken, die andern unterwarfen sich den russ. Gesetzen. Die Nachrichten von ihren ehemaligen Gebräuchen erhielt der Verf. selbst von einem Zaporoger, der Atamann derselben gewesen war. Das Haupt der Nation hiess *Koschawoy*, der Chef jedes Dorfs *Attaman*. (Nur bey den Donschen Kosaken hiess das allgemeine Oberhaupt Hettmann.) Der Koschawoy wurde aus den Attamanen auf Lebenszeit gewählt. Wer in die Nation aufgenommen werden wollte, musste eine gewisse Prüfung aushalten, wie der Candidat der Koschawoywürde. Die Setsch wurden nur von den Männern bewohnt, die Dörfer von den Weibern. Jedem Zaporoger stand es frey, mit ihnen vertrauten Umgang zu haben, und kein Weib durfte sich einem freyen Zaporoger versagen. Wollte ein Zaporoger ein Mädchen heyrathen, so war ihm diess verstattet, aber er verlor seinen Antheil an dem Gewinn der Jagd und Fischerey, musste das Land bearbeiten, und seinen Tribut in den Setsch liefern. Die Ehe wurde bey diesem wilden Volke äusserst respectirt. Die auf den Dörfern wohnenden, im Krieg gefangenen oder gestohlenen Leute, die Verheiratheten und die Weiber mussten das Feld bestellen, und davon Naturalien als Abgaben, auch Kleidungsstücke in den Setsch liefern. Sie könnten leicht 50000 Mann ins Feld stellen. Der Krone bezahlten sie nichts und mussten nur Hornvieh zu einem festen Preisse liefern und Branntwein von der Krone nehmen. — Die jetzigen Einwohner des Katharinoslawschen Gouvern. sind Russen, Polen, Serben, Griechen, Armenier, Schweden (eigentlich Letten, Esthen und Finnen, die sich zur Herrnhutischen Secte bekennen), Deutsche, Mennoniten (aus Danzig abstammend). Den Boden theilt der Verf. in drey Classen ab. Viele Landbesitzer oder Edelleute haben dort keine Bauern, und besorgen den Ackerbau mit Nomaden oder Zigeunern um die fünfte Garbe. Die sehr fruchtreichen Gärten werden verpachtet. Bey dem Dorfe Davidobrod, wo man über die Inguletz geht, hat man zwey colossalische steinerne Statuen gefunden; auf der Brust ist die Sonne abgebildet. Die Eroberung der Krimm hat dem Gouvernement durch den Handel eine Landplage zugezogen, die es vorher nicht kannte, die Feldratten. Die Schaafe machen einen beträchtlichen Theil des Handels dieser Provinz aus. Die Wolle kommt der Taurischen an Weichheit nicht gleich. Die Kalmucken und Tatarn haben eine besondere Art die Wolle lockicht zu machen; sie nähen das neugeborne Lamm in Leinwand, befeuchten diese täglich einmal mit warmen Wasser, und fahren mit der Hand in verschiedenen Richtungen über diese Leinwand; diess dauert einige Wochen. Die Felle von neugebornen Lämmern, die man aus der getödteten Mutter Leibe schneidet, heissen Barangen. Die gewöhnliche Art Schaafe aus Russland kömmt nicht gut fort, wohl aber die breitgeschwänzten Moldauischen, deren eigentliches Vaterland Caramanien ist. Durch die Zaporoger hat sich die Zahl der wilden Katzen sehr vermehrt. In den unangebauten Gegenden am Bug leben die ihrer Schnelligkeit und Leichtigkeit wegen berühmten Pferde in Gesellschaft von 8—10 Hengsten und 100 Stutten beysammen. Treffen zwey solche Trupps auf einander, so kömmt es meist zu blutigen Kämpfen. Mit Schlingen fängt man diese Pferde, gewöhnlich nur die Fohlen, weil die alten Pferde selten den Verlust der Freyheit überleben. Haus-Stutten, die meistens in den Steppen weiden, werden oft von wilden Hengsten belegt, die davon erhaltenen Fohlen aber sind sehr scheu und schwer zu zähmen. Auch die in den Steppen weidenden Hauspferde müssen, wenn man für die Reiterey daraus Remontepferde nehmen will, erst mit List eingefangen werden. Diese Pferde sind, wenn sie einmal gezähmt sind, vortreflich, schnell, unermüdet, ohne Furcht bey allen Gefahren. Russland besitzt an diesen Tabunen (Pferdeheerden) einen grossen Schatz. Der Verf. beschreibt sodann (S. 96.) eine Landplage dieses Gouv., die Heuschrecken. Die Tataren essen sie gebraten. Es gibt in dieser Provinz und der Ukraine viele Erdhügel (Kurgan), die der Vf. wahrscheinlich für Begräbnisshügel hält. In mehrern hat man Menschen- und Pferdegerippe, auch allerley Geräthschaften gefunden. Einige Hochzeit- und Leichengebräuche der Einwohner des Gouvern. werden noch beschrieben. In Ansehung der *Krimm* berich-

tigt der Verf. einige Unrichtigkeiten der bekannten Engländerin, Guthrie, die ihre Reise dahin beschrieben hat. Das heutige Cherson (46° 42′ Br., 47° L.) ist erst 1777 gegründet worden. Die von Griechen bewohnte Vorstadt hat die besten Häuser. In der Steppe umher gibt es nur einige Hütten. Nikolajew wurde 1789 vom Fürsten Potemkin in einem Winkel, den der Bug und Ingul macht, angebauet. Ueber das sogenannte Grab des Ovids S. 104 ff. Die Meynung des Prinzen Cantemir, dass er in der Gegend von Akerman im Exil gelebt, wird dadurch schon widerlegt, dass Bessarabien damals den Römern nicht gehörte. Der Name Lakul Oviduli ist später erfunden. Auch zu Tomiswar bey Warna kann sein Verweisungsort nicht gesucht werden. Der Verf. sucht ihn vielmehr in einem Orte gegen Süden am Donauufer in der Gegend von Tulschan, dem alten Achillea, wo jetzt Kilia steht. Dort umgaben ihn die wilden Einwohner des benachbarten Bessarabiens. Die Grabschrift des Sarnicius, die Cantemir anführt, ist falsch. Der Berg Salgyr theilt die Krimm in zwey fast gleiche Theile, in denen Klima, Erdboden und Naturproducte ganz verschieden sind. Die nördliche Hälfte scheint unter Wasser gestanden zu haben. Salz durchdringt den ganzen Boden der Krimm. Koslow, jetzt Eupatoria, der alte Name des Orts, obgleich Peyssonel andrer Meynung ist, hat einige Fabriken. Bey Baktischisarai steht die Judenfestung; es wohnen dort 257 Judenfamilien. Die Juden, die seit dem 7ten Jahrhundert zahlreich die Krimm bewohnen, sind *Karäer*. Achtyar, jetzt Sebastopol, war die berühmteste Handelsstadt von Colchis. Jetzt heisst es: Fuimus Troes. Das Thal von Baydar ist nicht so poetisch schön wie es Mad. Guthrie schildert. Die Klimata (so nannten die Griechen die Küste von Balaklawa bis Kaffa) ist reizend genug, um viele zur Ansiedelung einzuladen. Karasubasar hat eine Fabrik von Saffian aus Ziegenfellen. Die Bereitung desselben beschreibt der Verf. Ein tägliches Gericht der Bauern in Bessarabien und der Moldau, die *Mammaliga* wird aus Mehl von Kukurusa mit Butter, Speck und Milch bereitet. In jedem Hause ist ein Weberstuhl, worauf die Hausfrau Leinwand und eine Art Haman vertertigt. Mit einem Getränk aus frischem Schaafkoth in Milch stark aufgekocht curiren die Moldauer in Bessarabien hitzige Fieber. Die Tarantelu (grosse vielfüssige Spinnen) sind dort gar nicht giftig. Ein einheimischer Baum, von den Russen Rai Derewa genannt, ist den Tataren heilig. Der wilde Spargel übertrifft, wenn er verpflanzt wird, den ein paar Jahre in Gärten gezogenen Spargel. Die Sprache der Moldauer dieser Gegend und der bessarabischen Steppenbewohner enthält noch viele latein. Worte. Kischenau, eine Stadt am Bug (47° 5′ d. L., 46° 40′ d. Br.) ist auf drey Bergen erbauet. Sonst war dort eine Akademie, wo die Moldauer, insbesondere die Priester studirten. Zu des Verf. Zeit waren nur 7 Studenten dort, und das akad. Gebäude diente zum Magazin. Es ist auch eine schöne jüd. Synagoge da. Kauschan (46° 45′ L., 47° 15′ Br.), ehemals Hauptort der tatar. Besitzungen in Bessarabien, ist jetzt ganz in Verfall. Von den Ruinen eines armen Klosters führt der Verf. einiges an. Alle Moldauer, die hier und in andern Gegenden Bessarabiens wohnen, bezahlen ein jährliches Kopfgeld (Saliam) und einen Tribut an den Pascha von Sandschak (Bachra). Palanka ist ein elender Flecken mit Festung. Auf dem Wege nach Akerman sieht man eine Erhöhung, welche die Moldauer Camina Trajani nennen, aber sie ist wohl nicht aus Trajans Zeit. Akerman (48° 23′ 45″ L., 46° 50′ 32″ Br.) hiess ehemals Alba Julia, und bey den Moldauern noch Civita Alba; Akir-Man, d. i. weiss und neblicht bey den Türken. Wie die Türken sich baden, beschreibt der Vf. S. 128. Die Armenier haben drey Patriarchen, zu Jerusalem, Constantinopel und Erivan. Der letzte ist der vornehmste, und heisst Hugas Kathaitos (Kaiser). Nach einigen Merkwürdigkeiten von Akerman schildert der Vf. einen Besuch bey einem türk. Befehlshaber S. 132. Von Sectirern, den *Nekrassowtzy*, welche Dreusch, ein Dorf 20 Werste von Akerman, bewohnen, gibt er S. 135 Nachricht, die aber nicht befriedigt. Sie scheinen keine religiöse Parthey zu seyn. *Bender* soll diesen Namen von Bajazeth II. erhalten haben, der seinen Sohn Selim I. die Festung zu erbauen befahl (Ben Derim, ich befehle es dir). Einige Merkwürdigkeiten des Orts u. Sitten der Türken werden beschrieben. Die Tataren sind aufgekärter und kenntnissreicher als die Türken. Ismail oder Ismit (S. 149) war eine der grössten Festungen Bessarabiens. Von *Jassy* handelt der Vf. S. 151 ff. Er gibt auch einige Nachricht von der Kochkunst und den Speisen der Moldauer und Türken, die nicht einladend sind. Die 6 Bücher des Harmenopulus oder sein Auszug aus den Gesetzen der griech. Kaiser dient in der Moldau als Rechtsnorm. Die Moldau zahlt jährl. an die Pforte 76915 Rub. als gewöhnliche Abgabe, und an Präsenten alle drey Jahre 75000 Rub. Die Wallachey zahlt 45000 R. mehr. Die Zigeuner sind in der Moldau zahlreich (600 Familien) und werden hart behandelt. Von ihnen S. 163 f. Vier Casten derselben werden unterschieden. Aus dem Archiv der Hospodare und den in einem Kloster aufbewahrten Nachrichten theilt der Vf. eine kurze Geschichte der Moldau oder vielmehr der Regenten von 1347 bis ins 17. Jahrh. mit (S. 166), und schliesst mit einer Schilderung der Moldauer und ihrer Sitten, Beschreibung der türk. Münze und genauerer Angabe der Einkünfte des turk. Reichs. Die Summe, welche 5 Comptoirs in Gelde empfangen (denn das 6te erhält Naturalien), beträgt 25 Mill. Rubel. Die Ausgaben sind nur zu 5½ Mill. R. berechnet. Dem Vf. war nach der Schlacht bey Rimnik ein solches Verzeichniss in die Hände gekommen. Der Mangel an Ordnung verräth das Tagebuch, und einige Stellen das franz. Original. (So ist S. 114 der röm. *Feldherr* Markus Aurelius wohl aus dem *Empereur* entstanden.) In der Sprache u. in den Nachrichten gibt es manches zu berichtigen. Clemens *von Alexandrien* kann nicht von Domitian verwiesen worden seyn, wie es S. 126 heisst. *Ein Flavius Clemens* lebte damals. Demungeachtet machen diese Bemerkungen auf das grössere Werk aufmerksam.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Pantheon der russischen Literatur, herausgegeben von *J. de la Croix*. *Erster Band*. Riga, Müller. 1806. gr. 8. 296 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Unter diesem Titel will der Uebersetzer dem deutschen Publicum vorzügliche Producte der russ. Literatur, nicht weitläufige Abhandlungen über Gegenstände einer ernsten Wissenschaft, nicht ganze Uebersetzungen russischer Werke vorlegen, und ihm durch eine Auswahl der schönsten Blüthen der russ. Literatur zugleich eine angenehm unterhaltende Lectüre und die Ueberzeugung verschaffen, dass auch Russland Schriftsteller besitze, die durch Originalität, Gefühl und Beredsamkeit empfindsame Herzen bezaubern können. Die im gegenwärtigen Bande getroffene Auswahl entspricht dieser Absicht. Es sind folgende Aufätze übersetzt: S. 9. *Etwas über die Wissenschaften, Künste und Aufklärung*, aus *Karamsins* Aglaja. Eine populäre und beredte Vertheidigung derselben gegen Rousseau. „Ja, sagt der Vf. unter andern — und diess sey zugleich eine Probe der sehr lesbaren Verdeutschung — die Künste und die Wissenschaften sind unzertrennlich mit unserm Daseyn verbunden — und wenn itzt irgend ein Geist der Hölle in einer Minute alle die Früchte des menschl. Geistes, die Erndte aller verflossenen Jahrhunderte vernichten könnte: so würden unsere Nachkommen von Neuem das Verlorne wieder finden und von Neuem würden Künste und Wissenschaften, wie die strahlende Sonne auf der Erdkugel, glänzen. — Mag ein neuer Omar, ein neuer Amru mit Tisiphonens Fackel alle unsere Bibliotheken in Asche verwandeln! Im Laufe der künftigen Zeiten werden neue Bako's geboren werden, welche einen neuen und vielleicht festern Grund zum Tempel der Wissenschaften legen werden; es werden neue Newton's entstehen, welche die Bewegung des Weltalls entdecken; ein neuer Locke wird den Menschen den Verstand des Menschen erklären; neue Condillac's, neue Bonnet's werden durch die Stärke ihres Verstandes eine neue Bildsäule beleben, und neue Dichter werden die Schönheiten der Natur, den Menschen und den Ruhm Gottes besingen; denn alles dasjenige, welches (was) wir itzt in Büchern, in der Musik, in Schilderungen bewundern, alles dieses ergoss sich aus unserer Seele und ist ein Strahl des göttlichen Lichts, eine Erzeugung ihrer grossen Fähigkeiten, welche kein Omar, kein Amru vernichten kann. Verändert die Seele, ihr Feinde der Aufklärung! oder ihr werdet nie, nie euren Zweck erreichen; und Prometheus Feuer wird nie auf der Erde verlöschen." Der Verf. wollte übrigens nur einige Bemerkungen, einige Gedanken über jenen wichtigen Gegenstand vortragen, nicht Früchte tiefer Betrachtungen, sondern die ersten Ideen, die sich beym Lesen des Werks Rousseau's darboten. Man würde daher Unrecht thun, wenn man höhere Ansprüche machen wollte, als die Bescheidenheit des Vf. zu machen erlaubt, wenn man insbesondere seine Definition von Wissenschaften und Künsten streng beurtheilen wollte. Vorzüglich gut ist die Bemerkung ausgeführt, dass Aufklärung das Palladium der Sittlichkeit sey. — S. 56. *Briefe aus Ismailow's Reise durch das südliche* Russland. Der erste Brief aus Poltawa erinnert an die Schlacht bey dieser Stadt und Peters Sieg. „Sie waren beyde Helden, heisst es hier vom König v. Schweden und dem russ. Czar — doch ganz verschiedene, der eine ein falscher, der andre ein wahrer Held; der eine durchzog die Welt mit Geisel und Flamme gleich denjenigen Eroberern, deren Andenken nach der Meynung eines Historiker('s) eben so aufbewahrt werden wird, wie man die Epochen der Erdbeben, Ueberschwemmungen u. verheerenden Meteore aufbewahrt; der letzte erregte Stürme und Donner, dem wohlthätigen Beherrscher der Natur gleich, blos darum, um die Atmosphäre zu reinigen, damit heitere Tage die moralische Welt beleuchten sollten; der erste wollte nur, dass sein Name in der Welt erschallen sollte: die Unterthanen waren für ihn blosse Schatten, u. man kann ihn mit Herostratus vergleichen, der, um sich zu verewigen, den Tempel der Diana anzündete; der zweyte ehrte den wahren Ruhm, ertrug jede Beschwerde im Angesicht des Vaterlandes und liebte feurig das Glück seines Volks." Man wird die Stelle schön u. patriotisch, wenn auch nicht ganz wahr finden. Der Vf. fasst noch in einer lebhaften Schilderung Peters Talente und Verdienste zusammen. Der 2te Br. ist aus Cherson, einer mitten in den Steppen, durch ein Wunder hervorgegangenen Stadt. Howard's Grabmal, 8 Werste von Cherson, führt ihn auf die Verdienste dieses Mannes. „Die Welt, sagt er, hat tausend feurige Werther gesehen, die Erde zitterte unter den Schritten der Alexander; doch wer war der Held des Guten u. der Menschenliebe? — der einzige Howard." Der Geist des gesellschaftl. Lebens in Cherson u. die rührende Geschichte eines Mädchens wird dargestellt. Der 3. Br. aus Perecop schildert den taurischen Chersones (die Krimm) u. seine Schicksale. Drey Tage vor seiner Ankunft zu Simpheropol hatte sich das tragische Ende des unglücklichen Liebhabers von Pallas Tochter zugetragen, das hier umständlich beschrieben wird. Man kennt diese Stelle, so wie die schöne Schilderung von Pallas schon aus den russ. Miscellen. Der 4. Br. ist aus Konstantinogorsk am Kaukasus geschrieben, und macht die Leser mit einem Usden (circass. Edelmann) mit den kaukas. Völkern, vornemlich den Circassiern (S. 154—172) bekannt. S. 173. *Sierra Morena* aus *Karamsins* Aglaja (ein kleiner Roman). S. 185. *Der Kamin*, ein Monolog, dessen Verfasserin, die dem schönen Aufsatze nur den Namen einer Bagatelle gab, unbekannt bleiben wollte. S. 197. *Die Insel Bornholm*, eine Erzählung vom Hrn. v. *Karamsin*, die aber noch nicht geendigt ist. S. 226. *Gedanken über die Einsamkeit*, aus *Karamsins* Werken; eine Empfehlung derselben. S. 234. *Das Leben in Athen* aus Hrn. N. v. Karamsin's Werken, eine schöne Dichtung, zu welcher das Alterthum und die neuere Sittengeschichte Athens benutzt ist. S. 287. *Meine Beichte*, ein Brief an den Herausg. des Journals Westnik Jewropii, in welchem ein Graf seine Art in Leipzig zu studiren, die Nachsicht seines Hofmeisters, seine Reisen, Verheirathung, Verschwendungen, Liebesintriguen u. s. f. beichtet, und mit dem Ausruf schliesst: *Ich habe gelebt.*

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

129. *Stück, den* 12. *October* 1807.

REISEBESCHREIBUNGEN.

G. A. Olivier's Reise durch Persien und Kleinasien. Auf Befehl der französ. Regierung unternommen. Aus dem Französ. übersetzt von *K. L. M. Müller.* Zwey Bände. Mit 8 Kupfertafeln und Charten. Leipzig, b. Hinrichs, 1808. (Erster Bd. 318 S. gr. 8. Zweyter Bd. 336 S.) (3 Thlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

G. A. Olivier's Reise durch das Türkische Reich, Aegypten und Persien, während der ersten sechs Jahre der franz Republik, od. von 1792—1798. — Dritter Theil, welcher die fünfte und sechste Abtheilung, oder die Reise durch Persien und Kleinasien begreift.

Es ist bekannt, dass der Verfasser zu Ende des J. 1792 von der damaligen franz. Regierung den Auftrag erhielt, den grössten Theil des Ottom. Reiches, Aegypten und Persien zu durchreisen, und einen treuen Bericht über politische und Cultur-Verfassung, Handel, Gewerbe u. s. f. in Beziehung auf Frankreich zu erstatten. Die Resultate seiner Nachforschungen legte er, so wie sie zur Kenntniss des grössern Publicums kommen konnten, in einem Werke nieder, wovon die zwey ersten Abtheilungen, die Reise durch einen Theil der europ. Turkey, Aegypten, Syrien und Mesopotamien enthaltend, schon vor einigen Jahren gedruckt, mehrmals übersetzt und mit verdientem Beyfalle aufgenommen sind. Denn ob wir gleich darin nicht tief in das Detail irgend eines Gegenstandes eindringende Forschungen antreffen, und manches, was man darin findet, den Lesern mehrerer, besonders englischer, Reisebeschreibungen nicht neu war, so ist doch der Verf. nicht flüchtig über die Gegenstände, zu deren Betrachtung er ausgestattet mit hinreichenden Kenntnissen kam, weggeeilt, hat nicht einseitig beobachtet, und erzählt oder schildert angenehm und unterhaltend. Die gegenwärtige Abtheilung, die, wie die frühern, ihren besondern Titel zur Bequemlichkeit der Käufer erhalten, muss um so viel mehr Interesse haben, je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die neuesten Ereignisse auf diess Land und seine letzten Veränderungen gerichtet ist, ein Interesse, das der durch Sprachkenntniss und Fleiss ausgezeichnete Uebersetzer nicht vermindert.

Mit einer Karavane von 90 persischen Reitern ging der Verfasser am 18. May 1796 von Bagdad ab. Bald befand sich die Gesellschaft in einem Nebel, der gleichsam aus einem feinen, brennend heissen Sand gebildet zu seyn schien, und in dem sie fünf Stunden ihren Weg langsam fortsetzen musste. Ueber die Diala (Delas der Alten) wurde sie in Kähnen gesetzt. An Zöllen fehlte es auf diesem Wege nicht. Die Hitze war drückend. Der Boden ist, durch den Tigris angeschwemmtes Erdreich, höchst fruchtbar, wenn er gewässert wird. Das Gebirge, Gebel-Tak, auch Tag-Ayagui, bey den Alten *Zagros* genannt, macht die Gränze des türk. und pers. Gebiets. Das mediſche Thor, Zagri pylae (so, nicht pilae, muss geschrieben werden) ist jetzt ein Dorf, Rest einer ansehnlichen am Hohlweg erbauten Stadt (Sarpil oder Zargpil). Nach *Kermanschah* kam der Verf. d. 31. Mai. Das Mittags- und Abendessen, was der Verf. hier erhielt, war so frugal, dass er sich in der Karavanserey musste einen Nachtrag dazu bereiten lassen, ob er gleich schon an das mässige Leben der Türken gewöhnt war. Die Perser brauchen noch weniger Nahrung, geniessen wenig Fleisch, und lieben Reiss, Milchspeisen, Kräuter und Früchte. Die Stadt *Kermanschah* liegt 70 Stunden nordöstl. von Bagdad, 34° 37′ nördl. Br nach arab. und persisch. Beobachtungen, 34° 14′ n. Beauchamp., hat 8—9000 Einwohner, ist Hauptstadt einer grossen Provinz, Sitz eines Khans, gut befestigt, nicht schön; das Land umher ist eines der schönsten und fruchtbarsten. Unweit der Stadt ist das Monument, Tak-Bostan, Tak-Rustan, einige Säle mit Reliefs, die Tab. 3. abgebildet sind, und hier beschrieben werden. Beauchamp hat in dem Journal d. Sav. 1790. Nov. eine Beschreibung geliefert. Es ist wohl aus dem Zeitalter der Sassaniden. Von Kermanschah

Digitized by Google

setzte der Verf. (Cap. 2.) die Reise im Jun. 96 nur mit weniger Begleitung fort, denn man konnte damals in Persien sehr sicher reisen; so strenge Policey übte Mehemed Khan aus. Die Karavanserai's sind nach den Moscheen und königl. Palästen die schönsten Gebäude des Landes. Die grössten haben nicht über 50 Zimmer. Ihre Einrichtung wird beschrieben. Weder die Reisen noch der Waarentransport kosten im Orient viel. Denkmal von Scheher-Nu oder Bi-Sutun (T. 4. abgebildet). Die einzelnen Theile scheinen aus verschiedenen Zeitaltern zu seyn. Auf einem Relief, das eine Präsentation vor dem König vorstellt, sehen wir in der darüber schwebenden Figur, aus welcher der Verf. nichts zu machen weiss, den Ferver (Genius) des Königs; auf einem andern Denkmal ist unentzifferte griechische Inschrift; andere sind aus der sassan. Zeit. Die Ueberreste eines alten Tempels bey Kengaver, dem alten Kongobar (S. 35.), waren noch unbekannt. In der Ebene sah der Verf. zum erstenmal die gelbe einfache Rose (Rosa berberifolia), von welcher jeder Zweig sich in eine einzige Blume endigt. Amadan oder Hamadan (35° n. Br. 46° L. par. Merid.), einst, unter den Sophis, die ansehnlichste Stadt, ist jetzt nicht viel mehr als ein grosser Flecken. Ekbatana soll hier gestanden haben. Der Verf. machte eine botan. Excursion auf den nahen Elvind ohne wichtige Ausbeute. Der Verf. und seine europ. Gefährten haben sich in Persien schwächer und abgematteter gefühlt, als sonst; er schreibt dem Wasser die Schuld zu. Durch eine unangebaute Gegend mit zerstörten Dörfern ging nun die Reise nach Teheran, wo der Verf. in dem Pallast des Königs mehrere wilde Esel sah. In dieser Stadt lernte er einen ungar. Arzt, Aroch, kennen, dessen seltsame Schicksale er, wie er sie von ihm erfuhr, mittheilt. Teheran, von welchem Orte Kasbin, das zur Niederlage der Seidenwaaren dient, 20 Stunden entfernt ist, liegt in einer schönen Ebene, wurde durch die Afghanen 1723 zerstört, hat nun wieder ein gutes Ansehen, da Mehemet sie zur Hauptstadt seines Reichs erklärt hat, ist aber während der Sommerhitze sehr ungesund; man verfertigt dort wollene Teppiche, eiserne Geräthschaften, auch Eisen, womit man die Absätze der Schuhe versieht. Der Verf. hielt sich einige Zeit in dem nahen Dorfe Tegrich auf, und die Zeit wurde zu naturhistor. Untersuchungen, Ausübung der Heilkunst (wofür man unter den Türken überall dem Fremden kaum Dank sagt; unter den Persern aber, die überhaupt civilisirter sind, werden die Aerzte besser belohnt), Beobachtungen über den Zustand der Medicin bey den Persern und den Unterricht, der darin ertheilt wird, Derwische, die Wundercuren verrichten, die Sitten der Landleute. In Persien ist der Unterschied zwischen den Bewohnern der Städte und des Landes, und in den Städten zwischen den Reichen und Armen nicht so gross, wie in Europa; die Bildung ist durch die Kriege ziemlich gleich geworden. Nur zwischen den Frauen der Städte und der Dörfer ist ein sehr grosser Unterschied. Die Landbewohner haben gewöhnlich eine Frau, und leben fast nie mit Sclavinnen. Ehebruch bestraft der Mann an seiner Frau mit dem Tode. Im Sept. besuchte der Vf. den Berg Alburs, und kehrte dann nach Teheran zurück, weil der König Mehemet dahin kam, dessen Rückkehr mit der Armee von dem Feldzuge nach Khorassan, Einzug, verschiedene Feste, Executionen u. s. f. der Verf. mit angenehmer Abwechselung beschreibt. Von Mehemet (einem Eunuchen) selbst und seiner Grausamkeit und Habsucht wird eine furchtbare Schilderung gemacht. Sohn eines blossen Statthalters, im 12. J. schon verstümmelt (1748), bis in sein 41stes Jahr Gefangener zu Schiras, ohne Bravour und Talente, verdankte er seine Erhebung blos dem Gelde und der Uneinigkeit unter Kerims Erben, die er zu benutzen verstand. Den 22. und 23. Sept. sprach der Verf. den ersten Minister des Königs, Hadschi Ibrahim. Von dessen Generalsecretär (Mirza husurch) erhielt er viele Nachrichten zur neuesten Geschichte Persiens. Die unvortheilhafte Idee, welche der Verf. von der Regierung des Landes bekommen musste, machte, dass er die Erneuerung der alten Tractaten, und die Abtretung der Insel Karek, woraus die Holländer 1765 vertrieben wurden, für unnütz hielt. Am 14. Oct. verliess er Teheran; die Ruinen der ehemals reichen Stadt in Persien, Rai (Vaterstadt des Rhazes) sah er nicht, wohl aber die von Kom (dem alten Choana), einer ehemals sehr volkreichen Stadt, die jetzt fast verschwunden ist durch die Barbarey ihrer Regenten und deren Truppen. *Cachan* ist eine ansehnliche und volkreiche Stadt, obgleich auch da mehrere Häuser in Trümmern liegen. Es sind dort Scorpionen (Scorpio crassicauda), die sehr gefährlich sind. Den 25. Oct. kam der Verf. nach *Ispahan* (32° 24′ 34″ N. Br. 49° 30′ L. vom par. Merid.). Es scheint nicht das alte Hekatompylos, sondern Aspadana des Ptolem. zu seyn. Ihr grösster Flor fällt in die Zeiten des Schah Abbas; jetzt ist ein grosser Theil zerstört. Doch findet man noch immer schöne Denkmäler der Baukunst dort, prächtige Alleen und Gärten. Bey einer Moschee ist ein Collegium (Schule) mit 30 Professoren (Lehrern), das aus 40 Dörfern Einkünfte bezieht, und ehemals wohl 4—5000 Schüler hatte, jetzt etwa 3—400. In den königl. Gärten fand der Vf. den chinesischen Rosenstrauch. Eine Vorstadt von Ispahan ist Julfa, die ehemals einen einträglichen Handel hatte; aber die milit. Tyranney hat längst die reichsten Armenier vertrieben, und man findet nur zwey arme katholische Familien daselbst. Auch die Missionen haben dort aufgehört. Der Garten von Azar-Gerib veranlasst den Vf., von den schönen Baumfrüchten Nachricht zu geben. Der Citronen- und Orange-Baum gedeiht zu Ispahan des kalten Winters wegen nicht. Eine halbe Stunde von Julfa liegt das prächtige kön. Haus Ferabad. Das jenseits gelegene Gebirge Sophissar und andere Umgebungen von Ispahan besuchte der Verf. auch noch. Er fand den Boden sehr fruchtbar und das Klima gemässigt und gesund. Er fügt (im 7. Cap.) eine kurze Topographie von

Digitized by Google

Persien bey. So wie er in einem frühern Bande das Land von den Quellen des Euphrat und Tigris bis zu ihrem Ausfluss in den persischen Meerbusen, in Rücksicht seiner abnehmenden Erhöhung, in vier Parthieen oder Zonen getheilt hatte, so theilt er jetzt auch das Land östlich vom Tigris ab. Wir halten die detaillirten topograph. Bemerkungen, die hier mitgetheilt sind, für einen vorzüglichen Theil des Werkes. Die gemässigsten Gegenden Persiens sind auch die höchsten; die Kälte wird durch die Erhabenheit des Bodens, die Hitze durch die ausserordentliche Trockenheit der Luft, die wieder von Mangel an Holz, Flüssen und Bächen herrührt, verursacht. Wegen des Wassermangels ist nicht ein Zwanzigtheil des Reichs jetzt angebauet. Die Waldungen und Gehölze sind verschwunden, weil man den Verlust nicht durch Nachpflanzungen ersetzte (vielleicht auch bey den häufigen Kriegen nicht ersetzen konnte). Bey dem jetzigen Zustande des Reichs ist noch an keine Verbesserung des Klima's zu denken. Das niedrige Land, welches einige Zeit nicht bebauet worden war, ist allmählig vom Meersalz so geschwängert, dass es ganz unfruchtbar wurde. Wo den Winter über das Wasser stehen bleibt, da wird die Erde ganz salzig, und im Sommer wird dieser salzige Boden gluhend-heiss. Die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer gelegenen Provinzen gleichen dem übrigen Persien nicht. Sie sind mit Vegetabilien und Waldungen bedeckt. In der schönen Ebene von Damegan ist die ehemalige parthische Stadt Hekatompylos zu suchen. Im 8. Cap. handelt der Verf. vom kaspischen Meer (eigentlich nur einem salzigen See), das ehemals mit dem mäotischen und mit dem schwarzen Meer verbunden war. Die Trennung aber ist lange vor der Zeit unserer histor. Urkunden geschehen. Gegen die Meynung, dass das Wasser des schwarz. Meers ehemals höher gewesen sey, streitet der Vf., das kasp. Meer sey niedriger geworden. Er glaubt, die Anspulungen dreyer grossen Flüsse, des Don, des Kuban und der Wolga, hätten diese Trennung bewirkt. Ghilan und Mazanderan sind aus dem Wasser hervorgegangen, das Land zwischen dem Don und Kuban angeschwemmt. Die romanhafte Vorstellung von Schlünden, in welche sich das kaspische Meer ergiesse, die Meynung von seiner Verbindung mit dem indischen Meer durch Canäle widerlegt der Vf. Im 9. Cap. zieht er eine Parallele zwischen den Türken (Osmanen) und Persern, die sich auf eben so scharfe Beobachtung gründet, als interessant ist. „Alles, heisst es unter andern, in der Türkey trägt das Gepräge der Grausamkeit und Barbarey, alles in Persien verkündigt eine sanfte, civilisirte Nation. Die Türken sind eitel, hochmüthig und ungastfreundlich, die Perser höflich, artig und zuvorkommend u. s. f. Wenn die Perser, wie die Türken, Gelegenheit gehabt hätten, mit Europäern (es muss wohl fehlen, *viel*) umzugehen, so würde Persien längst auf gleicher Stufe mit Europa stehen (wohl eine zu starke Behauptung; Moslems werden nie auf gleiche Stufe der Cultur mit Europäern gelangen können, so lange sie dem Koran treu bleiben); die Perser schätzen andere Völker nach ihrem wahren Werthe, und woher ihnen auch Kenntnisse und Bildung kommen, sie nehmen sie mit Freuden an. Der Perser ist aber listiger, versteckter, gewandter, biegsamer, einschmeichelnder, unzuverlässiger, zum Meineid geneigter, als der Türke, oft niedrig und kriechend; aber Rebellionen, Mord und Raub sind seltner, als in der Türkey. Die Ausartung der Perser sieht der Verf. als eine Folge der fortdauernden bürgerl. Unruhen ihres Landes an. Es herrscht in Persien mehr Luxus in Kleidung, Schmuck u. s. w., als in der Türkey. Der Verf. nimmt hier Gelegenheit, von den einfachern und freyern Kleidungsstücken der Perser ausführlich zu handeln, und dabey die sehr richtige Beobachtung, die er auf seinen Reisen gemacht hat, auszuführen, dass die Kleidung grossen physischen und moralischen Einfluss hat. Den Aufwand in Ansehung der Waffen, Pferde, des Harems schildert der Verf. als sehr gross und dem Vermögen der Perser wenig angemessen. In Persien tragen Sklaven und Herren den Bart. Die schwärzesten und dicksten Bärte sind am meisten geachtet. Der Gebrauch des Tabaks ist fast gar nicht bekannt. Der Narguil, dessen sich die Perser, welche rauchen, bedienen, ist viel unbequemer und auch wohl ungesunder, als die türk. Pfeife. Der dazu gebrauchte Tabak wird im Lande selbst erbauet. Kaffeehäuser sind jetzt weder so häufig noch so prächtig, als sonst; man gibt selten Kaffee darin. Das Opium ist jetzt in Persien gewöhnlicher, als in der Türkey. Es wird immer mit aromatischen Substanzen verbunden, die seine narkotische Kraft mildern. Ein berauschendes Getränk, das aus den Spitzen und Blättern des Hanfs bereitet wurde, ist, wie der Wein, bey Todesstrafe verboten. Aber der Weinstock wird in ganz Persien angebauet, und Weinbeermuss, auch eine Art von braunem Zucker aus Weinbeeren bereitet. In Schiras macht man zwey Sorten von Wein. Brod wird in ganz kleinen, zum Theil in die Erde gegrabenen Backöfen auf einen Tag gebacken. Die gewöhnliche Nahrung ist Reiss (Pilau). Die Perser halten zwey Mahlzeiten, von denen die zweyte, gegen Untergang der Sonne, reichlicher und ausgesuchter ist. Das 10. Cap. verbreitet sich über Wissenschaften, Künste, Handel der Perser, Erzeugnisse des Bodens, Militär, Marine. Es gibt in Persien keinen ehrenvollern Titel, als den des Gelehrten, und er kann auf jede einträgliche Stelle Anspruch machen. In den Medresse's (Schulen) der Perser wird auch Sprachkenntniss, Redekunst, Mathematik u. s. f. gelehrt. Die Astrologie wird für die vorzuglichste Wissenschaft gehalten. Die Gewalt des *Sedre* oder Oberpriesters ist jetzt unter zwey getheilt. Die Parallele zwischen den Türken und Persern in Ansehung der Wissenschaften und Künste fällt wieder für letztere vortheilhaft aus. Ihre Häuser sind von Erde erbauet, die Dächer und Decken der Zimmer gewölbt; sie mahlen ertraglich Blumen, Vögel, Arabesken; in der Fär-

berey zeichnen sie sich am meisten aus, eben so in Verfertigung seidener und anderer Stoffe. Der Landbau ist mit kunstvollen Anstalten zur Wässerung des Landes verbunden. Es sind unterirdische Schleussen (Gallerien oder Leitungswege nennt sie der Uebers.) angelegt zur Verbreitung des Brunnenwassers, und Drehmaschinen dabey angebracht. Aber innere Kriege, Revolutionen und Abnahme der Bevölkerung haben den Ackerbau, wie den Handel, vermindert. Der Handel Russlands mit Persien und durch Persien mit Indien könnte sehr bedeutend werden. Die Geschichte der Handelsniederlassungen der Holländer, Engländer und Franzosen in Persien wird kürzlich erzählt, und der Handel Persiens mit der Türkey und Indien beschrieben. Unter P's Erzeugnissen sind noch die Seide, die Wolle (wozu auch Ziegenwolle gerechnet wird), die Pferde, Baumwolle, Färberröthe (Krapp), Zucker, Therenjabin (eine Art Manna), Mumie (vielmehr Mum, ein Steinharz), Asphalt (in zwey Sorten) und Naphtha; verschiedene medicin. und aromatische Substanzen werden noch durchgegangen. In Friedenszeiten hat Persien keine stehenden Truppen, als etwa die Haustruppen des Königs; im Krieg bestehen die Armeen aus den verschiedenen Stämmen, mit ihren besondern Oberhäuptern. Der Generalcommandant heisst *Sardar*. Die Perser haben keine Marine mehr. Im 11. 12. und 13. Cap. gibt der Verf. einen Abriss der persischen Geschichte von der Regierung des Schah Hussein, 1694, den die Afghanen vom Throne stiessen (1722.) an bis auf die Gefangennehmung und Blendung des Schah Rokh, des letzten Abkömmlings von Schah Hussein 1749. Da diese Begebenheiten, und besonders die Unthaten des Nadir aus Jones, Hanway, und andern Reisebeschreibern, zum Theil auch aus inländischen übersetzten Quellen, so wie ein Theil der folgenden Begebenheiten aus des Engl. Forsters Reisen bekannt ist, so geben wir keinen Auszug davon. Leser, welche diese Revolutionen, durch welche Persien zerrüttet wurde, wenig kennen, finden hier ein anziehendes, wenn gleich nicht angenehmes, Gemälde davon.

In den ersten *sechs* Capiteln des *zweyten* Bandes ist diese Uebersicht der neuesten Gesch. Persiens von der Mitte des vorig. Jahrh. an bis zur Ermordung des Lutf Ali 1774 fortgesetzt, und es ist vornemlich die ausführliche Erzählung der Begebenheiten der letztern Jahre vor des Vfs Ankunft und bis 1797, was diesem Theile höhern Werth gibt. Zu bedauern ist, dass er seine Gewährsmänner nicht genannt, und nicht die allerneuesten Ereignisse, die er in Frankr. genauer zu erfahren wohl Gelegenheit hatte, nachgetragen hat. Im J. 1749 war Persien mehrern Chefs Preis gegeben. Nadirs Familie zerstörte sich selbst, die des Hussein war erloschen. Mohammed Hassan Khan (dessen Enkel der jetzt-regierende Fetah Ali Khan ist), vom Stamme der Kadschars (d. i. Flüchtlinge), über welchen Stamm Hr. O. mehrere Nachrichten gesammelt hat, machte sich zum Herrn von Mäsanderan. Azad-Chan, ein Afghane, strebte nach dem Thron; die meisten Provinzen waren in Bewegung, und in Ispahan gab es mehrere Factionen; Ali Merdan bemächtigte sich dieser Stadt, setzte den neunjährigen vorgeblichen Enkel Husseins, Ismael, auf den Thron und erklärte sich zum Regenten. Zu gleicher Zeit erhob sich ein Kurde vom Stamme Zend, Mohammed Kerim, der Anfangs des Ali Merdans Unterfeldherr, bald sein Nebenbuhler wurde, ihn verdrängte (1752), und nach vielen Kämpfen sich der Regierung von beynahe ganz Persien bemeisterte, die verschiedenen andern Regenten sich unterwarf. Persien verdankte diesem Kerim, der Schiras zur Residenz machte, dass es nicht ganz zerstört wurde, und dass es einer fast zwanzigjährigen Ruhe genoss, die aber doch von Zeit zu Zeit gestört wurde. Aber der Tod dieses gelobten Fürsten, am 13. März 1779, stürzte das Land in neue Unruhen. Zuerst bemächtigte sich Kerims Bruder, Zeki Khan, des Throns, verlor aber bald bey der Empörung seines Vetters, des Ali Murad, eines Kurden, Thron und Leben, mittelst einer Verschwörung in seiner eignen Armee. Abul Fetah, Kerims ältester Sohn, aber dem Vater an Talenten weit nachstehend, übernahm den Oberbefehl der Armee und die Regierung. Ihn verdrängte und blendete Sadek Khan, sein Oheim, und diesen besiegte Ali Murad Khan, der ihn nebst seiner Familie ermorden liess (1780), und selbst Oberherr wurde. Natürlich fand auch dieser Gegner, besonders den Aga Mehemet Khan, den zweyten Sohn des Mohamed Hassan. Das Glück begleitete Ali Murads Waffen, aber er starb am 11. Febr. 1785. Dschaffar Khan lässt sich zwar zum Regenten erklären und ist eine Zeitlang glücklich, und sein 20jähriger Sohn, Lutf Ali, war wegen seiner trefflichen Eigenschaften allgemein geliebt; aber Dschaffar fällt, noch ehe eine Krankheit, die er sich selbst zugezogen hatte, ihn aufreibt, durch eine Verschwörung gefangener Fürsten und Khans, die sich im Innern des Pallastes befanden, 1789, d. 22. Jan. Lutf Ali, der nicht gegenwärtig war, kehrte nach Schiras zurück, bestrafte die Verschwornen, und bemächtigte sich der Regierung, schlug den Mehemet, und verlor den Sieg, als ihn ein Verwandter mit einem bedeutenden Corps plötzlich verliess. Er gab übrigens zu Schiras gute Gesetze für die südlichen Provinzen, stellte viele Missbräuche ab, während dass Mehemet zu Ispahan und Teheran tyrannisirte. Sein eigner Schwiegervater suchte ihn aus dem Wege zu räumen und empörte sich. Lutf Ali wurde verlassen, von Mehemed geschlagen, und endlich von einem Onkel, der ihn begleitete, gefangen genommen und dem Mehemet uberliefert (1793), der ihn im Winter 1794 tödten liess, und den fruhern Verräther Hadschi Ibrahim zu seinem ersten Minister machte. Es ist zu bedauern, dass in dieser Uebersicht so viele Druckfehler in den Jahrzahlen vorgefallen sind. Noch einige spätere Begebenheiten enthält das 7. Cap. Es fängt mit der geogr. Eintheilung der zwischen dem kasp. und schwarzen Meere gelegenen Staaten an. Der neue pers. Regent, Aga-Mehemet Khan, verlangte, Georgien sollte sich

Digitized by Google

der pers. Oberherrschaft unterwerfen und zinsbar werden. Heraklius suchte Zeit zu gewinnen. Ihm wurde der Krieg angekündigt, und 1795 angefangen. Mehemet siegte und nahm im Oct. 1795 Tiflis ein, dessen Einwohner umgebracht oder als Sclaven fortgeführt wurden. Die Stadt wurde geplündert und zerstört. Heraklius erhielt nun, aber freylich zu spät, die Unterstützung eines russischen Heers, das in die nächsten persischen Provinzen vordrang, während dass Mehemet in Khorassan beschäftigt war. Diese Provinz war nemlich 1750 zu einem unabhängigen Staat für Schah Rokh gemacht worden, und dieser lebte noch, und war Zeuge aller bisherigen Revolutionen gewesen, ohne Theil daran zu nehmen. Itzt da ihn Mehemet entthronen wollte, unterwarf er sich selbst, weil er aber die Schätze nicht entdeckte, die doch Mehemet bey ihm vermuthete, so liess der Tyrann den Enkel Nadirs foltern, schleppte ihn krank mit sich fort, und er starb auf der Reise. Mehemet aber wurde am 14. May 1797, im Begriff gegen die Russen zu ziehen, von einem Officier, dessen Bruder der Tyrann hatte ermorden lassen, getödtet. Vier Hauptprätendenten traten nun auf. Dem Baba Khan gelang es seine Nebenbuhler zu verdrängen, und er nahm den Namen Fetah Ali Khan an, und scheint bis itzt Persien mit Gerechtigkeit regiert zu haben. — Der Verf. musste den Plan, Persien zu durchreisen, wegen der schlechten Gesundheit seines Gefährten aufgeben, und trat am 15. Nov. 1796 den Rückweg von Ispahan an, den er durch Kengaver und Kermanschah nach Bagdad nahm. Die Weiber zu Mikhr-Abad, einem Dorfe (dessen Name, Völkerschaft, oder wohl mehr, Versammlung der Liebe, sehr bedeutend ist) haben das seltne Vorrecht, in und ausser dem Hause unverschleyert zu gehen. Bey Sarpil wurde die ansehnliche Karavane von wenigen Räubern angegriffen und schien doch fliehen zu wollen, ein Beweis von der Poltronerie der Kaufleute in dieser Gegend, setzt der Verf. hinzu. Der Verf. kam in die grösste Gefahr, wurde verwundet, und verlor einen Theil seiner Waffen, die er aber bey der bald darauf erfolgten Verhaftung der Räuber wieder erhielt. Die Reise von Bagdad nach Damas mit einer Karavane (es gehen mehrere Karavanen von Bagdad nach verschiedenen Gegenden ab, deren man sich bedienen kann) wurde durch die List eines Janitscharen-Aga gehindert, der erst von einer venerischen Krankheit durch diese Fremden ganz geheilt seyn wollte. In Bagdad gab sich damals ein Abentheurer für den Bruder des Königs von Persien, Mehemet, aus. Er wurde als ein Schuster aus Hamadan erkannt, in Ketten gelegt, aber nur aus Bagdad fortgeschickt, nicht bestraft. Die Reise wurde nun mit einer nach Aleppo bestimmten Karavane durch Mesopotamien und das rechte Ufer des Euphrat gemacht. Ein kleines Insect, den Galeodes, von dessen giftigen Biss man im Orient furchtbare Vorstellungen hat, hält der Verf. gar nicht für sehr giftig. Es gibt mehrere Arten (nicht *Gattungen* sollte der Uebersetzer S. 193 geschrieben haben) davon, die eine scheint das Phalangium arenoides des Pallas zu seyn. Der Verf. hat sie abbilden lassen. Bey einem Aufenthalt der Karavane besuchte der Verf. eine Horde campirender Araber. Er beschreibt sodann die Stadt Hit, eine von Botanikern bisher unbekannte Pappel (Populus euphratica T. 7. abgebildet), und nach dem Uebergang über den Euphrat die Stadt *Anah* (der Name ist auch Unah und Arah gedruckt) und die Art der Araber, auf gefullte Schläuche sich zu setzen und so auf dem Euphrat bis Bagdad zu schwimmen. Die grosse Schildkröte aus dem Euphrat ist T. 5. auch abgebildet. Sie führt bey den Arabern den Namen *rafcht*. Im 10ten Cap. gibt der Verf. zuerst eine allgemeine Nachricht von der Reise mit einer Karavane und von den Arabern in der Wuste, mit denen die Karavanen öfters unterhandeln müssen, um für einen gewissen Preis ruhig durchzukommen. Durch solche Nachrichten und einige naturhistorische Beschreibungen wird die sonst unfruchtbare Reise unterhaltender. Von der Stadt Taib wird einiges angeführt; in Aleppo hielt sich der Verf. nicht auf. Latakie, wohin er nun abging, hatte kurz vorher durch ein Erdbeben sehr gelitten. Von dort segelte er auf einem ragusanischen Schiffe nach Cypern, von dessen Bevölkerung (etwa 30000 Griechen und eben so viele Türken, während die Insel wohl eine Million Einwohner nähren könnte), Handel, Landbau, Hauptorten, Nikosia und Cerino, einige Nachricht ertheilt wird. Denn da der Verf. zu Larnaca kein Frachtschiff nach Marseille oder Italien fand, so beschloss er durch Kleinasien nach Konstantinopel zu reisen. Auf dieser Reise beschreibt er die Städte Karaman (in den Firmans des Grossherrn *Larenda* genannt, obgleich die Ruinen von Larenda anderthalb Stunden davon entfernt sind), Konieh (Iconium) und deren Alterthümer, das Dorf Hiladek (wahrscheinlich das alte Laodicea) die Stadt Akscheer (weisse Stadt, wahrscheinlich Antiochien), und im 12. Cap. Kara hissar (eine Stadt, die ungefähr drey Meilen im Umfange und 10000 Häuser hat) Kutayeh (eine grosse Handeltreibende Stadt), Isnic (Nicaea), Hersek; und zugleich wird von dem Anbau des Mohns bey Kara Hissar und der Bereitung des Opiums, so wie von einem tragischen Auftritt bey Hersek Nachricht gegeben. Die letzten drey Capitel (13—15.) enthalten die Reise von Konstantinopel über den Hellespont nach Athen, über den Isthmus von Korinth und den Golf von Lepanto, Ithaka u. s. f. nach Corfu, und von da nach Ancona, wo der Verf. seine beyden Gefährten, *Bruguiere* und *Comeyras* durch den Tod verlor. Es war auf diesem letzten Theil der Reise weder Zeit noch Absicht viele neue Bemerkungen zu machen. Inzwischen ist doch auch er nicht unfruchtbar geblieben. Der Piräus (hier Pyreus genannt) ist itzt mit Sand und Schlamm angehäuft. Die Stadt Athen hat 1777 eine schwache Mauer zum Schutz gegen die Ueberfälle der Albaneser erhalten. Die Einwohner geniessen noch einen Schatten von Freyheit und wählen sich jährlich vier Magistratspersonen (Archonten); sie haben zwey Procuratoren unter sich, und noch werden jährlich so viele Epitropi gewählt,

Digitized by Google

als es Kirchspiele in der Stadt gibt, von denen jeder eine besondere Aufsicht über sein Quartier führt. Der Berg Hymettus ist ein mittelmässig hoher, trockner, von Holz entblösster Berg; die Ebene von Marathon ist nur 1½ Stunden lang. Eleusis ist itzt nur ein Dorf von 200 Einwohnern, und Korinth nur ein grosser von 2000 Türken und 3000 Griechen bewohnter Flecken. Die Insel Corfu wurde ganz durchwandert, und von ihren Merkwürdigkeiten ist eine kurze Uebersicht gegeben. Auch die Ruinen von Butrinto (Buthrotum) besah der Verf.

So reichhaltig ist diese Reisebeschreibung. Sie konnte noch durch mannichfaltige Anmerkungen und Erläuterungen bereichert werden, und bedurfte ihrer bisweilen wohl auch theils aus der morgenländischen Sprach- und Geschichtkunde (z. B. über die Moscheen und Dschami's I. 69. nur keiner trivialen wie der Verf. selbst I. 61. und 115. gegeben hat) theils aus der Naturkunde; aber der Uebersetzer wollte nur eine sorgfältige und treue Verdeutschung liefern, wobey er sich nur hie und da einige Abkürzungen erlaubt hat, aber bloss solche, welche die Form der Darstellung betreffen. Er hat die französ. Schreibart der Namen beybehalten, wo es doch wohl besser gewesen wäre, sie nach der deutschen oder morgenländischen Aussprache drucken zu lassen, z. B. Schah, nicht Chah, Ghilan nicht Guilan, Aderbidschan nicht Aderbidjan. Die Stelle von dem Unterrichte in den persischen Schulen I, 198. kann schwerlich richtig seyn: „Vor allen muss man die Grundsätze seiner Muttersprache kennen, nemlich des Arabischen, welches auch die Sprache der Religion ist, dann das Türkische u. s. f.“ Es muss hier wohl etwas ausgefallen seyn, denn das *Arabische* ist nicht *Muttersprache* der *Perser*, allerdings aber die Sprache des Koran. Wenn II. 8. in der Not. von Fetah Ali Khan gesagt wird, dass er seinem *Enkel* Mehemet Khan gefolgt sey, soll wohl *Onkel* stehen. Rec. hat noch manche andere Druckfehler bemerkt. Die Charte von Syrien, Mesopotamien und einem Theile Persiens ist aus den frühern Reisen des Verf. nach einem um ein Drittheil verjüngten Massstabe nachgestochen, und dient zur Uebersicht des grössten Theils der Reise des Verfs. so wie die zweyte von Kleinasien seinen Rückweg bezeichnet. Die übrigen sämtlichen interessanten Kupfer des Originals sind mit Sorgfalt nachgebildet.

1. *Briefe über Ostindien, das Vorgebirge der guten Hofnung und die Insel St. Helena.* Geschrieben aus diesen Ländern von *C. C. Best*, Hauptmann bey den Churhannöv. Truppen in Ostindien. Herausgegeben von *Karl Gottlob Küttner*. Mit (27) colorirten Abbildungen und Prospecten. Leipzig, bey Göschen. 1807. 4. VIII. 176 S.

2. *Neueste Beyträge zur Kunde von Indien.* Aus dem Englischen und Italiänischen. Herausgegeben von *T. F. Ehrmann*. *Erster Band.* Mit einer Charte. 587 S. gr. 8. *Zweyter Band.* IV. 519 S. mit 6 Kupfern. *Dritter Band.* 600 S. Weimar, Landesindustrie Compt. 1806. (7 Thlr. 12 gr.)

Diese Bände auch unter dem Titel:

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann*. *Dreyssigster, Ein und dreyssigster, Zwey und dreyssigster Band.*

3. *Beschreibung der Insel St. Helena* nach ihrer geognostischen Beschaffenheit und Bildung, nebst Nachrichten von dem Klima, der Naturgeschichte, und den Bewohnern derselben. Aus dem Englischen. Mit einigen Anmerkungen herausgegeben von *T. F. Ehrmann*. Mit einem Kupfer. Weimar, Industrie Compt. 1807. gr. 8. XVI. 194 S. (Macht auch einen Theil des 33sten Bandes der *Bibliothek der Reisebeschreibungen* aus.) (3 Thlr. 6 gr.)

Die *Bestischen* Briefe sind ein wahres Geschenk, welches das grössere, Belehrung und Unterhaltung suchende Publicum erhält. Ohne durch weitläufige Beschreibungen, durch gelehrte Untersuchungen, durch historische, topographische oder statistische Details zu ermüden, geben sie eine anschauliche und hinreichende Darstellung des Merkwürdigsten, freylich nicht ganz Unbekannten, von Indien, wie es der Verf. bey seinem Aufenthalte beobachtete, versinnlicht durch die zahlreichen, genauen und schön ausgeführten Kupfer. Und der Verleger hat sie auf eine unter uns itzt eben so seltne als rühmliche Art ausgestattet, und, mit sichtbarer Achtung für das Publicum, die manche andere, welche nur ihre Waare sobald als möglich und vor andern zu Markte zu bringen eilen, gar nicht zu kennen scheinen, gepflegt und ausgebildet.

Der Verf. ging mit einem hannöv. Regimente, das nach Ostindien bestimmt war, 1782 nach England und 1783 nach Ostindien ab. Neun Jahre theilte er mit seinen Truppen in jenem Lande alle Freuden und Leiden, Vergnügungen und Beschwerden. Dieser lange Aufenthalt gab ihm Gelegenheit vieles Merkwürdige in den Gegenden, die er sah, zu beobachten. Er schrieb seine Bemerkungen auf, und verfertigte von mehrern Gegenständen Zeichnungen. Diese beschloss er seinen Freunden in Europa zu übersenden, um auch sie an dem Vergnügen, das er dabey empfunden hatte, Theil nehmen zu lassen. Da sie, ohne Erklärung, doch keinen deutlichen Begriff geben konnten, so schrieb er einen kleinen Commentar dazu, und so entstanden die gegenwärtigen Briefe, die also grösstentheils, als ausführliche Erläuterungen der Abbildungen anzusehen sind. Ein reiner, natürlicher, ungekünstelter, aber nicht langweiliger

Digitized by Google

oder steifer Vortrag empfiehlt sie noch mehr. Wir wollen den Hauptinhalt der zwey und zwanzig (von 1784 — 92 geschriebenen) Briefe angeben.

Mit der Reise von St. Salvador in Brasilien bis Madras wurden 15 Wochen zugebracht, sie war sehr stürmisch, aber noch unangenehmer durch eingetretene Windstille und heftige Hitze gemacht. Die langsame Fahrt wurde noch durch das schlechte Segeln einiger Schiffe verzögert. 16. Apr. 1783 kam der Verf. auf der Rhede von Madras an. Auf einem Indiaman (Indiamen heissen die grossen Kauffarteyschiffe der engl. ostind. Compagnie) entstand während des Ausschiffens Feuer, und das Schiff flog in die Luft, wobey viele Menschen umkamen, auch 18 Mann von den hannöv. Truppen. Mehr verloren sie noch auf ihrem Marsch durch den Sonnenstich, und den Genuss kalten Wassers. Sie mussten sich an den *Correy*, die tägliche Speise der Indier, die aus einem Ragout von Fleisch oder Fischen meistens besteht, gewöhnen. Man isst Reiss dazu. Eine diesem Gericht ähnliche Suppe heisst Mulikitany. Alle Speisen müssen stark gewürzt werden. Im Jan. stiess der Verf. mit seinen Truppen schon zur engl. Armee bey Cuddalore, aber der Friede zu Versailles machte den Feindseligkeiten bald ein Ende. Auch mit Tippoo-Saib kam 1784 der Friede zu Stande. Der Krieg war sehr verwüstend gewesen. Die beyden hannöv. Regimenter wurden von Madras nach *Arcot* verlegt. Diese Stadt, ehemals Sitz des Nabobs, liegt etwa 80 engl. Meilen südwestwärts von Madras; einen Büchsenschuss davon ist das Fort, zwischen welchem und der Pattah (schwarzen Stadt) eine Moschee und ein Mausoleum (Prosp. 1) steht. Nach einer kurzen Angabe der damal. Besitzungen der engl. ostind. Comp. verweilt der Vf. vornemlich bey der Präsidentschaft *Madras*, die sich über Karnatik und die dazu gehörigen Fürstenthümer der Polygars erstreckt. Von dem Karnatik, und seinen vornehmsten Orten und dem Clima des Landes gibt er Nachricht, und in Noten trägt er noch einige neuere Veränderungen nach. Im 3. Br. werden die verschiedenen Nationen durchgegangen. Die Mongolen heissen (bey den Engländern wohl nur) Moormänner. Die Hindu's hängen fest an Religion, Sitten, Gebräuchen und Moden ihrer Vorfahren, und entfernen sich eher mehr von der Cultur der Europäer als dass sie dieselbe annehmen sollten (wie sollten sie auch bewogen werden können, sich von ihren *Bedrückern* cultiviren zu lassen?), haben aber einen moralisch guten Character. Die vier Kasten der Hindu's werden angegeben. Die erste Kaste (der Braminen) zerfällt wieder in 3 Classen. Ihre Kleidung, ihre Lebensart beschreibt der Verf. treffend. Niemand kann in die Kaste der Braminen aufgenommen werden. Der Radschah von Travancore machte eine Ausnahme, musste aber, sagt man, eine Kuh von Gold machen lassen, und durch sie durchkriechen. Der Vf. versteht diess sehr wahrscheinlich von einer ansehnlichen Geldsumme, womit er sich die Aufnahme erkaufte. Unter den Braminen gibt es gebildete und vernünftige Männer, die aber doch von ihren fabelhaften Religionsbegriffen nicht abzubringen sind. Ueberhaupt nehmen den christlichen Glauben gewöhnlich nur Menschen an, die in grosser Armuth leben, oder aus ihrer Kaste gestossen sind, und die kathol. Missionen haben aus begreiflichen Ursachen mehr Zulauf als die protestantischen. Aus der zweyten Kaste, Tschutri-Nairen oder Rajahputs werden die Regenten und Soldaten genommen. Die dritte, Wassiers, Banianen, Comitis und Chatty, enthält die Handelsleute. Die vierte, Shuters, die Ackerleute, Handwerker, Aerzte u. s. f. Jede ist natürlich in mehrere Zweige getheilt. Die *Pariars* müssen abgesondert vor der Stadt oder dem Dorfe, wo es andere Kasten gibt, wohnen, und dürfen in keine Pagode kommen, nie in das Haus eines Mannes aus den 4 Kasten gehen, sind aber als Bediente, Köche, Schuster u. s. f. überaus nützlich. Sie sind aus den Ausgestossenen entstanden, und werden von den Indiern, wie die Europäer, für unrein gehalten. Die Maratten stammen von den Radschaputs ab, nehmen andere leicht in ihre Kaste auf, und sind alle Krieger. Die älteste Sprache der Hindu's ist die Schriftsprache, Samskrit, die gewöhnlichen sind die Telinga- oder Badagasprache mit 57 Buchstaben, und die Tamulische oder Malabarsprache mit 52 Buchstaben. An den Höfen der moham. Fürsten ist das Persische gewöhnlich. Die englischen Officiers bey den Seapoys erhalten von der Compagnie monatlich ein Gewisses, um sich in den Landessprachen unterrichten zu lassen. Von der Religion der Hindu's theilt der 4. Brief das mit, was der Verf. von einigen Braminen erhielt, wohl geordnet und deutlich vorgetragen. Die drey Hauptgötter, Brama (Symbol der Erzeugung), Wischenu (Erhaltung), Schiwen (Zerstörung) und die Entstehung des Lingam aus der Verbindung des Wischenu mit dem Schiwen sind bekannt. Die übrigen Götter beziehen sich auf die verschiedenen personificirten Eigenschaften der Naturwesen und Symbole. Auch einige Thiere werden verehrt, wie der T. 9. abgebildete rothe Habicht, der Stier, die Schlange. Eine Anekdote von der Verehrung der Kuh wird erzählt. Die Hindus glauben an Prädestination und Seelenwanderung. Sie haben häufige Büssungen und Reinigungen. Das unnatürlichste sind die sogenannten Büsser, Saniassy oder Sanaschis, von deren Bussübungen der Vf. einige Beyspiele als Augenzeuge anführt. Eine andere Secte dieser Art sind die *Joghis* oder *Dakambary*, von denen auch Beyspiele angeführt werden, aber der eigentliche Unterschied derselben von den erstern ist doch nicht ganz deutlich gemacht. Andere die sich an einem Feste einer Göttin einen eisernen Hacken unter den Schulterblättern einbacken und in freyer Luft daran aufhängen lassen, werden beschrieben und abgebildet. Noch sind andere Schwärmer, Bettelmönche und Wahrsager, Pardarum, Satadevan u. s. f. aufgezählt. Die Wahnsinnigen werden bey den Hindus, wie bey den Mohammedanern, als Begeisterte und Heilige verehrt. Die Hindus nehmen gewöhnlich den Namen eines Götzen

Digitized by Google

oder Heiligen an. Eine Reform der uralten Religion der Hindus lässt sich so bald nicht vermuthen (sie dürfte ohne eine Revolution wohl kaum möglich seyn). Der 5. Br. beschreibt die Pagoden oder Götzentempel (geräumige, hohe Gebäude von Granit oder andern Steinen, mit mehrern pyramidenförmigen Thürmen von Backsteinen, deren Inneres aber der Vf. nicht sehen konnte, weil kein Ungeweihter sie betreten darf, in das Heiligste oder den Sitz der Götzen dürfen nur die Priester-Braminen gehen, die nebst den Tanzmädchen in den Vorhöfen wohnen), einige der merkwürdigern insbesondere, die öffentlichen Processionen, die oft mehrere Tage dauern (dergleichen eine Prosp. 9 abgebildet ist), die Devadasis oder Tanzmädchen (auch Bajaderen genannt, die zum Dienst der Pagoden angestellt, und meist die jüngsten Töchter der Schutri's sind — sie sind keine Vestalinnen, wenn sie gleich nicht heyrathen dürfen), ausser welchen es auch noch andere zur Belustigung dienende Tanzmädchen gibt. Zuletzt schildert der Verf. noch den Einzug des Vakils (Gesandten) des Sultan Tippu Saib 1785, der den Frieden unterhandelte. Der 6. Br. beschäftigt sich mit der Religion der Mohamedaner, ihren Moscheen (von denen der Verf. die Dschamis nicht unterscheidet, vielleicht weil in Indien dieser Unterschied weniger Statt findet), ihrem Feste des Hussan (Hosein) Hassan, das 9 Tage dauert, und mit dem Nabob von Arcot, dessen Nachfolger auch in der Note erwähnt ist. Das abgeschlagene Gesuch einer jungen indian. Wittwe, sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen zu dürfen, veranlasst den Verf. im 7. Br. zu Bemerkungen über diese Selbstverbrennung indischer Wittwen und ihre Ursachen, die er nicht blos in religiöser Schwärmerey und überspannten Begriffen von ehelicher Treue, sondern auch in dem Gedanken findet, dass die Wittwe nach dem Tode ihres Mannes ein verachtetes Wesen ist. Das Verbrennen der Todten geschieht bey den verschiedenen Kasten der Hindus auf mancherley Art. Die Mohamedaner beerdigen die ihrigen. Eine Reise des Verf. im südlichen Theil des Karnatik gibt ihm Gelegenheit, (Br. 8) die Art, wie man in Indien in einem Tragsessel, Palankin, halb oder ganz liegend, von fünf Indiern getragen, reiset, zu beschreiben. Die Träger, die abgewechselt werden müssen, laufen in einem tactmässigen Schritt, und ein Lied, das der vorderste singt, gibt den Tact an. Da es keine Wirthshäuser gibt, so muss man Lebensmittel voraus schicken. Zur Bequemlichkeit der Reisenden sind blos offene, auf Säulen ruhende Gebäude errichtet, sie heissen *Chaultry*. Bey den meisten kann man auch einige Lebensmittel kaufen. Reiset man des Nachts, so gehen Fackelträger voran, auch um die wilden Thiere zu verscheuchen. Man kann auch einen Theil der Reise zu Pferde und bey guten Wegen in Cabriolets machen. Wohlhabendere Indier reisen auch im Duly, einer bequemern Art von Palankin, auf Elephanten und Kameelen. Das gewöhnliche indische Fuhrwerk, Hakery, von zwey Ochsen gezogen, ist nicht vergessen, und auch, wie der Palankin, abgebildet. Die engl. Regierung hat Tappals, Postboten, angestellt, von 15—20 engl. Meilen, durch welche man Briefe befördern kann. Die Indier haben Hirkaras, die aber nicht regelmässig stationirt sind. Das Jagen steht jedem Europäer frey. Einige Jagdparthien und Arten der Jagd sind im 9. Br. beschrieben. Im 10ten handelt der Verf. von den Schulen und dem Unterricht der Jugend bey den Hindu's und Mohamedanern. Die Knaben der Hindus lernen Lesen und Schreiben zugleich durch eine sehr einfache Methode. Vom 9ten Jahre an werden sie in die besondern Gebräuche und Geheimnisse ihrer Kaste eingeweiht. Die berühmteste Schule für junge Braminen ist zu Conjoveram. Auch das Englische lernen die Hindus leicht, sie schreiben eine schöne Hand, rechnen gut. Die Frauenzimmer sind gewöhnlich von allem Unterricht ausgeschlossen. Die Schulen der Mohamed. sind von denen der Hindu's sehr verschieden. Von dem Frauenzimmer der Hindus, ihrer Tracht, ihrem Putz, den Verlöbnissen, Hochzeiten, der Kindererziehung, gibt der 11te Brief Nachricht. Schwangere Weiber werden mit vieler Achtung behandelt, aber eine unfruchtbare Gattin hat der Mann das Recht zu verstossen. Die Töchter und Weiber der Vornehmen leben im trägsten Müssiggange. Ihre Schönheit verblüht eben so schnell, als sie sich entfaltet. Die moorischen Weiber sind grösser als die indischen, aber sie altern eben so früh. Ihre Farbe ist dunkelbraun und bey einigen ganz schwarz. Die Vielweiberey ist nur bey den Vornehmen und Reichen gewöhnlich. Die Knaben werden nach dem 8ten Jahre beschnitten. Der 12. Br. macht den Anfang die Lebensart der Hindu's zu schildern. Die Wohnungen sind nach dem Range und Vermögen verschieden. Sie haben nur eine enge niedrige Thüre, und kleine Oeffnungen nach aussen, die aber alle in den Hof gehen. Die Dächer der Häuser sind platt, vor den Häusern läuft eine Bank an der Wand hin. Die Indier halten des Tags zwey Mahlzeiten, Morgens und Abends; die Mittagszeit übergehen sie ganz. Reiss, Correy, Pfefferwasser, sind ihre vornehmsten Gerichte, so wie bey den moorischen Bewohnern Pillau. Leute von verschiedenen Kasten dürfen nicht mit einander essen. Betelkauen und Tabaksrauchen gehört zum Wohlleben. Die Kleidung ist nach den Kasten und den Vermögensumständen verschieden. Ein Hindu nimmt in den verschiedenen hier angeführten Krankheiten, wozu auch die Lustseuche und Teufelsbesitzungen gehören, selten zu einem europ. Arzte Zuflucht. Der Ackerbau (Br. 13.) schränkt sich vornemlich auf den Reiss, eine Art Hirse und eine Art Linsen ein. Man erndtet zweymal des Jahrs, auch wohl dreymal. Die Wässerung und Bearbeitung der Reisfelder wird vornemlich beschrieben. Ueber die Fütterung des Hornviehes, der Pferde, Elephanten, Kameele. Die Gärten der Indier haben wenig Kunst. Am häufigsten wird der Kokosbaum gezogen und er ist am einträglichsten. Noch von mehrern andern Bäumen und Gewächsen. Aus Blumen machen sich die Indier wenig.

(Der Beschluss im nächsten Stück).

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

130. *Stück*, *den* 14. *October* 1807.

PRACHTAUSGABE.

Ομηρου Υμνος εις την Δημητρα. Εν τη Παρμη, τυποις του Βοδωνιου (mit Capitalbuchstaben der Titel gedr.) Επη XLIIIIIIII. XI u. 25 S.

INNO DI OMERO A CERERE tradotto da *Luigi Lamberti*, Membro dei Collegi Elettorali, dell' Istituto Nazionale Italiano e della Commissione di publica instruzione, Direttore della bibl. nazionale e Profess. di Eloquenza in Milano etc. Parma, co' tipi Bodoniani. MDCCCV. 34 S. im grössten Folio. Velinpap. (20 Thlr.)

Es ist dem Rec. noch keine Prachtausgabe von der Grösse des Formats, der Gleichheit der Zeilen (21 Zeilen auf der Seite), der durchgängigen und bis aufs kleinste sich erstreckenden Sorgfalt des Drucks, der Schönheit und Schwärze des griech. sowohl als des latein. Drucks, kurz keine vorgekommen, die so viele Vorzüge in sich vereinigte wie die gegenwärtige. Die griech. Buchstaben haben nichts Eckiges, und weichen doch von den Formen, an die man gewöhnt ist, wenig ab, sie sind einfach, natürlich und durch keine überflüssigen Züge verkünstelt. Die Ergänzungen der Lücken der Handschrift sind mit kleinern Lettern gedruckt, wo wir nur an den darüber stehenden Accenten und Spiritus etwas auszusetzen finden. Die latein. Buchstaben empfehlen sich nicht weniger durch ihre Rundung, Gleichheit, und gehörige Stärke. Es ist übrigens diess als eine Probe der grossen Ausgabe der Homerischen Gedichte zu betrachten, welche Bodoni unternommen hat, und welche seine frühern grössern Ausgaben, deren Werth bekannt ist, noch weit übertreffen wird. Bey dem Hymnus auf der Ceres ist der Text der zweyten Rhunken. Ausgabe abgedruckt, weil die zahlreichen Conjecturen der Kritiker darüber doch immer unsicher bleiben, und hier in keinen Anmerkungen gewürdigt werden können. Den Hymnus hält übrigens der Herausgeber nicht für den vom Paus. angeführten Homerischen. Bey dem Druck der Hom. Gedichte selbst wird der Clarkisch-Ernest. Text zum Grunde gelegt, jedoch sowohl in der Interpunction als in den Lesarten nach den Verbesserungen der grössten Kritiker, und nach Vergleichung noch unbenutzter oder nicht genau verglichener Handschriften berichtigt werden. Da aber keine Commentare oder Noten beygefügt werden sollen, so wird blos in der Vorrede zu jedem der vier Bände, aus welchen jene Ausgabe (die freylich, nach dieser Probe zu urtheilen, sehr kostbar werden wird) eine kurze Rechenschaft von den wichtigern Varianten gegeben werden. Diese Vorreden werden auch lateinisch geschrieben seyn, und keine Uebersetzung soll beygegeben werden. Bey dieser Probe kam es vorzüglich auf die Form der Lettern und des Drucks an. Von der treuen fast wörtlichen Uebersetzung stellen wir nur folgende Probe aus dem Anfange auf:

Cerere del ben crin, Dea veneranda
A cantar intraprendo, e in un con essa
La Donzella dal piede ritondetto,
Cui Pluton si rapìo; e dono a lui
Ne fe' il tonante onniveggente Giove;
Un giorno, che a diporto con le vaghe
Dal colmo petto figlie d'Oceàno,
Longi dall' alma Cerere, che altera
Va di frutti soavi e d' aurea falce,
Era tutta in raccor da molle prato
Fior di rosa, di croco, e di giacinto,
Ed iride, e leggiadre violette,
E quel narciso a maraviglia bello,
Ch' empiè d' alto stupore uomini e Dei,
E che ad inganno della rosea Vergine,
Ai voleri di Giove, ed alle brame
Di Pluton generò docil la terra;
Il qual bel cento d' in su 'l verde stelo
Bei bocciuoli ostentava, e il suolo intorno
Tutto ridea per lo soave odore,
E l' ser circostante, e il salso flutto.

ÜBERSETZUNGEN GRIECHISCHER SCHRIFTSTELLER.

Leben und Meynungen der ersten griechischen Philosophen aus Diogenes Laertius übersetzt und mit philosophischen Anmerkungen begleitet von *Iohann Friedrich Snell*, und *Philipp Ludwig Snell*. Giessen, bey Tasché und Müller. 1806. kl. 8. 184 Seiten. (20 gr.)

Die gelehrten Verfasser dieser Probeschrift einer künftigen vollständigen Bearbeitung des Diogenes Laërtius wünschen den Freunden der Geschichte der Philosophie einen Dienst zu leisten, welche nach einigen Vorkenntnissen etwas näher mit den alten Philosophen und ihrem Geiste bekannt werden wollen. Sie glaubten diesen Zweck durch eine möglichst treue, und mit pragmatisch erläuternden, ergänzenden, berichtigenden, ordnenden Anmerkungen begleitete Uebersetzung der Lebensbeschreibungen jenes Schriftstellers, welche sich wenigstens über die meisten und berühmtesten Philosophen des alten Griechenlands (freylich grossentheils sehr unkritisch und unpragmatisch) verbreiten, am besten erreichen zu können. Rec. unterschreibt dieses Urtheil mit voller Beystimmung, und ist überzeugt, dass eine in demselben Geist, mit welchem diese schätzbare Probeschrift gearbeitet ist, durchgeführte und vollendete Bearbeitung des Diogenes den Freunden der Geschichte der Philosophie und griechischen Literatur den doppelten Vortheil gewähren wird, dass sie theils eine pragmatische Uebersicht der Geschichte der griechischen Philosophie erhalten, theils ältere Schriftsteller, welche diesen wichtigen Zweig der Wissenschaften behandelten, mit eigner kritischer Prufung lesen und würdigen lernen. Selbst der gelehrte Forscher wird manche treffende Berichtigung, manchen interessanten Wink erhalten. Die vorliegende Schrift enthält die Biographieen des Thales, Anaximander, Anaximenes, Heraclit, Empedocles, die drey ersten von *Iohann Philip Ludwig Snell*, die beyden übrigen von *Ioh. Friedrich Snell* bearbeitet. Wir fanden die Uebersetzung den Forderungen, welche an einen Uebersetzer der Alten mit Recht gethan zu werden pflegen, im Ganzen gemäss. Die Verf. schliessen sich an ihr Original gewöhnlich mit möglichster Treue, ohne ihr die Formen und Gesetze der Muttersprache, oder den Wohlklang aufzuopfern; und, wenn sie nicht selten in ihrem Ausdruck minder wortreich sind, als Diogenes, so verdient diess unstreitig in einer Uebersetzung, wie die gegenwärtige ist, wo es mehr darauf ankommt, die Sachen treu wieder zu geben, als, die Eigenthümlichkeiten des Styls, der im Originale herrscht, eben so treu zu copiren, allen Beyfall. Nur an einigen Stellen fühlte sich Rec. zu dem Wunsche veranlasst, dass die Verff. noch etwas genauer, bestimmter, vollständiger übersetzt haben möchten. So werden in der Biographie des Thales S. 23 die griechischen Worte: Φυσικῆς θεωρίας nicht ganz erschöpfend durch: Theorie über die Entstehung des Universum, ausgedrückt; da Diogenes hier unstreitig nicht bloss an Untersuchungen über die *Entstehung*, sondern auch an Speculationen über die *Natur*, die *Theile*, die *Verbindung* des Weltganzen dachte. Warum nicht kürzer und allgemeiner: die Untersuchung (Forschung) über das Weltganze? Ebend. S. 24. werden die griechischen Worte: οὗτος προήγαγεν ἐπὶ πλεῖον, ἃ φησι Καλλίμαχος, ἐν τοῖς ἰάμβοις Εὐφορβέα εὑρεῖν τὸν Φρύγα (§. 25. nach Wettsteins Ausgabe) so übersetzt: „dieser vervollkommnete sehr die Erfindung des Phrygiers Euphorbus, wie Callimachus in seinen Jamben sagt." Rec. schliesst aus den ersten Worten: *dieser* vervollkommnete etc. dass der Verf. das Pronomen οὗτος auf den *Pythagoras* bezieht, welchen Diogenes in den unmittelbar vorhergehenden Worten, als den angeblichen Erfinder des rechtwinklichen Dreyecks, erwähnt hatte. Da indessen diese ganze Stelle: οὗτος προήγαγεν — ἔχεται θεωρίας, auf den Pythagoras bezogen, in einer Biographie des Thales, zwecklos und müssig wäre, und die folgenden: δοκεῖ δὲ καὶ ἐν τοῖς πολιτικοῖς etc. (wo durch kein Pronomen ein neues Subjekt bezeichnet wird) unstreitig vom Thales verstanden werden müssen; so war es wohl richtiger, das οὗτος oder (wie andere lesen) αὐτὸς ebenfalls auf den Thales zu beziehen, und zu übersetzen: *er vervollkommnete auch* u. s. w. S. 25 sollte in den Worten: „er habe seiner Mutter, da sie ihn oft nöthigte, zu heirathen, geantworfet" das griechische ἀναγκαζούσης (§. 26.) bestimmter und richtiger durch: *nöthigen wollte*, oder: *in ihn drang*, erklärt werden. Ebendas. vermissten wir in der Uebersetzung die griechischen Worte: ἐν τῷ διυτόρῳ und sodann: βουλόμενος δεῖξαι §. 26. so wie S. 28. den Zusatz: πρός τινων ἄλλων §. 31. Im Leben des *Heraclit* gibt S. 101 die Uebersetzung der griechischen Worte (§. 5. ἤκουσέ τε οὐδενός, ἀλλ' ἑαυτὸν ἔφη διζήσασθαι, καὶ μαθεῖν πάντα παρ' ἑαυτοῦ) „er hörte keinen, sondern erforschte nach eigner Aussage sich selbst, und lernte blos durch sich" nicht deutlich genug zu erkennen, dass auch das letzte (καὶ μαθεῖν u. s. w.) dem griechischen Texte gemäss als eigner Ausspruch des Heraclit betrachtet werden müsse. Wenn ebendas. S. 102 die Worte: Θεόφραστος δὲ φησιν ὑπὸ μελαγχολίας τὰ μὲν, ἡμιτελῆ, τὰ δὲ ἄλλοτε ἄλλως ἔχοντα γράψαι übersetzt werden: „Theophrast gibt seiner Melancholie die Schuld, dass „er nur in manchem die Vollkommenheit halb erreicht, übrigens aber keine Gleichheit beobachtet „habe," so fehlt hier die bestimmtere Andeutung, dass von den *Schriften* des Theophrast die Rede ist. An manchen andern Stellen wünschten wir nicht die griechischen Ausdrücke (z. B. *Barbar* S. 30. *Apophthegmen* ebendas. *Gnomen* S. 65. *Misanthrop* S. 100. *Melancholie* S. 102.) im Deutschen beybehalten, sondern mit entsprechenden Worten der Muttersprache vertauscht zu sehen. In eben dieser Hinsicht würden wir das oft vorkommende ἀρχή, welches die Verff. gewöhnlich: *Princip*, übersetzen, (z. B. S. 17. 25. 65.) lieber durch das bestimmtere und verständ-

Digitized by Google

lichere deutsche: *der bleibende Urstoff* ausdrücken (wie es in den Anmerkungen sehr richtig erklärt wird.) Die Verff. werden bey ihrer Gewandheit des Styls, von welcher die ganze übrige Schrift einen redenden Beweis gibt, gewiss sehr leicht im Stande seyn, dieser kleinen Unvollkommenheit künftig abzuhelfen, und ihrer Uebersetzung auch den Vorzug einer grössern Reinheit der Sprache mitzutheilen. Sollte es übrigens nicht rathsam seyn, von der gewöhnlichen Paragraphenabtheilung, an welche sich die Verff. in dieser Probeschrift durchgängig hielten, da abzugehen, wo sie (wie es S. 27. §. 29. 30. S. 103. §. 109. und an andern Stellen der Fall ist) den Zusammenhang offenbar unterbricht?

Wenn man sich bey der Lectüre des Diogenes Laërtius selbst (auch in der besten und fliessendsten Uebersetzung) nicht selten geneigt fühlt, diesen unkritischen Compilator aus der Hand zu legen; so wird man dafür bey dieser Probeschrift durch die schätzbaren Bemerkungen, mit welchen die Verff. ihren Schriftsteller begleiteten, berichtigten, und geniessbarer machten, reichlich entschädigt. Den Biographieen des Thales, Anaximander, und Anaximenes geht eine kurze aber zweckmässig vorbereitende Einleitung voraus, welche sich mit der Beantwortung folgender Fragen beschäftigt: a) Warum finden wir den Ursprung der griechischen Philosophie nicht im europäischen Griechenland, sondern in Kleinasien? Der Verf. erklärt diese Erscheinung vorzüglich aus der glücklichern und ruhigern *äussern* Lage der Kleinasiatischen Griechen, welche ihren Geist für ruhiges, stilles, sorgenfreyes Forschen weit früher empfänglich macht. b) Warum erhielten die Griechen überhaupt so frühzeitig philosophische Bildung? Der Verf. erinnert theils an die eigenthümliche Originalität der Griechen, theils an die politische Freyheit der meisten griechischen Staaten, welche früh einen edlen Wetteifer erzeugte, geistige Freyheit beförderte, und dem Ordengeist entgegenarbeitete. c) Auf welchem Wege schreitet der menschliche Geist zum Philosophiren vorwärts? Sehr richtig geht der Verf. von dem psychöligischen Grundsatze aus, dass sich die Vernunft erst in den Sphären der Sinnlichkeit und Phantasie entwickeln müsse, ehe sie in die eigentliche Sphäre *ihrer* Wirksamkeit treten, und anfangen könne, nach *ihren* Principien zu wirken; und zeigt eben so bundig, als wahr, warum der Mensch durch den naturgemässen Bildungsgang seines Geistes zuerst und zunächst auf das Aeussere, nicht auf sein Inneres geführt, nicht mit der praktischen, sondern mit der theoretischen Philosophie beginnen, und, warum unter den drey Ideen, um welche sich die ganze Philosophie beugt, (Seele, Gottheit, Welt) die Idee der Welt diejenige seyn müsse, womit die philosophirende Wirksamkeit der Vernunft anhebt. Eben so lesenswerth sind die nach der Beendigung der Biographieen des Thales Anaximander, und Anaximenes S. 90—96 eingeschalteten allgemeinen Bemerkungen über die Philosopheme der Jonischen Philosophen. Es ist wohl der richtigste Standpunct zur Beurtheilung ihres Werthes, wenn man sie mit Hrn. Snell als denkende empirische Realisten betrachtet, die sich noch keine Gesetze des Denkens bestimmt vorstellten, die daher (ebenfalls dem natürlichen Entwickelungsgange des menschlichen Geistes völlig gemäss) alles, was das Subject bestimmte, objectivirten, und so, vom Streben der Vernunft, die oberste und letzte Bedingung alles Bedingten zu suchen, geleitet, auf folgendes Resultat kommen mussten: die Welt ist als ein wirkliches, reales Ding aus einer ewigen Materie vermöge einer gleich ewigen Bewegung durch Verdickung und Verdünnung entstanden, und die Welt ist Gott. Durch die Erläuterungen, mit welchen die Verff. ihre Uebersetzung begleiteten, haben sie theils für eine historisch genaue Bestimmung, Berichtigung, Ergänzung der einzelnen Namen und Sachen, welche in die *Lebensbeschreibungen* selbst eingreifen, theils für eine pragmatische Darstellung der Philosopheme im Ganzen, so wie ihrer Entstehung und Abstammung mit eben so viel historisch-kritischer Sorgfalt als philosophischem Geiste gesorgt. Bey einem so unsichern, und oft geschmacklos compilirenden Gewährsmanne, als Diogenes ist, der von dem Ideal der Biographie eines Philosophen (wo nicht bloss das *äussere*, sondern auch das *innere Leben* so treu als möglich copirt werden soll) wohl nie eine Ahnung hatte, konnte es nicht an reichem Stoffe zu Berichtigungen ungewisser und fabelhafter Sagen fehlen, so wie zu ausführlichern Aufklärungen über gewisse Puncte, welche vom Diogenes, ob sie gleich in der Lebensgeschichte eines Philosophen gerade die wichtigste Rolle spielen; doch nicht selten bald mit Stillschweigen übergangen, bald höchst unvollständig berührt werden. Die Verff. hielten sich dabey nicht bloss an ihre neuern Vorgänger in der Geschichte der Philosophie, sondern schöpften zugleich aus den ältesten Quellen selbst, verglichen die Nachrichten genau, berichtigten manche alte und neue Irrthümer, erläuterten mit eigenem psychologischen Sinn die Ausbildung der verschiedenen philosophischen Resultate aus den Grundvorstellungen und Prämissen, von welchen ihre Verff. ausgingen, und begleiteten diese Untersuchung oft mit überraschenden pragmatischen Bemerkungen über den Entwickelungsgang der Philosophie überhaupt. Sehr interessant sind unter andern die psychologischen Erörterungen über die Entstehung der Denksprüche der sieben griechischen Weisen S. 54 folgg. An einer einzigen Stelle möchte Rec. den Diogenes gegen die Beschuldigung eines Widerspruchs vertheidigen, welche im Leben des Thales S. 48 (in den Erläuterungen zu §. 34.) gegen ihn erhoben wird. Der Verf. erklärt hier die Erzählung des Diogenes, dass Thales einst bey dem Beobachten der Sterne in eine Grube fiel, darum für eine fabelhafte Sage, weil Diogenes selbst weiter unten den natürlichen Tod des Thales erwähne. Da aber nicht ausdrücklich gesagt wird, Thales habe in jener Grube seinen Tod gefunden, so lässt sich die eine Nachricht mit der andern sehr wohl vereinigen. An

Digitized by Google

einem andern Ort S. 68 (in den Anmerkungen zum Leben des Anaximander) konnte es Rec. nicht ganz billigen, wenn der Verf. im Allgemeinen behauptet, es sey eine unrichtige Idee, die griechischen Weltweisen als Stifter philosophischer Schulen und Sekten zu betrachten. So gern auch Rec. die Bemerkung unterschreibt, dass sich die ersten und frühesten Ionischen Denker damit begnügten, einigen wenigen wahrheitliebenden Freunden, die eine ähnliche Richtung des Geistes ihnen noch theurer machte, ihre Erfindungen mitzutheilen; so lehren doch die übereinstimmenden Nachrichten der Geschichte sehr deutlich, dass theils schon Pythagoras, theils spätere hellenische Weltweisen vom Zeitalter des Socrates und Platon an allerdings einen Kreis von Jünglingen um sich her bildeten, der wohl mit vollem Recht eine Schule genannt werden darf (wenn man auch dabey *unsre Methode* des philosophischen Unterrichts von der *alten* griechischen, welche das Selbstdenken ungleich mehr erregte, überall genau unterscheiden muss.) Rec. beruft sich, um nur das einzige Beyspiel des Platon zu erwähnen, auf *Tennemanns* treffende Bemerkungen in seinem System der Platonischen Philosophie, erstem Band, S. 46 fgg. — Die Verff. haben übrigens bey den wichtigsten Stellen auch die Verschiedenheit der Lesart des griechischen Textes nicht aus dem Auge gelassen, und wenigstens nur selten (wie im Leben des Thales §. 23. wo über die gewöhnliche Lesart καταλήψετο, und die Gründe, sie zu verlassen, nichts bemerkt wurde) eine erhebliche kritische Frage mit Stillschweigen übergangen. Man bemerkt bey diesen Erörterungen so manche den Vff. eigne interessante kritische Vermuthung. So wird z. B. S. 38 im Leben des Thales sehr richtig vermuthet, die Schwierigkeit der gewöhnlichen Lesart σὺν Νιλῳ συνεσονται Φοινικης liege hauptsächlich in dem Νιλῳ, wofür unstreitig irgend ein anderer Name gesetzt werden müsse. Ebend. glaubt der Verf. S. 22. §. 36. wegen einer Stelle des Plutarch, wo die an den Thales gerichtete Frage mit andern Worten erzählt wird, das gewöhnliche δυσκολον in καινον ändern zu müssen. Rec. trägt aus einem doppelten Grunde Bedenken, dieser Conjectur völlig Beyfall zu geben, theils, weil das gewöhnliche δυσκολον, wenn auch καινον wirklich in einer Handschrift stünde, doch immer die schwerere Lesart bleiben würde, und, für *arduum* genommen, wohl verstanden werden kann, theils, weil die Annahme sehr erlaubt und zulässig ist, dass ein anderer Schriftsteller, wie Plutarch dasselbe Factum mit andern Modificationen berichtete. Sehr glücklich und leicht wird im Leben des Heraclit §. 7. S. 119 die gewöhnliche unverständliche Lesart: λεγεται δε και ψυχης περατων, ον συκ αν εξευροι ο πασαν u. s. w. auf folgende Art verbessert: λεγεται δε και ψυχης περι. εαυτον, α συκ αν εξευροι ο πασαν u. s. w. „auch handelt er von der Seele. Doch, man muss „übergehen, was keiner versteht, auf welche Weise „er es auch anfange.“ Die Worte: εαυτον, α u. s. w. bis εχει werden als Worte des Diogenes betrachtet. Mit eigentlich philologischen Erörterungen begleiten die Verf. ihre Uebersetzung nur da, wo eine besondere Seltenheit oder Vieldeutigkeit des Sprachgebrauchs nothwendig dazu veranlasst. In der That glaubt Rec. im Namen des grössern Theils der Leser, für welche die Verf. ihr Werk bestimmten, den Wunsch äussern zu dürfen, dass sie bey der künftigen Bearbeitung des ganzen Diogenes (deren baldige Erscheinung das Publikum gewiss zu wünschen Ursache hat), diesen Theil ihrer Erläuterungen noch etwas reichlicher ausstatten möchten.

REISEBESCHREIBUNGEN.

Beschluss der Rec. von *Best's* Briefen und Ehrmanns Beyträgen (St. 129.).

Der 14te Brief von Best's Briefen über Ostindien gibt einige Nachricht von vierfüssigen Thieren, Vögeln, Insecten. Sie sind aber sehr kurz. Nur von dem Baya oder Schneidervogel und seinem künstlich gebaueten Neste, dem fliegenden Fuchs oder Maky (einer grossen Fledermaus) und einigen Schlangenarten, dem Mangus oder Ichneumon, und drey Ameisenarten ist etwas mehr angeführt. Lehrreicher noch ist der 15. Br. vom Handel, Gewerbe, Künsten, Schiffahrt, Münzen. Die einfache Art der Verfertigung des Cattuns beschreibt der Verf. ausführlich; alles Zeug wird mit dem Pinsel gemahlt; Druckereyen gibt es nicht. Auch Indier aus den höhern Kasten, selbst Braminen und Mohamedaner geben sich mit dem Handel im Grossen ab, mit Commissionsgeschäften, Lieferungen u. s. f. Die Art, wie verschiedene Handwerker arbeiten und ihre Geräthschaften sind in Kupfern dargestellt, die in diesem Br. erläutert werden. Die indischen Mahlereyen zeichnen sich nur durch das schöne Colorit aus. In Madras und andern grossen Städten werden Münzen geprägt. Unter den Goldmünzen sind die Sternpagoden am häufigsten. Die Rupien sind eine Silbermünze. Eigentlich Nothleidende gibt es, bey der Mildthätigkeit der Indier, nicht, und herumstreichende Bettler (mit Ausnahme der Büsser), wenig. Die Processe (Br. 16) haben seit einiger Zeit unter den Indiern sehr überhand genommen. Die englischen Advocaten machen daher ihr Glück. Die Gerechtigkeitspflege, Eidschwüre, Strafen, die vornehmsten Gesetze der Hindus, machen den übrigen Inhalt des Briefs aus. Hindus und Mohamedaner gehen den Todesstrafen mit grosser Unerschrockenheit und Gleichgültigkeit entgegen. Das Militär der engl. ostind. Compagnie macht den Gegenstand des 17., und das Militär der indischen Fürsten den des 18. Br. aus. Die Compagnie hatte damals ausser den europ. Truppen 5 Regimenter eingeborner Cavallerie, 30 Bataillons eingeborner Infanterie, Seapoyes, und überdies noch Lascars, auch Indier, die zum Tross der Armee gehören. Ihre Kleidung, Bewaffnung und Dienste werden geschildert. Die Eingebornen lernen das Exerciren und alle Evolutionen leichter, als die besten europ. Truppen. Der Tross einer Armee ist gewöhnlich zweymal so stark als die Streiter.

Digitized by Google

Keine Macht bezahlt ihre Truppen besser als die engl. ostind. Compagnie. Nirgends sind Spione leichter zu erhalten als in Indien. Auch Frauenzimmer lassen sich dazu brauchen. Die Mahratten haben eine Art republik. Verfassung, und ihre Macht besteht in der Reiterey, seit 1781 sind sie treue Bundesgenossen der Engländer gewesen. Die Armee Tippus war bedeutend, aber sein Fussvolk schlecht bewaffnet, seine Artillerie von Franzosen bedient. Noch von einigen Radschahs, den Polygars, Collory's und ihrer Art Krieg zu führen. Der Verf. kömmt im 19. Br. auf die Schauspiele, und schildert zuerst ein religiöses, von katholisch gewordenen Indiern aufgeführt, dann die Kunststücke der indischen Equilibristen und Seiltänzer, Taschenspieler, Schlangenfänger und anderer Gaukler. Im 20. Br. beschreibt er noch das Fort St. Georg und die Stadt Madras, die er nun bald verlassen sollte, und die Lebensart der Europäer, der Beamten, Compagniebedienten und Kaufleute; und vergisst dabey nicht mit Achtung die Personen zu erwähnen, die zu seiner Zeit sich dort auszeichneten, auch den Missionär Schwarz und einige andere Gelehrte. Für den Unterricht der europ. Kinder ist zu wenig gesorgt. Der 21. Br. enthält einige Nachrichten vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und der 22. Br. von der Insel St. Helena. Da er an beyden Orten sich nur kurze Zeit aufhalten konnte, so darf man auch keine ausführlichen Nachrichten erwarten, aber die gegebenen, vornemlich vom Kap, werden auch denen, welche diese Orte schon aus andern Beschreibungen kennen, angenehm seyn. Die 13 erstern Kupfertafeln enthalten verschiedene Prospecte und Processionen, die folgenden 14, auf jeder, mehrere Figuren. Sie sind nach der Natur gezeichnet, vortreflich gestochen, zum Theil illuminirt, und gewähren eine sehr anschauliche Vorstellung von den beschriebenen Gegenständen, und können auch zu allen andern Werken über Indien mit Vortheil benutzt werden. Sie haben Vorzüge vor den bey Langlès Voyage pittor. de l'Inde gelieferten Kupfern.

2. Die *Beyträge zur Kunde von Indien* enthalten nicht, wie wir gewunscht hätten, eine aus mehrern neuern Schriften gezogene systematische Zusammenstellung der neuesten Nachrichten über Indien, dessen Verfassung u. s. f. und über einzelne Theile und Gegenden desselben, sondern eine bunte Reihe übersetzter einzelner Abhandlungen, so wie es der Ursprung dieser Sammlung mitbrachte. Von den Asiatic Researches, die in London nachgedruckt werden, und von denen Hr. E. sieben Bände kannte (es sind nun schon 9 erschienen), hat man in Deutschland wenig Kenntniss. In deutschen Journalen, besonders den allgem. geogr. Ephemeriden, sind einige wichtigere Aufsätze daraus übersetzt (auch in Stäudlins Magazin für die Rel. Gesch. findet man einiges daraus). Der 6. und 7. B. sind so reich an Aufsätzen für die Länder- und Völkerkunde Indiens, dass, da sie nicht alle in den allg. geogr. Ephemeriden Platz finden konten, die Verlagshandlung sich entschloss, eine Auswahl der interessantesten übersetzen zu lassen und besonders herauszugeben. So entstand der erste Band dieser Beyträge. Die englische Orthographie der Namen ist beybehalten (möchte doch die deutsche Aussprache hie und da beygefügt seyn!); bisweilen ist eine erläuternde Anmerkung beygefügt; die Charte von dem Laufe des Ganges ist treu copirt; mehrere Charten schienen nicht nöthig zu seyn.

Der 1. B. enthält also folgende Aufsätze: S. 3—185. *Beschreibung einer Reise von Chunargur nach Yertnagoodum* im Circar Ellore, vom Capitän *Blunt*. Die Reise wurde 1793 im Januar angefangen und dauerte bis zum 24. May dess. J. Das bisweilen etwas trockne Tagebuch enthält doch manche seltne Nachrichten von einem wilden bisher unbekannten, Lande und seinen Bewohnern, wenn sie auch gleich nicht alle sehr erheblich sind. S. 186—250. *Beschreibung einer Reise nach Sirinagur*, Von Capit. *Tho. Hardwicke*, 1796. Sie ist noch reichhaltiger als die vorige an ausführlichen Darstellungen. So wird S. 191 ein Mela oder Jahrmarkt der Hindus beschrieben, welches nichts anders ist als eine jährliche Versammlung an heiliger Stätte, um sich mehrere Tage im Ganges zu baden. Es waren damals auf 2 bis 2½ Millionen Menschen versammelt, eine Angabe, die sich auf die Register der Abgaben, die die Pilger zahlen müssen, gründet. Man treibt doch dabey auch allerley Geschäfte und Handel. Die Goosseyns, eine Art von Fakirs, hatten sich dabey eine gewisse Superiorität angemasst, und besondere Policeyeinrichtungen getroffen. Noch beschreibt der Verf. einige sonderbare, zum Theil blutige Auftritte, die sich dabey ereigneten, und vornemlich durch die Seiks veranlasst wurden. Ungefähr 500 Fakirs kamen um. Zwey besondere Arten der Fischerey im Fluss Nullah gibt der Verf. S. 215 an. Er beschreibt Sirinagur, die ganze Gegend der Stadt, theilt S. 235 f. das Verzeichniss der Fürsten des Landes und ihrer Regierungsjahre, das er von dem Rajah erhielt, mit (sie sollen zusammen, bis auf den jetzigen, 377½ Jahre regiert haben), und erzählt einiges von der Verfassung, dem Handel, des Staats und den Sitten der Einwohner. S. 251—293. *Ueber den Lauf des Ganges durch Bengalen.* Von Major *R. H. Colebrooke.* Mit einer Charte. Diese von einen sachkundigen Manne gelieferte Abhandl. hat ganz vorzüglichen Werth. Sie lehrt uns zugleich die Veränderlichkeit des Landes, welche durch die Flüsse bewirkt wird, kennen, und beschreibt ausserordentliche Veränderungen im Laufe des Ganges, den der Verf. mehrmals zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. S. 294—333. *Ueber Singhala oder Ceylon, und das Budhisten-System.* Aus den Schriften der Singhalesen zusammengetragen vom Cap. *Mahony.* Ein schätzbarer Beytrag zur Religionsgesch., der aber dem Stäudlin'schen Magazin (IV, 402—22.) hätte überlassen werden sollen. S. 334—380. *Ueber die Bazeegurs* oder *Nuts*, eine hindost. Secte, vom Capit. *David Richardson.* Grellmanns Ableitung der Zigeuner aus Hindostan brachte den Verf. zuerst auf den Entschluss, die Sitten und Gebräuche dieses Volks, das man Nuts zu nennen pflegt, das im

Digitized by Google

pers. Bazeegur (Bäsigur, Gaukler, Possenreisser) heisst, und dessen Lebensart grosse Aehnlichkeit mit der Lebensart der Zigeuner hat, zu untersuchen. Sie werden in 7 verschiedene Kasten eingetheilt; aber diese Verschiedenheit betrifft nur die Namen; denn übrigens leben sie zusammen und verheirathen sich unter einander (also sind es nicht eigentliche Kasten). Sie behaupten Moslemer zu seyn, haben aber doch nur wenig von der moslem. Religion. Ihre Religionsbegriffe schöpfen sie aus ihren Liedern und Gesängen, die eben so einfach als schön seyn sollen und einen gewissen Kubir zum Verfasser haben sollen, der, seines Handwerks ein Weber, in der indischen Geschichte die Rolle eines Cromwell spielte, ein Deist war, und eine Sammlung von Gedichten herausgab, welche die reinste Moral enthalten, und die Entstehung einer besondern Secte, Kubir-punt-hi, veranlasst haben, die sich durch Wahrheitsliebe und andere Tugenden auszeichnet. Der Vf. vergleicht sie in Ansehung ihrer Reinlichkeit und Sittlichkeit mit den Quakern. Noch handelt der Vf. S. 357 auch von den Päntschpiri (Panchpeeree), die auch Nuts genannt werden, und doch von den Bäsigurs wesentlich verschieden sind, wiewohl sie noch mehr Aehnlichkeit mit den herumstreifenden Zigeunern haben. Sie ziehen übrigens eben so, wie die die Bäsigurs, im Lande herum. Zuletzt zieht er eine Parallele zwischen den europ. Zigeunern und den Nuts, und stellt ein vergleichendes Wörterverzeichniss auf, aus welchem erhellet, dass die Zigeunersprache und das Hindostanische, wo nicht einerley, doch nahe verwandt sind. S. 381—411. *Ueber die Thomaschristen auf der Insel Malabar*, von *F. Wrede*, Esq. Der Herausg. konnte freylich noch nicht wissen, dass diese Abh. zu gleicher in Stäudlins Mag. für Religion, Moral- und Kirchengesch. IV. 82—120 übersetzt erschien; aber vermuthen liess es sich doch; denn dorthin gehörte eigentlich diese Abhandlung, die zur Kunde von *Indien* nicht sehr viel beyträgt. Eine Vergleichung mit dem Original, das wir vor uns haben, hat uns belehrt, dass doch in der gegenwärtigen Uebers. manche Namen richtiger gedruckt sind, als im Stäudlin. Mag., wo z. B. der Name der Thomaschristen bey den Indiern angegeben ist: „Nazarance Magila, noch häufiger aber Surier oder Surianer Magilan" aber in der Bibl. steht richtig: — Mapila — Surianee Mapila. Die Ehrm. Uebers. ist auch etwas wörtlich genauer. Und daher rührt grösstentheils die Verschiedenheit beyder Verdeutschungen. S. 412—308. *Tagebuch einer Reise von Agra nach Oujein*, von Will. *Hunter*. Die Veranlassung dieser Reise gab der persönliche Feldzug, den Sindiah 1790 gegen die Rajahs von Jayanagar und Joudhpoor that, und seine nachherige Reise nach Oujein, der Hauptstadt seines Landes, von wo viele Klagen über schlechte Verwaltung des Landes eingegangen waren. Der Vf., der nun auch mit dem dorthin beschiedenen Major Palmer reisete, nimmt Gelegenheit zu Bemerkungen über mehrere Orte und ihre Merkwürdigkeiten, einige kriegerische Vorfälle, die Lage, Geschichte und Verfassung von Oujein, Producte, Verfertigung des Opiums, Handel, eine drückenden Theurung, welche Habsucht erkünstelte, von der regierenden Familie von Jayanagar u. s. f. Auch bemerkt er S. 417 die Duldung und Freundschaft der Hindus und Mohamedaner in Indien gegen einander, und gibt ihre Ursachen an. S. 509—587. *Ueber die Religion und Gebräuche der Einwohner von Ceylon*, vom Hrn. *Joinville*. Auch dieser Aufsatz ist zum Theil in Stäudlins Magazin IV. 215—242 schon zu lesen. Der Uebers. in der Bibl hat sich hier nicht so genau an die Worte des Originals gehalten, aber die eigenthümlichen Namen (z. B. Boudhun) aus dem Original treuer beybehalten, und der Druck (z. B. der Titel von den gebrauchten Quellen S. 585. vergl. S. 240. des Mag.) ist wieder richtiger. Von diesen Büchertiteln fehlt sogar eine ganze Seite im St. Magazin, so wie überhaupt die Abh. im Mag. sehr verkürzt und aus ihr alles weggelassen worden ist, was nicht zunächst die Religion angeht. Und in dieser Rücksicht ist die neue Uebersetzung nicht überflüssig. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, dass auch in der Bibl., wie im St. Mag. überall die Stellen der Asiat. Researches wären nachgewiesen worden, wo man die Aufsätze findet. So weit wir sie verglichen haben, fanden wir die Uebers. mit Sorfalt gearbeitet.

Der *zweyte* Band enthält: S. 3—18. *Ueber die Religion und Literatur der Burmanen*, von D. *Franz Buchanan*. Ein Aufsatz, der wohl seiner Länge wegen im Stäudl. Mag. nicht ganz Platz finden dürfte. Die herrschende Religion in dem grossen Reiche der burman. Regenten ist die Religion des *Budha* oder *Godama*, deren Lehren, so ungereimt sie auch sind, doch sich sehr weit verbreitet und also auch grossen Einfluss haben. Der Verf. glaubt mit Chambers, Buddha's Glaube sey einst über ganz Indien verbreitet gewesen und in Decan erst im 9. oder 10. Jahrh. von den Braminen ausgerottet worden. Er erhielt durch den Cap. Symes drey Aufsätze von einem ital. Geistlichen, der zu Rangun lebte, und diese Aufsätze, welche die ganze Kosmographie, Astronomie, Religion, Völkerkunde (die Burmanen geben 101 Völker an, deren Liste S. 90 ff. steht), Literatur und Sitten der Burmanen umfassen, theilt der Verf. übersetzt, nebst eingeschalteten eignen Bemerkungen mit. Auch ist S. 160 die kurze Uebersicht der Religionslehre Godama's (wahrscheinlich von *Zarado*) übersetzt. S. 219—286. *Beschreibung der Höhlen bey Ellora* (von C. W. *Malet*, aus den As. Res. VII. 180. Die beygefügten Kupfer stehen denen in der Londner Ausgabe wenig nach). S. 287—305 *Nachricht von den Einwohnern der Poggy-Inseln bey Sumatra*, von *John Crisp*, Esq. Hier ist einmal in der Bibl. selbst der Band und die Seitenzahl der As. Res. angegeben. Diese Inseln an der Westküste von Sumatra sind auch unter dem Namen der Nassau-Inseln bekannt; deren Einwohner in Sprache, Sitten und Gebräuchen sehr von Sumatra abweichen und auf einen ganz verschiedenen Ursprung hindeuten. S. 306—323. *Nachrichten von den Steinöl-*

oder Asphalt-Quellen im Burmanischem Reiche, aus dem Reisejournal des Cap. Cox. Das Erdöl fliesst durch die Stadt *Rainanghong* wie ein Bach, und selbst dieser Name drückt dies aus. Der Verf. untersuchte hier die Quellen desselben, und gibt auch die davon gezogenen Einkünfte an. S. 324—376. *Meynungen über einige Alterthumer auf der südlichen und westlichen Küste von Ceylon*, vom Cap. *M Kenzie* (aus dem VI. B. der As. Res. S. 425 ff. — denn hier ist wieder die Stelle nicht so angezeigt, wie bey dem vorigen Aufsatze). Sie betreffen die Pagoden, die Insel Manar, den des Tempel Budhu zu Villigaum, die Ruinen eines Hindu-Tempels, eine alte Inschrift auf einem Felsen zu Deogamme bey Caliture, und noch ein paar andere Tempel. S. 377—387. *Ueber den Ursprung und die Lehren einiger mahomedan. Secten in Indien*, von *Colebrooke*, Esq. Dieser Aufsatz ist auch in Ständlin. Mag. IV. 249—356. übersetzt. Wir haben die Ehrm. Uebers. bisweilen genauer und richtiger gefunden. Doch am Schlusse wissen wir nicht, warum da die Worte *von Bokhara*, die im Orig. und der Ständl. Uebers. nach Sayyad Raja stehen, weggelassen sind. Ueberhaupt hat die St. Uebers. diese Stelle richtiger ausgedrückt. Es ist doch wirklich übel, wenn man sich auf gar keine Uebersetzung solcher ausländischen seltenen Schriften ganz verlassen kann. S. 388—413. *Nachricht von einer erblichen lebenden Gottheit*, welche die Braminen in Puna (hier ist man einmal von der Gewohnheit, die engl. Schreibart, Poona, beyzubehalten, abgegangen) und der umliegenden Gegend verehren, vom Cap. (Eduard — wir sehen nicht ein, warum die Vornamen, die zur Genauigkeit in literar. Angaben gehören, immer wegbleiben) *Moore*. Eine gewisse Familie rühmt sich des Vorzugs, eine Incarnation des höchsten Wesens zu seyn, die vom Vater auf den Sohn forterbt. Der Verfasser gibt das Resultat seiner Forschungen darüber mit der Bemerkung, dass er nicht die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Umstandes verbürgen könne. Mit dem nunmehrigen präsumtiven Erben, Bawa Deo, als der siebenten Generation, wird diese Incarnation erlöschen, wenn sie nicht durch ein Wunder erneuert wird. S. 414—519. *Reise zweyer Mahomedaner auf dem Indischen Oceane im neunten Jahrhunderte.* Aus der Arab. Handschrift übersetzt vom Abbé *Renaudot*. Mit Anmerkungen begleitet von D. *Robertson* und *Campbell*, übersetzt aus Jam. Stanier *Clarke's* Progress of maritime discovery. Lond. 1803. T. I. im Anhange. Das französ. Original (Par. 1718.) ist schon selten geworden. Der engl. Uebersetzer hat eine überaus brauchbare liter. Nachricht von dem Werke und seiner Aechtheit vorausgeschickt, die man hier auch übersetzt lieset. Die eignen Anmerkungen vom deutschen Uebers. oder Herausgeber sind unbedeutend.

Der *dritte Band* enthält ganz die Uebersetzung der Lettere sull' Indie Orientali, welche 1802 (eigentlich 1803.) dem Titel nach zu Filadelfia, in der That zu Pisa in zwey Bänden erschienen sind, und deren unbekannter Verfasser, ein Laie, kein Geistlicher, sich geraume Zeit in Indien aufgehalten und Gelegenheit sowohl als Geschicklichkeit genug gehabt hat, sich über die Gegenstände, die er schildert, durch Umgang mit Braminen und mit Hindu's von allen Kasten vollständiger zu belehren. Auch in dem Ständlinschen Mag. war gelegentlich der Werth und Brauchbarkeit dieser Briefe gerühmt worden, und sie verdienten allerdings diese Uebersetzung. Von den 27 Briefen beschäftigen sich nur 22 mit dem östlichen Indien und stellen manches in einem ungewöhnlichen Lichte dar. Der Vf. wollte aber nicht die Topographie Indiens bereichern, sondern die, in Italien vornemlich mangelhafte, Kenntniss der Sitten und Verfassung der Indier berichtigen. Daher verweilt er nur im 1. Br. bey der physischen Beschaffenheit Ostindiens, und beschreibt einige Vegetabilien, Thiere u. s. f., nachdem er einige Irrthümer, die von Reisebeschreibern verbreitet worden sind, gerügt hat. Es wird unter andern erinnert, dass keine Provinz in Asien vorhanden sey, welche so schöne Früchte hervorbringe, wie das Königreich Kaschmir. Der 2. Br. geht die 4 Kasten durch; ihre Namen (ausser denen der Braminen) sind hier etwas verschieden von den in den Bestischen Briefen. Sie heissen Kschattria, oder Schettri, Vaysha, oder Vayshya, Sudra. Der Vf. geht sodann zu den heiligen Büchern der Indier, den vier Veda's und ihrer Götterlehre über, die noch im 3. Br. abgehandelt wird. Er scheint aber doch das alles nicht zu kennen, was sowohl über die heiligen Bücher der Hindus als über ihre Mythologie neuerlich ist erinnert worden. Manches ist auch jünger als diese Briefe. Doch werden einige Hypothesen, z. B. des verstorb. Paulinaua S. Bartholomaeo (von dessen Systema brahman. die deutsche Uebersetzung wohl noch mehr als von der Reisebeschreibung desselben hätte angeführt werden sollen) in ihrer Blösse dargestellt. Der vierte Br. hat es bloss mit dem Buddha und dem Buddhistensystem, das jenseits des Ganges herrscht, zu thun. Da Buchanan's Abhandlung im vorigen Bande ganz war mitgetheilt worden, so ist der Auszug, den der ital. Vf. gegeben hatte, mit Recht sehr abgekürzt worden. Die Priester des Buddha heissen gewöhnlich Rohan, bey einigen auch Talapoinen. Das, was im 5. Br. über die Götterlehre der Indier in Vergleichung mit der griechischen, römischen, ägyptischen etc. gesagt wird, konnte füglich wegbleiben. Er hat fast nur mit Widerlegung von Hypothesen zu thun. Den Alten spricht er fast alle Glaubwürdigkeit in Ansehung der Nachrichten von Indien ab. Der 6. Br. bemerkt erst die Verehrung einiger Thiere und Bäume bey den Indiern, und dann geht er vier Orden oder Abtheilungen der Braminenkaste, die Büsser, Bettler, Fakirs etc. durch, verbreitet sich im 7. Br. über die Lehre von der Seelenwanderung, die Schulen und Secten der Braminen, ihre Kenntnisse, das Gesetzbuch des Menu, mit einer zu grossen Umständlichkeit oder vielmehr Wortüberfluss, der in der Ueb. wohl hätte abgekürzt wer-

Digitized by Google

den können. Im 8. Br. wird von den Opfern, der Verehrung des Lingam, Festen, Wallfahrten, Gebeten, Fasten und andern Gebräuchen gehandelt. Der 9. Br. gibt einige Notizen von der Küste von Malabar. Hier werden auch die Paria (die andere Pariar nennen) erwähnt, und die ihnen gleichen, aber nur in Malabar befindlichen, Pulià. Der 10. Br. schildert die Banianen, die in einigen Büchern, wir wissen nicht, welchen, mit den Braminen verwechselt seyn sollen. Es wird sodann die Eintheilung der Kasten in Karnate angegeben. Der 11. Br. enthält eine gar nicht vortheilhafte Schilderung von den Braminen. Im 12. 13. u. 14. Br. beschreibt der Vf. die merkwürdigsten Gebräuche und Sitten der Hindu's. Hier wird auch von Verbrennung der Wittwen, der Devadasi's, der Begräbnisscerimonien gedacht. Im 15. wird der gegenwärtige Zustand der Künste, Wissenschaften und Gewerbe bey den Indiern dargestellt. Der 16. Br. gibt einen kurzen Abriss von der Regierungsverfassung in Indien, den Gesetzen, Gerichten und Strafen. Im 17. kömmt der Vf. auf die Mestizen und den Zustand der chr. Religion in Indien. „Ich irre gewiss nicht, sagt der Vf., wenn ich behaupte, dass durch die Einführung des Christenth. in Indien nicht eine einzige Tugend begründet worden ist." Er spricht aber nur von den röm. kathol. Missionen. Im 18. Br. handelt er von den Parsen und Gebern in Indien, und im 19. von den Moslemern. Die folgenden drey Briefe geben theils die Geschichte einiger indischer Fürsten (besonders des Hyder Ali und seines Sohns) und Stämme (Maratten, Rasbuteu), theils die engl. ostind. Compagnie an, und die letzten Briefe (§3—27.) geben von der Reise des Vers. nach Mokha, Suez, Dschize, Alexandrien, Stanchia (Cos), und dem, was er hier gesehen hat, Nachricht.

Mit den Bestischen Briefen über Ostindien haben also diese manches gemein, auch manches Eigne; aber jene scheinen den Vorzug einer besser geordneten, weniger ermüdenden, und gefälligern Darstellung zu haben.

Dagegen ist die *Beschreibung der Insel St. Helena* (n. 3.) allerdings richtiger und vorzüglicher; aber ihr Verfasser hatte sich auch lange genug auf derselben aufgehalten, um sie genau kennen zu lernen, und aufmerksam genug beobachtet, um eine ziemlich vollständige Beschreibung in 5 Capiteln zu geben. Die drey ersten Cap. betreffen die Erdschichten, vulkanischen Erscheinungen, Ursprung, Bildung, Klima der Insel. In Ansehung des letztern ist vielleicht kein Land, wo man einen so wohlthätigen Einfluss des Klima's auf die Gesundheit der Bewohner bemerkte. Es werden sodann im 4. Cap. die einheimischen und fremden Producte, und die Mittel, die Insel zu verbessern, angegeben. Im Ganzen ist die Insel, wegen der Seltenheit des Regens, sehr unfruchtbar; aber die im Innern liegenden Hügel und Thäler sind mit der uppigsten Vegetation bedeckt. Die Vorschläge, die der Verfasser macht, müssen besonders in England, für welches diese Insel so wichtig ist, grosse Aufmerksamkeit erregen. Auch das 5. Cap. von den Bewohnern, stellt noch einige solche Bemerkungen auf. Der deutsche Herausgeber hat als Zugabe noch beygefügt: S. 167. Georg *Forsters* Schilderung dieser Insel, aus seiner Reise um die Welt genommen, S. 176 *Makintosh* Brief über St. Helena, aus seiner Reise nach Ostindien, und S. 182 *F. L. Langstedts* Beschreibung der Insel aus seiner 1789 gedruckten Reisebeschreibung. Man hat also hier die Ansichten und Urtheile mehrerer Reisebeschreiber beysammen, denn der neueste Verfasser entfernt sich bisweilen von dem was seine Vorgänger angaben.

Neue Auflagen.

Lieder für Volksschulen. Dritte aufs Neue durchgesehene Auflage. Hannover, Gebr. Hahn, 1807. 8. XXIV. u. 400 S. (8 gr.)

Bey diesem neuen Abdruck sind einige Veränderungen vorgenommen worden. Das Bedürfniss desselben beweist die verdiente günstige Aufnahme der Sammlung. Es wäre also zu spät, es jetzt erst zu beurtheilen.

Erster Unterricht in der lateinischen Sprache in Verbindung mit der deutschen von *Joseph Uhlein.* Etymologie. Zweyte verb. Auflage. Frankfurt am Mayn, Andreäsche Buchh. 1807. gr. 8. XII. u. 228 S. (10 gr.)

M. s. von der 1sten Ausg. die N. L. L. Z. 1804. St. 89. S. 1422. Es ist nichts Wesentliches bey der neuen Ausgabe verändert, und nur der Ausdruck bisweilen mehr bestimmt und deutlicher gemacht worden. Auch die Seitenzahl ist dieselbe wie in der ersten.

Kurzgefasstes Verdeutschungs-Wörterbuch der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrucke nebst der nöthigsten Erklärung. Wohlfeilere Ausgabe für Schulen und unbemittelte Geschäftsmänner bearbeitet von *J. C. A. Heyse.* Bremen, Müller, 1807. gr. 8. 436 S. (1 Thl. 12 gr.)

Die 1804 erschienene und in dieser L. Z. 1805. S. 112. S. 1778 ff. beurtheilte Originalausgabe in 2 Theilen, kostet 2 Thlr. 16 gr. Weil man diesen Preis für unbemittelte Geschäftsmänner und Schüler zu hoch fand, so besorgte der Vf. gegenwärtige wohlfeilere Ausgabe, bey welcher er ohne der Vollständigkeit und Brauchbarkeit des Ganzen zu schaden, ihm mehr Kürze und Bündigkeit zu geben, aber auch es vollkommener und zweckmässiger zu machen suchte, wozu er theils öffentliche billige Beurtheilungen, theils die Unterstützung einiger Freunde benutzt hat. Es hat also diese Ausgabe einige, obgleich nicht sehr grosse, Vorzüge vor der frühern und theurern.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

131. *Stück, den* 16. *October* 1807.

CIVILRECHT.

1. *Theorie des Würderungseydes*, von *F. K. L. Drummer*, der Philos. u. d. R. Doctor. Bamberg u. Würzburg, b. Göbhard. 1806. 8. 86 S. (8 gr.)

2. *Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in litem*, von D. *Franz Ludw. Wirschinger*. Mit einem *Programm* des Herrn Prokanzl. und Prof. D. *Gönner*, Landshut, bey Krüll. 1806. 8. 188 S. (16 gr.)

Zwey Schriften, veranlasst durch die Preisaufgabe der juristischen Section zu Landshut für das Jahr 1805; beyde gekrönt und doch beyde ganz verschieden in der Behandlung des gewählten Stoffs und in den Resultaten.

Der Verf. von Nr. 1. knüpft seine Theorie an das *Positive*, indem er mit Scharfblick u. philosophischem Geiste Inhalt u. Grund der Gesetze auffasst u. entwickelt. Nach seiner Ansicht ist der Würderungseyd durch das *Würderungs-Recht* bedingt, und dieses setzt eine *Verletzung* voraus. Ist diese die Folge eines *Ungehorsams in der* vom Richter anbefohlnen *Herausgabe*, ist *dolus* oder *culpa lata* die Quelle dieses Ungehorsams, so spricht sich die Absicht des Schadenstifters aus, den richterlichen Befehl zu hinterziehen und den Verletzer zu einer Veräusserung zu nöthigen, bey der der Preis nicht von ihm abhänge. Dieser Wille wird gebrochen, wenn der Verletzte in das Verhältniss eines frey Veräussernden gesetzt wird. Daher geben ihm die Gesetze in diesem Falle, nicht bey der culpa — denn diese hat keine Tendenz — das Recht, den Werth der vorenthaltenen Sache selbst zu bestimmen. Der Verletzte hat einen gegründeten Anspruch darauf: aber er darf nicht seine Affection, sein geistiges, nach Geldeswerth gar nicht zu bestimmendes Interesse, in Anschlag bringen, darf bloss das, was ihm die Sache nach seinen individuellen Bedürfnissen ist, schätzen, darf auch das im freyen Handel und Wandel erkennbare, selbstständige Gesetz, durch welches in jedem einzelnen Falle das *zu theuer* und *zu wohlfeil* angezeigt wird, nicht überschreiten; der Richter bestimmt ihm ein Maximum, und fordert, um sich der bonae fidei desselben zu versichern, einen Eyd. Dieser Eyd ist *weder subsidiarisches Beweismittel, noch* überhaupt ein *Beweismittel*, vielmehr zeigt er sich als *juramentum calumniae*, er macht eine einzige, besondere Gattung aus, und ist verschieden von dem juramento Zenoniano, als welches Beweismittel ist. —

Einen ganz entgegengesetzten Weg schlägt der Verf. von Nr. 2. ein. Getreu dem Grundsätze, den Herr Gönner in dem obenerwähnten Programm empfohlen hatte, entwirft er, nach einigen historischen Bemerkungen über die Einführung und Ausbildung des Würderungs-Eydes und über die bisherige Behandlung dieser Lehre, zuvörderst eine *rationelle Theorie*. Auch er geht von dem Würderungs-Rechte aus, sieht dieses als Folge einer Verletzung an, und findet den Zweck desselben in der Wiederherstellung der gestörten Gleichheit oder Entschädigung. Eben so schliesst er den Affections-Werth aus, weil für denselben der allgemeine Maasstab, nach welchem der Staat urtheilen müsse, nicht ausgemittelt, überhaupt auch Schade nur an sinnlichen Objecten erkannt werden könne; nicht weniger stimmt er mit dem Verf. von Nr. 1. darin überein, dass er für alle sinnliche Güter ein Maximum als möglich sich denkt, und deshalb die Würderung des Individuums an die Controle des Richters bindet: allein er sieht das juramentum in litem als ein *ausserordentliches Beweismittel* an, das dann Statt finde, wenn die Unmöglichkeit, das Schaden-Quantum auf die gewöhnliche Art auszumitteln, durch des Gegners Bosheit herbeygeführt werde. Dieselbe Theorie vermeint er in den Gesetzen zu entdecken. Hier, in der Auseinandersetzung des Positiven, erfährt man erst, warum der Würderungs-Eyd bloss dann Statt finde, wenn die restitutio oder exhibitio (im weitern Sinne des Worts) dolo malo vel culpa lata verweigert wird. Beym dolus und bey der culpa lata, sagt der Verf., ist höchste Imputabilität, das Befugniss zur strengsten Ausgleichung vorhanden, und das Gesetz gibt hier dem Beschädigten alle mögliche Erleichterung in der Art, das Schaden-Quantum zu beweisen, und so das Würderungs-Recht geltend zu machen; bey der Culpa hin-

gegen wird der ausserordentliche modus auf den ordentlichen (aestimationem judicis) zurückgeführt. Diese aestimatio judicis berührt jedoch, wie der Vf. meynt, nur das Object und kann nur nach dem allgemeinen objectiven Maasstabe veranstaltet werden; was ausser der Sphäre des reinen Objects liegt, begründet wieder eine *lis*, und in Beziehung auf diese, die dem interesse singulare gilt, kann trotz der richterlichen Taxation der Würderungs-Eyd Statt finden. Uebrigens eifert der Verf. gegen diejenigen, welche in dem juramentum in litem eine venditio oder eine Strafe des doli erblicken; er untersucht, in wie fern von Bevollmächtigten, Vormündern und Erben, in wie fern gegen Erben; ferner bey welchen Klagen und wegen welcher Objecte in litem geschworen werden könne, und hält das juramentum Zenonianum mit dem juramento in litem für eins.

Nach dieser Darstellung kann das Urtheil, welcher von den angezeigten Schriften der Vorzug gebührt, nicht lange schwanken. Man wird zwar dem Verf. von Nr. 1. nicht zugeben, dass die Parthey die Zulassung zu dem Eyde als ein Recht fordern könne. Denn wenn der Zweck des Instituts zugleich die Erhaltung des richterlichen Ansehens ist, so darf sich die Parthey einer Entscheidung über die Nothwendigkeit des Schwurs nicht anmassen, und die Gesetze sagen deutlich (l. 4. §. 1. und 2. l. 5. §. 1. D. de in lit. iur.), dass es auf den Richter ankomme, ob geschworen werden solle oder nicht. Eben so wenig wird man in die Behauptung einstimmen, dass dieser Eyd eine rechtskräftige Verurtheilung zur Restitution oder Exhibition der Sache in natura voraussetze. Die Unmöglichkeit der Restitution der Sache in natura konnte vorher sich ergeben haben, und dann konnte die Sentenz nicht auf Herausgabe, sie *musste* vielmehr auf Entschädigung gehen. Ein solcher Fall ist in der l. 18. §. 1. D. de dolo malo entschieden. Achtet man überdiess auf den Inhalt der l. 8. D. l. 3. C. de in lit. iur. l. 25. §. 10. D. de haered. petit. l. 27. §. 3. l. 46. iunct. l. 47. D. de R. V. und mehrerer anderer Gesetze, und entsinnt man sich, dass der Verf. S. 22 selbst gesagt hatte: „der Beklagte, wenn er auch die Sache noch *habe*, möge sie behalten," so wird man die Versicherung des Verfs., dass der Würderungs-Eyd nur dann zulässig sey, sobald die Herausgabe der Sache in natura nicht habe erzwungen werden können, weder richtig noch consequent finden, im Gegentheil wird man sich überzeugen, dass das juramentum in litem ursprünglich *nur* gegen den Besitzer, und erst später, von Hadrians Zeiten an, gegen denjenigen, qui dolo malo possidere desierat, zulässig war. Dessenungeachtet ist die Theorie des Verfs. von Nr. 1. im Ganzen den Gesetzen entsprechend, klar vorgetragen, in sich zusammenhängend, erschöpfend, und reich an neuen Ansichten. Diess lässt sich von der Theorie des Verfs. der Schrift unter Nr. 2. keinesweges behaupten. Diese steht mit sich selbst sehr häufig im Widerspruche. Wenn der Würderungs-Eyd ein Beweismittel seyn soll, so kann er nicht von dem Würderungs-Rechte abhängig gemacht werden. — Dieses Recht besteht ja eben in der Befugniss, für das Entzogene ein Surrogat festzusetzen; was soll nun bewiesen werden? Die Richtigkeit der Würderung? Aber wer diese erst beweisen muss, der hat nicht das Recht selbst zu würdern, höchstens das, eine Würderung vorzutragen. Und wem soll der Beweis geführt werden? Dem Richter? Offenbar hiesse diess dem Verletzten das Würderungs-Recht wieder nehmen, das ihm doch vom Verf. zugestanden wird. Gleich inconsequent ist es, wenn der Verf. S. 62 untersucht, wem das Recht, durch einen Würderungs-Eyd ein Schaden-Quantum zu bestimmen, zukomme. Denn ist der Eyd ein Beweismittel, so kann darüber nie eine Frage entstehen. Ein Beweismittel kann nur dem zukommen, der zu beweisen hat. Aber mehr als inconsequent, man möchte sagen, ungerecht, ist die oben bereits ausgehobene Beantwortung der Frage: Warum nur ob dolum et culpam latam in litem geschworen werde? Also wäre der Richter bey der aestimatio culpae nicht zur strengsten Ausgleichung berechtigt, und der dolose Verletzte sollte bloss deshalb ein Beweismittel mehr haben, weil sein Gegner in dolo ist, — ein Beweismittel mehr, als der, dem culpa, aber vielleicht weit empfindlicher, schadete! Doch nicht bloss sich selbst widersprechend, sondern auch unzureichend ist diese Theorie. Die schwierigste Aufgabe, die, wie es komme, dass der Verletzte unbedingt, und ohne dass es der Gegner hindern könne, zum Schwur gelassen werde, dass er nicht zu der Eydesdelation, dem umfassendsten, überall anwendbaren und erschöpfenden Beweismittel greifen müsse? diese wird nicht gelöset. Hierzu kommt, dass die Gesetze (man lese nur l. 2. D. de in lit. iur.) nicht die mindeste Veranlassung geben, den Würderungs-Eyd für etwas Ausserordentliches oder wohl gar für das einzige Mittel zum Erweise des interesse singularis zu halten. In der That, bey solchen Inconsequenzen und Mängeln darf man sich über Widersprüche, falsche Behauptungen und Anachronismen von minderer Bedeutung nicht wundern, und bloss zum Beweise, dass sich deren finden, erwähnt Rec., dass der Verf. das Sächsische juramentum minorationis einmal (S. 6.) als ein Zeichen, dass die Deutschen vor Einführung des römischen Rechts dergleichen Eyde, wie der Würderungs-Eyd ist, kannten, und dann wieder (S. 33.) als ein Mittel ansiehet, durch welches der durch das juramentum in litem affectionis entstandenen Verwirrung habe gesteuert werden sollen, dass er (S. 39. not. c.) in der von Ulpian herrührenden l. 4. D. d. in lit. iur. ein Verbot zu entdecken glaubt, welches die Mutter selbst als Vormünderin von dem juramento in litem ausschlösse, — obschon vielleicht erst hundert Jahre nach Ulpian die Mütter zu den Vormundschaften zugelassen zu werden anfingen, — dass er endlich S. 39 annimmt, das Verhältniss zweyer Individuen, wo auf der einen Seite Recht und auf der andern Verbindlichkeit stehe, lasse sich nirgends als im Staate denken. Dem Verf. von Nr. 2. bleibt demnach nur das Lob des Fleisses,

Digitized by Google

und das Verdienst, einzelne Theile seines Gegenstandes richtig aufgefasst und glücklich, wenn schon in einer etwas schwerfälligen Sprache, dargestellt zu haben. Dahin rechnet Rec. vorzüglich die Erörterungen desselben über dolus und culpa im Allgemeinen, ferner den von ihm geführten Beweis, dass das juramentum in litem keine Strafe sey. Doch jetzt wendet sich Rec. an beyde Schriftsteller, um gegen sie das *pretium affectionis* in Schutz zu nehmen. Er findet in allen von ihnen zusammen getragenen, und mit unter (wie die l. 62. und 63. D. ad L. Falcid. auf welche sich der Verf. von Nr. 2. bezieht) nicht eben glücklich gewählten Gesetzstellen *kein Verbot*, das pretium affectionis bey Bestimmung des Entschädigungs-Quantums zu berücksichtigen. Selbst in der l. un. C. de sent. quae pro eo quod inter. prof. kann er ein solches Verbot nicht entdecken, wenn er auch zugeben wollte, dass sie auf die Fälle, wo in litem geschworen wird, anwendbar sey. Der Verf. von Nr. 1. meynt zwar, der Verletzte sey an dieselben Regeln der Billigkeit gebunden, die der Richter bey Fortsetzung der Entschädigung habe beobachten müssen. Aber Rec. fragt dann, ob es in *allen* Fällen billig sey, das pretium affectionis auszuschliessen, ob, wenn dem so wäre, der Verletzte durch den Schwur, den man ihm verstattet, mehr gewinne, als die Unbequemlichkeit, schwören zu müssen, ob alsdann das juramentum in litem nicht die Gestalt einer Erfindung annehme, die für den Richter ersonnen wurde, um ihn der Mühe des Würderns zu überheben? Eben derselbe Schriftsteller glaubt einen Beweis für seine Meynung darin wahrzunehmen, dass der Richter dem Schwörenden in Veranschlagung seines Schadens ein Ziel setzen könne, und meynt, diess würde unmöglich seyn, wenn der Affectionswerth beschworen werden dürfte. Allein *wo* soll nun der Richter die Grenze abstecken? *Ausser* dem Gebiete des eigentlichen Interesse? Diess *darf* er nicht, und er würde überdiess dem Schwörenden ein Recht geben, das dieser zu benutzen nicht befugt wäre. Oder *an* die äusserste Linie des Interesse? Dann muss ja aber der Richter schon *geschätzt haben*, wozu lässt er denn *noch schwören*? Römer und Deutsche, letztere bey Aufstellung des Minderungs-Eydes, gingen von dem Satze aus, der dolose Verletzte solle den Preis bestimmen, um den er die Sache, die man ihm vorenthält, hingeben will. Bey der Einfachheit der deutschen Sitten war es jedem Dritten nicht unmöglich, die Beziehungen eines Objects auf das Bedürfniss des Beschädigten zu durchschauen; der *Schadenstifter* wurde daher zum Schwur gelassen. Der verfeinerte Römer hingegen musste *dem Verletzten* den Eyd gestatten, und dieser sollte an den Maasstab, der für die culpa galt, nicht gebunden seyn. Unverkennbar ist diess in der l. 68. D. de rei vind. in der l. 2. D. de in lit. jurando angezeigt. Nun kannte aber der Römer einen Affections-Werth der Dinge. Paullus gibt in der l. 63. ad L. Falcid. in Betreff der Quarta Falcidia die Vorschrift: *Pretia rerum non ex affectu, nec utilitate singulorum sed communiter funguntur.* Verletzung der Affection war dem Römer eine wahre Verletzung, sie war Veranlassung zur Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, und konnte selbst Klagen begründen. Die l. 35. D. de minor. l. 6. pr. l. 7. D. de servis export. l. 54. D. mand. l. contr. l. 37. D. de bonis libert. sind Beweise dafür. Sollte nun der Römer bey dem juramento in litem, bey einem Institute, dessen Hauptzweck volle Entschädigung des Verletzten ist, den Affections-Werth ganz ausgeschlossen haben? Der Verf. von Nr. 1. gibt das Würderungs-Recht für ein Gegengewicht gegen die Tendenz des doli aus, in welchem der Schadenstifter befangen ist. Rec. gibt ihm Recht: aber diese Ansicht wird nur dann ganz aufgehellt, wann man sie bis zu der Behauptung erweitert, dass das römische Recht dem Eigenwillen des Beklagten den Eigenwillen des Klägers entgegengesetzt habe. Mit dieser Behauptung, die durch die Vorliebe der römischen Juristen für die Retorsion im Privat-Rechte noch besonders bestätigt wird, ist zugleich die Möglichkeit ausgesprochen, dass der Affections-Werth von dem, der in litem schwört, in die Würderung aufgenommen werden *darf*. Das juramentum in litem bleibt dann immer ein juramentum calumniae, eine Gewähr für die innere Ueberzeugung des Schwörenden von der Richtigkeit seines Anschlags. Den Einwand, dass es dem Richter unmöglich werde, ein Maximum zu bestimmen, sobald der Verletzte sein Würderungs-Recht auch auf den Affections-Werth erstrecken dürfe, fürchtet Rec. nicht sehr. Offenbar lag die taxatio judicis nicht im Geiste des Instituts, sie ist ein späterer Nachtrag, den selbst Ulpian (l. 4. §. 2. D. de in litem iurando) noch nicht für unbezweifelt ansah und deshalb durch Gründe zu rechtfertigen suchte. Nachdem er aber einmal gesetzlich sanctionirt ist, so begränzt nunmehro *Willkühr* die *Willkühr*, dem Richter ist ein Theil des Würderungs-Rechts zurückgegeben, und er übt es, indem er ein Maximum nach den Umständen festsetzt, indem er (um mit der l. 16. D. de manum. vind. zu sprechen) *luxuriam et delicias* von *affectu und justis affectionibus* unterscheidet. Es gibt daher ein juramentum in litem affectionis und veritatis, einen Würderungs-Eyd, der bald blos das eigentliche Interesse, bald auch den Affections-Werth geltend macht: aber der Eintheilungsgrund liegt nicht sowohl in den Voraussetzungen, unter welchen die Gesetze überhaupt in litem schwören lassen, sondern in der individuellen Ueberzeugung des Schwörenden und in der factischen Möglichkeit einer wahren, humanen Affection. Dass übrigens dieser Eyd selbst in der Gestalt des juramenti veritatis von der eydlichen Bestärkung, auf welche heut zu Tage auch im Falle der culpa erkannt zu werden pflegt, noch immer ganz verschieden bleibe, diess bedarf keines Beweises. So viel zur Ehrenrettung des pretii affectionis!

Das der Schrift unter No. 2. beygefügte Programm ist eine bey der Disputation des Freyherren von Löwenthal abgelesene Inaugural-Rede *über die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform in Bearbeitung*

Digitized by Google

des in Deutschland geltenden Privatrechts. Der Herr Prokanzler Gönner dringt darauf, dass man die bisherige Sonderung — nach den Quellen und Gegenständen, wo römisches, deutsches Privatrecht, Lehnrecht, Wechselrecht u. s. w. einzeln vorgetragen wird, — aufgebe, alle Gegenstände des Privatrechts in ein Ganzes vereinige, nach einem echt wissenschaftlichen Systeme ordne, und nicht nur im Ganzen, sondern auch in allen Theilen vom Rationellen ausgehe, welchem dann das Gesetzliche als Uebereinstimmung, Ergänzung oder Abweichung untergestellt werden müsse. Es würde Zweifel an der Wahrheit selbst verrathen, wenn man läugnen wollte, dass eine allgemein und ewig gültige rationelle Theorie für jedes positive Institut *existire*. Aber man verzeihe dem Rec., wenn er zweifelt, dass sie *geschrieben* werden wird, und wenn er die *Ergänzung* des Rationellen aus dem Positiven für einen Widerspruch hält.

Rec. hat gute Gründe, eine dritte demselben Gegenstande gewidmete Schrift unter dem Titel:

Versuch über den Schätzungseyd, von *Johann Bernhard Müller*, Landrichter zu Ronneburg. Jena u. Leipz., b. Gabler, 1806. 8. 79 S. (9 gr.)

mit keiner der vorangezeigten in Parallele zu setzen. Sie hält keine Vergleichung mit denselben aus, ein ganz anderer Geist spricht aus ihr. Der Verf. sondert den eigentlichen Schätzungseyd von einer andern Gattung des Eydes, die diesen Namen im weitern Sinne des Worts führt. Jener, das wahre juramentum in litem, ist zwar auch nach des Verf. Meynung weder subsidiarisch noch eine Art des suppletorii; aber er findet das charakteristische Merkmal desselben darin, dass der durch des Andern Arglist oder grobe Fahrlässigkeit, in Hinsicht auf das *rechtliche Seine* (?) Verletzte die *Existenz* und *Grösse* des ihm zugefügten Schadens auf eignes Verlangen nach einer gewissen *Lieblingsneigung* in Anschlag bringt, und eydlich bestärkt. Neben diesem wahren juramento in litem affectionis, jedoch unabhängig von demselben, lässt der Verf. ein juramentum in litem veritatis bestehen. Dieses soll subsidiarisches Beweismittel seyn, nur auf den wahren Werth sich beziehen und im Falle der culpa, überdiess aber auch dann eintreten, wenn die Verletzung einen Gegenstand traf, der noch nicht unter das rechtliche Seine des Verletzten gehörte. Zu dieser Gattung des Schätzungseydes wird das juramentum Zenonianum, minorationis und expensarum gezählt. Einige allgemeine Bemerkungen über die Natur des Schatzungseydes überhaupt machen den Eingang aus, und auf sie folgt die Erörterung jedes einzelnen der erwähnten Eyde. Ueberall sieht man, dass es dem Verf. um Wahrheit zu thun ist, aber er ist seinem Gegenstande nicht gewachsen. Rec. will zum Beweise seines Urtheils, wenn es anders nicht durch das bisher Angeführte schon hinlänglich gerechtfertigt wird, noch folgende Behauptungen ausheben. Laut S. 19 soll ein Minderjähriger, der noch nicht einmal die Jahre der Pubertät erreicht hat, gegen den Vormund, von dem die Fertigung eines Inventariums unterlassen wurde, in litem schwören dürfen! Es wird S. 18 versichert, dass ein Bevollmächtigter, ob er schon durch die Kriegsbefestigung dominus litis werde, dennoch nicht in litem schwören dürfe; aber gleich darauf heisst es, dem domino litis, nicht gerade dem Eigenthümer, werde der Eyd gestattet! Man lieset S. 31 die Bemerkung, dass wider einen geleisteten Schätzungseyd jederzeit der Beweis des Gegentheils Statt finde. Keine Einschränkung ist erwähnt, und der zweifelnde Leser wird auf *Heygers thesaurus* verwiesen. Das juramentum in litem affectionis lässt der Verf. S. 33 auch in dem Falle zu, wenn zwar keine Affection denkbar, aber eine gewisse und bestimmte Schätzung der Sache auf eine andere Art und Weise nicht möglich ist! Er stellt S. 54 den Satz auf: dass, wenn der Kläger den Schätzungseyd nicht ablegen wolle, oder der Werth der Sache auf keine andere Art und Weise berechnet werden könne, der Richter die Schätzung übernehme — also Unmöglichkeiten möglich mache! Der Verminderungseyd ist nach S. 71 auch bey *heimlicher* Entwendung zulässig! Endlich findet man S. 65 folgende Stelle: „Der Kläger müsse, um zu „dem juramento Zenoniano zu gelangen, zuvor die „ihm vom Beklagten angethane Gewaltthätigkeit „durch Zeugen erweisen, indem die Rechtsgelehrten „die Eydesleistung zu diesem Zwecke nicht für aus„reichend achteten, es wäre denn, dass das mit Ge„walthätigkeit verübte Verbrechen seine Existenz „in der Nacht erhalten hätte, weil unter diesen Um„ständen selbst geringe Beweismittel und sogar blosse „Muthmassungen als ausreichend betrachtet wur„den, und daher Theilnehmer des Verbrechens, „Brödlinge und zum Hauswesen gehörige Personen „zum Zeugnisse gelassen werden könnten." Aus dieser Stelle lernt man zugleich die Logik und den Styl des Verf. kennen.

Uebrigens theilt gewiss jeder mit dem Rec. die Ueberzeugung, dass gerade Schriften wie die angezeigte, welche Belehrungen für die Praxis enthalten sollen, durch Irrthümer doppelt gefährlich werden. Unzeitiges Anerbieten zum juramento in litem, neben welchem man die Benutzung der ordentlichen Beweismittel vernachlässigen zu können glaubte, war schon oft die Ursache, dass die gegründetsten Schäden-Ansprüche in Nichts zerrannen.

EUROP. GESANDTSCHAFTSRECHT.

Europäisches Gesandtschaftsrecht von *Franz Xavier von Moshamm*, d. H. R. R. Ritter, der Philosophie und der Rechte Doctor, churpfalzbaierischem Hofrath u. s. w. Landshuth, bey Hagen, 1805. 8. 467 S. (1 Thlr. 20 gr.)

Gegen den Plan des Werks, das mit Fleiss und Sachkenntniss ausgearbeitet ist, haben wir nur die-

Digitized by Google

es zu erinnern: dass sich der gedoppelte Zweck eines Hand- und Lehrbuchs, den sich der Verf. dabey vorgesetzt hat, nicht wohl vereinigen lässt, weil die Ausführlichkeit des erstern, der gedrängten Kürze oft Eintrag thut, die zur Erregung und Erhaltung der Aufmerksamkeit der Zuhörer bey dem andern nothwendig ist. In Ansehung der einzelnen Materien erlauben wir uns folgende Zusätze und Bemerkungen. Die Geschichte der Gesandtschaften ist zu unvollständig dargestellt: denn unter den Völkern der neuern Zeit nimmt der Verf. blos auf die Deutschen Rücksicht; doch werden auch über den Ursprung der päpstlichen Legaten einige Notizen mitgetheilt, bey welchen die bekannte Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland von *C. F. v. Moser* übergangen ist. In der Lehre von den Quellen wird zwar mit Recht behauptet: dass aus den einzelnen Staatsverträgen der europäischen Regenten auf die völkerrechtlichen und gesandtschaftlichen Verhältnisse andrer Völker durch Induction kein Schluss gemacht werden könne; wenn es aber ferner heisst: dass man auf den Fall, wo mehrere Staatsverträge übereinstimmen, von diesen auf die übrigen schliesse; so widerspricht dieser Satz jener Behauptung, weil er nicht ausdrücklich auf die Völkerpraxis bezogen ist, die allerdings einer solchen Uebereinstimmung bisweilen eine rechtliche Kraft zugeeignet hat. — Ferner würden wir zu der Observanz auch die Meynung einer moralischen Nothwendigkeit für erforderlich achten, weil daraus, dass bisher etwas geschehen oder gestattet worden ist, keine Folge für die Zukunft abgeleitet werden kann, dafern jene ermangelt. Ueberhaupt aber scheint der Verf. von der Observanz, welche die Natur eines stillschweigenden Vertrages hat, das blosse Herkommen, dessen Verbindlichkeit *Martens* in seinem *Précis du droit de gens modernes de l' Europe* p. 106 sehr richtig gewürdiget hat, nicht gehörig zu unterscheiden. Zu den Werken über das ganze Gesandtschaftsrecht wollen wir die Schrift: *Traité des Ambassadeurs et des Ambassades, Rotterd.* 1726. gr. 8. 180 S. nur deswegen beyfügen, weil selbst *Ompteda* in seiner Literatur des Völkerrechts Th. 2. S. 543 keine bestimmte Nachricht von ihr zu geben im Stande war, sondern sie blos aus Schott Supplem. ad Lipenium anführt. Sie ist an ein Frauenzimmer gerichtet, und verbreitet sich nur über die allgemeinsten Grundsätze der Wissenschaft. — Die übrigen literarischen Hülfsmittel werden bey den Kenntnissen, die der Gesandte nöthig hat, erwähnt, welches deswegen nicht richtig ist, weil sie auch der Gelehrte zur Bearbeitung der Wissenschaft nöthig hat. Selbst die Sammlungen von Staatsverträgen, unter denen einige der neuern fehlen, als z. B. *Chr. Dan. Voss* Geist der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse des 19ten Jahrhunderts, Leipzig und Gera 1803 und 1804. 2 B. 8. sind unter dieser Rubrik aufgeführt, ob sie gleich zu den Quellen selbst gehören. Auch hätten nicht die gesandtschaftlichen Memoiren von den Staatsschriften getrennt und unter letztern *Meiern Acta Pacis Westphalicae*, und *die europäische Staatskanzley* erwähnt werden sollen. — S. 85 wird das Gesandtschaftsrecht nach Fichte'schen Grundsätzen daraus abgeleitet, dass jeder Staat ein Recht habe, über die Legalität des andern zu urtheilen, und hiezu eine gegenseitige Aufsicht der Staaten durch Gesandte nöthig sey: unter dieser Voraussetzung aber dürfte sich wohl bezweifeln lassen, ob nach dem Naturrecht die Annahme der Gesandten ganz der Willkühr der Regenten überlassen ist, wie S. 178 behauptet wird; indem durch jenes Recht, (wenn sich dessen Existenz anders erweisen lässt,) auch eine Verbindlichkeit von der andern Seite bewirkt werden muss.

Wenn der Verf. ferner S. 218 diejenigen Irrungen erwähnt, welche ehedem wegen der Gerichtsbarkeit des Reichshofraths über die ständischen Gesandten am kaiserlichen Hofe entstanden sind, so hätte er zugleich auch ähnlicher Streitigkeiten über die Gerichtsbarkeit des Erbmarschalls auf dem Reichstage gedenken sollen, welche dieser selbst noch in neuern Zeiten, wenigstens bey den Bevollmächtigten der Reichsstädte und bey gesandtschaftlichen Bedienten, geltend zu machen suchte. — Die wichtige Frage: in wie fern sich der Gesandte Bestechungen zur Erreichung seiner Absichten bedienen dürfe, wird nach unserer Meynung dergestalt sehr richtig entschieden, dass sie dann unbedingt verboten sind, wenn durch sie Unterthanen des andern Staats zu unerlaubten Handlungen sollen bewogen werden. Denn auch wir haben uns nie von dem Unterschied überzeugen können, den einige Politiker zwischen der Entdekung eines Staatsgeheimnisses und der Aufwiegelung der Unterthanen machen; so wie auch zwischen dem Fall, ob der Verräther sich selbst zur Verrätherey anbot, oder erst dazu ermuntert wurde. Dagegen müssen wir in Ansehung der Repressalien, zu welchen dergleichen rechtswidrige Handlungen Anlass geben können, erinnern, dass sie nicht blos in den nemlichen, sondern auch in verschiedenen Unternehmungen bestehen können. — Zuletzt ist noch wegen des Begriffs von der Staatspraxis zu erinnern, dass diese nicht eine *Fertigkeit*, sondern eine *Wissenschaft* hätte genannt werden sollen, und dass wir unter den Büchern, die sich auf selbige beziehen: *J. N. Bischoffs* Handbuch der deutschen Canzley-Praxis für angehende Staatsbeamte und Geschäftsmänner. Helmstädt, 1793 und 1798. 2 B. 8. ungern vermissten.

CHARAKTERISTIK.

Sokrates als Mensch, als Bürger und als Philosoph, oder Versuch einer Charakteristik des Sokrates von *G. Wiggers*, Doct. d. Philos. und akad. Docenten auf der Univ. zu Rostock, gedr. b. Adlers Erben und in Comm. bey Albanus zu Neustrelitz. 1807. VIII u. 199 S. 8.

Digitized by Google

Eine mit fleissiger Benutzung der Quellen und der neuern Hülfsmittel, mit Einsicht und Prüfung, mit Unbefangenheit und humanem Geist abgefasste Schrift, umfassender als die bisher über jenen von Bewunderern oft überschätzten, von Verläumdern gemisshandelten griech. Philosophen, geschriebenen. Die Charakteristik desselben hat freylich ihre eigne Schwierigkeiten, die der Hr. Vf. nicht verkannte. Ausserdem, dass man vom S. nicht Nachrichten genug besitzt, um eine vollständige Biographie des Mannes zu entwerfen, aus welcher eine getreue Abbildung seines Charakters hervorgehen könnte, so kennen wir ihn auch nur aus den Erzählungen seiner Schüler und Freunde, vornemlich des Xenophon und Plato, welchem letztern das Talent eines guten Biographen und treuen Darstellers des Charakters abgesprochen wird, und aus den oft unverbürgten und unbewährten Anekdoten späterer Schriftsteller. Unter den Quellen räumt Hr. W. der Platonischen Apologie des S. die erste Stelle ein. Die ächt-sokrat. Einfalt der Gedanken und Sprache ist ihm ein sicherer Beweis, dass S. sie dem Hauptinhalte nach wirklich vor den Richtern gehalten, und Plato sie nachher aus dem Gedächtniss niedergeschrieben hat. Ihr folgen die Xen. Memorabilia. Aber die unter Xenophons Namen vorhandene Apologie des S. hält er, des Inhalts und der Ausdrücke wegen, eben so für unächt, als die dem Aeschines beygelegten Dialogen und die Sokratischen Briefe. Ohne Weitläufigkeit widerlegt er bündig die Vertheidigungsversuche der Xenoph. Apologia Socr. Mit welcher Vorsicht man die Aristoph. Lustspiele und die spätern Schriftsteller, wie den Diog. L., brauchen müsse, wird sodann erinnert. Aus allen diesen Quellen hat der Verf. seine Nachrichten nicht nur mit der Prüfung, die seine Kritik derselben erwarten liess, geschöpft, sondern sie auch überall angeführt, erläutert, und manche unwahrscheinliche Anekdoten widerlegt. Dass Kriton den Sokrates (dessen Geburtstag, Gesichtsbildung und beschränkte Vermögensumstände vorher angeführt werden) aus der Werkstätte seines Vaters geführt, und den Wissenschaften zugeführt habe, glaubt Hr. W. dem Demetrius beym Diog. L.; denn dass er schon im 17. Jahre s. Alt. den Unterricht des Archelaus genossen habe, ist weit ungewisser. Verschiedene andere Philosophen (Naturforscher) und Sophisten werden zu seinen Lehrern gezählt. Das Studium der Naturwissenschaften war das erste, worauf er sich mit Eifer legte; und er machte, sagt der Verfasser, in den mathematischen, physikalischen und astronom. Wissenschaften, deren Werth er späterhin sehr beschränkte, bedeutende (?) Fortschritte. Aus dieser frühern Periode, glaubt er, rührten verschiedene physikalische Behauptungen her, die Aristophanes zu seinem Zweck verdreht. (Gewöhnlich nimmt man an, Arist. habe solche aus den Schulen anderer Philosophen entlehnte und verdrehte Sätze dem Sokrates nur beygelegt.) Die Kosmophysik des Anaxagoras studirte er am meisten. Warum er sie nachher gering schätzte, darüber werden seine eignen Worte aus dem Plat. Phädon angeführt. Ueber die Angabe, dass er die Rednerkunst *von der Aspasia* erlernt habe, geht der Verf. zu geschwind weg. Bekanntlich widmete sich S. nachher ganz der Untersuchung der praktischen Philosophie. Die ἀνθρώπινα bey Xen. werden mit Recht erklärt, Dinge, die auf den Menschen als solchen die nächste Beziehung haben, δαιμόνια aber speculative Gegenstände, physische und metaphysische Fragen. Wenn der Vf. bey Darstellung des Zustandes der Moralphilosophie vor Sokrates das pythag. Institut einen moralisch-politisch-religiösen *Orden* nennt, der als Orden nur zunächst auf seine Mitglieder Einfluss gehabt habe, so hat er freylich Vorgänger; aber wir können unmöglich eine Vorstellung billigen, die dem frühern Alterthum aufgedrungen wird. Von den Sophisten wird nur die schlechte Seite gezeigt. Dass S. eine andere Richtung nahm, als seine Vorgänger, davon wird der Grund nicht blos in der praktischen Sinnesart und höhern Vernunftcultur des S., sondern auch in äussern Veranlassungen gesucht, wohin die delphische Inschrift, der Ausspruch des delph. Orakels, der den Sokrates für den weisesten erklärte (über welchen sich der Verf. ausführlich verbreitet, ohne jedoch zu bemerken, dass dieser Ausspruch nicht den Untersuchungen des S. die *erste Richtung* geben konnte), gerechnet werden. Jener Orakelspruch, glaubt Hr. W., habe einigen Einfluss auf seinen Glauben an das Dämonion, das ihm stets zur Seite stehe, gehabt. Nach einer Musterung verschiedener Vermuthungen über diess Dämonion, bemerkt der Verf., dass es nichts als ein starkes Ahndungsvermögen gewesen sey, das, durch Kenntniss der Sache geleitet, analogisch von Ursachen auf Meynungen, uns selbst unbewusst, schliesst, und vorzüglich bey Leuten von lebhafter Einbildungskraft und feiner Organisation gefunden wird. Wenn auch der Theages des Plato, aus dem Hr. W. Stellen anführt, unächt seyn sollte, so liegen doch Platon. Gedanken in ihm zum Grunde. Sokrates berief sich nur bey Dingen, deren Erfolg ungewiss war, nie bey der Moralität einer Handlung, auf sein Däm., wo er die Vernunft als die einzige Erkenntnissquelle ansah. Daher widerspricht Hr. W. denen, welche das Däm. auch auf das moral. Gefühl des S. beziehen. Die Gemüthsstimmung, welche durch den Glauben an diess D. erzeugt wurde, sieht Hr. W. auch als eine Ursache an, warum S. die Untersuchung speculativer Fragen aufgab. Er stiftete keine eigne Schule, hatte in so fern auch keine Schüler, und doch wird bemerkt, dass *aus seiner Schule* alle (?) in der Folge sich auszeichnende griech. Philosophen hervorgegangen sind. Hier hätte der anscheinende Widerspruch wohl durch genaue Bestimmung des Begriffs von *Schule* gehoben werden sollen. Das Charakteristische des nicht zusammenhängenden Unterrichts des S. setzt der Hr. Vf. 1. in die Fragen, die nach den Personen, mit welchen er zu thun hatte, verschieden waren. Hier gedenkt der Vf. der *Ironie*, die er als das schalkhafte Gesländniss,

Digitized by Google

man wisse nichts, und suche bey einem Andern Belehrung, in *der* Absicht (gethan), um ihn zu widerlegen und der Unwissenheit zu überführen, definirt, und beym S. nicht so bitter als beym Plato findet; ferner der *Hebammenkunst* des S. und sokratischen Fragmethode, die er als eine analytische Entwickelung des im Kopfe des Zuhörers unverarbeiteten Stoffs, und also nur in so fern anwendbar betrachtet, als der Stoff vorhanden ist, oder vorher synthetisch gegeben war, und von unserer Katechetik unterscheidet, aber auch bemerkt, dass S. bey seiner Fragkunst sich nicht von aller Sophistik frey erhielt, indem er oft verschiedenartige Begriffe unterschob oder verwechselte; 2. in seine Manier, nicht den Gegenstand, von welchem die Rede ist, genau zu bestimmen, sondern nur die Meynung dessen zu widerlegen, mit dem er sich unterhält, wodurch das wahre philosophische Talent geweckt wurde; 3. der Induction, oder dem Schliessen von ähnlichen Fällen auf andere; 4. der Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die er seinem Vortrage durch Zurückführen des Abstracten auf das Concrete, durch Gleichnisse, Allegorien u. s. f. gab. Die Lebensart des S. war zwar sehr einfach, verstiess aber nicht gegen die Gesetze des Anstands und Geschmacks. Der Verf. geht sodann S. 65 auf den Character des S. als Staatsbürger über, wo Luzac treflich vorgearbeitet hatte. Er betrachtet ihn 1. als Gatten und Vater. Gegen Luzac wird behauptet, aber doch nicht dargethan, dass S. nicht ausser der Xanthippe auch noch mit der Myrto verheyrathet gewesen sey. 2. als Soldat in 3 Schlachten. Der Widerspruch des Athenäus gegen die Erzählung von den Kriegsdiensten des S. wird durch die Bemerkung seiner Unzuverlässigkeit gut abgefertigt, und die Geschichte seiner drey Feldzüge aufgeklärt. Gelegentlich wird auch seiner Vorliebe für Athen gedacht, die aber doch, nach Rec's Dafürhalten, ihn nicht hindern konnte, in einer andern Beziehung zu sagen, er sey kein Athenienser, kein Grieche, sondern ein Weltbürger. 3. als Rathsherr, welche Würde er im 65. J. d. Alt. erhielt, und mit dem grössten Ansehen bekleidete. Sein Betragen als Epistates bey Verurtheilung der unglücklichen 10 Admirale wird vorzüglich ins Licht gesetzt. Die Behauptung Freret's, dass S. ein Anhänger der verhassten 30 Oligarchen gewesen sey, und dass man daher seine Hinrichtung nach ihrem Sturz erklären musse, wird bündig widerlegt, als höchst unhistorisch. Wenn S. auch ein Freund des ächten Aristokratismus war, so war er es doch nicht von dem Oligarchismus; er zeigte sich vielmehr als geschworner Feind jener Tyrannen, und zugleich als furchtlosen Gegner derselben. Die Vertheidigung des Theramenes aber, die S. nach dem Diodor übernommen haben soll, hält der Verf. mit Recht für zweifelhaft. Wir kennen wenigstens die Quelle nicht, und es wäre wohl möglich, dass eine Namensverwechselung vorgegangen wäre, denn dem *Isokrates* schreibt der Verf. der Vit. X. Oratt. die Vertheidigung des Theram. zu. Hr. W. kömmt sodann auf die Anklage, Vertheidigung und Hinrichtung des S. Dass er von dem Volksgericht (Heliaea), nicht vom Areopagus verurtheilt worden sey, wird als erwiesen angenommen. Die Ursachen seiner Verurtheilung werden genauer, als sonst irgendwo, und ohne Einseitigkeit aus einander gesetzt. Hr. W. unterscheidet *mittelbare* und *unmittelbare* Ursachen. Jene, die *zur Anklage* des S. wirkten, findet er in dem Charakter der Ankläger, die er schildert (sollte aber wirklich *die Eifersucht unbefriedigter Liebe* zum Alcibiades den Anytus vorzüglich zum Hass gegen S. angefeuert haben? wie es S. 99 heisst), in dem Neid, den jeder grosse Mann, vornemlich in einem demokrat. Staate und verdorbenen Zeitalter erregt, in den freyen Urtheilen, durch welche S. den Sophisten gefährlich wurde, und sich viele Feinde machte, in der gehässigen Darstellung des S. beym Aristophanes, der freylich nicht von des S. Anklägern bestochen seyn konnte, vielleicht nicht einmal ein besonderer Feind des S. war, aber doch durch die lächerliche Darstellung desselben auf sein Schicksal Einfluss hatte, was auch S. gefühlt zu haben scheint; denn der Umstand, dass die Wolken des Aristoph. nicht den Preis erhielten, berechtigt uns nicht zu glauben, das Stück habe beym Volke nicht Beyfall gefunden. (Nur konnte dieser Beyfall keinen so tiefen und lange dauernden Eindruck machen, da man in Athen an solche komische Angriffe zu sehr gewöhnt war.) Ferner rechnet der Verf. zu den mittelbaren Ursachen des Socrates Abneigung gegen Demokratie und damalige Verfassung Athens, die er gar nicht verbarg, in seinen Verhältnissen zum Kritias und andern Freunden der Oligarchie (hier nähert sich der Verf. doch der vorher verworfenen Freret'schen Hypothese wieder, denn selbst davon, dass S. so spät erst, im 70. J. seines Alt. angeklagt wurde, findet er den Grund vornemlich darin, dass erst die Oligarchie der XXX. den Hass gegen den antidemokrat. S. vergrössert habe). Der Hr. Verf. erklärt hier sehr gut das τιμᾶν des Klägers, das ἀντιτιμᾶν des Beklagten und das προστιμᾶν der Richter, in nicht criminellen Fällen, und macht über die Berechnung der Stimmen bey der Verurtheilung des S. beachtungswerthe Bemerkungen S. 130. Mit einer geringen Geldstrafe hätte er davon kommen können. Der eigentliche Grund seiner Verurtheilung war der stolze Sinn (libera contumacia bey Cic.), der aber nicht blos aus starkem Selbstgefühl herrührte, sondern einen religiösen Grund hatte. Er betrachtete seinen Tod als ein Opfer, das die Gottheit von ihm verlange. Er wurde also, nach dem Verf., weniger ein Opfer des Hasses seiner Feinde, als seiner mit starkem Selbstgefühl vermischten religiösen Denkart. In Ansehung der letzten Worte des S., ich bin dem Asklepios einen Hahn schuldig u. s. f., tritt der Verf. dem Olympiodorus bey, und findet eine Anspielung auf die Glückseligkeit, der er durch Befreyung von den Banden des Körpers theilhaftig werde. Von S. 148 fasst nun der Verf. die Züge des Charakters des S. zusammen (wobey es an Wiederholungen nicht fehlen kann), und betrachtet ihn noch einmal und genauer als Menschen, als Bürger und als Philoso-

Digitized by Google

phen, und, indem er seine mannigfaltigen und grossen Vorzüge in dieser dreyfachen Rücksicht hervorhebt, vergisst er doch auch die Schattenseite nicht darzustellen, vertheidigt ihn aber auch gegen ungegründete Beschuldigungen, z. B. einer unkeuschen Liebe der Jünglinge, einer gefährlichen Absicht den Umsturz der bestehenden Staatsverfassung zu bewirken. In Ansehung seines philosoph. Charakters beantwortet der Verf. zwey Fragen: was leistete S. als Philosoph? u., wer war er als Philosoph? Nicht die Aufgabe der theoretischen Vernunft, sondern nur die der praktischen beschäftigte ihn. Die sophist. Spitzfindigkeiten veranlassten ihn nicht zum tiefern Nachforschen, sondern zum Widerwillen gegen die Speculation. Aber auch die Frage der prakt. Vernunft (was soll ich thun? und, was darf ich hoffen?) beantwortete er nicht nach Principien und also wissenschaftlich, sondern nach Ueberzeugungen, die sich jedem Menschen von gesundem Verstande und unverdorbenem Herzen aufdringen; man vermisst aber auch eben deswegen, weil S. nicht von Principien ausging, in seiner Philosophie die gehörige Consequenz und Bestimmtheit. Er empfiehlt eudämonist. Bestimmungsgründe für die Tugend, er stellt nicht ein Sittengesetz, sondern ein Naturgesetz für den Willen auf. Er entfernt sich auch vom Idealen, und Hr. Steck, der ihn zum Idealist machen wollte, wird treffend widerlegt. Seine Moralphilosophie aber hatte einen religiösen Charakter, und führte alles auf den Menschen zurück. S. that also zum Anbau der Philosophie als Wissenschaft der letzten Gründe und Gesetze der Vernunft und Freyheit sehr wenig, sein mittelbares Verdienst aber ist desto höher anzuschlagen. Er war ein Mann von gesundem Verstande und treffender Beurtheilungskraft, durch liberale Erziehung und Nachdenken gebildet, der sich zu einer höhern Ansicht der Wissenschaften nicht erhob, und in seinem Vortrage bisweilen ermüdend weitschweifig wurde. Nach Aufstellung des ganzen Resultats der Untersuchung, bemerkt der Verf. noch eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Jesus und Sokrates, die zwar oft angedeutet, aber noch nicht genug hervorgehoben worden sey, und er verspricht diesen Gegenstand, eine Parallele zwischen Jesu als *moralischem Lehrer* und Sokrates dem Moralphilosophen, besonders abzuhandeln, so wie er in der Vorrede eine neue Bearbeitung des Libanius und fürs erste eine *Chrestomathia Libaniana* ankündigt. Wir wünschen seinen Talenten und Einsichten einen angemessenen Wirkungskreis, der ihm die, bisher öfters gestörte, Ruhe und Musse dazu gewähre.

Neue Abdrücke.

Pädagogik. *M. Antonii Mureti Institutio puerilis* ad M. Antonium fratris f. et in eam *Antonii Constantini* Notae. In usum tironum seorsum edidit *Car. Philipp. Kayser.* Heidelbergae e libr. et offic. Mohrio-Zimmeria. 1807. kl. 8. 32 S. (2 gr.)

Auf das aus 107 Hexametern bestehende Gedicht folgen hier die Noten des *A. Constantini* (d. i. wie Ruhnken bemerkt, des Muretus selbst), die in der Ruhnkenschen Ausgabe unter dem Texte stehen, und der Herausgeber hat die citirten Stellen nachgeschlagen, und sie in untergesetzten Noten genau nach Buch, Capitel oder Vers angegeben. Der correcte und schöne Druck und das gute Papier ist sehr einladend.

Englische Literatur. *The Vicar of Wakefield*, a Tale, supposed to be written by himself. Hannover, Gebr. Hahn. 1807. in 12. 260 S. (8 gr.)

Wohlfeilheit und Correctheit empfiehlt diesen Abdruck.

Robinson the Younger by Mr. *I. H. Campe.* Translated from the German, revised and corrected, to which is added a German Explanation of the Words. Second corrected Edition. Frankf. am Mayn, Wilmans 1807. 8. (nebst dem dazu gehörenden *Vocabulary to Campe's Robinson* for Beginners in the English Language — Second edition improved. — XVIII. 670 S. (1 Thl. 8 gr.)

Hr. D. und Prof. *Martens* zu Bremen hatte die bey Kessler erschienene englische Uebersetzung für die neue Ausgabe, die 1799 bey Wilmans erschien, durchgesehen und die unter dem Text stehenden Noten weggelassen. Die gegenwärtige Ausgabe hat im Innern durch sorgfältigere Vermeidung von Druckfehlern und Vermehrung des Wörterbuchs, im Aeussern durch bessern Druck und Papier gewonnen.

Forstwesen. *Ueber den Zustand und die forstliche Behandlung desjenigen Theils* (des) *Würtembergischen Schwarzwalds*, welcher den *Neuenburger Oberforst ausmacht.* Verfasst vom Reichsgrafen von *Sponeck*, ehemal. Churwirtemb. Oberforstmeister zu Neuenburg und gegenwärtigem ausserordentl. Professor der Forstwissenschaft zu Heidelberg; Im Anfang des Jahrs 1805. (Aus dem XIII. Bande des Neuen Forst-Archivs besonders abgedruckt.) Ulm, 1806. gr. 8. Stettinsche Buchhandlung. 78 S. (6 gr.)

Dieser Abdruck ist wegen der allgemeinen Brauchbarkeit dieser genauen Beschreibung des Oberforsts, bey welchem der Verf. mehrere Jahre angestellt war, veranstaltet worden.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

132. *Stück*, *den* 19. *October* 1807.

MATHEMATIK.

Lehrbegriff der Mathematik, verfasst von *Joh. Fr. Lorenz*, Professor und Oberlehrer an der Schule zu Kloster Berge. Erster Theil, die gesammte Logistik oder Arithmetik, Syntactik, Algebra und Analysis. Zweyte Abtheilung, die Syntactik. Magdeburg, bey Georg Christian Keil. 1806. XII und 555 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Auch mit dem besondern Titel:

Lehrbegriff der Syntactik oder *Combinationslehre.*

Mit innigem Vergnügen zeigen wir dieses vortreffliche letzte Werk eines um das gründliche Studium der Mathematik schon sonst so verdienten Gelehrten an, und empfehlen es besonders dem Fleisse lernbegieriger Jünglinge; zumal da es eine Wissenschaft in wahrhaft wissenschaftlicher Gestalt abhandelt, welche als die schönste und wichtigste Erfindung im Gebiete der reinen Mathematik nach Newtons und Leibnitzens Zeiten einem Deutschen verdankt wird. Obgleich mehrere würdige Veteranen unserer mathematischen Literatur, ein Pfaff, Klügel u. a. m. ihre Schönheit und insbesondere ihre Wichtigkeit für die Analysis an der neuen, durch Hindenburg geschaffnen, Combinationslehre anerkannt, und sie mit Glück selbst auf schwere analytische Probleme angewandt haben, und obgleich insbesondere der Erfinder selbst und seine Schüler ihren Gebrauch in der Analysis und anderwärts durch die combinatorische Auflösung der schwersten und verwickeltsten Probleme der Analysis bewährt und öffentlich dargelegt haben: so wird doch die Combinationslehre, besonders von ältern Mathematikern, noch lange nicht so allgemein und gründlich geschätzt und angewandt, als sie es verdient; eben deshalb müssen wir uns vorzüglich mit ihrer Empfehlung an vorurtheilsfreye lernbegierige Jünglinge wenden. Wie wir vernehmen, arbeitet Hindenburg selbst an einer vollständigen systematischen Darstellung dieser Grundwissenschaft; ihr Erscheinen würde vom grössten Erfolge seyn, da Niemanden ausser ihm die Tiefen dieser Wissenschaft zur Zeit gleich vertraut seyn können. Aber auch dann noch werden vorliegender Lehrbegriff, so wie auch Stahls Grundriss und Weingärtners Lehrbuch und andere Schriften zum ersten Studium brauchbar bleiben. Jedes der jetzt genannten Werke hat seine eigne Einrichtung und Vorzüge, so, dass man nicht anders als alle drey empfehlen kann. Wenn gleich auch das Lorenzische Werk nicht auf neue Erfindungen und materielle Erweiterung der Wissenschaft Anspruch machen kann, so hat es doch in der Architektur der Wissenschaft und in der Form der Darstellung viel Eigenthümliches, wovon manches die Wissenschaft der Form nach wirklich weiter bringt, ein anderes aber wenigstens das Erlernen erleichtert. Es stellt dieses Werk den jetzigen Zustand der Wissenschaft mit einer Vollständigkeit dar, die für den geringen Umfang des Buchs bewundernswürdig ist, mit einer Kürze, die der Verfasser seinem Euklid abgelernt hat; es herrscht eine lobenswerthe Präcision im Ausdruck; Abtheilungen und Ueberschriften der Abschnitte und Sätze sind meistentheils logisch genau und geben eine klare Uebersicht des Abgehandelten; eine durchgängige Gerechtigkeit gegen Erfinder und Mitarbeiter und dankbare Benutzung aller Vorarbeiten ehren den literarischen Charakter des Verfassers; und ein nirgends so vollständig zu treffendes Verzeichniss der grösseren combinatorischen Schriften und der einzelnen Abhandlungen lehrt den Leser die Quellen kennen. „Zugleich, sagt der Verfasser, zeige ich hier „durch ein für allemal die Quellen an, woraus ge„genwärtiger Lehrbegriff geschöpft ist, bey dem ich „mir vorgesetzt habe, eine gutgeordnete Zusam„menstellung aller zu dieser Wissenschaft gehörigen „Grundlehren und ihrer ersten Anwendungen zu „versuchen, zu einem für Anfänger möglich er„leichterten Selbstunterrichte, der dieser Wissen„schaft recht viele Schüler gewinnen, und das Stu„dium derselben noch weiter auszubreiten dienen „möge." Diesen Zweck hat der Verfasser gewiss erreicht; und sein Wunsch, dass er dieser Wissenschaft viele Schüler gewinnen möge, der auch der unsrige

Digitized by Google

ist, fordert uns auf, sein gelungenes Werk genauer zu betrachten, und einige unserer Gedanken beyzufügen, welche uns zum Besten der Wissenschaft selbst nicht unwichtig scheinen.

Mit Recht schärft der Verf. sowohl die Selbstständigkeit und Anwendbarkeit der Combinationslehre auf alle Wissenschaften, besonders auf die Analysis ein; aber ohne die Stelle, die der Combinationslehre unter den mathematischen Wissenschaften gebührt, und die eigentlichen Grenzen des reinen und angewandten Theils derselben, und ohne das wahre Verhältniss ihrer Anwendungen genau zu bestimmen. Und hierüber gerade scheint uns bis jetzt noch eine grosse Dunkelheit zu herrschen, die um so mehr zerstreut werden muss, als davon die wissenschaftliche Vollendung der Combinationslehre unwidersprechlich abhängt. Leibnitz stellt die Combinationslehre als höhere Wissenschaft auf, wovon die Algebra nur eine Species sey; aber seine Idee scheint auch allerdings höher, nemlich die eines combinatorischen Organons der Wissenschaften zu seyn. Wenn die Mathematik die Wissenschaft der Formen aller Art ist, so gehört die Combinationslehre in die Mathematik als die Wissenschaft der Beziehungen oder der Kategorie der Relation, dieselbe formal betrachtet; so wie auch die Arithmetik im weitesten Sinne des Worts als allgemeine Grössenlehre, als die Wissenschaft der Grösse oder der Kategorie der Quantität, dieselbe rein formal betrachtet. Diess angenommen, wären Combinationslehre und Arithmetik coordinirt, nicht eine der andern subordinirt; so wie die Kategorien der Quantität und der Relation gleich hoch im Systeme der reinen Verstandesbegriffe neben, nicht über und unter einander sind. Wenn aber so eben die Combinationslehre allgemeine Wissenschaft der formalen Beziehungen genannt worden ist, so beruht diess auf der Bemerkung, dass jede combinatorische Complexion eben so gut Trennung und Verbindung, als auch ein Unverbundenlassen der Elemente andeuten kann; zum Beweise, dass die herrschenden Definitionen der Comb. Lehre, als Wissenschaft, Zusammensetzung, Zusammenstellung oder Verbindung gegebener Dinge zu eng sind; und dass vielmehr jede Art von subjectiver und objectiver Beziehung gegebener Dinge auf sich selbst und unter einander, also Beziehung gegebener Dinge ganz im Allgemeinen, der Gegenstand dieser formalen und abstracten Wissenschaft ist. Es hat daher auch die Combinationslehre einen ganz reinen Theil, der der Hülfe der Arithmetik gar nicht bedarf, vielmehr durch ihre Hülfe verunstaltet wird. Eben so von der andern Seite die Arithmetik den ihrigen. Und wenn sich die Combinationslehre anmasst (nach Stahl, Lorenz u. a.), dass alle, ja die ersten, arithmetischen Operationen *nichts* als bedingte combinatorische Operationen sind, sogar das Schreiben der Zahlen nach irgend einem Systeme: so müssen wir dem hier widersprechen; denn wenn sie *nichts* als bedingte combinatorische Opp. wären, so bliebe der Arithmetik nichts Eignes. Vielmehr bringt die Anwendung der Combinationslehre als solche die Arithmetik als solche um keinen Schritt weiter, sondern sie dient blos, das arithmetisch Gefundene zu ordnen und in der natürlichen Harmonie aller seiner Theile darzustellen. Was hat die Combinationslehre mit den Urdefinitionen und Operationen einfacher Grössen zu thun; und steht nicht, streng systematisch genommen, fast in allen Lehrbüchern die Erklärung des Zahlensystems viel zu früh? Also müsste erst der reine Theil der Combinationslehre von der einen, und der reine Theil der Arithmetik von der andern Seite, unabhängig von einander vollendet aufgestellt werden. Von da aus beginne dann ihre Wechselwirkung zu ihrer gegenseitigen Verherrlichung. Denn so wie die Combinationslehre zu ihrem innern Anbau der Arithmetik wesentlich und unumgänglich bedarf, so bedarf auch hinwiederum die Arithmetik, besonders bey der Theorie der Reihen aller Art, der Combinationslehre wesentlich und unumgänglich. Und es kann nicht genug gesagt werden, dass Hindenburg nicht etwa blos ein der Analysis brauchbares Hülfsmittel, *ad bene esse*, herbeygeschafft hat; sondern einen wesentlichen Bestandtheil derselben erfunden, ohne welchen die Analysis ihre höheren Probleme schlechterdings nicht lösen kann. Alle diese Behauptungen hofft Rec. an einem andern Orte gehörig zu beweisen und ins Licht zu setzen; hier wurden sie blos erwähnt, um den Gesichtspunct anzugeben, woraus er vorliegendes nützliche Werk betrachtet hat. Nur noch einige historische Bemerkungen mögen aus gleichem Grunde hier stehen. So wie die Arithmetik anfangs ohne Combinationslehre sich bis dahin bildete, wo die Combinationslehre in sie als wesentliches Element eintritt, und ohne Combinationslehre, oder mit unvollkommenen Surrogaten derselben, auch noch weiter zu gehen unternahm; so vernachlässigte man bis auf Hindenburg im Gegentheil den reinen Theil der Combinationslehre, nemlich die wirkliche systematische kunstreiche Darstellung der einzelnen Complexionen in Classen und Ordnungen, und beschäftigte sich mehr mit den Bestimmungen der Anzahl der Complexionen. Auch Hindenburg betrachtete anfangs die Combinationslehre blos vom Standpunct der Analysis aus, um analytische Probleme aufzulösen, und bediente sich eben daher auch nicht durchgängig und nicht allein rein combinatorischer Auflösungen, sondern auch sogenannter arithmetisch-combinatorischer, mit denen es sich etwa eben so verhält, wie mit den geometrischen Beweisen algebraischer Sätze bey Euklid und bey den alten Geometern überhaupt. Nach und nach hat sich, vorzüglich durch Hindenburg selbst, die Combinationslehre von der Arithmetik befreyt, also selbstständiger und eben dadurch selbst der Arithmetik brauchbarer gemacht. Und hierin vorzüglich, dass man nemlich im reinen Theile arithmetische Beweise ausschliesst, alle Aufgaben der Combinationslehre ohne Vorliebe für die, deren Brauchbarkeit in der Analysis offenbar ist, mit gleicher Liebe und Sorgfalt bearbeitet, und selbst in den ersten Defi-

Digitized by Google

nitionen die Combinationslehre von der einseitigen Rücksicht auf Analysis befreyt: hierin vorzüglich scheint künftigen Bearbeitungen der Combinationslehre noch vieles übrig gelassen zu seyn.

Wir zeigen hierauf kurz das Eigenthümliche der vorliegenden Bearbeitung im Allgemeinen an. Der erste Abschnitt enthält die gewöhnlichen, bündig ausgedrückten Definitionen der Grundbegriffe und Erläuterungen derselben, ohne Erklärung der von Hindenburg gebildeten combinatorischen Zeichensprache, welche weiter unten folgt. Hierauf folgen im zweyten Abschnitt die verschiedenen Darstellungen, Auflösungen und Beweise aller Grundoperationen, wieder rein, ohne Beysetzung der Hindenburgischen Zeichen, und zwar im 1. Cap. die arithmographische Anordnung der Complexionen oder das Classensystem für alle Grundoperationen für sich, wobey wieder erst die unbestimmten Grundoperationen für sich dann auch die bestimmten (zu bestimmten Summen) für sich folgen; im zweyten Cap. folgen dann auch die lexicographischen Darstellungen oder das Ordnungssystem für sich für die Operationen, wo es anwendbar ist. Die Operationen mit Wiederholungen gehen allemal denen ohne Wiederholungen vorher. Die Permutationen machen den Anfang. Die Beweise sind in den meisten Fällen so eingerichtet, dass sie auf Buchstaben und Zahlenelemente zugleich passen; doch sind die wichtigern arithmetisch-combinatorischen Auflösungen auch angeführt. Hierauf liefert der dritte Abschnitt die syntactischen Zeichen, Formeln und Relationen. Der 4. Abschnitt gibt die Auflösung der drey arithmetischen Hauptprobleme von Producten, Potenzen und Quotienten; der fünfte, syntactische Auflösung verschiedener anderer arithmetischer Probleme, endlich der sechste, erste Gründe der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit Anwendung auf Glücksspiele und Leibrenten. Angehängt ist obenerwähntes Verzeichniss combinatorischer Schriften; eine Tabelle der Variationsclassen zu den Summen 1—7; eine Tabelle der Combinationsclassen zu den Summen 1—10; eine Tabelle der figurirten Zahlen; eine Tabelle der Anzahl der Complexionen zu bestimmten Summen; die Hindenb. Tabelle der gemeinen, geraden und ungeraden Zahlen; eine Tabelle für Sterblichkeit und Leibrenten. Die erwähnte Anordnung der Hauptheile hat uns zur Erleichterung des Studiums der CL. sehr zweckmässig geschienen, obgleich auch manche andere, besonders die Stahlische, Anordnung ihre Vorzüge hat, und wir in wissenschaftlicher Hinsicht hierin nicht immer mit Lorenz übereinstimmen können. — Der sehr correcte und schöne Druck verdient auch gelobt zu werden.

Wir gehen zu einigen Bemerkungen über einzelne Stellen fort. S. 4 heisst es: „es sey bey Bezeichnung der Elemente durch Zahlen oder Buchstaben *nöthig*, die Zahlen nach ihrer Folge im Alphabet zu gebrauchen.“ Diess ist *bequem* und zweckmässig, aber nicht nothwendig; denn jede beliebige Anordnung kann bey den Elementen gewählt werden, wenn man sich nur gleich bleibt; und es ist, auch aus andern Gründen noch dem Anfänger zu empfehlen, dass er die combinatorischen Operationen auch mit solchen Elementen vornehme, die sich nicht durch Stellzeichen, sondern durch ihren materialen Unterschied unterscheiden, z. B. mit verschiedenfärbigen Quadraten, oder mit kleinen Dreyecken, Vierecken, Kreisen u. s. w. In der 13. Anmerkung heisst es, dass es ausser den drey Hauptoperationen noch mehrere andere gibt; es hätte bemerkt werden sollen, dass es ausser ihnen keine gleich hohen und allgemeinen Operationen gibt, und dass alle andere blos durch Modificationen derselben entstehen, welche Modificationen entweder selbst auf dem Gebiete der Combinationslehre erwachsen, oder aus der Natur der Gegenstände entspringen, worauf die Combinationslehre angewandt wird. „Bey jeder Art der Zusammenstellung gegebener Elemente will man theils die Menge aller möglichen Formen wissen, theils diese Formen selbst haben;“ das letztere sollte zuerst genannt seyn, denn es macht eigentlich das Gebiet der ganz reinen Comb. L. aus, die auch nicht einmal der Arithmetik bedarf; die Bestimmung der Mengen aber setzt Arithmetik, zum Theil schwere Sätze der Analysis, voraus. Bey der 18. Erklärung des Variirens u. Comb. zu bestimmten Summen, dass man nemlich zugleich auf den Zahlenwerth der Elemente im Zeiger sieht, lässt sich fragen, ob nicht diese Aufgaben eine rein combinatorische Ansicht zulassen, ohne den Begriff von Summen wesentlich nöthig zu haben? Sie sind allerdings rein combinatorischen Ursprungs, und die Bestimmung der Summe ist blos eine bestimmte Anwendung der Arithmetik auf ursprünglich reine Probleme; Rec. wird diess anderswo darthun. In der 22. Erklär. wird, wie gewöhnlich, die Aehnlichkeit der CL. in der verschiedenen Anordnung derselben Elemente gesetzt. Rec. hält diesen Sprachgebrauch nicht für gut; auch Stahls Gründe reichen nicht hin, ihn zu rechtfertigen, denn die Aehnlichkeit ist nicht blos Gleichheit der Form; auch besteht hier die Form nicht blos in der Anordnung. Auch scheinen uns, so wie auch Stahl bemerkt, die Benennungen *gutgeordnet* und *schlechtgeordnet* unpassend und trügerisch, weil an sich eine Anordnung so gut als die andere ist; *ursprünglich* und *abgeleitet*, nach Stahls Vorschlage, ist indess nichts besser. Freylich ist es nothwendig, irgend eine Complexion zum Grunde zu legen, diese könnte man die Grundcomplexion, und die gutgeordneten systematisch geordnete nennen. In der 28. bis 30. Erklärung wird der Begriff und die Erfordernisse einer Involution angegeben; die Stahlische Analyse dieses höchst wichtigen Begriffs hat uns bündiger und gründlicher geschienen. Indess vergessen Alle zu bemerken, dass dieser Begriff nicht nur der Combinationslehre nicht eigen, sondern vielmehr ein Begriff ist, der einer höheren Wissenschaft gehört, als die Comb. L. ist. In der 32. Anmerkung erklärt sich der Verf. über die Gründe, die ihn bestimmten, der Combinationslehre gerade diese Stelle in seinem Lehrbegriffe der Mathematik anzuweisen; zwar ist diese Stelle für die stu-

fenweise Ausbildung eines Lehrlings der Mathematik sehr passend, kann aber nicht gerechtfertigt werden, wenn man nach strengen methodischen Principien urtheilt; denn im ersten Bande der Arithmetik kommen Aufgaben vor, deren Auflösung schon combinatorischer Natur ist, und in dieser Syntactik ebenfalls analytisch begründete Sätze, deren Beweis der erste Theil der Arithmetik nicht vorbereitet hat (z. B. 151. und 152. Satz). Die Grenzen der hier gezeigten Anwendung der Comb. Lehre gibt der Verf. selbst also an: „Man konnte hier noch nicht alles, was zu der „gesammten combinat. Analysis gehört, zusammen „fassen, sondern musste nur eine vollständige Anwei„sung zu allen Arten der combinatorischen Operatio„nen aufstellen, und in der Anwendung sich blos auf „dasjenige einschränken, was sich füglich als arith„metisches Problem betrachten läset; dass also z. B. „die Reversion der Reihen und überhaupt alle Auf„gaben, welche die Lehre von den Functionen oder „wohl gar Differenzialrechnungen voraussetzen, hier „noch ausgeschlossen bleiben, und dieses sowohl als „alles, was erst noch anderweitige Lehren erfordert, „den folgenden Abtheilungen dieses Lehrbegriffs vor„behalten wird." Die 33. Anmerkung enthält literar. Notizen, die Gesch. der Wissenschaft betreffend, und mehrere, dem Anfänger nützliche Bemerkungen und Rathschläge beym Studium derselben.

Der Verf. hat, wie wir oben erwähnten, das Classensystem vom Ordnungssystem abgesondert; diess hätte aber nur bey Variationen und Combinationen geschehen sollen, da bey den Permutationen entweder dieser Gegensatz gar nicht Statt findet, oder wenn man ihn finden will, die Permutationslehre vielmehr unter das Ordnungssystem gehören würde, gewiss aber nicht unter die Classen, laut der Definition von Classe. Es ist also fehlerhaft, das Classensystem mit den Permutationen zu eröffnen, wie hier geschehen. Der Vf. hat übrigens nur eine Construction der Permutationen aufgeführt; aber die Klügelische bey Stahl aufgeführte, so wie auch folgende, weggelassen:

a b c d
a b d c
a c b d
a d b c
a c d b
a d c b
b a c d
b a d c
c a b d
d a b c
c a d b
d a c b
b c a d,

welche beyde ihre Vorzüge haben. Von den Permutationen mit Wiederholungen würde Rec. auch die andere Ansicht aufführen, dass nemlich mehrere verschiedene Elemente in allen Complexionen in einer unveränderlichen Ordnung vorkommen müssen, welche Ansicht hernach zum Beweise der Permutationszahl für Permm. mit Wiederholungen gebraucht wird. Der 40. Zusatz sollte weiter ausgeführt seyn, eben so auch die Aufgaben des 41. u. 42. Satzes durch Beyspiele mehr erläutert. Der Beweis des 51. Satzes ist sehr präcis, allein ohne Erläuterung durch Beyspiele für den Anfänger zu abstract. Die Erklärung von Variationen im 60. Satze ist nicht bestimmt genug; denn nicht das macht das Wesen dieser Operation aus, dass die m—tionen *zugleich* mit ihren Versetzungen angegeben werden, sondern vielmehr diess, dass man auf den Gegensatz der blosen formalen und der materialen Verschiedenheit gar nicht sieht, daher die material verschiedenen und formal verschiedenen *intermischt* darstellt. Bey den Variationen für mehrere Reihen müssen wir bemerken, dass die angegebenen Beschränkungen willkührlich sind, und gar zu sehr beweisen, dass man die combinatorischen Operationen mit mehreren Reihen nur in Rücksicht ihrer analytischen Anwendung betrachtet hat; hier eröffnet sich ein noch wenig und zu einseitig cultivirtes Gebiet der reinen Combinationslehre. Nimmt man die Operationen mit mehreren Reihen rein combinatorisch, so lassen sich auch die Anwendungen auf die Analysis rein combinatorisch aufstellen, und erhalten dadurch ihre wahre Allgemeinheit und einen Gebrauch über die Analysis hinaus. Die Grenzen einer Recension erlauben keine weitere Erklärung unserer Meynung. — Bey den Variationen ohne Wiederholungen sollte doch auch die stelographische Darstellung *aller* Classen nicht übergangen seyn. In der 115. Aufgabe hätte in der Vorerinnerung noch gedacht werden sollen, dass m mal 1 nicht $< n$, und dass die höchste mte Classe zur Summe n, die nte ist; der Beweis des ersten Theils der Auflösung dieser Aufgabe sollte ausdrücklich ausgeführt seyn; er ist an sich gar nicht schwierig; allein man muthet dem Anfänger wohl zu viel zu, wenn er doch nicht ganz einfache Beweise ohne alle Andeutung selbst erfinden soll. Von der 123. Aufgabe hätte ihr rein combinatorischer Ursprung gezeigt werden sollen, dass sie nemlich aus den Variationen zu einer bestimmten Summe entsteht, wenn man in der Elementenreihe immer eine bestimmte Anzahl Zwischenelemente weglässt; es lässt sich daher eine reine combinatorische Auflösung geben, ohne es nöthig zu haben, dass man zu einer algebraischen Gleichung seine Zuflucht nimmt, wie hier geschehen. Im zweyten Cap. sind die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Ordnungssystems gut aus einander gesetzt; aber vom Classensysteme hätte noch gesagt werden sollen, dass es in allen Fällen ausführbar ist, das Ordnungssystem aber nicht in allen.

Die folgenden Abschnitte, deren Inhalt schon oben angegeben worden, sind sämmtlich mit grösstem Fleisse ausgearbeitet, und empfehlen sich auch durch ihre seltne typograph. Vollkommenheit. Wenn gleich der Verf. möglichst vollständig ist, so lassen sich doch mehrere Aufgaben von sehr verschiedenen Seiten ansehen, sich auf verschiedene Weise unter- und beyordnen, auf verschiedene Weise aus einander ableiten, und bey einerley Verfahren auf verschie-

Digitized by Google

dene Art beweisen: welchen Reichthum der Wissenschaft in einem Lehrbegriffe zu erschöpfen unmöglich ist. Daher muss der Schüler auch die andern combinatorischen Lehrbücher von Stahl, Weingärtner, Töpfer; besonders aber die Originalschriften Hindenburgs und seiner vorzüglicheren Schüler, wenigstens auf das Studium des Lorenzischen Werks folgen lassen, oder zugleich mit studieren. Wir halten es nicht für nöthig, hier in ein weiteres Detail einzugehen, und bemerken nur im Allgemeinen, dass die Anwendungen der Comb. L. auf die Analysis eigentlich nicht unter dem Haupttitel: Lehrbegriff der Combinationslehre begriffen werden können; denn was davon der Combinationslehre gehört, sollte in der reinen Combinationslehre weit besser und vollständiger vorbereitet werden, als bis jetzt geschieht; was aber die Anwendung selbst betrifft, so gehört sie jedesmal in die andere Wissenschaft, wo das Material ist, worauf die Anwendung Statt findet. Dass der Verf. die sehr interessante Anwendung der C. L. auf die Gitterschrift und magische Quadrate mitgenommen und ausgeführt hat, ist zu loben, wenn auch dieser Gegenstand bis jetzt von keinem grossen wissenschaftlichen Belange erscheinen sollte; solche Betrachtungen sind oft der Keim der grössten reinwissenschaftlichen Entdeckungen geworden. Der letzte Abschnitt, welcher die ersten Gründe der Wahrscheinlichkeit enthält, zeichnet sich durch die scharfe Bestimmung und gute Anordnung der Grundbegriffe vorzüglich aus.

Wir beschliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass recht bald die Fortsetzung dieses so schätzbaren Lehrbegriffs der Mathematik erscheinen möge, so weit sie sich in dem Nachlass ihres achtungswürdigen Verfassers vorfindet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts, von *Heinrich Luden*, Professor zu Jena. Göttingen, bey Dankwerts, 1807. 8. XVI. u. 296 S.

Bey dem traurigen Schicksale, das Jena im October vor. Jahres hatte, verlor der eben abwesende Hr. Verfasser, in dessen Wohnung sogar Feuer ausbrach, mit allem Uebrigen auch einen Theil seiner Bücher, und alle seine Papiere, die Früchte mancher Arbeiten, bis auf wenige. Unter den zerstörten Handschriften war auch eine fast vollendete Geschichte der Revolution und des Unterganges der Republ. Venedig, aber die Einleitung dazu, welche an die Entstehung u. Verfassung der Republ. erinnerte, hatte sich ziemlich erhalten, u. diese theilt der Vf. zu Anfang mit. Er übersetzte im vorigen Winter die Ultime Lettere di Jacopo Ortis (eines angebl. Venetianers), die theils wegen des Verhältnisses vom Ortis zum Werther, theils wegen der hist. Beziehungen, die ihm zum Grunde liegen, der Uebersetzung werth schienen, und diese Uebersetzung veranlasste einige Aufsätze, die anfängl. der Ueb. beygefügt werden sollten, die aber der Hr. V. nachher lieber davon trennte, weil doch mancher lieber den Ortis allein lesen und kaufen konnte, um sie Niemanden aufzudringen. Der bescheidene Vf. gibt sie ihrer Form nach, für Kinder des Augenblicks, die keine Ansprüche machen, aus. Der erste Aufsatz: Venedig; Entstehung, Blüthe, Verfall, überschrieben, hebt so an: „Zwölfhundert Jahre (einzig in der Geschichte!) war die Venet. Republik bestanden; eine Tochter der Noth, in der Kindheit klein, schwach und bescheiden; brausend und stürmisch in der Jugend; in reiferem Alter aber durch Fleiss und Muth, Weisheit und Mässigung, Liebe für Vaterland und Gemeinwohl, vernünftige Duldung und vieler Männer vortrefliche Tugend zu einer glänzenden Grösse emporgehoben, die ihr Ansehen gab und Achtung unter den Völkern der Welt. Nachdem aber im Verlaufe der Zeit theils durch menschlichen Irrthum, theils durch vielfaches unabwendbares Unglück, oder die Schuld der eignen Kinder, der alte Geist erstorben, die Kraft gebrochen, die Energie erschlafft, und, anstatt der vorigen Mässigung, Gerechtigkeit und Tugend, Trotz, Uebermuth, Herrschsucht, Egoismus, und viele Laster, die oft Staaten gestürzt haben, herrschend, die weisen Grundsätze der Vorfahren widersinnig angewandt, die schönsten Einrichtungen und dadurch alle Säulen, worauf das stolze Gebäude ruhte, wankend gemacht worden waren: da begrub jener Sturm, der in unsern Tagen mit schreckenvollem Gebrause die Länder der Erde durchtobte, Thronen stürzte, vieles Schöne und Herrliche verschlang, auch diesen Koloss unter seine Fluthen! Damit ist Venedig nicht zu entschuldigen, dass der Sturm sie überrascht und niedergeworfen habe, ehe es möglich war, sich in eine solche Stellung zu setzen, in welcher sie ihm widerstehen oder ehrenvoll fallen konnte. Gewarnt war sie durch die Geschichte von vier Jahrtausenden, gewarnt durch unerhörte Ereignisse unserer Tage, die es schwächern Staaten gezeigt, dass die Gerechtigkeit, die sie für sich zu haben glaubten, kein Schutz mehr sey gegen die Uebermacht des Schwerts u. s. f. Was hilft physische Macht, wo der Geist fehlt? Darum ist Venedig, nach Vielen, schmachvoll untergegangen, weil es keinen Bürger hatte, dem alle vertraueten, und der die Umstände zu benutzen verstand. Der gewöhnliche Mensch verliert das Gefühl für das Schauderhafte, wenn er es oft erblickt, sonst müsste bey dem Untergange eines wohlbekannten Volks ein seltsamer Schmerz ihm das Herz durchbeben. Aber für den denkenden Geist ist nichts beruhigender, als wenn er sieht, dass das Schlechte nun gänzlich untergeht. Das erhält den Glauben an den Sieg des Guten, des Geistes und der Vernunft aufrecht, dass Alles der Vernichtung entgegengeht, wo man *sie* in Verfall kommen lässt, und ihrer Herrschaft beraubt. Das beweiset die Herrlichkeit der Tugend, dass das Laster sich nicht schützen kann, und den Werth der Kraft, dass Schwäche sich nur eine kurze Zeit oben hält."

Digitized by Google

Dieses ausgehobene Bruchstück, wodurch aber nicht erst das historische Talent des Verf. der Biographieen von Thomasius und Grotius bewährt werden durfte, wird gewiss zum Lesen des Aufsatzes, der den Ursprung Venedigs und die Bildung und Veränderungen seiner Verfassung (Verfahrung möchte der Vf. den Zustand der Dinge in einem gewissen Zeitalter lieber nennen, nach S. 29) bis zur Einführung der Staatsinquisition in kraftvollen und mit feinen Bemerkungen durchwebten Zügen darstellt, und dann den letzten Zustand der Venet. Verfassung, kurz vor der Revolution, vollständig, nach Tentori, Curti, und dem Discorso sulla stato politico della rep. di Venezia vor einer Raccolta di Documenti inediti 1800, so wie das Sinken der Macht Venedigs, schildert, aufmuntern. S. 91—129. *Werther* und *Ortis*. Der Verf. der italien. Briefe scheint durch den deutschen Werther auf die Idee des Ortis geleitet worden zu seyn, und Hr. L. betrachtet daher die Briefe des Jac. Ortis als einen Schössling der reichen Wertherschen Wurzel, die in Italiens schönern Boden verpflanzt, üppigere Früchte tragen müsse, als in der vaterländ. Erde. Der Vf. nimmt daher Gelegenheit, seine Ideen über den Werth des Werthers, über die Tendenz jedes Kunstwerks (die er in die allgemeine Versöhnung mit dem Leben in seiner Gesammtheit setzt), über das, was die Theorie gegen den Werther als Roman einzuwenden hat (nach dem Verf. ist es kein Roman, weil alles darin unepisch ist), über Nachahmung (der Verf. des Ortis ist kein Nachahmer des Werthers, in so fern Nachahmung ein Schimpf seyn soll — heisst es S. 125), und über die Vergleichung des Werther und Ortis vorzutragen. Ortis hat gewissermassen historischen Werth, nicht, als ob er eine Thatsache erzählte, sondern weil er den Zustand Italiens aufhellt. S. 130—168. *Freyheitssinn*. Die zuletzt erwähnte Bemerkung, dass Ortis historischen Werth habe, veranlasste diese Gedanken über den Freyheitssinn; denn Ortis ist ein deswegen geächteter Venetianer, weil er die Parthey derer nahm, die er für Urheber der Freyheit ansah. Das Erste, sagt der Vf., wornach der gute Mensch im Staate streben kann, ist die selbstständige Unabhängigkeit des gemeinen Wesens von fremder Herrschaft und Gewalt. Diese Unabhängigkeit aber ist für den Bürger als Einzelnen noch keine Freyheit. Daher geht das Bestreben guter Bürger über jene Unabhängigkeit des Staats hinaus, oder vielmehr, es geht auf den Staat zurück, um das Innere desselben auszubilden, um sich von einem jeden Bürger die Freyheit zu verschaffen, die ein jeder andere von ihm zu fordern bereit ist. Die Idee dieser allgemeinen Freyheit und Bürgerlichkeit ist schön und erheiternd, daher ist es nicht zu verwundern, dass Gemüther voll Kraft und Feuer von dem Bilde dieser Freyheit begeistert werden. Das Bestreben dieser Begeisterten wird sich selbst vernichten, so lange es Bestreben von Einzelnen ist. Die Idee muss sich von selbst realisiren im Ablaufe der Jahrtausende. Der Republikanismus wird nie wieder realisirt werden, oder er wird es auf eine andere Weise als im Alterthum. Wer die Geschichte der frühern Geschlechter kennt, den gegenwärtigen Zustand der Dinge übersieht und verständig abwägt und berechnet, was unter solchen Umständen seyn und nicht seyn kann, dem muss die Begeisterung dessen, der jene Idee wahrer Freyheit für möglich halt, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, als thörichte Schwärmerey erscheinen. Der, welcher sein Leben in den Verhältnissen der Zeit thätig erschöpft, wird das Streben des Begeisterten mit Vergnügen wirkungslos vorüber gehen sehen, weil er es für Thorheit hält, der aber, der das Leben und die Zeit ansieht als Eine grosse, stets fortgehende, nothwendige Entwickelung der Vernunft, wird es verschwinden sehen mit völliger Ruhe. Jedes Volk, als Ganzes betrachtet, ist der Verfassung werth, unter welcher es lebt, und der Regierung, welcher es gehorcht. Die Verfassung eines Volks ist sein Geist. Einzelne im Volke können darüber hinaus seyn; in so fern gehören sie nicht zum Volke; darum verdienen sie von dem Volke ausgeschlossen oder zertreten zu werden, weil sie zum Volke gehören wollten, ohne dazu zu gehören. Aber als Mensch wird *der* immer der Achtung aller Guten gewiss seyn, der einer grossen Idee sein Leben opfert, mag die Welt über ihn hohnlachen, mag sie ihn strafen, ihn beschimpfen oder ihn zu verachten sich das Ansehen geben. Derjenige, welcher die Idee der allgemeinen Freyheit ergriffen hat, kann leicht, wie Ortis, übersehen, dass der Staat erst selbstständig und unabhangig von fremdem Einflusse seyn müsse, ehe an die Freyheit der Bürger innerhalb des Staats zu denken sey, und die Mittel überhaupt für gleichgültig halten, durch welche sein Streben erreicht werden kann. — Diess sind nur einige Hauptgedanken des Verf., die wir hier mittheilen; bey ihrer Ausführung kommen noch manche Nebenbetrachtungen vor, denn es ist eine reiche Fülle von Gedanken, welche dem Leser hier zuströmt. S. 169—225. *Ruhm und Geschichte*. Der Aufsatz, dem eine Stelle Sallusts, nach welchem der Hr. Vf. auch seine Darstellungsart gebildet hat, zum Grunde liegt, schliesst sich an die vorigen an. Der Mann, den Kraft und Geist beseelt, wird immer streben hervorzuragen unter dem Haufen und hinaus zu glänzen in die Welt. Nur Einer darf den Ruhm verachten, der, welcher über die Anschauung des Universums das Einzelne, worin es besteht, nicht mehr gewahrt, und sein eignes Leben ganz verloren hat in das Eine allgemeine Weltleben, die kindlich fromme Seele, die nichts ist und seyn will als in ihrem Gott, und ein Anderer wird gleichgültig gegen ihn seyn, der, welcher in einer andern Leidenschaft das Feuer seiner Brust löscht. Wenn gleich den Vollbringer grosser Thaten ein grösserer Ruhm erwartet, als den Beschreiber, so kann doch der Held des Geschichtschreibers weniger entbehren, als dieser jenes, und der Ruhm des letzten ist zuverlässiger, unzweydeutiger, und dauernder als der des ersten. Keine That ist an sich gross, sondern nur in der Idee, die ihr zum Grunde liegt; die Thatsache ist gleichgültig, die Idee ist

Digitized by Google

Hauptsache. Ein kleiner Gegenstand kann daher den Geschichtschreiber so gut begeistern wie der grössere. Inzwischen erinnert der Verf. selbst, dass der Gegenstand nicht gleichgültig sey, und nicht Alles von der Darstellung abhange. Die Erwähnung verschiedener Standpuncte für historische Darstellungen führt den Verf. auf den Ortis zurück, und auf die Frage, ob der Zeitpunct, wo die bisherige Verfassung eines Staats aufhört, und eine neue Ordnung anfängt, günstig sey für die Beschreibung seiner Geschichte? und aus welchem Gesichtspuncte eine solche Geschichte dargestellt werden würde? Bey dieser Gelegenheit stimmt der Verf. den Archenholz. Betrachtungen am *Grabe der preuss. Monarchie* in kräftigen Aeusserungen bey. Keiner glaube, sagt er zuletzt, dass Preussen in diesem Kriege untergegangen ist; nein, der Krieg hat nur der Welt gezeigt, dass es in sich untergegangen war; auch ohne Krieg würde Preussen geworden seyn, was es durch ihn schneller ward. Alle Geschichte, fährt der Verf. fort, ist eigentlich Biographie. Der erste Unterschied, der bey der Geschichtschreibung Statt finden kann, ist der, dass man die Sphäre des Lebens, welches man beschreiben will, grösser oder kleiner nimmt. Universalgeschichte ist es, wenn die Menschheit, Völker und Individuen aller Zeiten durchaus als Eins genommen wird; es wird dazu der lebendigste Glaube an die allerbesonderste Vorsehung erfordert. Der zweyte Unterschied ist, dass der Historiograph die Aeusserungen des Lebens darstellen kann, entweder als hervorgegangen aus dem Entschlussfähigen Bewusstseyn des Lebens oder als nothwendige Entwickelung der inwohnenden Kraft. Mit jener Ansicht der Geschichte (bey welcher der Verf. andere Ansichten nicht verwirft), als Nachzeichnung einer nothwendigen Entwickelung einer gesetzmässigen Lebenskraft, verträgt sich recht gut die verständige, menschliche Leitung, die selbst nichts anders, als auch eine Aeusserung des Gesetzes ist. Der Moment, in welchem ein Staat aufhört, hat für die Universalhistorie durchaus keinen Vorzug; eher ist er ungünstiger als ein anderer, nach dem Ablaufe längerer Zeit. Der Augenblick, wo ein Volk aufgelöset wird, ist nicht das Ende der Nachwirkungen. Bey der zweyten Art der Darstellung der Geschichte eines Staats, als eines für sich bestehenden und in sich geschlossenen Lebens, kann die Geschichte eines Volks durchaus nicht *verstanden* werden. Nur in der Universalgeschichte ist sie begreiflich. Fasst man, abgesehen davon, das Volk als ein Ganzes für sich auf, so muss man in ihm wieder das Gesetz des Lebens erblicken wollen, und dann ist der Untergang desselben in sich selbst unbegreiflich, der in der Universalgeschichte leicht begreiflich ist. Wenn dabey der Geschichtschreiber ausserhalb des Staats steht, d. i. so, dass er die Erscheinungen desselben von der Freyheit des Volks abhängig macht, so hat der Moment des Untergangs keinen Vorzug vor einem andern. Steht aber der Geschichtschreiber gleichsam im Staate, und identificirt sich mit ihm, welches geschieht, wenn er die Erscheinungen desselben ansieht, als Entwickelungen der dem Volke inwohnenden Lebenskraft, so ist der Moment des Untergangs eines Staats nur geeignet, ein tragisches Gefühl zu erwecken. Um so die Geschichte von Deutschland zu beschreiben, dazu wäre jetzt der rechte Zeitpunct. Eine solche Geschichtsdarstellung aber hat für sich keinen Zweck, als den, da zu seyn. S. 226—269. *Ueber historisches Richten*, Fragment. Auch hier kommen mehrere eigne Gedanken vor, von denen wir nur einige ausheben. Die Ereignisse der Welt werden von Wenigen von ihrer universalhistorischen, d. i. rein historischen Seite aufgefasst, sondern meist angesehen als bewirkt durch einen freyen Entschluss der handelnden Menschen. Die Geschichtschreiber vergessen zu oft, dass die thätige Individualität nie ganz unabhängig da stehen kann. Sie halten sich daher verpflichtet, das Gemüth des handelnden Menschen zu construiren, und Charakteristik der Personen ist Vielen die Hauptsache. Aber Charakteristik ist gar nicht die Sache der Geschichte, und gehört nicht zur Historiographie (hat aber der Charakter nicht auf die individuelle Thätigkeit, die in Verbindung mit andern Ursachen wirkt, grossen Einfluss? Es wäre traurig, wenn man den Held der Tugend und den Verbrecher nicht deutlich erkennen könnte, nicht die Leidenschaften aus ihren bestimmten Aeusserungen errathen könnte; nicht gut, wenn nicht eine allgemeine Regel des Lebens für Alle gefunden wäre, und die Sittlichkeit sich nach Zeit, Umständen und Einsichten änderte. Wir können unmöglich Behauptungen beystimmen, bey welchen das Urtheil über Moralität von Zeitbegriffen und Umständen abhängig gemacht wird). Weder der Handelnde kann so beurtheilt werden, dass die Richtigkeit des Urtheils sich beweisen liesse, noch die Handlungen selbst, die nach verschiedenen Principien auch verschieden angesehen werden müssen. Wer sich mit Roms Weltrolle versöhnt hat, der wird das, was die Römer thaten, in Beziehung auf Roms Grösse loben müssen. Nicht eignes Verdienst oder Wollen ist es, wodurch Menschen ihre Grösse erlangten, sondern der unendliche Geist der Welt, der durch seine Erscheinung in der Zeit solche Begebenheiten bedurfte, als er durch sie vollbrachte. S. 270—296. *Ueber den Vortrag der Universalgeschichte.* Einladungsblatt an die gelehrten Mitbürger der Universität zu Jena zu historischen Vorlesungen. Der Vert. klagt in der Vorrede, dass diese Schrift, die nicht in den Buchhandel kommen sollte, auf eine schaamlose Weise, durch einzelne, unzusammenhängende und entstellte Sätze aus ihrem Kreise gezogen worden sey. Deswegen macht er sie ganz bekannt. Der Vortrag der Weltgesch. soll nach der Meynung des Hrn. Vf. zweyerley zu erreichen suchen: 1. die Weltereignisse als Züge eines grossen Lebens bezeichnen und jedes Einzelne in Verbindung mit dem früher Gewesenen und später Folgenden darstellen, 2. diese Darstellung so einrichten, dass sie als Beweis für die Wahrheit einer philosophischen Ansicht des Einen, allgemeinen Lebens, hervortritt. Beyde Sätze werden genauer entwickelt,

Digitized by Google

und zugleich zwey Einwendungen oder Befürchtungen begegnet, dass man nemlich mit zu grosser Willkühr unter den Thatsachen wählen, und sie nicht rein auffassen, sondern des Beweises wegen entstellen könne. — Der Hr. Verf. verspricht, wenn die Aufsätze dieses Bandes nicht ungern gelesen würden, ihnen mehrere folgen zu lassen. So haben wir also gewiss bald ein neues Bändchen zu hoffen.

Neue Auflagen.

Georg Crabb's neue englische und deutsche Gespräche. Ein Versuch durch praktische Anweisung Anfängern im Englischen das Sprechen zu erleichtern. *Dritte verbesserte Original-Ausgabe.* Bremen und Aurich, bey Müller, 1807. 8. II. 200 S. (12 gr.)

Von demselben Verf. sind schon neue Ausgaben anderer englischen Elementarbücher St. 23. S. 367 f. angezeigt worden. Diese Gespräche waren zuerst in England von ihm herausgegeben worden. Er versichert bey dieser neuen Ausgabe so viel möglich gebessert, gestrichen, hinzugesetzt zu haben. Die Gespräche bestehen aus kurzen Sätzen und sind ganz auf die ersten Anfänger berechnet.

Neuestes Buch zum Todtlachen, zur Aufheiterung in allen Stunden des Lebens nebst einen (m) Anhang kleiner Gesellschaftsspiele. Neue gänzlich umgearbeitete und wohlfeilere Auflage. Hamburg und Altona, b. Vollmer (ohne Jahrzahl.) 8. 80 S. (6 gr.)

Zur Beruhigung der Leser können wir versichern, dass sich niemand über die hier aufgetischten Anekdoten todt lachen wird. In wie fern aber diese Auflage, die für jedes Jahr neu ist, umgearbeitet sey, können wir nicht angeben, weil wir die erste nicht gesehen haben. Bey manchen angegebenen Gesellschaftsspielen wird man Langeweile haben.

Neue Abdrücke.

Englische Literatur. *The Plays of William Shakespeare*, accurately printed from the Text of Mr. *Steeven's* last Edition, with a selection of the most important Notes. Volume X. Containing King Henry V. King Henry VI. Part I. Leipzig, Fleischer d. jüng. 1807. 12. 392 S. (1 Thlr.)

Mit gleicher Genauigkeit, wie die bisherigen Bände gedruckt.

Geschichte der Entstehung, Fundation und Ausbreitung der von der Hamburg. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe im Jahr 1778 errichteten *Allgemeinen Versorgungs-Anstalt* bis zum Jahr 1793 von *J. A. Günther*. Nebst einer Fortsetzung der Geschichte dieses Instituts bis zum Jahr 1806. Aus dem 7ten Bande der Verhandlungen der Gesellschaft besonders abgedruckt. Hamburg, bey Bohn, 1806. gr 8. 3 Bogen. (6 gr.)

Ueber die Errichtung einer Ersparungs- und Pensions-Kasse zur Unterstützung der hiesigen arbeitenden Klassen vornemlich im Alter. Eine Verhandlung der Hamburg. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Aus dem 7ten Bd. ihrer Verhandlungen besonders abgedruckt. Ebendaselbst. 6½ Bog. gr. 8. (12 gr.)

Beyde Abhandlungen verdienten ihrer Gemeinnützigkeit wegen diesen besondern Abdruck. Ihr Inhalt ist schon bey der Anzeige des ganzen Bandes Stück 181. S. 1927 f. angegeben worden.

Philosophisch-mathematische Abhandlungen von *A. G. Kästner* und *Georg Simon Klügel*. Aus dem philosophischen Magazin besonders abgedruckt. Halle, Gebauer, 1807. 8. 171 S.

Vier Abhandlungen vom sel. Kästner und eine vom Hrn. Prof. Klügel, die in des Hrn. Geh. R. *Eberhard's* philosoph. Magazin standen, wo sie vielleicht von manchen übersehen werden konnten, sind hier wieder abgedruckt. Es sind folgende: S. 7. Was heisst in Euklid's Geometrie möglich? S. 23. Ueber den mathematischen Begriff des Raums. S. 47. Ueber die geometrischen Axiome. S. 63. Ueber Kunstwörter, besonders in der Mathematik. Sämtlich von Kästner. S. 86. Grundsätze der reinen Mechanik von Kl., der sie als Gegenstück zu dem, nicht befriedigenden, phoronomischen und mechanischen Theile von Kants metaphysischer Naturwissenschaft aufstellte.

A sentimental Journey *trough* France and Italy, by *Yorick* to *wich* are added the Letters between Yorick and Eliza, and the Continuation of the sentimental Journey by Eugenius. In two Parts. Halle, Hendel. 1806. kl. 8. 224 S. (18 gr.)

Die beyden Druckfehler auf dem Titel lassen schon keinen ganz richtigen und genauen Abdruck erwarten.

Digitized by Google

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

133. *Stück, den* 21. *October* 1807.

EXEGESE DES ALTEN TESTAMENTS.

ספר מנחה טהורה כולל תרי עשר עם תרגום אשכנזי וביאור מאת ארבעה מורי חנך נערים בדעסויא המקובים בשמותם כל אחד בראש ספרו. דעסוי ה'תקס'ה

D. i. *Reines Speisopfer* [Mal. I, 11.], *enthaltend die Zwölfe* (die zwölf kleinen Propheten), *mit einer deutschen Uebersetzung und einem Commentar, von vier Jugendlehrern in Dessau, welche sich auf den Titeln der einzelnen* (dieser prophetischen) *Bücher genannt haben.* Dessau, im Jahr 5565, d. i. 1805, christl. Zeitrechnung, 37 Bogen. 8. (Schreibpap. 2 Thlr. 8 gr. Druckpap. 2 Thlr.)

Durch diese Uebersetzung und Erklärung der zwölf sogenannten kleinen Propheten haben sich die Herren *Neumann*, *Philipsohn*, *Salomon* und *Wolf*, Lehrer an der jüdischen Haupt- und Freyschule zu Dessau, den gerechtesten Anspruch auf den Dank ihrer Glaubensgenossen in Deutschland erworben, welche bisher noch keine in so reinem Deutsch und in einer so edeln Sprache abgefasste Uebersetzung eines der wichtigsten und schwersten Theile ihrer heiligen Bücher besassen. Von der auch unter der jüdischen Nation in Deutschland zunehmenden wissenschaftlichen Ausbildung, und einer den richtigen Grundsätzen der Auslegungskunst gemässeren Behandlung ihrer Religions-Schriften liefert dieses Werk in der That einen erfreulichen Beweis.

Eine in hebräischer Sprache geschriebene Einleitung סלת למנחה (*feines Mehl zum Speisopfer*, 3. B. Mos. II, 1.) betitelt, ist dem Ganzen vorausgeschickt. Sie besteht aus *drey* Theilen, welche für eben so viele besondere Abhandlungen gelten können. Der *erste* Theil handelt von den Aussprüchen und Vorträgen der hebräischen Propheten überhaupt, von dem Zweck, der Form und der Einkleidung derselben, grösstentheils übereinstimmend mit dem, was über diese Gegenstände in der Eichhornschen Einleitung in das A. Test. gesagt wird. Das Hauptgeschäft der Propheten setzen die Verf. in Erläuterung, Einprägung und Verbreitung des durch Mosen von Gott gegebenen Gesetzes. „Die allgemeinen Ermahnungen (heisst es Bl. 6. Col. 1.), Drohungen und Verheissungen ihres grossen Lehrers, Moses, wandten sie auf die jedesmaligen Umstände an (individualisirten sie), sie erklärten seine Worte, und bestätigten sie durch ihre Aussprüche. Der Zweck ihrer Reden war stets die Verbreitung der Erkenntniss der Wahrheit, und der Kenntniss Gottes auf der ganzen Erde. Auf diesen Punct hin sind ihre Vorträge, Gleichnisse und Visionen gerichtet. Der Zweck der Orakel ist also kein anderer als der des Gesetzes selbst.“ Uebrigens wird ausdrücklich bemerkt, dass die Propheten auf göttlichen Auftrag und nach göttlicher Eingebung sprachen, wobey jedoch die Form und die Einkleidung des Vortrags ihrer eigenen Wahl überlassen gewesen sey. Der *zweyte* Theil enthält eine specielle Einleitung in die kleinen Propheten in fünf Abtheilungen; 1) Classification der Aussprüche der Propheten in Ansehung ihres Inhalts; 2) Erklärung der verschiedenen Benennungen der prophetischen Aussprüche (דברי הנביא, משא, חזון, דבר יהוה); 3) von dem Zeitalter eines jeden Propheten, und der Dauer seines Amtes; 4) Inhalt, Eintheilung und charakteristische Züge der einzelnen dieser prophetischen Bücher; 5) von der Aufzeichnung und Sammlung derselben (letztere wird den Mitgliedern der grossen Synagoge zugeschrieben). Der *dritte* Theil der Einleitung besteht aus einem mit vielem Fleisse verfertigten geographischen Wörterbuche, in welchem die in den kleinen Propheten vorkommenden Länder, Völker und Städte nach alphabetischer Ordnung verzeichnet, und die nöthigen Notizen von denselben gegeben sind.

Jede der in dieser Sammlung befindlichen prophetischen Schriften macht ein kleines Buch für sich aus, indem jede ihren eignen Haupttitel, ihre eigene Dedication, Seitenzahlen und Druckfehler-Verzeichniss hat. Dem hebräischen Text gegenüber steht die deutsche Uebersetzung mit hebräischen Buchstaben gedruckt. Beyde nehmen die obere Hälfte der Columnen ein; auf dem untern Theil beyder Columnen befindet sich der hebräische Commentar mit rabbinischer Schrift gedruckt. Zu die Bearbeitung des Gan-

Digitized by Google

zen haben sich die vier oben genannten Gelehrten so getheilt, dass Hr. *Philipsohn* den Hoseas, Amos und Joel, Hr. *Wolf* den Obadjah, Michah, Habakuk und Zephaniah, Hr. *Neumann* den Nahum und Maleachi, Hr. *Salomon* den Haggai und Zacharias übernommen hat. (Bey *Jonas* ist die bereits vorhandene sehr gute Uebersetzung von *Joel Briel* nebst dessen abgekürztem Commentar beybehalten worden.) Doch haben Alle gemeinschaftlich nach *einem* Plan, und in *einem* Geiste gearbeitet. Eine Probe von der Uebersetzung des Micha (Cap. VI. u. VII.) hatte bereits vor einigen Jahren Hr. Wolf in *Henke's* Museum für Religionswissenschaft II. B. 1. St. S. 167 fgg. bekannt gemacht. Bey der Vergleichung jener Probe mit der hier abgedruckten vollständigen Uebersetzung fanden wir jedoch, dass Hr. W. an seiner Arbeit sorgfältig gefeilt hat, wodurch dieselbe an Präcision und Richtigkeit sehr gewonnen hat. Um unsere Leser in den Stand zu setzen, von dem Gehalte dieser Verdollmetschung selbst einigermassen ein Urtheil fällen zu können, legen wir ihnen die Uebersetzung einer der erhabensten Stellen der prophetischen Dichtungen, Habakuk III, 3. fgg., vor.

Als Gott von Theman einherzog,
Der Allerheiligste vom Berge Paran,
Da bedeckte seine Majestät den Himmel,
Seines Ruhmes war die Erde voll.
Ein heller Glanz, wie Sonnenlicht,
Strahlen werfend um sich her,
War die Hülle seiner Allmacht.
Tödtende Seuche zog voran,
Verzehrender Blitz folgte nach.
Er stand — die Erde wankte,
Er blickte hin — und Nationen schwanden.
Es zersplitterten die uralten Berge,
Die ewigen Hügel *sinkten* [sanken] nieder,
Bey seinem Prachtzug in der Unterwelt.
In reger Angst erblickt' ich Cuschans Hütten,
Im Lande Midian die Zelte heftig bewegt.
Ist der Ewige auf Fluthen ergrimmt?
Trifft sein entbrannter Zorn die Ströme?
Dein Unwillen das Meer?
Da einher Du zogst mit deinen Rossen,
Auf Kriegeswagen, vom Siege prangend.

Diese Uebersetzung darf eine Vergleichung selbst mit der Herderschen (*vom Geist der hebr. Poesie* II. B. S. 102. der erst. Ausg.) nicht scheuen.

Der *Commentar* enthält in einer zweckmässigen Kürze eine mit sorgfältiger Prüfung und richtigem Geschmack getroffene Auswahl des Besten aus den vier Coryphäen der jüdischen Ausleger, *Iarchi*, *Aben-Esra*, *David Kimchi* und *Abarbanel*. Bey Hos. I, 2. fgg. ist der Commentar ausführlicher, als gewöhnlich. Es werden über die allerdings schwierige Stelle *sechs* Meynungen angeführt und geprüft. Hr. Philipsohn selbst hält das Ganze für eine parabolische Dichtung; auch nach unserm Bedünken die wahrscheinlichste Meynung, welche zugleich das für sich hat, dass sie die älteste ist, denn schon der chaldäische Paraphrast (wie auch im Comment. angeführt wird) hat sie adoptirt.

Da dieses Werk in seiner jetzigen Gestalt wohl nicht in den Buchhandel kommen dürfte, und nur wenige unserer Gelehrten geübt genug sind, das Deutsche mit hebräischen Buchstaben zu lesen; so wäre zu wünschen, dass sich ein christlicher Buchhändler entschlösse, einen Abdruck der Uebersetzung allein mit deutscher Schrift zu veranstalten. Wir zweifeln nicht, dass diess Allen, welche den Werth dieser ältesten Ueberreste morgenländischer Poesie gehörig zu schätzen wissen, ein angenehmes Geschenk seyn werde.

THEOLOGIE UND IHRE GESCHICHTE.

Die Aufhellungen der neueren Gottesgelehrten in der christlichen Glaubenslehre von 1760 *bis* 1805. Nihil temere credendum, de omnibus dubitandum semel in vita. Erster Band. Leipzig, Weygandsche Buchh. 1807. gr. 8. XXIV. u. 805 S. (3 Thlr. 16 gr.)

Ungeachtet seit ungefähr zwanzig Jahren mehrere (auch von dem Verf. des gegenwärtigen Werks S. 463—480 angeführte und beurtheilte) Schriften herausgekommen sind, in welchen die Veränderungen des Vortrags der christlichen Glaubenslehre und einzelner Artikel derselben in den letzten 50 Jahren historisch und kritisch dargestellt worden sind (die beyden neuesten sind in der Abhandlung über die *neueste Geschichte der Theologie*, d. Jahrg. St. 15 u. 16, welche der Verf. noch nicht vor Beendigung des Bandes benutzen konnte, angezeigt): so fand der ungenannte Verf., den wir für einen schon durch mehrere literar. Werke bekannten Gelehrten halten, doch durch keine derselben die Forderungen, die er an eine solche Geschichte der neuesten Theologie macht, wenn sie den mannigfaltigsten Nutzen leisten soll, befriedigt. „Man sieht — das ist das Resultat der schon bemerkten Revision der bisher erschienenen Schriften dieser Art, S. 482. — nach der Berücksichtigung dieser Schriften von selbst, dass in keiner derselben noch keine vollständige, unpartheyische und genaue Schilderung von den in der Glaubenslehre stufenweise erfolgten Aufhellungen, besonders nach den dazu getroffenen Vorbereitungen, welche die Umänderung der Vorstellung von den einzelnen Veranlassungen, Ursachen und den Wirkungen derselben, so wünschenswürdig diese Schilderung wäre, enthielten, anzutreffen ist.“ Er erwartet nemlich von einem solchen histor. Werke, dass man mit den allmähligen Berichtigungen und Aufhellungen des dogmat. Lehrbegriffs und der abgeänderten Lehrform genau bekannt gemacht, dass der Theologie die Uebersicht und Beurtheilung der Neologien erleichtert, die etwa nur beyläufig gegebenen und in den neue-

Digitized by Google

ten dogmat. Lehrbüchern nicht benutzten Beyträge zur Berichtigung und Aufhellung des Dogmatismus angezeigt werden (sollte es auch wohl *erhebliche* und doch unbekannt, unbenutzt gebliebene Beyträge geben? diess wird die Folge des Werks lehren), dass die Verehrer des Herkömmlichen nicht ferner über Verfälschung der christl. Lehre, aus Unbekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit der Neuerungen klagen können, dass jüngere Theologen dadurch zu einer gründlichern Einsicht von dem was zu glauben ist, geführt, u. auf eine genauere Reinigung u. Sichtung des Glaubens vorbereitet, und zu einer fortgehenden scientifischen Bildung der Glaubenslehre ermuntert, dass überh. das Interesse an dem Studium der Gesch. der Glaubenslehre befördert werde. Um diese Erwartungen durch sein Werk zu erfüllen, ging seine Hauptabsicht dahin, die *wichtigsten* (also doch nicht alle? was doch nach der Bestimmung des Werks wohl zu wünschen war) Abweichungen von dem symbolisch-kirchlichen Lehrbegriffe, oder dem dogmat. System der Theologen des 16. 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh., sowohl aus den dogmat. Lehrbüchern der protestantischen (evang. lutherischen und reformirten) Gottesgelehrten, als auch den einzelnen Schriften, zum Theil solchen, in welchen man dogmatische Aufklärungen gar nicht sucht und vermuthet, zu sammeln, und sie theils nach den Jahren, theils nach den Lehrartikeln des gewöhnlichen Systems zusammen zu stellen; in der Darstellung aber nur den Referenten zu machen, und die Divergenz und das Contrastirende der ältern und neuern dogmat. Vorstellungen zu entwickeln, und ohne Partey zu nehmen, die Gründe für jene und diese anzuführen, damit jeder Leser nach seinen Einsichten selbst prüfen und urtheilen könne (es soll also das Werk eine erzählende, keine raisonnirende, kritische Darstellung der neuesten Theol. werden), dabey aber doch bisweilen aus der ältern Geschichte Erläuterungen herzunehmen, um bemerklich zu machen, dass nicht alle sogenannte Neologien wirklich neu sind. Bey der Angabe des Kirchenglaubens hat der Vf. sich nicht allein an die symbol. Bücher (welche bekanntlich nicht alle Lehren festgesetzt haben), sondern vorzüglich an die theol. Systeme des 17. Jahrh., durch welche eine Art von *akademischer Tradition* entstanden ist, gehalten (wobey aber denn doch auch eine grosse Verschiedenheit der theolog. Schulen zu bemerken ist, die zwar nicht ganz vom Verf. übergangen, aber nicht genug beachtet zu seyn scheint). Zur Darstellung der neuern Lehren und Vorstellungen hat er sich aller der Hülfsmittel bedient, die er selbst anzeigt. Er hat aber diese Vorstellungen mit den Worten ihrer Urheber selbst mitgetheilt, und also mehrere lange Stellen wörtlich angeführt (wodurch freylich auf der einen Seite, wo nicht die Treue der Darstellung selbst, doch die Ueberzeugung davon gewinnt, auf der andern aber eine Ausführlichkeit entsteht, die, wenn der Hr. Vf. in jeder Periode dieselbe Manier beobachtet, mehr Bände, als angekündigt sind, fordern wird). Ausgeschlossen von dieser Darstellung sind alle Uebertreibungen und Excentricitäten, alle Umformungen der chr. Lehre, Einfälle und Ideen, bey welchen von der reinen chr. Lehre wenig oder nichts übrig bleibt, und das Christenthum zum blossen Rationalismus umgeschaffen und die Vernunftreligion für völlig zureichend erklärt wird (aber wo ist die *sichere* Absonderungsgrenze? ist nicht die Tendenz mancher Aufhellungsversuche im Allgemeinen und in gewissen Artikeln überhaupt, aus dem historish. Christenthum eine rationelle Religionslehre zu machen? ist nicht überhaupt neuerlich hie und da gesagt worden, dass die Vervollkommnung der christl. Religionslehre in ihrer Fortbildung zur reinsten Vernunftreligion bestehe?), ferner alle Schwärmereyen, die, statt das System zu berichtigen, nur Verirrungen vergrösserten (aber wird dann die Darstellung auch vollständig, wenn nur *das*, was der Verf. für Aufhellungen hält, aufgenommen wird? wie viele Lavaterianer gibt es, die dann über Unvollständigkeit klagen können! und wie will der Hr. Vf. in den neuesten Zeiten die philosophisch-mystischen Ideen, mögen sie auch Verfinsterungen seyn, von den Aufhellungen ganz scheiden, ohne etwas Wichtiges zu übergehen? — Es können gewiss auch diese Uebertreibungen und Schwärmereyen, wie es der Vf. nennt, kurz dargestellt werden, ohne das Werk zu sehr zu vergrössern, wenn nur sonst überall eine überflüssige Weitläufigkeit vermieden wird). Den ganzen Zeitraum theilt der Hr. Verf. in *drey Perioden:* die *erste* fängt mit *Semler* 1760 an und geht bis zur Erscheinung des W. A. Tellerischen Wörterbuchs und *Eberhards* Apologie des Sokrates 1772; die *zweyte* erstreckt sich bis zu *Kants* Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft 1793, die *dritte* bis auf unsere Zeiten. (Sollte hier nicht die Erscheinung der Fichteschen oder der Schellingischen Schriften eine neue Gränze gemacht haben?). Es war natürlich, dass von einem Werke aus mehrern Bänden auch die in einem spätern Abschnitt erschienenen Theile in die Periode, wo der erste herauskam, aufgenommen werden mussten (auch bey neuen Auflagen muss diess wohl, wenn sie nicht eine gänzliche Umarbeitung liefern, der Fall seyn); allein fortgehende, zum Theil wohl auf veränderter Denkart, beruhende Wirksamkeit mehrerer Theologen muss doch wohl durch die einzelnen Perioden getrennt werden, wie z. B. gleich bey Semler. Die *Einleitung* S. 3—482 gehört allen drey Perioden *gemeinschaftlich* zu. Wir würden es rathsamer gefunden haben, eine kürzere, aber wirklich *allgemeine* Einleitung, vorangehen, und bey jeder Periode eine besondere, ihr eigenthümliche, folgen zu lassen. Die allgemeine würde dann die leitenden Ideen, Gründe und Resultate zusammengefasst haben, und wie sehr wurde dadurch der durch so viele kleine Partieen zerstreuete Blick auf die Hauptpuncte gerichtet, und der Ueberblick des Ganzen befördert worden seyn? Doch wir hoffen, dass in dieser Rücksicht der Hr. Verf. am Schluss jeder Periode sowohl als des ganzen Werks den Lesern zu Hülfe kommen wird, da er selbst hinlänglich gezeigt hat, dass er einen solchen Totalblick gehörig zu fassen versteht. In dieser Ein-

Digitized by Google

leitung sind zuerst die Begriffe von *Aufhellung* der neuern Theologen, von *Neologie* und *Paläologie* erörtert. Wir wünschten den Definitionen wohl etwas mehr Präcision und Kürze. *Aufhellung* ist dem Verf. (um den Begriff kürzer zu fassen) einestheils die nach helleren, aus besserer Bibelerklärung, Kirchengeschichte und Philosophie erlangten, Einsichten angestellte Läuterung und Berichtigung des dogmatischen (kirchlichen und theolog.) Lehrbegriffs, anderntheils die Vereinfachung und Verdeutlichung der chr. Glaubenslehre. Dabey werden aus *J. P. Miller* wenig bekannter Diss. de orthodoxia cum dogmatica tum ethica coniungenda, Hal. 1766, dessen merkwürdige Aeusserungen angeführt. Die Angabe der Art, wie man auf die Aufhellung bewirkte (z. B. durch Unterscheidung der wesentlichen Glaubenslehren von den ausserwesentlichen), gehörte eigentlich noch nicht hieher. Dagegen hätten die verschiedenen Ansichten von *Orthodoxie* und *Heterodoxie* und Definitionen derselben wohl hier ihren Platz verdient. Der Verf. geht sodann zu den Ursachen der, von den Reformatoren seit 1760 gerügten Mängel und Verunstaltungen des theol. Lehrbegriffs fort; und da diese in der fehlerhaften Bibelerklärung und in einer unrichtigen Anwendung der jedesmaligen Zeitphilosophie gefunden werden, so gibt er theils eine Uebersicht der Geschichte der Bibelexegese, die aber nicht Anspruch auf den Namen einer *ziemlich vollständigen* Aufstellung der Hauptveränderungen machen kann, theils des scholastisch-theologischen Systems seit Luthers Zeiten, wo wir doch eine etwas genauere Auseinandersetzung selbst wegen des Folgenden gewünscht hätten; übrigens haben wir den Einfluss eines vernachlässigten oder verkehrten Studiums der Kirchengeschichte hier vermisst. Hierauf werden die Umstände angegeben, welche den Gedanken zu den freyen und kühnen Unternehmungen der Aufklärung und Verfasslichung des dogmat. Systems weckten, und zwar so: 1. Man sah die Glaubenslehre als eine Tochter der Zeit, ihrer Kenntnisse und ihres Geschmacks an (wobey Meiers, Basedows und anderer bis auf Paul von Hemert 1798 Aeusserungen angeführt werden); 2. man erwartete, dass die Absonderung der theologischen Lehrsätze u. der biblischen Religionswahrheiten, die Vertheidigung der christl. Religion wider ihre Gegner erleichtern würde. Sodann folgen die Veranlassungen zu den Aufhellungen in der christl. Glaubenslehre und Beförderungsmittel derselben, eigentlich nur die Nichtanerkennung der kirchlichen Glaubensbekenntnisse und symbol. Bücher als gültige und die Religionslehrer verpflichtende Glaubensnorm. (Hier hätten wohl zuförderst die Urtheile der sogenannten Pietisten, insbesondere Spener's, über die symbol. Schriften angeführt werden sollen, weil durch sie die neuern Urtheile darüber vorbereitet, und selbst zum Theil vertreten wurden — manche neuere, nicht bedeutende, Schriften liess der Vf. absichtl. weg.) Rec. würde hier im Zusammenhange, und mit genauer Unterscheidung *innere* und *äussere Veranlassungen*, *Ursachen* und *Beförderungsmittel* der Reformen des Lehrbegriffs aufgestellt und geglaubt haben, dadurch die vollständige Einsicht in diese Materie zu erleichtern. Der Hr. Verf. geht zu einer Schilderung der Schnelligkeit und des Umfangs der seit 1760 fortschreitenden Aufhellung des theol. dogmat. Lehrbegriffs fort, und kömmt dann erst wieder auf die *innern* und *äussern Ursachen*, *wodurch* (durch deren Einwirkung) diese neue Glaubensaufhellung aufkeimen, gedeihen und mehr emporwachsen konnte (wozu vorzüglich eine Abh. in Ständlins Beyträgen zur Philos. u. Gesch. d. Relig. benutzt ist). Es sind folgende angegeben: 1. einige Theologen des 17. und 18. Jahrh. arbeiteten der seit 1760 erfolgten Aufhellung vor; Geo. Calixtus, Spener und die Hallischen Pietisten, C. Thomasius, J. F. Budde, C. M. Pfaff — also nur von der lutherischen Kirche? 2. man las und benutzte mehr die Schriften von Socinianern und Arminianern; 3. der Skepticismus von *P. Bayle* weckte den Geist der Untersuchung; 4. es erschienen seit dem Ende des 17. Jahrh. zuerst in England mehrere naturalistische, deistische und überhaupt freygeisterische Schriften (deren Verfasser zum Theil Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Witz besassen), bey welcher Gelegenheit der Verf. bemerkt (S. 86, wo aber ein Druck- oder Schreibfehler in den zahlreichen am Ende angehängten Verbesserungen zu berichtigen vergessen ist), dass *C. T. Damm* auf die Aufhellung der Neuern den grössten Einfluss gehabt zu haben scheine (nemlich auf die frühere); 5. die Schriften der gründlichen englischen Theologen im 18. Jahrh. wurden verdeutscht und fleissiger studirt (die Verdienste der Latitudinarier, einiger Mitglieder der hohen Kirche, und vornemlich mehrerer Theologen unter den Dissenters werden bemerkt); 6. auch die *Leibnitz-Wolfische Philosophie* war der Aufhellung beförderlich, mehr aber wirkte noch die aus jener späterhin entstandene *Popularphilosophie* (eigentlich wohl mehr *eklektische* Philosophie) auf Berichtigung des dogmat. Lehrbegriffs (hier hätte wohl des Verhältnisses der Crusius'schen Philosophie zur Glaubenslehre gedacht werden sollen); 7. die durch Friedrich II. König von Preussen, seinen Staaten und Theologen ertheilte Denk- Lehr- und Pressfreyheit (wobey auch die fernere Geschichte der Theologie in den preussischen Staaten seit 1788 berührt wird); 8. die allgemeine deutsche Bibliothek, als ein vorzügliches kritisches Journal; 9. die mehrere Aufnahme des Studiums der Sprachen, der classischen und der morgenländischen Literatur; 10. die Fortschritte der biblischen Kritik (hier wird die historisch-biblische Kritik und die Kritik des Textes erwähnt, die höhere Kritik ist übersehen); 11. die grossen Veränderungen der bibl. Hermenevtik und Exegese (wobey auch verschiedene andere Puncte, wie die Bemerkung des Localen und Temporellen im Christ., die Accommodationslehre, die praktische Interpretationsmethode berührt, auch die vornehmsten neuern Ausleger genannt sind); 12. ein besseres, zweckmässigeres und gründlicheres Studium der Geschichte der christl. Kirche, und insbesondere der Geschichte der Glaubenslehre (worüber auch die neuern Lehrbücher angeführt sind); 13. die

Digitized by Google

Absonderung der gelehrten speculativen oder scholastischen Theologie von der populären Religionslehre, und die Unterscheidung zwischen historischer und systematischer, zwischen theoretischer und praktischer Glaubenslehre; 14. die Ueberzeugung von der *Perfectibilität* der geoffenbarten oder chr. Religion (wobey die Geschichte dieser Idee von Semlers Zeiten an und der neuern Streitigkeiten darüber, letzterer jedoch nicht vollständig genug, erzählt wird). Endlich wird auch der Einfluss, den die Fortschritte aller übrigen Wissenschaften gehabt haben, nur mit ein paar Worten bemerkt. Darauf stellt der Verf. die Frage hin: welches waren diejenigen Gottesgelehrten und Philosophen, welche die Aufhellung in der Glaubenslehre befördert und dazu mitgewirkt haben, und welche als Reformatoren des Lehrbegriffs angesehen werden können? und, nachdem er erst gezeigt hat, dass *J. A. Ernesti* nicht als Reformator des dogmat. Lehrbegriffs betrachtet werden könne (es wird aber doch nicht verkannt, dass er viel dazu vorbereitet und mitgewirkt habe, und erinnert, dass Localursachen ihn abhielten, manche Ueberzeugungen öffentlich bekannt zu machen, andere Umstände den Fortgang seiner theol. Aufklärung hinderten), beantwortet er diese Frage durch ausführliche Zergliederung alles dessen, was theils verstorbene, theils lebende Theologen in dieser Rücksicht gethan haben. Semler, J. D. Michaelis, Basedow, W. A. Teller, J. D. Heilmann (etwas zweifelhaft), J. G. Töllner, C. F. Bahrdt, Jerusalem, Spalding, J. S. Diterich, J. G. Alberti, Jac. Jochims, Büsching, J. L. Buchwitz (Verf. der ohne seinen Namen 1769 zu Berlin gedruckten Briefe über das Christ.), Zachariä (dessen Schüchternheit bemerkt wird), Z. J. Danov (in dessen Seele, wie es S. 303 heisst, die theol. Aufhellung nur dämmerte), J. G. Eisen (von Schwarzenberg, erst Prediger in Liefland, zuletzt Oekonom, Verfasser des Buchs: das Christenthum der gesunden Vernunft und der Bibel, 1777), J. F. Gruner, Gf. Less, Sam. Mursinna und G. H. Dan. Stosch, J. Cph. Döderlein, Crichton, Fr. Neumann, Morus, Purgold, Corodi, J. W. Schmid, von Herder, G. L. Bauer (von dessen hieher gehörigen Schriften doch einige fehlen), Abauzit, Vernet, J. G. Faber, Lessing, Zollikofer und ein paar unbedeutendere werden zur ersten Classe gezählt, und nicht nur über die Verdienste eines Jeden ein freyes Urtheil, nach den Ansichten des Vf., gefällt, sondern auch bey einigen die Literatur des Streits, den ihre Schriften veranlassten, abgehandelt. Unter den Lebenden stehen Nösselt (dessen Tod in den Nachträgen bemerkt wird), J. A. Stark, G. S. Steinbart, J. A. Eberhard, Junge, Brastberger, Ockel, Duttenhofer (dessen Geschichte der Religionsschwärmerey fehlt), Eckermann, Oertel, A. H. Niemeyer, Löffler, Henke, Thiess, des Cotes, Cannabich, C. F. Sintenis (dessen Bruder, ehemals Director des Gymn. in Zittau, nicht erwähnt ist), Hänlein und Gabler, Gottlieb Schlegel, Rössler, H. W. von Dein, und einige nur dem Namen nach angegeben. Wenn man hier einige vermisst, so findet man sie in dem folgenden §., der die Anwendung der kritischen Philosophie auf die Glaubenslehre, oder die Darstellung des kirchlichen Systems nach Principien und Methode dieser Philosophie, enthält. Denn hier stehen Tieftrunk, Stäudlin, Ammon, J E. Cph. Schmidt, Krug. — Aber doch wird man ungern einen Griesbach, einen Planck u. a. vermissen, um nicht der Philosophen und blos philosophirenden Theologen zu gedenken, die übergangen sind. Von den anonymischen Schriften, die S. 404 f. angeführt werden, sind doch nicht alle Verfasser unbekannt. Es folgen S. 406 allgemeine und geschichtliche Bemerkungen über die Reformatoren der neuern Glaubenslehre. Sie konnten wohl vollständiger und besser geordnet seyn, nämlich nach der innern und äussern Geschichte derselben, ihrem Zweck, ihrer Methode, ihrem Erfolg u. s. f. Der Hr. Verf. gibt unter andern in diesen Anmerkungen eine kurze Geschichte des preuss. Religionsedicts, eine Darstellung der Widersprüche, Verläumdungen und Schimpfnamen gegen die Reformatoren, wobey er selbst bisweilen die Person des Referenten verlässt (wie S. 422 f.), ein alph. Verzeichniss solcher Theologen, die aus Ueberzeugung sich an den symbol. kirchl. Lehrbegriff hielten und ihrem Charakter nach ehrwürdig sind, und geht einige Schriften, welche den Reformationsversuchen entgegen gestellt wurden, durch (wo zuletzt nur ein paar holländische angeführt sind, deren Zahl sehr vermehrt werden konnte). Hierauf werden die wichtigen Fragen abgehandelt: waren die von den sogenannten Neologen erfolgten Untersuchungen und Verbesserungen des Lehrbegriffs nothwendig? und, sind die seit 1760. in der chr. Glaubensl. erfolgten Aufhellungen nützlich gewesen? Bey Ausführung der bejahenden Antwort tritt der Vf. doch wieder aus dem Charakter des blossen Referenten heraus. Er behandelt aber auch Gegenstände, die, streng genommen, nicht in den Fragen lagen, nemlich: 1. der Lehrbegriff der Neuern wird nie der einzige (die Columnenüberschrift sagt gerade das Gegentheil: die Aufhellung wird allgemein werden), 2. die Berichtigung des Lehrbegriffs ist noch keine schon völlig vollendete Sache. Der Vf. bewährt seine Unpartheylichkeit dadurch, dass er S. 455 ff. einige nachtheilige Folgen und einige Missgriffe bey der Aufhellung der Glaubenslehre durchgeht. Doch dürfte, fährt er S. 458 fort, der durch sie bewirkte Nutzen den dadurch angerichteten Schaden weit überwiegen; dem Religionslehrer muss es frey stehen, die Aufhellungen in der Religionslehre bey Andern zu verbreiten (hier hätte wohl gleich auch die schwere Frage erörtert werden sollen: in wie fern diese Freyheit, oder, wie es von andern genannt wird, Pflicht des Religionslehrers, mit einer Staatsreligion und Verpflichtung auf symbol. Bücher bestehen könne? auch die theor. u. prakt. Aufhellung wohl unterschieden werden sollen); und er gibt sodann an, wie der Religionslehrer von den freyen Ansichten unserer Zeit Gebrauch machen solle (wobey gelehrter Unterricht, Jugend- u. Volksunterricht, Kanzelbelehrung wohl genauer abzusondern wäre), und auf welche Art er das Geschäft der Berichtigung (doch wohl vornemlich: praktisch-

Digitized by Google

schädlicher Vorstellungen) betreiben müsse? Die Frage (S. 463): Was ist in Rücksicht der Gesch. und der Darstellung von der Aufhellung der Neuern in der christl. Glaubenslehre bis dahin (bisher) geleistet worden? liess noch mehr erwarten, als die folgende Anzeige und kurze Würdigung der deshalb abgefassten Schriften und Abhandlungen. Bey Erwähnung der von der Direction der allgemeinen Literat. Zeitung aufgegebenen Preisfrage über die Veränderungen des dogmatischen Lehrbegriffs der Protestanten in Deutschland konnte noch der Revision der theologischen Literatur in den Ergänzungsblättern, und bey Bellermanns Almanach sein „Theologe, oder encyklop. Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten im Gebiete der theol. Wissenschaften, wovon fünf Bände erschienen sind, erwähnt werden. Von dem ersten Zeitraum S. 485 ff. ist nur die Einleitung in die Theologie noch abgehandelt. Zuvörderst werden die während des Zeitraums herausgegebenen und erschienenen dogmatischen Lehrbücher angeführt, sowohl die ältern wieder aufgelegten, als die neuern, mit Nachweisung der Journale, in denen sie recensirt sind, und die kritischen Journale selbst verzeichnet, welche zur Sammlung der zerstreueten Aufhellung in der Glaubenslehre für diesen Zeitraum benutzt worden sind. Wohl hätten auch Sammlungen theologischer Abhandlungen angeführt werden sollen. So lieset man in Joh. Augustin *Dietelmair's* theologischen Betrachtungen von vermischtem Inhalt (1769 ff. IV. 8.) gleich im ersten Band S. 399 eine Nachricht von einigen neuen Versuchen zur Förderung einer theologischen Erkenntniss, und S. 507. Bescheidene Ansprache an diejenigen, welche den Lehrbegriff der evangelischen Kirche zu verbessern suchen. Und auch *H. A. Zeibich's* Vermischte Betrachtungen aus der Theologie u. Philologie (1772 ff. III. 8.) gehören, in so fern sie mehrere Abhandlungen zur Vertheidigung alter Lehrmeynungen gegen Verbesserungsversuche enthalten, hieher. In der Behandlung der Materien selbst, lässt der Verf. überall die Vorstellungen und Lehrbestimmungen der ältern Theologen vorangehen, und ihnen dann die neuern aus dem gegebenen Zeitraum, aber nur bey den wichtigern Materien vollständiger, mit Gründen und Gegengründen, und meist mit den eignen Worten der Theologen, folgen. Im ersten Cap. von der Religion überhaupt, sind die Definitionen derselben zu kurz abgefertigt. Es werden vornemlich die Streitigkeiten über den Werth oder Unwerth der natürlichen Religion, vom Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, über Offenbarung und ihre Nothwendigkeit, über Geheimnisse ausführlicher erzählt. Es werden sodann die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion aus den Wundern, aus den Weissagungen, aus der Geschichte ihrer Ausbreitung, der Märtyrer, des Todes ihrer Feinde, aus dem innern Zeugnisse des heiligen Geistes, aus der hohen Vortrefflichkeit der christlichen Religion, durchgegangen und, was dagegen erinnert worden, bemerkt, besonders aber bey den beyden erstern die verschiedenen Vorstellungen von den Wundern und Weissagungen angezeigt. Das zweyte Cap. handelt die Meynungen über die heilige Schrift als Erkenntnissquelle der Religion ab. Sie betreffen den Unterschied zwischen heiliger Schrift und Wort Gottes, den Zweck und die Bestimmung der heiligen Schrift, die Göttlichkeit derselben und deren Kennzeichen, vornemlich die Inspiration oder Theopneustie (worüber S. 613—700 erst der kirchlich orthodoxe Lehrbegriff, dann die Vorstellungen der Arminianer und Socinianer, hierauf die gemässigtern Lehren neuerer englischer und deutscher Theologen, und endlich die freyen Urtheile einiger deutschen Theologen, vornemlich Töllners aufgestellt werden, von dessen Meynungen das Systemgemässe und das Abweichende dargelegt wird) die Authenticität und Integrität der Bibel (der Verf. der S. 702 angeführten englischen Schrift über die Unächtheit der beyden ersten Capitel im Matthaeus ist *Williams*, und es hätte die zweyte vermehrte Ausgabe, London, 1790. 8. gleich angeführt werden sollen, vergl. Eichhorns Bibl. d. bibl. Litt. II. 918 ff., der Verf. der S. 703 erwähnten englischen Gegenschrift ist Hr. Gen. Supert. *Velthusen*, und sie ist von Benzler deutsch übersetzt; auch konnten noch manche in Beziehung auf Williams geschriebene Werke erwähnt werden), den Kanon der heil. Schrift (wo der Verf. Semler's „verworrene und durch einander geworfene" Ideen zu ordnen und deutlich zu machen bemüht ist), die Eigenschaften der heil. Schrift (vornemlich die Kraft des göttlichen Worts, Deutlichkeit, Vollkommenheit), die Eintheilung der heil. Schrift (oder vielmehr die Meynungen über den Werth des Alten Testaments für Christen, und den Werth einiger alttestam. Schriften insbesondere) den Gebrauch und die Lesung der heil. Schrift (wobey auch der sehr verschieden beurtheilten Auszüge aus der Bibel gedacht wird, so weit sie in diesen Zeitraum fallen). Das dritte Cap. geht die Theologie überhaupt, besonders die christliche Glaubenslehre an, wo die Veränderungen in Ansehung ihrer systematischen Behandlung und die Urtheile darüber, die Vorstellungen von articulis fundamentalibus und verschiedene Bestimmungen ihrer Zahl, die Frage, was hauptsächlich vor allem andern zu glauben sey, die Analogie des Glaubens und die Behandlung der Beweisstellen (Topik) vorkommen. Es bleibt also noch die ganze eigentliche Theologie des Zeitraums zurück. Die gegebene Uebersicht dieses Bandes führt nun theils überhaupt, theils nach des Rec. Ansicht auf folgende Resultate: man findet in diesem Werke einen ungleich grössern historischen und literarischen Vorrath aufgestellt und verarbeitet, als in andern; mehr Schriften angeführt und benutzt; die Lehrmeynungen vollständiger angegeben — doch ist diese Vollständigkeit nur relativ, und wir könnten ausser den schon gemachten Zusätzen noch manches ergänzen, aber wir zweifeln nicht, dass es der Vf. bey seiner ausgebreiteten Literaturkenntniss noch selbst thun wird. Bey der Ausführung aber finden wir dreyerley zu erinnern; das erste geht den ganzen Plan an, und lässt sich nun nicht abändern. Wir glauben nemlich, dass die Abtheilung in 3 Perioden weder nothwendig noch

vortheilhaft ist; nicht nothwendig, denn es konnten in einer allgem. Einleitung die Epochen bemerkt werden, welche in den Fortschritten der Aufhellungsversuche (der Vf. vermeidet überall das Wort *Aufklärung*, vermuthlich weil man es in übeln Ruf gebracht hat) und der Behandlung des ganzen Lehrbegriffs Statt fanden, und bey jedem Capitel wieder besondere Abschnitte, die für ein jedes Capitel insbesondere galten; nicht vortheilhaft, denn das Ganze wird zu sehr zerstückt, und man erhält keinen Totalüberblick der Veränderungen jedes Dogma in dem letzten halben Jahrhund., auch können Wiederholungen nicht ganz vermieden werden. Die beyden andern Bemerkungen können noch benutzt werden, wenn der Verf. anders sie beachtungswerth findet. 1. hält Rec. dafür, dass es nicht immer vortheilhaft ist, die neuern Meynungen nach den einzelnen Theologen und Philosophen aufzustellen; es würde den Vortrag abkürzen und die Einsicht erleichtern, wenn entweder die Meynung dessen, der zuerst eine Idee angab, oder dessen, der sie am besten und vorzüglichsten entwickelte, genau angezeigt, und am gehörigen Orte die damit völlig übereinstimmenden oder etwas abweichenden Vorstellungen anderer eingeschaltet würden. 2. ist überhaupt wohl eine grössere Kürze nöthig. Der Hr. Verf. verspricht zwar sich künftig kürzer zu fassen, und allerdings wird künftig die Darstellung der ältern Lehrmeynungen wegfallen, auch aus bekannten Schriften kleinere Auszüge zu geben nöthig seyn; allein es häuft sich auch in den folgenden Perioden die Zahl der Lehrbücher, der einzelnen Abhandlungen und der Verschiedenheiten in den Vorstellungen, und es wird daher kaum möglich seyn, das Ganze in noch zwey gleich starke Bände zu bringen, wenn der Hr. Verf. sich der Kürze nicht weit mehr befleissigt. Diess wird aber geschehen, wenn theils nicht so viele und lange Stellen in extenso abgedruckt werden, theils der Vortrag selbst bündiger gefasst und frey von Wiederholungen und einem überflüssigen Wortreichthum wird. Dadurch wird das Werk an Brauchbarkeit gewiss noch mehr gewinnen.

De Miraculis Ἐγχειρίδιον a Philosopho Theologis exhibitum. Zwickau, bey Schumann. 8. VIII. und 245 S. (18 gr.)

Der ungenannte Verf., der mehrere Jahre auf Ausarbeitung und Ausfeilung dieses Werks gewandt zu haben versichert, will die wichtige Frage über Wunder überhaupt, nicht über biblische insbesondere, oder einzelne Wundererzählungen allein, philosophisch, jedoch mit Rücksicht auf die christliche Theologie, abhandeln. Er theilt diese Abhandlung in drey Abschnitte: 1. über Wunder überhaupt und an sich betrachtet, ob es dergleichen gebe oder nicht, 2. Beurtheilung der vorzüglichsten Meynungen der Gelehrten darüber, 3. über den Einfluss, den die Vorstellung des Verf. von Wundern haben muss. I. S. 5 —117. Der Verf. stellt folgende objective Nominaldefinition der Wunder auf: quaecunque Deo auctore extra omnem naturalium rerum ordinem vel sunt vel eveniunt; und die subjective Nominaldefinition: quae omnem explicationem in omne tempus ita respuunt, ut cum legibus naturae summis certissimisque manifesto pugnare reperiantur. Den Unterschied, den man zwischen miraculis relativis (diese sind nicht Wunder im strengen Sinn des Worts) und absolutis, rigorosis (göttlichen) u. comparativis (englischen oder teuflischen) machte, wird verworfen, dagegen aber bemerkt, dass, da das Wunder theils ausser dem Menschen (in ausserordentlichen Ereignissen) theils in der Seele des Menschen, wobey sie sich entweder activ oder passiv verhält, seyn könne, daraus drey Formen oder Classen von Wundern entstehen. Zu der Classe, wo die Seelenkräfte selbst thätig und also erhöhet sind, rechnet der Verf. die Weissagungen, und die σημεια και τερατα, wenn sie von Menschen herrühren; zu der, wo die Seele sich leidend verhält, die Offenbarungen. Wenn man sagt, es *sind* Wunder, so gebraucht man das Wort *seyn* in dem Sinne, in welchem man Dingen ein Seyn zuschreibt, von denen man aus der Erfahrung nichts weiss, die man aber doch aus andern Gründen für existirend hält, und selbst hier wird das *Seyn* noch etwas anders gebraucht als von Wundern. Es bedeutet eigentlich *geglaubt werden*, und nur in so fern *sind* Wunder, als sie *geglaubt werden* sollen. Bey Erläuterung dieses Begriffs geht der Verf. von dem aus, was *an Gott glauben* bedeute, oder vom moralischen Glauben, und gibt den Ursprung des religiösen Glaubens an. Aber er entfernt sich, nach Rec. Dafürhalten, zu weit von seinem Gegenstande, indem er auch die Fragen untersucht, ob der, welcher keinen Gott glaubt, aber tugendhaft lebt, verwerflich, und ob überhaupt zur Tugend der Glaube an Gott absolut nothwendig sey, was verneint wird (S. 44 ff.). Uebrigens wird erinnert (S. 50 f.), dass man bey dieser ganzen Untersuchung nicht weiter kommen könne, als: der moralische Glaube an Gott ist dem Menschen nicht nur natürlich und erlaubt, sondern auch den meisten Menschen, vielleicht allen, zur Tugend, wo nicht unumgänglich nöthig, doch sehr empfehlungswerth. Die beyden Quellen des moralischen Glaubens an Gott, der über die Ursachen und Zwecke urtheilende Verstand, und das fühlende und begehrende Gemüth, werden sodann auch bey dem Glauben an Wunder betrachtet. Das Gefühl, bemerkt der Verf. führt nicht auf diesen Glauben; sehr günstig ist ihm das Begehrungsvermögen, indem die Erfahrung lehrt, dass die Menschen aus Furcht und Hoffnung sehr begierig nach Wundern gewesen sind, aber dieser Hang hat keinen festen Grund und ist nicht frey zu sprechen von dem Vorwurf der Unbescheidenheit und des Aberglaubens. Der Verstand aber wird weder bey Untersuchung der *Ursachen* der Dinge durch Annahme von Wundern unterstützt, vielmehr dadurch behindert, noch genöthigt, wo er keine natürlichen Ursachen erkennt, Wunder anzunehmen. Eben so wenig gewinnt man für Erforschung der *Endzwecke* (z. B. unsers Daseyns, der Weltschöpfung) durch die Wunder. Allerdings

Digitized by Google

ist der achtungswürdigste Grund des Wunderglaubens der, dass Wunder zur Beförderung der Wahrheit und Tugend dienen sollen. Aber dass sie dazu nothwendig sind, sollte erst erwiesen werden. Der aus diesem allem gezogene Schluss lässt sich leicht voraus sehen: „miracula aut omnino non esse, aut esse credenda; credenda autem non esse; ergo non esse omnino" (S. 79.). Folglich kann auch keine Realdefinition von Wundern gegeben werden. Der Verf. geht sodann auf das, was für die Möglichkeit d. i. Denkbarkeit der Wunder, beygebracht worden ist, über, und auch hier hält er sich an die beyden vorher aufgestellten Nominaldefinitionen. Er gesteht zu (S. 88 f.), dass das Wunder nicht (objectiv) ganz unmöglich sey; aber daraus folgt nicht, dass es zu glauben sey; das Entgegengesetzte wird vielmehr daraus gefolgert, dass sie nicht erkannt werden können, und dass es nicht erlaubt sey etwas zu glauben, wofür kein hinlänglicher Grund angeführt werden könne. Die Wunder gehören zu den transcendenten Gegenständen. Auch hier verlässt der Verf. wieder seinen Gegenstand etwas, und geht S. 100. zur *Revelation* über, von welcher er nicht anders als von den Wundern urtheilen kann, wenn sie selbst als ein Wunder gedacht wird; doch hat sie auch noch manches Eigenthümliche, was vorzüglich vom Verf. betrachtet wird. Anhangsweise untersucht der Verf. S. 106 ff. noch, woher der so ausgebreitete und tief eingewurzelte Wunderglaube entstanden sey, theils bey ungebildeten theils bey gebildeten Menschen, und wie er sich erhalten habe. Es folgt II. S. 113—186 die Aufzählung und Beurtheilung der vornehmsten Meynungen über Wunder. Zuvörderst wird erinnert, dass die Untersuchung darüber nur philosophisch, nicht historisch, nicht hermeneutisch seyn könne. Sodann sind vornemlich zwey Vertheidiger der Wunder, *Reusch* und *Ständlin*, aufgeführt, und ihre Gründe einer scharfen Prüfung unterworfen. Ersterer wird wegen seiner genauen Begriffsbestimmungen von Wunder und Offenbarung gerühmt, und dann untersucht, welchen Einfluss die auch von ihm angeführte Zufälligkeit der Welt bey dieser Materie habe. Der Verf. sieht nemlich diese Zufälligkeit als bloss in Beziehung auf unsere Erkenntnissart angenommen an. Er geht dabey auch die Vorstellungen, welche Crusius und Wolf von Wundern gegeben haben, durch, und, bey Anführung dessen, was Reusch über die Nothwendigkeit der Revelation gesagt hat, kömmt er auch auf die Genugthuungslehre, und die von Krug dafür angeführten Gründe (S. 188 ff.). Auch werden die ehemaligen Vorstellungen Fichte's in seiner Kritik aller Offenbarung (dessen Hauptinhalt Fichte nach S. 146 von einem verstorbenen Freunde, Weisshuhn, in Briefen mitgetheilt erhalten haben solle) durchgegangen, um zu zeigen, dass auch seine Vertheidigung der Nothwendigkeit einer Offenbarung nicht haltbar sey. Von S. 151 beschäftigt sich der Vf. mit *Ständlin*, dem der Vf., so wie mehrern Theologen unserer Zeit, den (nicht ganz billigen) Vorwurf macht, er habe seine wahre Meynung nicht frey und offen, sondern zweydeutig vorgetragen. Dem Vf. kann man wenigstens nicht nachsagen, dass er (S. 156—166) seine eigentliche Meynung über Jesum versteckt habe, sie ist aber von der Beschaffenheit, dass man gewisse Worte des Vf. S. 157 (nonnulla in N. T. de Jesu relata quae nobis, *si Christiani non essemus*, aliter, ac nunc vulgo fit, aestimarentur) umgekehrt darauf anwenden könnte. Man kann dahin auch rechnen, was S. 172 ff. über gewisse bibl. Stellen und Handlungen der Apostel geurtheilt wird. Anhangsweise sucht der Verf. noch S. 177 ff. darzuthun, dass Kant nicht unter die Vertheidiger der Wunder und des Wunderglaubens zu rechnen sey. Uebrigens hat sich der Vf. in diesem Abschn., und besonders dem letzten Theil desselben eine etwas zu grosse Weitschweifigkeit des Vortrags erlaubt. Dass auf manche, welche diesen Gegenstand neuerlich recht ausführlich behandelt haben, gar keine Rücksicht genommen worden ist, rührt vielleicht daher, weil dem Vf. ihre Bücher nicht zur Hand waren. Auch Ständlins Dogmatik und Dogmengesch. erhielt er von einem Freund geliehen. Der III. Abschn. S. 187—245 führt die Aufschrift: De vi sententiae nostrae ad literarum studia et vitam communem futura. Wie der Verf. vorher eine gewisse Möglichkeit der Wunder zugegeben hatte, so gesteht er zwar jetzt zu, dass es eine gewisse Nothwendigkeit sie zu glauben und nicht gänzlich zu verwerfen geben könne, die aber nur aus der Schwäche oder Verkehrtheit der Menschen entspringe und subjectiv sey, aber es sey dadurch, sagt er, ein grosses Aergerniss gegeben worden und dauere noch fort, das man so lange ertragen müsse, als es nicht geändert werden könne. Die Verschiedenheit, fährt er fort, zwischen dem Vertheidiger und dem Gegner der Wunder ist nicht beträchtlich. Denn wir gewinnen durch Annahme der Wunder nicht viel, weder in Rücksicht der Form noch der Materie des Urtheils darüber. Maneat, sagt er weiter, vigeat, floreat, inter nos Christianos etiam Theologia quaedam positiva, ad N. maxime T. relata, quamdiu haec ad religionem plebi commendandam necessaria esse putabitur. Aliter autem Theologia coram plebe, aliter coram doctis — tractanda est. Hierauf gibt der Verf. den Erfolg seiner Meynung für einzelne Theile der Theologie (oder der theolog. Wissenschaften) an (er hofft, dass dadurch alle kirchliche Streitigkeiten aufhören sollen), und schliesst mit grossen Erwartungen für das äussere und innere Wohl des Menschengeschlechts von seiner Vorstellung. — Wir haben bey dieser Darlegung eines Buchs, dessen Verf. man philos. Scharfsinn nicht absprechen wird, nur bemerkbar machen wollen, zu welcher Classe von philosophirenden Theologen er gerechnet werden muss, und wie er der zuerst erwähnten Ankündigung seines Zwecks nicht ganz treu geblieben ist, nicht aber auf eine hier nicht zu vollendende Prüfung, die es verdient, uns einlassen können. Es verdient noch gelobt zu werden, dass er, um nur von Gelehrten gelesen zu werden, lateinisch (und meist gut) geschrieben habe (s. S. 45. 152. 165. 207.). Vielleicht aber ist eben deswegen sein Buch weniger bekannt und gelesen worden.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

134. *Stück*, *den* 23. *October* 1807.

LEHNRECHT.

Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts nach den Grundsätzen Georg Ludwig Böhmers von D. *Georg Michael Weber*, ehemaligem Professor und gegenwärtigem Director des Kön. Baierischen Hofgerichts zu Bamberg. Erster Theil, welcher die Einleitung zum Lehnrecht enthält. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandl. 1807. gr. 8. 416 S. (1 Thlr. 16 gr.)

Da wir mit dem Verf. einverstanden sind: dass, wenn gleich die Cultur einer Wissenschaft am meisten durch Bearbeitung einzelner Gegenstände gewinnt, dessenungeachtet Werke, welche von Zeit zu Zeit die Resultate des vereinten Bestrebens der Gelehrten um eine Wissenschaft im gedrängten Auszuge darlegen, und durch harmonische Verarbeitung zu einem Ganzen, für den praktischen Gebrauch und ihre gemeinnützige Verbreitung sorgen, von eben so grosser Nothwendigkeit und Wichtigkeit sind; so können wir keinen Anstand nehmen, das gegenwärtige Handbuch, in welchem der angegebene Zweck für das Lehnrecht glücklich erreicht worden ist, für eine nützliche Arbeit zu erklären. Auch rechnen wir es dem Verf. zum besondern Verdienst an, dass er nach eigner Prüfung und Ueberzeugung urtheilt, und sich nicht durch das Ansehn berühmter Rechtsgelehrten blenden lässt. Einen einleuchtenden Beweis hiervon gibt er gleich bey der Entwickelung von den ersten Grundbegriffen der Wissenschaft, indem er die Namen *dominium directum et utile* beybehält, weil keine passendere Ausdrücke vorhanden sind, um die Rechte des Lehnherrn und des Vasallen zu bezeichnen. Desgleichen nimmt er gegen *Hufeland* die allgemeinen deutschen Gewohnheiten in Schutz. Denn, sagt er mit Recht S. 42. „bey einem Volke, welches *wie Deutschland* (wie das deutsche) einerley Sprache, Charakter, Institute und Sitten hatte, konnten eben so, wie bey jedem andern Volke, allgemeine Gewohnheiten entstehen, die sich ungeachtet des eindringenden longobardischen Rechts und verschiedener Modificationen seiner Provincialrechte erhielten, und öfters nichts als eine natürliche und entwickelte Folge seiner Institute waren.“ Ueber die Frage aber: wie der Beweis von allgemeinen deutschen Gewohnheiten möglich sey, ist zu schnell hingeeilt; denn wenn man ihm auch zugeben wollte: dass der Grund des Gewohnheitsrechts in einer durch die Länge der Zeit herbeygeführten Ueberzeugung des Volks von der Rechtmässigkeit einer gewissen Handlungsweise zu suchen sey; so ist doch hiermit noch nicht entschieden, ob diese Ueberzeugung auf andre Weise als durch Handlungen, die ihrer Natur nach an bestimmten einzelnen Orten vorgenommen seyn müssen, erwiesen werden könne. — In der Lehre von den Beneficien der Franken wird gegen *Muratori* und *Böhmer* behauptet: dass sie wahre und eigentliche Lehen gewesen sind, weil die, bey letztern eintretende Erblichkeit in Rücksicht des Instituts ganz zufällig sey: dieser Streit aber scheint uns nur auf dem verschiedenen Gesichtspuncte zu beruhen, von dem beyde Theile ausgehen. Hat man nemlich blos den *politischen Zweck der Einrichtung* vor Augen, so blieb dieser allerdings auch nach Einführung der Erblichkeit unverändert; wenn man dagegen *ihre rechtliche Beschaffenheit* in Erwägung zieht, so ereigneten sich allerdings mit dieser, sowohl durch die seitdem unmittelbar vergrösserten Rechte des Dienstmannes, als auch dadurch: dass bey den Lehnen nicht mehr wie bey den Beneficien das Amt, sondern die lehenbare Sache den Vasallen machte, wesentliche Veränderungen. Zwar wird von dem Verf. der zuletzt bemerkte Unterschied deswegen als ganz zufällig betrachtet, weil die Annahme eines Amtes mit der Annahme eines Beneficiums *der Regel nach* verbunden gewesen sey: allein zu geschweigen, dass die Ausnahmen von der Regel wohl häufiger gewesen seyn mögen, als der Verf. zu glauben scheint; so war es gewiss auch in Rücksicht des ganzen Verhältnisses zwischen dem Lehnherrn und dem Vasallen nicht gleichgültig, ob man diesen wie einen durch Güter belohnten Beamten, oder wie einen zu Diensten verpflichteten Gutsbesitzer betrachtete. Am einleuchtendsten wird diese Bemerkung, wenn man sie auf die Reichsvasallen anwendet, die seit der Zeit, als sie der Kaiser nicht mehr mit dem Amte belehnte, auch den Amtscharakter selbst in Vergessenheit brach-

ten, und sich statt der Nutzniessung einzelner Pfründen oder Beneficien, das nutzbare Eigenthum über die ganze Provinz anmassten. — Die allmäligen Fortschritte der Erblichkeit sind genau angegeben, und auch uns scheint die von verschiednen Feudisten (unter andern erst vor Kurzem von *Posse* in der Abhandlung über die Succession der Kinder in alte Lehn- und Stammgüter S. 30) vertheidigte Meynung: dass Konrad der Salier noch vor seiner bekannten Constitution in Italien eine ähnliche zu Aachen für Deutschland gegeben habe, wenigstens aus dem Zeugnisse des *Wippo* (*ap. Pistorium T. 3. p. 430.*), der zwar anfangs von den Verhandlungen dieses Reichstages, nachher aber von den Thaten des Kaisers im Allgemeinen spricht, nicht erwiesen werden zu können. Den historischen Bemerkungen über die Ministerialität, welche auf die Materie von der Erblichkeit folgen, verdient eine Urkunde des Königs Rudolph von Habsburg von 1278 beygefügt zu werden (*in Horns Henrico III. p. 342*), aus der sich ergibt: dass man auch die freye Geburt der von Ministerialen erzeugten Kinder bezweifelte. In dieser erklärte nemlich der König, die in der Ehe Heinrichs des Erlauchten mit einer Ministerialin Elisabeth von Maltitz erzeugten Kinder für successionsfähig mit dem ausdrücklichen Zusatz: „*ac si de partu et ventre libero nati essent.*“ — Unter den Ursachen der Lehnsoblation, die besonders bey Reichsallodien eintraten, vermissten wir das Bestreben ihrer Besitzer eine fürstliche Würde von dem Kaiser zu erhalten; wovon sowohl die Braunschweigische Lehnsauftragung von 1235, als auch die Hessische von 1292, merkwürdige Beyspiele darbietet. Uebrigens ist es irrig, wenn der Verfasser annimmt: dass es in Deutschland seit dem 14ten Jahrhundert keine *viros egregiae libertatis* oder Reichsfreyherren, die ihre Herrschaften als Allode besassen, mehr gegeben habe, und das Gegentheil dürfte sich leicht aus der bekannten Abhandlung von *Struv de Allodiis Imperii* erweisen lassen. — Mit der Lehnsoblation endigt sich in dem Böhmerischen Lehrbuche die Geschichte des Lehnwesens: hier aber sind noch einige Abschnitte über die wichtigsten Wirkungen desselben auf den Staat und über die allmälige Bildung der heutigen Staaten aus den ehemaligen Feudalreichen beygefügt. Der Vf. gesteht selbst, dass er hierbey nur einigen bekannten Geschichtschreibern gefolgt sey, und dass man daher keine eigne Darstellung dieses Gegenstandes finden werde; doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass er mit grösserer Bestimmtheit die schwankenden Begriffe von *Lehnsystem* und *Lehnstaat* entwickelt und in historischer Rücksicht auch die nordischen und slavischen Staaten in einige Betrachtung möchte gezogen haben. Desto gründlicher ist das folgende Capitel von den Quellen des longobardischen und deutschen Lehnrechts bearbeitet, auch findet man hier einen Auszug aus der noch wenig bekannten akademischen Schrift: *C. G. Pütz de vera librorum Juris Feudalis Longobardici origine prolusio. Gött.* 1805. worin mit einleuchtenden Gründen erwiesen ist, dass der *liber feudorum* nicht von einem Verfasser und zu einer Zeit verfasst, sondern aus verschiednen Urkunden, Excerpten und Commentarien von Rechtsgelehrten und Praktikern entstanden und nach und nach in einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhunderte zu der Sammlung angewachsen sey, welche die Doctoren zu Bologna dem römischen Gesetzbuche beyfügten. — Den Beschluss macht die Literatur des Lehnrechts. Bey manchen Theilen derselben würden wir uns mit Beziehung auf *Hagemanns* Einleitung in das Lehnrecht, kürzer gefasst haben; dagegen wird den meisten Lesern die Inhaltsanzeige angenehm seyn, die man S. 321 u. f. von den wichtigsten Sammlungen einzelner Abhandlungen aus dem Lehnrecht findet.

CIVILRECHT.

Ueber die Beweiskraft eines Zeugen gegen denjenigen, welcher selbst ihn als Zeugen aufgeführt oder benutzt hat. Von D. *Christian Heinrich Gmelin*, Prof. des Römischen und Criminal-Rechts zu Bern. Tübingen, b. Heerbrandt. 1806. 8. 196 S. (14 gr.)

Nach der Meynung des Verf. hat der Satz, *Testis contra producentem plene probat*, folgenden Sinn: der Producent verliere gegen die *Person* und die *Aussagen* des von ihm aufgeführten Zeugen *alle*, zur Zeit der Production vorhanden und bekannt gewesene, oder auch nachher entstandene Einreden, und gestehe den Aussagen desselben *wider ihn* noch einmal so viel Gewicht zu, als sie gehabt haben würden, wenn sie *für ihn* ausgefallen wären. Diesen Satz in der so eben bezeichneten Ausdehnung soll Prosper Farinacius in die Praxis eingeführt haben, er soll seitdem beobachtet und noch nicht widerlegt worden seyn. Es wird aber gezeigt, dass in dem Facto der Production keine Verzichtleistung auf alle Einreden, die dem Producenten gegen den von ihm aufgeführten Zeugen zu statten kommen könnten, keine Erklärung des Producenten, *Einem* Zeugen *volle* Beweiskraft zuzuschreiben, enthalten sey; dass jener Satz auch durch die Rechtsregeln, *quod quisque juris in alterum statuerit, eodem ipse utatur*, — *semel probatum amplius reprobari nequit*, nicht gerechtfertigt werde; dass derselbe gegen den Ausspruch aller Gesetzgebungen, kraft dessen erst zwey Zeugen die förmliche, juristische Wahrheit hervorbringen, anstosse, der Bosheit und Chicane die Schranken öffne, fast alle Regeln über die Glaubwürdigkeit der Zeugen vernichte, und in keinem Gesetze bestätiget sey, indem die von den Vertheidigern desselben angezogene l. 17. C. de testib. in Verbindung mit can. 3. §. 42. et 43. causs. 4. quaest. 2. 3. nur über die Glaubwürdigkeit, nicht über die Beweis-Kraft eines Zeugen entscheide, und demjenigen, gegen welchen die von ihm vorher benutzten Zeugen aufgeführt würden, allerdings erlaube, die Person des Zeugen unter gewissen Voraussetzungen und die Aussagen desselben unbedingt anzufechten. Diess wird durch eine gründliche Erörterung der gedach-

Digitized by Google

ten l. 17. dargethan. Auf diese l. 17. ingleichen auf die l. 19. C. de testibus gründet nun der Verf. eine neue an die Stelle der obigen zu setzende Regel. Sie lautet so: *Contra personam testis illi, qui ejus depositione usus est, in alia, et producenti in eadem lite nonnisi exceptiones postea emersas licet opponere.* Nur derjenige, der die Aussage von Zeugen mit Erfolg, d. h. dergestalt, dass sie eine bleibende Entscheidung zu seinem Vortheil bewirkte, *benutzt* hat, er sey Producent oder Product gewesen, soll in einem *andern* Processe, wo die vorigen Zeugen gegen ihn gebraucht werden, die persönliche Glaubwürdigkeit derselben anerkennen, die *Production allein* soll bloss in *demselben* Processe, wo die Zeugen producirt werden, von Einfluss und der Producent selbst nicht berechtigt seyn, die Glaubwürdigkeit der von ihm producirten Zeugen in Zweifel zu ziehen. Als höhere Grundsätze, von denen diese Regel ihre Sanction entlehne, nennt der Verf. vorerwähnte beyde Rechtsprincipe, (*quod quisque juris* etc. und *semel probatum* etc.) jenes für den ersten und dieses für den zweyten Theil der aufgestellten Regel. Er setzt sodann ausführlich die praktische Anwendung derselben aus einander, entnimmt aus dem tit. *D. quod quisque juris* etc. die Beweise für die vorzüglichsten seiner Behauptungen, und lehrt, dass auch die Einwendungen gegen Kunstverständige und Urkunden, gegen öffentliche Richter und Schieds-Richter nach gleichen Grundsätzen beurtheilt werden müssten, dass ein Gericht und einzelne Mitglieder desselben in *ihren* Processen den Zeugen denselben Grad von Glaubwürdigkeit zugestehen müssten, der denselben in einem vom Gerichte entschiedenen Rechtshandel zugestanden worden sey, ja dass sogar auch andere Zeugen, deren sich der Producent noch nie bedient hatte, von ihm in einem andern Processe nicht angefochten werden könnten, wenn sie mit den von ihm benutzten auf Einer Stufe der Glaubwürdigkeit sich befänden. Er schliesst mit einer Darstellung dessen, was verschiedene Gesetzgebungen über die Beweiskraft der Zeugen gegen den Producenten verordnen, und thut einige Vorschläge zu einer neuen Gesetzgebung über diesen Punct. Unter den letztern zeichnet sich der dritte und fünfte aus. Es sollen nemlich diejenigen Einwendungen gegen die Person eines Zeugen, welche der Richter entweder Amts halber oder auf Anregen der Producten für gegründet erkennt, auch dem *Producenten*, wenn der Zeuge *wider ihn* aussagt, zu statten kommen, überhaupt aber jeder Producent, der gleich bey der Aufführung eines Zeugen anerkenne, dass er die Glaubwürdigkeit des letztern nicht zu beurtheilen verstehe und sie dem Richter zu beurtheilen überlasse, nachher Einwendungen gegen die Person des Zeugen vorbringen dürfen, ohne beweisen zu müssen, dass sie ihm erst nach der Production bekannt geworden wären. Diess ist der Inhalt der angezeigten, in einem edeln, lichtvollen, nur hie und da durch Weitschweifigkeit entstellten Style geschriebenen, Abhandlung. So gern aber auch Rec. dem Fleisse und der Grundlichkeit des Verf. Gerechtigkeit wiederfahren lässt, so kann er doch nicht bergen, dass er Manches vermisst, Manches unwahr gefunden hat. Prosper Farinacius verdient den Vorwurf nicht, den ihm der Verf. macht, denn er nennt die Gewährsmänner seiner Behauptungen und diese waren weit älter. Man vergleiche überdiess die von *Ioh. Bapt. Saminatus controv. IX. Nr. 7. p. 59. ed. Genev.* 1688. fol. angeführten Rechtslehrer. Aber selbst *Farinacius* stellte (*tit. VI. quaest.* 62. *illat.* 10. *p.* 242. *sq. ed. Osnabr.* 1677. fol.) dem Satze: *testis contra producentem plene probat*, nicht den ausgedehnten Sinn unter, den ihm der Verf. gibt; vielmehr wird seine Anwendung vom genannten Schriftsteller durch eine Menge Ausnahmen und Beschränkungen bedingt, auch ist derselbe von *Wernher* (*sel. obs. for. obs.* 194. *ed. Viteb.* 1710. 4.) und von *Berger* (*elect. discept. for. tit.* 20. *obs.* 5. *Nr.* 6.) bereits bestritten worden. Dem Verf. ist es entgangen, dass man zu Begründung des angegriffenen Satzes auch auf die l. 13. Cod. de non num. pecun. und l. 9. C. de liberali caussa sich zu beziehen pflegt, ingleichen, dass die l. 17. C. de testibus, ob sie schon demjenigen, der einst einen Beweis durch Zeugen führte, nur gewisse Einwendungen gegen die Person dieser in einem andern Processe wider ihn aufgerufnen Zeugen nachlässt, doch dem Richter nicht verbietet, Amts halber die Regeln, nach denen die Glaubwürdigkeit der Zeugen gewogen werden muss, zu beobachten. Nächstdem verdient des Verfs. Erklärung der l. 17. C. de testibus wenigstens dann keinen Beyfall, wenn er durch die Worte „*in alia lite*" den Fall *desselben* Processes für *ausgeschlossen* achtet. Denn eben diess ist der Charakter eines Rescripts, wofür jenes Gesetz vom Verf. mit Recht gehalten wird, dass es nur einen einzelnen Fall entscheidet, andere nicht ausschliesst. Eben so wenig kann Rec. dem Verf. beystimmen, wenn derselbe unter den Worten: *testibus usus est*, einen solchen Gebrauch der Zeugenaussagen versteht, der von Einfluss auf die Entscheidung des Rechtshandels gewesen sey, wenn er also seine Regel dann nicht eintreten lässt, sobald ein purgatorium des Gegners die Wirkung der Gezeugnisse entkräftet. Diess liegt nicht in jenen Worten, vorausgesetzt, dass sie richtig, d. h. dem Genius der Latinität gemäss, übersetzt werden. Es kann aber auch dem Sinne nach nicht darin liegen. Denn ehe noch der Producent die Aussagen der Zeugen weiss, erkennt er sie schon durch das Factum der Production für glaubwürdig. Noch weit weniger würde Rec. in der l. 19. C. de testibus einen Beytrag zur Begründung der vom Verf. aufgestellten Regel gesucht haben. Die Worte: *si enim pro toto litis certamine jurijurando testium credendum esse putaverint hi, qui eos produxerint*, sind offenbar nicht dispositiv. Justinian sagt bloss so viel: Wenn man auf den Eyd eines Zeugen den ganzen Ausgang eines Processes ankömmen lasse, warum wolle man seiner juratorischen Caution, dass er vor der Abhörung nicht davon gehen wolle, nicht trauen? Ueberhaupt scheint Recensenten die Behauptung, dass der Producent in demselben Processe seine eignen Zeugen in der Regel nicht ver-

Digitized by Google

dächtig machen dürfe, keines Beweises zu bedürfen. Wird ein Ausspruch der gesunden Vernunft um deswillen weniger gelten, weil er noch nicht in die geschriebenen Gesetze aufgenommen wurde? Endlich fürchtet Rec., dass der weite Umfang, in welchem der Verf. seine Regel anwendbar glaubt, die Retorsion im Privatrechte, die er so sehr begünstigt, die häufige Beziehung auf den tit. *D. quod quisque juris* etc. keinen Beyfall finden werde. Die Grundsätze, die dieser Titel aufstellt, würden an sich nur mit der höchsten Behutsamkeit in der Lehre von Zeugen benutzt werden können, weil sie novum jus, dolum judicis, voraussetzen; aber sie haben sich auch unter einer von der unsrigen so verschiedenen Justiz- und Gerichtsverfassung gebildet, dass man heut zu Tage, unter veränderten Umständen, mit *Glück* (Erläut. der Pandecten §. 211.) ihre ganze Anwendbarkeit bezweifeln muss.

ARCHIV-WISSENSCHAFT.

Praktische Anleitung zur Systematik und Führung der Registraturen. Von *Jos. Sedlmaier*, Registrator beym K. Baier. General-Landes-Commissariate in Franken. Bamberg und Würzburg, bey Göbhardt, 1807. 8. 119 S. Text, 9¼ Bogen Formulare und Conspecte. (1 Thlr. 8 gr.)

Mit Klagen über die Unordnung, die in den meisten *Registraturen* (Archiven im weitern Sinne) herrsche, beginnend, behauptet der Verf., dass man vorzüglich in unsern Zeiten, „wo man nicht mehr „die Registraturen als todte Acten-Gewölbe betrach„te, sondern als die Seele aller Geschäfte, die eigent„liche Triebfeder der ganzen Staats-Maschine aner„kenne," (wo aber auch ganze Archive zu werthlosem Papiere herabsinken,) das Bedürfniss einer verbesserten Einrichtung lebhaft empfinde. Er verlangt System und Gleichförmigkeit in der Einrichtung, und macht an diese die Forderung, dass Jedermann, der den Plan übersehe oder nur einige Kenntniss von systematischer Geschäfts-Eintheilung besitze, in einem Augenblicke den gesuchten Gegenstand ohne Hülfe eines Registrators finden könne. Diesem Zwecke soll eine gut angelegte *Classen-Registratur* entsprechen. Die wesentlichen Erfordernisse derselben sind ihm Ausscheidung ihrer Bestandtheile in *Classen* und Eintheilung der letztern in *Sectionen*; Jene wird als die Absonderung der Haupttheile des Universums unter einander oder als Herstellung jedes einzelnen Zweiges im Ganzen bezeichnet. Er gibt sodann Anleitung zur Einrichtung der Registratur einer *Landes-Administrations-Stelle*, eines *Landgerichts* und eines *Rentamts*, setzt die Classen und Sectionen mit einer Ausführlichkeit, die unter den Staats-Einnahmen selbst *Bannwein* und *Trockenboden-Gelder* nicht vergisst, aus einander, und stellt sie überdiess in Conspecten dar. Die letzten 10 Seiten des Textes füllen Bemerkungen über die Einrichtung eines Geschäftsbuchs, in welches die einkommenden und ausgegebenen Actenstücke eingetragen werden, über die Anlegung eines Repertoriums und über die Repositur-Schränke selbst. Auch hier macht der Verf. seine Vorschläge durch Formulare anschaulich, und überall sind Fleiss und Nachdenken desselben unverkennbar. Vorzüglich empfiehlt sich die Bemerkung, dass alle Registraturen eines Landes im Ganzen gleichförmig eingerichtet seyn sollten, durch ihren praktischen Werth. Dessen ungeachtet vermisst Rec. in dem angezeigten Werke, das nach S. 2. zunächst für die Baierschen Staaten bestimmt ist, eine umfassende Kenntniss aller verschiedenen Geschäftszweige, eine gerechte, genau abwägende Würdigung und eine durchgehende logisch richtige Eintheilung derselben; auch zeigt sich häufig Mangel an juristischen Kenntnissen und an Erfahrung im Mechanischen des Registraturwesens, nicht zu gedenken, dass der Verf. nirgends deutlich sagt, ob seine Vorschläge den *alten* od. den *Current-Registraturen* gelten. Es ist gleich Anfangs eine unausführbare Idee, die Bestandtheile einer Registratur systematisch ordnen, und doch mit Classen und Sectionen ausreichen zu wollen. Diess fühlt der Verf. selbst, und nimmt in der Anleitung zur Einrichtung bestimmter Archive noch Haupt- und Unterabtheilungen an, durch welche die Classen in auf einander folgenden Nummern fortlaufen. Aber dann hätte er ja eben so gut lauter Sectionen machen können, und man hätte dabey noch obendrein den Vortheil, dass man nicht doppelte Nummern, nicht die der Classen, zu merken brauchte! Nächstdem ist für das ganze Personenrecht, für Vormundschafts-, Concurs- und Verlassenschaftssachen, für sogenannte fleischliche Verbrechen, und für viele andere Gegenstände weder eine Classe noch eine Section ausgeworfen; in der Registratur einer Landes-Administrativ-Stelle sollen staatsrechtliche, Justiz- und Polizey-Gegenstände zusammen nur Eine, die erste Hauptabtheilung, Staatswirthschaft die zweyte ausmachen. Die Militair-Wohlthätigkeits-Polizey nimmt S. 22 eine Classe, die allgemeine Wohlthätigkeits-Polizey nur eine Section ein. Die Nacht- und Fremden-Polizey soll nach S. 13 blos die Personen schützen. Die Staatswirthschafts-Polizey zerfällt S. 44 in folgende sonderbare Sectionen: Landwirthschafts-, Stadtwirthschafts-, Hauswirthschafts- und Viehzucht-Polizey. In der der Criminal-Justiz gewidmeten Classe stehen S. 10 Verletzungen der Personen in der ersten Section und das Majestäts-Verbrechen oben an: dagegen werden Staats-Verbrechen, und namentlich falsche Münze, in die zweyte den Verletzungen des Eigenthums angewiesene Section gebracht. Die erste Section der Civil-Justiz befasst sich mit Grund und Boden, z. B. mit *Servituten*, die zweyte mit *Gerechtigkeiten*. Die Repositur-Schränke sollen 4 Fuss breit, 1 Fuss 4 Zoll tief und 2 Fuss hoch seyn, und 8 Fächer enthalten, da es doch am Tage liegt, dass weder diese Tiefe noch diese Breite für Papier von nur mittelmässigem Formate hinreiche, wenn anders nicht die äussern Ränder leiden sollen. Diese Schränke, von denen Einer für jede Section bestimmt wird, sollen so viele

Digitized by Google

Reihen, als Classen sind, bilden, so würden also blos in der Registratur einer Landes-Administrativ-Stelle 58 Reihen und 286 Schränke ihren Platz verlangen. Ein ungeheures Locale, und dennoch würden viele Acten nicht untergebracht werden können. Wie sollen z. B. die 9 Schränke, welche nach der Zahl der S. 40 gemachten Sectionen auf die beyden Classen der Justiz kommen, die bey einer Landes-Administrativ-Stelle nur in Einem Jahre sich anhäufenden Acten fassen?

GEBURTSHÜLFE.

Notizen zur Culturgeschichte der Geburtshülfe in dem Herzogthum Braunschweig von *A. F. Holde*, d. H. K. D. Braunsch. Hofrath (e) und Leibarzt (e), öffentl. Lehrer der Geburtshülfe an dem anatomisch, chirurgischen Institute zu Braunschweig und Director der Entbindungsanstalt daselbst, ordentl. Assessor des Obersanitäts-Collegii für das Herzogthum Braunschweig und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erfurt, b. Hennings. 1807. 8. XVI. und 364 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Die Geschichte der Geburtshülfe von einem Lande, das schon seit vielen Jahren so glücklich war, die einsichtsvollesten, edelsten und auch für das physische Wohlergehn ihrer getreuen Unterthanen huldreich sorgenden Fürsten zu verehren, scheint zu Folge der Vorerinnerung dem Verf. ein der nähern Untersuchung würdiger Gegenstand zu seyn; daher er denn die angezeigte Arbeit übernahm. Rec. möchte den Nutzen der Geschichte der Geburtshülfe auf alle Länder ausgedehnt wissen, und vorzüglich auf diejenigen, wo dieser Zweig der Medicin noch sehr unvollständig und schlecht beschaffen ist. Seine Gründe davon sind diese: gewöhnlich sind in cultivirten Staaten die Fürsten nicht diejenigen, denen die Vernachlässigung der medicinischen Polizey und so auch der Geburtshülfe beygemessen werden kann; denn welcher Fürst würde sein Land so wenig lieben und überhaupt so gegen seinen Nutzen handeln? Mehrere der Untergebenen schenken diesem Zweige der Staatsverwaltung nicht die gehörige Aufmerksamkeit oder hintertreiben wohl aus mancherley Ursachen die von Andern gemachten Verbesserungsvorschläge und Verordnungen. Diese, so wie die Beförderer des Guten, lehrt eine mit gehöriger Freymüthigkeit entworfene Geschichte kennen und gehörig würdigen. Eine solche Geschichte stellt aber auch noch überdies den Zustand der Geburtshülfe und die Mangel derselben dar, und wird in so fern ein wichtiger Beytrag zur Verbesserung derselben. Dass übrigens die Geschichte der Geburtshülfe von solchen Ländern, in welchen sie besser beschaffen ist, auch ihren Nutzen hat, wird wohl Niemand bezweifeln. Erstlich wird man die Männer gehörig kennen lernen, die zur Verbesserung derselben das ihrige beytrugen, zweytens wird man die zweckmässigen und guten Veranstaltungen und Verordnungen an andern Orten zur Nachahmung benutzen können. Rec. geht indess zur Anzeige des Buches selbst über.

Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte, wovon der erste *Beyträge zur Geschichte des Hebammenwesens in dem Herzogthum Braunschweig* liefert, welche mit dem Jahre 1686 beginnen und bis auf unsere Zeiten fortgeführt sind. Es leidet dieser gut gerathene und eine leichte Uebersicht gewährende Abschnitt keinen Auszug, vorzüglich wegen der vielen mit abgedruckten fürstlichen Verordnungen und Instructionen, welche den Fürsten zur grössten Ehre gereichen, aber immer eine gewisse Saumseligkeit des Collegii medici darstellen. Das Hebammenwesen ergibt sich aus diesem Abschnitte durch das ganze Braunschweigische Land fast unter aller Kritik, und hat nur erst vor kurzem angefangen, besser zu werden. Rec. wunderte sich nicht wenig, in Braunschweig, so wie an seinem Wohnorte, den ordentlichen Hebammen Gehülfinnen unter dem Namen von Wärmefrauen (beym Rec. heissen sie Beyweiber) beygegeben zu finden, da diese Einrichtung nach des Rec. Erfahrung die schlechte Bestellung des Hebammenwesens in einem hohen Grade beurkundet. Der zweyte Abschnitt enthält *die Geschichte der Entbindungsanstalt in Braunschweig*, in welchem der Leser eben die Sorglalt der Fürsten für ihr Land, aber auch dieselbe Saumseligkeit und Schläfrigkeit des Collegii medici findet, wie im vorhergehenden Abschnitte. Auch die Einrichtung der Entbindungsanstalt war seit langer Zeit der Beschaffenheit des Hebammenwesens im Braunschweigischen ganz gleich, und nur erst seitdem Wiedemann und der Verf. diese Anstalt übernahmen, wurde dieselbe einigermassen verbessert; indessen ist noch vieles zu wünschen übrig geblieben, obgleich beyde Männer, vorzüglich aber Hr. Nolde viel Fleiss und Mühe auf die bessere Einrichtung dieser Anstalt verwendet haben, wobey sie freylich durch die Gnade und Milde ihres Fürsten sehr unterstützt wurden. Am Ende dieses Abschnittes hat Hr. N. die *Gedanken über die zweckmässigste Einrichtung und Benutzung öffentlicher Entbindungsanstalten* beygefügt, die er beym Antritte seiner Lehrerstelle in Braunschweig 1806 herausgab, und die vielleicht in den Händen der meisten Leser sind. Dem Rec. war das Vorkommen dieser Abhandlung in dem eben angezeigten Buche nicht wenig unangenehm, da er die Abhandlung selbst, wie sie im Jahre 1806 erschien, und wie wir sie im 147sten Stücke unserer Zeitung den 14ten November desselben Jahres auch angezeigt haben, schon besass. Es musste diess um so mehr der Fall seyn, da er eine ähnliche Abhandlung „*Ueber Zweck u. Organisation der Klinik in einer Entbindungsanstal.* v. D. *Elias v. Siebold*“ auch zweymal, einmal für sich und einmal in der Lucina gekauft hatte. Rec. hält es für seine Pflicht, dergleichen literärische Veruntreuungen so scharf als möglich zu rügen und die Leser dieser Zeitung vorzüglich darauf aufmerksam zu machen. Hr N. meynt zwar, die angezeigte Abhandlung wäre nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen, was Rec.

Digitized by Google

indessen nicht bestätigen kann, da er dieselbe von seinem Buchhändler, ohne dass dieser sie zu verschreiben nöthig hatte, erhielt. Und woher hatten sie denn die Recensenten, die doch ein billiges Urtheil über Hrn. N. fällten? — Den Gedanken folgen vom Verf. gethane und zweckmässige Vorschläge zur Verbesserung der Entbindungsanstalt, nachdem er von seinem Fürsten dazu aufgefordert worden war. Endlich fasst der dritte Abschnitt eine *Uebersicht der Vorfälle in der Entbindungsanstalt zu Braunschweig vom 19ten März bis zu dem Ende des Jahres* 1806 in sich, bey welcher Rec. nichts zu erinnern hat, als Kleinigkeiten. Er wundert sich nämlich, dass Hr. Nolde als Spitalarzt fast jeder Medicinbereitung eine Unze Saft zusetzt, die im Ganzen zu Nichts dient, als zur Vertheurung der Mittel. Rec. verordnet bey einer ziemlich starken Praxis das ganze Jahr hindurch nicht so viel Saft, als Hr. N. in drey Viertel Jahren und allein im Gebärhause gethan hat. Endlich sieht Rec. nicht ein, warum Herr Nolde bey dem jetzigen Reichthum an zweckmässigen Geburtszangen und bey dem genannten Kopfstande gerade die Osiandersche Zange wählte. Wäre es nicht besser, wenn eine kleinere und besser zu handhabende Zange gewählt worden wäre, da Hr. N. diese Entbindungen als Lehrer machte?

Ob die vom Verf. angeführten historischen Data richtig oder unrichtig sind, kann Rec. nicht entscheiden, indess ist Rec. nicht geneigt, in Hrn. N's Worte einigen Zweifel zu setzen, vielmehr möchte er behaupten, dass der Verf. sowohl in dieser als in seinen frühern Schriften allen möglichen Glauben verdient, indem er sich nie anders als einen Freund der Wahrheit und als einen Mann von gründlicher Gelehrsamkeit gezeigt hat.

B I O G R A P H I E.

Der Biograph. Fünften Bandes drittes, viertes Stück. Sechsten Bandes erstes bis *drittes Stück.* Halle, Waisenhausbuchh. 1806 u. 1807. (2 Thl. 9 gr.)

Nach den letzten im 18. St. d. J. S. 287 ff. angezeigten Stücken dieser sich immer gleich bleibenden Sammlung zweckmässig abgefasster und lehrreicher Lebensbeschreibungen, folgen diese neuesten Stücke, deren Inhalt wir anzuzeigen haben. Das *dritte* Stück des 5. B. enthält zwar nur zwey Biographien, aber von Männern, die auf verschiedene Weise sehr ausgezeichnet sind, *Benedict von Spinoza* (geb. d. 24. Nov. 1632., gest. 21. Febr. 1677.) von Hrn. Pred. *Schaller* in Magdeburg, und, dem *Herzog von Alba*, vom Hrn. Pred. *Ludewig* zu Kloster Marienberg vor Helmstädt. Der Verf. der erstern begnügt sich nur das Leben und die Schicksale eines Mannes zu erzählen, von dem er folgende Schilderung entwirft: „Was Spinoza zu einem der ersten Männer der neuern Zeit gemacht hat, waren seine ausgezeichneten Geisteskräfte. Ein Scharfsinn, dem auch die feinsten Distinctionen nicht entgehen; ein tiefergründender Blick, der die Wahrheit bis zu ihren ersten Quellen verfolgt; ein Verstand, der die längste Reihe von Schlüssen mit Leichtigkeit übersieht, und mit der strengsten Consequenz von einem Satze zum andern steigt; setzen ihn unter die ersten Namen im letzten Jahrhunderte. Dadurch wurde er der Urheber eines Systems in der Philosophie, was wenigstens von Seiten der Bündigkeit einzig dasteht. Widerlegt ist es noch nicht, und wird es auch wohl nicht werden. Alles, was geschehen konnte, hat der grösste Kritiker unserer Zeit, *Kant*, gethan, indem er erwiesen, dass es den Kräften unsers Geistes nicht vergönnt ist, in dem Gebiete der so weit über der Erfahrung liegenden Gegenstände zur wirklichen Erkenntniss zu gelangen, und dass also bey aller Richtigkeit der Schlussfolge in Spinoza's System, sobald man die ersten Grundsätze zugibt, es für uns nicht praktisch überzeugend werden kann, indem es das blos Denkbare mit dem Erkennbaren verwechselt." Die Veranlassung, die er frühzeitig zu zweifeln bekam, ist gut entwickelt; aber die Darstellung der Hauptsätze seines Systems ist unbefriedigend, und das Verzeichniss der zu vergleichenden Schriften mangelhaft. Die neueste Ausgabe seiner Werke von Paulus 1802, die vom Hrn. von Murr bekannt gemachten handschr. Zusätze, die Uebers. der theol. phil. Abhandlungen von Conz 1805, eine frühere 1804 fehlen. Bey der zweyten Biographie liegt eine französ. 1699 zu Paris herausgekommene Geschichte des Herzogs zum Grunde, doch ist Hr. L. dem Verf. derselben nicht ohne Prüfung gefolgt. Wohl hätte er auch die Schreibart mancher Namen, z. B. S. 352 berichtigen sollen. Ueberhaupt aber waren wohl noch die grössern histor. Werke zu Rathe zu ziehen.

Das *vierte* Stück enthält vier Biographien, zwey von Hrn. M. *Aehe*, Pred. zu Crumpa, und zwey vom Hrn. Pred. M. *Niemeyer* zu Dedeleben verfasst. Die beyden ersten sind: S. 401 *Curt Christoph* Graf von *Schwerin* (geb. 26. Oct. 1684, fiel in der Schlacht bey Prag 6. May 1757) und S. 465 *Hans Carl von Winterfeld* (geb. 1709, wurde 7. Sept. 1757 tödlich verwundet, und starb mit Fassung und Resignation). Die Thaten und der Heldenmuth beyder werden mit Lebhaftigkeit geschildert. Die beyden andern sind: S. 430 *Alonso de Ojeda*, als Gegenstück zu Colombo († 1510), „ein kühner Ritter, der, wo ihn fremde Weisheit leitete, bey allen Unternehmungen das Glück auf seiner Seite hatte, der aber, als er sich selbst überlassen war, durch unüberlegte Wagstücke einen schnellen Untergang fand," und, S. 484 *Victor Nunez de Balboa*, geb. 1475, enthauptet 1517, der Entdecker des Südmeers. „Die Geschichte, schliesst Hr. Niem. sehr schön, gegen deren Gericht kein Bösewicht, gekrönt oder nicht gekrönt, sichern Schutz finden kann, brandmarkt beyde Buben, *Pedrarias* und *Enciso* mit ewiger Schande, und schmückt den unschuldigen, grossen, unglücklichen Balboa mit unverwelklichen Kränzen."

Das *erste Stück* des *fünften Bandes* eröffnet *Iuliane Francisca von Buchwald*, geborne Freyin von Neuenstein (geboren 1707, gestorben 1789) von H. R. G. Denn ob es gleich der Plan dieser Samm-

Digitized by Google

lung von *Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte*, für Freunde histor. Wahrheit und Menschenkunde (wie der vollständige Titel lautet) war, das Leben denkwürdiger Männer, die ihr Verdienst um den Staat, um das Vaterland, um die Wissenschaften, oder sonderbare Schicksale auf irgend eine Art ausgezeichnet hatten, aufzustellen, so wollte man doch auch von Zeit zu Zeit an denkwürdige Frauen erinnern, die nicht weniger im Andenken zu bleiben verdienen, sobald sie den engeren Kreis, den ihr Geschlecht ihnen anwies, würdig ausgefüllt haben. Die Einfachheit ihres Lebens, der ruhige Gang ihrer Begebenheiten, die Reihe wohlabgemessener und nach einem Ziele hinstrebender Handlungen, hat (bemerkt der ungenannte Verf. sehr richtig) für den philosoph. Beobachter oft mehr Interesse als ungewöhnliche Schicksale und auffallende Ereignisse. Und in dieser Rücksicht verdiente gewiss die hier so treflich geschilderte Frau, welche der Achtung des sachsen-gothaischen Hofes und des grossen Friedrichs werth war, im späten Alter noch Ideal einer liebenswürdigen Matrone, ihren Platz. Bescheidenheit erlaubte ihr nicht als Schriftstellerin aufzutreten, aber unter ihren gelehrten Zeitgenossinnen nimmt sie einen vorzüglichen Platz ein. *Dalberg's* und *Gotter's* Gedächtnissschriften auf sie sind stark benutzt. S. 35 *Carl Bonnet* (geb. zu Genf 13. März 1720. gest. 20. May 1793) von Hrn. Past. M. *Nebe* (nach Tremblay's Biographie und Saussüre's Lobrede), der die sehr richtigen Bemerkungen vorausschickt, aus welchen Bonnet's Leben insbesondere zu betrachten ist, dass zwar das Leben eines Gelehrten oft an *äussern* Abwechselungen gar nicht reich ist, aber durch *innere* fortgesetzte Wirksamkeit für den Beobachter um so viel anziehender wird, je mehr es ein *innerliches*, besonnenes, geistiglebendiges Leben ist, das durch den Einfluss auf die Cultur der Zeitgenossen selbst den Charakter eines öffentlichen Lebens erhält, und durch den Conflict der männlichen Geisteskraft mit Körperschwäche noch an Interesse gewinnt. Die schriftsteller. Laufbahn B's ist lehrreich dargestellt, und bey seinem letzten Werke, über die Palingenesie, auch des Streits mit Mendelssohn gedacht, den Lavater's Zudringlichkeit veranlasste. S. 59 D. *Joh. Zacharias Platner* (geb. 1694, gest. 19. Dec. 1747) nach Ernesti, von *H. D. W.*, eine sehr einfach und kunstlos geschriebene Biographie, die aber die eigenthumlichen Verdienste P's hervorhebt, so weit es für die allgemeine Belehrung nöthig ist. S. 77 *Peter Aretino* (geb. 1492, gest. 1556) nach dem Italien. von *E. U.* Die Schilderung eines Mannes, der sich selbst die Geissel der Fürsten nannte, aber einen schlechten Charakter hatte, stolz, wenn man sich vor ihm schmiegte, demüthig bis zum Kriechen, wenn man ihm drohte, gewinnsüchtig und erkäuflich war, konnte freylich nicht mit Lust ausgeführt werden. S. 95 *Ludwig Racine* (geb. 1692, gest. 1763) von H. F. A., eine zu kurze und daher unbefriedigende Beographie.

II. Stück: S. 117 *Leopold*, Fürst von Anhalt-Dessau (geb. 1676, gest. 1746) vom Hrn. Feldpred. *Spicker* in Halle; eine wohlausgeführte, interessante Biographie des Helden, der in 29 Schlachten mitkämpfte, und 27 Belagerungen beywohnte, aber freylich meist nur durch kriegerischen Sinn u. Derbheit des Charakters sich auszeichnete, nicht immer die Gesetze strenger Gerechtigkeit befolgte, und mehr Furcht als Liebe einzuflössen wusste. Der Vf. hätte überall, besonders bey manchen Anekdoten, doch seine Gewährsmänner nennen sollen. S. 165 *Joh. Phil. Baratier* (geb. 1721, gest. 1740), ein frühzeitiger Gelehrter, theils aus seines Vaters Nachrichten, theils nach Formey's Biographie, von einem Ungen. genau geschildert. Aus seinem literar. Nachtrage ergab sich, dass es keine Wissenschaft, die Medicin ausgenommen, für welche sich B. nie interessirte, gab, in welcher er nicht einmal gearbeitet hätte. Fast überall bahnte er sich eigne Wege und bildete neue Systeme. „Hätten wir, sagt der Vf., noch genauere psychologische Beobachtungen über ihn, so würde das Gemälde vollendeter seyn können." S. 203 *Richard Savage* von D. *Sam. Johnson*. Die mehrmals gedruckte engl. Lebensbeschreibung ist vom Hrn. Hofr. *Eschenburg* für die gegenwärtige Bestimmung etwas abgekürzt worden, ohne dadurch an ihrem Belehrenden und Unterhaltenden etwas zu verlieren. Aber sie konnte doch in diesem Stück nicht vollendet werden. Der Schluss steht in dem

III. Stücke S. 243—326. Die Schicksale des Mannes, der als Dichter und Satyriker so ausgezeichnet ist, sind eben so sonderbar, wie seine ganze Lebensweise, und über beydes gibt der Vf. die vollsten Aufschlüsse, so wie er auch keinen Zug seines Charakters leicht übergeht, oder sich einer Partheylichkeit schuldig macht. Nur noch eine Biographie füllt diess Stück, das von einem Ungenanten ausgearbeitete Leben der Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von *Lamballe* (geb. 1749), die bekanntlich 1793 auf schreckliche Art ermordet wurde. Es ist durch die Ausführlichkeit und die Schönheit des Gemäldes der Prinzessin in allen ihren Lagen sehr interessant, durch die Ausmahlung tragischer Situationen rührend. Möchte der Vf. nur auch an seinem Styl gehörig gefeilt haben. So heisst es S. 364 „möchten es doch die Höfe allein seyn, *wo* man Theaterscenen aufführt, *wo* die natürlichsten Empfindungen sprechen sollten." Auch hier vermisst man die Anzeige der Quellen.

Dass jedem Stücke, mit Ausschluss des letzten, ein Theil des vollständigen Nekrologs des neunzehnten Jahrhunderts, und einigen eine Uebersicht des literar. Zuwachses an allgemeinen biograph. Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen beygefügt ist, stimmt mit der Einrichtung der frühern Stücke überein. Die Uebersicht schränkt sich auf die Bücheritel ein, der Nekrolog ist zum Theil ausführlicher und lehrreicher.

Nelson's Leben nach dem Englischen des John Charnock. Zweyter Theil. Bremen und Aurich, bey Müller. 1807. 8. VI. 474 S.

Der erste Theil enthielt schon die eigentliche

Digitized by Google

Lebensbeschreibung des grossen englischen Seehelden (s. St. 63. S. 1005). Im gegenwärtigen befinden sich meist nur zur Erläuterung derselben dienende Aufsätze. Statt der im Original zu Anfang stehenden Nachricht von dem Leichencerimoniel, wie es vorgeschrieben war, hat der Uebersetzer die Beschreibung dieses Leichenbegängnisses, wie es wirklich existirte, aus dem 8ten Hefte des 8ten Jahrg. der Zeitschrift, London und Paris, aufgenommen. S. 27 folgen sodann *Nelson's Briefe an seinen Freund, Will. Locker*, ehemal. Gouverneur-Lieut. des Hosp. zu Greenwich, zur Erläuterung verschiedener Ereignisse im Leben des Helden. Es sind 49 Briefe von 1777 bis 1799 geschrieben, die aber doch nicht bloss die öffentlichen und grössern Vorfälle angehen. Von S. 153—271 lieset man die kurzen biographischen Nachrichten von (19) berühmten Männern, die in N's Leben als Nebenpersonen vorkommen, nämlich: Capit. Moritz Suckling, Capt. Constantin John Phipps, nachher. Lord Mulgrave, Capt. Georg Farmer, Adm. Sir Edw. Hughes, Capt. Mark Robinson, Capt., zuletzt Gouv.-Lieut. zu Greenwich, Wm. Locker, Adm. Sir Peter Parker, Adm. Wm. Cornwallis, Adm. Samuel Lord Viscount Hood, Adm. Lord Hotham, Sir John Jervis, nachher Graf v. St. Vincent, Admiral, Capt. Sir Edw. Berry. Adm. Sir Hyde Parker, Adm. Sir Thom. Graves, Capt. Sir Thom. Boulden Thompson, Capit. Edw. Riou, Capit. Sir Fred. Thesiger, Capit. Blackwood, Viceadm. Lord Collingwood. Nicht nur von ihrer Abkunft und gewöhnlichen Begebenheiten, sondern auch von ihrer kriegerischen Laufbahn werden Nachrichten gegeben, die um so viel schätzbarer sind, je mehr man auf ihre Zuverlässigkeit rechnen darf. Auch ihre Depeschen und Berichte von Schlachten sind mitgetheilt. Der letzte Abschnitt S. 275 ff. enthält Urkunden und Bemerkungen zu N's Leben. Von den 26 Nummern, in die sie abgetheilt sind, erwähnen wir nur die wichtigern. S. 277 des Capt. Nelson Brief an den Adm. Hotham, wegen der in den Bayen von Alassio und Languilia genommenen Schiffe, vom 27. Aug. 1795 nebst der Liste der am 26. Aug. genommenen feindlichen Schiffe. S. 281. Nähere Umstände der fehlgeschlagenen Unternehmung auf Santa Cruz, wobey Nelson den rechten Arm verlor, und von seinem Stiefsohn dem Lieut. *Nesbit* dem Tode entrissen wurde. S. 287. Nelson's Bittschrift an den König um eine Pension, wobey er eine Uebersicht seiner Thaten bis zu der Zeit, als er den rechten Arm einbüsste, geben musste. S. 289. Bericht eines franz. Officiers (von hohem Range) über die Schlacht bey Abukir. Aufrichtiger, sagt der Vf., als franz. Berichte in ähnlichen Fällen zu seyn pflegen; aber die Quelle, woher er genommen, hätte genannt werden sollen, so wie bey dem folgenden franz. Berichte S. 301 Denon's Werk uber Aegypten als Quelle angegeben ist. S. 305 Nelson's Bericht an den engl. Gouv. zu Bombay in Ostindien über den bey Abukir erfochtenen Sieg. (Er ist viel zu kurz u. daher unbefriedigend.) S. 312 Beschreibung verschiedener zum Andenken des Siegs am Nil geschlagenen Medaillen. S. 315 wird die Auszeichnung, die N. sowohl vom Grossultan, durch das Geschenk einer Diamant-Aigrette u. eines Zobelpelzes, als in England, durch Erweiterung seiner Wappen und Titel erhielt, beschrieben. S. 320. Die Bemerkung eines engl. Gelehrten über die Bedeutung des (griech.) Worts *Bronte*, des Namens des Herzogthums, das der Kön. v. Sicilien dem N. schenkte, und N's. Antwort darauf ist ziemlich unbedeutend. S. 323 Urkunden zur Geschichte der unter N's. Leitung erfolgten Wiedereroberung der Insel Gozo (die Capitulationsartikel vom engl. Capt. Alex. John Ball, und dem franz. Lieut.-Colonel Lockey am 28. Oct. unterzeichnet, findet man S. 326). S. 328 Urkunden zur Gesch. der unter N's. Leitung erfolgten Wiedereroberung des Kön. v. Neapel. S. 332 Berichte über die Wegnahme des aus der Schlacht bey Abukir entkommenen franz. Linienschiffs, Le Genereux, und (S. 339) eines zweyten aus derselben Schlacht entkommenen, Guil. Tell (1800). S. 345 Belege zur Gesch. der Seeschlacht bey Kopenhagen, am 2. Apr. 1801. (engl. Berichte über den Durchgang der Flotte durch den Sund, über die Schlacht selbst, Correspondenz zwischen Nelson und dem dän. Kronprinz über den Waffenstillstand; sehr ausführliche Beschreibung der Schlacht durch einen dän. Privatmann, der Augenzeuge war; Schreiben des kön. dän. Commerzcoll. zu Kopenhagen an die dän. Consuls zu Leith in Schottland über die gedachte Schlacht; ein engl. Privatbericht über diese Schlacht von einem Augenzeugen; officieller Bericht des dän. Oberbefehlshabers, Olfert Fischer an den Kronprinzen in Betref dieser Schlacht, Angabe der dän. Seemacht, die der engl. Flotte entgegengestellt wurde, aus einem dän. Flugblatte, Waffenstillstandstractat vom 23. Apr. 1801. — Da diese Actenstücke meist besonders gedruckt u. übersetzt sind, so konnte hier vieles abgekürzt werden). S. 418 Urkunden zur Geschichte der fehlgeschlagenen Unternehmungen des Lords Nelson auf die franz. Flottille bey Boulogne (engl. und franz. Berichte). S. 440 Nelson's Rede im Oberhause des engl. Parlaments am 21. Dec. 1802 in Beziehung auf eine Bill, wegen Ernennung einer Commission zu Untersuchung verschiedener Misbräuche im Seedepartement. S. 445 Beschreibung eines kleinen Scharmützels zwischen N's. Geschwader und einer Abtheilung der franz. Flotte, auf der Höhe von Toulon am 3. Mai 1804. S. 449 Zur Gesch. der Schlacht bey Trafalgar am 23. Oct. 1805. Eine unverbürgte Aeusserung N's. gegen einen Freund, ehe er das Commando übernahm, wird zuvörderst mitgetheilt. Sie schien eine Ahnung des ihm bevorstehenden Schicksals zu enthalten. Darauf folgen der von ihm entworfene Angriffsplan, Auszüge aus dem Journal des kön. Schiffs Victory, und aus der Chronik von Gibraltar (einem dasigen Zeitungsblatte). In den letztern wird die grosse, ausharrende Tapferkeit und Standhaftigkeit der Spanier und vornemlich die Menschlichkeit gerühmt, mit welcher sie die Schiffsbrüchigen retteten, die Gefangenen und an ihre Küste Verschlagenen behandelten. Inzwischen wird die engl. Menschlichkeit zu rühmen nicht vergessen. Sonst findet man noch manche umständliche Nachrichten von Nelson's letzten Augenblicken darin. — Man hat also hier das Meiste, was zur neuesten Zeitgeschichte, in so fern Nelson dabey thätig war, gehört, beysammen. Die Uebersetzung ist, wie vom 1. Theile, mit Fleiss und Einsicht gemacht.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

135. *Stück, den* 26. *October* 1807.

MEDICIN.

Neues Archiv für medicinische Erfahrung. Herausgegeben von *Ernst Horn*, königl. preuss. Hofrathe (jetzt in Berlin). I. II. III. Bandes erstes Heft. Berlin, bey Oehmigke d. j. 1805 — 6. 8. (Des Archivs für medicinische Erfahrung, 7ter, 8ter u. 9ter Band.) (7 Thlr. 12 gr.)

Der Herr Herausgeber dieses Archivs hat sich durch Bearbeitung der Erregungstheorie, bey der er sich als ein talentvoller Mann zeigte, frühzeitig einen Namen gemacht. Man kann jedoch nicht sagen, dass er um die Ausbildung dieser Theorie Verdienst habe; mehr hat er zur Verbreitung derselben beygetragen. Als die Theorie, welcher er seine ganze Celebrität verdankte, ins Sinken kam, war man aufmerksam, ob er seine Ueberzeugung ändern würde, oder nicht, und ob er im letztern Falle als Vertheidiger der Brownisch-Röschlaubschen Lehre auftreten werde. Seinen neuesten Schriften und Aeusserungen nach scheint er von den durch Schelling und seine Schule begonnenen Veränderungen in der medicinischen Theorie gar keine Notiz nehmen und der Erregungstheorie fortwährend so anhängen zu wollen, als wäre sie unangefochten geblieben. Auch diess Archiv ist hauptsächlich nur der im Geiste der Erregungstheorie gemachten Erfahrung gewidmet, und bleibt bey der Veränderung seines Titels ganz so, wie es vorher war, nur dass nach der Absicht des Hrn. Herausgebers, welcher die Zeitereignisse jedoch leicht ein Hinderniss geben dürften, die Hefte schneller auf einander folgen sollen. Die vorliegenden fünf Hefte enthalten manchen schätzbaren Aufsatz, deren Anzeige hier folgt.

Besser konnte der Hr. Herausgeber sein neues Archiv nicht eröffnen, als mit einem Aufsatze des zu früh entrissenen *Thomann*, dessen Name schon seinen Nachlass interessant macht. Er enthält die Geschichte einer Darmgicht von einer verengten Stelle des Grimmdarms, nebst der Leichenöffnung, und einen Vorschlag zur möglichen Heilung derselben. Dieser Vorschlag bezieht sich auf die Anwendung der Mazzonischen Spritze, die neuerlich Palleta wieder empfohlen hat, nachdem sie lange ungenützt geblieben war. Sie hat die Einrichtung, dass man mittelst derselben so lange fortfahren kann, Flüssigkeiten einzuspritzen, als man will; man kann also die Därme sehr durch sie ausdehnen. Der Vf. hat sie nicht selbst angewendet. Rec. hat verengte Stellen im Grimmdarm bey Leichenöffnungen allemal skirrhös gefunden, wo er Gelegenheit hatte, sie zu sehen, zweifelt also an dem Nutzen dieser Spritze. Viel sanfter würden die Därme durch Einspritzung solcher Flüssigkeiten ausgedehnt werden, aus welchen sich in der Wärme des Darmkanals eine gasförmige Flüssigkeit entwickelte. — III. Beobachtung eines Typhus mit einer beträchtlichen Hämorrhagie der Lungen und einem Auswurf polypöser Concremente, vom Hofrath Sternberg (jetzt in Marburg), nebst einer Vorerinnerung des Herausg. Ein Kranker von 28 Jahren, dessen Lungen durch Metalldämpfe sehr gelitten hatten, erkrankte allmählig, ward nach einer in Angst über sein krankes Kind schlaflos zugebrachten Nacht vom Fieber befallen, das unter Symptomen von grosser Schwäche verlief, aber keine ausgezeichnete Affection der Brust verrieth, mit Nasenbluten begleitet war, bey aller reizenden Behandlung sich verschlimmerte und endlich nach einem heftigen Anfall von Hämoptysis am siebenten Tage sich plötzlich zur Besserung entschied. — Verfasser und Herausgeber stellen Betrachtungen darüber an, dass dieser Fall den Sätzen der Erregungstheorie schnurstracks widerspricht. Den Sätzen der Vor-Brownschen Medicin widerspricht er nicht: sie lehrte, dass vor grossen Ausleerungen im Verlauf der Fieber allemal sehr ängstliche Symptome vorherzugehen pflegen. — Jackson liess den Kranken am gelben Fieber, die unter denselben Symptomen da lagen, zur Ader, und rettete sie dadurch. — Die Symptome sind trüglich, und die Gelegenheitsursache der Krankheit als bestimmend für den Heilplan zu nehmen, noch trüglicher. Man muss, wie Stoll sagte, auf den Charakter der Epidemie, auf den Gang der Krankheit, und auf den Zusammenhang der Symptome achten, und dann wird man die Wirkungen eines vorhandenen hetero-

Digitized by Google

genen Reizes von den Zeichen des verletzten Kräfteverhältnisses unterscheiden. IV. *Merkwürdiges Beyspiel von der heilsamen Wirksamkeit einer beharrlichen Anwendung der neueren klinischen Maximen bey Behandlung der mit Desorganisationen im Inneren verbundenen, gemeiniglich tödtlichen Abzehrungen*, von Hrn. D. *Henke* (jetzt in Erlangen). *Nebst Anmerkungen und Zusätzen vom Herausg.* — Der gut und glücklich behandelte Fall einer sogenannten trocknen Schwindsucht mit örtlichem Leiden der Leber ist nur in so fern lehrreich, als auch die örtlichen Lebersymptome durch die reizend-stärkende Heilart gemindert wurden. — V. *Klinische Aphorismen über die Hämorrhoidalkrankheit, vom Herausg.* (im folgenden Hefte fortgesetzt.) Der Hauptzweck dieses Aufsatzes ist, zu zeigen, dass die Hämorrhoiden nie zum „Normale" des menschlichen Organismus gehören, sondern allemal krankhaft sind. Sollte jemand im Ernste daran gezweifelt haben? Relativ sind sie beneficium naturae, in so fern sie bey gewissen Unterleibskrankheiten, wenn Blut wirklich ausgeleert wird, Erleichterung bewirken. Relativ sind sie beneficium naturae dem Flechtenkranken, der im Gesicht oder an den Händen mit Ausschlag oder Geschwür bedeckt ist, und rein wird, wenn er Hämorrhoidalblutfluss bekommt, eben so dem alternden Manne, der in Gefahr der Apoplexie ist und davon frey wird, wenn sein gewohnter Blutfluss erscheint. Also das Resultat der Erfahrung über die Hämorrhoiden ist, dass es Krankheiten gebe, mit denen die Hämorrhoidalkrankheit alternire, und dass dieso den Kranken weniger in seinen übrigen Thätigkeiten hindern, als jene. VI. *Ueber die sogenannten Milchfieber und Kindbetterinnenfieber, von* Dr. *Winiker, Privatdocent in Göttingen.* Des Hrn. Verfassers Meynung ist, dass die Absonderung der Milch mit dem sogenannten Milchfieber nicht in Causalnexus stehe, und seine Gründe sind wichtig. Eines Umstandes hat er nicht gedacht, dass nämlich Erstgebährende selten, Weiber aber, die schon geboren haben, fast allemal von demselben befallen werden. Auch ist es auffallend, dass Mütter schon vor der Entbindung und gleich nach derselben sehr wohl können Milch in den Brüsten gehabt haben, dass diese Theile aber während dieses Fiebers ungemein anschwellen und viel mehr Milch produciren, als vorher, dass aber diese plötzliche Anschwellung der Brüste ausbleibt, wo der Milchschauer nicht erfolgt; man darf aber nicht verschweigen, dass er oft erfolgt, ohne Vermehrung der Milchabsonderung. Was der Hr. Vf. über das Kindbetterinnenfieber sagt, ist nicht befriedigend. Allerdings ist es direct-asthenisch, allerdings ist begreiflich, warum gerade die Eingeweide der Bauchhöhle bey Entbundenen vorzüglich leiden müssen; allein damit erklärt sich nicht das Entstehen des Frieseln, der Hirnaffectionen, des oft epidemischen Vorkommens der Krankheit, während anderemale die atmosphärischen schwächenden Schädlichkeiten diese Wirkung nicht haben, der Verdacht, dass eine Entbundene die andere anstecke, und manche merkwürdige Erscheinung mehr. Nach der Paracentesis im Ascites fällt auch der Druck auf die Baucheingeweide schnell weg, und der Kranke ist da in hohem Grade directer Asthenie; allein die Erscheinungen des Kindbetterinnenfiebers folgen nicht. VII. *Miscellen.* Hr. Geh. R. *Fölze* bezeugt die guten Folgen der Einführung der Grundsätze der Erregungstheorie auf die Praxis in der Charité zu Berlin. Hr. *Schmidt* rühmt den Moschus artificialis, besonders, wenn er einige Jahre alt sey. Rec. kann den künstlichen Moschus nicht rühmen, am wenigsten ihn für gleichwirkend mit dem wirklichen ausgeben. — Hr. *Horlacher* empfiehlt das Terpentinöl bey Verbrennungen, vergisst aber hinzuzusetzen, dass man es ja nicht auf Stellen bringe, die von der Epidermis entblösst sind. Dann folgen Recensionen.

VII. Bds 2tes Heft. VIII. *Ueber die Verbindung der peruvianischen Rinde mit gebrannter Magnesia bey der Infusion. Vom Hrn. Landphys.* D. *Kapp* in Hanau. Ein guter Aufsatz, in welchem diese treffliche Verbindung verdienter Weise empfohlen wird. IX. *Bemerkungen über die häufigsten Krankheiten zu Fürth*, von Dr. *Salbrig*. Die Lungensucht ist daselbst sehr häufig, woran dem Hrn. Verf. ausser der Lage im Sandboden vorzüglich Ansteckung Schuld zu seyn scheint. Sollten nicht die Metalldämpfe aus den vielen Fabriken zu Fürth am meisten anzuklagen seyn? Er selbst führt sie unter den Ursachen der häufigsten Krankheiten auf, unter welchen er auch die Lustseuche nennt. In jeder Fabrikstadt ist viel Armuth mit ihrem unzertrennlichen Gefolge. X. *Bemerkungen über das Wechselfieber und dessen Heilung*, von Dr. *Erdmann*, Prof. in Wittenberg. Ein Versuch, die Erscheinungen des Wechselfiebers nach Principien der Erregungstheorie zu erklären, dessen Unzureichendes der bescheidene und gelehrte Verfasser selbst einsieht. Zuletzt noch ein merkwürdiger Fall eines verlarvten Wechselfiebers, das statt der gewöhnlichen Symptome mit Blödsinn eintrat. XI. *Nachtrag zu der im vorhergehenden Bande des Archivs befindlichen Abhandlung über die Klumpfüsse bey Neugebornen*, von *Demselben*. (Das dabey versprochne Kupfer, worauf alles ankommt, fehlt in des Rec. Exemplare.) XIII. *Eine merkwürdige Desorganisation der Luftröhre, mit tödtlichem Ausgange*, v. D. J. A. *Schmidt* in Neuwied. Eine etwas weitläufig erzählte Krankengeschichte eines 11jährigen Knaben, in dessen Luftröhre man nach dem Tode knollige Auswüchse von gelber Farbe und speckartiger, fast knorplichter Härte fand, welche ihre innere Höhle fast ganz ausfüllten. XIV. *Bemerkungen über die Natur und Behandlung der Hundswuth*, v. D. *Jonas* in Montjoye. Einer der vorzüglichsten Aufsätze dieses Bandes, im folgenden fortgesetzt. Die wahre Wuth entsteht blos beym Hunde, dem Wolf und dem Fuchs, vielleicht auch beym Schakal; allen übrigen Thieren wird sie mitgetheilt. Der Mensch kann zwar von selbst *wasserscheu* werden; allein diess Symptom ist keineswegs von der Wuth ganz unzertrennlich, da sehr häufig wüthende Hunde durch breite

Digitized by Google

Ströme schwimmen. Einen einzigen Fall von ursprünglicher Wuth eines melancholischen Mannes, der seine Gattin mit seinem Speichel ansteckte, (Samml. auserl. Abh. f. prakt. Aerzte, 14 Bd.) erklärt er theils für nicht beweisend genug, theils könne, bey der Gattin, die Einbildungskraft so schrecklich gewirkt haben. (Da dieser Fall der einzige ist, der die ursprüngliche Wuth beym Menschen beweist, so kann auf ihn wenig gerechnet werden, zumal da der Mann melancholisch war, folglich, ohne es anzugeben, wirklich gebissen seyn konnte, wie der Hr. Vf. bemerkt.) Die Ursache der Krankheit ist unbekannt; auffallend ist es jedoch, dass gerade die Thiere, die sie ursprünglich haben, auch bey der grössten Erhitzung nicht schwitzen, sondern dafür geifern. Die Zeichen der Krankheit bey Hunden sind trüglich. Menschen werden weniger leicht angesteckt, als Thiere. Das Gift scheint nur durch Wunden anzustecken. Der Hr. Vf. bezweifelt, dass die Wuth erst Jahre lang nach dem Bisse ausbrechen könne; Rec. sind davon Beweise bekannt, ja sogar ein Fall, wo die Wuth ausbrach, geheilt wurde, und zwey Jahre später noch einmal tödtlich ausbrach. — Sehr viel thut oft die Einbildungskraft in Erregung der Wasserscheu. Hr. Baader (Verf. einer Theorie der Wasserscheue, Frankf. 1792) habe gelehrt, dass das Gift solcher Hunde, die durch Ansteckung wüthend geworden, nicht weiter anstecke. Diess solle man billig genauer untersuchen. — Noch mehrere Vorschläge werden gethan, wie wir durch Versuche zu genauerer Kenntniss dieser Krankheit kommen könnten, und zuletzt wird mit der Behauptung geschlossen, dass das Brennen und starke Bluten der Wunde und innerlich grosse Gaben der Belladonnawurzel auf einmal, in feinem Pulver gereicht, die einzigen bewährten Heilmittel sind. XV. *Ueber die Urinverhaltung der Kindbetterinnen*, von Dr. *Rau* zu Schlitz bey Fulda. Ihre Ursache kann seyn: 1. Atonie der Muskelfieberm der Blase, die häufigsten wegen der leicht möglichen Quetschung beym Durchgang der Frucht. Ausser dem Katheterisiren empfiehlt der Hr. Verf. als das wichtigste innere Mittel den Kampher in grossen Gaben und äusserlich Schwefeläther, auf die Blasengegend getröpfelt. 2. Entzündung der Blase, durch den Schmerz und die Unmöglichkeit des Katheterisirens kenntlich. Ist sie sthenisch, so erfordert sie Aderlässe, Nitrum, ausleerende Klystiere; ist sie asthenisch, die Arnica, vorzüglich aber die Sabina, im Aufguss von ℥vj auf ℥j, alle halbe bis ganze Stunden zu einem Esslöffel. 3. Krampf, der sich durch die Remissionen des Uebels auszeichnet. 4. Entzündung der Harnröhre. 5. Zurückbleiben der Nachgeburt. XVI. *Miscellen*. Nachrichten über die Wiener und Berliner medicinischen Schulen, Recensionen.

II. Band. I. Heft. *Beytrag zur Geschichte der evacuirenden Methode*, von D. *Loos* in Heidelberg. Der Hr. Verf. wagt abzuläugnen, dass die Mode über das praktische Verfahren der Aerzte gebiete. Es hat allerdings zu jeder Zeit Aerzte gegeben, die sich durch die Autorität der am meisten gepriesenen Lehrer ihrer Zeit nicht fortreissen liessen; allein wer wollte, wer könnte einen Augenblick läugnen, dass Zeitbegriffe auf unser ganzes Denken und Handeln grossen Einfluss haben? Dass Hippokrates, Erasistratus, Paracelsus, Sydenham, Fr. Hofmann, Hecquet sich gegen den Missbrauch des Purgirens erklärt haben, ist ganz richtig; wer sollte sich aber wohl vorstellen, dass alle Aerzte vor Brown nichts gewusst hätten, als purgiren? Man wird übrigens diesen Aufsatz, der des Hrn. Vf. Belesenheit beweist, mit Vergnügen lesen. II. *Medicinisch-klinische Beobachtungen*, von D. *Schneider* zu Fulda. Empfehlung eines Pulvers aus Gi. Guajacum und Fol. Sennae als Specificums in *allen* Arten der Gelbsucht — sonderbarer Contrast mit dem vorigen Aufsatz, wo Hippokrates das Purgiren im Icterus für gefährlich erklärt. Plötzlicher Todesfall, durch einen Herzpolypen veranlasst. Geschichte einer freywillig erfolgten Exclusion der beyden Placenten, die anfangs incarcerirt waren, nach einer Zwillingsgeburt. Empfehlung eines mit Essig befeuchteten Schwamms aufs Perinäum bey unwillkührlichem Saamenabgang. IV. *Bemerkungen über die häutige Bräune*, von D. *Gutfeldt*. Der Hr. Verf. hält die völlig ausgebildete Krankheit für unheilbar, es sey denn, dass ein starkes Brechmittel die lose anhängende Haut auswerfe. Auffallend ist, dass das Kind, dessen Geschichte der Hr. Verf. erzählt, so vollkommene Remissionen hatte; Rec. hat die häutige Bräune nie anders, als so gesehen, dass der röchelnde Athem unaufhörlich, bis zum apoplektisch (nicht suffocatorisch) erfolgenden Tode Erstickung drohte. Die Remission verkündigt Krampf, wie der scharfsinnige Hr. Verf. selbst bemerkt. V. *Beschreibung einer seltenen allgemeinen Missfärbung der Hautoberfläche*, von *Demselben*. Die Blausucht bey einem 30jährigen Schneider durch Kummer entstanden und durch stärkend-reizende Mittel geheilt. VI. *Klinische Beyträge zur speciellen Fieberlehre*, von *D. J.* in B. bey H. Die Erregungstheorie hat sich dieses Proselyten eben nicht sonderlich zu freuen; er erzählt sehr langweilig uninteressante Dinge. VII. *Ueber die Wirkung der Lungenprobe*, von D. *Schmidtmüller* in Landshut. Nicht erheblich. VIII. *Fragmente für die praktische Heilkunde*, v. *Herausgeb.* Beobachtungen localer Wechselfieber, die örtlichen Reizmitteln wichen. Geschichte eines Typhuskranken, der nach fürchterlichem Delirium mit heftigem Schreyen plötzlich starb. Der Hr. Verf. fand bey der Section Blut in der Brusthöhle extravasirt. IX. *Miscellen*. Mit Recht wird dem Bamberger Spitale vor dem Würzburger der Vorzug gegeben. Von den vortrefflichen Hamburger Rettungsanstalten liest man mit Freude das Resultat, dass in 10 Jahren durch schnelles Herausziehen aus dem Wasser gerettet wurden 339 Menschen, von Scheintodten 145 wieder zum Leben kamen, und nur 74 todt blieben. In Sachsen, wo die Wiederbelebung eines Scheintodten fast unter die unerhörten Fälle gehört, und wo selbst höchst selten durch schnelles Herausziehen aus dem Wasser ein

Digitized by Google

Verunglückter gerettet wird, muss man diesen Aufsatz mit Beschämung lesen.

II. Band. II. Heft. X. *Praktische Miscellen*, von D. *Seiler*, Prof. zu Wittenberg. Erzählung der Krankheit eines Mannes, bey dem die Extremitäten und die Conjunctiva blau waren; die Brust war anomalisch gebaut; im Herzen fanden sich Spuren von Verknöcherung, und das eyrunde Loch war weit offen. XI. *Klinische Aphorismen über den sogenannten Bluthusten*, vom *Herausg.* Ein ziemlich weitläufiger Aufsatz, der die mit des Vf. Theorie wohl bekannten Aerzte nicht eben zu neuen Ideen leiten wird. XII. *Ueber den Fothergillschen Gesichtsschmerz*, von D. *Jonas* in Montjoye. Umständliche Erzählung der Leiden eines Geistlichen durch dieses Uebel, bey dem Anfange das Einreiben von Aether half, bald aber sich so wenig, als irgend etwas anderes, wirksam zeigte. XIII. *Etwas über die Brüche*, von *Demselben*. Auffallend ist die Versicherung des Hrn. Verfassers, dass ihm die Taxis fast allemal gelinge; aber er versucht sie auch nie eher, als nach reichlichem Aderlass, einem Mittel, das wohl selten bey der Einklemmung im Anfange nicht angezeigt ist. Eben so nützen die eiskalten Umschläge vorher, und die Essigklystiere. XIV. *Beschreibung einer von der Natur bewirkten Wendung der Leibesfrucht*, von D. *Rau* zu Schlitz. Freywillig hatten die Wehen einen Fuss, statt des nähret vorliegenden Kopfes, dem Muttermunde genähert. Sehr richtig behauptet der Hr. Verf., dass das zu frühe Verarbeiten der Wehen die Hauptursache langsamer und schwerer Geburten sey, und die Gebährende durchaus nicht eher, als bey den erschütternden Wehen sich anstrengen solle. Der ganze Aufsatz beurkundet den hellen, geraden Sinn des Verfassers. XV. *Bemerkungen und Belege von der Unzulänglichkeit der Theorien in der Heilkunde*, von D. *Solbrig* in Fürth. Wenn der Theoretiker zugibt, dass der Praktiker, der Skepsis allein huldigend, sich um seine Systeme nicht bekümmern dürfe, so bekennt er selbst die Falschheit dieser Systeme. Was wahr ist, muss sich in der ganzen Erfahrungswelt immerdar als wahr bestätigen. Daraus, dass alle ärztliche Systeme bisher falsch waren, möchte Rec. doch nicht auf die Incompetenz des menschlichen Geistes schliessen, über die Gesetze der lebendigen Natur zu einer gründlichen, zusammenhängenden Einsicht zu gelangen, so wie er nicht zugeben kann, dass es genüge, wenn das Princip einer Theorie die Erfahrung für sich habe, um dieselbe zur Anleitung seines Verfahrens zu wählen. Ohne Zweifel hat das Princip der Erregungstheorie, dass zwischen Reiz und Reizbarkeit ein quantitatives Verhältniss Statt finde, die Erfahrung für sich; warum ist aber diese Theorie so einseitig, so dürftig, so wenig der Naturbeobachtung, der diagnostischen Präcision in Erkennen und Handeln günstig? Weil sie nicht auf das qualitative Verhältniss zwischen Reiz und Reizbarkeit der einzelnen Organe Rücksicht nimmt, weil sie der Natur zum Trotz, die alle Augenblicke zeigt, dass alle Thätigkeit des Lebendigen partiell ist, die Lehre von der Einen und untheilbaren Erregbarkeit aufrecht halten will. In den angeführten Fällen hat der Hr. Verf. zwar nicht im Geiste der Erregungstheorie, aber als Mann von Einsicht gehandelt. Sehr häufig kommen uns Fälle vor, wo die Theorie den Kranken ins Grab stürzen muss, blos, weil sie einseitig ist. Der Praktiker weiss, wie dringend nothwendig auch in dem höchst asthenischen Zustande Darmausleerungen bey Frieselkranken sind, die in wüthendes Delirium fallen; soll er sie mit flüchtigen Reizmitteln der Theorie zu Ehren ermorden? — Höchst merkwürdig ist die Geschichte eines in äusserster Schwäche liegenden Frauenzimmers, der der Hr. Verf. Moschus verordnete, die aber, statt dessen, aus Versehen Kantharidenpulver bekam. Der Hr. Verf. gab nun der Kranken sogleich, trotz der äussersten Schwäche, ein Brechmittel, und siehe! die ganze Krankheit war auf einmal gehoben. Dem Hrn. Herausgeber macht die Aufnahme solcher Erfahrungen Ehre. XVI. *Neue Beobachtungen und Erfahrungen über die Bleykolik und deren glückliche Behandlung*, von D. *Burger* in Kärnthen. Ein sehr interessanter Aufsatz. Die Bleykolik fängt mit Drücken im Magen an, dazu gesellen sich Schmerzen im Kreuz; endlich stellt sich ein fürchterlicher Schmerz unter dem Nabel ein, wobey der Bauch eingezogen, der Puls voll und hart wird, und der Kranke bey hartnäckiger Verstopfung alles von sich bricht. Sich selbst überlassen, verursacht die Krankheit dann Lähmungen. Wiederholte Anfälle werden zuletzt tödtlich. Unfehlbar ist der Nutzen von reichlichen Gaben Opium, innerlich und in Klystieren. Im heftigeren Grade der Krankheit muss Kalomel mit Opium verbunden werden; leichtere hebt das Opium allein. Nie dauert die Krankheit länger, als 5 Tage, und nie hinterlässt sie üble Folgen bey dieser Behandlung, ausgenommen eine grosse Empfindlichkeit gegen neue Bleyvergiftung. Bey wiederholten Anfällen leistet das Quecksilber nicht dieselben Dienste. Das Weicherwerden des Pulses und der erfolgende Stuhl sind die Zeichen der Genesung.

III. Band. I. Heft. 1. *Vom Wechselfieber und dessen Nachkrankheiten in klinischer Hinsicht*, vom Geheimen Rathe *Fritze* in Berlin. Ob blos aus dem Grade der Asthenie die Entstehung des Wechselfiebers zu erklären sey, wird dem verdienten Hrn. Verf. ohne Zweifel selbst sehr ungewiss und unwahrscheinlich vorkommen. Gewiss hat der würdige Hr. Verf. Recht zu sagen, dass es keine wahren Chinasurrogate gebe, wie denn Rec. überzeugt ist, dass es kein Surrogat irgend eines wirksamen Arzneymittels überhaupt gibt und geben kann. Zur Cur der Nachkrankheiten das Wechselfieber mit Extr. Fuliginis wieder herstellen zu wollen, das dürfte wohl wenigen Aersten unserer Zeit einfallen. Es hat übrigens dem Hrn. Verf. nicht gefallen, sich über die allein wahrhaft schwer zu behandelnden Fälle des Wechselfiebers, dergleichen bey Armeen oft vorkommen, und die Thomann und Stegmeyer beschreibt, umständlicher zu erklären. II. *Beyträge*

Digitized by Google

zur gerichtlichen Heilkunde, von Profess. *Erdmann* in Wittenberg. Zwey Hebammen und ein Wundarzt kommen in Verdacht, eine Zerreissung der Mutterscheide veranlasst zu haben, welche die Gebärende durch innere Blutung tödtete. Ein Wundarzt unterlässt die Wendung bey vorgefallenem Arme, sondern schneidet diesen ab. Ein anderes Mal enthirnt derselbe Wundarzt ein Kind ohne andern Grund, als weil er höchst unpassende und rüde Versuche gemacht hatte, dasselbe durch die Zange zu entbinden, diese aber abgeglitscht war. Ein paar Hebammen verschulden den Tod einer Gebärerin mit der Frucht, aus Ungeschicklichkeit und Verwegenheit. III. *Beyträge zur praktischen Heilkunde*, von *Demselben*. Ein elfjähriges Mädchen kommt nach Reposition eines Bruchs in bewusstlosen Zustand, der Agonie nahe, und wird durch Campher und Opium gerettet. Ein paar andre Fälle liefen unglücklich ab: die Kranken starben nach der Taxis, und die Section zeigte, bey der einen, dass das eingeklemmt gewesene Darmstück callös, brandig und sehr verengt gewesen war. Eine nicht im Leben erkennbare Vereiterung der Leber bringt Wassersucht und Fieber hervor. Ein Kranker stirbt an Kolik und Durchfall: die Section zeigt Desorganisationen im Unterleibe. Dergleichen finden sich auch bey einem hektisch verstorbenen Mädchen; die auffallendsten davon sind die ungemein vergrösserten Gekrösdrüsen. Geschichte eines Abscesses des innern Darmbeinmuskels. Zwey Fälle von Eiterung in den Lungen bey Kindern. Grosse und seltne Desorganisation des Herzens einer 83jährigen Frau; es zeigte sich einen Zoll hoch an der Spitze zu einer weichen, käseartigen, blätterichen Masse erweicht, und war an dieser Stelle geborsten. Bey einer Frau, deren Arterien man fast überall bis an die poplites verknöchert fand, hatte sich keine Angina pectoris gezeigt, obgleich die Kranzarterien hauptsächlich fast ganz unbeweglich waren. IV. *Klinische Bemerkungen über die Ruhr, vom Herausgeber.* Rec. übergeht diesen Aufsatz, da er blos Andeutungen aus des Hrn. Vf. Monographie der Ruhr enthält, deren Beurtheilung in diesen Blättern zu ihrer Zeit folgen wird. V. *Beyträge zur Pathogenie überhaupt und des Friesels insbesondre*, von Dr. *Brefeld*, in Telpte. Der Hr. Verf. leitet den Friesel von corrumpirtem Blute her. So wahr das ist, so wenig kann doch Rec. im Ganzen mit seinem Räsonnement übereinstimmen. Was corrumpirt denn das Blut? Doch wohl der Umstand, dass ihm entweder durch die Lymphgefässe oder durch die Atmosphäre heterogene Mischungstheile zugeführt werden, oder dass dergleichen innerhalb der Blutgefässe selbst entstehen, und dass die Colatorien unregelmässig oder nicht hinreichend wirken. Also ist an keine *ursprüngliche* Abnormität des Blutes zu denken, und die erwähnte Ableitung des Friesels bedarf noch einer andern Begründung. Uebrigens würde der Hr. Verf. vom Friesel anders urtheilen, wenn er ihn, so wie Rec., epidemisch gesehn hätte: er befällt Menschen aller Alter, und nie kam er vor, wo nicht Localaffectionen des Unterleibes zugleich Statt fanden. VI. *Bemerkungen und Beobachtungen über Manie*, von D. *Winiker*. Die Manie entstehe aus gestörtem Normalverhältniss der Energie der Lebensthätigkeit der verschiednen Hirntheile unter einander, sie sey also theils von Abnormität der Erregung, theils von Abnormität der Bildung herzuleiten. Hierauf folgen Beobachtungen: die Manie einer Wöchnerin heilt der Hr. Vf. durch fortgesetzten Gebrauch starker Gaben von Opium; auch bey den übrigen angeführten Kranken half dieses Mittel. Wenigstens so viel resultirt hieraus, dass nicht jede Manie hypersthenisch ist. Wir übergehen die von Hrn. Prof. *Bartels* in Erlangen mitgetheilte Krankengeschichte, worin Betrachtungen über den einmal beobachteten Nutzen des kalten Wassers angestellt werden, die im Geiste der Zeit gedacht sind.

Es ist nicht möglich, dass in einer Zeitschrift, die viele Mitarbeiter hat und haben muss, lauter Vortreffliches enthalten seyn kann, doch wird der Praktiker manches Nützliche finden, wie aus der gegebenen Anzeige erhellt. Schade, dass man diess nicht im vorzüglichsten Grade von den eignen Beyträgen des Hrn. Herausgebers sagen kann. Es ist sehr leicht zu sagen, die Ruhr, die Hämorrhoiden etc. sind entweder locale oder allgemeine Krankheiten, und in letzterem Falle sind sie entweder hypersthenisch, oder direct, oder indirect asthenisch, aber was gewinnt man durch diess traurige Schema? Dagegen verliert der Belehrung suchende, angehende Heilkünstler sehr viel, denn er wird dreist gemacht, wo er furchtsam seyn sollte, und der Schatz der diagnostischen und therapeutischen Beobachtungen der Aerzte wird ihm verschlossen, indem man ihm die Meynung beybringt, er sey ohne Werth. Etwas Wahres liegt unverkennbar jenem Schematismus zum Grunde, aber dennoch hat er der Wissenschaft unendlich geschadet, und wird ihr noch lange schaden, wenn er nicht anders als durch noch ärgere Extravaganzen, die er veranlasst hat, wird vom Throne gestossen werden.

OEKONOMIE.

Der theoretisch-praktische Wein- und Kellermeister, oder vollständiger Unterricht in der Cultur und Behandlung des Weins, von *Joh. Christ. Gotthard*, d. R. u. W. W. Dr. etc. 1tes Bdchen. Erfurt, bey Hennings, 1807. 8. 324 S. (1 Thlr.)

Vorliegendes Bändchen ist ein Beweis, dass auch Kriegsunruhen die Muse des Verf. nicht unterdrückten, wohl aber in etwas beschränkten, denn sonst hätte es müssen ein Band, aber nicht ein Bändchen, werden! Der um die Oekonomie verdienstvolle Verf. hat uns diessmal etwas sparsame Kost, das wir doch von ihm nicht erwarteten, vorgesetzt. Den Zweck, den er bey und auf dem Titel versprach, hat er nur zum Theil erfüllt, da er einen vollständigen Unterricht der Cultur geben wollte, und nur ein dünnlei-

Digitized by Google

bigs Bändchen lieferte. Der Gegenstand war wichtig genug, um seinen Landsleuten seine Kenntnisse ausführlicher mitzutheilen, woran es ihm so wenig als an gutem Willen gebricht. Der Leser und Wissbegierige findet also hier einen gedrängten Unterricht über die Cultur des Weinstocks und der dabey vorkommenden Arbeiten vom Kern an bis zum Keller. Am längsten und vorzüglichsten beschäftiget er sich mit der Classification des Weinstocks, welche er meisterlich bearbeitet hat. Wenn alle Monogrpahieen so logisch richtig und so vollständig ihren Gegenstand erschöpften, so würde die ökonomische Pflanzenkunde den übrigen Schwestern den Rang streitig machen. Allein es ist ein gekunsteltes System, so wie das Linnäische in den ersten Classen auch ist. Wer bürgt uns auch für die Vollständigkeit? So viel Mühe und Fleiss der Vf. auch angewendet hat, so unmöglich ist es, alle Abarten, Varietäten, Sorten und Arten wie man sie immer benennen will und mag, zu benennen und aufzustellen. Diess zu erhalten, würde nothwendig werden, dass in jedem Staate ein Kenner die verschiedenen Arten sammelte, sie mit Blättern und Früchten, sammt den Provinzialnamen auflegte und sammelte, und mit den in andern Provinzen gesammelten verglich, die Namen reducirte und dann in ein System brächte. Diese Hercuelsarbeit würde nicht belohnt werden. Dank also dem Verf., der die Bahn brach und zusammenstellte, so viel er konnte. Diese Classification bringt ihm Ehre und zeigt von seinem rühmlichen Fleisse. Rec. kann nicht umhin, die Classen und Ordnungen den Lesern mitzutheilen. Hier sind sie:

Ite Classe. Weintrauben mit runden Beeren.

Ite Ordnung. a) mit grünen oder grünlichen Beeren, als: der weisse Muscateller, der grüne Gutedel, der Ungerlein, der weisse Lindauer; b) mit grüngelben Beeren, als: die weisse Honigweinbeere und der kleine Riessling; c) mit grünbräunl. Beeren: der Sylvaner, Salviner oder Oestreicher, — die runde Cibebe.

Zu dieser Ordnung gehören nach Rec. Meynung noch folgende: der Diamant, einer der delicatesten und frühesten Weine, der Kalerskopf, der weisse Unger (ist weiss gepudert, süss und frühzeitig), der grünliche Muscateller aus Ungarn, der grüne Malvasier aus Cypern, der spanische grüngelbe Mellir und der Morgenländer etc.

IIte Ordnung. Weinsorten mit weissen Beeren: a) mit ganz weissen, der weisse Traminer, der weisse Malvasier, der Elender, der weisse Elbling, der weisse Clävner, der weisse Zapfner, der weisse Rabenwein, der Blosear, der Chardenet, Varo bianco, der Petersilienwein, der Lombarder, der weisse Versaile, der weisse Raifler, der Zierveyel, der Fürterer, der Montenera, Trubiana bianca, der Breisgauer Riessling, der runde Gaissler, der kleine weisse Burgunder. Diese Unterabtheilung vermehrt Rec. mit Schön-Edel, weissem Sylvaner, weissem Härtling, weisser Cibebe, le Muscat blanc, le Casselu musque, Lacryma Christi etc.; b) mit weissgelben Beeren, als: der weisse Scheuchner, der weisse Hudler, der weisse Malvasier, der Krachmost, der weisse Rosschwanz, der weisse oder gelbe Gutedel (Chasselas blanc), die Fischtraube. Hieher zählt Rec. noch Sct. Loran (von Grösse einer Pflaume), Black-Gross-Gruss (von voriger Grösse aus der Schweiz, so dass oft eine Traube 1 Pfund wiegt), weisser Portugall etc.

IIIte Ordnung. Weintrauben mit gelben Beeren, als: a) mit gelblichen Beeren, der weisse Härtling, die weisse Rosine ohne Kern (Uva passa bianca). Hierzu setzt Rec. den frühen Catalonier, den grossen gelben Boromeo, und den portugiesischen gelben Muscateller; b) mit ganz gelben Beeren, als: der silberweisse und der gelbe Elbling. Mit vollem Rechte gehörten noch hieher: der Ramberger, der gelbe späte Malvasier, der gelbe italienische Muscateller etc.

IVte Ordnung. Weinsorten, welche Trauben mit rothen Beeren tragen, und zwar a) mit hellrothen Beeren, als: der rothe Elbling, der rothe Gutedel, sowol der spanische als der gemeine, der rothe Lindauer, der rothe Bihahnel, der rothe Zapfner. Rec. fügt diesen noch bey: Muscate d'Alexandrie, Casselus rouge, Kilians-Traube, persische Früh-Corinthen, Moscobade, der rothe Hambro, der Ruländer, der kleine Spanier, Muscat rouge; b) mit dunkelrothen Beeren: dahin rechnet der Verf. den römisch-welschen, den rothen Muscateller (aus Spanien?), den rothen Vältliner. Rec. setzt noch hinzu: die Alikant-Traube, den braunen Ungar (mehr roth als blau).

Vte Ordnung. Weinsorten, welche Trauben mit blauen Beeren tragen, a) mit ächt blauen, als folgende: der Varo nero, die schwarze Rosine ohne Kern (Uva passa nero). Hierzu setzt Rec. den frühen Spanier, den frühen Rheinischen, die blaue Cibebe, Le Casselus bleu, den frühen Leipziger, Sct. Peters Grave, den frühen Ungar, Rosine Magdalene, die Mutter mit den Kindern (mit grossen und kleinen Beeren und 2 Nebentrauben), den frühen Sicilianer, d. frühen Französischen, d. Sibirischen (zwergartig), d. blauen kleinen Wiener, das Rebhühner-Auge (rother Champagner), d. Meissner kleinen blauen, d. Nazarener, d. grossen blauen Burgunder, Jacobstraube aus Champagne (der allerfrühste) und die blauen Lacrymae Christi; b) mit schwarzblauen Beeren, dahin zählt der Vf. den ächtblauen Muscateller, den blauen Weihrauch, Corvina nera segonda, den schwarzen Elbling, den schwarzen Clävner (Gros noir), die Färbe-Traube (Avernas teint), den schwarzen Hudler (Lugiana nera), den blauen Scheuchner, den schwarzen Muscateller (Muscat noir), den schwarzblauen Vältliner, den schwarzen Gutedel (chasselas noir), den blauen Sylvaner, Marcemino nero, den Schlehenblauen, den Mörlein (morillon noir). Rec. fügt diesen noch bey: die schwarzen Corinthen, den blauen Rummer, Vin Claret rouge, den frühen von der Lahn, den frühen Sicilianer, den frühen Französischen, den blauen kleinen Wiener, den blauen Assyrischen, den grossen blauen Burgunder etc.

VIte Ordnung. Weinpflanzen, welche Trauben mit schwarzen Beeren tragen. Hieher rechnete der Vf. die Müllertraube (Morillon taconné), den schwarz-

Digitized by Google

wälschen, den Wullewälschen, den Gänsfüssler, den Dickschwarzen (Trussiaux), den schwarzen Vältliner. Rec. fügt dieser Ordnung noch einige bey, als: den falschen Tinto, Uva panna, den frühen schwarzen Tokayer, den Bart der Alten, Ponfac oder Tinto Avernat von Cahors (hat etwas ins Ovale fallende Beeren), den schwarzen wälschen Wein, den edlen Vernago aus Turin.

IIte Classe. Weinsorten, welche Trauben mit länglichen Beeren tragen.

Iste Ordnung. a) Mit grünlichen Beeren, als: der Muscat-Malvasier, der grüne Muscateller, der grüne Lägler. Rec. setzt diesen an die Seite: den Oelberger, den Morgenländer, der bepudert ist, den grunen Mellier, den Raitler (er leidet vom Ungeziefer keinen Schaden, und hat einen guten Weingeschmack), die Vergie-Traube (bleibt sauer und dient nur als Saft); b) mit grüngelben Beeren: der griechische Weisse, der frühe Leipziger und der weisse Zuckerbeerwein. Rec. setzt nur den grossen ovalgelben Sevillier hinzu.

IIte Ordnung. Weinsorten, welche Trauben mit weissen Beeren tragen; a) mit ganz weissen: dahin gehören: der griechische Augster, der lange weisse Malvasier, der Meisalier, die weisse Gaistute (Bourdelas), der weisse Hängling, der weisse Gaisler. Rec. setzt diesen noch hinzu: Le grosse Perle, die extra grosse Rosine aus Portugall, der frühe Malvasier aus Spanien; b) mit weissgelben Beeren: der weisse Lägler (Raisin à graine longe), der weisse Muscateller.

IIIte Ordnung. Weinsorten, welche Trauben mit gelben Beeren tragen, und zwar a) mit gelblichen Beeren, als: der grosse gelbe Muscateller (Muscat à gros grains), die weisse türkische Cibebe, die weisse Cibebe (Cibebo bianco). Rec. bringt folgende noch hinzu: den weissen Assyrischen mit blassgelben Beeren, den frühen Catalonier. Hieher, glaubt Rec., sey auch am schicklichsten, der aschgraue Muscateller, Frontignac, zu ordnen; b) mit gelben Beeren: der weisse Augster (Raisin de Mantua), die weisse Cibebe aus der Provence, der lange gelbe Malvasier, der weisse Burgunder (Bourguignon blanc). Hieher möchten noch folgende rangirt werden können: die grosse Traube von Smyrna, der grosse gelbe Tokayer etc.

IVte Ordnung: Weinsorten mit rothen Beeren; a) mit rothlieberfarbigen Beeren, der Ruhländer (Gris commun). Rec. zählt hieher: den bunten Catalonier; b) mit röthlichen Beeren, der Hansing und der eigentliche Rothraitler, c) mit hellrothen Beeren, der rothe Gaisler, der Rothweisse, der rothe Traminer; d) mit dunkelrothen Beeren, der Rothfränkische. Dazu gesellt Rec. noch: den rothen Hänscher.

Vte Ordnung. Weinsorten, welche Trauben mit blauen Beeren tragen; a) mit ganz blauen Beeren: Die blaue Gaistute. Hierzu noch Morlion tocony; b) mit schwarzblauen Beeren, als: der Blau- oder Zottelwälsche, der schwarze Burgunder, der blaue Augster, Tritbiana nera, der rothe Hängling, die blaue spanische Cibebe, die türkische Cibebe. Hierzu rechnet noch der Rec. den Türkenbart, und Bentaulieu aus Languedoc.

VIte Ordnung. Weinsorten, welche Trauben mit schwarzen Beeren tragen, und zwar mit ganz schwarzen, nemlich: der Dickrothe, die schwarze Cibebe, der Spälter, Corvina nera prima, der Gamet, der Molinara. (Hieher möchte der Avernat-Tinto, und der Mallaga Malvasier Muscateller, passen?)

Ein natürliches System, wo die Abarten beysammen bleiben, möchte für den Ungelehrten freylich willkommener seyn — hier ist ein Skelet davon nach Christ: 1) Muscatellersorten, 2) Gutedelsorten, 3) Burgundersorten, 4) Cibebentrauben, 5) Oestreicher oder Silvaner, 6) verschiedene frühe und späte Sorten. Bey einer solchen Eintheilung wüsste der Oekonom gleich, was er erwarten und haben wollte, aber nach dem gekünstelten System weiss er es nicht eher, als bis er lange gesucht und studiret hat. Und wie viel doppelte und vielleicht mehrfache Benennungen einer und eben derselben Sorte werden im vorigen Verzeichnisse stehen? Wer ist im Stande, alle Provincial-Benennungen zu sammeln und zu unterscheiden? also herrscht hier noch viel Dunkelheit. Die vom Verf. angeführten hat er von S. 26 bis 76 gut beschrieben, so dass sich jeder darnach richten kann.

Die Wart- und Pflegung des Weinstocks, die er S. 77 anfängt, führt er bis S. 269 gut, aber sehr kurz, aus; es ist alles, was zum Weinbau gesagt werden kann, darin concentrirt enthalten. Rec. hätte nur gewünscht, eine bestimmte Auswahl der Weinsorten für Thüringen, Naumburg und überhaupt für den Saalstrom, den der Verf. so genau kennt, angezeigt zu finden. Der Anfänger will Winke nicht allein — sondern er will Fingerzeige, und diese hat der Verf. vorenthalten. Rec. glaubt: dass 1) der grüne Gutedel, 2) der röthliche spanische Gutedel (der S. 46 beschrieben ist, und der derjenige sey, der unter dem Namen Malvasiertraube von Hrn. v. Traubenberg aus Brünn erhalten werden kann (100 Stück für 6 Thlr.) und dessen Müller in Deutschlands Weinbau S. 91 — 94 rühmlich gedächt), 3) die Ortliebertraube, sonst der kleine Räuchslinger oder Reichenweiherische, auch Dürckheimer, ingleichen der faule Elsasser, 4) der frühe Leipziger nach Müllers Gründen und Erfahrungen, die besten zum Anbau besagter Gegenden wären, ungeachtet Lage und Erdreich noch viele Ausnahme veranlassen und weit edlere — aber auch geringere Sorten verstatten. Unter die frühzeitig reifenden zählt Müller den Clävner und den kleinen Burgunder oder Klobroth, die auch Winter- und Frühlingsfröste sehr wohl ausdauern.

Bey einer etwanigen neuen Auflage wünscht Rec., dass es dem Verf. gefallen möchte, sich bey den Arbeiten in Weinbergen etwas länger zu verweilen, und deshalb dem Vorgänger (Spronger) „Vollständige Abhandlung des gesamten Weinbaues. Drey Bände Frankfurt und Leipzig 1766.“ nachzuahmen, denn es ist unglaublich, wie fest der grösste Theil ungelehr-

Digitized by Google

ter Leser, sich an den Buchstaben allein hält, und nicht selbst weiter denkt. Diese wohlmeynende Bemerkung kann dem Verf. nicht missfallen und wird viel Früchte bringen, da man seine Werke alle mit Begierde und Vergnügen liest. Mit Verlangen sieht man dem zweyten Theil entgegen, der viel interessantes enthalten muss und wird.

Meine Erfahrungen über den Kleebau, von *J. V. P. Z. A. R. A. K.* Neue Auflage. Ulm, in der Stettinschen Buchh. 1807. 8. IV. 44 S. (3 gr.)

Diese kleine Abhandlung trägt das Gepräge eines ehrlichen Mannes, in welcher er seine Landsleute zum Anbau des Kleebaues auffordert. Er zeigt hier den Nutzen, der davon zu erwarten steht, der bey uns in Sachsen und Preussen schon längst anerkannt ist. Einige Provincial-Ausdrücke abgerechnet, ist die Abhandlung gut gerathen, nur in einem u. in den andern Stücken weicht unsere Behandlung und Verfahren von den Seinigen ab. Er widerräth nemlich die Bedeckung über Winters mit Mist (durchgehends ist der spanische Klee Trifolium pratense sativum, zu verstehen), welches bey uns vorzüglich wegen der Behutung mit den Schaafen geschieht, und räth dagegen die Gips-Düngung im Frühjahre an: gegentheils nehmen wir Düngesalz, Kalk, Asche und Mergel etc. Da auch die Gips-Düngung nicht überall anwendbar und derselbe zu entlegen, also kostspielig fallen würde, so begnügen wir uns mit diesen Surrogaten. Christ und Schubert von Kleefeld haben den Gips auch schon angepriesen, und er wird auch, wie z. E. in Thüringen, hin und wieder mit Nutzen angewendet. Auf einen Jauchert von 360 Ruthen (à 10 Decimal-Schuh Nürnberger Maas) säete er 15 bis 18 Pfund, da wir auf 160 Ruthen 9 bis 10 Pf. säen. Uebrigens ist nichts Neues oder Unbekanntes darin für unsere Gegend anzutreffen, und es haben ausser vorgenannten noch Nau, Riem, Anton, Leopold und mehrere hierüber schon zu viel gesagt. Eins ist Rec. darin doch sehr auffallend gewesen, dass nemlich der Vf. von ¼ Jauchert (also nach §. 4. S. 10. 270 Ruthen à 10 Nürnberger Decimal-Fuss) 15 Stück Rindvieh den ganzen Sommer hindurch, nebst 7 Schaafen, eben so viel Schweinen und 12 Gänsen reichlich gefuttert hat, ohne den Klee zu rechnen, den er manchmal seinen 9 Pferden hat aufstecken lassen!! Weissenbruch und mehrere, und die meisten mit ihm rechnen auf eine einzige Kuh 160 rheinische Ruthen, halb zur Sommer- und halb zur Winterfütterung, als Heu. Wie diese Verhältnisse zusammen zu reimen, mögen Oekonomen, die wirklich Klee füttern, beurtheilen.

Kurze Anzeigen.

Beschreibung der Königl. Sächs. Gemäldegallerie mit Anmerkungen und einem alphabet. Künstler-Verzeichnisse. Dresden, Hofbuchh. 1807. 8. 220 S. (22 gr.)

Das Verzeichniss, welches zusammen 1200 Gemälde, ausser den nicht numerirten Pastellmalereyen aufstellt, folgt der Ordnung des Locale, wo sie aufgestellt sind. Es sind daher zwey Hauptabtheilungen, der äussern und innern Gallerie, angegeben. Die Namen der Maler, der Gegenstand jedes Gemäldes, die Höhe und Breite desselben werden kürzlich angezeigt, und nur bey vorzüglichen Meisterstücken ist die Beschreibung etwas weitläufiger und durch einige artistische Bemerkungen noch lehrreicher gemacht. In dem alphabetischen Verzeichnisse der Maler, womit diese Beschreibung vermehrt worden, ist so viel möglich das Geburts- und Sterbejahr eines jeden, auch bisweilen noch einiges andere aus seinem Leben, angeführt. Es hätte wohl auch mit ein paar Worten oder Buchstaben die Schule, der er zugehört, angedeutet werden können.

The Theatre, or, a Selection of easy Plays, to facilitate the Study of the English Language, by *J. H. Emmert*, Prof. at Tubingen. Vol. II. Göttingen, bey Dietrich. 1806. 8. 366 S. (20 gr.)

Zur Erleichterung des Lesens und Verstehens dieser Dramen ist nichts beygefügt. Es werden also Leser vorausgesetzt, die nicht zu den Anfängern in der englische Sprache gehören.

Neue Abdrücke.

D. *Joh. Aug. Ernesti Praefationes et Notae ad M. T. Ciceronis Operum omnium editionem maiorem.* Editionis Ernestianae minoris Supplementum. *Pars posterior.* Halae, e librar. Orphanotrophei. MDCCCVII. 8. 580 S. (2 Thlr.)

Mit diesem Bande ist der Abdruck der Ernest. Noten zum Cicero vollendet, dessen Veranlassung schon bey der Anzeige des ersten Bandes vor. J. St. 131. S. 2096 angegeben worden ist. Wir haben den Druck eben so genau und gut wie bey dem vorigen Bande gefunden.

Sinngedichte von *Gotthold Ephraim Lessing*. Neue Auflage. Berlin, Vossische Buchh. 1807. 8. 372 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Nicht nur die Sinngedichte, sondern auch die zerstreueten Anmerkungen über das Epigramm und die vornehmsten Epigrammatisten machen den ersten Band dieses correcten Abdrucks aus.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

136. *Stück*, *den* 28. *October* 1807.

SPECIELLE THERAPIE.

Acta instituti cliniei caesareae universitatis Vilnensis. Auctore *Josepho Frank*, Imp. Russ. a Consil. aul. Therap. spec. et Clinic. Profess. etc. etc. Annus primus. Lipsiae 1808. 8. impensis Bibliopolii Schäferiani. 146 pägg. (20 gr.)

Wir wünschen mit dieser so eben erschienenen Schrift vorzüglich aus dem Grunde das Publikum so bald als möglich bekannt zu machen, um auf der einen Seite den vielleicht übertriebenen Erwartungen und Ansprüchen der zahlreichen Freunde und Schüler des Verfassers, auf der andern aber einer, von solchen Ansprüchen nothwendig ausgehenden, unglimpflichen Kritik derselben, und Verkennung ihres wahren Werthes zuvorzukommen, und die Leser dieser Zeitschrift auf den richtigen Gesichtspunct zu stellen, aus dem, nach unserm Dafürhalten, diese Arbeit beurtheilt seyn will. Dass der Vf. durch seine frühern Schriften sich einen ehrenvollen Platz unter den neuern Reformatoren der Medicin gesichert, und vorzüglich durch seine neuere Ausgabe der Erläuterungen der Erregungstheorie vielleicht unter allen übrigen am meisten dazu beygetragen hat, den achtungswerthesten Theil des medicinischen Publikums von verjährten Vorurtheilen loszureissen, zu einer Aenderung der Grundsätze und der Terminologie geneigt zu machen, und hierdurch den später erfolgten und noch zu hoffenden Verbesserungen Eingang zu verschaffen, wird Niemand läugnen, der sich erinnert, wie wenig die ekelhafte Weitschweifigkeit der Röschlaubischen Schriften und der krapulöse Ton, mit dem die meisten übrigen Brownianer auftraten, geeignet waren, die neue Lehre zu empfehlen, und mit welchem ungetheilten Beyfall dagegen die neue Ausgabe der ebenangeführten Schrift aufgenommen wurde. Dieses unläugbare Verdienst um die medicinische Aufklärung würde dem Verf. bleiben, auch wenn er von der Zeit an nichts weiter geschrieben, und für seine Person auf dieser Stufe stehen geblieben wäre; denn spätere Verbesserungen können nicht das Verdienst der ältern schmälern, die vorausgehen *mussten*, wenn die neuern überhaupt *möglich* seyn sollten! *Frank* aber erhöht den Werth seiner jugendlichen Arbeiten und seinen eignen noch dadurch, dass er die Einseitigkeit seiner frühern Ansichten und den schädlichen Einfluss derselben auf die Praxis selbst anerkennt (S. 3 f.), dass er Kraft genug besitzt, sich von einer Theorie los zu machen, der er seine Celebrität verdankt, und nunmehr, ohne sich sogleich wieder einer andern in die Arme zu werfen, seinen eignen Weg zu gehen versucht. Dieser besteht darin, dass er, mit gleicher Empfänglichkeit für Erfahrungen aller Zeiten und aller Systeme, die gefärbte Brille der Theorie vor der Hand ganz bey Seite zu legen, und blos Erfahrungen zu prüfen und eigne ganz rein zu sammeln entschlossen ist, ohne die mindeste Absicht dabey zu haben, dadurch irgend einen theoretischen Satz bestätigen zu wollen. Dass dieser Weg in unsern Tagen der am wenigsten betretne ist, scheint eben so wahr, als es gewiss ist, dass ihn Hippokrates, Bagliv und Sydenham und alle Heroen unserer Wissenschaft dem entgegengesetzten vorgezogen haben. Je anziehender für die meisten der jetzt lebenden Schriftsteller die neuern Bearbeitungen der Theorie sind, je mehr Zeit und Kräfte die Prüfung, Widerlegung und Erweiterung derselben wegnimmt, und je seltner deshalb reine, absichtslose Beobachtung immer mehr unter uns wird; desto erfreulicher muss es seyn, einen alten Bekannten in dieser neuen Rolle auftreten zu sehen, der durch seine in mehreren Ländern gesammelten Erfahrungen und die noch fortdaurende Gelegenheit hierzu gewiss vor vielen andern gerade zu dieser berufen zu seyn scheint. Wir betrachten die Erscheinung dieser Schrift als den Anfang einer neuen Periode in der literar. Laufbahn des Vf., als seine *erste* Aerndte auf einem jetzt wenig cultivirten Felde. Dass diese Aerndten in der Zukunft, bey fortgesetzter, emsiger Cultur, immer reichhaltiger werden müssen, liegt in der Natur der Sache und dem nie sich selbst genügenden Geiste des Verf. Aus diesem Grunde nehmen wir auch mit der kleinen Ausbeute gern vorlieb, die uns hier geboten wird, indem wir das wahre Verdienst der Beobachtung weder in die Menge, noch in die Seltenheit, sondern in

Digitized by Google

die Wahrheit und Unbefangenheit derselben setzen. Von dieser tragen die hier mitgetheilten das unverkennbare Gepräge an sich, und werden deshalb dem, der Belege oder Materialien zu allgemeinen Resultaten sucht, willkommener seyn als die Behauptung gewisser neuerer Schriftsteller; gleich in den ersten Jahren ihrer praktischen Laufbahn *nahe an tausend* Fälle *einer* Krankheitsform beobachtet zu haben, von denen bey näherer Beleuchtung vielleicht nicht der zehnte, ja vielleicht nicht einmal der zwanzigste Theil wirklich als das erfunden werden möchte, für das sie ausgegeben werden, die übrigen hingegen blos zur Bestätigung einer Theorie beobachtet und behandelt worden sind. — — Freylich hat die Methode des Verf. nicht das Schimmernde und Empfehlende einer Praxis, die auf einer alles erklärenden Theorie einhertrabt. Sie hat vielmehr einige Unbeholfenheiten und Mängel, die aber in der Natur der Sache liegen, und weder ihr noch dem Verf. zum Vorwurf gereichen. Er erkennt, von aller Theorie abgezogen, nur drey Quellen der Indicationen an: Reine Erfahrungen der Vorzeit, Euphorie der Mittel und Beobachtung der Constitution (S. 7 ff.). Hieraus entspringt der Nachtheil, dass bey der Behandlung oft von einem Mittel zu dem entgegengesetzten übergegangen wird, und wir prophezeihen es dem Verf., dass er deshalb von manchem kritischen Institut mit sehr vornehmer Miene wird zurecht gewiesen werden. Allein was bey jeder Theorie unverzeihlich seyn würde, das wird da unvermeidlich und consequent, wo es Princip ist, von aller Theorie zu abstrahiren. Ob nicht dieser kühne Versuch bey allen Schwierigkeiten und offenbarem Nachtheil am Ende mehr Gewinn abwerfen wird, als manche hochfliegende Ansicht, wird sich am Ende des zehnten Jahrgangs dieser Beobachtungen besser bestimmen lassen, als jetzt. Auf jeden Fall verdient dieses Unternehmen schon als ein in unsern Zeiten seltner Versuch Aufmerksamkeit, und eine billige Kritik kann und darf den Verf. von keinem andern Gesichtspunkte aus beurtheilen, als von dem, auf den er sich selbst mit Ueberlegung gestellt hat.

Von dem Inhalte der Schrift kann hier nur das Erheblichste ausgehoben werden. Voran geht eine Beschreibung des zum klinischen Institut in Wilna angewiesenen Locals. Es erhält seine Kranken aus dem Spital der barmherzigen Schwestern, das ungefähr 150 Kranke fasst. Ausserdem werden auch noch Kranke aus der Stadt aufgenommen. Das Institut enthält fünf Krankenzimmer, jedes zu 2 und 5 Betten; in diesen wurden von der Eröffnung des Instituts, den 1. März 1805, bis zu Ende Junius, noch unter der Direction des ältern Frank, 95 Kranke aufgenommen, 83 geheilt, 4 ungeheilt entlassen, und 8 starben. Vom Ende Septembers 1805 bis Ende Jun. 1806 betrug die Zahl der aufgenommenen 135, der geheilten 119, der ungeheilt entlassenen 9, der gestorbnen 7. — Nachahmung verdient es, dass die verordneten Arzneyen sämtlich von den Studenten magistraliter verschrieben, und die Preise auf der Signatur mit bemerkt werden. Die gewöhnliche Kost für die Kranken ist nach unsern Begriffen fast zu reichlich, obwohl nicht ausgesucht. Sie bekommen in allen täglich 8½ Pfund Nahrungsmittel, darunter 4 Pfund Suppe. Für jeden Kranken werden die für seinen Zustand passenden Speisen und Getränke noch besonders verordnet.

Bey dem nur allzukurzen Abriss einer medicinischen Topographie von Wilna S. 19—26 hat der Vf. die Angaben der dortigen Profess. der Astronomie, Naturgeschichte und Chemie benutzt. Die dortige Flora ist besonders reich an Orchiden, unter denen die O. cucullata bemerkt zu werden verdient, von der man geglaubt hat, dass sie blos in Sibirien wachse. — Es herrschen keine endemischen Krankheiten in W., und der Weichselzopf kommt hier weit seltner vor, als an den Ufern der Weichsel. Die Lustseuche ist vorzüglich auf dem Lande sehr gemein, wo sie sich, nach Art der *Sibbens*, in Canada und Schottland, und der *Scherlievi* in Dalmatien, auch ohne Beyschlaf mitzutheilen scheint. Gegen die Vaccination herrschen besonders unter den Juden unzählige Vorurtheile. Das Scharlachfieber ist nie bösartig.

Von den Beobachtungen zeichnen wir folgende aus: Heilung eines chronischen Hustens durch ein Katarrhalfieber, wovon der Verf. schon mehrere Fälle gesehen zu haben versichert. S. 30. — Eine Ursache der in unsern Zeiten so häufig werdenden Schwindsucht, sey die Vernachlässigung des Aderlassens im Katarrh S. 37. (Es würde sehr lehrreich seyn, wenn sich jemand entschlösse, uns die fernern Schicksale der „*Tausende*" mitzutheilen, die an asthenischen (??) Pneumonieen mit aromatischem Kräutertheе, Kampher und Opium behandelt worden sind!) — Wahr ist es, wenn der Vf. S. 38 behauptet, dass der Begriff des Typhus noch immer äusserst schwankend sey, allein seine eigne Definition bringt uns der Bestimmtheit um nichts näher. Febris, sagt er, plerumque contagiosa, cum peculiari systematis nervosi affectione, atque saepe cum peticulis aliisque exanthematibus incedens, mihi Typhus est. Was bleiben hier, wenn man die plerumque und saepe abzieht, für constante Charaktere des Typhus übrig? Dass der Verf. jene peculiarem nervosi systematis affectionem am Krankenbette besser zu unterscheiden weiss, als die meisten der jetztlebenden Aerzte, sind wir überzeugt, weil die Krankheit wohl selten so häufig und in so vielerley Gestalten vorkommt, als im allgem. Krankenhause zu Wien. Allein wir hätten gewünscht, dass es ihm gefallen haben möchte, jenen Zustand mit einigen Meisterstrichen näher zu bezeichnen! Bey dem im Februar 1806 durch ein aus Mähren zurückmarschirendes Regiment in den grössten Theil von Lithauen und Volhynien verbreitetem Typhus castrensis verdienen als besondre Erscheinungen bemerkt zu werden: ein schmerzhafter Krampf in den Wadenmuskeln, Abgang von Würmern durch den Mastdarm, Mund und Nase, und häufige blaurothe Petechen am dritten oder vierten Tage, ohne Erleichterung. Bey mehreren trat ungefähr am

Digitized by Google

18. Tage ein tiefer, anhaltender Schlaf ein, der die Krankheit entschied, und in einem Falle 40 Stunden anhielt. Die Behandlung war äusserst einfach, nach dem Grundsatze des Verf., dass der Typhus seinen regelmässigen Verlauf mache, und in diesem nicht gestört werden dürfe. Meistens wurde sie mit einem Brechmittel angefangen. Nur selten wurden starke Reizmittel angewendet, gewöhnlich nur ein Aufguss von Arnica und Angelica, oder ein aromatisches Wasser mit sehr wenig Hofmannischem Liquor. Einmal wurden bey wüthenden Delirien mit bestem Erfolg Blutigel an die Schläfe gesetzt, und zweymal das Begiessen mit kaltem Wasser nach Currie's Methode angewendet. Es wäre zu wünschen, dass auch hier die Umstände, unter denen das Begiessen vorgenommen wurde, und der unmittelbare Erfolg ausführlicher mitgetheilt worden seyn möchte. Die Hitze der Haut wurde sehr vermindert, es entstand eine, mehrere Tage anhaltende, Diarrhöe und Husten, und der Kranke ging am zehnten Tage zur Convalescenz über. Der Fall, der S. 68 als Encephalitis aufgeführt wird, scheint mehr ein gelinder Grad des damals herrschenden Typhus gewesen zu seyn, wobey, wegen hämorrhoidalischer Anlage, eine starke Congestion nach dem Kopfe entstand. Beweise sind, dass der Kranke sich dem Contagium ausgesetzt hatte, den Hämorrhoiden unterworfen war, wasserhellen Urin liess, Sausen vor den Ohren hatte, und schon auf Application von zwölf Blutigeln genass. — S. 76. Manie bey einem noch nicht menstruirten Mädchen, durch unverhoffte Freude entstanden, und glücklich geheilt. S. 81. Entscheidung der Pneumonie durch Diarrhöe, die seltenste in dieser Krankheit, die aber auch schon Stoll beobachtet hat. S. 84. Pneumonie ohne Fieber im Pulse. Bey zwey asthenischen Pneumonieen gingen am 10. und 12. Tage Würmer ab, und die Krankheit schien hierdurch sowohl, als durch allgemeine Schweisse erleichtert zu werden. Eine später entstandene Diarrhöe unterbrach die Genesung nicht, obschon die Krankheit asthenisch gewesen war. S. 88. Peripneumonia traumatica von dem Stoss einer Deichsel an den untern Theil des linken Schulterblatts.

S. 89. *Schwindsucht.* Die scorbutische Anlage spiele oft in der Schwindsucht und dem chronischen Husten, vorzüglich bey Alten, eine wichtige Rolle, einen Fall der letzten Art, habe kürzlich der ältere Frank mit antiscorbutischen Kräutern glücklich gehoben. Der Gestank des Auswurfs sey aber nicht immer ein sicheres Zeichen einer scorbutischen Anlage. Merkwürdig ist ein hier erzählter Fall, wo an einem vierjährigen Mädchen nach einem zwey Jahre anhaltenden Husten mit heftig stinkendem Auswurf, eine Kornähre, mit Eiter und Blut, ausgehustet wurde, worauf sogleich alle Zufälle nachliessen. Bey der Schwindsucht, die aus vernachlässigtem Katarrh oder Pneumonie entsteht, ist von erweichenden Mitteln mehr Erleichterung zu erwarten, als von den stärkenden. Die Blätter des rothen Fingerhuts werden vorzüglich in der floriden Schwindsucht, mit Blutspeyen, vollem Pulse und noch nicht allzutief gesunkenen Kräften empfohlen. Im letztern Fall, so wie bey erschwertem Auswurf und grosser Angst, schickt sich besser der Wasserfenchel. Zur Hemmung colliquativer Schweisse empfiehlt der Verf. gleiche Theile Elix. Vitr. Myns. und Laudanum liqu. Syd. bey colliquativem Durchfall Opiumklystiere, und Theriak. Auf ähnliche Weise werden die Anzeigen zu mehrern bey der Schwindsucht gebräuchlichen Mitteln näher bestimmt. Bey einer schon längere Zeit anhaltenden Schwindsucht müsse man sich auf diese und ähnliche Palliativmittel einschränken, nicht so bey einer erst kürzlich entstandenen, weil die Schwindsucht im Anfange oft nur Symptom sey, u. s. w.

ÖKONOMIE.

Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen, Aufsätze, Nachrichten und Notizen aus dem Gebiete der gesammten Land- und Hauswirthschaft, v. D. *Fr. Bened. Weber.* Leipz. b. Fleischer, 1806. XI. Stück. 8. 222 S. (1 Thlr.)

Dieser Heft enhält VII Artikel, die Rec. nach der Reihe aufführen wird, wobey er aber gleich im Voraus sagt, dass ihm die *erste Abhandlung* etwas lange aufhalten wird; denn sie ist von dem Herzog zu Schleswig-Holstein-Beck und vom guten Gehalt. Wenn alle Fürsten in unsern Tagen sich, wie dieser, um die Landwirthschaft (wie die grössten Römer ehemals auch thaten) bekümmerten, welcher Wohlstand müsste die Staaten und Unterthanen beherrschen? Der hohe Verf. neml. hat hier die Veredlung der Schäfereyen in den preuss. Staaten zum Gegenstande, und forscht und sieht mit der ihm bekannten Schärfe ins Innere der Verfassungen, und liefert eine Abhandl. darüber von 96 Seiten. (Man vergleiche damit zugleich dessen Versuch über die Schaafzucht in Preussen. Leipz. 1800.) Die Beobachtungen sind Thatsachen, und sind aus den kön. Kriegs- u. Domainen-Cammern in Ost-Preussen, die hier in ein Ganzes zusammengesetzt sind. S. 8 sagt der hohe und durchl. Vf., dass die wahre Veredlung der Schaafe mit spanischen Böcken in Preussen sich von 1800 anhebe. Das dasige Clima sey von 50—55 Grad, und die Merinos wären unter dem 40sten Grade geboren; dennoch wären sie gut an dieses Clima zu gewöhnen; sie pflanzten sich gut fort, und zum Beweise führt er S. 8 Schweden an, wo seit einem Seculo dieselbe unterm 60sten Grade geschehen sey. Um wirkl. Nutzen zu erhalten, erwähnt er S. 12 das Behandeln der neu angekauften span. Böcke, die etwas zärtlicher als die einheimischen oder Landschaafe sind, und fordert daher: reichliche Fütterung und gesunde reinl. luftige Ställe, worüber doch schon so viel tauben Ohren geprediget worden. Um das Ganze mit einem Blicke zu übersehen, und Vergleichungen anzustellen, muss Rec. die Fütterungs-Anschläge ausheben, weil solche zugleich manchen Leser zur Richtschnur dienen möchten, der den ökonomisch. Samm-

Digitized by Google

ler nicht liest. Für Landschaafe rechnet er durch 5 Monate 1 Centner Heu à — 16 gr.
300 Pfund oder 15 Bund Stroh und zum Streuen, eben so viel, à 2 Thlr. pro Schock — 1 Thlr. —
1 Thlr. 16 gr.

Da aber nur 80 Bund Stroh gegeben werden, so bleiben nur 16 gr. für Stroh, also:
Winterfütterung für ein Schaaf. 1 Thlr. 8 gr. —
Werden nun auf 100 Stück Schaafe tägl. 1 Scheffl. Kartoffeln und 1 Leinkuchen, erstere zu 12 gr. und letzter à 1 gr. 6 pf. gerechnet, so erhält jedes Schaaf in 150 Tagen 1½ Schffl. Kartoffeln. — 18 gr. —
und 1½ Leinkuchen — 1 gr. 6 pf.
Fac. 2 Thlr. 3 gr. 6 pf.

Dahingegen bringt ein Landschaaf 4 Pfund Wolle, diese gelten (1 Stein à 33 Pf. à 12 Thlr.) 1 Thlr. 4 gr. $10\frac{10}{11}$ Pf.
Hierzu die Nutzung von Brackvieh, Fetthammel u. s. w. 1 Stück angenommen — 4 gr. —
Fac. 1 Thlr. 8 gr. $10\frac{10}{11}$ pf.

Der reine Gewinn v. einem Landschaafe wäre demnach: $10\frac{10}{11}$ Pf. Den Dünger rechnet man für die Kosten des Schäfers.
Dahingegen gibt ein veredeltes od. feinwolliges Schaaf auch 4 Pf. Wolle (1 Stein à 33 Pf. à 25 Thlr.) macht; für 4 Pfund 3 Thlr. — $8\frac{8}{11}$ Pf.
Die Kosten für ein feinwolliges Schaaf 2 — 3 — 6 —
bleibt Gewinn — — 21 gr. $2\frac{8}{11}$ Pf.
Hierzu noch die obige erwähnte Nutzung — — 4 gr. —
Also ist der Ertrag: 1 Thlr. 1 gr. $2\frac{8}{11}$ Pf.
Rechnet man hiervon noch für ¼ Centner Kleeheu — — 12 gr. —
ab, so bleibt noch immer übrig. — — 13 gr. $2\frac{8}{11}$ Pf.

Man ersieht hieraus offenbar den Nutzen der veredelten Schaafe; nicht zu gedenken, dass die feinern Fabrikate davon das Geld im Lande erhalten werden, wenn man sich erst besser befleisst damit haben wird. Schon setzte man in letzter Ostermesse unsere feinen Tücher den ausländischen an die Seite. Span. Schaafe bekommen (versteht sich, im ersten Jahre, um nach und nach sich zu gewöhnen) im Winter täglich zweymal Heu und einmal Stroh. Die Böcke aber müssen in der Sprungzeit (3 bis 4 Stück, tägl. eine Metze) Hafer bekommen. Die halbschlägigen, d. h. die halbveredelten, müssen sich mit der Weide und dem Futter der Landschaafe genügen, nemlich im Winter täglich einmal Heu und zweymal Stroh, wobey ihnen aufgeweichte Oelkuchen (tägl. 7 Pfund auf 100 Stück) mit zur Hülfe im Saufen gegeben wird, bekommen. Man tränkt sie blos in Ställen, und überhaupt muss man fremde Schaafe, ehe sie sich an das Clima und Futter gewöhnen, mit mehr Sorgfalt pflegen und warten, da hingegen die Zuzucht schon nicht mehr die Weichlichkeit zeiget und mit der gewöhnlichen Weide und regelmässigen Fütterung vorlieb nimmt.

Einen wichtigen Umstand, die Veredlung betreffend, berührt der hohe Verfasser noch, wenn er S. 31 versichert, dass die vollkommene Veredlung erst bey der vierten Generation zu Stande gebracht und nun die Wolle erst den alten Böcken gleich geworden sey. Wie viele Schäfer und Schaafbesitzer verfielen nicht schon in den Wahn, dass die Böcke der ersten und zweyten Generation zur Veredlung gut wären, und betrogen sich sehr, weil der Umschlag wieder sicher eintrat und, anstatt 4 Pfund feine Wolle von einem Bock im vierten Jahre und drüber zu erhalten, nur 2½ Pfund von der zweyten und dritten Generation erhielten. Eben so wichtig ist der Umstand mit den Mutter-Schaafen. Keins von beyden muss man früher kaufen, als nach der vierten Generation, wenn es als Veredeltes sich fortpflanzen soll. Die Hindernisse der Veredlung S. 15 bis 20 sind:

1) Krankheiten, als: Fäule, Räude, Pocken etc. als Folgen schlechter Nahrung und Wartung.

2) Der Hordenschlag — Diesen Umstand auszuführen, erlaubt der Raum der Blätter nicht; man muss die Abhandlung selbst lesen, um die gegründeten Ursachen einzusehen.

3) Die schlechten dunstigen Ställe, die dunkel und mit mephitischen Dünsten angefüllt sind. Wozu der hohe Hr. Verf. noch die Schädlichkeit des Heues rechnet, welches gemeiniglich auf Stangen über den Schaafen liegt und die Ausdünstungen derselben aufnimmt.

Bey jedem Departement hat er die Schaafe nach ihrer Grösse und Gestalt sorgfältig beschrieben. Im Königsberger Departement fand er 15869, worunter nur 2262 ganz veredelt waren; die übrigen waren in der ersten und zweyten Generation, und da noch 312592 Landschaafe vorhanden waren, so ergab sich, dass von sämmtlichen Schaafen nur der vier u. zwanzigste Theil veredelt war. Im Marienwerderischen Dep. fand er 9913 Stück und im Brombergischen Dep. 1051 veredelte Schaafe. Die Rangordnung der Futterung weicht nach S. 52. auf den Schlobittenschen, Kuglak- und Lindenauischen Gütern ab, und ist so eingerichtet:

a) Morgens mit dem Tage Kleeheu und Gersten- oder anderes Strohgehacksel (Siede) geschnitten.

Digitized by Google

b) Um 9 oder 10 Uhr, je nachdem die Tage kürzer oder länger werden, geschnittene Kartoffeln mit Strohhäcksel.

c) Mittags, Heu.

d) Nachmittags um 2 oder 3 Uhr, wie Vormittags.

e) Abends, wie des Morgens früh.

Unter den diätetischen Regeln finden sich S. 64 noch folgende: Man sorge 1) nicht allein für eine gleiche und gesunde Sommerweide, sondern auch gleiche, und mässige Winterfütterung, jedoch immer so, dass die Zuchtschaafe nie fett werden, aber auch nicht von Kräften kommen; beydes zieht Krankheiten nach sich und verdirbt die Wolle.

2) Zur Sommerszeit vermeide man das Horden mit gesundem Viehe, sondern treibe des Nachts ein; denn als das Schaafsterben 1800 seuchenartig war, so ging von 100 eingetriebenen (nicht in der Horde liegenden) kaum eins, und nur durch andere Zufälle, verloren.

3) Man tränke das Vieh im Winter im Stalle und gebe es ihm täglich frisch, damit es nach Belieben saufen kann. Will man das Wasser verbessern und es den Schaafen gesunder machen, so nehme man auf 100 Stück Schaafe wöchentl. 6 Leinkuchen in eine Butte, welche auf dem Tranktroge steht, und lasse täglich durch einen Zapfen etwas davon ins Wasser.

Die Haupteintheilung der Heerden S. 68 verdient in allem Betracht Nachahmung, ohne hier mit Gründen Belege anzuführen. Auf den Finkensteinischen Gütern fand sie also statt:

520 Mutterschaafe machen eine Heerde aus.

490 Stück Hammel und alte Böcke die zweyte.

490 Stück Zeitschaafe und Zeithammel bilden die dritte Heerde, und

500 Stück Mutter- und Hammel-Lämmer machen die vierte.

Bocklämmer müssen aber von allen getrennt bleiben; sie passen unter keine der 4 Heerden.

Kranke Schaafe müssen immer abgesondert werden. Ueber das, was über die Drehkrankheit S. 75 gesagt wird, wagt Rec. nicht zu entscheiden, hält aber dafür, dass der Blasenwurm durch die, von Mayer aus dem Französ. übersetzte Abhandl. v. Chabert, von Wurmkrankheiten der Thiere, Götting. 1789. 8. S. 150 u. folg. angepriesene Mittel untrüglich, weil ihm einige Erfahrungen darin unterstützen.

Endlich ist die Begattungszeit S. 76 noch berührt und das zeitherige Fehlerhafte gezeigt, die Böcke nemlich erst am 11. Nov. unter die Heerde zu thun, weil die Lämmer zu spät fallen und die Schaafmütter schon auf die Weide in Schnee und Regen gehen und dadurch den Lämmern nachtheilig werden können. Man solle nach dem Beyspiele der Ostpreussen den 24. Septbr. die Böcke unter die Heerde und, nach der Erfahrung des Grafen Lindenau, nur des Nachts in eine davon abgetheilte Portion und besondern Verschlag bringen.

Unter 700 Mutterschaafe rechnet man 46 Böcke.

Die feine Wolle ist im vorigen Jahre an die Tuchmacher zu 11 Thlr. (der Stein 22 Pfund gerechnet) verkauft worden. Dieses würde in Königsberg 16 Thlr. 12 gr. betragen.

II. Der Uebergang von einem Wirthschaftssystem zu einem andern, v. Herausg. Rec. erinnert sich, vor weniger Zeit ein ähnliches Werk, wo er nicht irrt, v. Rittmeister Engel gelesen zu haben, welches die nemlichen Principien enthielt. Die angegebenen 7 Regeln bey einem solchen Uebergange sind wohl zu beherzigen, ob wohl immer eine fast aus der andern, wie No. 2 und 3, fliessen, weil bey mehrerm und besserm Futter der Viehstand vermehrt und verbessert wird, aber auch dadurch mehr Menschen erfordert werden, wie in der 6ten Regel angegeben wird. Die dabey befindlichen Tabellen erklären die Sache deutlicher. Ob aber die Vorschläge, ein anderes System anzunehmen, für einen Privatmann schicklich und thunlich sind, daran zweifelt Rec. so lange, bis Huth- und Trift-Gerechtigkeit in einem andern Gewande erscheinen.

III. Nachrichten von den zum Besten der Land-Garten- und Forstwirthe veranstalteten und angebotenen Sammlungen, Anzeige der besten Saamenhandlungen, Obst- und Forstbaumplantagen, Acker- und ökonomischen Werkzeuge und Instrumente etc. Bey den S. 140 angezeigten Hofmannischen ökonomischen Sämereyen ist noch hinzuzusetzen, dass er fast alle Futterkräuter und Getreidearten liefere, und dass Cortum in Zerbst als einer der ersten Gärtner mit seinem Saamenhandel und jungen Bäumen und botanischen Pflanzen fehlt (es sey denn, dass solcher im zweyten Stück angezeigt worden, welches Rec. nicht gelesen hat). Zu den Sammlungen aus dem Thierreiche setzt Rec. den um die Naturgeschichte so wohl verdienten Inspector Buhle zu Halle, der Insecten und Raupen trocknet, Vögel ausstopfet, Frösche, Eidechsen und Fische vorzüglich schön bereitet, hinzu. Zu N. 6. sind die Hand- und Schrot-Mühlen vom Mechanicus Ernst zu Merseburg zu empfehlen, davon Rec. selbst eine besitzt.

IV. Sick von der Schaafpocken-Impfung und dazu gehörigen Nadeln. Die Abhandl. kostet nebst den Nadeln 2 Thlr. und seine zwey neu eingerichteten Trokäre ebenfalls 2 Thlr. und sind hier v. neuem bekannt gemacht worden, weil die Abhandl. v. 1803 nicht bekannt genug geschienen.

V. Ueber Anlage, Erbauung und zweckmässige Einrichtung der Schaafställe. Die Frage wird hier erörtert: Ob wir wirklich Schaafställe nöthig haben oder entbehren können? In unsern Wintern, die mehr nass und kälter als in Irland und England sind, dürften wohl schwerlich ohne Nachtheil die Schaafe im Freyen bleiben. Die in Polen gemachten Versuche beweisen zwar etwas, da die Schaafe bey 18 und 19 Grad Kälte im Freyen lammten. Von einem Extrem auf das andere zu fallen, müsste allerdings nachtheilig werden; denn unsere Wetter sind die Wärme gewohnt, und welche neue Arbeit würde

Digitized by Google

wegen der Fütterung entstehen? Mit Recht wird S. 169 gesagt: dass man dabey die Gesundheit der Schaafe aufs Spiel setze. Die angegebene Anlage zum Schaafstall, ist übrigens sehr entsprechend. Ueberhaupt verdient die I. und V. Abhandlung wohl beherziget und befolgt zu werden, weshalb man sie selbst lesen muss.

VI. Ueber eine verschiedentlich anzutreffende Gewohnheit, auf schlechte Aecker Weizen statt Roggen zu säen, von J. F. Riemann. Wenn man andre belehren will, muss man die vorzutragenden Dinge genau prüfen und genau angeben, diess nicht zu thun, ist ein Fehler, in welchen der Vf. gefallen. Er sah die Aecker und urtheilte nach der Schaale, und bekümmerte sich nicht um den Kern. Wenigstens machte er uns nicht damit bekannt. Kann der Boden auf der Hayn- oder Hageleite schlecht genannt werden, wenn dort aus 1 Schock 12 Nordhäuser gedroschen werden, da in der Aue nur 6 und 8 gedroschen werden? Kann die benachbarte Gegend solchen Flachs aufweisen als die Hageleite? Sind diess Folgen eines schlechten Ackers, so wünscht Rec. die guten zu sehen! Der Boden daselbst ist eine Thonerde mit Kiesel und Mergel vermischt; er hat viel Quellen, denn auf der ganzen Haynleite ist überall Wasser, und alle Brunnen werden dort zu Tag aus gefunden, es findet keine Welle und Eimer, noch Stange dort Statt — alle Brunnen werden mit der Hand geschöpft. Fast auf allen Aeckern kann man in weniger Tiefe Wasser haben, der einzige Berg, von ungefähr 4 Hufen, die Asch bey Holzengel, und die Hornecke ausgenommen, diese sind ein undankbarer Boden. Das Gut, Bonnrode, bey Gunzerode, kann den Verf. wegen schlechten Ertrags und Landes durch Ernderegister vom Gegentheil überzeugen. Vorgenannte gemischte Erde befindet sich nun daselbst, und ist freylich beym Abtrocknen sehr bindend, hält sich aber unten immer feuchte, daher bestellen auch die Landbesitzer immer 14 Tage vor Michael und am liebsten mit altem Weizen ihre Aecker, damit er bey Zeiten hervorkeime und wachse, und zur Zeit des Aufspringens des Bodens gut bewurzelt sey, um nicht auszutrocknen und zu verdorren. S. 195 zeigt er nun gänzlich oberflächliche Kenntniss der dortigen Art, wenn er sagt: wer Winterroggen an unrechten Ort bringt, das ist, auf einen solchen Boden, zumal wenn er wenig Dungung erhalten hat, der erhält sparsame Halmen, sie fallen klein aus, und nur zu oft werden sie taub. Hier verwintert der Winterroggen — man vergleiche, was Eingangs vom Ertrag gesagt worden. S. 194 wird auch behauptet, dass die Ackerkrume kaum 4 Zoll betrage — diess ist wider die Erfahrung — die ungemein grossen, breiten und spitzigen Pflugschaare, die nicht durchbrochen sind, machen so ungemein tiefe Furchen, dass man sich hineinlegen kann, ohne von Vorübergehenden gesehen zu werden. Die Spate zum Möhrengraben sind Ellenlang und schmal, und doch klagt man nicht über das Heraufbringen der wilden Erde, und die Möhren sind ungewöhnlich lang; alles Beweise der Fruchtbarkeit. Der Fruchtwechsel ist dort also eingerichtet: Weizen oder Roggen kommt in das erst gedüngte Land — dann folgt im 2ten Jahre Hafer oder Lein, — alsdenn bleibt es Brache, in welche Sommerwicken oder Rüben gesäet werden, andere Sömmerungen verträgt es nicht.

Rec. wünscht: dass dem Vf. R. bey seinen versprochenen Bekanntmachungen seiner Versuche, nicht gnügen möge, seine Aecker nach äusserm Ansehen den Lesern bekannt zu machen, wie er hier S. 193 gethan, da Rec. ihn als einen erfahrnen Oekonomen kennt, damit richtigere Resultate daher erwachsen mögen.

VII. Recensionen der neuesten ökonom. Schriften.

UNGARISCHE GESCHICHTE.

1. Magyar Ország Históriája a' Mohátsi Veszedelemig. Készitette tanitványi számára *Budai Esaiás*. (Geschichte des ungarischen Reichs bis zur Niederlage bey Mohatsch. Zum Besten seiner Schüler verfasst von Esaias Budai.) Debreczin, gedruckt von Georg Csáthy. 1805. 8. 340 S. (2 fl. 15 kr.)

2. Magyar Ország polgari históriára való Lexicon, a' XVI század végéig. Készitette nébai tisztelctes tudós *Budai Ferentz*, Ur, a' Szováthi Ref. Ekklésia Prédikátora. Kiadta Budai Esaiás, a' Debreczeni Ref. Collegiumban Históriát, Görög nyelvet, és deák ékesenszóllást tanito Professor. I Darab. (Wörterbuch der bürgerlichen Geschichte des ungarischen Reichs bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts. Verfasst von dem weiland wohlehrwürdigen und gelehrten Herrn *Franz Budai*, Prediger der reformirten Gemeine zu Szováth. Herausgegeben von Esaias Budai, Prof. der Geschichte, der griechischen Sprache und der lateinischen Beredsamkeit am reformirten Collegium zu Debrecain. Erster Theil.) Grosswardein, bey Anton Gottlieb von Marmarosch. 1804; 8. Ausser der Vorrede u. Dedication. 627 S.

3. Magyarok historiája, mellyet *Csetsényi Sudstics Ignátz*, a' Györi Püspökségnek Mosonyi Esperestségében Szent Miklósi Plebános irá. (Geschichte der Ungarn, geschrieben von *Ignatz Sudstias von Csetsény*, Pleban zu Szent Miklós in der Wieselburger Diöcese des Raaber Bisthums.) Pressburg, bey Georg Aloys Belnay. 1805. 8. 1r Band 380 S. 2r Band 384 S. 3r Band 368 S. (5 fl.)

4. Magyar Ország históriája etc. (Geschichte von Ungarn, aus dem deutschen Werke Ludwig Albert Gebhardi's ins Ungarische übersetzt von *Joseph Hegyi*, berichtigt und bis zum Jahre 1803 fortgesetzt von *Stephan Kultsár*.) Pesth, bey Trattner. 1803. 8. 1r Bd 440 S. 2r Bd 530 S. 3r Bd 464 S.

Digitized by Google

5. Krónika a' Mohátsi veszedelemtöl a' Bétsi békülésig Magyar Országban, Erdelyben, Havas Alföldön és Moldovában történt dolgokról. (Chronik der Begebenheiten von der Niederlage bey Mohatsch bis zum Wiener Frieden in Ungarn, Siebenbürgen, in der Walachey und Moldau.) Pesth, b. Trattner. 1805. 8. 135 S.

Fünf Werke in ungarischer Sprache über die Geschichte des Königreichs Ungarn von ungleichem Werthe, die wir hier nach einander würdigen wollen.

Nr. 1. ist ein vortreffliches, kritisch geschriebenes Compendium der ungarischen Geschichte, über welches der gelehrte Verf. Vorlesungen hält. Schade, dass Hr. Budai darin die Geschichte Ungarns nicht bis auf unsere Zeiten fortgeführt hat (Rec. ersucht ihn, diess in einem zweyten Bande zu thun), und dass er auch manche Abschnitte des langen Zeitraums bis zur Niederlage bey Mohatsch zu kurz abhandelt, z. B. die Regierung des Königs Andreas in zehn Zeilen abfertigt. Er handelt zuerst von der Geschichte der *Hunnen* (die er mit Recht für ein von den Magyaren oder Ungarn ganz verschiedenes Volk hält) S. 1—20, und *Avaren* in Ungarn, S. 20—38. Rec. kann es nicht billigen, dass er die Geschichte Pannoniens unter den Römern bis zur Ankunft der Hunnen übergangen hat. Mit vieler Ausführlichkeit u. Kritik ist der folgende Abschnitt *A Magyarok eredetéröl és atyafisdgáról* (von dem Ursprunge und der Verwandtschaft der Ungarn) S. 41—81 abgehandelt. Doch kann Rec. nicht billigen, dass Hr. Budai die grosse Verwandtschaft der ungarischen und finnisch-lappländischen Sprache nicht zugestehen will. Wenn man ohne vorgefasste Meynungen die davon handelnden Schriften von Sajnovics, Stiernhjelm, Rudbeck, Hager, Gyarmathi (neuerlich erschien darüber auch ein Aufsatz vom Hrn. Profess. Rumi im fünften Hefte der ungarischen Miscellen des D. Lübeck) liest, so muss man sie eingestehen. Uebrigens sind die Ungarn so wenig aus Finnland oder Lappland, als die Finnen und Lappländer aus Ungarn in ihre jetzige Heimath gezogen, sondern beyde Nationen kamen aus Asien, so wie man auch den Ursprung der germanischen Völker wegen der Verwandtschaft der deutschen und persischen Sprache am Caucasus in Asien suchen muss. Uebrigens lässt sich auch nicht eine Aehnlichkeit der ungarischen, türkischen und tatarischen Sprache ableugnen, die besonders von Beregszászi und Révai bewiesen worden ist. Lesenswerth sind die Notizen, die Hr. Budai über die noch heut zu Tage in Asien ungarisch sprechenden Völker mittheilt. — Hierauf handelt der Verf. von der Herkunft der Ungarn aus Asien und ihrer Niederlassung in Ungarn (S. 82—102), und erzählt dann die Geschichte der Ungarn unter den Herzogen (S. 102—120), unter den Königen aus dem arpadischen Stamme (S. 120—195), und unter den Königen aus verschiedenen Häusern bis auf Ludwig II. (S. 196—340). Seine Methode ist: in chronologischer Reihe nach der Paragraphenabtheilung die wichtigsten Begebenheiten in einem einfachen Styl zu erzählen. In der Ausarbeitung ist er häufig dem historischen Lexikon seines Bruders auch da gefolgt, wo neue eigene Untersuchungen erfordert wurden. Ob er gleich viele Quellen der ungarischen Geschichte selbst untersucht hat, und durch häufige Citate seine Belesenheit documentirt, so hat er doch manche neue Werke, namentlich von Engel und Kovachich zu wenig benutzt. Die Geschichte Ungarns unter den Herzogen, und unter den Königen Stephan I., Kolomann, Ludwig I., Sigmund, Matthias Corvinus, Uladislaus II., Ludwig II. hat Rec. vorzüglich gefallen. Mit Recht hat Hr. B. die Ehre Kolomann's gegen die Verunglimpfungen mancher hierarchischer Schriftsteller seiner Zeit gerettet. Hie und da haben sich Schreibfehler eingeschlichen, z. B. S. 268 Campus merularum hiess serblisch nicht Cosana, sondern *Cossovo* und deutsch nicht Amsterfeld, sondern *Amselnfeld*.

Das historische Wörterbuch Nr. 2. ist sehr fleissig gearbeitet. Der erste vor uns liegende Band enthält die Buchstaben A und B. Hr. Esaias Budai liess dieses Werk nach dem Tode seines Bruders († am 2. Oct. 1802) auf seine Kosten drucken, und eignete es dem rühmlichst bekannten ungarischen Mäcen, dem Stifter der ungarischen Reichsbibliothek zu Ofen, dem Hrn. Grafen Franz Széchényi, zu. In der Vorrede führt er die Quellen an, die sein sel. Bruder bey Verfassung dieses Wörterbuchs benutzte. In diesem Werke findet man alle Namen und Thaten berühmter Ungarn, die bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts lebten, verzeichnet. Dieses Werk ist nicht bloss für die allgemeine politische, sondern auch für die Familiengeschichte berühmter ungarischer Häuser äusserst interessant, und da der Verf. nicht compilirt, sondern seine Quellen kritisch benutzt hat, so ist das Werk auch für kritische Geschichtforscher Ungarns wichtig und belehrend. Der Styl ist männlich, präcis, rein und lichtvoll.

Nr. 3. ist bloss eine schlechte ungarische Uebersetzung der lateinisch geschriebenen ungarischen Geschichte von Palma, mit allen Mängeln und Fehlern des Originals, die der Verf. als ein Originalwerk in die Welt schicken zu können glaubte. Der erste Band erschien schon im Jahre 1796 unter dem sonderbaren Titel „A' Magyarok felséges Czimere," und erhielt im Jahre 1805 bloss einen passenderen Titel. Das ganze Werk wird gewiss den Vorrath der Maculatur in den ungarischen Buchläden vermehren.

Nr. 4. ist eine treue Uebersetzung des bekannten Werks von Gebhardi, die der Piarist Hegyi verfasste und Hr. von Kultsár hin und wieder mit eigenen Bemerkungen, die er mit Sternchen bezeichnete, begleitet herausgab. Der eigenen Bemerkungen des Hrn. von Kultsár sind aber in den vorliegenden drey Bänden äusserst wenige, und viele für einen Inländer auffallende Fehler des Gebhardi'schen Werkes blieben unverbessert, z. B. der im 3ten Bande S. 207 angeführte Parteygänger *Johann Csári* hiess *Csarni*, serblisch (denn er war ein Serbler) *Czerni* (bekanntlich

Digitized by Google

spielt jetzt wieder in Servien ein Georg Czerni eine grosse Rolle). Sonst ist der ganze Gebhardi'sche Text beybehalten, und nur die Uebersicht durch Ueberschriften der Paragraphen erleichtert. Die Geschichte Ungarns an sich selbst hat daher durch diese drey Bände nichts gewonnen. In dem vierten Bande, der dem Rec. noch nicht zu Gesichte gekommen ist, will Hr. von Kultsár die Gesch. Ungarns, die Gebhardi beym Jahre 1777 abbricht, bis zum Jahre 1803 fortsetzen. Uebrigens ist in diesem Werke nur die Geschichte des eigentlichen Königreichs Ungarn, die in den zwey ersten Bänden des Gebhardischen Werkes enthalten ist, übersetzt; die Geschichte der ungarischen Nebenländer, die in den übrigen Theilen des Gebhardi'schen Werkes steht, und die neuerlich Hr. von Engel in mehreren Quartbänden (Halle, bey Gebauer) so vortrefflich abgehandelt hat, ist ganz unübersetzt geblieben, was Rec. nicht billigen kann.

Der Verf. von Nr. 5. ist laut der Unterschrift der Vorrede Herr *Stephan von Kultsár*, gegenwärtig Herausgeber der ungarischen Nationalzeitung „Hazai tudósitasok" (vaterländische Nachrichten) in Pesth. Diese ungar. Chronik soll eine Probe von einer grösseren Sammlung doppelten Inhalts seyn, einer Sammlung Geschichtschreiber Ungarns in ungarischer Sprache in den Jahren 1594 — 1710, u. einer Sammlung von allerhand historischen Fragmenten, Anekdoten, Briefen u. Urkunden in ungarischer Sprache. Diese zwey Sammlungen gedenkt Hr. v. K. mit Unterstützung des ungarischen Publikums herauszugeben. Bis jetzt ist ausser dieser Probe noch nichts erschienen. Der Plan dieser Sammlungen ist lobenswürdig, aber Hr. von Kultsár scheint noch nicht alle zum Umfang seines löblichen Unternehmens nöthigen Materialien zu kennen. Es gehören dazu weit mehr historische Denkmäler, als er angegeben hat; auch dürfen die historischen Dichter Ungarns nicht ausgeschlossen werden. An der Art der Ausführung des Plans in der vorliegenden Probe ist manches zu tadeln. Hr. von Kultsár theilt uns in derselben eine Chronik der Szekler in Siebenbürgen mit, sagt uns aber nicht mehr von derselben, als dass sie vom Jahre 1529 bis zum XVII. Jahrhunderte reiche. Dabey ergänzt er seine alte Chronik, die ein Szekler Officier aus dem Udvarhelyer Stuhl, der im Jahre 1575 noch lebte, schrieb, selbst von vorn u. hinten, um von 1526 — 1604 die Geschichte fortzuführen, und interpolirt sie durch eingeflickte Bruchstücke aus Enyedi, Gyulai und Szándi, und zwar ohne diese Bruchstücke von der Chronik zu unterscheiden. Zugleich hat er den Styl seiner Autoren willkührlich verbessert, dagegen aber offenbare Schreibfehler der Handschrift oft unberichtigt gelassen, z. B. S. 20 sollte statt Szintsiva *Szuesava* stehen. Endlich hat die Ofner Censur manches gestrichen, ohne dass Hr. von K. die gemachten bedeutenden Lücken angedeutet hat. Nichts desto weniger ist diese Chronik für ungarische Geschichtforscher, die sie kritisch benutzen können, ein wichtiges Geschenk, denn sie enthält viele merkwürdige Begebenheiten und chronologische Bestimmungen der siebenbürgisch-walachisch-moldauischen Geschichte von 1529 — 1575. Das Werk enthält folgende bedeutende Actenstücke: des türkischen Kaisers Solyman's Verhandlungen mit Ferdinand I.; ein Schreiben des Kaisers Maximilian an Stephan Báthori von 1575; ein Schreiben des Woywoden Aaron, an den Fürsten Sigmund Báthori von 1594, des Sigmund Báthori an die Grosswardeiner von 1597, des Woywoden Radul an Moses Szekely von 1603, des Botskai'schen Generals Gregor Némethi an den General Franz Rhédei (S. 129—131).

R O M A N.

Schloss Riesenstein. Roman mit und ohne Gespenster von *Friedrich Laun.* Leipzig, bey Tauchnitz. 1807. 8. Erster Theil 258 Seiten. Zweyter Theil 252 Seiten. (2 Thlr.)

Nicht leicht befriedigt ein Buch die höheren Forderungen des Geistes und die Ansprüche der Lesewelt auf anmuthige Unterhaltung in so reichem Maasse als dieses neueste Werk des, durch sein glückliches Talent zur Unterhaltung schon längst bekannten und geschätzten Laun. Abwechselung des Stoffs vom Anmuthig-heitern, bis zum Düster-romantischen, und des Tons vom frohen Scherz bis zur tiefsten Empfindung, fesseln die Aufmerksamkeit immer fester an das Buch, und lassen nichts zu wünschen, als dass die unter dem Titel: *Die seltne Ehe* versprochne Fortsetzung, sich so unmittelbar dem zweyten Theile angeschlossen haben möchte, als dieser dem ersten. Der angezeigte Roman verwebt eine bedeutende Zahl kleiner Erzählungen in die, das Ganze umfassende und zusammenhaltende, Geschichte der Besitzer des Schlosses Riesenstein, welcher sich wieder, als interessante Episoden, die Begebenheiten, Freuden und Leiden, Liebe und Abentheuer der benachbarten Familien anschliessen. So erscheinen in dem Ganzen noch folgende kleinere Abschnitte als Rubriken einzelner, auch für sich interessanter und befriedigender Erzählungen: *Der Diebstahl, das Schlossenwetter, die Reise nach Pyrmont, die eheliche Trennung, der Ehrgeiz, die Geisterseherin, der Maasstab, das Brautpaar, Anselm und Serena*, welche letzte zugleich den Schlusstein des Ganzen bildet, und die Haupterzählung des Romans selbst beschliesst. Es lässt sich schwer entscheiden, welcher dieser Erzählungen man den Vorzug geben solle; jede ist in ihrer besondern Gattung vorzüglich, und erhält durch die Stelle, welche sie in dem Ganzen einnimmt, noch mehr Interesse, die Geistergeschichte, auf welche der Titel zielt, ist ungemein schön erzählt, und, wenn man sie in Beziehung auf den Charakter des Erzählers im Roman betrachtet, ein vollendetes Meisterstück zu nennen, der Schluss ist mit anziehender Zartheit erzählt und bereitet, da er zwey Liebende bis zum Altar führt, zugleich den Stoff zu der angekündigten: *seltnen Ehe*, und die Hoffnung der Leser auf diese versprochene angenehme Erscheinung.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

137. *Stück*, *den* 30. *October.* 1807.

AKADEMISCHE U. SCHULSCHRIFTEN.

Pädagogik. *Rede bey der Einweihung der Domschule in Naumburg, über den Einfluss, den das Locale einer Schule auf die wissenschaftliche und moralische Bildung ihrer Zöglinge hat.* Gehalten den 25. Septbr. 1807. von M. *Johann Friedrich Krause*, Domprediger und Schulinspector. Weissenfels bey Joh. Friedrich Leycham. 24 S. 8. (3 gr.)

So gross auch die Verdienste unsrer Vorfahren sind, welche sie sich um die Erziehung und wissenschaftliche Bildung der heranwachsenden Menschheit erworben haben, so vergessen sie doch zu oft über dem zukünftigen Gelehrten den Menschen. Diese menschliche Bildung mit der Gelehrten-Bildung zu vereinigen, ist die Aufgabe, welche unser Zeitalter zu lösen übernommen hat, in welche eine frühe Entwickelung des Sinnes für das Schöne mit Recht aufgenommen worden ist, weil sie den Menschen vor Rohheit bewahrt, seine Sinnlichkeit veredelt, das Feld seiner Empfindungen erweitert, reine Uneigennützigkeit zuerst erzeugt, und den Uebergang zum Guten vorbereitet. Obschon auch diese Bildung, wenn sie nicht schädlich werden soll, ihre Grenzen hat, so darf sie doch bey der ersten Bildung des Knabenalters nicht versäumet werden, und der Studirende würde gewiss sehr vieles verlieren, wenn die Cultur des Schönheitsgefühls vernachlässiget würde. Aber die Entwickelung und Belebung dieses Sinnes ist nicht blos Sache des Unterrichts; er hängt auch von den Eindrücken ab, welche die nächsten körperlichen Umgebungen auf den jungen Menschen durch ihre Harmonie und schöne Form machen. Es ist daher auch nicht gleichgültig, an welchem Orte, in welchem Gebäude, und in welchen Lehrzimmern die Zöglinge der Wissenschaften unterrichtet werden: das Locale wirkt nicht nur auf ihre körperliche Gesundheit, sondern auch auf ihren Geist. Dies ist der Inhalt dieser Einweihungsrede des würdigen Verf., welcher nichts hinzu zu wünschen übrig gelassen zu seyn scheint, als dass sie die nur kurz angedeuteten Sätze, wenn es die Zeit erlaubt haben möchte, weiter ausgeführet, und besonders psychologisch gezeigt hätte, wie das verschönerte Locale einer Schule, vorzüglich der Lehrzimmer auf das Schönheitsgefühl, und auf die äussere Beförderung der Moralität wirke. Rec. möchte doch, und dafür bürgt ihm eine vielseitige Erfahrung, nicht so viel darauf rechnen, als der Verf. darauf zu rechnen scheint. Ueberhaupt ist das eigentliche Schöne noch nicht für Knaben, wie sie unsere Schulen bilden, und das schönste Locale, da es immer einerley bleibt, ermüdet dieselben, weil sie es täglich sehen, und darüber zuletzt gar nicht mehr sehen noch fühlen. Das Schöne der Hörsäle scheint auch viel zu wenig und zu schwach zu seyn, als dass es auf das Schönheitsgefühl der Lehrlinge einen starken, bleibenden und fortwirkenden Eindruck zu machen vermögend seyn sollte, wenn es nicht zugleich durch andere äussere schöne Gegenstände geweckt und genährt wird, die aber wenige Orte, wo Schulen sind, darbieten, und die an solchen, welche sie im Ueberflusse haben, nicht weise genug benutzt werden, oder benutzt werden können. Rec. fürchtet auch, dass schöne Prunkzimmer, wenn sie zugleich Lehrzimmer seyn sollen, die Aufmerksamkeit der Lehrlinge mehr zerstreuen, als fesseln, ihre immer geschäftige Phantasie von dem Vortrage des Lehrers weg, und zu den schönen Gegenständen hinziehen, die sie umgeben, und zu unzeitigen Unterhaltungen mit ihren Nachbarn verleiten möchten. Wenn die Hörsäle nur nichts widriges, abschreckendes und ekelhaftes haben, wenn sie nur an Orten angelegt sind, welche der Gesundheit des Körpers keinen Eintrag thun, und wo die Aufmerksamkeit nicht durch immerwährendes Getümmel unterbrochen und zerstreut wird, wenn sie nur geräumig genug sind, um alle Zöglinge aufnehmen und freundlich bewirthen zu können, wenn sie endlich so eingerichtet sind, dass Lehrende und Lernende einander immer nahe, immer im Gesichte sind, so ist genug dafür gesorgt, dass sie ihrer Absicht entsprechen. Nur noch ein Wort der Vertheidigung unsrer ehrwürdigen Vorfahren im Eingange dieser Rede. Unser Jahrhundert scheint ihre Verdienste um die Bildung der Jugend nicht dankbar genug zu würdigen, wenn man ihnen den Vorwurf macht, dass sie über der Bildung zur Gelehrsamkeit die Bildung des Menschen verabsäumt hätten. Sollten Aristoteles, Theophrast, Quintilian, Plutarch und alle, die in ihre Fusstapfen bis auf das letzte verflossene Jahrhundert getreten sind, diesen Vorwurf hören, so würden sie sehr vieles dagegen einzuwenden haben. Ihre Schriften, die wir noch haben, zeugen laut gegen diesen Vorwurf, denn in denselben bearbeiten sie

Digitized by Google

den ganzen Menschen, und nehmen überall auf seine physische, intellectuelle und moralische Bildung Rücksicht. Alles, was etwa noch bey ihnen und bey ihrer Erziehungsmethode vermisst werden könnte, ist, dass sie etwa zu wenig auf die künftigen Weltgeschäfte hinwirkten, und dass ihre Zöglinge bey aller Vorbereitung zur Wirksamkeit das Wirken entweder verfehlten, oder es erst selbst in ihrem Lebenskreise erlernen mussten.

Griechische Literatur. *Ad Examen* in archigymn. Susatensi instituendum observanter invitat *Er. Antonius Moebius. Praemittitur Tentamen criticum novae editionis Anacreonticorum.* Susati in offic. Fr. Adolph. Flossii, 1807. 64 S. 8.

Es ist diess das letzte Programm, welches der Herr Verf. in seinem bisherigen Amte geschrieben hat. Die Vorrede dazu ist im März, die Ankündigung des Herbstexamens im September dieses Jahrs unterschrieben. Die Ursachen, welche ihn zu einer neuen Ausgabe der Anakreontischen Gedichte veranlassen, sind: Der Text ist in den bisherigen Ausgaben noch nicht genug berichtigt; die meisten Herausgeber sind aus nicht hinlänglicher Bekanntschaft mit dem Anakr. Metrum dem verstorbenen Brunck, der hier weniger Verdienste hat, als um Sophokl. und Aristoph., gefolgt; Fischer hat gar den Baxter. Text unverändert beybehalten; der neueste Herausgeber aber, dessen Ausgabe Hr. M. erhielt, als ein grosser Theil der seinigen schon vollendet war, hat nach ganz eignen metrischen Grundsätzen und mit grosser Verwegenheit den Text geändert oder corrumpirt; viele Herausgeber haben nur fremde Noten excerpirt und etwas Aesthetisches zugegeben. Der Herr Verf. will also in seiner Ausgabe den Text nach bessern Lesarten im Vatican. Cod. u. andern Ausgaben, auch Muthmassungen, herstellen, auserlesene kritische und metrische Bemerkungen und grammatische Erläuterungen beyfügen, und dazu auch die Vorgänger benutzen. (Selbst der neueste Uebersetzer und Erläuterer *Brosse* ist schon angeführt.) Er hat einiges über das Leben des Anakr., seine Poesie und Metra vorausgeschickt. Hr. M. glaubt, dass die bessern Gedichte der Sammlung alle vom Anakreon herrühren, und nur die sichtbar schlechtern oder Nachahmungen nicht von ihm sind. Wenn nur nicht in den sogenannten bessern selbst ein sehr verschiedener Charakter gefunden würde! Wir betrachten es noch immer als eine nach und nach entstandene Sammlung von kleinen lyrischen Gedichten, in welcher die wenigsten Stücke dem A. mit einiger Gewissheit angeschrieben werden können. Von dem Ursprung dieser Gedichte sagt Herr M. „Fortasse magna pars horum odariorum hilaritati conviviorum festivitatique originem debent, eaque de causa poeta parum accuratus in servanda metri lege fuit.“ Für ganz untergeschoben hält er das das 15. 18. 24. 25. 27. 41. 48. 49. 50. 51. 53. Gedicht, einige andere für verdächtig. In Ansehung der Beurtheilung der Sylbenmaasse dieser Gedichte folgt der Verf. ganz den Grundsätzen des Hrn. Prof. Hermann, aus dessen Lehrbüchern auch einige Conjecturen entlehnt und in den Text aufgenommen sind. Der Hr. Verf. hat, was wohl in dieser Probe nicht nöthig war, den Text ganzer Oden abdrucken lassen und würde es wahrscheinlich bey noch mehrern gethan haben, wenn es nicht vermuthlich (s. S. 21) an Lettern gefehlt hätte. Es schien uns dieser Abdruck am wenigsten bey Oden nöthig, worüber der Verf. gar nichts bedeutendes (wie bey der ersten) oder sehr wenig (wie bey der zweyten, die er in Schutz nimmt) zu sagen hatte. Den beyden Gründen, aus welchen Fischer die 3. Ode für unächt hielt, setzt Hr. M. entgegen, ὥραις stehe statt des Singularis (allein darin liegt das Gewicht des Fisch. Grundes nicht, sondern dass ὥρα bey den ältesten Schriftstellern nicht von einer Tages- oder Nachtzeit, sondern von der Jahrszeit gebraucht wird, und folglich beweiset auch die Stelle des Himerius ἐν ἡμέραις ὥραις nichts) und κόπτειν θυρέων ὀχῆας bedeute, an den Theil der Thüre anklopfen, der inwendig verriegelt ist; aber diess hätte erwiesen werden sollen. In III, 25. hat Hr. M. die alte Lesart ἐς τι wieder aufgenommen: videam, *in quantum* nervus sit illaesus. Allein war die Sehne nur im geringsten verletzt, so konnte kein Gebrauch vom Bogen gemacht werden, auch möchte ἐς τι wohl nicht für ἐς ὅσον stehen. Wir ziehen also doch εἴ τι vor. Im 4ten Gedicht hält auch Hr. M. die Verse vom 11. an für einen spätern, unächten Zusatz und hat sie daher in Klammern geschlossen. Im 16. Vers schlägt er zu lesen vor: πρὶν Ἔρωτ' (oder besser ἔρωτ' amorem) ἐμεῖο ἀπαλθεῖν u. s. f., d. i. priusquam amor me deserat. Diess wäre eine sehr gesuchte Redensart. Es liegt in dem Worte Ἔρως wahrscheinlicher ein Name, vielleicht des Mädchens, an welches das Gedicht gerichtet ist, zum Grunde. Dem fünften Gedichte giebt er nicht die Ueberschrift: εἰς ῥόδον, sondern εἰς συμπόσιον, (aber die Rose und die Bekränzung mit ihr ist doch Hauptgegenstand, wenn gleich diese Bekränzung allerdings zur Compotation gehört.) Im 9. Vers schlug Hr. M. schon ehemals vor: Ῥόδα καὶ βάκ' ὁ τῆς Κυθήρης (nemlich υἱός) u. s. f. Im 6. Vers interpungirt er: ῥόδον οὐ φέρισον ἄνθος; die fünf ersten Verse, die Brosse verdächtig machte, nimmt Hr. M. in Schutz, und vertheidigt sie durch die der ältern Sprache gewöhnliche Pleonasmen. Wenn Hr. M. im 7ten Gedichte V. 2. das gewöhnliche βαδίζων, wofür Brunck ῥαπίζων setzte, in δίζων (quaerens) oder lieber βάζων (*alloquens*) verwandelt, so hat er nicht bemerkt, dass das Metrum es nicht erlaubt, oder es müsste με eingeflickt werden, was wohl nicht annehmlich ist, da es im nächsten Verse vorhergeht. σεῖον im 9. Verse nimmt er in Schutz, weil σείειν fast alle Bedeutungen von σαίνειν habe. Wir wünschten die Gründe davon mehr ausgeführt. Das 18. Gedicht nennt er partum hominis ineptissimi, metri et prosodiae ignari. Und doch hat er metrische Fehler darin zu verbessern sich bemüht. Wie aber im 1. V. καλὴ τέχνα (st. τεχνίτα) dem καλλιτέχνα, das doch im cod. Vat. steht, vorgezogen werden kann, sehen wir nicht ein. Wohl dürfte im 12. die Conjectur μιχὴν νώματος (st. νοήματος) nicht sehr glücklich scheinen. Ueber XX, 13. bemerkt Hr. M., dass die zweyte Sylbe von ταινίη nicht hier kurz gebraucht werde, sondern der Vers ein epitritus quartus sey. Im 15. V. zieht er mit Recht ποεῖν σὺ dem γανύμην, welches ein Glossem ist, vor. Auch die vorhergehenden Worte μαχῶν, τραχήλῳ, fordern es. In XXI, 4. lieset er πυρωθεὶς νῦ ξανάζω. Wir übergehen, was über 22 u. 23 zur Vertheidigung einiger ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Lesarten gesagt ist. In XXIV, (einem unächten Gedichte) 1. zieht er φέρῃ ohne Augment, als jonisch, vor (epitritus tertius). Im 2. V. lieset er: τρέβον βίστου ὀδσίων (nach der anacrusis Dactylus cum trochaeo). Sehr wahrscheinlich ist, dass V. 3. Δρόμων für χρόνον gelesen werden müsse. Nicht nur παρελθεῖν, sondern auch der folgende Vers verlangt diese Aenderung. In XXV, 3. glaubt Hr. M., dass der Abschreiber der Vatic. Handschriften habe schreiben wollen: τί κόνων, τί γόων μοι (paeon secundus). XXVII, 1. schlägt er vor: τοῦ (Διὸς ὁ παῖς ὁ) Βάκχος (versus hegemoscolius) und streicht v. 10. καὶ weg. XXXVIII, 3. emendirt er: μὰ κᾶν δὴν χορεύειν. Denn er bemerkt, dass nirgends eine anacrusis trochaica geduldet werden könne. Damit nicht V. 8. 9. der Wein zwey gleichbedeutende Beywörter, μελιχρὸς und ἡδὺς erhalte, schlägt er eine Versetzung vor:

ἐμοὶ κυπελλὸν ἡδύ,
μελιχρὸν οἶνον, ὦ παῖ.

In XXXIX, 3. setzt er einer Hermann. Conjectur die seinige an die Seite: αἰνῶν ἀρχέτω Μούσας (was etwas matt ist.) Mit Hermann zieht er v. 9. λυροκαίγμων vor u. bestreitet Bothe's Vorschlag δυσδάιμων, weil diess mit dem Folgenden verbunden werden müsste, gegen die Manier des Dichters in jener Stelle: Im 17. V. schreibt er: ἐϋώδει μύρῳ πάγξας (epitr. 3. cum anacr. bisyll.) Vorher im 15. V. versetzt er zwey Worte wie Bothe. XL, 3. schlägt er folgende Interpunction vor:

Οὐκ οἶδεν, ἀλλ' ἐτρώθη
τὸν δάκτυλον. Παταχθεὶς, (statt ὁ παι. wie Dichter den Artikel bisweilen weglassen)
τᾶς χειρὸς, ὠλόλυξε.

Nach χειρὸς versteht er ἄνεμα, ein nicht glücklicher Nothbehelf. In XLII, 17. vertheidigt er die Zusammenstellung des Singulars und Plurals durch folgende Angabe des Sinus: *Dum una cum florentibus ad barbiton salto puellabus, ego et vos, o puellae, vitam aganus securam.* Es bleibt aber immer etwas Unnatürliches in der Wortstellung. XLV, 6. wird die Hermann. Conjectur empfohlen und βαλεῖσα erklärt *tingens*, humectans, und diese Bedeutung durch ein paar Beyspiele erläutert. Das 49. Gedichte sieht der Verf. als Product eines „homo voluptuarius" von lebhafter Einbildungskraft an, dem es an der Anakr. Einfalt des Ausdrucks ganz fehle, und der daher eine Menge Bilder häufe. Mehrere Conjecturen Bothe's, wie gleich die erste, die aus Ἄρα τις einen Κράνης, als Maler der Venus macht, werden mit Recht verworfen. Den sechsten Vers (νόος εἰς θεοὺς ἀεροθεὶς) versetzt Herr M. Wenn man auch vorher λευκὰ nach der ehemaligen Lesart von der Schönheit überhaupt verstehen wollte (über die angeführte Stelle Theocr. beweiset nichts dafür — die zarte weisse Haut ist ein Theil der Schönheit), so würde doch ὑπερφὺ noch immer Schwierigkeit machen. Im 8. Vers sollte bemerkt werden, dass eine philosophische Erklärung des Mythus zum Grunde liegt. V. 11. will Hr. M. μόνα auf die Venus beziehen (μόνη), ipsa tegit fluctibus partes tegendas. Aber so entsteht eine anacrusis iambica, da die letzte Sylbe in μόνα lang wird, die erste in κύμασιν lang ist, wie Hom. Od. 3, 91. Wir sehen nicht, warum nicht καλύπτει vom Maler gesagt werden kann, wenn gleich der Aoristus vorher geht. Denn ἐν' αὐτὰ (wie V. 12. statt ἐ. ἀκτᾷ gelesen wird) fordert κύμασιν, nicht κῦμα. 14. 15. werden versetzt, übrigens ἀναλόχρεον vorgezogen, obgleich noch nicht in den Text aufgenommen. γαλήνας soll dann absolut gesetzt seyn, wie θέρους, χειμῶνος, tempore maris tranquilli. Dass übrigens der Sinn des 14. V. von dem des 12ten etwas verschieden sey, wird gegen Bothe erinnert, dessen Zusatz der Partikel τ' V. 18., und Aenderung V. 25. δολερὰ νόον μέρεψιν M. in den Text nimmt, nur im folgenden Vers ändert er nichts, aber es bleibt immer hart, dass die copula zwischen Ἔρος und Ἵμερος fehlt. In der 51. Od. findet er einen Dichter, der des Metrums nicht kundig, übrigens wegen der Schönheit der Gedanken und Ausdrücke zu loben sey. Sollten aber wirklich auf Rechnung eines solchen Dichters metrische Fehler gesetzt werden können? Aus der Lesart der Vat. Handschr. τερινὸν macht Hr. M. τερπνὸν, da die Rose als Frühlingsblume nicht θερινὸν heissen könne, und im 3. V. bringt er eben so wahrscheinlich aus dem Vat. cod. heraus: Συνάταις, αὐξε τὸ μέλπειν. V. 13 ff. hat er drucken lassen (ob ihm gleich eine Aenderung nicht so nöthig scheint)

Γλυκὺ δ' αὖ λαβόντι (nemlich ὥςτε) θάλπε ιν
Μαλακαῖσι χερσὶ, κούραις
Προσάγοντ' Ἔρωτος ἄνθος.

Der Sinn soll seyn: Gratum est rosam decerpenti (vielmehr, da es sich auf ῥόδον bezieht: grata est decerpenti) hunc florem Cupidines allicientem leniter manibus tractare, quippe eam virginibus donaturo. Vielmehr müsste das Comma nach χερσὶ weggestrichen und die Stelle so erklärt werden: γλυκὺ (ῥόδον ἐστὶ) λαβόντι, ὥςτε προσάγοντα (denn προσάγοντ' kann nicht προσάγοντι seyn) st. προσάξοντα, E. a. κούραις θάλπειν (αὐτὸ) μ. χ., aber freylich sollten die μαλακαὶ χεῖρες lieber vom Mädchen als von dem Abbrechenden gesagt werden. Ἀσύφῳ versteht Hr. M. richtig von dem der Poesie Unkundigen. Wir sehen keinen Grund, warum der 17. u. 18. Vers versetzt werden sollen. Das 52. Od. hält er für ein wirkliches Gedicht des Anakreon. Im 5. Vers lieset Hr. M. τερίμεινον εὖν με, κούρα, und verwirft die von Saumaise aus den im Cod. Vat. darüber geschriebenen Buchstaben hervorgebrachte Lesart. Im 7. V. hat er Bothe's Conjectur aufgenommen, aber andere Aenderungen verworfen. Das LV. Gedicht, bemerkt Hr. M., hat keinen Werth, daher ist es unwahrscheinlich, dass Horaz 1, 27. Od. es nachgeahmt habe. Im 5 f. Vers schreibt er nach den Andeutungen des cod. Vat. ὑβριζόντων ἀναδεύων. Wenn auch nach dem 6. Verse einiges zu fehlen scheint, so glaubt Hr. M. doch nicht, dass das Gedicht mit Bothe in zwey Gedichte zu theilen sey. Der Dichter wendet sich jetzt an die Gesellschafter: concedite, ne ita in vino tempus consumatur, ut rixae et vociferatio inde oriantur. Mit Recht wird erinnert, dass gleich darauf παρ' οἴνῳ nicht zu πόσις, sondern zu μελετᾶμεν zu ziehen sey: lasset uns beym Wein nicht auf wildes Trinken denken. Dass Hr. Bothe das LXII. Ged. nicht gut in drey Gesänge getheilt habe, wird erinnert. Man muss sich vorstellen, Freunde des Stratocles und der Myrilla singen einen Hymenäus. Im 2. V. muthmasst Hr. M.: χθονίων, Ἵμερε, κράντωρ (epitritus tertius). In der Behauptung B's Κυθήρῃ,

Digitized by Google

(v. 9.) bezeichne die Insel, nicht die Göttin, setzt Hr. M. hinzu: Mehercle! hoc non dignum est, quod refellatur. Ja wohl! Auch Φίλος für Φίλα gesetzt, bedarf keiner Beweisstellen. LXVI, 3. muthmasst er, wenn etwas zu ändern sey: Γράφε τώλους (oder τόρτους, puellas hilares et ridantes — oder vielmehr, lascivientes) ὀι τετρῶτον. Aber auch τόλεις gebe einen guten Sinn. Νομεῖ v. 8. erklärt er, mores qui produnt amantes. Man sieht, der Hr. Vf. hat mehr eine Probe der kritischen Behandlung des Textes, als seiner ganzen Bearbeitung dieser Gedichte geben wollten; denn gewiss wird er den exegetischen und ästhetischen Theil nicht vernachlässigen. Wir dürfen auch hoffen, dass er geringfügige Bemerkungen (wie S. 28 über das lange *a*, wenn es für *η* steht) in der Ausgabe weglassen; und dagegen manches, was hier nur berührt ist, weiter ausführen, auch das Studium der Metrik fortsetzen wird. — Es sind von S. 57—60 noch Verbesserungen folgender Stellen angehängt. In Sapph. I, 20. wo die gewöhnliche Lesart dem Metrum entgegen ist, schlägt Herr M. vor:

τίς Σαπ-
φοῖ, ἀδικῆ τε;

Was von der gewöhnlichen Lesart weniger abweicht, als Bothe's Aenderung. In Sapph. II, 9. lieset er: ἀλλὰ γλῶσσα καμμὶν ἔαγε, per tmesin, statt κατέαγε μίν. In Mes. Epy. 24. wird gemuthmasst:

ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι
Εἰς ἄφενον σπεύδων· ζηλοῖ δὲ τε γείτονα γείτων

und in demselben Gedicht V. 81. ὅτι πάντ' ἐλύμαν. δ. ἔχ. weil nicht *alle* Götter der Pandora etwas mittheilten, sondern die Götter ihr allerley Gaben ertheilten. In Emip. Hec. 988. billigt zwar Hr. M. die Hermann. Verbesserung, glaubt aber, dass eine Versetzung der Endworte beyder Verse die Stelle noch leichter mache:

ὅτῳ γὰρ ὤφθην εὐτυχοῦσ' ἵν' εἰμὶ νῦν,
ἐν τῷδε πότμῳ, τυγχάνουσ', ἀιδώς μ' ἔχει.

Wir finden aber gar nicht nothwendig in Bion. Id. 1, 58. ἔπτης für ἔπτη, nemlich πόθος, st. ποθητός, desideratus (oder überhaupt amasius) zu lesen. In Cic. de Nat. deor. 2, 40. bemerkt der Hr. Verf., dass Gesner's Aenderung (*quadam* für *quaedam*), die Kindervater vorzog, durch das vorhergehende *quarum* unstatthaft werde. Er trägt also verschiedene Vermuthungen vor: es könne in der Stelle *tum vicissim laetificat*, ein oder mehrere Worte weggefallen seyn; Cicero könne nachlässiger geschrieben haben; man könne lesen: quarum intervallo tum quasi tristitia quaedam contrahit terram, tum vices simul (oder auch *sic*) *laetificant*, *ut* u. s. f. Bey der Zwischenzeit dieser Rückkehr umhüllt theils die Erde eine grosse Traurigkeit, theils aber empfängt sie auch zugleich mit ihrer Veränderung ein neues Leben, so dass sie gleichsam mit dem Himmel aufgeheitert zu seyn scheint — so übersetzt Herr M. die Stelle. In Ovid. Met. VIII, 180 ff. muthmasst er, ungeachtet er die gewöhnliche Lesart für richtig hält:

Dumque volat, gemmae subito vertuntur in ignem,
Qui medius nixique genu est anguemque tenentis,
Consistantque loco, specie remanente Coronae.

Und in Ovid. Met. IX, 451 f. wird vorgeschlagen:

Cognite Cyanee prolem est enixa gemellam
Byblide cum Cauno, praestanti corpora forma.

Muthmassungen die den kritischen Scharfsinn ihres Urhebers bewähren, wenn sie auch nicht gleich alle annehmlich scheinen. Der Druck der Schrift ist durch mehrere Druckfehler entstellt. Wir rechnen dahin auch S. 54 *se expressit* Euripides.

Lateinische Literatur. Ad solennia Gymnasii (Elbingensis) Anniversaria a. d. V. Cal. Dec. (1806.) rite celebranda — invitat *J. W. Süvern.* (nun Professor zu Königsberg). Elbingae typis Hartmann. 11 S. in 4. (*Observationes criticae in vett. auctorum loca nonnulla.*)

Im Horaz bemerkt der Herr Verf. sehr richtig, bleiben auch nach so vielen Bemühungen der Bearbeiter, (vornemlich in den Sermonibus und Epistolis, auf deren bessere Bearbeitung die neuesten Herausgeber uns lange warten lassen) Stellen übrig, bey denen der aufmerksame Leser anstösst. Einige Stellen behandelt der Hr. Verf. kritisch. In Serm. I, 9, 15. billigt er Bentley's Verbesserung, der *Prosequar* (statt *persequar*, dessen Bedeutung hier ganz unpassend wäre) *hinc* (ohne Punct nach *prosequar*, das die alten Ausgaben nicht kennen) quo etc. lieset. Aber *nunc* hält er mit Recht für schleppend, und ändert daher: Prosequar hinc *quocunque* iter est tibi — was dem Charakter des Geschwätzigen und Zudringlichen sehr angemessen ist, und auch Lambin im Sinne gehabt zu haben scheint. Uebrigens darf nach *hinc* kein Comma stehen, es wird *hinc* öfters in solchen Redensarten hinzugesetzt, wo es nicht nothwendig scheint, wie domum *hinc* ibo. Serm. II, 3. 124. Verbindung der Sätze und Leichtigkeit des Sinns stellt der Hr. Verf. durch Veränderung eines einzigen Buchstabens her: Ne tibi desis (statt desit) nemlich *vide*, was Cic. p. Rosc. Amer. 36. hinzugesetzt wird. Der Sinn ist: solltest du denn, Damasippus, so geizig leben, um lachenden Erben desto mehr zu hinterlassen? Entziehe dich dir selbst nicht und lebe nicht zu kärglich. Denn wie viel wird dann von deinem Vermögen durch eine anständigere Lebensart abgehen? *Dis inimice* wird mit dem δυς θεος Soph. Electr. 289. verglichen. In derselben Satyre v. 284. ist das gewöhnliche *unum quiddam magnum* auch Hrn. Prof. S. anstössig. Durch Bentley's Aenderung (*Quid tam magnum? addens*) entsteht eine Tautologie, die durch die Wielandsche Uebersetzung noch fühlbarer wird. Hr. S. lieset daher (nach einer Stelle im Theognis 14. die vielleicht der Dichter vor Augen hatte: σοὶ μὲν ταῦτα, ξεῖνε, σύμπαντ', ἐμοὶ δὲ μέγα):

Digitized by Google

Unum,
Cui tam magnum! addens, unum me surpite morti.
Dis etenim facile est. (vergl. Eurip. Phoen. 701.)

Auch der Scholiast zu Hor. Epp. I, 1, 46. vergleicht eine Stelle des Theognis. In Epp. I, 7, 74. wo Velteius mit einem Fisch verglichen wird, dem die Angel nachstellt, scheint dem Hrn. Prof. *recurrere* ad hamum schicklicher, als das gewöhnliche *decurrere*. Dass es nicht immer auf Verbesserung der Lesart, sondern nur auf Berichtigung der Interpunction ankomme, wird an drey einleuchtenden Beyspielen gezeigt. In Theocr. Id. 8, 10. hat die Verbindung der Worte: εἴ τι πάθοις τύ γ' ἀείδων, lächerliche Erklarungen veranlasst. Man muss nach πάθοις das Comma setzen, und τύ γ' ἀείδων mit νικασῖς verbinden, und den Sinn also so fassen: numquam tu quidem, nec ullo modo, cantando me vinces! In Cic. in Verr. Act. II. lib. 4, 27. entsteht aus der gewöhnlichen Lesart: Erat etiam vas vinarium ex una gemma pergrandi, trulla excavata etc. die Schwierigkeit, dass es schon an sich klar ist, die *trulla* ist ein *vas excavatum*. Wenn man aber interpungirt: Erat e. v. vinarium ex una g. pergrandi trulla exc., so wird diese Schwierigkeit gehoben. In derselben Rede c. 25. setzt Hr. S. nach *qui viderent* ein Comma, indem die folgenden Worte *equum Troianum introductum*, nicht von *viderent*, sondern von *dicerent*, abhängen. *Qui viderent* bezieht sich auf das Vorhergehende, den Auflauf in der Stadt, das Geschrey, das Geheul der Weiber. In demselben Cap. zieht Hr. S. die Worte *illa vero optima*, mit denen gewöhnlich ein neuer Satz anhebt, zu dem vorhergehenden Satze: vasa Corinthia — Syracusas deportata sunt, illa vero optima. Cum ad Hallunium etc. Aenderungen, die sich gewiss sehr empfehlen.

Q. Horatii Flaccii Paedagogica. Viro M. V. M. Jo. Christ. Guil. Israel, Pastori primar. Luceav[sacra sacerdotii semisecularia et — M. Car. Henr. Krahner, Conrectori Lyc. Lucc. — Sollenne Matrimonii cum virgine ornatissima — ipsius iubilaei senis filia natu maiore initi, gratulaturus simulque lustrationem scholae auctumnalem — indicturus edidit M. *Jo. Dan. Schulze*, Rector (zu Luckau). Lübben, bey Driemel gedruckt. 31 S. in 4.

Der Hr. Rector, dessen Literaturgeschichte der Schulen und Bildungsanstalten sehr bekannt ist, beschaftigt sich seit einiger Zeit mit der Erziehungsgeschichte bey den Römern, und obgleich dazu theils in einigen allgemeinern, vorzüglich Schulschriften, theils besondern über das Pädagogische das man in einzelnen Schriftstellern (wie Terenz, Quintilian, Plinius etc.) findet (von welchen Schriften Hr. S. zu Anfang ein Verzeichniss, auch zur Ergänzung des Magazins der pädagogischen Literaturgeschichte von Petri mittheilt) vorgearbeitet worden ist, so fehlt es, wie er sehr richtig bemerkt, doch immer noch an mehrern Vorarbeiten dieser Art; und er gibt selbst einen schätzbaren Beytrag dazu in gegenwärtiger Schrift. Der erste Abschnitt enthält die Stellen des Dichters, welche theils die Natur der Menschen überhaupt, theils insbesondere die Natur der Kinder, Aeltern, Erzieher und Lehrer angehen, da darauf die ganze Erziehungskunst beruhet. Ueberhaupt genommen klagt der Dichter bald in gemässigtern, bald in stärkern Ausdrücken über die Verdorbenheit der menschlichen Natur, wie Serm. I, 3, 68. Ep. ad Pison. 351. Od. I, 3, 25. (wo der Hr. V. der Doringschen verbesserten Interpunction: *Audax omnia perpeti gens humana Ruit per vetitum. Nefas!* beytritt) Od. I, 35, 34 f., die jedoch durch Cultur verbessert werden könne (Epp. I, 1, 39.). Von dem kindischen Alter entwirft er Art. Poet. 158 sq. ein Gemälde, vergl. Epod. 5, 16. Die Laune der Knaben schildert er, Sat. II, 3, 258. Epp. II, 1, 99. und dass aus den Spielen die der Knabe liebt, der Charakter des künftigen Mannes gemuthmasst werden könne, lehrt Sat. II, 3, 171 ff. Ep. I, 1, 59. (welche letztere Stelle, *Rex eris*, Hr. S. erläutert). Noch andere Züge von jugendlicher Gutmüthigkeit, aber auch von Muthwillen geben Epp. I, 1, 62. Sat. II, 3, 128. I, 1. 84. Art. P. 456. Epp. II, 2, 214. Serm. II, 3, 52. 299. I, 3, 133 ff. Auch Stellen, welche die Spiele der Mädchen angehen, werden aufgeführt: Od. II, 5, 5. III, 11, 9. III, 27, 29. Carm. Saec. 5 ff. vergl. Epp. II, 1, 132. Noch werden die Neigungen der Jünglinge (aus Art. P. 161 ff.), ihre Gelehrigkeit, Lebhaftigkeit, Gewandtheit. u. s. f. aus andern Stellen erwähnt und das Gemälde, welches Aristot. Rhet. II, 12. gibt, damit verglichen. Ueber die Liebschaften der Jugend verbreitet der Dichter sich bekanntlich öfters (Epod. 11, 9. Od. IV, 1, 34. III, 12, 3. I, 8.). Auch seine Schilderungen des Alters (Od. III, 14, 25. II, 11, 5. A. P. 169 ff.), das gewöhnlich die vorigen Zeiten, und ihre Sitten rühmt (Epp. II, 1, 76 ff.) werden nicht übergangen, da der Charakter der Alten auf die Bildung der Jugend nicht wenig Einfluss hat. Die besorgte Liebe der Aeltern zu den Kindern stellt der Dichter öfters dar. Od. IV, 9, 21. Epp. I, 7, 7. Od. IV, 5, 9. womit Hom. Od. XVI, 17 ff. verglichen wird, Od. II, 8, 21 u. s. f. daher sie auch die Kriege verabscheuen (Od. I, 1, 24. Epod. 16, 18. vergl. Catull. 64, 349.). Sie wünschen auch eine gute *Erziehung* ihrer Kinder nach Epp. I, 18, 26. I, 4, 8. suchen aber immer die Fehler ihrer Kinder zu entschuldigen, Sat. I, 3, 43. Im *zweyten* Abschnitt wird aus dem Dichter dargelegt, in welchem Zustande sich die Kindererziehung zu seiner Zeit bey den Römern befand. Man wünschte überhaupt ihr Wohl, das mit dem Wohle der Republik unzertrennlich verbunden schien: C. Saec. 14, 17. 45. Das Kindesalter schützten einige Auszeichnungen, die *praetexta* und die *bulla* nicht immer (Epod. 7, 5. 12. vergl. Cic. Verr. I, 44. Macrob. Sat. I, 6.). Nicht so sehr darauf, dass ihre Söhne wohl und sittlich gebildet, als dass sie reich und geehrt würden, sahen die Aeltern, Od. III, 24, 59. Sat. II, 3, 122 ff. Daher wurde auch fast aller Unterricht auf Gelderwerb und Rechenkunst bezogen (Epp. I, 1, 53. A. P. 326 ff.). Doch wurden die Jünglinge in der Redekunst unterwiesen. Der Dichter selbst hatte eine liberalere Erziehung genossen (Sat. I, 6, 71. II, 3, 41. wie überhaupt edle junge Männer vornehmlich durch das Lesen der Homer. Gedichte gebildet wurden); bey manchen wurde auch der Drang Verse zu machen (Epp. II, 1, 109. A. P. 382.) erregt. Jünglinge

stärkten den Körper durch Reiten, Kampfübungen, Schwimmen, Jagen u. a. f. (Sat. II, 3, 247. Epp. I, 18, 61. Od. III, 7, 25, I, 8, 3. Sat. II, 2, 9.). Aber freylich war die röm. Jugend auch schon weichlicher und zog daher öfters weniger anstrengende Spiele (über welche der Hr. Verf. in einer Note S. 18 mehr beybringt) vor, Od. III, 24, 54. III, 20, 13., und Mädchen studirten die Künste (Od. III, 6, 21. III, 15, 9.), durch welche sie Jünglinge verführen konnten (Sat. I, 4, 47. II, 3, 239 ff.), bisweilen brachen sie selbst die Häuser der Jünglinge auf (Senec. Nat. quaest. IV. praef.). Ueber diese Ausschweifungen der Jugend klagt der Dichter öfters (Od. I, 35, 34. III, 6, 45.) und fürchtet davon Roms Untergang, Epod. 16, 9. (nach der S. 20. erläuterten im Alterthum herrschenden Meinung, dass die Verbrechen der Aeltern an den Kindern und Nachkommen bestraft werden). Er ermahnt daher seine Mitbürger, die Jugend zur Arbeitsamkeit und Tapferkeit zurückzuführen, Od. III, 2, 1. empfiehlt in dieser Rücksicht die Beyspiele der ältern Simplicität (Od. III, 6, 33. womit Columell. de R. R. 1. praef. §. 17. verglichen wird) I, 12, 41., auch der Sabinischen und Apulischen Mütter Od. III, 8, 38 ff. Epod. 2, 39 ff. (denn das alte Latium und das Land der Sabiner, war wegen seiner strengen Disciplin berühmt, Virg. Aen. IX, 602. Georg. II, 167. Hor. Epp. II, 1, 25.), ingleichen der Landleute (Sat. II, 2, 135. vergl. Iuven. Sat. 14, 179.) und selbst der Scythen und Geten (Od. III, 24, 17. — denn in Rom waren Stiefmütter ihren Stiefkindern oft verderblich). Der dritte Abschnitt enthält die pädagogischen Grundsätze und Rathschläge des Dichters. Ueberhaupt sah er den Werth einer guten Erziehung richtig ein Od. IV, 4, 25. III, 25, 51. Epp. I, 2, 64. (auf welche Stelle, wie Hr. S. glaubt, Quintilian Inst. Or. I, 1. Rücksicht genommen hat) Sat. I, 3, 35. Denn ob er gleich bemerkte, dass sehr viel darauf ankomme, was man für Aeltern habe (Od. IV, 4, 29. 5 ff.), so läugnete er doch nicht die Wirksamkeit des Unterrichts (eb. 33 ff.), zumal wenn er, was August und andere thaten (S. 24 ff.), von den Vätern selbst ertheilt wurde (A. P. 367.). In dieser Rücksicht rühmt er seinen Vater Sat. I, 4, 105 ff. vergl. Od. II, 20. 5. Sat. I, 6, 64 ff. 81 ff. Man sieht aus diesen Stellen zugleich, wie viel der Dichter auf die Wirksamkeit der Beyspiele rechnete, wenn sie auch erdichtet waren (A. P. 339.). Aber auch Belehrungen und Vorschriften fand er nöthig, und, wie diese beschaffen seyn müssen, lehrt er A. P. 336 ff. vergl. Serm. I: 1, 24. vorzüglich sollten dazu die Dichter benutzt werden (A. P. 404. Epp. II, 1, 69. — die aber wohl nicht von den Lehrern gehörig ausgewählt und behandelt wurden, woher Epp. I, 20, 17. Sat. I, 10, 74. Licht erhält) deren Lesung er überhaupt, gleich andern, zur Bildung jugendlicher Seelen sehr zweckmässig findet: Epp. II, 125. Uebrigens will er der Jugend Spiele gestattet (Epp. II, 1, 2, 141.), aber auch schickliche Strafen bey ihr angewandt (Sat. I, 3, 117.) haben. Bey der Wahl der literar. Beschäftigungen empfiehlt er Rücksicht auf die natürlichen Anlagen (Od. IV, 3, 1. A. P. 385.), zu welcher aber allerdings Kunst, Studium und Unterweisung hinzu kommen müsse (A. P. 409 ff.). Und wie viel dazu der mündliche Unterricht beytrage, (Sat. II, 4, 89.) vornemlich wenn er alles versinnlicht (A. P. 180.) sah er eben sowohl ein, als er noch einige andere nützliche Vorschriften ertheilt (wie Sat. II, 4, 6. worin man die Gedächtnisskunst angedeutet gefunden hat). Endlich gibt er zu erkennen, dass man auch für das Leben lernen müsse Epp. II, 2, 81. — Man sieht, wie reichhaltig die Horaz. Gedichte an pädagogischen Winken sind. Mehrere erläutert der Hr. Verf. in untergesetzten Anmerkungen aus neuen Schriften und Belehrungen. Der übrige Theil des Programms enthält Glückwünsche und ein Gedicht des Vrfs.

In Ciceronis Academicas Quaestiones notarum philologicarum et criticarum *Specimen primum*, quo ad novas aedes scholae cathedr. (Naumburgensis) — d. 23. Sept. rite inaugurandas invitat Rector (der Domschule zu Naumburg) M. *Gregor. Gottlieb Wernsdorf.* Weissenfels bey Leyham, 20 S. in 4.

Der Hr. Rector erinnert im Eingang, dass die Schwierigkeit dieser Bücher kein Hinderniss seyn dürfe, sie erwachsenen Schülern in den Schulen zu erklären, da der Lehrer dadurch Gelegenheit habe, nicht nur die philosophische Geschichte zu erläutern und selbst einen Vorschmack der neuen Philosophie zu geben, sondern auch den philosophischen Forschungsgeist zu wecken und zu leiten. Wir gestehen jedoch, dass gerade diese philosophische Schrift des Cicero uns am wenigsten zum Schulunterricht geeignet scheint, zumal da wir mehrere andere desselben Mannes haben, die dazu weit mehr passen. In seinen Bemerkungen über diese Schrift hat es der Hr. Vf. weniger mit dem neuesten Herausgeber, der bekanntlich behauptet, das wir das Werk nur in Auszug gebracht und sehr verändert erhalten habe, als mit andern Kritikern zu thun. Er schickt einige Bemerkungen über die Form dieser Bücher überhaupt voraus. Gewöhnlich sagt man, dass Cicero zwey Ausgaben von den Acadd. Cic. gemacht, und dass unser erstes Buch von der zweyten, das zweyte von der ersten Ausgabe sey. Dabey erinnert Hr. W., dass beyde Ausgaben kurz hinter einander und zu derselben Zeit, wo Cic. die übrigen philos. Bücher bekannt machte, erschienen seyn müssen. Denn bekanntlich schrieb Cicero, als er noch mit den Staatsangelegenheiten beschäftigt war, nichts philosophisches. In Epp. ad Att. II, 45. bezieht Hr. W. die zwey Syntagmata auf diese Acadd. Qu. und die BB. de Finibus. Auch lebten wohl Lucullus und Hortensius nicht mehr, als Cicero sie in diesen Qu. Acc. redend einführte, wie er gewöhnlich nur Verstorbene in seinen Dialogen auftreten liess. Chapman wird daher eines doppelten Irrthums beschuldigt, theils in der Zeitberechnung, theils in der von Bremi wiederholten Beschuldigung einer Nachlässigkeit, dass Cic. den Lucullus habe von seinem Hortensius sprechen lassen, welches Buch doch lange nach des Lucullus Tode geschrieben worden sey. Wenn aber auch ein Anachronismus begangen worden, so findet Herr W. doch keine Nachlässigkeit darin, da Cicero diess und die übrigen philosophischen Bücher nach des Luc. Tode geschrieben hat. Auch eine andere Behauptung von Chap-

Digitized by Google

man, dass wir nemlich in dem gegenwärtigen zweyten Buche der 1n Ausg. beyde Bücher d. 1n Ausg. besäfsen, u. das erste im 19. Cap. sich endige, widerlegt Hr. W. selbst durch die Stellen Plutarchs und Cic. Epp. ad Att. XIII, 32., die Ch. anführt. Und es bleibt also gewiss, dass das erste Buch der ersten Ausgabe verloren gegangen ist. Auch die gewöhnliche Annahme, dass unser zweytes Buch das vierte der zweyten Ausgabe gewesen sey, macht Hr. W. zweifelhaft, und glaubt vielmehr, dass, da die eilf Stellen, welche Nonius Marcellus aus dem vierten B. anführt, sich in dem letztern Theile unsers 2ten Buchs vom 20. Cap. an befinden, dieser Theil das vierte, und der vorhergehende Theil das dritte Buch der zweyten oder Varron. Ausgabe ausgemacht habe. Und da mehrere vom Non. Marcell., Lactant. und Augustin angeführte Stellen sich in den gegenwärtigen Acadd. nicht finden, so vermuthet er, dass die zweyte Ausgabe nicht ein verbessertes, sondern ein ganz anderes und neues Werk gewesen sey (was auch aus Epp. ad Att. XIII, 13. geschlossen wird), und dass, wenn man auf die Lehre der Akademiker und die Sachen sehe, nicht viel verloren gegangen sey, ausser am Ende des ersten Buchs, wenn man aber auf die Behandlung sehe, sey der Verlust allerdings gross. Gleich zu Anfang des ersten Buchs sind die Worte *longo intervallo* bald von der Zeit, bald von dem Raum verschieden erklärt, bald die vorhergehenden Worte corrigirt worden, weil sonst ein Widerspruch mit dem vorhergehenden entstehe. Hr. W. zeigt, sie müssen von der Zeit, und zwar von der Zeit, die mit den wechselseitigen Umarmungen und Complimenten zugebracht wurde, verstanden werden, *illum* aber und *eum* folgen beym Cicero öfters so auf einander. Im 2. Cap. §. 5. nimmt sich Hr. W. auch der Worte, die vielen anstossig gewesen sind, *verbis quanquam novis*, an, und setzt sie auf Rechnung einer gewissen Sorglosigkeit Cicero's im Schreiben, von welcher in den philoss. BB. noch mehrere Spuren vorkommen. Er hätte eigentlich schreiben sollen: *sic paremus ut legibus, verbis quanquam novis utimur*. In der gleich darauf folgenden Stelle §. 6. zeigt der Hr. Rect., dass *caussas rerum efficientium* richtig sey, und nicht *efficientes* mit Lamb. und andern gelesen werden könne. Dem Epikur sind die Atomen selbst *res efficientes*. Wenn er nun behauptete, dass sie durch Zufall, nicht durch ein ordnendes Wesen zusammengetroffen wären, so hob er die *Ursachen* (Principien) der die Welt erzeugenden Stoffe auf. Die folgenden Worte haben mehr Schwierigkeit. Hr. W. vermisst den Zusammenhang nur in den Worten: *quoniam quisquam* etc. Denn Cicero empfiehlt hier das Studium der Philosophie nicht in Beziehung auf Philosophie überhaupt, sondern auf Physik insbesondere. Er will also nur statt *quoniam* lesen *quanquam*, und nach *geometria* einen Punct setzen, so dass ein neuer Periode angeht: was sage ich viel von der Schwierigkeit der Physik? selbst die verständlichere Moral erfordert eine grosse Genauigkeit der Untersuchung. (Aber es bleiben nicht nur *haec ipsa* nemL praecepta, sondern auch die ganze Wortfügung etwas hart.) Im letztern Perioden des 2. Cap. haben einige zwey Lücken vermuthet (m. s. Hülsemanns Ausgabe), andere verschiedene Verbesserungen vorgeschlagen. Hr. W. hilft der Stelle so: *Quae* bezieht sich nicht blos auf *intelligerent*, sondern auch auf *scribere*; die Worte *in iis ips, antiqu. prooemiis* müssen in Parenthese gesetzt werden, weil sie die Worte *laudationibus philosophiae* trennen. (Es mufs also *philosophiae*, wie schon Ern. meinte, versetzt werden. Der Sinn ist: was Varro an verschiedenen Orten von der Philosophie gesagt hatte, das wollte er, um seine Mitbürger zum Lesen anzulocken, zusammen in den Einleitungen zu seinen Alterthümern, wo er die Philosophie empfahl, nach Art des Cicero zusammenstellen, der auch in den Einleitungen zu seinen philoss. Schriften von der Philosophie überhaupt handelt, und die Römer zu ihrem Studium ermuntert. Im 3. Cap. §. 9., wo Cicero des Varro Antiquitates rühmt, entdeckt Hr. W. einen unbemerkt gebliebenen Fehler in den Worten *tu sedem regionum* etc. Es muss heissen: *tu sedium, regionum etc.*, wie auch Augustin de civ. dei 6, 2. lieset. *Sedes* sind die Wohnsitze der Völker. Dass in den Worten §. 10. *An quia delectat Ennius* u. s. w. *quia* weggestrichen werden müsse, wird genauer dargethan. Denn Ernesti und Hülsemann haben die Gründe nicht aus einander gesetzt. In IV, 16. wird *una omnis sapientia* mit Recht vertheidigt. Hominis s. konnte eben so wenig, als im Griech. ἀνθρώπου gesagt werden, wohl humana, ἀνθρωπίνη, wie bey Plato steht. In der nächstfolgenden Periode ist *tum* ebenfalls mit Recht beybehalten. Es wird so vom Cic., mit einigem Nachdruck, gesetzt, wenn der Periode mit dem Pronomen relativum anhebt, wie de Fin. 2, 20. Eben so wiederholt Cic. bisweilen das Pronomen *is*. Auch im §. 17. wird *disserendi* und *philosophiae* beybehalten, wo eines von beyden gewöhnlich als Glossem weggestrichen wird, und *philosophiae* erklart *in philosophia*, so wie auch an andern Stellen Cicero Genitive nicht ohne Härte verbunden habe; disserendi ars facta est pars philosophiae. Wir sind nicht überzeugt; Cicero will sagen: die Philosophie, die nach dem Willen des Sokrates nur eine populare Darstellung von Untersuchungen moral. Gegenstände seyn sollte, wurde itzt systematisch gebildet. *Philosophiae* ist Glossem von *disciplinae*, *disserendi* darf nicht fehlen, da *disserendi ars* der *consuetudo disserendi* entgegengesetzt wird. Im V. 20. ist *ingeniis* auch in der Hülsem. Ausgabe weggestrichen. Hr. W. bemerkt, *virtus* wird hier in einem weitern Sinne gebraucht, wie ἀρετή; *ingenium*, heisst geistige Anlage (ingenitum), wie Cic. de Legg. I, 17., welche Stelle Hr. W., nach Maasgabe der Mspp. und des Sinns selbst, den der Zusammenhang fordert, so lieset: *Nos ingenio inuenum non idem ab ingenita naturae virtute? sed vitia quae existunt ab ingeniis, aliter iudicamus, an ea non aliter quam honesta et turpia, non ad naturam referri necesse erit?* Die gegenwärtige Stelle in den Acadd. aber umschreibt er so: Zum vernünftigen Menschen (im Gegensatz des Körpers) rechneten sie alles, was als geistige Naturanlage in ihnen zur Vollkommenheit gebracht werden kann; das eigentliche Genie oder Talent und Sittlichkeit, also Verstand und Vernunft. VII, 27. wo Hülsemann *putat* in den Text genommen hat, wird das ehemalige *putant* vorgezogen, weil der Satz auf die Stoiker und Akademiker geht (s. Tim. Locr. 46.), auch nachher *putant* folgt, und dem Aristoteles nur die Annahme eines fünften Elements eigenthümlich war. In den Worten *quae tota omnia accipere possint*, werden die Fehler von Davis und Ernesti gerügt. Letztern konnte

Digitized by Google

schon der ihm nicht unbekannte Gebrauch des Worts *totus* (von dem Ganzen in so fern es aus allen Theilen zusammengesetzt ist, da *omnis* und *cunctus* sich auf die einzelnen Individuen bezieht) belehren, *tota* ist was nachher *omni ex parte* heist, und geht auf die Materie, nicht auf die Formen. Auch *eoque*, was nach der Parenthese folgt, darf nicht geändert werden. In IX, 33. zieht auch Hr. W. *ferat* der Ern. Lesart *ferret* vor, und führt Cic. de Div. 1, 25. Off. 1, 2. an, wo auch das Präsens steht und man das Imperfectum dafür hat setzen wollen. Als eine bl sse „temporum mutatio" kann man diess schwerlich anerkennen; der Grund muss tiefer liegen. In gegenwärtiger Stelle wird Theophrastus, d. i. seine Schriften, allerdings betrachtet, wie er jetzt erscheint, nicht wie er damals erschien, als er lehrte, und also ist *ferat* allein richtig. Wir können nicht glauben, dass Cicero sollte die tempora verwechselt haben „ubi istius mutationis nulla ratio reddi possit, et auctor sui obiitus eam admiserit" wie bey X, 35. wo Hr. W. *inciderit* in Schutz nimmt, erinnert ist, und aus Acad. I, 2, 7. De Or II, 22. de Fin. V, 20 und I, 7. erwiesen werden soll. Darf man den Cicero wohl einer grundlosen Vernachlässigung der Sprachregeln beschuldigen, deren sich nur schlechte Schriftsteller schuldig machen? oder, was einige Halbkenner behaupten, annehmen, die lateinische Sprache habe gar keine festen grammatischen Regeln? Hr. W. findet übrigens selbst einen Grund, warum *inciderit* richtig sey. Dass in c. 15. (XIII, 44.) Hr. W. die Lesart *et velut iam ante Socratem* dem lächerlichen Fehler, der in Ern. und Hülsem. Texte noch steht, *et veluti amantes Socratem* vorziehen würde, war zu erwarten. Das zweymal gesetzte *dixerunt* vertheidigt er durch Beyspiele von Wiederholungen, sowohl solchen die überflüssig sind (wie de fato 5. 7. de N. Deor. 2, 58. etc.) als denen, die durch Zwischensätze veranlasst werden, wie *servi* p. Mil. 10. Die Dunkelheit einer Stelle gegen Ende des Buchs (S. 45. Hülsem.) sucht der Hr. Rector durch eine kleine Aenderung zu heben; er schlägt vor: dies iam plerosque (d. h. multos, permultos, wie de Inv. 1, 36. Off. 1, 14. p. Sext. 45.) dedoceret, st. deduceret. Dedocere ist, bewirken, dass sie nichts lernen, wie de Fin. 1, 6. de Or. 2, 17. *iam* wird so hinzugesetzt, wenn eine Menge, eine Zahl ausgedrückt wird, wie p. Flacc. 29. Epp. 7, 27. Es bleibt nur noch die Zusammensetzung: *contra omnium sententias dedoceret*, zu erläutern. Der Schriftsteller hatte wohl doceret, disputaret im Sinne gehabt. — Vergleicht man diese schönen Bemerkungen mit der Hülsem. Ausgabe, so wird der kritische Unwerth der letztern nur noch sichtbarer.

Von dem ästhetischen Werthe der Bücher des Cicero vom Redner. Ein Programm worin die Vorgesetzten — des Fuldaischen Gymnasiums zur Anhörung der öffentlichen Schulprüfung d. 26 — 29. Sept. 1807. von dem Prof. *Gottlieb Erdmann Gierig*, als Gymnasiarchen, eingeladen werden. Fulda, gedr. mit Müller. Schriften 8 S. in 4.

Es scheint nun auch bey dem Gymnasium zu Fulda die gewiss sehr zweckmässige Einrichtung getroffen worden zu seyn, dass zu solchen öffentlichen Feyerlichkeiten desselben Einladungsschriften gedruckt werden. Eine Lehranstalt hat davon gewiss unter andern auch den Vortheil, dass sie nicht nur mit dem Publicum, das diese Anstalt zunächst angeht, sondern auch mit dem auswärtigen und gelehrten in eine gewisse nähere Verbindung tritt, und manches hier gesagt werden kann, was auf die richtige Beurtheilung der Anstalt Einfluss hat. Der achtungswürdige Vorsteher des Gymn. betrachtet die drey Bücher des Ciceros vom Redner, worin er das Bild eines vollkommnen Redners aufstellt, nicht von Seiten ihres Inhalts, sondern als Werk des Geschmacks, und beschäftigt sich mit der Einkleidung des Stoffs, die eben so sehr von dem gebildetsten Geschmacke zeugt, als zum nachahmungswürdigsten Muster, wie trockne Gegenstände zu behandeln sind, dient. Zuvörderst wird erinnert, dass Cicero die Neigung zu der, und die Kunst der, dialogischen Form der Darstellung den Schriften der Sokratiker verdanke. Der Verf. bemerkt sodann, dass schon die Wahl der sich unterredenden Personen (die geschildert werden) zu grossen Erwartungen berechtige, und dass es eine besondere Art von Dialogen sey, wo, wie hier, eine Unterredung erzählt wird, bey welcher der Autor selbst mit auftritt und Nachricht von dem Gespräche ertheilt. Die der Zeit angemessene Bestimmung der Veranlassung zu dieser Unterredung geben der Dichtung mehr Wahrscheinlichkeit. Wenn Cicero blos in diesem Kreise von Freunden die Eigenschaften eines vollkommenen Redners durch Fragen und Antworten hätte darstellen lassen, so würde sein Buch nicht auf den Namen eines ästhetischen Kunstwerks Anspruch machen können. Aber diese Dialogen sind natürliche und geistvolle Nachbildung einer Unterredung zwischen einigen ältern und jüngern Freunden, von denen jeder seinen eignen Charakter, seine eignen Talente, seine besondern Kenntnisse hat, und ihnen gemäss spricht und urtheilt. Es wird immer der Ton der freundschaftlichen Unterhaltung erhalten, nur nach den Gegenständen modificirt. Dazu kommt die Schönheit der Einkleidung, der Reichthum der Worte, die Fülle und der Wohlklang der Perioden, die Mannigfaltigkeit und Anmuth der Bilder und Vergleichungen. Zum Beweise werden die von dem Menschen hergenommenen Bilder III, 52. und II, 28. durchgegangen und erläutert, dann die Gleichnisse I, 55. und I, 16 zergliedert, und der Werth der Beyspiele für die Belehrung nach III, 45. II, 18. gezeigt. Dergleichen Zergliederungen geben allerdings weit mehr Licht über die ästhetischen Vorzüge eines Werks als allgemeine Lobsprüche und selbst Anweisung zur Nachbildung.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

138. Stück, den 2. November 1807.

URCHRISTENTHUM.

Das Christenthum hat, ähnlich dem um einige Jahrhunderte ältern, Pythagoräism, zwey Seiten, von welchen es, so wie seinem Werthe, so auch seinem Ursprunge nach, betrachtet und beurtheilt werden kann, und nach welchen es, mit gleicher Beyfälligkeit des Sprachgebrauchs, selbst seinen Namen führt: es ist theils *Lehre*, theils *gesellschaftliches Institut*. Der Weise aus Samos war nicht weniger der Urheber des von ihm benannten Bundes, als seiner Philosophie; und so verdankt ihm seine Entstehung der Pythagoräism in beyden möglichen Bedeutungen des Ausdrucks. Dürfen wir das Nämliche von Jesus Christus, dem Heiligen Gottes aus Judäa, in Beziehung auf das nach ihm benamte Christenthum behaupten? Daran zweifelt Niemand, dass das *Evangelium*, als die Lehre des Christenthums, in seiner ursprünglichen Gestalt bey ihm nur gesucht werden müsse, bey ihm, welcher zuerst, seinem eignen Zeugnisse gemäss, den Armen es predigte und dessen Lehre, wie er ebenfalls selbst sagt, sogar von der seines nächsten und würdigsten Vorgängers, Johannes, so bedeutend sich unterschied, dass dieser, obgleich „der Grösste unter allen von Weibern Gebornen," dennoch von dem Geringsten unter den Kennern und Verehrern des Evangeliums an Grösse noch übertroffen wurde. Auch ist es unläugbare historische Wahrheit, dass Jesus seine Lehre zum bleibenden Eigenthume einer Gesellschaft von Schülern, und diese selbst zu Verkündigern derselben unter allerley Völkern bestimmte; er stellte sie zugleich als Lehre von einem unter den Menschen zu errichtenden Reiche der Gottheit, mithin als eine Art von öffentlicher Gesetzgebung, auf, und sogar an einem Rituale für die Neulinge sowohl, als die Unterthanen dieses irdischen Himmelreichs liess er es nicht fehlen. So legte denn offenbar der Urheber des Evangeliums auch zum Christenthume, als einem gesellschaftlichen Instituto, den Grund. Diese Grundlegung aber war noch nicht dessen völlige Ausbildung; und die *christliche Kirche*, man mag auf den Namen, oder die Sache hinsehen, wurde so wenig unmittelbar durch ihren ersten Begründer eigentlich gestiftet, dass dieser auch nicht an Einem die feyerliche Handlung, welche in der Folge zum Acte der Aufnahme in dieselbe dienen sollte, selbst vollzog, und den Schauplatz seiner öffentlichen Thätigkeit zu einer Zeit, wo zur ausdrücklichen Stiftung derselben kaum noch ein Anschein vorhanden war, auf immer verliess. Man ersieht aus dem bisher Gesagten, dass die, neuerdings öfter wiederholte, Frage nach dem *Urchristenthume*, zu deren kurzer Beleuchtung uns ein paar, näher anzuzeigende Schriften diese Gelegenheit geben, eine verschiedene Beantwortung nothwendig erhalten werde, je nachdem man sie vom Christenthume entweder als blosser Lehranstalt, oder als einem vollkommen kirchlichen Institute versteht.

Es lässt sich aber überhaupt von einem Urchristenthume nur sprechen, in wie fern das Christenthum in den beyden vorhin angezeigten Bedeutungen des Worts *das jetzt nicht mehr ist, was es Anfangs war*. Denn welches Christenthum sonst, als ein mit der Zeit verändertes, könnte man jenem schicklich entgegensetzen? Hierauf gründet sich das *Interesse* unserer ganzen Frage, welches daher im Allgemeinen eben so ein doppeltes seyn wird, wie es der Sinn und die mögliche Beantwortung von jener war. Zu wissen, ob und in wie weit wir in unserm Glauben die Religionsansicht noch haben, welche die ursprünglich, und hiermit zugleich die eigentlich christliche genennt zu werden verdient, daran muss uns, von allem Uebrigen abgesehen, schon darum äusserst viel gelegen seyn, weil auch jener unser religiöser Glaube für uns und Andere der christliche heisst; ist er nicht, wofür wir ihn halten und ausgeben, so betrügen wir damit uns selbst und die Welt. Eben so hat es für den Christen der gegenwärtigen Zeit nicht wenig Wichtigkeit, die Urform der Kirche zu kennen, von welcher er, seinem Namen und seiner Meynung nach, ein Mitglied ist; auch ohne dass es dazu der Vorstellung bedarf, es beruhe auf irgend einer kirchlichen Handlung oder Anstalt unser ewiges Heil. Wir können sogar zugestehen, dass Kirchenform eine Sache sey, welche sich mit dem Wechsel der Zeiten, Länder und Völker, durch die sie hindurchgeht, beträchtlich ändern

Digitized by Google

müsse, um immer und überall ihrem Zwecke genau zu entsprechen. Wer mag jedoch einen Augenblick daran zweifeln, dass nicht jede kirchliche Verfassung zu jeder Religionslehre passe, und dass daher gewiss auch für die Natur und Wirksamkeit des Evangeliums die Art und Weise, wie es öffentlich bekannt, verehrt, geübt, kurz zum Gottesdienste gebraucht werde, gar nichts Gleichgültiges sey? Bewundern wir mit Recht die hohe Weisheit seines Urhebers in andern Stücken, wie sollten wir sie ihm nicht auch zutrauen in Hinsicht auf die von ihm bezeichnete Kirchengestalt, und wie es nicht höchst interessant für uns finden, zu erfahren, welche Eigenschaften die christliche Kirche, durch ihn vorbereitet, in ihrer ersten Stiftung besass?

Forschet nun Jemand nach den *Lehren* des Urchristenthums, so wird er diese ohne allen Streit zunächst in den Reden Jesu selbst, und dann in den Reden und Schriften der von ihm, oder doch nach ihm, gebildeten Apostel, so weit auf diesen ihres Meisters Geist ruhete, suchen und auffinden müssen. Ebenderselbe Geist des Meisters ist es aber auch, auf welchen man selbst in dessen Worten hauptsächlich, ja vielmehr allein, zu achten hat (Joh. 6, 63.); er tritt für unsern Forscher als Geist der ursprünglich und wahrhaft christlichen Lehre aus ihnen hervor, und ist Eins mit der reinen und ganzen Wahrheit dieser Lehre selbst. Bis jetzt hat noch Niemand *diesen* Geist des Urchristenthums in seiner Reinheit und Vollendung uns dargestellt. Muss man aber nicht zu dem Ende aus Jesu Vorträgen, wie sie uns gegeben sind, genau und unpartheilich scheiden, was in ihnen nicht dem Sinne des Lehrers, sondern nur der Empfänglichkeit der Schüler, und unter diesen vielleicht sogar derer, die sie uns überlieferten, zugehört? Eben diese nothwendige Scheidung ist es, was jene Darstellung so schwierig, aber doch wohl nicht schlechterdings unmöglich macht. Es lässt sich, so wahr man es bey der Erforschung des Urchristenthums lediglich mit einem religiösen Geiste zu thun hat, kaum anders erwarten, als dass man da nicht sowohl Dogmen, als vielmehr nur Maximen des Glaubens (für das Leben) und Lebens (im Glauben) herausbringen würde, und dieser Geist Jesu Christi (s. Röm. 8, 9. 2 Cor. 7, 17.) spricht sich ohne Zweifel nicht bloss in seinen Reden, sondern auch, vernehmlich und kräftig, in seinen Thaten, ja selbst in seinem Schweigen und Dulden, aus. Nur erst, wenn man ihn gehörig kennt, wird sich darüber, was und wie viel Urchristenthum in den Lehren der Apostel sey, mit Sicherheit entscheiden lassen. — Von diesen ehrwürdigen Männern, nicht von Jesu selbst, wurde die christliche *Kirche*, in der vollen Bedeutung des Ausdrucks, gestiftet; aber diess gewiss weder aus eignem Antriebe, noch nach bloss eignem Ermessen. Hatte nicht Er sie dazu, nach Joh. 20, 21—23. (wo das Sünden-Erlassen und Behalten, vergl. mit den Parallelstellen Matth. 16, 19. und 18, 18., von der ganzen Kirchengewalt gilt) ausdrücklich geweihet; hatte nicht Er ihnen darüber, z. B. Matth. 23, 8—11., die trefflichsten, ihnen noch bekannte, Winke gegeben? Und was hatte er vielleicht sonst noch ihnen, die allein seines Reiches Geheimnisse vernehmen sollten, und namentlich in jenen letzten vierzig Tagen, wo er mit ihnen „vom Reiche Gottes" redete, in gleicher Beziehung gesagt? Sie thaten hierbey, der Hauptsache nach, vermuthlich nur, „was ihnen befohlen war;" wohl, wenn sie weder durch unthätiges Stehenbleiben bey diesem „unnütze Knechte," oder durch zweckwidriges Mehrthun seiner unwürdig waren! — So wird denn das Urchristenthum, nach seiner zweyten Seite betrachtet, allerdings, so weit es hier Factum ist, im Leben und Handeln der Apostel gesucht, dieses Factum selbst aber, seiner echten Christlichkeit nach, aus dem, was vom Meister ihnen dazu gegeben war, sorgfältig geprüft werden müssen.

Die zwey jetzt anzuzeigenden Schriften kommen darin mit einander überein, das *Urchristenthum*, in welcher Gestalt es nun eben ihre Verf. erblickten, ihren Lesern vor Augen zu stellen, so wie sie auch beyde noch unvollendet sind. Sie trennen sich aber von einander nach der nämlichen Zwiefachheit der Ansicht, welche von jenem, dem Bisherigen zu Folge, überhaupt genommen werden kann; auch unterscheiden sie sich merklich durch Bestimmung und Gehalt, durch Ton und Einkleidung. Wir wollen sie jetzt in der Ordnung, welche wir durch unsre kurze Einleitung aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, uns vorgezeichnet haben, näher kenntlich machen und nach Verdienst zu würdigen suchen.

Der Geist des Urchristenthums. Ein Handbuch der Geschichte der philosophischen Cultur für gebildete Leser aus allen Ständen, in Abendgesprächen herausgegeben von *J. A. Eberhard*. Halle, in der Rengerschen Buchhandl. 1807. 8. Erster Theil VIII. u. 416 S. Zweyter Theil VIII. u. 462 S. (1 Thlr. 12 gr. und 1 Thlr. 18 gr.)

Hiermit also tritt ein Veteran unter den deutschen philosophischen Schriftstellern vor einem sehr ausgebreiteten und achtbaren Publicum auf, mit seinem Urtheile über das Christenthum, *als Lehrgebäude*, in seiner Ursprünglichkeit. Die Manier des Vortrags ist die an ihm längst bekannte und geschätzte, ausgezeichnet durch Klarheit, Würde und Wohlredenheit, kurz durch eine Popularität, welche sich der Garvischen, die als Muster in diesem Fache gelten kann, in nicht sehr grosser Entfernung nähert, und die Einkleidung folgende: „Eine Gesellschaft auserlesener Männer, die die Stunden der Erholung von ihren Geschäften der Literatur widmeten, hatten sich mit

Digitized by Google

einander verbunden, an gewissen Tagen zusammenzukommen, und sich über wissenschaftliche Gegenstände ihre Gedanken mitzutheilen. — Das veranlasste oft ziemlich lange freundschaftliche Debatten, wobey denn bisweilen weitläufigere *Reden* vorfielen, in denen Einer oder der Andere das, was er über eine Materie gedacht oder gelesen hatte, ausführlicher vortrug." Solche Reden nun sollen auch die gegenwärtigen „Abendgespräche" seyn, welchen es jedoch, um den letztern Namen zu verdienen, an allem Abendlichen, und, was noch mehr ist, gänzlich an der Gesprächsform fehlt. Der Hr. Verf. sucht (in der Einleitung) die Länge derselben zu entschuldigen. Man möchte aber, unsers Bedünkens, wohl weniger an dieser, als, jene Einkleidungsumstände vorausgesetzt, an ihrer zu grossen Menge (ihre Zahl ist bereits auf 65 angestiegen, und zur Vollendung des Werks höchst wahrscheinlich ein volles Drittel, vielleicht die Hälfte noch übrig) gerechten Anstoss nehmen; um sie alle gebührend zu hören, bedurfte es, da doch vermuthlich nur Eine auf jeden Abend gerechnet ist, und man nur „an *gewissen* Tagen" zusammenkam, einer mehr als ein ganzes Jahr hindurch unverminderten Lust und Aufmerksamkeit. Diese Bemerkung indess trifft, genauer genommen, nicht bloss die Einkleidung, sondern vielmehr die Anlage und Ausführung des Thema's selbst, mit welchem sich das Buch durchaus beschäftiget; wie sich in der Folge deutlicher zeigen lassen wird. Der Hauptgedanke nämlich, zu dessen Beweis, Erläuterung und Bestätigung hier alles Uebrige dienen soll, wird vom Hrn. Verf. Th. I. S. 23 in den Worten angegeben: Das *Urchristenthum* ist *eine unsinnliche Religion, die es aus der Privatreligion der Weisen und Gelehrten unter den Griechen und Morgenländern zu einer öffentlichen machte*, und so an die Stelle der bisherigen sinnlichen Volksreligionen setzte, *in welcher so die geistige Cultur der Griechen und der Morgenländer in Eins zusammenfloss.*" Wir wollen zuvörderst diesen Gedanken selbst etwas näher betrachten und vorläufig (denn er ist hier noch lange nicht durchgeführt) beurtheilen. Hr. E. versteht unter der Lehre des Urchristenthums, wie billig, diejenige Religionslehre, welche man „nur in den Reden Jesu und in den Schriften seiner Apostel" aufzusuchen hat, und mit Recht hat er sich vorgenommen, bloss den *Geist* desselben aufzufassen und darzustellen; wiewohl wir lieber das ganze Urchristenthum, als Lehre betrachtet, mit dem Geiste der Lehre Jesu für völlig einerley erklären würden. Jenen Geist des Urchristenthums nun charakterisirt er im Allgemeinen dadurch, dass es 1) unsinnliche Religion, 2) eine solche für das Volk und 3) namentlich diejenige sey, welche die Privatreligion der griechischen und morgenländischen Weisen in sich vereinige. Die beyden ersten von diesen Merkmalen sind eben so längst bekannt, als unbestritten. Nicht so das dritte, dessen Inhalt daher das einzig Eigenthümliche in der Ansicht des Hrn. Verf. vom Urchristenthum ausmacht. Aber dieser Inhalt kann selbst wieder nach einer doppelten Auslegung verstanden werden. Denn so gern wir Hrn. E. darin beytreten, dass sich die gesammte geistige Cultur der Griechen und Morgenländer wie Cultur des Sinnes und Gefühls sehr glücklich unterscheiden lasse, welchen Unterschied er Th. I. S. 63—76 nach mehrern Beziehungen trefflich entwickelt hat, und dass beyde Arten von Geistescultur in dem Wesen des, von ihm gemeynten, Urchristenthums vereinigt angetroffen werden; so kann man doch immer noch diess fragen: ob diese Vereinigung nur *philosophisch*, als bloss inneres Merkmal jenes Urchristenthums, oder auch *historisch*, als zugleich äusseres Merkmal desselben, gedacht und angenommen werden solle. Im erstern Falle wären wir ganz seiner Meynung, wie wir auch so eben bereits zu erkennen gegeben haben; und schwerlich wird irgend Jemand, welcher sich mit der Natur des reinen Evangeliums nur einigermassen vertraut gemacht hat, es läugnen, dass griechischer Sinn und morgenländisches Gefühl, dass Licht und Wärme, Lebendigkeit und Tiefe, die Ideen der Schönheit und der Erhabenheit, der Tugend und der Heiligkeit u. s. w. in ihm, in seinen Lehren sowohl, als Forderungen, vereint gefunden werden. Aber das genügt, so viel wir sehen, Hrn. E. nicht; er will noch überdiess, dass die Cultur der Griechen und des Morgenlands, dass der erstern Philosophie und die Mystik des letztern, in das System des Urchristenthums der That nach zusammengeflossen und factisch in demselben gepaart worden seyen. Wird auch dieses der Kenner der Geschichte als erweislich ihm zugestehen? Er wird vielmehr, wenn uns nicht Alles täuscht, für das Gegentheil stimmen und stimmen müssen. Womit wollte man doch beweisen, dass der Urheber des Christenthums, auf welchen hier zuletzt Alles ankommt, seine Geistesbildung, aus der seine Religionslehre zunächst und allein hervorging, der griechischen Weltweisheit nicht minder als morgenländischen, es sey nun schriftlichen, oder auch mündlichen, Quellen zu verdanken gehabt habe? Müssen wir es nicht vielmehr nach allem dem, was wir darüber von ihm wissen, für weit wahrscheinlicher, ja für fast ausgemacht halten, dass ihm griechischer Unterricht weder aus Büchern, noch von lebenden Lehrern, zu Theil geworden sey. Wenn es nichts weniger als entschieden ist, ob selbst die ersten Väter der christlichen Kirche ihren scheinbaren Platonismus anders woher, als aus den Urkunden ihres Religionsbekenntnisses geschöpft haben, so wird gewiss noch weit weniger ein historischer Ursprung der, zum Theil griechisch scheinenden, religiösen Denkungs- und Sinnesart Jesu durch griechische Vorgänger sich auch nur bis zu einem gewissen Grade glaubhaft machen lassen; um nicht zu erwähnen, dass mehrere Selbsterklärungen dieses Gottesgesandten damit, allem Ansehen nach, in dem hellesten Widerspruche stehen. — Genauer und umständlicher können wir die Behauptung des Hrn. Verf. jetzt darum noch nicht prüfen, weil er selbst für sie in den vorliegenden Theilen seines Buchs noch keine deutlichen

Gründe (den Gebrauch, welchen er Th. I. S. 93 von Ephes. 2, 14. 15. für sich macht, kann der treue Exeget nur als sinnreiche Accommodation ihm gelten lassen) vorgetragen hat. Nachdem von ihm hier, wie er zu Anfange der achten Rede selbst sagt, „die Cultur der Morgenländer und Griechen nur nach ihren allgemeinen Zügen," in der vorhin erwähnten Entwickelung des Unterschieds beyder, geschildert worden ist, so fährt er ebendaselbst also fort: „Es ist Zeit, dass wir sie auch im Besondern kennen lernen, um die Philosophie der einzelnen Völker genauer zu bezeichnen und so bey ihrer Verschiedenheit in den Theilen ihre Uebereinstimmung in dem Ganzen bemerklich zu machen;" und von nun an wird zuerst von der Philosophie des Morgenlandes (der Chaldäer, Perser, Indier und Aegyptier, welchen letzten jedoch, trotz ihrem gelehrten Priesterorden, fast aller Anspruch auf philosophisch-religiöse Cultur verweigert wird) in sechs, nicht allzu langen, Reden, darauf aber von der des griech. Alterthums in allen übrigen Reden dieser beyden Theile (von der vierzehnten an bis zur fünf und sechzigsten) ohne alle Unterbrechung, und kaum mit gelegentlicher Erwähnung des Christenthums, gehandelt. An sich genommen ist nun zwar das alles sehr lehrreich und angenehm zu lesen; allein die, zuvor schon von uns angedeutete, unzweckmässige Weitläufigkeit dieser ganzen Abhandlung, welche, da sie hier nur bis auf den Zweifler Pyrrhon fortgeführt ist, selbst so noch nicht beendigt zu seyn scheint, fällt in die Augen. Wozu doch hier diese Darstellung aller griechischen Philosophen-Schulen nach ihrem Ursprunge, Fortgange und Ende! Wozu die Lebensgeschichte der Einzelnen, welche sie stifteten und in ihnen, mehr oder weniger, glänzten? Wozu sogar Anekdoten aus ihrem Leben und ausführlichere Nachricht von ihren Systemen und Schriften? War es für den Zweck des Buchs nicht völlig genug, die griechische, so wie die orientalische, Weisheit in der Gestalt, und nach dem Gehalte, wie sie dem Urheber des Evangeliums, da er nun einmal von beyden Kunde gehabt und Gebrauch gemacht haben soll, vorliegen konnte, mehr in allgemeinen Umrissen zu beschreiben, als mit einer solchen historischen Umständlichkeit erzählend durchzugehn? In der That, es habe mit der Hypothese des Hrn. Verf. eine Bewandtniss, welche es wolle, so wird man wenigstens für sein ganzes Buch die Aufschrift: „Handbuch der Geschichte der philosophischen Cultur" immer noch weit passender finden, als die von ihm zum Haupttitel erwählte: „der Geist des Urchristenthums." — Ohne uns jetzt noch bey einzelnen Stellen desselben, in welchen wir kleine Nachlässigkeiten des Ausdrucks (z. B. Th. II, S. 221 „wie — verschieden," S. 281 „ergötze — Vergnügen," S. 390. u. 391.), oder offenbare Missgriffe in der Ansicht und Beurtheilung der griech. Philosophie (z. B. Th. I. S. 318. 19.) angetroffen zu haben glauben, welche der Trefflichkeit des Ganzen wenig Eintrag thun, zu verweilen, wenden wir uns ungesäumt zu dem folgenden Werke:

Geschichte des Urchristenthums im Zusammenhange mit *der natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth.* Erster Band. Rom 1807. 8. XXIV. u. 751 S. (3 Thlr. 14 gr.)

Wäre auch der Titel: „Geschichte des Urchristenthums in seiner natürlichen Gestalt," welchen wir durchstrichen finden, dieser Schrift gelassen worden, man würde doch in dem ungenannten Verf. derselben den Verfertiger jener berühmten und berüchtigten „Geschichte des grossen Propheten von Nazareth" auf den ersten Seiten schon unfehlbar wieder erkannt haben. Er ist sich in seinen Vorzügen und Fehlern auch hier völlig gleich geblieben. Hier, wie dort, eine lebhaft thätige Phantasie im Auffassen, Zusammenstellen und Ausmalen des gegebenen Stoffs, und eine leicht und lieblich dahin fliessende Sprache; hier, wie dort, aber auch kühne Ausfüllung wirklicher, oder geglaubter, Lücken der Geschichte, und ein nicht selten tief unter die Würde des Gegenstandes herabsinkender Ton; endlich hier, wie dort, hauptsächlich ein überall sichtbares Bestreben, das Gewand der Wunderhaftigkeit den biblischen Erzählungen, wo möglich, ganz zu entreissen, und, was in der heiligen Urkunde göttlich und erhaben erscheint, zur Niedrigkeit des gemeinen Menschenlebens herabzuziehn! Die Data zu seiner Geschichte des Urchristenthums entlehnt der Verf. in diesem Bande aus der sogenannten Apostelgeschichte von Lucas, welcher daher in fast unverrückter Ordnung die 37 Abschnitte, die er seiner Erzählung gegeben hat, folgen, und der noch zu erwartende zweyte Band soll dieselbe nach Maassgabe, oder doch mit möglichster Benützung, der uns noch aufbehaltenen apostolischen Briefe beendigen. Er gesteht in der Vorerinnerung ausdrücklich und der Wahrheit gemäss, nicht für „gelehrte (gibt's auch ungelehrte?) Theologen" geschrieben zu haben, wobey er es jedoch an einem Haufen von gelehrten Citaten in den Noten nicht fehlen liess, welche demnach kaum für etwas Anderes, als für einen blossen Prunk mit Gelehrsamkeit angesehen werden können. Er gesteht zugleich am nemlichen Orte, dass er nicht blos „nach den Bedürfnissen und Vorkenntnissen," sondern auch „zum Theil *nach dem Geschmacke* seiner präsumtiven Leser Ton, Einkleidung und Form" seines Werks gebildet habe, wodurch er, vermuthlich ohne es selbst zu wollen, über den blos relativen und temporellen Werth desselben, nicht ehrenvoll entschieden hat. „Ein Schriftsteller," sagt J. G. Jacobi in d. Vorr. zu seinen Werken, „begeht meines Erachtens eine Verrätherey an seinem Zeitalter, wenn er, um des Beyfalls willen, nach dem Geschmacke desselben sich bequemt. Das Zeitalter soll nicht ihm, sondern er diesem, soviel er es vermag, die Stimmung geben." — Wir wollen jetzt nicht in eine ausführliche Untersuchung der Frage uns einlassen: Ob durch das Naturalisiren der biblischen, und namentlich der neutestamentlichen, Wunderbegebenheiten etwas der

Digitized by Google

Christenheit mehr Nützliches, oder mehr Schädliches, geleistet werde. Niemand zwar, wer das Christenthum, als Lehre und Institut, um seiner selbst willen und aus innern Gründen achten und lieben gelernt hat, wird die Bedeutung und Wichtigkeit der ihm anhängigen Wundererzählungen so hoch anschlagen, dass er glauben sollte, es werde mit der Zerstörung ihrer bisher gegoltenen Heiligkeit die Würde des erstern unausbleiblich vernichtet; seine christliche Ueberzeugung ist in so fern nicht auf Facta gegründet; er wird daher auch für seine Person durch keinen Versuch einer solchen Naturalisirung, oder, wenn man will, Profanirung der Bibel beleidiget werden. Aber dennoch fragt er billig und in allem Ernste: Wozu Versuche dieser Art, und wohin mögen sie führen? für einen Theil der Christenheit sind sie blosse Befriedigungen, man kann nicht wohl sagen, ob der Wissbegierde, oder der Neugier; und doch zur völligen Gewissheit lässt sich bey diesen Wundererklärungen nun einmal nicht kommen, wie auch schon die so häufige Verschiedenheit derselben über einerley Gegenstand zur Genüge beweiset. Wäre nun das Geschichtliche des Christenthums eine Sache von der Gleichgültigkeit für alle seine Bekenner, welche jetzt in Jedermanns Augen die Mythologie des griechischen und römischen Heidenthums hat, so möchte ja immerhin, wer da nur wollte, nach dem kleinen Verdienste eines Paläphatus ringen. Aber gibt es nicht Tausende noch von unsern Glaubensbrüdern, denen die Lehre des N. T. nicht für göttlicher, als seine Wunder, und die Wahrheit der Religion nicht für heiliger, als der biblische Buchstabe, gilt? Warum diesen ihren Glauben, und mit ihm Ruhe, Trost und Frömmigkeit, rauben durch Erklärungsversuche, welche von jenen als Verstandesspiele geschätzt werden, indessen sie diesen das Herz verderben? Warum nicht lieber hierin die bekannten Grundsätze des grossen Heidenapostels befolgen, die jeder Vernünftige lobpreisset, und unser Verf. selbst, ein erklärter Freund ihres Urhebers, an ihm als Proben seiner Lehrweisheit unbedingt anerkennen würde? — Doch wir kommen zu dem, was uns näher hier angeht. Das Urchristenthum, als gesellschaftliches Institut, nimmt, nach des Verf. Meynung, seinen Anfang zwar bald nach Jesu bleibender Entfernung von den Seinigen, und soll, wie er im zweyten Bande seiner Schrift auszuführen verspricht, mit dem Untergange Jerusalems und dem jüdischen Staate sich endigen. Aber es ist ihm nicht sogleich anfangs eine christliche Kirche, sondern nur eine Art von Juden-Synagoge, und nur erst auf und mit dem, gewöhnlich so benannten, ersten christlichen Concilium (Act. XV.) erhält es die Kirchenform, welche jener an demselben überhaupt zu missbilligen scheint. Wir sehen nicht ein, warum die christliche Gesellschaft nicht schon seit jener für sie überaus merkwürdigen Pfingstbegebenheit, welche Lucas so feyerlich berichtet, den Namen einer *kirchlichen* führen soll. Wurde wohl zu Etwas sonst, als zur Stiftung eines Kirchenvereins von Jesu selbst die Taufe, so wie sie schon hier, und hier zuerst, in Anwendung kommt, verordnet? Waren nicht schon damals die Apostel und übrigen Bekenner der Messiaswürde Jesu, obgleich noch durch keine eigenthümliche Benennung ausgezeichnet, von den Juden als Messiakern, hinlänglich geschieden? Und sollte nicht schon seit dieser Zeit von dem Christenthume gelten, was Paulus, — dessen Bekehrung, um diess beyläufig zu erwähnen, unser Verf. nicht anders, als durch eine absichtliche Erscheinung des angeblich damals noch schwach lebenden und in den Klüften des Libanons mit seinen Essäern verborgnen Jesus begreiflich machen zu können vermeynt, — späterhin von ihm sehr richtig und bedeutungsvoll behauptete, dass es „keine Sekte," nämlich des Judenthums, sey? Auf der andern Seite scheint der Verf. auf die bekannte Verordnung der Apostel für die Heidenchristen ein grösseres Gewicht zu legen, als sie der historischen Wahrheit zu Folge wirklich hatte und haben sollte; es fehlt nicht viel, dass er diese um jener willen als eine Art von förmlichen Hierarchen bezeichnet. „Die Kirche, sagt er davon in der Note S. 442., geht dadurch in einen Staat über;" ein Ausdruck, in welchem er theils sich nicht ganz treu bleibt, da er vorher mit dieser Versammlung erst die Kirche der Christen anfangen liess, theils mehr behauptet, als erweislich ist. Denn wo finden wir, dass dieses apostolische Gutachten als allgemeines und unverbrüchliches Kirchengesetz zu ihrer Zeit geehrt worden sey; und hatten sie nicht selbst schon durch den Schluss ihres Schreibens (Act. XV, 29.) dieses für ein blosses Gutachten erklärt? — Ueberhaupt entspricht der Inhalt der gegenwärtigen Schrift den Forderungen nicht, welche wir an denjenigen machen würden, welcher das Urchristenthum, als kirchliche Anstalt betrachtet, zeichnen und darstellen wollte. Sie sollte freylich, der Absicht ihres Verf. gemäss, eigentlich nichts anders werden, als eine sogenannte natürliche Auslegung der ganzen, von Lucas hinterlassnen, Apostelgeschichte. Wir würden in jener Hinsicht mehr ein treues, und so viel möglich vollendetes Gemälde der Urchristenheit, die man auf das apostolische Zeitalter beschränken könnte, als eine Erzählung von allen dem, was mit den ersten Verbreitern und Bekennern des Christenthums sich zugetragen habe, verlangen, wozu allerdings in jenem Schreiben des Lucas an Theophilus der meiste Stoff sich vorfindet, ohne dass jedoch dessen Inhalt ganz und seiner Zeitfolge nach dazu benutzt zu werden brauchte. — Was über so manches Widernatürliche (z. B. dass Petrus und Johannes eine „edle" That verrichtet haben sollen, indem sie wissentlich durch eine blos scheinbare Heilung des Lahmen an der Tempelthüre das Volk täuschten) und aus der Luft Gegriffene (z. B. dass der Engel, welcher Herodes schlug, ein plötzlich von ihm erblickter Uhu war) in den Erklärungen dieses Buchs, über seine historischen Unrichtigkeiten (z. B. dass Lucas und der Act. XIII, 1. vorkommende Lucius Eine Person sey) und über seinen häufig aller Ernsthaftigkeit der Materie spottenden Aus-

Digitized by Google

druck (wovon S. 471. 475. 498. und anderwärts Beyspiele stehen) sich leicht erinnern liess, wollen wir gern unterdrücken. Bemerkt zu werden verdient wohl als Druckfehler S. 52. Z. 1. „aufs kläglichste," statt: „aufs klüglichste;" die hie und da angebrachten hebräischen Wörter aber sind fast ohne Ausnahme falsch gedruckt.

Vergleicht man nun die beyden jetzt angezeigten Bücher, soweit sie bereits erschienen sind, mit der Idee einer Wissenschaft des Urchristenthums, wie wir sie in der vorstehenden Einleitung kürzlich entworfen haben; so wird wohl leicht als unbezweifeltes Resultat sich ergeben: dass sie beyde für die Ausführung dieser Idee noch sehr wenig leisten; sie würden nur etwa demjenigen, welcher dieselbe unternähme, eine gewisse Summe von brauchbaren Materialien darreichen, welche er dann, nebst vielen andern, jener Idee gemäss selbst zu verarbeiten hätte. Noch fehlt es, wie vorher schon erinnert wurde, der christlichen Theologie an einem reinen Systeme des Christianismus, aus Jesu Geiste geschöpft, wie dieser uns, fühlbar genug, aus den von seinen Verehrern aufgezeichneten Denkwürdigkeiten seines öffentlichen Lebens entgegenwehet; und eben so gebricht es auch wohl der Christenheit noch an einem Bilde ihrer Urverfassung, durch dessen Anschauen diese nach ihrer natürlichen, d. h. historisch richtigen Gestalt erkannt werden könne. Von jenem Systeme ist bey Hrn. E. bis jetzt noch nicht die Rede; vielleicht wird er im Verfolg seines Werks uns es, so wie es ihm erschien, noch aufführen, und er soll dafür unsern ungeheuchelten und lauten Dank empfangen. Der Ungenannte aber, welchem, wie es scheint, Alles nur daran liegt, dass sein Zeitalter, wozu es ohnehin geneigt ist, die Wunder des N. T. durchaus für blosse Naturereigniese halte, setzte vielleicht das Urchristenthum auf den Titel seines Buchs nur in der Absicht, um diesem für Viele einen desto glänzendern und anlockendern Namen zu geben. Wollte Jemand das edle Werk einer gerechten und würdigen Darstellung des Urchristenthums nach seinen beyden zugleich, wenn auch nicht in gleichem Maasse, interessanten Seiten beginnen, so wäre zu wünschen, dass er in seinen Plan den Vorsatz einschlösse, ein Werk dieser Art, welches zunächst den Gelehrten nur bestimmt seyn sollte, auch in der Sprache der Gelehrten abzufassen; von welcher es überhaupt ernstlich zu bedauern ist, dass sie, ein Palladium der Freyheit in der Gelehrtenrepublik zu seyn, unter uns längst schon aufgehört hat.

Kleine Schriften.

Predigten. Spricht die Religion dann am kräftigsten an die Herzen, wenn ihre Sprecher sie im innigsten Vereine mit der Stimme der Zeit und mit den lauten Ausbrüchen dessen reden lassen, was eben gerade Noth *macht* und Noth *thut*; so müssen wir eilen auch zur Kenntniss derer, die sie nicht hören konnten, zwey Religionsvorträge zu bringen, in denen es ungemein deutlich und stark, und von Stimmen, die wohl gehört zu werden verdienen, gesagt ist, was die Religion von *unsrer* Zeit verlange, wenn sie ihr gebietet, zu bedenken, was zu ihrem Friede diene.

Predigt am Reformationsfeste des Jahres 1807. *über das Evangelium am* 23. *Sonntage nach Trinitatis, gehalten von Dr. Franz Volkmar Reinhard.* Dresd. und Leipz. bey Harthnoch. 8. 58 S. *)

„Die Begebenheiten, die Gefahren, die Beschwerden, die Uebel der Zeit nöthigen uns gleichsam, sagt der ehrwürdige Redner, unser *häusliches Leben, unsre bürgerlichen Verhältnisse* schärfer ins Auge zu fassen, und alles, was sie betrifft, ernstlicher zu Herzen zu nehmen, als sonst. So hört mich, wenn ich euch zeige, wie viel in eurer *äussern* Verfassung von der Kirchenverbesserung herrührt; wenn ich euch daran erinnere, dass ihr die grossten Vorzüge *eures bürgerlichen Zustandes*, dass ihr gerade das, was euch am vortheilhaftesten auszeichnet, jener grossen Veränderung schuldig seyd." Wer sollte es nicht fühlen, was er sogleich hinzusetzte: es ist eine wichtige, vielumfassende, mit mancherley Schwierigkeiten verknüpfte Betrachtung, zu der wir uns jetzt anschicken. „Mit einigen Fingerzeigen deuten wir es für unsre Leser an, wie es dem Verf. gelungen sey, die Wichtigkeit fühlbar, den Umfang übersehbar zu machen, und die Schwierigkeiten zu beseitigen. — Das bürgerliche Leben hängt mit dem häuslichen als Folge und Wirkung von diesem so genau zusammen, dass jede für jenes wohlthätige Veränderung es auch für dieses zugleich ist. Und so war die Kirchenverbesserung für das bürgerliche Leben in diesem Sinne eine äusserst wohlthätige Erscheinung; denn sie hat 1) die *Ehre* des bürgerlichen Lebens *gerettet*, indem sie dasselbige gegen die Anmassungen einer übelverstandenen Frömmigkeit und gegen die Mishandlungen einer wilden Tapferkeit in Schutz nahm; sie hat die Ueberzeugung verbreitet, der thätigste, gemeinnützigste, gewissenhafteste Bürger sey auch der vollkommenste und erhabenste Christ; wo sie hin-

*) In Dresden ward nemlich das Reformationsfest, da der 31. Octob. Sonnabends fiel, nach einer Observanz Sonntags gefeyert. In der Diöces Leipzig und auch anderwärts wurde es aber aus einem ähnlichen Grunde am 31. Oktob. wirklich begangen; worüber jedoch im Versuch eines Amtskalenders für Prediger von *Starke* nichts bemerkt ist. — In Universitätsstädten, namentlich in Wittenberg, würde die Feyerlichkeit auch wirklich durch eine solche Verrückung des Gedächtnisstages in gewisser Hinsicht verlieren.

Digitized by Google

kam, da wurde es ruhiger, da schlossen sich die Stände der Gesellschaft freundlicher an einander an, da wurde der menschenfreundliche Sinn herrschend, der sich durch häusliche Tugend und gemeinnütziges Wirken äussert. Sie hat 2) die *Ordnung* des bürgerlichen Lebens wieder *hergestellt*; sie führte das wahre Verhältniss der Herrschenden und Gehorchenden wieder ein, und beseelte alle Mitglieder der Gesellschaft zu einer gemeinnützigen Thätigkeit. — Ohne eine kräftige, alles lenkende Regierung, ohne eine lebendige, sich wechselseitig unterstützende Regsamkeit ist kein wahrer Zusammenhang in dem bürgerlichen Leben; beydes hat ihm die Kirchenverbesserung wieder gegeben. 3) Sie hat das *Glück* des bürgerlichen Lebens *erhöht*; sie hat wahre Bildung über alle Stände verbreitet, und jede Quelle eines erlaubten Genusses geöffnet; denn Erleuchtung, Anregung der edelsten Kräfte, Gewöhnung zu allem Wahren und Guten verbreitete sie über alle Stände; sie liess es nicht mehr als unvereinbar mit wahrer Gottseligkeit und verderblich für die Seele ansehen, heiter und froh die Güter des Lebens zu geniessen." — Wer sieht es nicht schon aus diesem gedrängten Auszuge, wie *umfassend* alle die wichtigsten Grundverhältnisse des bürgerlichen Lebens berührt, und wie lebendig die unermessliche *Wichtigkeit* der Reformation für sie in ihren Einflüssen hervorgetreten ist? Wohl war es ein *schwieriges* Unternehmen, die einzelnen, die hier und da bis jetzt nur zerstreut hingeworfenen Züge dieses Gemäldes in ein Ganzes zusammenzufassen, und gerade in ein solches Licht zu stellen, wie es die Natur eines Kanzelvortrags erfordert. Selbst in *Villers* mit Recht berühmter Darstellung des Einflusses, welchen die Reformation auf den Zustand der europäischen Gesellschaft hatte, ist dieser wichtige Theil desselben nur hier und da angedeutet, und — bey aller Veranlassung dazu nirgends im Ganzen aufgestellt. Dieser ganze Ueberblick musste übrigens seiner Natur nach — günstig für die rednerische Darstellung — durchgängig aus contrastirenden Schilderungen bestehen, und wie diese unter R. Hand sich gebildet haben mögen, davon stehe nur hier das Bild der blos ästhetischen Augen freylich nicht selten ganz anders erschienenen — Chevalerie des Mittelalters: Ein roher kriegerischer Sinn, ein Hang jede Angelegenheit mit den Waffen zu entscheiden; eine Begierde sich durch Heldenmuth auszuzeichnen, und die gefährlichsten Abentheuer zu bestehen; ein wilder unaufhaltsamer Trieb alles um sich her zu befehden und anzugreifen, friedliche Wandrer auf allen Strassen zu plündern, und mit der Beute der Unterdrückten sich zu bereichern: diess war, wie ihr alle wisset, der Geist, der im Mittelalter herrschte, der die Edlen und Fürsten beseelte, den man annehmen und zeigen musste, wenn man sich Achtung verschaffen und über den grossen Haufen erheben wollte. Was war dagegen verächtlicher, als die Künste des Friedens; als jene stille häusl. Betriebsamkeit, welche die Seele des bürgerlichen Lebens ist; als jener unermüdete, erfinderische Fleiss, der alles hervorbringt, zubereitet und herbeyschafft, was Kraft und Wohlseyn durch das Ganze verbreitet, und unsern Aufenthalt auf Erden erleichtert und verschönert. Es waren die Unedeln und Geringen, denen man diess alles überliess; und mit Mauern mussten sie sich umgeben diese fleissigen Bürger, grosse Gemeinheiten musste sie bilden, Schutzbündnisse mussten sie mit einander schliessen, wenn sie in diesen Zeiten der Gewalt und der Raubsucht ihren Geschäften obliegen, und die Früchte ihrer Anstrengung geniessen wollten u. s. w. Thut es in unsern Tagen Noth, dass man neben den lehrenden, auch die erwerbenden und schützenden Protestanten dazu auffordere, das sie die Segnungen der Reform. *dankbar erkennen, gewissenhaft bewahren, und eifrig vermehren*, so können sie kaum auf eine andre für sie alle ohne Ausnahme gleich verpflichtende Seite der Ref. hingewiesen werden, als auf diese, wo sie in ihrem unzerreisslichen Zusammenhange mit allen unseren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen erscheint. — *Jedes* Mitglied *jedes* Standes fühlt es nun, wie es selbst dabey auf eine gewiss *sehr empfindliche* Weise verlieren müsste, wenn der Protestantismus verlöre; begreiflich hat es der Verf. auch dem, dem *Denk-* und *Lehrfreyheit* eben kein sonderliches, einer sorgfältigen Bewahrung werthes Eigenthum zu seyn scheint, durch diese Vorstellung gemacht, wie sehr er doch sagen müsse: tum mea res agitur, paries cum proximus ardet, wenn sich Worte und Thaten für die Erneuerung der Zeiten des Anteprotestantismus erklärten. — Nein, das lassen sich Millionen nicht so gleich und so geduldig entreissen, was sie von der Reformation als Bürger und Hausväter haben, sollten sie es auch nur dann erst als Folge der Reformation empfinden lernen, wenn es ihnen entrissen werden soll; und in sich selbst trägt der Protestantismus eine sehr klare und gar nicht geheimnissvolle Weihe der Kraft, die sich so erhebend in dem Ausrufe des ehrwürdigen Redners ausspricht: *dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein; Gott ist bey ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben.*

Diejenigen, welche diesen Vortrag in *homiletischer* Hinsicht studiren wollen, werden etwas ungemein Fruchtbares thun, wenn sie damit des Verf. Predigt am Reformationsfeste 1805 vergleichen wollen, zumal Th. 1, 2, 3. Mit Bewunderung werden sie sehen, welch einen erhabenen Standpunct zwischen Ursache und Wirkung er genommen, und welche unendliche Aussichten er sich eben dadurch über den wunderbaren Gang der Weisheit, welche die Welt regiert, eröffnet hat. Möge es doch dieser Weisheit gefallen, ihm Kraft und Leben zu fristen, dass er seinen Zeitgenossen noch recht oft von diesem Puncte aus zurufen könne, wie Grosses der Herr an ihm gethan habe!

Dieser Wunsch wird sich aber gewiss in dem Herzen jedes Lesers auch auf den ehrwürdigen Greis ausdehnen, dessen väterliche Stimme sich im folgenden Vortrage hat vernehmen lassen:

Was können und sollen wir zur Herbeyführung besserer Zeiten beytragen? Beantwortet in einer Predigt am 3ten Buss- und Bettage 1807. in der St. Petrikirche zu Leipzig gehalten und auf Verlangen dem Druck überlassen v. Dr. Joh. Georg Rosenmüller. Leipzig bey Hentzschel. 8. 20 S. Zum Besten der Armen. (4 gr.)

Digitized by Google

Die Veranlassung zu dieser Frage lag dem Verf. allerdings in dem Texte Jes. 8, 48. sehr nahe, die Art, sie zu beantworten, war ihm durch das hinlänglich bestimmt, was er in seinen Umgebungen täglich bemerken kann, und der Ton, in welchem er diese Antwort giebt, ist ganz der Wiederklang eines durch alle bittere Erfahrungen doch nicht bitter gewordenen und in seiner liebenswürdigen Milde nicht gestörten Herzens. — Wir können und sollen, sagt er, *besser als bisher geschehen ist, auf die Gebote Gottes merken, die Laster und Fehler, wodurch die Zeiten verschlimmert werden, nicht nur selbst vermeiden, sondern auch, so viel an uns ist, zu verhindern suchen; und mehr Ernst und Eifer im Guten beweisen.* — Mit der unumwundenen Offenheit, zu der ihn Amt und Alter berechtigen, deckt er die Gebrechen der Zeit auf, unter denen auch *seine* Gemeinde sehr sichtbar leidet; er verschweigt es nicht, dass gerade die, *welche es gut haben*, einen grossen Theil der Schuld an den Klagen über *schlimme Zeiten in sich* suchen müssen; er sagt es unverholen, dass Ueppigkeit nicht Lebensgenuss, dass Frivolität im gesellschaftlichen Umgange beyder Geschlechter nicht erheiternde Zwanglosigkeit, dass frühe Verzeitelung der Kinder, zumal der Töchter, nicht Natürlichkeit in der Erziehung, — und dass es mithin nicht zu verwundern sey, wenn so manches anders kömmt, als man es wünscht. Man glaube indessen nicht, eine stürmende Philippica gegen die Zeiten, eine Ergiessung eines aufgebrachten Zorns zu finden. Das ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ ist *diesem* Lehrer der Religion der Liebe so zu eigen geworden, dass auch in den Aeusserungen des gerechtesten Unwillens und des kräftigsten Ernstes die Züge jener Liebe deutlich hervortreten, welche ist langmüthig und freundlich, welche nicht eifert, und sich nicht erbittern lässt. Mögen wenigstens die, zu deren Besten der Abdruck dieser Predigt veranstaltet worden ist, aus den Folgen es wahrnehmen, dass der alles zum Besten kehrende Verf. sich nicht vergeblich auf die Frage: Wer glaubt unserer Predigt? geantwortet haben möge: *Ich hoffe zu Gott, dass dieses Wort der Ermahnung nicht ganz ohne Segen bleiben werde.*

Geschichte der Schwärmerey. *Kurze belehrende Geschichte der Lehren und Meinungen vom tausendjährigen Reiche;* nebst den merkwürdigsten dahin gehörigen Ereignissen und Schicksalen ihrer Bekenner und Lehrer, und einer bisher noch ungedruckten, merkwürdigen, im Jahre 1666. aufgezeichneten, in dem Kloster E. in Fr. gefundenen Vision des P. *Ildefons.* Leipzig 1807. 64 S. 8. Mit einem illum. Titelkupfer der Abbildung des siebenköpfigen Thiers Offenb. Joh. 13. aus Koburgers Bibel 1468. Im Industrie-Comptoir. (12 gr.)

Eine sonderbare Zusammenstellung von Aufsätzen, auf den Zeitgeist berechnet. Bis S. 48 geht die kurze Geschichte des Chiliasmus, deren Verf. über die ältern Zeiten sehr wegeilt, das Mittelalter unberührt lässt, und überhaupt weder Corrodi's Werk, noch die neuern Aufklärungen über Cerinths Lehren zu kennen scheint, von dem 17ten Jahrh. an aber ausführlicher wird. Er beobachtet aber keine rechte Ordnung, und sein Styl verräth keinen geübten Schriftsteller. Zur Uebersicht verschiedener schwärmer. Meinungen über die Zukunft kann sein Werk denen dienen, die keine andern Quellen zur Hand haben. Durch die untergesetzten Noten und Citaten hat es ein gelehrtes Ansehen erhalten. Die Chiliasten, die der Verf. aufstellt, und aus deren Schriften er ihre Hauptgedanken, bisweilen mit Beybehaltung ihrer Worte mittheilt, folgen so: D. *Petersen* (den er in dem ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts auftreten, und in der Note doch 1649 geboren werden, 1727 sterben lasst) und seine Frau, seine Anhängerin Juliane von Asseburg, Tho. Burnet (dann werden die durch Augustin Weber zu Augsburg 1530 und die durch Johann von Leiden in Münster 1534 gestifteten Unruhen, auch ein gewisser Joh. Fette zu Braunschweig 1712. und die Quäker 1661 eingeschaltet), Philipp Nicolai (1608.), Whiston und einige andere Berechner des Anfangs vom 1000jährigen Reich, Adam Nachenmoser, Felgenhauer, Maton, Jurieu, Joachim Lange, Seiz, D. Bengel, der Verfasser des Buchs Elias 1767. D. Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling, der den Anfang des 1000jährigen Reichs auf das Jahr 1836 setzt. Dies Verzeichniss ist nichts weniger als vollständig. Nur gelegentlich werden einige andere erwähnt, wie Swedenborg (hier Swendenborg, S. 38 aber in den angeführten Namen darf man nicht überall auf Correctheit rechnen). S. 49—56. lieset man die Prophezeihung und Vision des P. *Ildefons* geschrieben in dem Kloster E. in Fr. 1666. Sie ist sehr kurz und unbedeutend. Die am Schluss gegebenen historischen Notizen sind nicht befriedigend. Den Beschluss machen 8, 57 J. Greuliche, Nostradamus, Postellus' und Drawizens Visionen und Prophezeihungen. Vornemlich werden Greuliche Weissagungen aufgestellt, doch nur auszugsweise. Wir fürchten, selbst die Liebhaber solcher Prophezeihungen, deren Zahl sich seit dem letzten Theil des vorigen Jahres vermehrt hat, werden nicht viele Unterhaltung finden.

Griech. Schriftsteller. *Hesiodi Theogonia et Scutum Herculis.* In usum praelectionum imprimi curavit *Georgius Sverdrup*, Graec. Ling. Prof. Extr. in Univ. Hafn. Havniae, apud J. H. Schubothe. 1806. gr. 8. 66 S. (9 gr.)

Der Text ist nach den besten neuern Ausgaben mit grosser Correctheit (nur in den Accenten wird man etwa einen seltnen Fehler finden,) abgedruckt, der auf dem Titel angegebenen Bestimmung gemäss, ohne Anmerkungen. Mit der 1803 von Hrn. Prof. Birger Thorlacius besorgten Ausgabe der Opp. et Dier. macht dieser Abdruck der beyden andern Gedichte des H. ein Ganzes aus. Nur hatte Hr. B. Thorl. einige kritische Noten beygefügt, die man hier vermisst.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

139. *Stück, den 4. November.* 1807.

CRIMINALRECHT.

1. *Ueber die Appellation in Criminalsachen*, von D. *G. M. Weber*, Director des Churfürstl. Hofgerichts zu Bamberg. Würzburg u. Bamberg, 1805. XII. u. 118 S. 8. (12 gr.)

2) *Bemerkungen über die Berufungen in Strafsachen und* (die) *Stimmeneinheit bey Strafffällen*, von *C. L. Baurittel*, Churbadischem Stadtrichter zu Heidelberg. Mannheim, b. Löffler in Comm. 1806. II. u. 44 S. 8. (6 gr.)

No. 1. ist eine deutsche Umarbeitung der früher erschienenen Dissertation des Verf.: *de appellatione in causis criminalibus* (Bamberg, 1803). Der Hauptzweck des Verf. dabey ist der, unsere Gesetzgebungen auf die Lücken unsers Criminalprocesses in diesem Puncte, und auf die Nothwendigkeit der Appellation in Criminalfällen aufmerksam zu machen. Und die Gründe, welche er für die Anwendung und Zulässigkeit dieses Rechtsmittels im Criminalprocesse aufführt, verdienen allerdings beherzigt zu werden. Wie er S. 33 sehr richtig bemerkt, sind *Nichtigkeitsklage*, *fernere Vertheidigung* und *Supplication*, durch deren Gestattung man die Appellation unnöthig zu machen sucht, bey weitem nicht hinreichend. Sie schützen den Angeschuldigten keinesweges gegen das Versehen, die Unerfahrenheit, den Irrthum, die Partheylichkeit und Ungerechtigkeit des Richters; und auf jeden Fall ist es höchst thöricht und ungereimt, Processen über geringfügige Civilsachen die Verhandlung in allen Instanzen zu gestatten, da aber, wo es um Ehre, Leib und Leben der Menschen gilt, dem, der sich durch das Urtheil seiner Richter beschwert findet, das Rechtsmittel der Appellation zu versagen. Die Gründe, welche unsere ältern und neuern Processlehrer für die Unzulässigkeit der Appellation in Criminalfällen anzuführen pflegen, hat der Verf. S. 35—50 sehr gut in ihrer Blösse dargestellt: und gegen seine dann folgenden Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der in unsern Processtheorieen aufgestellten Grundsätze lässt sich wohl nichts mit Grunde einwenden. Selbst der von *Kleinschrod* im *Archiv d. Criminalrechts*, Bd. VI. St. 3. S. 30 gegen die Behauptungen des Verf. angeführte, von Letzterm in der Umarbeitung aber nicht beleuchtete Umstand, „dass peinliche Sachen in der „Regel von einem Gerichte untersucht, von einem „andern, und zwar collegialisch besetztem, Gerichte „entschieden werden," beweist, genau betrachtet, nicht das, was durch ihn bewiesen werden soll. Immer ist, auch hier, für die *Entscheidung der Sache*, also für den wichtigsten Act der richterlichen Thätigkeit bey Criminalfällen, nur *Eine* Instanz vorhanden; immer noch erscheint unsere Processtheorie inconsequent, wenn sie den streitenden Partheyen bey den Objecten der Civiljustiz ein Recht auf die Erörterung ihrer streitigen Rechtsangelegenheiten in mehreren Instanzen zugesteht, bey den bey weitem wichtigern Gegenständen der Criminaljustiz hingegen nur durch eine einzige Instanz das geleistet wissen will, wozu bey Civiljustizfällen mehrere Instanzen angeordnet sind. Mag auch die collegialische Verhandlung bey dem Gerichte, das das Urtheil fällt, und die Trennung des untersuchenden und erkennenden Richters, eine grössere Vermuthung für die Rechtlichkeit des gefällten Erkenntnisses erzeugen; immer bleiben auch hier noch Missgriffe möglich, die die Rechtssicherheit des Angeschuldigten gefährden können, und die Erörterung der Sache in einer zweyten Instanz nöthig und nützlich machen. Blos dann möchte sich die Beschränkung der Erörterung und Entscheidung der Criminalfälle auf *Eine* Instanz etwa rechtfertigen lassen, wenn der peinliche Richter, nicht als *Richter im eigentlichen Sinne des Worts*, sondern blos als *Executor der Strafgewalt des Staats* betrachtet werden könnte. Allein man sieht ohne Rec. Erinnern, dass sich diese Ansicht der Sache nicht rechtfertigen lasse, ungeachtet sie leider bey unserm Untersuchungsprocesse zum Grunde liegt, und eben, weil sie hiebey zum Grunde liegt, unsere Processlehrer auf die Idee von der Unzulässigkeit des Rechtsmittels der Appellation in Criminalfällen geleitet haben mag.

Bey No. 2. macht die Erörterung der Lehre von

Digitized by Google

der Appellation in Criminalfällen nur einen äusserst kurz und oberflächlich behandelten Nebenpunct aus. Die Haupttendenz des Vf. ist einmal Bekämpfung der von *Sonnenfels* in seiner bekannten Schrift *über die Stimmenmehrheit in Criminalurtheilen* (Wien, 1801) aufgestellten Behauptung, „dass, wenn ein definiti„ves Urtheil gesprochen werden soll, über die Fra„ge: *ob der Angeschuldigte schuldig oder unschuldig „sey? alle* Stimmen der Mitglieder des Gerichts einstimmig seyn müssen," und *dann* Rechtfertigung der S. 42 aufgestellten Behauptung, dass in den im Churbadischen dritten Organisationsedicte §. 20. und 21. vorkommenden Dispositionen — dass wider jedes Erkenntniss, das ein Unterrichter in den ihm zur Aburtheilung überlassenen Fällen ausspricht, sobald es auf körperliche Züchtigung oder mehr als achttägige Arbeits- oder Gefängniss-Strafe ausfallt, der *Recurs an das Hofgericht*, ingleichen wider alle Erkenntnisse der Hofgerichte der *Recurs an den Regenten* Statt finden soll; *eigentliche Rechtsmittel* durch schriftliche Vertheidigung nach eröffnetem Urtheile und Begehren eines weitern Erkenntnisses aber dem Verurtheilten nur in dem Falle zu gut kommen sollen, wenn auf *Todesstrafen*, *lebenslängliche Zuchthausstrafen*, *Deportation* oder *Dienstentsetzung* solcher Personen, die allein vom Dienste leben, und solchen nicht neben einer bürgerlichen Nahrungsquelle als Nebensache besitzen, erkannt wird; ingleichen in dem Falle, wenn in andern Strafsachen, die mehr als bürgerlichen Arrest auf sich tragen, der Verurtheilte ausführen will, *dass er völlig unschuldig sey*, mithin ganz straflos bleiben müsse; in welchen beyden Fällen die Berufung an das *Oberhofgericht* zur endlichen Erörterung der Sache durch Erledigung dieses Rechtsmittels nachgelassen ist, — kein hinlängliches Surrogat für die Appellation in Strafsachen zu finden sey. — Indessen weder in der einen noch in der andern Beziehung lässt sich der Arbeit des Vf. sonderlicher Werth beylegen. Die Unzulänglichkeit der hier angeführten Badischen Verordnungen bedarf keines weitläufigen gelehrten Nachweises; und um die Badische Regierung zur Ausfüllung der hier bemerkten Lücken zu bestimmen, ist, bey dem liberalen Geiste und dem eifrigen Streben nach Wahrheit und Recht, das sie bey allen ihren Schritten leitet, wohl weiter nichts erforderlich, als sie auf jene Lücken aufmerksam zu machen; und mehr als diess hat im Grunde der Verf. auch nicht gethan. Durch die Erinnerungen gegen die Sonnenfelsischen Behauptungen aber sind diese noch lange nicht widerlegt. Am wenigsten hat insbesondere das Hauptmoment der Sonnenfelsischen Theorie, die Behauptung, „dass die Meynungen der Beysitzer an sich „nicht selbstständige Meynungen seyen, sondern le„diglich als Gründe des erwägenden Richters in Be„stimmung des Beschlusses zu der Gesammtmey„nung eine Wirkung haben können," durch die Angriffe des Verf. S. 13 gelitten; und dennoch ist diess gerade der wichtigste Punct, der bey der Bekämpfung der Sonnenfelsischen Theorie ins Auge gefasst werden muss, wenn der Angriff gelingen soll. So lange *Sonnenfels* nicht darin widerlegt wird, dass durch *Stimmeneinheit Gewissheit*, durch *Stimmenmehrheit* aber blos *Wahrscheinlichkeit* erzeugt werde, wird sich gegen seine sehr scharfsinnig aufgestellte Theorie wohl schwerlich mit Erfolg etwas einwenden lassen.

Gemeinnützige Beyträge zur peinlichen Gesetzgebung. Nach philosophischen u. juristischen Grundsätzen zum praktischen Gebrauche bearbeitet von *Christoph Beck*. In zwey Theilen. Fürth, im Bureau für Literatur. 1807. 155 S. 8. (10 gr.)

Der Titel der hier angezeigten Schrift entspricht ihrem Inhalte durchaus nicht. Er bezeichnet blos, was der Verfasser durch seine Arbeit leisten *wollte*, nicht aber, was er wirklich geleistet *hat*. Soll diess bezeichnet werden, so wusste Rec. für diess Machwerk des Verfs. keinen passendern Titel anzugeben, als den: *Gemeinnützige Beyträge zur Maculatur*; eine andere Art und Weise, ihr Gemeinnutzlichkeit zu verschaffen, kennt wenigstens Rec. nicht. Der Verf. glaubt zwar — nach S. 7 der Vorrede — die Grundsätze, welche hier über Verbrechen und Strafen aufgestellt und entwickelt werden, wären geeignet, dass sie den Inquisitor und Richter einigermassen in den Stand setzen würden, bey vorkommenden Fällen den richtigen Gesichtspunct zu finden, wovon er ausgehen, und nach welchem er zu verfahren hat. Allein kann wohl ein Blinder dem Andern den Weg weisen? Und doch werden blos Stockblinde der Arbeit des Verfs. einigen Werth beylegen können; selbst für denjenigen aber, der nur noch ein halbes Auge hat, und mit diesem nur zur Nothdurft sieht, kann sie durchaus keinen Werth haben. Sie enthält in zwey Theilen, unter den Hauptrubriken *von Verbrechen und Strafen*, und *vom peinlichen Processe* nichts als ein durchaus fades, und noch dazu grösstentheils kauderwelsches Gewäsch, über Verbrechen und Strafen überhaupt, und die einzelnen in unseren Compendien des peinlichen Rechts aufgeführten Verbrechen und Strafarten insbesondere, verbunden mit einem oberflächlichen Geschwätz über die einzelnen Puncte des Criminalprocesses. Nur der höchste Grad von Eigendünkel konnte den Verf. bestimmen, seine hier vorgetragenen verworrenen Ideen als „nach *philosophischen* „und *juristischen* Grundsätzen bearbeitete Beyträge „zur peinlichen Gesetzgebung" vor das Publicum zu bringen. Die ganze Schrift zeigt, dass er eben so wenig Philosoph als Jurist ist. Es fehlt ihm an allem, wodurch Ansprüche auf diese Titel begründet werden können. Seine Begriffe sind eben so unrichtig, als sein Vortrag unverständlich, und die Behandlung des Ganzen abgeschmackt ist. *Verbrechen* nennt er S. 10. „jeden Eingriff eines Einzelnen in „seine — beym Eintritt in die bürgerliche Gesell„schaft — abgetretene und dem Andern überlassene

Digitized by Google

„Freyheitsportion;“ die *Strafen* theilt er in *ordentliche* und *ausserordentliche;* jene sollen nach S. 23. diejenigen seyn, „wo ausser der Gattung, auch die „Art mit allen andern unveränderlichen Merkmalen „bestimmt ist, z. B. das *Schwerd*;“ unter diesen aber versteht er solche, „wo blos die Gattung der „Strafe angegeben wird, die Bestimmung der Art, „der Dauer und übrigen Umstände aber dem Rich„ter überlassen bleibt,“ z. B. *Leibesstrafe*. Unter die Objecte der Strafen rechnet er unter andern S. 23 auch *Ruhe der Seele*, und *mehrere Theilhaber an einem begangenen Verbrechen* sind ihm S. 32 ein Milderungsgrund, „weil der Verlust vieler Bürger ein „Nachtheil für den Staat wäre, und die Menge wahr„scheinlich vom Strome fortgerissen ist.“ „Jede „feindliche Handlung gegen das Oberhaupt oder den „Staat unmittelbar,“ gilt ihm S. 40 für *Hochverrath;* und „vorsätzliche Vertheuerung der Waaren durch „Verfälschung des Gewichts und heimlichen Auf„kauf“ S. 46 für *Dardanariat*. „Eine Handlung, „wodurch einem Menschen das Leben geraubt „wird,“ hält er S. 47 für eine *Ermordung;* und „eine gefährliche Anlegung des Feuers zu Bewir„kung der Entzündung eines Gebäudes u. s. w.“ S. 74 für *Mordbrand*. Und „wenn ein Advokat sei„nen Clienten betrügt, dessen Processe verewigt, „und das in ihn gesetzte Zutrauen dahin missbraucht, „dass er seinen Clienten an seinen Gegner verräth, „und gemeinschaftliche Sache mit ihm macht,“ so erklärt er das S. 96 alles für *Prävarication*. Ja S. 97 hat er sogar den Einfall, *Monogamie* „die Befriedi„gung sinnlicher Liebe ausser der Ehe und ein fleisch„liches Verbrechen zu nennen;“ und S. 40 sagt er: „Vollzug des Beyschlafs gehört nicht zum Wesent„lichen des Ehebruchs, ist aber als Betrug ein Aggra„vans;“ — und solche Belege für das oben gefällte Urtheil konnte Rec. noch in Menge angeben, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. Aber hoffentlich werden diese schon ausreichen; bey Schriften der Art, wie die hier angezeigte ist, ist es wahrhaft difficile, satyram non scribere.

Einleitung in die Wissenschaft, Verbrecher zu entdecken und den Händen der straffenden (strafenden) *Gerechtigkeit zu überliefern.* Eine philosophisch-juridische Abhandlung, ohne Rücksicht auf speciele (specielle) Gesetze. Frankfurt u. Leipz. 1806. 72 S. kl. 8. (8 gr.)

Rec. kennt den Vf. der hier angezeigten Schrift, der wahrscheinlich ein östreichischer Criminalbeamter seyn mag, nicht; allein so viel weiss er, dass dessen hier geliefertes Machwerk durchaus unter aller Kritik, und dass Rec. in langer Zeit nichts Erbärmlicheres vorgekommen ist. Es handelt in drey Abschnitten *von den Verbrechen überhaupt, von der Wachsamkeit über Verbrecher*, und *von Erhebung des corporis delicti*. Aber nirgends findet sich etwas anders, als Beweise des eben gefällten harten Urtheils. So sagt der Verf. S. 12: „*Böser Vorsatz* „fällt nicht blos damals zur Schuld, wenn vor und „bey der Unternehmung oder Unterlassung gerade „dasjenige Uebel, welches wirklich daraus erfolgte, „*bedacht* und *beschlossen*, sondern auch, wenn „aus einer *andern bösen Absicht* eine Handlung be„gangen oder unterlassen worden ist, woraus das „Uebel gemeiniglich zu erfolgen pflegt, oder doch „leicht erfolgen kann;“ und S. 14 heisst es: „Nach„stehende Fälle sind es, bey deren Eintritte die „Handlung oder Unterlassung als Criminalverbre„chen angerechnet wird: 1) Wenn das Uebel aus „*Unwissenheit, Nachlässigkeit* oder *Zufall* entstand;“ und zur Erläuterung dessen sagt der Verf. S. 15 in der Note *): „Wenn mir auf der Jagd zufällig meine „Flinte losgeht, und meinen Bruder erschiesst, bin „ich deswegen eben so wenig ein Verbrecher, als „der Apothekerjunge, der dem Dienstmädchen, das „um Pulver kommt, statt demselben aus Ueberei„lung und Unbedachtsamkeit ein Gift reicht, und „dadurch den Tod ihres Dienstgebers verursacht;“ — und dergleichen theils ganz falsche, theils halb wahre Sätze finden sich beynahe auf jeder Seite. Das Beste des ganzen Machwerks sind im dritten Abschnitte gegebene Anweisungen zur legalen Aufnahme des Corpus delicti. Indessen auch hier gibt der Verf. nichts als höchst bekannte Dinge zum Besten.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Urgesetze des Staates und seiner nothwendigen Majestätsrechte; systematisch bearbeitet von *Joseph Michael Vincenz Burkardt.* I. Th. I. Heft.

Auch unter dem besondern Titel:

Metaphysik der Organisation des Staates im Allgemeinen. 1806. XXVI u. 154 S. I. Th. II. Heft.

Auch mit dem eigenen Titel:

Metaphysik der Criminalgesetzgebung im Staate. Erlangen, b. Palm. 1807. XXII u. 191 S. 8. (Jeder Heft 12 gr.)

Ehedem beschäftigte man sich bey der Bearbeitung der Staatslehre, und der in ihr Gebiet gehörigen Materien, zunächst blos mit der Darstellung der Verfassung und Verwaltung unserer Staaten, so wie sie die Erfahrung gab; und zufrieden damit, ahndete man kaum, dass es einen höhern Standpunct für diese Wissenschaft gebe; dass es erlaubt sey, sich auf diesen zu erheben, und von ihm aus, gleichsam ausser dem Kreise der wirklichen Welt, auf diese herabzuschauen, und nach gewissen à priori bestimmten Principien den Werth oder Unwerth unserer bürgerlichen Institute, so wie sie in der Wirklichkeit existirten, zu untersuchen und zu prüfen. Jetzt hat der

Digitized by Google

philosophische Geist, der unser Zeitalter ergriffen hat, dem Studium der Politik eine ganz andere Richtung gegeben. Ueberzeugt, dass man auf dem sonst betretenen Wege nicht das leisten könne, was man leisten wollte, sind Untersuchungen uber das Wesen und den Zweck der bürgerlichen Gesellschaften, und über die diesem angemessenste Organisation der Verwaltung der Staaten, *nicht wie sie wirklich sind, sondern wie sie seyn sollten*, an der Tagesordnung. Man beschränkt sich nicht blos auf die Darstellung der Verfassung und Verwaltung unserer Staaten, so wie sie der Geist der Zeiten nach und nach wirklich construirt hat; sondern man construirt sie selbst. Man entwirft ein Ideal, das in der Wirklichkeit nie existirt, auch wohl nie existiren wird; und sucht unsere Verfassung und Verwaltung nicht diesem, in so weit es nach dem Genius unsers Zeitalters nöthig und möglich ist, anzupassen; sondern man will mit einem Zauberschlage diess Ideal unbedingt realisiren, ohne zu bedenken, ob der Geist unsers Zeitalters, so wie er wirklich ist, dazu geeignet sey, oder nicht; und verfällt über diesem Idealisiren in leere Speculationen, oft auch gar wohl in Träumereyen, die der praktische Staatsmann, der, in der wirklichen Welt gebildet, am besten weiss, was Noth thut, für nichts achtet, und die unbenutzt in sich selbst zerfallen. — Und unter die Classe dieser Speculationen gehört leider auch die vorliegende Schrift. Ihr Vf. hat zwar ganz unverkennbar richtige Ansichten vom Endzwecke des bürgerlichen Vereins; und zeigt in mehrern Stellen, dass er mit den Bedingungen einer diesem Endzwecke angemessenen Staatsverwaltung nicht unbekannt sey; er zeigt im Ganzen eine sehr liberale Denkungsart; er betrachtet bey der im ersten Hefte gelieferten Deduction und Entwickelung der Urgesetze des Staats im Allgemeinen, diesen S. 11 mit Recht, als „einen Verein von Intelligenzen in der Sinnenwelt zu einem gemeinschaftlichen Zwecke;" er setzt diesen Zweck in die totale (?) Vervollkommnung des Menschen;" und gegen das von ihm S. 16 aufgestellte höchste Princip der Staatslehre, „der Staat ist ein Verein von Personen, welche ihre sämmtlichen Kräfte zur bestmöglichsten Sicherstellung des höchsten Urrechts der Personalität, im Betreff der totalen Vervollkommnung aller Anlagen des Menschen, verbinden," lässt sich nichts einwenden; Rec. ist auch darin ganz mit ihm einverstanden, dass der Staat seiner Bestimmung keinesweges Genüge geleistet habe, wenn er durch seine physische Gesammtkraft, das Vollbringen eines Angriffs auf das höchste Urrecht zu verhindern sucht, die totale Vervollkommnung, oder das Materiale dieses Urrechts aber gänzlich einem jeden Bürger zur Ausführung anheimstellt; sondern dass derselbe auch verbunden sey, das Streben seiner Burger nach Vollkommenheit zu wecken, zu beleben, und mit aller ihm zukommenden Thatkraft zu unterstützen; — aber die Begründung und Entwickelung dieses Princips, und dessen Anwendung auf die einzelnen vom Verf. angegebenen Urrechte und Majestätsrechte, ist nicht so ausgefallen, dass man die Arbeit des Verf. als wahrhaft verdienstlich für die Wissenschaft betrachten könnte. Seine Schrift hat vielmehr weder für den Theoretiker, noch für den praktischen Staatsmann sonderlichen Werth. Der Erste erfährt darin nichts Neues; und dem Letztern werden die Philosopheme des Verf. nicht viel helfen; gesetzt auch, er sollte sie für richtig anerkennen. Wenn durch dergleichen Schriften für die wirkliche Welt etwas verdienstliches geleistet werden soll, ist es überhaupt nicht genug, dass man die einzelnen Urrechte und die verschiedenen Majestätsrechte aufzählt, und über die Grenzen der Staatsbefugnisse und Staatspflichten in der Sprache der neuern philosophischen Schule im Allgemeinen declamirt; es ist nicht genug, dass man, um mit dem Verfasser S. 41 zu reden, sagt: „Wenn der Staat mit unabgewandtem Blick das durch „die Intelligenz beabsichtigte Reich des Rechtes immer mehr zu realisiren strebt, so wird derselbe „hierdurch nothwendig nicht nur die Ursache der in „der Sinnenwelt geltend gemachten Gerechtigkeit, „er wird vielmehr auch die Veranlassung und der „erste Urheber der immer steigenden Sittlichkeit im „Volke; er wird die Schule der Wissenschaften und „der bildenden Künste; er wird die Quelle, welche „Wahrheit und Licht verbreitet, und den mit diesen „Vortheilen verbundenen Wohlstand aller Bürger erzeugt, und unerschütterlich begründet. Diese Idee „auf den Staat angewandt, erscheint derselbe in dem „Glanze einer Gottheit, welche die Fulle alles Guten mit Allvaterhand über die Menschheit ausschuttet, sie *weise*, *gerecht* und *gut* zu seyn lehret, um „zunächst des hiezu antreibenden *absoluten* Zwecks, „dieselben im höchsten und vollständigsten Maase „*gluckselig* zu machen. Der Staat, sage ich, wird „*auf dem blosen Wege der Gerechtigkeit*, am zuverlässigsten, der alles beglückenden Sonne ähnlich, „Segen und Heil über alle seine Glieder ausspenden. „Er wird in seinen Gränzen der allgemeine Gegenstand der innigsten Verehrung und Liebe, und bey „seinen Nachbarn das grosse und würdige Ziel ihrer „Nacheiferung werden;" sondern die Hauptfrage bleibt immer: *Wie geschieht das?* Aber gerade über diese Frage gibt die Arbeit des Verf. wenig oder gar keine Auskunft. Und dennoch ist es vorzüglich dieser Punkt, uber den der praktische Staatsmann, der allein dergleichen schönklingenden Sentenzen durch ihre Anwendung Geist und Leben zu verschaffen vermag, nicht immer mit sich einig werden kann, und von dem Theoretiker, der ihm in die Hände arbeiten muss, Aufschluss verlangt und erwartet. — Rec. bekennt sich in der Hauptsache schon längst zu den von dem Verf. aufgestellten Grundsätzen; er hat sie wiederholt selbst vertheidiget; allein, als Geschäftsmann, weiss er es auch aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, sie zu realisiren. Er weiss es, dass durch blosse theoretische Untersuchungen, selbst wenn sie die Kritik ganz befriedigen, — was doch bey den von dem Verf. aufgestellten einzelnen Grundsätzen nicht immer der Fall ist, — für die gute Sache, für das wirkliche, nicht blos eingebildete, Wohl

Digitized by Google

der Menschheit und der Staaten noch nichts gewonnen ist; dass die Dinge in der wirklichen Welt ganz anders erscheinen, als auf der Studierstube; dass man dort oft auf unbesiegbare Hindernisse stösst, die man hier gar nicht ahndete; und dass überhaupt mit blossen abstracten Erörterungen, und allgemeinen theoretischen Raisonnements, über das, *wie es seyn sollte* und *seyn könnte*, noch nichts ausgerichtet ist, wenn man sich nicht an die Eigenheiten unserer wirklichen Welt, und den Geist der Zeit möglichst genau anschmiegt, diesen für sich zu gewinnen sucht, und dem praktischen Staatsmanne — für den ausserdem dergleichen Untersuchungen meist ein leeres Geschrey in der Wüste sind — auch das: *Wie geschieht das?* versinnlicht. Wenn der Verf. aber z. B. S. 51 sagt: „das höchste Kriterium aller Gesetzgebung im Staate „ist dieses: *Alles dasjenige, was ein Mittel zur Erreichung des höchsten Staatszwecks abgibt, ist Gesetz; „Alles dasjenige aber, welches weder den Staatszweck beeinträchtiget, noch demselben ersprieslich ist, liegt „ausserhalb der Grenze der Gesetzgebung,*" so möchte wohl selbst noch mancher Theoretiker, über den weiten unbestimmten Umfang, den der Verf. der Gesetzgebung bestimmt hat, den Kopf schütteln; denn hört wohl die gesetzgebende Gewalt nicht da auf thätig zu seyn, wo äusserer Zwang nicht rechtlich, nicht mehr möglich ist? und gibt es nicht eine Menge Mittel zur Realisirung des Staatszwecks, die ausserhalb der Sphäre des Zwangs, also ausserhalb der Sphäre der Gesetzgebung, liegen? und eben so möchten beyde, der Theoretiker und der praktische Staatsmann, gegen die Vermischung der Executiv- und Strafgewalt S. 64, so wie gegen die Ableitung des Strafrechts aus der Nothwehre S. 68, und mehrere andere Behauptungen, welche Rec. wegen Beschränktheit des Raums hier nicht bestimmt angeben kann, mancherley mit Recht einzuwenden haben, worauf dem Verf. befriedigende Antworten wohl schwer seyn möchten.

So viele Beweise sich für die Richtigkeit des oben aufgestellten Urtheils im erstern Hefte auffinden lassen, so finden sich doch im *zweyten* Hefte noch mehrere. Der Verf. zeigt zwar auch hier hie und da ganz richtige Ansichten von mehreren Punkten der Strafgesetzgebung, und insbesondere verdient das, was er z. B. über *Landesverweisungen* S. 24 f. über *Todesstrafen* S. 31 folg., insbesondere über *qualificirte Todesstrafen* S. 51 folg., über die *Unzulässigkeit jeder Gewalt gegen den leugnenden Verdächtigen, besonders der Tortur* S. 137 folg., und über die *Zulässigkeit der Begnadigungen* S. 153 folg., sagt, allerdings beherziget zu werden; ausserdem aber erfordern seine hier aufgestellten Grundsätze grösstentheils noch manche Berichtigungen. Wenn er z. B. bey der Lehre von der *Imputation* und den letzten Gründen derselben, S. 79, das Vermögen, sich frey von *aller physischen* Causalverbindung, nach den Resultaten seiner eigenen Reflexion in Hinsicht der Handlungsweise bestimmen zu können, zur Bedingung aller Zurechnung macht, so möchte man wohl mit Recht fragen können, ob je in einem wirklich gegebenen Falle einem Verbrecher seine gesetzwidrige Handlung mit vollkommenem Rechte zur Schuld zugerechnet werden kann? Wenigstens würden wohl alle Verbrecher, die ein, in ihrer körperlichen Constitution oder einer andern Eigenschaft der Art gegründeter, Hang zur Sinnlichkeit, zur Begehung eines Verbrechens bestimmte, unbestraft bleiben müssen. — Und wer weiss wohl, was *Suggestionen* sind, wenn der Verf. S. 119 sagt: „Man ver„steht unter diesem Ausdrucke einen jeden Akt, wel„cher in Gegenwart des Angeschuldigten vorgenom„men ward, und die subjective Voraussetzung des „Richters verräth, die dem Angeschuldigten entwe„der vortheilhaft oder nachtheilig seyn kann?" oder wenn er weiter sagt: „Das charakteristische Merk„mal der Suggestivfragen ist dieses, dass sie sich voll„ständig mit einem blossen *Ja* oder *Nein* beantwor„ten lassen?" — und dergleichen Beyspiele konnte Rec. noch mehrere aufführen. Eines seiner Hauptverdienste setzt übrigens der Vf. selbst in seiner Eintheilung der Gesetzgebung S. 3, in die Gesetzgebung zur *directen* Sicherstellung der Urrechte, und in die Gesetzgebung zur *indirecten* Sicherung jener Rechte durch Bestimmung der Rechtlichkeit der Erwerbsarten im Staate. Die erste nennt er die *Gesetzgebung der allgemeinen Polizey:* und sie zerfällt nach ihnen in die *Criminalgesetzgebung*, zur Sicherstellung gegen *wichtige* Angriffe widerrechtlicher Menschen, d. h. gegen solche Angriffe, die ein Urrecht in ihrer wesentlichen Eigenschaft verletzen, und die *Polizey im engern Sinne*, zur Verhütung von minder wichtigen Angriffen. Indessen, Rec. hält diese Eintheilung weder für die Wissenschaft noch für die Anwendung nützlich. Will überhaupt der Verf. durch die Fortsetzung seines begonnenen Werks, das in den drey nächstfolgenden Heften, die Metaphysik der *Polizey*, der *bürgerlichen Gesetzgebung*, und der *Staatsökonomie* enthalten soll, wahren Nutzen stiften, so bedarf es bey weitem mehr als solcher Distinctionen und philosophischer Phrasen; denn dadurch wird für die Wahrheit und die gute Sache nichts gewonnen, sondern ihr vielmehr empfindlich geschadet.

CHR. GESANGBÜCHER.

Hildburghäusisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht. Hildburghausen, bey Joh. Gottfr. Hanisch's Wittwe, (1807.) 8. 716 S.

Das Hildburghäusische Gesangbuch hat ganz eigene Schicksale gehabt. Schon der ehemalige Generalsup. *Basch* hatte ein Gesangbuch zusammengetragen, welches im J. 1755. in der Stadt Hildburghausen, und nur nach und nach durch die Bemühungen seines Nachfolgers, des Generalsup. *Kern*, in den Landgemeinden eingeführt wurde. Allein es erschien zu frühe, und war von einer solchen Beschaffenheit, dass es sich keine lange Dauer versprechen

Digitized by Google

konnte. Denn *Basch* hatte einen entschiedenen Hang zum Mysticismus, und sein Gesangbuch enthielt eine grosse Menge von Liedern, in welchen die Bilder von Lamm, Blut und Wunden, Braut und Bräutigam, Durchbruch etc. allzuhäufig vorkamen. Viele beklagten sich über die Unverständlichkeit der mystischen, spielenden und seltsamen Ausdrucke in den meisten neuen Liedern, so dass der damalige Stadtdiaconus *Fehmel* dadurch bewogen wurde, einen kleinen Commentar in einzelnen Noten, zur Aufklärung dunkler Stellen, fast unter jeden Vers zu setzen. Aber nachdem man sich mit diesem Gesangbuche 43 Jahre lang beholfen hatte, und indessen in den benachbarten Landen weit bessere Gesangbücher eingeführt worden waren, sehnte sich der wohldenkende Theil des Publikums desto mehr nach einer Verbesserung. Nach vielen Schwierigkeiten kam ein verbessertes Gesangbuch zu Stande, unter folgendem Titel: *Hildburghäusisches verbessertes Landesgesangbuch, nebst einem Anhang neuer Lieder. Auf höchsten landesherrlichen Befehl, herausgegeben von J. A. Gensler und G. G. Ernesti.* Hildburghausen, 1797. 8. 606 S. ohne die Vorrede und Register, nebst einem Anhange von 254 S. Zur Verbesserung der alten Kirchengesänge benutzte man, wie die Vorrede meldet, besonders die Koppischen, Erfurtischen, Altonaer, Anspachischen, Pappenheimer, Römhilder, Wiener, Leipziger, Koburgischen etc. Gesangbücher. Der Anhang von neuen Liedern ist aus dem Leipziger, Erfurter, Hildburghäusischen Hofgesangbuche, aus der Koppischen Sammlung, aus dem Gesangbuche für die Leipziger Freyschule zusammengesucht, und von dem Hofprediger Ernesti besorgt worden. Um die Einführung bey der damaligen drückenden Theurung zu erleichtern, sollten arme Familien *den Anhang* umsonst erhalten. Das war ganz gut. Aber nun beging man einen Fehler, wodurch das *verbesserte* Gesangbuch unbrauchbar gemacht wurde. Die Armen sollten nemlich ihr altes Gesangbuch beybehalten, und man glaubte, sie würden aus demselben ohne alle Störung der Andacht ihrer wohlhabendern Mitchristen, die das verbesserte Gesangbuch selbst sich anschaffen könnten, mitsingen können, weil man bey den Veränderungen der Lieder mit möglichster Sorgfalt darauf gesehen hatte, dass fast durchgängig die *Reime* beybehalten wurden, so dass sie in beyden Gesangbüchern zusammenpassten. Man glaubte durch die Abweichung einiger Worte in den Verszeilen werde keine merkliche Dissonanz, und folglich auch keine Hinderung der Andacht entstehen. Aber der Erfolg lehrte, dass man sich hierinnen sehr geirrt hatte; denn die Dissonanzen waren zu auffallend, als dass die Andacht nicht hätte gestört werden mussen. Wahrscheinlich waren auch Manche unzufrieden, dass so viele, keiner Verbesserung fähige Lieder aus dem *Baschischen* Gesangbuche beybehalten worden waren, und nun sahe man sich nach zehn Jahren genöthiget, auf eine neue Verbesserung zu denken. So entstand das Gesangbuch, dessen Titel wir oben angezeigt haben.

Diese neue Sammlung religiöser Gesänge hat nach des Rec. Einsicht grosse Vorzüge vor vielen andern, die in neuern Zeiten zum Vorschein gekommen sind, und wird hoffentlich auf eine lange Reihe von Jahren brauchbar seyn. Bey dem Exemplar, welches Rec. in Händen hat, ist keine Vorrede befindlich, und dem Vernehmen nach fehlt sie bey allen Exemplaren. *) Der Redacteur (kein Geistlicher), der von dem alles Gute befördernden Herzog autorisirt und aufgefordert worden, die Besorgung zu übernehmen, soll die von ihm verfertigte Vorrede selbst weggelassen haben, weil die Censur einige Stellen in derselben wegstreichen wollte, welches er aber nicht zugeben wollte. Er liess sie daher besonders abdrucken, und Rec., der durch die Gefälligkeit eines Freundes ein Exemplar bekommen hat, findet darin sogar nichts Verfängliches, dass er nicht errathen kann, warum die Censur Bedenken getragen hat, sie dem Gesangbuche in dieser Form vordrucken zu lassen; es ist wenigstens der Sammlung von 1797 und der Ursachen, warum sie nicht beybehalten worden ist, mit keiner Sylbe gedacht. Wahrscheinlich waren den Censoren einige Stellen, welche sich auf persönliche Verhältnisse des Verfassers beziehen, anstössig; wovon aber Rec. nicht urtheilen kann. Was nun diese Sammlung religiöser Gesänge selbst betrifft, so sollte dieselbe nach dem Willen des Herzogs mehr, als Zusammentrag aus andern Gesangbüchern seyn; sie sollte durch Verbesserung alter und neuer Lieder, die nach den Fortschritten der Aufklärung und der geistlichen Dichtkunst einer Nachhulfe bedurften, und durch Einschaltung neuer, über noch nicht, oder noch zu wenig bearbeitete Gegenstände, ihren eignen Werth erhalten. Da der dem Redacteur mitgetheilte, von mehrern aufgeklärten Theologen geprüfte Plan auf ein *vollständiges* Landesgesangbuch für die *kirchliche* und *häusliche* Andacht berechnet war; so hatte er für Gemeinden, bey welchen die religiösen Bedürfnisse sehr verschieden sind, für eine Hofgemeinde, für städtische Gemeinden und für die auf dem Lande zu sorgen, und daher nützte er, um für keine einen Mangel eintreten zu lassen, eine Menge der besten ältern und neuern Liedersammlungen. Es wurden auch von einigen geschickten Männern mehrere neue Lieder, und von Andern gedruckte Liedersammlungen und Bemerkungen, auf welche Gesänge bey der veranstalteten Sammlung vorzuglich Bedacht zu nehmen seyn möchte, eingesendet. Für die Aufnahme der hier und da eingestreuten Gesänge, die vielleicht in einzelnen Stellen nicht für Alle gleich fasslich seyn dürften, entschied, wie der Verf. in der Vorrede sagt, die Bestimmung der Sammlung, nach welcher auch die, auf einer höhern Stufe der Cultur stehende, Classe sich daraus erbauen, auch der Gebildete, Denkende, und wer die höhere Poesie liebt, sein Lied zur Privatandacht darin finden soll. Daher sind Gesänge von Cramer, Klopstock und andern

*) Unserm Exemplar war die Vorrede besonders beygelegt. D. Red.

Digitized by Google

geistreichen Dichtern mehrentheils unverändert aufgenommen worden. Uebrigens, damit wir nur noch dieses Einzige hinzusetzen, versichert der Verfasser, er habe auch auf den musikalischen Theil dieser Liedersammlung die nöthige Rücksicht genommen. Er habe nemlich für jedes Lied die Melodie nach dessen Inhalt und Charakter, so viel möglich, gewählt, auch zu verschiedenen neue gefertiget, und diess habe die Umanderung manches Liedes, so wie manches neue veranlasst, um vorzuglich gute und bekannte Melodieen vom Untergange zu retten, und er hofft, dass die Einführung neuer Melodieen keine bedeutenden Schwierigkeiten finden werde, weil in den Hildburghausischen Landen jede Kirchgemeinde ihr Singechor habe, weil jeder Schulmeister, so wie jeder Cantor, die Geschicklichkeit besitzen musse, eine Kirchenmusik aufzuführen. — Mehr von diesem Gesangbuche zu sagen, verbietet der Raum. Rec. kann wenigstens nach seiner subjectiven Ueberzeugung versichern, dass durch dasselbe für die Erbauung reichlich gesorgt worden ist. So findet man hier z. B. 56 meistens vorzüglich gute Passionslieder; und so sind auch andere Rubriken mit guten Gesängen reichlich ausgestattet. Da die Gemeinden, wie in der Vorrede versichert wird, auf die Veranstaltung dieses Gesangbuches schon vorbereitet waren, und seiner Erscheinung mit Verlangen entgegengesehen haben, so wird die Einführung desselben keine Schwierigkeiten finden. Ueberhaupt aber verdient diese schöne Sammlung allen Liebhabern guter, religiöser Gesänge empfohlen zu werden.

ENGLISCHE SPRACHE.

Nr. 1. *Gründliche Unterweisung in der englischen Sprache*, oder Darstellung aller Regeln der engl. Sprache, erläutert durch deutliche vom Leichten zum Schwerern aufsteigende Beyspiele. Verfasst von *Friedr. Wilh. Haussner.* Leipzig, b. Gerhard Fleischer d. jüngern. 1805. 8. CXVIII. und 399 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Nr. 2. *Uebungsstunden in der englischen Sprache*, oder Sammlung auserlesener engl. Aufsätze, Geschichtchen und Anekdoten (,) zum Uebersetzen ins Deutsche (,) mit beygefügten Erklärungswörtern. Herausgeg. von *Friedr. Wilh. Haussner.* Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. jüng. 1806. 8. VIII. und 334 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Nr. 1. zufolge der Vorrede, die Frucht eines zehnjährigen Unterrichts, zeichnet sich unter der Menge englischer Sprachlehren sehr vortheilhaft aus, und verdient vorzüglich denjenigen empfohlen zu werden, die nicht bloss wünschen, einen englischen Roman verstehen zu können, sondern denen es um eine gründliche Kenntniss der Sprache zu thun ist, und welche die Fertigkeit sie richtig zu schreiben und zu sprechen sich erwerben wollen. Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste die Regeln der Aussprache, die Declinationen und Conjugationen, nebst den Partikeln, und die zweyte die syntaktischen Regeln begreift. Mit vielem Fleisse sind die Regeln der Aussprache bearbeitet. Der Verf. zählt 28 verschiedene Klänge der englischen Vocale, eine Eintheilung, die sehr geschickt ist, dem Lernenden die richtige Aussprache zu erleichtern, wenn er besonders vorher diese verschiedenen Töne aus dem Munde des Lehrers gehört hat. Wir vermissen indessen darunter den Klang, den das o in order u. a. dergl. Worten hat, ein Klang, der nothwendig mit zu den Haupttönen des Englischen o gehört. Bey den irregulären Zeitwörtern wäre es vielleicht zweckmässiger gewesen, sie in gewisse Classen zu theilen, als sie alle ohne Unterschied nach einander in einer alphabetischen Reihe folgen zu lassen. Der ersten Abtheilung sind englische Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Deutsche beygefügt, wovon der grösste Theil in Reden aus dem Sallustius und Curtius ausgezogen besteht, wofür uns gleichwohl eine Auswahl kleiner Geschichten oder Gespräche passender dünken, da jene Reden, aus dem Zusammenhange der Geschichte gerissen, für manchen Schüler kein sonderliches Interesse haben dürften. — Der mit grossem Fleisse bearbeitete syntaktische Theil enthält auf 374 Seiten 879 durch Nummern am Rande bezeichnete Regeln, jede durch verschiedene Beyspiele erläutert. Vorzüglich ausführlich und zweckmässig sind die Regeln über den Gebrauch der Zeitwörter, über die den Engländern so sehr gewöhnliche Participial-Construction, und über den Gebrauch der Präpositionen. In alphabetischer Ordnung werden zuerst die englischen Präpositionen aufgestellt, und ihre verschiedenen Bedeutungen angegeben, dann folgen ebenfalls in alphabetischer Ordnung die deutschen Präpositionen, wobey gezeigt wird, wie man sie nach ihren mannichfachen Bedeutungen im Englischen ausdrücken müsse. Eine sehr zweckmässige Einrichtung, welche den Lernenden es sehr erleichtert, sich richtig im Englischen auszudrücken, und Germanismen zu vermeiden. Bey aller Gerechtigkeit indessen, die wir dem Fleisse des Verf. in diesem syntaktischen Theile wiederfahren lassen, müssen wir doch gestehen, dass zuweilen die Zahl der Regeln zu sehr vergrössert ist, und manche derselben auf allgemeinere Grundsätze zurückgeführt, statt mehrerer einzelner besondern Regeln gedient haben würde. Wir könnten leicht hierzu mehrere Belege liefern, wenn wir nicht fürchten müssten, diese Recension dadurch über die Gebühr auszudehnen. Nur ein einziges Beyspiel: S. 109 wird gesagt, can drückt eine physische Möglichkeit etwas zu thun aus, und dann S. 110 can wird auch von Geistesfähigkeiten gebraucht. Diese zwey Regeln konnten füglich in einer vereinigt, also ausgedruckt seyn: can bezeichnet die Fähigkeit, das Vermögen etwas thun zu können. — Eine kleine Sammlung von 25 Aufgaben, welche vom Leichten zum Schwerern fortschreiten, zum Uebersetzen ins Englische. Zahlen, welche auf die verschiedenen syntaktischen Regeln hinweisen, die man

Digitized by Google

beym Uebersetzen dieser oder jener Redensart zu beobachten hat, führen den Lernenden auf jene Regeln zurück, die durch diese Uebung seinem Gedächtnisse allmälig sich einprägen werden. Diese Einrichtung verdient unstreitig den Vorzug vor der Meidingerschen, wo die syntaktischen Regeln den Regeln der Declinationen und Conjugationen beygefügt, und mit Aufgaben untermischt sind, wo man dann, wenn man irgend eine Regel nachschlagen will, lange darnach vergebens sucht.

Nr. 2. ist ein Lesebuch, das nach des Verf. Absicht zur Erlernung der englischen Sprache, und zugleich zur Unterhaltung, Belehrung und moralischen Bildung dienen soll, und zur Erreichung dieser Absichten sehr zweckmässig eingerichtet ist. Es enthält eine Sammlung kleiner Geschichten, Anekdoten, historischer Züge, Merkwürdigkeiten aus Reisebeschreibungen, Fabeln, Reden berühmter Griechen und Römer, einige Gespräche, kleine Abhandlungen u. s. w. auch einige Epigramme, von welchen letztern indessen mehrere keinen vorzüglichen Werth haben. Alles ist so geordnet, dass mannichfaltige Abwechselung dem Leser eine angenehme Unterhaltung gewährt, auf Ernstes folgt immer wieder irgend eine komische Anekdote, um nicht durch ununterbrochen fortgehende ernste Gegenstände die Geduld des Lernenden zu ermüden. Von Seiten der Sprache verdient dieses Lesebuch vorzüglich empfohlen zu werden, und gewiss wird derjenige, der es gebraucht, um die englische Sprache daraus zu erlernen, schnellere Fortschritte darin machen, als es bey vielen andern Uebungsbüchern dieser Art der Fall seyn wird, da er, bey der grossen Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht nur eine grosse Anzahl Wörter, sondern auch eine Menge echt englischer Wendungen daraus lernen kann. Die schwerern — oft auch die leichten — Worte und Redensarten sind durch wohlgewählte deutsche Ausdrucke unter dem Text erklärt. Wir würden indessen lieber dem Buche ein alphabetisches Register der darin vorkommenden Wörter mit ihren Erklärungen beygefügt, und nur da durch Anmerkungen den Text erläutert haben, wo besonders schwere Redensarten den Lehrling in Verlegenheit setzen könnten. Auch würde eine Nachweisung auf die Regeln der Sprachlehre durch beygesetzte Zahlen unstreitig von grossem Nutzen gewesen seyn.

Abdrücke der Classiker.

Eutropii Breviarium Historiae Romanae. Accedit vita Ciceronis a Badeno conscripta. Darmstadt und Giessen, b. Heyer. 1807. 8. VI. u. 120 S. (8 gr.)

Der ungenannte Herausgeber fand in den Händen seiner Schüler, mit denen er den Eutr. las, die verschiedenartigsten und oft schlechtesten Ausgaben, die den Unterricht störten, und sah sich genöthigt, Stücke des Textes ihrer Unsittlichkeit oder des für die Jugend nicht passenden Inhalts wegen zu überschlagen. Deswegen veranstaltete er diese Ausgabe, in welcher der Text nach den besten Ausgaben höchst correct abgedruckt, und alles, was das sittliche Gefühl auch nur von fern beleidigt, weggelassen ist. Das alles sagt der Herausg. in der *deutschen* Vorrede zu dieser castrirten Ausgabe, und seine Schüler sollten nun nicht gereizt werden, Ausgaben zu erhalten, wo sie die weggelassenen Stellen finden? Des sel. Baden Vita Cicer. nennt er eine „in ächt classischem Latein geschriebene" Biographie. Das ist sie zwar nicht durchaus, nicht einmal von allen gemeinen Fehlern frey, aber allerdings ein brauchbarer Anhang zum Eutrop.

1. *Phaedri* Augusti Liberti *Fabulae Aesopiae.* Accedit Appendix Fabularum a recentioribus Apologorum autoribus compositarum. Darmstadt und Giessen, b. Heyer. 1807. 144 S. ohne Vorr. u. Inhaltsanz. (9 gr.)

2. *Phaedri fabularum Aesopiarum Libri quinque.* Quibus accedunt Fabulae XXXIV. In usum scholarum adornavit, notulisque ingenio acuendo inservientibus instruxit *Euchar. Ferd. Christi. Oertelius*, Philos. D. et Gymn. Anspac. Collega. Ansbach, bey Gassert. 1807. 8. VIII. u. 86 S. (4 gr.)

Nr. 1. ist von dem Herausgeber des Eutr. nach denselben Gründen und Absichten bearbeitet. Alle anstössige Fabeln und die Prologen und Epilogen sind weggelassen; dagegen hat der Herausgeber unter die Ueberschrift jeder Fabel eine passende Sentenz gesetzt, eine bedeutende Zahl schöner Fabeln neuerer latein. Fabeldichtet angehängt, durch fünfmalige Correctur für Reinheit des Drucks gesorgt. Eine gewiss sehr zweckmässig angewandte Bemühung.

Der Herausgeber von Nr. 2. bemerkt ebenfalls, dass die grosse Uncorrectheit der bisherigen Handausgaben des Phaedr., auch der neuesten Bellermann. (deren Druckfehler er anzeigt) ihn zur Besorgung eines correcten Abdrucks veranlasst habe, wobey auch die Prologi, Epilogi, und einige verstümmelte und anstössige Fabeln weggeblieben sind. Doch hat diese Ausgabe noch zweyerley Eigenthümliches: 1. hat Hr. O. die Lesarten in einigen Fabeln des Phaedr. sowohl als besonders im Anhange nach eigner Einsicht verbessert (so ist V, 7, 25. gedruckt: Chorus reducto tunc ut notum canticum Imposuit —); 2. in Noten deutsche Worte mit einzelnen Buchstaben, Fragen über die Prosodie einzelner Worte, ihren Unterschied von andern u. s. f. angedeutet, um das Nachdenken der Schüler zu wecken. Auch durch grosse Wohlfeilheit empfiehlt sich diese Ausgabe.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

140. *Stück, den 6. November* 1807.

ANATOMIE.

Chirurgisch-anatomische Abbildungen für Aerzte und Wundärzte, von *Joh. Chr. Rosenmüller*, ord. Prof. der Anat. und Chir. in Leipzig. Weimar, im Landes-Industrie-Compt. 1805. Fol. Fasc. I. VI. u. 18 S. Mit 5 ausgeführten und 5 Linear-Kupfertafeln. Fasc. II. 1806. S. 19—41. Mit 5 ausgeführten und zum Theil colorirt. Tafeln. Fasc. III. oder zweyten Theils erster Heft. 1806. VI. u. 14 S. Mit 5 ausgeführten und zum Theil color. Tafeln. Fasc. IV. oder 3. B. 1. H. 1807. VI. u. 41 S. (11 Thlr.)

Auch mit folgendem lateinischen Titel:

Icones chirurgico-anatomicae in usum medicorum et chirurgorum. Edidit *J. Ch. R.* etc. etc.

Wer Leipzig, als Universität, mit einem vorurtheilsfreyen Blicke betrachtet, der wird, ohne sich von der Vorliebe für diejenige Universität, auf welcher er seine gelehrte Bildung erhalten hat, zu einem ungerechten Urtheile über die hiesige verleiten zu lassen, offenherzig gestehen müssen, dass unsre Universität mit kleinen Hülfsmitteln weit mehr für die Wissenschaften geleistet hat, als sehr viele andere, nicht wenig gepriesene, und mit sehr grosser Unterstützung versehene Universitäten geleistet haben und noch leisten. Aus der grossen Menge von Belegen zu dieser Behauptung, welche Rec. zu Gebote stehen, hat er das anzuzeigende anatomische Werk vorzüglich deshalb ausgehoben, weil es einen so einleuchtenden Beweis für die obige Behauptung abgibt. Das hiesige anatomische Theater besteht, ausser dem aus Bretern leicht zusammen geschlagenen und im harten Winter unbrauchbaren Amphitheater, aus einer 16½ Ellen langen, 5½ Ellen breiten und 5½ Ellen hohen Stube, welche im Winter zum Auditorium, zum Präparirzimmer, zum Trocknen verschiedener Präparate und überfirnisster Gestelle u. s. w. dient, und noch aus einigen feuchten Kammern zum Aufheben der anatomischen Präparate. Keine Todtenkammer, kein Zimmer für den Professor der Anatomie, wo er etwa für sich arbeiten, feinere anatomische Präparate verfertigen und Zeichnungen von wichtigen anatomischen Gegenständen entwerfen könnte, kein fliessendes Wasser zur Reinigung der Därme, zum Einweichen der Knochen u. s. w. So ist das anatomische Local hier beschaffen, und dennoch wurden durch *diese* Anstalt für die Anatomie und auf *diesem* Locale anatomische Werke von grosser Wichtigkeit veranlasst und ausgearbeitet. Hier haben *Werneri* et *Felleri* vasor. lacteor. et lymphat. descript; *Haase* de vasis cutis et intestinor. absorbentibus; *Fischeri* descriptio nervor. lumbal. sacral. et extrem. infer.; *Rosenmüllers* völlige Umarbeitung von Monro's Beschreibung der Schleimsäcke etc. etc. ihr Daseyn erhalten, ohne noch die zahlreichen Dissertationen zu erwähnen, welche von Kennern fleissig gesucht werden und daher nicht ohne Werth seyn können. Es gehört in der That ein hoher Grad von Enthusiasmus für die Wissenschaft dazu, wenn man, seine Gesundheit nicht achtend, welche bey diesem Locale, das mit thierischen Ausdünstungen aller Art angefüllt seyn muss, nicht geschont werden kann, so herrliche Früchte des ausdaurendesten Fleisses erzeugen soll. Ein solcher Enthusiasmus des Lehrers muss auch auf die Zuhörer nothwendig übergehen, welches man auch aus der grossen Anzahl theils der den anatomischen Vorlesungen beywohnenden, theils die Anatomie praktisch treibenden Mediciner mit Freuden wahrnimmt. — Rec. findet sich als hiesiger akademischer Lehrer gerade jetzt gedrungen, ein Wort dieser Art zum Lobe Leipzigs zu sagen, über dessen Universität und ihre Nutzbarkeit seit einiger Zeit nahe und fern so manches ohne gehörige Kenntniss abgefasste und unbillige Urtheil gefällt worden ist. — —

Der Hr. Verf. vorliegenden Werks, das uns zu dieser Herzenserleichterung veranlasst hat, hat völlig Recht, wenn er glaubt, dass, so gross auch die Anzahl der anatomischen Abbildungen immer seyn möge, dennoch seine Arbeit darum nicht überflüssig sey: denn besonders für den praktischen Arzt und Wundarzt haben jene Darstellungen der Theile des

Digitized by Google

menschlichen Körpers um deswillen weniger Werth, weil die Theile zu sehr vereinzelt, und ausser ihrem natürlichen Zusammenhange mit den benachbarten abgebildet werden. Der Weg, welchen Pet. *Camper* in seinen vortreflichen Demonstrationibus anatomico-pathologicis eingeschlagen ist, blieb nach ihm fast unbetreten, und Rec. freut sich, um so mehr, dass Hr. Dr. *R.* ihn wieder mit glücklichem Erfolge einschlägt, je ernsthafter er sich ehedem mit der Ausführung eines ähnlichen Gedankens beschäftiget hat.

Hr. Dr. *R.* wird jedem der drey Haupttheile des menschlichen Körpers einen besondern Abschnitt oder Theil seines Werks widmen, deren jeder aus verschiedenen Heften bestehen wird. Der erste Theil ist dem Kopfe und Halse, der zweyte der Brust und den obern Extremitäten, der dritte dem Unterleibe und den untern Extremitäten bestimmt. Von allen drey Theilen sind nur einige Hefte erschienen, ungeachtet die Zeichnungen zu mehrern sich schon in den Händen des Verlegers befinden.

Des *ersten Bandes erster Heft* enthält 1. eine vortreffliche und sehr lehrreiche Darstellung von der Rachenhöhle und den mit ihr in Verbindung stehenden Nebenhöhlen und Seitengängen, wodurch besonders die Verbreitung der innern Rachenhaut und ihre mannigfaltigen Fortsätze mit einem Blicke übersehen werden können. Die Wichtigkeit der Kenntniss dieser Haut für den praktischen Arzt ist durch *Bichat's* vortreffliches Werk über die Schleimhäute hinlänglich dargethan. Verbindet man mit dem Ueberblicke auf diese allgemeine Verbreitung der Schleimhaut noch eine Uebersicht von der Verzweigung der Nerven, Blut- und Lymphgefässe in dieser Haut und ihren Fortsetzungen, so wird man viele Erscheinungen des kranken Organismus zu erklären im Stande seyn. Man wird einsehen, dass durch das Leiden eines mit dieser Haut in Berührung stehenden Organs ein anderes in Mitleidenschaft gezogen, und dass diese Mitleidenschaft bey der Anwendung der Heilmittel noch sehr benutzt werden könne. Auch die Betrachtung der musculösen Structur des Rachens, der zu beyden Seiten liegenden Kopfschlagadern und Halsvenen, des sympathischen, des Stimm-, des Bei-Schlundmuskel- u. Zungenschlundnerven macht diesen Theil wichtig, und folglich eine genaue anatomische Darstellung desselben, im Zusammenhange mit den genannten Theilen interessant für den praktischen Arzt und Wundarzt. — Das hier abgebildete Präparat ist auf folgende Weise entstanden. Nachdem auf die gewöhnliche Art durch Wegnahme der Schädeldecke das Gehirn weggeschaft worden war, wurden die Nackenmuskeln mit den Halswirbeln entfernt, und nur der Rachen mit dem Kehlkopfe, einem Theile des Schlundes und der Luftröhre, den grössern Gefässen und Nerven und alle zur Mundhöhle gehörigen Theile unverletzt zurück gelassen. Dadurch ist die ganze hintere Wand des Rachens so blos gelegt, wie es bey Untersuchung seiner Muskeln zu geschehen pflegt. Die hintere Wand des Rachens wurde durch einen senkrechten Schnitt vom Grundbeine an bis zum Schlunde hin in der Mitte getheilt, und damit die beyden Hälften bequem auf die Seite umgeschlagen und zurückgelegt werden konnten, musste auch noch nach oben auf jeder Seite die Befestigung des hintern Umfanges des Rachens an die Grundfläche des Schädels getrennt werden. Man übersieht also auf einen Blick die hintern Nasenöffnungen, die Gegend der Mündungen der Eustachischen Röhren, den Gaumenvorhang und das Zäpfchen, die Mandeln, den Ausgang der Mundhöhle in den Rachen, die Zungenwurzel, den Kehldeckel, die Stimmritze, und den Fortgang des Rachens in den Schlund.

2. Ein senkrechter Schnitt, welcher dicht hinter dem Hahnenkamm des Siebbeines seinen Anfang nahm, und vor dem hintern Backzahne des Oberkiefers endigte. Dadurch wurde nun ein vorderes und ein hinteres Stück erhalten, an welchem letztern der Unterkiefer und ein Theil der Backen unverletzt gelassen wurde. Die Gesichts- nebst dem obern und untern Kaumuskel waren schon vorher, der bessern Leitung des Schnittes wegen, hinweggenommen. Dieser Schnitt legte, ausser seiner eigentlichen Bestimmung, auch die Augenhöhlen, die Siebbeinzellen, die Nasenmuscheln, die Nasengänge und die Höhlen des Oberkiefers, nebst den Kiefergelenken, blos. Daher bey der Behandlung der Nasenpolypen, der Vereiterung in den Nasenhöhlen, der Einspritzungen durch die Nasen- und Mundhöhle, wegen der Krankheiten des Thränensackes und Thränenkanals, des Gaumens und der Mandeln, des Rachens und der Ausziehung fremder Körper aus dem Schlunde, der Verrenkung der untern Kinnlade u. s. f. die Betrachtung der beyden hier abgebildeten Segmente von Nutzen seyn kann.

3. Noch ein senkrechter Schnitt des Kopfes, dessen Richtung von vorn nach hinten, dicht an der Nasenscheidewand vorbey, geht. Diese Abbildung zeigt die Hälfte, an welcher die Scheidewand zurückgeblieben ist, und ist von unbezweifeltem Nutzen, um die Richtung anzudeuten, welche man den Instrumenten bey Einspritzungen in die Eustachische Röhre, oder zur Herausziehung fremder Körper aus der Speiseröhre zu geben hat.

4. Der nemliche Durchschnitt, mit dem einzigen Unterschiede, dass hier durch einen mit dem vorigen parallel laufenden Schnitt die Scheidewand der Nase weggenommen und die untere Kinnlade weiter herab gezogen, folglich der Mund weiter geöffnet, endlich die oberflächlichen Hals- und die Nackenmuskeln ganz hinweggenommen worden sind.

5. Eben der auf der vorigen Tafel abgebildete Durchschnitt. Die Schleimhaut der Nase, des Mundes und des Rachens ist weggenommen. Diese Tafeln zusammen genommen dienen einander vortrefflich zur Erläuterung, und sind bey Krankheiten der Nasenhöhlen mit Vereiterung in den Seitenhöhlen oder Knochenfrass von vorzüglicher Nutzlichkeit.

Der *zweyte Heft* des ersten Theils enthält fünf Darstellungen der am Kopfe und dem Halse befindlichen Theile, welche nicht aus ihrem Zusammen-

Digitized by Google

hänge mit andern gerissen sind, wie es *Albin* bey der Abbildung der Kopf- und Halsmuskeln, *Sömmerring* bey den Sinneswerkzeugen und andre grosse Anatomiker bey der sonst so trefflichen Darstellung anderer in diesen Gegenden des menschlichen Körpers liegender Organe gethan haben. Herr R., welcher mit Recht glaubte, dass die Betrachtung der Vereinigung aller dieser Theile zu einem zusammenhängenden Ganzen für den Praktiker von äusserster Wichtigkeit sey, befreyete die Muskeln, Drüsen, Nerven, Gefässe und andere Theile am Kopfe und Halse blos vom Fette und Zellgewebe, und zeichnete sie in ihrer Verbindung und natürlichen Lage. Nachdem er die oberflächlich gelegenen Theile auf diese Weise dargestellt hatte, nahm er sie weg, und zeichnete die zunächst gelegenen, und so immer fort, bis er in fünf Abbildungen fünf Lagen von Theilen, welche sich über oder unter einander befinden, dargestellt hatte. Rec. glaubt es gar wohl, dass eine solche Arbeit mit manchen Schwierigkeiten verknüpft seyn musste, und freut sich um desto mehr, dass der Verf. sie zum Theil glücklich gehoben hat, ungeachtet er klagt, dass glückliche Gelegenheit, und sorgenfreye Ruhe, sie zu benutzen, ihm dabey nicht zu statten gekommen sey.

1. Eine Profilzeichnung des Kopfes und Halses, so wie alles, nach Entfernung der Haut und des Zellgewebes, sich dem Auge darbietet. Der Verf. glaubt bey seinen Abbildungen die Wundärzte immer auf die Lage, Form und den Bau der grössern Vertiefungen aufmerksam machen zu müssen, welche, mit Fett ausgepolstert, Gefässen und Nerven einen sichern Aufenthalt gewähren. Am Kopfe, nicht weit vom Mundwinkel, befindet sich eine solche Grube, in welcher die Gesichtsvene, beträchtliche Zweige der Gesichtsschlagader, der Gang der Ohrspeicheldrüse, Zweige der Gesichts- und der Unteraugenhöhlen-Nerven mit häufigem Fette umgeben liegen. Diese Höhle, welche von dem grossen Jochmuskel nach oben, von dem Niederzieher des Mundwinkels nach vorn und von dem vordern Rande des Kaumuskels nach hinten gebildet und unten zum Theil von dem Beckenmuskel begränzt wird, erstreckt sich auf- und vorwärts zwischen der Gesichtsfläche des Oberkiefers und den Muskeln, welche zur Oberlippe und zu dem Mundwinkel gehören, bis zur Nase und zum innern Augenwinkel hin: nach hinten erweitert sie sich in eine tiefe Höhle, welche sich zwischen dem Kaumuskel und dem Aste der untern Kinnlade, und zwischen dem Beckenmuskel und der Gesichtsfläche des Oberkiefers zu dem Raume unter dem Jochbogen in die Schläfengrube aufwärts ausdehnt, und nach unten und hinten mit einer grossen Vertiefung hinter dem Kinnbackengelenke verbindet. Die Kenntniss dieser Höhle muss für den Wundarzt bey Vereiterung der in ihrer Nachbarschaft gelegenen Muskeln von grosser Wichtigkeit seyn, um Sinus zu verhüten, oder wenn sie sich durch vorausgegangene ungeschickte Behandlung schon gebildet haben sollten, durch schickliche Gegenöffnung u. s. w. ihren nachtheiligen Folgen vorzubeugen und ihre Heilung zu bewerkstelligen.

2. Die nämliche Lage des Kopfes und Halses, nachdem mehrere Muskeln und Hautnerven, so wie die Hautzweige der Schläfen- u. Hinterhauptsgefässe entfernt sind. Hier scheidet am Halse der Kopfnicker zwey grosse dreyeckige Gruben von einander. Die obere und vordere ist mit ihrem spitzigern und flächern Ende abwärts, die untere und hintere mit ihrem gleichfalls spitzigern und flächern Ende aufwärts gerichtet. In der obern liegen die Kinnbackendrüse, die Stämme der zum Kopfe gehenden Gefässe und ausser den grössern Nerven am Halse diejenigen Zweige, welche zur Zunge, dem Kehlkopfe, dem Rachen, dem Schlunde und der Luftröhre gehören. In der untern und grössern, welche sich bis zur Brust- und Achselhöhle erstreckt, liegen die grössern Gefässe, deren Zweige für den Hals, den Kopf und die obern Gliedmassen bestimmt sind, die sämmtlichen Halsnerven, und das Geflecht derselben, aus welchem die obern Gliedmassen ihre Nerven bekommen, eine Menge Lymphdrüsen und bis beynahe an ihren untern Rand erstreckt sich die stumpfe Spitze der Lunge, wenn sie vollkommen ausgedehnt ist.

3. Immer noch die vorige Lage; nur sind noch mehrere Muskeln, nebst der Ohrspeichel- und der Kinnbacken-Drüse, weggenommen. Bey den zum Gesichtsorgane gehörigen Theilen ist vorzüglich auf die Lage des Thränensacks und der untern Thränendrüsen, desgleichen auf das Verhältniss der Gefässe und Nerven des Gesichts Rücksicht genommen worden.

4. Hier ist zwar noch fortdauernd die vorige Lage des Kopfes und Halses gezeichnet: aber die Flechsenhaube des Schädels, der Kaumuskel und der grösste Theil der am Kopfe befindlichen Nerven und Gefässe ist entfernt. Am Halse ist die innere Drosselvene und der zweybäuchige Kiefermuskel, so wie der Kappenmuskel weggenommen. Auf dieser Tafel ist auch bey *a* ein neuer Muskel des Thränensackes abgebildet worden, welcher von dem Thränenbeine entspringt, den Thränensack von innen umfasst, und sich an dem mit den Augenliederknorpeln in Verbindung stehenden Theile dieses Sacks endigt. Einige zarte Fasern dieses Muskels lassen sich bisweilen bis zu den Thränenröhrchen verfolgen. Der wahrscheinliche Nutzen dieses Muskels besteht darin, dass er den Thränensack zusammendruckt und überhaupt den innern Augenwinkel einwärts zieht.

5. Um endlich den Rachen mit dem Kehlkopfe, der Luftröhre und dem Schlunde im Verhältniss zu den übrigen Theilen nach ihrem ganzen Umfange am Halse darzustellen, musste nun der Kopf gegen die rechte Seite hin gebogen und die grossen Gefässe am Halse völlig entfernt werden. So sieht man etwas von der Vertiefung hinter dem Aste der Kinnlade, zwischen dem innern Flügelmuskel, dem Zitzenfortsatze und den ersten Halswirbelbeinen, in deren Grunde der obere Theil des Rachens liegt und

Digitized by Google

in welcher die wichtigsten Nerven am Halse einander nahe sind.

Diesen zehn Tafeln werden noch mehrere folgen, welche verschiedene Ansichten des Kopfs und Halses von vorn und hinten, so wie einige Segmente, welche bey den an einigen Sinneswerkzeugen vorzunehmenden Operationen von Wichtigkeit sind, enthalten sollen. In dem *ersten Hefte* des *zweyten Theils* werden solche Darstellungen mitgetheilt, welche gleichsam den Uebergang von dem Halse zu der Brust ausmachen, und in auf einander folgenden Lagen die zu dem Achselgelenke gehörigen Theile abbilden. Es ist gar keine Frage, dass diese Abbildungen für den Wundarzt von der grössten Wichtigkeit und Nützlichkeit seyn müssen, da er oft Verrenkungen und Brüche des Oberarmknochens zu heilen und Ausrottung der Achseldrüsen, Unterbindung der innern Brustschlagader, Ablösung des Oberarms u. s. f. zu unternehmen hat.

1. 2. geben die Ansicht der Brusthöhle von oben, wie sie möglich ist, nachdem der Hals von dem Rumpfe zwischen dem vierten und fünften Halswirbelbeine getrennt worden ist. Die Muskeln am vordern Theile des Halses, welche den Kehlkopf und die Luftröhre bedecken, sind sämmtlich über die Brust zurückgeschlagen worden. Auf diese Weise liegt der ganze obere Umfang der Brusthöhle und der obere Theil der Schulter vor Augen. Auf 2. sind die vorhin über die Brust zurückgelegten Muskeln ganz weggenommen, die vordern Rippenhalter (scaleni antici) an ihren obern Enden abgetrennt und zurückgeschlagen, endlich sämmtliche Venen an dem vordern Theile des Halses losgetrennt und über die Schlüsselbeine zurückgelegt worden. Diese zwey Tafeln sind auch für den gerichtlichen Arzt sehr wichtig; denn er sieht daraus den Grund von der grössern Gefahr der Lungenwunden an dem obern Lappen der Lungen. Auch wird der praktische Arzt daraus lernen, warum das Aufblasen der Lungen asphyktisch gebohrener Kinder nicht bis zu dem höchsten Grade der Ausdehnung getrieben werden darf, wenn nicht gerade das Gegentheil von dem, was der Arzt beabsichtiget, hervorgebracht werden soll.

3. 4. 5. stellen die in der Achselhöhle liegenden Theile vor. Der Körper ist dabey in eine horizontale Lage gebracht, und der Arm so weit als möglich aufgehoben. Nach hinweggenommener Haut wurde auch das die Achseldrüsen umgebende Fett entfernt, und so liegen denn die Achseldrüsen, nebst den Blutgefässen, welche zu ihnen gehen, und die grossen Blutgefässe der Achselhöhle und die aus ihnen entstehenden Blutgefässe des Oberarms dem Auge des Beschauers gerade entgegen. Auf Taf. 4. ist der grosse Brustmuskel, nebst den Achseldrüsen und den äussern Brustschlagadern und Venen weggenommen, damit die Lage theils der Achselschlagader und gleichnamigen Vene, theils des mittlern Armnerven an seinem Ursprunge desto deutlicher werde. Auf Taf. 5. endlich ist auch noch der kleine Brustmuskel von den Rippen und der Hackenarmmuskel an seinem Schulterblattende losgetrennt worden. Dadurch ist das Oberarmgelenk sichtbar und der Lauf des mittlern Armnervens deutlicher.

Der *erste Heft* des *dritten Bandes*, welcher den in der Bauch- und Beckenhöhle enthaltenen Theilen und den untern Extremitäten gewidmet ist, steht den vorher angezeigten an Wichtigkeit der dargestellten Gegenstände und an Nützlichkeit für den Geburtshelfer und Wundarzt nicht im geringsten nach. Denn verschiedene Arten von Brüchen, der Steinschnitt, die Krankheiten des Mastdarms, die Schenkel-Schlagader-Geschwulst, die Vorfälle der Scheide und des Fruchthälters, die krankhaften Zustände des letztern, und die vielfachen Hindernisse der natürlichen Geburt sind lauter Gelegenheiten, wo der Arzt und Wundarzt seine anatomischen Kenntnisse an den Tag legen kann. Es ist im Ganzen für eine genaue Darstellung dieser Theile von den Anatomen wenig gethan worden, wenn wir die Camperschen und Langenbeckschen Abbildungen der beym Steinschnitt, und der von Sömmerring herausgegebenen Camperschen Zeichnungen von den Leisten- und Schenkelbrüchen ausnehmen. Wie viel ist von den schiefen Lagen und besonders von der Zurückbeugung des Fruchthalters geschrieben? Aber noch besitzen wir keine Abbildungen hiervon, und wir benutzen diese Gelegenheit, die Aerzte und Geburtshelfer hierauf aufmerksam zu machen und sie dringend aufzufordern, dass sie doch die erste sich ihnen darbietende Gelegenheit, diese wichtige Lücke auszufüllen, benutzen mögen.

Auf der *ersten* Tafel ist die rechte Hälfte eines weiblichen Beckens dargestellt, welches mittelst eines durch die Schaamfuge und die Mitte der Wirbelsäule gerichteten Schnitts in zwey gleiche Hälften getheilt worden war. Man sieht hier den Mastdarm, die Gebärmutter und die Scheide nebst der Harnblase geöffnet, und besonders ist die Art, wie das Bauchfell diese Theile überzieht, vortrefflich dargestellt. Wir ersuchen den Verf., einen gleichen Schnitt noch von einem männlichen Becken zu liefern, und die Blutadern dabey noch vollständiger, als hier geschehen ist, anzugeben. Für den Flurantschen Blasenstich und die Operation der Mastdarmfistel würde eine solche Abbild. recht nützlich seyn.

Die *zweyte* Tafel ist eine Fortsetzung der vorigen. Die allgemeinen Bedeckungen nebst den vorhin genannten, in der Beckenhöhle liegenden Organen sind weggenommen, und auf die Lage der grössern Blutgefässe und Nerven im Becken, desgleichen auf das Verhältniss der Gefasse am Bauchringe und dem eyförmigen Loche ist vorzügliche Rücksicht genommen worden. Die Leistenbrüche und die Brüche des eyförmigen Loches erhalten dadurch Aufklärung.

Die *dritte*, *vierte* und *fünfte* Tafel haben die Beckenhöhle so dargestellt, wie sie erscheint, wenn sie in die Quer von dem erhabensten Theile des einen Darmbeinrandes bis zum gerade über stehenden gleichen Puncte durchgeschnitten worden ist.

Digitized by Google

Auch diese Ansichten sind bey Bruchoperationen von grosser Wichtigkeit: überdiess fallen hier diejenigen Stellen am Becken in die Augen, welche zu Brüchen Gelegenheit geben. Man wird, wenn man diese Abbildungen mit den so sehr gerühmten Camperischen zusammen hält, den Rosenmüllerischen in Ansehung der Deutlichkeit, womit die für die Entstehung und Operation der Bauchbrüche, besonders in der Leisten- und Schenkelgegend vorkommenden, dargestellt worden sind, kein geringes Lob beyzulegen haben. Auf der dritten Tafel ist der abgebildete Theil des Beckens noch völlig mit allen weichen Theilen umgeben, und nichts mit dem Messer entfernt worden, als an der rechten Hälfte das Bauchfell. Auf der vierten sind die äussern Hautdecken und die meisten Muskeln an dem äussern Umfange des Beckens u. Schenkels abgetrennt; aus der Beckenhöhle aber das Darmfell u. der Mastdarm mit seinen Muskeln, desgleichen die innern Darmbein- und Psoasmuskeln entfernt worden, um das Fallopische Band und die unter demselben befindliche Spalte deutlich zu machen. Die Harnblase ist ganz mit Luft ausgedehnt, wodurch man im Stande ist zu beurtheilen, in wie fern die Erhebung dieses Organs im ausgedehnten Zustande bey dem Steinschnitte über den Schaambeinen dieser Operation günstig sey oder nicht. Auf der fünften Tafel endlich ist die Harnblase gleichfalls weggenommen, und man erhält also eine vollständige Ansicht des Bauchringes, des Fallopischen Bandes und des vordern Umfanges der Beckenhöhle.

Rec. fügt nichts weiter zum Lobe dieses Werks bey; nur den Wunsch kann er nicht unterdrücken, dass das Publicum ein so wichtiges und nützliches Werk so unterstützen möge, damit auch bey jetzigen, für den Buchhandel so nachtheiligen Zeitläuten die Fortsetzung desselben nicht zu lange unterbrochen werde.

OEKONOMIE.

Abhandlungen der liefländischen gemeinnützigen und *ökonomischen Societät.* Hauptsächlich die Landwirthschaft in Liefland betreffend. Vierter Band. Mit (drey) Kupfern. Riga, bey Joh. Carl Gottfr. Hartmann. 1805. 8. VI. u. 238 S. (18 gr.)

Zuerst eine kurze Nachricht von dem Fortgange der Societät bis Johannis 1805; von den wirklichen und übrigen Mitgliedern; von den Arbeiten der Societät, bey welchen das Hauptaugenmerk auf die Versuche gerichtet ist, die auf einem, zu solchem Behufe arrentirten Gute, Pullandorf, angestellt werden; wovon aber Resultate mitzutheilen, jetzt noch nicht möglich war; endlich von den Preisvertheilungen und Preisaufgaben, sowohl in Ansehung einzusendender Abhandlungen, als zu bewirkender Fortschritte in der landwirthschaftlichen Cultur und Industrie. Was sodann den Inhalt dieses Bandes selbst betrifft; so liefert er I. *eine Fortsetzung der Grundsätze zur theoretischen und praktischen Verbesserung der Landwirthschaft in Liefland*, von *Friebe;* und zwar folgt hier der vierte Abschnitt; *über die Vorbereitung des Bodens zum Getreidebau.* Die Getreidearten verlangen zum bessern Gedeihen ein mürbes und nicht zu feuchtes Erdreich. Es kommt daher auf die Beantwortung dieser beyden Fragen an: Ist der Boden zu nass, wie ist ihm da seine überflüssige Feuchtigkeit zu benehmen; und dann auf welche Art wird das Pflügen, Eggen und Walzen zur zweckmässigsten Trennung der Erdtheile angewendet? — Es wird deshalb von der Entwässerung der Felder, Wiesen und Moräste, von den, hierzu besonders dienlichen, bedeckten Abzugsgräben gehandelt; wozu der in Liefland überhaupt gewöhnliche, leichte und einfache Hakenpflug, ohne ein anderweitiges künstliches Werkzeug, gebraucht werden kann. Was über dieses ökonomische Geschäfte vorzüglich gesagt werden musste, das ist theils aus John Johnston's Abhandlung über das Austrocknen der Sümpfe etc., theils aus Thaers Einleitung zur Kenntniss der engl. Landwirthschaft (2ten Bandes erste Abth.) herausgehoben und mit eignen Beobachtungsresultaten verbunden, vorgetragen. Zur zweckmässigen, gehörige Zwischenräume gestattenden, Ausfüllung bedeckter Graben, wozu die Engländer sowohl Getreidestoppeln, als besonders dazu gebrannte hohle Ziegel anwenden, können Feldsteine und Faschinen, aus Ellern oder Weidengesträuch, oder aus Heidekraut verfertigt, gebraucht werden. Man muss die hierüber wieder eingeworfene Erde, wegen des Senkens, zum wenigsten ½ Fuss hoch fest eintreten, und den übrigen Theil mit einer Erhöhung nachfüllen, damit sich beym weitern Senken eine völlige Gleichheit der Ackeroberfläche ergebe. Entfernung und Versenkung der auf den Feldern und Wiesen häufig liegenden Steine, so wie die Abräumung der unverfaulten Baumstöcke, sind gleichfalls hierher gehörige, der Aufmerksamkeit werthe, Gegenstände. An solchen Baumstöcken setzt sich das Moos an und verbreitet sich von da weiter auf den Wiesen. Grosse Granitmassen und dergleichen, die nicht ohne Schwierigkeit zu heben sind, versenkt man lieber durchs Untergraben, wenigstens so tief, dass etwa ein Fuss Erde wieder über ihnen liegt; dann hindern sie weiter nicht; es ist vielmehr merkwürdig, dass an solchen Stellen das Getreide oder Gras immer frischer und kraftvoller stehet, als an andern Orten. Die von solchen, da in der Tiefe befindlichen, Gesteinblöcken aufgehaltne Feuchtigkeit, oder, bey andern zusammentreffenden Umständen, auch eine bessere Ableitung derselben, könnte wohl als nächste Ursache anzusehen seyn. — S. 30 u. s. f. werden die in Liefland gewöhnlichen Arten der Ackerwerkzeuge in genauere Betrachtung gezogen, und überhaupt wird das Resultat dabey angenommen, dass es nicht sowohl auf Vertausch derselben mit andern, da und dort eingeführten, veränderten, auch wirklich vervollkommneten, als vielmehr auf angemessene Verbesserung der schon lange gebrauchten ankommen möchte. Diess ist vornehmlich der Fall bey dem, in Liefland allgemein eingeführten, doppelten Hakenpfluge, wie er auch in den benachbarten Ländern und in einem grossen Theile von Russland, wo er Socha heisst, gebraucht wird. Sein Schaar ist gabelförmig und hat zwey eiserne Spitzen, wo-

Digitized by Google

mit man die Erde aufreisst. Die, für die Liefländische Oekonomie überwiegenden, Vortheile bey demselben, in Vergleich seiner Fehler, werden hier hinlänglich, eins wie das andere, beurtheilt. Gleichwohl läugnet der Verf. nicht, dass es möglich und nützlich seyn möchte, wenigstens nach und nach auf solchen Höfen, wo man gute, cultivirte Länder besässe, oder wo man Gärten mit Ackerwerkzeugen bearbeiten wollte, den Smallschen Pflug, (s. Thaers Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackerwerkzeuge,) den Exstirpator, den Schaufelpflug, die Pferdehake u. dergl. einzuführen. Ueber die Frage: Wenn und wie muss der zum Getreidebau bestimmte Boden durchs Pflügen vorbereitet und bearbeitet werden? sind hier nur die allgemeinen Grundsätze aufgestellt; im folgenden Abschnitte soll es für jede zu bauende Getreideart insbesondere geschehen. S. 50. wird es, als besonders für Liefländische Cultur-Verfassung zuträglich, empfohlen, so viel als möglich das Erdreich, vorzüglich das schwerere, schon im Herbste, nicht blos für künftige Sommersaat, sondern auch für die Brache, umzupflügen. Unter mehrern dafür angeführten Gründen befindet sich auch dieser, dass es keine unwichtige Erleichterung für das Zugvieh bewirke, welches bey ihnen allemal im Herbste kraftvoller und stärker sey. Dem Landwirthe, dessen Geist und Herz auch die in der Reihe der Dinge ihm untergeordneten Wesen gehörig würdigt, kann das nicht unerheblich erscheinen. — Da, wo die Rede vom Tief- und Flachpflügen ist, wobey man sich natürlich nach der Stärke der fruchtbaren Erdkrume zu richten hat, liefert der Verf. eine Vergleichung der Folgen verschiednes Umgrabens der Stücken von einerley Beschaffenheit. Je tiefer die Wurzeln in die aufgelockerte Erde hatten eindringen können, desto länger waren die Aehren und von desto mehrerm Gewichte die Körner (S. 60—64). Noch weniger zu vernachlässigen ist das Quer- und Diagonal-Pflügen, letzteres auf steilabhängenden Feldern, um auch hier Rücksicht auf Erleichterung fürs Zugvieh zu nehmen, wobey gleichwohl die Hauptabsicht nicht minder erreicht werden kann. Im übrigen Theile dieses lesenswerthen Aufsatzes wird noch von der Egge und der Walze gehandelt. Die fast überall in Liefland gewöhnliche Egge ist die aus Gränen (pinus abies) verfertigte. Es wird alles so mit einander verbunden, dass die Aeste als Zapfen dienen. In einigen Gegenden ist die, etwas bessere, Pflock-Egge eingeführt, deren Zapfen aus hölzernen, durch eingebohrte Latten geschlagenen Pflöcken bestehen. Die gewöhnlichen deutschen eisernen Eggen würden für die Liefländischen Bauern-Pferde zu schwer seyn; deshalb schlägt der Verf. die von Gerzimsky empfohlene vor, die sich durch Leichtigkeit und Einfachheit auszeichnet. Hierzu zugleich den Queckenrechen, wie beyde in der *Umständlichen Beschreibung einer neuen leicht zu verfertigenden Säemaschine* etc. Mitau, 1803. zu finden sind. Die Hauptregeln, welche in Rücksicht des Gebrauchs dieses Ackerinstruments hier angegeben werden, sind: 1) die Egge nicht gleich auf den Pflug folgen zu lassen; weil der Saame des Unkrauts leichter im geeggten Boden keimt. Ein anderes ist, wenn nachher bald wieder, besonders für die Sommersaat, gepflügt wird; denn sodann wird das aufgegangene Unkraut durch den zweyten Pflug vernichtet. Ist das Feld voller Quecken, so darf um so weniger die Egge gleich nach der Aufpflügung folgen; es wäre denn, dass man mit der Quecken-Egge das Land reinigen könnte. Es ist diesem Unkraut viel weniger günstig, wenn die Ackeroberfläche möglichst uneben, und wenn es der Luft und dem Froste ausgesetzt bleibt. Das Rundeggen ist vorzüglich wichtig; weil es die Erdklumpen besser zermalmt, das Unkraut besser auf einen Punct zusammenbringt, auch die Oberflächen mehr ebnet; wie sich denn die Liefländischen Bauern schon längst mit dem besten Nutzen desselben bedienen. Von den Vortheilen der Walze und ihren verschiedenen Arten, so wie sie noch zu wenig in Liefland gangbar sind, wird gleichfalls das Nöthige erörtert. —

Der IIte Aufsatz handelt *von der ökonomisch-technischen Anwendung der Kartoffeln.* Von dem nämlichen Verf. Der Anbau dieses Produkts hat sich seit einigen Jahren in Liefland so weit verbreitet, dass manche Güter wohl über tausend, und selbst manche Bauern an hundert Lof erbauen; welches grösstentheils Folge der von der Liefländischen ökonomischen Societät ausgesetzten Preise seyn soll. Die mit unter in manchem Jahre fehlgeschlagenen Hoffnungen dürfen die Cultur nicht stören. Dieses wohlthätige Nahrungsmittel, das so oft den Mangel anderer Gewächse, die mehrerm Misswachs ausgesetzt sind, ersetzt, bleibt eine der wichtigsten Früchte, die in mancher Form, zu mancherley Gerichten sich verwenden lässt, wenn man es auch nicht so weit treibt, wie Parmentier, welcher eine grosse Mahlzeit gab, deren sämmtliche Gerichte, selbst der Nachtisch, so wie der Kaffee, lediglich aus Kartoffeln bestanden. Ausser ihrem gewöhnlichen Verbrauche für Menschen und Vieh, können sie mehreres liefern, je mehr man auf ihre Bestandtheile Rücksicht nimmt, und wobey auch die Ueberreste gleichwohl noch zu benutzen sind. — S. 86 werden diese Bestandtheile angegeben und wie hieraus Branntwein erhalten werden kann; nach den neuesten Erfahrungen am besten, wenn man sie erst in Dämpfen gekocht hat. S. 89—97 wird das übrige Verfahren gelehrt. Das dabey erhaltene Branntweinspulich ist für Schweine und Ochsen ein treffliches Mastungsmittel, auch dient es für milchende Kühe als eine reichliche Nahrung, besonders wenn man den Kaff damit vermischt und abbrühet. Ob aber der Ertrag bey solcher Benutzung geringer oder grösser seyn möge, als wenn man die Kartoffeln auf gewöhnliche Art roh oder gekocht verfüttert, diess kommt auf weitere Versuche an. Sie können zweytens zu gemeinem Mehl, besonders aber auch zu Stärke verarbeitet werden; zu ersterem auf gewöhnlichen Mühlen, wenn man sie vorher getrocknet hat; zum Satz- oder Stärke-Mehl hingegen, welches man am besten aus grossen weissen Kartoffeln erhält, wenn man sie zuvörderst mit stumpfen Besen rein wäschet

Digitized by Go

und von der gröbern Schale befreyet, sodann auf einem Reibeisen zerreibt und so durch reines Wasser weiter behandelt, wie man die schon bekannte Methode hier wieder deutlich genug beschrieben findet. Dieses Mehl lässt sich eben sowohl beym Spitzen-Waschen u. bey andern Waschgeschäften, als auch zu feinern und gröbern Gebackenen, so wie zum Brodbacken überhaupt, vortheilhaft anwenden. (S. 101 f.) Eben so lässt sichs in Nudeln und Reissähnliches Gemüss verwandeln. Auch die erfrornen Kartoffeln sind auf die nämliche mannichfaltige Art zu benutzen. — S. 106 wird noch gelehrt, wie man sie zum Essen in Dämpfen kocht; wie man das Kartoffelkraut, gekocht, als ein wohlschmeckendes und gesundes Gemüse, anwenden, auch die bisher ungenutzten Fruchtknoten, gleich den Oliven, einsalzen könne. Wenn sie noch grün und hart sind, werden sie gepflückt, in Wasser abgespühlt und 24 Stunden in eine reine starke Salzlake gelegt. Hierauf schüttet man sie in einen Durchschlag, damit in 6 bis 8 Stunden die Lake abfliesse. Sodann werden sie in starken Wein- oder Bier-Essig, bey mässigem Feuer, nur durchscheinend, aber nicht weich gekocht. In diesen Essig kann man noch Pfeffer, Nelken oder Muskatenblumen und Dragon legen; so gekocht, werden sie aus dem Gewürz-Essig genommen, in einem gut verwahrten Glase aufbehalten, und sind magenstärkend, schmackhafter und gesunder wie Gurken. —

Der IIIte Aufsatz, ebenfalls vom Herrn Friebe, betrifft *die Rindvieh-Pest und einige Mittel zur Verhütung und Heilung derselben.* — Welche Verwüstungen schon in frühern Zeiten in Liefland dadurch angerichtet wurden, kann man hier, (S. 112) und umständlicher in Fischers Liefländischen Landwirthschafts-Buche, S. 362 f. der zweyten Ausgabe, ersehen. Hier ist nun weiter die Rede von ihrer Entstehung und Verbreitung; warum sie Löserdürre, auch Ruhr-Pest heisse; wie ihr Gang in vier Perioden, nämlich der Ansteckung, der Krankheit, der Entscheidung und der Genesung, zu theilen sey; ferner von ihrer Dauer; von der Verschiedenheit der Ansteckung, in Beziehung aufs Alter, auf den Ort, die Zeit und Witterung; von der innerlichen Beschaffenheit des daran gestorbenen Thieres; von den Heilmitteln, sowohl den kostbarern, die besonders von solchen Thier-Aerzten anfangen gebraucht zu werden, die das Brownsche System befolgen, als den wohlfeilern, und gewissermassen auch sicherern; als Salzsäure, Vitriolsäure, Wein, Glaubersalz u. dergl.; dann von den Mitteln wider den Durchlauf, der sich gewöhnlich beym Fortgange der Rindviehpest einstellt; von den Präservativ-Mitteln, den Räucherungen, theils für das schon kranke, theils fürs gesunde Vieh, mit oxydirter Salzsäure, mit Schwefel; so wie es in Ansehung des letztern merkwürdig ist, dass in solchen Häusern, wo man eine Gypsbrennerey hatte, wodurch also viel solcher Säure verflüchtigt wurde, das Vieh vor der Ansteckung verschont blieb, während rund umher die Seuche wüthete. S. 134 f. werden noch andere Präservativ-Mittel in Erinnerung gebracht, welche verschiedene Vorsichtsregeln, sowohl im landwirthschaftlichen, als polizeylichen Verfahren überhaupt, betreffen. Eine Viehversicherungs-Anstalt, und die Anstellung geschickter Kreis-Thierärzte, wären für Liefland sehr erwünscht. — Zuletzt findet man noch die Anzeige mehrerer vorzüglicher Schriften über die Rindvieh-Pest. — IV. (S. 139 f.) *Beschreibung einer verbesserten und doppelten Getreide-Trocknungs-Riege* vom Herrn Hofrath *G. Engelmann.* — Zuerst werden die Mängel der gewöhnlichen Riegen und Dreschtennen angegeben, die theils in den zu hoch über die Erdfläche des innern Fussbodens angelegten Oefen, theils in andern fehlerhaften und unökonomischen Einrichtungen derselben, so wie in einer unrichtigen Bauart der Riegen und Tennen überhaupt bald zu finden sind. Sodann wird eine bessere Anlage derselben gezeigt, worauf sich ein beyliegender gutgezeichneter und deutlicher Plan beziehet. Gewöhnlich befindet sich auf den Liefländischen Gütern die Dreschtenne in der Mitte, und die beyden Trocknungs-Riegen sind an jedem Ende besonders angebauet. Sie mit einander zu verbinden, schafft natürlich manchen Vortheil, sowohl in Rücksicht auf Ersparung der Baumaterialien, als auf mehrere und länger dauernde Wärme, auf bequemere Aufsicht u. s. w. Uebrigens findet dabey nicht bloss Anwendung zum Trocknen des Getreides, sondern auch zum Malzdörren und Kräutertrocknen Statt. Die Einrichtung der Dreschtenne hat Rec. nicht weniger gefallen. Die Jalousienähnlichen Seitenwände mit beweglichen Brettern, die dahinaus, wo die Windstille ist, während des Dreschens geöffnet werden, damit man den Abdrusch gehörig besehen kann; die Windkammern von sechseckigter Form, mit eben so viel Pforten, die man ebenfalls nach Beschaffenheit des Windstrichs öffnet, und so jeden nöthigen Luftzug bewirkt, wie er zum Wurfeln und Reinigen des Korns erforderlich seyn mag, sind unstreitig sehr zweckmässig. Auch ist der Gebrauch der Schaafe, um zuerst die Tenne aus dem Gröbsten fest zu treten, gar nicht zu verwerfen, (S. 163). — Zum Schlusse dieses Aufsatzes finden sich noch einige Anmerkungen, die weitere Erörterung über eins und das andere enthalten; auch eine Reduction des hier gebrauchten Arschien- und Werschock-Maasses, und eine Erklärung der Kupfertaf. mit den ichnographischen, Profil- und Façade-Rissen. V. *Beobachtungen über einige in Liefland befindliche schädliche Insekten, nebst einigen Vorschlägen zur Verminderung und Ausrottung derselben, von E. W. Drumpelmann.* Mit colorirten Abbildungen in natürl. Grösse und in mikroskop. Darstellung. — Zuerst über die Minir-Raupe, zwischen dem Blatte der Gerste. Sie hat eine Länge von zwey Linien, einen schwarzbraunen Kopf und weissgelblichen Körper; die aus ihr entstehende Fliege ist schwarz. Die 2te Beobachtung betrifft die Kornmade und den, nach der Verwandlung daraus entstehenden, Rüsselkäfer. Die Liefländ. Kornböden und Magazine sind davon frey; vermuthlich, weil alles Getreide gedörrt wird, und die Hitze alle mit vom Felde kommenden Käfer und Maden vernichtete. 3te Beobachtung über

Digitized by Google

die Getreide-Motte und ihre Larve; Phalaena tritici L., ein in Liefland sehr häufig vorkommendes Insekt, nachtheilig für Weizen, Roggen und Gerste. Ihre Erscheinung dauert den ganzen Sommer durch, bis spät in den Herbst. Nach der Blutzeit genannter Getreidearten legt sie ihr Ey an das Fruchthorn; aber kaum ists geschehen, so ist auch eine kleine Schlupfwespe da, die mit ihrem Legestachel in das Eychen einbohrt und das ihrige darin ablegt. Diese Wespe, die der Verf. noch nirgends beschrieben fand, wird hier beschrieben, und ist auf der II. Taf. gezeichnet. Jedoch nur beym Roggen bemerkte er sie. Der Herausgeber schlägt daher für sie den Namen ichnevmon secalis vor. — 4te Beobachtung über den Gartenhüpfer oder Erdfloh, bey den Letten Spradschi genannt. Oefteres Umpflügen im Frühjahre, und eine sorgsame Reinigung der Gärten von allem Unkraute, durch öfteres Jäten, wodurch man eben so wohl den Pflanzen eine reichlichere Nahrung aus der Erde verschafft, als man bewirkt, dass den Larven der Erdflöhe die Bedürfnisse entzogen werden; endlich auch das nicht unbedeutende Ablesen der ersten wenigen, die sich auf den jungen Pflanzen sehen lassen; alles das zusammen wird noch unter die wirksamsten Gegenmittel gerechnet. — Die 5te Beobachtung ist der Grasraupe gewidmet. Dieses im süd- und westlichen Europa gar sehr verwüstende Insekt, welches im Jahre 1722 in Amerika so grosse Verheerung anrichtete, dass von England aus Heu nach diesem Lande geschickt werden musste, ist den Bewohnern Liefands, mit seinem wohl hin und wieder auf den Wiesen verursachten Schaden nicht einmal bemerkbar. — VIter Abschn. *Oekonomische Miscellen.* Hierin sollen künftig die vorläufigen Bestätigungen, wie auch das Misslingen der Versuche, Auszüge aus Briefen, Anzeigen und Empfehlungen wichtiger Entdeckungen, und dergleichen, aufgenommen werden. So ist 1) *eine Erfahrung über Gypsdüngung* mitgetheilt, sowohl in Rücksicht auf vermehrten Klee-Ertrag, im Vergleich mit ungegypsten Feldern, als auch auf Abhaltung des Erdflohes. 2) *Spörgelbau.* Auf moorigtem und etwas feuchtem Boden gedieh er nicht; aber auf leichtem, nicht zu magerem Sandlande. In Ansehung der Milch zeigte er sich so nahrend wie der Klee. 3) *Anwendung der Graben-Erde.* Die an den Seiten aufgeworfene Erde der gezogenen Graben in nassen Wiesen, bleibt gewöhnlich mehrere Jahre unbenutzt liegen, ehe sich eine gute Grasnarbe darauf bildet. Ist sie ein Jahr lang der Luft ausgesetzt gewesen, so ist sie besonders zum Flachsbau geschickt. Im folgenden Jahre kann Hafer mit weissem Klee darauf gesäet werden. 4) *Ein angebliches Mittel wider den Kornwurm.* Ein glaubwürdiger Oekonom aus Kurland hatte versichert, dass mit Turf gedörrter Roggen, wenn solcher ausgesäet würde, nie vom Kornwurme litt. Gleichwohl hatte sich im Herbst 1805 das Gegentheil geäussert. 5) *Versuche mit Kompost, Gyps und Sand*, als Düngungs- und Verbesserungsmittel. Zur Bearbeitung des erstern nahm Hr. Past. Sahmen, statt des Kalkes, wovon er nicht genug zu verwenden hatte, Turf-Asche zu Hülfe. — 6) *Erfahrung über Mergeldüngung.* Ein Feld, das aus klarem Flugsande bestand, und vor 16 Jahren mit Thonmergel verbessert wurde, trägt noch immer ausgezeichnet vor allen andern Sandfeldern, die man übrigens in Rücksicht des von Zeit zu Zeit ihnen zukommenden Düngers u. s. f., auf gleiche Art behandelt, das trefflichste Korn jeder Gattung. Mergel verschlimmert auf keine Weise, sondern verbessert vielmehr den Boden, wenn man ihn nur zur gehörigen Zeit mit Dünger unterstützt, und darauf siehet, ob auch des einen und des andern Bestandtheile einander entsprechen. — 7) *Wieviel ist für den Viehstand im Winter Futter nöthig?* — Hr. Kreismarschall v. Sievers zu Heimthal, hat sich, zur Beantwortung dieser Frage, aus seiner Erfahrung die Regel abstrahirt, dass er die Anzahl der eingeerndteten Fuder an Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchten und Heu, summiret, davon für jedes zu überwinternde Schaaf 15 Fuder abziehet, und die Differenz mit 7 dividirt. Der Quotient gibt die Anzahl des zu überwinternden Viehes. Zu diesem Viehe rechnet er das Hornvieh jedes Alters und die Pferde. Jeder ukrainische Mast-Ochse wird zu zwey Stück, und jeder einheimische zu 1½ Stück in Rechnung genommen. Die Erfahrung lehret, dass man in kurzen u. nicht sehr kalten Wintern mit 6, und in langen und kalten Wintern mit 7 Fudern auf ein Stück auskömmt. — 8) *Bestätigung, dass Berberitzensträuche dem Roggen nachtheilig sind.* 9) *Versuch des Hrn. Nissen, aus Kartoffeln Branntwein zu brennen.* 10) *Ueber die Feldumzäunung.* Vom Hrn. Consistor. Rath, Pastor Hupel. Die Ehsten und Letten verwüsten ungeheuer viel Holz durch Umzäunungen. Nur in einigen holzarmen Gegenden brauchen sie darzu die grössern Steine, die sie aus den Aeckern nehmen, u. übereinander fügen, wodurch zugleich der Boden gereinigter und bearbeitbarer wird. Der Feldbau kann auch ohne Zäune betrieben werden; sie sind noch darzu gewissermaassen mit Nachtheil verbunden. Wer durchaus eine Schutzwehr haben muss, dem kann es vergönnt seyn, tiefe Graben zu ziehen, die zugleich das überflüssige Wasser ableiten. Die Vortheile, die der Engländer rühmt, sucht der Ehste nicht. — 11) *Mittel wider das Aufblähen des Rindviehes.* Das bekannte, aus gebranntem Kalkstein; diese heiss zerschlagen, in eine Bouteille geschüttet, die man sorgfältig verstopft, damit keine Luft darzu tritt, und der Kalk fähig bleibt, die innere Luft zu verschlucken, wenn man ihn dem Thiere mit Wasser eingibt. — VII. Abschnitt. *Fortsetzung der landwirthschaftlichen Chronik*, über Witterung, Eisgang, Gang der Oekonomie, Producten-Preise u. dgl. in den Jahren 1804 bis Ende Oct. 1805. Im erstern Jahre war der höchste Barometerstand zu Riga, am 28. Nov. 28 Pariser Zoll, 9 Lin. und der niedrigste, am 11. Sept. 27 Z. 3 L. Die grösste Kälte war, am 15. Dec. 23 Gr. und die grösste Wärme, am 21. Jul. 25 Gr. Reaumür. Es gab einige und 40 Gewitter u. 3 Nordlichter. Das Jahr 1805 war in jeder Hinsicht für Oekonomie u. Handel merkwürdig. — Reichhaltigkeit und Gemeinnutzigkeit auch ausser dem Vaterlande, werden, bey solchem Fortgange, diese ökonom. Zeitschrift gewiss immer empfehlen.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

141. *Stück, den 9. November 1807.*

GESCHICHTE DES MITTELALTERS.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von *Friedr. Wilken*, ordentl. Profess. d. Gesch. bey der grossherz. Badischen Universität zu Heidelberg. *Erster Theil.* Gründung des Königreichs Jerusalem. Leipzig, bey Crusius. 1807. gr. 8. XX. 424. und 40 S. (1 Thlr. 18 gr.)

Diess ist der Anfang eines längst erwarteten, auf drey Bände berechneten Werks, durch welches eine beträchtliche Lücke in einem Theil der mittlern Geschichte, und in einem Theil, der in jeder Rücksicht sehr wichtig ist, ausgefüllt wird. Bekanntlich waren die bisherigen Geschichten der Kreuzzüge, unvollkommene, unkritische, unzuverlässige, unzusammenhängende, zum Theil unvollendete Darstellungen eines Theils der damaligen Ereignisse. Nur der Anfang war gemacht worden, ihren vielseitigen Einfluss genauer zu entwickeln, aber auch hier blieb noch manches zu erörtern und zu berichtigen; nur die Geschichte des Königreichs Jerusalem hatte neulich einen würdigen Schriftsteller gefunden. Der Hr. Verf. des gegenwärtigen Werks musste die Quellen selbst aufs neue studiren, und er verdient das Lob einer kritischen, fleissigen, vollständigen und nicht einseitigen Forschung und Benutzung der Quellen; nicht bloss die abendländischen, sondern auch die griechischen und morgenländischen Schriftsteller sind von ihm gebraucht; letztere in so fern sie gedruckt sind; allerdings würde aus den handschriftlich vorhandenen arabischen und persischen Geschichtbüchern dieses Zeitalters sich noch manche Nachricht ziehen lassen. Der Hr. Verf. wird ein vollständiges Verzeichniss aller Quellen erst dem dritten Bande beygeben; man konnte wohl schon im Eingange eine Würdigung der eigentlichen Quellen erwarten, wenigstens derer, die für diesen Band gebraucht worden. Aus diesen Quellen sind nun nicht nur die Citaten und, wo es nöthig schien, die Worte der Schriftsteller selbst in den Noten beygebracht, damit jeder Leser über die Richtigkeit der Angaben selbst urtheilen kann, sondern auch verschiedene Berichte angeführt, und die gewöhnlichen Erzählungen und Vorstellungen berichtigt, was in den folgenden Theilen noch häufiger geschehen soll. Die aus der morgenländischen Sprach- und Geschichtkunde zu nehmenden Verbesserungen und Erklärungen der Namen und Gegenstände, hat der Verf., dessen Kenntnisse der arabischen und persischen Sprache längst bewährt sind, nicht ermangelt den Lesern mitzutheilen. Alle gelehrte Untersuchungen und Ausführungen aber sind in Beylagen verwiesen, um die unterhaltende und gefällige Erzählung der Begebenheiten nicht zu unterbrechen. Die Erzählungsart ist nicht gesucht und erkünstelt, sondern natürlich, fliessend und angenehm; keine dramatisirten oder idealisirten Schilderungen verstellen die Geschichte; keine vorgefassten Meynungen verrücken den wahren Gesichtspunct. Wie der Verf. die Kreuzzüge überhaupt ansieht, und wie er seine Ansichten darstellt, lehre folgendes Bruchstück: „Unter allen Begebenheiten des Mittelalters sind keine merkwürdiger und durch ihre Folgen wichtiger, als die Züge der abendländischen Christen nach dem gelobten Lande. Die Christen aus den meisten Ländern Europa's zogen in ein entferntes Land, um den Anhängern Mohammeds die heilige Stadt Jerusalem und die andern heiligen Oerter zu entreissen, welche durch die Geburt und das beglückende Leben des Erlösers der Welt und vieler Heiligen verherrlicht worden, und gingen muthig in die gefahrvolle Schlacht, um diesen Preis zu erringen. Mit gleichem Muthe vertheidigten gegen ihren Angrif Mohammeds Gläubige die heilige Stadt Jerusalem und das gelobte Land, weil hier die Propheten gewandelt, welche des letzten und grössten Propheten Sendung vorbereiteten. Beyde Partheyen kämpften kraftvoll für die Ehre Gottes, beyde vergossen ihr Blut im Streit für ihre Religion. Die Getreuen Christi, wie Mohammeds, welche in diesem Kampfe fielen, lohnt die Märtyrerkrone. Oft stritten die, welche in der Schlacht mit Löwenmuth gekämpft, nach der Schlacht den erfreulichern Wettkampf edler Thaten. Aber wie oft wurden die Leidenschaften, selbst durch die Religion der Menschenliebe, zu furchtbaren Ausschweifungen erweckt, und welche Grausamkeiten wurden von Muselmännern wie von Christen zu Gottes Ehre geübt! Welche Begebenheiten waren von so ausgebreiteten Folgen? Die Kreuzzüge wirkten nicht bloss auf die Völker im Ganzen, auf ihre Verbindung und Verhältnisse unter

by Google

einander; ihre Wirkungen drangen bis in den Schoos der Familien. Die Masse der Kenntnisse ward vermehrt, der Umkreis der Begriffe erweitert. Diess wirkte wohlthätig auf Lebensgenuss, auf Handel, auf Gewerbe und auf Künste. Durch die Kreuzzüge änderte sich die Gestalt von Europa."

Die Einleitung zeigt S. 3—45, wie die Kreuzzüge vorbereitet wurden. Wallfahrten nach Palästina und Jerusalem insbesondere wurden frühzeitig gewöhnlich, weil man ein Gebet auf dem (vermeintlichen) Grabe des Heilands, ein Bad im Jordan für verdienstlich hielt, und der Pilger nach der Rückkehr die Achtung vorzüglicher Heiligkeit genoss. Die S. 4 angeführten Ceremonien vor der Abreise des Pilgers scheinen doch viel jüngern Ursprungs zu seyn. Der Verf. gibt drey Ursachen an, warum die Wallfahrten häufiger wurden, 1. die Wohlthätigkeit gegen die Pilger, welche auch die Völker, die das römische Reich zerstörten, ausübten, 2. die Begierde nach Reliquien, trotz der mit ihnen begangenen groben Betrügereyen, 3. den Handel nach dem Orient und das Bedürfniss der Luxuswaaren des Morgenlands. Dazu kommt wohl noch, dass man auch Wallfahrten zur Büssung der Sünden auferlegte, und sie überhaupt zu den Büssungen seit dem 7ten Jahrhundert gerechnet wurden. Unter der Herrschaft der Araber, deren Entstehung durch Mohammed erzählt wird, war das Pilgern nach Jerusalem den abendländischen Christen unverwehrt. Der Zustand der Christen in Palästina verschlimmert sich unter den Abbasiden und wird unter Harun dem Gerechten, auf Verwendung Carls des Grossen, verbessert. Und obgleich unter den Fathimiden, die zu Jerusalem wohnenden Christen bedrückt wurden, daher auch Papst Sylvester II. die abendländische Kirche aufforderte, der bedrängten Jerusalemischen beyzustehen, so nahmen sie doch die fremden Pilger gut auf, weil ihre Abgabe den Schatz füllte. Nur Hakem verfolgte die Christen, weil er die Rache der Abendlander fürchtete (und vielleicht auch wirklich von dem auf Sylvesters Aufruf schon veranstalteten Zuge Kunde erhalten hatte), hob aber gegen Ende seiner Regierung die Verfolgung auf. Die Wallfahrten wurden im 11ten Jahrhunderte häufiger und zahlreicher; man forderte itzt von den Pilgern eine starke Abgabe für den Eintritt in Jerusalem; eine neue Wallfahrtsstrasse durch Ungarn u. über Constantinopel wurde gewöhnlich. Die Geschichte von ein paar merkwürdigen Wallfahrten wird erzählt. Seitdem die seldschukischen Turken Jerusalem beherrschten, wurden die Leiden der dasigen Christen und der Wallfahrer grösser; sie stiegen aufs Höchste, als Orthoks Turkomannen Jerusalem eingenommen hatten; und doch nahmen mit diesen Leiden auch die Wallfahrten selbst zu. Das erste Buch, die *Grundung des Königreichs Jerusalem* überschrieben, ist in dreyzehn Capitel getheilt. Das erste geht von Peters von Amiens Reise nach Palästina bis zu den Zurüstungen zum gewafneten Auszuge. Der Verf. scheint den Namen Peters *Eremita* für Beynamen, nicht für Geschlechtsnamen zu halten, und doch lässt sich nicht auffinden, wo er als Einsiedler gelebt habe. Papst Urban II. veranstaltete den Kreuzzug gerade als er vor dem Gegenpapst Guibert am wenigsten sicher war; denn, sagt der Verf., die Päpste verrichteten oft die gewaltigsten Thaten, wenn ihre Macht in Rom am schwächsten war. Urban war klug genug, das Verlangen der Oberanführung des Zugs unter dem Vorwand der innern Gefahren der römischen Kirche abzulehnen. Er ernannte den Erzbischof von Puy, Ademar, „facilem ad omne bonum, gracilem ad equitandum" zu seinem Stellvertreter bey dem Heer. Die Beweggründe des wunderbaren Eifers für das heilige Land, welche Peters und Urbans Predigten enthielten, konnten, wie der Hr. Verf. richtig erinnert, nur unter den damaligen Zeitumständen, bey dem schweren Druck des Lehnwesens, dem tiefsten Elend, das dadurch erzeugt ward, der Hungersnoth etc. ganz wirksam seyn. Gleichwohl scheinen die meisten beträchtlichen Privilegien der Kreuzfahrer erst spätern Ursprungs zu seyn. Nur Deutschland war nicht gleich anfangs empfänglich für das heilige Unternehmen, und Spanien nahm den geringsten Antheil daran, weil es in seinem Innern Mohammedaner zu bekämpfen hatte. Selbst der Papst mahnte die Spanier von dem Zug nach Palästina ab. Die Grossen, welche als Führer oder Theilnehmer dem ersten Zuge beywohnten, werden genau nach den Quellen geschildert. Gelegentlich macht der Hr. Vf. die richtige Bemerkung, dass der Brief des griech. Kaisers Manuel an den Graf Robert von Flandern in Martene und Durand Collect. monum. wohl unächt sey, und dass es sich mit mehrern Briefen dieser Sammlung auf gleiche Art verhalten möge. Auch die Wunderzeichen, die das leichtgläubige Zeitalter sah, sind nicht vergessen. Das zweyte Capitel stellt die Schicksale Peters, Walthers und Gottschalks, und eines vierten Haufens, die am frühesten ausgezogen waren, Horden, welche grosse Ausschweifungen begingen, auf. Das Schicksal dieser Pilger erregte grosse Besorgnisse, die aber des Herz. Gottfrieds Auszug zerstreuete. (Cap. 3.) Der ungarische König Kalmany, mit dem Gottfried unterhandelte, heisst bey andern Koloman. Der Kaiser Alexius, der wegen des Betragens der ersten Horden, und weil Boemund das Kreuzheer verstärkte, seine Gesinnungen über die Hulfe der Lateiner geändert hatte, wird als hinterlistig, betrügerisch und heuchlerisch geschildert. Allein es scheinen von den abendländischen Schriftstellern Umstände übergangen zu seyn, welche die (ausserdem auch einfältige) Handlungsweise des Kaisers erklärlich machen. Die Abweichungen der Anna machen diess wahrscheinlich. Wir glauben, Alexius war gleich anfangs von Boemunds nicht freundschaftlichen Absichten unterrichtet, oder er hatte doch Argwohn geschöpft. Gottfried wurde wohl dem Kaiser den Eid der Treue nicht geschworen haben, wenn er nicht eingesehen hätte, dass dieser ihn zu fordern Grund habe. Jener Fürst Boemund wird selbst im vierten Cap. als ein herrschsüchtiger Mensch geschildert, der das Kreuz nahm, um seine Herrschaft zu erweitern; und dass Raimund von Toulouse seinem Heer, durch die Weigerung den

Digitized by Google

Lehnseid zu leisten, einen Angrif der Griechen zugezogen habe, wird ebendaselbst eingestanden, auch S. 135 f. ein Beyspiel des stolzen Uebermuthes französischer Ritter angeführt, der dem Kaiser ihre Treue verdächtig machte. Mit dem fünften Cap. fängt die Geschichte der kriegerischen Unternehmungen durch den Angrif auf *Nicaea* (denn so, nicht *Nicea*, sollte doch ihr Name geschrieben werden) an, einem schwierigen Unternehmen, dessen Verlauf bis zur Einnahme der Stadt durch die Griechen ausführlich u. lehrreich beschrieben wird. Aber auch hier scheint uns des Alexius Verhalten, der die Stadt sich und seiner Herrschaft, welcher sie eigentlich zugehörte, unterwarf, in einem zu ungünstigen Lichte dargestellt. Und war es wohl den Einwohnern, die dadurch gegen das Plündern der Lateiner gesichert wurden, zu verargen, dass sie sich dem griech. Kaiser unterwarfen? Das sechste Cap. setzt die Geschichte von der Schlacht bey Dorylaeum bis zur Ankunft vor Antiochien fort. Die Streitigkeiten Tancreds und Balduins, des Bruders von Gottfried, die sogar in einen Kampf ausarteten, mussten die üble Meynung der Griechen von den Kreuzfahrern nur bestärken. Mit der Geschichte der Belagerung und Eroberung (am 3. Jul. 1098) Antiochiens beschäftigt sich das siebente Cap. Verrätherey hatte diese Stadt erst vor vierzehn Jahren (1084) den Seldschuken überliefert. Ihre Lage und Befestigung wird theils nach ältern theils nach neuern Nachrichten beschrieben. Die Leiden der Kreuzfahrer stiegen itzt so hoch, dass sie in Verzweifelung geriethen und auch Peter muthlos wurde. Eine strenge Sittenreinigung bey der Armee that wirklich gute Dienste. Ihr Zustand verbesserte sich mit ihrem Verhalten; eine Belehrung für militärische Befehlshaber, wenn sie auch gleich nicht mit *bischöflichem* Eifer die Ausschweifungen ihrer Soldaten zu bestrafen brauchen. Die Antiochener brachen den Waffenstillstand, als sie erfuhren, dass ein Heer zum Entsatz anrücke. Nur durch Verrätherey eines Renegaten Pyrrhus (Firuz) wurde die Stadt eingenommen, nach neunmonatlicher Einschliessung, an eben dem Tage, an welchem man schon Verdacht gegen die vielen Christen und Renegaten in Antiochien geschöpft hatte. Das achte und neunte Capitel erzählt nur kleinere Begebenheiten verschiedener Art, die in und bey Antiochien sich ereigneten. Es wird zuvörderst der Leichtsinn bemerkt, mit welchem die Lateiner die Lebensmittel verbrauchten, so dass sie bald wieder in Mangel geriethen, und mit welchem sich mehrere der Schwelgerey und allen Lüsten überliessen, während dass Korboga's Heer anrückte. Mehrere Feige gingen, als die Stadt von den Feinden berennet wurde, davon, und erhielten den Namen *Stricklaufer*. Die Niederlage Korboga's war mehr Folge der Sorglosigkeit desselben und der Uneinigkeit im türkischen Heer, als der guten Anordnungen der christlichen Heerführer. Die grosse Beute, welche die Lateiner machten, war ihren Sitten wieder gefährlich. Es entstand bald unter den Grossen, wie unter den Geringern, Zank darüber. Man genoss, bis man nichts mehr hatte. Dann zogen mehrere Wallfahrer weiter. Die Unzufriedenheit mit Balduin brachte ihn zu Edessa in Lebensgefahr. Die Seuche, die ein deutsches Pilgerheer vertilgte, belebte das Verlangen gegen Jerusalem geführt zu werden, und von dem allmäligen Vorrucken gegen Jerusalem gibt das zehnte Cap. Nachricht. Auf dem Wege dahin wurde Marra eingenommen und zerstört, und „zur Ehre des Weltversöhners ein beyspielloses Morden begonnen." Die Habsucht des armen Volks bey der Armee setzte selbst die Anführer in Verlegenheit, warnend für alle Anführer, nicht eine Leidenschaft selbst aufzureitzen oder zu begünstigen, die einmal aufgeregt so leicht nicht zu besänftigen ist. Unter den Fürsten fielen Streitigkeiten, unter den Pilgern Neckereyen vor, und der Vf. bemerkt selbst, dass es schwer sey, in den verschiedenen Erzählungen der Schriftsteller die Wahrheit zu entdecken. Eine artige Episode macht die Feuerprobe der heil. Lanze. Sie entschied doch nicht allgemein, da Peter Bartholomäus den 12. Tag darauf entweder an den Brandwunden od. den Misshandlungen, die die wüthende Verehrung des armen Heiligen ihm zugezogen hatte, starb. In der Nähe von Jerusalem entblössten viele ihre Füsse, und Raimund von Agiles ist sehr unzufrieden, dass es nicht alle gethan haben. Im 11. Cap. gibt der Hr. Vf. zuvörderst die Ursachen an, warum die Mohammedaner bey der Gefahr Jerusalems so unthätig waren; er findet sie nämlich in dem gegenseitigen Hass der beyden mohammedan. Secten (denn die ägypt. fatimit. Kalifen hatten eben die Orthokiden aus Jerusalem vertrieben), in der Verfassung der Türken, den Theilungen der türk. Staaten und den innern Kriegen. Es folgt die Geschichte der Belagerung (welche durch den Mangel an Wasser äusserst beschwerlich wurde), der Eroberung Jerusalems (15. Jul. 1099.) und des schrecklichen Mordens. Das 12. Cap. enthält die Berathschlagungen über die Wahl eines weltlichen Oberhaupts der Stadt, wogegen sich die Geistlichkeit setzte, die lieber ein Pfaffenreich dort gegründet hätte, die Wahl Gottfrieds, des einzigen, an dem seine Hausgenossen nichts zu tadeln wussten, als dass er zu lange in der Kirche bleibe, und ihnen dadurch manches Mittagessen verderbe, eine Wahl, mit welcher Raimund, der die ihm angebotene Krone anfangs ausgeschlagen hatte, unzufrieden war, und nun zum Jordan wallfahrtete, und die Wahl Arnulfs zum Patriarchen mit Widerspruch aller ehrwürdigen Geistlichen. Im 13. Cap. ist die Gesetzgebung Gottfrieds, das Resultat des ersten gesetzgeber. Versuchs im Mittelalter, auszugsweise mitgetheilt, und daraus die feudalaristokratische Verfassung des Reichs Jerusalem, das Feudalrecht, die Lehnhöfe, das Gerichtswesen und die Gerichtskämpfe insbesondere, aufgestellt. Diese Darstellung ist gezogen aus der in Deutschl. seltnen Ausgabe der Assises et bons Usages dou Royaume de Jerusalem par Messire Jean d'Ibelin — herausg. von dem Parlementsadvocaten Gaspard Thaumas de Thaumasière, Par. 1690 f., einem Werke, das für die Kenntnis des Lehnwesens überaus wichtig ist, und von welchem in der dritten Beylage genauere liter. Notizen gegeben sind. Je weniger es bisher gehörig benutzt

Digitized by Google

worden war, desto schätzbarer ist der gedrängte und wohl erläuterte Auszug, den der Hr. Vf. gibt, auch zum Erweis der Wahrheit des Satzes, dass das Lehnswesen zu seiner Zeit eine nützliche und heilsame Einrichtung gewesen ist. Das Buch der Satzungen, welches Johann von Ibelin, Graf von Jaffa, ums J. 1250 erst zusammentrug, ist nicht das eigentliche Gesetzbuch, welches seit dem Verlust Jerusalems nicht mehr vorhanden war, sondern mehr eine Anweisung für Advocaten, nach den erhaltenen Satzungen und bestehenden Gewohnheiten, Processe zu führen. In der 4ten Beylage S. 24 hat der Hr. Verf. daraus die Nachrichten über die Geschäfte der vier Reichsbeamten des Kön. Jerusalem, des Seneschal's, Connetable's, Marschals und Grosscammerherrn im Auszuge, ganz aber und in der alten Sprache des Originals, das 324. Cap. (ces sont les leus qui ont Court et Coins et Justice au Royaume de Jerus.) und die Matrikel dieses Kön. mitgetheilt. Doch auch anderwärts sind die vornehmsten Puncte immer mit den Worten des Originals belegt und aus Ducange, Mably und den Schriftstellern des Lehnrechts zweckmässig erläutert.

GESCHICHTE VON ENGLAND.

Geschichte von England, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herz. S. Weim. Hofrath, ord. Prof. d. Gesch. zu Jena etc. *Zweyter Theil.* Leipzig, b. Kummer, 1807. XVI u. 638 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Was an dem ersten Theil dieses brauchbaren Handbuchs gerühmt werden konnte (1806. St. 160. S. 2545 ff.), fleissige und sorgfältige Benutzung der Quellen und neuern Werke, die dem Hrn. Verf. zur Hand waren, zweckmässige Auswahl der Begebenheiten mit Hinsicht auf die Bestimmung eines Handbuchs der engl. Geschichte, Belegung der angeführten Begebenheiten mit den Stellen der Schriftsteller, Darstellung der Veränderungen in der Verfassung und Cultur der Nation, ungeschminkter Vortrag, das wird man auch in diesem Bande, zum Theil in noch grösserm Maasse finden. Denn die Verfassungs- und Culturgeschichte ist noch etwas ausführlicher behandelt. Neue Entdeckungen, ungewöhnliche Ansichten, ausgeführte Schilderungen und aus einem höhern Standpuncte aufgefasste Darstellungen wird man, dem Zwecke des Handbuchs gemäss, nicht erwarten. Es geht noch nicht bis zu der Gränze, die diesem Bande im vorigen Theile abgesteckt war, sondern nur bis zur Thronbesteigung des Hauses Stuart, und so dürfte kaum ein dritter Band den Ueberrest ganz fassen, wenn nicht die so wichtige u. an den mannigfaltigsten Veränderungen reichhaltige, zu vielseitigen Belehrungen so bequeme, spätere Geschichte zu kurz behandelt werden soll. Zuerst wird die vierte Periode von Richard II. an fortgesetzt. Gleich anfangs (1377) regte sich in dem Hause der Gemeinen der Geist der Freyheit und das Gefühl des vergrösserten Ansehens stärker. Zur Leitung der Geschäfte in ihren Versammlungen wählte sich diess Haus einen Sprecher. Die Unerschrockenheit und Geschicklichkeit, mit welcher der 16jährige Richard einen Aufruhr unterdrückte, erregte grosse Erwartungen von ihm, die aber doch bald verschwanden. Noch einen herzhaften Schritt that er 1389, als er die Regierung selbst übernahm. Aber schon nach 10 Jahren musste er ihr entsagen. Natürlich musste sein Nachfolger, der ihn vom Throne verdrängt hatte, mehrere gewaltthätige Schritte thun, um sich darauf zu behaupten. „Die Freyheit der Nation, sagt der Hr. Verf., der überhaupt am Ende einer jeden Regierung den Charakter nicht nur des Fürsten, sondern auch der Staatsverwaltung, recht gut darstellt, gewann durch ihn nichts; denn er fiel bald in denselben Fehler, den er an Richard II. getadelt hatte.“ Heinrich V., sein Sohn, war einer von den wenigen Prinzen, die sich nach ihrem Regierungsantritt gebessert haben; eine Erscheinung, die wohl eine psychologische Erläuterung verdiente. Wir bemerken doch aber, dass der Sohn noch beym Leben des Vaters eine Aenderung seiner ausschweifenden Lebensweise machte. Manche Begebenheiten der französ. gleichzeitigen Geschichte konnten doch wohl etwas kürzer gefasst werden, zumal da Hr. Hofr. H. sie in seinem Handbuch der Gesch. Frankreichs, das doch jeder Leser gern mit dem gegenwärtigen verbinden wird, recht gut vorgetragen hat. Die neue Einrichtung des Kriegswesens und der Finanzzustand unter Heinrich V. ist nicht unbemerkt geblieben. Dass der französ. Krieg in der Mitte des 15. Jahrh. einen so schlechten Ausgang hatte, davon lag die Ursache vornemlich in den innern Zwistigkeiten vorzüglich am Hofe zu London, deren Geschichte wohl aus einander gesetzt ist. Aber was wir überhaupt bey der Geschichte der innern, frühern und spätern Unruhen vermissen, ist eine etwas genauere Entwickelung ihrer eigentlichen Tendenz sowohl als der Ursachen, warum sie gerade den Gang, die Wendung nahmen, die die Geschichte angibt. Bey dem Kriege der zwey Rosen folgt die Erklärung dieses Namens erst später (S. 111. bey 1461). Eine genealog. Tabelle, die Verwandschaften leichter zu übersehen, wäre hier wohl zweckdienlich gewesen. Am Schlusse dieser Unruhen aber, als Heinrich VII. den Thron bestieg, hätten wir noch das Resultat der bisherigen Veränderungen und Ereignisse für Nation, Staat, Sitten u. s. f. zusammengefasst gewünscht, um darnach den Grad der bürgerlichen und übrigen Cultur zu bestimmen, auf welchem England sich befand, als das Haus Tudor den Thron bestieg. Die Regierung dieses Hauses macht die fünfte Periode aus. Heinrich VII. bediente sich zwar der Rechte des Hauses Lancaster, setzte sich aber zugleich in den Besitz des Throns, ohne erst seine Rechte der gewagten Untersuchung und Entscheidung des Parlaments zu überlassen. Auch liess er sich im nächsten Jahre vom P. Innocenz VIII. sein dreyfaches Recht zur Krone durch eine Bulle bestätigen. Durch seine Vermählung mit Elisabeth vereinigte er freylich die beyden Rosen, aber ohne seinen Hass gegen das Haus

Digitized by Google

York abzulegen. Die Schilderung, die der Hr. Vf. überhaupt von ihm macht, S. 186 f. gereicht nicht zu seinem Vortheil. „Er wollte, heisst es da, von den Unterthanen nicht geliebt, sondern nur gefürchtet seyn. Das Gute, das er der Nation erwies, that er mehr wegen seines eignen Vortheils, als aus Liebe für das gemeine Beste.“ Seine merkwürdigern Gesetze werden noch angeführt. Wie eigennützig Ferdinand der Katholische die genauere Verbindung mit dem jungen König Heinrich VIII. gebrauchte, wird vorzüglich gut entwickelt. Nicht weniger vollständig sind die folgenden Begebenheiten erzählt; nur scheint uns auch hier manches, was mehr die besondere Geschichte Frankreichs oder seines Königs Franz I. angeht (wie S. 237), Platz gefunden zu haben. Der Gang der Unternehmungen Heinrichs seit seiner Ehescheidungsangelegenheit wird vom Hrn. Verf. so verfolgt, dass alles dasjenige, was darauf Einfluss hatte, sichtbar gemacht wird. „Merkwürdig, sagt er, als er die Resultate des Lebens und der Regierung Heinrichs VIII. zusammenfasst, ist die sclavische Unterwürfigkeit und Willfährigkeit des Parlaments, das sich immer zum Werkzeug der Tyranney des Königs brauchen liess, und nie den geringsten Versuch that, sich, zur Erhaltung der Nationalfreyheit, seinen despotischen Absichten und Forderungen zu widersetzen. Das Verbrechen des Hochverraths wurde durch Parlamentsverordnungen so sehr vervielfältigt, dass man fast jedem, der im Wege stand, beykommen konnte; selbst auf Worte, zum Nachtheil des Königs, der Königin, oder der kön. Descendenten gesprochen, war die Strafe des Hochverraths gesetzt: und bey der Abfassung dieser harten Gesetze verfuhr man insgemein so unachtsam und übereilt, dass oft eins dem andern widersprach.“ (Es war also ein zweytes Zeitalter des Tiberius.) Unter Eduard VI. sind bey den grössern Ereignissen der Reformation der engl. Kirche, und der Hofintriguen, die für den Handel Englands getroffenen neuen Anstalten und die Weltentdekungen nicht vergessen. In der Geschichte der Maria wird bemerkt, dass es ihre Absicht gewesen sey, ihren Gemahl Philipp, dem zu gefallen sie alles that, zum Herrn von England zu machen. Daraus lassen sich die meisten ihrer Handlungen erklären, die sie immer mehr verhasst machten. Es war dem Hofe nicht um Bekehrung, sondern um Ausrottung der Protestanten zu thun. Die Königin war allerdings krank und von Jugend auf missmüthig und übel gelaunt, was zu einiger Entschuldigung derselben angeführt wird. Je mehr der Handel beschränkt, die Polizey vernachlässigt, der bürgerliche Zustand schlecht beschaffen war, desto glänzender sind die Verbesserungen, die unter der Regierung der Elisabeth gemacht wurden, mit welcher der Hr. Verf. sich auf mehr als 200 Seiten beschäftigt. Sie verdiente gewiss eine solche Ausführlichkeit bey der Menge von Merkwürdigkeiten. Elisabeth genoss gleich anfangs die Zuneigung der Nation, und benahm sich, obgleich nur erst 25 Jahre alt, mit eben so vieler Klugheit als Mässigung. Sie wurde in dem ersten Parlament zwar nicht zum Oberhaupt, aber doch zur Regiererin der Kirche erklärt, und der Suprematseid wieder eingeführt; die Kirche erhielt nun Protestanten zu Bischöfen und Erzbischöfen. Von 1559 an entstand die gewiss nicht ganz ungerechte Eifersucht und Abneigung der Elisabeth gegen Maria Stuart, und der Hr. Verf. hat mit Recht gleich auf das aufmerksam gemacht, was dereinst auf das Schicksal dieser Maria einen grossen Einfluss hatte. Vielleicht wäre es angenehm gewesen, wenn er sich weniger streng an die Zeitfolge gehalten, und eine mehr zusammenhängende Uebersicht des Betragens der Maria an einem Orte gegeben hätte; doch er folgt überhaupt der Jahresordnung, und auch so wird die Einsicht in den Gang mancher Begebenheiten erleichtert. Und in der Folge wenigstens ist die Geschichte der Maria aus mehrern Jahren zusammengefasst worden. S. 452 sind auch die neuern Untersuchungen über die Ermordung des zweyten Gemahls der Maria, wodurch sie von allem Verdacht frey wird, angeführt. (Vergl. S. 507.) Aus der Umständlichkeit, mit welcher die Schicksale der Maria und Schottlands S. 444 — 490 erzählt sind, kann man schliessen, dass wohl die Geschichte Schottlands nicht besonders vom Hrn. Verf. wird eingeschaltet werden. Wir gestehen übrigens, dass uns das Gemälde der Königin Maria S. 553 ff. doch zu sehr verschönert scheint. Manchen zu Anfang aufgestellten Zügen scheint selbst das Folgende nicht ganz zu entsprechen. Wie sehr die Königin Elisabeth, deren Charakter überhaupt in kein zu mildes Licht gestellt wird, 1593 dem Parlement das Gewicht ihrer Macht fühlen liess und seine Privilegien verletzte, wird S. 573 dargethan, die Ursachen des Uebermuths und despotischen Verfahrens lassen sich aus dem Vorhergehenden auffinden. Die Constitution hatte während der 45jährigen Regierung der Elisabeth nichts gewonnen; Elisabeth machte von den Vorrechten der Krone einen ausgedehntern Gebrauch als ihr Vater. Das Gericht der Sternkammer, die hohe Commission und das Kriegsrecht, waren die vornehmsten Werkzeuge der unumschränkten Gewalt, und von allen dreyen wird Nachricht gegeben. Aus Neigung zur Unabhängigkeit war die Königin sehr sparsam und wirthschaftlich. Was für Landbau, Manufacturen, Handel, Kolonien, Seewesen, Gelehrsamkeit gethan wurde, ist noch zuletzt angegeben, und mit einigen Nachrichten von vorzüglichen englischen Schriftstellern dieser Zeit schliesst der gegenwärtige Band, dem bald ein neuer folgen möge!

DEUTSCHE GESCHICHTE.

Geschichte Maximilians I. u. seiner Zeit. Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet von *Peter Philipp Wolf. Zweyter Band.* Mit Herwarts Bildnisse. München, bey Lindauer. 1807. gr. 8. VI. u. 664 S. (2 Thlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen sehen wir unsere beym Schluss der Anzeige des 1. Bandes (St. 32. S. 511.) geäusserte Hoffnung einer ununterbrochenen Fortsetzung die-

Digitized by Google

ses, unsre historische Literatur wahrhaft bereichernden, Werks erfüllt. Denn gewiss dieser neue Band ist nicht weniger reichhaltig als der vorige; die Wichtigkeit der Begebenheiten und der zu ihrer Darstellung gebrauchten Handschriften gibt ihm ein noch grösseres Interesse. Das *dritte* Buch enthält bloss die Geschichte der europäischen Staaten von 1598 bis 1606. Denn der Hr. Verf. fand es nöthig, zuerst von den Ereignissen, die vor dem Zeitpuncte hergingen, in welchem Maximilian als deutscher Reichsstand thätig zu wirken anfing, einen Umriss zu geben. Er fangt (1. Cap.) mit Spanien, Philipps II. schrecklichem Tode, seinen Bekenntnissen, seinem Testamente, dem neuen König Philipp III. und dessen Charakter an; unter des letztern Regierung verzehrte, sagt der Vf., die wildeste Verschwendung, die noch übrig gebliebenen schwachen Kräfte des Reichs. Doch fanden sich noch immer Männer aus der Schule des alten Königs, die mit derselben Feinheit und Klugheit, auch mit demselben Uebermuthe wie ehemals, das gefürchtete Ansehen der spanischen Politik im Auslande erhielten. Frankreich (Cap. 2.) hatte eben den Frieden wieder erhalten, und Sully, der ohne Heinrich kein so grosser Minister, so wie Heinrich ohne ihn kein so grosser Regent, geworden seyn würde, war auf Wiederherstellung der Finanzen bedacht. Er erleichterte aber erst dem Landvolk die Lasten, ehe er an die Füllung der königl. Cassen dachte, zügelte die Habsucht der Finanzbeamten, rottete andere Missbräuche aus, und brachte es in wenigen Jahren dahin, dass sein König, dessen Schatz beym Antritt der Regierung erschöpft gewesen war, über Millionen gebieten konnte, und gefüllte Magazine, Zeughäuser u. s. f. hatte. Der Sturz des spanisch-österreichischen Hauses war das Ziel, welches Heinrich nicht aus den Augen liess, aber nur Sully war mit diesem Plane bekannt. Von Englands Geschichte (C. 3.) fallt in diesen Zeitabschnitt von acht Jahren der Volksaufstand in Irland, der Tod der Königin Elisabeth, die Thronbesteigung des Königs Jakob, Veränderung im politisch. System u. Pulververschwörung. Bey dem Schicksal des Grafen von Essex, dessen Hinrichtung die Popularität der Königin sehr verminderte, macht der Hr Vf. die sehr wahre Bemerkung: „das Volk, welches durch den rauschenden Ruhm des Kriegshelden leicht zur Bewunderung hingerissen werden kann, ist zu allen Zeiten viel geneigter, dem glücklichen Soldaten, als dem ohne Geräusch arbeitenden Staatsmanne zu huldigen." Die Würdigung der Elisabeth ist sehr ausführlich und gerecht. Warum bey dem bemerkten Religionswechsel in England die Periode Eduards VI. übergangen wird, sehen wir nicht ein, und dass die neue relig. Constitution, unter der Elisabeth, noch *Ströme* Bluts gekostet hätte, ist eben so unerweislich, als dass die Puritaner hätten *eigentliche Independenten* von der Regierung damals seyn wollen. Denn von den Zeiten der Stuarte kann noch nicht die Rede seyn. Vier Partheyen an Jakobs Hofe werden geschildert; die Pulververschwörung aber als eine der verruchtesten Unternehmungen dargestellt, welche zugleich die Stärke und Schwäche des menschl. Geistes und die Gewalt beweise, mit welcher Religionsvorurtheile und religiöser Fanatismus auf die Gemüther wirken. Von dem Eid, welchen der König von seinen kathol. Unterthanen forderte, sagt er mit Recht, dass kein Unterthan, ohne Verräther oder Rebell gegen den Staat zu seyn, sich der Leistung eines solchen Eides entziehen kann. Gleichwohl lehrte P. Paul V. in einem Breve, dass ihn niemand leisten könne; „salva fide catholica et salute animarum." Es ist nicht übel, dass manchmal an solche Breve's erinnert wird. Das 4te Cap. erzählt die Begebenheiten des erneuerten Kriegs in den Niederlanden und die Verhandlungen des Waffenstillstands 1609., und das 5te Cap. beschäftigt sich mit einigen Staaten Italiens. Der Grossherzog von Toskana, dessen Gebiet 100 mal kleiner als das Gebiet des Königs von Spanien war, besass einen Schatz, der 100 mal grösser war als der Schatz des mächtigen span. Monarchen. Fast alle Höfe nahmen in Geldverlegenheiten ihre Zuflucht zu den vollen Cassen des Grossh. von Toscana, auch der baierische, wie aus handschriftl. Nachrichten von 1596 erwiesen wird. Drey Papste fallen in diesen Zeitraum, Clemens VIII. (dessen „possierliche Ruthenstreiche," welche Heinrich IV. in seinen Gesandten von ihm erhielt, zweymal erwähnt sind, so wie sein durch die Jesuiten bewirkter Tod, von denen Hyac. Serry so naiv bey dieser Gelegenheit sagt: „Socios in illis rerum suarum angustiis *humani* aliquid passos esse), Leo XI. und Paul V., und der Bruch der Republ. Venedig mit dem röm. Hofe über die Personalimmunität des Klerus, dessen Geschichte ausführlicher erzählt wird. Baronius schrieb bey dieser Gelegenheit: das Amt des allmächtigen Vaters, des Papstes, ist doppelt, Weiden und Todtschlagen. Denn als Christus zu Petro sagte: Weide meine Schaafe; erscholl zugleich eine Stimme vom Himmel (von der freylich nur *die Tradition* weiss), die sagte: Tödte und iss sie. Diese Schlachtung geschieht allein *aus wahrer Liebe*, und ist keine Grausamkeit u. s. f. Wie ehrwürdig steht dagegen Sarpi da! Das neue, was Hr. Professor W. hier mittheilt (S. 97 ff.), ist ein von J. B. Linke an den Churf. von der Pfalz, Friedrich IV., Vened. am 19. Oct. 1609. geschriebener Brief, der über Sarpi's Gesinnungen gegen den Protestantismus Licht gibt. Vom *nordlichen* Europa zeichnet der Hr. Vf. im 6. Cap. vorzüglich Siegmunds Verlust der schwedischen Krone und die russische Thronrevolution aus, und im 7. Cap. wird der Zustand des Osmann. Reichs, die Kriege in Ungarn, und des Kön. Rudolphs II. Schicksale aufgestellt. Von dem erstern heisst es (S. 115): „Sultane, wie Suleiman, wurden den Süden und Norden von Europa erobert haben. Seine schwachen Nachkömmlinge, die den Harem nie oder nur selten verliessen, konnten kaum ihre Weiber, vielweniger also ein so grosses Reich beherrschen, wie im 16ten Jahrh. das Osmannische noch war." Der Erzherzog Ferdinand von Steyermark zog doch in Ungarn den Kürzern gegen sie, hauptsächlich darum, weil, wie in einem handschr. Bericht an Maximilian steht, er nur den Rath von

Digitized by Google

Weibern und Jesuiten befolgt hatte.“ Aus des baier. Agenten am kais. Hofe, Wilh. Bodens, Schreiben an Maximilian vom 20. Oct. 1606, sind wichtige Nachrichten über den persönl. Zustand Rudolfs II. (bey dem sich bisweilen Spuren des Wahnsinns zeigten), des Matthias u. s. f. mitgetheilt. Der Religionszustand in den österr. Staaten und die Gegenreformation in Steyermark, Kärnthen und Krain, Ober- und Niederösterreich macht den Inhalt des 8. Cap. aus. „Der Erzherzog Ferdinand, in der Schule der Jesuiten erzogen, trat seine Regierung in Steyermark, Kärnthen und Krain mit dem bestimmtesten Vorsatz an, Alles, was er Unkraut auf dem Acker des Herrn, d. i. Lutherthum nannte, mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen. In diesem Vorsatze bestärkten ihn Weiber und Jesuiten.“ Schon 1598 fing er die Gegenreformation an. Die deutschen Reichsangelegenheiten dieser Zeit, der Deputationstag zu Speyer 1595, und der Reichstag zu Regensburg 1597 erhalten im 9. Cap. aus handschriftl. Quellen, aus welchen längere Stücke ganz abgedruckt sind, mehr Licht. Die baier. Instructionen beweisen, wie viel dem baier. Hofe daran lag, dass die kathol. Parthey überall die Oberhand erhalte. Diese Angelegenheiten sind im 10. Cap. fortgesetzt, wo die Convente protest. Fürsten zu Frankfurt und Friedberg, die Fortsetzung des Deputationstags zu Speyer 1600, die Hemmung der Revisionen reichskammergerichtl. Processe und der neue Reichstag zu Regensburg 1603, vorkommen. Ueber die Verhandlungen der Protestanten konnte freylich nichts aus handschr. Quellen beygebracht werden, wohl aber über die Reichsangelegenheiten, bey denen Baiern concurrirte. Doch wird aus einem Briefe an Maximilian gezeigt, wie hoch schon 1603 die Spannung zwischen Churpfalz und Chursachsen gestiegen war. Der Verf. verschweigt es nicht, dass Maximilian durchaus den Protestanten keinen Vortheil (oder vielmehr keine billige Gestattung eines Theils ihrer gerechten Forderungen) zugestehen wollte, und selbst ungern in den Vorschlag gewilligt habe, durch welchen der Erzh. Matthias noch die Trennung zu verhüten wusste. „Ob übrigens der Vortheil, setzt er hinzu, den Baiern durch seine Standhaftigkeit erlangt hatte, gross genug war, um die Nachtheile aufzuwiegen, die aus der gänzlichen Hemmung des Laufs der Reichsjustiz für das ganze Reich nothwendig erfolgen mussten, darf billig bezweifelt werden. Dem missverstandenen Interesse der Religion opferte Baiern durch diese Standhaftigkeit die viel wichtigern Interessen des Staats auf. Es machte die Wunden, die durch die Kirchenreformation dem deutschen Staatskörper geschlagen wurden, unheilbar.“ Im *vierten* Buche stellt der Verf. den Ursprung, Fortgang und die Folgen der Unruhen, die wegen einer Procession zu Donauwörth entstanden sind, dar. Er geht von dem Religionszustande in den Reichsstädten aus, und bemerkt, dass ihr Wohlstand durch geschickte Handwerker, treffliche Künstler, vermögliche Kaufleute, die der neuen Lehre zugethan waren, bewirkt wurde, aber Unduldsamkeit und gegenseitiges Misstrauen viel verdarb. Sodann werden (Cap. 2) die zu Donauwörth durch einen unbedeutenden Vorfall bey einer Procession veranlassten Unruhen, zum Theil nach handschr. Nachrichten, genau erzählt. Man sieht, das Unglück rührte doch von der Unbesonnenheit des Abts, der sich über Verträge so gut wie über alle Regeln der Klugheit erhaben glaubte, vornemlich her. Maximilian, Herz. von Baiern, erhielt (Cap. 3) Commission zur Beschützung der Katholiken 1607. Diese Commission veranlasste einen neuen Pöbelaufstand 24. Apr. 1607 (aus dem Commissionsbericht ist das Wichtigste abgedruckt). Maximilians Strenge und des Kaisers Milde gegen die Donauwörther contrastiren (im 4. Cap.) mit einander. Maximilian hielt es seiner nicht unwürdig, den kais. Ministern und Räthen, die ihm beystimmten, Geschenke zu machen, die aus einem Msp. verzeichnet werden. Auch die neuen Versuche, die Irrungen in Donauwörth friedlich beyzulegen (die im 5. Cap. aus neuen handschr. Quellen belegt sind), misslangen. Denn, obgleich der kleine Rath zu Donauwörth den verlangten Recess aufgestellt hatte, so änderte sich doch daselbst nach Abreise der baier. Commissarien die Scene plötzlich, und Maximilian ordnete eine neue Commission ab, der er eine eigenhändige Instruction gab, wodurch es den Donauwörthern allerdings leicht gemacht war, der Gefahr zu entgehen. Nach dem Commissionsbericht waren nicht nur die Bürger gewöhnlich betrunken, sondern auch „der Bürgermeister ziemlich bezecht, und der Stadtsyndicus zum Zerplatzen voll,“ daher denn die Commission, die sich persönlich beleidigt glaubte, bald abreisete. Doch musste Max., auf des Kaisers Verlangen, eine neue Unterhandlung anfangen, aber die Commissarien schienen nicht dazu gemacht gewesen zu seyn, ein aufgereiztes Volk zu beruhigen; sie bemühten sich, die Missverständnisse zwischen Rath und Bürgerschaft zu vergrössern. Nun erfolgte (Cap. 6) die Publication der Achtserklärung 12. Nov. 1607 (die wenig Eindruck auf die Donauwörther machte, und auch in andern Reichsstädten übel aufgenommen wurde); der Pfalzgraf von Neuburg suchte die Execution aufzuhalten; aber Max. liess sich nicht hindern, die Stadt im Dec. mit seinen Truppen besetzen zu lassen. Die Instruction, die er dem Anführer des Executionsheers ertheilte, und der Schluss seines Berichts nach Rom sind unter den vielen handschr. Nachrichten, vorzüglich merkwürdig. Es erfolgten nun grosse politische und kirchliche Veränderungen in der Stadt. Das Gutachten, welches eine Commission über die Frage, ob und wie die kathol. Religion in Donauwörth einzuführen und die Secten auszutilgen wären, erstattete 24. Dec. 1607, fiel abrathend aus, und mässigte anfangs Max's. feurigen Religionseifer, aber die Jesuiten wussten ihn bald wieder zu entflammen, so dass er selbst die kais. Religionsvollmacht überschritt, und die Nichtkatholischen mannigfaltig bedrucken liess. Auf dem bald darauf erfolgten Reichstag zu Regensburg 1608 (C. 8) stieg die Erbitterung und der Kampf der kathol. und protest. Stände so hoch, vornemlich durch Max's. Eifer (denn selbst die geistl. Churfürsten

Digitized by Google

würden dem Frieden manches Opfer gebracht haben), dass eine Trennung erfolgte, und der Kaiser, hier ganz unschuldig, das Opfer der Uneinigkeit unter den Ständen wurde. Aus Mspp. sind hier auch zur Gesch. der protest. Stimmen wichtige Beyträge gegeben. Einem churpfälz. Votum, worin es unter andern hiess: die Protestanten wollten *nicht mehr weiter greifen*, hatte Maximilian im Reichstagsprotocolle am Rande beygeschrieben: Das dank der Teufel! Die protest. Stände verwandten sich nun bey dem Kaiser für die Sache der Donauwörther (aus ihrer Intercessionsschrift im Msp. ist C. 9 ein Auszug gegeben), mit dem Erfolg, dass (C. 10) Donauwörth von der Acht befreyet wurde, Maximilian aber die Stadt als Pfandschaft erhielt, und also doch seinen Zweck erreichte; denn so viele Gründe der Kaiser auch hatte, die Protestanten zu schonen, so sehr musste er den Herzog Maximilian, dem man am kais. Hofe die Zerrüttung im Reiche Schuld gab, fürchten. Die Instruction, die Max. seinen Commissarien bey der Besitznahme der Stadt mitgab (a. d. Mspt.), enthielt eine offenbare Anweisung zur Unterdruckung der Lutherischen (S. 547), und es erfolgten (C. 11) politische und religiöse, offenbar rechtswidrige (wie selbst M's. Räthe vorstellten), hier aus handschriftl. Nachrichten belegte, Bedruckungen der Donauwörther. Die vereinigten protest. Stände schickten deshalb eine Deputation an den Kaiser nach Prag, an deren Spitze der Fürst Christian von Anhalt stand, aus dessen überreichter Schrift, so wie aus einem Gutachten über die Reformation der kais. Staats- und Hofämter, bedeutende Auszuge gegeben sind. Ueber den Bescheid, den der Kaiser diesem Fürsten ertheilte (C. 12), war Max. sehr aufgebracht; seine aus dem Msp. mitgetheilten Schreiben beweisen es. Aber der Kaiser war entschlossen, sein dem Fürsten zu Anhalt gegebenes Wort zu halten, und die Donauw. Restitutionssache wurde betrieben. Max. Executionsrechnung belief sich auf 468448 fl. Man hatte nicht mit doppelter, sondern mit sechsfacher Kreide geschrieben. Matthias selbst drang auf die Restitution von Donauwörth. Aber alle Verhandlungen und Commissionen, die man hier aus handschr. Nachrichten kennen lernt, blieben fruchtlos; dem Herzog von Baiern war es kein Ernst, die Stadt wieder abzutreten. — Bisher galt es nur das Interesse einer kleinen Reichsstadt. Bald war es um das Schicksal ganzer Provinzen und Deutschlands selbst zu thun. Es folgt im *fünften* Buche die Geschichte der Union der Protestanten, der Liga der Katholiken, und des Jülich'schen Erbfolgestreits. Das 1. Cap. enthält die frühern Versuche der Protestanten, besonders des Churpfälz. Hauses seit 1594, unter sich einen Bund zu schliessen. Darauf folgt (C. 2) der Convent protest. Fürsten zu Ahausen und der Abschluss der Union, nach bekannten, nicht neuen, Quellen lehrreich dargestellt. Aber im 3. C. sind M's. Bemühungen, unter den kathol. Ständen eine Conföderation zu Stande zu bringen, aus handschriftl. Quellen ins Licht gesetzt. Die 3 geistlichen Churfürsten veranstalten einen Convent zu Andernach 1608. Maximilian blieb nie auf halbem Wege stehen. Er liess den geistlichen Churfürsten keine Ruhe mehr. Aus Wensin's Bericht über seine Aufnahme zu Heidelberg und Unterhandlungen an den geistlichen Churfürstenhöfen sind erhebliche Bruchstücke mitgetheilt. Auf dem Convent einiger kathol. Stände zu München (Jul. 1608) kam schon die Unionsgrundlage, die man S. 445—457 lieset, zu Stande, und Hr. W. erinnert zugleich, dass wirklich Maximilian, nicht der Bischof von Würzburg, Stifter der Liga gewesen sey. Hierauf wird (C. 5) der Congress der 3 geistl. Churfürsten in Mainz beschrieben. Die Instruction, die M. seinen Gesandten dazu mitgab, ist aus der Handschr. mitgetheilt; auch wird von einigen Unterhandlungen mit dem päpstl. Nuncius Nachricht gegeben. Es wurde sodann (C. 6) eine Gesandtschaft nach Italien geschickt, besonders an den Papst, span. Subsidien gesucht, und der erste Bundestag zu Wurzburg gehalten. Ueber alles diess erhält man hier viele neue Belehrung, die auf handschriftl. Quellen beruhet. Der Julichsche Successionsstreit erhält (C. 7) doch auch einige Aufklärung aus einer Instruction M's. Interessant ist der Auszug S. 514 ff. aus dem latein. geschriebenen Tagebuch der Exorcismen, die man mit dem letzten Herz. von Cleve, Jülich und Berg in seiner Krankheit vornahm. In dieselbe Zeit fiel Heinrichs IV. grosser Entwurf, Europa in 15 Staaten zu theilen (worüber doch auch ein paar handschr. ital. Werke benutzt sind). Dass Max. damit einverstanden gewesen sey, wie es in Sully's Memoiren heisst, findet Hr. W. mit Recht unwahrscheinlich. Warum Max. jetzt auf einmal so unthätig wurde, davon sind C. 8. die Ursachen angegeben. Er fand sich überall in seinen Erwartungen betrogen. Der Bundestag zu München im May 1610 vermehrte sein Misvergnügen; er legte die Bundesoberstenstelle nieder. Die Geschichte der baier. Gesandtschaft in Prag und Donnersberg's Verrichtungen daselbst werden im 9. u. 10. C. ganz aus handschriftl. Quellen dargelegt. Aber es sind auch noch andere Notizen aus gleichen Quellen eingestreuet, z. B. S. 559 f. über den Churf. von Sachsen, Christian II., der sich sogar in den kathol. Bund wollte aufnehmen lassen. Die Briefe aber, die zwischen Max. und Donnersberg gewechselt wurden, verbreiten viel Licht über das Unionswesen und die Geschichte der Zeit. Max. machte darauf (C. 11.) zum Kriege Anstalt. Ein neuer Bundestag wurde zu München gehalten, dessen Verhandlungen, so wie das Schreiben der Liga an die Union am 7. Sept. 1610 aus dem Msp. mitgetheilt sind. Dieses Schreiben veranlasste doch einen Friedenscongress zu München und den Abschluss eines Waffenstillstands am 24. Oct. 1610; durchaus nach handschriftl. Nachrichten erzählt, wodurch auch (besonders nach Maasgabe des wichtigen Actenstücks Ursachen und Beweggründe, warum — der gesuchten Handlung Statt gegeben worden) Schmidts und Schillers Ansichten dieser Angelegenheiten sehr verändert werden. Und mit diesen wichtigen Nachrichten schliesst gegenwärtiger Band, der alle Geschichtsfreunde sehr interessiren muss. Ein correcterer Abdruck wäre wohl für die Zukunft zu wünschen.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

142. *Stück, den* 11. *November.* 1807.

STAATSWIRTHSCHAFT.

Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen, mit ununterbrochener Rücksicht auf die bisherigen Systeme, von *Gottlieb Hufeland*, Hof- und Justizrath und ordentl. Profess. d. Rechte zu Landshut. Erster Theil. Giessen und Wetzlar, bey Tasché und Müller. 1807. XXXVI S. Vorr. u. Inhaltsverzeichn. u. 387 S. Text, 8. (2 Thlr.)

Wenn man bedenkt, welche nachtheilige Folgen für Völker und Staaten nach der Natur der Sache immer mit unrichtigen Ansichten vom Wesen der Staatswirthschaft gepaart sind, und welche bedeutende Nachtheile diese Ansichten beynahe allen Staaten und allen Nationen bisher wirklich erzeugt haben; so muss man sich innig freuen, dass das Streben, auch in diesem Theile der Staatslehre auf richtige und feste Principe zu kommen, und hierauf ein haltbares und dem Wohl der Staaten und der Menschheit angemessenes System der Staatswirthschaftskunst zu bauen, von Tage zu Tage sichtbarer wird, und die Bearbeitung dieses wissenschaftlichen Feldes beynahe ein Lieblingsgegenstand der Beschäftigung unserer denkendsten Köpfe zu werden scheint. Vielleicht wird dem Menschen- und Bürgerfreunde endlich einmal die Freude zu Theil, im neunzehenten Jahrhunderte ein System aufgeführt zu sehen, das, auf eine solide Grundlage gebauet, wahre Dauer verspricht, aus der Schule in die wirkliche Welt übergeht, und dem endlosen Schwanken unserer Regierungen zwischen haltbaren und unhaltbaren Grundsatzen, zweckmässigen und zweckwidrigen Manipulationen, und humanen und inhumanen Maasregeln endlich einmal ein Ende macht. — An die Reihe der Denker, die seit einigen Jahren diesen Zweig der Staatswissenschaften in unserm Vaterlande mit Erfolg bearbeiteten, schliesst sich in der hier vorliegenden Schrift auch der, als Philosoph und Rechtsgelehrter, rühmlichst bekannte Verfasser an; und zwar mit keinem geringern Vorhaben, als dem, „eine durchaus veränderte Hauptansicht dieser Wissenschaft darzustellen, unter der sich vieles bisher Behauptete fester begründen, und manche neue Lehre hervorgehen wird;“ wobey er sich jedoch blos „auf Prüfung der Grundbegriffe, und „auf eine Grundlegung des Ganzen aus den berichtigten Grundbegriffen beschränkt.“ — Und Rec. kann mit voller Ueberzeugung versichern, dass der Verf. seine, durch diese in der Vorrede enthaltene Aeusserungen, ziemlich gespannte Erwartungen beynahe durchgehends auf das Genugthuendste befriediget hat. — Bey der Bearbeitung der Staatswirthschaftslehre konnte man sich bisher eines Theils nie ganz von der Maxime losreissen, man müsse sich dabey immer zunächst an die Idee vom Staate halten, und sich diesen als ein isolirtes Wesen darstellen, das durch Befolgung der Principe der Staatswirthschaftslehre auf die Erhaltung und Vermehrung seiner individuellen Gütermasse hinarbeitet. Andern Theils aber ging man bey der Entwickelung der Grundbegriffe von *Gut*, *Werth*, *Preis*, *Geld* und *Volksvermögen* immer von gewissen, nicht genau genug geprüften, Vordersätzen aus, die man als Axiome annahm, ohne zu untersuchen, ob sie durchaus richtig und haltbar seyen, und ohne den Endpunct aufzusuchen, von dem die ganze Untersuchung ausgehen muss, wenn man zu wahrhaft richtigen und durchaus unbestreitbaren Resultaten gelangen will. Und gerade in der unterlassenen Aufsuchung dieses Endpuncts lag der Grund, warum bisher eine vollkommen befriedigende Vereinigung unserer verschiedenen staatswirthschaftlichen Systeme nie möglich war, warum die verschiedenen Partheyen unserer Theoretiker für ihre aufgestellten Behauptungen immer einige Gründe aufbringen konnten, die ihre Gegner bey aller Anstrengung und bey allem Scharfsinne, den sie auf die Bekämpfung jener Behauptungen verwendeten, doch am Ende nicht ausreichend widerlegen konnten. Beyde Klippen, an welchen bisher alle Versuche unserer Staatswirthschaftslehrer ein durchaus befriedigendes System dieser Wissenschaft aufzustellen, immer scheiterten, und noth-

wendig scheitern mussten, hat der Verf. bey seiner neuen Grundlegung nicht nur möglichst zu vermeiden gesucht, sondern auch allerdings glücklich vermieden. Die Aufsuchung jenes Endpuncts ist insbesondere die Haupttendenz seiner Arbeit; und man kann ihm ohne Befangenheit und Partheylichkeit unmöglich das Lob versagen, dass durch seine Bearbeitung die ganze Staatswirthschaftslehre nicht nur eine bey weitem liberalere und humanere Gestalt erhalten hat, als sie bis jetzt erhalten hatte, sondern dass auch die Wissenschaft überhaupt dadurch in jeder Hinsicht bedeutend gewonnen hat. Ist es je möglich, hier zu einem festen und unwandelbaren Systeme zu gelangen, so ist es nur auf dem Wege möglich, den er zu dem Ende vorgezeichnet und glücklich betreten hat.

Bey der vom Vf. hier gelieferten neuen Grundlegung der Staatswirthschaftskunst liegt die sehr richtige, aber bisher grösstentheils durchaus verkannte, Idee zum Grunde, „dass man bey jedem Systeme „der Staatswirthschaftskunst von der Frage ausgehen „müsse: *wie es mit Gutern und einer Gutermasse, „mit ihrem Entstehen und ihrem Verfall stehen und „gehen würde, wenn der Staat gar nicht das Min„deste thäte, und in ihren natürlichen Gang ein„wirkte?* und dass man diesemnach vorzüglich die „Fragen zu erörtern habe: *wie sind Guter über„haupt nützlich? welche sind die Bestimmungen, die „sie erfordern, oder neben sich erzeugen? wie wird „aus Gütern ein Ganzes? und was ist bey allem die„sem nothwendig und allgemein? was abweichend „und bedingt?* dass man hierbey von den einfachsten Verhältnissen ausgehen und sich diese in allen „Beziehungen recht deutlich machen müsse, um „auch ganz klar in den angewandten sehen zu „können, dass man erst die einzelnen Güter *für „Einzelne*, und dann *unter Mehreren* betrachten, „hierauf um zu einer Verbindung unter ihnen, zu „einer Gütermasse zu gelangen, über den *Preis*, „ohne welchen keine Vergleichung der Güter denk„bar ist, mit seinen Arten, und über das Bindungs„mittel aller Güter, das *Geld*, sich verständigen, „und endlich, als Resultat aller dieser Untersuchun„gen, sich richtige Ansichten vom Vermögen und „den Arten desselben bilden müsse.“ — Und diese Idee, die zugleich den Plan der ganzen Schrift bezeichnet, ist in dem vorliegenden Bande in Rücksicht auf die hier behandelten Objecte, *die Hauptbegriffe von Gut, Werth und Preis*, auf das Trefflichste aus- und durchgeführt.

In unsern bisherigen Systemen der Staatswirthschaft beschränkte man sich immer lediglich auf die Körperwelt. Der Geist blieb ausserhalb des Kreises, den man um die Gütermasse zog. Oder nahm man auch hie und da auf ihn Rücksicht, so sah man ihn doch höchstens immer nur als eine natürliche Quelle von Dingen an, welche Güter werden können; und wiess ihm selbst hier einen bey weitem zu engen Wirkungskreis an, um seine, auch in der Güterephäre im ausgezeichnetsten Grade thätige, Wirksamkeit in ihrem ganzen ausgedehnten Umfange äussern zu können. Indessen ist es doch — wie der Verf. sehr richtig bemerkt — keine todte für sich selbst fortschleichende, nur von Stufe zu Stufe fallende, Materie, was den Kreis der Güter und ihre Verhältnisse ausfüllt, sondern auch diese Sphäre belebt nur der Geist des Menschen. Mit Recht hat daher der Verf. auch hier ihm seine gebührenden, ehehin verkannten Rechte vindicirt; und gerade in dieser Vindication liegt ein Hauptpunct der Neuheit seines hier aufgestellten Systems, und eines der wichtigsten Momente seines Verdienstes, das er sich durch seine Arbeit um die Wissenschaft erworben hat. Wie er bey der trefflich gelungenen, und auf manche höchstinteressante neue Ansicht hinführenden Entwickelung der Begriffe von *Gut* und *Werth* — womit seine Darstellung beginnt — bis zur höchsten Evidenz nachweist, ist es bloss der menschliche Geist, der Güter, *als solche*, schafft; der *Dinge, welche Guter seyn können*, zu *wirklichen Gütern* erhebt, und ihnen *Werth* gibt. Die Bestimmung von *Gut* und *Werth* hängt nicht von Dingen an sich, sondern von zufälligen, unter sich verschiedenen, sich abändernden Vorstellungen, von *Meynungen* ab, bey welchen sich nur die Thätigkeit des menschlichen Geistes äussert. *Gut* ist, nach den ganz richtigen Begriffen des Verfs., *jedes Mittel zum Zwecke eines Menschen*, und *Werth* bezeichnet weiter nichts, als *die Tauglichkeit zu einem Zwecke von Menschen*. *Dinge* können daher nie anders *als Guter* und als *Sachen von Werth* betrachtet werden, als *vermöge der Vorstellung, welche Menschen* — einer oder mehrere — *sich davon machen*. Ein Ding kann in jedem Falle nur dadurch ein *Gut* werden, dass man entweder einen Zweck kennen lernt, zu dem man die schon früher, aber ohne Kenntniss dieses Zwecks, existirende Sache als Mittel gebrauchen kann; oder dass man es als ein Mittel zu einem bereits bekannten Zwecke kennen lernt. Die Körperwelt kann die Dinge, welche Güter werden können, nicht einmal *alle* hervorbringen. Nicht alle Dinge, und also auch nicht alle Güter entstehen durch die *Natur*, d. h. unabhängig von menschlicher Thätigkeit und Willkühr, sondern in den meisten Fällen muss selbst der menschliche Geist durch Wollen und Handeln, durch *Arbeit*, selbst für die Entstehung des Gegenstandes wirksam seyn, den er nach seiner Entstehung für ein Gut achten, und aus der Classe der blosen Dinge in den Kreis der Güter versetzen kann. Indessen selbst dann, wenn die Dinge, welche Güter werden können, durch menschliches Wollen und Handeln, durch *Arbeit*, entstanden sind, sind sie nicht um deswillen schon *Güter*, sondern das werden sie erst durch die Vorstellung von ihrem Werthe, von ihrer Tauglichkeit als Mittel zu einem Zwecke, den man hat, und erreichen will. Die Dinge, welche Güter werden können, mögen entstanden seyn, wie sie wollen, durch die Natur oder durch menschliche Arbeit, immer ist ihre Erhebung zu *wirklichen* Gütern blos Akt des menschlichen Gei-

Digitized by Google

stes. Und blos Vielheit der Zweckhabenden und Mannigfaltigkeit der Zwecke ist das, was Gütervermehrung schafft, so wie diese Mannigfaltigkeit der Zwecke und der dazu dienlichen Mittel auch nur allein der Punct ist, nach dem die Rangordnung der verschiedenen Güter unter sich bestimmt werden kann, je nachdem nemlich eine Sache entweder *unmittelbar* zu Zwecken gebraucht werden kann, oder nur *mittelbar*, nur in so fern, dass durch dasselbe andere Dinge, welche für Güter anerkannt werden, entstehen, wo denn dessen *nächster* Zweck allein darein zu setzen ist, dass es wieder Mittel zu *andern* Zwecken erzeugt u. hervorbringt, d. h. dass es als Quelle von neuen unmittelbaren Gütern erscheint, welche dann eigentlich zu den menschlichen Zwecken erst geradezu gebraucht werden können; in welcher letztern Beziehung dann sowohl *Grund und Boden*, als auch — was man bis daher meist nicht gehörig beherziget hat — *menschliche Talente und geistige Kräfte aller Art* unter die bedeutendsten Güter gerechnet werden müssen.

Man sieht, ohne Rec. Erinnern, wohin diese Begriffe und Ansichten von *Gut* und *Werth* führen müssen, und worin sich die Grundsätze des Verfs. sowohl dem *physiokratischen* als *Smithischen* Systeme nähern, als auch, worin sie von beyden abweichen. Das Charakteristische und Eigenthümliche seiner Darstellung der Grundprincipe der Staatswirthschaft liegt darin, *dass blos die Meynung des Menschen* — eines oder Mehrerer — *von der Tauglichkeit eines Dinges zu Zwecken diesem Werth leiht, und es aus einer blosen Sache zum Gute macht.* Das *Vorhandenseyn* eines Dinges, das dadurch, dass es der menschliche Geist für tauglich zu Zwecken anerkennt, ein Gut werden kann, begründet blos die *Möglichkeit* dieses Werdens. Zum *wirklichen* Gute wird es erst dann, wenn zu jenem Vorhandenseyn, die Meynung über dessen Gebrauch zu Zwecken hinzutritt. Alle die Dinge, welche Naturkräfte und willkührliche Thätigkeit der Menschen erzeugen, werden durch diese *blosses Erzeugen* noch nicht *Güter*. Sie werden es nur durch die Meynung über ihren Gebrauch zu Zwecken. Sehr treffend bemerkt daher der Vf. (S. 49.) gegen *Lauderdale:* „Freylich ist ein „Vorrath von gewissen zum Leben allgemein nöthi„gen Dingen, z. B. vom *Wasser*, *Getreide*, *Feue„rung*, *Baumaterialien* etc. sehr richtig eine der „köstlichsten Segnungen eines Landes zu nennen, „aber im Grunde nur darum, weil bey einem gros„sen Vorrathe davon jeder gleich den Theil, den er „gebraucht, die Handvoll, das Gefäss voll Wasser, „das er eben nöthig hat, sein nöthiges Holz etc. „nehmen, und zu einem Gute für sich machen „kann. Alles übrige Wasser, das man ungebraucht „fortlaufen oder verdünsten lässt, alles Holz, das „man stehen lässt, ist für Niemand ein Gut.“ Worauf übrigens die Vorstellung von der Tauglichkeit eines Dings als Mittel zu Zwecken beruhe, ist, an sich betrachtet, gleich viel. Ein Ding ist und wird, und bleibt immer ein Gut, so lange man es als tauglich zu Zwecken anerkennt, und so lange sich die Meynung über Zwecke und die Tauglichkeit der Mittel dazu nicht abändert. Und mit der grössern oder geringern Menge der Zwecke, und der Ansichten von der Tauglichkeit der Dinge, als Mittel zu Zwecken, steigt und fällt die Gütermasse. Auf die Erhaltung einer bereits vorhandenen individuellen Gütermasse wirkt zwar in manchen Fällen auch die Natur, in so fern sie durch ihre ununterbrochene Regenerationskraft Dinge schafft und erhält, an welche die menschliche Vorstellung die Idee einer Tauglichkeit zu Zwecken, als Mittel dazu, angeknüpft hat. Indessen auch hier wirkt doch am meisten auch die menschliche Willkühr, *durch festes Beharren auf Zwecken und unveränderte Ansicht der Mittel dazu.* Festigkeit des Charakters der Zwecke-habenden, oder die Anerkennung von Zwecken, die aus dem innersten und unveränderlichsten Wesen der Menschheit ausgegangen sind, und auf der richtigsten, reinsten und unbefangensten Einsicht, der man eben darum Dauer versprechen kann, beruhen, trägt zur Gütererhaltung äusserst viel bey; und eben dieser Mangel an Beharrlichkeit ist es, warum die abwechselnde Mode so viel vernichtet, wie sie auch im Gegentheile zur Erzeugung wecken mag. Sätze, die unsere Regierungen bey weitem mehr beherzigen sollten, als sie sie bis jetzt grösstentheils wirklich beherziget haben, wo ihr Streben durchaus mehr auf Vermehrung der Zahl der *Dinge* berechnet ist, als auf Vermehrung der *wirklichen Güter*; ein Streben, das in der gesammten Gütermasse oft bey weitem mehr vernichtet, als die Summe dessen beträgt, was es schafft.

Mit eben der Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit, mit der der Verf. die Begriffe von Gut und Werth entwickelt hat, sind aber auch die Begriffe von *Preis*, und dessen verschiedenen Arten entwickelt. Auch hier erkennt man den scharfsinnigen Denker, für den das Publikum den Vf. schon längst anerkannt hat. Er geht hier von der ganz richtigen Idee aus, dass sich die Begriffe von Preis nur aus dem Wesen des *Tausches* überhaupt, und aus dem des *freywilligen Tausches* insbesondere richtig ableiten, bestimmen und entwickeln lassen, und hat zu dem Ende die Bedingungen und die Folgen des Tausches auf das Bestimmteste aus einander gesetzt, ehe er auf die Erörterung des Preises, und der Momente, worauf er beruht, selbst übergeht. Vorzüglich auffallend zeigen sich bey seinen Erörterungen über das Wesen des Tausches die grossen Blössen und Schwächen des, leider beynahe von allen Regierungen noch zu sehr begünstigten, *Mercantilsystems*. Hätte man es bedacht, dass — wie der Verf. sehr treffend bemerkt — Tausch immer nothwendig voraussetze, dass 1) von zwey Menschen immer einer etwas Ueberflüssiges habe, d. h. etwas, das er entweder gar nicht, oder doch nicht ganz als Gut, *für sich*, ansieht, oder ansehen will; dass 2) der Andere das Ueberflüssige begehren, d. h. als Gut *für sich* ansehen, also einen Geschmack, eine Lust, für die Erwerbung eines sol-

Digitized by Google

chen Gutes haben müsse; und dass hiernach 3) die Grundidee, die beym Tausche sichtbar ist, immer auf beyden Seiten die Idee sey, dass man wenigstens *fur sich* dabey etwas gewinne; hätte man ferner beherziget, dass es blos die Möglichkeit des Tausches, und die Aussicht auf Befriedigung dieser Idee vom Gewinne, *wenigstens fur sich*, ist, die mehr Güter erzeugt, als sonst entstehen würden; dass in dieser Möglichkeit der grösste Reiz zum Hervorbringen für Andere liege; dass daher selbst der Tausch, — ob er gleich an sich nicht befriediget, sondern nur in so fern Zweck seyn kann, als wir dadurch Mittel erhalten, wodurch wir andere Zwecke erreichen können — als ein Zweck angesehen werden müsse, der Dinge zu Gütern, und Sachen ohne Werth zu Sachen von Werth erhebt; hätte man endlich nicht übersehen, dass *Tauschwerth*, die Tauglichkeit einer Sache zum Tausche im menschlichen Verkehr und für die Gütermasse von einem viel ausgedehntern Einflusse ist, als der *Gebrauchswerth*, die Tauglichkeit einer Sache zu einem bestimmten Zwecke, oder zu mehreren bestimmten Zwecken; dass man durch Tausch eine unbestimmbare Summe der verschiedenartigsten Zwecke befriedigen kann, und dass eben darum der Tauschwerth die Tauglichkeit einer Sache zu einer unbestimmbaren Menge von Zwecken ausdruckt, welche das freyeste Spiel der Phantasie aufstellen, und die Willkühr nach Belieben wählen kann; und dass endlich der freyeste Umtausch aller Dinge, worin der Geist irgend eines Menschen ein Mittel zu irgend einem Zwecke finden kann, die Gütermasse ins Unendliche vermehrt; — gewiss unsere Regierungen würden jenem feindseligen Systeme, wo — wie der Vf. sehr richtig bemerkt — immer die Grundansicht durchblickt, dass beym Tausche eigentlich Gleichheit des Werthes der zu vertauschenden Sachen angenommen werde, nie gehuldiget, und den menschlichen Geist nie in seiner Wirksamkeit Dinge zu schaffen, die er zu Gütern erheben kann, oder vielleicht hie und da schon wirklich erhoben hat, beschränkt haben. „Schliesst eine Nation — sagt „der Verf. so schön als richtig — vom gemeinschaftlichen Verkehr aus, und ihr raubt eurer eigenen „eine Menge von Zwecken, die sie sich vorsetzen, von „Mitteln, die sie von der Andern für das erhalten „kann, was sie für sie hervorbringen, ihr geben „könnten."

Im Begriffe vom *Preis* liegt übrigens nichts weiter, als eine Vergleichung vom *Tauschwerthe* der weggegebenen oder wegzugebenden Sache mit dem Tauschwerthe der begehrten oder für jene überkommenen Sache. Indessen die Resultate dieser Vergleichung des Tauschwerths an sich betrachtet werden in den wenigsten Fällen die Normen für die Bestimmung der Summe von Gütern seyn können, die beym Tausche für die in denselben gekommenen Guter von den beyden tauschenden Parteyen wechselseitig gegen einander gegeben werden; sondern *diese Summe bestimmt nur die freyeste Concurrenz der Weggebenden und Begehrenden auf beyden Seiten*, — und diess ist auch das Resultat, das aus den von dem Verf. hier angestellten sehr scharfsinnigen Untersuchungen über den Preis hervorgeht. Nach seiner ganz richtigen Bemerkung muss nemlich bey der Lehre vom Preise, der *einseitige* und der *doppelseitige* Preis immer wohl unterschieden werden. Bey dem *Erstern* sieht man auf den Tauschwerth, den jeder von den Tauschenden seinem Gute in Beziehung auf die dadurch zu erwerbende Sache beylegt; bey dem *Letztern* aber auf den Tauschwerth, über den sich beyde vereinigen. In so fern der Erstere, der einseitige Preis auf der Vorstellung des *Weggebenden* beruht, nennt ihn der Verf. den *Innern;* den einseitigen Preis aber, den der *Begehrende* der Sache beylegt, nennt er den *Aussern*. Sieht der *Weggebende* bey seiner Bestimmung des *innern* Preises auf das, was für andere Sachen oder Güter er aufgegeben hat, oder auch wohl aufgeben müsste, um gerade die jetzt besessene, nun zu einem Preise anzuschlagende, wohl zum Weggeben, Vertauschen, bestimmte Sache zu haben, oder in ihrem jetzigen Zustande zu bewirken oder hervor zu bringen, so bestimmt er den *innern wirklichen Preis*. Vergleicht er aber bloss den Preis dieser Sache mit dem Preise, den er im Tausche dafür verlangt, so entsteht dadurch der *willkuhrliche innere Preis*. Eben so, sieht der *Begehrende* auf den wahren Gebrauchswerth der begehrten Sache, so bestimmt er den *wirklichen aussern* Preis; sieht er aber auf den blossen Tauschwerth, so bestimmt er den *willkuhrlichen äussern Preis*, oder den *Nennpreis*, den man auch *Geldpreis* nennen kann. Weder auf den *wirklichen innern*, noch auf den *wirklichen äussern Preis* kommt es jedoch bey der wirklichen Abschliesung, des Tausches an. Bey der Bestimmung des *doppelseitigen* Preises, über den sich der Weggebende und der Begehrende bey der wirklichen Abschliessung des Tausches vereinigen, beruht auf beyden Seiten alles bloss auf dem *wirklichen* Preise, sowohl auf dem *innern* als auf dem *äussern*. Denn nicht durch Bestimmung dessen, was dem Weggebenden das in den Tausch gekommene Gut kostet, oder was es für den Begehrenden in Rücksicht auf Gebrauchswerth werth ist, entsteht der doppelseitige Preis, über den sich beyde Abschlüsse des Tausches vereinigen; sondern nur durch Gleichstellung des innern und äussern *willkührlichen* Preises, vermittelst einer gleichförmigen Willensbestimmung und Einwilligung beyder Parteyen, also *vermittelst ihrer Willkuhr*. Sind *vor* dem Tausche die Meynungen Beyder noch so verschieden; so müssen sie sich so lange nähern, bis sie zusammen fallen. „Durch das „Wirken und Gegenwirken, worin der Weggebende „und der Begehrende gleichmässig ihren Vortheil „suchen, durch das Verhältniss zwischen Nachfrage „und Wetteifer im Anbieten, stellt sich der doppel„seitige Preis her; der gleichsam in einem Gleich„gewichte des innern und äussern Preises in der „Hauptsache besteht, und aus der Annäherung des „höchsten willkührlichen innern, und des niedrigsten

Digitized by Google

„willkührlichen äussern Preises entsteht.“ Kommen übrigens bey der Bestimmung dieses doppelseitigen Preises *mehrere Weggebende und mehrere Begehrende*, ein auf einem gewissen Bezirke verbreiteter Inbegriff von Tauschenden, vor, die sich durch eine *gleichförmige* Meynung uber den doppelseitigen Preis eines Guts vereinigen, so entsteht der *Marktpreis*. Aber auch dieser ist weiter nichts, als ein von mehreren Weggebenden und Begehrenden nach Meynung, durch Willkühr, bestimmter Preis.

Die Richtigkeit der bisher angegebenen vom Vf. gemachten äusserst sinnreichen Eintheilungen des Preises lässt sich wohl nicht bezweifeln. Indessen darin scheint er dem Rec. zu weit zu gehen, dass er (S. 141) die Behauptung aufstellt, *der äussere Preis bestimme eigentlich immer und allein den Werth der Sache als Gut, und mache bey dem ganzen Güterverhältnisse die Hauptsache aus*, auf welche sich die Hauptbetrachtungen alle concentriren müssen. In Bezug auf *Tausch* ist diese Behauptung allerdings richtig. Denn wie der Vf. sehr treffend bemerkt, ist die in Tausch gebrachte od. dazu bestimmte Sache immer nur fur den Begehrenden ein Gut; fur den Weggebenden aber, *wenigstens unmittelbar*, keines; denn dieser will nichts mehr damit vornehmen, sondern nur etwas anderes dafur haben und erwerben; fur ihn hat sie blossen Tauschwerth, aber keinen Gebrauchswerth; und auf jenem allein beruht *fur ihn* ihr ganzer Werth. Indessen im Allgemeinen, u. abgesehen vom Tausche, lässt sich dagegen noch sehr viel einwenden. Aus der unbedingten Annahme der aufgestellten Behauptung, in der Allgemeinheit wie sie der Verf. aufgestellt hat, würde die Folge hervorgehen, dass alle Güter, die keinen Tauschwerth haben, wo also kein *äusserer* Preis denkbar ist, keine Güter seyn würden; und doch können sie wegen ihres Gebrauchswerths in der Gütermasse eine der bedeutendsten Stellen einnehmen; wie z. B. *Talente, geistige Kräfte, Geschicklichkeiten*, u. dergl. Güter, welchen der Verf. selbst in der Gütermasse einen ausgezeichnet hohen Werth beylegt, ungeachtet sie ihrer Natur nach keinen Tausch zulassen. Der Verf. hat freylich sehr recht, wenn er von der Behauptung der Physiokraten und *Smiths* abweicht, und den wirklichen innern Preis nicht fur den eigentlichen entscheidenden in der Lehre von Volks- und Staatswirthschaft ansieht, weil immer die Beschaffenheit der Sache sehr wenig Einfluss auf den doppelseitigen Preis hat. Allein um deswillen lässt sich doch noch lange nicht behaupten, dass der äussere Preis den Werth der Sache eigentlich immer und allein bestimme, und bey dem ganzen Güterverhältnisse die Hauptsache seyn müsse. — Ganz einverstanden ist jedoch Rec. mit dem Verf. darin, dass die Momente, auf welche es bey der Bestimmung jedes Preises ankommt, nie *Arbeit* seyn können; weder diejenige, welche man auf die Erzeugung der in Tausch gekommenen Güter verwendet hat, noch diejenige, über welche man dadurch gebieten kann. Rec. konnte sich nie von der Richtigkeit des von *Smith* und seinen Nachfolgern aufgestellten Grundsatzes überzeugen, *der Preis der Produkte sey der zur Erzeugung derselben nothwendigen Arbeit gleich*; und um so mehr freuete es ihn, den Verf. hierin mit sich übereinstimmend zu finden. Arbeit, *als Arbeit*, hat, nach der sehr wahren Bemerkung des Vf., eigentlich gar keinen Preis, sondern nur einen sehr hohen Gebrauchswerth; u. was die Bestimmung durch Arbeit über fremde Arbeit betrifft, so wird dadurch offenbar nur der äussere und doppelseitige, und nie ein anderer Preis bestimmt. Die Momente, auf welche es bey der Bestimmung des Preises ankommt, können keine andere seyn, als diejenigen, die der Vf. angibt. Nemlich A) *vor dem Tausche* I. beym *innern wirklichen* Preise, 1) *das während der Arbeit*, durch welche ein Gut hervorgebracht wurde, *Verzehrte (nothwendiger Arbeitslohn)*; 2) *das zur Hervorbringung der Sache Weggegebene (Capital)*; und 3) jedoch nur bloss hie und da — *der Ersatz für den möglichen Verlust des Ersatzes des Weggegebenen oder Verzehrten*; II. beym *innern willkührlichen* Preise, 1) *die Meynung des Weggebenden über den Vorrath der wegzugebenden Waaren dieser Art*; 2) *die Neigung des Weggebenden zum Weggeben*, welche vorzüglich durch die grössere oder geringere Concurrenz mehrerer Weggebenden, und durch die Bedürfnisse des Inhabers der Sache bestimmt werden kann; III. beym *äussern* Preise, 1) *das Bedürfniss des Begehrenden*; 2) *der Wunsch desselben künftighin mehrere solche Güter zu haben*, und 3) *das Vermögen des Begehrenden zum Tausche*; B) *in und nach dem Tausche, die Vereinigung der bey den tauschenden Parteyen*; und auch diese nur allein. Alle andern Momente, die vorher den bloss einseitigen wirklichen oder willkührlichen Preis bestimmen konnten, lassen sich beym doppelseitigen Preise, der durch den wirklichen Tausch erscheint, durchaus nicht berücksichtigen, wenn nicht der Hauptgesichtspunct, auf den es hier ankommt, verrückt werden soll. *Vor* der Vereinigung über den doppelseitigen Preis, der durch den Abschluss des Tausches zu Stande kommt, erscheinen der Weggebende und Begehrende im Kampfe mit einander, wo die einander entgegenwirkenden Kräfte jeder Partey im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Zahl und ihrem Bedürfnisse stehen. Wenige und nicht zum Weggeben gedrängte gegen Viele oder dringend Begehrende, haben mehr Kräfte, um auf den Preis zu wirken; und eben so verhält es sich im entgegengesetzten Verhältnisse wieder umgekehrt. Sieht man übrigens den doppelseitigen Preis auch nach dem Tausche von der Seite des *Weggebenden*, also *als innern Preis*, an; so lässt er sich doch immer nur als ein *willkührlicher innerer* betrachten; — eine Ansicht, die vorzuglich dann nöthig ist, wenn etwa gerade der Weggebende vorzüglich bewirkt haben sollte, dass der doppelseitige Preis ganz oder zum Theil nach seiner Willkühr bestimmt wurde; — als *wirklicher innerer* aber lässt er sich nie betrachten. Die einzige Rücksicht, die beym *doppelseitigen* Preise etwa auf den *wirklichen innern* Preis genommen werden

kann, ist *die*, dass jener im Allgemeinen nicht *unter*, sondern vielmehr *über* den *wirklichen Innern* seyn muss; weil sonst der Weggebende ähnliche Arbeiten unterlassen und nicht fortsetzen würde. Indessen, man sieht, ohne Rec. Erinnern, dass diess Moment auf die Bestimmung des doppelseitigen Preises, an sich betrachtet, gar keinen Einfluss haben kann; indem der Begehrende in den wenigsten Fällen beym Tausche darnach fragt, ob der Weggebende bey dem ihm verwilligten Preise seine Arbeit fortsetzen kann, oder nicht, sondern, unbekümmert um die Entschliessungen seines Gegners für die Zukunft, immer nur darauf hinarbeitet, die im Tausche befangene Sache um den möglichst niedrigen willkührlichen äussern Preis zu erhalten. Es lässt sich daher auch nicht wohl rechtfertigen, wenn man nach der gemeinern Meynung unserer staatswirthschaftlichen Schriftsteller den *natürlichen* Preis einer Sache zur Basis ihres *Tauschpreises*, oder doppelseitigen Preises, macht. Der *natürliche* Preis ist nichts weiter als *der wirkliche innere Preis, erhöht durch den gewöhnlichen Gewinn darauf*; also immer nichts mehr und nichts weniger als bloss ein *innerer* Preis; ein Preis, der von der Seite des Weggebenden bloss einseitig bestimmt worden. Darum aber ist er auch nie ein Preis, der unmittelbar wirkt, und auf das Güterverhältniss beym Tausche Einfluss hat. Er ist, wie ihn der Verf. sehr treffend charakterisirt, nur ein *ungefährer Maasstab* zum Vergleichen der in dem menschlichen Verkehre wirklich bewilligten und gangbaren Preise. Er veranlasst nur Vorstellungen, welche auf Bestimmung und Beurtheilung der wirklich gegebenen äussern und doppelseitigen Preise gehen, und fällt aber auch deshalb gar nicht nothwendig genau mit dem eigentlichen Tauschpreise, dem doppelseitigen, zusammen; sondern die beste Grundlage des doppelseitigen Preises ist nur die freyeste Concurrenz auf beyden Seiten; wo diese beschränkt ist, ist ein Monopol mit allen seinen Wirkungen da, das den Tauschpreis nur um so weiter vom natürlichen entfernt, je stärker der hier herrschende Zwang ist.

Weniger neue Ansichten als bey der Lehre von *Gut*, *Werth* und *Preis* enthalten die Erörterungen des Verfs. über die Folgen des doppelseitigen Preises in Rücksicht auf *Gewinn*, und dessen Vertheilung unter den *Arbeiter*, *Capitalisten* und *Besitzer der natürlichen Güterquellen*, wohin der Verf. mit Recht nicht bloss *Grund und Boden*, sondern auch *menschliche Fähigkeiten*, *Eigenschaften*, *Talente* und *Geschicklichkeiten* rechnet. Das Hauptverdienst des Vfs. besteht hier bloss in richtiger Darstellung der von *Smith* und seinen Nachfolgern hierüber aufgestellten Grundsätze; hie und da mit einer nähern Bestimmung derselben — Uebrigens empfiehlt sich seine hier gewürdigte neue Grundlegung auch noch auf der Seite der strengsystematischen Form, die der Vf. bey der Aufstellung und Entwickelung seiner Theorie beobachtet hat, sowohl, als durch die grösstentheils lichtvolle Darstellung. Nur hie und da scheint, nach Rec. Urtheile, den Verf. der Vorwurf zu treffen, der nach *Sodens* Urtheile über *Smith*, diesen trifft, nemlich, dass er durch sein Streben nach zu grosser Deutlichkeit manchmal etwas unverständlich wird. — Die *Vorrede* endlich enthält eine kurze Geschichte der Bearbeitung der Staatswirthschaft, welche jedoch keines Auszugs fähig ist.

MENSCHENGESCHICHTE.

Vorlesungen über die Geschicht des Menschen und seine natürliche Bestimmung, von D. *Gebh. Friedr. Aug. Wendeborn*. Hamburg, in Commiss b. Bohn. 1807. 8. XXVIII. u. 563 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Diese Vorlesungen sind nicht vorgelesen; Hr. W. gab seinen Betrachtungen diesen Namen nur, um „die abgenutzte Abtheilung in Bücher und Capitel zu vermeiden, und um seinen Vortrag, ohne ihm ein systematisches Ansehen zu geben, nachdrücklich und heller machen zu können.“ Wenn Hr. W. auch nicht erzählte, dass er mehr als 4000 Predigten gehalten habe: so würde man doch schon aus diesen Vorlesungen errathen können, dass ihr Verf. ein vielgeübter Prediger seyn müsse: sie sind im Zuschnitt, in Sprache u. Ton Predigten. Eben so würden sie beweisen, dass ihr Vf., wenn er es auch nicht ausdrücklich versicherte, „ein Mann sey, der die Wahrheit aufrichtig sucht, und über Alles liebt und ehrt:“ sie tragen den Stempel der guten Meynung an sich, und wie man auch über die Meynung des Hrn. Verfs. urtheilen mag, so wird doch zuverlässig keiner „den Verdacht auf ihn werfen, dass er unreine und seinen Mitbrüdern nachtheilige Absichten durch sein Werk zu erreichen suche.“ Und wenn auch nicht „jeder Vernünftige eingestehen wird, dass er den natürlichen und richtigen Pfad gegangen sey, der allein zur wahren Kenntniss des Menschen, wie er der Natur und seinem Wesen nach ist, führen und die Mittel zeigen kann, wie wir unsern gegenwärtigen Gesellschaftszustand verbessern und uns von vielem Elende, wenn wir nur wollen, befreyen mögen:“ so wird ihm doch die Beharrlichkeit merkwürdig seyn, mit welcher Hr. W. diesen Pfad verfolgt hat. Er ist ein Mann von 65 Jahren, und hat seit seinem 29sten Jahre den Gegenstand dieser Vorlesungen zum Objecte seines Nachdenkens und seiner Forschung gemacht: ein neues Beyspiel, wie man grade am befangensten seyn kann, wenn man am meisten über die Befangenheit und das Vorurtheil Anderer klagt. Der eigentliche Sinn des Buchs nämlich ist dieser, dass der Mensch bestimmt sey, Thier zu seyn unter Thieren, ein ächter Wilder ohne Vernunft und Verstand, nur dem Instinct, den Trieben folgend; dass alle Cultur, welche unser Geschlecht im Ablaufe der Jahrtausende errungen hat, nichts sey als ein unnatürlicher, gezwungener Zustand, der uns immer weiter von unserer Bestimmung hinwegziehe, und den man nur für etwas halte, den man nur liebe aus

Digitized by Google

Vorurtheil und Gewohnheit. Mit dieser Meynung ist es Hrn. W. völliger Ernst; die Leser werden aber wohl nicht wünschen, dass Rec. den innern Widerspruch derselben, der von selbst in die Augen springt, weitläufig darthue.

Die *erste Vorlesung* ist die *Einleitung*. Es wird bestimmt: was die Geschichte des Menschen sey? welch' einen Beschreiber sie verlange? welches ihre Quellen, ihre Wichtigkeit? — Die Geschichte *des* Menschen wird für einerley erklärt mit der Geschichte *der Menschheit*, und wird wohl unterschieden von der Geschichte *der* Menschen. Wenn diese mit der beginnenden Cultur, mit der Gesellschaft anfängt, so hört jene, die Geschichte der Menschheit, mit dem Eintritte der Civilisation auf. Der wahre Mensch nämlich ist der ächte Wilde; er ist das *Urbild* des Menschen, und eine Geschichte der Menschheit ist daher nichts, als eine Beschreibung des ächten Wilden: wie er erzeugt wird, was er mit den Thieren gemein hat, welche Anlagen und Triebe er hat, wie er sie anwendet, und ohne Gesellschaft entwickelt, wie seine Leibesbeschaffenheit sey, wie er lebe u. s. w. Durch Vergleichungen des Naturmenschen mit dem gezähmten Gesellschaftsmenschen wird die Geschichte philosophisch, und die reine Menschheit desto herrlicher ins Licht gestellt. — Der *Beschreiber* einer solchen Geschichte der Menschheit muss Wahrheitsliebe, Beobachtungsgeist, Scharfsicht, eine auf Kenntnisse und Grundsätze gegründete Ehrlichkeit und Freymuthigkeit besitzen, bey welcher Forderung Hr. W. jedoch seinen Brudern (so werden die Leser überall angeredet) das bescheidene Bekenntniss ablegt, dass er wohl fühle, was und wie viel ihm fehle, um ihr ganz zu entsprechen. — Die schönste *Quelle* für eine solche Geschichte würde seyn, wenn man ein Dutzend Kinder, beyderley Geschlechts, etwa in einen englischen Park einpferchte, sie in völliger Freyheit nach Art des Wildes aufwachsen und durch einige civilisirte Männer beobachten liesse, die ihr Thun und Treiben aufzeichneten. Da aber in unserem vorurtheilsvollen Zustande der weise Freund der Wahrheit keine Hoffnung hegen darf, dass ihm diese Quelle eröffnet werde: so bleibt für eine solche Geschichte nichts übrig, als die Naturgeschichte der Menschen und Thiere zu studiren, Kinder in den ersten Jahren, ohne metaphysische Grillen zu beobachten, und verwilderte Menschen und noch in Wildheit lebende. — Eine solche Geschichte ist die *wichtigste* von allen, denn sie wird, „für die äusserst Wenigen, die sie lernen und darauf achten, wahre Philosophie und der sicherste Unterricht zur Lebensweisheit."

Nach dieser Einleitung folgen *drey Abtheilungen*. Die *erste* setzt den Menschen, in sieben Vorlesungen (S. 17—132), in das Thierreich; der Mensch wird mit den Thieren verglichen, und gewissermassen eine Naturgeschichte des Menschen gegeben. Die vorgetragenen Sachen sind bekannt, hier aber immer so gestellt, um den Menschen auf der Linie mit den Thieren zu halten. Menschen und Thiere haben Sinne und Bewusstseyn (welches ein sechster Sinn ist) gemein; denn der Hund kennt seinen Herrn, die Biene ihren Korb. Die Ursache dieses Bewusstseyns soll bey beyden gleich seyn, und im Gebrauch der Sinne liegen; je schärfer und reiner diese, desto vortrefflicher das Wahrnehmungsvermögen. Wenn aber das ist: so müssten ja die Thiere, welche schärfere Sinne haben sollen als der Mensch, auch diesen in Ansehung des Wahrnehmungsvermögens übertreffen; und doch wird (S. 25) gesagt, der Mensch besitze es in einem höheren Grade. Eben so haben die Thiere, wie der Mensch, Erinnerung, Gedächtniss, Einbildungskraft (die Geschöpfe der letztern wissen sie zu unterscheiden von Erinnerungen der Wirklichkeit); sie begehren, sie verabscheuen, sie haben Leidenschaften (Dankbarkeit, Schaam, Freude, Furcht, Hoffnung u. s. w.). Alles weitläufig und mit Beyspielen, wo es nöthig ist. Die dritte Vorlesung kommt auf Vernunft und Verstand; jene ist, nach alter Hausmannsphilosophie, das Vermögen Vorstellungen zu haben, zu vergleichen, daraus zu schliessen; dieser ist die Anwendung davon, daher mit Erfahrung im Grunde einerley (oder vielmehr er ist ein grosser Behälter, in welchen die Erfahrung durch die Sinne hineinkommt). Vernunftfähigkeit haben auch die Thiere; dass Schlimme ist nur, dass sie keine oder nur selten Gelegenheit haben, sie zu äussern, d. h. Verstand zu zeigen; lebten sie, wie die Menschen, im Gesellschaftszustande: man würde Wunder sehen! Die vielen Anekdötchen von pfiffigen Thieren sind recht artig zu lesen; so wie ein grosser Theil des Buchs sehr unterhaltend ist; aber seltsam ist es doch, wie man die Dinge so ganz auf den Kopf stellen kann. Im Folgenden: über Naturtriebe, Kunsttriebe; der Instinkt leite die Thiere richtiger als den Menschen seine gepriesene Vernunft. Aber haben denn die Thiere auch *Sprache?* Darin stehen sie doch wohl dem Menschen nach? Hr. W. antwortet: unsere Sprache ist eine künstliche, keine natürliche: der Naturmensch kennt sie nicht; was natürlich an ihr ist, das haben auch die Thiere, und diese haben dabey noch den Vortheil, dass sie mit ihrer Sprache durch die ganze Welt ziehen können, ohne eine andere erlernen zu dürfen. Die Behauptung, dass die (künstliche) Sprache mehr Nachtheile als Vortheile gewähre, ist bey der Ansicht des Verf. consequent; ja sie ist sogar völlig überflüssig, und versteht sich von selbst. — In den drey letzten Vorlesungen wird von der Erzeugung des Menschen geredet, von seiner Kindheit und von den übrigen Lebensstufen bis zum Tode, Alles, wie es im Naturstande seyn würde. Dabey werden denn die bekannten Fragen: ob der Mensch aufrecht gehen soll, oder auf Vieren? u. s. w., wie sich versteht, beantwortet.

Die *zweyte* Abtheil. enthält nur drey Vorlesungen, (S. 133—207) und handelt vom *Naturmenschen*, d. h. vom Menschen im ursprünglichen Zustande. Es ist begreiflich, dass der Verf. gezwungen seyn muss, hier wieder auf Einiges zurück zu kommen, das schon im ersten Abschnitt berührt war. Zuerst wird

Digitized by Google

bewiesen, dass es einen Naturstand gegeben habe; und dann wird die Frage aufgeworfen: wie die Menschen wohl aus demselben herausgekommen, und gezähmt seyn möchten? Hr. *W.* hält für wahrscheinlich, dass einige Naturmenschen Thiere gefangen und zum Scherze gezähmt hätten; darüber hätten sie das Zähmen gelernt, und die Kunst nun auch an ihren Mitmenschen versucht u. s. w. Aber so wenig der Stier zum Dreschen oder Pflügen, so wenig sey der Mensch zur Zahmheit bestimmt. Auch in der Folge spricht der Verf. noch davon: ob die Menschen nicht in ihrer Natur Fähigkeiten zum Gezähmtwerden und zur ganzen Cultur gehabt? und er gibt allerdings zu, dass die Anlagen und Fähigkeiten im Allgemeinen in seiner Natur vorhanden gewesen seyen, aber daraus folge noch gar nicht, dass es seine Bestimmung sey, sie zu entwickeln. Er habe noch manche andere Fähigkeiten, z. B. zum Weinverfälschen, und doch sey er keineswegs dazu bestimmt. Dann werden Nachrichten gegeben von einigen Verwilderten, z. B. von dem Hameler Peter. Wir könnten noch alle Tage Naturmenschen wieder haben, wenn die leidige Humanität uns nicht abhielte, ein Dutzend Kinder auf eine Menschenleere Insel auszusetzen. (Ob sich da wohl jener Versuch der Zähmung wiederholen lassen möchte?) Nach jenen Verwilderten wird über den ganzen Zustand des Naturmenschen gesprochen, z. B. über die Schärfe seiner Sinne, seine Schnelligkeit, Entschlossenheit, Fröhlichkeit, Nahrung, Wohnung. Dem Naturmenschen wird eine Glückseligkeit zugeschrieben, zu welcher die Philosophie dem gezähmten Menschen vergeblich zu verhelfen sucht.

Die *dritte Abtheilung* ist überschrieben: der sogenannte Wilde, eilf Vorlesungen (S. 208—385). Hr. *W.* unterscheidet diese Wilden von dem Naturmenschen, welcher der echte Wilde ist. Unter jenen versteht er die Bewohner der Inseln der Südsee u. s. w., also eigentlich Menschen, die schon in Gesellschaft leben, nicht mehr ohne alle Cultur sind, und mithin Menschen, die man bey ihm nicht erwartet. Indess er ist der Meynung, dass der Zustand der Halbwilden, wie sie Vaillant z. B. in Africa fand, der eigentliche Gesellschaftszustand sey, wie ihn die Natur will. Aber seltsam ists, wie er, bey seiner Erklärung der Entstehung der Gesellschaft, nöthig zu haben glaubte, die Menschen erst einzeln und einsam auf dem Felde herumlaufen zu lassen. Die Gesellschaft nemlich entstand, nach ihm, dadurch, dass ein paar Menschenthiere, Mann und Weib, nach gepflogener Lust, einmal auf den Einfall kamen, zusammen zu bleiben; nun baueten sie eine Hütte, zeugten Kinder, es entstand Sprache, eine Familie u. s. w., Alles sehr natürlich. — Ueber diese Halbwilden wird dann das Weitere gesprochen, nach den Nachrichten, die uns Reisebeschreiber von ihnen überbracht haben, und die wohl benutzt sind: überhaupt zeigt der Vf. viele Belesenheit und Gelehrsamkeit.

Drey Schlussvorlesungen sind dazu bestimmt, den Zustand des Naturmenschen und des Wilden zu würdigen in Vergleichung mit dem cultivirten Menschen. Es darf nicht bemerkt werden, für welchen Hr. *W.* entscheidet; er weiss allem Guten ein Uebel entgegen zu setzen, um auf diese Weise den Hottentotten-Kral angenehm zu machen. In der letzten Vorlesung legt Hr. *W.* die Frage vor: ob es möglich sey, dass das menschliche Geschlecht zur natürlichen Wildheit zurückkehre? Dass es wünschenswerth sey, versteht sich von selbst; dass es möglich sey, wird behauptet, wenn die Leute nur die heillose Erziehung aufgeben wollten. Aber von den Vorurtheilen und den vielen verkehrten Köpfen unter uns sey dieser vernünftige Entschluss nicht zu erwarten; vielleicht könne durch eine grosse Erdrevolution etwas geschehen; allein wir dürfen nicht hoffen, dieses Glück zu erleben; vielmehr haben wir zu fürchten, dass nach einigen hundert Jahren kein Wilder mehr auf der ganzen Erde seyn wird. Wenn nun aber dieser Fall eintrate: so würde ja kein Mensch mehr seine Bestimmung erreichen; und da Alle Menschen, vereint, im Ganzen, nach dieser Ansicht keine haben: — welch' eine Welt! —

Im Uebrigen kann Hr. *W.* der Belohnung für seine Mühe, die er für hinlänglich hält, gewiss seyn: „dass diese Schrift ein Zeugniss seyn wird, was seine Gedanken über sich selbst und über seine Mitmenschen gewesen sind."

Abdrücke der Classiker.

Sexti Aurelii Victoris Historia Romana, ex recensione Joann. Frid. Gruneri. Cura *Franc. Xav. Schönberger*, Prof. P. O. Wien, b. Pichler, 1806. 217 S. (12 gr.)

In einer Nachschrift wird erinnert, dass der Herausgeber sich bisweilen, wiewohl selten, vom Gruner. Texte entfernt, und die Lesarten anderer Ausgaben vorgezogen, jedoch die dem Schriftsteller eigenthümlichen Constructionen nicht geändert habe, und in einer Stelle c. 5. die Harlesische Verbesserung vorziehe.

C. Velleji Paterculi quae supersunt ex *Historiae Romanae* libris duobus ex recensione M. *Christ. Dav. Jani* et *Joh. Christ. Dav. Krause*. Ebendas. 1807. 8. 161 S. (12 gr.)

Eine kurze Notiz vom Vell. ist vorausgeschickt. Ueber jedem Cap. findet man die chronologischen Angaben. In einer Nachschr. bemerkt der Herausgeber, dass die Worte II, 42. *quum idem enim Asiam, quam obtinebat* von einem Glossator herrühren, und daher nicht zu emendiren sind. Der Druck könnte wohl noch etwas genauer seyn. Der Preiss ist für einen blossen Textesabdruck für Schulen nicht wohlfeil genug.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

143. *Stück, den* 13. *November* 1807.

UNGARISCHE LITERATUR.

1. Dorottya, vagy is a' Dámák diadalma a' fársángon. Furtsa Vitézi-Verszezet IV Könyvben *Cs.* (Csokonai) *Vitéz Mihály* által. Nagy-Váradon es Vátzon, Maramarosi Gottlib Antal betûivel. 1804. 8.

Das ist:

Dorothea, oder der Sieg der Damen in den Faschingen. Ein komisches Heldengedicht in vier Büchern von *Michaël Vitéz von Csokona.* Grosswardein und Waitzen mit Schriften des Anton Gottlieb von Marmarosch, 1804. 8. XXIV. u. 126 S. (1 Thlr.)

2. Tavaszi Virágok 1805 re. Szedte B. I. (*Bozóky Istvàn*). Pozsonyban, a' Belnay György betûivel.

Das ist:

Frühlingsblumen für 1805. Gesammelt von *Stephan Bozóky.* Pressburg, mit Georg Belnay's Schriften. 1805. 8. 94 S. (8 gr.)

3. Kisded Múzsa *Majzik Imre* által. 1805. 8. Budán, Landerer Anna bötûivel (betûivel). 119 S. (16 gr.)

Das ist:

Kleine Muse von *Emerich Majzik* 1805. Ofen, mit Schriften der Anna Landerer.

4. Levelek 's más Versek. Irta *Kovàts Sámuel.* Pesten MDCCCV, Eggenberger Josef Könyvárosnal.

Das ist:

Episteln u. andere Verse. Geschrieben v. *Samuel Kovàts.* Pesth, b. Eggenberger. 1805. 8. 88 S. (8 gr.)

5. A' Sopronyi Magyar Társaság' Proba-Munkáinak 'Sengéje. Elsö Darab. Sopronyban, a' Társaság' Költségén, Szisa Antal Jó'sef betûivel. 1804.

Das ist:

Die Erstlinge der Probewerke der Oedenburger ungarischen Gesellschaft. Erster Theil; Oedenburg. *Vierter Band.* auf Kosten der Gesellschaft, mit Schriften des Anton Joseph Szisz. 1804. 8. 158 S. (18 gr.)

6. Odák, Horátz' mértékeinn. Irta *Nagy Ferencz.* 1807.

Das ist:

Oden in Horazens Versmassen, verfasst von *Franz Nagy.* 1807. 8. Kaschau, gedruckt von Ellinger. 275 S.

Die ungarische Nationalpoesie hebt sich seit zwey Jahrzehenden beynahe in allen Dichtungsarten, namentlich in den Oden, anakreontischen Gesängen, Epopöen, Fabeln, Epigrammen, Satyren, Elegieen, mächtig empor, und verdient schon in der That das Studium der Ausländer, seitdem Szabo von Barót, Rajnis, Virág, Franz von Kazinczy, Dajka, Johann Kis ihren Landsleuten mit classischen Mustern vorangegangen sind. Auch vorliegende, jetzt von uns zu beurtheilende sechs Werke sind mehr oder minder eine Bereicherung der poetischen Literatur Ungarns, der wir in Zukunft in unserer Literaturzeitung mehr Aufmerksamkeit, als bisher geschehen ist, schenken werden.

No. 1 ist die erste komische Epopoe der Ungarn. An heroischen Epopoeen fehlt es ihnen nicht. Csokonai's, eines für sein Vaterland im Jahr 1805 viel zu früh verstorbenen Dichters, Dorottya ist eine gelungene komische Epopoe. Man findet in ihr die grösste Mannigfaltigkeit komischer Scenen, einen Reichthum an gut gezeichneten Charakteren, und doch dabey Einheit, denn eine Empfindung ist immer die herrschende, nämlich der Heldenmuth der Dorottya, die mit ihren Freundinnen eine von den Männern, die von der Göttin Eris mit den Damen entzweyt worden waren, auf den Faschingen erhaltene Beleidigung zu rächen strebt. Das echt Komische weiss Csokonai überall trefflich anzuwenden. Es übersprudelt von burlesken Einfällen. Oft findet man spielende Munterkeit und satyrischen Muthwillen, so wie in Ariost's Orlando furioso und in Wieland's komischen Epopoeen mit einer Art von Feyerlichkeit ver-

Digitized by Google

bunden, und er zieht eben dadurch desto mehr an. Csokonai hat seinen Stoff überall vortrefflich psychologisch behandelt. Wie in Wieland's Epopoeen, so trifft auch in der Dorottya der Spott das gesellschaftliche Leben. Seine Versification bezaubert, seine genialische Schöpfungen gewähren viele und grosse Freuden. Csokonai hat auch die epische Maschinerie benutzt, um die Schönheiten seiner Epopoe durch den Reitz des Wunderbaren zu erhöhen. Die Göttin der Zwietracht entzweyt in den Faschingen die Herren und Damen, und Dorottya facht, mit von der Rache entflammten Herzen, den Krieg zwischen beyden Partheyen an, welchen endlich Venus und Amor schlichten, indem sie die Streitenden versöhnen. Mit den Diis ex machina in der Dorottya sind wir jedoch am wenigsten in dieser Epopoe zufrieden. Zwar flocht die griechischen Götter neuerlich auch *Baggesen* in seine vortreffliche Parthenaide ein, aber die Parthenaide ist im griechischen Versmaasse (die gereimte Dorottya nicht), in einer griechisch-modelirten Sprache geschrieben und die Götter Griechenlands sind in dem Gedichte vom Anfange her gegenwärtig: aber in der gereimten und ungriechisch sprechenden Dorottya erscheinen sie nur, *um den Knoten zu lösen*, und die Venus kommt Somogyer Landjunkern eine Predigt über ihre Wunderwirkungen, sogar im Reiche der Vegetabilien zu halten. Wieland, Göthe, oder Baggesen würden sich dabey gewiss ganz anders benommen haben. So gewiss daher Csokonai geschätzt, ja bewundert zu werden verdient, so ist er dennoch *nicht ganz classisch*. Manche seiner bezaubernden Schöpfungen sind nur blendender Schimmer: er erreicht nicht die von den Musen ganz begünstigten classischen magyarischen Dichter Virág, Dajka, Kis, Kazinczy. — In der witzig geschriebenen Vorrede setzt der Vf. die Hauptpuncte des Wesens der komischen Epopoe sehr gut aus einander, und erzählt, wo er die meisten Züge zu seiner Dorottya sich gesammelt habe. Sehr witzig hat er den vier Büchern seiner Epopoe kurze Inhaltsanzeigen in der schlichten alten ungarischen Sprache und Orthographie vorangesetzt. Von S. 105 bis zu Ende stehen vortreffliche, zum Theil mit viel Witz geschriebene philosophische, historische, mythologische, topographische und naturhistorische Anmerkungen. Wir schliessen unsere Beurtheilung mit Anführung einer vortrefflichen Stelle aus der Dorottya.

S. 61. Ezek a' vezéri 's osztályi valának
Fannek a' rettentő Dáma-ármádának
Mellynek fő Kórmányát Dorottya tartotta,
'S mint General en Chef maga mondította,
Nem valasztott ő ki egy helyt egyenessen,
Hogy a' hol nagyobb baj esik, ott lehessen
Tizenkét ôsz 's próbálu Banyát mellője vett
'S egy vén Guvernántnét Adjutantjának tett u. s. w.

Schade, dass das Werk durch viele bedeutende Druckfehler verunstaltet und ungeachtet des hohen Preises auf grauem Papier gedruckt ist.

No. 2. ist eine artige Anthologie ungarischer theils lyrischer, theils Singgedichte von mehreren Verfassern, die Hr. Bozóky in einen Blumenstrauss geknupft hat. Die Gedichte sind von *Bozóky*, vom Grafen *Ladislaus Teleky*, *Talóczy*, *Dapsy*, *Komjáti* und einigen anonymen Dichtern, viele der Gedichte sind vortrefflich, manche nur mittelmässig, wenige bloss Lückenbüsser. Rec. gefielen vorzüglich die glücklichen Horazischen Nachahmungen von Dapsy. Folgendes zur Probe. S. 39.

Horat. Carm. IV, 10. O crudelis adhuc, et Veneris muneribus potens, etc.

Szép kegyetlen! várj! ha el jön
Negédes Kevelységed'
Véletlen ostora — ha kezd
Hanyatlani szépséged,
'S el megy barna hajad, melly most
Vállaidat fedezi;
'S az a' rózsa pirosság, melly
Két orczádat, szinezi,
Ránczal váltódik-fel, 's akkor
Magad' a' tükörödben
Másnak látod; — Majd ezt mondod
Magadon el hűltödben;
Oh mért nem vólt a' mostani
Eszem ifjú koromba
Vagy mért nem jön azaszépség
Viszsza minden tagomba?

Die meisten Gedichte des Hrn. *Majzik* No. 3 — theils lyrische Gedichte, theils Epigrammen — sind auch gelungen. Er hat seinen versificirten Gedichten auch einige Idyllen in blühender Prosa untermischt. Zur Probe ein paar Strophen aus seiner gelungenen Fillis S. 6.

Rózsa a' rózsat tsókollya, 's kedveli
Liliom a' szarkalábat öleli;
Bús szemlelése ezeknek
Terhet a' szenvedeseknek
Neveli.
A' szellők fújván, lehelnek szerelmet,
Még is, *Echo* hangja felel sérelmet,
Amor örvendezve vérez
Es az emberi szív érez
Gyötrelmet u. s. w.

Die Gedichte des Hrn. Kovats (No. 4), der sich nach Virág und Szabó vor Barót bildete, sind meistens gelungene Gelegenheitsgedichte, meistens an Virág und Szabó gerichtet. Zur Probe setzt Rec. den Anfang seiner auf Csokonai's Tod (am 28. Febr. 1805) gedichteten Elegie S. 87 her:

A' kiket a' Tudomány 's szép Esz beesesit különösben,
Sok nyelvet tudnak, 's rajta beszéllenek is.

Digitized by Google

A' kik nem csak forgatnak; de teremtnek is ollyan
Szép Remeket, mellyet látni valóba derék;
A' kiket a' Muzsák régen seregekbe fogadtak,
Es ditsekedhetnek minden időbe velek:
A' kiket a' sebesen szaladó Hír szárnyra ragad fel,
Es viszi mindenüvé a' Haza népe között:
A' kik Honnyoknak nemesitésére születtek
Oh ki ne kivánná hoszszusan életeket! etc.

Die Erstlinge der poetischen Arbeiten der ungarischen Gesellschaft zu Oedenburg (No. 5), die schon seit 1790 besteht, und unter ihrem gegenwärtigen Director, Hrn. Prof. *Peter Baits* blüht, lassen für die Zukunft noch reifere Früchte hoffen. Auch unter diesen Erstlingen findet man schon manche vortreffliche Gedichte, aber noch mehr unreife poetische Versuche von jungen Anfängern, die den Parnass erklimmen wollen, aber den Pegasus noch nicht gut leiten können. Die Verfasser haben sich nur mit Anfangsbuchstaben unterschrieben. Gute Gedichte sind z. B. S. 11. 14. 16. 30. 45. 47. 67. 82. 99. 116. 137. 147. Zur Probe etwas aus dem Gedicht über die Energie der ungarischen Sprache S. 137.

Leg tüzesebb hevültében
Má 'tán fel nem érheti,
'S legke kellőebb zengésében
Soha ki nem ejtheti

Azon lelkes indulatot
Mellyel bir a' Magyar nyelv,
Azon erőt 's indulatot,
Mellyet lehell ezen nyelv, u. s. w.

Es war kein geringes Verdienst des Hrn. *Nagy*, Professors der schönen Wissenschaften am reformirten Collegium zu Sáros-Patak, dass er seine Schuler nicht blos theoretisch, sondern durch das vorliegende Werk No. 6 auch praktisch für die hohen Schönheiten des griechischen Versmaasses empfänglich machen, und von dem Klappergetön der Reime der gewöhnlichen Dichter entwöhnen wollte. Das Mechanische des griechischen Versmaasses hat Hr. Nagy auch allerdings in seiner Gewalt, aber es fehlt ihm Horazens ingenium, mens divinior atque os magna sonaturum gar sehr. Hohen Schwung der Phantasie und Stärke der den lyrischen Dichter beherrschenden Empfindung sucht man hier vergebens; Hr. Nagy sucht seinen Mangel an poetischer Begeisterung durch poetische Floskeln und hochtrabende Kraftwörter zu ersetzen. Wie ganz anders ist diess bey den classischen lyrischen Dichtern der Magyaren, einem Virág, Rajnis, Dajka, bey welchen Geist, Phantasie und Herz gewaltig erregt sind. Doch findet man auch bey Hrn. Nagy hier und da glückliche Passagen, die den Beyfall der Aesthetiker verdienen, z. B. in der Ode an das Bild des Julius Caesar. — Am Ende steht eine vortreffliche Abhandlung über die Vorzüge der griechischen Versmaasse.

P Á D A G O G I K.

Der neue deutsche Schulfreund. Ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrenner*. Dreyzehntes Bändchen, 122 S. Vierzehntes Bändchen, 122 S. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1807. 8. (20 gr.)

Diese beyden Bändchen, besonders das vierzehnte, enthalten wieder sehr brauchbare und den Bedürfnissen unsrer Zeit angemessene Aufsätze, nebst einigen kurzen Recensionen von Büchern, aus welchen Lehrer in Bürger- und Landschulen sich sowohl selbst, als auch ihre Zöglinge belehren können. Zu bedauern ist, dass meistentheils nur ältere, schon vor vier bis fünf Jahren herausgekommene Bücher angezeigt werden, von welchen bisweilen schon eine zweyte Auflage erschienen ist, und dass auf diese noch keine Rücksicht genommen werden konnte, weil die Recensionen vielleicht schon früher verfertiget waren. Die Recensionen würden auch, wie Rec. glaubt, noch zweckmässiger und gemeinnütziger werden, wenn sie so viel als möglich Bücher beurtheilten, welche mit den in jedem Bande abgehandelten Materien im genauen Zusammenhange stünden, und wenn die Verfasser in den Abhandlungen, oder auch der Herausgeber in den untergesetzten Noten die Leser auf dieselben verweisen wollte. Im 13ten B. theilt Hr. Pred. Käselitz jungen Predigern und Schullehrern auf dem Lande (warum nicht auch in den Städten?) von S. 1—19 mit: *Einige Bemerkungen über das sträfliche Beschädigen öffentlicher Denkmäler, und andrer zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des Publikums dienender Anstalten* (können wohl Anstalten beschädiget werden?) *auf Veranlassung einer deshalb ergangenen königl.* (Preussischen) *Verordnung.* Diese Bemerkungen, welche zuerst die Quellen aufsuchen, aus welchen dieser Frevel entspringt, und dann einige Mittel vorschlagen, um dieselben zu verstopfen, enthalten zwar nichts Neues, doch geben sie das schon oft, und von andern in vielen zerstreuten Blättern Gesagte sorgfältig gesammelt und geordnet wieder, um Jugendlehrer sowohl auf die Königl. Verordnung aufmerksam zu machen, als auch sie zu ermuntern, diesem Frevel entgegen zu arbeiten. Rec. stimmt dem Hrn. Vf. ganz bey, dass vorzüglich die erwachsene Jugend aus der niedern Volksklasse in Städten und Dörfern sich dieses Verbrechens schuldig mache, und dass Müssiggang, Mangel an Gefühl fürs Gute und Schöne, niedriger Eigennutz, boshafter Muthwille und frevelhafte Schadenfreude die hauptsächlichsten Ursachen sind, welche diese Zerstörungswuth wecken und unterhalten, doch weiss auch Rec. aus seiner Jugenderfahrung, dass sogar Knaben gebildeter Stände sich solcher Frevelthaten schuldig machten. Hier muss wohl die Psychologie zu Rathe gezogen werden. Es gibt Menschen, denen es von Natur eigen ist, auch ohne bösen Willen, zu necken, und welche sich nie wohl

Digitized by Google

zu befinden scheinen, wenn sie diesen Naturtrieb nicht befriedigen können. Haben sie keine Menschen, welche sie necken können, so üben sie ihre Neckereyen an unschuldigen Thieren aus; fehlen ihnen auch diese, so belustigen sie sich sogar mit leblosen, auch oft den heiligsten, Dingen, besonders wenn von andern ihre Neckereyen begünstiget und bewundert werden; und in diesem Taumel des Wohlbefindens spricht sie weder ihre Vernunft an, noch Bildung, noch Moral, noch Religion. Alle die Mittel, welche der Vf. mit andern vorschlägt, um diesem Uebel Einhalt zu thun, haben bisher noch immer nicht genugsam gewirkt, und werden auch in Zukunft noch eben so unwirksam bleiben, wenn nicht der ganze Staat, auch einzelne Städte und Gemeinden Preise auf die Entdeckung solcher Frevler setzen. II) Fragt Hr. Opitz von S. 20—37: *Ob das in öffentlichen Schulen gewöhnliche Buchstabiren und Syllabiren das rechte Mittel sey, die Kinder das Lesen zu lehren?* und verneint es mit Recht, widerlegt aber auch alle die Einwendungen, welche gegen die neuere Olivierische Methode gemacht werden, und zeigt aus seiner eignen Erfahrung, dass sie auch in Dorfschulen anwendbar sey. Nur zweifelt Rec., dass ungeübte Lehrer seiner Methode, welche er in diesem Aufsatze bekannt macht, ob sie sich gleich durch Fasslichkeit empfiehlt, wenn sie nicht selbst sehen und hören, wie sie ausgeführt wird, werden ohne Fehltritte folgen können. Im III) Aufsatze gibt Hr. M. Hergang in Zittau von S. 34—48 *vier pädagogische Miscellen, das deutsche Schulwesen betreffend:* 1) dass die Einrichtung, nach welcher manche Schüler in gelehrten Schulen abwechselnd, je nachdem es ihre Bedürfnisse fordern, bald diese bald jene Classe besuchen, in Bürger- und Landschulen nicht anwendbar sey: 2) dass die Schulstunden zwar mit Gebet und Gesang angefangen, aber, um dem Mechanismus vorzubeugen, nicht damit geendiget werden sollen: dawider liesse sich, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte, mehreres sagen: 3) Ueber Schuldisciplin, besonders körperliche Strafen. Der Hr. Vf. wünscht besonders, dass Strafen nicht öffentlich in Gegenwart der übrigen Schüler, sondern privatim vollzogen werden sollen. Dagegen möchte die Erfahrung vieles einzuwenden haben. Könnten nicht etwa solche geheime Züchtigungen bisweilen den übrigen Kindern, auch wohl ihren Aeltern, Verdacht erregen, ob sie auch allemal vollzogen worden wären? sollen öffentliche Bestrafungen nicht auch zugleich die übrigen von ähnlichen Vergehungen abschrecken? wer sich nicht scheut, öffentlich zu sündigen, kann auch keinen Anspruch auf öffentliche Schonung machen. Was der Verf. 4) von den Schulversäumnissen sagt, ist alles treffend; doch kann ihn Rec. auch versichern, dass Schulversäumnisstabellen in den meisten Schulen des Königreichs Sachsen eingeführt sind. In dem IV. Abschnitt liefert Hr. Opitz: *Eine Katechisation: die Reisenden*, von S. 49—66. Der Fleiss des Verfs. ist nicht zu verkennen, aber doch glaubt Rec., dass diese Katechisation zu weit ausgesponnen sey, und in gar zu viele Kleinigkeiten eingehe, welche Kinder auch ohne Fragen ihres Lehrers sich selbst beantworten können. Die Fragen sind auch nicht alle so bestimmt, dass die Kinder gerade so darauf, wie es der Fragende wünscht, werden antworten können. Der V. Abschn. enthält von S. 67—82 *Schulnachrichten*, besonders von einer Schullehrer-Conferenz in Thüringen, welche überall nachgeahmt zu werden verdient, und einige *Schulanekdoten*. Das 14te Bändchen eröffnen: *Bruchstücke aus einer pädagogischen Reise über Goslar, Seesen und Braunschweig* im August 1806 von Carl Ritter, Erzieher in Frankfurt am Mayn, S. 1—38. Genaue, sichere und vollständige Nachrichten über Schulanstalten kann man nie von pädagogischen Reisenden erwarten, weil viele keine competenten Richter sind, und, wenn sie es auch seyn sollten, weil sie dieselben nur gleichsam im Fluge sehen. Hierzu kommt noch, dass gemeiniglich Fremden, die sie etliche Stunden besuchen, nur die glänzende Seite derselben gezeigt wird, dass die Lehrer dann mit mehrerer Anstrengung, als wenn sie allein sind, lehren, dass nur die fleissigsten und geschicktesten Zöglinge vorgestellt werden, und dass die Gegenwart der Fremden selbst die Schuler zu mehrerer Aufmerksamkeit und Ruhe zwingt. Daher denn auch Hr. Ritter, ein einsichtsvoller Richter, seine Nachrichten mit Recht nur Bruchstücke nennt. In Goslar besuchte er erst die Töchterschule, dann das Gymnasium, wo er aber nur eine Zeichenstunde abwartete, die ihm mehr den Sinn für das Schöne abzustumpfen, als zu schärfen und zu beleben schien. Weit mehr wurde seine Erwartung in dem bekannten Jacobsohnischen Institute zu Seesen befriediget, ob er sich gleich auch des Wunsches nicht enthalten konnte, dass in demselben ein genauerer Unterschied zwischen Elementar- und wissenschaftlichen Kenntnissen gemacht, und dass die Zöglinge nicht nur zu Gelehrten, sondern auch, und vorzüglich zu Bürgern gebildet werden möchten. Die Nachrichten über die Schulanstalten in Braunschweig, welche dieser Aufsatz noch nicht liefert, erwarten alle Freunde der Pädagogik in einem künftig folgenden Bändchen des deutschen Schulfreundes zu lesen. Herr Käselitz gibt II) acht Regeln: *Ueber Worterklärungen in Landschulen* S. 39—58 dazu der Herausgeber die neunte hinzu gefügt hat, welche allen Lehrern in Land- ja auch Bürgerschulen zu empfehlen sind. S. 54 wird zum Gebrauche bey den Erklärungen der in der Bibel vorkommenden dunkeln Wörter: *Sturms Handlexicon des N. T. für Ungelehrte* empfohlen; Rec. würde doch lieber: *Dörings Versuch eines biblischen Wörterbuchs für ungelehrte Lehrer in Stadt- und Landschulen*, Dresden und Leipzig, 1792. zu diesem Gebrauche vorgeschlagen haben. Da es auch zu unsern Zeiten noch Aeltern auf dem Lande gibt, welche sich nicht von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Schreibens überzeugen können, so bestreitet der III) Aufsatz dieses schädliche Vorurtheil S. 59—80 in der: *Beantwortung einiger Synodalfragen, das Schreiben, die Nothwendigkeit und den Nutzen desselben für Landleute, so wie den Schulunterricht*

Digitized by Google

darin betreffend. Zuerst wird der vielfache Nutzen gezeigt, den das Schreiben auch Landleuten gewähre, dann gelehrt, wie die Kinder auf dem Lande im Schreiben geübt werden sollen. Auf Kalligraphie und Orthographie glaubt der Verf. mit Recht sey nicht so sehr, als auf Reinlichkeit und Fertigkeit im Schreiben Rücksicht zu nehmen, Rec. wünscht aber noch hinzu, dass Landschullehrer ihre Kinder nur in Currentschrift fleissig üben, und mit der für sie ganz unnützen Fracturschrift verschonen möchten. Auch hätte vielleicht der Verf. Landschullehrern den Rath geben können, dass sie Anfängern sowohl einzelne Buchstaben, als auch zusammengesetzte Sylben zuerst mit Schieferstifte auf Schiefertafeln nachzuzeichnen aufgeben möchten, welches sowohl ökonomischer ist, als mit Federn auf dem Papier, wie auch deswegen, weil der Schreibeschüler die Fehler leichter und eher auf der Tafel abändern kann. Drittens werden sieben Ursachen angegeben, warum Landleute gegen das Schreibenlernen eingenommen sind, und dann Mittel vorgeschlagen, wie diesem Vorurtheile entgegen zu arbeiten sey. Die Klage, welche Aeltern gegen das Schreibenlernen erheben, dass sie für die Schreibestunden etwas ausserordentliches bezahlen sollen, hat ein Rescript im Königreich Sachsen dadurch zum Schweigen gebracht, dass alle Kinder ohne Unterschied, sie mögen schreiben lernen oder nicht, gleiches Schulgeld entrichten. So viel Gutes und Brauchbares IV. *die Briefe über Katechetik* von S. 81 —108 enthalten, so sehr fürchtet doch Rec., dass sie für Landschullehrer nicht richtig genug berechnet sind. Sie verlangen zu viel, und werden daher ihre gute Absicht, wenn auch nicht ganz, doch gewiss meistentheils verfehlen. Sollte ein Schullehrer alle die Schriften von Plank, Kotzebue, Iffland, Schlegel, Merkel und andern lesen, welche ihm diese Briefe empfehlen, so würde ihm die Zeit, auch die Einsicht dazu fehlen; sollte er sich dieselben ankaufen, so würde er sich und den Seinigen das Nothdürftige entziehen müssen; sollte er alle die mannichfaltigen Kenntnisse in der Vernunft-, Seelen-, Natur-, Glaubens- und Sittenlehre, in der Geschichte, in der bürgerlichen Verfassung seines Vaterlandes, in der Geschichte, in der Muttersprache, in der Menschen- und Kinderkenntniss besitzen, welche diese Briefe von ihm fordern, so müsste er erst viele Jahre bey dem Verfasser derselben in denselben unterrichtet, geübt und gestärkt werden.

JUGENDUNTERRICHT.

Pantheon, oder der mehrern nützlichen Wissenschaften geweihete Tempel, von einem praktischen Erzieher. Leipzig, bey Karl Franz Köhler. 8. 256 S. (16 gr.)

Am Ende dieses Buches, wo der Verf., welcher das Manuscript, so wie es ihm aus der Feder geflossen wäre, in die Buchdruckerey geschickt zu haben versichert, einige Verbesserungen hinzufügt, erfährt der Leser erst, dass es im Jahre 1807 gedruckt sey. Verzeihlich ist dieser Fehler, ob er gleich seit einiger Zeit von einigen Verlegern, damit ihre Waare immer fort den Schein und Reiz der Neuheit behalten möge, mit Fleiss begangen worden zu seyn scheint; aber weniger verzeihlich ist es, dass der Verf. seine Handschrift, so wie sie, ihm aus seiner stumpfen Feder floss, in die Druckerey geschickt hat, und dass er sie nicht vorher einem Freunde, der mehrere vollständigere Kenntnisse von den vielen wissenschaftlichen Gegenständen, die sie behandelt, besitzt, als er zu besitzen scheint, durchaus hat verbessern und von groben Fehlern säubern lassen. Es verräth mehr als Eigendünkel, wenn man alles, was aus der Feder, aber nicht auch zugleich aus dem Kopfe, und auch so roh und ungebildet, wie es aus derselben und aus andern Büchern fliesst, zum Drucke befördert. Auf sich und seine Ehre, auf das Beste des Publicums hat dieser praktische Erzieher wenig, am allerwenigsten aber auf seinen Verleger Rücksicht genommen; er müsste ihn denn für seine Kosten dadurch zu entschädigen gesucht haben, dass er bey aller Gelegenheit, die er sich bisweilen sogar selbst zu verschaffen bemüht gewesen ist, die ältern und neuern Verlagsartikel desselben vor andern laut anpreiset. Nie ist der Name Pantheon, ob er schon zwar auch oft von andern gemissbraucht worden ist, mehr entweihet worden, als auf dem Titel dieses Buches. Entsprechender würde er dem Inhalte seyn, wenn der Verf. anstatt πάνθεον gesetzt hätte παντοῖον, ein buntes Allerley, oder auch πανδοχεῖον, ein Haus, wo Gutes und Schlechtes aufgenommen wird. So wie aber der eilende Vf. das Jahr auf dem Titelblatte vergessen hatte, eben so scheint er auch die Vorrede vergessen, und das Publicum in Ungewissheit über die Absicht und den Zweck seiner Schrift gelassen zu haben. Irrt sich Referent nicht, so wollte der anonyme Verf. in dem ersten theoretischen Theile zeigen, welche Lehrgegenstände er mit seinen Zöglingen treibe, in dem andern aber, den er den praktischen nennt, auf welche Art er ihnen dieselben vortrage. Bestimmt gibt er auch nirgends an, wie alt die Schüler und Schülerinnen sind, die seines Unterrichts geniessen, und ob er sie zu Bürgern oder zu Gelehrten bilde; doch leuchtet aus den Rechnungsstunden, wo die Schüler nur bis zum Dividiren geführt, aus den Schreibestunden, wo sie in Kalligraphie und Orthographie geübt werden, und aus einigen andern Lehrmaterialien deutlich hervor, dass wenige das zwölfte Lebensjahr überschritten haben. Und doch, wer bewundert nicht diesen Meister in seiner Kunst, lehrt er sie auch Dinge, die nur in den obersten Classen gelehrter Schulen vorgetragen werden. Sie exponiren?? sogar Oden aus dem Horaz, S. 148: sie lernen Logik, Metaphysik, Heraldik, Numismatik, Astronomie und Geschichte der Gelehrten, aber keine Moral, keine Geometrie, und keine Literärgeschichte: sie lesen Gedicke's griechisches Lesebuch, und übersetzen es ins Lateinische nach Bauers deutsch-lateinischem Wörterbuch, S. 128: sie werden sogar mit

Digitized by Google

der Erasmischen und Reuchlinischen Aussprache bekannt gemacht, S. 126: sie kennen fast alle neuern und ältern deutschen Dichter, und beurtheilen sie so richtig und treffend, dass ihnen der Lehrer selbst seine Freude über ihre Einsichten zu erkennen gibt, S. 130 ff. sie studiren Biographien in verschiedenen Sprachen, und vergleichen sie unter einander, um ihrem Lehrer die Resultate davon schriftlich mittheilen zu können, S. 141: der Lehrer durchblättert sogar Montfaucons Alterthümer mit seinen Zöglingen, und diese beantworten daher alle seine, auch oft sehr gelehrte, Fragen, so bundig, z. B. dass das 10te Jahrhundert unstreitig das finsterste sey, von dem man wenig oder nichts wüsste, S. 221, u. s. m. dass selbst der Setzer am Ende in einer Note S. 242 m) sein Erstaunen darüber äussert, und versichert, dass sie oft Gelehrte beschämen würden. Doch wir wollen nun in dieses Pantheon selbst eintreten, und sehen, welche Weihgeschenke da aufbewahrt werden. Der Vf. macht das Innere desselben in einem Schilde bekannt, das er beym Eingange aufgehängt hat. *Damit wir uns selbst*, sagt er, *nicht fremd bleiben, ists nöthig, zuvörderst nach der Anthropologie uns näher kennen zu lernen, unter Leitung der Philosophie, — die, wenn man tiefer* (also nicht eher?) *in sie eindringt, zu Gott führt. Religion wird dann die beglückende Gefährtin unsers Lebens, welches uns Chronologie höher achten, so wie Physik die Elemente näher, und Geographie und Geschichte die Erde besonders und ihre Bewohner uns um so mehr kennen lehrt, je weniger wir mit Genealogie, Heraldik, Numismatik unbekannt bleiben, und je vertrauter wir mit den klassischen Schriftstellern werden, die ohne Aesthetik wir weder schätzen, noch ohne Alterthümer und Mythologie verstehen würden, um, indem Astronomie uns mit jenen zahllosen Welten bekannt macht, uns vollends zum Himmel empor schwingen zu können.* Alle diese und noch mehrere Lehrmaterialien, die auf diesem Aushängeschilde nicht einmal genannt sind, enthält der erste theoretische Theil, und der andere, oder der praktische, zeigt, oder soll doch zum wenigsten zeigen, wie dieselben den Zöglingen, welche in diesen Tempel eingeführt werden, beygebracht werden. Jeden Abschnitt empfehlen, um alles recht erbaulich zu machen, Ueberschriften aus einem deutschen Dichter, z. B. Chronologie:

> Der christlich Weise theilt die Zeit
> In Arbeit, Ruh und Fröhlichkeit:

Geographie:

> Die Erde prächtig ausgeschmücket
> Preisst laut den Gott der Stärke!

Auch sind die gelehrten, aber für praktische Erzieher und ihre Zöglinge ganz unbrauchbaren Anmerkungen, mit welchen der Text jeder Rubrik reichlich ausgestattet ist, nicht selten mit Sprüchelchen vermischt, als S. 59. *Am ersten Schopfungstage sprach Gott: es werde Licht etc.*, auch mit Anekdoten, als S. 6 bey der Frage, was ist der Mensch? dass Plato den Menschen animal bipes implume definirt hätte; S. 242 u. a. O. m. Ob praktische Erzieher solche Anmerkungen, wie: dass die Biblia Complutensia auf Kosten des Cardinals Ximenes in 15 Jahren verfertiget worden sey: dass der Werth der Röm. Schriftsteller nach gewissen aetatibus geschätzt werde: die Aufzählung von Systemen der Philosophie bis auf unsre Zeiten: die Ausgaben der hebr. Bibel und des griech. N. T., dass die hebr. Bibel von 70 Gelehrten in die griechische Sprache übersetzt worden sey: dass Gabler die Urgeschichte nach Eichhorn bearbeitet, und Vesalius über Anatomie geschrieben habe, dass die Evangelischen Pericopen ihren Namen von περικοπτειν haben, und viele andere mehr, die man im Register finden kann, bey Erziehung und Bildung von Kindern brauchen können, kann der erste beste praktische Erzieher entscheiden. Wenn praktisch lehren und erziehen heisst, alle Gelegenheiten zu nützlichen und unnützen, zu passenden und unpassenden Belehrungen ergreifen und mit Gewalt zusammenraffen, so wird es Niemand wagen, unserm Verf. diese Kunst abzusprechen. So lehrt er z. B. in der Geographie bey Dauphiné S. 221, dass viele Autoren in usum Delphini herausgegeben worden wären, und auf eben dieser Seite, wo die Cistercienser-Mönche aufgeführt werden, was Cisternen sind: das heisst doch praktisch! Jeder Abschnitt ist länger oder kürzer, je nachdem der Verf. viel oder wenig auszuschreiben vorfand. Wollte man alle Fehler und alle schiefen Vorstellungen einzelner Materialien, mit welchen dieses bunte und krause Quodlibet verunstaltet ist, auszeichnen, so würden sie kaum viele Bogen fassen. Rec. findet sich aber von Gerechtigkeitsliebe gedrungen, eine Menge derselben, um die Unfähigkeit des Verf. zum praktischen Unterrichte zu beweisen, in eben der bunten und krausen Unordnung auszuzeichnen, wie sie in diesem Buche unter guten und nützlichen Materialien herum zerstreut liegen. So sind nach S. 15 die Scholastiker, denn auch mit diesen macht der Verf. seine Zöglinge bekannt, erst im 14ten Jahrhundert aufgestanden, und die Anatomie nach S. 17 erst im 16ten Jahrhundert eingeführt worden — und der Beweis dazu, weil man vom Kaiser Carl V. ein Schreiben an die Universität Salamanca habe, in welchem er um Belehrung bitte, ob man mit gutem Gewissen einen menschlichen Körper zergliedern könne. S. 19 kömmt sogar eine türkische Religion vor, und S. 20 wird der Paulussische Commentar über das A. T. nebst andern Ausgaben von Büchern des A. T. empfohlen: nach S. 21 hat der Apost. Johannes die Bücher des N. T. gesammelt, u. Irenäus ist ein lateinischer Kirchenvater: das Weihnachtsfest wurde nach S. 55 schon seit dem zweyten Jahrhundert gefeyert: nach S. 45 ist Europa noch immer, wie zu Hubners Zeiten, eine sitzende Jungfrau: die Geistlichen der Muhammedaner heissen S. 46 *Derwische*, also nicht Imams oder Mullahs? Holland ist S. 48 im Jahre 1807 noch kein Königreich, ob es schon Sachsen in eben demselben Jahre bey unserm Verf. ist: Island liegt, wie auf eben dieser Seite

Digitized by Google

erzählt wird, in Norwegen, und Deutschland hat noch immer 30 Millionen Einwohner: Baden ist noch 1807 ein Churfürstenthum, und der Bairische Monarch hat als Regent über die Pfalz zugleich auch oft seinen Sitz in Manheim S. 50, wogegen Baden gewiss protestiren wird. Borsdorf, der Stammort der bekannten Aepfel, liegt bey dem Verf. S. 52 im Meissnischen, aber bey Leonhardi im Leipziger Kreise — wer hat wohl Recht? und eben auf dieser Seite schliesst er den Hubertsburger Frieden den 13. Febr. 1763, die Geschichte den 15. Febr. Nach S. 53 leben und weben noch alle Churfürsten, auch sogar Salzburg, 1807 wie vorher: in Aegypten sind S. 55 nebst den Pyramiden auch die hängenden Gärten, und Taiti und Owaihi liegen S. 56 in Amerika. Johannes der Apostel wurde nach S. 67 zwar in Oel gesotten, aber dadurch körperlich gestärkt und sehr alt: der Caffeebaum wurde nach S. 72 aus Persien nach Arabien, und von da im 16ten Jahrhundert nach Constantinopel verpflanzt — je nun, so können uns ja jetzt die Turken Constantinopolitanischen Caffee liefern, da ihn die blockirten Engländer aus ihren entfernten Colonien nicht mehr liefern können: — Quecksilber wird S. 73 aus Zinnober erhalten — doch wohl umgekehrt? — Wer noch nicht weiss, was Gelehrsamkeit ist, der wird S. 73 erfahren, dass sie ein Inbegriff vieler, nicht unmittelbar in die Sinne fallender zusammenhängender Wahrheiten ist, und auf eben dieser Seite werden die alten orientalischen Sprachen der latein. und griech. als todt entgegen gesetzt. Unter die schönen und freyen Künste rechnet der gelehrte Vf. S. 77 Reiten, Fechten, aber unter die illiberales (unfreyen, wie er sie übersetzt) Bildhauer, - Bau- und Gartenkunst. Aus Gesners Idyllen beweiset er S. 78, dass das erste Schiff ein ausgehöhlter Baum gewesen sey, und auf dem Blatte 78 und 79, das eingeschoben werden soll, lässt er dem Kaiser Joseph II. zwey Gemahlinnen an Blattern sterben, und unter Franz II. *Belgia* verloren gehen. Die Classische Literatur fasst nach Seite 83 nicht sowohl auf Schiffsflotten (classes) eingewanderte, als vielmehr in verschiedene Classen eingetheilte alte griech. u. lat. Schriftsteller in sich: nach S. 84 lebte Livius 200 Jahr vor Christi Geburt, und Seneca rhetor, nicht philosophus, war Nero's Lehrmeister. Gellius hat S. 85 de Noctibus Atticis geschrieben, und nach S. 97 sind die Cometen Fixsterne. Die verschiedenen Arten des Styls werden S. 140 also charakterisirt: der historische ist am leichtesten fliessend — der Briefstyl möglichst gedrängt, der philosophische etwas dunkel, der Rednerstyl weitläufig, u. der Dichterstyl erlaubt sich am meisten Freyheiten — und der, welcher so schildert, wie Rec. glaubt, am allermeisten. Nach S. 156 hangen die Kleider der in Altenburg geraubten Prinzen in Grunhayn, aber nicht in Ebersdorf bey Chemnitz — wenn nun aber die Zöglinge des Vf. einmal nach Grünhayn reiseten, und dieselben nicht daselbst vorfänden, was würden sie von der Treue des Erzählers denken? Der Teufel, nach welchem D. Luther auf der Wartburg das Dintenfass geworfen haben soll, war nach S. 160 eine grosse Fliege, weil Beelzebub auch einen Fliegengott bedeute. Der Papst Gregor VII. liess nach S. 168 den Kaiser Heinrich IV. baarfuss in ziemlicher Kälte vor der Engelsburg in Rom — also nicht in Canossa? stehen. Gelehrt entscheidet der Vf. den Streit über die Mondsteine S. 171, wenn er seinen Schülern sagt, dass es vom Winde erst in die Höhe getriebene und von Bergen durch die Luft herabgefallene Felsensplitter wären. Wie genau der Vf. mit der deutschen Grammatik bekannt sey, mag ein einziges Beyspiel zeigen, wenn er S. 174 lehrt, dass die Wörter *derer* u. *denen* nur dann gebraucht würden, wenn sie für: *dererjenigen* und *denenjenigen* stünden, wobey er gleich hernach S. 175 zeigt, dass bey dem Conjugiren nicht, wie die alten Grammatiken wollen, drey, sondern sechs Personen wären. Augustinus war nach S. 220 Bischoff zu Hippon in Spanien, und Religion hat S. 222 ihren Namen von alligare, *anknupfen*, Katechismus aber von einem griech. Worte, das „in Frag und Antwort Unterricht ertheilen" bedeute. Warum mag der Lehrer dieses griech. Wort seinen Zöglingen nicht mitgetheilt haben, da er ihnen doch oben gesagt hatte, dass die Pericopen von περικόπτειν benennt würden? fürchtete er etwa, dass κατηχεῖν die Bedeutung nicht haben möchte, welche er angegeben hatte? — Braucht es nun weiter Zeugniss, dass dieses Buch kein Pantheon, sondern ein κενοδοχεῖον oder vielmehr κατηχεῖον sey, und dass es weder von praktischen Erziehern gebraucht, noch viel weniger, wie der Verleger am Ende wünscht, in Schulen eingeführt, u. Kindern zu einem Weihnachtsgeschenk empfohlen werden könne? Noch durch eine andere Merkwürdigkeit zeichnet sich auch dieses Buch aus, welche bekannt oder vielmehr gerügt zu werden verdient. Bis zur S. 161 ist es mit deutschen, dann bis S. 224 mit lateinischen, und von da wieder mit deutschen Lettern gedruckt. Ohne Zweifel haben mehrere Bauleute an dem Aeussern dieses Pantheons gearbeitet.

REISEBESCHREIBUNG.

Meine neueste Reise zu Wasser und zu Lande, oder ein Bruchstück aus der Geschichte meines Lebens, von D. *Joh. Christian Fick*. Mit zwey Kupfern. Erlangen, auf Kosten des Verf. und in Comm. der Gredy und Breuningschen Buchh. 1807. 8. LII. u. 308 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Die Veranlassung zu dieser Reise, deren Verfolg wenigstens nicht aus freyem Entschlusse, sondern aus Nothwendigkeit hervorging, hat der Verf. nicht weiter angegeben. „Der sentimentale Freund Sterne, sagt er in der Einleitung, liefert in seiner Reise durch Frankreich und Italien ein ziemlich genaues Verzeichniss von den Ursachen, warum Menschen ihre Heimath verlassen und sich in fremden Landen herum treiben oder herum getrieben werden. Die Ursache zu dieser meiner Reise findet man zwar in seinem Katalog nicht wörtlich erwähnt, doch aber ist sie in einer der Rubriken mit enthalten, und ich habe daher nicht nöthig, sie meinen Lesern hier aufzutischen." Er verliess am 27. Sept. 1806. seine Fami-

Digitized by Google

lie in einer traurigen, Unglück ahnenden, Seelenstimmung, und ging über das Wisentthal, Ebermannstadt, Streitberg, Dorndorf nach Bayreuth (auf welcher Strasse er auch der Muggendorfer Höhlen gedenkt), dann nach Münchberg und Hof; hier verweilte er vom 28. Sept. bis 7. Oct., und da die Preussen und Sachsen eben Hof verliessen, so ging er am 8. Oct. auch nach Plauen; aber auch da konnte er nun bey dem Anfang der Kriegsbegebenheiten nicht bleiben, sondern musste über Weyda nach Gera sich begeben. Denn am 8. Oct. war das Scharmutzel bey Saalburg und am 9. Oct. das Treffen bey Oschütz und in Schleitz vorgefallen, deren Ausgang man kennt. Mit dem verwundeten Obristen von Schauroth kam nun der Vf. nach Leipzig, über dessen damalige Lage und bange Erwartungen einiges bemerkt wird, und über Duben nach Wittenberg am 13. Oct. Dass hier zur Vertheidigung der Elbe keine Anstalten gemacht waren, leitet auch der Vf. daher, dass man den Rückzug nicht als möglich dachte; Sachsen hat wohl nicht Ursache, darüber zu klagen. Der Furcht oder dem panischen Schrecken, welche Folgen einer langen Waffenruhe bey einer Nation sind, schreibt der Vf. *grösstentheils* die Unglücksfälle der Preussen zu. Es wäre doch sehr schlimm, wenn sie sich auch der Festungscommandanten so bemächtigt gehabt hätte! Hatte denn aber diese Waffenruhe schon so lange gedauert? Die Reise geht nun weiter nach Berlin, welche Stadt der Vf. jetzt zum erstenmal sah, ohne lange verweilen zu können, daher er auch nur einige Worte über die Berliner, oder vielmehr die Mussiggänger und eleganten Juden daselbst sagt. Er nahm den 19. Oct. den Weg über den (1605 angelegten, 1746 hergestellten) Finower Kanal u. über die Oder bey Schwedt nach Stargard, auf welchem Wege er auch den wegen seiner Muränen berühmten See *Madue* sah. Ein sechstägiger Aufenthalt in Stargard gab ihm Gelegenheit vielfältige Sagen und Ansichten von den Unfällen einzusammeln. Er verliess es 30. Oct., und da sein Vorsatz, sich seiner bisherigen Reisegesellschaft zu entziehen, und mit einem Handwerksburschen zu Fusse den Rückweg zu machen, vereitelt wurde, so musste er über Massow, Naugard, Greifenberg, Treptow, Orte, die mit Flüchtlingen überfüllt waren, nach Colberg gehen, von dessen Befestigung, Salzwerk u. s. f. einige Nachricht gegeben wird. Aber auch hier konnte er nicht verweilen, da man eine nahe Belagerung fürchtete. Er begab sich in das nahe Dorf Lassehne, wo er fünf Tage in der traurigsten Stimmung durchleben musste, und Gelegenheit fand, einige, aber nicht neue Bemerkungen über die Hindernisse der Landes- und sittlichen Cultur in Pommern zu machen. Die Beschreibung der Cassuben hat er aus Bruggemann entlehnt. Denn durch das Land der Cassuben reisete er, ohne den Jamundschen See, und den Ort, wo die Jomsburg (deren Stelle jetzt das Dorf Jamund einnimmt), gestanden haben soll, besuchen zu können, über Stolpe, Lauenburg (eigentl. Löwenburg, Neustadt und andere Orte, von denen nur wenig gesagt werden konnte, nach der Weichsel. Ein kleiner Aufsatz von der Verminderung des Meers (der Ostsee) ist S. 157 eingeschaltet. In Danzig konnte der Vf. kein Unterkommen finden, und musste sich daher in dem nahen Dorfe Morgenau einquartieren. Die ökon. Lage des Vf. verschlimmerte sich. Ueber die Weichsel und Nogat ging er nach Elbingen (hier schildert er auch die Werder und ihre Bewohner), und von da, nachdem er Unterstützung von Freunden gefunden hatte, über Orte, die in der Kriegsgeschichte dieses Jahres sehr berühmt geworden sind (Braunsberg, Heiligenbeil etc.), nach Königsberg, wo sein Freund, der CR. Abegg vor wenigen Wochen gestorben war. Auch hier war der Aufenthalt nur kurz. Ein hartes Missgeschick traf ihn in Pillau (über welchen Ort mehr als über irgend einen andern gesagt wird). Er musste mit einem nach Kopenhagen bestimmten Schiffe abgehen, 8. Dec. Aber ein heftiger Sturm brachte 14. Dec. das Schiff auf Christians-Oe (Christians-Insel). Von hier konnte er erst 29. Dec. abgehen, landete d. 1. Jan. 1807 in Warnemünde, und reisete nun über Rostock, Schwerin, Hannover, wo er drey Tage verweilte, über Göttingen, Gotha u. s. w. ohne sich aufzuhalten, nach Erlangen zurück, wo er am 20. ankam. So trieb ihn also das Schicksal umher. Und diess ist es, was den Hauptstoff des Buchs und der Unterhaltung, die es gewähren soll, ausmacht. Der Vf. bestimmte es nur zum „Denkmal für das viele genossene Gute während der unglücklichsten Periode seines Lebens." Die von den einzelnen Orten gegebenen Nachrichten sind meist zu kurz; nicht einmal von den Kriegsereignissen wird viel Erhebliches gesagt; nur einige Anekdoten, theils von kriegerischen, theils von andern Vorfällen können wir den Liebhabern nachweisen (S. 146. 150. 151.). Die Urtheile über deutsches Fabrikwesen (S. 98), Abnahme der Studierlust (S. 40 f.), Polizeytaxen (S. 55), Heidenbekehrungen (S. 75), sind etwas einseitig, die Erzählungsart nicht immer anständig genug (wie S. 116, wo es doch auch wohl *Corpus delicti* heissen sollte). Das Wichtigste ist die *Beschreibung von Christians-Oe* S. 248—269. Unter dem 55° 15′ N. Br., zwey Meilen östlich vom nördlichen Theile von Bornholm erheben sich ausser einigen Klippen drey Felsen aus der Ostsee, bey den Seefahrern Ertholms (Erdinseln) genannt. Sie heissen *Christians-Oe* (1200 Fuss lang, 460 Fuss breit, 552000 Quadrat-F. Flächeninhalt), *Friedrichsholm* 950 F. lang, 120 F. breit, 114000 Quadr. F. Flächeninhalt, *Graesholm* 130 F. lang, 520 F. breit, 379600 Quadr. F. Flächeninhalt. Die beyden ersten sind bewohnt, alle drey werden bisweilen unter dem gemeinschaftlichen Namen Christians-Oe begriffen. Eine beygefügte Charte erläutert die gegebenen Vorstellungen. Dass nur wenige Theile dieser Felsen mit fruchtbarem Lande versehen seyn können, ist natürlich. In der Vorr. wird noch nachgetragen, dass auf Christians-Oe fünf Stellen gutes süsses Wasser geben. Auch von den Ankerplätzen bey Stockholm ist S. 256 ff. ein kurzer Bericht beygefügt. Ein ansehnliches Subscribentenverzeichniss S. IX—LII. beweiset, wie viele Unterstützung das Werk gefunden hat. Der Hr. Verf. kündigt ein „Werklein" über die neuesten politischen Angelegenheiten an, „welches wohl des Lesens werth seyn möchte."

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

144. *Stück*, *den* 16. *November*. 1807.

ANATOMIE.

Ueber die Bedeutung der Schädelknochen. Ein Programm beym Antritt der Professur an der Gesammt-Universität zu Jena von Dr. *Oken*, corresp. Mitgl. der Soc. der Wissensch. zu Göttingen. Jena, bey Göbhardt in Bamberg. 1807. 4. 18 S. (4 gr.)

Wenn es mehreren Lesern dieser merkwürdigen Blätter so geht, wie dem Rec., so werden sie durch die Wärme und Liebenswürdigkeit, mit welcher der Verf. auf den beyden ersten Seiten seine Dankbarkeit für die erhaltene Bildung und Gelegenheit zur Thätigkeit in den Wissenschaften ausdrückt, für ihn sehr eingenommen werden. Ob aber auch die auf den übrigen Seiten zusammengedrängten Sachen eine ernstliche Theilnahme verdienen? Die Beantwortung dieser Frage überlässt Rec. seinen Lesern. Er wird mit der möglichsten Unbefangenheit die Ideen des Verf. darstellen, ohne mit seinem Urtheile vorzugreifen.

Das Skelet ist nach dem Verf. ein aufgewachsenes, verzweigtes, wiederholtes Wirbelbein. An beyden Polen wiederholt sich das Skelet der Wirbelsäule und jeder Pol wiederholt sich in dem andern. Demnach ist z. B. die Hirnschale, die Wiederholung der Rückensäule, und es muss der Kopf also auch die Aussprossungen aus der Rückensäule, nämlich den Thorax, das Becken und die Gliedmassen wiederholen. Daher lässt sich die Rückensäule mit der Hirnschale; die Leibeshöhlen und Extremitäten lassen sich mit dem Gesichte vergleichen.

Wenn man von einem jungen Schaafschädel das, was zu den Gesichtsknochen gerechnet wird, und die Knochen der Hirnschale absondert, welche an der Basis keinen Theil nehmen, als da sind: das Stirnbein, Scheitelbein, Siebbein und Schlafbein, so soll eine Knochensäule übrig bleiben, welche jeder Anatom beym ersten Blicke für die Körper von irgend einer Art Wirbelbeinen, mit den Seitenfortsätzen und Löchern erkennen kann. Bringe man (sagt der Verf. weiter) die Hirnschalenknochen mit Ausnahme der Schlafbeine (denn die Höhle sey dennoch geschlossen) wieder hinzu, so sehe man eine Kopfwirbelsäule, welche sich von der wahren nur durch die erweiterte Rückenmarkhöhle unterscheide; so wie das Hirn das zu kräftigeren Organen voluminöser entwickelte Rückenmark sey, so wäre die Hirnschale die voluminösere Rückensäule.

Die drey Wirbelkörper der Hirnschale werden nun näher beschrieben und ihre Bogen aufgesucht.

Das Keilbein ist in zwey Wirbel geschieden; durch den vorderen gehen die Sehnerven, durch den hinteren die Kiefernerven. Daher heisst der erstere Augenwirbel, der andere Kieferwirbel. Der Keilfortsatz des Hinterhauptbeins und das Felsenbein machen den dritten Wirbel, oder Ohrwirbel aus, weil durch ihn der Hörnerve geht.

Bey der Vergleichung der Stücke des Hinterhauptbeines, mit den Stücken der Wirbelbeine des Foetus, findet der Verf. die grösste Aehnlichkeit, die er dann auch bey den übrigen Kopfwirbeln darzuthun sucht.

Nun wird die Art erklärt, wie die Rückensäule zur Hirnschale, die Leibeshöhlen mit den Extremitäten zum Gesichte werden.

Das Pflugschaarbein setzt sich als der Körper des Augenwirbels und eine nun contin (sic) gewordene Wirbelsäule durch die Nase fort, und besteht aus drey idealen Wirbelkörpern, denn Portal hat in diesem Knochen drey Verknöcherungspuncte entdeckt. Die Seitenfortsätze des Pflugschaarbeines schliessen an die Gaumenbeine an, und bilden mit dem Siebbeine und den Nasenbeinen die Nasenhöhle, oder den Thorax des Kopfes. Die Gaumenbeine stellen die verwachsenen Kopfrippen vor, die Form der gewundenen Knochen und des Siebbeines aber deutet auf die Bronchien und Lungen hin.

Auch die Arme müssen dem Thorax angefügt werden. Hier darf man nur einen Ganskopf zu Hülfe nehmen. Das Quadratbein macht da das Schulterblatt aus; das mit ihm articulirende Stück des Jochbeines aber den Oberarmknochen; die beyden übrigen Stücke, Ellbogenröhre und Speiche und der Oberkiefer die Hand.

Digitized by Google

Aber auch im Menschen lässt sich die obere Extremität am Kopfe nachweisen. Das frey an der Hirnschale hängende Schlafbein bedeutet das Schulterblatt; das Jochbein aber, (denn in diesem hat Portal drey Verknöcherungspuncte gesehen) den Oberarmknochen, die Ellbogenröhre und Speiche: der Oberkiefer, die Hand, der processus pterygoideus, das Schlüsselbein. Die Zähne hält der Verf. für die Finger: den Zwischenkieferknochen für den Daumen.

Der Unterkiefer ist nichts als die Wiederholung der Füsse, denn er besteht nicht bloss aus zwey Stücken; jedes dieser Stücke zerfällt wieder in drey andere, wie man am Krokodill, an der Lacerta apoda, den Schildkröten und allen Vögeln sehen kann. Der Gelenkfortsatz des Unterkiefers stellt das Schenkelbein vor, Tibia und Fibula sind im Kronenfortsatz übrig, und in dem vorderen Theile, der die Zähne enthält, die Fusswurzel und Mittelfussknochen.

Das Schlafbein bey Säugethieren und der Quadratknochen der Vögel sind eigentlich Scapula und os ilei zugleich. Für beyde Kiefer ist nur ein Wirbel da. Kopfhand und Kopffuss entspringen aus einem Keime, oder beyder Keime sind zusammengewachsen. Auch ist die Scapula nicht ein Knochen, sondern eine aus wenigstens fünf Halsrippen zusammengeflossene Platte.

Das Zungenbein endlich und das Becken sind Homotypen. Der Griffelfortsatzknochen ist ein eigenes Knochenstück, das der Verf. für das Kreuzbein hält.

Mit diesen Vorstellungen bringt nun der Verf. andere Ideen in Verbindung, von denen wir die wichtigsten der Vollständigkeit wegen hier noch besonders anführen wollen.

Knochen sind das irdische, verhärtete Nervensystem; Nerven sind das geistige, weiche Nervensystem. Das Auge ist der Kopf des Nervensystems; das Ohr der Kopf des Knochensystemes — beyde Extreme im Höchsten und Niedrigsten, darum beyde einzig — ohne individuales Vorbild, und daher Ursinne. Aug und Ohr sind die beyden *Kopfsinne*. Nase und Zunge sind *Kopfrumpfsinne*, die Nase ist der Kopf des Gefässystemes; die Zunge der Kopf des Darmsystemes — beyde Extreme in den Mittleren, darum beyde mit individualem Vorbild, beyde ohne Wirbel, da von den Kopfsinnen jeder einen Wirbel hat, und Wirbelabtheilungen und Kopfsinnesnerven sich parallel gehen. Hand und Fuss sind ein *Rumpfsinn* und wieder ein Ursinn, der aber nicht durch den Kopf, sondern durch den Rumpf determinirt ist und der Kopf des Hautsystemes genannt wird. Er ist die Vermählung des Nerven- und Knochensystemes, also des Höchsten und Niedersten im Untersten, ist einzig, ohne Vorbild und nun nothwendig mit Wirbel. Der Kiefersinn ist aus dem Rumpfsinne emporgekommen zum Kopfe, aber den beyden Kopfrumpfsinnen dienstbar geworden, daher streng gesagt, ein *Rumpf- Kopfrumpfsinn*. „Was wollt ihr nun (schliesst der Verf.) aus den Kiefern machen? Der indifferente Tastsinn wird ein Kopfsinn, also — edler in der Gleichgültigkeit." Die physiologische Function der Nase, die Form der gewundenen Knochen und des lange Zeit ganz häutigen Siebbeines (unwidersprechliche Bronchien und Lungen) reichen hin, die Nase als die gesteigerte Brusthöhle zu beweisen. Der Athmungsprocess, im Kopfe wiederholt, wird Geruchsinn, der Riechprocess, in den Thorax zurückgeführt, wird Oxydation, der Geruchsinn ist daher ein Thoraxsinn. — Das Hirn scheint nach vorn in der Nase zu enden, wie nach hinten im Schweife. Das Siebbein mit seinen Windungen für das zu Gefässen metamorphosirte Hirn, kurz die ganze Nasenhöhle, hält der Verf. für die dem Gefässsystem untergeordnete Hirnhöhle, das Riechen für ein bewusstloses Vorstellen, und das Athmen für einen heiligen Actus, für den Rumpf so ewig, als das Denken für den Kopf.

Doch Recensent glaubt nun den Geist dieser Blätter sattsam angedeutet zu haben, und überlässt noch viele den angeführten ähnliche Vergleichungen den Lesern dieser kleinen Schrift selbst zum beliebigen Genuss.

Eine genialische Bearbeitung der Anatomie und Physiologie hält Rec. für ein Bedürfniss der Zeit, allein er bittet (gewiss im Namen aller ächten Naturforscher) diejenigen, welche sich zu einer solchen Bearbeitung geschickt fühlen, und besonders Hrn. *Oken*, sich doch ja der Fesseln richtiger Beobachtungen nicht zu früh zu entledigen, der Phantasie nicht blind die Zügel schiessen zu lassen, und sie durch ruhige Ueberlegung im Zaume zu halten. Sonst erhalten wir fabelhafte Gedichte, die entweder zur Belustigung, oder zur Verwirrung der Köpfe dienen, statt richtiger Ansichten von Gegenständen, die doch über Scherz und Spielereyen erhaben sind. Der Zwang, welchen reine Beobachtung dem Genie anlegt, ist nicht so drückend und belohnender als der Zwang, den ihm Systeme und eine affectirte, unverständliche Sprache heut zu Tage anschmiegen, die nur deshalb so willkommen zu seyn scheint, weil sie wegen ihrer Dunkelheit die Selbsttäuschung und die Täuschung anderer begünstigt, also den Taumel verlängert, in welchem man sich durch unreife Schlüsse und wilde Auswüchse der Phantasie versetzt hatte. Achtete nicht Rec. das Genie des Hrn. *Oken* sehr hoch, so würde er der Versuchung, sich über seine Schrift lustig zu machen, nicht haben widerstehen können. So aber haben wir uns mit rechtem Ernst durch die Untersuchung eines *Schafs*kopfes und *Gans*kopfes nach der Vorschrift des Verf. zur Prüfung seiner Schrift geschickt gemacht, bekennen aber treuherzig, dass uns noch vorher einige Zweifel aufgestossen sind, die wir mittheilen wollen. Wenn nämlich der Verf. auf der fünften Seite unter die Knochen der Hirnschale, welche an der Basis keinen Theil nehmen, das Stirnbein, und Schlafbein rechnet, so hat er gewiss nicht an die partes orbitales des Stirnbeines, und an den Felsentheil des Schlafbeines gedacht. Wie die Höhle der Hirnschale, nach des Verf. Behauptung geschlossen seyn könne, wenn die

Digitized by Google

Schlafbeine entfernt sind, begreift Rec. nicht. Dass der Felsentheil des Schlafbeines und der Keilfortsatz des Hinterhauptbeines einen Wirbel ausmachen, dafür lässt sich kein anderer Grund angeben, als der, dass diese Einrichtung, wenn sie vorhanden wäre, zu den Vorstellungen des Verf. passen würde. Die ganze Aehnlichkeit des Hinterhauptbeines des Foetus mit den einzelnen Stucken eines Wirbelbeines ist nur in der Zahl gegründet, so wie auch die idealen Wirbelkörper des Vomer, und die Knochen der oberen Extremität im Jochbeine. Uebrigens mag Rec. die drey vor ihm liegenden sogenannten Wirbelbeine aus einem Schaafskopfe betrachten wie er will, so ist es ihm dennoch mit dem besten Willen nicht möglich, auch nur bey einem solchen Knochen mit seinen Sinnen das wahrzunehmen, was Hr. *Oken* gefunden hat. Bey dem Augen- und Kieferwirbel lässt sich nicht einmal die Zahl der Fortsätze eines Wirbelbeines herausbringen. Die Zahl der Löcher oder Einschnitte, welche zu Löchern bestimmt sind, ist aber wieder bey dem Kiefer- und Ohrwirbel zu gross. In Rücksicht der Form ist weiter keine Aehnlichkeit vorhanden, als die, dass die Wirbelknochen Fortsätze haben, und die Knochen, welche damit verglichen werden, auch mit Fortsätzen versehen sind. Was die Folgerungen des Hrn. *Oken* betrifft, so sieht Rec. ein, dass er sich nie zu solchen Ansichten wird erheben können, und deshalb enthält er sich alles weiteren Urtheiles.

OEKONOMIE.

Mittheilung wichtiger Ersparungsmittel für alle Land- und Stadtbewohner, welche Last- und Mastvieh halten, wie solches für die Hälfte der gewöhnlichen Fütterungskosten immer im besten Zustand (e) erhalten werden kann. Nebst erprobten Angaben für sämmtl. Krankheiten, wie solche auf die sicherste u. leichteste Art zu heilen sind. Von *Georg Stahl*, gewesenem Gutsbesitzer bey dem Gute Rigen in Drontheim. 1807. 8. 160 S. (Pränum. 1 Ducat.)

Rec. liess sich verleiten, der schönen Ankündigung zu Folge auch 1 Ducaten voraus zu bezahlen, und 1 Jahr zu warten, ehe er diesen Schatz von 5 Bogen erhielt. Damit diese Geheimnisse nicht ins Publikum kommen möchten, waren die brochirten 5 Bogen mittelst ihres eigenen blauen Umschlags versiegelt, wovon nun hier Rec. nachfolgendes bekannt macht. In der IV Seiten langen Vorrede entschuldigt sich der Verf. wegen seines Unternehmens, dass er nemlich seinem verstorbenen Freund ein Ehrendenkmal dadurch stiften, und der hinter- und verlassenen Familie den Ertrag davon liefern wolle. Ey! ey! Herr Vf., diess kostete sie viel Aufopferung, 5 Bogen zusammen zu tragen und dem Publiko aufzutischen, was schon weltbekannt ist! und dafür 1 Ducaten! Sie haben sich sehr angegriffen, indem Sie auf Kosten des ökonomischen Publikums das Ehrendenkmal, aber weder aus ihrem Beutel, noch aus ihrem Kopfe errichtet haben! Hätten Sie nur mehrmals einen Ducaten gefälliget, statt an die erkauften Recepte, an gute ökonomische Bücher gewendet, so würden Sie eingesehen haben, dass Sie damit das Publikum hintergangen, denn dort würden Sie dergleichen genug gefunden haben. Die Abhandlung S. 7. fängt mit der *Stallfütterung insbesondere an, wenn es nemlich im Winter an Kräuter (n), an Ertoffeln oder Biertrabern und Branntweinspülicht fehlt. Auch eine Abhandlung von jedem Futterkraut und Gewächs.* Mit letztern und zwar mit dem rothen spanischen Klee fängt er an, und sagt uns: dass, ehe selbiger blühet, er dem Rindviehe mit Hecksel geschnitten, gereicht werden solle, nach der Blüthe aber müsse man ihn lang verfüttern. Den Reit- und Kutschpferden sey er wegen nicht hinlänglicher Bewegung nicht vortheilhaft; auch diesen sey es besser denselben als Hexel zu füttern. Den Schweinen müsse man den Klee in Gährung gehen lassen, d. h. ihn 24 Stunden einweichen, hernach Schrot von Dresp (Tresp), schlechten Wicken und andern Getreide hinzufügen; im Herbste aber selbige mit Rübenkraut, kleinen Rüben und Ertoffeln füttern, und also mit diesen Futterkräutern eine wohlfeile Schweinzucht unterhalten. Diess alles hat also noch Niemand gewusst noch gethan? und wie wohlfeil?

Den gedörrten Klee oder das Kleeheu gibt man lieber dem Hornvieh als den Pferden, und diesen letztern den schlechtesten und den Schaafen den besten. Ob er gedörrt geschnitten oder mit Stumpf und Stiel consumirt werde, das ist dem Verf. einerley, und er lässt es darauf ankommen, ob man es in einer Wirthschaft so oder so eingeführt habe oder nicht.

Die Esparsette, sagt er, S. 16, sey allen Vieharten dienlich, und verdiene den Vorzug zum Dörren vor dem spanischen rothen Klee. Grün müsse man sie in der Blüthe füttern, doch wenn es die Noth erheische, liesse man sie, mit Stroh geschnitten, füttern. Die Kühe bringen darnach mehr Milch, die auch fetter ist, und aus dem 4ten Theile weniger Milch mache man eben so viel Butter. Die Ochsen mäste man bey mässiger Arbeit damit, den Pferden sey sie angenehmer und eben so stärkend als Hafer. Mit den Schaafen habe er keinen Versuch gemacht, er glaubt aber, dass er unmöglich schädlich sey. Rec. glaubt, der Vf. habe bey einem solchen Gute, als er besessen, unmöglich so träumend handeln können! Endlich glaubt er, dass 10 oder 15 Pfund Esparsette-Heu, immer nur eine Metze Hafer zu füttern nöthig machten. Den Mutterschaafen, die er Wöchnerinnen nennt, sey das Esparsette-Heu sehr vortheilhaft und gesund. Ein Wunder, dass er solches nicht eben so unversucht wie beym spanischen Klee gelassen. S. 21 lehrt er die Wicken als Surrogat der grünen Fütterung brauchen. Die künstlichen Wiesenkräuter hat er S. 24 alle in 30 Zeilen gebracht, und nur den weissen Wiesen- und den gelben Hopfenklee und das Hafergras genannt. S. 28 kommen Wurzeln und Kohlgewächse,

Digitized by Google

und Beschreibung einer Maschine, dieselben zu schneiden, vor. Dabey schlägt er S. 32 vor: die Kartoffeln in eine gewisse Säure zu bringen, und schon mit dem Wasser derselben, fresse das Vieh den magersten Strohhecksel, wenn er damit befeuchtet worden, gern. Turnips, gelbe Rüben und Pastinak für die Kühe schliessen S. 48 den 1. Abschnitt, und nun ist die Anweisung zu Ende, die nur auf dem Titelblatte erwähnt, aber in der Abhandlung selbst nicht befindlich ist. Der 2. Abschnitt hat das Verhältniss der Viehzucht zum Ackerbau zum Gegenstande, als ein in etwas auf den Titel der versprochnen Anweisung Bezug habender Gegenstand, weil darin auch eine Berechnung der Weide und Stallfütterung vorkommt, wo letztere am Gewinn um 8½, die Weide-Nutzung übertrifft. Im 3. 4. 5. und 6. Abschnitte folgen endlich 77 Recepte allerley Art, die theuer vom Autore erkauft, und alle probat erfunden worden! Wie viel die Wohlthätigkeit der Natur bey solchen Kuren beygetragen, hat der Autor nicht penetriren können, so wie mancher junge Arzt, blos seinem Recepte die Allmacht der Herstellung zuschreibt, ohne auf die Lebenskraft oder auf die Stärke des Incitaments zu rechnen. Zur Probe soll No. 2 paradiren von den Beulen S. 90. Das Rindvieh, heisst es, bekömmt öfters Beulen, die entweder von verdorbenen Säften (?) oder vom Stich eines Insects, das seine Eyer hinein legt, herrühren! Im ersten Fall macht man Umschläge von Milch, Lilienwurzel und andern erweichenden Dingen, um umzuschlagen, dann eine Salbe von Terpentin, Theer und Fett zur Heilung. Welch Geheimniss! Noch eins No. 45 wider das Verfangen oder die Rehe: man reibe die steifen Glieder wenigstens 4mal fleissig mit Stroh oder mit Brantwein und Kampfer, und brauche Abführungsmittel und Klystiere: auch macht man Einschnitte in den Huf. 4. Abschnitt. Von Krankheiten der Schaafe. Nur bekannte Sachen trifft der Leser hier an. 5. Abschnitt. Krankheiten der Schweine. S. 147 Wenn die Schweine die Finnen haben, so schütte man öfters Erbsen und Hanfkörner in den Trog, und rühre darin mit einem eichnen Brande! Lächerlich! Hinterher endlich bringt er doch das Spiesglas (Antimonium), alle Tage ½ Loth im Futter gegeben (aber wie lange solches zu geben sey, das verschweigt er, Rec. meynt: dass ½ Loth eine Woche lang, einen Tag um den andern gegeben, genug sey). Im 6. und 7. Abschnitt kommen endlich auch Recepte wider die Krankheiten der Hühner und S. 159 der Gänse vor.

Wenn Rec. zurücksieht, was er sich mit Lesen und Schreiben für Zeit abgemüssiget, so ist diese schon zu viel Aufopferung für das Geschreibsel: Claudite rivulos, sat prata biberunt.

Chemisch-ökonomisches Taschenbuch für Ländereybesitzer, Pächter und Wirthschaftsbeamte, oder *Darstellung der chemischen Elementar-Gesetze, welche mit der Oekonomie in der engsten Verbindung stehen, aufs Jahr* 1806. (zweytes Bändchen) bearbeitet von *C. F. Richter*. Chemnitz und Leipzig, bey Schröter. 8. 152 S.

Die Absicht des Verf. ist gar nicht übel, allein vorliegendes Werk verlangt Leser, die schon Kenntnisse besitzen, und die chemische Sprache, die der Autor führt, verstehen — es sey denn, dass er im ersten Bändchen, welches Rec. nicht gelesen, sich hierüber mit den Lesern verständigt hätte. — Der erste Abschnitt, der die Pflanzen-Physiologie enthält, ist für den gewöhnlichen Landmann ganz unverständlich, aber auch für ihn entbehrlich, für Botaniker und Grübler hingegen, ist die Abhandlung gut, und diese werden auch wohl die Kunstausdrücke verstehen. Bey allen wohlgemeynten Absichten ist der Vf. bey Zerlegung der Pflanzen in der Erde S. 13. §. 21 in einen unverzeihlichen Irrthum verfallen, wenn er sagt: Eine Pflanze nährt sich ganz allein vom Wasser, Luft und Licht. — Aus den Versuchen eines Helmonts und eines Boyle kann man folgern, dass die Erde der (den) Pflanzen, bloss zum Standorte, zur Befestigung diene, und weiter der Pflanze keine Nahrung gebe. Hatte doch der Verf. die Philosophiam botanicam des Linnaei pag. 269 mit seinem Satze verglichen, wo er sagt: Humus tenuissima est plantarum alimentum primarium (und den Unterschied der Erde gibt die Mannigfaltigkeit der in der einen und nicht in der andern Erdart wachsenden Pflanzen zu erkennen), so hätte er vielleicht den *Helmont* ernsthafter nachgelesen und gefunden, dass S. 53. §. XI. folgende Worte befindlich; Terra ergo saltem permanens matrix est, non autem mater! Rec. ist inzwischen einer andern Theorie zugethan, und führt diese Stelle nur des Verf. wegen an. v. *Humbold* sagt auch S. 105 seiner Aphorismen: Erde habe ich (zur Substanz der Vegetabilien) nicht dazuzusetzen gewagt, da er doch ebendaselbst solchen einen Ueberfluss an Kalkerde, durch chemische Zerlegung überzeugt, zueignete, und aus verschiedenen Schwammen schied er eine gleiche Menge Kohlenstoff, und dieser Kohlenstoff rührt nach *Hassenfratz* von der Erde her. Daher fand sich auch *Gren* berechtiget, in s. system. Handb. 2. Th. S. 265. §. 1386. zu sagen, dass die Dammerde den ersten und vorzüglichsten Antheil an der Ernährung der Gewächse habe. Die Erde enthält Hydrogen und Azot. Die Erde absorbirt den Sauerstoff und zersetzt das Wasser zu Wasserstoffgas, und der hinzukommende Wärmestoff, der sich zu gleicher Zeit entbindet, erhöht die Temperatur des Bodens, und begünstiget das Spiel der Verwandtschaften, wodurch die Ernährung der Gewächse geschieht. Diese nach Hermbstädt angeführte Theorie beweist sattsam, dass die Erde nothwendig zum Wachsthum der Pflanzen sey, denn je mehr die Erde Sauerstoff absorbiret, desto fruchtbarer ist sie. Was wird aber der erfahrne Landwirth hierzu sagen? er braucht also gar nicht mehr zu dungen; denn die Pflanzen nähren sich von Wasser, Luft und Licht! Erwägt man, dass das Wasser die

Digitized by Google

Erde auslaugt und die Gefässe der Wurzel solche einsaugen, so hat man ja den Beweis der theilnehmenden Wirkung der Erde zum Wachsthum der Pflanzen. Was würde auch aus ungedüngtem Lande endlich für eine Erndte entstehen? gewiss gar keine! denn der Boden verliert, trotz der Luft, des Lichts und des Wassers, seine nährenden Kräfte für die Pflanzen.

Die Bestandtheile der Pflanzen sind nach S. 15. §. 24. folgende: Schleim, Gummi und Oel! also nur drey. Gleichwohl wird §. 28. S. 18 des Extractivstoffs und Gewurzstoffs gedacht; gehören sie denn nicht auch dazu, und wohin thun wir denn die Pflanzensäuren? den Kampher, den narcotischen Stoff, den Harz, den Zucker und den stärkenartigen Theil etc.? Es ist also hier eine Unvollständigkeit, die der Vf. bey angeführtem v. *Humbold* S. 5. ergänzt finden kann und wird.

Ueber die Theorie des Bleichens S. 33 u. f. will Rec. nur noch das bemerken, dass der Verf. alles Lob den Franzosen zueignet: hat nicht Hr. D. Tenner zu Chemnitz schon so lange die übersaure Kochsalzsäure im Grossen zum Bleichen angewendet? Ehre, dem die Ehre gebühret!

Die Vorbereitungsarten der Wolle, Baumwolle, Seide etc. zur Färberey beruhen auf der Entfernung des in den Haarröhrchen enthaltenen Fettes oder Oels. Zu der §. 65. befindlichen Lauge gesellt Rec. noch auf Schaafwolle die Lauge aus Heusaamen und Roggenkleyen. Die Engländer bedienen sich derselben nächst der Walker-Erde zur Feinmachung ihrer Wolle. Zur Theorie der Färbekunst rechnet Rec. auch noch die Haltbarkeit, die aus Zusätzen zu den Farbematerialien kömmt, davon der Vf. nichts gedacht hat. Die hauptsächlichsten sind die mineralischen Salze.

Im dritten Abschnitt handelt der Verf. von dem Athemholen und der Wärme der Thiere, samt der Zerlegung der thierischen Theile. In welchem Bezug auf Oekonomie diese Abhandlung berücksichtiget sey, kann Rec. nicht errathen.

Der vierte Abschn. handelt von thierischen Substanzen, die in der Arzneykunde und den Künsten von Wichtigkeit sind. Diess ist mehr für Droguisten, Wasserbrenner und Fabricanten, als Oekonomen. Eben so ist der fünfte Abschnitt eine chemische Untersuchung der Haare verschiedener Thiere in Rücksicht ihrer Bestandtheile, wie der vorhergehende; allein der Turf oder Torf im 11ten §. dient den Oekonomen. Er macht 10 verschiedene Unterarten kennbar. Die Brodsurrogate, die im 3. §. vorgeschlagen sind, sind zum Bedauern von der Art, dass sie just nicht selten, aber wenig belehrend sind. Der Arme muss dabey hungern können, sonst bringt er nichts vor sich. Der Spergel, die Aronwurzel, die Zaun- und Kohlrübe sind die belohnendsten. Rec. wünscht, dass dieses Verzeichniss mit einigen nährenden Wurzeln, die häufiger zu sammeln sind, als: Knabenwurzel, Lischkolben, weisse Rüben und Kürbisfrüchten etc. vermehrt seyn möchte. Bey dem 4ten §., wo der Anwendung aus wilden Kastanien zu Stärke gedacht wird, ist einer Berechnung der Ersparung des Weitzens gedacht, wenn man Kastanien zur Stärke verwendet, die für Oekonomen sehr interessant ist und nachgearbeitet zu werden verdient.

Die erfrornen Kartoffeln sogleich nach dem Erfrieren einzuackern, um sie als Saamen zu benutzen, durfte Einschränkung leiden; denn oft verstattet die Kälte und Frost solches nicht. Besser würde es seyn, selbige auszupressen, zu trocknen und im Sommer gekocht zu geniessen.

Zum Schluss empfiehlt der Verf. das Salzwasser, aus Kochsalz zwey Theile und Salpeter einen Theil bereitet, zum Begiessen der Pflanzen und Bäume und zum Einweichen des Saatkorns. Dieses Düngesalz ist aus dem Annulo Platonis S. 125 oder der güldnen Kette Homers genommen. Rec. gesteht, dass auch ihn Leichtgläubigkeit verleitet hat, dieses Salz zum Einweichen der Saamen anzuwenden; allein es geht mit diesem aus der Alchymie entlehnten Mittel, wie mit den meisten alchymischen Processen, dass man sagen muss: Es ist Hopfen und Malz verloren.

Das Ganze der Landwirthschaft. IV. Band; oder: *Das Ganze der Viehzucht.* Ein Buch für angehende Landwirthe und Bauersleute, von *Joh. Wilh. Jos. Weissenbruch.* Frankfurt a. M. in der Brönnerischen Buchhandl. 1806. 670 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Hr. W. ist den Landwirthen durch die drey vorhergehenden Bände rühmlichst bekannt. Auch mit diesem vierten Bande wird er das erhaltene Lob vermehren; ob er gleich hin und wieder die Materien nicht erschöpft hat, so verräth er doch überall Kenntnisse, die ihm zur Ehre gereichen. Man findet bey ihm fast alles Neue in einer bündigen Schreibart beysammen. Der Hausvater und Landwirth, der seinen Lehren folgt, wird gewiss den Erfolg mit einem guten Ausgange belohnt finden. In diesem vorliegenden Bande ist die Viehzucht der Hauptgegenstand. Er zerfällt in 4 Abschnitte, als nemlich: 1. von Schaafen, ihren Eigenschaften und Vortheilen; 2. von Schweinen; 3. von dem Federvieh, 4. von den Bienen. Um Käufer und Leser im Voraus damit bekannt zu machen, so sollen die IV Abschnitte nach einander durchgegangen werden. Eine kurze Naturgeschichte der Schaafe und ihrer verschiedenen Racen geht den guten Regeln beym Einkauf zur Zucht voran. Bey der im September und October anzustellenden Begattung räth er an, einem Stähr (Bock) nur 25 Mutterschaafe zuzutheilen, weil sonst durch Entkräftung desselben, schwächliche Lämmer geboren würden, welche die Heerde verschlechterten. Die Böcke von der ersten, zweyten und dritten Ge-

Digitized by Google

neration räth er allemal zu verschneiden. die Mutterschaafe aber, die gut und ausgesucht sind, allemal mit einem guten Bock zu veredeln. Auch soll ein Bock nur drey Jahre dazu angewendet werden; und überhaupt so, wie das Mutterschaaf, nur sechs Jahre alt werden, als so lange sie zur Zucht brauchbar wären. Unter den guten zu beobachtenden Regeln zeichnet sich noch aus: 1) die Mutterschaafe nicht zu stutzen, weil ihnen der Schwanz bey dem Bespringen nicht hinderlich ist, und bey einer starken Schäferey mehr Wolle erhalten wird; 2) Schaafvieh nie in bereiftes und stark bethautes Gras zu treiben, welches doch so häufig geschieht; 3) selbige täglich zweymal an ein gutes Wasser zum Trinken zu treiben; 4) sie vor überschlemmt gewesener Weide zu hüten; 5) jeden Haufen der Schaafe für den Genuss des so häufigen Hederichs mancher Gegenden (Brassica campestris Linn.), nach welchem sie so begierig sind, und der ihnen Fäulniss macht, in Acht zu nehmen; 6) man gebe ihnen wöchentlich einmal Salz des Abends vor der Tränke (monatlich rechnet man 5 Pfund auf 100 Schaafe), welches man mit zerquetschten Wachholderbeeren, Wermuth oder Schaafgarbe oder mit wilden Kastanien vermischen kann. Der Rheinfarren (Tanacetum vulgare) soll ihnen zur Regenzeit vorzüglich gut seyn und sie vor Wassersucht bewahren; 7) man lasse das harte Stroh und Wirrbündel als Heckerling schneiden und mische darunter Kartoffeln, Rüben, Möhren oder Runkelrüben, so werden sie besser gedeihen, als wenn sie das Stroh so fressen, und man kann dabey das Heu erhalten; doch würde täglich eine Hand voll Hafer oder geschrotene Wicken noch mehr Dienste thun. Bey den abgehandelten Krankheiten der Schaafe hat sich der Verf. lange aufgehalten, und dabey bemerkt Rec., dass er in der Gabe von Arzeneymitteln immer zu stark verordnet. Ein bis anderthalbes Loth Schierlingsblätter, item ein halbes Loth Rhabarber sind starke Doses. Bey der Dreh-Krankheit hingegen war und ist er zu kurz, gedenkt des *Chaberts* von Wurm-Krankheiten mit keinem Worte, und lässt den Schäfer hülflos stehen. Den Blasenbandwurm lässt er blos von der Sonnenhitze entstehen, welches ihm kein Naturforscher zugeben wird. Ein Fehler dabey ist auch dieser, dass er überhaupt keinen Krankenstall anräth, ob er gleich bey den Pocken die Absonderung empfiehlt. Die Untersuchung der Frage, die sich der Vf. selbst aufwirft: Ob Schäfereyen dem Staate nützlich oder schädlich sind? ist mit verneinenden Gründen und schön ausgeführt. Nicht weniger ist die Verfassung, Geschichte und Behandlung der spanischen Schaafe in Spanien, die S. 218 u. f. befindlich, interessant und lesenswerth. Angehängt findet man auch noch die Schaafschur des Herzogs von Bedford, und Nachrichten über englische, spanische, französische und flanderische Schaafzucht. Endlich kehrt er wieder zur Stallfütterung mit Laub und Weizenstroh, statt des Heues, zurück und beweiset, dass in Schlesien und Italien viele Schaafe damit ausgewintert werden, und in letzterm auch das Rindvieh nichts anders bekomme. Mit der Vermehrung der Schaafe durch Fütterung mit Klee in Horden oder einem Stall auf dem Felde, das entfernt von der Wohnung ist, beschliesst er diesen 315 Seiten langen Abschnitt.

Im zweyten Abschnitt von Schweinen bezeichnet der Verf. die beste Race also: Ein kurzer Rüssel, grosse abhängende Ohren, lange Seiten und kurze Beine. Ist das Schwein von weisser Farbe, so ist sein Fleisch zärter, als das von dunkler Farbe. Bey Zuchtschweinen hat man zugleich bey Mutterschweinen auf die fruchtbare Race und auf die Menge von Warzen, Zitzen oder Striche oder Späne zu sehen. Bey den Krankheiten der Schweine kömmt unter der Tollheit, die vom Hundsbiss herrühret, die Tollwurzel (Atropa Belladonna) vor, die der Vf. so geradezu zu 60, 70 und 80 Granen unter dem Namen tödtende Wolfsbeer empfiehlt. Er sagt aber bey dieser ungeheuren Dosis nicht, ob er Beere, Blätter oder Würzel meyne. Erwachsene Menschen nehmen das Pulver der Blätter von 6 bis 14 Gran. Horn empfiehlt die Wurzel, die in etwas stärkerer Dosis genommen werden kann. Besser noch wurde sie in Verbindung mit Mohnsafte wirken. Zum Schluss dieses Abschnitts zeigt er den Nutzen der Häute von Schweinen in der Oekonomie.

Im dritten Abschnitt lehrt er die Behandlung vom Federvieh, als von Hühnern, Tauben, Gänsen und Enten. So wie er anfänglich gethan, von der Geburt bis zum Schlachten alle Vorfallenheiten zu zeigen, eben so hat er es auch hier gemacht. Bey der einen Krankheit der Gänse, die er S. 568 schlechthin Gänsesterben nennt, ist Rec. nicht mit ihm zufrieden, weil er keine eigentlichen und hinreichenden Ursachen derselben angibt. Diese Krankheit befällt nur junge Gänse; sie sitzen still, bis sie sterben, ohne zu fressen und zu saufen. In den Ohren entdeckt man eine Quantität kleine Fliegen. Rec. liess daher um Johannis, da sich dieser Zufall ereignet, die Ohren wöchentlich zweymal mit Baumöl ausfedern, und erhielt dadurch ganze Heerden, da hingegen die unbehandelten mit der nämlichen Erscheinung crepirten. Zugleich gab er einige Tage lang dem jungen Viehe eine Nudel von gequetschter Citronen-Melisse. Perlhühner, Pfauen und türkische Hühner hat der Vf. nicht abgehandelt.

Im 4. Abschn. endlich sind die Bienen der Gegenstand der Behandlung, worin der Verf. sehr gute Erfahrungen und Behandlungen zeigt und keinen Vorfall bey der Bienenpflege unberührt lässt. Nur einen Fehler hat der Vf. hier S. 570 wider die Pflanzen-Physiologie begangen, wenn er sagt: dass der Honigthau durch zwey aus dem Hintern der Blattläuse hervorragende Spitzen hervorgesprützt werde. Hätte der Verf. genau Acht gegeben, so würde er bemerkt haben, dass sich die Blattläuse nach dem Honigthaue einfinden und dieser erst da ist und sie anlockt; denn wie viel findet man nicht Blattläuse ohne Honigthau, wo im ganzen Jahre keiner vorhan-

Digitized by Google

den ist. Das Ablegen der Bienen (S. 619), da der schon abgeschnittene Stock Abends um 5 Uhr genommen werden soll, scheint Rec. zu spät; denn wenn zwey Weissel in selbigem sind, so liegt am Tage der Schwarm immer vor, und der alte ist oben; demnach kann es, wenn es früher geschieht, weniger fehlen, einen Weissel oder eine Königin zu bekommen, da hingegen, wenn er sich zurückgezogen, man zwey erhält. Auch ist in diesem Fall im stehen bleibenden Magazin-Stocke die junge, aber nicht alte Königin befindlich. Rec. wählte, da er dergleichen Erfahrungen selbst gemacht, den Nachmittag von ein bis zwey Uhr.

Die Flachs-Oekonomie, oder: vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege derjenigen Pflanzen, Bäume und Sträucher, welche ein bastartiges Material liefern, nebst dem Verfahren, solchen wie Flachs zu benutzen, zu veredlen und in Manufakturen zu verwenden, von Dr. *Phil. Fr. Breitenbach*, königl. preuss. Senator und Marktherr etc. Berlin, 1807. b. Gädicke. 8. XVI S. Vorrede u. Inhaltsanz. 352 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Hr. Verf. hat sich Mühe gegeben, alle Pflanzen, die als Spinnpflanzen bekannt sind, zusammen zu stellen, um eine Uebersicht des Ganzen zu liefern. Man findet hier 34 Pflanzen und 11 Baumgattungen angeführt. Unter erstern sind: die Sonnenblume, die Feuerlilie, der Mays, die Ananas, der Kapseln tragende Korchorus, die gelbe Tagblume, die klettenartige Trimfette, moosartige Tillandsie, die leinblättrige Anthyllis, der spanische Bart, Libby, Cabuja Co, die weniger beträchtlich sind, und die drey letzten, sind immer noch botanisch unbestimmte und fremde Pflanzen. — Die amerikanische Aloe ist zu kostbar in der Cultur, und der neuseeländische Flachs will bey uns, nach *Sprengels* Erfahrungen, das nicht leisten, was Forster und Andere davon gerühmt haben. Die 11 angeführten Baumgattungen sind — die Maulbeerbäume ausgenommen — das nicht, was man dem Titel nach glauben könnte, sondern sie werden nur zu groben Sachen, als: Matten und Seilen, angewendet. Rec. muss sich wundern, dass, da der Vf. die syrische Seidenpflanze und die breitblättrige Rohrkolbe und den schmalblättrichten Weidrich aufgenommen, er nicht mehrere wollenartige Pflanzen hieher gezogen, die doch belohnender als die 13 zuerst angezeigten ausfallen; dahin rechnet Rec. vorzüglich den Wollweidenbaum (Salix Pentandra) und die gemeine Schwalbenwurzel (Asclepias Vincetoxicum), die doch vorgenannten 13 den Vorzug allein streitig machen würden. Rec. hoffte bey Erblickung des Buchs, alles, was sich spinnen lässt, und was des Verfs. Vorgänger, als Böhmer in der technischen Botanik und Whistling im 2ten Th. der ökonomischen Pflanzenkunde darüber gesagt haben, zusammengestellt zu finden; allein er fand sich getäuscht.

Ganz ausführlich und gründlich beschäftigte sich der Verf. im 1. u. 2. Cap. mit der Cultur und Bearbeitung des Flachses und Hanfes und bezieht sich in der Folge bey den andern Spinnmaterialien allemal auf eine dieser Bereitungsarten. Beym Rösten des Hanfs zieht er die Wasserröstung der Thauröstung mit Rechte vor, und hat hier ganz vorzüglich vollständig und gut gearbeitet, so, dass ein ganz Unerfahrner sichre Handanleitung finden wird, ihm nachzuarbeiten, um mit glücklichem Erfolg seine Arbeit bekrönt zu sehen. Die Veredlung des Hanfes und seines Werges hat er S. 131 u. f. ausführlich angegeben, wo Rec. gegen die 6te Behandlungsart mit der Eichenrinde in Absicht der Farbe viel einwenden könnte; dagegen tritt er desto überzeugender der 7ten Behandlung bey, da ihm selbst eigene Erfahrungen davon überzeugt haben. Bey der dritten Veredlung des Hanfwerges S. 162 merkt Rec. an: dass man ja die Lauge von Holzasche und Kalk mit Vorsicht bereite; denn wenn Erlenasche darunter befindlich ist, so wird der Versuch mit der Veredlung fehl schlagen.

Nachdem der Verf. durch 172 Seiten mit der Cultur des Flachses und Hanfes sich beschäftiget und alle Arbeiten bis auf das Spinnen und die Bleiche, die er am Schlusse durch 14 Seiten, wo er doch die Tennerische Bleichart ausgelassen — abgehandelt hat, geht er zum neuseeländischen Flachs (Phormium tenax) über, macht eine Ueberschrift von der Cultur und Wartung desselben, und gedenkt mit keinem Worte daran, eine Anleitung dazu zu geben, auf die doch jeder Leser rechnen wird: er beschreibt ihn nur botanisch und sagt S. 174, §. 155, dass die von den Neuseeländern daraus verfertigten Kleidungsstücken und mehrere andere Sachen, diejenigen, welche von Hanf verfertiget wären, an Stärke und Güte überträfen. — Rec. muss geradezu diesem widersprechen, die vor ihm liegenden Fabricate aus dieser Pflanze, die er von Neuseeland besitzt, sind eine feine Watte; die Haare sind gefilzt und dann gepresst, so, dass es wegen der rippenartigen Vertiefungen der Presse, wie gewebt oder streifig aussieht. An Güte und Farbe sind sie sehr von einander verschieden und ausserordentlich leicht am Gewichte. Fabricate von den langen schneeweissen Fäden, die S. 175 angeführt sind, hat Rec. nicht gesehen. Ueber den Anbau kann die Gartenzeitung Auskunft geben.

Die übrigen hieher gehörenden Pflanzen, als: die grosse Nessel, syrische Seidenpflanze, Ananas und die geringern wildwachsenden und Gartenpflanzen, als: binsenartige Pfriemen, Hopfen, Sonnenblume, Malven, Feuerlilie, Mays, zähes Spanngras, hat er anzubauen sorgfältig angewiesen; nicht weniger die amerikanische Aloe, Sammetpappel, Hundskohl, Cyperngras, Seidengras, Feigbohne eben so behandelt. Hier vermisst Rec. die weisse Nessel (Urtica nivea) und die Hanf-Nessel (Urtica canna-

bina), Lindenblättrichten Eibisch (Hibiscus tiliaceus) und das gemeine Rohr etc., die doch in der Rangordnung mit oben an stehen sollten.

Die hier angeführten Bäume, als: der Maulbeerbaum, Ruster, Birke, Palme, Linde, Pisang, Dattelbaum, fadige Yuckke, hanfartige Feigenbaum, gifttreibender Flachsbaum sind es noch nicht alle, die hieher gerechnet werden könnten; Rec. setzt den Lerchenbaum, den Orleanbaum und den Weissbaum (Melaleuca), ingl. das Mauscholz (Dirca palustris) hinzu.

Das ganze Werk ist, wie es sich vom Vf. nach seinen bekannten und lehrreichen Schriften, nicht anders erwarten lässt, in fasslichem Ton geschrieben und auch durch Druckfehler nicht verunstaltet. Rec. wünschte nur, dass mit mehreren Fingerzeigen auf diejenigen Pflanzen hingewiesen seyn möchte, die den suchenden Armen eine gute Belohnung gewähren, und macht dem Vf. bey einem Nachtrage auf einige fehlende, obengenannte, aufmerksam.

Praktische Anweisung zum Flachsbau bis zur Weberey, und Beweis der Möglichkeit, auf allen Boden seinen Flachs dem holländischen gleich zu bauen. Mit Entdeckung der Fehler, die dieses verhindern. etc. Mit 3 Kupfern. Pirna, bey Friese. 1807. 8. 156 S. Zweyte unveränderte Auflage. (12 gr.)

Diese Schrift hat ein neues Aushänge-Schild, um Käufer anzulocken, da die zweyte Auflage ganz unverändert erscheint. Hat denn seit der ersten Ausgabe sich gar kein Zuwachs oder keine Verbesserung dabey gefunden, die doch bey einer neuen Auflage S. IV. versprochen worden ist?

Kleine Schriften.

Sibyllinische Blätter. 1807. 56 S. 8.

Die Tendenz dieser Blätter, die freylich keine Orakel sind, wird in die Augen springen, wenn wir ihren Inhalt kurz angeben. Europens Cultur, heisst es im Eingang, hat ihren Winter überstanden, und hundertfältige Blüthen kündigen ihren Frühling an; bald wird es die Früchte seiner mit so vielem Blute gedüngten Cultur reifen sehen (*düngt* man auch die Cultur?). Viel und lange ist vorgearbeitet worden, besonders jenseit des Rheins; aber bis zu unsern Zeiten drückte noch das Feudaljoch bleyern die Fittige des Genius. *Allgemeine Cultur* ist Zweck und selbst Charakter des gegenwärtigen Kriegs. Der Conflict der Verhältnisse hat einen Geist zum Bildner und Vollender der grossen Geburt der Zeit bestellt, wie ihn die Erde nur alle Jahrtausende einmal hat. Nie hat wohl ein menschlicher Geist klarer die Verhältnisse der Natur und des Lebens erkannt und durchschaut als Napoleon; aber er wusste auch die Erzieherinnen des Genius, Mathematik, Geschichte und eigne Erfahrung, genialmässig zu benutzen. Diese classische Bildung hieng von seiner Neigung ab, das Schicksal sorgte für seine praktische. Nun folgt eine kurze Geschichte seiner Thaten und Schilderung seiner Lebensweise. Aus allen Büchern aller Sprachen im staatswirthschaftl., polit. oder statist. Fache lässt er sich Auszüge machen, und aus den vorzüglichsten Zeitschriften und Reisebeschreibungen, die neuen Bemerkungen und Ansichten auszeichnen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er im eigentlichsten Sinne alles weiss. Zu dieser ungeheuern Wissenschaft kommt noch das Geheimniss seiner Entwürfe. — Wir übergehen die folgenden Bemerkungen über N's Liebe zu Künsten und Wissenschaften, Regierungsart u. s. f. Die Fürsten, heisst es weiter, müssen, um uns die Cultur, nach der man lange gestrebt hat, zu verschaffen, nicht nur Napoleon in dem grossen Kampfe unterstützen, sondern auch nachzuahmen suchen; sie müssen alle Kasten, die eine Verschiedenheit der Stände aufstellen und fortsetzen wollen, in *einen* Stand verschmelzen, den der Staatsbürger. Das Haupthinderniss unserer Reife war das Joch des Feudalism. Nach der Staatsverfassung hat die Religion den grössten Einfluss auf die Cultur. Die Religionen, die keine Mythologie haben, bieten nicht nur den sinnlichen Haufen keine Ideale dar, denen er nachstreben soll; sie beschäftigen auch die Künste nicht. Aus erstem Grunde hat der protestantische Pöbel weit weniger religiöse Maximen, als der katholische (andere Beobachter haben gerade das Gegentheil zu finden geglaubt, wahrscheinlich weil sie *religiöse* Maximen anders verstanden, als unser Verf.); es fehlt ihm an einem Repräsentanten einer idealischen Natur zur Hebung seiner gemeinen. (Sollte ihm Jesus nicht gnügen? oder ein *Labre* ein besserer Repräsentant seyn?) Der Protestantism kann keine Ansprüche auf Kunstwerke machen, die ihm eigenthümlich wären; er muss immer zum Katholicism oder zu den Griechen seine Zuflucht nehmen (als könnte er nicht auch Ideale schaffen). Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass sich *alle* christl. Religionspartheyen vereinigen werden, dass die Hierarchie oder Kirche (vielleicht nur die protestantische?) dereinst in den Staaten untergehen, und dadurch das Daseyn der Religion aufs festeste begründet werde. — Dann wird man die Priester als die vorzüglichsten Staatsbeamten und Staat und Religion als unzertrennlich betrachten (vielleicht ein Priesterreich haben?), und leicht und ungezwungen (?) wird sich aus dieser Verschmelzung die Menschheit bis zur höchsten Ausbildung entfalten. Ob dies auf eine ewige Dauer sey, ob der Kreislauf der Cultur sich dereinst nicht auf andere Gegenden wälze, kann uns gleichgültig seyn; wir haben für uns, unsre Kinder und Enkel gesorgt. (Aber wir sollen zugleich für die gesammte Nachwelt, so weit es möglich ist, sorgen.)

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

145. *Stück, den 18. November 1807.*

RELIGIONEN- U. CHR. KIRCHENGESCH.

Allgemeine kritische Geschichte der Religionen, von *C. Meiners*, königl. Grossbr. Hofr. und ordentl. Prof. d. Philos. in Göttingen. *Zweyter Band.* Hannover, Hellwingsche Hofbuchh. 1807. VI u. 808 S. gr. 8. (3 Thlr. 4 gr.)

Das Urtheil, welches ein anderer Recensent des ersten Theils (vor. J. St. 168. S. 2673) fällte, dass es ein inhaltreiches und unterhaltendes Handbuch sey, bewährt auch dieser Band, mit welchem es beschlossen wird, vollkommen. Eine grosse Menge von merkwürdigen Thatsachen, religiöse Meynungen und Handlungen angehend, sind aus ältern Schriftstellern und neuern Völker- und Länderbeschreibungen, deren Verzeichniss durch einen Nachtrag S. 800 vermehrt ist, nicht ohne Prüfung und Erläuterung, aber ohne vorgefasste Meynung, willkührliche Voraussetzung, und nichtige Deutung, zusammengetragen und gehörig zusammengestellt, nicht einem mythol. System zu Gefallen verstellt, worden, manche Irrthümer und Verwirrungen berichtigt, Zweifel gelöset, Dunkelheiten zerstreuet worden, ohne immer die Leser auf diess Verdienst hinzuweisen. Ueberhaupt hat der Hr. Vf. es öfters seinen Lesern überlassen, aus den reichhaltigen Sammlungen von Factis, in deren Stellung mehr auf die Verbindung der Gegenstände, als der verwandten Stämme gesehen ist, und die überall mit den nöthigen Beweisstellen oder doch Citaten belegt sind, gewisse Folgerungen zu ziehen, allgemeinere Schlüsse zu machen, und Resultate aufzufassen. Er selbst macht auf folgende aufmerksam in der Vorrede zu diesem Bande. In der ganzen Reihe von Untersuchungen, sagt er, herrsche eine auffallende Analogie oder Harmonie, vermöge deren die verschiedenen Theile sich gegenseitig entsprechen oder mit einander zusammenstimmen. Völker, die schon Begriffe von höhern Naturen hatten, mussten sie so verehren, solche Tempel und Altäre bauen, solche Priester und Zauberer annehmen, an solche Vorbedeutungen der Zukunft glauben, die guten Werke und die Schicksale nach dem Tode sich so vorstellen, wie hier gezeigt wird. Es war ein gemeiner Fehler aller bisherigen Forscher der Religionsgeschichte, dass sie die Götter der ungebildeten Völker zu sehr verherrlichten, wodurch sie theils in einen offenbaren Widerspruch verfielen, wenn sie einen ihrer nicht würdigen Cultus eingestehen mussten, theils genöthiget wurden, den rohen sinnlichen Götterdienst symbolisch zu erklären und einen hohen geistigen Sinn hinein zu denken. Es war, setzt der Verf. hinzu, fast nicht möglich, Eine Religion oder Einen Zweig des Götterdienstes richtig darzustellen, so lange man nicht diejenige Religion, denjenigen Zweig des Götterdienstes, welchen man untersuchte, mit allen übrigen Religionen und Zweigen verglichen hatte. Diese Vergleichung zeigte den rechten Gesichtspunct, aus welchem man eine jede einzelne Religion, einen jeden einzelnen Zweig des Gottesdienstes oder Götterdienstes zu betrachten habe. (Es wird also der, welcher diesen Gesichtspunct fassen will, einmal die zerstreueten Nachrichten von den Bestandtheilen einer einzelnen Religion, mit der er sich etwa beschäftigt, sammeln und zu einem Ganzen verbinden, dann auch die Vergleichung zweckmässig anstellen müssen; und Materialien dazu, auch einzelne Winke findet er hier in reichem Maasse, die er dankbar benutzen wird, wenn er auch glauben sollte, dass von dem Verfasser einer *Geschichte* der Religionen ihm diess Geschäft etwas mehr hätte erleichtert werden können.) Der Hr. Verf. bemerkt ferner, dass durch die aus den Factis gezogenen Resultate das Publicum in den Stand gesetzt werde, wahre Religion von falschen und von verdorbenen Religionen besser zu unterscheiden und einzusehen, dass man das Wesen oder die innere Beschaffenheit der Religionen nicht nach der Einheit oder Mehrheit von Göttern, die sie verkündigen, oder den prächtigen Namen und Beynamen, die sie ihnen geben, sondern ganz allein nach dem Dienste beurtheilen müsse, welchen Völker Einem oder mehrern Göttern erwiesen haben. „Wenn Ein Gott eben so verehrt wurde, wie anderswo viele Götter, so war der einige Gott eben so wenig der wahre Gott, als es irgend einer der vielen Götter polytheistischer Völker war.“ (Nur dass der Monotheismus doch immer die Verehrungsweise anders modificirte, als der Polytheismus.) Der Hr. Verf. hofft endlich mit Recht von seinen Untersuchungen, dass sie künftig, wenigstens in Deutschland, das Aufkommen nichtiger Theorieen, die sich auf Allegorie, Etymologie und andere will-

Digitized by Google

kührliche Voraussetzungen (und Philosopheme) gründen, hindern oder doch die Einsicht in ihre Nichtigkeit und Untauglichkeit erleichtern werden.

Im *sechsten* Buche ist die *Geschichte der Opfer und Gaben* vorgetragen. „Man findet, sagt der Hr. Verf., eben so wenig ein Volk, das den Göttern nicht Opfer und Gaben dargeboten, als man jemals Eines entdeckt hat, das gar keine Götter erkannt hätte.“ Die psychologische Erklärung dieses Phänomens ist vorher angedeutet. Opfer werden im allgemeinen und engern Sinne verstanden; im letztern sind es Geschenke von Dingen, wodurch entweder körperliche Bedürfnisse der Götter befriedigt, oder ihnen sinnl. Genüsse verschafft, oder ihr Zorn und ihre Rachgier befriedigt werden sollen. Daher spricht man eben sowohl von Keuschheitsopfern als von Speiseopfern und Trankopfern. Uneigentlich wurden auch Opfer die Schlachtungen von Thieren genannt, die in gottesdienstl. Absichten oder in Beziehung auf die Götter geschahen. Die Meynung vom höhern Alterthum der unblutigen Opfer wird auch hier vom Verf. als eben so falsch dargestellt, wie die Sage, dass berühmte Männer der ältern Zeit Göttern nur unblutige Opfer dargeboten hätten. Die blutigen Opfer sind auch viel allgemeiner, als die vegetabilischen. Selbst fleischhassende Stämme opfern in manchen Fällen den Göttern Thiere und sogar Menschen. Die Seltenheit von Göttern u. Festen, die keine blutigen Opfer zuliessen, hält der Vf. für die Ursache, warum unblutige Opfer für heiliger gehalten wurden. Die Folge, in welcher Theophrast die unblutigen Opfer nach einander entstehen lässt, ist doch zu natürlich, wenn man sie nicht auf ein einzelnes Volk allein bezieht, als dass wir sie zu den leeren Theorieen rechnen könnten. Vollständiger aber werden vom Hrn. Verf. die vegetabilischen Opfer sowohl als die Trankopfer aufgeführt. Auf sie folgen die Räuchopfer (die kostbaren fanden zuerst im Morgenlande, wo diess Räuchwerk doch zu den Landesproducten gehörte, spät erst bey den Griechen und Römern Statt), und dann die thierischen Opfer, mit denen die nomadischen, besonders die weniger gebildeten nomadischen Völker sehr karg, die ackerbauenden Nationen freygebiger, die wohlhabenden und gebildeten sehr verschwenderisch waren. (Doch gab es schon Hekatomben unter den frühern griechischen, gewiss noch nicht sehr reichen, Völkchen, zufolge der Homerischen Gedichte, aus denen, so wie überhaupt aus den ältesten Monumenten der gr. Literatur, auch den Bruchstücken gr. und röm. älterer Historiker, wohl noch mehr hätte geschöpft werden können, und selbst *Feithii* Antiquitates Homer. konnten so gut als Quellen angesehen werden, wie *Saubertus* de Sacrificiis). Die Opfergeräthschaften, die Verschiedenheit und Auswahl der Opferthiere, ihre Verzierung werden sodann bemerkt. Bey dem Opfern mängelloser Thiere, das auch Moses verordnete, scheint doch ein gewisses, wenn auch dunkles, moralisches Gefühl zum Grunde gelegen zu haben. Ueberhaupt bleibt für die Erklärung mancher relig. Vorstellungen und Anordnungen aus der Natur des menschl. Geistes und der ersten Entwickelung moral. Begriffe noch einiges zu thun übrig. Manche andere Facta konnten auch aus politischem Einflusse erklärt werden, wie die aus Liv. II, 36. S. 30 f. aufgestellte Begebenheit, wobey gewiss die gute Absicht, Grausamkeiten durch relig. Gründe zu verhindern, zum Grunde lag. — Es folgen die Opfergebräuche, bey denen eine nicht unbemerkt gebliebene Aengstlichkeit und Sorgfalt herrschte. Die Sage, dass die Griechen den Göttern ursprüngl. ganze oder ungetheilte Thiere geopfert hätten, wird schlechthin verworfen. Wir finden sie in Hinsicht gewisser Opferthiere nicht so verwerflich. Vom Plato wird behauptet, er habe die Opfer und Gebete der Spartaner oder die Begriffe von beyden, vortheilhafter geschildert, als sie es verdienten, um die Athenienser zu demüthigen. Aber einfacher waren doch die spart. religiösen Gebräuche gewiss, und diese Simplicität musste dem Philosoph gefallen. Die Opfermahlzeiten, drey Hauptursachen der Opfer, die Wahrsagungsopfer, die Sühnopfer werden sodann durchgegangen. Hr. M. leugnet den Unterschied der Sünd- und Schuldopfer in der jüd. Religion, den einige angenommen haben, aber selbst die beyden Ziegenböcke, die am grossen Versöhnungsfeste dargestellt wurden, und von denen einer Sündopfer, der andere Schuldopfer war, scheinen einen gewissen Unterschied zu begründen. Von S. 58 an werden die *Gaben*, die man den Göttern brachte (ursprünglich fast noch kärglicher, als die ältesten Opfer), abgehandelt. Als Nachahmung alter Beyspiele wird bemerkt, dass manche christliche Autoren ihre Werke der heil. Dreyeinigkeit, der Jungfrau Maria, und andern Heiligen dedicirt haben. Aus den ansehnlichen Gaben entstanden die unermesslichen Tempelschätze, die viel grösser waren, als die Schätze der unter den Christen ihrer Reichthümer wegen berühmten Gnadenörter. Noch liegen in den hinterindischen Reichen ungeheure Schätze in den Tempeln vergraben. Der Himmel verhüte zum Besten der Menschheit, dass sie kein europ. Eroberer ans Tageslicht ziehe, um etwa die „Nationalschuld“ zu tilgen. S. 68 ff. handelt der Hr. Vf. von den freywilligen und gezwungenen Menschenopfern; ein freyer Auszug aus seinen in den Gött. Commentatt. befindlichen Abhandlungen. Zu jenen gehört auch, dass Weiber, Knechte und andere bey dem Tode ihrer Männer, Herren, Freunde, sich tödten oder tödten lassen. Den neuern Nachrichten zufolge möchten wir doch nicht behaupten, „dass bis auf den heutigen Tag *viele Tausende* von indischen Weibern sich mit ihren Gatten verbrennen lassen.“ Wir fürchten, es würde schwer seyn, itzt Hunderte zusammen zu bringen. Der Hr. Vf. hat übrigens seine ehemalige Meynung geändert, und glaubt nun, dass freywillige Menschenopfer allmählig in gezwungene verwandelt worden, folglich die freywilligen früher entstanden sind. Die edelsten freywilligen Aufopferungen waren die *Devotiones* bey den Griechen und Römern. Dass auch die Israeliten sich des Grauels der Menschenopfer bisweilen theilhaftig gemacht haben, wird aus einigen Stellen des A. T. erwiesen, aber Jephta's Beyspiel nicht erwähnt. Wenn die Israeliten ganze Städte dem Jehovah gelobten und alles, was sich darin befand, umbrachten, so will auch dies Hr. M. für menschl.

Digitized by Google

Dankopfer halten. Allein es waren doch keine eigentlichen Opfergebräuche dabey zu sehen, sondern mehr Gebrauch des ältesten barbarischen Kriegsrechts. Es sind übrigens vier Hauptursachen der gezwungenen Menschenopfer angeführt. Nach der Meynung des Hrn. Vfs. (S. 99) gehören auch die Aussetzungen von Kranken u. Sterbenden zu den menschl. Suhnopfern.

Das *siebente* Buch enthalt (S. 101.) die *Geschichte der gottesdienstl. Reinigungen.* Denn ausser den Opfern und Gaben boten die Religionen ungebildeter Völker noch vier Mittel dar, die Gnade der Götter zu gewinnen, Reinigungen, Selbstpeinigungen, Gebete und Feste. Die Meynung einiger neuerer Gelehrten, dass die Reinigungen aus wohlthätigen, vornemlich diätetischen, Gründen eingeführt worden, glaubt Hr. M., werde schon dadurch widerlegt, dass diese gottesdienstl. Reinigungen so allgemein waren, wie Opfer und Gaben. Er findet sie von einer Seite eben so natürlich, als von einer andern unnatürlich, und da überhaupt das unnaturlich Scheinende in der Religion eben so verbreitet war, als das Natürliche, so folgert er daraus, dass beydes in der Denkart uncultivirter Völker gegründet war. Die Arten und Grade der Unreinigkeiten, besonders in Rücksicht der Weiber, ihre Schwangerschaft und Niederkunft, und der Todten, der Befleckungen, vornemlich durch böse Handlungen, die verschiedenen Reinigungen und Reinigungsmittel werden durchgegangen. Es ging den Reinigungen, wie andern Zweigen des Götterdienstes. Sie vermehrten sich zuletzt so, dass die Angelegenheiten des bürgerl. Lebens dadurch gestört, Menschen von einander entfernt, Unduldsamkeit und Verfolgungsgeist erregt wurde. Aus Chardin wird eine lange, die Perser und ihre Reinigungen angehende Stelle, mitgetheilt; aus Muradgea d'Ohsson konnte wohl noch mehr in Betreff der mohamed. Reinigungen entlehnt werden; denn diesen hat die ganze Materie viel genauer abgehandelt.

Im *achten* Buche folgt (S. 139.) die *Geschichte der Fasten*, Enthaltungen und anderer Büssungen, auch des Mönchs- und Einsiedler-Lebens. „Im Durchschnitt, sagt Hr. M., waren Fasten und Büssungen häufiger u. härter unter schwachen als unter starken, unter unwissenden und beschränkten, als unter gebildeten und geistvollen, bey ähnlicher Organisation und Cultur, häufiger und härter unter den Bewohnern des heissen Himmelsstrichs, als unter den Bewohnern der gemässigten Zone" (gewiss weil dort solche Enthaltungen viel weniger beschwerlich sind, als hier; schon die ältesten chr. Mönche des Orients zeichneten sich durch ein viel strengeres Fasten vor den abendländischen aus). Die amerikan. Wilden machten schon die Erfahrung und achteten auch darauf, dass harte und anhaltende Fasten lebhafte Träume erzeugten. Man glaubte daher bald, dass man durch Fasten sich auch anderer Offenbarungen und Wohlthaten der Götter theilhaftig mache. Von den Hindu's habe sich, meynt der Hr. Vf., der Wahn von der Verdienstlichkeit der Fasten über die meisten Völker des südlichen und östlichen Asiens verbreitet. Die verschiedenen Arten der Fasten unter den christlichen Partheyen werden nur zum Theil angegeben; die gesetzlichen Fasten der Mohamedaner nach Chardin und einigen ältern Reisebeschreibern angeführt (hier hätten wohl, so wie auch bey den Hindu's die Religionsschriften und Gesetzbücher dieser Völker mehr gebraucht werden sollen). In den Nachrichten von den freywilligen Büssungen bey den Indiern boten neuere Reisebeschreiber und Augenzeugen, auch einige Aufsätze in den Asiatik Researches (die wir überhaupt selten genannt finden), Beyträge dar. *Tennant* ist in den Zusätzen zu diesem Bande benutzt. Den Selbstpeinigungen der Hindus nähern sich die chines. Bonzen am meisten; erreicht werden sie durch christliche Büsser des Mittelalters, aber die Flagellantenzuge gränzen nicht so nahe an Dominicus den Gepanzerten, wie man nach der Zusammenstellung S. 173 vermuthen könnte. Unter den Albaniern im westlichen Asien, sagt der Hr. Vf., erwähnt die Geschichte zuerst wahre Einsiedler. Von ihnen kömmt der Hr. Vf. auf die Therapeuten, die christl. Einsiedler, als deren Vorbild die Therapeuten angesehen werden, die Sautons, die Essener und die christl. Mönche, deren Vorbild jene seyn sollen. Eine fast zu lange Beschreibung des Klosters des heil. Antonius am rothen Meere wird aus P. Sicard mitgetheilt. Ueberhaupt scheint der Hr. Vf. bey den christl. Mönchen (unter denen die spanischen und portugies. die verderbtesten, die griechischen die unwissendsten seyn sollen) etwas zu lange zu verweilen, so anziehend auch die Nachrichten von ihrer Lebensart sind. Ihnen folgen die Derwische, die Mönche der Hindus, die Talapoinen u. s. f. Neben den Nonnen werden die Mädchen erwähnt, die auch dem Dienste der Götter, aber auf andere Art, gewidmet waren (Bayaderen).

Im *neunten* Buche ist die Gesch. der Gebete, Anbetungen u. Eide, od. vielmehr die verschiedenen darüber herrschenden Meynungen u. Gebräuche u. ihre Gründe, vorgetragen. So wird der verschiedene Grund, warum einige Völker sehr laut, und andere ganz still beteten, angegeben. Vom Plato wird S. 232 wieder behauptet, dass er die Spartaner den Athenäusern immer entgegenstelle, um diese zu demüthigen, und daher auch seine Nachricht, dass die Spartaner nur die Götter gebeten ihre guten Handlungen zu segnen, bezweifelt. Bis auf die Entstehung des Christenthums soll man blos um Ertheilung zeitlicher Güter und Abwendung zeitlicher Uebel gebeten haben. Widersprechen diesem nicht wenigstens viele hebräische Psalmen? Auch die Gelubde, die Lobpreisungen der Götter, Hymnen, Gebetsformeln, Rosenkränze (die Peter der Einsiedler zuerst den Kreuzfahrern bekannt gemacht haben soll — sie waren wohl nicht durch ihn allein und zuerst, sondern durch Pilgrimme früher bekannt geworden), die Gebetszeiten, das Niederwerfen, Knieen u. andere Gesticulationen beym Gebete, werden durchgegangen. Der *Eid*, sagt der Vf., war unter keiner Nation das, was er nach den Aussprüchen einer richtigen Vernunft oder eines erleuchteten Christenthums seyn sollte. Ueber die verschiedenen Arten der Eide und ihre Ablegung findet man die verschiedensten Nachrichten hier gesammelt, und dabey die entferntesten Völker zusammengestellt. Dass von dem Durchgehen durch die beyden Hälften zerstückter Opferthiere (und der

Digitized by Google

dispositio dieser Theile) das Wort διαθηκη, und die Redensart foedus *inire*, so wie von den *sieben* Opferthieren, welche man bey den Hebräern gewöhnlich schlachtete, das hebr. Wort, welches *schwören* bedeutet, entstanden sey, wird S. 293 erinnert. Allen unverdorbenen Völkern war der Eid heilig. So bald die Sucht nach sinnlichen Vergnügungen und den Mitteln, sich diese zu verschaffen, herrschend wurde, verschwand die Ehrfurcht gegen den Eid. (Sollte jenes die einzige Ursache davon seyn?) Von den Erfahrungen über die Häufigkeit der Meineide leitet der Hr. Vf. die Einführung der Mitschwörer her.

Das *zehnte* Buch, Geschichte der gottesdienstl. Feyerlichkeiten und Feste, ist in mehrere Abschnitte getheilt: 1. Gesch. der öffentl. Feyerlichkeiten u. Feste, S. 307. Feste entstanden später als Feyerlichkeiten, und bestimmte Feste haben sich erst allmälig entwickelt. Freuden- und Dankfeste, Buss- und Versöhnungsfeste waren gleich alt und allgemein, Gedächtnissfeste aber im Durchschnitt jünger. Die gottesdienstl. Feste aber eben so wenig alle traurig als fröhlich. Diess sind die Hauptsätze, die entwickelt werden. Bey der Behandlung einzelner Feste wird noch manche Frage aufgeworfen, z. B. wie die Juden, ein Hirtenvolk zu Mosis Zeiten, zur Bestimmung des Neujahrs kamen? (der Hr. Vf. hält sich immer an Michaelis Mosaisches Recht; aber auf wie ganz andere Resultate müssen bisweilen die neuern Untersuchungen über den Pentateuchus und das jüdische Gesetz führen?) Die wahre Ursache der *Saturnalien* findet der Vf. nicht in den unter Griechen und Römern verbreiteten Sagen, sondern der allgemeinen Anlage der menschl. Natur, vermöge deren die Menschen, ohne es selbst zu wissen, angetrieben wurden, sich bisweilen von den gewöhnlichen Arbeiten, Verhältnissen und Gesetzen des Wohlstandes loszumachen. Daher finden sich auch bey sehr vielen alten und neuen Völkern verschiedener Länder ähnliche Feste. Die christl. Narrenfeste, Eselsfeste und Feste der Unschuldigen sind ausführlicher beschrieben. Eben so werden die Ausschweifungen an mehrern christl. Festen der kathol. und griech. Kirche erzählt. Neben den frohen und traurigen Gedächtnissfesten sind auch die glücklichen und unglücklichen Tage und die Ursachen ihrer Unterscheidung aufgeführt, und nach Bemerkungen über die Ruhetage, und über die Ruhe an Festen (wie am jüd. Sabbath) folgen die verschiedenen Feyerlichkeiten der Feste, wie Processionen, von denen vier Ursachen angegeben werden. 2. Gesch. der Mysterien, oder der geheimen Feste und Feyerlichkeiten S. 375. Unter allen Schriftstellern (sagt Hr. M., ohne sich selbst auszunehmen), die bisher von den Mysterien gehandelt haben, ist auch nicht Einer, der einem unterrichteten und unpartheyischen Forscher genug thun kann. Und es werden sodann sehr richtig ihre Mängel sowohl als die Puncte, auf welche man hätte sehen sollen, angegeben. Der Hr. Vf. aber geht selbst hier von einer Bemerkung aus, die uns nicht so sicher scheint, dass die Mysterien der *Ceres* und des *Bacchus* ägyptischen Ursprungs oder nach ägypt. Mustern gebildet waren. Er untersucht sodann weitläufig, wie unter den Hindus und den Aegyptiern geheime Feste gestiftet worden seyn mögen, indem er in Ansehung der Aegyptier dem Herodotus folgt. Das Resultat ist: die Aegyptier und Hindus haben gewisse Feyerlichkeiten und Feste in Mysterien verwandelt, damit sie nicht zerstört oder entweihet werden möchten; und, man glaubte, dass ausserordentliche Gnadenmittel bloss in geheimen Festen mitgetheilt würden, um Unwürdige davon auszuschliessen; aber es lässt sich auch vermuthen, dass damit bald eine Vorstellung der Freuden und Leiden einer andern Welt verbunden wurde, und dass man in dieser Rücksicht die Menschen durch übernatürlich scheinende Schauspiele zu täuschen suchte, wie diess wohl in der Patrikshöhle in Irland der Fall war; und hier wird nun eine Erzählung aus dem 11. Jahrh. von den Visionen eines Ritters, der diese Höhle besucht haben wollte, angeführt. Hierauf sind die Veränderungen und Verschlimmerungen der Mysterien und vornemlich die röm. Bacchanalien erwähnt. Die Zahl der Mysterien und der Hang zu ihnen nahm in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. zu. Die Einweihungen waren immer mit beträchtlichen Kosten verbunden, und man legte sichtbar alles darauf an, die Wohlhabenden und Reichen anzulocken. Im höchsten Ansehen standen die angeblichen Mysterien des *Mithras*, die fast gewiss nie im eigentlichen Persien gefeyert wurden. Zuletzt wird vom Hrn. Vf. noch behauptet, dass allerdings in gewissen Mysterien auch geheime Lehren vorgetragen worden sind. Aber diesem Gegenstande hat er zwey in der kön. Gesellsch. d. Wiss. zu haltende Vorlesungen bestimmt.

Das *eilfte* Buch enthält historische Betrachtungen über gute Werke, besonders über die guten Werke bey den Geburten von Kindern und bey Hochzeiten, auch über Wallfahrten, S. 441. Der Hr. Vf. bemerkt: Nach der Denkart aller nicht aufgeklärten Völker waren die sogenannten guten und bösen Werke von guten und bösen Handlungen gänzlich verschieden, d. i. von solchen Handlungen, wodurch die Wohlfahrt anderer Menschen absichtlich befördert oder gestört wird. Nach der herrschenden Meynung aller Zeiten und Völker konnte man durch viele gleichgültige Handlungen, welche auf das Glück der Menschen weder einen günstigen noch einen ungünstigen Einfluss hatten, die Gottheit bald gewinnen oder versöhnen und bald beleidigen. Ja man konnte sogar durch die grössten Verbrechen die Gnade und Wohlthaten der Götter verdienen. Da diess in Ansehung der Christen des fünften und der folgg. Jahrh. schon vom Hrn. Vf. in s. Histor. Vgl. des Mittelalt. II. 195 ff. geschehen, so zeigt er, dass noch alle nicht aufgeklärte christl. Völker auf eben diese Art irren. Inzwischen sind doch die Beweise dafür grösstentheils nicht aus den neuesten Schriftstellern und Reisebeschreibern, sondern aus frühern genommen. So wie übrigens nur dem ausgearteten Christenthum die Verkehrung der Begriffe von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Schuld, beygelegt wird, so sollten auch nur auf Rechnung der *ausgearteten* moham. Religion und *einiger* mohamed. Nationen die S. 450 angeführten unmoral. Handlungen geschrieben werden. Wenn der Hr. Verf. auch nur die Auszüge aus dem Koran, die wir besitzen, verglichen hätte, so würde er [illegible] für moral.

Digitized by Google

Lehren darin gefunden haben, als er angibt. Kein Volk der ältern und neuern Zeit, fährt er fort, war so religiös und dabey so tugendleer, als die Hindus. Sie bleiben zwar im Allmosen und gottesdienstlichen Stiftungen hinter andern Nationen zurück (in Ansehung der gottesd. Stiftungen, neuern Berichten zufolge, nicht), aber an Reinigungen, Büssungen, Gebeten, Festen, Wallfahrten übertreffen sie alle Völker. Nach ihnen sind die Japanesen am meisten den gottesd. Wallfahrten ergeben. Es werden sodann die Vorfälle und Ereignisse des Lebens, und andere Veranlassungen, bey welchen man gute Werke verrichtete, angegeben. Es wird aber dazu auch gerechnet, dass man Unfälle von neugebornen Kindern durch Verwundungen derselben, wodurch man die Götter zu versöhnen glaubte, abzuwenden suchte. Diess führt den Hr. Vf. auch auf die *Beschneidung* (S. 473), worüber er aus s. in der Soc. gehaltenen Vorlesung *de circumcisionis origine* die Resultate mittheilt. Es wird erinnert, dass die so weit verbreitete Sitte der Beschneidung nicht von einem Volke zu dem andern übergegangen, nicht durch eine besondere Sorgfalt entweder für die Reinlichkeit oder für die Gesundheit des Körpers veranlasst worden sey.

Im *zwölften* Buche wird die Geschichte der Zauberer, Beschwörer und Priester mit reichlichen Materialien versehen. Dass das Ansehen und der Gebrauch der Zauberer zuerst dem Aberglauben sein Daseyn verdankte, aber diesem ursprüngl. Aberglauben bald der Betrug folgte, wird sehr richtig bemerkt. Epileptische Zuckungen und Verzuckungen betrachtete man immer als Beweise einer Entzückung und eines vertrautern Umgangs mit den Göttern, und diese, ursprünglich natürlichen Gebrechen von Personen beyderley Geschlechts wurden bald durch Kunst erzeugt. Gute und böse Götter hatten ihre Vertrauten, die ersten vornämlich unter dem männl., die letztern unter dem weibl. Geschlecht. Von den Vertrauten jener erwartete man zuerst Heilung von Krankheiten u. körperl. Schäden, von den Vertrauten der letztern Krankheiten u. Tod. Wahrscheinlich waren die, welche man zu Vertrauten der Götter erhob, selbst so fest wie ihre Landsleute überzeugt, dass sie von höhern Naturen besessen und regiert würden, aber um zu jeder Zeit den Zustand von Verzuckungen u. s. f. hervorzubringen, mussten sie ihn erkünsteln, und der Betrug gesellte sich also zu dem ursprüngl. Aberglauben in demselben Augenblick, in welchem das Zaubern und Beschwören ein einträgliches Gewerbe wurde. Manche Künste oder Mittel wies die Natur selbst nach. Aber oft werden auch die grössten Anstrengungen dazu nöthig. Der Zauber-Apparat und Ornat wird nicht vergessen, und ausser mehrern unterhaltenden Beyspielen der Künste der Zauberer, werden noch ihre Wahrsagereyen, geschlossenen Verbindungen, Einweihungen und Prüfungen aufgestellt. Denn die Zauberer machten überall einen besondern Stand aus, und von ihnen sind die Priester so getrennt, dass manche Völker nur Zauberer und keine Priester hatten. Die Erhöhung von Zauberern zu Priestern sieht der Hr. Vf. (S. 520 f.) für die älteste, wenn auch nicht allgemeinste Entstehungsart des Priesterthums an. Gleichwohl wird dasselbe auch von Königen, (Stammfürsten und Anführern) die ursprünglich wie die Hausväter, die götterdienstl. Gebräuche besorgten, hergeleitet, und es sind auch noch andere Arten von Entstehung von Priesterclassen (Priesterstämmen) angegeben. Es kann nicht (mit S. 525) behauptet werden, dass die Befehlshaber der türk. Leibwache die Chalifen von den *Herrschersitzen* verdrängten; diess geschah erst durch die Mogolen, welche das Bagdad. Califat vernichteten; aber die Osman. Sultane haben seit 1517 wieder den Charakter von Herrschern und obersten Imams vereinigt. Von den Druiden erwarteten wir hier mehr. Die Vorrechte der Braminen leitet der Vf. nicht von ihrem geglaubten höheren Ursprunge her. Ueber die ägypt. Priesterstämme geben neuere Untersuchungen mehr Licht. Nach ihnen und den jüdischen Priestern kömmt der Verf. wieder auf die Braminen zurück. Dann folgen die Magier u. wieder die Druiden, u. nach andern Nachrichten vom christl. Klerus, von Päpsten, Mufti's u. s. f. die alten röm. Priester u. das Collegium Pontificum, und es werden die Vorwürfe, die Volney in den Ruinen den Priestern macht, im Ganzen bestätigt. Ein *Anhang* zu diesem Buche (S. 573) enthält Erörterungen der Zauberey ganz roher Völker und eine Vergleichung derselben mit der Magie halbcultivirter Nationen, wo auch von den Todtenbeschwörungen Nachrichten gegeben, und aus dem 16. Jahrh. manche auffallende Züge des damal. Glaubens an Hexerey und Bezauberungen aufgestellt sind. Wenn aber *Luther* und *Melanchthon* die „*unmässigsten* Verherrlicher des Teufels und der Zauberey" genannt werden, so scheint auf gewisse damals gewöhnliche Ausdrücke, mit denen man wohl nicht immer einen buchstäblichen Sinn verband, zu viel gerechnet zu seyn.

Das *dreyzehnte* Buch (S. 603) ist der Gesch. der Vorbedeutungen, Wahrsagungen und Weissagungen gewidmet. Der Verf. bemerkt zuvörderst, dass der Glaube an Vorbedeutungen so alt sey, als das Menschengeschlecht oder Religionen, unterscheidet natürliche und künstliche Divination, oder Weissagen und Wahrsagen. Im Grunde sind die von den Alten sogenannten künstlichen Divinations-Arten nicht weniger natürlich, als die Weissagungen von träumenden oder ekstatischen Personen. Warum der Hr. Vf. S. 628 die angeblichen Bücher des Numa, die verbrannt wurden, mit den Sibyll. Büchern, die manchmal verbrannt wurden, zusammenstellt, ist uns nicht ganz deutlich; denn die Bücher des Numa enthielten doch wohl nicht Weissagungen. Ausführlicher wird von den Vorbedeutungen, die man in Sonn- und Mondfinsternissen, und andern Phänomenen des Himmels fand, von Prodigien, Auspicien, den ominibus gehandelt. Denn nur die vornehmsten, nicht alle Arten der künstlichen Divination bey den Völkern wollte Hr. M. durchgehen. Die Ursache, warum die Römer in den letzten Zeiten der Republik sie verachteten, will Hr. M. nicht in Aufklärung, nicht einmal in entschiedenem Unglauben, sondern bloss in der Zerstreuung, oder den wilden Leidenschaften, welche das allgemeine Sittenverderben erzeugte, finden. Die Frage von Entstehung der Orakel, bemerkt er S. 668 f., könne nicht aus der Geschichte.

Digitized by Google

wenigstens nicht aus der alten Geschichte beantwortet werden. Inzwischen scheint uns doch auch aus der Geschichte so viel hervorzugehen, dass nicht absichtlicher Betrug, sondern Aberglaube oder Denkart roher Menschen sie erzeugt hat. Hr. M. scheint darüber nicht ganz entschieden zu haben, und erinnert, dass wenigstens gleich nach ihrer Entstehung die Schlauheit der Priester denselben eine ihnen vortheilhafte Einrichtung gegeben habe. Dass er vorzüglich bey den griech. Orakeln verweilt, ist natürlich. Ihren Verfall leitet er vom Verlust der Freyheit und des Wohlstandes des alten Griechenlands, und den umherziehenden Wahrsagern, die man mit wenigern Kosten befragen konnte, her.

Das *vierzehnte* und letzte Buch gibt die gesammelten Nachrichten von der Trauer bey dem Tode von Verwandten und Vorgesetzten, der Bestattung von Leichnamen und von den Vorstellungen über die Schicksale der abgeschiedenen Seelen. Unter der Trauer versteht er nur die ganz oder zum Theil erkünstelten, in die Sinne fallenden, Merkmale von Beyleid, wodurch man die Seelen der Verstorbenen zu beruhigen oder zu versöhnen sucht. Sie äussern sich oft nicht in den Personen, die traurig seyn sollten, sondern in Stellvertreterinnen, und überall durch gänzliche Veränderung der gewöhnlichen Art sich zu kleiden. Nur wenige Völker sind bekannt geworden, die bey dem Tode der Ihrigen öffentlich Freudensbezeigungen anstellten. Nirgends ist die Trauer langwieriger, peinlicher und gemeinschädlicher als bey den Chinesen. Die Behandlung der Leichname, die man meistens auf gewisse Art für heilig hielt, daher man auch die Verletzung ihrer Ruhestätte und Ueberreste ahndete, war noch mannigfaltiger als die Trauer, und sonderbarer contrastirend. Hr. M. sucht die Ursachen von allen den verschiedenen Arten anzugeben. In Thibet und Hindostan findet man sogar die mannigfaltigsten Behandlungsarten der Leichname beysammen. Die Gräber und Grabmäler werden von den Denkmälern, die man dabey aufführte, unterschieden. In den Vorstellungen von den Schicksalen der Seelen stimmten ungebildete Völker mehr zusammen, als in der Behandlung der Todten. Wir fanden hier nichts vom althebräischen Scheol, wohl aber die Bemerkung S. 773, dass die Vorstellungen der morgenl. Völker, selbst der Juden, von den Zuständen der Vergeltung zu dunkel und ungewiss wären. Nach einigen Bemerkungen über den Glauben an Gespenster, beschliesst Hr. M. diese Untersuchung mit einer kurzen Geschichte der Lehre von der Seelenwanderung. Wir vermissen aber eine Geschichte der Vorstellungen von Reinigungen nach dem Tode.

Bey dem Reichthum von Nachrichten, die man auch bisweilen nicht da, wo man sie etwa suchte, findet, wäre ein allgemeines Sachregister zur Bequemlichkeit des Gebrauchs zu wünschen gewesen. Nur zu dem ersten Bande sind Verbesserungen und Zusätze beygefügt. Der zweyte bedarf nicht weniger der Berichtigung zahlreicher Druckfehler. Hr. Hofr. M. wendet itzt seine Musse und Kräfte auf die sorgfältigste Ausarbeitung einer Gesch. der Menschheit oder Naturgeschichte des Menschen, wovon die Gesch. der Religionen nur ein Theil ist, und wir wünschen dem ehrwürdigen Vf., dass er selbst die Herausgabe dieses mühsamen Werks lange noch überlebe.

Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, von *Joh. Matth. Schröckh*, ord. Lehrer d. Gesch. auf der Univ. Wittenberg. *Sechster Theil.* Leipzig, b. Schwickert. 1807. gr. 8. IV. u. 705 S. *Siebenter Theil.* Ebend. 1807. gr. 8. IV u. 665 S. (4 Thl. 16 gr.)

Diese beyden Bände sind innerhalb Jahresfrist den fünf erstern gefolgt, die im vor. Jahr St. 157. S. 2497 f. angezeigt sind, und führen die gründliche und lehrreiche Darstellung der neuesten Kirchengeschichte, und die mühvolle und ohne Ermattung fortgesetzte Arbeit des würdigen Greises ihrem Ziele nähern. Ihm wäre es leicht gewesen, die neueste Geschichte viel ausführlicher zu beschreiben, aber er hatte nur eine zweckmässige Vollständigkeit zur Absicht, wobey freylich nicht alles Merkwürdige erzählt, nicht jeder Gegenstand erschöpfend behandelt, sondern nur keine wesentlichen Ereignisse der Kirchen- und Religionsgeschichte übergangen werden sollten. Und eine solche verhältnissmässige Vollständigkeit der Materialien, verbunden mit einer nicht zu wortreichen Darstellung ist gewiss am gemeinnützigsten. In Ansehung der Beurtheilung der Begebenheiten, bescheidet sich zwar der Vf., dass die neuesten Begebenheiten noch keiner eigentlich freyen und unpartheyischen Geschichtschreibung fähig sind, allein diess hat ihn nicht abgehalten, freymüthig über gewisse Gegenstände seine Meynung zu sagen, die zu jeder Zeit nach allgemeinen Ansichten geprüft werden können.

Den *sechsten* Theil arbeitete der Hr. Vf. grösstentheils unter den Drangsalen des Kriegs, von welchen er beträchtlich litt, aus, und die Fortsetzung dieser Arbeit diente ihm öfters zur Zuflucht, um dem Anblicke trauriger Scenen auszuweichen. Das Alter gewährt in solchen Lagen den Vortheil, dass es gegen den starken Einfluss heftiger Empfindungen und Leidenschaften sichert, und so bemerkt man auch in diesem Theile nicht, unter welchen äussern Bedrängnissen er entstanden ist. Es herrscht darin eine gleiche Genauigkeit, Besonnenheit und Ruhe. Mit ihm fängt das dritte Buch, oder die Geschichte der letzten Periode vom westphäl. Frieden bis auf unsere Zeit, an. Einige allgemeine Betrachtungen über die Geschichte der Religion, weniger der Kirche, in den letzten 158 Jahren, gehen in dem 1. Abschn. voran, in welchem der *politische* und *wissenschaftliche Zustand* von Europa in diesem Zeitraum geschildert wird, aber nur nach den allgemeinsten und wichtigsten Zügen, wie sich erwarten liess, und mit Rücksicht auf chr. Religion und Kirche. Auf den König von Preussen, Friedrich II., werden in dieser Beziehung die Worte eines Dichters angewandt: Ore manuque Consultor patriae, sed non consultor habendae Religionis. — Die so verschiedenen Urtheile über *Universitäten*, welche man jetzt, vornemlich von Unmündigen oder von solchen, die etwa auf einer Universität den gesuchten Platz nicht erhalten haben,

Digitized by Google

so oft lesen und hören muss, veranlassen den Verf. S. 30 ff. über ihren fortdauernden Werth eben so viel Wahres zu sagen, als die Mängel in Ansehung der Lernenden und Lehrenden anzugeben, um die Bemerkung zu bestätigen, „dass die Universitäten einer Hauptreformation, und, bis sie erfolgt, einer eindringenden Durchsicht, bedürfen, die sich weiter als bis auf die Verbesserung ihres äussern Mechanismus erstreckt.“ In der Darstellung des Gangs der einzelnen Wissenschaften, wird man hier nicht die Aufzählung aller Gelehrten, die sich in jeder ausgezeichnet haben, erwarten, aber sehr viele schätzbare Bemerkungen und lehrreiche Urtheile finden. Am ausführlichsten wird der Gang der Philosophie oder des Philosophirens und der philosoph. Systeme S. 44—146 geschildert, jedoch mit Uebergehung der allerneuesten Veränderungen. Der 2. Abschn. enthält die allgemeine Gesch. des Christenthums, worunter hier aber nur die Geschichte der Angriffe auf das Christ. und der Vertheidigung desselben verstanden wird. Die mannigfaltigen Quellen der Angriffe werden zuvörderst angegeben, und erinnert, dass der Geschichtschreiber über innere Triebfedern und geheime Absichten nie entscheidend urtheilen könne. Cherbury's Behauptung, dass die natürl. Religion hinlänglich sey, veranlasste mehrere Engländer, das Christ. anzugreifen. Die Schreibfreyheit ihres Vaterlandes begünstigte sie, und die Verdorbenheit des Hofs, an welchem frey über Religion gespottet wurde, veranlasste sie dazu. Unangesteckt von den Sitten des Hofs richtete auch der Graf von Shaftesbury seine Spottsucht gegen die Religion. Johann Toland gab das erse Beyspiel eines methodischen Angriffs. Arthur Collins ging noch weiter. Ihm folgen Woolston, Tindal, Morgan, de Mandeville, Tho. Chubb (ein ganz ungelehrter Gegner, ein Lichtzieher), Bolingbroke, Hume, aus deren Schriften der Hauptinhalt lehrreich dargelegt wird, so wie zuletzt noch einige allgemeine Bemerkungen über die Gesch. der englischen Deisten gemacht sind. Ihnen wird gleich die Geschichte der in England dagegen getroffenen Anstalten (die Stiftung von Boyle) und der vornehmsten engl. Vertheidigungsschriften beygefügt. Aber bis auf die neuesten Zeiten ist der Hr. Vf. nicht gegangen. Die Verschiedenheit des Kampfs zwischen Deismus und Christenthum in Frankreich wird mit Henke's Worten angezeigt, aber die Ursachen des Deismus in Frankr. noch etwas mehr entwickelt. Das erste französ. Buch, worin das Christ. mit Gründen auf den Naturalismus zurückgeführt wird, hat ein Frauenzimmer, die Demois. Maria Huber, geschrieben. Aber man schlug dort bald einen andern Weg ein, der dem Charakter der Nation mehr angemessen war. Die Vertheidigungsschriften von kathol. Verfassern in Fr. sind nicht bedeutend; das gemässigte Betragen des Klerus bey der Versammlung 1770 wird gerühmt; die Schriften reformirter Theologen zur Vertheidigung des Christ. sind schätzbarer (wie die von Abbadie, Turretin, Bonnet). Der erste, der im protest. Deutschlande das Christ. öffentlich angriff, Edelmann, betrug sich dabey mit einer Grobheit, Schmähsucht und Unverschämtheit, wovon man bey Schriftstellern, die sich genannt haben, kaum ein Beyspiel findet. Von ihm geht der Vf. gleich zu den Wolfenbüttler Fragmenten über, deren Verfasser nicht genannt wird; vielleicht wäre es hier und an andern Ortern angenehm gewesen, andere weniger bedeutende Gegner (wie den Vf. des Horus) nur mit ein paar Worten angedeutet zu finden. Vom *Deismus* geht der Vf. S. 292 zu dem Atheismus und Pantheismus der neuern Zeiten über, in welchen jener oft ausartete. Ohne bis auf die neuesten Zeiten fortzugehen, schliesst der Verf. mit folgender Bemerkung: „Die Erfahrung unsrer Zeiten prägt warnend den Grundsatz ein: Entweder biblisches Christenthum, oder gar keines.“ Der 3. Abschn., Geschichte der römischen Kirche, enthält in der ersten Abtheilung, S. 318 ff. die Geschichte der Päpste von *Alexander* VII. (1655) an. Die Veranderung, die in Anschung ihrer Politik und des Gebrauchs ihrer hierarch. Gewalt vorgehen musste, ist vornemlich bemerkt, und der Charakter eines jeden Papsts, die merkwürdigsten seiner Handlungen, Streitigkeiten und Gesetze, beschrieben. So wird Innocentius XI. vorzüglich wegen der Anstalten, die er zur Abschaffung des Nepotismus machte, ausgezeichnet, aber auch wegen der Standhaftigkeit, mit welcher er seiner Kirche die geglaubten Rechte zu erhalten suchte, und der Begünstigung der Jansenisten. Ganz unähnlich war ihm sein Nachfolger, Alexander VIII., der den Nepotismus wieder aufs Höchste trieb, so wie dagegen dessen Nachfolger, Innocentius XII., ihn wieder zu unterdrücken bemüht war, und auch noch andere Hauptreformen an seinem Hofe machte. Die Regierung Clemens XI. bedurfte schon einer ausführlichern Behandlung, da die wichtigsten Vorfälle ihn theils als Fürsten, theils als Oberhaupt seiner Kirche mannigfaltig beschäftigten. Aber weder dabey noch bey den Begebenheiten der folgenden Päpste verweilt der Vf. zu lange, ohne doch etwas Erhebliches ganz zu übergehen. Nachdem diese Geschichte bis in die Zeiten des jetzigen Papsts (oder bis zum franz. Concordat) fortgeführt worden ist, folgt noch die kurze Darstellung einiger Schriften, in welcher die päpstl. Monarchie vertheidigt und bestritten worden ist. Die Zahl jener kann mit *Barruel*, dieser (unter welchen Febronius am ausführlichsten behandelt ist) mit de Chiniac und andern vermehrt werden. Auch freymüthigere Kanonisten sind aufgeführt. Am Schlusse macht der Vf. folgende Bemerkung: „Zu der Zeit, in der wir jetzt leben, war die päpstl. Monarchie, man mag sie von der weltlichen Seite oder von der geistl. betrachten, durch Verlust an Ländern und Rechten, durch Streitigkeiten, welche für sie unglücklich ausfielen, und durch fruchtbar entwickelte Grundsätze, ungleich mehr geschwächt, als im Anfange dieses Zeitraums. Als daher in den neuesten Jahren das weltliche Gebiet des Papstes ganz verloren zu seyn schien, und er selbst kaum einen bleibenden Sitz mehr hatte: glaubten viele Protestanten, dass nunmehr seine letzte Stunde geschlagen habe. Sie wurden bald ihres Irrthums überführt, und konnten sich bey einigem Nachdenken leicht überzeugen, dass, wenn er gleich als ein italienischer Fürst immer weniger bedeuten dürfte, doch seine Würde als Oberhaupt der Kirche, vielleicht noch Jahrhunderte, ohne eine Hauptveränderung fortdauern könne.“ Die zweyte Abth.

Digitized by Google

(S. 567) enthält die Gesth. des römisch-kathol. Clerus und der Ausbreitung seiner Kirche. Die Schicksale der Jesuiten sind am ausführlichsten S. 568—659 erzählt, ohne jedoch der neuesten Versuche zu ihrer Herstellung in Neapel, die nun auch fruchtlos geblieben sind, zu gedenken. In Ansehung der übrigen Orden sind die Reformationsversuche, die Einziehung von Klöstern, die Aufhebung der Orden in Frankreich, so wie in Betracht des Klerus ebenfalls die neuesten Veränderungen und zugleich die Versuche, den Ehestand des Klerus herzustellen, angeführt, letztere mit Bemerkung zweyer bedeutender Hindernisse, die der Aufhebung des Cölibats entgegen stehen, so dass daraus gefolgert wird, unter allen Reformationen, welche den röm. kathol. Klerus treffen möchten, dürfte wohl diese die allerletzte seyn.

Der *siebente* Theil setzt zuvörderst diese zweyte Abth. oder die Geschichte des röm. kathol. Klerus fort, und verbreitet sich über die Geschichte der von demselben in Sina, Ostindien u. s. f. angelegten Missionen, die protestantischen, vornemlich fürstlichen Proselyten (unter denen der Landgraf von Hessen-Rheinfels, Ernst, in diesem Zeitraum der erste, der Cabinetssecretär Geo. Spangenburg, ältester Bruder des berühmten Bischofs der Brudergemeine, der letzte hier aufgeführte ist), und die Vereinigungsvorschläge, die gemacht worden sind. In Ansehung des Uebertritts protest. Fürsten und anderer angesehener Männer zur röm. kathol. Kirche, erinnert er, dass bey einigen die Beweggründe so sehr in die Augen fielen, dass die Geschichte sie wohl nennen dürfe, bey andern aber sich nur die öffentliche Meynung darüber anzeigen lasse; „überhaupt, setzt er hinzu, muss hier das Urtheil zurückhaltend und zweifelnd seyn, weil es eine Angelegenheit des Gewissens ist, die hier in Betrachtung kommt. Der Gewinn war meistentheils auf der einen Seite nicht grösser, als der Verlust auf der andern.“ Die Vereinigungsvorschläge (unter denen die neuesten fehlen) begleitet der Hr. Vf. mit der Bemerkung: Alle Schriftsteller also, welche bis auf die neuesten Jahre ihre Meynung über diese Vereinigung (der Kathol. und Protest.) gesagt haben, konnten doch nicht mehr beweisen, als dieses, dass es dem Willen der ewigen Vorsehung, den immer mehr sich verbreitenden vernünftigen und christl. Grundsätzen, der eben so sehr wachsenden freyern Forschung in der Religion und sanfter Duldsamkeit, überhaupt aber der Zeit überlassen werden müsse, zu bewirken — nicht, dass beyde grosse Kirchen sich völlig mit einander vereinigen; denn das ist, so lange die kathol. Kirche eine ächt röm. katholische in ihrer wesentlichen, keines Nachgebens fähigen, Verfassung bleibt, schlechterdings unmöglich (auch — möchten wir hinzusetzen — weder nöthig noch erspriesslich —) — sondern dass sie beyde in der That vergessen, von einander getrennt zu seyn.“ Die 3te Abth. erzählt die Geschichte der Theologie in der röm. Kirche. Hier werden gleich anfangs die beträchtlichen Fortschritte, welche der röm. kathol. Klerus in der theol. Gelehrsamkeit, in der Geistesaufklärung, in edlen Religionsbegriffen und in würdiger Verwaltung des Amts gemacht hat, gerühmt. Zwar sind sie, sagt er, nur in einigen Ländern, und auch da noch nicht bey dem ganzen Umfange des Standes, sichtbar; allein der bedeutende Anfang, der gemacht worden ist, und der herrschende Geist des Zeitalters lässt immer mehr von der erweiternden Zukunft erwarten. Die Ursachen, welche diese glückliche Veränderung bewirkten, werden angezeigt. Nur der Abt de la Trappe (de Rancé, Stifter der härtesten Klosterreformation) untersagte seinen Mönchen jede Beschäftigung mit den Wissenschaften. Aber dagegen schrieb Mabillon sein treffliches Werk: Des Etudes monastiques; diese und andere Schriften, in denen eine bessere Methode des theol. Studiums empfohlen wird, sind vom Hrn. Vf. angeführt, und dann erwähnt, was die Theologen dieser Kirche für das Bibelstudium, die Bibelkritik (Rich. Simon, du Pin, Houbigant, de Rossi, Alter), Uebersetzungen der Bibel, Hermeneutik, für Dogmatik, Moral, Katechetik, Kanzelberedsamkeit, geistliches Recht (die Kirchengeschichte war schon sonst berührt worden) geleistet haben. In der 4ten Abth. folgt die Gesch. des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten in der röm. kathol. Kirche. Hier werden auch die Bemühungen, den kirchlichen Lehrbegriff zu mildern (z. B. Bossuet's) angeführt, aber zugleich erinnert, dass die röm. Kirche das Eigenthümliche ihres Lehrbegriffs noch nicht verändert habe, wenn auch einzelne ein gemildertes System bilden, und einige abergläubige Meynungen und Gebräuche weggeräumt sind; was durch einige Beyspiele und durch Josephs II. Reformation erwiesen wird. Selbst aus der vorigen Periode wird noch ein kathol. Bestreiter des Glaubens an Hexerey, Fr. Spee († 1635) nachgeholt. Unter den Streitigkeiten ist zuerst die gelehrte Polemik (Bossuet's und anderer) gegen die Protestanten erwähnt, dann folgt die Fortsetzung der Jansenist. Streitigkeiten S. 315—451 und der Quietismus. Den Schluss dieses Abschn. macht eine allgemeine Bemerkung über die Resultate dieser Gesch. der röm. Kirche, die wir mittheilen würden, wenn es uns der Raum noch erlaubte. Von dem 4ten Abschn. Gesch. der evangel. Kirche, sind noch die beyden ersten Abtheilungen, 1. Schicksale und Verfassung der evang. Kirche, 2. Geschichte der Theologie in der evang. Kirche, diese doch noch nicht ganz abgehandelt. Im Eingange der 1. Abth. rechtfertigt der Hr. Vf. den von ihm gebrauchten Namen der *evangel.* Kirche, ohne den Zusatz der *lutherischen* mit Gründen, denen wohl niemand seinen Beyfall versagen wird. Es sind übrigens in dieser Abth. auch die Bedrückungen, welche die Dissidenten in Polen, die Protestanten in Ungarn erfuhren, die Beschwerden in Deutschl. angeführt, und in der Verfassungsgeschichte auch die Verbesserungen des evang. Kirchenrechts bemerkt, und erinnert, dass nicht blos das Kirchenrecht, sondern auch die innere Verfassung der evang. Gemeinen sich nach einer nachdrücklichen Beyhülfe sehnen. Von der 2ten Abth. ist es vornemlich die theol. Methode und die Geschichte der Bibelkritik und Exegese unter den Protest., welche hier, begleitet mit prüfenden Bemerkungen, vorgetragen wird, und wir haben also eine Forts. dieser Abth. zu erwarten. Mit den folgenden beyden Theilen wird überhaupt der Hr. Vf. dies Werk beendigen, das gewiss nicht ohne grossen Nutzen wirken wird.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

146. Stück, den 20. November. 1807.

ALTERTHUMSKUNDE.

Museum der Alterthums-Wissenschaft. Herausgegeben von *Friedr. Aug. Wolf* und *Philipp Buttmann. Erster Band, erstes Stück.* Berlin, Realschulbuchh. 1807. gr. 8. IX. u. 144 S. (18 gr.)

Mit diesem Hefte beginnt eine Unternehmung mehrerer verbündeter Gelehrten mit zweyen der achtungswürdigsten Alterthums-Forscher an der Spitze, von deren Fortgang die Alterthumskunde und ihr Studium sich sehr viel versprechen darf. Stärke der Hefte, Zeit ihrer Erscheinung, Form der Beyträge — diess alles ist zwanglos; man hat nur die Herausgabe besonderer Hefte gewählt, damit einzelne Aufsätze früher und leichter ihren Weg ins Publikum finden, und alle blos *als Recensionen* sich ankündigende Beurtheilungen neuer Schriften von der Aufnahme ausgeschlossen. Auch lateinische Hefte sollen bisweilen mit besonderm Titel, aber von gleichem Zwecke, wie die deutschen, erscheinen. Der Umfang des Unternehmens, die Gegenstände, worauf die Beyträge gerichtet seyn sollen, lassen sich aus dem gegenwärtigen Einleitungsstücke abnehmen, welches nach einer lesenswerthen Zueignung an *Göthe*, „der die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele das Studium des Alterthums führe, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörtrung je vermöchte," eine *Darstellung der Alterthumswissenschaft* nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth, vom Hrn. Geh. Rath *Wolf* enthält. Sie sollte schon seit langer Zeit, als Einleitung zu einer Revision oder encyklopädisch. Uebersicht derjenigen Kenntnisse dienen, die man gewöhnlich *philologische* nennt. Denn die verschiedenen Ansichten von dem Werthe und der Tendenz derselben (Jemand soll davon einmal gesagt haben: haec studia annonam non reddunt viliorem; eine Denkart, die Herr W. nur mit einem griechischen Worte αἰσχροκερδία belegen kann) veranlasste ihn, die höchsten Gesichtspuncte der alterthümlichen Philologie genauer zu erfassen, und zu versuchen, wie sich die einzelnen, theils schon bearbeiteten, theils noch zu bearbeitenden Doctrinen zu einem organischen Ganzen vereinigen liessen, um alles was zur vollständigen Kenntniss des gelehrten Alterthums gehört, zur Würde einer wohlgeordneten *philosophisch-historischen Wissenschaft* zu erheben. Dazu gab er einen Entwurf in seinen Vorlesungen über *Encyklopädie und Methodologie der Studien des Alterthums*, so wie er in andern Vorlesungen die wichtigern Theile der gesammten Wissenschaft des Alterthums vortrug. Aus den ersten Vorträgen entstanden einige gedruckte Umrisse von Zuhörern herausgegeben, auf welche er Worte des Quintilian anwendet: Quantum notando consequi potuerant, interceptum boni juvenes, sed nimium amantes mei, temerario editionis honore vulgaverant. Denn bey Wiederholung der Vorträge änderte sich Gehalt und Behandlungsweise der Materien; andere Arbeiten hinderten ihn selbst seinen Plan auszuführen, und auch jetzt sieht er noch nicht der Musse entgegen, die sein Vorhaben begünstigen könnte. Aber schon das ist erfreulich, dass er uns hier die Grundzüge zu einer allgemeinen Darstellung der griech. und röm. Alterthumskenntnisse liefert. „Die Ausarbeitung, setzt er hinzu, sollte jetzt das Geschäft weniger Wochen seyn, und wurde anziehend durch die Entfernung von den Drangsalen der Zeit, die uns mahnen, in angenehmern Perioden der Geschichte, vorzüglich des schönen Alterthums, Erholung und frische Energie zu suchen." Der Hr. Vf. geht von der gewiss sehr richtigen Bemerkung aus, dass die Alterthumswissenschaft zu den Theilen unsers Wissens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verschiedenen Behandlungsarten und wechselnden Namen, schwankende Gränzen und unbestimmten Umfang verrathen. Wie unzulänglich die gewöhnlich gebrauchten Namen sind, ist in der Kürze dargethan. *Humaniores* literae werden sie nicht einmal von einem alten latein. Schriftsteller genannt. Der Gebrauch des Namens ist aus dem Mittelalter. Noch wichtiger als der Name ist gewiss die Angabe des Hauptbegriffs der ganzen Wissenschaft, die Gränzbestimmung ihrer Objecte, die Andeutung der allgemeinsten Richtungen der Bearbeitung des mannigfaltigen Stoffs. Nur zwey Nationen des Alterthums sind es, deren Kenntniss eine gleichartige Wissenschaft bilden kann, *Griechen* und *Römer*. Denn nur bey ihnen fand sich *höhere eigentliche Geistescultur*, bey andern Nationen, Aegyptern, Phöniciern [so weit wir sie kennen] u. a. nur *bürgerliche*

Digitized by Google

Polizirung oder *Civilisation* (bey den Griechen blieb selbst eine Zeitlang ihre bürgerliche Polizirung hinter der geistigen Cultur zurück, und erst die Römer brachten in das Leben und Verkehr der Menschen, neue Ordnung und conventionelle Bestimmungen); die Anfänge geistiger Ausbildung der Orientalen haben einen, von dem griechischen auffallend verschiedenen Charakter, und es ist eine so geringe Zahl ihrer Werke übrig, dass sie höchstens ein nothdürftiges Verstehen ihrer Spache, kein inniges Auffassen ihrer geistigen Organisation und Eigenthümlichkeit gestatten. Die Griechen waren das erste Volk der Erde, bey welchem der Trieb sich auf mannigfaltige Art auszubilden aus den innersten Bedürfnissen des Geistes und Gemüthes hervorging, und aus leidenschaftlicher, von einem Object zum andern forteilender Neigung ein schön geordneter Kreis von Künsten und Kenntnissen entstand, die das Leben der Menschen zur eigennutzlosen Beschäftigung seiner höhern Kräfte erhoben. Wenn sie auch die Elementarbegriffe ihrer Wissenschaften und technischen Regeln ihrer Künste aus dem früher civilisirten Orient erhielten, sie erschienen doch bald ganz original, drückten allem von auswärts Entlehnten den Stempel ihres Genius auf, und durchliefen im Gange ihrer Cultur eine Stufenleiter, an der man den Gang rein menschlicher Entwickelung überhaupt wahrnehmen kann. Den Griechen verdanken auch die Neuern, die immer das Schöne nach dem Nützlichen suchten, dass nicht alles Wissen wieder kastenmässig, die bessere Cultur nicht in den Dienst der Civilisation gänzlich zurückgewiesen, dass sogar verschiedene Studien, die als eine Art von Luxus unbelohnt bleiben müssen, wenigstens Niemanden, der auf des Staates Hülfe verzichtet, untersagt werden. Die Römer ahmen freylich den Griechen nach, aber mit so eigentl. grossem Sinne, dass sie mehr als Ueberlieferer der gr. Literatur wurden; sie bereicherten das Erhaltene mit manchem, was auf das praktische Leben Bezug hat, und leisteten für wissenschaftl. Theorie des Rechts fast dasselbige, was die Griechen in der Philosophie leisteten. Den Vorrath der vollständigen und in Bruchstücken erhaltenen Schriften beyder Nationen (mit Ausschluss der Kirchenväter) berechnet der Hr. Vf. auf 1600, wovon die Gesammtzahl der lateinischen wenig über ein Viertheil beträgt, und darunter sind viele Hauptschriften, welche der alten Cultur und nachher der unsrigen die bestimmtesten Richtungen gegeben haben. Durch die Auswahl der besten gr. Schriftsteller, welche Alexandrin. u. Pergamen. Grammatiker machten, kamen vornemlich auserkohrne Meisterwerke auf die Nachwelt, und der Hr. Vf. glaubt daher, das diese Auswahl nicht zum Nachtheil der Literatur gereichte, mit Recht, wenn von ihrem innern Gehalt, nicht von ihrem Umfange die Rede ist. Durch diese Ueberreste werden wir in den Stand gesetzt, mit, wo nicht vollständiger, doch genügender Einsicht, *in* gewissem Betracht sogar tiefer als die Alten selbst, in alles was sie so denkwürdig auszeichnete, ohne auffallende Unterbrechungen einzugehen, und ihr Thun und Leiden in den hauptsächlichsten Verhältnissen zu verfolgen. Auf diese Weise spricht der Hr. Vf. die höchste Tendenz der Wissenschaft aus, die er am schicklichsten *Alterthums - Wissenschaft* nennt. Näher wird sie als der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten beschrieben, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustand der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen so bekannt machen, dass wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen, und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu geniessen. Die Quellen sind Ueberreste alter Zeiten, alte Werke, alte Denkmäler, aus allen den Jahrhunderten, die das Entstehen, Aufblühen, Wachsen und Verblühen beyder Nationen enthalten, in drey grossen Zeiträumen (bis 1453 n. C. G.). Manche Zeitabschnitte enthalten so vollständige Darstellungen des damaligen Zustandes der Dinge in der moral. und polit. Welt, dass sie klarer vor unsern Augen da stehen, als manche der neuesten verwirrten Zeitpuncte der Geschichte. Denn ein Vorurtheil nennt es der Verf., zu meynen, dass die Geschichte der Welthändel in dem Grade glaubwürdiger werde, in welchem sie sich unsern Tagen mehr nähert. Er macht drey Classen dieser Ueberreste: schriftliche Werke, wozu auch die vor Verbreitung der Schreibkunst gesungenen, später erst aufgezeichneten Lieder gehören; künstlerische Werke; Ueberbleibsel gemischter Art (z. B. mit Aufschrift versehene Steine). Sie fordern und leiden eine zwiefache Ansicht und Behandlung, als Monumente und Zeugnisse vergangener Zustände, in welcher Rücksicht auch die unbedeutendsten Stücke einen *geschichtlichen* Werth haben, und als ästhetisch schöne Werke (selbst die Mittelmässigkeit mancher Ueberbleibsel hat wegen der grossen Muster, einen edlern Stempel, als die moderne Mittelmässigkeit). Auch die schönen oder classischen Werke sind zugleich Denkmäler, wenn auch nur von Gesinnungen und Gemüthsstimmungen. Es würde dem Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Classische und Schöne ausheben wollte. Eine solche Denkart nennt der Hr. Vf. mehr selbstsüchtig und vornehm, als wahr und liberal. Nur der verdient Tadel, welcher das Einzelne über seinen Werth erhebt, in Hinsicht auf Literatur oder Kunst oder Geschichte. Ihre Begründung enthält die Alterthumswiss. theils durch geschichtliche Data, theils durch Entwickelung philosophisch. Grundsätze. Die in Schrift verfassten Werke haben den ersten Rang; ein höchst vollkommenes Verstehen derselben nebst der Prüfung des Ursprünglichen oder Nachgefälschten, Aechten oder Unächten, Aeltern oder Spätern gehört zu den nothwendigsten Erfordernissen. Das tiefere Studium der alten Sprachen wird ein Organon für die gesammte Wissenschaft, in welchem zuerst, nach einer philosoph. Erklärung der allgemeinen Grundsätze der Sprache aus den Gesetzen des Denkens, die Theorie der griech. und latein. Sprache, nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche (also nicht Grammatik im gewöhnlichen Sinne) abgehandelt wird. Diese Unter-

Digitized by Google

suchungen sind von der einen Seite historischer, von der andern philosoph. Art. So wird aus der Grammatik eine (philosophische) Geschichte der Sprache, und sie selbst eine sichere Grundlegung der Auslegungskunst und Kritik. Die zunächst folgende *Hermenevtik* ist zwar, wie der Hr. Vf. erinnert, schon sehr vollkommen, nur noch nicht als Theorie. Es fehlt noch für die Kunst, die Gedanken eines Schriftstellers aus seinem Vortrage mit nothwendiger Einsicht aufzufinden mancherley Begründung in Untersuchungen über verschiedene Puncte der grammatischen, rhetorischen und historischen Interpretation. Doch, setzt er selbst hinzu, wird durch dergleichen Analyse das Genialе des Auslegungskünstlers nicht eben geweckt, auch nicht die Gewandheit des Geistes vermehrt, um in die Eigenthümlichkeiten der Sprache, Denkarten, Gattungen der Rede und in die Individualitäten eines Autors einzudringen, und nicht nur mit jedem Autor übereinstimmend zu denken, sondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches der Vf. das Verstehen in höherer Bedeutung nennt. Diese setzt aber die *philologische Kritik* voraus, mit welcher eine mannigfaltige *doctrinale* Kritik, und bey Schriften, die auf Schönheit des Vortrags Anspruch machen, die rhetorische oder ästhetische zu verbinden ist. Die *philologische* Kritik erforscht das Alter, die Aechtheit und Authentie der schriftlichen Werke, und beurtheilt ihre originale Richtigkeit, oder bald zufälligen bald vorsetzl. Verderbnisse. Da sie sich entweder auf handschr. Urkunden stützt, oder aus innern Beweisgründen etwas aufklärt, so entsteht daraus eine *niedere* Kritik, die der Vf. lieber eine *beurkundende*, und eine *höhere* Kritik, die er lieber eine *divinatorische* genannt haben will. Die aus beyden Gattungen zusammengesetzte Kritik leitet den redlich Suchenden oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend ist, als deren die exacten Wissenschaften sich rühmen; eine Bemerkung, die lehrreich ausgeführt wird. Neben den bisher erwähnten Disciplinen, die dem Freunde des Alterthums die Wege bahnen, wird zuletzt die *Kunst des Styls und der Composition* sowohl in Prosa als in Versen, nebst den Grundsätzen der alten *Metrik* aufgeführt. Die Fertigkeit in den alten Sprachen, wenigstens in der lateinischen, zu schreiben, wird nicht als blos subsidiarische betrachtet, sondern als ein Mittel, wodurch hermenevtische und kritische Gewandheit erlangt wird. Bey dieser Kunst der Composition that, nach dem Urtheil des Vf., seither die philos. Theorie die unsichersten Schritte, und möchte wohl noch ein Weilchen fortstraucheln. — Durch philosoph. und besondere Grammatik beyder Sprachen, Hermenevtik, Kritik, und Fertigkeit des Styls werden die Studien vollendet, welche den Eintritt in den Kreis der Gegenstände der Alterthumswiss. vorbereiten, ohne manche andere Hülfskenntnisse auszuschliessen. Nach einigen Erinnerungen über die Nothwendigkeit dieses Organons zu Erwerbung gründlicher Kenntnisse des Alterthums, und über die *halbe* Bekanntschaft die man durch Uebersetzungen mit den classischen Alten macht, geht der Hr. Vf. zu den besondern Doctrinen, welche zu der Contemplation des Alterthums führen. Den ersten Platz unter denen, welche vornemlich die schriftl. Werke angehen, nimmt die *alte Erdkunde* ein, die nicht bloss hülfsweise wichtig ist, zum Behuf der Geschichte; sie ist selbst ein Theil der Geschichte, und zwar einer der wichtigsten, theils wegen Beschaffenheit der Quellen, woraus sie zu schöpfen ist, theils wegen der Kunst sie zu gebrauchen. Beyläufig wird ein „Verdienst der neuen Geographie und Statistik" erwähnt, dass beyde fast monatlich eine neue Gestalt annehmen! Es werden zwey Haupttheile unterschieden *mythische Geographie* und *Uranographie*, und *historische Geographie* nebst Chorographie und Topographie (seit dem Zeitpunct der Olympiaden). Ihr folgt 2. *alte Völkergeschichte*, die alle bekannte Völker jener Zeit umfasst, und jedes für sich nach Entstehung, Daseyn und Untergang aufführen soll, so dass dann dem Gedächtniss und Verstand es überlassen werde, diese an einander gereiheten Völkergeschichten zu einem Ganzen nach Länge und Breite zu verbinden. (Es wird aber dann doch immer nöthig seyn, dem Gedächtnisse und Verstande durch andere Mittel zu Hülfe zu kommen, weil es gewiss nicht leicht ist, aus solchen Aggregaten ein Ganzes zu machen; weit leichter lasst sich aus den verschiedenen Perioden, in welche man das Ganze theilt, die Geschichte eines einzelnen Volks auffassen.) Die alte Geschichte muss noch erst durch mühsame Vorarbeiten und Untersuchungen für den Verstand vorbereitet werden, um ihre ganz wissenschaftl. Gestalt für die Vernunft zu empfangen, wodurch sie eben das im Idealen seyn muss, was die Natur im Realen ist. Von dieser höhern Ansicht, setzt der Vf. hinzu, möchten wir noch länger entfernt bleiben, wenn etwa früher wissenschaftlich gebauet werden soll, als die Materialien kunstmässig herbeygeschafft sind; auch wunscht er nicht, dass Alterthums-Gelehrte jene Benutzung des Stoffs an die „vielleicht nächstens sich meldenden Geschichtsphilosophen" abtreten mögen. *Chronologie* der alten Zeiten und *historische Kritik* werden als Hülfskenntnisse empfohlen. 3. *Antiquitäten*. Auch der latein. Plural, *antiquitates*, wird gegen die Latinisten, welche den Singular vorzogen, in Schutz genommen. Was noch in das geraumige Fachwerk derselben aufzunehmen ware, z. B. von den mechanischen Künsten u. Gewerben der Alten, wird bemerkt. *Zustände* und *Verfassungen* sind übrigens durchaus der leitende Begriff; die Geschichte stellt das Werdende, die Alterthümer das Gewordene, dar. Dass mit den Antiquitäten Roms auch die des *altrömischen*, d. i. vor-justinianeischen Rechts verbunden werden mussen, ist auch hier erinnert. 4. *Mythologie*, ein Theil alterthümlicher Kenntnisse, dem noch viel zur Ausbildung mangelt, sowohl in Ansehung der Zusammentragung des Stoffs, als der Untersuchung des Einzelnen, der Vergleichung der verschiedenen ältern und der neuern uncultivirten Völker. Die griechische Mythologie (die auch in Rom endlich die einheimischen weniger dichterischen Sagen verdrängte) ist dem Hrn. Vf. eine Sammlung solcher Vorstellungen, Sagen und Dichtungen, welche die Nation in den ersten Zeiten ihrer Existenz hervorgebracht hat, über Natur, Welt, höhere Wesen, über alles, worauf der noch nicht gebildete Mensch seinen

Digitized by Google

äussern und innern Sinn wenden konnte, die Geschichte der ältesten Ansiedelungen und Heldenthaten. Es werden daher unterschieden: Naturmythen; Traditionen von Volksanführern und Heroen; moralische Mythen und allegorische Belehrungen der ältesten Zeit; geographische, astronomische und andere Fictionen des poetischen Zeitalters; und davon die *artistische Mythologie* noch abgesondert. Unmittelbar darauf folgt 5. die Geschichte der gelehrten Aufklärung beyder Nationen, und zwar theils äussere Geschichte der Literatur von den hinterlassenen Werken, ihren Verfassern etc. theils *innere* Geschichte der alten Erudition nach ihren verschiedenen Zweigen; für die erstere müssen erst noch die Fragmente verlorner Schriftsteller gesammelt werden (die Griechen hatten etwa 500 mit Beyfall aufgeführte Tragödien, worunter wenigstens 200 als classisch anerkannte waren, und nur dreyssig Stücke haben sich von der athen. Bühne erhalten; von den siebzig Historikern, die den ersten Perserkrieg beschrieben hatten, haben wir keinen); für die zweyte muss ebenfalls noch im Einzelnen viel vorgearbeitet werden; von gewissen Wissenschaften, wo der Tiefsinn und Scharfsinn der Griechen vieles mit wenigen Hülfsmitteln leistete, z. B. Mathematik, Astronomie, haben wir noch wenige gründliche histor. Untersuchungen. Noch zwey bis drey Künste der Alten, die zwischen den redenden und bildenden in der Mitte stehen, die *mimetischen*, Musik, Declamationskunst (oder ältere Rhapsodik), Orchestik, Schauspielkunst, hohe Tanzkunst, werden erwähnt. Dann tritt die zweyte Gattung der Ueberreste des Alterth. Werke der Zeichnung, Bildnerey und gemeinen Technik in die Reihe. Die mannigfaltigen Hindernisse und Schwierigkeiten, die der Erfassung u. Umfassung dieses Theils der Alterthumswissenschaft entgegen stehen, sind angegeben, u. bey dieser Veranlassung eine feine Bemerk. über liberale Erziehung bey den Griechen gemacht. Der Hr. Verf. hofft, dass die wissenschaftlichen Anforderungen auch hier ihrer Erfüllung immer mehr sich nähern werden, je öfter und andringender sie hervortreten. Es wird dahin gerechnet 1. eine vollständige Aufzählung des Erhaltenen; ein Bedürfniss, worauf schon Heyne aufmerksam gemacht hatte, 2. eine Kunstlehre, welche die Grundsätze und technischen Regeln der alten Künstler, die Symbolik, Allegorie, Ikonologie, enthielt, 3. eine aus Vereinigung von gelehrten und Kunstkenntnissen entstandene Geschichte der Kunst, ihres Aufkeimens, ihrer Blüthe und Ausartung, nach ihren verschiedenen Zweigen bey jedem der Völker die sie trieben, in drey Perioden, wobey die durch die Zeiträume der blühenden Kunst hindurch gehenden *Münzen* in ihrer Technik und ganzen Behandlung, als Führerinnen, auch für die Zeitbestimmung, betrachtet werden, und die Numismatik einen vorzüglichen Platz erhält. Vor ihr wird jedoch die *Archäologie der Baukunst* erwähnt. Zu den Doctrinen aber, welche auf die dritte *gemischte* Gattung von Ueberresten gerichtet sind, wird dann gerechnet 1. Numismatik. Für die alte Geschichte und Erdbeschreibung ist sie schon hinlänglich benutzt; für die Kunstgeschichte muss sie noch angewendet werden, um die „unbescheidene und zutappende Kritik oder bescheidene Unkritik," die von vielen Antiquaren seither getrieben wurde, zu entfernen; 2. die Epigraphik, die jedoch nicht durch die Formen von Seiten der Schönheit (doch wohl in Ansehung der redenden Kunst) sondern durch die grammatischen, lexikalischen, geographischen u. a. Beyträge wichtig wird. — Den Beschluss macht eine *historische Uebersicht der Schicksale* der Alterthumswissenschaft nebst allgemeiner philol. und antiquar. Bücherkunde; eine Abtheilung, die durch ihren eingreifenden Inhalt, ihre Seitenblicke auf den Gang der modernen gelehrten Cultur, die Darstellung der berühmtesten Literatoren und ihrer Verdienste, durch Bezeichnung des Geistes, Charakters und der Gesichtspuncte der Bearbeitung dieser Studien in neuern Zeiten eben so lehrreich als anziehend wird. Noch einmal ist am Schlusse ein Ueberblick sämmtlicher Theile der Alterthumswissenschaft gegeben, den wir ganz mittheilen, da man ihn mit einem andern, nicht so ausgeführten und auch nicht so umfassenden, der in dieser L. Z. St. 69. S. 1099 ff. angegeben ist, gewiss gern vergleichen wird. Es gehören also dazu: 1. philosophische Sprachlehre oder allgemeine Grundsätze beyder alten Sprachen. 2. Grammatik der griech. Sprache. 3. Grammatik der lat. Sprache. 4. Grundsätze der philol. Auslegungskunst. 5. Grundsätze der philol. Kritik und Verbesserungskunst. 6. Grundsätze der prosaischen und metrischen Composition, oder Theorie der Schreibart und der Metrik. 7. Geographie und Uranographie der Griechen und Römer. 8. Alte Universalgeschichte oder allgemeine Gesch. der Völkerschaften des Alterthums. 9. Grundsätze der alterthümlichen Chronologie und histor. Kritik. 10. Griechische Antiquitäten oder Geschichte der Zustände, Verfassungen und Sitten der vornehmsten Völker Griechenlands. 11. Römische Antiquitäten oder Alterthumskunde Roms und des ältern römischen Rechts. 12. Mythologie oder Fabelkunde der Griechen und Römer. 13. Literarhistorie der Griechen oder äussere Geschichte der griechischen Literatur. 14. Römische Literarhistorie oder äussere Geschichte der römischen Literatur. 15. Geschichte der redenden Künste und der Wissenschaften bey den Griechen. 16. Geschichte der redenden Künste und der wissenschaftlichen Kenntnisse bey den Römern. 17. Historische Notiz von den mimetischen Künsten beyder Völker. 18. Einleitung zur Archäologie der Kunst und Technik oder Notiz von den übriggebliebenen Denkmälern und Kunstwerken der Alten. 19. Archäologische Kunstlehre oder Grundsätze der zeichnenden und bildenden Künste des Alterthums. 20. Allgemeine Geschichte der Kunst des Alterthums. 21. Einleitung zur Kenntniss und Geschichte der Kunst der alterthümlichen Architectur. 22. Numismatik oder Münzenkunde der Griechen und Römer. 23. Epigraphik oder Inschriftenkunde beyder Völker. 24. Literarhistorie der griechischen und lateinischen Philologie und der übrigen Alterthums-Studien nebst der Bibliographie. Wie viel von diesen Gegenständen zu den *studiis humanitatis* und zu den *litteris* im alten Sinn der Worte gehöre, wird noch in einer Note S. 80 f. angedeutet. Von S. 85 an geht der Hr. Vf.

auf Untersuchung des Hauptzwecks dieser Kenntnisse und eine geschichtliche Darstellung der verschiedenen Zwecke über. Vom 14ten bis in das 16te Jahrh. ergrif man das Alterthum bald als ein grosses, an Ideen und Sachen ergiebiges Ganzes, betrieb jeden Theil davon zu unmittelbarer Anwendung, und bemühte sich sowohl materiellen und wissenschaftlichen als formellen Nutzen daraus zu ziehen; für damalige Zeiten fruchtbare Ansichten, aber seitdem haben sich die Wissenschaften sehr bereichert, und die neuere Welt hat eine ganz andere Gestalt angenommen. Späterhin bezogen sich die Zwecke des Studiums der Alterthumskenntnisse grösstentheils auf untergeordnete materielle Vortheile, auf ihre Nützlichkeit für Hauptwissenschaften. Aber auch in dieser Rücksicht hat man sie neuerlich für entbehrlich gehalten, und weil man nichts aus den Alten mehr zu lernen fand, auch vergessen, wie viel sich aus ihnen lernen liesse (in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unser Geist aus dem Studium der Alten bey richtiger Leitung annehmen kann u. s. f.) Am einleuchtendsten ist die Wichtigkeit dieser Studien bey den Theilen des Wissens geblieben, die von geschichtlicher Seite auf dem Alterthum ruhen, wie die protestantische Theologie und die Jurisprudenz. Doch ist dieser ganze historische Gesichtspunct und materielle Nutzen dem Alterthum und dessen Werken fremd und durchaus zufällig. Eben so wenig darf man ein Studium von so weitem Umfange durch den einseitigen Nutzen der Linguistik empfehlen, in so weit alte Sprachen noch als Werkzeuge heutiger Gelehrsamkeit gelten. In eigenthümlicher Würde zeigt sich das Studium der alten Sprachen, wenn es als *Zweck an sich* betrachtet wird; und die bey dieser Betrachtung zum Grunde liegenden Hauptsätze werden vom Hrn. Vf. philosophisch entwickelt. Er macht aber auch auf einige Eigenschaften beyder gelehrten Sprachen aufmerksam, durch welche sie, besonders die griechische, ihre ältern und jüngern Schwestern weit übertreffen; diese Sprachen sind selbst eine Art von Denkmälern, die aufs sorgfältigste durchforscht werden müssen, theils um an ihnen die organisch fortgehende Bildung eines von der Natur wohl ausgestatteten Volks wahrzunehmen, theils unsre eigne Bildung dadurch zu erhöhen, und aus ihnen unsern Sprachen so viel anzueignen, als jede ertragen mag. Ein mit diesem verwandten Zweck unsrer Studien wird vom Vf. in der Art und Weise die alten Sprachen und übrigen Gegenstände zu studiren, gefunden. Dabey wird zuerst der methodische Geist der Erlernung alter Sprachen erwogen; die Grammatik selbst in die *exegetische* (für welche noch viele einzelne Untersuchungen auf philos. und histor. Wege zu vollenden sind) u. die *technische* oder methodische getheilt, die seit kurzem sich ihrer Vollkommenheit mehr zu nähern angefangen hat, u., was der Hr. Vf. treflich ausführt, mit einer Einleitung zur Philosophie verbunden, eine der anziehendsten Beschäftigungen werden könnte. Uebungen des Denkvermögens an Sprachen, die das Höchste und Tiefste, was im Menschen liegt, zusammenfassen, vornemlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abstracten Untersuchungen und reizen zum Nachdenken über die Intellectualwelt. Die zweckmässige Behandlung der schriftlichen Werke des Alterthums wirkt auch noch von andern Seiten, als Propädevtik, zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterth. beschäftigt, und wissenschaftlich und künstlerisch angestrengt. Aber allerdings nur eigne Beschäftigung mit den Stoffen und Formen des Alterthums stimmt unsere Seele in den Geist der Alten und bereitet sie zu höherer Weihe, nicht eine schon fertige, wenn gleich noch so treue Darstellung fremder Hände. Der Gesichtspunct von Seiten der Classicität einzelner Schriftsteller und Werke ihrer Gattung darf übrigens, nach der Bemerkung des Hrn. Vfs., bey dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten als der rein historische, „der die Erscheinungen in ihrer organischen Entwickelung aufnimmt, wodurch allein man sich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberey und andern schiefen Urtheilen sichert.“ Noch werden vier äussere Umstände angeführt, wodurch bey den Alten, vornemlich den Griechen die Literatur ausserordentlich begünstigt wurde, und auch ihre Entwickelung gibt noch zu vielen einzelnen fruchtbaren Bemerkungen Veranlassung. Wenn gleich itzt nicht mehr zu hoffen ist, dass Alterthumsgelehrte den Alten ähnliche Werke in einer ihrer Sprachen fertigen sollten, wie diess im 16ten Jahrh. geschah, auch in neuern, Sinn und Kenntniss des Alterthums dargelegt werden kann, so schliesst der Hr. Vf. doch von den Gesichtspuncten des ganzen Studiums das nicht aus, was uns mit der charakterist. Denkweise der Alten am innigsten vertraut macht, Uebung des Schreibens in den alten Sprachen, namentlich in der lateinischen; deren Nutzbarkeit S. 42 ff. so wie hier S. 118 f. ihr innerer Werth dargelegt wird. Denn nur der Schreibende bemächtigt sich der fremden Sprache ganz. Dass man nicht nur von Gegenständen, welche die Alten behandelt, sondern auch von neuern lateinisch schreiben könne; ist eine Bemerkung, die wir deswegen gern wiederholen, weil auch wir wissen, dass manche itzt anderer Meinung sind. „Verstände, sagt der Vf., sich jemand darauf, mit feinem Gefühl das zu unterscheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie ist, und was Zeitgeschmack oder persönliche Eigenheit gewisser Schriftsteller war, so möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenstände für einen von unsern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu schreiben, vielleicht gar aus den verschiedensten Schriften eines längern Zeitraums sich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre; wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunst nach ihren ursprünglichen Mustern, oft in derselbigen Steinart, mit neuem Geiste darzustellen.“ Nur mit wenigen Worten wird die Wichtigkeit der aus den Alterthums-Studien zu erlangenden Sachkenntnisse berührt, sowohl an sich und zur Befriedigung einer mit den Schicksalen der Menschheit beschäftigten Wisbegierde, als wegen ihres Zusammenhanges mit dem Zustande der itzigen europ. Cultur. Denn der Vf. eilt zu dem *letzten Ziele* aller dieser Studien, welches *die Kenntniss der alterthuml. Menschheit selbst* ist, welche Kenntniss aus der durch das Studium der alten Ueberreste

Digitized by Google

bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten, bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunct kann allgemeine und wissenschaftl. Forschungen über das Alterthum begründen; ihm sind theils andere, theils der gewöhnliche, Kenntniss der schönen und classischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen, untergeordnet; er vereinigt alle Ueberreste des Alterthums. Ueber das Interesse dieser Tendenz und den Nutzen der Kenntniss der Griechen theilt der Hr. Vf. hier und in der Folge wichtige Bruchstücke aus dem Briefe eines tiefen Forschers mit. Es ist hier nicht von zu erwerbender Menschenkenntniss im gewöhnlichen Sinne des Worts die Rede, sondern von der Kenntniss *des Menschen*, des moralischen, der menschl. Natur. Mittheilbar ist eine solche Kenntniss weniger als andere; sie muss durch eignes Studium erworben werden. Es ist aber dazu nur eine kleine Anzahl von Völkern zu gebrauchen; selbst die Römer geben für diess Studium keinen erwünschten Stoff. „Nur im alten Griechenlande findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Volker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besassen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Volker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, dass nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergassen, dass die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freye Entwickelung menschl. Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem ausserordentlich zartem Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so grossen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftl. Untersuchungen verbanden, dass sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft zugleich die ersten bewunderungswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben." Es folgt noch eine begeisternde Darstellung des Werths, des Verdiensts, des vorherrschenden Geistes der Griechen, worin man eine *Nation* erkennt und den *Menschen*. Die Beförderung humanist. Studien durch Verfolgung bloss untergeordneter Zwecke hält der Hr. Vf. eher für nachtheilig der gründlichen Bearbeitung. Er findet vornemlich „das endlose Bestreben, in allem Geschichtlichen des Alterthums, besonders in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zusammenzutragen, ohne sich fester allgemeiner Grundsätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu fassen" höchst nachtheilig. Aber die Bestreitung dieses und ähnlicher Irthümer gehört zur Untersuchung über die beste Behandlungsart der Alterthums-Studien und ihre Gesetze; und von wem könnte man die Ausführung dieser Untersuchung mehr erwarten und wünschen, als von dem Forscher, der den Geist des Alterthums eben so, wie den höchsten Zweck der Studien desselben erfasset, und die Würde dieser Studien begründet hat?

Referent glaubte den wesentlichen Inhalt einer so ideenreichen Abhandlung, nicht in Rücksicht auf ihre Bogenzahl, sondern in Ansehung ihres Gehalts darstellen zu müssen (er hat noch viele eingestreuete Bemerkungen verschiedener Art übergangen) theils weil sie zu den seltnen, durch Begründung einer Wissenschaft Epoke machenden, Schriften gehört, theils um die etwanigen Alterthumsgegner, welche die Abhandlung nicht lesen, und die zahlreichen Dilettanten, welche sie nicht verstehen möchten, wenigstens durch diesen Auszug zu belehren, dass jene Studien doch etwas werth sind, und, dass es höhere Gesichtspuncte dabey gibt, als „ein guter Lateiner, ein guter Grieche" (im gemeinen Sinn dieser Phrasen) zu werden. Er that es um so viel lieber, je mehr er, selbst seit einigen zwanzig Jahren den Kreis dieser Studien nach höhern Zwecken sowohl als einzelne Theile derselben in seinen akad. Beschäftigungen zu umfassen bemüht, sich freuete, bald seine Ansichten bestätigt, bald neue gefunden zu haben. Mag immer manchen Liebhabern des Alterthums und Humanisten diese ganze Darstellung idealisirt und das Ideal fast unerreichbar scheinen; der geistvolle und edle Philolog wird nur um so mehr angefeuert werden ihm nachzustreben; er wird sich beeifern, die nun erst entdeckten Lücken im Geiste dieser Studien auszufüllen; aber er wird auch den nicht verachten, der, ohne sich auf den höchsten Standpunct dieser Studien zu erheben, oder sie zu umfassen, doch zur Ausfüllung einiger Lücken das Seinige beyträgt.

Fragmente einer Charakteristik des Alterthums. Von *Aug. E. Zinserling.* Göttingen, bey Dieterich. 1806. 8. 203 S. (14 gr.)

Der Zweck des genialischen und bisweilen paradoxen Verfassers ist, zur Entfernung des Zufälligen in der Bildung der Alterthumswissenschaft u. zur bessern Einführung in den Geis des Alterth. beyzutragen. Aber er hat die Alterthumswissenschaft nicht in ihrem ganzen Umfange gedacht. Er geht von einer lebhaft ausgeführten Vergleichung des Entstehens der Alterthums-Studien in Italien in den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, und ihrer Behandlung bey uns aus, um zu zeigen, dass wir nördl. Europäer weniger geschickt sind, auf dem blossen Wege des Gefühls (wie damals die Italiener) in den Geist des Alterthums einzudringen, und daher mehr den zweyten Weg, der Speculation, betreten müssen. Dabey komme es auf zweyerley an, auf ein beständiges Parallelisiren des Alterthums mit der modernen Welt, sowohl als der alten Völker unter sich, um sich der Eigenthümlichkeiten eines jeden recht deutlich bewusst zu werden, und auf ein Entwickeln nicht der nächsten, sondern der letzten und höchsten dieser Eigenthümlichkeiten. Er geht sodann die bisherige Behandlungsart der Alterthumswissenschaften überhaupt, und der eigentlich sogenannten Alterthümer in den Compendien — (seit den Zeiten der Römer, und des Varro Antiquitatibus) flüchtig durch, um zu bemerken, dass erst seit der Mitte des 18. Jahrh. der philos. Geist des Zeitalters zwar das Unzusammenhängende dieser sogenannten Alterthümer gefühlt, aber nicht versucht habe, der ganzen Wissen-

schaft bestimmte Gränzen, eigne Richtung u. feste Behandlungsart zu geben. Auch die Culturgeschichte hat, bey dem Mangel einer bestimmten Grundlage und dem Schwanken ihrer Grundsätze, keinen Zusammenhang in die Darstellung der Alterthümer gebracht; und daher, doch auch aus einigen andern Gründen leitet der Vf. es her, dass man den Geist des Alterthums nicht auffasst, daher, dass das Studium der Alten erkaltet. Eine allgemeine richtige Charakteristik des Alterthums würde, seiner Meynung nach, diesem Uebel abhelfen; er selbst aber will nur einzelne Ideen und Versuche darüber aufstellen. Dass er dabey von der Zeitphilosophie keinen Gebrauch machte, rechtfertigt er sehr gut. „Beym Geschäft des histor. Philosophirens, sagt er, wird man immer genöthigt seyn, die Existenz äusserer Gegenstände anzunehmen und zuzugeben, dass von ihnen etwas prädicirt werden könne. Ob die Existenz dieser äussern Dinge demonstrirt werden könne oder nicht, ob sie Schellingische erstarrte Intelligenzen oder Epikurisch-Demokritische Atome sind, oder ob sie das nur seine eigne Existenz wissende Ich setzt, und nach Principien construirt, mag immerhin ein Streitpunct der theoret. Philosophie bleiben." Um in der Charakteristik des Alterthums das Eigenthümliche eines jeden Volks darzustellen, muss man auch auf das sehen, was es mit andern gemein hat; deswegen von den allgemeinen Eigenheiten des Menschengeschlechts ausgehen, und diese mit den übrigen Organisationen der von uns erkennbaren Natur vergleichen. Der Vf. stellt daher solche allgemeine Betrachtungen über die Organisationen, und besonders die drey zu ihnen gerechneten Stücke, Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität an. Die Cultur dieser Dreyheit sieht er als Bestimmung des Menschengeschlechts an, und in ihr findet er den Maasstab zur Beurtheilung einzelner Menschen und ganzer Völker. Wie von dieser Trias das meiste andere abhängt, was von ihr, auf ihrer niedrigsten Stufe (bey einem geringen Grad von Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität) ausgeht, wird nicht nur entwickelt, sondern auch angegeben, wovon dieser Grad selbst, wovon seine weitere Ausbildung abhängt. Es kömmt bey der darauf beruhenden Bildungsgeschichte ganzer Völker auf genaue Bestimmung der Wechselwirkung des Aeussern und Innern an. Diese lässt sich bey dem Alterthum leicht erkennen. Die Geschichte fast eines jeden alten Volks, sagt der Vf., zerfällt in zwey Perioden, die erste, wo es sich in seiner Bildung, abhängig von einer gewissen angestammten Individualität und von äussern Umständen, selbst überlassen blieb; die zweete, wo es von einem ihm an geistiger und sinnlicher Bildung überlegenem Volke inficirt wurde. (Welche Einschränkung diese Behauptung fordere, wird der Geschichtkenner leicht bemerken.) Der Gang unsrer Bildung ist nicht so einfach gewesen. Unsere Gesellschaften sind keine allmälige Naturentwickelungen, wie die der Alten. Der Vf. zeichnet sodann die Grundlinien der ersten Periode. Ostasien ist noch der reinste Abdruck des primitiven Charakters, wo Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität sehr eingeschränkt waren. Von da geht er zu den Aegyptiern, bey denen er doch schon Spuren des Fortschritts der erhöhten mit Bewusstseyn mehr verknupfen Activität findet, zu den Phöniciern, bey denen sich ein höheres, thätigeres Bewusstseyn offenbart. An dem Volke Gottes entdeckt der Vf. viele Einseitigkeit, wenige Activität und Spontaneität. Die benachbarten Stämme zeigten sich nicht vortheilhafter. Stärker drückt sich der primitive Charakter im alten Babylonien und Assyrien, bey den Medern u. Persern aus. An den Celtern und Scythen findet der Vf. schon Züge einer höhern activern Spontaneität. Aus einem Völkerstamm (am schwarzen und kaspischen Meer) entsprossen, der schon einen höhern Grad der Trias voraus hatte, erhielten die *Griechen* durch die mannigfaltige Vielseitigkeit des milden Klima und der schönen Gegenden eine grössere Vielseitigkeit und Activität und Spontaneität, und darin, nicht in der Ankunft von gebildetern Fremdlingen findet der Vf. die Quelle der griech. Bildung, hierin den Grund einer freyern, vielseitigern Religion u. s. f. Der erste phrygisch thracische Stamm, der aus Asien nach dem nördl. Griechenland kam, zeigte noch viel von asiatischer Passivität, so ein kräftiges, thätiges Volk auch die Phrygier in den ältesten Zeiten waren, der zweyte pelasgische Stamm, der vom Kaukasus herkam, scheint schon weniger von dieser Passivität gehabt zu haben. Der 3te Stamm, eine colluvies der nach der Deucalion. Fluth zur Cultur fortschreitenden Pelasger theilte sich in mehrere Zweige. Eine grössere Vielseitigkeit u. Reizbarkeit der Organisation machte die Jonier in Verbindung mit einem hellern Bewusstseyn einer freyern vielseitigen Thätigkeit fähiger als die Dorier. Aber ein sehr günstiges Klima u. frühe Bekanntschaft mit dem Luxus der Asiaten gab ihren Charakter eine eigne Richtung, eine Neigung zur Weichheit der Empfindungen, Sinnlichkeit u. Genus des Vergnügens. Eine zu grosse Activität dieser Triebe sowohl als eine totale Erschlaffung des Wesens durch Sinnlichkeit zu hindern, soll der Zweck von des Hesiodus Εργα, wenigstens vom ersten Buch gewesen seyn, und so habe es innern Zusammenhang genug. Den Hauptcharakter der alten Tragödie setzt der Vf. in einer bald mehr bald weniger blinden Activität der Triebe (aber nicht der grobsinnlichen). Er werde noch mehr ins Licht gestellt durch die Antithese des Chors, dessen Reden immer Abdruck passiver Leidenschaftlichkeit sind; daher auch der Chor meist aus Weibern, Alten, oder Sclaven bestehe! Die überlegene Grösse Athens leitet er daher, dass es das für uns erkennbare Ideal der Spontaneität in vielseitiger Thätigkeit am höchsten erreicht hat; ein Gesichtspunct, unter welchem er fast alles sein Eigenthümliches zusammen fasst. — Zu diesen Darstellungen sind viele einzelne, oft vom Vf. nur für den Kenner angedeutete, Züge treflich benutzt, und glückliche Combinationen gemacht; allein man wird auch manche übergangen, manche entgegenstehende nicht beseitigt finden, manche wohl anders beurtheilen. Eingestreuet sind noch viele andere Bemerkungen, z. B. über eine sonderbare Tischmusik bey den Aradiern und Griechen S. 54 f., über die von Tragikern corrumpirten heroischen Charaktere, S. 71. — S. 77 ff. fangen die *Vermischten Fragmente* an. Sie sollen als Beytrage zur Untersuchung der Fragen, wie die alte Literatur aus dem praktischen Leben hervorging, wie sie auf das wirkliche Leben zurückwirkte, u. s. f. angesehen

Digitized by Google

werden. Der Vf. glaubt, dass Satyre und lyrische Poesie die ältesten Gattungen von poetischer Literatur gewesen sind, unter den rohen Stämmen, die noch keine festen Wohnsitze hatten (sollte aber bey solchen schon eine *Literatur* entstehen können? sollten ihre etwanigen rohen Gesänge den Namen von *Poesie* verdienen?). Bey den Völkern, die durch feste Wohnsitze eine feste Verfassung erhielten, macht er Kenntniss der Staatsgeschäfte, Beredsamkeit und Kriegswissenschaft zu den frühesten Stücken der Cultur; darauf folgt die *Weisheit* (σοφια, φιλοσοφια) die nur von der Erfahrung abstrahirt war und mundlich fortgepflanzt wurde; Dichter aller Art fanden sich nicht einmal bey allen Völkern in ihrer ersten Periode. Die *Dorier* hatten in allen Dingen, die den Staat betreffen, etwas Ernstes und Festes, übrigens waren sie zum Scherz und zum Lachen sehr geneigt. „Daher blühte bey ihnen das satyr. Drama, aber bey dem Mangel einer freyern Thätigkeit des Bewusstseyns mehr pantomimisch." (Wie soll dies, wenn es auch verstanden wird, bewiesen werden?) Aus dem Geist ihrer Verfassung soll es herrühren, dass ihre einheimischen Literatoren weniger zum Schreiben geneigt waren. (Aber es sind auch mehrere Schriften von Dorern verloren gegangen. Man gehe nur die Verzeichnisse von Tragikern und Komikern durch.) Die Literatur der *Jonier* hatte einen ausgedehnten und höhern Charakter, der aus ihrem Nationalcharakter entstand. Die dramatische Poesie hörte bey ihnen auf bloss satyrisch zu seyn; die lyrische blieb nicht mehr bloss Dienerin der Politik und Religion; die epische Poesie blühte, ohne vom Staat und Religion unterstützt zu seyn; es gab bald Weise von Profession. Diese Jonier lässt der Vf. die östlichen Griechen, diese die westlichen, diese Rom, mit ihrer höhern Literatur *anstecken*. Die Kenntniss einer auswärtigen höhern Literatur bey Völkern, die bisher nur einheimische Kenntnisse und natürliche Weisheit gekannt hatten, wurde Gelehrsamkeit; bey dem grossen Haufen entstand ein allgem. Hass gegen diese Gelehrsamkeit; daher suchten die, welche sie cultivirten, sie zu verbergen, und hatten ein geringes bürgerliches Ansehen, daher erklärt unter andern der Vf. auch seine Beobachtung, dass wir, mit Ausnahme der ältesten Dichter und der Schriftsteller nach dem zweyten Jahrhunderte, fast keinen einzigen Schriftsteller des Alterthums haben, der nicht ein Gemisch von Alten und Neuem, der *disciplina vetus* und *nova* wäre. In Ansehung der Philosophie war Sokrates der erste, welcher fühlte, dass das alte einseitige Tugend-Ideal nicht haltbar sey, u. die disciplina vetus angriff. Die zweyte Periode der Philosophie, die mit ihm anfängt, unterscheidet sich dadurch, dass sie eine Reihe von Tugendidealen aufstellt, die auf ein freyeres, vielseitigeres Räsonnement gegründet sind. Die Hinrichtung des Sokrates findet der Vf. *gerecht* (vermuthlich nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts), weil er sich gegen Dinge auflehnte, die zwar unphilosophisch, aber bis jetzt noch die Grundsäulen des Staats gewesen waren. Die Moral der Alten trug in ihrer ersten Periode das Gepräge der Nothwendigkeit und Zufälligkeit ihrer Entstehung, und kann daher nicht aus dem moral. Gefühl abgeleitet werden. Sie fand gegen andere Völker gar nicht Statt, wenn sie auch zu Hause streng war. — Die alten Freystaaten entstanden fast alle aus einer gemischten Verfassung (S. 98); die Bürger hatten einen thätigen Antheil an den gemeinschaftl. Angelegenheiten; der Grad dieser Theilnahme hing von verschiedenen Umständen ab; die alten Republiken waren nicht repräsentativ, die Bürger stimmten in Person; alle Geschäfte wurden öffentlich u. mundlich verhandelt, daher auch leidenschaftlich und beredt; die Tugenden, die den Geist und die Stütze der Verfassung der alten Republiken ausmachten, theilt der Vf. in zwey Classen, und geht sie einzeln durch, Tugenden, die auf Erweckung u. die auf Beschränkung der Kraftäusserungen gehen. Gelehrsamkeit war zur Führung der Staatsgeschäfte nicht nöthig. Das Gemeinschaftliche der Verfassung in jeder einzelnen Republik bewirkte mehr Gemeinschaftliches in der Denkart und Lebensweise. Beym Entstehen waren die alten Staaten mit dem Bürgerrecht sehr spendabel, in der Mitte des Staats sehr pretiös, am Ende wieder freygebig damit. In der ersten Periode der alten Freystaaten war das öffentliche Leben Zweck, das Privatleben Mittel. Wir können von den übrigen fragmentarischen Andeutungen, die zur genauern Charakteristik des Alterthums führen sollen, und keineswegs alle neu, zum Theil nicht ganz verständlich, oft bloss halbwahr, sind, nur noch einige ausheben, die uns der Auszeichnung vor andern werth scheinen. Es herrschte bey den Alten mehr Selbstheit als Sympathie, denn jene ist Product der Stärke, diese Folge der Schwäche. Daraus, dass die alten Verfassungen Naturentwickelungen waren, wird der Zusammenhang der Familien einer *gens* erklärt. Die hervorragende active Leidenschaftlichkeit der Alten zeigt sich auch in ihrer Verachtung des passiven θαυμάζειν und *mirari*. Das in der ersten Periode der alten Staaten politisch-nothwendige und nützliche δουλεύειν oder *ancillari* gewisser Personen, wurde in der zweyten Periode bey einigen σχολαστικα. S. 145 wird die alte ἀσκησις und ihr Ursprung und Gang entwickelt. Ein Grundsatz der alten Republiken half sie selbst stürzen, der, häuslich sparsam, öffentl. prächtig zu seyn. Die Thaten der Leonidasse des Alterthums sind gerade das, was am wenigsten grosses Interesse und Bewunderung einflössen kann, da in neuern Kriegen manche Grenadiercompagnie, mancher brave Unterofficier ähnliche Dinge gethan haben. Von S. 182 — 203 betrachtet der Vf. die äussere Grösse der Römer und ihre Politik ausführlicher. Und in diesem Bruchstück ist doch noch Zusammenhang, der den übrigen bunt durch einander gewürfelten Bemerkungen, die bald die Religion, bald das häusl. Leben, bald die Verfassung, bald die Literatur angehen, durchaus fehlt. Der Vf. hat auch öfters moderne und alte Sitten parallelisirt. So heisst es z. B. S. 136: „die alten Schriftsteller haben unter andern auch das Eigne, dass man durch ihre Lecture weniger für das wirkliche Leben als durch das Lesen grosser moderner Schriftsteller verstimmt wird. — Bey uns haben gewöhnlich die Menschen von schwachem Charakter die meisten Freunde, bey den Alten war es umgekehrt." Wir glauben, diese Mittheilungen werden gewiss zum Lesen der ganzen Schrift anreizen.

Digitized by Google

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

147. *Stück, den* 23. *November* 1807.

RECHTSWISSENSCHAFT.

Die Politik der Rechtspflege dargestellt in ihrem Verhältnisse zum allgemeinen Privatrechte. Erster Theil. Leipzig, bey Beygang. 1808. 8. X. und 354 S. (1 Thlr. 16 gr.)

Die Frage, wie der Staat eine Rechtspflege zu organisiren habe, die das Ganze seiner ausgebreiteten Wirksamkeit begründet, und zur Realisirung einer durchgängig rechtlichen Ordnung, so weit als möglich, geeignet ist, gehört allerdings unter die wichtigsten und interessantesten Fragen, mit deren Erörterung sich die Staatslehre beschäftigt. Die Principe, von welchen man bey der Beantwortung derselben ausgehen muss, gehören zum Theil in das Gebiete der Rechtslehre, zum Theil in das Gebiete der Klugheitslehre, oder der Politik im engern Sinne. Jene bestimmt nach allgemeinen Rechtsgesetzen die *Rechtlichkeit* der Organisation; diese nach den Gesetzen der Klugheit ihre *Zweckmässigkeit*; jene gibt an, wozu der Endzweck des bürgerlichen Vereins die höchste Gewalt hier *berechtige;* diese zeigt den Weg, der sie bey ihrer Wirksamkeit für jenen Zweck am leichtesten, kürzesten und sichersten zum Ziele führt; und eine Trennung dessen was in das Gebiete der Einen oder der Andern gehört, muss um so mehr von Nutzen seyn, da ohne diese Trennung eine ausreichende und durchaus befriedigende Erörterung der Frage, ob unsere Rechtspflege, so wie sie nach den positiven Gesetzen unserer Staaten wirklich organisirt ist, den Forderungen, die jeder mit Recht machen kann, entsprechend, oder nicht entsprechend sey? ob sie dem Staatswohl angemessen sey oder nicht? nicht wohl möglich ist. — Diess aber vorausgesetzt, war es gewiss ein beyfallswürdiger Gedanke des Verf. — Herrn Kreisamtsaktuars *Carl Friedrich Gottl. Merkel* zu Meissen — die politischen Principien von der möglichsten Zweckmässigkeit und Sicherheit der Rechtspflege, von den Grundsätzen des allgemeinen Rechts gesondert, zu einer besondern Theorie zusammen zu stellen. Von der Ausführung dieser Idee liesse sich unstreitig nicht bloss für die Gesetzwissenschaft, sondern auch für die Gesetzgebung bedeutender Gewinn erwarten; gesetzt auch, es sollte dieser Gewinn vor der Hand nur der seyn, unsere Regierungen auf die Lücken aufmerksam gemacht zu haben, die die Organisation dieses Zweigs der Staatsverwaltung, so wie sie dermalen wirklich erscheint, in mehreren Puncten offen gelassen hat. Allein zu bedauern ist es, dass die Arbeit des Verf. nicht so ausgefallen ist, dass man mit ihr zufrieden seyn kann. Die ganze Anlage des Plans seiner Schrift sowohl als die Ausführung desselben zeigt deutlich, dass es ihm nicht gelungen ist, den richtigen Gesichtspunct aufzufassen, der hier ins Auge genommen werden muss, wenn ein solches Unternehmen wahrhaft verdienstlich seyn soll. Es ist bey weitem nicht genug, dass man bloss darstellt, was von den Sanctionen unserer positiven Gesetzgebung der allgemeinen Rechtslehre zugehört, und was der Politik zugetheilt werden muss; sondern, wenn was wahrhaft ersprieslicheS geleistet werden soll, so muss die Erörterung wohl davon ausgehen, die Normen zu bestimmen, die die Politik in jedem Staate nach dem Zwecke des bürgerlichen Vereins, den Forderungen des Staats- und Bürgerrechts und den Gesetzen der menschlichen Denk- und Handlungsweise für die Organisation der Rechtspflege vorschreibt; und nach den Resultaten dieser Untersuchung musste dann erörtert werden, was nach den Sanctionen unserer positiven Gesetzgebung dem gemäss bereits geschehen? was noch zu thun? und ob das, was geschehen ist, den Forderungen der Politik angemessen sey oder nicht? — Aber leider hat sich der Verf. bloss auf das Erstere beschränkt; bloss und allein darauf, die einzelnen Sanctionen unserer positiven Gesetzgebung aufzusuchen und nachzuweisen, welche aus den Principien der Klugheitslehre abzuleiten sind. Auf das, was hätte geschehen sollen? was noch zu thun übrig sey? und ob das, was geschehen ist, den Forderungen der Politik entsprochen habe oder nicht? auf alles dieses hat er sich nicht eingelassen; ungeachtet nach seiner eigenen Erklärung S. 23 die Frage: *wie eine Rechtspflege zur Begründung durchgängiger rechtlicher Ordnung am zweckmässigsten und sichersten*

Digitized by Google

zu organisiren sey? das Hauptobject der *Politik der Rechtspflege* ist.

Was der Verf. aber sonach auf der einen Seite *zu wenig* geleistet, hat er auf der andern Seite wieder *zu viel* gethan. Nach unserm Sprachgebrauche kann man unter dem Ausdrucke *Rechtspflege* unmöglich etwas mehr verstehen, als *die Thätigkeit der richterlichen Gewalt für die Realisirung des Staatszwecks.* Aber bey weitem mehr als diess, enthält dieser Ausdruck nach der Deutung, die ihm der Verf. gibt, und in dem Sinne, wie *er* ihn nimmt. „Um „durch Aufrechthaltung des Rechts eine rechtliche „Ordnung im Staate zu begründen, hat der Staat „zwar durch die höchste Gewalt die Einzelnen im „Staate zum Rechte, wozu sie sich vereiniget haben, „anzuhalten, und von allem, ermächtigenden Un„rechte durch die ihr ausschliesslich übertragene „Zwangsvollstreckung abzuhalten;" allein die hieraus entspringenden Rechte und Pflichten bilden keinesweges, wie der Verf. S. 5 glaubt, den Begriff und das Wesen der *Rechtspflege* ausschliesslich, sondern die hier angegebenen Puncte bestimmen den Umfang der Thätigkeit der höchsten Gewalt für rechtliche Ordnung *überhaupt.* Was der Verf. hier der Rechtspflege *allein* zutheilt, gehört der *gesetzgebenden, richterlichen* und *executiven* Gewalt *gemeinschaftlich.* Dadurch, dass Hr. M. die Begründung einer rechtlichen Ordnung durch Aufrechthaltung des Rechts, ohne nähere Bestimmung der Form, unter welcher die höchste Gewalt für diesen Zweck wirksam erscheint, zum Zwecke der Rechtspflege gemacht, hat er deren Wirkungskreis weit über ihre natürliche Grenzen erweitert. Die Rechtspflege umfasst keinesweges die *Rechtsgesetzgebung*, die *Regierung* und *Administration der Rechtspflege;* sondern bloss und allein dasjenige, was zum Ressort der richterlichen Gewalt, und zur Wirksamkeit der Regierung für die Herstellung des Staatszwecks durch *diese letzte* gehört. Ihr Zweck ist keinesweges „die Aufrechthaltung des Rechts und der rechtlichen Ordnung" *überhaupt*, sondern *bloss in so weit, als diess durch die Thätigkeit der richterlichen Gewalt möglich* ist. Hätte der Verf. diess bedacht, so würde er den Plan seiner Schrift gewiss ganz anders angelegt und ausgeführt haben, als er diess hier wirklich gethan hat. In der vorhin angeführten ersten Beziehung würde er *mehr*, und in der hier bemerkten zweyten Hinsicht *weniger* gegeben haben. Er würde in Bezug auf den eben angegebenen Begriff der Rechtspflege bloss dabey stehen geblieben seyn, darüber nachzudenken, wie die höchste Gewalt *durch die Handhabung der ihr zustehenden richterlichen Gewalt* die rechtliche Ordnung im Innern des Staats herstellen könne? und deswegen sich bloss auf Untersuchungen über die zweckmässigste Organisation der Gerichte und der Justizverfassung, und auf die angemessenste Art und Weise des richterlichen Verfahrens bey der Erörterung und Entscheidung streitiger Rechtsfälle, eingelassen haben, ohne auf *Rechtsgesetzgebung, und specielle Regierung in Rechtssachen* auszuschweifen, deren Mitaufnahme in seinen Plan ihn vom richtigen Wege abführen musste. Die *Rechtsgesetzgebung* — welche nach dem Verf. S. 37 die Rechte allererst bestimmen soll, aber hierbey an keine andern als die Normen der menschlichen Vernunft gebunden, und während sie im Praktischen, als von der höchsten Vernunft ausgehend, von der unbedingtesten Gultigkeit ist, dennoch wie alles menschliche Erkenntniss einer steten Vervollkommnung und Berichtigung unterworfen bleibt — und die *specielle Regierung in Rechtssachen* — deren von den Gesetzen ausgehende Machtvollziehung innerhalb des Staats, bloss durch die Grenzen der menschlichen Realisationskräfte beschränkt ist — *beyde* mussten von den Untersuchungen des Vf. über eine zweckmässige Rechtspflege ganz ausgeschieden bleiben. Und noch weniger lässt es sich rechtfertigen, wenn er S. 29 ausser der eigentlichen *Rechtshulfe*, — „wo alle in „das streitige Verhältniss gezogene Rechtssachen, auf „eine eben so gerechte, als möglichst kurze, sichere, „und mindest beschwerliche Art erörtert, entschie„den, und nur dann, wenn die erfolgte Entschei„dung nicht respektirt wird, eben so gerecht als „zweckmässig vollstreckt werden sollen," — der Politik der *Civilrechtspflege*, „die Anstalten zur „Rechtsbelehrung, zur Erweckung des menschli„chen und rechtlichen Pflichtgefuhls, und zur Be„seitigung aller die Streitsucht uber das erwerbliche „Mein und Dein anfachenden Leidenschaften" zutheilt; ingleichen „die Rechtsvorsorge, um alle er„werblichen Rechte des rechtlichen Zustandes, des „Grundeigenthums, der Verträge, und der Erbfolge „so weit als möglich ausser Zweifel zu setzen, und „jedem, dem die volle Persönlichkeit abgeht, durch „Andere, also, dass er an seinen Rechten nicht ver„kürzt werde, vertreten zu lassen." Diese Anstalten, und diese Rechtsvorsorge liegen offenbar ganz ausserhalb der Sphäre der Rechtspflege; sie können die Wirksamkeit der Thätigkeit der richterlichen Gewalt zwar ausnehmend begünstigen, allein sie gehören bloss in das Gebiete der *Polizey;* in das sich die richterliche Gewalt durchaus keine Ausschweifung erlauben darf. Und eben dahin gehören auch die vom Verf. S. 30 der Politik der *Criminalrechtspflege* angewiesene „Anstalten zur Rechtsbelehrung „und zur möglichsten Verbesserung des Verbrechers „durch erweckte Wahrhaftigkeit zu eigenen aufrich„tigen Geständnissen; durch zu bewirkende Rüh„rung und selbst Erschütterung seines oft schlum„mernden Gewissens;" und „eine thätige und „wachsame Aufsicht über alle verbrecherische „Rechtsläsionen, und der Staatsverbindung nachthei„lige Handlungen." Dadurch, dass der Verf. Dinge der Art in seinen Plan mit aufnahm, welche gar nicht dahin gehörten, hat er sich selbst die Möglichkeit, ihn befriedigend auszuführen, über alle Maasen erschwert. Nach seiner Ansicht vom Umfang und Wesen der Rechtspflege handelt er nemlich in dem hier angezeigten *ersten Theile* in *zwey Haupttheilen* zuerst S. 34 — 100 *von dem Wesentlichen der in*

Digitized by Google

jedem Staate nöthigen Rechtsverfassung, und dann S. 101—354 *von der Civilrechtspflege*. Der *erste* Haupttheil umfasst die Materien *von der Organisation der Justizverfassung überhaupt; von der Rechtsgesetzgebung; von der Regierung der Justizpflege; von der Justizadministration; von den zur Justizpflege angestellten Staatsbeamten und Officianten; und von der Advocatur*. In dem *zweyten* Haupttheile aber spricht der Verf. zuerst *von den zur Justizpflege dienlichen indirecten Mitteln*, und dann *von den directen der Justizpflege nöthigen Mitteln*. Unter *jene*, die *indirecten* Mittel, rechnet er, *allgemeine Rechtsbelehrung, Gütepflegung, und Erweckung des moralischen und rechtlichen Pflichtgefühls, und Pflichterweckung bey Eidesleistungen*. Zu den *directen* Mitteln aber gehören nach ihm *die Erfordernisse der allgemeinen Rechtsvorsorge zur möglichsten Erweisfähigkeit der Civilrechtsverhältnisse*, — welche nach der gewöhnlichen Eintheilung in *Personen-* und *Sachenrechte* hier nach einander einzeln aufgeführt und durchgegangen werden, — und *die möglichste Sicherung eingegangener Rechtsverhältnisse durch die Interposition der Gerichtsbehörden*; was denn dem Verf. die Veranlassung gibt in *sechs* Abschnitten, *von der nicht streitigen Gerichtsbarkeit; von der durch das Zeugniss der Gerichtsinstanzen zu sichernden Erweisfähigkeit der Rechtsverhandlungen; von der Verhandlung der Gerichtsobrigkeiten über die ihrer Besorgung anheimgefallenen Güter; von der zur Verhutung möglicher Rechtsverletzungen erforderlichen Bestätigung der Rechtsverhandlungen; von der obrigkeitlichen Bestätigung aller Rechte auf Immobilien, und von den zur Bestätigung der höhern Regierungsinstanzen einzuleitenden Verhandlungen* zu sprechen; — aus welcher Inhaltsanzeige denn so viel hervorgeht, dass in dem hier angezeigten ersten Theile der Politik gerade über den hier zu behandelnden Hauptpunct beynahe wenig oder gar nichts vorkommt; sondern dass sich der Verf. hier grösstentheils mit den Objekten der willkührlichen Gerichtsbarkeit beschäftige; ungeachtet diese ausserhalb der Sphäre der *richterlichen* Gewalt liegen, und sonach gar nicht zur Rechtspflege gerechnet werden können; wenn auch gleich die Meisten derselben nach unserer bestehenden wirklichen Gerichtsverfassung unsern Gerichten, noch ausser den für das Ressort der richterlichen Gewalt eigentlich gehörigen Gegenständen, zur Behandlung zugetheilt sind. Der Verf. glaubt zwar S. 133 „alle Rechtspflege müsse, wenn „sie das Ganze der rechtlichen Ordnung aufrecht er„halten soll, sowohl die *Vollstreckung* als die *Ver„sicherung* allen Rechts umfassen," und macht daher S. 134 sowohl die *Rechtsvollstreckung*, als die *Rechtsvorsorge* zu Objekten ihrer Thätigkeit. Indessen man bemerkt wohl ohne Rec. Erinnern, dass die so genannte *Rechtsvorsorge* auf keinen Fall einen Theil der Rechtspflege ausmachen kann. Die Rechtspflege hat es lediglich damit zu thun, *wirklich streitige Rechtsfälle nach den vorhandenen Gesetzen zu erörtern und zu entscheiden*; durch sie soll die streitige Grenze des Rechtsgebietes der streitenden Theile bestimmt werden; und in ihrem Begriffe liegt es wesentlich; dass sie nur da wirksam seyn kann, wo *Streit* über Grenzen eines Rechtsgebietes *wirklich* vorhanden ist; keinesweges aber, wo vielleicht in der Folge einmal Streit *möglich* seyn kann. Die *Rechtsvorsorge*, die Sorge der höchsten Gewalt dafür, dass niemand ohne seine eigene Schuld seiner Rechte verlustig werde, und dass jeder bey entstehendem Streite über die Gränzen seines Rechtsgebietes dessen Umfang behörig nachzuweisen im Stande seyn möge, — kurz die willkührliche Gerichtsbarkeit, mit allen einzelnen in unsern Gesetzbüchern und juristischen Compendien dahin verwiesenen Akten, gehört bloss und allein für das Ressort der Polizeygewalt; denn nur diese kann die besondere Art der Wirksamkeit äussern, die sich bey solchen Akten der Staatsgewalt äussert. — Was übrigens die Behandlung der einzelnen Materien betrifft, auf welche sich der Verf. bey seiner Arbeit verbreitet hat, so kann man damit grösstentheils ziemlich zufrieden seyn. Neue politische Ansichten sucht man zwar überall vergebens; aber das, was aus den einzelnen Verordnungen über die hier behandelten Materien, als in das Gebiete der Politik gehörig, ausgehoben werden musste, hat der Verf. ziemlich befriedigend nachgewiesen. Schade nur, dass sein Vortrag ermüdet, und durch die langen Perioden, in welchen er durchaus spricht, mitunter so verworren ist. Will der Verf. sein begonnenes Werk vollenden, so muss ihn Rec. dringend bitten, sich mehr der Richtigkeit, Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit im Vortrage zu befleissigen. Am besten aber würde er thun, wenn er die Fortsetzung ganz aufgäbe; denn von der Manier, mit der er hier sein Thema behandelt hat, lässt sich auf keinen Fall für die Wissenschaft bedeutender Gewinn erwarten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Taschenbuch für das Jahr 1808, *der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Frankfurt am Mayn, bey F. Willmanns. 248 S. 16. (1 Thlr. 12 gr.)

Von jeher hat dieses Taschenbuch in der glänzenden und geschmückten Reihe seiner Brüder eine ausgezeichnete Stelle eingenommen, und das, was sich Viele von jenen vergebens versprochen, angenehme Unterhaltung in den einsamen Stunden der rauhern Jahreszeit, wirklich geleistet. Auch diesmal spricht sein innerer Gehalt im Ganzen eben so erfreuend den Geist an, als das Aeussere das Auge anzieht u. ergötzt. An der Spitze der diesjährigen Beyträge stehen *Miscellen von Emanuel*, rhapsodische Gedanken in Prosa über allerley Gegenstände, vorzüglich aus dem Kreise des Lebens und meistens in Beziehung auf den Titel des Taschenbuchs; denn es ist darin viel von Freundschaft und Liebe die Rede. Allein wenige dieser Ge-

Digitized by Google

danken werden den Leser, elektrischen Funken gleich, mit einer Anregung zu erhöhterer Geistesthätigkeit erfreuen, wie solche Mittheilungen doch eigentlich sollten. Sehr angenehm wird man dafür entschädigt durch das unter No. II. folgende *Pasquill auf die jetztlebende schönste Frau in Deutschland. Geschrieben im October* 1806 von *Jean Paul Friedr. Richter*, einen kleinen, aber sehr gedankenreichen Aufsatz mit einiger Beziehung auf die Zeitbegebenheiten, wie der anmuthsvolle und rührende Schluss deutlich an den Tag legt; jedoch erhält der Leser auch hier, wie fast immer bey diesem Schriftsteller, ungleich mehr, als er durch die Ueberschrift zu hoffen berechtigt ist. Vorzüglich bedeutungsvoll und mit der angenehmsten Laune dargestellt sind die unter das Hauptwort *die Entkleidung* geordneten Ideen. III. *Swanilde*, von *Friedrich Kind*, verläugnet nicht den Charakter des lieblichen, zarten, anmuthsvollen Dichters, der, wenn gleich fast immer in derselben Gestalt sich zeigend, dennoch immer neu und dem gemüthvollen Leser erwünscht erscheint. Was dieser Romanze an Bedeutsamkeit des Inhaltes abgeht, sucht er nicht vergeblich durch seine schmeichelnden Töne zu ersetzen. IV. *Die Silfenbraut* von *Z*... eine Erzählung, welche, indem sie das Wunderbare des Mährchens auf die angenehmste Weise mit der heitern Darstellung des wirklichen Lebens vereinigt, Phantasie und Gemüth gleich erfreuend und befriedigend beschäftigt. Die Erfindung ist eben so sinnreich als die Einkleidung pikant und gewählt ist. Auch verdient die Leichtigkeit und gebildete Feinheit des Styles alles Lob. V. Unter *den Gedichten* von *Luise Brachmann* dürfte *der Gefallene* wohl den Vorzug verdienen. Die sanfte edle Schwermuth der sich wieder aufrichtenden Reue, schmilzt hier angenehm zusammen mit dem Glauben an die unendliche Liebe. *Die Brüder* hingegen sind kalt. VI. *Die Mahlerfamilie*, eine Erzählung, welche sich sowohl durch Darstellung und geschickte Ausbildung interessanter Charaktere, durch anziehende Situationen, durch eine, die Aufmerksamkeit immer rege erhaltende, Vergleichung derselben, so wie durch den edlen, wahrhaft erhebenden Ton, der das Ganze durchdringt und belebt, und durch den gebildeten kräftigen Styl, unter die besten Produkte dieser Gattung stellen darf. VII. *Gedichte* von *Z*... Auch in diesen hier mitgetheilten tritt der eigenthümliche Charakterzug dieses wahrhaft geistreichen Dichters, die Welt als die grosse Hieroglyphe des denkenden Geistes mit ernster Aufmerksamkeit zu betrachten, und durch tiefe Blicke in die Menschheit und das Leben zu deuten, auffallend und erfreuend hervor. Ein reicher und glänzender Schmuck, der bisweilen an Pracht gränzt, schmiegt sich fast immer leicht an den seiner würdigen Gedanken. *Verlust*, *Butes* und *die Distichen* dürften vielleicht am meisten den gefühlvollen und denkenden Leser befriedigen. VIII. Zwey sehr bekannte Anekdoten, eine vom Kaiser Napoleon, die andere vom Kaiser Alexander. IX. *Adrastos* von *Jakobs* (nicht vom Hrn. Prof. *Jakobs* in München), der bekannte Mythus von der Nemesis; aber nicht originell und energisch genug dargestellt. X. *Das Wiederfinden*, von *Louise Brachmann*, eine recht gefällig erzählte, wenn gleich der Erfindung oder dem Stoffe nach nicht eben ausgezeichnete Geschichte. XI. *Maria, eine Romanze*, von *Giesebrecht*. Es regt sich in diesem Gedichte allerdings ein poetischer Geist, vornemlich in der Darstellung des kindlich frommen Gemüthes der Maria im Anfange desselben, allein der Schluss ist unbefriedigend, indem er der an sich weder romantischen noch sonst ausgezeichneten Begebenheit, auch keine höhere Bedeutung gibt, noch sonst durch eine originelle Wendung einen tiefen Eindruck im Gemüthe des Lesers hinterläst. XII. *Der Ochsenhirt, angeblich von dem Syrakuser Theokrit*, (Theocr. Id. XX.) von *Seume*, kann wenigstens hier nur als ausfüllend angesehen werden. Die unten No. XIII. mitgetheilten beyden *Skizzen* von *der Verfasserin der Clara von Walburg*, enthalten recht wohlgemeynte moralische Reflexionen, ermangeln aber aller poetisch oder nur geistreich zu nennenden Darstellung, wiewohl sie vielleicht nicht ohne Nutzen von manchem Frauenzimmer gelesen werden dürften. XV. *Glaukos und Philemon. Eine griechische Erzählung* von *Friedrich Thiersch*. Griechisch heisst diese Erzählung wohl eigentlich nur, weil sie einen Stoff der griechischen Geschichte behandelt, und griechische Sitten schildert; echt griechischer Geist, d. h. ein solcher, welcher mit edler Simplicität tiefe Bedeutsamkeit auf eine anspruchlose Weise zu vereinigen weiss, weht nicht in dem Werkchen. Indessen ist in der Darstellung eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit in der Bildung des Styls nicht zu verkennen. Unter den *Epigrammen* von *Carl Bessoldt* finden sich mehrere, welche in anmuthsvoller Hülle fein und tief gedachte Ideen oder die Regungen eines edlen Gemüths glücklich darlegen.

Die Kupfer, welche diessmal den Almanach begleiten, sind als eine angenehme Zierde desselben anzusehen.

FRANZÖSISCHE SPRACHE.

1. *Vollständiger Auszug der französischen Sprachlehre des Abbé Mozin;* oder: *Neue und leichtere Art Französisch zu lernen, durch Unterredungen — über die wesentlichsten Theile der Sprachlehre, nebst vielen franz. und deutschen Uebungen — für das zarte Alter und für Damen bestimmt.* Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1806. gr. 8. VI. u. 320 S. (16 gr.) Zweyte verm. und verbess. Ausgabe. 362 S. (12 gr.)

2. *Neues franz. und deutsches A B C, oder leichte und angenehme Anleitung, beyde Sprachen lesen und reden zu lernen,* vom *Abbé Mozin.* Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. VI. und 136 S. gr. 8. (24 Kreuzer)

Digitized by Google

3. *Le nouveau monde de l'Enfance, ou Partie Seconde de l'A B C de l'Abbé Mozin.* In ders. Buchhandl. gr. 8. (12 gr.)

4. *Auswahl französ. und deutscher Gespräche, nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter, vom Abbé Mozin, sowohl als 3ter Theil des neuen A B C, und der Welt der Kinder, als auch, als Anhang seiner Sprachlehre, oder auch des vollständigen — Auszugs.*

Mit dem französischen Titel:

Choix d'entretiens Allemands, précédé d'un recueil de mots — etc. Tübingen, in der Cotta'schen Buchh. 1806. gr. 8. 144. u. 58 S. (9 gr.)

Die heftigen Angriffe und die zum Theil sehr gegründeten Ausstellungen, welche Hr. *Debonale* gegen des Abbé *Mozin* grammat. Schriften gemacht hat, scheinen deren Absatze wenig Eintrag zu thun; vielmehr wird ihr Gebrauch in Deutschland, selbst in den deutschen Provinzen Frankreichs immer allgemeiner. Ein Umstand, der an sich für ihre Vollkommenheit nicht bürgt, aber doch ein günstiges Vorurtheil für ihre relative Brauchbarkeit begründet. Der Auszug n. 1 ist in Frage und Antwort abgefasst, nach Art der alten Katechismen, bey der man entweder den Antwortenden für inspirirt halten, oder annehmen muss, er sey mit dem Fragenden eine und dieselbe Person. Denn nicht einmal die Möglichkeit der Frage lässt sich bey dem Lehrlinge vernünftigerweise voraussetzen. Abgesehen von dieser Form ist der Unterricht vorzüglich gut und gründlich. Den Anfang machen gute Bemerkungen über Sprache und ihre verschiedenen Elemente überhaupt, aber doch sind für das *zarte Alter* viele zu abstract. Was Rec. an diesem Unterrichte sonst auszustellen fand, ist etwa folgendes. Vieles wird blos durch Beyspiele beygebracht, z. B. S. 115 die Regel über die halbe Verneinung nach dem Comparativ. Hier musste bemerkt seyn, dass dieses *ne* nur mit einem Verbum Statt findet. Denn sonst wäre es nicht richtig zu sagen: *Il a plus d'esprit, que de bonheur.* Bey dem heftigen Ausfalle des Verf. gegen Deutsche, die französ. Sprachlehren schreiben, könnte man doch fragen, ob nicht täglich eben so elende von gebornen Franzosen erscheinen, Rhapsodien, in denen kein Plan, keine Einheit, keine Consequenz, keine Rücksicht auf den Sprachgebrauch herrscht? — wie wohl der Deutsche, bey den so verschiedenen willkührlichen Terminologien und der wenigen Uebereinstimmung der Lehrer unter sich, zur Festigkeit kommen soll; wenn z. B. der eine *vingt et un*, der andere *vingt un* sagen lehrt, der eine das Partic. *laissé* mit dem Infinit. für unveränderlich erklärt, der andere (wie z. B. der Vf.) es flectirt haben will, wo zugleich ein allgemein angenommenes Kriterium dieser *Flexibilität*, die Trennbarkeit des Participe vom Infinitiv nicht mehr Stich hält? Wenn er hört, dass doch viele Regeln von gebildeten Franzosen nicht beobachtet werden: z. B. die: das *t* in *quatre-vingt* nie hören zu lassen, von Sachen nie anders, als: *ce l'est, ce les sont* zu sagen, da doch gewiss tausendmal eher das Adjectiv oder Substantiv wiederholt, oder ein blosses *oui* gehört wird. Gegen des Verf. Benennung der tems findet Rec. nur das einzuwenden, dass *relatif* für Imparfait, *indéfini* und *défini* für die beyden Parfaits doch keine Vergangenheit bezeichnet, und dass der Hr. Abbé, um consequent zu seyn, auch im Subjonctif, die Benennungen denen der analogen Tems im Indicat. musste correspondiren lassen, nicht die alten: Imparfait, Parfait, Plusqueparfait annehmen, um so mehr, da gerade der Subjonctif mit Bezeichnung der Zeit weniger (nach Rec. Dafürhalten nichts) zu thun hat. Dass syntaktische Regeln, z. B. über die Stellung des Pronoms gegeben werden, ehe die Conjugation beygebracht ist, dünkt uns eine zweckwidrige Anticipation. Von der schönen Regel vor *dieu*, und die Tag- und Monatnamen nie den Artikel zu setzen, konnte doch ein wahrscheinlicher logischer Grund angeführt werden. S. 152 wünschte Rec. belehrt zu werden, wie *y* zu stellen sey, wenn man es mit dem Imperat. und *en* und einem Pronom verbinden wollte, z. B. *Portez-nous-en? Procurez-vous-en?* Bey *même* war es fasslicher zu sagen, es werde oft adverbium (in der Bedeutung *sogar*), und sey da natürlich unveränderlich, z. B. *même ses ennemis*, für *ses ennemis mêmes lui rendent* — Bey *autrui* vermisste Rec. die Regel, dass es nur mit *à* und *de* (rég. indir.) stehen könne. Dass Hr. M. die Conjugation mit dem Infinitiv und Particip. anfängt, dass er das Passif gleich nach *être* setzt, dass er Paradigmen mit Frage, Verneinung und mit *en* gibt, findet Rec. eben so wohlüberdacht, als die Veränderung der unregelmässigen *Verben* durch Vermehrung regelmässiger Paradigmen, z. B. *offrir, plaire, feindre.* Um so befremdender ist es, dass Hr. M. mit dem grossen Haufen, eine Menge abweichender Verbes annimmt, die ganz nach einem Schema conjugirt werden, z. B. *rompre, vendre, battre, tordre, mordre.* Man nehme nur an, dass die Endsylbe des Infin. re nicht zur Wurzel gehört, so fällt ja alle Verschiedenheit weg. Sehr gut ist, was S. 295 über die Verwandlung des directen Regime (Accusat.) in das indirecte (Dativ) gesagt wird; nur könnte die Regel kurz so gefasst seyn: die französ. Sprache erlaubt nicht mit einem Verbum dasselbe Regime zweymal zu setzen. Also sage ich zwar: Faites les boire, aber kommt noch ein *Regime direct*, z. B. *du vin* hinzu, so wird das erste indirect, also: *Faites-leur boire du vin.* Dagegen sage ich: *Faites les renoncer à leurs usages*, nicht *Faites leur.* — Ueber die Flexion der Participe ist der Hr. Abt sehr kurz. *Laissé* flectirt er mit dem Infinitiv, *Fait* aber nicht, etwas inconsequent, wie uns däucht. *Laisser quelqu'un* und *laisser faire quelqu'un*, wie verschiedene Begriffe?

Die Uebungsstücke des neuen A B C No. 2 sind grossentheils aus den *Conversations d'Emilie* entnommen, und alle der Fassung der Kinder angemes-

Digitized by Google

sen. Der Druck ist schön und gross. Die Buchstabiermethode ist die von *Maudru*, nach welcher jede Sylbe mit dem in ihr enthaltenem Vocale angefangen wird. Jedoch sind für alle bekannte Methoden Tabellen beygefügt, übrigens ist der Uebergang vom Leichtern zum Schwerern gut abgestuft. Die Beurtheilung des deutschen A B C gehört nicht hieher.

Zum Erstaunen ist es, wie gelehrt man in dem Nouveau monde de l'Enfance No. 3 die Kinder sprechen hört. Ausdrücke, wie *Volume, diametre, parties butireuses, globules* verstehen die lieben Kleinen schon in den ersten Unterhaltungen. Diess nur über den Ton der Belehrung; der Inhalt ist interessant, wohl gewählt, und fähig, Gedächtniss, Urtheilskraft und Aufmerksamkeit zugleich zu üben, indem er mit Natur, Kunst und Menschenleben bekannt macht.

Leicht sind auch die Gespräche No. 4 nicht; man sehe nur das über die Wechselgeschäfte S. 128, wo ein Erwachsener zu thun hat. Am besten gefielen uns die Gespräche über die Aussprache, sie sind zum Erlernen der Sprache zweckmässig graduirt. Fast kein Gegenstand des gemeinen Lebens ist, der hier nicht als Stoff zu Unterredungen benutzt wäre.

ITALIENISCHE SPRACHKUNDE.

1. *Domin. Ant. Filippi's*, Mitglieds der Arcadier in Rom, *italienische praktisch-theoretische Sprachlehre für Deutsche.* Fünfte in Ansehung der Theorie ganz umgearbeitete und viel vermehrte Aufl. Nürnberg, b. Zeh. 1807. 8. XX und 528 Seiten. (1 Thlr. 4 gr.)

2. *Matthiä Kramer's praktische italienische Grammatik*, oder vollständige und systematische Anleitung zur leichten Erlernung der italienischen Sprache. Neunzehnte Aufl. Nürnberg, b. Stein. 1808. 8. V u. 688 S. (16 gr.)

3. *Neueste italienische Sprachlehre*, oder Anweisung, die italienische Sprache in kurzer Zeit auch ohne Lehrer gründlich zu erlernen. Von *Pietro Grassi*, öffentl. Lehrer der italien. Sprache in Triest, und M. *J. C. Vollbeding*. Zweyte mit einem Wörterbuche vermehrte Auflage. Grodnow u. Leipz. bey Petrowitzsch u. Comp. und in Commiss. bey Rössler in Naumburg. 1807. 8. VI und 208 S. (14 gr.)

Bey der jetzt erscheinenden Menge von Sprachlehren, die fast mit den Taschenbüchern und Flugschriften gleichen Schritt hält, und nur selten etwas Gutes und Vorzügliches zu Tage fördert, kann man sich doch nicht der Hoffnung erwehren, dass auch die Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit und Unklarheit dieser Anweisungen immer lebhafter werden müsse. Es ist bereits in diesen Blättern bey der Anzeige mehrerer Werke dieser Art auf mehrerer solcher Unbilden und Unklarheiten aufmerksam gemacht worden, und auch die vorliegenden, von ungleichem Werthe, welchen wir schon durch die Stellung angedeutet haben, veranlassen zu einigen Bemerkungen, die ihren tiefer begründeten Zusammenhang zwar hier nicht aufzeigen können, aber doch auch ohnediess leicht Eingang finden dürften.

Ein wesentlicher, fast allgemeiner Fehler der Grammatiken ist, dass sie sich mehr an das Gedächtniss der Lehrlinge wenden, als an den Verstand. Gleichwohl sollte das Letztere, wenn wir bey Erlernung der Sprachen nicht lediglich auf die kleinliche Ostentation des Sprechens sehen, ein vorzügliches Augenmerk seyn, wodurch zugleich den Schülern der Weg zur Erlernung mehrerer Sprachen geebnet wurde. Denn nur von hier aus könnten Lehrlinge dahin geführt werden, dass sie auch in der Sprache und ihren Elementen ein Ruhendes und Bewegliches anerkennten, kurz einen Organismus, welcher nur in so fern in den verschiedenen Sprachen sich unterscheidet, als sie mehr dem Ruhenden, oder dem Beweglichen bey Bezeichnung der Objecte sich hingeben, und es begünstigen. Am eindringlichsten möchte sich diess freylich an unsrer herrlichen und wahrhaft göttlichen Muttersprache darthun, und in den übrigen, besonders neuen, wiederfinden lassen. Hieraus würde sich nun wohl ergeben, dass auch hier das Theoretische und Praktische nicht getrennt seyn könnten, dass aber das Praktische eben darum weit tiefer liege, und nicht in der einseitigen Beziehung und Anwendung des Auswendiggelernten auf gewöhnlichen bürgerlichen Lebensverkehr bestehe. Statt der Parallele zweyer oder dreyer Sprachen, in welcher die Eigenthümlichkeit der einen die Begriffe über die der andern verwirrt und trübt, würde eine fruchtbarere Analogie sich offenbaren, welche den Typus aller unter verschiedenen Gestalten anschaulich machte; und wer möchte zweifeln, dass so die Sprachkenntniss gewinnen und wachsen müsste?

In diesem Sinne allein, in wie fern nämlich von dem Organismus einer Sprache die Rede ist, wird von einer Verbindung, ja Einheit des Lexikalischen und Grammatischen, die Rede seyn können. Sicher aber muss der jetzt in den meisten Grammatiken herrschende Synkretismus des Lexikalischen und Grammatischen, welcher nur die bestimmten Grenzen beyder, und wiederum sie selbst innerhalb dieser Grenzen verwirrt, und das Papier vertheuert, eben darum verworfen werden.

Die vorliegenden Grammatiken, von deren erster und letzter schon in diesen Blättern Erwähnung gethan worden, theilen diese Fehler, mehr oder

Digitized by Google

weniger. No. 1. könnte eher, als No. 2., die Anzeige einer erneuerten Auflage, als günstiges Zeichen, für sich anführen, wiewohl das *ganz umgearbeitete* nur auf dem Titel Statt findet. *Ueberarbeitet* worden ist sie allerdings; aber im Ganzen ist die Einrichtung dieselbe geblieben; denn Zusätze und nähere Bestimmungen sind an sich keine völlige Umarbeitung. Bey alle dem kann man diese Sprachlehre, als eine der gründlicheren, Deutschen getrost empfehlen. Was sie gibt, ist theils ihrem Plane gemäss, theils richtig. In wie weit dieser Plan befolgbar, ob er vielleicht, einer höhern Idee untergeordnet, nicht wesentliche Abänderungen erleiden müsste, kann hier nicht erörtert werden. Sie wird, wie sie ist, gewiss mehr nützen, als die meisten mit ihr erschienenen. Weit flacher, steifer, in einem breiten geschmacklos redseligen Curialstyl ist No. 2. und ausser den oben im Allgemeinen gerügten Fehlern, welche sie alle reichlich Preis gibt, ausser der Flachheit und Schiefheit der Begriffe hat sie auch Unrichtigkeiten genug. Die Vorrede besagt, dass in dieser neuen Auflage vieles weggefallen sey. Wie über alle Maassen unausstehlich müssen die ersten Ausgaben gewesen seyn, da selbst diese als Muster ekelhafter Weitschweifigkeit gepriesen werden kann, wie das funfmal ausgeführte Thema der unregelmässigen Zeitwörter allein hinlänglich darthut. Wir wollen die Beweise des Gesagten nicht schuldig bleiben. Was die Aussprache betrifft, so konnte S. 5 das *gn* sogleich richtiger durch *nj* als *ni* angegeben werden. S. 8 war von *v* ohne weiteres zu bemerken, dass es mit Andrücken der Unterlippe an die obern Zähne seinen gebührenden Klang erhält. das ist die zweyte Note falsch; denn *avvento* und *auvento* sind nur typographisch verschieden. Eben so falsch ist, dass der Diphthong *uo* sein *u* fast verliere, und *o* wie *oo* klinge. Vielmehr war zu sagen, dass die Intensität des Accents des *o* gleichsam als Hauptnote, *u* aber als Vorschlag hören lasse. Unnütze Weitläufigkeit ist S. 9 das Reden von Triphthongen, deren es für den gründlichen Sprachlehrer nicht gibt, und falsch obendrein, dass *miei* wie *mei* klinge. Lächerlich ist, wenn der nicht einmal bestimmt angegebene Unterschied der *e* und *o larghe* und *strette* als Affectation verworfen wird, und ungenau ist ebenfalls das über die zz (nämlich *aspra* und *rimessa*) Gesagte. Wie aber schon oben an den unregelmässigen Zeitwörtern die Breite des Buchs sich offenbarte, so erhält diese neue Belege in dem, was über die Bildung der Substantiven und Adjectiven gesagt wird, in der Annahme von vier Conjugationen, da bekanntlich das *e* und *ẽ* im Infinitiv einer und derselben angehören. Ferner: wenn es denn überhaupt richtig seyn sollte, dass, wie in der Vorrede angegeben wird, ausser dem florentinischen, römischen und sienesischen, alle übrigen Dialekte nur Sprachverderbungen seyen, da bekanntlich die Toskaner den Ihrigen als den vorzüglichsten rühmen, ja die eigentliche Schriftsprache auch hier noch über den Dialekten liegt, so hätte doch eben dieser toskanische Dialekt herausgehoben und als Norm dargestellt werden müssen. Dann würde nicht *parlarò*, *amarò* u. s. w. conjugirt worden seyn, welches bey der Durchführung die S. 86 eingeschaltete Entschuldigung unnütz macht. Einmal obigen Grundsatz angenommen, konnte es freylich nicht fehlen, dass wir hier das fehlerhafte römische *saressimo* für *saremmo*, das gemein florentinische *sete* für *siete*, *paremo*, *parressimo*, *porressimo*, *potiamo*, das falsche, unerhörte *dolerò* für *dorrò*, *trago* für *traggo*, *tragghiamo* für *traggiamo* oder *trajamo* zu lernen angewiesen werden. — Eine grosse Verwirrung des in der Grammatik, wovon hier doch allein die Rede war, und des dem Sinne nach Adverbialen findet sich hier ebenfalls, indem viele aus *casibus absolutis*, oder Substantiven mit Präpositionen zum Sinn der Adverbien erhobene Redensarten für Adverbia ausgegeben werden. Nicht besser ergeht es den Präpositionen, den Conjunctionen und Interjectionen, welche alle gar zierlich unter einander geworfen werden, so dass *è passibile? — mi fate ridere — è peccato* für Interjectionen gelten. — Die syntaktischen Regeln sind meist unbeholfene, durch die Parallele zweyer Sprachen verwirrte, Umschreibungen der Exempel, und diese machen daher eine Art von Correction als Ausnahme, oder Excursus nöthig, wie S. 274 über *dammi*. — Oft wird auch von einer überflüssigen Zierlichkeit sehr unnütz gesprochen, wie von der particula relativa (?) *lo* in *questo lo dico*, wo einmal der casus absolutus, dann auch die Unbestimmtheit des *questo*, keineswegs das *lo* überflüssig zierlich erscheinen lässt.

N. 3. endlich ist in jeder Hinsicht eine *terza parte*. Es strotzt von Ignoranz, Seichtigkeit, Unzusammenhang, Druckfehlern, welche weniger dem Setzer, als dem Schriftsteller beyzumessen seyn möchten. Dazu beweisst der ausgeschnittene Titel hinlänglich, dass diess nur noch die erste Auflage sey, welche der Verleger als verlegenen Ladenhüter durch ein hinzugefügtes Wörterbuch an den Mann zu bringen trachtete. Da die Grammatik selbst bereits in diesen Blättern ihre Abfertigung gefunden hat, so ist nur noch von der Zulage dieses Wörterbuchs zu sagen, dass es nicht minder, als jene, alle oben angegebenen Prädicate vereinigt. Nur ein paar Pröbchen aus diesem Augeasstalle: *Abbacinare*, *einfallen* st. *blenden*. — *abbaiare*, *murren* (*bellen*) — *abbassare*, *nachlassen* (*herabstimmen*) — *accattare*, *erlangen* (*entlehnen, erbetteln*) — *il? accoglimento*, *die Sammlung* (*Aufnahme*) — *adempire*, *ausrichten* (*erfullen*) — *aggguzzare*, *agguzzamento* (sic) *schleifen* (*schärfen*) — *allegar i denti*, *stumpfe Zähne haben* (*den Appetit reizen*). — Doch es widert uns, diess Sündenregister fortzusetzen, da obiges bereits als Warnungstafel hinlänglich scheint. Diess konnten wir mit gutem Gewissen behaupten, dass jedem Käufer mit diesem Gemisch von Unwissenheit und Oscitanz ein arger Betrug gespielt werden soll, vor welchem wir demnach jeden warnen.

Digitized by Google

Anthologie aus Italiens classischen Schriftstellern, zur Uebung für Liebhaber der italienisch. Sprache, herausgeg. von *Ant. Drexel*, Prof. u. Bibliothekar zu Landshut. Erster Theil. Prosaische Aufsätze enthaltend. Landshut, b. Krüll. XXXVIII und 416 S. 1807. 8. (3 Thlr.)

Ein sehr angenehmes, weil mit Geist und Geschmack dargebotenes, Geschenk! Der Herausgeber würdigt so frey und richtig, als bescheiden seine Vorgänger, besonders Ideler und Jagemann, und erhebt sich uber sie durch Umsicht und Besonnenheit. In diesem vorliegenden prosaischen, auch durch das Aeussere sich empfehlenden, Theile finden sich Auszüge aus *Baldessar Castiglione*, *Guido Bentivoglio*, *Gasparo Gozzi*, *Niccolò Macchiavelli*, *Francesco Redi*, *Agnolo Firenzuola*, *Saverio Bettinelli*, *Jacopo Bonfadio*, *Giovanni Boccaccio*, *Francesco Algarotti*, *Annibal Caro*, *Francesco Zanotti*, *Ippolito Pindemonte*, *Franc. Guicciardini*. Lauter gefeyerte Namen! Jedem Auszuge geht eine gedrängte Biographie und kurze treffende Charakteristik des Schriftstellers voran. Das Ganze eröffnet eine ital. Sprachlehre, von welcher mit Grund gesagt werden kann, dass nirgends auf anderthalb Bogen so ausgesucht und bündig das Nöthigste für den Anfang einer zu erlernenden Sprache gesagt worden ist. Gleich brauchbar und gewählt ist die angehängte Erklärung schwerer Wörter und Redensarten. Der würdige Sammler darf gewiss seyn, dass er mit diesem Werke nicht nur die Kenntniss der italienischen Sprache, sondern auch Bildung des Geschmacks befördern wird. Ein Interesse erhält noch diess Unternehmen dadurch, dass es in den Gang der Zeit eingreift, indem es aus der Verbindung Baierns und Italiens hervorgeht und sie immer fester zu knüpfen strebt. Die Aufsätze selbst sind historischen, moralischen und literarischen Inhalts, berühren also auch so von mehrern Seiten. Besonders anziehend sind *Bettinelli's* Betrachtungen über die vorzüglichsten Epochen der ältern schönen Literatur Italiens, aus seinem Werke: *del risorgimento d' Italia negli studj*. — Und so möge diese Blumenlese recht viele Leser finden!

Kleine Schrift.

Katechetik. *Kurze Fragen an die Confirmanden zur Uebersicht und Wiederholung des empfangenen Religions-Unterrichts nebst einer Taufbunds-Erneuerung.* Von *Friedrich Boeckh*, Stadtpfarrer in Kreglingen. Ansbach, bey Gassert. 1807. 8. 22 Seiten. (2 gr.)

Der Titel gibt den Zweck dieses Aufsatzes hinlänglich an. Die hier vorgelegten Fragen, denen auch jedesmal die Antwort beygefügt ist, sind populär, und umfassen das Hauptsächlichste aus dem *dogmatischen* Theile des christlichen Religions-Unterrichts. Indessen ist mancher Punkt, auch selbst aus der christlichen Glaubenslehre wirklich gar zu kurz und oberflächlich berührt. Die Haupt-Unvollkommenheit dieses Aufsatzes bestehet aber darin, dass der *moralische Theil* der christlichen Lehre ganz und gar übergangen ist. Es ist das freylich leider gewöhnlich, dass man sich bey der am Confirmationstage anzustellenden Prüfung nur auf den dogmatischen Theil der Lehre des Christenthums beschränkt, und den moralischen übergehet: aber um desto mehr sollte derjenige, welcher eine Anleitung zur feyerlichen Prüfung der Confirmanden öffentlich bekannt macht, einen bessern Weg betreten. — Einige Fragen sind gar zu weitschichtig und unbestimmt; z. B. „Was besitzt Gott für Eigenschaften?" Oder: „Finden sich auch Stellen in der heiligen Schrift, welche bezeugen, dass Gott diese Eigenschaften besitze?" — In dieser *kurzen* Uebersicht des christlichen Religions-Unterrichtes, hätte der Umstand, der für uns Christen nur Nebensache ist, dass Jesus nämlich am achten Tage nach seiner Geburt durch die Beschneidung in die jüdische Kirche aufgenommen sey, ganz übergangen; die unrichtige Behauptung aber, dass er schon in seinem zwölften Jahre *allgemein verehrt* und bewundert sey, überall vermieden werden müssen. Auch hätte in der Lehre von der Taufe, um grösserer Bestimmtheit willen, nicht gesagt werden sollen: Wir sind getauft *im* Namen, sondern *auf den* Namen des Vaters etc. — — Angehängt ist eine Taufbunds-Erneuerung, d. h. ein Gebet, welches bestimmt ist, bey der Confirmationshandlung von den Kindern öffentlich gesprochen zu werden. Dieses Gebet ist der Sache vollkommen angemessen, und mit Herzlichkeit abgefasset.

Abdruck latein. Classiker.

Justini Historiae Philippicae, cura *Franc. Xav. Schönberger*, in Caes. nec non Caes. Reg. Gymnasio acad. Vindob. Eloqu. et Lingu. Graecae Profess. P. O. Wien, b. Richter, 1807. kl. 8. 458 S. (1 Thlr.)

Dem meist correcten und dem Auge angenehmen Abdrucke des Textes nach Gronovs Ausgabe, sind auch des Bongars Excerptiones chronologicae beygefügt.

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

148. *Stück, den 25. November 1807.*

CHRISTLICHE GLAUBENSLEHRE.

Ausführlicher Unterricht in der christlichen Glaubenslehre, für Freunde der evangelischen Wahrheit nach Grundsätzen, von D. *Christoph Friedr. Ammon*, Consist. Rathe, Prof. d. Theol. und erstem Univers. Pred. zu Erlangen. *Ersten Bandes erste Hälfte.* Nürnberg u. Altorf, b. Monath u. Kussler. 1807. VIII u. 238 S. 8. (1 Thlr.)

Da der Gegenstand dieses Buchs in den letzten zwanzig Jahren so häufig und zum Theil von ausgezeichneten Männern bearbeitet worden ist, so entschuldigt der Hr. Verf. die Erscheinung desselben in der Vorrede und glaubt, dass das Daseyn dieses Commentars über seine Summa Theologiae christianae eben sowohl durch die Methode dieses Lehrbuchs, als durch das Zeitbedürfniss gerechtfertigt werden könne. Denn ob man gleich seiner Dogmatik, gewiss gegen seine Absicht, eine skeptische oder dem Glauben selbst gefährliche Abzweckung habe unterlegen wollen, so habe doch das Urtheil anderer Theologen seine Meynung bewährt: dass nur *die Trennung der Bibel- und Kirchenlehre von einer bescheidnen Kritik beyder*, zu einer höhern Ansicht der christlichen Wahrheit leiten könne. Er glaube daher auch, dass die Grundsätze dieser Schrift mit den wahren Geistesbedürfnissen unserer Zeit nicht im Widerstreite stehen werden, da die Resultate einer unbefangenen historisch-grammatischen Exegese aus den Hypothesen und Künsteleyen der neuern und neuesten Auslegungen nicht immer leicht zu finden und heraus zu heben seyen, und da die philosophische Sündfluth unserer Tage alle Dämme durchbrochen habe, mit welchen freye und ruhige Denker die sonst friedlichen und im Stillen fruchtbaren Gefilde der natürlichen Theologie seit Jahrhunderten gegen die wilden Wogen des Unglaubens und der Schwärmerey zu schützen suchten. Ob es dieser Fluth gelingen werde, auch die Scheidewand niederzureissen, welche die Bekenner *eines* Gottes und *eines* Evangeliums von einander getrennt hat, werde die Zeit lehren. Wenn aber auch einmal eine solche Vereinigung durch die Nachgiebigkeit aller streitenden Partheyen zu Stande kommen solle, so sey dieses, im Fall sich nicht die Politik mit dem heiligen Frieden der Wahrheit ein sehr unheiliges Spiel erlauben wollte, nur durch den Uebergang der bessern und die Menge leitenden Lehrer aus dem Reiche des Anthropomorphismus und der dogmatischen Dialektik in die Lichtwelt evangelischer Ideen möglich, und dahin mitzuwirken, sollte der Endzweck dieses Buches seyn.

Rec. hat sich der eignen Worte des verehrten Hrn. Verf. bedient, nicht blos, weil er ganz mit den Ansichten übereinstimmt, welche derselbe von dem Zwecke und der Methode eines Buchs, wie das vorliegende, gegeben hat; (denn er ist ganz der Meynung, dass man jetzt weder ein zweckmässiges Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre noch einen wirklich nützlichen und sowohl das Alte Wahre bestätigenden, als das zu bessern Neuem führenden Commentar über dieselbe nach andern Grundsätzen schreiben könne) sondern auch, und vorzüglich, weil er wünscht, dass nach denselben das beurtheilt werden möge, was er selbst über diese Arbeit eines Mannes zu sagen hat, dessen Absichten mit den Kräften sie auszuführen und mit der Wahl der Mittel dazu in einem so schönen und jetzt so seltenen Verhältnisse stehen. Er glaubt, dann werde sich auch von selbst ergeben, ob es nöthig gewesen sey, dass ein Mann, wie der Hr. Vf., die Erscheinung dieses Commentars entschuldigte, weil für den angegebenen Endzweck noch lange nicht genug geschehen ist, vielmehr in den wichtigsten Stücken der christl. Glaubenslehre noch sehr viel zu thun übrig ist.

Der Hr. Verf. hat also in diesem Buche dieselbe Methode befolgt, welche er in seiner Summa theol. christ. angenommen hatte, so, dass es eigentlich ein Commentar jenes Lehrbuchs ist. Es sind daher alle einzelne Theile der christl. Glaubensl. zuerst biblisch, dann dogmatisch und historisch dargestellt worden, worauf eine Kritik folgt, worin die Richtigkeit der biblischen sowohl als der dogmatischen Ansichten beurtheilt wird. Eine solche Behandlung muss zur Erkenntniss der evangelischen Wahrheit um so mehr

beytragen, da die Verwechselung der evangelischen Lehre mit den Meynungen der Theologen auf der einen Seite, und auf der andern die Einmischung der eigenen kritisirenden Vorstellungen unter die Glaubenslehre, und vorzüglich die letztere in den neuern Zeiten, viel Unheil angerichtet und die Religionswissenschaft fast in ein Chaos verwandelt hat. Die ersten protestantischen Theologen hatten zwar die allgemeinen Grundsätze aufgestellt, nach welchen ein System evangelischer Wahrheit errichtet werden kann; aber sie hatten dieses System selbst nicht errichtet, und ihre Nachfolger vergessen grösstentheils sogar die Grundsätze, und behandelten die Glaubenslehre, wenn man es genau besieht, nach den alten Grundsätzen der bisherigen Dogmatiker und Scholastiker; sie bildeten die Bibellehre nach der Dogmatik, nahmen als Grundlage an, was erst begründet werden müsste, und ihre Kritik war gegen die von den dogmatischen Ansichten abweichenden Vorstellungen gerichtet; denn diese galten ihnen als Kriterien der Wahrheit. In den neuern Zeiten hat man die Arbeit gerade umgekehrt; die so nöthigen und heilsamen Bemühungen mehrerer evangelischer Theologen, nun endlich einmal die Glaubenslehre auf die Bibel, auf wirklich evangelische Ideen und ihre Uebereinstimmung mit der Vernunft zu gründen, wurden von Neuern zurückgedrängt von einer Kritik, die nicht selten Bibellehre und dogmatische Vorstellungen verwechselte, und ohne evangelische Ideen eine evangelische Glaubenslehre gründen wollte. Hierdurch konnte die evangelische Wahrheit nur in so fern gewinnen, in wie fern dadurch diejenigen, denen es wirklich um sie allein zu thun war, desto dringender zum Studium der Bibellehre aufgefordert wurden. Allein auch dieser Vortheil scheint in den neuesten Zeiten durch den immer poetischer schwärmenden Mysticismus von Neuem gefährdet. Das Studium der christlichen Glaubenslehre kann daher durchaus auf keinem andern Wege jetzt gedeihen, als auf dem, welchen der Hr. Verf. eingeschlagen hat; und er hat ihn, so weit sich diess aus jenem Lehrbuche und dem Anhange dieses Werks beurtheilen lässt, auf eine Weise betreten, welche ihm zur besten Entschuldigung gereicht; so wenig man auch geneigt seyn mag, die Sitte deutscher Gelehrten zu billigen, über ihre Wissenschaft sofort Systeme und weitläufige Commentare zu schreiben, statt dass sie die Resultate eignen und fremden Studiums je kürzer, desto zweckmässiger darstellen sollten. Dennoch aber glaubt Rec., dass der verehrte Herr Vf. dieses Werks in Ansehung der Methode überhaupt zweyerley zu wünschen übrig gelassen habe. Fürs erste nämlich scheint, der Behandlungsart nach zu urtheilen, so weit sie in dieser ersten Hälfte fortgeschritten ist, der innere Zusammenhang des dogmatischen Systems, in wie fern dasselbe Lehre der Kirche ist, nicht bestimmt und deutlich genug in die Augen zu fallen. Zwar sind die vorzüglichsten Vorstellungsarten der Theologen unserer Kirche nicht unbemerkt geblieben; auch ist auf die Lehre der symbolischen Bücher so weit in den allgemeinen Lehren, welche dieser Theil enthält, Gelegenheit dazu da war, Rücksicht genommen worden. Aber es wäre doch zu wünschen, dass der Hr. Verf. die nach ihrem innern Zusammenhange geschehene Entwickelung der dogmatischen Vorstellungen, die Ausbildung der einzelnen Glaubenslehren in unserer Kirche nach den Grundsätzen derselben, und dadurch den Zusammenhang des dogmatischen Systems selbst, überall so deutlich gezeigt und dargestellt hätte, dass man die einzelnen damit nicht zusammenhängenden Vorstellungen absondern, den Geist desselben nach den allgemeinen Grundsätzen unserer Kirche auffassen und mit den eigentlichen evangelischen Ideen, unter welchen wir (gewiss mit dem Hrn. Verf.) die eigentliche evangelische Lehre nach dem Geiste und Sinne Jesu verstehen, zusammenhalten könnte. Vielleicht wird in der Folge, wenn sich das System selbst mehr entwickelt, dieser Wunsch weniger fühlbar werden. Allein er drang sich dem Rec. schon in diesem allgemeinen Theile auf, als er bemerkte, dass theils der Einfluss der Grundsätze unserer Kirche auf die Vorstellungen über die abgehandelten Gegenstände und umgekehrt der dogmatischen Vorstellungen auf das, was man Lehrbegriff der Kirche nennt, nicht immer, wenigstens für den weniger bewanderten Leser, deutlich genug gezeigt, theils auf den nächsten Ursprung des dogmatischen Systems, die alte katholische Dogmatik und die scholastische Dialektik nicht bestimmte Rücksicht genommen worden sey. Recens. erwartet allerdings von dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des Verfs., diesen Wunsch in dem Folgenden mehr befriedigt zu sehen; aber er konnte ihn doch schon jetzt um so weniger unterdrücken, da er gewissermassen mit einem zweyten zusammenhängt, wozu er sich durch den oben angegebenen Endzweck des Hrn. Verfs. für berechtigt hält. Der Hr. Verf. hält den Uebergang aus dem Reiche des Anthropomorphismus und der dogmatischen Dialektik in die Lichtwelt evangelischer Ideen für den einzigen Weg, die Bekenner eines Evangeliums, die sich getrennt haben, zu vereinigen. Rec. gibt diess in Rücksicht des Glaubens-Unterschieds zu, der jene Partheyen trennt. Aber wenn der Verfasser dazu mitwirken wollte, so musste auch dieser Glaubensunterschied durchgängig deutlich angegeben werden, so musste die sorgfältigste Rücksicht darauf genommen werden, wo die eine oder die andere Parthey sich von den evangelischen Ideen entfernt hat; es musste das Verhältniss der verschiedenen Partheyen zu einander gezeigt werden. Rec. würde, wenn er einen ausführlichen Unterricht über die christliche Glaubenslehre schreiben sollte, sich ebenfalls jenen Endzweck vorsetzen; allein er würde nicht glauben, ihn zu erreichen, wenn nicht er jede einzelne Glaubenslehre, wie sie in unserer Kirche aufgefasst, begründet und dargestellt wird, mit der Lehrform der andern Kirchen, und namentlich derjenigen, welche das Vereinigungsgeschäft von jeher

Digitized by Google

zu ihrem Berufe gemacht hat, zusammenhielte, und den eigentlichen Abweichungspunct beyder genau darstellte. Der würdige Hr. Vf. hat diesen Wunsch, nach des Rec. Urtheil, nicht befriedigt, und schon in Ansehung der Lehren, welche der vorliegende Theil des Werks enthält, wird sich der Lehrer vergebens fragen, von welcher Seite nun jener Uebergang geschehen sollte. Und doch sind die Lehren, welche hier hauptsächl. vorkommen, sowohl die Grundlagen eines Systems der Glaubensl., als die vorzüglichsten Puncte der Trennung vom Anfang herein: die Lehren von der Offenbarung und von der heil. Schrift. Es ist unleugbar, dass die unbestimmten Vorstellungen, welche über die erste, und die unzulänglichen Meynungen, welche über das Ansehen der letztern in der römischen Kirche herrschen, mit dem System der Glaubenslehre dieser Kirche sehr genau zusammenhängen; und doch hat der Hr. Verf. jene nur ganz kurz angedeutet (S. 112.); diese zwar etwas ausführlicher, aber doch nur gleichsam im Vorbeygehen bemerkt (S. 233 f.). Allein Rec. bescheidet sich gern, dass zur Erfüllung jener Erwartung vorzüglich in der Folge sich Gelegenheit zeigen werde, und er hofft darauf mit desto grösserer Zuversicht, da es dem einsichtsvollen, mit den Zeitbedürfnissen so bekannten Verfasser nicht entgehen kann, dass es hierdurch vorzüglich möglich sey, allen Insinuationen und scheinbar friedfertigen Annäherungen von der einen Seite, als den Irrthümern mancher noch nicht wohl unterrichteter Theologen unserer Kirche zu begegnen, welche meynen, dass der Vereinigung der Partheyen nichts weiter im Wege stehe, als was Luther im 3ten Theile der Schmalkaldischen Artikel aufstellt, und worüber, wie er sagt, *agere poterimus cum doctis et prudentibus viris, vel etiam inter nos ipsos. Papa et regnum Pontificium illos non magnopere curant. Conscientia enim etc.* Recensent glaubte aber doch berechtigt zu seyn, schon bey der Anzeige dieses Theils seine Erwartung zu bekennen, und auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen, weil er nicht zugeben kann, dass die Leser dieses Buchs, von welcher Parthey sie auch seyn mögen, den würdigen evangelischen Theologen nur einen Augenblick in dem Verdachte haben können, als halte er jenen Uebergang hauptsächlich von unserer Seite für nöthig.

Was nun die Behandlung der einzelnen Gegenstände betrifft, so könnte vielleicht mancher Leser wünschen, dass der Hr. Verf. hier und da weniger ausführlich gewesen wäre, und manches nicht wiederholt hätte, was er selbst und andere schon so oft gesagt haben; denn solche Wiederholungen sind bey Gegenständen, die so unzählig oft dargestellt worden sind, wie z. B. über die Natur und das Wesen der Religion, über den Werth der natürlichen Theologie, über den Offenbarungsbegriff und die Inspirationslehre, unvermeidlich. Von einigen, wie vom Kanon der heiligen Schrift, möchte Recensent selbst zweifeln, ob sie in einen solchen Unterricht gehörten. Aber man lieset bey einem solchen Verfasser auch das bereits oft Gelesene nicht ohne Vergnügen und Nutzen, wiewohl es allerdings zu wünschen wäre, dass Männer von solchem Ansehen, deren Bücher jeder kauft, wenn er es nur vermag, den Umfang ihrer Schriften so viel möglich zusammen zögen. Auch dieses Werk ist auf *vier* Bände angelegt, von denen die zweyte Hälfte des ersten die Prolegomenen beschliessen und eine kurze Geschichte der Dogmatik enthalten wird. (Diese erste Hälfte enthält §. 1—21. der Summa theol. christ.) So wenig es nun den Theologen gereuen wird, diess Buch gelesen und studirt zu haben, so wird man doch dabey noch so manches andere Buch brauchen müssen. Denn an Vollständigkeit und Reichhaltigkeit in historischer Hinsicht, auf welche der Verfasser wohl nicht sehen wollte, wird es, wenn auch nicht in andern Rücksichten, von manchem andern übertroffen. Vielleicht hätte der Hr. Vf. zu manchem Platz gewonnen, wenn er manches weggelassen hätte, z. B. die Uebersetzungen mehrerer Schriftstellen, wie S. 7. S. 8. S. 24. S. 41. S. 57. S. 96. S. 163. u. a. Auch leugnet Rec. nicht, dass es ihm zuweilen vorgekommen sey, als ob der Hr. Vf. an einigen Orten nicht nöthig gehabt hätte, so weit auszuholen, wie z. B. bey dem Begriffe der Religion, und dass er zuweilen gewünscht hat, die Darstellung möchte weniger discursiv und analytisch, sondern mehr gedrängt und demonstrativ seyn. So kräftig auch Manches dargestellt ist, so dürfte doch vielleicht Mancher bey Gegenständen, die nicht erst einer weitläufigen Erörterung und Deduction bedürfen, in einem wissenschaftlichen Unterrichte mehr Kürze wünschen. Auch sind die historischen Thatsachen bey der Darstellung des Verfs. mit dem eignen Räsonnement desselben für den, der jene noch nicht kennt, zu sehr verbunden; und wer sie erst aus diesem Buche kennen lernen will, wird nicht selten wünschen, dass bey jeder Untersuchung die Hauptmomente mehr festgestellt und herausgehoben, und daran die Geschichte selbst geknüpft worden wäre. Recens. wenigstens ist der Meynung, dass das Werk dadurch noch viel zweckmässiger geworden seyn würde, als es jetzt schon ist. Denn so belehrend überhaupt alles seyn mag, was der Verf. sagt, so dürfte man doch vielleicht hier und da die Bemerkung machen müssen, für den noch Ununterrichteten sey zu gründlicher Belehrung zu wenig gesagt, und für den Unterrichteten, der weitere Aufklärung verlangt, Manches, wobey er zwar mit Vergnügen verweilt, statt dessen er aber das vermisst, was ihm noch fehlt. Rec. glaubt, dass diess wohl daher rühre, dass der von ihm aufrichtig hochgeachtete Verf. bey der Lebhaftigkeit, die seiner Darstellung überhaupt eigen ist, und bey der fruchtbaren religiösen Wärme, die ihn belebt, und jedem, welcher wahren religiösen Sinn zu schätzen weiss, so ehrwürdig macht, die bestimmte Classe von Lesern, für die er zunächst schrieb, zuweilen vergessen habe.

Es würde unnöthig seyn, nun noch die einzel-

non Meynungen anzuführen, worin Rec. mit dem Verf. nicht übereinstimmen kann. Viel lieber würde er, wenn es der Raum gestattete, mehrere Stellen auszeichnen, wofür er dem Verf. in seinem und vieler Andern Namen den aufrichtigsten Dank sagen muss. Allein er begnügt sich, die Leser vorzüglich auf das aufmerksam zu machen, was der Vf. S. 28 über die mystischen Erklärungen der Religion und S. 123 über die jetzt so geläufigen Formeln der Anschauung des Unendlichen, Ewigen und Heiligen sagt. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung eines Werkes entgegen, das gewiss zur Förderung der evangelischen Wahrheit nicht wenig beytragen wird.

GESCHICHTE.

Histoire des Républiques Italiennes du moyen age, par *J. C. L. Simonde Sismondi*, M. C. de l'Université de Wilna etc. Tome premier. 1807. A Zurich, chez Gessner. 435 S. 8.

Geschichte der italienischen Freystaaten im Mittelalter, durch — *Sismondi* u. s. w. Aus dem Französischen. Erster Theil. Zürich, b. Gessner. 1807. 8. 538 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Die neuesten Umwandlungen Italiens haben den Blick vieler Menschen mehr, als vielleicht je zuvor geschehen, auf die Geschichten dieses Landes in frühern Zeiten gezogen. Wenn man die vielfach wechselnden Schicksale Italiens im s. g. Mittelalter im Allgemeinen überdenkt: die Erödung des Landes schon zu der Zeit, als das allgewaltige Rom Alles verschlang, was gross und wohlhabend war, so, dass Alarich und seine Nachfolger für ihre Westgothischen Horden keine Subsistenz fanden, die augenblickliche Erquickung unter Odoacers gemässigter Herrschaft, die wachsende Hoffnung, als der weise Theoderich dem Lande 500,000 kräftige Menschen brachte, darauf die neue Nacht unter der Byzantinischen Gewalt, das neue Unglück, als die wilden Horden der Langobarden sich unter unaufhörlichen Kriegen des Landes bemächtigten, und ohne Mitleid, ohne Schonung den alten Einwohnern nahmen, was ihnen gelustete, die Entstehung der vielen Herzogthümer, die Einwirkung deutscher Naturen auf das Ganze, das allmählige Gedeihen, der Franken Eroberungen, die Angriffe der Hungarn, der Saracenen, der Deutschen Herrschaft und so vieles Andere gleichsam als Vorbereitung: Dann den Verfall des Feudalwesens, die Macht der grossen weltlichen und geistlichen Baronen gegen über den neu und gewaltig aufstrebenden Communitäten, die junge Industrie, die wachsende Handlung, dabey die wunderbare Gährung in den Ideen, die Wiederauferstehung der Wissenschaften, die Gründung der Universitäten, ihren Einfluss, den Einfluss des aufkommenden römischen Rechts auf den jungen Freyheitssinn und seinen Sieg über geistliche und weltliche Baronen, die Kämpfe der Welfen und Gibellinen, das rege Leben und Treiben überall, die Wiederemporkunft des Adels durch mächtige Dämagogen, die Wirkungen der edlen Häuser Visconti, berühmt und gross in Waffen und Krieg, und Medices, ausgezeichnet durch die Pflege aller friedlichen Cultur, aller Kunst und Wissenschaft — in der That: wenn man diess im Allgemeinen überdenkt, so scheint die Geschichte dieser Ereignisse ein grosses, mannigfaltiges Gemälde zu versprechen, voll Lebens und Geistes und Seele. Wenn man aber von der andern Seite findet, dass die Geschichte nicht nur, der schönen Sammlungen ungeachtet, viele Dunkelheiten haben muss, sondern dass auch in der Verfassung der kleinen Republiken, bey allem Wechsel, doch eine gewisse Eintönigkeit herrscht, dass, wiewohl sich in den beschränkten Staaten grosse Charaktere entwickelten, hohe Tugenden glänzten, schwarze Verbrechen wütheten, und alle Leidenschaften furchtbar ihre Herrschaft ausübten über die Gemüther der Menschen, doch die Begebenheiten eine gewisse (zum Theil kleinliche) Gleichförmigkeit zum Charakter haben, und auf die Verhältnisse Europa's, wenn man zwey oder drey Staaten und ein Paar Zeitpuncte ausnimmt, keinen Einfluss hatten: so fühlt man, dass die Darstellung jenes Gemäldes gewiss eine sehr schwierige Aufgabe ist. Es gehört schon ein löblicher Muth dazu, die Auflösung nur zu versuchen, wie Hr. *Simondi* in dem Werke unternimmt, dessen ersten Theil wir anzuzeigen haben.

Dieser erste Theil ist eigentlich nur die Einleitung zu dem ganzen Werke; er umfasst den Zeitraum vom Untergange des römischen Staats bis in das eilfte, in das zwölfte Jahrhundert. Er beschränkt sich nicht auf das nördliche Italien, auf welches sich die folgende Geschichte der Freystaaten wird beschränken müssen, sondern er verbreitet sich über die ganze Halbinsel, ja wir müssen hinüber nach Sicilien, nach Griechenland und selbst nach Asien. Es ist also nicht zu erwarten, dass die Geschichten dieses Zeitraums hier anders gegeben seyn könnten, als in allgemeinen Umrissen; wenigstens scheint der Verf. am besten gethan zu haben, wo er sich nicht weiter einlässt; wo diess der Fall ist, da wird er leicht verhältnissmässig zu weitläufig. Man kann nicht leugnen: der Verf. versteht die Kunst zu interessiren; aber über dem Bestreben, etwas Reizendes (Piquantes) zu geben, werden die Sätze zuweilen allzukühn, und das Buch, mit *Spittlern* zu reden, hier und da doch gar zu schlank und leicht. Hr. *S.* ist, nach seiner Versicherung, zweymal fast ganz Italien durchlaufen, um die Bibliotheken zu benutzen, alle Oerter, an welchen etwas Bedeutendes geschehen, selbst zu sehen: wir hoffen von diesem rühmlichen Eifer in den folgenden Bänden recht viele und reiche Beweise zu finden.

Voraus eine *Einleitung*, die aber den Leser nicht gewinnt: man fühlt sich fast bey jedem Satze ver-

sucht, ihn zu bestreiten. Hr. S. nämlich legt hier eine seltsame, wenn gleich nicht ungewöhnliche, Ansicht dar, die er für eine der wichtigsten Folgerungen aus der Geschichte hält, eine Ansicht, welche die Völker ausser der Verfassung setzt, und nicht die Verfassung für ein Product des Volks, sondern für etwas ganz Fremdes hält, dem sich gleichwohl das Volk fügen muss. Daher macht er das Gouvernement zur ersten Ursache des Volkscharakters, da es doch eine Wirkung desselben ist. Oder *wer* bildet das Gouvernement? Wer gibt die Gesetze? — Vor allen Ländern, meynt Hr. S., beweise Italien die Wahrheit seiner Ansicht. Wie verschieden waren nicht die Italiener vor den Zeiten der Römer von Denen, welche in den verschiedenen Perioden ihrer Herrschaft, und diese, von denen, welche im Mittelalter, oder jetzt lebten und leben! „Derselbe Boden ernährte diese Wesen von so verschiedener Natur, dasselbe Blut erzeugte sie. Die Vermischung mit einigen barbarischen Horden vermochte nicht, die physische Beschaffenheit der Menschen zu ändern.“ So? Was soll man sagen? Waren denn jene barbarischen Völkerzüge in ihrer Kraft und Jugend so klein im Vergleich mit den ergreiseten, schwächlichen Eingebohrnen? Und gesetzt, das Physische wäre gleich geblieben: sind die Menschen denn nichts als physisch? Wer gab den alten Römern ihre Verfassung, durch welche sie so gross geworden seyn sollen, als sie selbst? Wer änderte sie im Verlaufe der Zeit? sie thaten es selbst, oder die Verfassung änderte sich mit ihnen und sie mit der Verfassung. Doch, wem sollte es bemerkt werden, dass die niedrigen Römer unter Tiberius und weiter herunter, auf keine Weise den alten, hohen Römern vergleichbar sind! Als Cäsar sich das Diadem anbieten liess, da durchbohrten ihn die Dolche freyer Männer; als Augustus seine Würde niederlegen wollte, da suchte man ihn durch Bitten zur Beybehaltung zu bewegen. Der Verlust aller Tugenden unter den Kaisern war nicht die Wirkung des fortschreitenden Despotismus, sondern umgekehrt trat der Despotismus an die Stelle der verlornen Tugenden, oder vielmehr beyde standen in Wechselwirkung. — Ueberhaupt ist die ganze Einleitung schief und einseitig. Auch widerspricht sich der Verf. im Folgenden selbst: er lässt z. B. die Italiener durch Barbaren *regeneriren*, durch diese Barbarenhorden, die sich so ganz unter der Menge der Eingebornen verloren haben sollten! Ja, er lässt die Römer allmählig aussterben, während die Lombarden emporwuchsen.

Das *erste Capitel* umfasst diese Vermischungen der nordischen Völker und der Italiener, von Odoacer bis auf den ersten Otto (S. 16—70). Sehr allgemein, zuweilen dürftig. Sollte es eine so einzige Erscheinung in der Geschichte seyn, qu'une nation rajeunie, après être parvenue au dernier degré de la décrépitude, wie die Römer? Vergleichungen, wie S. 25, würde sich ein deutscher Geschichtschreiber schwerlich erlauben. Die verdorbenen Sitten und die Entnervung (S. 31) waren wohl nicht allein die Ursachen, weswegen die Römer, unter dem Joche der Barbaren; die Ehelosigkeit vorgezogen; es kam hinzu Ermüdung über die Zeit, und der Gedanke, eine elende Existenz zu vererben. Ungerecht ist es, Carl den Grossen verantwortlich zu machen für die Regierung seiner Nachfolger (35). Dadurch ist er der Grosse, dass er in *seiner* Zeit der Erste war, und seine Stelle wohl ausfüllte. Wer möchte etwas für die Gegenwart thun, wenn er nach Ereignissen der Zukunft gerichtet werden sollte! Es ist diess ein herrschender Fehler unserer Zeitgenossen, der nicht genug gerugt werden kann. Dem Geschichtschreiber bleibt erlaubt, die Ursachen späterer Uebel in früheren Thaten zu suchen, und aus ihnen abzuleiten: aber darüber soll er nicht vergessen, was diese Thaten an sich, das soll heissen in ihrer Zeit, unter diesen Umständen waren. — Es hätte (38) bemerkt werden können, in welchem Sinne Carl der Dicke der letzte Carolinger genannt wird. Was über Beranger gesagt wird, ist sehr unbedeutend. Aber wozu solche einzelne Bemerkungen, deren sich viele machen lassen!

Das *zweyte Capitel* (71—133) hat die Ueberschrift: Feudalsystem — Gouvernement des Lombardischen Reichs; Modificationen desselben von 961 bis 1039 während der Regierung der Ottone, Heinrichs II. und Conrad des Saliers. — Anstatt den Ursprung des Feudalwesens durch Hypothesen und Vergleichungen mit asiatischen oder [illegible]schen Völkern aufzusuchen, wäre besser auf den frühesten Zustand Germaniens Rücksicht genommen. Vieles wird man mit Vergnügen und Interesse lesen. — Im *dritten Capitel* (134—232) wird von der Kirche und dem Staate in Rom gehandelt, in der ersten Hälfte des Mittelalters, und von den Streitigkeiten der Päpste und Kaiser. Man folgt meist mit Vergnügen, wenn man auch hin wieder Einiges genauer dargestellt wünschen muss, und Anderes zu ausführlich findet: denn das Getreibe der Päpste und Gegenpäpste, ihre Erbärmlichkeiten oder Schändlichkeiten haben doch, wenn man die folgende Zeit dieses Werks im Auge behält, wohl zu wenig sichtbaren Einfluss auf sie. Die kleinen gewürzten, etwas romanhaften Geschichten, die so artig erzählt werden können, liebt der Verf. vielleicht zu sehr. Die Erzählung von der Allgewalt der schlauverbuhlten Weiber, Theodora und ihrer Tochter Marozia, wird auf folgende Weise eingeleitet: Les Dames Romaines, au milieu de la dégénération universelle, n'avoient rien perdu de leurs charmes, de leur esprit, et par consequence de leur pouvoir. Au contraire, jamais les femmes n'eurent autant de credit sur aucun Gouvernement, que celles de Rome en obtinrent dans le dixième siecle sur celui de leur partie. On auroit dit que la beauté avoit succédé à tous les droits de l'Empire. Auf galante Wendungen versteht sich der Deutsche doch selten! 6 Seiten lang wird von den beyden Frauen gesprochen. Bey Nicolaus II. wird auf den Gründer der weltl. Gewalt der Päpste zu wenig hingewiesen; und wozu solle

ist solch' einer Geschichte erzählt werden, dass er 1059 auf dem Laternanschen Concilium das Dogma von der wirklichen Gegenwart im Abendmahl habe in den katholischen Lehrbegriff aufnehmen lassen? Es gibt freylich den artigen Satz, der sonst nicht vollständig geworden wäre, dass dieses Concilium den Krieg erklärt habe aux moeurs, wegen Aufhebung der Priesterehen, à la justice, wegen der Investitur, und à la raison, wegen jenes Dogma. Gregor VII. erscheint hier wie gewöhnlich, eben so Heinrich IV. Gregoire avoit formé le plan du *despotisme* ecclésiastique. — Das Capitel geht herab bis auf den Vertrag zu Worms 1122.

Das *vierte Capitel* (233—322), welches von den Griechen, Langobarden und Normännern im südlichen Italien, ferner von Neapel, Gaëta und Amalfi redet, wird gewissermaassen von dem Verf. entschuldigt: Die Freystaaten seyen jenen im nördlichen Italien, deren Geschichte eigentlich Gegenstand dieses Werks ist, Beyspiel gewesen, die Schicksale der Monarchie beyder Sicilien haben auf sie unaufhörlich eingewirkt. Aber wegen des ersten Grundes würde es mehr auf die innere Verfassung der südlichen Republiken ankommen, als auf ihre äussern Schicksale, und wenn der zweyte gelten soll, so könnte man ihn auch auf Deutschland anwenden und ein Capitel für die Geschichte desselben erwarten. Und, um Eins oder Zwey anzuführen, von welcher Bedeutung kann für die Folge dieses Werks die Erzählung von der Belagerung Sorrento's (252) seyn, und ihre wunderbare Aufhebung durch den h. Antonius? oder die romanhafte Eroberung von Sicilien durch Roger, Robert Guiscards Bruder, wobey nicht vergessen wird, dass die Frau Gräfin hat kochen müssen, und sie mit ihrem Gemahl nur Einen Mantel hatte? (297) oder gar Boemund's Kreuzzug, auf welchen nur die Verwandschaft, und nicht der Zusammenhang der Geschichte führen konnte?

Das *fünfte Capitel* handelt von dem Ursprunge Venedigs und von den Veränderungen daselbst von dem 12ten Jahrhundert, ferner von Pisa und Genua, und ihrer Rivalität mit Venedig. — Auch hier scheint uns bey weitem nicht genug Rücksicht genommen zu seyn auf die Ausbildung des Innern der Staaten. Aber wer kann über Venedig, diesen ältesten Staat Europa's, dessen Untergang wir erlebt haben, etwas lesen ohne Interesse und Wehmuth. —

Das *sechste Capitel* endlich ist sehr dürftig; es zeigt, dass vor dem 12ten Jahrhundert die Städte Italiens frey wurden; aber es zeigt nicht, wie das zugegangen; denn Mangel an Nachrichten erlaubten nicht, den Schleyer zu heben. Dann wird an das erinnert, was der Band geliefert hat, und dieser mit der erbaulichen Betrachtung beschlossen, dass nach dem Plan der Vorsehung aus Uebel oft Gutes erwächset, und dass wir daher nie verzweifeln sollen. —

Was die *Uebersetzung* anlangt: so lässt sich von ihr wenig Gutes sagen. Der Urheber derselben muss entweder der französ. wie der deutschen Sprache nicht mächtig seyn, oder er muss sie mit der grössten Flüchtigkeit gearbeitet haben. Eine Art deutscher Natur zeigt er freylich dadurch, dass er das Bestimmte liebt, und ohne Bedenken kek ausspricht, was im Original gewendet und modificirt war. Um nicht auszusuchen, geben wir den ersten Satz der ersten Seite. L'une des plus importantes conclusions que l'on puisse tirer de l'étude de l'histoire, c'est que le Gouvernement est *la cause première* du caractère des peuples; que les vertus ou les vices des nations, leur énergie, ou leur mollesse, leurs talens, leurs lumières ou leur ignorance, ne sont presque jamais les effets du climat, les attributs d'une race particulière, mais l'ouvrage des loix. Diesen Satz hat die Uebersetzung genau also: Eine der wichtigsten Folgerungen, die man aus dem Studium der Geschichte ziehen kann, ist wohl diese, dass der Staaten Verfassung *allein* den Charakter der Völker *begründe*, *so wie auch*, dass der Nationen Tugenden oder Laster, Kraft oder Erschlaffung, *weder* Geschicklichkeit, Ausbildung *oder* Verwilderung, Wirkung des Klima's, *noch* Eigenschaft eines besondern Stammes, sondern *einzig* das Werk der Gesetzgebung sey. — Der Gedanke, es mit der vornehmen Voraufsetzung des Genitivs zu zwingen, welches Anfangs, wie der Satz zeigt, häufig vorkommt, wird zwar in der Folge aufgegeben, sonst aber ist das Mittel wie das Ende dem Anfange gleich. S. 109: Charles eut l'ambition des conquérans. Das heisst auf deutsch S. 134: Karl war *nichts als* ein ehrgeiziger Eroberer. S. 275: lorsque les Peuples du Nord professèrent la religion Chrétienne, cette religion devint pour eux sombre et sanguinaire, à l'imitation de cette d'Odin. Deutsch S. 341: die Völker des Nordens schufen die christliche Religion wie ein Odin zu einem schauerhaften Schreckbilde um. — Dass S. 159 gesprochen wird „von einer Waffenruhe von *vier* Tagen in der Woche, von der ersten Stunde *Dienstags* bis zur ersten Stunde *Freytags*," wo das Original S. 130 redet von einem treve (de Dieu) depuis la première heure du *jeudi*, jusqu'à la première heure du *lundi*, ist natürlich Kleinigkeit. Eben so, dass S. 373 *abendländisches* Reich steht für Emp. de l'*Orient*. — Genug! aber eine Verbesserung soll nicht unberührt bleiben. S. 79 sagt Hr. Sismondi: die Langobarden hätten in Italien le nom de Soldats, *milites*, avec la propriété féodale für sich behalten, und setzt dann hinzu: C'est dès-lors que le mot *miles* fut employé pour désigner un gentilhomme plutôt qu'un soldat. Diesen Zusatz lässt die Uebersetzung aus, wir wissen nicht, ob absichtlich oder zufällig.

Hr. S. bemerkt in einer Note (S. 13), dass er von seinem Werke vier Bände vollendet habe, welche die Hälfte dieser Geschichte begriffen, (und der Verleger setzt hinzu, dass der dritte und vierte Band sogleich erscheinen sollten). Er habe sich schon wegen dieser Arbeit fünf Jahre in Toscana aufgehalten, und

zweymal Italien durchreiset; ehe er eine neue Reise unternehme, und seine Arbeit, das Ganze zu vollenden, verdoppele, habe er die öffentliche Meynung befragen zu müssen geglaubt. Diese Bescheidenheit gereicht dem thätigen Manne zur Ehre, aber er sollte sich durch keine Meynung stören lassen. Rec. ist begierig auf die folgenden Bände; es lag in der Natur der Sache, dass dieser erste nicht so bedeutend seyn konnte. Aber bis jetzt ist ihm selbst der zweyte noch nicht zugekommen, und er hat diese Recension beeilt besonders der schlechten Uebersetzung wegen. Der Verleger sollte für eine bessere sorgen, oder das Buch unübersetzt lassen.

SPANISCHE SPRACHKUNDE.

1. M. *Fr. G. Barths* (vormaligen Rect. an der Fürstenschule zu Pforta im Königreich Sachsen) *Grammatica española*, oder kurzgefasste spanische Grammatik, worin die richtige Aussprache und alle zu Erlernung der span. Spr. nöthigen Grundsätze erläutert sind, so, dass jeder Liebhaber, auch ohne Lehrer, in kurzer Zeit im Stande ist, diese Sprache zu verstehen und zu sprechen. Mit einer kleinen Sammlung von Anekdoten und Geschichtchen. Vierte verb. Aufl. mit einer Auswahl span. Redensarten und einem sp. Wörterbüchelchen vermehrt u. herausgeg. vom Prof. *T. F. Ehrmann*. Erfurt, b. Keyser. XXVI u. 172 S. 1807. 8. (10 gr.)

2. *Kurzer und gründlicher spanisch-italienischer Sprachlehrer für die Teutschen*, oder die Kunst, in kurzer Zeit ohne Lehrer beyde Sprachen zu erlernen. — Bis dat, qui cito dat! Hannover, b. Hahn. 1807. 8. 126 S. (14 gr.)

3. *Kurzgefasstes deutsch-spanisches und spanisch-deutsches Taschen-Wörterbuch*, nebst deutlicher Anweisung zur Aussprache. Ein nothwendiges Handbuch für Anfänger in dieser Sprache, von D. *D. Braubach*. Bremen, b. Heyse. 1807. 8. IV u. 319 S. (16 gr.)

Wir verbinden die Anzeige dieser drey Werkchen, weil sie sämtlich (das zweyte *vielleicht* ausgenommen) ihre Entstehung der Geschichte des Tages, nämlich den Durchzügen der Spanier durch einen Theil des nördlichen Deutschlands verdanken. No. 3. besonders gesteht die Eil in einigen Puncten selbst ein, und entwaffnet dadurch, wie durch die Unbedeutendheit und Unschädlichkeit die Kritik. Nur möchte man freylich fragen: ob ein Werk dieser Art überhaupt einen Plan haben könne? Es ist höchst einleuchtend, dass dem der Sprache Unkundigen eine solche Compilation unnütz seyn muss, indem sie ihm oft verlässt und nicht einmal in der Art, es zu gebrauchen, ihn orientirt, der Kundige aber sie entbehren kann. Unser obiges *Vielleicht*, welches wir von No. 2. aussprachen, gründet sich auf das angegebene Motto. Sonst ist nicht zu läugnen, dass diese Sprachlehre das Nothdürftigste der Anfangsgründe der spanischen und italiänischen Sprache kurz und richtig darlegt. Ein kleiner Flecken ist, wo von dem italiänischen *gia*, *gio*, *giu* gesagt wird, es werde, wie das französische *g* oder *j* ausgesprochen, und *gna*, *gne*, *gni*, *gno*, *gnu* wie *nni*, welches mindestens *nj* heissen sollte. Angehängt sind Gespräche. Nr. 1. ist eine neue Auflage der vor dreyssig Jahren erschienenen Barth'schen Grammatik. Auch ihre Brauchbarkeit hat sich in der Länge der Zeit bewährt, und sie gibt die Grundlehren der spanischen Sprache treu und ziemlich kurz an. Ob sie durch diese Bearbeitung an allgemeiner Brauchbarkeit gewonnen, ist eine Frage, deren Beantwortung entweder wenig interessiren kann, oder die vielleicht gar nicht aufgeworfen werden sollte. Wer eine Sprache erlernt, sey es nun durch einen Lehrer, auf einem Gymnasio, oder auch für sich, er muss, denken wir, in beyden Fällen dasselbe lernen. Aber hüten mag er sich ja, die Elemente der Sprachen, wie sie hier und in den meisten Grammatiken angegeben sind, für mehr, als den Anfang des Erlernens zu halten! Wir erwähnen diess bloss, weil bey der immer mehr überhandnehmenden Sündfluth von Grammatiken und der Flachheit unsrer Zeit, auch das Vorurtheil mächtiger wird, dass eine Sprache gar bald erlernt werden könne, wodurch denn eine Seichtigkeit einreissen muss, welche durch das bekannte Nützlichkeitsprincip schon zu viel Nahrung erhält. In dieser Hinsicht können wir auch das Vereinzeln, oder das Abmarken eines bestimmten Gebietes der Sprache für einen bestimmten Kreis nicht billigen, obwohl wir zugeben wollen, dass, wofern man sie einmal gelten lässt, sie wohl ihr Nützliches haben mag. Nur im Bezug auf die höhere Bildung des Deutschen zur Totalität, wozu seit einigen Jahren auch von dieser Seite seine Berührbarkeit in Anspruch genommen worden ist, steht zu wünschen, dass man die Sprache einer Nation nicht als den Nothbehelf gewöhnliches Verkehrs, sondern als die Chiffre ihres Geistes betrachte, welcher sich wiederum nur in der Gesammtheit der Nation ausspricht, wovon die Sprache selbst nur ein Theil ist. Darum wäre hinlänglich, wenn die von den Akademien gebilligten Sprachlehren in guten Uebersetzungen, hier und da mit Erläuterungen begleitet den Lehrbegierigen in die Hände gegeben würden, wie diess z. B. mit der spanischen Sprache leicht geschehen kann, zumal doch die meisten Grammatiken unter uns auf diesem Boden fussen. Das ewige Abdrucken der Paradigmen von Declinationen, Conjugationen und Anweisungen zur Aussprache ist nicht mehr, als eine geldverspillende

Digitized by Google

müssige Geschäftigkeit, und wir haben nun nach gerade genug. Wer nicht, wie Fernow im Italiänischen that, etwas Besseres und Vollendeteres geben kann, sollte doch lieber gar nichts geben. Hiemit haben wir denn auch die Erscheinung von den Noth- und Hülfswörterbüchlein an ihren Platz verwiesen, und denken, es sey nicht Noth, vieles darüber zu sagen. Wir fügen hier nur noch zweyer hieher gehöriger Werke Anzeige bey:

4. *Vocabulario auxiliar aleman-español y español-aleman; sigue una coleccion de dialogos y discursos familiares.* Deutsch-spanisches und spanisch-deutsches Hülfswörterbuch, nebst den nöthigsten Redensarten und Gesprächen von *Johann Daniel Wagener*, Doctor und Professor. Hamburg, b. Vollmer. 1807. 8. 142 S. (12 gr.)

5. *Sammlung kaufmännischer Briefe über alle Gegenstände des Handels mit spanischer und portugiesischer Phraseologie* zum Uebersetzen in beyde Sprachen von *Joh. Dan. Wagener*, D. u. Prof. Zweyter Theil. Ebendaselbst. (1 Thlr. 6 gr.)

Auch unter dem Titel:

Hamburger und Altonaer Briefsteller für Kaufleute — Zweyter Theil.

Der Verf. hat sich schon vor mehrern Jahren durch eine recht brauchbare spanische Grammatik bekannt gemacht. Da er auch ein grosses spanisches Wörterbuch in vier Bänden herausgegeben, so war das vorliegende (Nr. 4.) überflussig. Ausserdem leistet Nr. 5. allerdings, was der Titel besagt, und wir glauben und wünschen, dass diess Werk den Handelsverkehr immer mehr befördere, indem dadurch gewiss auch höhere Zwecke erreicht werden müssen, worüber zu sprechen nicht Zeit, noch Ort ist.

Kleine Schrift.

Publii Angeli Veterani de lumine Illuminatorum hujus temporis meditationes theologico-philosophico-historico-politico-aeconomico- (oeconomico-) aesthetico-critico-poëtico-morales. In nomine Domini. Weszprimii, typis Michaelis Summer. 1804. 8. 64 Seiten. (36 kr.)

Der Pseudonymus dieses in elegischem Versmasse geschriebenen Lehrgedichts, ein katholischer Geistlicher in Ungarn, bürdet alles Uebel in der jetzigen Welt den — *Illuminaten* auf. Er sucht zu beweisen, dass sie Schuld sind an der herrschenden Sittenlosigkeit, an Religionsindifferentismus und an der Verachtung der Religion, an Auflehnungen und Verschwörungen gegen Regenten (hier muss der Unbefangene dem Verfasser zurufen: also müssen im Jesuiter-Orden viele Illuminaten gewesen seyn!), sogar an Moden, die der Gesundheit nachtheilig und der Schamhaftigkeit zuwider sind. Diess führt er in 10 Capiteln, aber nicht überzeugend und invito Apolline et Musis aus. Philosophisch-politisch-ästhetisch-kritisch-poetische Betrachtungen fand Rec. in diesem hierarchischen Werkchen nicht, sondern nur theologisch-historisch-ökonomisch-moralische, die aber sämmtlich gehaltlos sind. Der Verfasser rechnet die würdigsten Männer unter die Illuminaten, z. B. einen Kant, Rousseau, Spinoza, und erröthet nicht, sie mit dem auf dem Schaffot umgekommenen, gegen den Kaiser Franz II. verschwornen Martinovics unter eine Kategorie zu stellen. Dieses unter aller Kritik stehende Machwerk widerlegen zu wollen, wäre Entweihung dieser Blätter. Auch in Ungarn haben selbst Katholiken mit gerechtem Unwillen diese Broschüre aus der Hand gelegt, und den Pseudonymus mit Verachtung bestraft. Die Poesie des Verfassers ist auch elend: es fehlt ihm ganz die poetische Begeisterung und das os magna sonaturum. Folgendes zur Probe:

S. 41. Laus fuit Aeneae mediis ex ignibus almum
Eripuisse patrem terrigenasque lares.
Grandaevos vovet heu! patres ad busta juventus
Nunc, et caelo nollet inesse Deos.
Non nitor in templis, processio, concio, funus,
Non lampas, chorus aut ditior ara sapit.
Histrio, Scena, Baal (Bal), Hetz, Zuppe (Souper!?),
Cavena, Lupanar,
Promonad (Promenade), Assamblen (Assemblée), Visita, Tracta placent u. s. w.

S. 48. Heus! *Hobes* (Hobbes), *Voltair* (Voltaire), *Russeau* (Rousseau), *Spinoza*, *Tolandus*, *Trenk* et *Martinovics* lumina qualia sunt?
Pragmatica illorum quae sanctio? quis catechnus?

Die Orthographie des Verfs. ist sehr fehlerhaft, und das Werkchen wimmelt von Druckfehlern.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

149. Stück, den 27. November 1807.

KIRCHEN- u. LITERARGESCHICHTE.

Leben und Regierung des Papsts Leo des Zehnten, von *Wilhelm Roscoe*. A. d. Englischen, von *Andr. Friedr. Gottlob Glaser*, mit Anmerkungen von *Heinr. Phil. Conrad Henke*. *Zweyter Band*. Leipzig, b. Crusius, 1807. IV und 466 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Gleich dem ersten Bande (s. vor. J. St. 160. S. 2558 ff.) ist auch dieser Band so bearbeitet worden, dass er nicht nur durch Weglassung mancher Actenstücke, Belege und Anführungen, die aus bekannten und unter uns leicht zu habenden Quellen genommen sind, für deutsche Leser zweckmässig abgekürzt worden ist (die beyden Bände umfassen schon zwey Drittel der Urschrift, und ein dritter wird das ganze Werk beschliessen), sondern auch durch die beygefügten Anmerkungen, die theils die gegebenen literar. Nachrichten, theils die Andeutungen aus der Kirchen- und Reformationsgeschichte ergänzen, theils andere Ansichten geben, vor dem Original Vorzüge gewonnen hat. Ueber die Sorgfalt, mit welcher diese Bearbeitung gemacht worden ist, mehr zu sagen, erlauben die Namen der Bearbeiter, die auf dem Titel genannt sind, nicht. Aber auf den Inhalt und einige der schönsten Parthieen der ausgesuchtesten Bemerkungen, der vielseitigsten Ansichten aufmerksam zu machen, halten wir für unsere Pflicht.

Das *neunte* Cap. gehört noch zu denen, welche die Vorbereitung zur Geschichte des *Papsts* Leo angehen; es umfasst die J. 1512 u. 13. Julius II., welcher den unter Ludwigs XII. Auspicien zu Mailand eröffneten *conciliabulum* (andere nennen es Kirchenversamml. von *Pisa*, und Hr. H. bemerkt, dass es dem Könige gar kein Ernst damit gewesen sey) entgegen arbeiten wollte, that diess auf dem kürzesten und sichersten Wege; er stellte selbst ein Concilium im Lateran 1512 an, dessen Acten Hr. Vicepräs. H. nachweiset. Ludwig, jetzt mehr für seine Sicherheit besorgt, wünschte, sich mit dem Papste auszusöhnen. In jenen Zeiten, sagt der Verf., wo die Staatskunst noch so wenig Festigkeit hatte, pflegten selbst mitten im Kriege die Unterhandlungen fortzudauern (es ist diess doch aber auch in neuern Zeiten bisweilen der Fall gewesen — man denke nur an die westphäl. Friedenshandlungen seit 1641.), und man konnte sie in der That nur als eine andere Art, ihn zu führen, betrachten. Ueberlegene Gaben zogen hier gegen beschränktere Fähigkeiten zu Felde, und durchdringender Scharfblick musste oft das wieder gut machen, was ein unglücklicher Zufall oder der Mangel an Kanonen verdorben hatte. An eben dem Tage, an welchem unter den Mauern von Ravenna die blutige Schlacht geliefert wurde, war ein Vergleich zwischen Ludwig XII. und Julius II. im Werke, den der Papst auch wirklich unterzeichnete; aber er meynte es nicht ernstlich damit, und Ludwig war auch geneigt, die veränderten Umstände zu benutzen, und wollte Bologna nicht herausgeben. Demungeachtet wurde bald der Friede zu Florenz durch Abgeordnete unterzeichnet, vom Papste aber nicht ratificirt, weil er in einem Consistorium der Cardinäle ermahnt worden war, nicht zum Verräther zu werden. Ueber Ludwig XII. urtheilt der Verf., dass, ob ihn gleich französ. Schriftsteller als den *gutigsten* Monarchen schildern, er doch Beweise genug von unversöhnlicher Empfindlichkeit im Frieden und blutdürstiger Rachgier im Kriege gegeben habe. Die Franzosen wurden durch die Uebermacht aus Italien verdrängt, alle zurückgebliebene grausam ermordet, der Cardinal-Legat von Medici wurde in Freyheit gesetzt, als er sich auf dem Po einschiffen sollte, und bald darauf noch einmal. Dagegen wurde auch der Herzog Alfons v. Ferrara, den man in Rom schändlicher Weise zurück hielt, von den dankbaren Colonna's befreyet. „Wenn es, setzt der Vf. hinzu, dem Herzen wohlthut, nach einer langen Reihe von Treulosigkeiten und Verbrechen endlich auch eine edelmüthige Handlung zu erblicken, so freuet man sich doppelt, wenn man eine solche That mit Dank erwiedert sieht.“ Wie oft veranlasst die neuere Geschichte diese Empfindung? Der Dichter *Ariosto* übernahm die gefahrvolle Gesandtschaft des Herzogs an den Papst; aber dieser drohete ihn sogleich in die See werfen zu lassen, wenn er nicht fortgehe. Wie

Digitized by Google

würdig eines *Santo Padre!* Nach langen Verhandlungen, zu denen auch der vom Kaiser (ein Titel, den mit Recht die Ueb. statt des *röm. Königs* im Original gesetzt hat) Maximilian angestellte Reichstag zu Mantua, und dann die Waffen, benutzt wurden, gelang es doch dem Hause Medici, seine Wiederherstellung in Florenz zu bewirken, und der Volksregierung ein Ende zu machen. Am letzten Aug. 1512 zog Julian von Medici wieder in Florenz ein, von wo er 18 Jahre vorher vertrieben worden war. Die Mediceer bewiesen bey dieser Gelegenheit eine kluge Mässigung. Julian, der zum Oberhaupte der Republik ernannt wurde, glich mehr seinem Ahnherrn Veri von Medici an Sanftmuth und Höflichkeit, als dem grossen Kosmus an Scharfblick und Wachsamkeit. Um dieselbe Zeit wurde auch Maximilian Sforza als Oberhaupt des mailänd. Staats wieder angestellt. Unter den Mitteln, deren sich die Medici bedienten, ihr Ansehen zu vergrössern, war auch die Errichtung zweyer Gesellschaften, des Diamantordens und des Ordens del broncone; aber das Sinnbild, das der Cardinal für sich wählte, ein Joch, beleidigte desto mehr, trotz des beygefügten Motto: Jugum meum suave est u. s. f. Eine Verschwörung gegen das mediceische Haus, von Peter Paul Boscoli und Augustin Capponi gestiftet, wurde entdeckt. Aber mitten unter dem Lärmen darüber wurde des Cardinals Aufmerksamkeit durch einen andern Vorfall beschäftigt, den Tod des Papsts Julius II. 21. Febr. 1513, bey welchem noch in dem letzten Augenblick seine herrschende Leidenschaft in einen Ausruf gegen die Franzosen und das Haus Este ausbrach. Der grosse Plan seines vielumfassenden Geistes war, dem heil. Stuhl eine Gewalt zu verschaffen, die sich über ganz Europa erstreckte, das Eigenthum der Kirche wieder herbey zu ziehen, alle fremde (barbarische hiessen sie damals) Mächte aus Italien zu vertreiben und eingeborne Fürsten auf die Thronen dieses Landes zu erheben. Der Verf. beurtheilt ihn in der That etwas gelinder, als der d. Herausgeber, der auch noch über die nicht bloss bittere, sondern auch treffende Spottschrift gegen ihn mehr beybringt. Obgleich selbst kein Gelehrter, war er doch Freund und Beförderer der Gelehrten. Er sammelte eine auserlesene Handbibliothek. Wohin diese gekommen, und ob sie der vaticanischen einverleibt worden sey, haben weder der Vf. noch Hr. H. entdecken können. Ein Brief von Bembo an d. Papst über Zeichenschrift, der viel Licht über Julius Verhalten gegen die Wissenschaften und Gelehrte verbreitet, ist ganz übersetzt. Der Cardinal Johann von Medici war nach Rom geeilt, um dem schon vor seiner Ankunft am 4. März 1513 eröffneten Conclave (mit welchem das 10. Cap. anhebt) noch zur rechten Zeit beyzuwohnen. Viererley Arten einer Papstwahl werden von R. erwähnt. Einen doppelten authentischen Bericht von der damaligen Wahl hat der Herausg. nachgetragen. Die verschiedenen Beweggründe, warum nach einer siebentägigen Verhandlung der Cardinal von Medici zum Papst gewählt wurde (unter welchen auch „les blessures qu'il avoit reçues dans les combats vénériens" genannt werden) prüft der Verfasser und findet den wahren Grund theils in der hohen Achtung seines Vaters, theils in der Erinnerung an die eignen Verdienste des Cardinals. Des Verfs. Angeben, dass Sergius II. im J. 844 seinen Namen bey Erhaltung der päpstl. Würde zuerst verändert habe, veranlasst den Herausg. zur Berichtigung dieser Vorstellung; doch wird nicht hinzugesetzt, dass wahrscheinlich *Johann* XII. (im 10. Jahrh.) es zuerst gethan hat. Medici nahm den Namen *Leo* als ein Sinnbild des Muths an, mit welchem er zu regieren entschlossen war. Eine andere Vermuthung von Köhler, die Hr. H. nachträgt, ist, er habe damit auf die Ueberwältigung eines starken Gegners bey seiner Wahl gezielt; aber sehr wahr setzt er hinzu: „man betrügt sich auch leicht, wenn man in allem, was selbst Männer von Geist sagten oder thaten, Geist sucht." Bey der Krönung eines Papsts ist es herkömmlich, dass der neue Papst den Cardinälen bewilligt, was sie bitten. Diessmal überschritten ihre Wünsche alle Gränzen der Billigkeit so, dass Leo ausrief: sie möchten ihm lieber die dreyfache Krone wieder nehmen. Dass übrigens der Verf. auch in Beschreibung der Cerimonien sehr in das Einzelne und Kleinliche eingeht, liegt in dem Plan seines Werks, und diese Darstellungen gewähren immer sehr viele Unterhaltung, hin und wieder auch Belehrung, und sind aus guten Quellen geschöpft. An Roms Freude über die Thronbesteigung Leo's nahm auch dessen Vaterstadt Theil, wo er die Verschwornen begnadigte (nur die Häupter Boscoli und Capponi waren hingerichtet worden), so wie er auch die Familie Soderini zu gewinnen wusste, und Europa den Frieden wieder zu geben suchte. Zwey Männer, die zu den ersten Gelehrten des Zeitalters gehörten, Pet. Bembo und Jac. Sadoleti, machte er zu seinen Geheimschreibern. Die fernern kriegerischen Begebenheiten von dem Vergleich zu Blois zwischen Ludwig und Venedig an werden mit allen ihren Triebfedern, Veränderungen und Erfolgen trefflich entwickelt. Der Papst wandte alles an, um den Wiederausbruch des Kriegs zu hindern; er schickte durch einen vertrauten Diener einen Brief an Ludwig, und der Vf. rügt die Missdeutung dieser Sendung, die einige sich erlaubt haben. Aber er wusste auch den König von England, Heinrich VIII., in das Bundniss zu Mecheln zu ziehen, und nahm Schweizer in Sold. Durch diese vornemlich wurden die Franzosen bey Novara geschlagen und aus Mailand vertrieben. Wieder wurden die zurückgebliebenen Franzosen in den mailänd. Städten ermordet. Heinrich VIII. fiel in Frankreich ein. Guingaste, wo die Sporenschlacht am 15. Aug. 1513 vorfiel, nennen andere Gninegate. Die Fortschritte Heinrichs werden durch einen Einfall der Schottländer in England gehemmt, und der Papst wunschte auch nicht, dass Heinrich in Frankreich weiter fortschreiten möge. Die Lateran. Kirchenversammlung wurde erneuert.

Digitized by Google

Leo machte vier Cardinäle, darunter er auch den Julius von Medici, den Leo für „legitimum et ex legitimo matrimonio inter Julianum Medicum et Florettam Antonii natum" erklärte; so ungegründet diess auch war, und so sehr ihm auch noch nachher als Papste Clemens VII. die uneheliche Geburt zum Vorwurf gereichte. Dem Lorenz von Medici, des unglücklichen Peters 21jährigem Sohne wurde die Regierung von Florenz übertragen, und Julian, Leo's Bruder, wurde dagegen römischer Bürger. Die beyden widerspenstigen Cardinäle, die es mit Frankreich gehalten hatten, erhielten, der gemachten Gegenvorstellungen ungeachtet, Verzeihung, aber freylich erst nach vielen Demüthigungen die Wiedereinsetzung in ihren Rang, nicht in ihre schon vertheilten Pfründen. Auch Ludwig wurde völlig gedemüthigt, und erhielt unbedingte Lossprechung von seinen Sünden gegen den römischen Stuhl. Das darauf folgende 11. Cap. enthält bloss Nachrichten, die Aufnahme der Literatur in Rom betreffend, und schliesst sich an eine frühere Schilderung im 1. B. an. Die schönen Wissenschaften waren in Rom wieder etwas gesunken; die röm. Akademie war von dem Falle, den Pauls II. Barbarey ihr zugezogen hatte, kaum durch die Bemühungen einiger Gelehrten wieder aufgerichtet; aber ihre Bemühungen waren sehr frivol; die Musen, die sie begeisterten, waren oft aus der Classe der röm. Freudenmädchen, unter denen Imperia († 1511) die schönste und geistreichste war, die auch von Nic. Campanus Unterricht in der Poesie empfangen und ihm wahrscheinlich das Gegengeschenk gemacht hatte, das den Gegenstand seines Gedichts *sopra il male incognito* ausmacht. Von Leo hatte Rom grosse Erwartungen. Das Archigymnasium Roman. schrieb sich nicht erst von Eugen IV., sondern schon von Bonifacius VIII. her, wie Hr. H. darthut. Durch Leo erhielt es seine ehemaligen Einkünfte wieder, wurde mit Lehrern besetzt, deren Zahl sich auf 100 belief, und die ansehnliche Besoldungen bekamen; es wurde sogar ein Professor der allgemeinen und der medicin. Pflanzenkunde angestellt; das erste Beyspiel dieser Art. Die Studirenden erhielten ihre alten Rechte und Freyheiten wieder, die Einrichtung der Vorlesungen wurde bestimmt, und vom Papste alles gethan, diese Universität wieder in Aufnahme zu bringen. Vornemlich suchte er das Studium der griech. Sprache herzustellen, und Janus Lascaris wurde dabey zu Rathe gezogen. Ein erkaufter Pallast wurde zum Sitz einer Akademie der griech. Sprache und Literatur erhoben (unter deren Zöglingen auch Matth. Devarius ist), Lascaris Oberaufseher. Auch an Marcus Musurus wandte sich Leo. Aber dieser zum Erzbischof von Malvasia erhobene Gelehrte, dessen der ersten Ausgabe des Plato beygefügtes, öfters wieder besonders abgedrucktes (s. H. S. 115.) griech. Lobgedicht auf Plato, in welchem zugleich Leo gerühmt ist, in dem Anhange S. 455 ff. mit R's. engl. Uebersetzung doch mitgetheilt ist, was Anfangs der Herausg. zu thun nicht geneigt war, starb schon 1517. Aldus Manutius erhielt für die Zueignung der Werke Plato's 1513 von Leo einen Freybrief. Eine griechische Druckerey wurde in Rom angelegt, aus welcher 1517 die kleinen Scholien über den Homer, 1518. Scholien über den Sophocles etc. hervorgingen. Der reichste Kaufmann Italiens und Roms, Augustin Chisi oder Ghisi, wetteiferte mit Leo in Beförderung der Literatur und Kunst. Unter den Gelehrten, die er vorzüglich begünstigte, war Cornel. Benignus von Viterbo. Chisi kam dem Papst noch in Errichtung einer griech. Druckerey in seinem Hause zuvor, aus welcher schon 1515 Pindarus mit den Scholien erschien, und 1516 Theokritus. Zacharias Kalliergus besorgte hier den Druck. Diese Nachrichten sind um so schätzbarer, da Tiraboschi sie ganz übergangen hat. Noch beförderten die griech. Literatur Guarino von Favera (Varino Camerti, Farinus Phavorinus genannt), Herausgeber des Thesaurus Cornucopiae et horti Adonidis 1496 und eines griech. Wörterbuchs 1525 ausser andern Werken; Scipio Forteguerra (Karteromachus, von welchem neuerlich Hr. Morelli mehr Nachrichten ertheilt hat), Urbanus Valerianus Bolzanius von Belluno; Männer, von deren Leben, Schriften und den Ausgaben derselben R. reiche literar. und bibliographische Nachrichten zusammengetragen hat, die vom deutschen Herausgeber noch vermehrt worden sind. Leo, der allen denen Belohnungen anbot, welche ihm Handschriften von alten griech. und röm. Autoren verschaffen würden, erhielt aus Corvey die berühmte Handschrift des Tacitus, welche die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus zuerst lieferte, und in den folgg. schon gedruckten Büchern Lücken ergänzte. Beroaldus der jüngere besorgte die Ausgaben und erhielt darüber einen hier übersetzten Freyheitsbrief. Aber weder die geistlichen noch die weltlichen Strafen, welche der Papst drohete, konnten den Nachdruck verhindern, den Alex. Minutianus, Professor zu Mailand, machte, da er sich die röm. Ausgabe bogenweise zu verschaffen gewusst hatte. Daher erschien auch dieser mailänd. Tacitus, wie Hr. H. bemerkt, in einem Jahre mit dem römischen, 1515, nicht wie Panzer angibt, 1517. Minutian dedicirte selbst seine Ausgabe dem Papste und wusste sich gut zu entschuldigen; der Bannfluch wurde zurückgenommen, und die beyderseitigen Verleger verglichen sich. Auch für das Studium der morgenländischen Sprachen soll Leo X. thätig gewesen seyn; doch bemerkt der Herausg., dass ihn wohl an Ausbreitung und freyer Benutzung der morgenländ. Sprachkunde nicht viel könne gelegen gewesen seyn. Theseus Ambrogius, ein Stiftsgeistlicher des Laterans (aus der Familie der Grafen Albonese), der den ersten Versuch einer systemat. Darstellung der orient. Sprachen 1539 herausgab, und Augustin Giustiniani, dessen Psalterium in fünf Sprachen 1516 der erste Versuch einer Polyglotte war, Santes Pagninus, Agacius Gnidacerius und Franz de' Rosi werden wegen ihrer morgenländ. Sprachkenntnisse gerühmt. Im 12. Capitel wird die Ge-

Digitized by Google

schichte des Papsts bis zum Tode Ludwigs XII. fortgesetzt. Der König von Portugall schickte eine Gesandtschaft nach Rom, an deren Spitze der berühmte Tristan da Cunha (hier Cugna genannt) stand, mit ansehnlichen Geschenken, von ausländischen Thieren u. s. f. Der Papst, der, als grosser Liebhaber der Jagd, mit Vergnügen dem grausamen Schauspiel, wie die wilden Thiere über ihre Beute herfielen, zusah, dankte dem Könige in einem verbindlichen Schreiben (1514, das im Anhange aus Sadoleti Epp. Pontiff. mitgetheilt ist), und schickte ihm eine geweihete Rose; auch liess er die Königin Elisabeth von Portugall heilig sprechen (1625 wurde sie, wie Hr. H. hinzusetzt, canonisirt). Leo suchte übrigens die engere Verbindung mit Frankreich, Spanien und Oesterreich zu hintertreiben, arbeitete aber vergeblich an einer Aussöhnung Ludwigs mit den Schweizern, glücklicher an einem Vertrage zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von England, dessen Unzufriedenheit mit dem Kön. v. Spanien der Herausgeber im Anhange aus einigen Briefen des Pet. Martyr erläutert hat. Ludwigs Absichten auf Mailand wollte freylich Leo nicht unterstützen, sondern mehr dadurch hindern, dass er durch die Verbindung mit England eine gefährlichere mit Aragonien hintertrieb. Und wirklich wies nun Ludwig die Anträge des span. und österr. Hofes ab, weil er sie nicht mehr zu brauchen glaubte. Dass diese Höfe selbst durch ihre Unentschlossenheit das Bündnis vereitelten, wird vom Herausg. dargethan. Die engere Verbindung Englands mit den übrigen europ. Staaten, die nun erst entstand, hatte auch auf die Cultur der Wissenschaften daselbst Einfluss, indem nun mehrere italien. Gelehrte nach England kamen. Der Verf. bringt bey dieser Gelegenheit eine Anekdote von Erasmus und seinem Betragen gegen den päpstl. Legaten, Canossa, den er nicht kannte, bey. Nach Beschreibung einiger grossen Feste zu Florenz, Aufzuge und Turniere, die allerdings nur in entfernterer Verbindung mit Leo's Geschichte stehen, geht der Verf. zu weit wichtigern Gegenständen, den in Rom über die Vergrösserung des Mediceischen Hauses angestellten Berathschlagungen und den Anschlägen Leo's auf Neapel, Ferrara und Urbino über. Eine Folge davon war ein geheimes Bündniss des Papsts mit dem Könige von Frankreich. Von Maximilian kaufte Leo die Stadt Modena für 40000 Ducaten in Golde. Um eine Aussöhnung Spaniens und des Kaisers mit Venedig zu Stande zu bringen, schickte Leo den Bembo nach Venedig; allein der Senat verwarf die Vorschläge, die er machte. Die gewöhnliche Vorstellung von diesen Unterhandlungen sucht der Verf. zu berichtigen, und den Papst gegen den Vorwurf der Zweyzungigkeit und Treulosigkeit zu rechtfertigen. Das 13. Cap. hat vornemlich den ersten Kriegszug des neuen Königs von Frankreich, Franz I., der den Titel eines Herzogs von Mailand angenommen hatte, nach Italien 1515 f. zum Gegenstand. Leo wünschte bey dem neuen Ungewitter neutral bleiben zu können, und anfangs erhielt auch sein Betragen stillschweigenden Beyfall aller Partheyen. Den König Franz musste er schon in Rücksicht des Julian von Medici schonen, der vor kurzem sich mit der Tante Franz des I., Philiberta von Savoyen, vermählt hatte. Ein Brief des Card. da Bibbiena an Julian verbreitet über die damal. Lage viel Licht. Franz I. drang aber bald ungestum in Leo, er solle Parthey nehmen. Und so wurde Leo bey dessen harter Beurtheilung man die Schwierigkeiten seiner Lage nicht immer in Anschlag gebracht hat, genöthigt, dem Bunde zur Vertheidigung Mailands gegen Franz beyzutreten. Die Aechtheit eines Br. des Doge von Genua, Fregoso, an Leo scheint der Verf. zu bezweifeln. Uns scheint er der falschen Politik eines Fregoso nicht unwürdig und nach der Wohlthat, die er vom Papste erhalten, geschrieben zu seyn. Wie konnte der Mann, welcher, der Denkart seines Zeitalters gemäss, den Fürsten jedes ungewöhnliche Mittel zur Erreichung eines Zwecks erlaubt glaubte, den Vorwurf der Undankbarkeit fürchten? Die Fortschritte des Königs von Frankreich machten den Papst bald geneigt, auf eine Aussöhnung zu denken. „Man kann es, sagt der Verf., in der Geschichte der Feldzüge als ausgemacht annehmen, dass ein verbündetes Heer immer gegen die gleich starke Armee eines einzelnen Fürsten den Kürzern zieht." Er hätte nur noch die Einschränkung beyfügen sollen, wenn das verbündete Heer nicht von einem einzigen grossen Machthaber geleitet wird; aber dann ist es auch kaum mehr *verbündetes* Heer zu nennen. Die hartnäckige Schlacht bey Marignano am 13. u. 14. Sept. 1515, die der Tapferkeit und Gewandheit der französischen Waffen die grösste Ehre machte, entfernte die Schweizer vom Kriegsschauplatze, und Mailand fiel den Franzosen in die Hände. „So endigte sich die kurze Regierung des Maximilian Sforza, der durch sein Unglück bey andern nicht jenes Mitgefühl und Bedauern erregt, womit man sonst diejenigen betrachtet, die durch schnellen Glückswechsel von dem Glanze des Thrones in die Dunkelheit des Privatlebens herabsinken." Der vorsichtige Papst, „der nur darauf ausging, den günstigen Wind zu beobachten," versuchte jedes Mittel, die Gunst des Siegers zu gewinnen. Er hatte auch keine Zeit zu verlieren, und Franz wünschte selbst die Freundschaft des Papsts. Dass der Tractat doch nicht so schnell zu Stande kam, wie Dumont vorgab, wird vom Herausgeber gezeigt. Der Papst verlor dadurch Parma und Piacenza, und musste noch überdiess den König v. England und dessen Minister, Wolsey, beleidigen; doch letzterer wurde durch den Cardinalshut wieder gewonnen. Leo reisete über Florenz, wo es an Freudensbezeigungen nicht fehlte (die aus dem von Moreni herausgegebenen Tagebuch des Paris de Grassis beschrieben werden), nach Bologna, wo ihn die Einwohner mit finsterm Stillschweigen empfingen. Hier hielt der Papst mit Franz I. eine Zusammenkunft, und auf die ceremoniöse Unterredung folgten mehrere freundschaft-

Digitized by Google

liche, und Leo gewann durch sein liebenswürdiges Betragen die Herzen vieler Franzosen, die ihn um Absolution baten. Die wichtigste Folge aber war die Aufhebung der pragmat. Sanction und Abschliessung des Concordats. Noch feinere Bemerkungen über diess Concordat und dessen vornehmsten Verfasser, den Canzler *du Prat*, macht der Herausgeber. Leo unterstützte darauf den Zug des Bisch. Raph. Petrucci gegen Siena, der seinem Vetter Borghese Petrucci die Regierung dieser Stadt entriss. Die Freude, die ihm das Gelingen dieses Unternehmens machte, wurde bald durch den Tod seines Bruders, Julians, am 17. März 1516 verbittert, der einen natürl. Sohn hinterliess, den nachher berühmten Card. Hippolytus von Medici. Leo selbst wäre fast von afrikanischen Seeräubern zu Civita Lavinia gefangen genommen worden. Grössere Ereignisse stellt das 14. Cap. auf. Eine neue engere Verbindung zwischen England, Spanien und Oesterreich vereitelte Ferdinands I. Tod (am 23. Jan. 1516), welchen Todestag der Herausgeber aus P. Martyrs Briefen bestätigt. Sein Charakter wird vom Verf. treffend geschildert; nur die Angabe von der eigentlichen Tendenz der spanischen Inquisition bedurfte einer Berichtigung. Franz machte nun Anschläge auf Neapel, und Maximilian that vergebliche Angriffe auf Mailand. Leo suchte dagegen seinen Neffen, Lorenz, zu erheben, der nicht, wie Julian, frey von Ehrgeitz war. Er führte einen längst entworfenen Plan gegen den Herzog von Urbino aus, verjagte diesen, und gab dessen Titel und Regierung dem Lorenz. Nicht einmal des Banns wollte er den vertriebenen Herzog, der ihn nur darum bat, entledigen. Brescia wurde jetzt dem Kaiser Maximilian durch die Venetianer wieder entrissen, aber Verona glücklich vertheidigt. Jetzt suchte der Papst den Frieden zu hindern; aber die Vergleiche zu Noyon und zu London kamen doch zu Stande. Der Verf., der doch vielleicht diesen Papst oft zu sehr entschuldigt, und seinem politischen Scharfblick zu viel beylegt, findet auch hier Grund, ihn zu vertheidigen. Die Abdankung der Condottieri in Italien benutzte der ehemalige Herzog von Urbino, eine beträchtliche Macht zu sammeln und seine Staaten wieder zu erobern 1517. Doch behaupten konnte er sich nicht, da Leo die ganze Christenheit gegen ihn aufrief. Er leistete auf seine Staaten Verzicht. Den Zweck des Papsts in dieser Angelegenheit nennt der Verf. eben so strafbar, als die Aufführung seiner Feldherren schimpflich. Die päpstl. Cassen wurden durch die ungeheuern Kosten erschöpft. Noch während des Kriegs wurde in Rom eine Verschwörung gegen das Leben des Papsts entdeckt. Der Cardinal Alphons Petrucci, Bruder des aus Siena vertriebenen Borghese Petr., war Haupt derselben. Indem Leo diesen Cardinal nach Rom lockte und gefangen nehmen liess, brach er sein dem spanischen Gesandten gegebenes Wort. Die Menge der mitschuldigen Cardinale war so gross, dass Leo sich anfangs nicht in ein zusammenberufenes Conclave der Cardinäle wagte. Die meisten Cardinäle kamen doch mit Geldstrafen oder kurzem Gefängniss los; nur Petrucci wurde im Gefängnisse erdrosselt. Den Verdacht aber, der gegen die volle Wahrheit der Beschuldigungen und die Gerechtigkeit der vollzogenen Strafen entsteht, hat der Herausgeber in einer Note S. 316 aus einander gesetzt. Der grösste Vorwurf trifft freylich den Vetter Leo's, Card. Julius von Medici (nachher P. Clemens VII.). Um seinen Anhang zu verstärken, ernannte Leo an einem Tage 31 neue Cardinäle, worunter viele berühmte Männer waren. Und in der That wurde diess, wie der Vf. bemerkt, eine Hauptursache der Ruhe und des Glanzes der übrigen Regierungsjahre Leo's. Da der Verf. im 15. Cap. auf die deutsche Kirchenreformation, welche der Auflösung des Lateran. Concilii bald folgte, kömmt, so schickt er eine kurze Geschichte des Aberglaubens im Mittelalter, der frühern auch in Druckschriften (deren Verzeichniss der Herausgeber noch vermehrt hat) geführten Klagen über das schlechte Verhalten der Geistlichkeit, der Versuche, die Freyheit der Presse einzuschränken (die, wie alle solche Versuche der feigen Tyranney, fruchtlos blieben), und bemerkt den Einfluss der wieder auflebenden Wissenschaften, insbesondere der platon. Philosophie, deren Studium die Kirche auch einzuschränken suchte, des Untersuchungsgeistes und Zeitgeschmacks (der die Italiener fast zum Heidenthum zurückführte) auf die Religion. Dass der Papst, wenn er auch nicht seiner Schwester Margaretha einen Theil der Einkünfte des Ablasskrams bestimmt haben sollte, doch durch seine Verschwendungen theils zu andern ungerechten Geldmitteln, theils zur Eröffnung des Ablassmarkts veranlasst worden sey, wird vom Herausg. dargethan, und im Anhange ist noch von ihm eine Stelle aus Huttens Pasquillo beygefügt. Auch den weniger bemerkten Widerspruch zwischen dem vom Papste selbst bestätigten Ablass gewisser Orte und Stiftungen und dem neuen der herumziehenden Ablasshändler hat der Herausgeber lehrreich entwickelt. Die folgende Darstellung der ersten Unternehmungen und Schicksale Luthers (Lüder's) hat ebenfalls wichtige Zusätze erhalten. Zwey günstige Umstände für Luthers Sache bemerkt der Verfasser: 1. dass er sich mit den Beförderern der Wissenschaften vereinigte (oder sie für sich zu interessiren wusste), und 2. dass er seine Lehre dem Probierstein der gesunden Vernunft und der Bibel unterwarf. Man lernt übrigens auch aus der Darstellung der Begebenheiten in diesem Bande und den ausgehobenen Stellen der Zeitgenossen den Papst, seinen Hof, seine Geistlichkeit richtiger, nur nicht eben vortheilhaft, kennen und würdigen. Der Anhang enthält Urkunden und Belege, grösstentheils vom Vf. gesammelt, einige vom Herausgeber hinzugefügt, in 47 Numern. Unter jenen sind auch ungedruckte Urkunden (wie die lat. Rede des Abgeordneten von Parma an Julius II., der Brief des Königs v. Portugall, Emanuel, an Leo X., die Rede des portugies.

Abgesandten Pacheco an den Papst gehalten, ein Brief des Kön. von England, Heinrich VIII. an Leo 1514, des französ. Kanzlers Du Prat Rede an Leo 1515, verschiedene andere Briefe aus dem Vatican. und Florentin. Archive), theils selten gewordene Stücke (wie des Lorenzo Medici Hymne auf die Gottheit, der eine engl. Uebersetzung beygefügt ist).

ALTE GESCHICHTE.

Beyträge zur genauen Kenntniss der alten Welt. Erster Theil. Breslau, b. J. F. Korn d. ält. 1806. XIII u. 226 S. 8. (21 gr.)

Unter der Vorrede hat sich Hr. *Joh. Gottfr. Scheibel*, Subst. d. luth. Minist., unterzeichnet, durch die Schrift selbst aber als einen guten Forscher der alten Geschichte bewährt, von dem noch mancher einzelne Theil aufgeklärt werden kann. Denn er bemerkt sehr richtig, dass, ungeachtet die ältere Weltgesch. mit vorzüglichem Fleisse bearbeitet worden ist, doch theils in der Sammlung der Nachrichten und ihrer kritischen Sichtung, theils in dem Auffassen des Geistes der alten Welt, noch manche Lücken und Mängel vorhanden sind. Wir können nicht einmal dem Verf. zugeben, dass, was das Sammeln und Prüfen anlangt, in Ansehung des Ganzen und einzelner Theile nur *wenig* noch übrig gelassen sey; manche Gegenstände und Perioden der alten Völkergeschichte, manche Nationen müssen erst neu bearbeitet werden, und dann wird es auch erst möglich seyn, den Geist der alten Welt vollkommen aufzufassen. Doch Hr. S. erinnert selbst bald darauf, dass noch kritische Annalen der griech. Geschichte, dass Geschichte und Alterthümer der meisten kleinern griech. Staaten, dass eine genauere und vollständigere Kenntniss des Zustandes der Sittlichkeit der alten Welt (die man nicht bloss aus den vorhandenen Werken, sondern auch aus den Fragmenten schöpfen muss) fehlen — und diess ist gewiss nicht wenig. Und man kann diess Verzeichniss der Lücken noch vermehren. In Ansehung des zweyten Puncts erinnert der Verfasser, man habe auf zwey Wegen bisher in das Innere des Alterthums dringen wollen. Der eine sey, dass man auf einzelnen Standpuncten, bey Erfindungen, Staatsverfassungen, Handel, Wissenschaften, Kunst, stehen blieb und diese ganz zu verstehen suchte; dann aber sey es schwer, sich über die übrigen Theile zu verständigen und selbst in dem gewählten Standpuncte den rechten Platz zu finden; oder, man habe wohl, wie in der Naturphilosophie, das Ganze zu ergreifen gesucht, aber nicht an den Mangel empirischer Kenntnisse gedacht, ohne welche in der ganzen Weltgesch. nichts verstanden werden könne, noch sey das gewählte Princip das eine wahre gewesen. Uns dünkt doch, man muss von einzelnen Bearbeitungen ausgehen, und ihre Resultate auffassen; aus der Verbindung dieser Resultate entspringt die Einsicht in den Geist jedes alten Volks und Stamms, jede Periode der Geschichte und endlich des ganzen Alterthums, und zur Verbindung dieser Resultate, zur Entwickelung des Geistes des Alterthums bedarf man eines leitenden Princips. Drey Aufsätze, unter denen der mittelste der längste ist, machen den ersten Band dieser Beyträge aus. S. 1—52. *Allgemeiner Ueberblick der alten Weltgeschichte.* Wir hatten einen Versuch erwartet, den Geist der alten Welt nach ihren verschiedenen Perioden und Völkerabtheilungen darzustellen; aber wir fanden nur theils allgemeine Andeutungen der Ansichten des Verfs. von gewissen Gegenständen und Theilen des Culturzustandes der alten Welt, theils kurze chronolog. Angaben der Hauptveränderungen einzelner Völker mit einigen Urtheilen begleitet. Wir können weder jene Ansichten durchaus, noch diese Urtheile einzeln zu den unsrigen machen; aber sie verdienen doch immer beachtet zu werden. Die *alte* Weltgeschichte, sagt der Verfasser, bietet dem Beobachter ein resultatenreicheres Studium dar, als die *neue*, weil sie ein geschlossenes Ganze ist. Sie wird am besten aus zwey Gesichtspuncten aufgefasst werden, 1. als ein Ganzes für sich, 2. im Parallelismus mit der neueren Geschichte. Wenn durch kritische Untersuchungen zu der ersten Ansicht hingeleitet worden und die andere mit philosophischem Geiste ergriffen ist, dann erst wird die ganze Weltgeschichte so erscheinen, wie sie sollte. (Wir fürchten nur, dass der Parallelismus leicht zu falschen Ansichten leiten könnte; wenigstens muss erst schon der Geist des Alt. aus dem Alterthum im Sinne des Alterthums rein entwickelt und scharf bestimmt seyn, ehe man ihn mit dem Modernen parallelisiren darf. Auch hat die spätere Geschichte doch wohl ihre geschlossenen Abtheilungen, die nicht weniger resultatenreich sind.) Von den folgenden Bemerkungen über alte Geographie, Geschichte, Religion, Regierung, Handel und Industrie, Sitten, Wissenschaften und Künste, heben wir folgendes aus: „2. Die Geschichte des alten Orients zeigt, was die Geschichte des neuern Westens bewährt. Grosse Männer stiften durch Eroberung Reiche, machen sie durch kluge, wenn auch nicht immer wohlthätige, Einrichtungen blühend; diese Männer verschwinden, und mit ihnen ihre Reiche, deren Untergang schlechte Nachfolger, und ein neues grosses Meteor an einem jenseitigen (?) Himmel fördern. Griechenland geht alle republikanische Thorheiten durch, wird aber weder selbst weiser, noch macht es die Nachwelt klüger (?). Rom erobert die halbe Erde durch seine republikanische, aber ephemerische (von ein paar Jahrhunderten!) Energie, und weil allen übrigen Völkern die Stunde durch eigne Schuld (ein anmassendes Urtheil!) geschlagen hatte. Wie's damit fertig war, stürzt es sich aus Uebersättigung an allem in Bürgerkriege, bis es endlich so wird, dass ein August es nimmt. — Wissenschaften und Künste waren in der alten, so wie in der neuen Welt nur immer die Sache Weniger, und auch im hochgebildeten Athen gab es einen Pöbel. Auch hier sieht man

den Gegensatz zwischen Orient und Occident; dort früher und ausgebreiteter (?) die ersten Wissenschaften, Mathematik und Naturkunde im weitesten Umfange, hier Beredsamkeit und eine auf diese gegründete Philosophie und Geschichtsschreibekunst. Aber in den Hallen zu Sais und Babylon (?), so wie in der athenischen Akademie, glänzt das Glück der Wenigen, die es vermochten, sich höhere Freuden und eine erhabenere Welt zu schaffen — zeigte sich in Babylons hängenden Gärten, und in Griechenlands Tempeln der despotische und republikanische Geist, den selbst die Kunst athmet, so sagen noch lauter Griechenlands Dichter, in welchem Lande sie geboren waren; zugleich aber auch den Weg, auf dem man allein zum Volke dringen kann, und wohin die Weisen, da sie ihn nie betraten (?) und betreten können, auch nie gelangen können." Wenn hier manches zu bezweifeln oder zu berichtigen ist, so wird man nicht weniger über die folgenden Andeutungen der Völkergeschichte zu erinnern finden. Von den Juden heisst es, man dürfe sie weder mit dem Occident noch mit dem Orient, ob sie gleich dort lebten, *zusammen sperren;* sie wären ein ganz *originelles* Volk. (Aber morgenl. Ursprung und morgenl. Denkart ist an ihnen doch unverkennbar.) Der Vf. trägt auch einige Bemerkungen über das A. T. vor. Hier heisst es unter andern: „In Hinsicht der höhern Kritik haben unsere neuen gelehrten Theologen Untersuchungen angestellt, deren Resultate gerade das Gegentheil von dem enthalten, was Christus und seine Apostel vom A. T. glaubten." Soll diess die neuern Untersuchungen etwa verdächtig machen? aber die Behauptung des Verfs. ist selbst nicht ganz richtig. Folgt daraus, dass Christus und die Apostel, nach der gewöhnlichen Art das Psalmbuch zu citiren, Psalmen Davids nennen, die vielleicht von andern Propheten verfasst sind, dass derjenige, welcher sagt: nicht alle Psalmen sind von David, gerade das *Gegentheil* von dem sagt, was Christus und die Apostel *glaubten?* Bey Medien hätte *Bactriana* und *Zoroaster* nicht vergessen werden sollen. Unter die *Persische* Monarchie sind zuerst die Aegypter gestellt. Allein Aegypten war ja lange ein selbstständiges Reich. Unter den Sitten der Aegypter kömmt mehreres Unerweisliche vor, z. B., dass der Mann der Frau unterworfen gewesen sey, dass die Priester die Kinder (aller Aegypter?) unterrichtet hätten, die „herrliche Einrichtung, für jede Krankheit einen besondern Arzt zu haben." Und wie kann doch der Verf. von Unterjochung der *Araber* (so verschiedener Stämme) im Allgemeinen sprechen? So wie die Aegypter unter die Rubrik der persisch. Monarchie gestellt sind, eben so werden die Griechen unter die Macedonische Monarchie gebracht. Aber der Hr. Verf. will die 4 Monarchieen wieder in Ansehen bringen. Warum stellte er aber die Juden nicht unter die assyr. bab. Monarchie, so wie der röm. Monarchie die Karthager untergeordnet sind? Hin und wieder theilt der Verf. seine eignen Ansichten oder Urtheile mit. Herodot scheint ihm, in der ägypt. Geschichte wenigstens, nicht so vielen Glauben zu verdienen. Zu Xenophons (Beschreibung) des Rückzugs setzt er hinzu: ohne Dichtung? Bisweilen sind die Andeutungen noch lakonischer und dunkler, z. B. S. 43. „Pythagoras, Plato. Mysterien. Schelling." In der Beredsamkeit soll Cicero kraftvoller und erhabener seyn, wenn er auch nicht so schön sprach, wie Demosthenes. (Bisher haben wir gerade das Umgekehrte geglaubt.) Demosthenes Redner-Kämpfe (sagt der Verf. anderswo) lassen sich wohl lesen, konnten aber unmöglich wirksam seyn. (Woher weiss diess der Verf., da die Geschichte ihm geradezu widerspricht?) Auf die Griechen ist er nicht wohl zu sprechen: „Möge, heisst es S. 40, die griechische Mythologie dem Dichter einen noch so herrlichen Stoff, und dem Maler und Bildhauer noch so reizende Sujets dargeboten haben, so musste sie auf der andern Seite der Grund aller Sittenlosigkeit seyn. Denn in welchen französischen Memoiren (selbst die von Richelieu nicht ausgenommen) findet man eine so ununterbrochene Bordellgeschichte, wie hier? Das Centrum der griech. Mythologie war offenbar — Venus. (Keinesweges!) Der Charakter der Griechen war *durchaus* gegen Sittlichkeit, denn sie kannten nicht den *offnen geraden Wahrheitssinn.* und darauf soll auch die attische Ironie führen! Zu den beyden Gracchen (nicht Grachen) in der römischen Geschichte setzt der Vf. hinzu: „Wenn doch die guten Brüder ihren Unmuth in einem Contrat social à la Rousseau ausgeschüttet hätten! Zu Revolutionairs waren sie zu einfältig (Girondisten in Frankreich)." Die Schilderung der Römer schliesst er so: „Immer aber werden der (das) Pathos und die Kraft der röm. Sprache, so wie die Trümmer ihrer majestätischen Baukunst (sonst weiter nichts?) die Achtung verdienen, die man ihr (der Nation, oder der Sprache, oder Baukunst?) bis heut zollte." Von S. 53—210 folgt der reichhaltigste Abschnitt, *Korinth.* Der erste Abschnitt enthält die Geographie des Ländchens, nach Strabo und Paus. Dabey sind auch die Versuche, den Isthmus zu durchgraben, angeführt. Die Topographie von Korinth konnte wohl ausgeführter seyn. Die Geschichte Korinths (im 2. Abschnitt) theilt der Verf. in folgende Perioden: 1. bis auf die Perser-Kriege. Mythen. Mit Sisyphus fängt der Verf. die historische Zeit, wohl zu früh, an. Bey Kypselus und Periander verweilt er am längsten und bringt mit grossem Fleisse die verschiedenen Berichte von ihnen bey. 2. Während der Perser-Kriege. 3. Während der innern Kriege Griechenlands. 4. Unter Philipp und Alexander von Macedonien. (sehr kurz!) Eine eigne Ansicht gibt der Verf. gleich zu Anfang. „Man darf nur nicht mit demosthenischem Hasse erfüllt seyn, um einzusehen, dass sich Griechenland unter den ersten Makedoniern — und so auch Korinth — glücklicher befand, als da es noch frey war. (Ja freylich, *pacata* Graecia!) Nur Theben büsste schwer, aber kann man sagen, ganz mit Unrecht?" 5. Unter Alexanders Nachfolgern, bis auf die römische Eroberung.

„Möge dieser Staat (so schliesst der Verf. diesen Abschnitt) nie sich, Griechenland und die Welt so beglückt haben, als man es wünscht, möge er durch unvorsichtigen Trotz seinen Fall herbeygeführt haben; sein Fall erweckt gerechte Wehmuth (warum urtheilte der Verf. nicht über Thebens Fall so?) — und aus den Ruinen der (einst) blühenden Stadt tönt es laut zur spätern Nachwelt: Unterwerfung dem mächtigen Zwange! Ein Richter ist übrig!“ Noch ist S. 139 eine chronologische Uebersicht der Geschichte Korinths, zum Theil nach Larcher, beygefügt. Der dritte Abschnitt aber stellt Bruchstücke zur Kenntniss von Korinths Alterthum (vielmehr Korinths Verfassung, Handel, Sitten, Künsten u. s. f.) auf, und erhält in den am Ende des B. befindlichen Zusätzen einige nicht unbedeutende Nachträge. Der Verfasser geht von Korinths Kolonieen aus und macht darüber folgende Bemerkungen: *a.* Die Ursachen, warum Korinth Kolonieen anlegte, waren: Erweiterung seines Handels, politische Unruhen, Vermehrung seines Einflusses in andern Gegenden. *b.* Diese Kolonieen hingen wenig oder gar nicht vom Mutterstaate ab. Dann folgt der Handel Korinths, die Feste, Wollust der Korinthier, die ältere und jüngere Lais insbesondere, korinthische Kunst und Künstler (von letztern hätte doch ein alphabetisches Verzeichniss gegeben werden können), korinth. Erz und dessen verschiedene Arten, die isthmischen Spiele, über deren Zeit der Verf. anders als Corsini und Dodwell urtheilt, indem er sie in den Sommer setzt. Anhangsweise ist S. 208 noch von den korinthischen Münzen (sehr wenig) und den Schriften über Korinth gehandelt. Der dritte Aufsatz, S. 211 ff. enthält *berichtigende Zusätze* zu Dodwell's und Corsini's chronolog. Untersuchungen über die 4 griech. Hauptspiele. Ueber die Olympischen betrifft die Untersuchung eine Stelle in Schol. Pind. Ol. 3, 35. und Corsini's Folgerungen daraus werden zum Theil widerlegt. In der Untersuchung über die Zeit der Pythien scheint ihm Corsini am glücklichsten gewesen zu seyn. In Ansehung der Nemeen wiederholt er nur kurz, was Herr Professor Manso in s. Sparta darüber erwiesen hatte. — Wenn der Herr Verfasser mit gleichem Fleisse zu sammeln und zu ordnen fortfährt, seine Ansichten und Urtheile aber mehr abwägt oder motivirt, und auf den Ausdruck und Vortrag noch grössere Sorgfalt wendet, so wird uns die Fortsetzung dieser Beytrage erwünscht seyn.

Kurze Anzeige.

Topographie. ***Die Umgebungen Wiens.*** Von *Joh. Pezzl.* (Als zweyter Theil der Beschreibung von Wien.) Mit einer Karte. Wien, Degensche Buchhandl. 1807. 226 S. 16. in einem Futteral, das ein schönes Kupfer verziert.

Ungeachtet Wien in seiner Nähe nicht so viele und so prächtige Lustschlösser und Lustgärten hat, wie man wohl bey der Hauptstadt einer so grossen Monarchie vermuthen könnte (wovon der Verf. zwey Ursachen angibt), so sind doch die Gegenden von Wien von der Natur so begünstigt, dass sie die annehmlichsten Anlagen erzeugt haben. Diese Anlagen genau zu beschreiben, und einen treuen Wegweiser denen, welche sie besuchen wollen, mitzugeben, ist der Zweck dieses Taschenbuchs. Der Verf. hat sie selbst schon sonst mehrmals besucht, und die darüber erschienenen Schriften benutzt; er hat sich dabey nur auf das, was für Liebhaber von Natur- und Kunst-Schönheiten interessant ist, eingeschränkt, nichts übertrieben gerühmt, keine poetische oder malerische, sondern eine einfache, natürliche, aber anziehende, Beschreibung geliefert, und überall auf die neuesten Veränderungen Rücksicht genommen. Die geschilderten Orte sind: Schönbrunn, (Schloss, Lustgarten, Menagerie, botanische Anlagen — in der Menagerie befindet sich ein Steinadler aus Ungarn, der schon in der Menagerie des Prinzen Eugen von Savoyen lebte), Hetzendorf, Laxenburg, Erlaa (dem Fürsten von Starhemberg gehörig), der Kahlenberg, Klosterneuburg, der Cobenzl-Berg, der Himmel (ein Landsitz auf einem Puncte des Kahlenbergs), Hernals (ein Dorf oder Flecken), Dornbach, der Galitzin-Berg, Hütteldorf, Hadersdorf, Lichtenstein nebst dem Flecken Medling und dem sogenannten Briel, einer romantischen Wildniss, Schönau, Bruck an der Leytha, Baden, Vöslau, der Schneeberg (der 9 Meilen von Wien entfernt und der höchste Berg in Unter-Oesterreich ist — des Hrn. D. *Schultes*, jetzt Professors an der Universität zu Krakau, Ausflüge nach dem Schneeberge in Unter-Oesterreich, neue Ausgabe 1807 sind dazu benutzt). Vom Hrn. Verfasser hat man noch: Beschreibung und Grundriss der Haupt- und Residenzstadt Wien, samt ihrer kurzen Geschichte, wovon die zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage zu Wien 1807 in 16. erschienen ist; Skizze von Wien unter der Regierung Josephs II., vierte Auflage, 1803. 16.; neue Skizze von Wien, zwey Hefte, 1805 — die, mit gegenwärtiger verbunden, eine vollständige und belehrende Ansicht von Wien und dessen Umgebungen gewähren.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

150. *Stück*, *den* 30. *November* 1807.

PHYSIOLOGIE.

Ueber das Leben und seine Erscheinung, von Dr. *Karl Eberhard Schelling*. Landshut, b. Ph. Krüll, 1806. gr. 8. 178 S. (18 gr.)

Nachdem man von neuem eingesehen hat, dass der Geist ohne das Leben nicht zu subsistiren vermag, so hat sich nun plötzlich die Untersuchung der Forscher von jenem ab- und zu diesem hingewendet. Ueberall wird das Leben verkündigt, zergliedert, construirt, entfaltet, und in ungewöhnlichen Offenbarungen angeschaut. Indess sich andere Nationen an die Sache halten, suchen wir uns des Begriffes zu versichern; glücklich, wenn wir auch nur dieses Besitzthum für uns retten, und nicht, durch Scheinbilder verlockt, die wahre Idee des Lebens verlieren, welche auch auf die beschränkteste Wirklichkeit ihr verschönerndes Licht wirft. Die Sichtung der cursirenden Vorstellungsarten über das Leben macht demnach jetzt ein Hauptgeschäft des philosophischen Kritikers aus.

Der Verf. der vorliegenden Schrift befindet sich mitten im Kreise der ideal-realen Philosophie, und bewegt sich also innerhalb der Anschauung des Absoluten, das ihm nur, wie Jedem, nach seiner Individualität modificirt, erscheint. Ihm ist Absolutes und Leben eins und dasselbe, verschieden aber das Leben der urbildlichen und gegenbildlichen Welt, wovon jene die Sphären von absolutem Geist und absoluter Natur, diese die von organischer und unorganischer Natur darstellt. Die urbildliche Welt (und hierin bleibt sich diese Lehre, wie in vielem Andern, durch alle ihre Schulen gleich) ist stetig und ewig, die gegenbildliche zeitlich und veränderlich. Und warum? In der ersten ist Thätigkeit und Seyn Eins und sich vollkommen gleich; in der zweyten, welche eben dadurch entsteht, dass Thätigkeit und Seyn, ideeller und reeller Factor des Lebens, sich trennen, erfolgen momentane Trennungen mit Wiedervereinigungen ins Unendliche fort. Der zeitlichen Welt ist das Streben der urbildlichen nach Stetigkeit oder Substantiation allerdings eingedrückt, aber durch beständige Cis- und trans-Substantiationen unterbrochen, durch welche besondere Processe die Dinge den allgemeinen Process der Idee des Lebens beständig stören, theils indem sie beständig geneigt sind, die eigne Natur in die fremde überzutragen, theils die fremde in sich selbst aufzunehmen. Alles Veräussern der eigenen Natur macht das Wesen der unorganischen, alles Verinnerlichen der fremden das der organischen aus. Damit man jedoch die Stammtafel gleichsam der organischen und unorganischen Dinge, und wie sie im Absoluten enthalten sind und von ihm abhängen, erkennen möge, verfolgen wir (nach der Angabe des Verf.) den Zug des zeitlichen Lebens vom Quell des Ewigen aus. — Die Idee des Lebens ist mit dem Absoluten (Gleichheit von Thätigkeit und Seyn) dieselbe, befasst demnach alle Gegensätze unter sich, duldet aber selbst keinen Gegensatz. Daher auch der Tod kein Gegensatz fürs Leben ist. Das Leben ist ganz und in Einem Thätigkeit und Seyn. Im Reflex aber erscheint es bald als das eine, bald als das andere, doch so, dass jedes vorwaltende zugleich das andere mit in sich schliesst. Die Eigenschaft des Lebens, in jedem seiner einzelnen Elemente ganz zu seyn, ist seine Form. Im Gegensatz gegen diese Form ist das Leben Reales. Da nun die Form das Leben als getrenntes darstellt, das Leben aber gleichwohl in sich nicht getrennt ist: so wirft nothwendig die Form in ihrer Reflexion des Lebens ein doppeltes Bild desselben von sich, einmal das Leben in seiner Trennung, als Natur, das anderemal in seiner Einheit, als Geist. Jene Natur aber sowohl, als dieser Geist, befinden sich innerhalb der Grenzen einer steten und ewigen Welt; denn das, was sie hervorbringt, die reine Form des Lebens, ist selbst absolut und ewig. Diese Form heisst demnach auch zum Unterschiede von sich selbst, wo sie der zeitlichen Welt vorsteht und den mannichfachen Qualitäten derselben, die quantitative. Als solche gehört sie demnach bloss der ewigen Welt an, welcher sie, trotz des Princips zur Sonderung, welches in ihr liegt, doch nur ihre absolute, einige, stetige Seite zeigt. Allein abgewendet vom Absoluten zeigt sie sich als Princip der Spaltung, ihrem

Hauptcharakter nach, und wird zur qualitativen Form, und von hieraus öffnet sie sich die Bahn in eine Welt endlicher Dinge. Einmal nemlich (in der ersten Potenz) setzt sie alles Seyn *ausser einander*, und bildet so das Reich des Raumes und seinen Inhalt, die unorganische Natur. Das anderemal (in der zweyten Potenz) setzt sie alles Seyn als in einander, in der Zeit, und bildet so das Reich der organischen Natur. Das drittemal (in der dritten Potenz) gleicht sie die beyden ersten Extreme aus in einem eigenen Reiche, das Reich der Vernunft genannt, wo das Innere als Aeusseres, das Aeussere als Inneres vorgestellt wird im Bewusstseyn. In jedem Reiche nun verzweigt die Potenz (die qualitative Form) als Wurzel dieses Reichs, ihrer ursprünglichen Theilungsanlage nach wieder in drey Dimensionen, jede Dimension wieder in drey Functionen, und so bis zur concretesten Einzelnheit hinab. Allein auch die entferntesten Zweige dieses kosmischen Lebensbaumes, weil sie von einem gemeinschaftlichen Stamme (der allgemeinen Form) abstammen, stehen auch mit einander in lebendiger Verbindung und Wechselverhältniss. Denn nicht nur, dass das niedere, auch noch so entfernte Product, dem höhern, von dem es abstammt, vermöge nothwendiger Abfolge, adäquat seyn muss, so muss es auch den seiner eigenen Hauptform verwandten Seitenformen correlativ seyn. Und so gibt es keinen Punct im Universum endlicher Dinge, der nicht von dem ganzen Universum berührt und ergriffen würde, wenn er übrigens sein natürliches Verhältniss zu demselben beybehält. Diess Verhältniss ist nemlich, von einem gewissen Quantum thätiger Kräfte und in gewissen Beziehungen erregt zu werden, entweder zur Mittheilung eigener Kraft oder zur Intussusception fremder. Ist diese Erregung gestört oder aufgehoben, so ist das einzelne Ding, dem diess geschieht, krank, und geht seinem Tode entgegen, welcher nichts anders ist, als Aufhebung der Besonderheit des Dinges, als in welcher es sich eben durch sein individuelles Leben erhält.

Diess ungefähr ist der Hauptinhalt und der Hauptideengang in der Entwickelung dieser Schrift. Das Leben, das absolute Leben und seine Eigenthümlichkeit, wenn man so sagen darf, lässt der Verf. ganz bey Seite liegen, nachdem er die allgemeinsten Grundzüge desselben, die aber schon längst sein Namensverwandter u. A. weit klarer u. bestimmter gezeichnet haben, hingeworfen hat. Er bedient sich dieses Lebens und der ganzen urbildlichen Welt, nur als eines Schema's für die gegenbildliche; und von dieser fasst er wiederum nur einige Momente auf, um an ihnen die Erscheinung des Lebens zu zeigen. Wenn wir uns denn aber fragen, nachdem wir den langen Weg von der Einheit des Seyns und der Thätigkeit bis in die tiefsten Verzweigungen concreter Art in der gegenbildlichen Welt mit dem Verf. gemacht haben: was denn nun eigentlich unsere Ausbeute sey? so befinden wir uns in einer sonderbaren Verlegenheit. Denn auch angenommen, dass das ganze Raisonnement des Verf. hinlänglich begründet und consequent und klar durchgeführt sey, so ist es doch am Ende nichts weiter, als eine grosse Vegetation, die wir vor uns sehen, eine Propagation kahler und leerer Thätigkeit, die mit einem eben so kahlen Seyn verknüpft ist, aus einer ewigen Einerleyheit hervor in eine zeitliche Allerleyheit hinüber, die ebenfalls, und ganz natürlich, keinen weitern Gehalt hat. Eine solche Ansicht und Auffassung des Lebens lässt uns nicht blos kalt und unbefriedigt, sondern macht uns starr und engt uns ein, weil wir fühlen, in solchen engen Gränzen, wie ihm hier eine höhere Anschauung geben will, könne sich das wahre volle Leben nicht regen. Die Idee des Lebens, welche der Vf. mit Recht aller Betrachtung desselben zum Grunde gelegt wissen will, ist keineswegs eine kalte Abstraction, wenn diese auch den Namen einer Anschauung usurpirte, sondern eben, weil sie Idee, Bild, ist, kann sie nur, wie der Gegenstand jedes wahrhaft begeisterten Kunstlers, in einer Anschauung aufgefasst werden, zu welcher der Mensch nicht bloss seinen Verstand, sondern sein ganzes innerstes Wesen hergibt; kurz, sie muss mit heiliger Liebe, mit Andacht, mit Inbrunst aufgefasst werden. Und einem solchen Betrachter erscheint das Leben und seine Idee in rein religiöser Beziehung, über welche hinaus es überhaupt keine andere gibt, und auf welche zuletzt alle übrigen zurücklaufen. Diese religiöse Ansicht des Lebens bestimmt sofort auch den Standpunct des Betrachtenden genauer; und das erste, was er an diesem Standpuncte wahrnimmt, ist, dass es ein ausserordentlich beschränkter ist, für die Speculation und theoretische Gesetzgebung, ein ausserordentlich freyer aber für die redliche Befolgung des Geistergesetzes in unserm Busen. Auf jeden Fall aber wird der Betrachter des Lebens auf diesem Standpuncte mit Liebe für das allgemeine und besondere Leben und mit warmer, rascher Thatkraft zum Leben selbst erfüllt, wenn auch nicht zu Aufstellung neuer Systeme.

Wir abstrahiren nun aber einmal von dem Inhalte der vorliegenden Schrift und der Ausbeute derselben, und sehen blos auf die Form, und ob es dem Verf. gelungen, den Leser von seinen, wenn auch nur elementarischen, Ansichten des reinen Lebens zu überzeugen. Und da müssen wir denn mit Betrübniss bekennen, dass, da nun einmal der Standpunct der philosophischen Anschauung der einzige Maasstab ist, nach welchem sich ein Schriftsteller der neuesten Platonischen Schule messen lässt (was im Grunde kein so grosses Unglück ist), unser Verf. die Probe nicht aushält. Wer sich einer wahren philosophischen Anschauung rühmt, dem muss das ganze, vollendete Bild seines Gegenstandes in allen seinen Theilen, mit allen seinen Beziehungen klar und bestimmt vor der Seele stehen, und er muss im Stande seyn, es Andern, wenn auch nicht mit der Vollständigkeit, welche er an ihm zuerst sah oder ahnete, doch wenigstens mit klarer

Digitized by Google

und bestimmter Entfaltung der Hauptzüge und Verhältnisse vorgestellt, darzulegen. Wenn mir nun jemand von einer Gestalt, die er gesehen haben will, und die ich wieder erkennen soll, ein paar unbestimmte Striche für den Kopf, einige eben so unbestimmte für die übrige Gestalt angibt, und nun mit besonderm Fleisse etwas, das hier Nebenwerk ist, und das hingeworfene Ganze sogar verunstaltet, wenn es ausführlicher behandelt wird, nemlich etwa eine Hand oder einen Fuss ganz ausgemalt darstellt: so finde ich den strengsten Tadel sehr natürlich. So ist es mit der Schrift des Verfs. Flüchtige Andeutung der Idee des Lebens, leichter und schneller Uebergang aus der urbildlichen Welt in die gegenbildliche, höchst allgemeine und oberflächliche Bestimmungen der organischen und unorganischen Natur, sofort gänzliche Beyseitelegung der Betrachtung der letztern, und Demonstration (wenigstens ein Versuch derselben) der Idee des Lebens an einem einzelnen, und zwar unbestimmten thierischen Organismus, und nicht einmal hier seinen verschiedenen Organen, sondern blos seinen verschiedenen Systemen nach. Entweder es sollte gar nicht, oder es sollte Alles in den entgegengesetzten Reichen des Lebens detaillirt werden. Wiewohl wir nicht einsehen, wie der Verf. überhaupt sich vom Detail lossagen kann. Er sagt zwar, und rechnet es sich gleichsam für ein Verdienst an, er habe sich überall gehütet, nicht ins Specielle zu gehen, um ja nicht die Grenzen der Empirie zu betreten. Allein ihn drückt hier ein schwerer Irrthum. Das Reich des Speciellen und das des Empirismus sind himmelweit von einander unterschieden. Nicht der Gegenstand, sondern die Behandlungsart macht den Empiriker. Wer ohne Einsicht, ohne Klarheit, ohne innere Verkettung der Ideen an einen Gegenstand geht, der ist Empiriker, und wenn er sich in den Himmel selbst zu schwingen gedächte; und wer seinen Gegenstand, wär' es auch der geringste, mit Licht, Schärfe, Präcision, Umgrenzung fasst, der ist der Philosoph, der ist der Künstler, der Theopneust. Wie unselig hat dieser Irrthum unsern Vf. missgeleitet! Weil das blöde (s. v. v. empirische) Auge gewöhnlich an äussern Gegenständen, am Speciellen, klebt, so wendet unser Vf., um ja nicht Empiriker zu seyn, sich vom Speciellen ab, ohne zu bedenken, dass gerade nur am Speciellen das Allgemeine lebendig gezeigt werden kann, welches ohne jenes hohler, leerer Schall bleibt; wie denn der Verf. in seiner Darstellung des Lebens hinlänglich documentirt hat.

Noch müssen wir eines Ausdrucks und seiner Anwendung gedenken, die eben so unrichtig, als auffallend sind. Der Verf. unterscheidet das theoretische vom praktischen Leben und behandelt im ersten Theile seiner Schrift das erste, im zweyten das andere. Er versteht aber unter dem erstern die gesammte Disposition, ich möchte sagen, das gesammte Gerüste, für ein lebendiges Universum im Grossen und Kleinen; unter dem zweyten aber, dieses grosse Räderwerk nun ins Spiel selbst gesetzt. Kurz, er unterscheidet beyde wie Möglichkeit und Wirklichkeit. Allein das praktische Leben, nach der Ansicht des Verf., jetzt gar nicht denkbar ohne seine Bedingungen, die das theoretische enthält: wiederum das vollständige theoretische Leben ist an sich ein praktisches im Sinne des Verf. Es ist also dieser Unterschied, der sich selbst aufhebt, etwas sehr Ueberflüssiges, so wie der sonderbare Gebrauch dieser Worte etwas höchst Usurpirtes. So viel hiervon.

ENGLISCHE SPRACHE.

Leitfaden zur gründlichen Erlernung der Englischen Sprache, mit beständiger Hinweisung auf *Carl Fr. Chr. Wagners* vollständige Engl. Sprachlehre. In zwey Abtheilungen. Kiel, 1805. in der neuen akademischen Buchhandlung. 8. 388 S. (20 gr.)

Eins der vorzüglichsten Hülfsmittel zur Erlernung einer fremden Sprache ist, ausser dem Lesen gut geschriebener Schriften, Uebersetzen aus der Muttersprache, oder einer andern schon bekannten, in jene fremde, eine Uebung, durch welche der Lernende sich die Fertigkeit erwirbt, sich leicht und schnell darin auszudrücken. Gegenwärtiges Uebungsbuch hat den Zweck, auf diesem Wege den Lehrling zu einer gründlichen Kenntniss der englischen Sprache zu führen. Die erste der beyden Abtheilungen enthält (149) deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische, und die zweyte alle darin vorkommenden Wörter nach der Ordnung, wie sie in der englischen Uebersetzung jener deutschen Aufsätze folgen müssen. Wo das Englische vom Deutschen merklich abweicht, ist die deutsche Redensart in Ausdruck und Wortstellung so umgewandelt, wie sie in einer wörtlichen englischen Uebersetzung lauten muss. Ueberall, wo es auf Beobachtung irgend einer Regel ankömmt, ist der §. der W. schen Sprachlehre, wo die nöthige Regel zu finden ist, nachgewiesen. Rec. hat die W. sche Sprachlehre nicht zur Hand, um entscheiden zu können, ob jene Nachweisungen frey von Druckfehlern sind. Die deutschen Aufsätze der ersten Abtheilung bestehen grösstentheils aus Anekdoten, kleinen und grössern Erzählungen, Allegorieen, Briefen, einige abgerissene, zum Theil moralische Sätze, machen den Anfang. Der Verf. hat verschiedene von Engländern englisch geschriebene Briefe (als von *Gray*, der Lady *Montague*), in deutscher Uebersetzung in diese Sammlung aufgenommen — eine sehr lobenswerthe Einrichtung. Denn beym Uebersetzen deutscher Aufsätze ins Englische, die vorher erst aus dem Englischen deutsch übersetzt waren, wird der Lernende gewiss vertrauter mit dem Geiste der englischen Sprache

Digitized by Google

werden, als wenn er ursprünglich deutsche Aufsätze, nach Anleitung eines deutschen Sprachlehrers, übersetzt, da oft selbst die bessern Sprachlehrer sich beym Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische Germanismen entschlüpfen lassen. Eine kleine Sammlung von Handlungs-Briefen, welche den Beschluss der ersten Abtheilung macht, hätte allenfalls auch ganz wegfallen können, da ihre Anzahl zu klein ist, als dass durch das Uebersetzen derselben der Lehrling den englischen Kaufmannsstyl daraus hinlänglich sich zu eigen machen könnte, auch überdiess verschiedene davon (z. B. 129, 30.) zuweilen etwas zu wortreich für kaufmännische Briefe sind, bey denen Kürze mit Deutlichkeit verbunden ein Haupterforderniss ist. In dem Briefe No. 127 erklärt der Verf. die Anrede: „meine Herren," durch Sirs; allein Engländer schreiben stets an mehrere Herren zugleich: *Gentlemen*, und an einen allein *Sir;* auch wird am Schlusse desselben Briefs „meine Herren" richtig durch *Gentlemen* übersetzt. Noch wäre zu wünschen, dass wenigstens eine Reihe von Aufsätzen blos dazu bestimmt seyn möchte, den Lernenden stufenweise im Gebrauche der Beugefälle des Hauptworts, der Steigerungen der Beywörter, der Zeitwörter, ihrer Zeiten u. s. w. zu üben, und dann könnten solche Aufsätze folgen, zu deren Uebersetzung man der Regeln aus mehrern Theilen der Sprachlehre bedarf — eine Einrichtung, durch welche dem Gedächtnisse sich die grammatischen Regeln tiefer einprägen, als wenn sie zerstreut in mehrern Stellen der Sprachlehre erst aufgesucht werden müssen.

Neues englisches Elementarwerk für alle Stände; oder: die Kunst, die engl. Sprache auf die geschwindeste Art richtig sprechen, lesen und schreiben zu lernen. Von *Salom. Lax*, Lehrer der engl. und franz. Sprache zu Dessau. Leipzig, 1806. 8. b. C. H. Reclam. XVI u. 549 S. (1 Thlr, 8 gr.)

Nach des Vf. Absicht soll dieses Werk die Vortheile einer Sprachlehre, eines Uebungs- und Lesebuchs in sich vereinigen, um den, der die englische Sprache zu lernen wünscht, schnell zu einem ziemlichen Grade von Vollkommenheit darin zu bringen, und ihm selbst, für den Anfang wenigstens, das Wörterbuch entbehrlich zu machen. Es enthält im ersten Theile (S. 1—312) eine Sprachlehre mit mehreren Aufgaben zur Uebersetzung ins Englische; im zweyten Theile (S. 313—549), eine Sammlung von Wörtern, die öfters in der Unterredung vorkommen, nebst beygesetzter Aussprache (erster Abschnitt, S. 313—353), englisch- und deutsche Gespräche (zweyter Abschn. S. 354—423), Geschichten, Anekdoten, Gedichte mit Accentuationen und Wörterbuch der darin vorkommenden Wörter. Die Gedichte enthalten unter andern die Ballade aus dem Vicar of Wakefield, turn gentle hermit of the dale etc. und Pope's universal prayer. Dieses Elementarwerk wird auch den Zweck, den sich der Vf. dabey vorgesetzt hat, wohl erfüllen; allein nur in den Händen eines geschickten Lehrers, der die mancherley Unrichtigkeiten, die es hin und wieder darin gibt, zu berichtigen versteht. Die Sprachlehre ist, im Ganzen genommen, brauchbar, obgleich verschiedenes darin noch einer Verbesserung bedürfte. So ist z. B. der richtige Unterschied von any, each, every ganz verfehlt (S. 112, 113), und so, wie hier (S. 114), die Bedeutung von some angegeben ist, wird es leicht der Lehrling mit any für einerley halten, und es ganz unrichtig gebrauchen. In den Aufgaben und den Gesprächen, so wie auch in den Anekdoten, finden sich, neben vielen guten, echt englischen Ausdrücken, auch mehrere Fehler gegen die Sprache. Z. B. S. 59: *welcher verliebt war in sie*, who was fond *in* her, für *of* her, oder who was in love with her; S. 359. how do you find yourself this morning? *wie befinden Sie sich diesen Morgen?* in welchem Sinne to find nicht gebraucht werden kann; S. 376. I will cut *me* one to myown hand, *ich will mir eine* (*Feder*) *nach meiner Hand schneiden*, wo *me* überflüssig ist; S. 413. zweymal Germen für Germans; denn bekanntlich haben nur die Zusammensetzungen von man (als: Gentleman) im Plural men; S. 469. Z. 10. v. u. thinking of nothing *as* the loss, *indem ich an nichts dachte, als an den Verlust*, wo es but heissen muss. — Eine sehr grosse Anzahl Druckfehler — am Ende sind nur die wenigsten, und selbst nicht immer die bedeutendsten, angezeigt — werden überdiess den Anfänger oft sehr in Verlegenheit setzen.

Englisches Lesebuch, in 3 Abtheilungen vom Leichtern zum Schwerern. Mit Sprachlehre und Wörterbuch begleitet. Für solche, die sich selbst im Engl. üben wollen, hauptsächlich aber für Anfänger und Vorgerückte in Schulen. Von *Wilh. Jul. Wiedemann*, Rector der Stadtschule zu Neuhaldensleben. Magdeburg, 1805. 8. b. J. V. Hessenland. XV u. 366 S. (20 gr.)

Der Absicht des Verfs. zufolge soll dieses Lesebuch als Vorübung dienen, um den, der die englische Sprache zu erlernen wünscht, in den Stand zu setzen, ohne weitere fremde Beyhülfe, jedes englische Buch lesen zu können. Zu diesem Zwecke ist das Buch in drey Abtheilungen eingetheilt. Die erste (S. 1—54) enthält eine Sammlung kleiner Geschichten und Fabeln, nebst (S. 55—142) einer kleinen englischen Sprachlehre, die zweyte Erzählungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts, Gespräche, Bruchstücke aus der Geschichte, von

Digitized by Google

Gibbon, *Robertson*, *Hume*, *Burnet* u. s. w. unter andern der erste und zweyte Auftritt des ersten Aufzugs aus *Kotzebue's* Menschenhass und Reue, nach *Benj. Thompson's* Uebersetzung (im Engl. the Stranger genannt) als Probe, wie Engländer aus dem Deutschen übersetzen; die dritte Abtheilung enthält (S. 241—295) Gedichte von *Pope*, *Bloomfield*, *Thomson*, Fabeln von *Gay*, auch Uebersetzungen deutscher Gedichte, als des bekannten Rheinweinlieds von *Claudius* u. s. w. In einem Anhange (S. 296—320) folgen noch Stellen aus *Youngs* Nachtgedanken, aus *Day's* sterbendem Neger, aus Pope's Essay on man u. s. w., und zuletzt (S. 320—366) ein alphabetisches englisch-deutsches Wörterverzeichniss. Jedem Stücke sind deutsche erklärende Anmerkungen, die zuweilen auch die Aussprache betreffen, beygefügt. In den Stücken der ersten und zweyten Abtheilung sind diese Anmerkungen am zahlreichsten, sparsamer in denen der dritten Abtheilung. — Die grosse Mannichfaltigkeit der in diesem Buche enthaltenen Aufsätze, verbunden mit den sehr lehrreichen Anmerkungen, machen es unstreitig zu dem Zwecke, den sich der Verf. vorgesetzt hat, sehr brauchbar. Die kleine Sprachlehre stellt in dem Umfange so weniger Bogen den Geist und die Eigenheiten der englischen Sprache, ihre innern Schönheiten, ihre Kraft, ihre Vorzüge vor mehrern andern neuern Sprachen trefflich dar. Der Verf. hat gar keine Regeln der Aussprache beygefügt, weil mündlicher Unterricht doch dabey unentbehrlich ist, hat aber gleichwohl oft in den Anmerkungen die Aussprache einzelner Wörter, und S. 238 bey einem ganzen Aufsatze die Aussprache mit deutschen Buchstaben, und, wie Rec. dünkt, nicht eben glücklich ausgedruckt. The ist durch *se* (wofür man auch *de* oder *dö* lesen könne), with durch *weitt*, und überhaupt stets das w durch *we* geschrieben. Diess muss nothwendig den Lernenden zu einer ganz falschen Aussprache führen, und wenn der Lehrer ihm erst sagen soll, wie solche Worte ausgesprochen werden müssen, so war es besser, die Aussprache gar nicht durch deutsche Buchstaben zu bezeichnen. Unstreitig sind auch einige Hauptregeln der Aussprache, obgleich dabey noch mündlicher Unterricht des Lehrers erforderlich ist, ein sehr nützliches Hulfsmittel für den Lehrling, um ihm dies, besonders bey der englischen Sprache, so schwere Geschäft zu erleichtern. Aus eben diesem Grunde wünschte auch Rec., dass der Verf. die englischen Wörter im Wörterverzeichnisse mit Accenten bezeichnet hätte, so wie die Bezeichnung bey den Aufsätzen der ersten Abtheilung wenigstens, ebenfalls sehr nützlich gewesen seyn würde; denn gerade der Accent der englischen Wörter, von dem oft die Aussprache der Vocale abhängt, und der, bey lateinischen und französischen Wörtern besonders, so sehr von dem sonst bey andern Nationen gewöhnlichen abweicht, ist es, worin Anfänger am häufigsten gegen die Gesetze der englischen Aussprache verstossen.

HISTORISCHE PROPÄDEUTIK.

Vorbereitung zur Welt (-) *Geschichte* für Kinder. Zweyter Theil. I. Ur-Welt, bis zur Sündfluth. Anfang der Dinge: mehr Raisonnement, als Geschichte. Göttingen, bey Vandenhök u. Ruprecht. 1806. 12. X u. 202 S. (9 gr.)

Von denen, für die das erste Theilchen dieser schätzbaren Vorbereitung bald nach ihrem Erscheinen (i. J. 1779) zweckmässig gebraucht wurde, dürften sich wohl nicht gar Viele zu diesem zweyten Theilchen zurückrufen lassen. Wenigstens würden diese der vom Verf. geforderten Beyhülfe geschickter Lehrer in dem Grade nicht mehr bedürfen, als sie bereits Empfänglichkeit und Sinn für Geschichts-Studium gewonnen haben. Andern, nach des Vfs. Annahme, 12 bis 14jährigen Lehrlingen kann und soll dieses zweyte Bändchen, nachdem alle Ideen des ersten von ihnen vollkommen gefasst worden, mehr zum ersten Lehrbüchlein („Compendiolum") der Erd- und Menschen-Geschichte selbst, als zur Einleitung in dieselbe dienen. Für diesen vorbereitenden Unterricht haben wir auch, seit der vierten Ausgabe des ersten, wahrhaft propädeutischen Bändchens (Göttingen, 1797) mehrere Hülfsschriften erhalten. „*Ulrich Flamming*, ein Vorbereitungsbüchlein auf den Geschichts-Unterricht etc. von *Heusinger* u. *André*. Braunschw. 1799. 109 S. 8." ist brauchbar und gefällig. Nicht minder angenehm belehrt das, im Ganzen sehr empfehlungswerthe, im Einzelnen bisweilen zu weitläufige *Welt-historische Lesebuch;* nach Anleitung der Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, vom Hofr. *Schlözer* (Hildesheim, 1801. VIII u. 302 S. 8.); also ein von ungenannter Hand gegebener Commentar zu dem Büchlein, dessen Fortsetzung wir jetzt anzuzeigen haben. Diese beschränkt sich in ihren VII Abschnitten: Schöpfung; Anfang unserer jetzigen Erde; Anfang des Menschen-Geschlechts, der menschlichen Cultur und der Geschichte; bildliche Vorstellungen von der Ur-Welt in der Bibel und die sogenannte Sündfluth, nur auf einleuchtende, höchst wahrscheinliche Mittheilungen der biblischen Urgeschichte. Statt des „unendlichen und undenkbaren Wortes" *Schöpfung*, wird eine Idee vom Weltgebäude gegeben, alsdann das Werden unserer jetzigen Erde, aus fasslichen physischen Beobachtungen erklärt, und der Anfang aller Dinge durch „Raisonnemens *über* den *Uebergang* des T(h)ier(-)Menschen zum Vernunft-Menschen, und über die mögliche Erfindung von Menschen-Künsten berühret. Aus allen diesen Abtheilungen leuchtet tiefere Geschichts-Kenntniss, sowohl als eine, bey solchen Kenntnissen seltnere Bescheidenheit hervor. Doch ist auch dieser liebe Grossvater in seinen Belehrungen eines Mädchens (welches bald Adelheit, bald Adelheid genannt wurde) bisweilen so geschwätzig, wie

z. B. S. 102—108. von der, einem Götter-Genie beygemessenen Erfindung des — Strickens gar breit zu lesen stehet. Bisweilen ist die Darstellung fast so tändelnd und unhistorisch, wie in dem ersten Bändchen eines niedlichen *historischen Bilder-Buchleins*, wenn man z. B. (nach S. 53 u. 54) in Versuchung kommen soll, zu einem Orang-Utang, „mon frère," zu sagen. (laut S. 74) *Sr. Exc.* der Herr *General Varus* sich, mit seinen 40 *Bataillons* uneingeladen von deutschen Schinken und *Kartoffeln* (?) mästen wollten, oder S. 132 von der Vestalin du-jour und von dem coquetten Anzuge, so wie von häufigen Unglücksfällen dieser „niedlichen Chanoinesses" gesprochen wurde. Seine (S. 46 u. 47 mitgetheilte) Muthmassung, dass endlich die ganze Erdoberfläche geebnet, dadurch kein Fluss und Regen mehr Statt finden und alsdann die Natur, wenigstens die lebendige, die organisirte sterben werde, hätte der Altvater, nebst manchen andern Hypothesen, wenigstens dem zarten Töchterchen, vorenthalten mögen. Uebrigens hat er von seiner bekannten Orthographie, die man wohl richtiger Kakographie nennen dürfte, nicht abgelassen. Nach alter Abneigung gegen das brauchbare *h* fuhr er fort: „Jar, mer, ser, Rum (gloria), tut, Not" und dergl. zu schreiben; dennoch hat er den unschuldigen Dehnungslaut in Thon-Erde und Thon-Schiefer beybehalten. Auch im Gebrauche der Doppel-Mitlauter macht sich der Verf. fehlerhafter Ungleichheit schuldig, indem er z. B. Briten und doch auch Eckel und *Castrolle* geschrieben hat. Ueber den Gebrauch grosser Anfangs-Buchstaben ist er eben so wenig aufs Reine gekommen, wie: „*Ehrenvoll*, *Gränzenlos*, *Menschenleer*" und dgl. so wie „etwas gewisses, *vernünftiges*" u. s. f. beurkunden. Darum kann es Rec., ohne hier länger bey solchen Kleinigkeiten zu verweilen, in der That nicht für überflüssig halten, dass Lehrer, die dieses Büchlein Kindern, welche noch orthographischer Belehrung über unsere Schriftsprache bedurfen, in die Hände geben, der Irrleitung durch jene Schreibfehler eines ehrwürdigen Schriftstellers sorgfältigst zuvorkommen.

AKADEMISCHE U. SCHULSCHRIFTEN.

Philologie. Viro Exper. etc. D. Car. Gottl. Magnus, Consuli Civit. Torgav. optime merito d. 3. Jun. 1807. summos honores ante 50 annos in arte Medica collatos pie gratulantur Lycei Torgaviensis Magistri. *Insunt nonnullae ad Livii historiam Rom. observationes.* Torgau, bey Kurz gedruckt 16 S. in 4.

Herr Rector M. *Benedict*, Verfasser dieses Programms hatte schon 1799—1804. *vier* Programmen, Ad quaedam Livii loca observationes (s. L. L. Z. 1804, 55, 876.) herausgegeben. Diese Bemerkungen werden hier fortgesetzt, ohne dass dies auf dem Titel oder im Eingange angegeben worden wäre. Zuvörderst wird die Urkunde des Friedens der Römer mit den Aetoliern bey Liv. 38, 11. verglichen, die Liv. etwas genauer übersetzt hat, als er gewöhnlich diesen Schriftsteller überzutragen pflegt. Demungeachtet ist manches beym Polyb. bestimmter gesagt, bey Liv. wortreicher ausgedrückt. Die Worte des L. *neue ulla ope iunato* entsprechen nicht ganz der δημοσίᾳ βουλῇ, worauf doch hier alles ankömmt. (Vielleicht ist bey L. vor *iunato* weggefallen *publice*, was durch eine Abbreviatur ausgedrückt leicht durch das vorhergehende *ope* verdrängt werden konnte). Das einzige δραπέτας gibt L. durch *perfugas*, *fugitiuos*, weil die Römer genauer Ueberläufer und entlaufene Sclaven unterscheiden. Es scheint bey Pol. nichts einzuschieben zu seyn. *Aliorum* vor den Worten *qui comparebunt*, verwandelt Hr. B. in *Illorum*, da durchaus keine andern und von den Ueberläufern verschiedene hier gedacht werden können, übrigens aber beyde Worte öfters mit einander verwechselt sind. Mit J. F. Gronov. lieset Hr. B. *traduntor-redduntor* (st. tradantur-reddantur), weil bey P. die Imperativen gefunden werden, und sie auch bey L. nachher vorkommen. Beym P. folgen sodann Worte, die L. übergangen hat. Die Stelle über die von den Act. zu zahlende Kriegscontribution hat L. sehr zusammengezogen, so wie er auch einiges die Geisseln angehendes weggelassen hat. In den darauf folgenden Worten, durch welche die engere Begränzung der Aetolischen Republik ausgedrückt wird, lieset Hr. B. mit Sigon. *L.* Quinctio, statt *T.* Quinctio, in beyden Schriftstellern, die man gewöhnlich einer Nachlässigkeit beschuldigt hat, weil es nicht glaublich ist, dass der Zeitgenosse, Polybius, die beyden Brüder und ihre Consulate mit einander verwechselt haben sollte (auch steht in einigen Manuscripten des P. Αὐκτίου) und eben so wenig, dass Livius diesen Fehler sollte nachgeschrieben haben. Dass aber schon unter dem Consulate des *L. Quinctius* und *Cn. Domitius Ahenobarbus* a. U. 562 die Aetolier mit dem Krieg gegen Rom umgegangen sind, lehrt die Geschichte, und folglich konnte diess Consulat als Gränzpunct angesehen werden. Es ist auch ein doppelter, nicht ein und derselbe Vergleich, der im Polyb. 22, 13 und 15. und Liv. 38, 9 und 11. vorkömmt, und folglich kann aus den erstern Stellen, wo den Aetoliern auch die Städte, die nach dem Uebergang des T. Quinctius nach Griechenland, folglich früher, unter die Römer gekommen waren, abgesprochen werden, kein Schluss gegen die letztern gemacht wurden. Den erstern Vergleich schloss der Consul Fulvius, den zweyten der Senat; beyde geben den Zeitpunct etwas verschieden an, der Senat bestimmter (und vielleicht etwas nachgebender, wenn anders zwischen der Ankunft des T. Quinctius und dem Consulat des L. Quinctius ätolische Städte in die Hände der Römer gefallen waren,) Mit Perizon. wird zu Anfang der Stelle des Pol. gelesen: ἄνδρας χώρας-ἄνδρες, statt des Accusativs. In 38, 59. wo

der Inhalt der Rede des Scipio Nasica für den Scipio African., nicht die Worte selbst angeführt werden, liesst eben aus diesem Grunde der Hr. Rect. *Nam quid de finibus regni dicat?* (statt *dicam*) denn wenn Scipio redend eingeführt wurde, dürfe nicht *tenuisse Antiochum*, sondern, *tenebat Antiochus*, folgen. XXXVIII, 15. wird erinnert, dass Drakenborch mit Unrecht aus zu grosser Vorliebe für die Mainzer Handschr. *tam*, vor *non solum apta* weggestrichen habe, was doch der Sinn fordere, wenn man nicht vorher lesen wolle: nulli *aeque* concioni non solum apta. — XL, 27. Weil im folgenden erzählt wird, dass Aemilius nicht eher aus dem Lager herausgefallen sey, als bis die Feinde es anzugreifen herausgegangen waren: so glaubt B., es müsse statt, *priusquam hostes venirent*, gelesen werden, *priusquam ii in hostes ven.*, so dass diejenigen verstanden wurden, die Livius im vorigen Capitel als künftige Hülfstruppen des Aem. angibt. Aber Aem. erwartete ja gar keine Hülfe mehr (nihil *usquam* auxilii ostendebatur), und kann er nicht den jetzt gefassten Entschluss, einen Ausfall zu thun, ehe die Feinde selbst angreifen, nachher den Umständen gemäss abgeändert haben? XL, 49. ändert Hr. B. in den so vielfach angefochtenen Worten *quaesiuit ab eo ne sibi liberet ac suis vivere?* nichts als die Interpunction: *quaesivit: ab eone* sibi etc. und erklärt *ab eone*, an per eum, a parte eius. — Es folgen in demselben Capitel Worte, die gar keinen Sinn geben: *quoniam illos* etc. Hr. B. fügt zu den zahlreichen Conjecturen anderer die seinige hinzu: *quoniam illi vos ad me prohibent suscipere*, d. i., weil jene meine alten Bundesgenossen nicht zugeben wollen, dass ich euch in meinem Lande aufnehme und mich mit euch verbinde. Die Construction der Worte bleibt also immer verworfen. Die gewöhnlich in XL, 50. so gelesenen Worte: *nec aliud magnopere victores fuisse Romanos*, haben viele Aenderungen veranlasst, die von der ursprünglichen Lesart der ersten Ausgabe und der einzigen Handschrift sich sehr entfernen. Hr. B. glaubt daher, dass dieser folgende Verbesserung näher komme: *nec* alio *magnopere victores fuisse Romanos*; nisi quod postero die manentes intra vallum proelio lacessierint. Spplia per totum diem legisse. In dem *Vertice crederes* der ersten Ausg. scheint uns doch etwas anderes zu stecken. Um die in demselben Capitel angefochtenen Worte, *serius in provinciam venisse*, zu retten, nimmt Hr. B. an, dass *in provinciam* nur von dem Lande der Vaccäer zu verstehen sey, in welchen Theil der grössern Provinz Postumius abzugehen beschlossen hatte (c. 47.). XLI, 23. bemerkt Hr. B., dass die Worte *manereque id decretum*, ohne Aenderung können stehen bleiben, wenn man *dixissemus* aus dem vorhergehenden *interdixissemus* supplirt, so wie bisweilen bey Liv. (3, 13, 6, 27.) *aio* aus dem vorhergehenden *nego* supplirt werden muss. In demselben Capitel zieht er die Sigonius'sche Verbesserung: *quem populi Romani prius poenae*, weil sie durch alte Ausgaben unterstützt wird, allen andern vor. XLI, 27. in der Stelle, wo die von den Censoren Fulvius Flaccus und Postumius Albinus in Rom vollendeten Werke angeführt sind, pflichtet Hr. B. zum Theil des Donatus Ergänzungen und besonders seiner Emendation: intromitterentur *ferae*, bey, die folgenden Worte aber ändert er so: *sicut viam* in monte Albano consulibus, *ita clivum* Capit. silice stern. curau. Statt *et eo publico* schlägt er vor: *et eam publicam*. Uebrigens erinnert er in der Einleitung zu dieser Bemerkung selbst, wie schwer es sey, so verderbte Stellen auf eine wahrscheinliche Art zu berichtigen und ihre Lücken zu ergänzen. Eine Stelle im 28. Capitel, glaubt er, lasse sich bloss durch Einschaltung der Verbindungspartikel retten: liberatis vectigalibus *et* restitutis. — Wir haben wahrscheinlich noch eine Fortsetzung dieser Bemerkungen zu hoffen.

Sacra natalitia Ser. Duc. Sax. Goth. Altenb. Aemilii Leopoldi Augusti in Ill. Gymnas. Frider. Altenb. celebranda indicit Aug. Matthiae, Ph. D. Director gymn. Altenburg in der Hofdruckerey [1807.] 9 S. 4.

Dieses Programm handelt von einigen Stellen des Cicero, in denen der Verf. theils Verbesserungen vorschlägt, theils die alte Lesart vertheidigt. Ueberaus glücklich liesst der Verf. de Orat. I. 45. *cum ingenio sibi auctoritatem reperissent*, wo die alte Lesart ist, *cum ingenio sibi auctore dignitatem reperissent*. Den Ursprung dieser Lesart glauben wir jedoch leichter als der Verf. so erklären zu müssen: ein Abschreiber, der das Wort *dignitas* aus dem Anfang des Perioden im Gedächtnisse hatte, schrieb *dignitatem* statt *auctoritatem*; er verbesserte sodann den Fehler, indem er unter die ersten 5 Buchstaben des Worts *dignitatem* Puncte setzte, und darüber schrieb *auctori*. Ein anderer Abschreiber übersah die Puncte, und setzte auctore dignitatem in den Text. Sehr schön rechtfertigt übrigens Hr. M. seine Verbesserung, und vertheidigt gründlich die ganze Stelle gegen die Aenderungen von Ernesti und Schütz. Auch I, 47. am Ende, sucht Hr. M. die Stellung von *oneris* durch mehrere ähnliche Stellen zu rechtfertigen. So empfehlenswerth auch diese Vorsicht ist, und so sehr wir es billigen, dass der Verf. nicht, wie man jetzt zu thun pflegt, gleich mit Emendationen bey der Hand ist, so können wir uns doch nicht überzeugen, dass Cicero sollte geschrieben haben, *quoniam id nobis, Antoni, hominibus id aetatis, oneris ab horum adolescentium studiis imponitur*. Die von dem Verf. angeführten Stellen rechtfertigen diese Stellung nicht, sondern verlangen vielmehr, dass *oneris* nach *imponitur* gesetzt werden müsste, dafern nicht vielleicht das Wort gar eine Randglosse ist. Lesenswerth ist die Vertheidigung zweyer Stellen de Or. III. 38. in deren ersterer wir jedoch auch *raro* beybehalten möchten: man muss nur nach *raro* ein Comma setzen, und den Ton darauf legen. Eben so könnte man im Deutschen sagen: *selten jedoch, hat auch einmal ein dichterisches Wort Würde*; d. i. *selten gebraucht*. Von den eingestreuten Sprachbemerkungen halten wir die Regel, dass *qui non* oder *quin*, nach einem verneinenden Satze, den Conjunctiv derselben Zeit bey sich habe, welche in jenem Satze vorausgegangen war, für zu allgemein ausgedrückt. Es lassen sich mehrere Stellen dagegen anführen: z. B. Phil. II. 10. *nihil praetermisi, quantum facere, enitique potui, quin Pompeium a Caesaris coniunctione*

Digitized by Google

avocarem. So ad Q. fratr. III. 5. *de aqua et via nihil praetermisi quadam epistola, quin enucleate ad te perscriberem.* Diese Beyspiele zeigen, dass es etwas anders ist, ob von einer wirklich geschehenden, oder bloss beabsichtigten Sache die Rede sey. So würde man sagen müssen, *nihil fecit, quod amicis non esset iucundum*, wenn man bloss auf die Absicht des Handelnden, gesetzt auch, dass sie unerreicht geblieben wäre, sähe; hingegen *nihil fecit, quod amicis non fuerit iucundum*, wenn man die wirkliche Erreichung der Absicht bezeichnen wollte.

Exegese des Neuen Test. *Erklärung der biblischen Stelle des Matthäus* Cap. 26, V. 39, durch welche zur Anhörung einiger öffentlicher Reden in dem Lyc. zu Torgau den 27. März 1807. einladet M. *Traugott Friedrich Benedict*, Lycei Rector. Torgau b. Kunz 15 S. in 4.

Ausser der auf dem Titel angezeigten Stelle, wird zuvörderst auch noch eine spätere (27, 46.), die gleichfalls mit der übrigens so sichtbaren Seelenruhe Jesu, die er auch in den schmerzhaftesten Leiden beybehielt, zu streiten scheint, behandelt. Der Hr. Rector übersetzt die Worte nicht: *warum hast du mich verlassen?* sondern: *warum solltest du mich verlassen?* oder erklärend: *du wirst mich nicht verlassen* (mit Crusius), aus folgenden Gründen: 1. weil das wiederholte *Mein Gott!* das festeste Vertrauen zu Gott ausdrücke, dem eine Klage, als habe ihn Gott verlassen, nicht entspreche; 2. weil auch der 22. Psalm überhaupt Aeusserungen der gewissesten Hoffnung auf die göttliche Hülfe enthalte; 3. diese Uebersetzung mit dem ganzen Verhalten Jesu in seinem Leiden übereinstimme; 4. auch das Hebr. לָמָה öfters so gebraucht werde, dass es einen verneinenden Satz ausdrücke 1 Mos. 27, 45. 2 Sam 2, 22. 4 M. 11, 11. Ps. 10, 1. 42, 10. 43, 2. (Auch in andern Sprachen drücken Fragesätze bald einen bejahenden bald einen verneinenden Satz stärker aus). Die zweyte Stelle, die eigentlich den Gegenstand des Programms ausmacht (26, 39.), scheint noch weniger mit Jesu Seelenruhe und Standhaftigkeit vereinbar. Hr. B. erinnert, dass die hier ausgedrückte Verschiedenheit des Willens Jesu von dem Willen seines Vaters nicht in der natürlichen Todesfurcht gesucht werden könne, in welcher mancho Ausleger sie gesucht haben, und dass auch nicht, mit Theophylact., und andern Kirchenvätern behauptet werden könne, Jesus habe durch diese Aeusserung einer Todesfurcht den Glauben an seine wahre Menschheit bestätigen wollen. Der wesentliche Unterschied des menschlichen und göttlichen Willens gründet sich auf die Begränzung der Willensäusserungen, wie der Handlungen, des Menschen durch Zeit und Ort. Der Tugendhafte muss immer die Ausführung des Bösen hindern wollen, da hingegen die Zulassung des Bösen öfters mit den höhern Absichten der göttlichen Weltregierung überein kömmt, wodurch kein Widerstreit, wenn gleich eine Verschiedenheit, der menschl. und göttlichen Willens entsteht. Davon wird eine sehr gute Anwendung auf jene Stelle gemacht. Nicht Betrübniss über fehlgeschlagene Hoffnung konnte jetzt Jesum beunruhigen; denn das Bewusstseyn unerlaubter Absichten führt nicht zu einem anhaltenden Gebet, wie es Jesus verrichtete; er war auch noch frey; er konnte sich zurückziehen und verbergen. Auch konnte nicht das Ungewisse der Zukunft ihn erschüttern. Er wusste ja alle Umstände seiner letzten Tage voraus, περίφοβον zeigt nie den *innern* kummervollen Zustand des Gemüths, sondern den äussern Zustand an, und Unglückliche beten nicht um Abwendung der Angst, sondern der Leiden selbst. Vielmehr leitet Hr. B. die Seelenangst Jesu von seiner Vorstellung der unzählbaren Vergehungen der Menschen und ihrer Folgen, und namentlich des schwärzesten Verbrechens, das jetzt eben begangen werden sollte her, da der moralisch gute Mensch über den unmoralischen Zustand anderer stets die grösste Betrübniss empfinden muss. Und deswegen rief er Gott um Abwendung der Leiden an, welche ihn durch die Bosheit der Menschen treffen würden. Dieser Wille, nicht aus menschlicher Schwachheit, sondern aus moralischem Gefühl entsprungen, musste aber doch dem höhern Willen der Gottheit untergeordnet werden. Daher übersetzt Hr. B. auch die Worte: *ἐι δυνατὸν ἐστι* mit Hrn. CR. Paulus: wenn es dem Ganzen, dem Zusammenhang der Umstände, gemäss ist, Jesus habe auch schon vorher seine tiefste Betrübniss über die vorsetzlichen Verbrechen seiner Feinde geäussert: Joh. 12, 27. 15, 21. Auch Hieronymus nähert sich in seinem Commentar über die Stelle des Matth. der gegebenen, den Umständen und Gesinnungen Jesu, so wie dem Zusammenhang der Worte, vom Hrn. Verf. angemessen gefundenen Erklärung. Die Gründe aber, mit welchen er die gewöhnliche Erklärung von der Todesfurcht (die übrigens auch den Standhaftesten, besonders bey der nahen Aussicht auf einen schmerzlichen und schmählichen Tod, in einigen Augenblicken überfallen und fast übermannen kann) verwirft, sind hergenommen: 1. aus dem Charakter der Denkart und Handlungsweise Jesu, welche die Evang. uns schildern; in allen Lagen zeigte er die grösste Furchtlosigkeit und Geistesruhe; 2. aus seinen vorhergehenden Erklärungen, dass er sich freywillig aufopfere (Matth. 20, 18. Joh. 10, 18.) und Ermahnungen an seine Schüler zu gleichen Aufopferungen (Joh. 12, 25. Matth. 16, 22 ff.); 3. aus den vorhergehenden Worten Jesu, in welchen er einen nahen Tod mehr zu wünschen als zu fürchten scheint; denn die Worte *περίλυπός ἐστιν ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου*, von denen eine vierfache mögliche Deutung angegeben wird, können nach der Meynung des Hrn. Verf. nur bedeuten: ich bin so betrübt, *dass ich lieber sterben möchte*, wie Jon. 4, 9. (wenn sie nicht nach dem hebr. Sprachgebrauch überhaupt bedeuten: ich bin bis auf das Aeusserste betrübt); aus Joh. 12, 24—27. Denn da Jesus dort im 25. V. die Seinigen zur Standhaftigkeit dringend ermahnt hatte, so können die Worte des 27. Verses nicht von der natürlichen Todesfurcht, sondern von der gerechten Verabscheuung jenes Verbrechens, das die Juden begehen wollten, eingegeben seyn. Nicht der Tod, sondern die Todesart, dass er durch falsche Anklage seiner besser unterrichteten Gegner sterben sollte; erregte seinen tiefen Abscheu und seine Betrübniss.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

151. *Stück, den* 2. *December* 1807.

KIRCHENRECHT.

Grundsätze des Kirchenrechts der Protestanten und Katholiken in Deutschland. Vom Hofr. *Schnaubert* in Jena. 3te u. resp. 2te Aufl. Jena, b. Seidler. 1805. 1806. 8. XXIX. u. 757 S. (2 Thlr. 20 gr.)

Gegenwärtiges Lehrbuch des Kirchenrechts erschien zuerst in zwey abgesonderten Abtheilungen einzeln, und zwar als Grundsätze des Kirchenrechts der Protestanten in Deutschland 1792. und zweyte Auflage 1795. und als Grundsätze des Kirchenrechts der Katholiken in Deutschland 1794. wobey zugleich obiger gemeinschaftliche Titel beygelegt war, der nun deshalb die jetzt erneuerte Auflage als dritte und *resp.* zweyte nennt. Erst bey dieser neuesten findet sich eine Vorrede, welche den ersten Auflagen fehlte, worin der Verf. sich über sein System und die dabey befolgten Grundsätze erklärt. Da diess freylich bey einem Lehrbuche in so ferne fast die Hauptsache ausmacht, als man in demselben der Regel nach nicht sowohl die Erörterung und Aufstellung neuer Wahrheiten, als vielmehr eine leicht fassliche Uebersicht und zusammenhängende Darstellung der behandelten Wissenschaft mit Rücksicht auf die neuesten Aufklärungen erwarten darf; so glaubt Rec. auch bey gegenwärtiger Anzeige hauptsächlich hierauf Rücksicht nehmen zu müssen. Der Verf. hat daher auch in der neuen Vorrede vorzüglich seine Methode in der gedoppelten Hinsicht rechtfertigen zu müssen geglaubt, dass er 1. die Systeme des Kirchenrechts der Protestanten und Katholiken jedes besonders behandelt und dargestellt, und 2. dabey das Erstere dem Letztgenannten voraufgehen lassen. Dass jene Absonderungsmethode bey weitem den Vorzug vor der ältern, wahrhaft unförmlichen und unsystematischen Behandlungsweise, nach welcher das Kirchenrecht der Protestanten dem Katholischen bey jedem Abschnitt nur als usus modernus angehängt ward, verdiene, diess bedarf gewiss bey Keinem einiges Beweises, der die grosse Divergenz der Grundbegriffe beyder Systeme einigermassen kennt. Allein des Verfs. Gründe für die Vorausschickung des Kirchenrechts der Protestanten vor dem der Katholiken haben Rec. durchaus nicht befriedigt. Sie kommen darauf zurück, dass der Vortrag des Kirchenrechts für „den grössern Haufen protestantischer Zuhörer," denen es nur um vollständige Kenntniss des Kirchenrechts der Protestanten zu thun sey, sonst nicht Interesse genug habe — dass also, geradezu gesagt, die Zuhörer sonst nicht leicht zum Aushalten bey den Vorlesungen zu bewegen wären! Ohne zu erwähnen, dass hierin ein trauriges Geständniss über die Unzweckmässigkeit der deutschen akademischen Disciplin liegt, ist es wohl augenfällig, dass diese Rücksicht auch bey einem Lehrbuche über das wissenschaftliche System und die Lehrmethode nicht entscheiden könne, und die Accommodation des Lehrers in die offenbar unrichtige Ansicht der erst zu unterrichtenden Zuhörer hier zu weit getrieben sey. Das protestantische Kirchenrecht hat zu viele Theile des ältern Katholischen in Ausdrucken, Begriffen und Grundsätzen beybehalten, und diess Katholische ist wieder zu sehr in sich zusammenhängendes System, als dass jene beybehaltene Bruchstücke sich gründlich und vollständig entwickeln liessen, ohne jenes System erörtert zu haben. Durch des Verfs. angenommene Ordnung gehen offenbar alle Vortheile der abgesonderten Darstellung beyder Kirchenrechtssysteme verloren, und es müssen die Fehler der fehlenden Uebersicht und der Wiederholungen, welche bey der sonstigen Vermischung Statt fanden, wieder eintreten. — Ja Rec. kann nach seiner Erfahrung des Verfs. Grund nicht einmal als ganz passend erkennen, da ihm wenigstens seine Zuhörer, sofern sie nicht ganz leichter Art waren, aushielten, indem er durch lebhaften Vortrag ihre Aufmerksamkeit auf die mannigfaltigen feinen und scharfsinnigen Erklärungen und Wendungen des katholischen Kirchenrechts und den genauen Zusammenhang mit dem System der Hierarchie zu erregen, und ihren Verstand dabey in Anspruch zu nehmen suchte. Und er möchte daher den Verf. wohl fragen: ob ihm jetzt vollends seine Zuhörer bey dem zuletzt zu erörternden katholischen Kirchenrecht treu blieben, wenn es

Digitized by Google

ihnen nach seinem eignen Geständniss so nöthig nicht ist? Wollte der Verf. blos für seine protestantischen Zuhörer schreiben und lehren: so würde das Lehrbuch am zweckmässigsten einer blos historischen Darstellung des katholischen Kirchenrechtssystems als Einleitung bedurft haben, worin die Grundbegriffe mit verwebt und erklärt wurden, und es bedurfte einer nachfolgenden besondern Erörterung desselben gar nicht.

Auch die innere Oekonomie der einzelnen Kirchenrechtssysteme dürfte vielleicht in der Stellung der einzelnen Abschnitte einige Erinnerungen begründen können. Rec. bescheidet sich aber, dass hierbey zu viel auf individuelle Ansichten ankomme, als dass er hierauf eine Kritik bauen möchte. Er lässt vielmehr dem Fleiss und der Kenntniss der neuern Literatur, welche der Verf. allenthalben bey der einzelnen Bearbeitung gezeigt und bewährt hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren. Auch ist derselbe seinen schon sonst geäusserten liberalern Grundsätzen durchgängig treu geblieben, aber auch mitunter durch das Bestreben, solche aufzustellen, wohl etwas zu weit gegangen und unbestimmt geworden. So kann z. B. Rec. der Bestimmung des §. 182. über eine freylich schwierige Frage nicht ganz seinen Beyfall geben, wenn der Verf. hier sagt: „Die Kirche hat das Recht, dafür zu sorgen, dass ihr, so lange sie einen Religionsbegriff für wahr hält, dawider keine Lehre aufgedrungen werde. Ihr Lehrer hat jedoch die Befugniss und Pflicht, allenfallsige *Irrthümer* im Lehrbegriff ihr anzuzeigen, und sie darüber zu belehren.“ Sollte hierin nicht eigentlich ein Widerspruch liegen? Beruht Wahrheit und Irrthum nicht zunächst auf individueller Ueberzeugung eines Jeden? Darf also *jeder* Lehrer etwas Entscheidendes darüber öffentlich sagen, oder nur *seine* Erkenntniss aufdringen? — Rec. hält eine solche *öffentliche* Anzeige und Belehrung, wie sie hier jedem Religionslehrer nachgelassen wird, mit dem Zweck der kirchlichen Verbindung und Versammlung, mit ruhiger, erhebender, gemeinschaftlicher Gottesverehrung, so wie mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung ganz unvereinbarlich. Wenn ein Lehrer glaubt, Gewissenshalber vorhandene Irrthümer als *schädliche* anzeigen zu müssen, so thue er diess bey der vorgesetzten Behörde, welche ordnungs- und verfassungsmässig solche beseitigen kann, oder rüge sie durch Druckschriften, und veranlasse also ruhige Prüfung und den nie ausbleibenden Sieg echter Wahrheit. Nur auf diesem Wege werden die Rechte der unveräusserlichen Gewissensfreyheit mit der, jedem Redlichen heiligen, Erhaltung der öffentlichen Ruhe vereinigt werden! Der öffentliche Angriff des aufgestellten gemeinsamen Religionsbegriffs kann unmöglich jedem einzelnen Lehrer nach Willkühr freygelassen werden. Zahllose ephemere Secten, Verwirrung und gänzliche Auflösung der kirchlichen Verbindung würden die unvermeidlichen Folgen solcher Angriffe seyn, welche zugleich eine Verletzung der vertragsweise angelobten Amtspflichten enthalten würden. — Eben so kann Rec. dem §. 186. nicht ganz beystimmen, wo der Vf. den sogenannten Religionseid unbedingt für unstatthafte Beschränkung der Gewissensfreyheit erklärt. Denn wenn er, wie nachgerade in den mehresten protestantischen Landen wohl angeordnet ist, nur die Angelobung der eigentlichen Amtspflichten begreift, also auch allgemein die Einrichtung der *öffentlichen* Vorträge, dem kirchlichen Lehrbegriff gemäss, erheischt, so ist er wohl eben so wenig ungerecht, wie jeder andere Amtseid. — In den neuen Ausgaben dieses Lehrbuchs hat Rec., so weit er eine Vergleichung angestellt, durchaus keine Veränderung oder Vermehrung der ersten Auflage finden können, und muss also die vermehrte Seitenzahl lediglich in dem erweiterten Druck dieser neuen Auflagen suchen.

UEBERSETZUNGEN RÖM. SCHR.

1. *Sallust's Werke lateinisch und deutsch*, von *Joh. Christoph Schlüter*, Professor auf der Universität zu Münster. Erster Theil. Münster, bey Pet. Waldeck. 1806. 8. XIV. u. 159 S. (12 gr.) Zweyter Theil. Ebendas. 1807. XIV. u. 320 S. (1 Thlr.)

2. *Bibliothek der römischen Historiker in neuen Uebersetzungen.* Erster Band. *C. C. Sallust's Werke.* Erster Theil. Zweyter Band. *C. C. Sallust's Werke.* Zweyter Theil.

Auch unter folgendem Titel:

Cajus Sallustius Crispus. Uebersetzt von *Friedrich Fröhlich.* Erster Band. *Sallust's Catilina und Cicero's Catilinarische Reden.* Wien, 1804. 8. VIII. u. 174 S. Zweyter Band. *Sallust's Jugurtha und Abhandlungen über die Einrichtung der Republik.* Wien, im Verlage bey Anton Doll. 1804. 8. 214 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Nachdem sich Hr. Prof. Schl. länger als ein ganzes Jahrzehend mit dem Sallust, zugleich mit allem, was zum Studium und zur Nachbildung classischer Werke des Alterthums gehört, fast unablässig beschäftigt hat, kündigt er in der Vorrede eine neue Uebersetzung von Sallust an, die sich durch jede Art von Correctheit vor der alten auszeichnen werde. Es ist nemlich eine völlige Umarbeitung der, vor 14 Jahren von ihm erschienenen, ihm selbst aber als ein jugendlicher Versuch, nicht genügenden Uebersetzung der Catilinarischen Verschwörung und des Jugurthi-

Digitized by Google

nischen Krieges von Sallust. Und man erkennt auch in der That gar bald die vertraute Bekanntschaft mit Sallust und seinem Sprachgebrauch, welche sich Hr. Schl. erworben hat: dabey bietet sich der deutsche Ausdruck so ungesucht und erschöpfend dar, dass, ungeachtet des Ueberflusses an Uebersetzungen des Sallusts, diese doch am wenigsten entbehrlich seyn dürfte. Der Geist des Schriftstellers, seine Gedankenfülle ist in dieser Uebersetzung überall sichtbar: mit vieler Genauigkeit und Treue sind alle Worte wiedergegeben, ohne die lat. Worte und Wendungen durchschielen zu lassen. Nur der gegenüberstehende lat. Text erinnert daran, dass es Uebertragung ist, und ohne Furcht, seiner Uebersetzung durch diesen eigensinnigen Wächter häufigen Tadel zuzuziehen, konnte Hr. Schl. dem lat. Sallust seinen deutschen an die Seite setzen. Leicht mag man indess diesen Abdruck des lat. Textes für überflüssig halten: allein Hr. Schl. entschuldiget diese Einrichtung damit, dass er nach einer aufs neue angestellten, sorgfältigen Kritik, den Text möglichst correct zu liefern glaubt. In wie weit ihm dies gelungen ist, lässt sich jetzt noch nicht entscheiden, da er sich in einer besondern Schrift, welche eine Kritik aller Uebersetzungen und vorzüglich der seinigen enthalten wird, über diese und jene Verbesserung zu erklären versprochen hat. Fast durchgängig fanden wir den Text, wie er in der beliebten Tellerschen Ausg. gedruckt ist, jedoch ohne die Aenderungen, welche T. in dem exam. var. lect. bey einigen Stellen, gegen seinen Text, nachholt, aufgenommen zu sehen. Z. B. bell. Jug. c. 58. ist legum, cultusque pleraque beybehalten, welches T. für leges c. pl. zurücknimmt, auch c. 100 fehlt proficiscitur zu in hiberna, was T. gegen Corte vertheidigt, ohne jedoch es im Texte zu haben. Jug. c. 12. hat Hr. Schl. impellitque nach onerat mit Corte weggelassen, aber übersetzt. c. 16. für in amicis habuerat liest man bey Schl. inimicis habuerat, und übersetzt ist: *Hiewahl Jug. an ihm* (L. Opimius) *einen Gegner gehabt hatte.* Wir stimmen bey, dass Opim. wohl mag Gegner des Jug. gewesen seyn, da es gleich darauf heisst: tamen adcuratissime recepit: dando et pollicitando perlecit — Eben so sagt Sall. c. 103. nach den Worten: Eos ille pro vanis hostibus, sed accurate ac liberaliter habuit. Allein nur darf dann die praeposit. *in* vor *inimicis* nicht wegfallen, mit welcher Sallust habere in diesem Falle construirt wie c. 7. Die Uebersetzung des Hrn. Schl. liest übrigens gewiss jeder, mit oder ohne Vergleich des lat. Textes, mit Vergnügen, und überzeugt sich sehr bald, dass die Ungezwungenheit und Deutlichkeit, und die Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache, und in der Wahl der passendsten Ausdrücke neben vorzüglicher Treue und Genauigkeit alle Aufmerksamkeit und allen Beyfall verdient. Wir enthalten uns irgend eine längere Stelle beyzufügen, weil sich daraus schwerlich noch auf das Ganze mit Sicherheit möchte schliessen lassen, und es auch in minder treuen und lesbaren Uebersetzungen gelungene Stellen geben kann. Durch die Angabe einiger Unrichtigkeiten, welche jedoch mit der grössern Zahl der Abschnitte immer seltener werden, wird sich schon ergeben, dass, wo nur solche Fehler eingeschlichen sind, und gröbere Verstösse durchaus nicht angetroffen werden, im Ganzen Correctheit und Treue der Uebersetzung im hohen Maasse zu Theil geworden sey. Catil. c. 1. Nam prius, quam incipias, consulto et ubi consulueris, mature facto opus est. „*Denn jeder Unternehmen bedarf Ueberlegung* (wenn?) *und nach der Ueberlegung rascher That.* c. 5. Agitabatur magis magisque in dies animus ferox, inopia rei familiaris et conscientia scelerum: quae utraque his artibus auxerat, quas supra memoravi. „*Immermehr gedrängt ward sein unbändiger Muth von Dürftigkeit und Bewusstseyn der Schandthaten, da er als solcher, wie ich ihn beschrieben, immer tiefer gesunken war.* Quae utraque ist übersehen: his artibus zu allgemein und nicht bestimmt genug ausgedrückt; das Gesunkenseyn deutet zwar nach dem Sprachgebrauch auf Dürftigkeit und Lasterhaftigkeit vorzugsweise hin; aber ohne nähere Angabe nicht auf beydes zugleich. Warum also nicht den lat. Worten gemässer: denn beydes hatte bey seinem Betragen, wie ich es oben beschrieben, zugenommen? c. 7. Sed ea tempestate coepere se quisque extollere magisque ingenium in promtu habere. „*Nun fing jeder an sich zu regen und mehr seine Fähigkeit zu zeigen.* Besser möchte wohl dem se extollere *sich hervorzuthun* entsprechen gloriam ingentem, divitias honestas volebant, „*grosser Ruhm, nur ehrliches Auskommen war alles, was sie wünschten:* das *nur* macht zur Erklärung die folgenden cursiv gedruckten Worte überflüssig. Dagegen wird man c. 10. die Worte: magis voltum, quam ingenium bonum habere nicht erschöpft finden, „*mehr edel scheinen als edel seyn.*“ Der Schein des edeln Sinnes kann auch anders, als durch die Miene, sichtbar werden. Durch diese wenigen Stellen wollte Rec. nur auf den Werth der Uebers. aufmerksam machen, da man selbst bey der genauesten Vergleichung des Textes gewiss nie auf ungeschickte, unverständliche und schiefgewählte Ausdrücke stossen wird, so dass Hr. Schl. sein Recht als Uebersetzer der Alten, wenigstens des Sallust, aufzutreten, vollkommen bewährt hat. Und warum sollte man bey diesem Fleiss, dieser Genauigkeit und dieser Kenntniss beyder Sprachen von Hrn. Schl. nicht jeden andern lat. Prosaiker eben so treu und wohllautend wiedergegeben zu sehen wünschen, da die von Sallust der Erzählung eingestreuten Reden und Betrachtungen der Sitten und des Charakters eines Volkes nicht weniger getroffen sind, als der gewöhnliche erzählende Ton. Man vergleiche nur z. B. die Rede des Memmius Jug. c. 31. und man wird nichts von dem Feuer und dem geraden Sinn des lat. Redners vermissen, da auf die Kürze des Ausdrucks, so weit es der deutsche Sprachgebrauch duldet, und auf die Wahl und Stellung der einzelnen Worte, ohne Zwang, aller Fleiss gewendet ist.

Vergleichen wir mit der Schl. Uebers. des S. die von Hrn. *Fröhlich*, welche unter n. 2. aufgeführt worden ist; so treten beyde Versuche als Uebersetzungen nach allen den Ansprüchen, welche man zu machen berechtiget ist, und welche Hr. Schl. in so hohem Maasse erfüllt hat, ziemlich weit aus einander. Denn gerade das, wodurch sich jene empfiehlt, geht der Uebers. des Hrn. Fr. grossentheils ab. Treue ohne Zwang, Freyheit ohne Willkühr, schickliche Wahl der Worte ohne Neuerungssucht, Gewandheit und Rundung ganzer Sätze ohne Vernachlässigung der gediegenen und gedankenvollen Kürze des Schriftstellers bieten sich hier bey weitem nicht so ungetrübt dar. Viele Stellen lassen sich ohne Anstoss lesen, kommen mit denen der Schl. Uebers., so wie beyde mit dem lat. des Sallust überein: aber dagegen stösst man nur zu häufig auf überflüssige, unrichtig verbundene Worte, auf Abweichungen vom Texte, wo es die Noth nicht erforderte, auf undeutsche, wenigstens der reinen deutschen Schriftsprache nicht gemäss gewählte Worte. Daneben schliesst sich oft die Uebers. ängstlich an die Worte des Schriftstellers an, während sie sich ein andermal von ihm entfernt. Beyspiele, wie sie in der Schlüterschen Uebers. kaum irgendwo vorkommen, mögen dieses Urtheil bestätigen. Cat. c. 1. *Talente des Geistes und Körpers* ingenii quam virium opes, ebend. *des Reichthums und der Schönheit Ruhm ist vergänglich und gebrechlich* (fragilis). Gebrechlich ist aber nicht, was sich leicht brechen lässt, sondern was Gebrechen, Mängel, Fehler, an sich trägt. ebend. virtus clara aeternaque habetur, „*glorreich und ewig gilt Geistesstärke.* Sehen wir über den öfter wiederkehrenden Gebrauch des *glorreich*, *glorwürdig*, weg, womit Hr. Fr. magnificus, amplissimus, clar. zu *verdeutschen* sucht; so ist das *gelten* unrichtig damit verbunden. c. 2. ist in terris nicht *auf Erden*, wobey man sich den Himmel als Gegensatz denkt, sondern *allenthalben.* — ebend. sua cuique placebant, „*jedem genugte hinlänglich das seine.*“ placere ist allein noch nicht, sondern erst verbunden mit satis, allenfalls *genügen:* dann aber ist *hinlänglich* völlig überflüssig. — neque aliud alio ferri neque mutari ac miscerì omnia cerneres, „*man würde nicht alles so verkehrt, wandelbar und verworren erblicken.* Eben so wenig, als man aliud alio unausgedrückt finden dürfte, und *zerstreuen* mit *verkehren* verwechselt werden kann, ist hier an den möglichen, sondern an den wirklichen Wandel der Dinge zu denken. Es entspricht auch das *wandelbar* gar nicht den benachbarten Worten. Hr. Schl. übersetzt, „*und man würde nicht das eine da das andere dorthin verschlagen, nicht überall Wechsel und Verwirrung sehen. Ebend.* Quae homines arant, navigant, aedificant, virtuti omnia parent. *Ihr Ackern, Schiffen und Bauen schaffen die Menschen alles durch Geisteskraft.* Das Ackern, Schiffen, Bauen schafft man ja doch nicht! Bey Schl. ist es umschrieben und mit Recht. *Was der Mensch bey Ackerwesen, bey der Schiffahrt, beym Bauen thut, ist alles Sache der Geisteskraft.* Weiter liest man bey Fr. „*Doch viele Sterbliche dem Bauche und Schlafe ergeben, verleben* (transegere) *dumm* (indocti) *und roh, Wanderern gleich, ihr Daseyn. — — Deren Leben* (Eorum ego vitam) *und Tod gelten mir gleichviel; von beyden schweigt man nemlich.* Wie wohlthuend dagegen das quoniam de utraque siletur. Einmal wird zum Nachtheil des deutschen Satzes verbunden, was bey Schl. getrennt, dann wieder getrennt, was bey jenem verbunden war. Das mit Nachdruck und voll Eifer folgende: Verum enim vero is demum mihi vivere atque frui anima videtur geht zum Theil verloren, theils ist die Ansicht des gegenwärtigen Lebens verrückt, bey dem unrichtigen und matten: *Nur der scheint mir gelebt und das Leben* (was ihn beseelt Schl.) *benutzt zu haben.* Strenge der Begriffe bey dem Gebrauche der Worte geht dieser Uebersetzung in hohem Maasse ab: daher so manches schleppende überflüssige lästige Wort. Wir heben deshalb noch eine Stelle aus dem 20sten Cap. aus, wo Catilina's Rede durch Wiederholung einiger Worte gegen den Willen des Schriftstellers zu heben versucht wird: wie spes magna, dominatio in manibus frustra fuisset: *umsonst die grosse Hoffnung, umsonst* die Herrschaft in unsern Händen. (Was Herrn Schlüter an dieser Stelle verloren ging durch die Trennung des frustra vor in manibus, hat er durch das eingeschobene *selbst* vor *in unsern Händen* zu ersetzen gesucht, wofern es nicht zur *Herrschaft* gehören soll. Es konnte wegfallen.) Weiter liest man bey Herrn Fröhlich die Worte: neque ego per ignaviam, aut vana ingenia incerta pro certis capturem, so gegeben: *Ich würde auch nicht der Thor seyn für Feige und Wankelmüthige das Ungewisse statt des Gewissen zu ergreifen.* Die Bemerkung der Thorheit brauchte Hr. Fr. nicht besonders beyzufügen: per ignaviam aber kann durchaus nicht seyn *für* sondern *mit* Feigen (wie Schl. es gefasst hat). Bald darauf ist simul quia ohne Grund weggelassen und die Worte ea demum firma amicitia est gegen den richtigen Gebrauch des deutschen Artikels übersetzt, *ist ja erst die veste Freundschaft.* ea ist übersehen. Die nachdrucksvolle Stelle Quae quousque tandem patiemini fort. v., ist verschoben und verputzt. *Wie lange, tapfere Männer, wie lange wollt ihr dieses noch dulden?* Wie richtig und kräftig Schl. *Das! ihr tapfere Männer, wie lange wollt ihr's noch dulden?* Das folgende: en illa, illa quam s. opt., libertas, ist auf ähnliche Weise verdorben. *Erblicht, erblicht, die — —* Das frühere Quin igitur expergiscimini? ist nicht erreicht und falsch gewendet durch *Erwacht dann!* Treu und zwanglos dagegen Schl. *Erwacht ihr denn nicht? Seht da jene, jene so oft gew. Fr.*

Nicht weniger mangelhaft ist die Uebers. des Jug. Krieges. Undeutsch ist Jug. c. 1. *vermag weder jem und geben* (zu geben) *noch entreissen* (zu entr.). Durchaus

unrichtig ist c. 2. Postremo corporis et fortunae bonorum, ut initium, finis est. *Denn wie der Anfang, so ist ein Ende der Leibes- und Glucksguter*, statt L. u. Gl. Güter haben, wie einen Anfang, auch ein Ende. c. 4. At contra, quis est omnium his moribus, quin — *Im Gegentheil, wer ist unter allen von der jetzigen Sitte* — Deutsch und verständlicher Schl. *Wo ist aber, bey den jetzigen Sitten, ein Einziger.* Im 7. c. ist munificentia animi nach Fr. *offner Geist.* Schl. hat übersetzt sein *wildes* Gemuth. Letzteres ist offenbar Druckfehler für *mildes* Gemuth. Der *offne Geist* aber ist dieses Mal unverbesserlich. c. 8. übersetzt Fr. qui luxuriae non mediocrem animum pollicitando accendebant, den animus med. *seinen ohnehin nicht abgeneigten Sinn.* Schl. *ohnehin schon hochfahrenden Muth.* c. 10. in Hispania nomen familiae renovatum: postremo — Fr. *du erneuertest in Hispanien den Namen unsers Stammes und hast endlich* — Der Gebrauch des Imperf. und der Uebergang ins Perf. ist verwerflich. *In Spanien* (übersetzt Schl.) *ist der Name unsers Stammes wieder verherrlicht worden; endlich hast du* — Ueberhaupt weiss Hr. Schl. die Stellung der lateinischen Worte trefflich im Deutschen zu erhalten, und weicht nur nothgedrungen ab, oder wo nichts dabey verloren geht. Eben so auffallend, wie in der eben angeführten Stelle werden bey Hrn. Fr. die tempora vertauscht c. 12. Qui postquam in aedes irrupere, diversi regem quaerere; dormientis alios, alios occursantis interficere. „*Nachdem diese eingebrochen waren, suchten einige* (diversi!) *den König auf, andere morden die Schlafenden, andere die, die ihnen aufstiessen* — (also suchten diese nicht auch den König?) Lebendig tritt diese Greuelscene hervor bey Schl. *Kaum sind sie hineingedrungen, so suchen sie der eine hier, der andere dort, den König — wer da schläft, wer ihnen entgegentaumelt, wird ermordet.* Gegen die Bedeutung des Wortes liest man bey Fr. c. 14. auxilium petere *Hülfe erflehen* fur um Hulfe anflehen — omnia secunda et obed. sunt, *alles blüht* (glückt) und — — Unrichtig und übeltönend sind ebendas. die Worte übersetzt: Quos ego audio maxuma ope niti, ambire, fatigare vos singulos, ne quid de absente, incognita causa, statuatis. Fr. *ich höre diese alles aufbieten, um jeden Einzelnen von Euch zu bethören und zu vermögen, dass ihr nichts über die Abwesenden, bey unerkannter Sache beschliesst.* Dagegen Schl. *die, wie ich höre, alles aufbieten, jeden von euch umschleichen, jedem zusetzen, in seiner Abwesenheit, ohne ihn gehört zu haben, doch ja nichts über ihn zu beschliessen.* simulare fugam ist nicht *die Flucht heucheln.* Man heuchelt, indem man den Schein beyfallswürdiger Gesinnungen annimmt; cui licuerit ist *da es mir erlaubt wäre*, nicht *war.* Die folgenden Worte: *O säh' ich den — eben so heucheln und einst bey Euch und bey den unsterblichen Göttern die menschlichen Angelegenheiten richten*, setzen folgende Textesworte: Utinam illum ead. haec simulantem videam et aliquando apud vos et ap. deos imm. rerum humanarum curam gerentem. Allein Sallust schrieb simulantem videam; et — — *aut* apud vos — — *cura oriatur.* Gewiss reicht diess hin, um die Mangelhaftigkeit der No. 2. angeführten Uebersetzung des Sallust von Fröhlich zu beweisen. Wir sind bereit, dergleichen Verletzungen der Treue, Deutlichkeit, Sprachrichtigkeit noch in grosser Menge nachzuweisen. Doch da Hr. Fr. ausser den Werken des Sallust auch Cicero's Catilinarische Reden als Actenstücke zu der Cat. Verschwörung beygefügt hat; so ist es billig zu sehen, in wie fern er den Vortrag des Cicero im Deutschen zu erreichen im Stande gewesen sey. Allein auch hier finden wir dieselben Mängel, von denen wir einige noch ausheben wollen; wie I. c. 3. nostra tamen qui remansissemus facile contentum te esse dicebas. — — *Du seyst zufrieden mit meinem Tode, der ich geblieben bin.* Ferner: *du unternimmst nichts, spinnst nichts*, (nihil moliris) *denkst nichts, was ich nicht höre, ja sehe und wittre* (planeque sentiam). c. 4. hic hic sunt in nostro numero Patr. C. in hoc — consilio: *Unter uns, Senatoren, in diesem Orte des Rathes* — Cum illi ipsi venissent, quos ego jam multis ac summis viris ad me id temporis venturos esse praedixeram *und liess die nicht herein, die du früh zu mir schicktest, um den Gruss zu bringen, als sie kamen; ihre Ankunft um diese Zeit sagte ich vielen grossen und hohen Männern voraus.* Höchst ungefällig! Die Worte geben oft den wahren Sinn nicht vollständig, oder drücken etwas anderes aus, oder verfehlen ihn ganz. So c. 5. non est saepius in uno homine salus summa periclitanda reipubl. *Zu oft darf man aber einem Manne das höchste Wohl der Rep. nicht vertrauen.* Ebend. Quam diu mihi — insidiatus es, non publico me praesidio, sed privata diligentia me defendi. *So oft du mir* C. — *Fallen legtest, vertheidigte ich mich nicht* — — Gegen Fallen vertheidigt man sich nicht: vor Fallen hütet man sich. Dergleichen Unrichtigkeiten durfen aber durchaus nicht in einer Uebersetzung und in der Uebersetzung eines classischen Schriftstellers, namentlich des Sallust, vorfallen. Lehrer in Schulen verweisen sie der Nachlässigkeit der jungen Leser des Sallust mit verdientem Unwillen, und an einer zum öffentlichen Gebrauch aufgestellten Uebersetzung sollte man sie ungeahndet hingehen lassen? Wer nicht der Sprache machtig ist und nicht genug feines Gefühl für das Richtige, namentlich für logische Wahrheit hat, der wage es doch ja nicht die reinen Formen des ehrwürdigen Alterthums in deutschem Abdrucke aufzustellen. Der vorzüglichste Gewinn, welchen das Zusammentreffen mehrerer Uebersetzungen desselben Schriftstellers für die alte Literatur bisher bringen konnte, ist gefunden, seit man angefangen hat höhere Forderungen an Uebersetzer zu machen und durch glückliche Versuche berechtigt worden ist, eine Uebersetzung nur dann gelten zu lassen, wenn sie durchaus unentstellter und reiner Abdruck des Originals ist. Einem solchen dürfen wir von Hrn. Schl. sicher, entgegen se-

Digitized by Google

hen, wenn er bey einer dritten Bearbeitung der Uebersetzung seines Lieblingsschriftstellers auch die kleinsten Mängel zu verbessern weder Zeit noch Mühe sparen wird.

ERZIEHUNGSSCHRIFTEN.

Kleiner Briefsteller für Mädchenschulen, von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. Magdeburg, bey Keil. 1807. (6 gr.)

Dieses Werk erschien schon 1806 unter dem Titel: *Handbuch für Lehrer in Mädchenschulen beym Unterrichte im Briefschreiben.* Wahrscheinlich fand es keinen Absatz, daher erhalten wir es hier unter einem neuen Titel. — Der Verf. dieser Schrift hat in kurzer Zeit eine Menge Schriften für Schulen herausgegeben; manche, ja fast alle sind hier und da gelobt worden. Rec. dadurch verleitet, liess sich alle diese Schriften kommen, und fand sich gewaltig getäuscht: er muss daher jetzt bey dieser Gelegenheit den Recensenten jener Schriften seinen Unwillen zu erkennen geben. Warum rühmt man Werke, die zu einer Verbesserung des Gegenstandes, den sie bearbeiten, fast gar nichts beytragen, als höchstens das Alte (und zwar Unzweckmässige) noch einmal auffrischen, und hie und da ganz kleine, minder wesentliche Veränderungen anbringen. Der Verf. gesteht selbst, in den Vorreden aller seiner erschienenen Schriften, seine Vorgänger fleissig benutzt zu haben. Diese Benutzung besteht nun in nichts anderm, als im wörtlichen Ausschreiben, im Verlängern des Kürzern und im Verkürzen des Längern: oft ist an manchen Stellen die Ordnung verändert, allein nicht zum Vortheil. Das hier vor uns liegende Werk macht keine Ausnahme von seinen Vorgängern. Der Briefsteller für Mädchen ist eine blosse Modification des für Landschulen schon früher herausgegebenen kleinen Briefstellers; Namen und Inhalt sind verändert worden. — Zuerst beweist der Verf. die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Briefschreibens für Mädchen und das zwar mit Gründen, die sehr seicht sind. Ehe es noch zum Briefschreiben selbst komme, wäre eine Anleitung zur deutschen Sprache nöthig. Diese Bemerkung führt denn nun auch den Verf. dahin, in diesem Briefsteller einige Hauptregeln aus der deutschen Sprache vorauszuschicken. Wie diese beschaffen sind, mögen folgende lehren: Seite 3 Regel 3. Bist du zweifelhaft, welche Buchstaben du am Ende eines Wortes gebrauchen musst, so verlängere es, und nimm die Buchstaben, welche du bey der Verlängerung aussprichst, z. B. *Welt*, nicht *Weld*, *denn man sagt Welten*, nicht *Welden* — aber nicht *Walt*, *denn man sagt Wälder*. Das nenne ich doch geschulmeistert. S. 9. No. 3. *Wann wird der Dativ gesetzt?* Bey den Vorwörtern, an, auf etc. Anmerkung. Man kann die Schülerin etwa folgende vier kleine Verse auswendig lernen lassen:

a. Mich, dich, ihn und Sie
Brauch im Dativ nie.

b. Mir, dir, ihm und ihnen,
Müssen dir im Dativ dienen.

c. Bey mit, nach, nächst, nebst, sammt, seit, von, zu und zuwider,
Entgegen, ausser, aus, schreib stets den Dativ nieder.

d. Bey für, durch, ohne, um, so auch bey gegen, wider,
Schreib nur den Accusativ, und nie den Dativ nieder.

Wenn auf *diese Weise* die deutsche Jugend nicht deutsche Sprache lernt, dann weiss Rec. wahrlich nicht, wie sie es lernen soll; denn so *allerliebst* ist diese trockne Materie den Kindern doch noch nicht vorgetragen worden. Warum hat der Verf. diese Verse nicht gleich so eingerichtet, dass sie können nach der Melodie des Liedes: *Schöne Raritäten sind zu sehen etc.* gesungen werden? Nein, das heisst doch mit ungeweihten Händen Willkuhr auf Willkuhr gehäuft, und wenn diese elende Treiben in unsern Schulen jetzt noch so forterhalten werden soll, was kann da die Zukunft hoffen!! — Ist die deutsche Sprache auf diese Art den Mädchen gelehrt worden, dann müssen sie zum Briefschreiben angeleitet werden, *und auf welche Art?* Man höre und verstumme nicht: *Man dictire den Kindern auf die Schiefertafel ein kleines Briefchen, lasse es von ihnen noch einmal aufmerksam überlesen, hierauf aber auswischen, und nun denselben Brief noch einmal von den Kindern nachahmen.* Kann wohl je etwas Unzweckmässigeres gesagt worden seyn? Der Verf. muss wenig oder gar nicht das Werden des menschlichen Geistes beobachtet, wenig oder gar nicht die Hauptgesetze einer echten Pädagogik sich bekannt gemacht haben, denn sonst würde er nicht solche Regeln geben, die alle menschliche Bildung hemmen und zurückdrängen. — Nach diesen Regeln folgen nun einige solche Briefchen: diese müssen die Kinder in der Folge beantworten. Dann kommen Schul- und Kinderbriefe. Die Kinder schreiben einander, was sie in der Geographie Hübsches und Schönes gehört haben, und wie nützlich das alles sey: andere Briefe sind der Naturgeschichte gewidmet; und man liest die Beschreibung von dem Schwane, wie sie in Raff steht. Die Lehrer werden in diesen Briefchen von ihren Schülerinnen sehr gelobt. Kurz, alle diese Briefchen sind ein zweckmässiger Beytrag zur Kenntniss des jetzigen Schulwesens von Deutschland, denn in diesen Briefen liegt der lebendigste Refrain des Schulmeisterns unsrer Zeit. S. 40 im 10. Briefe bekommt ein

Mädchen sogar Lust, wie sie ihrer Freundin versichert, sich einen Seidenbau im Kleinen anzulegen. Nach diesen Briefen folgen *freundschaftliche Briefe*. (Was für Briefe waren denn die vorhergehenden?) Der Inhalt von den folgenden Briefen betrifft Aufträge und Anfragen: z. B. einige Ellen Kattun zu kaufen; oder es wird gefragt, wie der Essig gemacht wird. Köchinnen und Dienstmädchen werden auch gesucht und empfohlen. Unter dieser Rubrik steht auch ein Brief an eine Bauerfrau. Die Bürgerfrau berichtet derselben, dass ihre Kase sehr gut gewesen wären, und sie wünsche nun Butter und Wolle von ihr zu haben. Den Beschluss machen einige Briefe mit Titulaturen. Als Anhang dazu findet man ein Verzeichniss von Titulaturen, von gewöhnlichen Schlussformeln, Aufschriften, Rechnungs- und Arbeitszetteln. Es wird Zeit, dass man allen den Schriftstellern und Erziehern, die in kurzer Zeit so viel für Bürger- und Landschulen schreiben, ein ernstes Wort sagt: denn für die lieben Bürger- und Landschulen ist alles gut, so schlecht es auch ist. Wenn ein Erzieher nichts Ausgezeichnetes schreiben kann, so wird mit der Zeit doch immer noch Rath zu einer Schrift für Bürger- und Landschulen. Unter allen Schulen sind diese am übelsten daran, denn es fehlen ihnen classische Schriften; daher auch aus unserer bürgerlichen Erziehung nicht viel werden wird. Rec. ruft hier alle Erzieher auf, ihm unter der grossen Menge von Schriften für Bürger- und Landschulen eine Einzige zu nennen, welche man in jeder Hinsicht echt classisch nennen könnte? So lange uns diese fehlen, so lange werden wir auch Mangel an classischen Menschen haben. Daher ist Rec. der Meynung, dass jeder Rec., welcher solche Schriften beurtheilen soll, mit der grössten Strenge und mit dem reinsten Wahrheitssinne solche Arbeiten beleuchte: daher es Rec. mit dem Verfasser, den er übrigens nicht kennt, so genau nimmt. Recensent kann es durchaus nicht dulden, wenn man das Schreiben von Schulschriften als einen *Erwerbzweig* betrachtet. — Wir haben bis jetzt noch keine der Natur der Sache gemässe Anleitung zur deutschen Sprache. Es fehlt uns noch bis jetzt an einer Anweisung zu einem stufenweisen und lückenlosen Unterrichte in der deutschen Sprache. Sind erst diese wichtigen Gegenstände natürlich bearbeitet worden, dann brauchen wir gar keine Briefsteller, es wird sich jeder seinen eignen Brief stellen, und solchen entstandenen Briefen wird es nicht an Gehalt fehlen. Ist das Innere bearbeitet, dann ist es leicht, das Aeussere, in welchem das Innere erscheinen soll, vorzuführen. In unsern Zeiten sieht man in allen Dingen mehr auf das Formelle; sind die Formen gelernt, dann denken diese Menschen, kommt das übrige von selbst. Rec. hingegen und mit ihm Tausend andere sind überzeugt, dass, wenn nur die Kraft gehoben und gerichtet ist, dann kommt die Form als nothwendige Folge von selbst, und zwar in der *eigenthümlichsten* Gestalt.

OEKONÖMIE.

Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienenzucht, von einer Gesellschaft praktischer Bienenfreunde im Königreich (e) Wirtemberg. Herausgegeben von M. *Wurster*. II. B. II. Heft. 8. Tübingen, b. Heerbrandt. 1807. 227 S. (16 gr.)

So viel auch über und von den Bienen geschrieben worden, so ist doch immer nur ein Bestreben — nur ein Ziel, wornach alle rennen — nemlich viel Bienen und viel Ausbeute haben zu wollen, und so genau, so sorgfältig und thätig auch ein Bienenvater mit seiner Zucht umgeht, so vermisst Rec. immer einen der wichtigsten Augenmerke, welchen ein Bienenbesitzer vorzüglich und zuerst berücksichtigen sollte, nemlich den Unterhalt für die Bienen. Ungleich anders ist die Nahrung bey Nadel- und Laub-Wäldern, und anders in Gebirgen und auf dem platten Lande. In waldigen Gegenden ist ausser den Bäumen immer Heide die sicherste Quelle; aber was im platten, wiesenarmen Lande? und doch ist man daselbst eben so begierig nach Honig, wo höchstens ein paar alte Weiden und Haselstauden, selten eine Linde, und ausser den Obstbäumen, die oft in rauher und stürmischer Jahreszeit blühen, nur wenige Wiesenblumen zur Nahrung vorhanden. Auch vorliegendes Journal, welches Rec. jetzt erst zu sehen bekommt, hat ebenfalls den Mangel, es sey denn, dass in vorhergehenden Heften dergleichen vorgekommen, die Rec. nicht gelesen hat, und wenn diess der Fall nicht wäre, so bittet und räth Rec., diesem Journal diese Vollständigkeit zu geben, um es dadurch zum vorzüglichsten unter allen zu machen. Der Inhalt des Gegenwärtigen selbst ist:

I. Eine Untersuchung, wie die Organe bey der Mutterbiene (Königin), anders als bey der Arbeitsbiene gebildet werden, v. H. Dr. *Hümelin*. Dieses Resultat fällt dahin aus: dass die Made eine grössere und bequemere Zelle und einen bessern Futterbrey, als die Arbeitsbiene bekomme; daher werde ihr Kopf mehr gerundet, und mithin der Rüssel nicht so gestreckt und hervorragend, als bey den Arbeitsbienen. Man folgert als begreiflich ferner: dass die Schaufeln oder Löffel der Hinterfüsse mehr vom Druck der Zelle herrührten. Sollte aber nicht auch der Gebrauch dieses belasteten Gliedes sich vermöge der immer zu schleppenden Last bald so formen, so wie sich die Daumen eines Schneiders vorne breit und rückwärts drücken? Endlich hält man auch die fehlenden Haare der Mutterbiene für eine Folge einer vollkommenern Ausbildung des Körpers derselben. Rec. kann dieser Hypothese nicht beypflichten; er erinnert vielmehr den H. Verf. R. an Hallers Physiologie T. V. S. 38, wo dieser berühmte Mann eine Stelle aus dem 17. Theil der Samml. der

Reisen S. 270 anführt, nach welcher es heisst: die Thiere haben in warmen Gegenden wenig Haare, in kältern desto mehr und desto längere. Unsere nach Afrika gebrachten Hunde werden dort kahl (und vice versa). Da nun die Mutterbiene steter Wärme ausgesetzt ist, überdem von den andern Bienen immer umlagert und beleckt und beputzt wird, welches den der rauhen Witterung ausgesetzten Bienen nicht wiederfährt, so folgt, dass sie weniger oder gar nicht behaart sey. Auch im Pflanzenreiche findet man den Hallerischen angeführten Satz bestätiget, da zum Exempel der Weizen in kaltern Gegenden mehr Grannen hat, die er in wärmern, wie andere seines gleichen, beynahe ganz ableget. Ob also die Muthmassung: dass die fehlenden Haare eine Vollkommenheit anzeigten und zum Arbeiten geschickter machten, gegründet sey, wagt Rec. nicht zu behaupten. Wenn überdem wahr ist, wie der Hr. Herausg. in der Note sub 1. S. 12 u. f. behauptet, und Rec. auch weiss: dass aus jedem Arbeitsbieneney eine Mutterbiene zu erzeugen möglich sey, so wird obiger Satz des H. v. *Haller* noch mehr bestätigt. Die Theorie der Ausbildung der Geschlechtstheile scheint Rec. nicht einleuchtend genug; es müssen mikroskopische Untersuchungen und Erfahrungen doch endlich hierüber mehr Licht verbreiten.

II. Anzeige und Ertragsberechnung des im Frühling 1805 zu Ludwigsburg errichteten Actienbienenstandes. Das Resultat war, dass das Capital 54 pro Cent getragen hatte, oder jeder Stock hatte 16 fl. 16 kr. abgeworfen.

Nachahmungswerth ist diese Einrichtung, wenn alle Bienenbesitzer ihre Stöcke gemeinschaftlich an ihren Wohnörtern zusammen, den Verständigsten und einem Wärter übergäben. Hierbey wurde Zeit gewonnen, die Bienen besser gewartet und gemeinschaftlich für Unterhaltung gesorgt, so dass Sommer- und Winter-Rubsen etc. gebauet wurden; auf solche Art würde die Ausbeute ungleich besser ausfallen.

III. Ein Wort über die Nordstände, von *Andreae*. Nachdem hier das Nachtheilige der Süd- und Nordstände erwogen worden, fällt das Resultat dahin aus: dass man beyde verbinden solle, um im Nothfalle Veränderungen und Verbesserungen sogleich durch Versetzen der Stöcke bewirken zu können. Die Einrichtung dazu ist S. 54 u. f. zu sehen, und hat den Vortheil, dass 1) starke und schwache Stöcke leicht zu verwechseln, 2) mehrere Stöcke mit weniger Kostenaufwand gestellt werden können, 3) im freyen Felde dauerhafter, als ein einfacher Stand, stehen, 4) eine freye durchziehende Luft erhalten.

IV. Schädliche Vorurtheile bey der Bienenzucht v. *Strauss*. 1) Das Tödten der Bienen wird, wie billig, ganz verworfen. 2) Untaugliche Wohnungen für die Schwärme. Hier züchtiget der Verf. S. 94 die Nimmersatten mit den ungeheuren vielen und grossen Untersätzen und empfiehlt verhältnissmässige Wohnungen, ohne die Form vorzuschreiben. 3) Die Unwissenheit des Zustandes von einem Bienenhalter eines jeden seiner Stöcke. 4) Der freye Ausflug im Frühjahre, nachdem sie sich gereiniget, bey mangelnder Nahrung. 5) Das Dulden vom langen allzustarken Vorliegen der Bienen, und die Mittel dazu, S. 107 u. 108. 6) Das allzuspäte Futtern oder der Vorsatz, gar nicht zu futtern. 7) Ein Fehler ist, hoffnungslose Stöcke zu füttern und die, so Hindernisse am Eintragen haben, Mangel leiden zu lassen.

V. Praktische Bemerkungen vom Jahre 1806, v. *Wurster*. Dies war für den Hrn. Verf. traurig; denn z. E. ein am letzten May eingefasster Schwarm, der in den ersten 14 Tagen 5 Kästen vollgebaut und 55 Pfund wog, hatte zu Ende des Augusts noch 28 Pfund, weil es immer regnete und das Arbeiten verhinderte. (Vorher hatte er auch Faulbrut.) Er theilte daher aus den reichern Stöcken den ärmern durch die obern Aufsätze Futter mit und machte alle an Vorrath gleich reich. Die hoffnungslosen musste er mit Schwefel tödten, um mit ihrem Vorrathe die etwas bessern zu erhalten. Hier findet der Leser ausführliche Beschreibung des Austreibens, Vereinigens etc.

VI. Gewichtstabelle von zwey Stöcken in den Jahren 1805 u. 1806. Nur ein *Beweis* von der Vorsichtigkeit! Der Herr Verfasser sagt S. 165, dass ein Stock, den er vom 1. Jun. an täglich wog, der 36 Pfund 12 Loth anfänglich hatte, am 11ten schon 39 Pfund 23 Loth wog, und am 20sten nur 5 Pf. u. 18 Loth hatte, auch am 20. Aug. noch 58 Pfund und 6 Loth, und den 10. März 1807 noch 26 Pf. u. 18 Loth.

VII. Recension über den vollständ. Unterricht in der Bienenzucht des Prof. Gotthardts.

FRANZÖS. SPRACHE.

Der neue Deutsch-Franzos, ein Noth- und Hilfsbuch (Hülfsb.) für die Unterhaltung beyder Nationen. Erfurt, Beyer und Maring. 1806. 72 und 22 S. 8. (6 gr.)

Auch mit französ. Titel. Ganz auf die Zeitbedürfnisse berechnet, enthält das Werkchen theils Verzeichniss der gewöhnlichsten französ. Wörter mit deutscher Aussprache und Uebersetzung, theils Gespräche über die gemeinsten Gegenstände.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

152. *Stück, den 4. December 1807.*

ANATOMIE.

John Bell's Zergliederung des menschlichen Körpers. Nach dem Engl. durchaus umgearbeitet von D. *J. C. H. Heinroth* und D. *J. C. Rosenmüller*, Prof. d. Anatomie. Zum Behuf des Selbststudiums und anatom. Vorlesungen. Zwey Theile, mit 40 Kupfertafeln von J. F. Schröter. Leipzig, bey Weidmann, 1806. u. 1807. 8. XII und 418 S. u. XVIII u. 450 S. (4 Thlr. 12 gr.)

Durch die thätigen vereinten Bemühungen zweyer Gelehrten, deren Fleiss und Kenntnisse der hiesigen Akademie schon viel genutzt haben, ist ein Werk in die deutsche Sprache übergetragen worden, das zwar weder auf Neuheit in der Darstellung anatomischer Gegenstände, noch auf tiefes Eindringen in die feinere Anatomie Ansprüche macht, aber doch einen guten Leitfaden sowohl zu anatomischen Lehrvorträgen, als zum Selbststudium der Zergliederungskunst liefert. Zu diesen guten Eigenschaften, wodurch sich das Bellsche Werk auszeichnet, kommt noch diese, dass zur Erleichterung der Einsicht in die Bildung und Verrichtung der Theile des menschlichen Körpers einfachere Beyspiele aus der vergleichenden Anatomie beygebracht sind, und dadurch gleichsam der Weg aus der speciellen Zergliederungskunde des menschlichen Organismus in die allgemeine der Thiere überhaupt gebahnt wird; dass ferner die Keime für die chirurgische und pathologische Anatomie an den gehörigen Oertern niedergelegt, und dass endlich die gelieferten Abbildungen nicht ohne Noth gehäuft, treu, und voll origineller Ansicht sind. Aber da, bey diesen Vorzügen des englischen Werks, es doch auch oft über wichtige Gegenstände mit allzuflüchtiger Eile hinweg geht, bey allbekannten hingegen uber die Nothdurft verweilt, und neue glückliche Ansichten blos mit einigen Zügen leicht andeutet, so war eine Umarbeitung desselben allerdings höchst nöthig, welche den überflüssigen Wortkram wegschnitt, die wichtigen Gegenstände mit erforderlicher Vollständigkeit abhandelte, allbekannte Dinge blos mit einigen Worten berührte und die neuen Ansichten in das nöthige Licht stellte. Wir freuen uns, dass diese Arbeit in die Hände zweyer so einsichtsvoller Gelehrten gefallen ist, und dass die Verlagshandlung, welche sich von jeher durch die Uebernahme wichtiger, die Wissenschaften befördernder Werke ausgezeichnet, auch von ihrer Seite alles gethan hat, um dem reichhaltigen Innern durch ein gefälliges Aeussere zu entsprechen.

Das englische Original, welches in dem J. 1797 bis 1804 in 5 Bänden von dem grössten Octavformate herauskam, betrachtet im ersten Theile die Knochen, die Muskeln und die Gelenke; im zweyten das Herz, wobey das Blut, und bey dieser Gelegenheit auch das Athemholen, ferner die Besonderheiten in dem Blutumlaufe im Fötus, die Missbildungen des Herzens und ihr Einfluss auf die Oxydation des Blutes abgehandelt werden, und die Schlagadern, ihr Blut und ihre Verrichtung; im dritten, welcher aus zwey Bänden besteht, das Gehirn, die Nerven und die Sinnwerkzeuge; im vierten endlich die Eingeweide des Unterleibes, und in einem Anhange kommen auf eine sehr sonderbare Weise das Lymphsystem, die Venen und die Zähne vor. Dass eine solche Anordnung der Materien, oder vielmehr Unordnung in der deutschen Bearbeitung nicht beybehalten seyn könne, versteht sich von selbst. Im ersten Bande, welcher zwey Theile des Originals enthält, ist zwar die Ordnung des engl. Verfs. im Allgemeinen befolgt, aber im Einzelnen durch Versetzen, Einschieben und besonders durch bedeutende Weglassungen manche Veränderung und Verbesserung angebracht worden. Das zweyte Buch z. B., welches von den Schlagadern überschrieben ist, handelt auch die Venen ab, und sollte daher richtiger die Ueberschrift führen: von den Blutgefässen. An die Betrachtung des Herzens ist in der deutschen Bearbeitung unmittelbar die Beschreibung der Beschaffenheit des Herzens in der Frucht geknüpft, und das zweyte und vierte Capitel des Originals, wovon das erstere das äussere Ansehen und die Eigenschaften des Blutes, die chemische Zergliederung desselben, den Einfluss der Luft auf das Blut in Ansehung der Röthung desselben, der Mittheilung reizender Kräfte, und der Wärme, das Athemholen oder die Art und Weise, wie die Luft auf das Blut wirken soll, die Respiration der Pflanzen auf 66 Seiten, das zweyte die Missbildungen des Herzens und der Schlagadern,

Digitized by Google

und ihre Wirkungen auf die nicht erfolgende Oxydation des Blutes, die Missbildungen in der Lunge oder den Mangel der Lungenschlagader, die allzugrosse Kleinheit des Herzens, die Erweiterung desselben, die Polypen, die Verdickung der Wände oder der Muskularsubstanz des Herzens, und endlichen die nervösen Palpitationen desselben abgehandelt, ganz weggelassen. Rec. war in Absicht der gestrichenen Beyträge zur pathologischen Anatomie anfangs mit den deutschen Bearbeitern unzufrieden; aber eine nähere Beleuchtung des Weggelassenen überzeugte ihn, dass das Publicum gar keinen Verlust dadurch erlitten habe, indem keine eigene, nicht einmal neue fremde, sondern längst bekannte von Vesalius, Bartholin, Morgagni, Spindler u. a. aufgezeichnete Beobachtungen über diese Abnormitäten von Bell beygebracht worden sind. Nicht einmal seines berühmten Landsmanns, *Baillie*, zu erwähnen, ist doch etwas zu viel.

Auch hat die Anordnung der Muskellehre ein anderes Ansehen im Deutschen, als im Englischen: hier sind zehn Capitel, dort neun; hier sind die Muskeln des Augapfels gleich nach den Muskeln des äussern Ohrs angeführt, dort erst im zweyten Bande bey der Abhandlung des Schwerkzeugs nachgeholt; hier sind die Bauchmuskeln und das Diaphragma in einem besondern Capitel (im sechsten) abgehandelt, dort gleich dem fünften einverleibt worden, u. s. w. — Das neunte Capitel des Originals, welches sich auf 18 Seiten über die Muskularkraft verbreitet, ist im Deutschen auf dritthalb Seiten zusammen gedrängt worden. Bey den Muskeln des Mittelfleisches hat *Bell* etwas Weniges vom Steinschnitte gesagt, welches die deutschen Bearbeiter weggelassen haben. — Die Beschreibung der Muskeln ist gleichfalls abweichend vom englischen Originale. Wenn man in diesem nur zu oft einen beynahe wörtlichen Uebersetzer Sömmerrings wahrnimmt, so zeigt sich Herr D. *Rosenmuller* als einen trefflichen praktischen Anatomen, welcher zwar nicht mit ängstlicher und übertriebener Genauigkeit jedes einzelne kleine Faserbündel mit vielen Worten aufzählt, das ein oder das andre Mal zu einem Muskel hinzukommt, aber dafür eine naturgetreue und gedrängte Beschreibung von dem Ursprunge, der Einpflanzung und dem Nutzen der Muskeln liefert.

Am meisten erblickt man aber die bessernde Hand der deutschen Bearbeiter im zweyten Bande. Denn beym Gehirn hat man Galls Methode, das Gehirn zu zergliedern, so mit der ältern zu vereinigen gesucht, dass auf diese Weise eine naturgemässere Darstellung dieses Organs entstanden ist. Es muss daher dieser Theil als ganz neu ausgearbeitet angesehen werden, wenn auch gleich die Ueberschriften der Capitel in beyden Werken mehr oder weniger mit einander übereinstimmend abgefasst seyn sollten. Nach einer vorausgeschickten vorläufigen Ansicht des Gehirn- und Nervensystems, betrachtet er im ersten Cap. die Membranen des Gehirns. Die Saugadern der harten Hirnhaut nimmt Hr. D. *R.* theils auf das Zeugniss einiger anatomischer Schriftsteller, besonders Mascagni's, theils wegen der Pacchionischen Drüsen an, welche er für lymphatische hält. — Das feste Anhängen der harten Hirnhaut in der Gegend der Näthe der Schädelknochen ist Ursache, dass bey Eitersammlungen und Ergiessungen des Blutes in diesen Gegenden der an der einen Seite der Naht angesetzte Trepan die jenseits der Naht angehäufte Flüssigkeit nicht ausleeren kann. Nach den Bedeckungen des Gehirns betrachtet er die äussere Form seiner Masse, und zwar erstlich am grossen, dann am kleinen Gehirne; es werden hier zuvörderst die an der obern Fläche, dann die an der untern beyder Hirne in die Augen fallenden Erhabenheiten, Vertiefungen u. s. w. beschrieben; und die Nerven nahmhaft gemacht, welche aus dem grossen und kleinen Gehirne hervorkommen. Ehe der Verfasser nun noch auf die Höhlen des Gehirns und die in denselben liegenden Theile fortgeht, hält er sich noch beym verlängerten Marke und beym Rückenmarke auf. Rec. bedauert recht sehr, dass sich Hr. D. *R.* bey der Auseinandersetzung der innern Structur des Rückenmarkes, welche auch nach *Hubers*, *Frotschers* und *Sömmerings* Bearbeitung dieses Gegenstandes noch manches zu wünschen übrig lässt, verweilt hätte. — Nun folgt die Betrachtung der Hirnhöhlen und ihrer Form, wobey denn mehrere durch die Aufsuchung dieser Höhlen, zum Vorschein kommende Theile genau beschrieben werden. Ausser den fünf gewöhnlichen Hirnhöhlen dürfte noch eine sechste in Zukunft hinzukommen, welche Hr. D. *Tobias*, einer unserer gelehrten, jetzt auf Reisen befindlichen, Mitbürger, entdeckt hat, und deren mannichfaltige Abbildungen Rec. bey diesem trefflichen Zergliederer gesehen hat. — Die Beschreibung der Structur der Gehirnmasse ist ganz nach Galls Ansichten eingerichtet. Der Verf. nimmt daher mit diesem an, dass die Rinden- oder graue Substanz mit der weichern und dunklern Substanz, welche die in den Ganglien der Nerven verwebten Fäden verbindet, Aehnlichkeit habe, und dass sie vielleicht nicht mit Unrecht für ein Bildungsmittel der Nervenfasern der Medullarsubstanz des grossen und kleinen Gehirns angesehen werden könne, die sich hier in oberflächlichen und innern Ganglien der Hirnmasse vereinigen. Eben so nimmt Hr. D. *R.* Galls Meynung von den Schlugeln und den gestreiften Körpern, als Ganglien für die Nervenmasse des grossen Hirns, an. — Von den Gefässnetzen und Blutgefässen des Gehirns. — Von den Nerven, welche aus dem Gehirne entspringen, und durch Oeffnungen der Schädelhöhle herauskommen. —

S. 93 hebt die Betrachtung der Sinneswerkzeuge an, wovon blos der erste, welcher in drey Zeilen eine Definition der Sinneswerkzeuge gibt, aus dem Originale entlehnt, das übrige aber eigne Arbeit der deutschen Herausgeber ist. In der sehr fleissigen Beschreibung der äussern Theile des Auges und der Thränenorgane erkennt man den Verf. von *Partium externarum oculi, inprimis organorum lacrymalium descriptio anatom.* Lips. 1797. 4. — Bey dem Gehörorgane kommt zwar wieder einmal vergleichende Anatomie

Digitized by Google

vor, allein auch hier zeigt sich die das Ueberflüssige sorgfältig beschneidende Hand des Hrn. D. *R.* Denn etliche und zwanzig Seiten des Originals sind auf vier zurück gebracht. — Mit der Beschreibung des Geschmacksorgans sind die Zähne verbunden worden, welche im Originale auf eine höchst sonderbare Weise nebst den Venen in einen Anhang verwiesen worden sind, welcher das ganze Werk beschliesst. — Der Eingeweidelehre schicken die Herausgeber eine Einleitung voraus, worin sie über die Unschicklichkeit der alten Eintheilung der Anatomie besonders in Rücksicht der Splanchnologie sprechen. So gegründet das Gesagte ist, so fällt doch auch in die Augen, dass bey der von den Hrn. Herausgebern gewählten Ordnung Wiederholungen nicht vermieden werden können. Es sind diese Wiederholungen bey der Lehre von den Sinnorganen sehr auffallend, wo bald aus der Muskel-, bald aus der Knochen-, bald aus der Gefäss- und Nervenlehre Gegenstände herüber gezogen sind. Dieser Umstand, welcher nicht zu vermeiden scheint, macht uns das Bedürfniss einer bessern Anordnung der anatom. Materien fühlbar. Das Original hat folgende Ordnung: Vom Unterleibe im Allgemeinen und der Bauchhaut; von den häutigen Eingeweiden, der Speiseröhre (?), dem Magen, den Därmen, von den festen oder drusenartigen Eingeweiden, der Leber, der Milz, der Bauchspeicheldrüse und den Nieren; von den männlichen Geschlechtstheilen in der Beckenhöhle (der Harnblase (?!), der Vorsteherdrüse), u. ausser dieser Höhle (dem männlichen Gliede, der Harnröhre und den Geilen); von den weiblichen äussern und innern Zeugungstheilen (der Harnblase, der Scheide, dem Fruchthalter und den Eyerstöcken); von dem Lymphsysteme. Dagegen ist im Deutschen folgende Ordnung aufgenommen: 1. Von der Unterleibshöhle im Allgemeinen, 2. von der Bauchhaut, 3. vom Darmcanale, wo auch von der Speiseröhre und dem Magen gehandelt worden ist, 4. vom Gekröse und den Netzen, 5. von der Leber und der Gallenblase, 6. von der Milz, 7. von der Bauchspeicheldrüse, 8. von den Gegenden der Bauchhöhle (hätte dieses Capitel nicht besser in das erste aufgenommen werden sollen?). Vom lymphatischen Systeme. Von den Harnwerkzeugen; von den männlichen und weiblichen Geschlechtstheilen. Von der Entwickelung und Ausbildung der Frucht. Bey den weiblichen Geschlechtstheilen ist besonders das merkwürdig, was Herr D. *Rosenmuller* von den Eyerstöcken eines neugebornen Mädchens bis in sein zweytes Jahr beygebracht hat. Er bemerkte nemlich, wenn er die Verdoppelung des Bauchfells zwischen dem Eyerstocke und der Fallopischen Röhre, etwas ausgespannt, gegen das Licht hält, einen dunkeln kegelförmigen Körper, dessen breiterer Theil nach der Fallopischen Röhre, der spitzigere aber nach dem stumpfen Ende des Eyerstocks hingekehrt ist. Dem ersten Anscheine nach ist dieser platte Körper aus kleinen Körnern zusammen gesetzt; mit einem Vergrösserungsglase betrachtet zeigt sich aber eine Menge durchscheinender länglichter Canäle, die in dem stumpfen Ende verwickelt zu seyn scheinen, und von demselben gegen die Spitze des Eyerstocks hinlaufen. In jedem dieser Canäle läuft ein schlangenförmig gewundener Faden hin, dessen Windungen aber eben an dem stumpfen Ende des Kegels so eng sind, dass sie einander mit ihren Krümmungen berühren, da sie nach unten immer flacher oder sanfter sich schlängeln und zuletzt ganz ausgestreckt in den Eyerstock übergehen. Der Hr. D. *R.* glaubt eine Aehnlichkeit zwischen diesem Körper und dem Nebenhoden zu bemerken. Noch ein andrer, nicht hinlänglich untersuchter Theil an den innern weiblichen Geschlechtstheilen des Kindes ist ein kleines häutiges Säckchen, welches rundlich und völlig geschlossen ist, und dann an dem freyen Rande der Fallopischen Röhre und dem spitzigeren Ende des Eyerstocks festhängt. Im zweyten Lebensjahre sieht man deutlich, dass die vorhin beschriebenen Canälchen sich in dieses Säckchen hinein senken, und Hr. D. *R.* glaubt, dass nicht blos der ganze kegelförmige Körper, sondern auch der Eyerstock selbst in dieses Säckchen, welches nachher die feste eigenthümliche Haut des Eyerstocks ausmache, nach und nach aufgenommen werde. Wäre diese Vermuthung gegründet, so würde der Eyerstock, auch in Rücksicht der Bedeckungen, eine ähnliche Veränderung bey seinem fortschreitenden Wachsthum erleiden, wie der Hode und Nebenhode, welche beyde erst bey ihrem Herabsteigen durch den Bauchring in eine gemeinschaftliche Hülle eingeschlossen werden.

S. 392 — 412 ist noch ein alphabetisches Verzeichniss derjenigen Zergliederer, nach welchen Theile des menschlichen Körpers benannt worden sind, gegeben, und ihre Lebensumstände sowohl, als diejenigen ihrer Schriften, worin die nach ihnen benannten Theile beschrieben wurden, sind kurz angeführt worden. Den Beschluss des ganzen Werks macht die Erklärung der Kupfertafeln. — Es ist zu bedauern, dass wir Deutsche noch immer uns von dem Wahne nicht losreissen können, als sey nur das gut, was uns das Ausland zusendet, und dass es daher in mercantilischer Hinsicht besser ist, wenn wir an der Spitze eines wissenschaftlichen Werks lieber einen schon einigermassen bekannten Namen eines Ausländers, als den eines deutschen Gelehrten erblicken. Denn gehört denn von diesen zwey Bänden dem Engländer so viel, dass sein Name als der des Verfs. auf dem Titel zu stehen befugt wäre? Je weiter sich das Werk von seinem Anfange entfernt, um desto weniger ist von dem Original beybehalten worden. —

CHIRURGIE.

Benj. Bell's, Mitgl. d. königl. Coll. der Wundärzte zu Edinb. und Wundarztes am das. kon. Hospital, *Lehrbegriff der Wundarzneykunst. Aus dem Engl. Mit einigen Zusätzen und Anmerkungen.* Mit Kupfern. Dritte vermehrte Ausgabe. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1804 — 1807. 8. B. 1. S. XVIII. und 418. B. 2. S. VIII. und 396. B. 3. S. 471. und B. 4. S. 580. Mit 41 Kupfertaf. (2 Thlr. 4 gr.)

So oft auch Rec. die Anzeige dieser neuen Ausgabe des vorliegenden Werkes besorgen wollte, so

wurde er doch immer durch die traurigen Empfindungen, welche ihn dabey bestürmten, davon wieder zurückgedrangt. Jetzt wird er indessen, da die 4 Bände der neuen Auflage erschienen sind, die zeither unterlassene Anzeige nicht weiter aufschieben.

Der sel. *Hebenstreit*, welcher, da der erste Uebersetzer, Hr. Dr. *Kapp*, andrer vielfältiger Geschafte wegen, sich dieser Arbeit entziehen muste, schon an der Revision der zweyten Ausgabe Antheil hatte und dieselbe mit vielen Zusätzen bereicherte, auch noch den ersten Band der dritten Ausgabe ganz besorgt hat, wollte bey derselben einige Veränderungen anbringen. Denn ausser den Zusätzen, welche die im Jahre 1802. erschienene siebente Auflage des Originals enthält, und ausser den hier von dem V. vorgenommenen Veränderungen in der Stellung der Capitel, sollten alle von den deutschen Uebersetzern herrührenden Anmerkungen und Zusätze ganz wegfallen und für den letzten Band aufgespart werden, wo sie entweder in der von dem Verf. beobachteten Ordnung, oder in alphabetischer, als Lexicon der neuesten Entdeckungen in der Chirurgie, beygebracht werden sollten. In Ansehung des ersten Punctes, der Capitelveränderung, ging jedoch Hebenstreit von seinem Plane ab, weil er glaubte, dass diese neue Anordnung eine gänzliche Umänderung der Kupfertafeln nothwendig machen müsste, und dass diess der Verlagshandlung billigerweise nicht zugemuthet werden könnte. Wir läugnen nicht, dass wir in diesem Stücke andrer Meinung sind, als der sel. Hebenstreit. Denn, wenn jene Versetzungen der Capitel nicht willkürlich sind, sondern von der Annahme und Befolgung einer mehr scientifischen Ordnung abhängen, so war die Ersparniss jenes Aufwandes, welche die Verlagshandlung durch Beybehaltung der alten Kupferplatten machte, schlechterdings gegen den grossen Gewinn der bessern Ordnung nicht in Anschlag zu bringen. Auch sind wir überzeugt, dass der jetzige Verwalter der Verlagshandlung zu aufgeklärt und uneigennützig denkt, als dass er der Wissenschaft, welcher diese Handlung mehrere und bedeutendere Opfer gebracht hat, nicht auch noch dieses gern gebracht haben sollte, zumal da die ganz neu hinzugekommenen Kupfertafeln die alte Ordnung doch verändert haben.

Eine Hauptveränderung, welche in der jetzigen dritten Auflage mit diesem Werke vorgenommen ist, besteht darin, dass die Zerstuckelung der Vermehrungen, welche der erste deutsche Uebersetzer, Hr. Dr. *Kapp* sowohl, als der nachherige Herausg., der sel. *Hebenstreit*, theils in Anmerkungen, theils am Ende jedes Abschnitts, theils endlich am Ende des ganzen Werks in besondern Zusätzen hinzugefügt haben, dadurch vermieden worden ist, dass in einem besondern Werke in Form eines Lexicons alles zusammengedrängt werden soll, was andre Nationen und selbst Engländer über die von Bell abgehandelten chirurgischen Materien vorgebracht haben. Diese Arbeit hat Hr. Dr. Clarus, welcher nach Hebenstreits Tode vom dritten Theile an die Uebersetzungen revidirte, wegen andrer Arbeiten an den Hrn. Dr. *Burdach* abgegeben.

Die von dem Verf. der neuen Auflage beygefügten Vermehrungen sind in dieser Uebersetzung gleich an den gehörigen Orten eingeschaltet worden. Es würde eine vergebliche Arbeit seyn, diese Vermehrungen durch eine mühsame Vergleichung der dritten Auflage mit der zweyten aufzusuchen. Rec. begnügt sich blos mit der Vergleichung des einzigen Abschnitts vom Wasserbruche in der alten und neuen Ausgabe. S. 288 Th. 3. gedenkt Bell des Falls, wo durch Zerreissung der Scheidenhaut des Hodens aus einem Wasserbruche einer Wassersucht des Hodensacks geworden ist, und untersucht, ob hier die Radicalcur zu unternehmen, oder blos auf die Ansaugung des ergossenen Wassers hinzuwirken sey. S. 244. liefert der Verf. die Diagnostik des eingeschlossenen Wasserbruchs des Saamenstrangs und des wahren Wasserbruchs des Hodens. S. 304 uber eine zufällige radicale Heilung des Wasserbruchs, und über Keate's Methode, diese Krankheit durch äussere reizende Mittel zu heilen. S. 321 uber die Methode, den Wasserbruch dadurch radical zu heilen, dass man durch eingebrachte Charpie eine Entzündung der Scheidenhaut bewirkt, ist mehr, als ehedem gesagt. — Ein Fall, wo der nicht sorgfältig in die Scheidenhaut zurückgebrachte Hode aus der verheilten Wunde hervorging, und an Statt mit der Scheidenhaut und dem Hodensacke bedeckt zu seyn, blos mit einer dünnen, narbigen Haut überzogen war. S. 323 von einer Folge der Operationsweise des Wasserbruchs durch den Schnitt, nämlich der Entzündung, welche der Verf. meistentheils nicht stärker fand, als man sie nach Trippern sieht. S. 331 ist ein Absatz gestrichen, welcher in der ältern Auflage von den vielen schrecklichen Folgen stand, die durch die Operationsmethode des Wasserbruchs durch das Aezmittel hervorgebracht werden sollen. S. 332—346 kommt ein sehr langer Zusatz uber die Operation des Wasserbruchs mittelst Einspritzungen weiniger oder andrer Flussigkeiten in die Scheidenhaut von Earle. Gegen diese, neuerlich von Earle wieder empfohlene Methode hat der Verf. mehrere Gründe angeführt, ohne jedoch auch die Vorzüge zu verschweigen, welche dieselbe vor andern voraus zu haben scheint. Im vierten scheint die zwölfte Kupfertafel in der deutschen Uebersetzung hinzugekommen zu seyn, wenigstens hat der Verf. in dem Capitel von der Krummung des Ruckgrads dieser Vacherschen Maschine mit keinem Worte erwähnt, ob sie gleich in dem bedeutenden Zusatze der vorigen deutschen Auflage nebst mehrern andern Maschinen angeführt worden war. Ueberhaupt hätte Bell diese neue Auflage weit vollkommener machen können, wenn er, was er nun thun will, schon gethan, und die deutsche Uebersetzung benutzt hätte. Rec., welcher den Auftrag hat, die Zusätze ihm zu übersenden, so bald sie erschienen sind, glaubt, dass das englische Original in Zukunft noch mit einem Bande werde vermehrt werden, welcher blos diese Zusätze in England bekannt machen durfte.

Digitized by Google

SCHULBÜCHER.

Prosodia latina (,) conscripta variisque observationibus aucta et iterum recognita (,) studio *Sigismundi Carlowszky*, in Illustri Collegio Eperiessiensi A. C. Addictorum Philosophiae et Eloquentiae Professoris. Praemissa est in Praefatione dissertatio, de poësi cum universa, tum nominatim latina in scholis nostris diligenter conservanda. Eperiessini, typis Michaelis Rädlitz, 1806. 8. 241 S.

Als in den verflossenen Jahrhunderten die Schuljugend täglich im Lesen der griechischen und lateinischen Classiker und im Nachahmen ihrer prosaischen oder poetischen Schreibart geübt wurde, erzeugten die Schulen eine Menge Redner und Dichter oder wenigstens Versificatoren, die von Zeit zu Zeit ihre in den Schulen erlangte Fertigkeit durch Gelegenheitsreden und Gedichte aller Art an den Tag legten. Diese Zeiten sind vorüber, und heut zu Tage wendet man auf classische Literatur und Uebungen in der lateinischen Poesie zu wenig Mühe auf. Freylich verdienten beyde Extreme Tadel, aber sollte nun ja in Schulen auf eine von beyden Arten gefehlt werden, so hält es Rec. mit den Alten, und wünscht, dass der Eifer der Alten, mit welchem sie griechische und römische classische Literatur umfassten, vom neuen erwache, und dadurch einerseits der verderblichen Polymathie einer durch mangelhafte Kenntniss den indianischen Hühnern gleich bis an die Ohren gestopften und dadurch aufgeblasenen, und von der andern Seite der immer mehr um sich greifenden *infantia* der Jugend nach Möglichkeit gesteuert werde.

Der Verfasser, selbst ein glücklicher lateinischer Dichter, der sich durch ein paar Gelegenheitsschriften und vor kurzem durch eine beträchtliche Anzahl gelungener lateinischer Gedichte in Rumi's Musenalmanach für das österreichische Kaiserthum schon vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist von der strengern Parthey. In der 24 Seiten langen Vorrede dringt er mit Eifer darauf, dass die Jugend in ihrem zarten Alter zu poetischen Uebungen angeleitet werde, und beklagt die Indulgenz unserer Zeiten, zufolge welcher es unserer Jugend frey gestellt wird, aus dem Umkreis der Wissenschaften diese oder jene mit Hintansetzung anderer zu wählen. Indulgentiam dico, diess sind seine Worte, cum adolescentium arbitrio disciplinarum delectum relinquimus, perinde tanquam non omnia, quae tradantur in scholis, sint utilia. Der Rec. ist weit entfernt, dieser Indulgenz einiger neueren Lehrer und Schulanstalten das Wort zu reden, er wünscht nur, das alles, was in den Schulen vorgetragen wird, der Jugend von reellen Nutzen sey, und nach der bewährtesten Methode, auf welche bey dem Unterricht der Jugend so viel ankommt, gelehrt werde. Aber ihm scheint der Verf. in seinem Eifer für die gute Sache zu weit zu gehen, wenn er alle Zöglinge selbst mit Gewalt zu poetischen Versuchen antreiben will. Der Rec. bezweifelt nicht den mannigfaltigen Nutzen, welchen die Jugend aus dem zweckmässigen Lesen der Alten, wie aus den weise von dem Lehrer geleiteten Nachahmungen derselben schöpfen kann. Er wünschte aber, bey Aeusserungen freyer Geistesthätigkeit wohl Lust und Liebe zu erwecken, und die ihrer Kräfte noch unbewusste Jugend aufzumuntern, aber nicht durch Zwangsmittel sclavisch anzutreiben, zumal da Uebungen in der classischen Beredsamkeit und Poesie ein reiferes Alter ihm vorauszusetzen scheinen, da der lateinisch kaum lallende, und einige lateinische Brocken im Vorrath habende Knabe von den Schönheiten, die uns die classischen Werke der Alten so reichlich darbieten, noch nichts empfinden kann, und wenigstens hinlängliche Kenntniss der lateinischen Sprache nebst einiger Bildung des Erkenntniss- und Gefühlsvermögens zur Hervorbringung eines erträglichen lateinischen Gedichts erfordert wird. Dem zufolge ist es die Meynung des Rec., die Jugend allerdings zum Lesen der Alten und eigenen Uebungen anzuleiten, aber die nöthigen Stufen dabey zu beobachten, und nur in den höheren Classen strengere tägliche Stylubungen in der Prosa sowohl als in der Dichtkunst zu veranstalten. Nur in den schon etwas reiferen Jahren ist der Zögling für die ästhetischen Schönheiten der Alten empfänglich, nur dann können die Dichter der Alten auf seinen jugendlichen Geist Eindruck machen, nur dann zu ähnlichen Versuchen ihn entflammen, wenn er hinlänglich mit der Sprache vertraut, lange im Schooss der Natur mit ihren Schönheiten bekannt, mit mannigfachen Erfahrungen des Lebens ausgerüstet ist. *Cui lecta potenter erit res, nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo.*

In einem der Vorrede beygefügten Gedicht *ad librum suum* bewährt der Verf. seinen Beruf zur Abfassung des von ihm herausgegebenen Werks durch eine ganz im Geist des zarten, etwas luxurianten und nur zu bilderreichen Ovid verfassten Elegie. Sie ist eine recht glückliche Nachahmung der bekannten Ovidischen an sein Buch der Elegien gerichteten „*Parve, nec invideo, sine me ibis liber in urbem u. s. w.*," in welcher unser Verf. seinem Buch Anweisung gibt, an wen es sich halten, bey welchen Personen es auf eine gütige Aufnahme sich Rechnung machen soll.

In dem Werk selbst bestimmt der Verf. zuerst den Begriff der Poesie nach Eschenburg, zeigt dann den Unterschied zwischen ihr und der Redekunst, und unterscheidet Prosodie und Poematik. Jene beschäftigt sich als Elementarkunst mit dem poetischen Numerus, diese mit dem Wesen des Gedichts. Nur von jener handelt unser Verf., welcher sein Werk in zwey Haupttheile absondert, a. de cognoscenda syllabarum quantitate S. 5 bis 167, b. de metro seu numero poëtico S. 168 bis Ende.

Der Verf. geht nun in dem ersten Theile die Hauptregeln der Prosodie in der gewöhnlichen Ordnung durch, und erläutert sie hie und da mit Beyspielen. Er handelt a. de vocali ante vocalem, b. vom Diphthong, c. von der Contraction, d. von der Position, e. de prima syllaba praeteritorum perfectorum, f. de Supinis, von welchen die meisten Worte abstammen, g. von dem Incrementum oder von der Declination und Conjugation. Hier nimmt sich der Verf. die Mühe, die Verba nach ihren vier Endungen

Digitized by Google

einzeln durchzugehen S. 32 bis 42, h. von der Derivation und Analogie. Enthält viel Gutes und in andern Prosodien selten vorkommendes. In der Sammlung der Formen für die Primitiven und abgeleiteten Wörter S. 65 bis 154, bey welchen der Zögling gewöhnlich sich verlassen sieht, und alles mit Autoritäten zu beweisen sich begnügt, erwirbt sich der Verf. dieser Schrift ein Hauptverdienst, i. von der Quantität der letzten Sylben, die monosyllaba mit eingerechnet. Einige Anmerkungen über diesen Theil des Werks wird Rec. am Schluss seiner Kritik sich erlauben.

Im zweyten Theil betrachtet der Verfasser das Metrum oder den poetischen Numerus als musicalisches Maass, erklärt die mancherley Füsse und die daraus entstehenden Versarten. Die gewöhnliche Eintheilung der letztern nach der Zahl und Art der Füsse thut ihm kein Genüge. Er versucht S. 175 eine andere nach der Quantität des Metrums, bey welcher es darauf ankommt, ob sie seinen Zöglingen fasslicher und verständlicher seyn wird. Aus mehreren Versen entstehen Gedichte, deren vorzüglichste Arten der Verf. von S. 189 bis 196 durchgeht. Er führt noch andere Benennungen der Gedichte nach ihrer Veranlassung, Zweck, Form und Materie an, und lehrt nun S. 200 folg. die Art der Versification, bey welcher Gelegenheit er etwas von der Elision und Caesur erwähnt. Seine Anweisung zur Versification bezieht sich meist auf den elegischen Hexameter und Pentameter. Von da geht der Verf. S. 211 auf die poetischen Spiele und Künsteleyen über. Hier kommen versus perfecti, aequidici, retrogradi oder reciproci, diabolici (eine sonderbare Dichtungsart, die nach einer Mönchslegende von dem Teufel herrühren soll, bey welcher man wohl mit Recht ausrufen könnte; an Satanas quoque inter vates??), Anagrammen, Aenigmen, Logogryphen, Emblemen und versus correlativi vor. Unter den poetischen Künsteleyen führt der Verf. an: Eteostichen gewöhnlich chronosticha genannt, das cabbalistische Gedicht, Acrostichen, den Stern, das Echo, das Kreuz, den Cubus, nebst andern solchen poetischen Hexereyen, welche das Poulum laetitiae beschliesst. Sie kennen zu lernen mag der Jugend angenehm seyn, sich damit zu plagen, ist, wie der Verf. selbst bemerkt, nicht der Mühe werth. Den Beschluss dieser Abtheilung macht eine wohlgerathene Abhandlung von der poetischen Licenz, wobey der Verf. vieles mit Grund zur Entschuldigung alter Dichter anführt.

Die von dem Verf. umgearbeiteten versus memoriales des ehemaligen Eperiesser Professors Lardiver, welche in den gewöhnlichen, in Ungarn bisher erschienenen Prosodien weitläufiger vorkommen, setzt der Verf. als Appendix von S. 233 bis Ende hinzu. Wenn übrigens die Jugend, die in den alten Prosodien abgedruckten sich schon zu eigen gemacht hat, so wird es überflüssig seyn, sie mit dem Memoriren dieser umgearbeiteten zu plagen. Druckfehler hat Rec. keine von Bedeutung gefunden.

Rec. fühlt sich berufen, dieser Anzeige eines sehr brauchbaren, auch für Deutschlands Gymnasien zu empfehlenden Schulbuchs noch folgende Bemerkungen beyzufügen.

1. Was den Gebrauch desselben anlangt, glaubt Rec., dass es nach vorausgeschickter Erklärung und vielleicht dem Auswendiglernen der Memorialverse zum Nachschlagen geschickt sey, und in den meisten Fällen den Schuler hinlänglich befriedigen werde. Diess gilt vorzüglich von den schon oben gerühmten weitläufig ausgeführten Formen der Primitiven und Abgeleiteten S. 65 u. folg.

2. Vieles hätte den Schülern noch fasslicher vorgetragen und einleuchtender gemacht werden können, hätte der Verf., wie er hie und da wirklich gethan hat, öfter auf die Verwandtschaft des Latein mit dem Griechischen aufmerksam gemacht. Wenn schon eine vollständige Kenntniss der gewöhnlichen lateinischen Sprache, wie sich die Prosaiker derselben bedienen, nicht wohl ohne Studium des Griechischen Statt findet, wie vielmehr die so fein nuancirte, so oft gräcisirende Sprache der römischen Dichter? Um wie viel leichter wird es dem Zögling seyn, bey der Quantität des o der Lateiner sich zu orientiren, wenn er den Unterschied des Omicron und Omega der Griechen vor Augen hat? dasselbe gilt von dem doppelten e der Griechen, wovon das η wie die Diphthongen von Natur lang ist, und dadurch dem Schüler in vielen Fällen Auskunft geben kann. Auch aus diesem Grunde wünscht daher Rec. für unsere Schuler die Zeiten zurück, in welchen das Griechische mit dem Latein zugleich im schwesterlichen Verein getrieben wurde. Hat doch Horaz selbst seine Zeitgenossen auf das Studium der Griechen mit Wärme hingeleitet: *Vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna.*

3. Für manche Schüler wäre es nicht überflüssig gewesen, den hie und da angeführten seltenen lateinischen Worten eine Uebersetzung beyzufügen, die andere, weit bekanntere Worte, z. B. malum, der Apfel S. 73, luteus, gelb S. 149 von dem Verf. erhalten haben. Freylich wäre dadurch das Werk um ein paar Bogen grösser, aber auch brauchbarer geworden.

4. Noch ist dem Rec. der in dem Werke vorkommende, kaum zu errathende griechische Druck auffallend. Nirgends hat Rec. solche Formen griechischer Buchstaben, von welchen der Schriftformschneider und der Drucker gar keinen Begriff zu haben scheint, angetroffen.

5. Da dieses Werk wesentliche Vorzüge vor den bis jetzt erschienenen und der ungarischen Schuljugend zum Gebrauch in die Hände gegebenen lateinischen Prosodien besitzt, so wünscht Rec. es in allen, wenigstens in den protestantischen Schulen Ungarns bald eingeführt zu sehen.

SCHULGESCHICHTE.

Das Archigymnasium in Dortmund. Eine geschichtliche Darstellung von *Theodor Mellmann* (?). Zum Besten der Schulbibliothek. Dortmund, in der Expedition des Westphälischen Anzeigers. 1807. 8. 192 S. (16 gr.)

Digitized by Google

Das Archigymnasium in Dortmund wurde, wie andere Schulen Deutschlands zur Zeit der Reformation, als Obrigkeiten grosser und kleiner Städte von Luthern aufgefordert mit einander, Schulen anzulegen, weiterten, im Jahre 1543 durch Joh. Lambach, den ersten Gymnasiarchen, mit Hülfe des berühmten Joh. Sturms in Strasburg organisirt, vom Kaiser Carl V. und dem Pabste, Paul III. bestätigt und am Bartholomäustage feyerlich eröffnet. Diess lehrt der erste von den sieben Abschnitten, in welche der Verf. diese durch handschriftliche und gedruckte Acten bewährte Geschichte abgetheilt hat. Der 2te enthält die Verfassung dieser gelehrten Bildungsanstalt von ihrer Entstehung an bis auf die neuesten Zeiten, in welche allgemeine Rubrik der Verf. alles zusammen getragen hat, was ihm die übrigen Abschnitte nicht bequem zu fassen schienen. Anfangs hatte diese Schule acht Classen, wovon aber zwey nach und nach eingezogen worden sind. Zu diesen acht Classen kam noch eine Singanstalt für Choristen, als eine Art Pflanzschule für Kirchspiels-Schullehrer. Mit der Schule standen die zu Anfang derselben vom Magistrat errichtete Stadtbuchdruckerey und vier Buchhändler, oder vielmehr Buchbinder in engem Verein. So lange dem Gymnasiarchen die Direction der Schule ganz überlassen war, gab es keine Schulcommission, die erst 1603 angeordnet wurde. Schulconferenzen wurden aber immer gehalten. Philosophie, als Metaphysik, Logik und Dialektik, wurde in den obern Classen erst nach Ramus, Beuerhaus und Scheibler, dann nach Grosseri Logica und Meiers Auszug aus der Vernunftlehre vorgetragen: in neuern Zeiten kam noch Psychologie, Moral, Naturrecht, Mathematik und Physik hinzu, wo aber der Verf. die Lehrbücher nicht, wie in den ältern Zeiten, angegeben hat. In den mittlern und untern Classen wurden schon in den ältesten Zeiten die ersten Elemente der Physik, Geographie mit Landcharten, Sittenlehre und Diätetik gelehrt. Religionslehre, oder vielmehr Dogmatik wurde in den obern Classen erst nach Melanchthons, Hutters, Haffenreffers Locc. theolog. Dieterici kleinen und grossen Catechismus und der Augsburgischen Confession, späterhin aber nach Buddeus, Pfaff, König, Himmel, Schmid, Grossen, Baumgarten, Freylinghausen, Seiler und Döderlein, in den untern Classen aber erst nach Luthers grossen und kleinen Catechismus, und in neuern Zeiten nach Seiler und Dietrich vorgetragen. Auch Geschichte, Rhetorik, Styl- und Disputirübungen wurden fleissig getrieben. Dass in den untern Classen die Elemente der griech. und lat. Sprache gelehrt, in den obern und mittlern vorzüglich griech. und lat. Classiker gelesen worden sind, hat der Vf. zu sagen nicht vergessen, aber nirgends hat er gezeigt, welche griech. und lat. Schriftsteller, und wie dieselben in den ältesten Zeiten sind gelesen worden, auch nicht, wie viele Stunden jeder Sprache und Wissenschaft täglich und wöchentlich gewidmet worden sind, worüber erst die der Geschichte angehängten Beylagen in den neuesten Zeiten einige Belehrung geben. Singstunden waren allen Classen gemein, und dieselben zu besuchen auch die Schüler der ersten Classe verbunden, eine alte, auch schon von griechischen Pädagogen empfohlne Sitte, die wieder in unsere Schulen zurück gerufen zu werden verdiente. Mussten doch auch, wie eine alte Zwickauer Schulordnung von 1523 lehrt, die Schüler, ehe sie aus der Schule entlassen wurden, vorher eine Ode aus dem Horaz oder aus einem andern Dichter vierstimmig absingen. Was werden die Knaben und Jünglinge unsrer verzärtelten Zeiten dazu sagen, wenn sie hier lesen, dass in Dortmund bis auf die neuern Zeiten im Winter die Lehrzimmer, welche täglich früh um sechs Uhr geöffnet wurden, nicht geheizt worden sind? Von S. 16—38 sind die Gesetze, welche Lehrer und Schüler zu beobachten hatten, verzeichnet, und von da an wird erzählt, was die Gymnasiarchen Klug und Rau, und die Prorectoren Hoffmann und Gabler in dem verflossenen Jahrhunderte vorgeschlagen und gethan haben, um diese Schulanstalt unserm Zeitalter gemässer einzurichten. Von Gierig wird gerühmt, dass er einen Anfang zu einer Sammlung physikalischer Apparate, die am Ende verzeichnet sind, gemacht habe. Unbedeutend ist die 1780 errichtete Schulbibliothek, wie aus dem am Ende angehängten Verzeichnisse der Bücher hervorgeht. Der dritte Abschn. macht den aus eingezogenen Vicarien- und Capelleneinkünften, aus Vermächtnissen u. Schenkungen entstandnen Schulfond bekannt, welcher im Jahre 1806 an Getraide und Zinsen zusammen jährlich 1247 Thlr. betrug; daher ist auch nichts anders zu vermuthen, als dass die Besoldungen der Lehrer, (Gehälter nennt sie der Vf. im 4ten Abschn.) sehr spärlich, und unsern Zeiten gar nicht mehr angemessen seyn können. Der 5te Abschn. lehrt uns die Lehrer kennen, welche an diesem Institute bis auf unsere Zeit gearbeitet haben. Unter diesen zeichnen sich vorzüglich auch als Schriftsteller im 16ten Jahrh. aus: Joh. Lambach, Cyprian Vomelius, Bernhard Copius, Friedr. Beuerhaus (Burhus): im 17ten Jahrh. Joh. Buno, Heinr. Beuerhaus, Chrph. Scheibler, Bernh. Dresing und Casp. Barop; im 18. Jahrh. Rolle, Dan. Kluge, Gotthilf Aug. Hoffmann, Johann Wilh. Rau, Joh. Phil. Gabler, Gierig, Spohn u. Nürnberger, den ein früher Tod dieser Schule und der gelehrten Welt, den 13. May d. J. entrissen hat. Da der Vf. die Lebensumstände u. Schriften eines jeden sorgfältig aus öffentl. Documenten bekannt gemacht hat, so hat er zugleich zur Fortsetzung und Berichtigung des Jöcherisch-Adelungischen Gelehrten-Lexicons viele nützliche Bey- und Nachträge geliefert. Jöcher kennt keinen Lambach, keinen Joh. Buno den Vater, keinen Heinrich Beuerhaus, oder wie er ihn nennt, Burhusius, keinen Dresing, Barop und Rolle, und, die er kennt, macht er meistentheils durch unrichtige und unvollständige Nachrichten von ihrem Leben und Schriften fast ganz unkenntbar. So sagt er, um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, von Bernhard Cop, oder Copius nichts, als dass er Professor in Marburg gewesen sey; Mellmann hingegen, das er erst Rector des Gymnasiums zu Paderborn, dann bis 1559 Prorector in Dortmund, hierauf Rector in Lemgo, nach einigen Jahren Professor in Marburg, und zuletzt Hessischer

Digitized by Google

Canzler gewesen sey. Zu den von Jöcher ihm beygelegten Schriften setzt er noch hinzu: Idea s. partitio totius philosophiae ex Platone potissimum et Aristotele collecta, Marburg 1588. Methodica institution. iuris civilis Justiniani analysis, Marburg 1588. Partitiones dialecticae, rhetoricae et logicae in usum scholae, Lemgoviae. Auch der Titel der von Jöcher angezeigten Schrift von Cic. Offic. kann auch Mellmann also abgeändert und verbessert werden; M. Tull. Ciceronis Officiorum Libri tres methodice et succincte repetiti. Accessit tabula Cebetis, una cum notis eiusdem Copii, latina versione Reineri et Langi, Francof. 1590. Die Nachrichten S. 100 und 101 dass im 18ten Jahrhunderte Vorlesungen über Rechtskunde und Rechtswissenschaft, wie auch über Arzneykunde in dem Archigymnasium gehalten worden sind, hätten doch wohl schon vorher dem 2ten Abschnitt einverleibet werden sollen. Der 7te Abschn. beschreibt den blühenden Zustand dieser Schule, welchen der Verf. wie andere, einzig und allein in der Frequenz zu finden scheint. So wie der Flor anderer Schulen grösstentheils von der Geschicklichkeit und Thätigkeit der Lehrer abhängt, so war es auch hier der Fall unter Lambach und Friedr. Beuerhaus. Hierzu kamen noch: Wohlfeilheit der Lebensmittel, das noch wirkende hanseatische Bundsverhältniss, die alte Wichtigkeit und die reichsstädtische Freyheitsverfassung der Stadt Dortmund, von welcher die Musen herzlich aufgenommen und gepflegt wurden. Es strömten daher nicht nur Westphalens, sondern auch Sachsens, Hamburgs, Lübecks, Danzigs, vorzüglich Polens, Preussens, Schwedens, Dännemarks, Englands und Hollands Jünglinge in das Archigymnasium nach Dortmund und viele hernach berühmte Männer gingen aus demselben hervor, von welchen vorzüglich jene beyden Fürstenberge, Caspar und Theodor gerühmt zu werden verdienen, davon der letzte Fürstbischoff zu Paderborn wurde, und die Universität daselbst stiftete. Auch selbst zur Zeit des den Wissenschaften so unholden 30jährigen Krieges war das Zuströmen der Zöglinge aus allen Gegenden so gross, dass sie nicht alle aufgenommen werden konnten, ja selbst ein grosser Theil der in Dortmund Studierenden wurde, ohne eine höhere Lehranstalt besucht zu haben, in wichtige Staats-, Schul- und Kirchenämter berufen. Unter dem Gewirre des 7jährigen Krieges wurde immer noch eine grosse Menge Jünglinge auf dieser Schule gebildet, und von 1795—1797 hatte sie noch gegen 30 zur Universität sich vorbereitende Schüler, meistentheils aus dem Ravensbergischen, aus der Grafschaft Mark und dem Herzogthum Berg. Doch jetzt ist, wie der Verf. im 7ten Abschn. mit der Ueberschrift: *Verfall und neues Werden*, klagt, die Zahl der sämmtlichen Schuler bis auf 60 herabgesunken, da sonst oft die vierte Classe allein mit 100 bis 140 Zöglingen bevölkert gewesen war. Preussens und Bayerns verbietende Zwangsgesetze, auswärtige gelehrte Schulen zu besuchen, sperrten die Preussischen Staaten und das Herzogthum Berg, welche sonst viele Zöglinge nach Dortmund geschickt hatten: die täglich sich vermindernde Zahl derer, die sich dem gelehrten Stande widmen, neue und besser eingerichtete Lehranstalten, auch wohl Privatinstitute und Winkelschulen, theure Kost und Wohnung trugen sehr viel dazu bey, dass sich der Flor verminderte, und endlich gar verblühte. Doch welche zum Verfall dieser Schule hinwirkende Ursachen Hr. Mellm. mehr angibt, vernehme man aus seinem eignen Munde, und greife in seinen Busen, ob nicht etwa auch auf andere Städte, wo fast bis auf die neuesten Zeiten gelehrte Schulen geblühet haben, eben das, was er von Dortmund klagt, angewendet werden kann. *Lehrern und Schulern*, sagt er S. 128, *fehlt es an äusserer Aufmunterung: dass die Geschicklichkeit und Treue jener, der Fleiss und Fortschritt dieser in Kenntnissen und guten Sitten dem Staat, der Kirche, dem ganzen Gemeinwesen wichtige Angelegenheit ist, konnten sie hier meistens nur in Büchern erfahren, nicht aus öffentlicher Theilnahme und Auszeichnung, besonders der Schulprüfungen. Man las die jedesmalige Einladungsschrift, und — legte sie bey Seite, ging seinen Geschäften nach, oder blieb zu Hause in behaglicher Ruhe sitzen. Nur einzelne wenige wussten noch, wie eine alte Schulordnung sagt; „zur Beförderung der Ehre Gottes und des gemeinen Nutzens die Gebühr in Obacht zu nehmen.“ Vollends nach unsrer liberalen Voreltern löblichen Brauch, patriotisch-gemeinnützig mitwirken, dass geschehe, was geschehen sollte und könnte, das ist nicht so leicht gethan als Tadeln und Wünschen, das liess man bleiben; dafür hat ja Magistrat und Scholarchat zu sorgen. — Doch mindern freylich die neuern Ereignisse in Deutschland diese Schuld. — Ueberhaupt liegt unser so sonderbar und stark sich widerstrebendes Chamäleons-Zeitalter an Particularismus, Absonderungs- und Selbstsucht, an Decorirung nur des äussern Menschen, und Sorge für das: Was werden wir essen? was, wo und wenn werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden und vergnügen? an Erschlaffung und einem gewissen Indifferentismus, nicht sowohl in Worten, als eben im Thun krank. Ein Verjüngungsprocess ist nothwendig geworden, heisst es irgendwo darüber, und wir möchten jetzt darin begriffen seyn; nur wehe den Menschen, die bey der Gelegenheit in den Tiegel müssen. Der Finanzzustand endlich gestattete nicht, das Bedürfniss der Schule und ihrer Lehrer heischt es, dass viel geschehe und Kräftiges.* Möchte doch dieser gerechte Wunsch: dass viel und Kräftiges zur Wiederaufhebung dieser Unterrichtsanstalt geschehe, erfüllt, und wieder Gutes aus Schlechtem hervorgerufen werden!

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

153. Stück, den 7. December 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Küsse: aus dem Lateinischen des Johannes Secundus, übersetzt von *Franz Passow*, (Professor am Weimarischen Gymnasium.) Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. j. 1807. 8.

Johannes Secundus, der jüngste von den fünf gelehrten Söhnen des wackern Rechtsgelehrten Nikolaus Eberhard, geboren zu Gravenhaag 1511 den 13. Nov. berühmt durch seine Stärke in der Rechtsgelehrsamkeit, aber noch vielmehr von der gelehrten Welt geachtet und geliebt als Redner, Dichter und Künstler, verdiente wohl, dass der Geist eines feinern Dichter- und Sprach-Kenners, erwärmt von den Strahlen dieses hellen und zarten Genius, das gelungenste seiner Producte übersetzte und dadurch das Andenken an den liebenswürdigen Jüngling erneuerte. Er war in jeder Rücksicht eine seltene Erscheinung. Schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, nachdem er unter dem gesetzkundigen Alciatus in Bourges das Feld der Rechtsgelehrsamkeit durchlaufen, Doctor der Rechte geworden war, und eine Reise durch ganz Italien gemacht hatte, stand er in Spanien dem Posten eines Secretairs vor bey dem Cardinal Johannes Tavera, dem Erzbischof von Toledo, dem er durch seinen Bruder den Rechtsgelehrten und Dichter Nikolaus Grudius, der bey Hofe in grossem Ansehen stand, empfohlen worden war. Als Karl V. seinen Zug nach Tunis unternahm, schiffte Johannes Sekundus aus Spanien mit nach Afrika hinüber und bereicherte seine mit Griechenlands und Roms Herrlichkeiten genährte Phantasie mit den Bildern eines weniger von Dichtern gekannten Welttheils. Die Pest und seine schon an sich schwächliche Gesundheit nöthigten ihn indess bald den Schauplatz der kriegerischen und politischen Thätigkeit wieder zu verlassen. Bey seiner Zurückkunft im Vaterlande übernahm er den Posten eines Geheimsecretair's bey dem Bischof von Utrecht, Georg von Egmond: diese Stelle hatte er aber kaum angetreten und schon durch einen Brief von Granvella einen Ruf in gleicher Eigenschaft zu Kaiser Karl V. nach Italien erhalten, als er den 24ten Sept. 1536 zu Dornick in Flandern in einem Alter von noch nicht 25 Jahren starb. Früh kehrte dieser für Freundschaft, Liebe, Poesie und Kunst so ganz geschaffene Genius zum Urquell des Lichtes zurück. Zur Freyheit des Dichtergeistes gereift in den wohlthätigen Fesseln einer strengen Schule brachte er wegen der Kürze seines Lebens nur wenig genialische Früchte zur Reife, aber auch sie schon reichen hin, seinem Namen Unsterblichkeit zu geben. Seine Episteln werden, Trotz den Spuren der jugendlichen Reminiscenz, wegen ihrer Anmuth und Leichtigkeit nie missfallen; seine Julie wird nicht vergessen werden und seine Küsse werden ewig ambrosisch duften. Diese letztern sind kleine, zum Theil vollendete Gemälde, die nur das Genie aus seiner Fülle so hervorzubringen vermag. Um so verdienstlicher und Kennern und Nichtkennern erwünschter würde eine gelungene Nachbildung seyn, die, streng an das Original sich haltend und ohne eingebildete Verschönerungen, die natürlich nur Entstellungen seyn können, das ganz fühlbar machte, was Johannes Sekundus in seinen lateinischen Gedichtchen wirklich mit classisch-gebildetem Geiste niederlegte. Die Formen des Joh. Sek. sind grösstentheils dem Alterthum abgeborgt: mit seinen Gesetzen vertraut und frey sich denselben unterwerfend, ergoss sich sein Geist in den Stunden der Weihe, und so erscheinen seine freyen Producte in alter gediegener Gestalt. Die höchsten Forderungen der alten Kunst werden bey ihm befriedigt. Wer ihn daher übersetzen will, muss diese Formen nicht nur genau kennen und bey der Nachbildung sich frey und mit obsiegendem Geiste den Gesetzen derselben unterwerfen, sondern er muss auch ganz ergriffen seyn von des Dichters lebendig-glühendem Gefühle; von seiner schöpferischen Phantasie, der Gestalt auf Gestalt entsteigt und von seinem Kunst- und Schönheitsinne, der sich in vielen seiner Küsse durch Rundung, Harmonie und zartgehaltene Einheit des Tones offenbart.

Uebersetzungen, sagt irgendwo ein witziger Kopf, sind literarische Bedienten. Das könnte wohl oft der Fall seyn und dann — wer weiss nicht, wie oft so ein Mephistopheles die witzigen Complimente seiner Herrschaft verschüttet? Ohne uns auf die Würdigung dieses Witzes und die Abwägung der

Digitized by Google

darin liegenden Wahrheit einzulassen, bemerken wir blos, dass, als der Jesuit Balde das Glück hatte von Herder in der trefflichen, unvergesslichen Terpsichore übersetzt zu werden, Niemanden so etwas Witziges einfiel. Eine Uebersetzung des Joh. Sek. in Herders Sinne würde für das gebildete Deutschland gewiss ein eben so angenehmes, erfreuliches und nützliches Geschenk seyn: denn im Grunde musste das gluhende, gestalt- und geistvolle Leben, das den Leser bey unsers Göthe's trefflichen Elegien mit südlicher Gewalt ergreift, auch die Leser des Joh. Sek. genialisch ergreifen und unwiderstehlich fortreissen, wenn der Uebersetzer es in seinem Innern erst zu erzeugen wüsste, ehe er sich an das leichtere Werk des Uebersetzens machte.

So gelungen und schön und leicht einzelne Stellen in der Uebersetzung sind, die wir hier vor uns haben, so würde der Uebersetzer bey seinem unverkennbaren Talente denn doch wohlgethan haben, wenn er den Versuch, statt ihn sogleich abdrucken zu lassen, noch mehrmals zuvor hätte überarbeiten wollen. Sicher würde dann sein empfänglicher Sinn und das unter der Arbeit immer mehr reifende Urtheil tiefer in die Tiefen des Dichters eingedrungen seyn, und gründlich und gediegen stände da ein kleines, schönes, vollendetes und achtungswerthes Werk, wo jetzt bey manchem anerkannten Schönen und Guten hohle Eleganz so viele wesentliche Gebrechen und Sünden gegen die schöne dichterische Einfachheit und Einheit des lateinischen Originals, gegen die feinere, ja oft sogar gegen die ganz gewöhnliche Kenntniss der lateinischen und deutschen Sprache und ihren beyderseitigen Rhythmus bedecken muss. Die charakteristischen Zeichen unsrer Zeit charakterisiren leider auch dieses kleine Büchlein. Mag diess hier für den Leser als Vorurtheil oder wenn er will als Machtspruch stehen. Wir hoffen es durch eine nähere Beleuchtung klar und deutlich zu machen und so etwas Vollkommneres zu veranlassen.

Wenn von der Kunst und ihren Werken die Rede ist, glaubt sich gewöhnlich jeder, dem die Natur bey anderweitiger Ausbildung nicht ganz den ästhetischen Kunstsinn versagte, berufen, über ein Werk, das der bildende oder dichtende Künstler dem Publicum öffentlich hinstellt, zu urtheilen, zu kritisiren und zu Kunstrichtern. Und warum sollte er sich nicht für *berufen* halten? *es sind ja viele berufen, wenn auch gleich wenige nur auserwählt:* und so liegt in dem blossen Glauben an den Beruf, wie von selbst erhellt, Bescheidenheit die Hülle und die Fülle. Wir sind nicht Mitarbeiter der Dresdner Miscellen, die im 17., 19. u. 20. Stück des Jahrgangs von 1807 eine solche Berufskritik der Dresdner mehr als je zuvor durch deutschen Geist und deutsches Gemüth sich rühmlich auszeichnenden Kunstausstellung von 1807 enthielt. Ahnend die Zukunft in dem Bessern der Gegenwart stehen wir lieber lange und prüfend vor einer Erscheinung still, und lassen das Urtheil sich tiefen und reifen, um ein gewichtiges Wort mit dem Publicum über die mehr oder weniger bedeutenden Phänomene der Zeit zu wechseln. Uebersetzungen kann man mit gutem Fuge als Copieen betrachten, über deren Werth man nur durch genauere Kenntniss der Originale und durch Vergleichung beyder entscheiden kann. Wer uns in einer Bildergallerie alte Meisterwerke zeigt, und neben jedes Meisterproduct seine eigne Copie hinstellt, fordert schon durch dieses kühne Selbstbewusstseyn die Kritik zu grösserer Strenge d. i. zu scharfer Gerechtigkeit auf. Wir treten ihm keineswegs zu nahe, wenn wir verlangen, dass er die Originale studirt, verstanden, ihren Sinn, ihre Tendenz gefasst u. mit gehöriger Einsicht in die geistige Mechanik, die Farbengebung, Zeichnung, Perspective und das Helldunkel, sich an die Arbeit gemacht habe. Fast alles, was der bildende Künstler zu leisten strebt, muss auch der Uebersetzer eines poetischen Originals leisten, nur dass er seine Copie, wenn sie das Musterbild überstrahlt, nicht, wie jener, mit der Frischheit der nachdunkelnden Farben entschuldigen darf. Doch zur Sache.

Wir wollen hier erst einige Stellen herausheben, wo uns der Sinn mehr oder weniger verfehlt zu seyn scheint, und dann von den Versen und ihrem fehlerhaften Bau sprechen.

Gleich in dem ersten Kusse scheint uns der Uebersetzer den Sinn des Johannes Sekundus ga nicht gefasst zu haben: er übersetzt die beyden Verse 11. 12.

Ecce calent illae cupidaeque per ora Dionaeae
aura susurranti flamine lenta subit.

„Sieh' und die Blumen erglühn und die Lippen der liebenden Göttin
kühlt aufathmender Hauch spielend mit lispelndem Wehn."

Die fremden, um der Ausfüllung des Verses willen herbeygezogenen Bilder, die mit dem „*spielend*" und dem „*kühlt*" hervorgerufen werden, machen, dem ungültigen Grunde ihres Daseyns zum Trotz, den von dem Uebersetzer nicht klar gedachten Sinn des Dichters durchaus nicht klar. Joh. Sek. wollte, wie uns dünkt, sagen: „Der Athem der Göttin, der beym Küssen der Blumen zurückgehalten wurde, indem sie leise und zart den schönen und zarten Kindern der Erde sich nahte, geht nun, da die Blumen erglühen und das Wunder vollbracht ist, nach dem langen Anhalten mit zitterndem Wehen langsam über die Lippen der von Leidenschaft gluhenden Göttin:

über die Lippen Dionens
„schlüpft mit zitterndem Wehn langsam der Leidenschaft Hauch."

v. 18. Et ignotos ter dedit ore sonos
„und dreymal erhebt fremdes Gelispel ihr Mund." P.

Von Gelispel ist hier nicht die Rede, sondern die Göttin sprach bey der köstlichen Aussaat der Küsse Worte der Weihe, die keinem Sterblichen erklärbar waren. Wir würden es unmassgeblich so übersetzen:

dreymal erhebt ihr Mund Töne, den Sterblichen fremd.

Im zweyten Kusse ist v. 17. das „antiquis in amoribus" so falsch übersetzt, dass der Uebersetzer, wenn

er es wieder durchliest, vielleicht selbst nicht begreift, wie er den einfachen Sinn „in den Liebesgeschichten der Alten" oder „in den alten Liebesabenteuern" übersehen und so widerlich übersetzen konnte:

„Sitz,
Wo Heroïnen, gesellt zu erhabenen Göttersöhnen,
in alter Liebe Netz verstrickt
ewig sich schwingen in Reihn etc."

Der Sinn ist:

Wo in den Liebesgeschichten der Alten Heldinnen ewig
mit edeln Helden Arm in Arm
Reigen beginnen etc.

v. 21. 22. 23. ist sehr kraftlos, ja ganz falsch übersetzt:

„Wo um Violen und Rosen und goldenumlockte Narcissen
der regen Zweige Schattendach
Lorbeerdickigte weben."

Wenn wir dem Uebers. auch das Unangenehme der Inversion in diesen Worten und die Lorbeerdickigte (lauri nemus) nachsehen wollten, so ist und bleibt doch das herrliche Bild und der Sinn des Joh. Sek., wie jeder auf den ersten Blick sieht, ganz verfehlt:

qua violisque rosisque et flavicomis narcissis
umbraculis trementibus
illudit lauri nemus.

Der Lorbeerhain spielt durch Hülfe der zitternden, beweglichen Ueberschattungen mit den Violen und Rosen, er lässt so zu sagen von allen Seiten einen Lichtstrahl um den andern auf die Blumen fallen, und wenn sie davon getroffen, sich gleichsam nach dem äffenden Spiegel umsehen und staunend bald dahin bald dorthin sich wenden, hüllt er sie wieder von neuem in des Haines Dämmerung ein.

Im dritten Kusse, der nach unserm Bedünken am besten übersetzt ist, hat Hr. P. v. 4 das procul, das so malerisch dasteht, weggelassen. Warum könnte es denn nicht ganz dem Lateinischen gemäss heissen:

„wandest du schnell den Mund, weit von dem Munde
mir weg."

Die zwey Adverbien im Deutschen mögen sich durch die zwey Adv. im Lateinischen rechtfertigen.

Im vierten Kusse behauptet der Dichter: das, was Neärens Mund spende, wären nicht Küsse; der Name sey viel zu gemein; es sey Nektar, dufte wie die Inseln der Seligen, sey Honig auf Hymettus Höhen in attischen Veilchen- und Rosenhainen gesammelt: quae si multa mihi voranda dentur, fährt er im achten Verse fort, immortalis in his repente fiam. Diese beyden Verse hat Hr. P., vermuthlich weil das voranda die ätherisch verfeinte Empfindung zurückstossen möchte, in ein ganz anderes Bild verwandelt, mit welchem aber leider der schöne Gegensatz der thierisch-menschlichen und der göttlichen Natur verloren geht. Die Kraft des Joh. Sek. verschwindet ganz, und statt der gediegenen Gestalt des Dichters tritt uns plötzlich eine Psyche aus Matthissons schönen Amaranthenhainen entgegen:

„Wenn in volleren Zügen ich *sie* schlürfe
(*sie*? wen? was? die basia? — aber der Dichter hat ja gesagt, dass es keine basia sind)
werd' ich plötzlich *vom Kuss* unsterblich werden."

(das Einschiebsel ist entsetzlich widrig. Wahrscheinlich suchte sich der Uebersetzer damit aus der Verlegenheit, in die er wegen des Sinnes gerieth, herauszuziehen. Wie glücklich, das überlassen wir der Beurtheilung des Lesers. So viel ist gewiss, über den Reichthum an Dichtergeist darf man hier nicht klagen. Das Ganze ist aus seinen Fugen herausgerissen. Welch eine ganz andre Wirkung thut das lateinische neutrum und das Bild des Originals überhaupt! Wir würden es ungefähr so übersetzen:

Wenn in Meng' ich erhielte solches Futter,
würd' ich plötzlich davon unsterblich werden.

Die rutila regna können auch nicht füglich durch *Sternenreich* übersetzt werden. Zu diesem Gemisch alter und neuer Zeit, das leider in fast allen neuern Uebersetzungen, die nach dreymonatlichem Studium des Originals den Pressen entschlüpfen, zu spucken pflegt, ist Joh. Sek. viel zu gediegen und viel zu reich an bestimmten, begrenzten Gedanken.

Im sechsten Kusse, einem der schönsten kleinen Gemälde, das wie Correggio's Magdalene ein echtes Cabinetstückchen genannt zu werden verdient, ist die Uebersetzung des Anfangs baarer Unsinn: der Verf. hat den Joh. Sek. nicht verstanden. Nach der Uebersetzung hat der Liebhaber 2000 Küsse von Neära sich ausbedungen, und doch gibt der Thor selbst 1000 und erhält von der Grazie also nur die Hälfte. Aber davon sagt das Original gar nichts; da steht: Ein Pactum wurde zwischen dem Dichter und seiner Freundin geschlossen und die Friedensbedingungen waren 2000 Küsse: die Bedingungen werden treulich erfüllt, er gibt die Hälfte selbst und lässt sich die andre von der Geliebten geben. Wir, ohne die holde Gabe der süssen Dichtkunst zu beitzen, würden es unmassgeblich also übersetzen:

„Küsse der köstlichsten Art mit dir 2000 bedingend
küsste ich tausendmal dich, küsstest du tausendmal mich."
(gab ich tausend dir hin, gabst du mir tausend dann her)

de meliore nota basia, Küsse, wenn man so sagen könnte und es nicht so gemein klänge, aus dem Mutterfässchen (man erinnere sich der Vergleichung mit Nektar und Honig oder mit Wein und Meth, den man in bezeichneten Schläuchen aufzubewahren pflegte), Küsse von No. 1, von erster Güte, der köstlichsten Küsse. Der Uebersetzer hat kurz weg: der süssesten Küsse. Aber mit welch einem Hexameter fängt sich dieses köstliche Stückchen in der Uebersetzung an:

Als ich von | dir mir der | süssesten | *Küsse zwey* | tausend bedungen.

Ob dem Uebersetzer das Herz nicht ängstlich schlägt, wenn er der Achtung gedenkt, die wir edeln Todten schuldig sind? er versetze sich doch nur, nach vorausgegangenem Verdienst, an die Stelle des Dichters, wer würde ihm den gerechten Unwillen über eine solche Uebersetzung übel nehmen! wer würde ihm Stolz aufbürden, wenn er, den Vers hörend, von

Digitized by Google

Entweihungen redete? wer ihm zürnen, wenn er mit Klopstock ausriefe:

Hattest Apollo der Kriegerstadt du allein denn nicht Pfeile,
dass du mich rettend, damit träfst die traualtinge Faust?

Doch von dem Versbau weiter unten.

v. 11. ventis concussus inhorruit aër, von Winden erschüttert, bebet die Luft, und wird unfreundlich, finster, grausend. Winde hat der Uebersetzer, um das Spektakel recht gross zu machen, in Orkane verwandelt: warum? es möchte schwer seyn, einen Grund dafür ausfindig zu machen. Aber was soll in der Uebers. der wirklich metrisch schöne Hexameter-Ausgang: „die verfinsterte Luft graut," heissen. Die grauende Luft kann sich noch allenfalls verfinstern; aber wenn die verfinsterte Luft graut, fängt sich der Himmel wieder an aufzuklären. Sicher wurde dieser sinnlose Gallimathias blos gewählt, weil er dem schweren Vossischen Hexameter-Golde glich; aber nicht alles, was glänzt, ist Gold.

v. 16. majestas domui convenit illa Jovis.

„Denn das Unendliche wohnt herrschend in Jupiters Haus."

mag einen recht artigen, philosophischen Gedanken enthalten, der in einem neuern Gedichte vielleicht Wirkung thun würde; aber zur Zeit des Joh. Sek. waren solche Ausdrücke noch keine Spielmarken geworden: das ist ein Vorrecht unsrer von Freyheit, Gleichheit, Sicherheit des Eigenthums und der Personen plaudernden Zeit; da sucht man theatralische Täuschung durch Prachtworte, durch Unendlichkeit und durch Orkane zu bewirken. Eben so willkührlich sind auch Beywörter weggenommen und zugesetzt bey der geringsten Schwierigkeit, die der Versbau zeigt, so dass man in dem Uebers. öfters den Prokrustes bey seinem Bett beschäftigt zu sehen glaubt. So heisst hier v. 6. gramen, „das keimende Gras;" v. 22. aqua, „heimlicher Thau!" und das semper euntis, das zu aquae gehört, ist in ein Beywort von rivos, „ewig," verwandelt: rivi semper euntis aquae „heimlich rinnenden Thau's ewige Bäche." Wer würde hier in *der* Uebersetzung das Original wieder erkennen?

v. 25. 26. Et mihi da, miseri solatia vana doloris
innumera innumeris basia pro lachrymis.

„Und im verzehrenden Schmerz süsstäuschende
Linderung, gib mir,
wie ich unzählig geweint, Küsse unzählig
nun du."

Der deutschen Construction nach wird hier in der Uebers. Neära selbst „*des verzehrenden Schmerzes süsstäusch. Linderung*" genannt, und als solche aufgefordert, dem Dichter unzählige Küsse zu geben, *wie er unzählig geweint* (was? Küsse oder Thränen? was soll man hier ergänzen? das Deutsche lässt im Grunde nur „Küsse" suppliren). Im Original ist weder hier noch oben eine Zweydeutigkeit, oder auch nur ein Schein von Ungewissheit; das solatia vana geht per appositionem auf basia, und bey dem innumeris steht lachrymis. Die Uebersetzung ist verdrehtes Deutsch, das sich der Verf. in einem eigenen Gedicht sicher nie erlauben würde. Warum auch der Sprache ohne Noth die Gelenke verrenken? warum dem Sekundus, der so klar und schön ist, solche Härten aufbürden? —

Im 7ten Kusse ist gleich der Anfang wieder ganz falsch übersetzt, und in dem Metro dreymal nach einander ein halber Fuss zu viel.

Centum basia centies,
centum basia millies,
mille basia millies,
et tot millia millies
quot guttae siculo mari etc.

Bey Joh. Sek. geht das Zählen der Küsse, die der Dichter Neären auf Wangen, Lippen und Augen drücken möchte, von einer bestimmten Zahl aus: man glaubt nachrechnen zu können, und beginnt das Geschäft unwillkührlich, aber plötzlich steigt er, und geht in eine Unendlichkeit über, wo die Lust zu zählen dem Kühnsten vergeht. Wir haben es uns so übersetzt:

„Hundert Küsse dir hundertmal,
hundert Küsse dir tausendmal,
tausend Küsse dir tausendmal,
so viel Tausende tausendmal
als das Mittelmeer Tropfen hat,
als der Himmel dort Sterne,
möcht' ich drücken in einer Gluth
auf die purpurnen Wangen da,
auf die schwellenden Lippen da,
auf die plaudernden Aeugelein,
o du schöne Neära."

Man lese nun die Uebersetzung des Hrn. P. selbst nach, die sich anfängt:

„Hundert Küsse zu *hundertmalen*,
hundert Küsse zu *tausendmalen etc.*"

Wir haben hier, wo Metrum, Sinn und Bestimmtheit ausgegangen sind, wohl nicht nöthig, das traurige Geschäft einer nähern Auseinandersetzung der Fehlerhaftigkeit zu übernehmen. Der Raum ist uns zu schätzbar, und des Vfs. sonstiges Talent zu achtungswerth.

v. 22. pacatumque per aethera, „und im heitern Luftazur" ist gar zu neu: warum nicht ganz schlicht durch: „friedliche Aetherhöhe?" gemmatis in equis micat, „er vom goldenen Wagen strahlt," warum das Bild verändern? da: „strahlt von Rossen in Demantschmuck," eben so schön, wo nicht noch viel besser klingt, und weit mehr blendenden Glanz ausdrückt als der goldene Wagen.

molles nec mihi risus
qui velut nigra discutit
coelo nubila Cynthius
pacatumque per aethera
gemmatis in equis micat
flavo lucidus orbe;
sic nutu ect.

„noch das liebliche Lächeln
das — wie Cynthius Nacht und Graun
von dem himmlischen Bogen scheucht

Digitized by Google

und durch friedliche Aetherhöhe
strahlt von Rossen in Demantschmuck
Licht im goldenen Kreise —
so von ferne mit holdem Blick
meine Thänen etc."

Im 8. Kusse hätte der Anfang richtiger und wenigstens ungezwungener so übersetzt werden können:

Neära, welcher Wahnsinn,
du Ungeschickte, trieb dich,
so toll mich anzufallen,
und so mir zu verletzen
mit wildem Biss die Zunge!

Inepta, „du Lose," wie Hr. Pas. übersetzt, gibt einen ganz andern Sinn: der Dichter wirft seiner Neära ja nicht ihre Schelmerey und Schalkhaftigkeit vor, sondern vielmehr ihre Ungeschicklichkeit.

Im 11ten Kusse ist in dem Pentameter V. 2. das rugosi ganz falsch übersetzt. Der Uebers. hatte vermuthlich rigorosi, ein Wort, dessen Existenz selbst im Seneka noch zweifelhaft ist, im Sinne und durch das geläufige französische rigoureux unterstützt, übersetzt er rasch weg:

„Das Vätergeschlecht, das gestrenge"
basia
qualia rugosi non didicere patres,

selbst die runzlichen Greise haben nie von dergleichen Küssen gehört.

Im 15ten Kusse hat Hr. P. den 6ten Vers: jecit ab ambigua tela remissa manu, übersetzt: dem Amor „sank das gespannte Geschoss aus der erbebenden Hand." In dieser falschen Uebersetzung geht der Gott, der bey den Alten auch in der Leidenschaft noch die Selbstthätigkeit und die Besonnenheit behält, ganz verloren, und wir sehen blos einen gewöhnlichen, schwachen und ohnmächtigen Seladon vor uns. Joh. Sek. sagt ganz schlicht: Als Amor Neärens göttlichen Busen sah,

„warf das gesenkte Geschoss weg die unschlüssige Hand."

Im 16ten Kusse ist dura bruma durch „traurige Brume" übersetzt. Könnte man nicht noch besser „die dura Bruma" übersetzen? wenigstens klänge es noch wunderbarer, und wäre auf jeden Fall für Jedermann noch unverständlicher. Auch würde die dura Bruma mit des Uebersetzers „luktifikabeln Herzen" in seinem Persius ohne weiteres in die Schranken treten und um den Vorrang streiten können.

Im 17ten Kusse betrachtet der Dichter die purpurstrahlenden Lippen seiner Geliebten am Morgen und das blässere Gesicht rings um die Küsse-Spenderinnen glänzt ihm wie eine Lilienkrone: die Vergleiche, die er macht, sind überaus schön und treffend:

virginis ut violam cum tenet alba manus.
„wie die Viol in der Hand schneeiger Mädchen erglänzt."

So der Uebers. Wir zweifeln, dass die poetische Licenz das blendende Weiss der Hand in ein Epitheton fur das ganze Mädchen und zwar in ein so kaltes zu verwandeln erlaube. Schneemänner gibt es unsers Wissens wohl! aber schneeige Mädchen? — Sek. würde für diese geliehene Schönheit sicher nicht danken, und das weibliche Geschlecht? — Der Uebersetzer versuche es nur einmal und rede seine κουρίδιην ἄλοχον mit den Worten an: „mein schneeiges Weibchen!" In der Uebers. geht leider das ganze schöne Bild des Originals verloren; denn hier wird das Angesicht, das die rothstrahlenden Feuerlippen gleich einer Krone, weiss wie Schnee, am Morgen umgibt, verglichen mit der alabasternen Hand des Mädchens, die ein glühendfarbiges Veilchen hält und mit den blendend weissen Blüthen, aus denen die junge schwellende Kirsche hervorbrennt.

v. 9. kann „jungere oscula" unmöglich heissen: „Küsse hauchen," weil diess überhaupt Unsinn ist, und Joh. bey allem, was er sagte, sich bestimmt auch etwas dachte.

Im 18ten Kusse ist in der zweyten Zeile ein entstellender Druckfehler im Original, der unter den Corrigendis dieses 77 Seiten starken Werkes nicht angegeben ist: inclusi statt inclusa sc. labra:

pectusque per jocurque per jocosum,
in seiner Brust, in seiner Lieder Heimath. P.

Die letzteren Worte dieser Uebersetzung wären, wo nicht neu, doch recht artig, wenn sie nur im Original vorkämen; aber das ist eine von den vielen Stellen, wo der Uebers. etwas von seinen eigenen Gedanken und von den Empfindungen seiner Zeit dem Dichter leihet. Besser wär' es auf jeden Fall, das etwanige Eigene in eigenen Gedichten der Welt (vorausgesetzt, dass sie dabey gewinnen könnte) besonders zu geben. Das Fremde, das schon an sich so viel Schönes hat, als der weisere Dichter ihm geben wollte, damit zu überfüllen, ist, gelind gesagt, Unrath. Ein Uebersetzer muss die eigene Productivität, wenn er welche hat, durchaus verläugnen. Lebhaftes Eindringen in den Kunst- und Schönheits-Sinn seines Autors, liebendes Anschmiegen an sein schönes Original und Aufopferung seines Selbst (Ichs) um des Originals willen; Selbstverläugnung, die nur die fremde Schönheit und Kunst geltend zu machen sucht und sich deshalb ganz in Schatten stellt; Fleiss und gespannte Aufmerksamkeit, um jeden kleinen Vorzug, um die ganze Individualität des Freundes bis zu den Idiosynkrasien bemerkbar zu machen; das sind, gründliche Kenntniss der Sprachen vorausgesetzt, die echten Eigenschaften eines guten Uebersetzers. Durch sie wird er zum eigentlichen Beschwörer und Geisterbanner, wenn es je einen gab; durch sie gelangt er zur Gewissheit, dass er Geister und nicht lächerliche Kobolde oder selbstgeschaffne Ungethüme citirt. Ohne sie wird es ihm höchstens darum zu thun seyn, dass der vorlaute Pöbel, von Katzengold und Flinkerchen geblendet, kindisch ausrufen soll: *„der und sonst keiner kann übersetzen!"* ohne sie wird er es machen wie schlechte Schauspieler, die nur ihre Rolle zu heben suchen, unbekümmert um die Stelle, die sie im Stücke einnimmt, und um den Effekt, den das Hauptlicht am unrechten Orte zum Nachtheil des Ganzen hervorbringen muss.

Digitized by Google

Zum Schluss noch eine Stelle, in der alle Fehler dieses Uebersetzers mit einem Blick zu übersehen sind, wo er den Sinn verfehlt, das Deutsche verdreht, falsche Bilder gebraucht und eine ganze Hand voll Flinkerchen in einen einzigen Vers zusammen geworfen hat. Im 15. Kuss v. 3. steht Venus Idalia's Sohn mit gespanntem Bogen Neären gegenüber und

„frontem sparsosque videns in fronte capillos
luminaque argutis irrequieta notis
flammeolasque genas et dignas matre papillas,"

wirft er das Geschoss hinweg und fliegt der Schönheit in die Arme.

Das soll nach der Uebers. heissen:

„Als er, vom goldenen Netz der Locken umflattert, die Schneestirn,
als er, bedeutenden Blick blitzend, das Aeugelein Paar,
als er die Wangen, die blühenden, sah und den göttlichen Busen etc."

Ein französischer Kunstrichter würde hier sagen: La traduction n'est que du joli moderne pendant que l'original est du bel antique. Doch unsre jungen literarischen Wolkensöhne sind gewohnt, bey Erwähnung franz. Literatur nur mitleidig das (volle oder leere?) Haupt zu schütteln. Wir sind nicht gewohnt, das Mitleid in Requisition zu setzen. Bey dem ersten Verse verleitete den Uebers. vermuthlich der seinem Ohr wohlklingende Hexameter, zu glauben, dass Joh. Sek. so etwas wohl gern gesagt hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre. Wir finden den Vers regelwidrig und die gehäuften Bilder, von denen das nüchterne Original nichts weiss, unerträglich, vorzüglich das goldene Netz der Locken, das an die neueste Mode des weiblichen Kinderkopfputzes erinnert. Im 3ten Verse zieht doch gewiss jeder, der Deutsch kann, das „bedeutenden Blick blitzend" auf den unmittelbar vorhergegangenen Er. So will es die natürliche Construction; dass es aber anders, nämlich auf die lumina etc. bezogen werden muss, zeigt die Vergleichung mit dem Original. Und lumina argutis irrequieta notis sind die stets beweglichen Augen voll bedeutender Winke. „Bedeutenden Blick blitzend," möchte sich allenfalls von einem Helden sagen lassen, aber von einem Mädchen? — Uns missfällt selbst Göthe's mit Recht bewunderte Dorothea, wenn sie das Schwert ergreift; so gut motivirt die Stelle auch von dem Dichter ist, so sollte und müsste doch nach unserm unmassgeblichen Gefühl alles Männische, alles, was unsre Weiber zu Dragonern macht, aus der schönen Kunstwelt verbannt seyn. Das Schwert des Geistes würde unendlich mehr Wirkung thun. Wie? kann nur der Meister entscheiden?

Wir sind müde und wollen unsere Leser nicht länger bey dem traurigen Anatomiren verweilen. Die Kritik wäre ein endloses Geschäft, wenn bey der Sichtung der Spreu von dem Waizen nicht schon wenige Beyspiele hinreichten, um den offnen und empfänglichen Sinn für ähnliche Irrthümer zu verwahren. Brechen wir hier ab, weil wir noch ein Wort von den Metern und Formen zu sprechen haben, durch deren Medium der Inhalt aller Gedichte erst recht erkannt wird.

Von einem Zögling der strengsten und einsichtsvollesten Schule, vor deren Ideale selbst ein grosser Theil der Vossischen Hexameter erbleichen, sollte man hier wenigstens etwas ausgezeichnet-Gutes erwarten. Und gerade hier jagt sich das Schlechte. Diejenige Cäsur, durch welche der elegische, wie der heroische edle Hexameter, alle Kraft und Numerosität verliert, ist der Trochäe im 4ten Fusse und gerade diese Cäsur, die Baggesen in seiner Parthenais meist so glücklich vermieden hat, kömmt bey Hrn. Passow in allen Stücken vor. Es ist uns unbegreiflich, wie ein Mann, der doch wohl den Homer mehr als einmal gelesen, unter so viel tausend Hexametern des alten Dichters nur 2—3mal die trochaische Cäsur im 4ten Fusse gefunden und die Sorgfalt kennen gelernt hat, mit der die Alten sie vermeiden, unter 100 Hexametern ein volles Drittel, mit dieser fehlerhaften Cäsur ausstatten konnte? Fast sollte man glauben, er habe gar nichts davon geahnet, oder aus anderweitiger Eilfertigkeit es nicht der Mühe werth geachtet, darauf Rücksicht zu nehmen. Es wäre überflüssig, alle Verse, die nach unserm Gefühl fehlerhaft sind (und wir glauben bey diesem Gefühl den Verfasser der scharfsinnigen Abhandlung über die Diction des Orpheus auf unserer Seite zu haben: man vergleiche, was er dort über die Cäsur sagt), hier auszuheben: genug, wir haben sie für uns alle ausgezeichnet und geben hier nur einige aus den besser gelungenen Stückchen. Gleich im ersten Kusse,

v. 9. Schlummer | des Knaben zu stören.
v. 11. Lippen | der liebenden Göttin.
v. 21. Hauche | der brennenden Sehnsucht.
v. 24. Männer | von Ilion Amor.

Im 6ten Kusse kömmt sie, wo wir nicht irren, 6mal vor, und den Anfang macht ein Vers, den sicher selbst der sich nicht verzeihen würde, der den ersten Hexameter versuchte.

Als ich von dir mir der süss|esten Küsse zweytausend bedungen.

Johannes Sekundus ist dem Uebers. mit keinem Verse der Art vorangegangen: seine Versification verdiente tieferes Studium und höhere Achtung. Wir hören den Dichter beten:

Hattest Apollo etc. etc.

Im 10ten Kusse v. 7.

Oder am Nacken sich fest, an den *Wangen sich anzusaugen.*

Hier ist ausser der trochaischen Cäsur auch noch im 5ten Fusse ohne weiteres Gebrauch von der so selten vorkommenden Freyheit des Spondäen gemacht, die sonst nur des Verses hoher Sinn hin und wieder entschuldiget; und zum Unglück steht statt des Spondäen sogar der Trochäe.

Im 6ten Kusse v. 17:

„Aber du Neära, *auch Göttin und* schöner als jene."

Hier macht „*Neära auch*" einen Hiatus; den Uebersetzer kümmert es nicht. *Auch* ist sonst lang, hier kurz; den Uebersetzer kümmert es nicht.

Digitized by Google

Der 4te Vers im 8ten Kusse: „so anzufallen, so zu," ist gar unter aller Kritik.

Im 7ten Kusse haben die 3 ersten Zeilen jede eine Sylbe zu viel, und so ist das Metrum vernichtet.

Im 9ten Kusse:

Wenn um neun Küss' ich,

ist *neun* kurz gebraucht.

Im 19ten Kusse v. 21:

Glaubet, sie rächet an euch jed*wede empf*angene Wunde.

„*Jedwede*" und „*empfangene*" machen einen Hiatus; den Uebersetzer kummert es nicht: als müsste sich das Publicum solche Unverdaulichkeiten von ihm gefallen lassen. Sinnige Xenien lässt der Sinnige anderweitig verdienten Männern noch allenfalls hingehen; aber wer noch gar nichts that, darf sich auch noch gar nichts verzeihen. Wer solche Verse machen, und wenn er sich sie vorliest, hören, geschweige denn drucken lassen kann, verdient nicht blos, dass ihm der Musen heiliger Quell eine der schönsten Morgenröthen lang versiege. Was würde wohl der tiefsinnige Schöpfer der neuen Metrik sagen, wenn man ihm scherzend dergleichen Verse als Produkte eines Schülers von ihm präsentirte! könnte man es ihm wohl übel nehmen, wenn er ausriefe: Ich habe euch noch nie erkannt etc.?

1. *Kazinczy Ferenczuek öszvekelésére Szendrei Gróf Török Sophia-Antoniával, Nagy-Kázmértt, Zemplény Várm. Novemb. XI-dikén, MDCCCIIII. Barátjá Kis János.* Epistel an Franz von Kazinczy, zu seiner Vermählung mit Sophie Antoinette, Gräfin Török von Szendrö, zu Nagy-Kázmér, bey Tokay, den XI. November. 1804, von seinem Freunde *Johann Kis*, evang. Prediger zu Nemes-Dömölk. Ungarisch und Deutsch. Wien, 1805. gr. 8. gedruckt bey der Wittwe des Anton Franz Schrämbl. 23 S. Mit Kazinczy's Bildniss, gezeichnet von Kininger und gestochen von John in Wien. (1 Thlr.)

2. *Mesés Költemények, Andrád Elek által.* (Fabeldichtungen von *Alexius Andrád.*) 1ter Bd. Pesth, gedruckt bey Matthias Trattner. 1807. 8. 63 S.

Zwey wahre Bereicherungen der ungarischen Poesie, werth, dem Auslande bekannt zu werden.

Aus No. 1. können die Ausländer lernen, welchen hohen Grad der Vollkommenheit die ungarische Poesie bereits erreicht habe, da dieser vortrefflichen poetischen Epistel eine treue deutsche Uebersetzung beygefügt ist. Hr. Kis gehört zu den vortrefflichsten classischen Dichtern der ungarischen Nation. Sein Freund Hr. von Kazinczy ist auch einer der besten classischen Dichter der Magyaren. Das vorliegende Gedicht des Hrn. Kis ist in seiner Art ein Meisterwerk. Man findet darin den Charakter der didaktischen Poesie mit der veredelten Popularität des Briefstyls vereinigt, wahre Philosophie des Lebens, mitunter passend angebrachten Witz, wahrhaft poetische Schilderungen, mächtig einnehmenden Ausdruck des Gefühls. Alle vom Verf. abgehandelten Gegenstände sind so glücklich in ein poetisches Licht gestellt, dass sie der Phantasie und dem Gefühl so anziehend erscheinen, als sie ohne poetisches Gewand philosophisch vorgetragen den Verstand interessiren würden. Der Verf. hutet sich in den Lehrton zu verfallen; indem er freundschaftlich belehrt, sucht er immer zugleich die ästhetische Seite auf, und macht zu diesem Zwecke interessante poetische Digressionen. Doch — Rec. will diese poetische Epistel nicht weiter rühmen, mögen unsere Leser selbst über ihren hohen Werth nach folgenden Stellen, die Rec. zur Probe mittheilt, urtheilen.

S. 9. *Enekkel az irígy időn triumfálni,*
Szép lelkeket napok' folytáig formálni,
Szép dolog, nagy virtus.
De boldogság nélkül a' virtus háború;
Gyászos a' legzöldebb borostyán koszorú,
Ha nints közte myrtus.

Schön ist es, durch Lieder über Zeiten und ihren kurzen Raum zu triumphiren, und Herzen bis zum letzten der Tage zu veredeln ist göttliche Tugend, doch was ist Tugend ohne Glück als ewiger Kampf? — Traurig ist auch der grünste Lorbeerzweig, wenn er nicht auch von der Myrte begleitet ist.

Haj! tövises útaz, mellyre itt tisztünk hív.
Csak az aszszonyképbe öltözött angyalszív
Hintheti rózsával.
Minden lépésünken ezer a' sérelem,
Mellyet nem enyhíthet más, csak a' Szerelem,
Édes nektárjával.

Dornicht ist der Pfad, auf den uns Pflicht winket. Nur eine Engelsseele, die sich in eine weibliche Gestalt hüllt, kann sie uns mit Rosen bestreuen. Schritt für Schritt folgt uns daran ein Haufe von Kränkungen, die nichts als der Nektar von Liebe versüsst.

Mi a' férjfi maga? Félben-hagyott remek.
Majd Istennè teszik a' dicsö érdemek,
Majd sár fertézteti.
'S oh a' vad indulat' háborgó tengere,
A' szüntelen' vívó vágyások' ezere,
Miképp' hányja veti!

Was ist sich selbst überlassen der Mann? Ein halbgeschaffenes Meisterwerk der Natur. Bald wird er durch seine hohen Vorzüge ein Halbgott, bald kriecht er wieder durch Lüste im Staub. Und ach, die Wellen seiner stürmischen Leidenschaften, die unter sich selbst stets streitenden Wünsche, wie sehr schleudern sie ihn nicht hin und her!

Örök háborúban halandó létével,
Oriások' társa makats erkóltsével,
Az egeket vijja,
'S mind addig nem vet tzélt feenhéjdzdsdnak,
Míg egy sebes villám szive' dagályának
Nem lesz gyászos dija.

Sterblich und im ewigen Kampf mit seiner Sterblichkeit, will er, wie ein neuer Titan mit seiner eisernen Stirne, den Himmel erstürmen, und steht von seinem verwegenen Vorhaben nicht eher ab, bis nicht ein plötzlicher Blitz der traurige Lohn seiner unermesslichen Begierden wird.

Felhág vakmerően a' Nap' szekerére,
Az égiszent tüzet helandók' földére
Lehozza magával;

Digitized by Google

'S balgatag sdfára betses birtokának,
Áldozatjává lesz ritka 'sákmányának,
Japétus' fijával.

Kühn schwingt er sich auf den Wagen des Sonnengottes, er bringt das heilige Feuer des Himmels in die Wohnungen der sterblichen Söhne der Erde herab, und er, ein unbesonnener Haushalter seines köstlichen Eigenthums, wird gleich dem Sohne des Japetus, das Opfer der seltenen Beute.

Hirre vágy? Bár ég föld légyen akadálya,
Nem pihen, hegyeket mozdit, hogy tsudálja
Fél világ munkájdt.
Míg eltörik az ív addig erölteti,
'S a' ditsö Félisten majd rabúl pergeti
Omfale' rokkáját.

Dürstet er nach Ruhm? Himmel und Erde mögen sich ihm entgegenstellen, er ruhet nicht, er erschüttert Gebirge, damit die halbe Welt seine Tagesarbeit bewundere. Er spannt den Bogen, bis er bricht, und bald wird der bewunderte Halbgott niederträchtig kriechen, und als Sclave das Spinnrad der Omphale drehen.

Fényes ideálok' empyreumdba
Elragadtatván, dül tiundéri karjdba,
El ambroziával,
Hogy mennyköként tsapja földköz a' test' súlyja;
'S melly nehéz magaviról esni, megtanúlja
Tulajdon kárával.

Entzückt bis in das Empyreum glänzender Ideale sinkt er in ihre Feenarme, er labt sich mit Ambrosia, damit ihn die Last des Körpers wie ein Donner zur Erde schmettre, und er aus seinem Falle lerne, wie schmerzlich es sey, von der Höhe gefallen zu seyn.

A' lágy szívnekédes olvadozásait
Nem kóstolja soha, kergetvén álmait,
Honnyát elfelejti,
Körúle bár Tempe virúlson, nem látja,
A' távollévőre száját mohon tátja,
A' valót elejti.

Die süssesten Ergüsse des weichen Herzens kostet er nie; er läuft seinen Träumen nach, und vergisst seiner Heimath. Tempe mag um ihn blühn, er sieht's nicht, er gafft nach dem, was von ihm entfernt liegt, und lässt sich das Wahre und Wirkliche entschlüpfen.

De ti, ditsö Hölgyek, kik, földi remekek,
Egy alakban vagytok angyalok 's gyermekek,
Mint boldogitjatok,
Ha e' tsuda Vándor, számkivetésében,
Magát híven, él'te víg kikeletében,
Haptsolja hozzátok!

Aber ihr holden Weiber, Freude der Schöpfung, die ihr Engeln und Kindern gleich seyd, wie lohnt ihr den bizarren Flüchtling, der ewig in der Irre schweift, schliesst er sich in dem frohen Lenze des Lebens mit standhafter Treue an euch!

Ti, a' szent természet' hűséges magzati,
Ha elpártoltatják déltzeg indúlati
E' kegyes anyától,
Hív karjai közzé viszsza bájoljátok,
'S nyájas dajkálással megszabadítjátok
Gyászos hagymázától.

Ihr treuen Kinder der heiligen Natur, ihr führt ihn, wenn ihn seine stolzen Entwürfe untreu gegen diese gütige Mutter machen, bezaubernd in ihre liebenden Arme zurück, ihr befreyt ihn durch eure sanfte Pflege von seinem tödtlichen Traumschlaf.

Szilaj képzésinek megnyirvén szárnyait,
Néki a' társaság' szent aranyláncait
Szépekké teszitek.
Felfúvó gőz helyett az igaz nagyságot,
Melly ád halandónak halhatatlanságot,
Bele lehellitik.

Ihr beschneidet die Schwingen seiner stolzen Phantasmen, ihr macht ihm die heiligen Goldketten der Gesellschaft liebenswerth; ihr haucht ihm statt des blähenden Dunstes wahre Grösse, die dem Sterblichen Unsterblichkeit beut, ein, u. s. w.

Die Leser unserer Zeitung werden Rec. gewiss die Anführung dieser vielen Strophen, wegen der eigenthümlichen Schönheit derselben nicht für übel halten.

Die Versification ist in dieser poetischen Epistel, wie Rec. versichern kann, durchgehends musterhaft, die ungarische Sprache classisch. Der Druck auf schönem Schreibpapier ist correct und einladend. Das Bildniss des grossherzigen, von den Musen geliebten Kazinczy ist vortrefflich gestochen. Geist, Kraft und Muth strahlt aus seinen Augen.

Der Vf. von *No.* 2, Mitglied der Szegediner ungarischen National-Schauspielergesellschaft, ist der erste ungarische Original-Fabeldichter. Zwar haben die wackern ungarischen Schriftsteller, Franz von Kazinczy und Johann Aszalai Herder's Paramythien und Lessings Fabeln glücklich auf ungarischen Boden verpflanzt, aber noch blieb den Magyaren zu wünschen übrig, dass in ihrer Mitte ein anderer Lessing, Pfeffel oder Lafontaine aufstehen möge. Diesen Wunsch hat Hr. Andrád erfullt. Seine ungarischen Fabeln sind theils in Lessing's, theils in Herder's Manier gedichtet. Rec. theilt folgende Probe mit.

Az Ölyv és a' Bagoly.

Az Ölyv a' Bagolynak kiált: Isten látja
Koma! kenduek még egy madár se barátja.
Jaj! felel a' Bagoly: azért nem barátok
Azok, hogy, bus fejem, a sötétben látok.

Verdeutscht lautet diese kurze Fabel so:

Der Habicht und die Nachteule.

Der Habicht rief zur Nachteule: Gott weiss es, Gevatter, dass du noch keinen Vogel zum Freund hast. O, antwortete die Nachteule, deswegen sind jene nicht Freunde, weil ich, mein trauriger Kopf, in der Finsterniss sehe.

Möge Hr. Andrád seine Landsleute bald wieder mit neuen Fabeln beschenken.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

154. *Stück, den 9. December* 1807.

UNGARISCHE GESCHICHTE.

Historia Regni Hungariae e probatissimis scriptoribus synoptice deducta. — Longa est injuria, longae Ambages; sed summa sequar fastigia rerum. Virgil. Aeneid. L. I. v. 341. Posonii, typis Georgii Aloysii Belnay. 1804. 426 S. 8. (1 Thlr.)

Ungarn hat noch keine im Geiste eines Tacitus, Hume, Gibbon, oder Johann von Müller geschriebene vaterländische Geschichte: die bisher erschienenen Werke, z. B. von einem Pray und Katona sind noch weit von dieser Vollkommenheit entfernt. Das vorliegende neue Werk kann darauf gar nicht Anspruch machen. Sein Verf. ist Hr. Georg Aloys Belnay, Professor der Geschichte an der königl. Akademie zu Pressburg, zugleich Buchhändler und Inhaber einer Buchdruckerey. Er verfasste das Werk zum Behuf seiner Vorlesungen über die vaterländische Geschichte. Die Geschichte des Königreichs Ungarn geht darin nur bis auf Ferdinand I., den ersten ungarischen König aus dem habsburgischen Stamme. Diess sagt der Titel nicht, und man sollte also fast vermuthen, dass der Verf. glaube, Ungarn habe, seitdem es Könige aus dem erzherzoglichen Hause Oesterreich hat, aufgehört, ein selbstständiges Königreich zu seyn, und sey nun als österreichische Provinz zu betrachten. Wenn der Verf. diess glaubt, so irrt er sich sehr. Indessen verspricht er laut der Vorrede, in einem ähnlichen Handbuch, die Geschichte der Könige Ungarns aus dem österreichischen Hause abzuhandeln, wenn das vorliegende Werk Beyfall finden sollte. Der Verf hat bey seiner Arbeit die in dem Titel erwähnten *probatissimos scriptores* häufig so benutzt, dass er sie ausgeschrieben hat, ohne diess zu gestehen. Am häufigsten folgt er dem Palma, einem unkritischen Geschichtforscher Ungarns, den er oft ausschreibt, dann dem Pray, Katona, Gebhardi; er hat jedoch auch die alten Quellen selbst, z. B. den Anonymus Belae Regis Notarius, verschiedene schätzbare Chronikenschreiber etc. benutzt. Hier und da hat er manches schätzbare eigene, woraus deutlich erhält, dass er ein besseres Compendium zu schreiben im Stande gewesen wäre, wenn er nur überall seine Quellen kritisch benutzt, nicht aber ihnen so oft nachgebetet und sie ausgeschrieben hätte. Indessen ist nicht zu leugnen, dass dieses Compendium, bey dem Mangel eines bessern lateinischen (das Pray'sche Werk ist zu voluminös) in den ungarischen Schulen mit Nutzen wird gebraucht werden können, wenn der Lehrer beym Vortrage die Unrichtigkeiten rügen und verbessern wird.

Die vorausgeschickte Einleitung S. 1 bis 24 ist dem Verf. ganz eigen und schätzbar. Sie enthält eine historisch-kritische Untersuchung über den Ursprung der Ungarn oder Magyaren und ihre Verwandtschaft mit andern Nationen. Mit Recht bestreitet der Verf. die Meinung vieler inländischer Schriftsteller, dass die Ungarn Nachkommen der Hunnen seyen (die Berufung der Gegner auf das humische Wort *vár*, das in der ungarischen Sprache Schloss oder Burg bedeutet, hätte Rec. damit widerlegt, dass das hunnische vár, so wie noch heut zu Tage in den tatarischen Dialekten das *Wasser*, nicht aber eine *Burg* bedeutet habe), und beweist, dass die Ungarn vielmehr mit den Finnen und Lappen verwandt sind. Er hat dabey die Hauptwerke über die Verwandtschaft der ungarischen, finnischen und lappländischen Sprache von Sajnovics, Gyarmathi und Hager benutzt.

Dann folgt die Geschichte der Ungarn unter ihren Herzogen oder Wajivoden (S. 36 bis 76) grösstentheils nach dem Anonymus Belae Regis Notarius — der Hauptquelle, erzählt; hierauf die Geschichte der Könige von Stephan I. bis auf Ludwig II. der in der Schlacht gegen die Türken bey Mohacs umkam. Vorzüglich ausführlich ist der Verf. in der Geschichte der Könige Stephan I., Colomann (dessen Ehre er mit Recht rettet), Andreas II. Bela IV. (die mogolische Invasion unter diesem Könige wird umständlich beschrieben), Ladislaus III. Ludwig I. Sigmund, Matthias Corvinus (im Ganzen wird jedoch von diesem berühmten Könige viel zu wenig gesagt), Ladislaus II. Der Verf. hat sehr wohl daran gethan, dass er die von den Königen sanctionirten Reichsgesetze kurz anführt. Am Schlusse führt der Verf. noch einiges über die Rechte des österreichischen

Digitized by Google

Erzhauses auf den ungarischen Thron an. Ein Anhang von 32 Seiten erläutert noch manche Stellen des Werks.

Rec. hätte viele Berichtigungen zu machen, wozu in diesen Blättern kein Raum ist, und er enthält sich derselben um so mehr, da er die Hauptschriftsteller, die Hr. Prof. Belnay so stark benutzt hat, Palma, Pray und Katona zu widerlegen hätte, deren Werke von Kritikern bereits beleuchtet worden sind. Nur kann Rec. nicht ungerügt lassen, dass der Verf sich in der Erzählung von Kirchenbegebenheiten als ein Verfechter der Hierarchie von keiner vortheilhaften Seite zeigt und Irrthümer über Irrthümer begeht. Er verweist bey Kirchenbegebenheiten häufig auf sein Werk: „Fragmenta ad historiam ecclesiasticam Hungariae" (Pressburg 1802. 2 Theile. 8), allein dieses ist eine erbärmliche Compilation und wimmelt von Irrthümern. Zum Beweise dieser bedeutenden Mängel dieses Compendiums führt hier Rec. blos an, dass Hr. Belnay die berüchtigte Sylvestrinische Bulle, welche die bedeutendsten Diplomatiker und Geschichtforscher Ungarns, selbst katholische, für untergeschoben erklärt haben, für ächt hält und daher S. 78 sagt: „D. Stephanum regiam apud suos stabilivisse dignitatem apparet etiam ex litteris Silvestrinis (Sylvestrinis), ubi inter cetera habetur: *Quare, gloriose fili, Diadema Nomenque Regium cum Apostolica et nostra benedictione libenter Tibi concessimus, concedimus, et impertimur.*"

Die Latinität des Verf. ist im Ganzen gut. Rec. hat in dem Werke viele Druckfehler entdeckt, die der Verf. billig hinten hätte verzeichnen und berichtigen sollen: allein er gesteht selbst ein, dass er beym Druck des Werks nur eine Correctur besorgt habe, was jedoch keine gültige Entschuldigung seyn kann. Ob der Fehler S. 8. Ihre Lexicon Svevo-Goth. (statt Suio-Gothicum) auf Rechnung des Druckers oder des Verf. komme, wissen wir nicht.

UNIVERSALGESCHICHTE.

Anleitung zur Kenntniss der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studirende, von *Christian Daniel Beck. Vierter Theil*, bis auf die Entdeckung von Amerika. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandl. 1807. XIV. u. 905 S. 8. Nebst einer *synchronistischen Tabelle der vornehmsten Begebenheiten der Weltgeschichte des Mittelalters vom Jahre* 843 bis 1492. 1 Bog. Fol. (2 Thlr. 12 gr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Handbuch der mittlern und neuern allgemeinen Welt- und Völkergeschichte zum Gebrauch für Studirende, von *Christian Daniel Beck. Zweyter Band.* Von der Theilung des Carolingischen Reiches bis auf die Entdeckung von Amerika.

Die vorliegende Fortsetzung eines in unsrer historischen Literatur einzigen Werkes führt die Universalgeschichte *von der Epoche der Mogolen an bis zur Entdeckung von Amerika* fort. Bey der Bearbeitung dieses sehr reichhaltigen Zeitabschnittes war es, nach der eignen Angabe des Verfs in der Vorrede, seine Absicht, die Veränderungen keines kleinern oder grössern Staates und Volkes, das nur einige Aufmerksamkeit verdient, zu übergehen, die merkwürdigsten Thatsachen in den Noten, die als weitere Ausführungen der in den Paragraphen angedeuteten Hauptveränderungen anzusehen sind, zusammengedrängt, ohne Wortaufwand und übel angebrachte Beredsamkeit vorzutragen, vornemlich das, was auf allgemeine und besondere Cultur sich bezieht, hervorzuheben, manche wichtigere Züge, die den Charakter einer Zeit, einer Nation, einer Begebenheit, einer Person bezeichnen, nur anzudeuten, das Lehrreiche mancher Ereignisse mehr so darzulegen, dass der Leser und Beobachter es selbst entwickeln könne, als es ihm vorzutragen, ihm auch die Anwendung mancher Begebenheiten auf die neueste Zeit nur zu erleichtern, nicht selbst vorzumahlen, und die Quellen und andern literarischen Hulfsmittel anzuführen, so weit sein Besitz derselben, seine Kenntnisse und sein Gedächtniss reichten (wobey einige schlechte Werke zur Warnung in Klammern eingeschlossen sind).

In 27 Paragraphen läuft die Geschichte der Völker seit der Stiftung der mogolischen Herrschaft bis auf Amerika's Entdeckung fort. Der *erste* Paragraph charakterisirt die Eroberungen *Dschingiskan's* und seiner Nachfolger. Die beygefügte reichhaltigen Noten bezeichnen in gedrängter Kürze und mit der strengsten Auswahl des Glaubwürdigen die einzelnen Dynastieen der Mogolen. §. 2. enthält den Sturz des Chowaresmischen und Seldschukischen Reiches und des Kalifats zu Bagdad durch die Mogolen. Baharite-Mamluks und tscherkassische Mamluks in Aegypten sind Feinde der Mogolen. (Wenn der Herr Verf. in der Note S. 21 bezweifelt, dass die Mogolen *Erfinder des Papiergeldes* wären, und die Meinung äussert, dass sie diese Erfindung wohl *von den Sinesen* angenommen hätten; so wünschte Rec. für diese letztere Meinung, die ihn auch in andrer, als in blos historischer Hinsicht interessirt, einige Belege beygebracht zu sehen. Mögen immer die Mogolen das Schiesspulver von den Sinesen kennen gelernt haben; das Papiergeld, das *Kublai* einführte, scheint dem Rec. mehr eine Erfindung des Despotismus als des friedlichen Völkerverkehrs gewesen zu seyn.) — §. 3. Wiederherstellung der mogolischen Herrschaft durch *Timurlenk. Zigeuner.* (Rec. stimmt dem Hrn. Verf. in der muthmasslichen *hindostanischen* Abkunft der *Zigeuner* bey, die, ein niederer hindostanischer Stamm, bey den Verwüstungen Timurlenks aus ihrem Vaterlande auswanderten.) §. 4. Geschichte *Indiens. Patanen* (Afghanen). *Maratten.* Stiftung des Reiches des *grossen Mogols. Persien*, den Timuriden entrissen, unter turkomannischen Dy-

Digitized by Google

nastieen vom schwarzen und weissen Schafe. *Dalai-Lama* in Thibet (S. 41 ff. eine gedrängte Uebersicht der Herrschaft desselben). — §. 5. Gesch. *Russlands*. Das Grossfürstenthum Wladimir wird mit Moskwa verbunden. Befreyung von der Oberherrschaft des kaptschakischen Khanats. Ursprung des Kosaken. — §. 6. Die *Osmanen*. Geschichte ihrer Eroberungen und Verfassung vom Anfange des 14ten, bis zu Ende des 15ten Jahrh. — §. 7. Untergang des *byzantinischen* und *trapezuntischen* Kaiserthums, nach öftern Vereinigungsversuchen der griechischen und lateinischen Kirche. — §. 8. Geschichte der neuen *Bulgarey*, *Serviens*, *Bosniens*, *Kroatiens*, *Dalmatiens*, *Ragusa's*, der *Wallachey* und *Moldau*. — §. 9. Königreich *Hungarn*. Unruhen nach dem Erloschen des *arpadischen* Stammes. Die Häuser *Anjou*, *Luxemburg* und *Oestreich*. Regierung des *Matthias Corvinus*. (Sollte nicht S. 102 das Urtheil über diesen Regenten etwas gemildert werden können, wenn man ihn *blos* im Geiste *seiner Zeit* betrachtet? und doch wie hoch stand er in vielem *uber* dieser Zeit!) — §. 10. Die Republiken *Venedig* und *Genua*. — §. 11. Die *deutschen Reichsvicarien in Italien*. *Mailand*. *Florenz*. *Lucca*. Herzogthum *Savoyen*. *Mantua*. *Montferrat*. *Modena* und *Reggio*. *Parma*. *Piacenza* u. s. w. Die Hauptquellen sind bey der gedrängten Darstellung der Geschichte dieser kleinen Staaten und der in denselben allmählig zur Regierung gelangenden Familien sorgfältig nachgewiesen. Simon de *Sismondi* Histoire des républiques italiennes du moyen âge, 2 T. konnte noch nicht benutzt werden, da, nach der Vorrede, an diesem Theile zwey Jahre gedruckt wurde. — §. 12. Das Haus *Anjou* im untern Italien. *Sicilien* kommt an Aragonien. *Neapel* später. Geschichte der Insel *Sardinien* und *Corsica*. — §. 13. Schicksale der *Päpste* in diesem Zeitalter. Verhältnisse derselben zu den Römern. Kämpte gegen die Päpste. Concordate. — §. 14. Geschichte *Deutschlands*. Habsburgisches Haus — aber zwischen demselben *Adolph von Nassau*. — Rec. unterschreibt aus eigner Ueberzeugung das, was der Verf. über das Verhältniss Deutschlands zu Italien S. 222 f. sagt: „Die doppelte auswärtige Krone des deutschen Königs kostete den Deutschen gewöhnlich Geld und Menschen, womit der hohe Rang ihres Kaisers nur zu theuer erkauft wurde; und die Beherrschung zweyer auswärtiger Reiche verursachte verwickeltere Verhältnisse, vermehrtere Geschäfte und eine getheilte Regierung. Denn ein Ganzes konnte doch nie aus Deutschl. u. Italien werden. Selbst Deutschlands Macht erhielt keinen Zuwachs, seine Verfassung keinen Vortheil. Den Nutzen aber, welchen die nähere Bekanntschaft mit Italien für Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Handel und Sitten brachte und bringen konnte, erhielt man auch ohne innige politische Verbindung vielleicht noch reiner, wenigstens wohlfeiler.“ — Diess gesteht alles Rec. willig zu; aber er glaubt doch, dass der eine Hauptvortheil, welchen die Kämpfe der deutschen Könige um Italien für die Deutschen hatten, der war: *dass die deutsche Krone in keinem Hause erblich*, und aus Deutschland nicht ein ähnliches *Feudalreich* wurde, wie aus Frankreich, England, Spanien etc. Man nehme an, dass es *Heinrich* VI. gelungen wäre, die Erblichkeit der deutschen Krone seinem Hause zu verschaffen; was würde aus der europäischen Cultur geworden seyn, und wie hätte je der Protestantismus in Deutschland sich entwickeln können? Mag immer die nun zu Grabe getragene deutsche Verfassung ein Flickwerk und Ueberrest des Mittelalters gewesen seyn; sie hat doch die vielseitigste Cultur unter den Deutschen bewirkt und die Reformation, mit allen ihren unermesslichen Folgen in politischer und literärischer Hinsicht befördert. — Was der Verf. S. 205 über das Betragen des Königs *Rudolph I.* gegen *Ottocar* von Böhmen äussert, unterschreibt Rec. nicht geradezu; denn bey dem Kriege Rudolphs gegen diesen mächtigsten Vasallen lag, auf jeden Fall die eigne Speculation zum Grunde. Ueberhaupt war Rudolph I. wohl eine nöthige Erscheinung für Deutschland in jenen Zeiten, aber doch war er nicht so ganz, wie S. 227 steht: „von aller willkurlichen Regierungsart weit entfernt.“ Unter den Churfürsten, denen er allerdings grosse Vorrechte bewilligte, hatte er *drey Schwiegersohne*, und was er ihnen von der einen Seite gab, erhielt er *von ihnen* von der andern Seite wieder. Ohne die Zustimmung der Churfürsten konnte das reiche Oestreich unmöglich an das gräfliche Haus Habsburg kommen. — Ein kräftiger Wink, deren dieses Werk so viele enthält, ist S. 228, wo der Verf. der Kriegserklärung *Adolphs von Nassau* gegen den König Philipp IV. von Frankreich und des Bündnisses mit England, so wie der (*damals* für schimpflich gehaltenen) Annahme englischer Subsidien gedenkt. — Eingeschaltet sind in diesem Paragraph die thüringisch-meissnischen Händel S. 229. — §. 15. Geschichte *der Schweiz*. Die Revolution von 1307. Geschichte des Schweizerbündnisses bis 1498, wobey die Geschichte der einzelnen Cantons S. 241 ff. eingeschaltet ist. — Gern sieht man S. 234 bey dem ehrwürdigen Namen des *Johannes von Müller* die Bezeichnung: *des schweizerischen Tacitus* gebraucht. — §. 16. *Luxemburgische Regentenfamilie in Deutschland*, von 1308–1437. Dazwischen Ludwig IV. nebst Friedrich dem Schönen. Verwebt mit der Geschichte des Luxemburgischen Hauses ist die Stiftung der *goldnen Bulle* 1356, und der verwüstende *Hussitenkrieg*. Sehr wahr heisst hier S. 264 der Luxemburgische *Karl* „ein *Vater* seines (böhmischen) Erbstaats, ein *Stiefvater* des deutschen Reichs, um das er sich durch die goldne Bulle nur mässig verdient machte.“ Wenn S. 285 erwähnt wird, dass die Kleinodien und Heiligthümer des deutschen Reiches im Jahre 1424. nach Nürnberg *zur beständigen Aufbewahrung* abgeliefert wurden; so fragt Rec. beyläufig, was *jetzt* aus denselben geworden sey und wo sich dieselben befinden? So viel er weiss, ist ein allgemeines Stillschweigen darüber beobachtet worden, und obgleich diese Heiligthümer an sich nicht hei-

Digitized by Google

liger sind, als das erloschene heilige römische Reich deutscher Nation selbst; so nimmt doch der vaterländische Geschichtsforscher Interesse an jenen Notizen, die ein Nürnbergischer Gelehrter am besten liefern könnte. — Eingeschaltet ist die Geschichte der Markgrafschaft Nordsachsen und *Churbrandenburg*. S. 289 die Geschichte der Markgrafen von *Meissen* und *Churs achsen*. S. 295. Die Geschichte de *bayerisch-pfälzischen* Linien (S. 305); des *Braunschweigischen* Hauses und seiner verschiedenen Linien (S. 312); der Landgrafschaft *Hessen* (S 316); der *wirtembergischen* Lande und Herzoge (S. 318), der Markgrafen von *Baden* (S 321), der Herzoge von *Meklenburg* (S. 324), und der Herzoge von *Pommern* (S. 331). Angehängt sind die Standeserhöhungen von Henneberg, Julich, Geldern, Cleve, Luxemburg, Bar, des Burggrafen von Nürnberg, des Grafen von Nassau (S. 335) u. s. w. Von allen diesen Ländern ist in den Noten die wichtigste *speciellе Literatur* angeführt. —, §. 17. Geschichte des *österreichischen* Regentenhauses in Deutschland unter Albrecht II., Friedrich III. Maximilian I. Eingeschaltet ist S. 340 ff. die Specialgeschichte *Oesterreichs* unter dem Hause Habsburg. — §. 18. Geschichte von *Böhmen* unter dem luxemburgischen und österreichischen Hause, und unter *Georg* von *Podjebrad* und *Wladislaw II.* Eingeschaltet ist S. 373 ff. die Geschichte der *Hussiten*. — §. 19. *Frankreich* seit Philipp IV. bis auf Karl VIII. Die Momente des Krieges mit England sind treffend hervorgehoben, und die Geschichte des neuburgundischen Hauses ist S. 426, so wie die des Herzogthums Bretagne S. 464 eingeschaltet. — §. 20. Geschichte des Königreichs *Aragonien*. Wiedervereinigung des *mallorcanischen* Reiches mit Aragonien. Der ältere Königsstamm geht ab. Nach einem zweyjährigen Zwischenreiche folgt *Ferdinand I.* (ein weiblicher Verwandter), Grossvater Ferdinands des Katholischen. Geschichte *Castiliens*. *Isabella* und *Ferdinand*. Die *Hermandad* und *Inquisition*. Eroberung von *Granada*. Königreich *Navarra*. — §. 21. Königreich *Portugal*. Der echte burgundische Mannsstamm erlöscht. Die unechte burgundische Linie folgt mit *Iohann I.* Grosse, weitgreifende Entdeckungen. Nachtheiliger Kampf gegen Marocco. — §. 22. Geschichte von *England* seit *Eduard I.* Kriege gegen die Schotten, gegen Frankreich und Castilien. Krieg der rothen und weissen Rose. Haus *Tudor*. Angeknüpft ist die Geschichte *Irlands*, und die Geschichte *Schottlands* unter den *Stuarts*. — §. 23. Geschichte von *Norwegen*, *Schweden*, *Dännemark*. Eingeschaltet ist die Geschichte von *Holstein* und *Schleswig*. — §. 24. Geschichte *Polens*. Wiedereinführung des königlichen Titels durch *Premyslaw*. Erlöschen des *piastischen* Stammes. *Ludwig* der Grosse. Seine Tochter Hedwig heirathet den Grossherzog von Litthauen *Jagello*, der in der Taufe den Namen *Wladislaw* annimmt. Allmählige Ausbildung des Wahlrechts der Nation. Kämpfe mit dem deutschen Orden in Preussen. Friede zu Thorn 1466. Angehängt ist die Geschichte *Rothreussens* S. 650. *Litthauens* und des *Johanniterordens*.

Die drey letzten §§ (25—27) enthalten die Geschichte *der Wissenschaften*, *der Religion*, *der Staatsverfassungen*, *der Sprachen*; *der Künste*, *der Cultur und Literatur* überhaupt, und umfassen alle wichtige Momente derselben zu einer höchst lehrreichen und fruchtbaren Uebersicht, an welche sich S. 883 *allgemeine Anmerkungen* anschliessen. — Den Schluss des Ganzen macht S. 888 ff. ein *Ueberblick der mittlern Weltgeschichte in zwey Perioden*, ein Meisterstück der concentrirten historisch. Darstellung. — Die angehängte *synchronistische* Tabelle, welche das grosse Verdienst hat, *alles Wichtige*, in dem Zeitraume von 843 — 1492, doch ohne Ueberladung, zu vergegenwärtigen, dient zur vollständigen Ausgleichung der ethnographischen Methode mit der synchronistischen.

Rec., der aus einer vieljährigen Erfahrung weiss, wie viele Belehrung er den historischen Schriften des Verf. verdankt, empfiehlt dieses Werk vorzüglich denen, welche das historische Studium in unserm Zeitalter für etwas Leichtes halten, und, ohne das Detail der Specialgeschichte zu kennen, sich blos mit einigen allgemeinen Umrissen der Weltgeschichte begnügen. Je mehr aber unter unsern Augen sich eine neue Welt ausbildet; desto wichtiger wird auch für uns der Blick in die Vergangenheit, aus welcher die gegenwärtige Zeit mit ihren so ausserordentlichen Resultaten hervorging. Möchte doch durch das angezeigte Werk das unter den Deutschen jetzt so tief gesunkene *gründliche* Studium der Geschichte wieder angeregt und befördert werden!

ERDBESCHREIBUNG.

Der Ungrische (ungarische) Zipser-Sachse in seiner wahren Gestalt. Von *Jacob Melzer*. Leipzig in Commission bey P. G. Kummer. 1806. 112 S. 8.

Eine in einer geschraubten poetischen Prosa in den Studentenjahren in Jena von dem Verf., der jetzt evangelischer Prediger zu Mayerhöfen in Ungarn ist, geschriebene Brochüre, die der junge Schriftsteller, dem es, wie selbst aus einzelnen Abschn. dieser kleinen Schrift erhellt, an Talenten und Kenntnissen keineswegs mangelt, in seinen reiferen Jahren gewiss selbst für ein unreifes, unvollkommenes Geistesproduct erklären wird. Dem Verfasser, einem in Ungarn gebornen Zipser-Deutschen, fehlt es nicht an Patriotismus, der ihn aber freylich nur zu oft verleitet, die Unvollkommenheiten seiner Landsleute zu übersehen, an Belesenheit, Beobachtungsgeist und an Gabe den Charakter seiner Landsleute zu schildern: aber die kleine Schrift ist voller Mängel und Irrthumer und der Styl durchaus verwerflich u. den Kenner u. Verehrer der wahren Prosa abschreckend. Schon der Titel ist unrichtig, denn

Digitized by Google

die deutschen Zipser in Ungarn sind keine Nachkommen der Sachsen, sondern, wie die Geschichte und der ihnen eigenthümliche deutsche Dialekt lehrt (man lese in dieser Hinsicht die von den bekannten ungarischen Gelehrten Bredeczky, Johann Genersich und Karl Georg Rumi verfassten Zipser-Idiotika), Colonisten aus den Rheinländern, aus Flandern, aus Elsass. Im Werkchen selbst fertigt der Verf. die bisher unter den Historikern so schwierige Frage über den Ursprung der Zipser-Deutschen S. 10 kurz so ab: „Ihr ursprüngliches Vaterland ist Sachsen in Deutschland, daher sie auch die ungrischen Zipser-Sachsen genennt werden." Dass Sachsen wirklich für ihr Vaterland angenommen werden müsse, beweist er durchaus nicht, und er scheint diess blos aus dem in Ungarn üblichen Namen Zipser-Sachsen, Saxones Scepusii zu schliessen. Allein die Zigeuner werden von den Engländern Aegyptier (Gipsy), von den Franzosen Böhmen (Bohémiens) genannt, und sind doch indischen Ursprungs: derselbe Fall ist mit den Zipser Deutschen. Rec. will nun den Inhalt des Werkchens kurz angeben und unparteyisch beurtheilen.

Im Eingange spricht der Verf. sehr oberflächlich von den Charakterschilderungen der Nationen — diesem sehr schwierigen Thema. Dann erzählt er einiges nicht genug Befriedigende von den ältesten Bewohnern der Grafschaft Zips, von der Etymologie dieses Namens (er führt verschiedene Meinungen an und wagt es nicht sich für eine zu bestimmen), von der Ankunft der deutschen Zipser Colonisten. Er hätte in diesem Abschnitte vortreflich das kritische Werk des berühmten Hofraths von Schlözer „Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" benutzen können, was er aber nicht gethan hat. Hierauf stellt er einige Betrachtungen über das Clima, den Boden und die Producte der Grafschaft Zips an. Der Verf. vergass dabey die einträglichen Bergwerke anzuführen; auch vermisste Rec. sehr ungern statistische Data über den Ertrag der Zipser Natur- und Kunstproducte. Von den eigenthümlichen Mundarten der Zipser Deutschen (sie haben zwey verschiedene Hauptmundarten) sagt der Verf. kein Wort, und verweist auch nicht auf andere Werke über diesen Gegenstand. — Nun kommt der Verf. S. 16 auf die *guten charakteristischen Eigenschaften* der Zipser Deutschen. Dahin rechnet er: 1. ihre *Arbeitsamkeit*. Diese gesteht ihnen Rec. gern zu, bemerkt aber dabey, dass es den meisten Zipsern an speculirender Industrie, wenn etwas dabey zu wagen ist, gar sehr mangelt. Doch zeichnen sich auch darin jetzt viele Einwohner der Stadt Käsmark aus. S. 28 sagt der Verf. von den ämsigen Zipser Hausfrauen: „Oft führt sie das Scepter der Hausherrschaft, mit dem sie das häusliche Glück in der Hausfamilie befördert. Der Mann ist ihr darum nicht neidisch, ohne Missgunst vergönnt er ihr die Oberhand; denn er weiss, dass ihn unter ihrer Regierung nicht das Loos betrifft, unter welchem die Männer jammern, die von den Frauen der Galanteriewelt beherrscht werden." Ob in der Zips mehr Männer unter dem Pantoffel ihrer Gattinnen stehen, als unter andern Deutschen, weiss Rec. nicht: sollte sich aber Hr. Melzer wünschen, unter einer solchen milden Oberhand zu stehen, so wünscht ihm Rec. dazu Gedeihen. 2. *sie lieben den Frieden und die Verträglichkeit*. Im Ganzen allerdings wahr, aber auch diese Tugend der Zipser übertreibt Hr. M. Der Pöbel ist auch in der Zips Pöbel und die Nationalungarn und Slaven können in dieser Hinsicht sagen: c'est tout comme chez nous. Auch die Religionsverträglichkeit zwischen den Katholiken und Protestanten ist in der Zips nicht so gross, als Hr. M. behauptet. 3. *sie sind gastfrey und lieben die Gesellschaft*. Durch Gastfreyheit zeichnen sich allerdings die Zipser vor andern Deutschen aus: sie ahmen darin den gastfreundlichen Magyarn rühmlich nach. 4. *sie sind in ihren Sitten sehr einfach, mässig und keusch*. Allerdings mehr, als andere Deutsche, aber unser Verf. übertreibt diese Tugenden. Der Luxus sammt der Modenliebhaberey des schönen Geschlechts ist auch schon in der Zips stark eingerissen; die Zipser begnügen sich in der Regel allerdings mit Hausmannskost, aber bey Gastereyen schmausen sie nur gar zu sehr, an Trunkenbolden ist in der Zips kein Mangel. Lächerlich ist die Behauptung des Verf. S. 51: „Das alte sächsische Muster, nach welchem die Opferkleider zubereitet worden sind, in welchen die Väter im Heiligthum des Tmolus erschienen, prägte sich tief in die Mode ein, die jetzt noch in ihrem alten Schnitt vorhanden ist." Dieser Zuschnitt der Mannskleider der gemeinen Volksklasse der Zipser ist ja offenbar der Zuschnitt des langen ungarischen Pelzes! Die Keuschheit der Zipser übertreibt der Verf. carricaturmässig, wenn er in seinem pompösen Style S. 55 sagt: „Eine natürliche Folge der Mässigkeit der Zipser ist die Keuschheit. Noch durchwühlte ihren Zirkel nicht das schmeichelnde Laster der Verführung, die aus dem schlüpfrigen Romanengeleise in die Mauern der Stadt tritt. Das zufriedene Land der Zipser kann noch keine Spuren ihrer Verheerungen aufzeigen. O! noch nicht dampfte von seinem Horizont der giftige Qualm einer venerischen Seuche empor. Der unschuldige Genius ihrer Triebe ist mit ihr noch nicht verschwistert. Noch nicht benetzte den Boden einer dunkeln Laube die bittere Thräne der Hebe, noch sah sie im Kerker der Verzweiflung keinen Jüngling die Hände ringen, der im Heiligthum auf Gnidos unglücklich geopfert hätte. Noch drückte sie mit weggewandtem Gesicht keinem Mädchen die Augen zu, das auf beblümten Auen den Kranz verloren, und sich der süss lockenden Verführung der Amoretten Preis gegeben haben würde. Keuschheit schützt beyde Geschlechter. Der Jüngling darf nie zittern, wenn er den Hymenkranz aus der Hand seiner künftigen Gattinn empfangen will, dass ihre Würde unter der

Digitized by Google

Hand eines Wollüstlings gewesen wäre. Er darf die reinste Unschuld zuversichtlich umarmen. — Buhlerin — ist dem Mädchen ein unerklärbares Wort. Und diess muss es auch seyn; denn welcher Modestutzer hat es ihm beygebracht? — Jünglinge und Mädchen leben als Kinder der lieben Natur im Schoosse der Unschuld. Beyde spielen auf blühenden Wiesen, beyde reichen sich die Hände, ohne dabey erröthen zu dürfen, ohne dabey von beängstigten Herzensschlagen verfolgt zu werden. Merkwürdig sind daher die Epochen, binnen welchen es geschieht, dass den Nymphen Gelegenheit gegeben wird, über ein Unglücksopfer einer Unschuld zu weinen, die sich in die Arme der geilen Verführung Cytherens geworfen hätte. Ja, 40 bis 50 Jahre verfliessen, und ein solches trauervolles Moment trifft nicht ein; ein halbes Säkel (sic?) möge in manchen Gegenden gegen ein ganzes verstreichen, und die Tempel der reinen Unschuld werden an den Ufern des Hernaths und der Poper nie in einen schwarzen Flor von niedergeschlagenen Grazien gehüllt." — Wie unwahr in unsern Zeiten! Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts mag es noch so in der Zips gewesen seyn, aber — fuimus Troes. Jetzt hat schon auch unten der Zipsern die Wollust starke Wurzeln geschlagen, man findet in der Zips *filles de joye* von niederer und höherer Classe, an der Poper sind der Venus vulgivaga nicht wenig Altäre errichtet, das niedrige Laster der Selbstschändung und die venerische Seuche ist auch in der Zips nicht mehr unbekannt! — 5. *sie haben Talente zum Studieren und tiefen Nachdenken — auch sind sie sehr erfinderisch.* Allerdings zeichnen sich die deutschen Bewohner der kleinen Grafschaft Zips durch Talente und Anlagen zu einer liberalen Cultur rühmlich aus. Die auch im Auslande vortheilhaft bekannten Gelehrten Schwartner, Engel, Glatz, Genersich, Bredeczky, Czirbesz, Rumi, Schmitz und noch einige andere sind geborne Zipser. Der Anlage vieler Zipser zur Dichtkunst und Musik hat der Verf. erwähnt, aber nicht ihrer Anlage zur Zeichnungskunst und Malerey, und doch hat darin Zips die vortrefflichen drey Meister, Professor Caucig in Wien, Binnert in Igló, Lerch in Leutschau, und mehrere glückliche Dilettanten aufzuweisen. Höchst übertrieben ist aber die Behauptung unsers Verfs. S. 58: „Möchte doch Hr. Dr. Gall seine Reise auch über die Schneegeburge (Schneegebirge) des Karpaths nehmen und seine Wissenschaft, die vorzüglich dem Empiriker und der Anatomie ein neues Licht hinreicht, auch dort ausstreuen. Ich glaube, wenn er den Kopf des ersten pflugenden Bauers befühlte, er würde einen talentvollen Mann in ihm entdecken, und behaupten, seine Gehirnmasse sey durch lauter geistige Anlagen zu dieser und jener Fähigkeit verwebt. Vielleicht würde er mit triftigern Gründen bestätigen, was jener Geschichtschreiber in der oberflächlichen Berührung des Zipser-Charakters sagt, dass jedem 10ten Manne eine dichterische Ader eigen sey." 6. *Sie sind sehr religios.* Allerdings, allein ihre Religiosität ist bey dem grössten Theile der Einwohner Mechanismus.

S. 78 fängt der Verfasser an diejenigen Seiten des Zipser-Charakters anzuführen, die ihm tadelnswerth scheinen. Dahin rechnet er: 1. des *Zipsers allzu grosse Furcht und Schuchternheit.* Allerdings liegt in dem Charakter der meisten Zipser viel Schuchternheit, allein falsch ist die Behauptung des Vfs., S. 80 „unter der Fahne des Mars zu streiten, ist der Zipser nicht geboren." Viele Zipser Jünglinge nehmen freywillig Militärdienste an, und zeichnen sich in Kriegen aus. Die tapfern österreichischen Generale Baron von Kray und Matyasovszky waren Zipser, und als österreichische Helden sind auch bekannt die Officiere Toppertzer von Todtenfeld, Schmidak (beyde führt unser Vf., so wie auch den Baron Kray, selbst an), Furmann und andere. 2. *Seinen stark eingewurzelten Aberglauben.* Rec., der die Grafschaft Zips gut kennt, kann nicht leugnen, dass beym gemeinen Volke in der Zips der Aberglaube trotz den Bemühungen der Prediger und Schullehrer noch immer stark eingewurzelt sey. Hr. M. geht bey diesem Punkte, wider seine Gewohnheit, recht überzeugend ins Detail. 3. *Seinen schlechten Eifer, der zur Pflege der Gerechtigkeit nicht hinlänglich ist.* Darüber sagt der Vf. viel Wahres und für die Zipser Beherzigungswerthes. Ihre alten Vorfahren hielten mehr auf die Aufrechthaltung ihrer Freyheiten. Das Beste wäre in dieser Hinsicht nach Recensentens Urtheil, wenn die Zipser mehrere ihrer Söhne, als bisher geschehen ist, die Rechte studieren liessen, und nicht, wie bisher so oft geschah, Ignoranten zu Richtern und Senatoren beförderten.

Am Schlusse rechtfertigt sich der Verf. S. 109 gegen den Einwurf, dass die von ihm angeführten Eigenschaften der Zipser mehreren Völkern angerechnet werden können. Er gibt diess zu, und bemerkt dagegen zugleich, dass wenige Völkerschaften gefunden werden, die, den Zipser-Nachkömmlingen gleich, sich mit so vielem Recht in ihren Tugenden, auf die Tugend ihrer Stammväter berufen können. Endlich zieht er S. 111 eine Parallele zwischen dem Charakter der Zipser-Sachsen und der Sachsen in Deutschland. Gemeinschaftlich, sagt er, ist beyden die Arbeitsamkeit, der Hang zu den Wissenschaften und der Eifer für die Religion. Den Trieb zum Frieden und der Verträglichkeit gesteht er den deutschen Sachsen im geringern Grade zu, sagt aber zugleich, dass die deutschen Sachsen den ungarischen Zipser-Sachsen am Tadel im Ganzen nachstehen, weil die unter ihnen verbreitete Aufklärung mit der Druckfreyheit manche schlimme Eigenschaften aufhebe. Wir haben bereits gesagt, dass unser Verf. die Zipser Deutschen irrig aus Sachsen ableite.

Möge der Vf., der auch als ein deutscher Dichter bekannt ist, sein Vaterland bald mit einem bessern Geistesproducte beschenken.

Digitized by Google

JUGENDSCHRIFTEN.

Praktische Anweisung, Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen, von Dr. *Pöhlmann*, 1r Bd. Zweyte mit zwey Tafeln vermehrte Auflage. Erlangen, bey Joh. Jac. Palm. 1807. (1 Thlr.)

Mit Recht tadelt der Verf. in der Vorrede den Schlendrian, der bis jetzt in diesem Unterrichte fast in allen Schulen herrschte (und leider grösstentheils noch herrscht). Sein Entschluss und die Ausführung desselben, das Rechnen mehr zu versinnlichen, und den Kindern mit dem Zeichen zugleich das Bezeichnete vorzuführen, ist lobenswerth, und der Verf. hat insofern wirklich viel Verdienst um die Verbesserung dieses Zweiges des Unterrichts. Denn hält man das, was er geleistet hat, gegen das, was vor ihm und um ihn in den Schulen gethan wurde, so muss man nicht allein das Streben des Verf. gegen diesen Schlendrian, sondern auch die gelungene Verbesserung desselben würdigen und achten. Die Idee des Verf. ist richtig: alles muss vor dem Kinde sich wieder zu seinem Ganzen bilden, wenn dasselbe eine Einsicht davon bekommen soll. Allein die Mittel und Wege, die der Verf. dazu wählt, und die Stufenfolge, welche er dafür fixirt, sind weder den Gesetzen des Werdens des menschlichen Geistes, noch der Natur des Gegenstandes selbst angemessen. Der Verf. hätte bey dem Verbessern des Alten nicht alles entfernen sollen, denn vieles ist so gut, dass es keine Neuerung aufzuwiegen vermag. In allen alten Rechenbuchern wird der Verf. die Regel beobachtet finden, dass man mit dem Rechnen der unbenannten Zahlen anfängt, und dann erst zu dem mit benannten Zahlen übergeht. Die Neuern sagen dafür, man fuhre zuerst das reine Rechnen, oder das Rechnen *in abstracto* vor, und lasse dann das in der Abstraction Gewonnene auf die Concreta anwenden. Der Verf. hingegen will durchaus mit den Concretis anfangen; allein er nimmt Dinge zur Versinnlichung, welche dazu unzweckmässig sind. Die Dinge, woran man den Kindern rechnen lehrt, müssen die einfachsten seyn; weder die Farbe, noch die Gestalt muss das Kind zerstreuen. Für diesen Zweck ist nun nichts vortheilhafter zu gebrauchen, als die Hölzer, welche der verstorbene Prof. Tillich empfohlen hat. Rec. kann diess aus vieljähriger Erfahrung versichern. — Bey dem Rechnen ist doch vorzüglich das Minder und Mehr zu verdeutlichen; wie kann der Verf. mit seinen Bohnen, Aepfeln, Erbsen etc. diess so darstellen, als er es mit den nach Zollen richtig abgemessenen Hölzern im Stande ist. Die Bohnen etc. haben ja nicht einerley Grösse, hier findet also eine Anschauung des gleichmässigen Vermehrens und Verminderns gar nicht Statt. — *Das Zählen ist bey dem Rechnen das Hauptsächlichste*, das Nennen kommt gar nicht in Anspruch, daher auch allemal der Zähler eher ausgesprochen wird, als der Nenner. Diess haben fast alle Rechenbücher vernachlässigt (oder zum wenigsten nicht deutlich hervorgehoben und alles darauf zurückgeführt), sonst würden wir diese ganze Wissenschaft schon weit einfacher bearbeitet haben. Es ist gar nicht zu glauben, wie sehr das zu frühe Benennen, ehe noch das Zählen fixirt ist, die Kinder in den Rechenübungen aufhält. Der Vf. hat nun alles darauf berechnet, Kinder durch das zu frühe Benennen für eine wahre höhere Combination in diesem Unterrichte zurückzuhalten, denn durch sein ganzes Buch spricht sich dieser Grundsatz aus. Oder glaubt der Verf., dass er auf seinem Wege alles Beydes berücksichtige? Ja eben hierin liegt der grosse pädagogische Fehler, der auch noch jetzt fast alle unsre Erzieher fesselt; denn niemand kann zweyen Herren *zugleich* dienen, einer muss vernachlässigt werden. — Die Stufenfolge, die der Verf. befolgt, is der Natur des Gegenstandes nicht gemäss; diess beweist die Inhaltsanzeige. Warum hat der Vf. das Rechnen nicht als eine ewige vielseitige Repetition und Modification der *Eins* dargestellt und durchgeführt, und so jede vielfache Zahl wieder als eine Eins gegeben, z. B. die 10 als Eins von 100, und 100 als Eins von 1000, die 8 als Eins von 8×8 oder 64 etc., die 18 als $\frac{1}{5}$ von 5×13 oder 90. So würde der Vf. seine Kinder weit natürlicher geleitet haben, denn dadurch wären sie für ein wahres combinatorisches Rechnen gewonnen worden, und da die menschlische Thätigkeit in nichts anderm, als in dem vielseitigsten Combiniren besteht, so wäre des Vf. Rechenmethode dadurch ein echtes Bildungsmittel des menschlichen Geistes geworden, *indem es die Gesamtthätigkeit des Menschen in Anspruch genommen hätte.* Allein ein solcher aus der Natur sich selbst ergebender Stufengang ist hier nicht sichtbar, und wo dieser nicht ist, da hat anstatt der alten Willkühr eine neue die Herrschaft gewonnen, und insofern will der Verf. nichts weiter, (und leistet auch nichts weiter) als mit seiner Willkuhr eine andere verdrängen. Diess wird so lange gehen, bis die Natur und die echten Priester ihrer Gesetze sie beyde verdrängen werden. Hätte der Verf. eine Ansicht von einem combinatorischen Rechnen, so würde er gewiss seine versinnlichende Methode für die Brüche (wie er sich ausdrückt) nicht so sehr herausheben: denn sobald das Rechnen als Combination betrachtet wird, so gibt es im Rechnen eigentlich gar keine Brüche, sondern nur Verhältnisse. Die 4, welche von 16 $\frac{1}{4}$ ist, die nemliche 4 ist von 40 $\frac{1}{10}$, von 100 $\frac{1}{25}$. Rec. sieht hier gar nichts Gebrochenes. Jeder Theil bekommt erst seinen Werth, und daher auch seine Benennung aus dem Verhältnise, in welches er gesetzt wird, und insofern braucht man gar keine künstliche Stöcke, die man vor den Augen der Kinder in verschiedene Theile entzwey bricht, um die Brüche anschaulich zu machen. (Will man das Rechnen als Combination nach der

einfachsten und natürlichsten Art durchgeführt und bearbeitet haben, so nehme man des sel. Prof. Tillichs Rechenbuch, und man wird alles das, was ich hier nur andeutete, vollkommen ausgeführt und angewendet finden.) — Durch diese wenigen Mittheilungen glaubt Rec. dem Vf. hinlänglich bewiesen zu haben, wie sehr er sich täusche, wenn er glaubt, dass das, wofür Pestalozzi so thätig gearbeitet hat, schon längst von ihm sey ausgeübt worden. Es gehört hier wirklich die grosse Selbsttäuschung dazu, diess sagen zu können, allein ein solcher Selbstbetrug ist einem jeden, der für sein Fach und sein Ich eingenommen ist, sehr leicht zu verzeihen. Pestalozzi geht den richtigen Gang der Natur; er geht von dem Rechnen mit unbenannten Zahlen aus, und zeigt dann die Brüche ebenfalls als Verhältniss; jedoch mangelt ihm noch die Vereinfachung des Ganzen, die in Tillichs Werke so trefflich hervorleuchtet. Pestalozzi ist also gerade das Gegentheil von dem Verf., und der Verf. kann sagen, er habe diess lange schon ausgeübt? Wie kann der Vf. behaupten, er sey von den nemlichen Grundsätzen ausgegangen? *Hat der Verf. das Rechnen so durchgeführt, dass die Kinder bey der Wurzel anfangen, und dann stufenweise bis zum Gipfel des allmählig gewordenen Baumes empor steigen? Wo ist dieser Gang beobachtet? Bey Pestalozzi und Tillich, sonst nirgends.* Rec. hat des Vfs. Verdienst nicht verkannt, und mit Recht seine Arbeit nach der Zeit gewürdiget, in welcher sie erschien. Allein der Vf. hat kein Recht, (ohne in den Verdacht des Egoismus zu fallen,) alle andere Versuche mit den seinigen für einerley zu halten. Rec. hingegen hat die Verbindlichkeit, es dem Verf. nicht zu verschweigen, damit jedem sein Verdienst gelassen werde, sonst möchte dadurch der guten Sache selbst sehr viel geschadet werden. — Die neue Ausgabe hat keine Veränderungen weiter erlitten, als in der Vorrede, und zuletzt sind 2 Tabellen angehängt, die eine Nachahmung von Pestalozzi's Tabellen sind, aber nicht ganz dieselbe Gestalt und Eigenschaft haben. Der Verf. hat dabey vorzüglich auf Volksschulen Rücksicht genommen, damit sie vor einer ganzen Classe können aufgehängt werden. Ueber den sokratischen und katechetischen Teig, in welchen das Rechnen eingewickelt und eingeknetet worden ist, mag der Rec. mit dem Verf. gar nicht rechten, denn darüber hat er schon von mehrern Seiten sehr gegründete Missbilligungen erhalten. —

Mathematisches Rechenbuch für Bürger- und Landschulen und für Erwachsene des Erwerbstandes, von *Nic. Christ. Voss.* Hamburg, bey Brüggemann. 1806. (5 gr.)

Um den Verf. gehörig zu beurtheilen ist es nöthig, den Lesern einige Aeusserungen aus seiner Vorerinnerung mitzutheilen. Er sagt: dass die Mathematik, als ein *Inbegriff von Wissenschaften*, deren Gegenstand die Grössen aller Art ausmachen, in der genauesten Verbindung mit den mehresten Verrichtungen der Menschen stehen müsse, sey klar. Indess wären nicht alle *Theile* gleichgültig für jeden Stand. Im bürgerlichen Leben dürfte die Kenntniss der Arithmetik oder Rechenkunst, der Geometrie und Mechanik von dem vorzüglichsten Nutzen seyn, aber weil die bürgerlichen Geschäfte besonders auf diese Theile der Mathematik (vorher nannte der Verf. diese Theile Wissenschaften, und die Mathematik den Inbegriff derselben) sich beziehen. — Welcher Zusammenhang und welches Deutsch!!! Die vorliegende Schrift enthält die Hauptlehren aus der Arithmetik, Geometrie und Mechanik (diess wäre auch der passendste Titel für des Verfassers Arbeit gewesen, denn warum der Verfasser diess Werk mathematisches Rechenbuch nennt, kann Recensent nicht einsehen, es müsste denn seyn, dass er es als eine Anweisung betrachtet wissen wollte, das Rechnen auf Mathematik anzuwenden). Das Ganze ist nichts weiter, als eine sehr gewöhnliche Zusammenstellung der wichtigsten Hauptlehren aus den genannten Theilen der Mathematik; die Gewährsmänner sind nicht genannt, doch diess war auch gar nicht nöthig, denn man kann alle bessere Lehrbücher der Mathematik dafür halten. Nach des Verfassers erstem Plane war die Arithmetik davon ausgeschlossen; er hielt es aber dennoch für besser, ihre wichtigsten Lehren voraus zu schicken. Aus allen diesem Unzusammenhangenden, welches der Recensent so viel als möglich wieder gegeben hat, ist es deutlich, dass der Verfasser über diese Dinge mit sich selbst noch nicht aufs Reine ist, daher auch nicht im Stande war, einen bestimmten Zweck seiner Arbeit anzugeben. — In den Hauptlehren, die hier zusammengestellt werden, ist keine gehörige Aufstufung und natürliche Verbindung beobachtet worden, und gewährt folglich für den methodischen Unterricht in diesem Fache gar keinen Vortheil, was doch bey Schriften, die für Bürger- und Landschulen bestimmt sind, berücksichtigt werden muss.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

155. *Stück, den* 11. *December* 1807.

HEILKUNDE.

Just. Friedr. Aug. Schlegel, der Chir. und Medicin Dr., Russ. Kais. Hofr. und priv. Arzt in Moskwa, *über die Ursachen des Weichselzopfes der Menschen und Thiere, die Mittel denselben zu heilen, in kurzem auszurotten, und dem dadurch entvölkerten Polen seinen ehemaligen blühenden Zustand wieder zu verschaffen.* Mit vier illumin. Kupfert. Jena, bey Göpferdt. 1806. gr. 8. 21¼ Bog. (2 Thlr.)

Der Gegenstand dieser Schrift ist von der äussersten Wichtigkeit, sie ist mit ungemeinem Scharfsinn gearbeitet, auch hat der Verf. alles mögliche aufgeboten, den Leser für seine Ansicht der Sache zu gewinnen, Rec. möchte fast sagen, zu bestechen; überdem kommen in derselben so manche für den Praktiker auch in Beziehung auf andere Krankheiten sehr lehrreiche Bemerkungen, die man hier gar nicht suchen würde, vor. Recensent ist übrigens in der Hauptsache nicht überzeugt worden, daher er sich genöthiget sieht, den Verf., der seine Behauptung gewiss auf eine recht blendende Art aufzustellen gewusst hat, Schritt vor Schritt zu folgen. Alles dieses wird ihn entschuldigen, wenn er bey solchen Umständen die Gränzen einer Recension etwas überschreiten sollte.

Die neue Theorie des Weichselzopfes des Hrn. S. ist folgende: Es gibt einen *wahren* oder *kritischen Weichselzopf* der Menschen und Thiere, ferner einen *unächten*, *nichtkritischen* bey Menschen. Der erste ist bey Menschen nur in *Polen* endemisch, bey Thieren ist er es in *Polen* und *Russland*, *sporadisch* kömmt derselbe (freylich selten) allerwärts vor. Der unechte nichtkritische ist eigentlich nach dem Verf. gar keine Krankheit, er ist blos ein Zusammenwickeln der Haare an jenen Theilen des Leibes, wo Unterlassung des Auskämmens oder Schmuz und Unreinlichkeit anzuklagen, oder auch, wo der *Kleber* der echten Plica (z. B. durch eine fremde Mütze) aus einem andern Subjecte auf irgend jemand ist übertragen worden. Da der Vf. diesen *Kleber* nicht für contagiös hält, so kann er der Constitution eines andern nicht nachtheilig werden, sondern er vermag weiter nichts zu thun als beym Beyschlaf die Schaamhaare oder bey Aufsetzen eines damit behafteten Kopfzeuges die Haare des Kopfes in eine mehr oder weniger bedeutende Verwickelung zu versetzen. Nach der Meynung des Verf. fällt also für den Pathologen diese unechte Plica völlig weg, es ist mithin blos die echte endemische und echte sporadische Plica, die uns Aerzte eigentlich beschäftiget. Beyde haben einen und denselben Grund, nemlich einen Stoff, welcher sich durch die Haut und Haare im normalen Zustande verflüchtiget, der aber, wenn ihm dieser Weg verschlossen worden, sich auf einzelne Haare an irgend einem Theile des Körpers kritisch wirft, und sich durch die erweiterten Wurzeln derselben in einer fetten Materie in dieselben ergiesst, sie kräuselt und in einen unauflösbaren Wirrwarr verwickelt. So wie die Ursachen verschieden seyn können, welche die Verrichtung der Haut in näherer Beziehung besonders auf die Haare unterbrechen, so entsteht die sporadische Plica auch auf mancherley Art, z. B. nach ausgefallenen Haaren oder durch eine Verderbung der Haare, wodurch sie ausser Stand gesetzt werden, die Abscheidungen, die sie im Gesundheitszustande zu machen haben, zu leisten; oder auch wohl nur durch Erkältungen, wodurch die ganze Hautfunction in Unordnung geräth. Die echte endemische Plica muss einen allgemeinen Grund, eine allgemeine Ursache, wodurch die Function der Haare bey Menschen oder Thieren in Abnormität gesetzt wird, anerkennen, die durchaus local ist, und hier zwar eine, die bey Menschen nur in *Polen* u. bey den Thieren nur in *Polen* und *Russland* Statt findet. Wenn man nun bedenkt, dass der Pole in Europa so ziemlich der einzige ist, der die Nationalgewohnheit hat, seinen Kopf bis auf eine kleine Krone, die er auf dem Scheitel stehen lässt, zu scheeren, so muss man gestehen, dass es ein fast mehr als blendender Gedanke zu seyn scheint, zu behaupten, die Natur räche sich an ihm, und sie ergiesse das, was er sie durch dieses Abscheeren an Secretionsstoff zurückzuhalten zwingt, auf den Ueberrest seiner Haare, sie erweitere unter den jämmerlichsten Leiden deren

Digitized by Google

Wurzeln, wodurch sie genöthiget werden, bey ihrer abnormen Verdickung sich zu kräuseln, und in einen unauflösbaren Wirrwarr überzugehen. Bey den Thieren gibt dem Verf. die besondere Art ihrer Pflege in Polen und Russland, besonders ihr Verweilen zu Nachtzeit in den Wäldern und Steppen Gelegenheit genug an die Hand, auf Unterbrechung der Hautfunction in der Art zu schliessen, dass man sich gerade nicht wundern darf, wenn die Natur sich nachher bemüht, der gestörten Excretion durch eine auf die Mähne geworfene Metastase von eben der oben angezeigten Art, Luft zu machen. Rec. ist auch gar nicht abgeneigt zu glauben, dass die viele kalte Nässe, wodurch besonders zur Nachtzeit die Pferde in diesen Ländern soviel leiden müssen, den Grund ihrer Weichselzöpfe enthalten möge. Wie oft erstaunte er nicht, dass es der kleine Hutjunge sowohl als das arme junge Pferd aushalten konnten, bey der schlimmsten Witterung die Nacht hindurch, um das Futter im Stalle zu ersparen, im sumpfigen Walde zuzubringen! Diesem zufolge wird Rec. den Weichselzopf der Thiere weiter bey dieser Anzeige auch nicht berücksichtigen, sondern sich von nun an, an die Hauptsache, den epidemischen polnischen Weichselzopf halten. Die sporadische Plica kann er ebenfalls mit eben dem Rechte auf die Seite weisen, da er in dieser Beziehung mit dem Verf. weit mehr als mit Hrn. *Wolfram*, welcher bey jeder Plica ein degenerirtes venerisches Gift annimmt, einverstanden ist. Rec. bemerkt in dieser Hinsicht noch, dass er sich gefreut hat, dass der Verf. durch so sprechende Data hie und da aufs Neue darthut, wie unrecht es ist, dass man in unsern Tagen die Hauptquelle der pathologischen Erscheinungen, die abnormen Se- und Excretionen, so sehr zu übersehen gewohnt ist. Würde die Natur sie wohl mit einem so grossen Aufwande von Partialorganen gemacht haben, wenn sie für unsern Normalzustand nicht unumgänglich nöthig wären! Und gerade steht hier die Hautfunction oben an; sie ist der Barometer unserer Gesundheit, und den grössten Theil der Erregungscuren kann sie sich gewiss mit Recht zueignen; man stellte sie durch die Reizmittel her, und das Totalorgan erhielt seine Norm, und mithin auch die Erregung das erforderliche quantitative Verhältniss wieder; das letztere hieng von jenem, nicht jenes von diesem ab.

Indem sich nun Rec. künftig allein an den endemischen polnischen Weichselzopf zu halten hat, muss er zuvörderst noch den Leser auf den Standpunct führen, von welchem er die ganze Wahrscheinlichkeit der Behauptung, dass das Rasiren der Kopfhaare oder der sogenannte geschorne polnische Kopf die Ursache dieser sarmatischen *Endemie* ist, zu überschauen in Stand gesetzt wird. Der Verf. bahnt sich zu seinem Resultat durch mehrere Vorfragen den Weg. Nach der Beantwortung derselben steht Polen fast in allen Hinsichten gegen andere Staaten so tief, weil die Plica dasselbe von Jahr zu Jahr so gewaltig herabsetzt; nach ihm beruht der niedere Stand dieses Landes nach Bevölkerung, Flor aller Gewerbe, Handel, Künste, Macht und Reichthum vorzüglich auf dieser schrecklichen Krankheit, welche seit 8 Jahrhunderten das ganze männliche Geschlecht von Polens Bewohnern nach dem Verf. verzehren soll. Polen war vor der Theilung (1772) um 50 Quadratmeilen grösser als Frankreich, die Plica soll also Schuld seyn, dass es auf der grossen Waage der Staatenbilanz mit Frankreich nicht rivalisirt hat. Es thut uns leid um den wurdigen Verf., dass er zu solchen Uebertreibungen sich verleiten liess, um seiner Theorie Gewicht zu verschaffen, der oberflächlichste Blick auf die Geschichte von Polen widerlegt ihn. *Crome* mag sagen, was er will, die geographische Lage verhindert schon Polen, sich Frankreich gegenüberstellen zu wollen. Die Cultur aller Art kam aus dem Mittag, und in spätern Zeiten war in Polen auf der einen Seite die nachtheilige Verfassung des Innern mit dem aristokratischen Veto des einzelnen Schlachtschitzen und der Kraftlosigkeit der effectiven Könige, auf der andern Seite aber die Jalousie der Nachbarn, welche jedes Aufkommen hintertrieben, welche nur die schlechten käuflichen Seelen sich erheben liessen, den wahren Patrioten aber zurückdrängten, — diess waren die Gründe, warum Polen auch später nicht ein solcher Staat geworden ist, wie es allerdings hätte werden können. Warum rieb es denn nicht *Friedrich* den II. auf! die Plica lähmte seine 10 Millionen doch wohl nicht so sehr, um mit ihm fertig zu werden, wie er Westpreussen an sich zog! die Verfassung desselben, welche dem Deployiren der grossen physischen Kräfte in den Weg trat, war es, die unter dem Einflusse der Nachbarn diese edle Nation von jeher so unglücklich machte, dass sie immer, wenigstens in neuern Zeiten, sich genöthiget sah, nachzugeben. Der Vert. geht hierin ins Detail; Rec. bedauert es nur, ihm hier nicht folgen zu können. Wenn der Verf. in seinen Vortragen den physischen Zustand Polens schlecht schildert, und alles dieses Böse, die vielen Blinden, Tauben, Gelähmten u. s. w. auf den Weichselzopf schiebt: so muss ihm Rec. insofern beytreten, dass grosse kraftvolle Gardisten in Gross- und Kleinpolen unter den Bauern selten sind; dass das Alter vor der Zeit bey ihnen eintritt; diess liegt aber gewiss nicht auf Seiten des Weichselzopfes, sondern der elenden Nahrung, und der schlechten Bekleidung der Bauerburschen, ihrer Verkrüppelung zu Nacht beym Vieh in den Wäldern, des zu frühen Heyrathens, des Branntweins u. s. w. Rec. kennt das Locale, er weiss, dass er nicht ins Blaue hinein redet; er kann aber dem Verf. schlechterdings nicht beytreten, wenn er den physischen Zustand von Polens Bewohnern so sehr schlecht beschreibt, und die Ursache davon auf die Plica schiebt. Die Bedienten der Herrschaften sind Bauern; aber hier ist Kraft und Grösse, der bessern Kost wegen, gewiss nichts seltenes. Und warum erhalten die übrigen jungen Bauern, die nie den Weichselzopf gehabt haben, wenn sie nicht zur herrschaftlichen Bedienung gebraucht werden, so selten ein höheres Mass! Doch noch mehr muss man mit

dem Verf. unzufrieden seyn, dass er bey der Beantwortung der Vorfrage: warum überhaupt soviel Menschen an der Apoplexie und fast mehr als an Blattern sterben? ein so leichthaltiges Raisonnement zur Begründung seiner These vorträgt., Ohne auf die Hauptsache sich einzulassen, führt er von Schlesien das Todtenregister von 1798 an, wo unter 54729 Todten 34 als am Weichselzopf in Oberschlesien gestorben, und 4317 an Apoplexie darauf gegangen, angegeben werden. Mit Willkührlichkeit zieht er aus diesem Register die Folge, dass man annehmen könne, in Schlesien wären dieses Jahr 1998 Menschen an den Folgen des Weichselzopfes dem Tode anheim gefallen. Was soll sich ein Schlesier dazu denken! Wenn er ganz Niederschlesien durchreiset, so läuft er Gefahr, bey aller Nachfrage nicht eine einzige Plica aufzufinden. Die 34 an der Plica gestorbenen waren alle in dem kleinern Theile von Oberschlesien darauf gegangen, das Register der Krankheiten, welche er als Folgen der Plica ansieht, und wovon er den Costen der Gestorbenen auf sie schreibt, geht nun aber ganz Schlesien an; das Facit muss also freylich ungeheuer gross ausfallen. In Oberschlesien können wohl noch 34 oder doppelt soviel an den Folgen dieses Uebels dem Tode anheim gefallen seyn, aber 1998, welch eine fürchterliche Uebertreibung! Auch in Oberschlesien ist ja dieses Uebel eine exotische Pflanze! Allein, wir wollen einmal annehmen, dieses Uebel wäre dort sehr gemein, dann fällt die Theorie des Verf. auf einmal zu Boden. Wie trägt sich der Bauer in Oberschlesien? scheert er sich den Kopf etwa? Nein! Vorn hängen ihm die Haare ins Gesicht, hinten schneidet er sie etwas kürzer, weil er keinen Zopf trägt. Nun kann man also frägen, wie könnten doch 34 Menschen hier in einem Jahre am Weichselzopf — sterben? Im polnischen Oberschlesien hat man wie in Polen in den Gränzdörfern den Wahn, dass man eine Menge Fälle ganz anderer Art immer auf Rechnung der Plica schreibt. Diess weiss jeder Arzt in Polen, der gemeine Mann führt immer die Plica im Munde, daher gibt er dem Pfarrer dort und in Oberschlesien gewiss in 3 Fällen von 4 dieselbe ohne Grund als Ursache des Todes an. Man glaube ja nicht, dass alle diese 34 wirklich die Plica gehabt haben! Wenn ein, in Schlesien nicht ganz fremder, Leser nachstehende Stelle liest, so kann er wirklich nicht anders als unwillig über den Verf. werden, dass er seine Theorie mit so ganz unhaltbaren, der Sache selbst widersprechenden Angaben zu bekräftigen bemüht ist; hier ist sie: „das „Verzeichniss der an Apoplexie Sterbenden im preus„sischen Schlesien (also in Ober- und Niederschlesien) „und der Gratschaft Glatz ist eines der fürchterlichsten „und hat höchst wahrscheinlich seinen Grund in dem „ehemals daselbst gewesenen und noch öfters ausbre„chenden Weichselzopf.“

Die letzte Vorfrage: „Ists möglich, alle die ver„schiedenen Krankheiten als Blindheiten aller Art, „besonders grauen und schwarzen Staar, Taubheit, „Verlust der Sprache, Lähmung, Contracturen und „Steifigkeit der Gelenke, Apoplexie und wahren „Weichselzopf, wenn sie alle aus einer einzigen „Quelle fliessen, und eine einzige Ursache haben, die „man entfernen kann, auf immer auszurotten, und „die Nachkommen davor zu sichern?“ hält der Verf. für entschieden. Und sie ist es allerdings, wenn jenes hypothetische *Wenn*, welches er in die Frage gelegt hat, wirklich Statt findet. Dass es um diese Hypothese seine Richtigkeit habe, worauf alles ankommt, folgert der Verf. mit einer kurzen Abfertigung daraus, dass Polen und polnische Juden die einzigen Nationen des Erdbodens sind, die die Plica haben.

Wenn man den Verf. über diesen Punct liest, sollte man glauben, Polen sey das Land der Krüppel. Rec., der Kleinpolen durchreiset ist, der Grosspolen so gut als sein Vaterland und seine Heymath kennt, gesteht zwar, dass es etwas mehr Blinde und andere Krüppel, die er auch gern auf Rechnung des nichtausgebildeten Weichselzopfes schreiben will, enthält; aber alles, was mehr ist, ist reine Uebertreibung. Das Betteln ist in Polen ärger als in andern Staaten, die armen Krüppel halten sich vorzüglich hiezu berechtiget; bey jeder polnischen Kirche pflegt sich daher während des Gottesdienstes, besonders wo Ablass und mithin grosser Zusammenfluss ist, eine Anzahl Krüppel einzufinden, die *lueri odor* von der Ferne dahin zieht; man urtheilet aber gewiss falsch, wenn man daraus zu Gunsten des Vf. etwas mehr, als Rec. bereits nachgegeben hat, schliessen will.

Hierauf begründet der Verf. im zweyten und dritten Capitel seine Hypothese durch Betrachtungen über die Hautverrichtung und den Bau, den Nutzen und die Bestimmung der Haare. Ueber die Gebräuche verschiedener Nationen in Hinsicht auf das Kopfhaar, wird so manches Unterhaltende diesem hinzugefügt. Endlich erzählt der Verf. die mancherley bemerkten Nachtheile von abgeschnittenen, abgeschornen, ausgefallenen u. s. w. Haaren, dabey wird mit Recht der Umstand hervorgehoben, dass starkes, vieles, langes Haar ein Zeichen von Stärke der körperlichen Beschaffenheit ist. Zuletzt wird der Schluss gemacht, dass die Polen, welche nach einer päpstlichen Bulle seit soviel Jahrhunderten sich verpflichtet hielten, die Kopfhaare bis auf einen Theil des Scheitels abrasiren zu lassen; ferner auch die polnischen Juden, welche sich auch das Haar abscheeren lassen, aus diesem Grunde, besonders in ihrem kalten Klima, dem Weichselzopf unterliegen. Das dritte Capitel wird nun mit einem merkwürdigen Versuche beschlossen. Ehe Rec. den letzteren erzählt, muss er nur noch bemerken, dass er an den schönen und gelehrten physiologischen Deductionen, hinweggesehen von der angeführten Hauptfolgerung, gar nichts auszustellen habe; sie sind vielmehr vom directesten Bezuge auf sein eignes System. Auch er hält die Haare für nicht unwichtige Organe, sie scheinen ihm besonders geeignet zu seyn, um in den elektrischen und galvanischen Lebensprocess Einfluss zu äussern.

Der Verf. erzählt unter andern, dass ein Mensch nach abrasirten Kopfhaaren bey wenig bedecktem Kopfe stinkende Fusschweisse bekam. Rec. wird ein Gegenstück aus seiner Erfahrung hiezu mittheilen. Ein polnischer Geistlicher hatte seine stinkenden Fusschweisse verloren, er bekam die heftigste Ophthalmie, worüber ein anderer Arzt viele Monate vergebens curirte, er stellte ihn in kurzem durch den *Sublimat* her, hierauf wurde er sehr oft am Reissen der Glieder, an anhaltenden asthenischen Fiebern, oder auch wieder an den Augen krank, immer halfen starke Mercurialmittel, er musste die letztern fast wie Praeservative brauchen, allein nach einiger Zeit kamen solche Zufälle doch immer wieder; man wusste das Mittel, aber das Uebel konnte Rec. nicht mit der Wurzel ausrotten; es erfolgte der Weichselzopf und der Geistliche war geheilt. Aber er rasirte sein schönes, starkes Haar nicht. Diess ist doch wohl eine grosse Bestätigung der Wirksamkeit des Quecksilbers beym Weichselzopf. Der oben gedachte Versuch des Verf. ist folgender.

Blos um seine Theorie zu beurkunden, liess der Verf. am 2ten Jun. 1798 einem dreyzehnjährigen Knaben seine Haare nach polnischer Art abrasiren, so dass nur in der Mitte des Scheitels ein Theil stehen blieb, welcher etwas abgestutzt wurde; dieses wiederholte man alle acht Tage; man hielt den Knaben auch nicht wärmer, als es unter gemeinen Leuten üblich ist; schon nach 12 Tagen wurden die Drüsen unter den Kinnladen und am Halse schmerzhaft und angeschwollen. Hiezu gesellte sich Entzündung beyder Augen mit mehreren Bläschen in jeder Cornea, welche endlich eiterten, der Bursche ward überdem harthörig, es floss aus dem linken Ohre eine seröse Feuchtigkeit, hiezu traten flüchtige Schmerzen der Beine, Aerme, Schultern, die ihn so schnell oft überraschten, dass er zur Erde fiel, die Kniegelenke geschwollen, seine Munterkeit nahm ab. Mit dem Abrasiren der Haare wurde bis gegen Ende Aprils 1799 fortgefahren, der Kranke erhielt keine Arzeney, um einen *reinen Versuch* zu haben. Jetzt drohten die Geschwürchen der Cornea mit Blindheit. Endlich wurde das Abrasiren eingestellt und der Kranke vortreflich nach den Indicationen auf die Plica durch Wärme, warme Bäder, Antimonialmittel, Schwefel, Extr. Aconit. u. s. w. behandelt, auch seine Augen wurden gehörig äusserlich besorgt. Nach dem siebenten Bade mit Anfang des zehnten Monats vom ersten Abscheeren erfolgte in einer Nacht unter beständigem Schwindel, die Ergiessung der Weichselzopfmaterie in die Scheitelhaare, worauf die Schmerzen verschwanden, der Ohrausfluss und die Geschwürchen der Augen verminderten sich. Letztere mussten jedoch durch eine Salbe (Merc. pp. rubr. gr. iiij Extr. Thebaic. aq. Fl. Zinc. ℥ ʒs Axung. porc. rec. ʒij M. exacte, D.) wegen der Undurchsichtigkeit der Cornea behandelt werden. In zwey und einem halben Monaten waren die Weichselzöpfe an der Zahl fünf bis an die Spitzen der Haare vorgewachsen und fielen zugleich ab. Die Epikrisis hierüber verspart Rec. bis dorthin, wo er den Verf. zu widerlegen gedenkt. Auf die bey dieser Erzählung dem Leser sich aufdringende Frage: ob der Zweck die Mittel heilige? oder mit *Augustin* zu sprechen: *an liceat facere malum, ut eveniat bonum?* brauchen wir ihn nicht erst aufmerksam zu machen.

Im 4ten Capitel wird den Perüken und Haartouren viel Böses nachgesagt, und doch hat die civilisirte Welt durch Jahrhunderte derselben sich bedient, ohne durch diese bösen Erfolge sich abschrecken zu lassen.

Das 5te Capitel handelt vom Weichselzopf überhaupt und vom sporadischen insbesondere; letzterer wird als eine für die Hautfunction vicariirende Metastase erklärt.

Das 6te Cap. ist dem wahren endemischen polnischen Weichselzopfe gewidmet. Er wird aus dem Abrasiren der Haare bey den männlichen Polen (so wie auch bey den polnischen Juden), also als eine für das abrasirte Haar vicariirende Metastase bestimmt.

Hierauf geht der Verf. unter 40 Nummern zur Aufzählung derjenigen Momente über, wodurch er seine Theorie zu bestätigen glaubt. Der Ort erlaubt es nicht, ihm Schritt vor Schritt zu folgen; auch gehen die Hauptmotive schon aus dem Bisherigen hervor. Rec. muss also alles dieses in die Kürze zusammenziehen, wo es sich dann auf Folgendes concentrirt:

Die Polen sind es allein, die sich die Haare so oft und so sehr rasiren lassen; sie haben daher auch allein die Plica. Dass der Weichselzopf davon entsteht, beweist der oben erzählte Versuch mit dem dreyzehnjährigen Burschen. Die Polen rasiren ihren Kopf erst seit 1041, wo diese Tonsur durch den Papst eingeführt wurde; vorher hatten sie auch keine Plica. Die polnischen Frauenzimmer haben dieses Uebel nicht, oder im seltnen Falle nur die unechte oder die sporadische Plica, weil sie sich nicht den Kopf rasiren lassen. Sie ist nicht angeboren, tritt erst nach dem 6ten bis 10ten Jahre ein, weil man in diesem Alter erst anfängt, die Haare den Knaben abrasiren zu lassen. Diese Krankheit trifft alle Stände, welche die Haare rasiren; daher kommt sie weder von Nahrung, Wasser, Luft, noch von Unreinlichkeit. Diejenigen Polen, die die Haare lang tragen, unterliegen dem Uebel nicht; diejenigen aber, die sich ehedem rasirten, hernach aber die Haare wachsen liessen, erhalten wohl zuweilen aus jener Ursache das Uebel; aber es ist ohne Bedeutsamkeit. So sind die polnischen und russischen Soldaten dem Uebel nicht leicht unterworfen, weil sie die Haare wachsen lassen. Gesunde, frische Kinder bekommen oft vierzehn Tage nach dem ersten Abrasiren schon Augenübel, schwarzen Staar (?), anfangenden grauen Staar. Wer die Haare wachsen lässt, wird sehen, dass die Symptome verschwinden, dass er eher her-

gestellt werde; hingegen sey die Plica bey jenen, die sich fortrasiren, sehr selten zu heilen. Ausländer bekommen den Weichselzopf nicht; sobald sie sich aber rasiren, sey diess bey ihnen auch der Fall. Die Jüdinnen, welche bey ihrer Verheirathung sich den Kopf scheeren oder rasiren lassen, bekommen das Uebel nicht, weil sie den Kopf sehr warm halten; jedoch leiden sie an vicariirenden Krankheiten. Türken, Tataren, türkische Juden lassen sich zwar rasiren; aber sie tragen den Kopf mit dem Turban immer bedeckt; auch ist ihr Klima wärmer, und darum haben sie keinen Weichselzopf. Allerwärts kann übrigens bey Störung der Hautfunctionen der sporadische Fall eintreten, dass das Abzuscheidende sich auf die Haare werfe, wenn sie auch nicht abrasirt worden, und die Plica bilde; diess seyen aber immer seltnere Fälle nach Gicht, weiblichen Blutflüssen und dergl. Nachdem der Verf. No. 40. den Hergang der polnischen Nationaltonsur unter Casimir I. umständlich erzählt hat, macht er S. 107 den mehr als raschen Schluss, ohne es durch die Geschichte nachzuweisen, dass eben zu dieser Zeit der Weichselzopf seinen Anfang genommen. Dieses Uebel ist also für den Hrn. S. weder erblich noch ansteckend.

Ein grosser Theil von den Lesern wird wahrscheinlich dem Hrn. Verf., der so viel plausible Data für seine Behauptung aufzustellen weiss, mit voller Ueberzeugung beytreten. Leider nur, dass Rec. geradezu erklären muss, dass sie grösstentheils nicht Stich halten, und dass, da man die Wahrheitsliebe des Verfassers nicht in Zweifel zu ziehen im Stande ist, man nicht umhin kann, diese Angaben fast sämmtlich auf Rechnung der Vorliebe, wozu uns eine neue selbsterfundene Theorie so gern verleitet, zu schreiben.

Die Erfahrung widerspricht ihm *in facto* geradezu, wenn er nur bey rasirten Köpfen in Polen den Weichselzopf will gefunden haben, eben so, wenn er darum die Frauenzimmer in Polen vom echten endemischen, durch Krankheit hervorgebrachten, Weichselzopfe, weil sie sich nicht den Kopf rasiren lassen, frey spricht. Vor kurzem hatte Rec. eine solche Dame, die viele lange Haare hatte, mit einem grossen Weichselzopfe, die schon in der ersten Jugend (im fünften Jahre) dieses Uebel gehabt hatte, ferner einen polnischen Edelmann, einen polnischen Juden, beyde mit langen Haaren in der Behandlung; der Jude hat niemals die Haare rasirt; ob es der Edelmann je gethan hat, weiss Rec. nicht; wäre es der Fall, so widerspräche diese Beobachtung doch jener, dass bey solchen, die ihr Haar nachher wachsen lassen, das Uebel nicht von Bedeutsamkeit ist, weil der Kranke fürchterliche Leiden vor dem Ausbruche Jahrelang geduldet hat. Dieser Tage sahe er ein munteres vielbehaartes Dorfmädchen, die nach einer Krankheit weniger Tage die Plica bekommen hat. Wie viel ähnliche Beyspiele, besonders von Frauenzimmern, selbst Adlichen, sind dem Verf. nicht während seiner Praxis schon aufgestossen! Ohne dass sich Rec. auf den würdigen *La Fontaine* beziehen will, der in aller Händen ist, findet er unter drey Fällen, die der D. *Herrmann* aus Bojanove (S. Primitiae phys. med. Vol. I.) erzählt, zwey, die Damen betreffen. Dieser vor 50 Jahren berühmte Praktiker sagt am angef. O. S. 179: *certissimum est imminentis plicae indicium, in sexu praesertim sequiori, dolor lancinans sub sterno ex observatione Erndtelii, quam confirmat experientia.* Also *Herrmann* und *Erndtelius*, zwey polnische Aerzte, wussten nichts davon, dass die Frauenzimmer, die doch die Köpfe nicht rasiren, in Polen der Plica überhoben wären, und behaupten vielmehr geradezu das Gegentheil. Auch *Neifeld* behauptet, wie Herrmann, an demselben Orte S. 201 die Contagion, die Erblichkeit (*inveniuntur infantes a parentibus plicosis nati, qui primis annis* (damals rasirte man sie doch noch nicht) *hoc morbo nobis endemio adfliguntur*). Ebendaselbst heisst es: *et Germani, Galli et alii extranei, qui in nostra habitant et morantur Polonia, hac lue corripiuntur.* Nach des Rec. Erfahrung ist dieses Uebel unter den vornehmen Polen, öfter bey den Damen, als unter den Männern (bey beyden war es aber schon vor 30 Jahren, ungeachtet damals fast alle ältere Männer mit rasirten Köpfen gingen, sehr selten) in unsern Zeiten anzutreffen. Beym Bauer ist es viel häufiger beym männlichen Geschlecht; diess ist wahr; die Ursache liegt in der leichtern Fortpflanzung derselben durch die Mützen, die so oft von einem Kopf auf den andern gehen. Aerzte und Chirurgen in Polen, die Rec. hierüber befragt hat, stimmen gegen die Behauptungen des Verfs. ohne Ausnahme, in wie fern nemlich letztere dem Hrn. *La Fontaine* in der Art widersprechen, dass das Rasiren, als Ursache, daraus gefolgert werden kann.

Dass, ungeachtet der Versicherung des *Neifeld*, in Betreff der Ausländer dem Rec. keine preussischen Beamten in Polen dieses Uebel bekommen haben, ist wahr; wie sehr nimmt sich aber auch der Deutsche in Acht! Und darum ist das Uebel auch heute beym gebildeten Polen, rasirt oder nichtrasirt, schon sehr selten geworden.

Dass das Uebel nicht von Wasser, Nahrung, Unreinlichkeit und dergl. herkommt, wird dem Verf. jeder aufmerksame Beobachter zugeben; ob es angeboren werden kann, könnte man allenfalls, der vielen dafür sprechenden Autoritäten ungeachtet, noch etwas bezweifeln; dass es aber contagiös ist, und daher sich in den höhern Ständen jetzt so selten propagirt, spricht die Erfahrung deutlich genug aus. Diess ist der wahre Grund, warum es nicht die Gränze Polens überschreitet. Dass die russischen und polnischen Soldaten der Plica nicht unterworfen sind, kann nicht so allgemein wahr seyn, weil dem Rec. ein preussischer Major, der ehedem in Polen

Digitized by Google

stand, vor Kurzem die grossen Leiden eines preussischen Soldatens, die er selbst beobachtet hatte, theilnehmend erzählte. Eben so behauptet man, es wurde jenen ohne Umstände und ohne Ausnahme, nicht mit Nachtheil, die Plica abgeschnitten, diess ist nicht wahr; denn der Soldatenstand ändert nicht die Natur des Menschen; eben so verdient auch die diesfallsige Behauptung des Verfs. gewiss ihre Restrictionen.

Wenn das Wachsenlassen der Haare die Symptome verschwinden machte, wie Hr. S. will, so müsste das höhere Uebel sich immer selbst heilen, weil das Rasiren, besonders beym Bauer, von selbst wegfällt. Eben so ist es eine zu merkliche Uebertreibung, wenn der Verf. sagt, die Plica würde bey fortwährendem Rasiren nur *sehr selten* geheilt. Jedermann kann deren, wenn er herum reiset, und sie aufsucht, leicht zu Hunderten, ja wohl zu Tausenden, sehen, die bey rasirten Köpfen mit grossen langen Weichselzöpfen seit vielen Jahren stark und gesund sind. Es ist ja allbekannt, dass die Krankheit mit der vollendeten Decharge der Natur in die Haare in der Regel aufhört, dass diese Haarflechten dann immer mehr durch gesunde nachwachsende oder vielmehr verlängerte Haare vorwärts und von der Haut weggeschoben werden, so dass sie entweder abfallen, oder ohne Nachtheil abgeschnitten werden können. Aber eben hier liegt der Ungrund der Theorie des Vfs. so klar vor unsern Augen, dass man sich wundern muss, dass er es nicht bemerkt hat.

Die Metastase ist beendigt; denn das nachgewachsene Haar ist völlig gesund; die Ursache aber, das Rasiren, bleibt; der Kranke könnte also nur durch die Eruption der Plica erleichtert, aber nicht geheilt werden. Nimmt man eine Contagion, wie beym Gift der Lustseuche, an, so ist es etwas anderes; es muss, wie hier, erst eine zweyte Ansteckung erfolgen, ehe eine zweyte Krankheit ausbrechen kann. Diess ist so sonnenklar, dass sich dagegen schlechterdings nichts zu Gunsten der Theorie des Verfs. sagen lässt. Tausende von ganz Geheilten, die sich immer noch rasiren lassen, zeugen laut gegen ihn und seine Theorie.

Der Verf. begegnet dem Einwurfe, dass die Tataren, die Türken und die Juden in der Türkey sich auch rasiren lassen, und dennoch dieses Uebel nicht bekommen, dadurch, dass sie ihren Turban tragen und das Klima wärmer ist; auch deutet er an, dass die Polen dieses Rasiren im höheren Grade verrichteten. Diese Puncte können nichts thun, als ein *minus* zu setzen; schlechterdings aber können sie die Krankheit nicht ganz aufheben. Man friert, wegen der schlechten Fenster und Thüren in *Rom*, wo man nicht Oefen, sondern Kamine hat, nicht selten bey der gelinden Kälte mehr, als in *Petersburg*. Warmes Klima und Turban können das Uebel etwas seltner machen, aber es nicht gänzlich verscheuchen, wenn es ohne Contagion einzutreten im Stande wäre. Allein es gibt in jenen Gegenden des Orients noch sehr viele Nationen, die ihre Haare noch viel mehr, als die Polen abrasiren, und zwar unter ihnen auch solche, die nicht den Turban, sondern Käppchen von Scharlach, *Fes* genannt, tragen, und man sieht keine Plica bey denselben. Da die Reisebeschreiber in dieser Beziehung nicht aufmerksam genug gewesen sind; so hat sich Recens. an einen Mann (*Hrn. v. Pouinsky*), der an 16 Jahr in den Gegenden des rothen Meeres gelebt hat, und grosse Reisen zu machen gewohnt war, gewendet; dieser hat ihm in einer schriftlichen Antwort aus den Gegenden der Ukraine, des Dons, des schwarzen Meeres und der Turkey eine Menge von Völkerschaften namentlich angeführt, die die Köpfe rasiren, die doch nicht alle Turbans tragen und von der Plica nichts wissen. Die ukrainischen Russen, die Juden, Wallachen, Arnauten, Bulgarier haben insgesammt, wie die Tataren, rasirte Köpfe; in der Ukraine rasirt man den Kopf völlig bey den Unverheiratheten; blos an der Stirne lässt man einige Haare wachsen, die man mit einem rothen Bandchen am linken Ohre befestiget; nach der Hochzeit rasiren sie den Kopf, wie die Polen, und man ist durchaus von diesem Uebel verschont. Um den Dniester, in Taurien, bey Jassy und Bucharest soll es sich eben so verhalten, dass die rasirten Köpfe ohne die Plica allgemein sind. Wer wird sich überreden, dass das Klima, welches in so vielen Gegenden so verschieden ist, dort keine Metastasen in die Haare zu machen nöthig habe, wenn die vom Verf. angegebene Ursache dieser Endemie die wahre wäre! Man erinnere sich der Sinesen.

Aber brauchen wir denn so weit zu gehen? In Polen gibt es Kapuciner, Benedictiner, Camaldulenser, Dominicaner u. s. w. in Menge, in Deutschland auch noch hie und da, in Italien ehemals noch mehr; alle diese sind schlecht bedeckt; sie schlafen zum Theil nur auf Matratzen, tragen keine Strümpfe (die Kapuciner), und gerade sie scheinen in Polen eine Ausnahme von diesem Uebel zu machen, wenn die Pfarrer nicht davon verschont bleiben, welche lange Haare tragen. Hätten wir zur Zeit, wie alles Perücken trug, und sich den Kopf rasiren liess, nicht auch in Deutschland allenthalben Weichselzöpfe sehen müssen!

Die Nachweisung, dass die Plica in Polen nicht älter als die Tonsur sey, ist unmöglich, weil es uns für die Zeiten, die über das Datum der letztern gehen, durchaus an hinlänglichen Nachrichten mangelt.

Kann denn der Verf. die vielen Geschichten, dass man den Weichselzopf ändern durch Eingeben eines Branntweins, der mit demselben eine Zeit digerirt worden, beyzubringen im Stande ist, so geradezu hinwegleugnen! Diess ist doch wohl etwas

Digitized by Google

schwer, wo so viel Facta sprechen! Doch hier scheint der Ort, ehe Rec. weiter geht und besonders ehe er sich auf die Würdigung des obigen Falles eines Knabens, dem der Verf. mit Vorsatz die Haare hat abscheeren lassen, einlässt, sich darzubieten, wo er seine eigene Meynung aufzustellen hat. Rec. halt die Plica für ansteckend, und darum findet man sie nur in jenem Lande, wo das Gift sich einmal einheimisch gemacht hat; Luft, Wasser, Unreinlichkeit bringen nirgends die epidemische Plica zu Stande. Die ansteckenden Stoffe produciren die Contagion auf mancherley Art, bald indem sie blos die Haut berühren, wie die Pest, bald indem sie nur nach Verletzung des Oberhäutchens in die Blutmasse übergehen, wie bey den Kuhpocken; doch auch die letztere Gattung pflegt oft auch ohne alle Verletzung unter gewissen Bedingungen (wie das venerische Gift) ein Organ zu inficiren und so sich zu reproduciren; diese Falle sind aber bey manchen Giften etwas selten. Nach der Meynung des Rec. mag sich das Miasma der Plica eben darum bey den Bauern in Polen weit häufiger als bey den Mädchen und Bauerweibern zeigen, weil die ersten sich den Kopf abrasiren lassen, wobey dann so oft der Fall von Hautritzen oder ganz frischen Cicatricen bey ihnen vorkömmt. Wenn nun hier eine vom Miasma inficirte Mütze auf den Kopf gesetzt wird, wozu sich, besonders unter den sorgenlosen jungen Bauerkerln taglich die Gelegenheit darbietet, so darf man sich wohl nicht wundern, wenn wir weit mehr gemeine Mannspersonen als Frauenzimmer antreffen, die in Polen den Weichselzopf haben. Das Rasiren erleichtert die Ansteckung, wie z. B. bey der Kuhpocke, wie beym Anatomiker, wenn er bey der Section eines Venerischen sich zufällig den Finger verletzt, wie eine vernarbte Wunde demjenigen, der ein am Milzbrande crepirtes Rind abledert, so oft das Leben gekostet hat. Daher gibt es Gegenden, Dörfer in Polen, wo ein so grosser Theil, weil das Gift einheimisch geworden, von der Plica angesteckt ist; daher gibt es so viel andere Gegenden und Dörfer, wo ebenfalls rasirte Köpfe auf der Tagesordnung stehen, wo dieses Uebel eine grosse Seltenheit ist. Die Frauenzimmer im gemeinen Stande können mithin auch nicht so leicht angesteckt werden, weil vermuthlich etwas mehr als ein blosses Berühren der Haare mit dem Miasma erforderlich seyn mag, damit es durch die Plica reproducirt werde. Haben sie aber eine verletzte Stelle von einem bösen Kopfe oder dergleichen, so findet man, dass auch sie von der Plica nicht befreyt bleiben. Jetzt erklärt es sich von selbst, warum unter den Vornehmern, wo das Uebel überhaupt seltner ist, weil man sich in Acht nimmt, und nicht jede Mutze auf den Kopf setzt, unter beyden Geschlechtern die Gleichheit unter den Kranken am Weichselzopfe wieder eintreten müsse. Jetzt ergibt es sich von selbst, warum kein rasirter Mönchskopf, auf den gewiss das ganze Jahr hindurch keine fremde Mütze kommt, mit der Plica in Polen so wenig als anderwärts etwas zu thun hat. Jetzt lässt es sich leicht begreifen, warum diejenigen, die Perücken tragen und trugen, ihres rasirten Kopfes ungeachtet nicht an der Plica leiden und litten. Die Sache scheint wohl so klar wie nur etwas zu Tage zu liegen, der Verf. hat Recht, dass das Rasiren das Uebel befördert, weil es die Ansteckung begünstiget, aber es ist nicht die Ursache, welche es setzt; diese beruht auf dem specifiken Miasma. Darf man sich wundern, dass jener arme Knabe in dem Hause eines Arztes, wo so oft Boten wie beym Rec. mit der Plica eintreffen, nachdem er auf seinen rasirten Kopf bey Gelegenheit einer Verletzung durch das Scheermesser eine inficirte Mütze setzt, endlich auch die Plica erhalten hat! Zum wenigsten liegt hierin nichts Unglaubliches oder Unbegreifliches, diess geschieht in Polen alle Tage. Dass demselben aber sofort die Drüsen angelaufen sind, zeigt auf eine eigene Individualität. Denn käme dieses etwa so oft vor, so hätten die Polen ja längst das Rasiren der Knaben abgestellt. Was gewöhnlich ist, muss man doch bemerken, die Vornehmen würden die ersten gewesen seyn, die bey ihren Kindern diese Mode eingestellt hätten. Diess ist so in die Augen springend, dass sich dagegen gar nichts einwenden lässt. Hatten vielleicht auch die Aeltern dieses Knabens schon die Plica gehabt? Wer kann sich nun noch wundern, dass so viele andere Nationen am schwarzen Meere und anderwärts der rasirten Köpfe ungeachtet nicht der Plica, weil das Miasma dort nicht einheimisch ist, ausgesetzt sind! Wenn der Verf. seine Zuflucht zum Klima zugleich nimmt, und behauptet, das Rasiren schade nicht in wärmern Gegenden, so hat er übersehen, dass der gemeine Pole auch zehnmal mehr Kälte als schon ein Deutscher, ohne seiner Organisation zu schaden, aushalten kann. Und — ist nicht gerade der Kopf jener Theil des Körpers, den er am meisten warm hält! trägt er nicht im Sommer wie im Winter seine Pelzmütze!

Nachdem Rec. so weitläufig über die Theorie des gelehrten Hrn. Verfs. sich auslassen musste, hat er sich allen Raum beschränkt, um über die Capitel, welche die Cur betreffen, und die auch in Beziehung auf andere Krankheiten sehr viel Gutes enthalten, noch etwas mehr hinzuzufügen, als dass es keinen Arzt reuen wird, diese vortreffliche Schrift zu lesen. Der Verf. versteht es mit der directesten Tendenz und mit den kräftigsten Waffen seinen Feind als Arzt zu bekämpfen. Den Beschluss machen eine Uebersicht der Nachtheile des Weichselzopfs für Polen, Parallelen zwischen ihm und *La Fontaine*, Vorschläge zur Ausrottung der Plica, Literatur derselben, Widerlegung des Hrn. *Wolfram*. Rec. hat den Verf. als einen Ehrenmann *sine studio et ira* behandelt; hat er dagegen etwas zu erinnern, so verspricht er sich in dieser Hinsicht die vollkommenste Reciprocität; es ist hier nicht um Rechthaberey, sondern um Wahrheit zu thun.

Digitized by Google

POESIE.

Gottlob Nathanael Fischers auserlesene Schriften. Herausgegeben von *Christian Friedrich Bernhard Augustin.* Erster Band. Halberstadt, in Commission b. Gross. 1805. gr. 8. 514 S. (1 Thlr.)

Fischers schriftstellerische Verdienste um das deutsche Publicum verdienen in mancher Rücksicht Auszeichnung und Lob. Er besass einen gebildeten, nützlichthätigen, Aufklarung und Kenntnisse verbreitenden Geist. Mit Recht gebührt ihm daher das Denkmal, das ihm hier in der Sammlung und neuen Herausgabe seiner Schriften gesetzt wird. Sein geistvoller Ueberblick der Gegenstände, die er zum Stoffe seines Denkens wählte, seine nicht gemeine Kunst der Darstellung, seine Wärme für jede wichtige Angelegenheit des Menschen, und seine vielseitigen Ansichten der politischen, literarischen und moralischen Welt um ihn her sprechen sich in allem, was er als Schriftsteller gab, zu bedeutend aus, um nicht auch der Aufbewahrung für die *spätere* Lesewelt würdig zu seyn. Von Herzen wünscht Rec. dem würdigen Herausgeber die Unterstützung des Publicums, um *vollenden* zu können, was er so verdienstvoll begann.

Der vorliegende Band enthalt die Gedichte des Verewigten. Herrn Augustins Urtheil über den poetischen Werth derselben entspricht ganz *dem* des Rec., und so nimmt er keinen Anstand, es hier, als wäre es sein eignes, zu wiederholen. „In allen seinen „Gedichten, heisst es Seite 9 der Vorrede, spricht „mehr die beurtheilende, ruhige Vernunft, als eine „feurige Einbildungskraft; die Dichtkunst ist ihm „nur Dienerin seiner Philosophie, nicht umgekehrt, „und des Rhythmus bedient er sich blos als eines „Vehikels, seinen Wahrheiten leichtern Eingang zu „verschaffen. Daher hat er auch auf Plan und Vers„bau nicht immer die Sorgfalt verwandt, die den „strengen Forderungen der Kritik völlig Genüge lei„stet; seine Sprache wird oft, wenn ihn die Fülle „seiner Ideen fortreisst, prosaisch, und den Rhyth„mus, so gut er auch dessen Regeln kannte, und so „sehr auch sein Sinn für das poetisch Schöne durch „das Studium der Griechen und Römer sowohl, als „der neuern Musterdichter aller Nationen veredelt „war, hat er doch ganz vernachlässigt."

Allein, obgleich diess alles nicht zu leugnen ist, obgleich es vorzüglich den *Jahrsfeyern* — poetische Ergiessungen vom Jahre 1782 bis 1800 — sehr oft an eigentlicher Poesie fehlt, obgleich ganze Partheen darin selten mehr, als metrische Prosa sind, so ersetzt doch der lebendige Patriotismus, der ihm seine Hexameter, Jamben und freyern Sylbenmasse eingab, den Mangel der *echten* dichtenden Kraft und seine Gedankenfülle entschädigt für das Nichtdaseyn der poetischen. Ja, ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, manche seiner lyrischen Dichtungen erheben sich bis zum Fluge der Begeisterung, sind voll erhabner Bilder, kühner Wendungen und ergreifenden Feuers; kurz, einer höhern poetischen Natur. Dahin gehören: *Gustav, der dritte*, und *Friedrich*, der *Schutz der Freyheit*, Ausströmungen seines lebhaft geregten Geistes, die in jeder Rücksicht auf den Namen, Gedichte, Anspruch machen können.

Neue Auflagen.

Religionsvorträge. *Katechetische Predigten über die ganze christliche Sittenlehre, mit Hinsicht auf die Sonn- und Festtagsevangelien.* Herausgegeben von *Gottlieb Ackermann*, der Gottesgelahrtheit Lic. Erster Theil. XXXII. und 576 Seiten. Zweyter Theil. 450 S. Zweyte verbesserte Auflage. München, bey Lindauer. 1807. 8. (2 Thlr.)

Herr A. versichert S. XI, er habe bey dieser Auflage in der Hauptsache nichts, und nur in Nebendingen manches geändert. Nach Rec. Dafürhalten aber hätte Er besser gethan, viele Predigten dieser Sammlung völlig umzuarbeiten. Vielleicht wäre es ihm gelungen Letztere dadurch über die alltäglichen Producte in diesem Fache zu erheben. Wenn übrigens der Hr. Verf. die Sprachfehler: *entweders, ferners, armseliger Schmink, es klecht nicht;* oder Aeusserungen, wie folgende: „der Unglaube „ist höchst *beleidigend* in Hinsicht auf Gott!" noch stehen liess, so weiss man nicht, ob er sie zu der Hauptsache, oder zu den Nebendingen gezählt habe.

Kleine Schrift.

Alte Kirchendisciplin. *Ueber die Laien-Communion in der ältern Kirche, und die Reduction der Kleriker zu derselben.* Eine kanonisch-historische Skizze von *M. Rumpler.* Salzburg, in der Mayrischen Buchh. 1807. 8. IV. u. 36 S. (3 gr.)

Der in neuern Zeiten öfters geäusserte Wunsch, dass man unwürdige Glieder des Klerus von demselben ausschliessen; Männern von untadelhaften Sitten aber auf ihr Ansuchen erlauben möchte, freywillig in den Layenstand zurückzutreten, scheint Hrn. CR. R. zu dieser Abhandlung veranlasst zu haben. Er hat darin sorgsam — Rec. kann nicht entscheiden, ob auch vollständig? — zusammengestellt, was unsre bewährtesten kirchlichen Alterthumsforscher und Kanonisten von den, auf dem Titel genannten, Gegenständen sagen. Doch um nicht blos Auctoritäten anzuführen, hat der Hr. Vf. mehrere Data aus der Kirchengeschichte gesammelt, worauf jene selbst sich stützen. — Der Kenner des kirchlichen Alterthums wird in dieser Abhandlung keine neuen Ansichten und Aufschlüsse finden; für den Nichtkenner aber wird sie belehrend seyn.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

156. *Stück, den* 14. *December* 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Ueber das ungarische Küstenland. In Briefen, vom Herrn Grafen *Vincenz Batthyány*. Pesth, bey Hartleben, 1805. Gedruckt von Göschen in Leipzig. 228 Seiten in 8. Mit des Verfassers Bildniss.

Ein Meisterwerk eines edlen, kraftvollen und zugleich zart-ästhetisch gebildeten Geistes, dessen schönes Ziel die Erweiterung und Berichtigung der Vaterlandskunde ist, die man hier in vollem Maasse findet. Der Geograph findet hier, so wie der Statistiker, Politiker und Kosmopolit Belehrung, und die gelungenen pittoresken Schilderungen schöner Gegenden gewähren jedem Leser Unterhaltung. Der Verfasser tritt als ein gebildeter, sachkundiger Inländer auf, der sich in den Gegenden, die er beschreibt, mehrere Jahre lang aufhielt, der mit seinem Vaterlande und andern Ländern durch eigene Ansicht und durch sorgfältiges Studium der Erdbeschreibung und Staatenkunde vertraut bekannt ist, der auf jeder Seite als ein ächter Staatsmann, scharfsinniger Psycholog, ächter Menschenfreund und wahrer Patriot erscheint, der durch die classischen Dichter des Alterthums und der neuern Nationen ästhetisch gebildet, voll zarter Empfänglichkeit für die Eindrucke des Schönen und Guten ist, der mit geübtem Scharfsinne auch jenen Seiten der Gegenstände Interesse abzugewinnen weiss, die den Augen des gewöhnlichen Beobachters entgehen, der mit einer stets regen und heitern Phantasie und der glücklichsten Combinationsgabe alles Interessante richtig und vollständig auffasst, treffend beurtheilt, aus dem reichen Vorrathe seiner gelehrten Kenntnisse erläutert, und mit ästhetischem Geschmack klar und anziehend darstellt. Viel Dank ist man also dem Herrn *Ludwig von Schedius*, Professor der Aesthetik an der Universität zu Pesth, schuldig, dass er die Herausgabe dieser höchst wichtigen Briefe, die eine wahre Bereicherung der vaterländischen Literatur sind, auf sich genommen hat, da der liebenswürdige Verfasser derselben wegen seiner anderweitigen wichtigen Geschäfte sie wahrscheinlich für immer in seinem Pulte hätte liegen lassen. Dank verdient auch der wackere Verleger, der dieses vortreffliche Werk mit typographischer Schönheit ausstattete.

Die, dem Herrn Johann von Sock, k. k. Hofagenten in Wien von dem Hrn. Verfasser freundschaftlich dedicirten Briefe sind zwar schon im Jahre 1796 geschrieben worden, und haben vom Vf. keine neueren Zusätze erhalten; allein sie sind dessen ungeachtet höchst interessant. Freylich hätte der Herausgeber sehr wohl gethan, wenn er in Anmerkungen die neuesten statistischen Data beygefugt hätte.

Dieses wichtige Werk verdient in unserer Literatur-Zeitung eine ausführliche Anzeige, wodurch unsere Leser werden in den Stand gesetzt werden, sich von dem hohen Gehalt dieser Schrift zu überzeugen.

Die ersten neun Briefe sind aus *Fiume* datirt. Der Graf kam dahin aus Triest und stellt daher sogleich in seinem ersten Briefe eine Vergleichung zwischen dieser österreichischen Seestadt und den ungarischen Seeplätzen an, die seinem Patriotismus Ehre macht. „Die eben genannte Stadt (*sagt er* S. 5.) ist den Seeplätzen Ungarns in so vielen Rücksichten vorgeeilet, aber — wenn ich nicht irre — (*nein, gewiss nicht, sagt Recensent*) vielleicht mehr durch Gunst des Schicksals, als durch die Bestimmung der Natur, mehr durch grossmüthige Unterstützung, als innere Kraft. Ihre minder blühenden Schwestern blicken auf sie hinüber, nicht mit Unmuth — denn fremder Glanz macht keinen Billigen gegen eigenes Glück unempfindlich; — aber mit dem Bewusstseyn, dass sie eine so zärtliche Pflege viel reichlicher noch vergolten hätten, sie gönnen ihr diese herzlich; aber sie wünschen zugleich ihre eigenen Anlagen ganz entwickeln zu dürfen. Und er wird erfüllet werden, dieser Wunsch. Schon verbreitet sich die Ueberzeugung, dass erleichterte und vermehrte Verbindung mit dem adriatischen Meere unter die vorzüglichsten Hülfsmittel, den Wohlstand der k. k. Staaten zu erhöhen gehöre; schon glaubt man nicht mehr so allgemein an

Digitized by Google

die Unvereinbarkeit des österreichischen Handelsinteresse mit dem unsrigen; und dieses wird seit einiger Zeit selbst in unserm Vaterlande zu lebhaft gefühlt, als dass sich nicht das allmählige Wegräumen auch jener Hindernisse hoffen liesse, die wir selbst seinem Flore zu lange entgegen setzten." Mit Vergnügen bemerkt Recens., dass der letzte ungarische Reichstag zu Ofen im gegenwärt. Jahre den patriotischen Wunsch des Vf. der Erfüllung sehr nahe gebracht hat. In den Fiumer Kaffeehäusern hörte der Graf, so wie zu Triest, nur italienisch sprechen; ein Beweis, dass bey weitem der grösste Theil der Negozianten in diesen Seehäfen italienischer Abkunft sey. Mit Recht sieht der Verf. diess für keinen Verlust für das Vaterland an, indem er S. 10 sagt: „Die natürliche Bestimmung unsers Vaterlandes ist offenbar Ackerbau im weitesten Sinne des Worts; je mehrere, je vollkommenere Produkte es seinem Boden abzwingt, desto näher ist es derselben; und bloss in dieser Hinsicht wünsche ich ihm den vortheilhaftesten Absatz seiner Erzeugnisse. Die Speculanten, diejenigen, welche weit ausgedehnte Handelsgeschäfte unternehmen, und nach hohem Gewinn strebend, ihre ganze Habe oft dem Ausschlage schnell wechselnder Combinationen anvertrauen, diese mögen immer anderen Nationen angehören. Wenn wir für unser Korn und Vieh, für unsern Tabak und Wein, für unsere Wolle u. s. w. nicht ferne von den Orten ihrer Erzeugung billige Preise fortwährend erhalten, so ist die Aufnahme unserer vaterländischen Industrie entschieden, und wenn reinere Sitten und Liebe des Vaterlandes eben diese Industrie vorzugsweise begleiten, so sollen wir uns doppelt des schönen Zieles freuen, welches die Vorsehung uns vorgesteckt hat. Die Negotianten unserer Seeküsten, seyen sie Ausländer oder unsere Mitbürger, werden immer unsere Producte versenden, ihren hierdurch erhaltenen Gewinn abermals diesem Geschäfte widmen; und da unser Capital nicht einmal zur Bestreitung aller bey uns nöthigen productiven Arbeit zureichet, so darf der Umlauf eines fremden unsere Eifersucht keineswegs erregen." — Zu sehr ereifert sich der Vf. im ersten Briefe über die schlechte italienische Schauspielergesellschaft, die er in Fiume antraf. „Warum (sagt er S. 14.) solche herumwandernde Gesellen nicht zu Handarbeiten, Strassenbau, oder stecket sie unter die militärischen Packknechte?" — Nicht alle Schauspieler können dem Ideale entsprechen, das in Göthe's Wilhelm Meister aufgestellt ist, und nicht jedes Publicum macht gleich grosse Forderungen an die Schauspieler. In kleinen Städten können Schauspieler, wenn sie auch keine wahre eingeweihte Jünger Thaliens sind, ihr Publicum recht gut unterhalten. —

Im *zweyten* Briefe schildert uns der Vf. den an der östlichen Seite der Stadt Fiume liegenden Berg *Tersact* und die zum Gebiete der Stadt Buccari gehörige Ortschaft Tersact (Tersatto), und die mühsame Bearbeitung des felsigten Bodens durch die Bewohner, deren Fleiss und Industrie wegen des stiefmütterlichen Bodens ungemein gross ist, so dass sich auch das weibliche Geschlecht den beschwerlichsten Arbeiten fortwährend unterzieht. Den Männern bleibt bey dem kaum für zwey Monate zureichenden Ertrage ihrer Aernte nichts übrig, als sich mit Transporten auf der Carolina und anderen gegen das Meer führenden Strassen, mit der Schiffahrt, mit Handarbeiten etwas zu verdienen, daher die zurückbleibenden Weiber gezwungen sind, die gänzliche Unterhaltung des Hauswesens zu übernehmen. Es ist nichts Seltenes, dass Weiber 100, 150, sogar 200 Pfund Heu oder andere Lasten auf diesen rauhen und steinigten Wegen durch mehrere Stunden fortschleppen. Der menschenfreundliche Vf. schlägt zur Erleichterung des schweren Schicksals der Weiber die Einführung von Leinwand- und Segeltuchfabriken oder solche, zu deren Behuf Baumwollespinnerey nöthig ist, vor. Hierauf beschreibt der Verf. die wichtigen Zuckerraffinerien zu Fiume. Sie verarbeiten manches Jahr für mehr als 800,000 fl. rohen Zucker, wobey der Arbeitslohn gegen 120,000 fl. beträgt, und entrichten jährlich gegen eine halbe Million Gulden an Zollgebühren.

Im *dritten* Briefe handelt der Verf. von den übrigen bedeutenden Fabriken in Fiume. Der beträchtlichste Artikel dieser Fabriken ist Tabak. Obschon eine sehr ansehnliche Quantität dieses für Ungarn so wichtigen Productes in Blättern versendet wird (im Jahre 1793: 15698 Centner, im Werthe 281566 fl.), so werden doch über 9000 Centner in Fiume verarbeitet, wodurch, nebst dem Gewinn der Fabrikanten, noch 225 Personen unterhalten werden. Man versendet vorzüglich den Fünfkirchner und Szegediner Tabak. Die fremden Abnehmer beschweren sich, dass gute Blätter mit schlechten in den nämlichen Ballen gepackt werden, folglich nie auf ein vollständiges Sortiment zu rechnen sey. Um dieser gerechten Beschwerde abzuhelfen, empfiehlt der Vf., die ungarischen Comitate aufzufordern, dass den Ballen, die zufolge einer vorläufigen Berichtigung lauter gute Tabaksblätter enthalten, ein besonderes Siegel aufgedruckt werden sollte, jedoch mit der Beschränkung, dass nur die nach der Seeküste bestimmten Ballen dieser Vorsicht unterliegen, und jedem frey stehe, auch ohne sie seinen Tabak dahin abzuschicken. Sehr kostspielig ist der Transport des Tabaks zu Lande von Carlstadt bis Fiume. Dieser Umstand hemmt auch den Flor der übrigen hiesigen Fabriken, die sich mit Wachs, Leder, Potasche und Seilen beschäftigen. Letztere werden jetzt grösstentheils aus italienischem Hanf verfertigt. Wäre der Transport erleichtert, so würden die hiesigen Rosoglio-Fabriken sich der geistigen Weine Kroatiens und Slavoniens mit Vortheil bedienen. Die meisten ungarischen Küstenbewohner leben so, wie die benachbarten Krainer vom Mais, und manches Jahr gehen für diesen Artikel, mit dem man in Ungarn Schweine füttert, mehr als 300,000 Gulden nach Italien. Daher hat das Gubernium dieser Seeküste eine Commission abgeschickt, die an Ort und Stelle

Digitized by Google

kunstmässig untersuchte, ob die Kulpa von Karlstadt bis Brod ohne ganz unverhältnissmässige Auslagen schiffbar werden könnte. Das von der Commission gefundene Resultat hat bereits eine ansehnliche Gesellschaft bewogen, an jene wichtige Unternehmung Hand zu legen. Jede der Fiumer Fabriken überreicht dem Gubernium jährlich eine tabellarische Uebersicht ihres Zustandes, aus welcher dann eine allgemeine Darstellung verfasst wird. Eine vortreffliche Einrichtung! Im Jahre 179¾ wurden in Fiume, nach Angabe der Fabricanten selbst, verfertigt 30000 Centner Zucker, 9500 Ctr. Tabak, 13000 Eimer gebrannte Wasser, 2400 Cntr. Seile, 700 Cntr. Leder, 1500 Metzen Potasche, 700 Ctr. Wachs.

Der *vierte* Brief enthält eine sehr anziehende Charakterschilderung des vortrefflichen damaligen Gouverneurs von Fiume, Alexánder von Pászthory, der als Staatsmann, Gelehrter und Menschenfreund gleich liebenswürdig war, aber leider im Mai 1796 starb.

Im *fünften* Brief beschreibt der Verf. eine Excursion nach *Buccari* und *Porto Ré*. Anziehend ist die Schilderung des Landvolks jener Gegenden. Es hat einen nervigten Wuchs, den der Verf. aus dem stärkenden Einflusse der Luft zwischen Gebirgen, aus der frühen Abhärtung der Bewohner durch viele Arbeiten und Bewegung, und aus der Einfachheit ihrer Nahrung erklärt. Ihr Anzug hat auch manches Eigene. Ihre Beinkleider reichen bis an die Knöchel, wo sie mit Heften geschlossen werden; sie tragen ein braunes Oberkleid ohne Aermel und Opanken oder deutsche Schuhe, worunter Socken von farbigem, meistens kirschrothem Tuche so angezogen werden, dass sie weit heraus stehen und gegen die hellblauen Beinkleider grell abstechen; auf dem Kopfe tragen sie rothe Käppchen. Das blaue Tuch zu jenen Beinkleidern wird in den krainerischen Fabriken, das zu Oberkleidern aber in den benachbarten Inseln verfertigt. Aus dem nämlichen Tuche werden die Röcke der Weiber gemacht, die nicht viel über die Hälfte der Beine bedecken, welche an festlichen Tagen durch rothe wollene Strümpfe sich von ferne ankündigen. Ihre Oberkleider haben gleichfalls keine Aermel, und das Haar wird in mehrere Zöpfe geflochten, die mittelst einer zinnernen Nadel über dem Genicke befestiget werden. Zum vollen Putze gehört noch ein langes weisses Tuch, welches in verschiedenen Richtungen den Kopf umschlingt. Aus der Beschreibung der Stadt *Buccari* führen wir folgendes an: Die Einwohner der Stadt Buccari betragen nicht über 3000, aber ihr Bezirk ist beträchtlich. Von den Einkünften des Buccoraner Bezirkes werden die Auslagen bestritten, die mit der Verwaltung dieser Stadt verbunden sind. Ein beträchtlicher Zweig ihrer Einkunfte ist der Fang des Thunfisches, für welchen sie einen Pachtschilling bezieht. Auch hat Buccari verschiedene Regalien. An Fabriken fehlt es hier beynahe gänzlich. Der Hafen ist vortrefflich. Die Einwohner haben eine glückliche Anlage zum Seewesen; daher bedauert der Vf., dass die vom Hrn. von Kovachich vorgeschlagene nautische Schule nicht zu Stande kam. In Buccari ist ein Salz-, Holz und Dreyssigstamt, deren oberste Behörde die ungarische Hofkammer ist. Das Salzamt beschäftigt sich mit der Uebernahme und dem Verschleiss des Meersalzes, das aus den neapolitanischen Magazinen in Barletta und Manfredonia gebracht wird. Das Holz wird als Mast- und Segelbäume, am häufigsten als Fasstaufeln ausgeführt.

Sechster Brief. Beschreibung von *Porto Ré*. Wir führen daraus folgendes an: Der Hafen Porto Ré gewährt den Schiffen einen sichern Aufenthalt. Auch gibt es um diesen Hafen herum gute Ankerplätze, wodurch der Unbequemlichkeit abgeholfen wird, dass man beym Nordwind in den Hafen selbst schwer einlaufen kann. Er hat eine schöne Lage, und wenn die im Rücken befindlichen Anhöhen interessanter geformt und die Ufer der Insel Veglia, die sich bey seiner Einfahrt zeigen, nicht so karg ausgestattet wären: so könnte man sie vorzüglich angenehm nennen. Er bildet gleichsam zwey parallele Bassins. An dem Ende des letzteren ist ein Werft, auf welchem drey Schiffe der grösseren Gattung bequem gebauet, und in das Meer gelassen werden können. Carl VI. hat diesen Hafen mit grossem Aufwande errichtet. Hier sollten sich seine Flotten rüsten und überwintern; hier sollte der Vereinigungspunct des niederlandischen Commerzes mit dem adriatischen seyn. „Aber (sagt der Verf. S. 86.) das neidische Schicksal hatte es anders beschlossen, und dürftige Häuser sind auf der Strecke zerstreuet, welche grosse Magazine und die Werkstätte des Fleisses decken sollten. Leer ist der majestätische Hafen, und seit vielen Jahren sah er auf seinem kostspieligen Werfte nichts als einige Fahrzeuge, die ihre lecken Wände ausbessern liessen. Die Unfruchtbarkeit der Umgebungen, Mangel an hinlänglichem Trinkwasser und an bequemer Communication mit den ungarischen Provinzen, setzen sich unaufhörlich der Aufnahme eines Seeplatzes entgegen, welcher der Mittelpunct eines die ganze Monarchie betreffenden Handels werden könnte. Das letzte Hinderniss ist bey weitem das wichtigste, und mit seiner Entfernung würden auch die übrigen ihren nachtheiligen Einfluss grösstentheils verlieren. Leicht würden die Produkte unseres so freygebigen Bodens den hiesigen Einwohnern ersetzen, was ihnen kalte Felsen hier hartnäckig versagen; Zisternen und Wasserleitungen und im schlimmsten Falle Herbeyschaffung des Wassers aus Buccari, leicht ein Bedürfniss befriedigen, dem (wenn anders wiederholten Versuchen zu trauen ist) durch Verwendung grösserer Summen wahrscheinlich schon abgeholfen wäre."

Siebenter Brief. Staatswirthschaftliche Betrachtungen über Ungarns Handel und Beweis der Nothwendigkeit des theoretischen Wissens für Geschäftsmänner. Vortrefflich! Sehr wichtig ist folgende Stelle S. 102: „Leichtere Communication mit Carlstadt, dem wichtigsten Stapelorte unserer Produkte, Fortdauer der freyen Kornausfuhr, oder wenigstens

Digitized by Google

die Befugniss, das im Litorale selbst befindliche, auch nach Einstellung der Ausfuhr versenden zu dürfen. Errichtung eines Platzes zur bequemeren Ladung und Erbauung der Schiffe und Einverleibung dieser Stadt (Fiume) mit Ungarn sind die Gegenstände des Verlangens, dem jeder Patriot gern beystimmt, indem er zugleich die egoistischen Einfalle mancher Speculanten verwirft, welche Begünstigung der Handelsleute im Verhältnisse ihres Vermögens, die Vertheilung der Ausfuhrerlaubniss an geschlossene Gesellschaften, und die Festsetzung der Artikel verlangen, mit welchen jeder Negotiant sich beschäftigen soll, ohne je zu anderen übergehen zu dürfen." Die vom Vf. gewünschte freye Kornausfuhr und die Einverleibung der Stadt Fiume mit Ungarn ist vom Kaiser Franz auf dem letzten ungarischen Reichstage zu Ofen bewilliget werden.

Der *achte* und *neunte* Brief enthält eine Beschreibung der Stadt *Fiume*, aus der wir folgendes ausziehen: Fiume hat weder merkwürdige Gebäude, noch eine beträchtliche Ausdehnung. Ausser der alten Stadt, die sehr unfreundlich aussieht, und einigen sich kreuzenden Gassen, besteht es gleichsam aus zwey parallelen Strassen, deren eine durch ihre ansehnliche Länge und verhältnissmässige Breite, durch eine gewisse Lebhaftigkeit und die gefällige Form mehrerer Häuser einen guten Eindruck macht. Wenn die kleinen Vorwerke am Gestade verlängert, und die zwischen ihnen in kurzer Zeit sich bildenden Untiefen ordentlich angeschüttet würden: so würde eine schöne Gasse entstehen. Auch fehlet es nicht an Plätzen zu einem vollkommenen Hafen und die Schiffe sind auf der hiesigen Rhede sicherer, als hinter manchem kostspieligen Molo. Der Versandung des Flusses Fiumara könnte abgeholfen werden, wenn ihm eine gerade Richtung gegeben würde. Ungeachtet der steinigten Umgebungen Fiume's hat diese Stadt doch zwey Spaziergänge, die Anmuth mit Bequemlichkeit vereinigen. Diese werden vom Verf. pittoresk geschildert. Ein nicht gemeiner Vorzug Fiume's sind die länge seines Gestades häufig entspringenden Quellen, die gegen Mangel an reinem und gesundem Wasser sicher stellen. Der hier herrschende Ton ist im Grunde der aller kleinen Städte; aber er erhält durch den italienischen Zuschnitt der meisten Einwohner und durch eine Art von wechselseitiger Eifersucht unter den Negotianten eine eigene Beschaffenheit, deren Einfluss auf gesellschaftliche Unterhaltungen sehr unvortheilhaft ist. Die Verwaltung dieser Stadt weicht von der in andern Städten Ungarns gewöhnlichen sehr ab. Ihr Centrum ist der Capitaneal-Rath, welchem der Civilcapitain (diese Würde ist mit der des Gouverneurs vereinigt) oder sein Stellvertreter vorsitzt. Die Räthe werden aus den Patriziern gewählt. Die Bürger wohnen den Sitzungen des Capitaneal-Rathes mittelst des Rappresentante Civico bey, der ausser denselben auch als Polizey-Commissair gebraucht wird. Der Magistrat besteht aus dem Giudice Capitaneale, aus dem Giudice communitativo und Giudice Assessoriale. Kleinere Streitigkeiten abgerechnet, die der Giudice communitativo summarisch entscheidet, werden alle Processe vor allen drey Richtern libellatorisch verhandelt. Ihre zweyte Instanz ist die aus den Stadträthen bestehende Sedria Capitaneale, von der sie zur königlichen und zur Septemviraltafel appellirt werden. Auch hat die Stadt das Jus gladii. Die hiesigen Einwohner, die 6720 betragen, bedürfen jährlich 18000 Orne Wein, von welchen 8000 auf dem Grunde der Stadt wachsen. Ausser dem Wechselgerichte, dem Hafen- und Sanitätsamte, dem Lazareths-Personale und dem königlichen Schiffbaumeister befindet sich auch hier eine Baudirection und ein Dreyssigstinspectorat. Zum Unterrichte der Jugend sind hier Normalschulen und die Humanitätsclassen. Auch ist hier ein Professor der ungarischen Sprache und eine Zeichenschule. Die Buchdruckerey und die Stadtbibliothek sind unbedeutend. Das hiesige Gouvernement leitet alle Commercial- und politischen Anstalten. Es erhält seine Besoldungen aus der Commercialcasse, die von der königlichen Hofkammer dotirt wird. Die hiesige Bankozettelcasse hängt von der Hofkammer in Wien ab. Eine hiesige wohlthätige Anstalt hat ein Capital von 40000 fl.

Der *zehnte* und *eilfte* Brief ist aus *Karlstadt* datirt, wohin der Verf. von Fiume reiste. Anziehend ist die Schilderung der herrlichen Commercial-Strasse *Carolina*, die ihr Daseyn dem Kaiser Karl VI. verdankt. Vortrefflich sind die Ideen des Verfs. über die Tendenz des ungarischen Handels im zehnten Briefe und dessen Beylage, S. 152 bis 173 und im eilften Briefe und dessen Beylage, S. 174 bis 191, die wir österreichischen Staatsmännern nachzulesen empfehlen.

Der *zwölfte* Brief ist in *Zeng* geschrieben, dessen Merkwürdigkeiten der Verfasser anführt. Das Ein und Auslaufen der Schiffe ist in dem Hafen zu Zeng beschwerlicher als in Fiume. Die ansehnlichsten Artikel der hiesigen Ausfuhr sind Tabak und Getreide, Honig und Wachs, wie auch Holz aus dem Karlstadter Generalate; die der Einfuhr neapolitanisches Salz, Wein, Fische und Oel aus Dalmatien. Die Errichtung der Josephina, die sehr verständig geführt, nicht so rauh und kürzer, als die Carolina ist, war für diesen Hafen sehr wohlthätig, da er sonst keine unmittelbare Communication mit dem Lande hätte, dessen Produkte allein ihm erhebliche Beschäftigung geben können. „Liefe ein Theil der Unna (sagt der Verf. S. 196) nicht auf türkischem Boden, und würde sie schiffbar gemacht, so könnte sie mittelst ihres Einflusses in die Save zum Transporte unserer Produkte über Kostainicza auf erwähnte Josephine dienen; doch würde Carlopago, das nur wenige Stunden vom Ursprunge der Unna entfernt ist, hierdurch mehr gewinnen, vorzüglich durch Benutzung der grossen Eichenwälder, die nahe am gedachten Flusse sich befinden. Da die gebildete Menschheit sich ohne-

Digitized by Google

hin der Vertreibung der Osmannen aus Europa freuen würde, so darf ich wohl jetzt an die Vortheile denken, welche der Besitz Bosniens und der dalmatischen Häfen — die ohnehin ersteren nicht sehr wichtig und alsdann leicht zu erhalten wären — der Monarchie gewähren könnte, besonders durch Vergrösserung unseres Handels gegen das adriatische Meer, den viele Rücksichten so schätzbar machen."

Der *dreyzehnte* Brief ist in *Carlopago* aufgesetzt, wohin sich der Verf. aus Zeng begab. Der Verf. bereiste einen Theil des venetianischen (jetzt österreichischen) Dalmatiens. In *Zara* hielt er sich drey Tage auf. Von der schlechten ehemaligen venetianischen Polizey zeugen folgende Notizen von Zara S. 206: „Auf den Strassen findet man eine Menge zerlumpter Soldaten; ihre Officiere sehen entweder Stutzern oder vielmehr wilden Abenthenrern ähnlich, die nicht zu dem nämlichen Corps gehören, und feinden sich wechselseitig an, so wie die verschiedenen Classen der Einwohner schlecht harmoniren. Bettler und Galeerensklaven belästigen mit Ungestüm die Vorübergehenden; kein Dalmatiner darf bewaffnet in die Stadt, und jeder Adeliche hat seinen Patrone, wie seinen Schutzgott, in Venedig, ohne den er sich nicht sicher glauben würde." Unter der Regierung Napoleons des Grossen ist es in dieser Hinsicht ganz anders in Dalmatien. Die Lage der Stadt Zara wäre, ohne das jede Gegend belebende Meer, unbedeutend; aber ihre Mauern zieren sie, zumal von der Seeseite. Viele ihrer Gassen sind enge, doch fast immer regelmässig, und der grosse Platz macht einen guten Eindruck; auch hat sie einige sehenswürdige Kirchen.

Der *vierzehnte* und zugleich letzte Brief ist aus *Bribir* datirt. Der Verf. erzählt davon viel interessantes. Bribir gehört zu der Cameralherrschaft Winodol. Diese ist zwey deutsche Meilen von Zeng und eben so viele von Fiume entfernet. Gegen Morgen gränzt sie an den Bezirk des Oguliner Regiments, gegen Abend an das Hreliner Castellanat, gegen Mitternacht an die Cameralherrschaft Fuccine und die Cameralcolonie Mercopail. Die Mittagsseite liegt am Meere, dessen entgegengesetzte Küste zur Insel Veglia gehört. Es gehören dazu folgende Ortschaften: Zagon, Grixane, Belgrad, S. Helena, S. Giacomo, Drivenik, Sceleze, Novi, Bribir, Czirquenicza. Die Winodoler haben eine besondere Geschicklichkeit im Strassen- und Häuserbau. Das einzige bedeutende Produkt Winodols ist Wein. Man rechnet seine jährliche Quantität auf 12 bis 15000 Eymer. Er ist sehr wohlschmeckend und schäumt wie Champagner. Er wird theils in der Seeküste selbst verzehrt, theils nach den ehemaligen venetianischen Inseln, nach Krain und selbst nach Wien geführt. Das Vieh dieser Gegenden ist sehr klein. Viel interessantes erzählt der Verf. von den Landleuten der dasigen Gegend. Der Landmann des ungarischen Seebezirkes geniesset eines an sich beträchtlichen Vortheiles, ohne den er freylich bey der Kargheit seines Bodens nicht bestehen könnte. Er ist nicht mit dem Unterhalte des öffentlichen Magistrats beschwert, durch dessen Besoldung die königliche ungarische Hofkammer ein rühmliches Beyspiel der Menschenfreundlichkeit gibt. Der Vf. schliesst sehr schön auf folgende Weise S. 226 folg. „Die Vergleichung unserer Seeplätze mit den deutschen; der Anblick eines Volkes, das trotz des angestrengtesten Fleisses nicht wohlhabend ist, aber es durch Vergrösserung unseres Seehandels unfehlbar würde; ächte Würdigung eben dieses Handels, der selbst zum Vortheile des deutschen Kunstfleisses unsere Agricultur beleben, und hierdurch dem Reichthum u. der Kraft der ganzen Monarchie unversiegbare Quellen öffnen würde; Prüfung endlich der Hindernisse, die so vielen Segen uns vorenthalten: diess sind die Resultate, mit denen jeder unterrichtete Beobachter von dieser Küste zurückkehren wird. u. s. w."

Dass der Herr Graf, ungeachtet er eingeborner Ungar ist, den guten deutschen Styl ganz in seiner Gewalt hat, werden unsere Leser aus den angeführten Stellen ersehn haben.

Das Werk ist mit lateinischen Typen schön und correct gedruckt. Das Bildniss des Verfassers hat Schindelmayer sehr nett gestochen.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1. *Sammlung von 250 nützlichen Aufgaben zum Uebersetzen ins Latein*, vorzüglich um die Schüler in den Regeln des Syntaxes zu üben. Zusammengetragen und zu diesem Zwecke eingerichtet von *Jos. Uehlein*. Erste Lieferung. Zweyte verbesserte Auflage. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung. 1807. 8. XVI. und 141 S. (8 gr.)

2. *Aufgaben zu zweckmässigen Uebungen der lateinischen Sprache* zum Zeit ersparenden Gebrauche in den untern Gymnasiums-Classen, gesammelt und geordnet von *Franz Xaver Müller*. Straubing. 1806. 8. 117 S. (5 gr.)

No. 1. Der schon oft geäusserte Wunsch, das Dictiren in Schulen zu ersparen, veranlasste die Herausg. dieser Sammlung von Aufgaben, welche Hr. U. nützlich genannt hat, wohl wegen des Stoffs, welchen er zu Aufgaben wählte. Angemessener war zu schreiben *Sammlung von 250 deutschen Aufgaben zum Uebersetzen ins Latein*. Jeder von den im Syntax wenig geübten Schülern soll sie besitzen, der Lehrer nach Befinden vorher durchgehen und die Angabe von lateinischen Wörtern und Regeln ersetzen. Dabey kann allerdings die nöthige Rücksicht auf die Ver-

Digitized by Google

schiedenheit der Fähigkeiten und Kenntnisse genommen und der Nachtheil vermieden werden, welche untergelegte Wörter und Redensarten haben. Der fleissige Schüler sieht sich ungern dargeboten, was er durch Anstrengung selbst zu finden glaubte: so verliert die Arbeit ihren Reiz, weil sie dem Verdienst, das Richtige angewendet zu haben, einen Theil der Achtung entzieht. Der Nachlässige aber gewöhnt sich bey jeder Unterstützung nur noch mehr an das mechanische Arbeiten: denn er braucht die untergelegten Wörter und Wendungen, ohne auf ihre wahre Bedeutung zu achten und in ähnlichen wiederkehrenden Fällen selbst zu finden. Dieser Missbrauch wird durch Sammlungen dieser Art, aber auch durch das Dictiren, vermieden. In letzterm Fall kann der Lehrer, abgesehen von dem Aufwand, welchen dergleichen Sammlungen nöthig machen, noch besondere Rücksicht nehmen auf die Schriftsteller oder auf die Chrestomathie, welche er seinen Schülern erklärt, um ihnen Gelegenheit zu geben erlernte Regeln oder vorgekommene Ausdrücke wieder anzuwenden. Wünscht man nun aber einmal die Zeit für das Dictiren zu ersparen und dem Lehrer die Mühe, selbst Aufsätze zu fertigen, erleichtert zu sehen; so wird eine solche Sammlung von deutschen Aufgaben eingerichtet seyn müssen nach dem gewöhnlichen Classen-Verhältnisse auf gelehrten Schulen und in verschiedenen Heften oder Cursen dem Anfänger und dem mit der lateinischen Syntax vertrautern Knaben, jenem kürzere, diesem längere Aufsätze darbieten, indem sie, auf die fortschreitende Kenntniss der Sprachregeln berechnet, durch Mannichfaltigkeit und Angemessenheit des Stoffs sich eben so sehr empfiehlt, als durch deutliche Darstellung und stufenweise Verlängerung und Verflechtung der einzelnen Sätze. Wir setzen dabey voraus, dass diese Sätze in dem ersten Cursus von der strengsten und einfachsten Construction sich nach und nach der zusammengesetztern und lockerern deutschen Wortstellung nähern. So würde der Lehrer wenige Vorerinnerungen für die Uebersetzung solcher Aufgaben zu machen nöthig haben, ausser der Berichtigung der Bedeutung synonymer Worte, welche das Wörterbuch darbietet, oder diesem und jenem Knaben schon bekannt sind. An diesen Maasstab gegenwärtige Sammlung gehalten, hat Hr. U. allerdings wohl die Absicht, dieser Lieferung mehrere nachfolgen zu lassen: allein von einer Stufenfolge syntaktischer, anzuwendender Regeln ist nur allenfalls in so fern etwas sichtbar, als schwere zusammengesetzte Constructionen vermieden sind, der Gebrauch der Participien aber in den letztern Aufgaben sich häufiger darbietet, als in den frühern. Rec. hatte aber weit öfter erwartet, den Satz auf gewisse Regeln ziemlich nach der gewöhnlichen Ordnung gegründet zu sehen. So hätte die Anwendung der Regeln von den Namen der Städte früher vorkommen sollen, als No. 246. Von der römischen Zeitberechnung aber konnte füglich erst in der folgenden Lieferung die Rede seyn. Hr. U. hat in den Sätzen unter einander so viel möglich Verbindungs-Worte zu vermeiden gesucht, daher sich der Vortrag der abgebrochnen Rede zu oft nähert. Die Rücksicht auf leichte und für den Anfänger berechnete Verbindung der Gedanken, welche Anfangs durch Partikeln, so fort durch Participia und auf andere Art, bewerkstelligt werden konnte, war unerlasslich. Gleich der erste Satz, welcher durch seinen paradoxen und halbwahren Inhalt schon sich wenig für den Zweck der Unterhaltung eignet, welchen Hr. U. im Auge hatte: *Wäre kein Schmerz in der Welt: so würde der Tod alles aufreiben* — lässt sich ins Lateinische nicht übersetzen, ohne die Form des Satzes vorher umzuwandeln durch Vorsetzung der conditionellen Partikel, mit welcher der darauf folgende anfängt. Nicht weniger sollte in der zweyten Aufgabe: *Unter den Unglücklichen beklagt man die am wenigsten, die es durch ihre Schuld geworden sind*, das *es* vermieden seyn, welches dem Anfänger, für welchen die übrigen Aufgaben gehören, zu einem Germanismus verleiten wird. Die später eingestreueten Beobachtungen aus der Naturbeschreibung würden grössten Theils wegen ihrer leichten Construction und mit dem lateinischen Sprachgebrauch übereinstimmenden übrigen Form besser die Sammlung eröffnet haben. Uebrigens ist, wenn von der fortschreitenden Schwierigkeit der Aufgaben die Rede ist, manche hinten stehende Aufgabe um nichts schwerer als viele von den vorn angebrachten, wie z. B. No. 250. vergl. mit No. 11. Auf Mannichfaltigkeit des Stoffs ist Hr. U. sehr bedacht gewesen und hat es durchaus vermieden, (wenn wir die an der Spitze stehenden Wahrheiten über verschiedene Gegenstände ausnehmen) Sätze ähnlichen Inhalts und derselben Redegattung neben einander zu häufen. Man vergleiche z. B. No. 175—183. *Der Fischer und der Stockfisch. Ein Gespräch vom Lügen. Vom Bacchus. Vaterlandsliebe des Brutus. Der Mann von Holz. Das böse Gewissen. Der Fuchs und der Ygel.* Freylich ist der Vortrag nicht ganz rein. Die Fabel entschuldigt nicht Ausdrücke, wie folgender, welcher einem Ochsen an einen Hund in den Mund gelegt wird. *Geh zum Henker mit deinem Neide.* No. 176 sagt der lügenhafte Heinrich unter andern. *Der* (Gott) *straft mich aber nicht mit Schlägen:* worauf Ernest antwortet — *denn die Sünder ahnen den Teufel nach, welcher der lugenhafteste Geist ist.* Zuletzt noch: *Fugte es Gott, dass du dein Versprechen hieltest.* In dem Briefe No. 76. durfte der Knabe nicht, ohne Berichtigung seines Urtheils von Seiten der Mutter, an diese schreiben, dass er bey dem Mangel einer Sackuhr *schlechter* als andere seines Gleichen doch nicht gern seyn möchte. Wenn übrigens Hr. U. zu dieser zweyten Auflage seiner Sammlung erinnert: er habe mit Fleiss keine grosse Abänderung mit den Aufgaben vornehmen wollen, um die erste dadurch nicht gleich unbrauchbar zu machen, obschon er

Digitized by Google

manche mit einer andern nützlichern hätte vertauschen können, und er habe daher das Buch nur in so fern verbessert, dass er einige Erzählungen etwas abgekürzt und etliche Sätze durch bessere Ausdrücke ihrem Zwecke näher zu bringen gesucht habe; so müssen wir ihm diese unzeitige Vorsicht verargen, da der ganze Werth einer solchen Sammlung auf der Wahl schicklicher Aufgaben und auf Correctheit des Vortrags beruht, und da durch eine Inhaltsanzeige die wichtigsten Abänderungen für die erste Ausgabe nachgewiesen werden konnten, übrigens an eine künftige Verbesserung nach einer zweyten Auflage wohl noch weniger wird zu denken seyn.

Derselbe Zweck welchen wir bey No. 1. bemerken konnten, das Zeitraubende Dictiren zu ersparen, findet sich auch bey der No. 2. angezeigten Schrift. Hr. *Muller* wollte nur Aufgaben sammeln, die man den Schülern in die Hände geben, und aus denen man diese oder jene zum Uebersetzen bestimmen könnte. Dabey lasse sich über die zu übersetzenden Sentenzen, die in dem Buche vorkommen, mit Auswahl katechisiren. Das Suchen der lat. Wörter beym Uebers. ist dem Uebersetzenden überlassen. Hr. M. verspricht übrigens ein kleines deutsch-latein. Wörterbuch folgen zu lassen, das die eigentlich neuen lateinischen Wörter enthalten wird. Dergleichen neue lat. W. hätte Hr. M. freylich lieber in dieser Sammlung ganz vermeiden sollen, wie z. B. p. 15. n. 76, wo man ein anderthalb Seiten langes Register von Obstarten, und Garten- und Küchengewächsen auf das magerste und ungeniessbarste aufgeführt findet, wo jedem Namen der lat. Kunstname beygefügt ist. Viel zu trocken und abgebrochen sind die meisten übrigen Notizen aus der Naturgeschichte. Brauchbarer zum Uebersetzen sind die Fabeln und kleinen Erzählungen und was aus der römischen Geschichte ausgehoben ist. Die Materialien zu Briefen und andern kleinen latein. schriftlichen Aufsätzen möchte Rec. lieber zu deutschen Ausarbeitungen empfehlen: wenigstens möchte wohl nur geübten Schülern eine solche Aufgabe angemessen seyn. Warum aber Hr. M. S. 96. diese Skitzen zu Briefen lateinisch aufstellt? Vielleicht wollte er die mitgetheilten Hauptsätze nur unter einander verbunden wissen, was unter Anleitung des Lehrers allerdings mit Nutzen geschehen kann, und so kann man die deutschen Materialien, obgleich nicht nach der Absicht des Vfs., welcher jeder solchen zu erweiternden Aufgabe die Ueberschrift: *lateinische Erweiterung*, zu geben beliebt hat, auch Anfängern zur deutschen, die lateinischen, zur latein. Erweiterung vorlegen. Die Sammlung schliesst sich mit einer Nachahmung des Corn. Nep. In der Manier der Lebensbeschreibung des Atticus wird von *Eduard Rheinfels* ähnliches erzählt. Manche Sätze sind nur Uebersetzung des Lateinischen, und können dem Leser des Corn. Nep. unmöglich viel Mühe machen. Von diesen 6 Abschnitten sind 2 lateinisch abgefasst, und können nur ins Deutsche übersetzt werden. Rec. sieht hier nicht ein, warum nicht dieses kleine Ganze ununterbrochen deutsch vorgetragen worden ist, wünscht aber, dass Hr. M. dieser Nachahmung des Corn. Nep. ähnliche, auch anderer Schriftsteller folgen lassen möge, weil es dem aufmerksamen Schüler allerdings Freude macht, das Gelesene, aber in veränderter Form, wieder anzuwenden und Nutzen bringt, zumal wenn man den nachzuahmenden Schriftsteller nicht unmittelbar zu Rathe ziehen lässt, es müsste denn die deutsche Aufgabe sich von dem Latein. bedeutender, als hier geschehen ist, entfernen. Auf der andern Seite fordert der Lehrer durch Uebungen dieser Art den weniger fleissigen Zögling zu grösserer Aufmerksamkeit beym Lesen seines Schriftstellers am schicklichsten und sichersten auf. Doch wünscht Rec. die Namen der Städte und Personen, welche ja leicht sich wählen lassen, nicht nur durch den ersten Buchstaben bezeichnet, sondern ausgeschrieben, zu sehen, weil es den Eindruck der Erzählung sehr schwächt und unangenehm stört, wenn man so oft auf Buchstaben mit der Casusendung stösst. Druckfehler aber sind vorzüglich zu vermeiden, wie in den latein. Materialien patrimoniae, und in columitate für incolumitate.

ENGLISCHE SPRACHE.

1. *Praktische englische Sprachlehre* für Deutsche beyderley Geschlechts. Nach der in Meidingers französ. Grammatik befolgten Methode, und nach Sheridan's und Walker's Grundsätzen der reinern Aussprache bearbeitet von Dr. *Joh. Christian Fick*, Lector der engl. Sprache an der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen. Fünfte verm. und verbess. Ausgabe. Erlangen, in der Waltherschen Kunst- und Buchh. 1806. gr. 8. IV. u. 264 S. (16 gr.)

2. *Anhang zur praktischen englischen Sprachlehre etc.* von Dr. *Joh. Christian Fick*. Nürnberg u. Leipzig, bey Campe. 1806. gr. 8. 250 S. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

The complete English letter-writer on the most common occasions in life.

Oder:

Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, mit untergelegter Phraseologie und mit Hinweisungen auf die Abweichungen der deutschen Sprache von der Englischen.

Die Einrichtung der Sprachlehre No. 1. ist folgende: S. 1—195. ist die eigentliche Grammatik, welcher eine kurze Geschichte der Entstehung der englischen Sprache (S. 1—5) vorangeht; die Regeln der Aussprache nehmen S. 6—56 ein, dann folgen Declination, Conjugation und Partikeln (S. 57—122),

Digitized by Google

wo die Zahlwörter den Beschluss machen; der syntaktische Theil geht von S. 122—191. Hierauf folgen Uebungen aus dem Deutschen ins Englische zu übersetzen (S. 195—231), die aus einzelnen kleinen Satzen, aus Fabeln und Geschichten bestehen; endlich Uebungen aus dem Englischen ins Deutsche zu übersetzen (S. 252—261), bestehend aus Gesprächen, moralischen Satzen, kleinen Geschichten, Briefen (grösstentheils von Yorick an Elise) und Gedichten; zuletzt noch ein Anhang von den englischen Titulaturen. Den Regeln in der Grammatik sind deutsche Aufgaben zum Uebersetzen ins Englische und zur Uebung der gegebenen Regeln beygefügt. Jeder, der die englische Sprache zu erlernen wünscht, wird diese Sprachlehre unstreitig mit grossem Nutzen gebrauchen können, und dadurch bald zu einer Fertigkeit in dieser Sprache gelangen. Auch zeigen fünf Auflagen in einem Zeitraume von 12 Jahren seit der Erscheinung der ersten Auflage derselben von der günstigen Aufnahme dieser Sprachlehre im Publicum. Rec. hat die früheren Auflagen nicht zur Hand, und kann daher nicht über die geschehenen Vermehrungen und Verbesserungen entscheiden. Nur diess darf man behaupten, dass auch die gegenwärtige Ausgabe noch mancher Verbesserungen fähig sey. Die Regeln der Aussprache sind zu sehr ausgedehnt, und daher für den Lernenden abschreckend, sie enthalten sogar einige ganz unnöthige Regeln, die sich schon von selbst verstehen, sobald die Aussprache gewisser Buchstaben festgesetzt ist. So heisst es z. B. S. 24 ui werde wie *w*, als in quite und anguish ausgesprochen, dann wieder es laute wie *i* in guild etc., wie *ei* in Disguise etc., uo laute wie *wo*, als: quotation — eine einzige Regel, dass u nach g und q fast wie *w* laute, in einigen Worten aber (die dann angeführt würden) laute gu wie im Französischen, oder wie gh, wäre hier hinlänglich gewesen. Eben so S. 26 yo vor u laute wie *ju*, eine Regel, die durch die Bestimmung der Aussprache des ou völlig überflussig gemacht wird. Am besten wäre es wohl, die Anzahl der Laute, welche die Englischen Vocale (— und Consonanten, wiewohl bey diesen die Verschiedenheit minder gross ist) genau zu bestimmen, dann Regeln anzugeben, in welchen Fällen sie diesen oder jenen Laut haben, und die Abweichungen von der Regel in einer Tabelle zur Uebersicht vorzulegen. Unter den Regeln der Sprache sind auch verschiedene, die mehr enthalten, als nöthig war, und andere, welche nicht bestimmt genug sind. So ist z. B. S. 92 zu wenig darüber gesagt, welche verba neutra mit I am oder I have gemacht werden; S. 142 wird gesagt, which werde selten von Personen gebraucht, allein die Regel hätte lauten sollen: which wird auch dann von Personen gebraucht, wenn man nach einer Person fragt, von der man schon weiss, dass sie sich unter einer gewissen Anzahl von Personen befinde, und wo man nur nicht weiss, *welche* derselben es ist, z. B. which of these ladies is your sister? welche von diesen Damen ist ihre Schwester? So ist auch S. 146, 47 gar nichts über den Unterschied von any, some, every, each, auch nichts Bestimmtes über either und neither gesagt. S. 155 wird gesagt: must und ought bezeichne die Nothwendigkeit, dass etwas geschehen müsse, allein nur das erstere bezeichnet diese Nothwendigkeit, das zweyte aber zeigt an, dass nach den Forderungen der Vernunft oder der Moral irgend etwas geschehen sollte, you must obey ist ganz etwas anderes als: you ought to obey. Es ist zu hoffen, dass der Verf. bey einer künftigen Auflage diese Flecken wegtilgen, und dadurch das Buch zu dem Zwecke, den er sich vorgesetzt hat, noch brauchbarer machen werde.

No. 2. kann als ein eignes für sich bestehendes Werk, und auch als Anhang zur praktischen Sprachlehre betrachtet werden. Es ist, wie der Vf. selbst in der Vorrede sagt, eine Uebersetzung eines in London herausgekommenen und mehrmals aufgelegten englischen Briefstellers. Die Worte und Redensarten befinden sich unter dem Texte jedes Briefes, und überall, wo der englische Ausdruck von dem deutschen abweicht, wo eine Eigenheit der Wortfügung Statt findet, wo es auf Beobachtung irgend einer besondern Regel ankömmt, ist der Lernende durch Anmerkungen darauf aufmerksam gemacht, und das ihm zu wissen Nöthige in möglichster Kürze gesagt. Zuweilen sind Wendungen der englischen Sprache in der deutschen Uebersetzung der Briefe beybehalten worden, und diejenigen Worte, auch Interpunctionszeichen, welche beym Uebersetzen ins Englische weggelassen werden müssen, sind in Klammern eingeschlossen. Die Briefe sind in zwey Theile vertheilt, wovon der erste (S. 1—80) vierzig, der zweyte (S. 81—250) funfzig über mannichfaltige Gegenstände im Leben, enthält. Auch befinden sich mehrere darunter, die wirklich von berühmten Männern geschrieben — nicht blos vom Verf. des Briefstellers erdichtet sind, als von *Pope*, *Sterne etc.* Da das ganze Werk eine Uebersetzung eines englischen Originalwerks ist, so kann derjenige, der sich dieser Briefe zum Uebersetzen ins Englische bedient, um desto mehr versichert seyn, dass die untergelegten Redensarten durchaus von Germanismen frey sind, und die hinzugefügten Anmerkungen werden ihn vor gedankenlosem Uebertragen der Worte bewahren, und ihn allmählig dahin bringen, dass er Englisch *denken*, und folglich auch geläufig und richtig sich in dieser Sprache *ausdrucken* lerne. Mit Recht kann daher dieses Werk allen, die sich in der englischen Sprache, besonders aber im englischen Briefstyl Fertigkeit zu erwerben wünschen, empfohlen werden. Noch wäre indessen zu wünschen, dass grössere Sorglalt auf die Correctur, vorzüglich der Sprachlehre, möchte verwendet worden seyn, denn besonders in dieser sind mehrere Druckfehler, welche den Anfänger irre leiten können, z. B. S. 63. Z. 2. v. u. steht eath für catch; S. 168. Z. 11. v. u. hindsome für handsome; S. 169. Z. 16. 17. *nachgesetzt* für *vorgesetzt*; S. 228. Z. 6. smytom für Symptom.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

157. *Stück, den 16. December 1807.*

THIERHEILKUNDE.

Anweisung, wie man die schädliche (?) Drehkrankheit oder das Segeln der Schaafe in den meisten Fällen auf eine einfache und leichte Art glücklich und sicher heilen könne, von *F. K. G. Gericke*, Pachtamtmann zu Heinde und Mitglied verschiedener ökon. Gesellschaften. Ein Nachtrag zu dem ersten B. der praktischen Anleitung zur Führung der Wirthschaftsgeschäfte für angehende Landwirthe. — — Mit einer Kupfertafel. Berlin, im Verlag der Realschulbuchhandlung. 1805. gr. 8.

Es ist nicht zu leugnen, dass wir durch diese Brochüre eines denkenden, sachkundigen und erfahrnen Oekonomen in der Erkenntniss und Behandlung der Drehkrankheit der Schaafe einige Schritte weiter gebracht worden; auch hat der Verf. sich das Verdienst gemacht, so manche oberflächlich aufgegriffene Angaben der frühern Schriftsteller zu berichtigen. Er sieht das Uebel, welches, wie bekannt, auf einer Blase im Kopfe beruht, für blos local an, und bestreitet es durchaus, dass es von einem Allgemeinleiden des Organismus begründet werden könne. Daher verwirft er auch als Ursache alle allgemeinen Einwirkungen, als Luft, Futter u. dergl.; früher glaubte er die Localveranlassung in der rohen Behandlung der neugebornen Schaafe bey der Geburt, wobey durch Druck der noch weichen Hirnschale die Blasen sollten gebildet worden seyn; jetzt schreibt er das Uebel dem äussern Stosse auf den Kopf zur Zeit, wo der Hirnschädel noch weich ist, zu. Dieses Stossen solle viel heftiger und allgemeiner aus einem eigenthümlichen Instinkte zur Zeit der Witterungsveränderungen und Stürme Statt finden; wenn nun diese Erscheinung gerade in die Zeit fällt, wo die jungen Lämmer noch einen sehr weichen Hirnschädel haben, so folge daraus, dass es in der Folge viel Dreher, Traber und Seegler unter einer Heerde geben müsse. Wer sieht nicht, dass diese Erklärung ganz unzureichend ist, um den Umstand begreiflich zu machen, dass bald hier, bald dort dieses Uebel bald so sehr, bald so wenig um sich greift. Ausserdem wäre es nun leicht erklärbar, dass die Drehkrankheit nur meist die einjährigen Lämmer betrifft.

Ein grosser Theil von den *Riemschen* und *Renterschen* Begleitungsumständen dieser Krankheit werden vom Verf., als mit der Erfahrung streitend, verworfen, dem Hrn. *Fink* tritt derselbe hingegen in den meisten Stücken bey. Würmer hat der Verf., ungeachtet er eine Menge Blasen untersucht hat, nirgends gefunden; auch Rec. konnte keine Spur eines Blasenwurms entdecken. Der Verf. glaubt, dass durch den Stoss Drüsen verletzt werden; Rec. wäre vielmehr geneigt sich dieses Uebel aus einer Verletzung der Lymphgefässe zu erklären, wobey eine Ausdehnung zwischen zwey Klappen erfolgt, die zuletzt in eine beträchtliche Blase übergeht. Die ungemeine Helle der umgebenden Haut, so wie des Wassers selbst, welche den Rec. bey seinen ersten Beobachtungen in Verwunderung setzte, scheint hierüber wohl keinen Zweifel übrig zu lassen. Nach dem Vf. gibt es selten zwey Blasen zugleich, noch seltener ist eine in der Gehirnsubstanz selbst, oder gar im Gehirnlein und dem verlängerten Marke; indem ihr eigentlicher gewöhnlicher Sitz oberwärts in der dünnen Hirnhaut ist. Die Dreher haben die Blasen auf der einen oder der andern Seite und nach dieser drehen sie sich; die Traber haben sie vorwärts gegen die Stirne hin, die Seegler aber gegen das Gehirnlein. Die letztern sind daher durch den Trokar nicht zu heilen. Die letztern kommen aber auch viel seltner vor. Das Uebel soll man nicht in den Schläfen, die immer sehr weich sind, suchen. Der Führer zur Operation ist die weiche Stelle, deren es (gegen *Riem* und *Renter*) nur eine geben soll, ihr Entstehen durch die Blase ist in einer Beylage des Hrn. D. *Sergel* recht gut aus einander gesetzt worden. Beym Betasten dieser Stelle zeige sich ein Blinzeln der Augen. Zuweilen muss man die Operation so lange verschieben, bis diese Stelle ihre Weiche, um zum Leiter dienen zu können, ausgebildet hat. Dann, und überhaupt wenn diese Thiere zu sehr an Fleisch und Kräften herab kommen, sey es nöthig

Digitized by Google

sie mit nahrhaften, gesalznen Eingüssen zu restauriren, denn es erfolge dieses blos, weil diese schwindelnden Thiere in ihrer krankhaften Stupidität das Fressen und Saufen vernachlässigen. Hierauf setzt der Verf. ein bedeutendes Gewicht. Sein Trokar ist viel stärker, zufolge der Kupfertafel, als der Riemsche und hierin ist ein wirklicher Vorzug desselben. Vor dem Herausziehen der Hülse tropft Hr. G. auf das Gehirn 3—4 Tropfen Myrrhenessenz eben durch die Hülse. Auch hierauf setzt der Vf. einen grossen Werth und glaubt es dieser Maxime zuschreiben zu müssen, dass er bey seiner Operation so glücklich ist, wie auch dass ihm nach einer Zeit nicht eine zweyte Blase zum Vorschein komme. Rec. muss die Wichtigkeit dieser Massregel vor der Hand dahin gestellt seyn lassen. Uebrigens versichert Hr. G., dass man bey der genauen Befolgung seiner Methode bey Drehern und Trabern fast immer glücklich zum Ziele gelange; er behauptet, man solle nur dreist und ohne viele Besorglichkeit, wodurch eben der Erfolg nach den Vorschriften anderer Schriftsteller oft rückgängig gemacht worden wäre, zu Werke gehen.

Taschenbuch für Herrschaften und Kutscher oder Unterricht von dem, was beym Ankauf der Kutschpferde und bey ihrer Wartung, Pflege und Futterung zu beobachten ist, auch wie man die jungen Pferde zum Ziehen eingewöhnen und wie man mit 2, 4, 6 und 8 Pferden fahren soll, nebst etwas über Pferdekrankheiten und über die Reinigung der Kutschen und Geschirre. Herausgegeben von *Carl Wilh. Ammon*, königl. Preuss. Rossarzte in Anspach. Nürnberg und Sulzbach, in der Seidelschen Kunst- und Buchhandlung. 1805. gr. 8. 19¼ Bogen. (20 gr.)

Das Publicum hat dem Hrn. *Ammon* mit Recht dafür Dank zu erstatten, dass er diese Arbeit seines Freundes, des ehemaligen fürstlichen Leibkutschers *H**** nach einiger Correctur des Style und nach verschiedenen andern kleinen Verbesserungen zum Druck befördert hat. Wenn Rec. die frühern ähnlichen Schriften auch nicht so sehr, wie es in der Vorrede geschieht, herab zu setzen Lust hat, so muss er doch gestehen, dass das Ganze eine sehr nützliche und seinen Gegenstand erschöpfende, Arbeit ist, die man in der Hand eines jeden Kutschers und eines jeden Mannes, der eine Equipage hält, wünschen muss. Hier tritt ein Mann von Erfahrung auf, der mit Einsicht über sein Metier spricht; daher dann auch dieses Taschenbuch vor einer Menge anderer durch seine Nützlichkeit und Zweckmässigkeit sich auszeichnet; der Titel sagt viel, aber im Buche selbst findet man noch viel mehr; Rec. nimmt daher keinen Anstand, besonders allen Hofmarschällen dieses Taschenbuch zu empfehlen, damit sie es zur Bekanntschaft der fürstlichen Stallleute bringen. Fast möchte man zweifeln, dass es in Deutschland je einen fürstlichen Kutscher gegeben haben sollte, der so viel Gelehrsamkeit besitzt und uns eine so unterhaltende Geschichte des Ursprungs der Kutschen zu liefern im Stande ist, der in den alten Sprachen so bewandert ist, dass man ihn zu den klassischen Antiquariern in diesem Fache zählen kann. Es würde ihm diess ganz unglaublich scheinen, wenn er nicht in Wien sogenannte kaiserliche Stallknechte ehedem gekannt hätte, die sich *gnädiger Herr* von ihrer eignen Bedienung nennen liessen, und denen man freylich auch eine Bildung, die in diesem Stande sonst nicht zu suchen ist, zutrauen konnte. Rec. würde es nicht gewagt haben sich auf diese Anzeige einzulassen, wenn er nicht seit vielen Jahren selbst eine Equipage hätte und sich besonders in dem Fall befände, Gelegenheit zu haben, die Fehler fremder Kutscher ganz vorzüglich kennen zu lernen.

Wegen einer neuen Auflage, die dieses Buch verdient, macht Rec. den Hrn. *Ammon* besonders auf nachstehende, ihm erforderlich geschienene, kleine Erinnerungen aufmerksam. Unter den Fabriken der Wagen sind die Warschauer übersehen worden. Fast jede kleine polnische Stadt verfertigt Kutschen, dass man sich darüber wundern muss, die Warschauer können aber fasst mit den englischen wetteifern. Der Vorzug der Wallachen vor den Stuten ist besonders bey Reisepferden nicht hoch genug wegen der Füllen und wegen der Unvermeidlichkeit der Inconvenienzen beym Zusammenstehen in grossen Gasthofställen mit fremden Hengsten in Anschlag gebracht worden. Mit dem sechsten Jahre die Pferde erst für den Wagen zu brauchen, ist ein etwas zu weit hinaus gerückter Termin. Mit Recht verlangt der Verf. für ein Kutschenpferd nicht zu dünne Beine, wie die Polnische und Ukrainsche Race haben, allein zu Reisen sind eben diese Gattungen doch mit die besten in der Welt, wo man dann sich auch vor ihren dünnen Beinen nicht zu fürchten hat. Welche Reisen hat Rec. zehn Jahre lang mit zwey braven dünnfüssigen Ukrainern im In- und Auslande gemacht! Auch die russischen Pferde wären zu empfehlen gewesen, diese haben aber stärkeren Körperbau als jene. Mit Recht verlangt der Verf. bey Reisepferden, dass der Kopf parallel mit der Deichsel gehalten werde, bey Staatspferden glaubt Rec. jedoch, dass er gegen aussen etwas spielen darf. Was über das Abrichten gesagt ist, ist meisterhaft. Der Kutscher muss noch gewarnt werden, den besten Pferden nicht zu trauen, denn dadurch geschieht das meiste Unglück. Ein auffliegender Vogel im Gesträuch u. dergl. — wie oft ist darum der frömmste Zug durchgegangen! Ferner sind Kutscher besonders zu warnen, ihre Leinen nie im Zutrauen zur Frommheit ihrer Pferde nachlässig anzuhängen oder gar fallen zu lassen, wenn sie absteigen, um etwa irgend etwas am Wagen abzuhelfen. Beym Durchgehen

Digitized by Google

wäre der Kutscher noch zu erinnern Füsse und alles, was um ihn ist, frey und lose zu machen, damit er beym Umwerfen nicht geschleift werde. Auch fehlt für ihn noch die Anweisung nach jetziger Mode mit fünf Pferden, drey vorn, zwey hinten zu fahren. Unbillig ist die Forderung, dass man es lange vorher bestellen solle, wenn man ausfahren will; es soll alles immer in Ordnung seyn, das lange Vorherbestellen macht die Kutscher träge und nachlässig. Zu viel ist es gefordert, wenn sie im Nothfall ein Pferd sollen beschlagen können. Schön ist das Gesagte über die Anlegung der Ställe, die Reinigung des verschimmelten Hafers; vortreflich die Bemerkung, dass der Hexel das Kauen befördere und mithin beytrage, dass die Körner nicht ganz wieder abgehen. Viel Futter wird bey schwerziehenden Pferden vor der Reise selten schaden, aber bey Jagdzügen muss vor der Reise allerdings wenig gefüttert werden. Regelmässigkeit in der Futterung ist freylich eine gute Sache, allein sie erzeugt auch Schwächlichkeit; der starke Krieger kann bald viel, bald wenig essen, ohne dass es ihm nachtheilig ist, das Pferd muss es noch mehr können, es muss nicht die Uhr zu seinem Herrn haben. Darum sind die Reisepferde des Polen und die Reitpferde der Kosaken so unverwüstlich. Viel Gutes enthält der Artikel über die Krankheiten der Pferde, mit Vergnügen las Rec. den, auch unter seinen Augen so oft erprobten, Rath die Pferde beym Harnverhalten in einen Schaafstall zu führen. Der Verf. hat überdem sich das Verdienst gemacht, die Sache aus guten Gründen zu erklären. Zur Vollständigkeit fehlt das Nöthige über das Schlittenfuhrwesen.

Praktische Rossheilkunde oder Anleitung zur Kenntniss und Heilung der örtlichen und allgemeinen Krankheiten; auch Erziehungs-Methode, Wartung und Pflege der Pferde; zum Wallachen, Englisiren und mehreren andern Operationen nach Grundsätzen der geläuterten Erregungstheorie für Thierärzte, Stallmeister und denkende Oekonomen, von *Carl Hoffmann*, ausübendem Thierarzte zu Erfurt. Nebst einer Vorrede von Hrn. *S. v. Tennecker*. Erster Band. Erfurt, bey Keyser. 1805. gr. 8. 24 Bogen. (1 Thlr. 8 gr.)

Nach diesem Titel sollte man denken, das Wallachen, Englisiren und die mehreren Operationen, sollten auch nach den Grundsätzen einer geläuterten Erregungstheorie vorgenommen werden. Der Verf. ist ein bescheidener, kenntnissreicher und mit nicht wenig Erfahrung ausgestatteter Mann; diese Vorzüge stellen ihn daher auch mehr wie so viele andere neue veterinärische Handbüchermacher, die das Tonangebende unserer Systematiker so gern nachahmen, sicher, dass er nicht so sehr wie sie an den Klippen der Theorie strauchelt. Sein reines Gefühl für Wahrheit, seine aufopfernde Liebe für sein Metier, (die ihm der würdige *Tennecker* in der Vorrede besonders nachrühmt) spricht sich bey mannichfaltigen Fällen, wo ihm die Erfahrung einen sicherern Weg als die sthenische und asthenische Theorie darzubieten schien, so deutlich aus, dass man es um so mehr bedauern muss, dass die Erscheinung dieser Schrift gerade in jene unselige Epoke der Heilkunde fiel, wo die meisten guten jungen Köpfe sich dahin reissen liessen, anstatt dem Vater *Hippokrates* im Tempel der Natur ihre Opfer darzubringen, falschen Göttern aus dem Reiche der Phantasie ihre Huldigungen zu widmen. Indem nun aber doch der gute Genius des Verfassers ihn so ziemlich vor der grössern Excentricität bewahrt hat, wird auch der Leser selbst jetzt, wo der Irrwahn, dass man allein mit der quantitativen Wagschale in der Heilkunde auslangte, hinreichend aufgedeckt und anerkannt ist, noch so manches in dieser Schrift finden, woraus er Nutzen zu ziehen im Stande ist. Ueberdem hat die Erfahrung des Verfs., vereinbart mit dem Talent einen Gegenstand gehörig versinnlichen zu können, denselben in Stand gesetzt in diagnostischer Hinsicht dieser Schrift für angehende Thierärzte einen besondern Werth zu geben. Beym Verf. trifft überhaupt jener gewöhnliche Fall der Praktiker ein, dass sie, wenn sie sich durch das Irrlicht der Theorie blenden lassen, nie so tief sinken, nie so sehr auf Irrwege gerathen, als jene armseligen erfahrungslosen Theoretiker, die, weil ihnen der Leitstern der Erfahrung nicht leuchtet, wohl gar eben so der Natur wie ihren unkundigen Lesern imponiren zu können glauben. Daher stehen die specifiken Mittel so oft beym Verf. auf der Tagesordnung, dass er nicht selten darüber seines Systems vergisst.

Zuvörderst wird der Begriff des Lebens, der Natur, der Erregung, der Erregbarkeit, der Gesundheit, Krankheit, Opportunität, örtlicher und allgemeiner Leiden, das hypersthenische und asthenische Uebel im Allgemeinen u. s. w. abgehandelt; hierauf folgen die sthenischen und asthenischen Krankheiten der Pferde im Besondern; im folgenden Theile sollen die übrigen noch fehlenden asthenischen Krankheiten nebst den örtlichen, so wie auch die Pflege dieser Thiere abgehandelt werden.

Wenn Rec. hier so oft fand, dass der Vf. die Leiden einzelner Organe aus der localen Asthenie (wie es Rec. in seinem System, um die Specifica nur einigermaassen zu retten, ebenfalls thun würde) erklärt, so ward bey ihm die Idee aufs neue rege, dass die Erregungstheorie eben wieder das alte System *de stricto et laxo* im Allgemeinen und Besondern aufgewärmt, freylich aber nach dem Genius der Zeit etwas modisch aufgestutzt habe.

Der Verf. bemüht sich sehr, zu beweisen, dass die Wärme stärke und die Kälte schwäche, er gibt aber dabey doch zu, dass, wenn irgend ein organisches Individuum durch Wärme zu sehr incitirt (vielleicht auch deprimirt) worden, auf Anwendung der Kälte ein besseres Befinden eintreten müsse.

Digitized by Google

Man drehe sich nun, wie man will, so geht doch immer daraus hervor, dass Kälte so gut wie Wärme stärkt, wenn dadurch der gestörte Normalzustand des Individuums gesetzt wird. Kälte als ein Nichts kann freylich nicht direct wirken; aber indirect kann sie uns tödten und — auch stärken. Davon ist aber beym Praktiker nur die Frage, geht man tiefer in die Sache, so kann man zwar als Physiolog noch immer etwas, was sich hören lässt, vorbringen; aber für den Praktiker lauft es dann auf Logomachie hinaus.

Missbilligen muss es Rec., wenn der Verf. hie und da Citationen anführt, die zur Sache nichts beytragen. So bezieht er sich zum Beyspiel bey der Ursache des Wurms auf *Wollstein*, welcher behauptet, alles trage zu seiner Entwickelung bey, was das Blut erwärme, verschleime und wässerigt mache. Erwärmen — und verschleimen und wässerigt machen!! *Wollstein* würde doch wohl heute hoffentlich sich anders hierüber vernehmen lassen.

So schön das Capitel über den Rotz nach der Meynung des Rec. ausgefallen ist, so kann er es doch nicht billigen, wenn der Verf. von der Anwendung der Sauerstoffluft als Thierarzt spricht.

Im Vorbericht sagt Hr. H. bescheiden, dass es ihm nicht zukomme, über den Werth der Erregungstheorie zu entscheiden; er behauptet aber doch, dass man nach ihr *geschwinder* und *vollkommener* heile. Es mag wohl wahr seyn, dass das übermässige Aderlassen, welches ehedem in der Thierheilkunde zu Hause war, und so gern am unrechten Orte vorgenommen wurde, viele Krankheiten langwieriger, als sie ausserdem gewesen seyn würden, gemacht, andere durch eine andere Krankheitsform blos metamorphosirt hatte; allein dieses war ein Irrthum, ja selbst eine Folge der Kindheit dieser Kunst. Diess beweist nichts für die Erregungstheorie. Diese Behauptung galt damals, wie man den unglaublichen Irrthum so häufig vertheidigte, dass eine Saburra beym Menschen durch Reizmittel verkocht werden müsste, dass es Sünde sey, zu Anfang eines Faulfiebers ein Brechmittel zu geben. Heute lässt sich der aufgeklärte Praktiker nicht mehr irre machen; er schafft, wie ehedem, den bösen beschwerenden Stoff im ersten Falle weg; und was Vomitive im zweyten oft zur baldigen Unterdrückung des weitern Ausbildens eines Faulfiebers thun können, hat uns *Hufeland* in seinem Aufsatze über die preussische Epidemie vor Kurzem deutlich genug vor die Augen gelegt. Rec. machte ein Jahr früher sehr oft dieselbe Erfahrung. In beyden Fällen arbeitet die Erregungstheorie dahin, dass die Krankheit, die auf der Stelle oft zu heben ist, unnöthig ausgebildet wird. Wer heilt nun geschwinder und vollkommener! Allein die früheren Methoden hatten indess auch ihre Kehrseiten, und es ist ein Verdienst der Erregungstheoretiker, dass sie uns darauf aufmerksam gemacht haben.

Anleitung zur Beurtheilung des äussern Pferdes in Beziehung auf dessen Gesundheit und Tuchtigkeit zu verschiedenen Diensten. Zum Gebrauche bey Vorlesungen; von *Aug. Conr. Havemann*, Director und Lehrer der königl. u. kurf. Pferdearzneyschule zu Hannover. Hannover, bey C. Ritscher. 1805. 8. (20 gr.)

Dieses Handbuch ist nicht nur zu Vorlesungen sehr brauchbar, sondern auch überhaupt einem jeden mit dem grössten Rechte zu empfehlen, dessen Beruf es ist, das Aeussere eines Pferdes, in Beziehung auf Gesundheit und Tüchtigkeit zu verschiedenen Diensten, genau kennen zu lernen. Wer den Betrügereyen des Rosskamms entgehen will, soll sich diese Schrift anschaffen; ganz besonders aber ist sie den Cavallerieofficieren, die ihre Regimenter mit Pferden zu versehen, so wie auch denjenigen, die die Pferde für Artillerie und Train der Armeen anzukaufen haben, zu empfehlen. Ein gutes Register am Ende des Buches erhöht noch für die letzteren den Werth desselben. Nebenbey findet man auch hier noch so manches alte Vorurtheil und so manche Grille in dieser Hinsicht widerlegt. Allenthalben leuchtet der Mann hervor, der mit seinem Gegenstande durchaus vertraut ist; der Vortrag ist gut und deutlich; der Styl ist correct; die Technologie findet man durchgehends gehörig angegeben. Ueber die Fehler der Pferde spricht der Verf. vorzüglich gut, ohne jedoch ermüdend weitläufig oder auch nur allzu wortreich zu werden.

Abhandlung von Erzeugung, Erziehung und Mastung des Hornviehes, dann dessen Behandlung, Heilungsart und Präservativmitteln (bey Krankheiten); wie auch einige nöthige Beobachtungen (soll heissen Bemerkungen) über diese Gegenstände. Verfasset von *J. J. Woller*. Wien, 1805. b. Anton Pichler. 8. 7 B. (8 gr.)

Eine komische Erscheinung! In wie fern der Verf. über Erzeugung und Mastung sich vernehmen lässt, zeichnet sich diese Schrift, wenn auch Rec. nicht alles unterschreiben kann, was hier gesagt wird, wenn auch der Verf. hie und da zu unbedingt geneigt ist, die englische und holländische Viehzucht auf deutschen Boden zu verpflanzen, durch gute Principien und erfahrungsmässige Kenntnisse auf Seiten des Hrn. W. aus; allein alles, was in diesem Buche auf Krankheiten Bezug hat, ist unter aller Kritik. Rec. hat nicht bald so gute Gelegenheit gehabt, sich es recht anschaulich vorzustellen, wie armselig die Lage eines Routiniers vom niedrigsten Standpuncte ist, als beym Durchlesen dieser Schrift. Immerhin mögen unter den vielen hier gelieferten Formeln und Hausmitteln mehrere von gediegenem Werthe enthalten seyn; aber es ge-

hört zu ihrer Anwendung doch etwas mehr, als den Namen der Krankheit, wo sie etwa sich empfohlen haben mögen, zu wissen; und der grössere Theil mag doch wohl nur auf einem Volksvorurtheil, welches so oft ein *Abracadabra* über alles erhebt, beruhen. Uebrigens ist der Styl schlecht, und allenthalben wimmelt es von Provincialismen und Sprachschnitzern. Demungeachtet glaubt Rec. dieses Buch Landwirthen, die sich über Erziehung guter Racen und über Mastung belehren wollen, mit Recht empfehlen zu können; er bedauert es aber um so mehr, dass der Verf. durch das Uebrige den Werth dieser Schrift so sehr herabgesetzt hat. Goldschwefel und Schwefelleber nennt der Verf. *sulphur antimony*, *hepar antimony* u. s. w. Damit man übrigens nicht glauben könne, der Rec. trete dem Verf. durch seine obige Rüge zu nahe, mag hier eine einzige Stelle (S. 69 u. 70) stehen:

„*Mittel wider die ausbrechende Viehseuche.* „Das noch gesunde Hornvieh muss gleich in den „Wald getrieben werden, und ein starkes Laxativ „erhalten. Man gibt 1 Loth Salmiak, 2 L. Bitter„salz, 1 L. rothen Weinstein, 1 Loth Pestilenzwur„zel und hinlängliche Wacholdersulze früh und „Abends zum Lecken, Potaschlauge und Salpeter„wasser zum Tranke; zum Futter aber darf nur „Häkerling oder trocknes Heu gebraucht werden. „Das Vieh darf man bey einer Seuche nie nüchtern „aus dem Stalle lassen. Oder man gibt 4 L. Tabak, „eine halbe Stunde im Wasser gesotten, das Vieh „schwitzt, harnt, leert sich aus und geneset. Oder „man gibt ein halbes Quentchen *tart. emet.* mit hin„länglichem Wasser, wodurch das Vieh sehr beäng„stiget sich auslaxirt und geneset. Oder 1 Quent„chen *Sulph. aut.*“ — — Doch es ist wohl genug, um die gänzliche Untauglichkeit des Verfs., uns über die Hornviehseuche Rathschläge mitzutheilen, zu documentiren. An einem andern Orte erklärt es Hr. W. für sehr gefährlich, wenn das Vieh anderem Viehe, welches bey Localleiden mit Tabakdecoct gewaschen worden, die Haut beleckt; und hier nimmt er keinen Anstand, 4 Lth. Tabak im Decoct auf einmal (wie es scheint) eingiessen zu lassen. Die Orthographie ist bey obiger Anführung bereits corrigirt. Aus den sogenannten Beobachtungen kann sich Rec. nicht entbrechen, nachstehende Stelle noch zum Schluss dieser Anzeige anzuführen; man weiss nicht, ob sie mehr die Kurzsichtigkeit oder die Leichtgläubigkeit des Vfs. charakterisirt. — — „Und nun sind die Preussischen „gesammten Länder (also auch das Herzogthum „Warschau, Oberschlesien! u. a.), so wie andere „Provinzen, wo die Erzeug-, Erzieh- und Mastung „des Hornviehes als ein Hauptgeschäft betrachtet, „eingeführt und behandelt wird, glücklich und ha„ben alles (!!!) im Ueberflusse.“

ERDBESCHREIBUNG.

Topographisches Postlexicon aller Ortschaften der k. k. Erbländer. Des vierten Theils, welcher Ungern (Ungarn), sammt den einverleibten Provinzen und Siebenbürgen enthält, *erster* Band, von A bis C. Mit höchster Bewilligung der k. k. Finanz-Hofstelle herausgegeben von *Christian Crusius*, controlirendem Officier der k. k. Postwagen-Haupt-Expedition. 1804. 4o, CCCIV und 484 S. *Zweyter* Band, von D bis I. 1805. 544 S. *Dritter* Band, von K bis M. 1806. 535 S. gr. 8. Wien, gedruckt bey Mathias Andreas Schmidt, Universitäts-Buchdrucker. (9 Thlr.)

Der vorliegende Theil des nützlichen topographischen Postlexicons des Hrn. Crusius ist mit gleichem Fleisse, wie die drey vorhergehenden, gearbeitet. Noch hat man zwey Bände dieses vierten Theils zu erwarten. Der wackere Verf. wurde bey der Ausarbeitung dieses Theils von den hohen Behörden des Königreichs Ungarn und des Grossfürstenthums Siebenbürgen und von verschiedenen ungarischen Gelehrten, namentlich den Herren Lipszky, Görög und Schedius, und unter seinen Amtsbrudern vorzüglich von Hrn. Schall, k. k. Postofficier in Pesth, mit schätzbaren Beyträgen unterstützt. Die Topographie Ungarns hat durch dieses Werk unstreitig viel gewonnen, so wie der Nutzen desselben für Postämter und für Geschäftsmänner in die Augen fällt.

Dieser Theil enthält alle Ortschaften des Königreichs Ungarn sammt den einverleibten Provinzen und des Grossfürstenthums Siebenbürgen, nach ihren ungarischen, deutschen, lateinischen, slavischen und wallachischen Benennungen in alphabetischer Ordnung. Die aus Versehen weggebliebenen Ortschaften werden am Ende des vierten Theils nachgetragen werden. Bey jedem Orte ist das Land, das Comitat oder der District, der Bezirk oder Stuhl (bey siebenbürgischen Ortschaften), worin derselbe liegt, angezeigt. Nach dieser Angabe folgt eine Charakteristik der Ortschaften, ob sie eine Stadt, ein Marktflecken, ein Dorf, ein einzelner Hof, eine Mühle u. s. w. seyen, mit einer kurzen topographischen Beschreibung ihrer Eigenheiten. Schade, dass Hr. Crusius sehr selten geographische Merkwürdigkeiten anführt. Ferner sind bey den Ortschaften die Namen der Oberpostämter, Poststationen, Cambiaturen und der Briefsammlungen beygefügt, welche zur Auf- und Abgabe der Briefe den Oertern zunächst liegen, so wie auch die Entfernungsstunden für Fussbothen von dem Orte bis zu dem nächstliegenden Postamte berechnet zu finden sind. Die gebrauchten Abkürzungen sind in einem besondern alphabetischen Verzeichnisse erklärt. Folgendes Beyspiel wird diese Einrichtung anschaulich machen. „*Babolna*, *Babolu*, *Bobilna*, Siebenb. jens. der Maros, Hunyader Gespannsch. Kemend. Bzk., ein dem Freyherrn Nalatzy gehöriges, an der Maros liegendes wallach. Dorf, mit einer griech. nicht unirten Pfarre und einem Schlosse; hier wird ein sehr

guter Wein gebauet, 4½ Stunde von Deva.“ In einem besondern Verzeichnisse im ersten Bande hat Hr. Crusius die ungarischen und slavischen, mit den Nomenclaturen der Ortschaften verbundenen Bey-, Vor- und Nebenwörter verdollmetscht. Auch hat er eine vom Hrn. Professor *Ludwig v. Schedius* in Pesth verfasste treffliche Skizze der geographischen Eintheilung des Königreichs Ungarn und Grossfürstenthums Siebenbürgen mit einer Uebersicht der Entstehung und Verbreitung des Postwesens daselbst dem ersten Bande eingeschaltet, und demselben ersten Bande zugleich einen von Hrn. Emanuel Melzer, k. k. Ober-Haupt-Postamts-Accessist in Wien, verfassten sehr nützlichen Post- und Meilenzeiger auf CCCIV Seiten beygefügt. Dem vierten Theile werden am Ende Postcharten beygefügt werden. Hr. Crusius hat daher diesen vierten Theil so gut als möglich ausgestattet.

Rec. könnte manche Lücken und Unrichtigkeiten des alphabetischen Ortschaftenverzeichnisses ergänzen und verbessern; allein, theils weil Hr. Crusius diess selbst am Ende des vierten Theils thun wird, theils um nicht zu weitläufig zu werden, unterlässt er es. Dagegen will Rec. die vom Hrn. Professor Schedius verfasste Skizze einer geographischen Eintheilung Ungarns und Siebenbürgens und seine Uebersicht des Postwesens in Ungarn und Siebenbürgen, S. 13 bis 35, näher würdigen.

Durch die Skizze der geographischen Eintheilung Ungarns und Siebenbürgens wird der Gebrauch des Postlexikons sehr befördert. Hr. Schedius verwirft, so wie er schon früher in seiner Zeitschrift von und für Ungarn, V. B. II. Heft gethan hatte, die bey in- und ausländischen Geographen übliche Eintheilung in Ober- und Niederungarn, weil sie weder hinlänglich bestimmt, noch dem landesüblichen Sprachgebrauche, noch der natürlichen Lage des Landes angemessen sey. Allerdings ist sie der natürlichen Lage des Landes nicht angemessen, so wenig als die Namen Oberdeutschland, Niederdeutschland, Obersachsen, Niedersachsen, auch kommt sie im gemeinen Sprachgebrauche des Landes nicht vor, in welchem vielmehr von einem nördlichen und südlichen Ungarn die Rede ist; dass sie nicht hinlänglich bestimmt sey, kann Rec. nicht sagen. Da diese Eintheilung von den Geographen einmal eingeführt ist, so dürfte sie sich nicht leicht verbannen lassen. Hr. Sch. schlug in seiner Zeitschrift eine Eintheilung in das östliche und westliche Ungarn vor, Rec. würde lieber nach der Analogie von Nord- und Süddeutschland, Nord- und Südfrankreich, die im gemeinen Leben in Ungarn ohnehin schon übliche Eintheilung in das nördliche und südliche Ungarn empfehlen. — Die in dieser Skizze vorkommende Eintheilung von Ungarn und Siebenbürgen ist nun kürzlich folgende. *Ungarn* besteht A. aus dem unter der Civiljurisdiction stehenden Theile. Dieser begreift in sich 1. die nach den 4 Kreisen, diesseits und jenseits der Donau und Theiss eingetheilten 46 Gespannschaften Ungarns. 2. Die drey Gespannschaften Slavoniens. 3. Die drey Gespannschaften Croatiens. 4. Die fünf besondern Districte der Jazyger, Gross- und Kleinkumaniens, der XVI zipser Städte, des ungarischen Küstenlandes, der privilegirten Haiduckenstädte. B. Aus dem unter der Militärjurisdiction stehenden Theile, namentlich unter dem croatischen Generalcommando, unter dem Ban von Croatien, unter dem slavonischen Generalcommando, unter dem banatischen Generalcommando. Das Grossfürstenthum *Siebenbürgen* hat 3 Hauptabtheilungen: A. Das Land der Ungarn, welches 11 Gespannschaften und 2 Districte in sich begreift; B. das Land der Sachsen, welches 9 Stühle und 2 Districte hat; C. das Land der Szekler, wohin 5 Stühle gehören.

Sehr interessant ist die Uebersicht des Postwesens in Ungarn und Siebenbürgen vom Prof. Schedius, welcher Hr. Crusius einen Anhang von der fahrenden Postanstalt in Ungarn S. 56 — 40 beygefügt hat. Hr. Schedius handelt zuvörderst von der Entstehung und Ausbildung des Postwesens in Ungarn und Siebenburgen. In Ungarn waren schon sehr frühe Anstalten, die den heutigen Posten ähnlich sind. Unter dem heiligen Ladislaus waren bereits öffentliche königliche Postboten, und er machte im Jahre 1093 die völlig alt-persische Verordnung (man erinnere sich an die ἀγγαροι): „cursor accipiat, *qualescunque invenerit* equos, ut regis legatio *citius expediatur*.“ Zu den Zeiten des Königs Ladislaus des Cumaners im XIII. Jahrhundert, unter Siegmund, Matthias Corvin und den folgenden Königen waren leichte Wägen, von dem Dorfe Kots in der komorner Gespannschaft *Kotsi* genannt (daher die französischen und deutschen Benennungen coche, Kutsche), mit welchen die Boten sehr schnell fuhren, weil sie festgesetzte Stationen und unterlegte Pferde hatten. Unter Vladislaus II. und Ludwig II. wurden zu schnellen Briefversendungen und zu andern Expeditionen für Couriere u. s. w., die sogenannten Kotsi-Fuhrleute (Kutscher), Curriferi de Kots, gebraucht. Bestimmtere Data über die Einführung eines beständigen und in bessern Gang gebrachten Postwesens in Ungarn hat man aus dem XVII. Jahrhundert, als von Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1624 *Hanns Christoph Freyherr von Paar*, bisher Erblandpostmeister in Steyermark, und zugleich kaiserl. Hofpostmeister, auch die Belehnung als Oberst-Erbland-Hofpostmeister über die Posten in Ungarn und Böhmen und deren einverleibten Provinzen erhielt. Nun genoss die freyherrliche, nachher gräfliche, und später in den Fürstenstand erhobene Familie Paar den ganzen Gewinn von allen k. k. Posten bis auf die Zeiten Kaiser Karls VI, der im J. 1724 das Postregale als ein ausschliessliches königl. Reservatrecht wieder an sich zog, und dafür der Familie Paar eine ansehnliche Entschädigung durch jährlich bestimmte Einkünfte zusicherte, derselben aber doch den Titel und die Würde eines Oberst-Reichs-Hof- und General-Erbland-Postmeisters bestätigte. Die ungarischen Postämter waren nun unmittelbar dem obersten Hofpostamt in Wien unterworfen. Unter Kaiser Joseph II. ward aber ver-

Digitized by Google

möge einer königl. Resolution vom 22. März 1783 die Leitung des Postwesens in Ungarn, Croatien und Slavonien der königl. ungarischen Statthalterey übergeben. — In Siebenbürgen scheinen die eigentlichen Posten erst spat eingeführt worden zu seyn. Erst im Diplome Kaiser Leopolds I. vom 14. December 1691 kommt die Verfügung vor: postae et diversoria pro itinerantibus constituantur. Zwar werden schon früher in den siebenbürgischen Gesetzen Posten, Posthalter und Postreisende erwähnt, aber darunter verstand man damals nur freye Vorspann. Erst unter Karl VI. konnte in Siebenbürgen ein ordentliches Postwesen zu Stande kommen. Auf dem Landtage im Jahre 1790 wurde mit königlicher Einwilligung beschlossen, dass die Leitung des siebenbürgischen Postwesens von dem dortigen Gubernium abhängen soll, die Einkunfte davon aber immer der siebenbürgischen Hofkammer übergeben werden müssen. — Hierauf handelt Hr. Schedius von dem gegenwärtigen Zustande des Postwesens in Ungarn, Croatien und Slavonien. Die Leitung des Postwesens hat die königl. Statthalterey in Ofen, jedoch die Posteinkünfte und alle dahin gehörigen Anstalten unterliegen der Aufsicht der königl. ungarischen Hofkammer in Ofen, und diejenigen Anstalten, die Einfluss auf das Postwesen der übrigen Erblande haben, z. B. die Porto-Tariffe, die Brief-Manipulationen u. s. w. werden von der Hof-Post-Buchhalterey in Wien besorgt. Zur Erleichterung der Direction sind die Postämter von Ungarn, Croatien und Slavonien in 8 Postverwaltungsbezirke und in 3 Cambiatur-Districte eingetheilt. In Ungarn, Croatien und Slavonien sind 365 Postämter. Von diesen Postämtern werden die Briefposten, die Extraposten für Reisende und die k. k. Postwägen oder Diligencen befördert. Am Ende theilt der Verf. von dem gegenwärtigen Zustande des Postwesens in Siebenbürgen Notizen mit. Die unmittelbare allgemeine Leitung hat das königl. Gubernium in Klausenburg. Fur ganz Siebenbürgen besteht nur ein Postverwaltungsbezirk in Herrmannstadt. Darunter stehen 56 Postamter.

In der kurzen Uebersicht der fahrenden Postanstalt handelt Hr. Crusius von ihrer Entstehung, Verbreitung und Direction. Die fahrende Postanstalt hat der Freyherr von Lilien im Jahre 1749 eingeführt. In Ungarn und Siebenbürgen hat sich die fahrende Post lange Zeit nur auf den Hauptcours eingeschränkt. Die oberste Direction hat die oberste Finanz- und Commercien-Hofstelle. Als Unterabtheilung dieser obersten Leitung ist sowohl in Hinsicht des Manipulations-Geschäfts, als in Hinsicht des Casse- und Rechnungswesens die Postwägen-Haupt-Expedition und Controllirung bestimmt. Ausser dieser befinden sich in jeder Provinz ein Expeditor, und, wo es die Geschäfte erfordern, ein controllirender Officier.

STAATEN- UND LÄNDERKUNDE.

Beytrag zur Kenntniss der Provinzialverfassung und Verwaltung des Herzogthums Liefland, ohne die Provinz Oesel, eine Beylage zum ersten Theil des liefländischen Magazins, oder der Sammlung publicistisch-statistischer Materialien zur Kenntniss der Verfassung und Statistik von Liefland. St. Petersburg, b. Drechsler. 1804. gr. 8. 59 S. (8 gr.)

In dem ersten Theil des liefländischen Magazins steht unter andern erheblichen Aufsätzen eine: *Entwickelung der Privilegien und Rechte der Ritter- und Landschaft des Herzogthums Liefland*, die eigentlich nur ein fur das Ministerium zu St. Petersburg angefertigter und im Jahr 1797 übergebener Auszug aus der weitläufigern Schrift eines ungenannten Verfassers ist. Der angezeigte Beytrag enthält nun diese vollständige und nach der Versicherung ihres Verfs. noch mit verschiedenen Zusätzen, Verbesserungen und Anmerkungen vermehrte Abhandlung, die nach einer historischen Einleitung in fünf Hauptstücke zerfällt. Die kurze Darstellung des Ursprungs der liefländischen Landesverfassung macht den Gegenstand der Einleitung aus (S. 8—14), deren ganze Tendenz die Behauptung der republikanischen Gerechtsamen der Landstände zu beziehen scheint. Uebrigens findet man hier die verschiedenen Liefländischen Constitutions- und Versicherungsurkunden vom Jahr 1561 da Liefland unter Polnische Hoheit kam und von dem König Siegmund II. August einen weitläufigen Freyheitsbrief erhielt, bis 1801 oder der neuesten Bestätigung des jetzigen Kaisers Alexander I. sehr genau aufgezählt; und zum Beschluss wird noch die Hoffnung geäussert, dass Liefland unter der gegenwärtigen Regierung eine regelmässigere Verfassung des Bauernstandes, eine zweckmässige Revision der Landesverfassung und ein Provinzial-Gesetzbuch erwarten durfe. Von den fünf Hauptstücken ist *das erste* (S. 15—20) dem Kirchen- und Schulwesen und den milden Anstalten gewidmet. Unter den letztern verdient das erst in neuern Zeiten (1797) hinzugekommene Fräuleinstift zu Dörpt bemerkt zu werden, welches nach *Pauls* I. Statuten vom 26. Sept. 1797 und Donationsukase vom 27. Oct. 1797, nur solche liefländische Fräulein aufnehmen darf, deren Familien von beyder Grossältern väterlicher und mutterlicher Seite bereits im Jahr 1783 zur liefländischen Landesmatrikel gehört haben. Das *zweyte Hauptstuck* (S. 20—35) handelt von der Ritter- und Landschaft, als Stand des flachen Landes. Das liefländische Landrathscollegium, welches ausser dem alle drey Jahre zu haltenden Landtage den Adel als *einen* Körper repräsentirt, besteht aus zwölf adelichen Landräthen und dem Landmarschall, und besorgt mit Ausnahme der Veränderung der alten Rechte und Verfassungen, Einführung neuer Auflagen, Besetzung der Landraths- und Landmarschalls-Stellen, und Aufnahme in die Bruderschaft, welche Gegenstände dem Landtage vorbehalten sind, alle ritterschaftliche Angelegenheiten. In dem *dritten Hauptstuck* wird von der Gerichtsverfassung und den Landesgesetzen Auskunft gegeben (S. 35—45). Hier ist

eine Stelle ziemlich dunkel, wo es heisst (S. 38): dass alles in der Landesverwaltung *Mangelhafte* nach gemeinen deutschen Rechten und der landesüblichen Processform gemäss entschieden werden solle. Von welcher Behörde und nach welchen gemeinen deutschen Rechten ist diese Entscheidung wohl zu erwarten? Das *vierte Hauptstuck* schildert die persönlichen Vorrechte des liefländischen immatriculirten Edelmanns (S. 45—50), wohin unter andern auch die Zollfreyheit des reisenden Edelmanns durch das ganze russische Reich gehört. In dem *fünften Hauptstuck* endlich handelt der Vf. von den dinglichen Vorrechten des liefländischen immatriculirten Edelmanns, oder von den Vorrechten der adelichen Güter und den Pflichten gegen Reich und provinciellen-Gemeinwohl (S. 51—59). Hier ist das Merkwürdigste, dass gegenwärtig die Lasten des Rossdienstes, da von 15 Haken ein Reuter zu stellen war, und der Station oder Naturallieferung für die vormalige Landmiliz nach der Einführung der Rekrutenstellung ganz wegfallen, die Schiess- und Balkengelder aber (zur Unterhaltung der Festungen) in die Kopfsteuer eingerechnet sind.

PASTORALTHEOLOGIE.

Der Pastor Senior und sein Amtsgehülfe, in ihren Verhältnissen gegen einander, besonders in Rücksicht auf die Oberlausitz. Görlitz, bey Fiedler. 1805. VI. u. 128 S. (12 gr.)

Wer die vielen Misshelligkeiten kennt, welche oft zwischen Senioren und Pfarrsubstituten zu entstehen pflegen, der wird eine genaue Auseinandersetzung der gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten mit Beziehung auf vorhandene Gesetze und Gewohnheiten nicht für unnöthig halten. Schade, dass die oben angezeigte Schrift die Erwartung nicht ganz befriediget. Die Schreibart ist zu gedehnt, und die darin gegebene Belehrung blos für das Kirchenwesen in der Oberlausiz eingerichtet. Indessen findet sich darin über die Ursachen der Substitution, über das Gesuch darum, über den zu schliessenden Vergleich, über die Wohnung des Substituten, über die Pflichten desselben und über die Vorrechte des Seniors u. s. w. vieles brauchbare mit einer solchen Ausführlichkeit selbst in Kleinigkeiten, dass das Lesen der Schrift oft ermüdet. Wehe dem Senior oder Substituten, zwischen denen Streitigkeiten über solche nichtswürdige Dinge vorkommen können. Der Urheber solcher Missverhältnisse verdiente nicht Mitglied eines Standes zu seyn, der den Frieden predigt.

Von dem Einflusse des bedenklichen Verhältnisses zwischen Patronen und Predigern in ihre gegenseitige Stimmung und in die Moralität des grossen Haufens auf Pfarrstellen adlichen Patronats. Allen würdigen Patronen und Predigern zugeeignet. Berlin, bey Maurer. 1806. 153 S. (16 gr.)

Der Verf., seiner Versicherung nach, ein dem Grabe schon naher Greis, schildert hier in einer herzlichen, nur etwas zu sehr sich wiederholenden Sprache, die mancherley Ursachen von Missverhältnissen, welche zwischen Patronen und Predigern eintreten, und die übelsten Folgen auf Landgemeinden haben können. Denn ach! wie wird ein Landprediger sich in seiner nützlichen Wirksamkeit beengt fühlen, wenn der Gerichtsherr, der zwar sein Patron heisst, aber durch irgend etwas gegen ihn eingenommen ist, ihm auf alle Weise in den Weg tritt! Und wie unzählich sind die Gelegenheiten, wodurch jener wider diesen eingenommen werden kann! Gerade der Prediger ist es, welcher zwar von dem Patrone das Amt überkommen hat, aber nun neben dem Patrone auch Rechte erhält, welche dieser ehren muss; er ist es, welcher zwar dankbar, aber nicht in allen Dingen, wie es wohl oft verlangt wird, unterwürfig seyn darf, sondern mit Würde das Amt des Wahrheitslehrers verwalten muss; er ist es, der nun, wenn er hinterher nicht dem Patrone gefällt, von dem Staate geschützt wird, und ohne erheblichen Grund nicht entsetzt werden kann; er ist es, der wegen der immer angrenzenden Rittergut- und Pfarrländereyen leicht bey dem argwöhnischen Herrn Besorgnisse wegen des Zuweitgreifens erregt; er ist es, der nun bey der Gemeinde, über welche die Herrschaft allein zu befehlen hat, vielleicht mehr Vertrauen und Liebe gewinnt, als der darüber eifersüchtige Gutsherr selbst; er ist es, der mehr Einsichten hat, als der grosse Haufe und als vielleicht die Herrschaft selbst, und es zu beurtheilen versteht, wenn etwa diese einen Unterthan nicht recht billig behandelt; er ist es, der bey Streitigkeiten zwischen Herrschaft und Unterthanen in einer kitzlichen Mitte steht; der oft mit lasterhaften, stolzen, schändlichen Patronen zu thun hat; der endlich zuweilen selbst weder klug noch recht sich zu betragen versteht. „Jeder bleibt Mensch," sagt daher der Vf. mit Recht, und Rec. sah oft eben dieser unzählbaren Ursachen wegen auch zwischen solchen Patronen und Predigern, die jeder für sich Achtung verdienten, zu seinem grossen Bedauren, wenn auch nicht Streitigkeiten, doch ein heimliches Schmollen eintreten, wodurch manches Gute gehindert wurde. Möchte das nicht seyn! Möchten Patronen und Prediger sich überzeugen, dass sie nicht nur durch Einverständniss sich das Leben auf dem Lande versüssen, sondern auch durch gemeinschaftliche Beförderung des Guten wohlthätig auf Generationen wirken können! Der Umstand, dass in den preussischen Ländern wenigstens bisher blos Adliche das Patronat mit dem Güterbesitze erlangen konnten, führt den Verf. zu einer viel zu langen Digression über den Adelstolz.

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

158. *Stück, den* 18. *December* 1807.

CHIRURGIE.

Sull' Aneurisma Riflessioni ed Osservazioni anatomico-chirurgiche, di *Ant. Scarpa.* Pavia. 1804. (In gross Folio mit zehn Kpftafeln.)

Herr Scarpa gibt uns wieder einen schönen Beweis, wie treflich es ist, wenn der Wundarzt zugleich Anatom ist. Die chirurgischen Abhandlungen des Herrn Verfs. haben daher einen so grossen Werth, und sind allen übrigen vorzuziehen. Möchte doch jeder diesem Beyspiele folgen, und möchte doch allgemein in Deutschland die Anatomie die Gefährtin und Leiterin der Wundarzneykunst seyn! Gewiss würde der Lehrling die Anatomie nicht mehr trocken und überflüssig finden, wenn man bey den Demonstrationen der Theile des menschl. K. immer suchte Anwendungen zu machen. Dadurch würde dem Anfänger, der nur staunt über die vielen Benennungen, und es nicht einsehen kann, wie wichtig ihm einst die Kenntniss der Anatomie seyn wird, das Studium derselben weit leichter und interessanter werden. Daraus folgt aber, dass jeder Lehrer der Anatomie, indem sie den meisten Einfluss auf Chirurgie hat, auch zugleich Wundarzt seyn müsste, wie diess bey unserm Hrn. Verfasser der Fall ist. Der grosse Scarpa bekam durch seine vielen genauen Untersuchungen der Pulsader-Geschwülste ganz andere Ansichten, als wie wir bisher gehabt haben, wodurch er bewogen ward, die alte Eintheilung derselben gänzlich zu verwerfen. Es gibt bey ihm kein Aneurysma verum mehr, wo eine partielle Ausdehnung der Arterien-Häute Statt finden sollte, sondern es erscheint das Aneurysma nur unter einer Form (jenes ausgenommen, wo durch Verletzung die Wand der Arterie geöffnet ist, welches man auch nicht Pulsadergeschwulst nennen sollte), die in einer Zerreissung der Häute, und in einer Ergiessung des Blutes in das Zellgewebe besteht, welches den Sack, den man allgemein in der Ausdehnung der Arterie suchte, ausmacht. Rec. macht hier aufmerksam auf die Bildung des Sackes bey einem Tumor cysticus. Eben so wie hier das Zellgewebe verdickt, ausgedehnt und membranös wird, kann es auch beym Aneurysma der Fall seyn, wenn eine Entzündung vorausging. Der Hr. Verf. beobachtete bey der Heilung einer Pulsadergeschwulst den Gang der Natur, wo entweder die Oeffnung der Arterie durch schnelle Vereinigung sich schloss, und zu einer festen Schnur umgeändert wurde, oder durch Entzündung das Zellgewebe zu einer Kapsel ausartete, worin coagulum sanguinis entstand, und die Oeffnung in der Arterie verschloss, ohne dass dabey der Durchmesser vergrössert war. Zur Bestimmung, wann Unterbindung oder Compression anzuwenden sey, ist die Betrachtung der Grösse der kranken Arterie, und ihrer Anastomosen nothwendig. Hier, so wie in allen chirurgischen Fällen leuchtet wieder der wichtige Einfluss der Anatomie auf die Chirurgie hervor. Der Wundarzt muss sie immer fragen, und von ihrem Ausspruch hangt das Verfahren ab. Der Verf. setzte seinem Werke dadurch die Krone auf, dass er demselben eine genaue Beschreibung der Arterien an dem Kopf, Hals, obern und untern Extremitäten vorausschickte, welche noch durch die schönen Kupfertafeln ungemein gewinnt. Diese übertreffen alle andere durch ihre Deutlichkeit, schönen Stich, und dadurch, dass die Arterien im Zusammenhange, und nach keinem so kleinen Maasstabe dargestellt sind. Wahrlich man kann nichts Schöneres sehen, und glaubt die Natur vor sich zu haben!

In dem ersten Capitel zeigt der Verf. die Anastomosen der Arterie iliacae, cruralis und popliteae, welche wir übergehen, und auf das Werk und die Ansicht der Kupfertafeln verweisen müssen.

Im *zweyten Capitel* zieht er Folgerungen aus dem ersten. Es ergibt sich, dass die Schenkel-Schlagadern theils über, theils unter dem ligament. poupart. mit den Arterien des Unterleibes, der Brust und der Beckenhöhle in Verbindung stehen. Das Blut kann zum Schenkel kommen, wenn die A. cruralis unterbunden ist, durch die Verbindung mit der Epigastrica, welche das Blut aus der mammaria interna, aus den ramis thoracicis und intercostalibus aufnimmt, und durch die Verbindung der A. circumflexae ilii mit der ileo-lumbalis und inter-

costalibus inferioribus. Ebenfalls erhält der Schenkel Blut durch die Verbindung der A. circumflexae femoris externae und internae mit der A. iliaca und A. ischiadica, A. pudendae communis, und A. obturatoriae. Diese Anastomosen können nur von Nutzen seyn, wenn man die Unterbindung der A. cruralis oberhalb des Ligamenti poupartii vornimmt; denn in der Gegend dieses Bandes gehen die A. epigastrica, und die A. circumflexa ilii in die A. cruralis über.

Auf Tab. V. sieht man die Anastomosen der A. ischiadicae mit den Muskelästen der Adductoren, der Flexoren des Unterschenkels u. s. w. Diese sind von der grössten Wichtigkeit, und müssen wohl das Meiste zur Ernährung des Schenkels beytragen, zumal wenn die A. profunda femoris nahe am Ligamento poupartii aus der A. cruralis entspringt, bey einer Unterbindung der A. cruralis dicht unter dem Ligamento poupartii. Sehr viel hängt von der Stelle ab, wo die A. profunda ausgeht, ob sie nahe am Ligamento poupartii, oder weit von demselben entfernt, entsteht, sie sich unter, oder oberhalb der Ligatur befindet. Wird endlich die A. poplitea unterbunden, so muss der Kreislauf durch die Anastomosen der A. articularium wieder hergestellt werden.

Im *dritten Capitel* werden die Anatomosen des Schulterblatts und des Arms gezeigt.

Im *vierten Capitel* zieht er die Folgerungen. Die erste Eintheilung betrifft die Verbindungen der Hals-, Brust- und Schulterblatts-Schlagadern mit der A. subclavia und axillari. Die andere, die der A. brachialis und profundae brachialis. Bey einem gehinderten Durchgang des Blutes durch die A. axillaris von der A. subclavia an bis zur A. subscapularis könnte dasselbe aus der A. thyreoidea inferior, scapularis superior, transversa cervicis, dorsalis scapulae in die A. subscapularis kommen, und von da zum Arm gelangen. Es könnten sogar die A. occipitales durch ihre Verbindungen mit der A. transversa cervicis und subclavia zur Ernährung des Arms beytragen. Findet das Hinderniss nahe bey dem Schlusselbein Statt, so kann das Blut aus der A. mammaria intern. intercostalis suprema, A. thorac., A. tranvers. cervic. und transvers. scapul. welche unter dem Acromion mit der A. circumflex. und A. subscapul. anastomosirt, in die A. axillar gelangen.

Fünftes Capitel. Ueber das Aneurysma im Allgemeinen, und über das des Bogens der Aortae, so wie der aufsteigenden und absteigenden Aortae insbesondere. Der Hr. Vf. sieht es als einen grossen Irrthum an, dass die Pulsadergeschwulst in einem Nachgeben, einer kranken Ausdehnung der tunicae internae und fibrosae der Arterie bestehe. Die Aneurysmen entstehen nicht durch Ausdehnung, sondern durch Zerreissung der innern Häute, und durch Ergiessung des Blutes in das die Arterie umgebende Zellgewebe. Bey genauer Untersuchung wird sich ergeben, dass die Arterienhäute nichts zur Bildung des Sackes beytragen, und dass derselbe blos aus dem die Arterie umgebenden Zellgewebe bestehe. In seltenen Fällen mag wohl wegen Schlafheit der Arterienhäute die Ausdehnung und Zerreissung derselben leichter entstehen; allein nie wird der ganze aneurysmatische Sack von den Häuten der Arterie gebildet seyn. Das Aneurysma unterscheidet sich dadurch wesentlich von einer Ausdehnung der Arterienhäute, dass bey ersteren die Stelle einer Arterie immer nur nach einer Seite aneurysmatisch wird, letztere aber den ganzen Umfang begreift. Durch Unterbindung eines Hauptstammes kann man die Aeste desselben sehr ausdehnen, ohne aneurysmatisch zu werden. In einer ausgedehnten Arterie kann kein Coagulum sanguinis Statt finden. Es werden nun die Meynungen mehrerer Autoren über die Entstehung der Pulsadergeschwülste angeführt, und dann erklärt, dass eine Vergleichung zwischen den Arterienhäuten im gesunden und aneurysmatischen Zustande angestellt werden müsse. Die äussere Bedeckung einer Arterie ist eine zellichte Bedeckung, unter welche sich die eigenthümlichen Häute zurückziehen, wenn man eine Arterie durchschneidet, diese Scheide ist dicker an der Aorta, an den Carotiden, Mesenterial- und Renalarterien, aber dünner an den Schenkel- und Kniekehlarterien. Ueberdem wird die Aorta in der Brust noch von der Pleura, und im Unterleibe von dem Bauchfell, und zwar auf drey Viertheile ihres Umfanges umgeben. Zwischen die äussere zellichte und die inneren eigenthümlichen Membranen kann man Luft blasen, oder ein Fluidum spritzen, wodurch die erste sich zu einer Geschwulst erhebet. Spritzt man eine gerinnbare Injections-Masse mit Gewalt ein, dann findet man in der Geschwulst mehrere unregelmässige Schichten, welche von dem ausgedehnten und zerrissenen Zellgewebe herrühren. Dieses beobachtet man auch bey einem zu starken Eintreiben der Masse in die Arterien, wodurch ein Platzen der inneren und der Muskelhaut hervorgebracht wird. Herr Sc. wendet dieses auf den krankhaften Zustand der Arterien bey den Pulsadergeschwülsten an, und behauptet, dass diese Zerreissung der inneren eigenthümlichen Arterienhäute durch den Andrang des Blutes Statt finde, wo das Blut durch die innere Haut durchging und unter der äusseren Haut den aneurysmatischen Sack bilde, der, je mehr vom Durchdringen des Blutes die inneren Häute zerrissen würden, immer grösser werde, und theils geronnenes, theils flüssiges Blut enthalte. Bey den Untersuchungen der sogenannten wahren Pulsadergeschwülste fand Hr. Sc. immer die inneren Häute zerrissen, und die äussere sackförmig ausgedehnt.

Auf der beygefügten Abbildung Tab. 8 und 9 sieht man, dass das Aneurysma nur an einer Seite der Arterie Statt findet, und dass die übrigens nicht ausgedehnte Arterie nur durch eine enge Mundung mit dem aneurysmatischen Sack in Verbindung stehe. Bey der Zerlegung einer Pulsadergeschwulst von innen nach aussen zeigen sich zuerst die ausgedehnten und zerrissenen beyden inneren Häute, dann geronnenes Blut, und endlich der von der zellichten Umgebung der Arterie gebildete Sack, der manchmal sehr dick

ist, und mit den eigenthümlichen Arterien-Häuten an seiner Mündung genau zusammen hängt. Hrn. Sc. Ansicht über das Entstehen der Pulsadergeschwülste unterscheidet sich von einigen Autoren, die auch ein Zerplatzen der eigenthümlichen Arterienhäute gestatten, dadurch, dass Hr. Sc. das Zerplatzen als das Wesen der Krankheit, welches beym ersten Entstehen sich zeigt, ansieht, jene aber nur für das Zerplatzen stimmen, als Folge einer vorausgegangenen starken Ausdehnung. Manchmal zerreisst aber auch die zellichte, sackförmig ausgedehnte äussere Hülle der Arterien, und dann folgt, wenn es bey der Aorta Statt findet, augenblicklich der Tod. Hr. Sc. erzählt einen solchen Fall, wo ein Corporal plötzlich todt umfiel, der nie an beschwerlicher Respiration gelitten hatte, bey dem man nur einen unregelmässigen Puls bemerkte. Das Pericardium fand man vom Blute ausgedehnt, und an der Aorta eine kleine Geschwulst, aus welcher durch eine kleine Oeffnung das Blut in den Herzbeutel sich ergossen hatte. Man fand bey genauerer Untersuchung, dass die beyden inneren Häute der Aorta weit früher, als der Sack, zerrissen waren. Hr. Sc. sieht als die häufigsten Veranlassungen zu den Aneurysmen der Aortae an: heftige Anstrengungen des Körpers, Exulceration der inneren Häute, und eine Verwandlung derselben in eine schwammige Masse. Zuerst verliert sich die Glätte der inneren Arterienwand, und wird runzlich, dann entstehn gelbe Flecken, die schuppig werden, wodurch die innersten Häute so mürbe werden, dass man sie von den übrigen abtrennen kann, wobey man ein Geräusch hört, als würden Eyerschaalen zerbrochen. Meist ist die Schlagader an der kranken Gegend verengert, allein vermöge dieser Verengerungen werden nur bey dem arcus Aortae oberhalb derselben gewaltsame Ausdehnungen bewirkt, weil die Häute der Aortae in der Gegend des Herzens nachgiebiger sind. Bey allen andern Arterien ist diess nicht der Fall, und die aneurysmatische Erweiterung entsteht dort allemal an der zuerst afficirten Stelle.

Sechstes Capitel. Von dem Aneurysma der Arteriae popliteae und cruralis. Da diese Arterien viel fester und enger, auch keinem so starken Blutandrange ausgesetzt sind, so lässt sich hier noch weniger ein Aneurysma verum erwarten. Die Ursachen der Pulsadergeschwülste sind ebenfalls starke Erschütterungen. Hr. Sc. sah eine kleine Geschwulst am linken Knie, eine ähnliche an der rechten Leistengegend, und eine dritte in der Mitte des rechten Schenkels, welche pulsirten. Die Geschwulst platzte, und es erfolgte eine tödtliche Blutung. An der rechten Cruralis fand man mehrere Geschwülste, zwischen welchen die Arterie wieder ihre natürliche Weite hatte. Es zeigte sich, dass diese Geschwülste wahre Steatome waren. Aehnliche Geschwülste finden Statt an den Schlagadern des Unterleibes. Einem Kutscher öffnete man ein Aneurysma in der Kniekehle, das man für einen Abscess hielt. Die Blutung ward durch Compression gestillt, und der Kranke geheilt. Nach fünf Jahren starb derselbe, und Guattani fand die A. poplitea in ein Ligament umgeändert. Bey einem Aneurysma arteriae popliteae, wo die Amputation gemacht werden musste, konnte man in dem aneurysmatischen Sacke deutlich die zerrissene Arterie sehen. Es werden noch viele Thatsachen angeführt, die alle für die Zerreissung der innern Arterienhäute sprechen. Der Sack bey dem Aneurysma arteriae popliteae wird theils von der zelligen Umgebung und theils von den Fasern der Fasciae suralis gebildet. Weil diese membranösen Theile einen starken Widerstand leisten, so hat das Aneurysma A. popliteae eine mehr länglichte Gestalt. Bey der steatomatösen Beschaffenheit der Arterienhäute findet man, dass in einer harten und kleinen Geschwulst doch zuweilen eine starke Pulsation Statt findet. Die heftigen Schmerzen entstehn von dem Drucke des Aneurysma auf die benachbarten Theile.

Siebentes Capitel. Aneurysmen der Brachialarterie. Dass durch Verletzung der äusseren Arterienhäute die innere ausgedehnt werden könne, und ein sogenanntes wahres Aneurysma entstehe, glaubt der Verf. nicht, indem dieselbe eher zerreisse. Entsteht durch Verwundung der A. brachial. ein Aneurysma, dann verschliessen oft die Umgebungen die Oeffnung; es tritt wieder neues Blut aus, bis endlich mehrere Schichten über einander liegen, die am Ende abgestossen werden, und die Geschwulst platzt. Einen starken Widerstand findet das Blut unter der Aponeurose, die den Biceps umgibt, und sich an dem Condylus intern. festsetzt. Da die A. axill. und brachial. nur mit zartem Zellengewebe umgeben sind, so ist hier kein so starker Widerstand, und entsteht eher ein Aneurysm. diffus. Aneurysmen von allgemeinen Ursachen sind an der obern Extremität nicht so häufig, als an der untern. Bey einer scorbutischen Körperbeschaffenheit, mit Herzklopfen verbunden, entstand plötzlich nach einem Geräusch eine umgrenzte pulsirende Geschwulst am Arme.

Achtes Capitel. Cur im Allgemeinen. Die Heilung eines Aneurysma's geschieht durch Verwachsung der Arterienwände ober- und unterhalb der kranken Stelle. Ein Blutpfropf kann zwar die Arterienwunde verschliessen, aber nichts zur Heilung beytragen, wie Haller glaubte; das auf diese Art vermeint geheilte Aneurysma bricht wieder auf. Zuerst wird der Durchgang des Blutes erschwert, unterbrochen, und dann durch Verwachsung gänzlich gehemmt. Durch Contusion am Oberarm ward bey einem Landmann eine Verwachsung der Arterienwände bewirkt, dass man nur an dieser Arterie ein Pulsiren bis zur verletzten Stelle bemerkte. Nach einiger Zeit fühlte man auch an der Handwurzel den Puls wieder. Die Verwachsung der Arterienwände geschieht durch die Inflammat. adhaesiv. Um eine neue aneurysmatische Ausdehnung zu verhüten, soll die Compression stark genug seyn, und den gehörigen Grad von Entzündung bewirken. Dazu ist die einfache Expulsivbinde am besten. Bey Aneurysmen aus allgemeinen Ursachen wird manchmal die Entzündung nicht stark

Digitized by Google

genug. Sicherer ist die Compression, welche man allein auf die leidende Stelle, mit Ausschluss aller Umgebungen, anbringt; die Unterbindung darf aber nicht so stark seyn, dass die Wände dadurch durchschnitten werden, wodurch nach Amputationen häufig Nachblutungen entstehen. Bey Aneurysmen aus innern Ursachen muss die Ligatur nicht nahe an der ausgedehnten Stelle angelegt werden, weil man oft eine kranke Stelle trifft. Die Verwachsung geschieht bis zur nächsten Anastomose. Eine zweyte unterhalb der Geschwulst angelegte Ligatur ist unnöthig. Bey alten Subjecten sind die Arterien rigider, und die Nebenäste sind nicht so ausdehnbar. Wiederholte Blutentleerungen werden bey robusten Menschen als Hülfsmittel bey der Unterbindung oder Compression angesehen.

Neuntes Capitel. Cur der Aneurysmen an der Arteria poplitea. Die Compression ist nur bey, von äusserlicher Gewaltthätigkeit entstandener Verletzung, und wenn dieselbe bequem kann angebracht werden, anwendar. Nur auf ein kleines neu entstandenes Aneurysma kann durch Compression eine Verschliessung der Arterie bewirkt werden. Ein hoch liegendes Aneurysma lässt sich nicht comprimiren, und eben so wenig ein tief liegendes, weil zu dicke Muskeln den Druck abhalten. Bey letzteren würden zugleich die Aeste der A. poplit. mit zusammengedrückt werden. Ist das Aneurysma von allgemeiner Ursache hervorgebracht, so ist die Compression nicht indicirt. Unter günstigen Umständen wird ein Versuch mit der Compression erst zu machen, ehe man unterbindet, zugegeben. Will man die Compression anwenden, dann empfiehlt der Verf. Compressen auf das Aneurysma, Einwickelungen des Unterschenkels, eine Compresse auf den ganzen Verlauf der A. cruralis, welche man mit einer Zirkelbinde befestiget, die oben loser angelegt werden, und das ganze Knie umgeben muss. Drey Monate sind zur Heilung erforderlich. Entstehen bald nach angewandter Compression Schmerzen im Knie, Geschwulst und Gefühllosigkeit, dann muss ohne Aufschub die Unterbindung vorgenommen werden. Um die Arteria poplitea ganz bloss zu legen, muss eine grosse Wunde gemacht werden, worauf ein grosses stark eiterndes Geschwür, Fistelgange und Kniesteifigkeit folgen. Leert man den Sack nach der Unterbindung aus, dann entstehen oft Convulsionen oder Brand. Deswegen empfiehlt der Vf. mit Recht, die Ligatur auf die A. cruralis superficialis anzulegen, und das Aneurysma unberührt zu lassen. Die anatomischen Untersuchungen beweisen hinreichend, dass dieses ohne Absteckung des unter der Ligatur liegenden Theiles geschehen kann. Die Vermuthung, dass bey der Unterbindung der A. cruralis superficialis das Aneurysma A. popliteae durch die Seitenäste Zufluss bekomme, wird dadurch widerlegt, dass die Geschwulst bald nach der Unterbindung zusammenfällt. Hunter fand zwar die A. cruralis unterhalb der Ligatur offen, aber dicht am Aneurysma geschlossen. Das nämliche beweisen auch viele andere Beobachtungen.

Da nun das Blut durch die Seitenäste nicht in das Aneurysma dringen kann, so ist noch weniger zu befürchten, dass es von unten herauf in dasselbe fliesse, und man hat daher nie eine zweyte Ligatur unter der Geschwulst anzulegen nöthig. Die vom Verf. verbesserte Hunterische Operations-Methode besteht im folgenden: Von einem Gehülfen wird die A. cruralis dicht unter dem Poupartschen Bande mit dem Daumen comprimirt. (Bequemer möchte das Ehrlichsche Compressorium seyn.)

Man untersucht den Verlauf der A. cruralis, und bemerkt sich die Stelle, wo der Puls anfängt zu verschwinden, welches unter dem inneren Stande des M. sartorius, über dem Dreyeck, welches vom M. adductor und vastus internus gebildet wird, geschieht. Drey Zoll über dieser Stelle wird der Schnitt gemacht. Die Angabe ist nicht genau genug; auch ist es besser, einen Querschnitt über die Stelle, wo man am leichtesten die Arterie auffinden kann, zu machen. (Man sehe hierüber nach Langenbecks chirurgische Bibliothek, B. I. erstes Stück, S. 23.)

Es wird nun die pulsirende Arterie aufgesucht, vom Zellengewebe und Cruralnerven entblöst, und mit dem Finger aufgehoben. Man zieht mit einer stumpfen Nadel zwey Ligaturen durch, legt zwischen der Arterie und den Ligaturen einen linnenen Cylinder, und zieht dieselben zu. Die linnenen Cylinder sollen das Durchschneiden der Ligaturen verhüten. Die vier Ligaturen, welche Hunter anlegt, verwirft der Verf., weil sie die Arterie zu sehr verletzten, und gefährliche Nachblutungen zur Folge haben könnten. Gleich nach der Unterbindung hört das Pulsiren im Aneurysma auf, und die A. articulares internae fangen an zu pulsiren. Der Operirte fühlt an dem Schenkel eine Kälte, und ein Ameisenkriechen, welches sich durch Wärme und Friction verliert. Die Ligaturen fallen am 15—18 Tage ab. Nach 50—60 Tagen hat sich das Aneurysma sehr verkleinert. Die grossen alten Pulsadergeschwülste, die dem Aufbrechen nahe sind, besonders mit ödematöser Geschwulst oder gar Caries verbunden, überlässt der Verf. bey alten Leuten sich selbst.

Zehntes Capitel. Behandlung der Schenkelschlagader-Geschwulst. Die häufigste Ursache ist eine mechanische Verletzung, und bey krankhafter Disposition eine blosse Anstrengung. Es lässt sich hier noch mehr von der Unterbindung erwarten, weil die A. articulares gern thätiger sind. Compression sey gar nicht anwendbar, und die Unterbindung so bald als möglich zu unternehmen. Bey einem starken Extravasat nach einer Verletzung der A. cruralis soll die Unterbindung gleich über und unter der verletzten Stelle gemacht werden, und das Extravasat ausgeleert. Befindet sich das Aneurysma in der Leistengegend, dann ist zwar wenig Hoffnung; indessen

Digitized by Google

hat man doch Beobachtungen, dass die Circulation nach und nach wiederhergestellt wurde. Man macht hier die Unterbindung nahe über der Geschwulst. Hr. Sc. empfiehlt, zuerst die Geschwulst zu öffnen und dann mit dem Finger in die obere Schlagadergeschwulst hineinzugehen.

Eilftes Capitel. Cur der Armschlagader-Geschwulst. Das ursächliche Moment ist meistens äussere Verletzung. Soll die Compression gelingen, dann muss sie bald nach geschehener Verletzung angebracht werden. Entstehen aber Schmerzen und Entzündung, dann ist von der Compression nichts mehr zu erwarten, und muss die Unterbindung vorgenommen werden. Das Unterbinden dicht über und unter der Geschwulst wird verworfen. Wenn die Unterbindung der A. axillaris nothwendig ist, dann muss ein Theil des Pectoralis majoris durchschnitten werden.

Alle Aneurysmen der A. temporalis, occipitalis werden comprimirt oder geöffnet und unterbunden. Ist der Sitz des Aneurysma's A. carotidis so hoch, dass man unter demselben eine Ligatur anlegen kann, dann soll man dieselbe bloss legen, und vom Nervus vagus trennen.

Zwölftes Capitel. Vom Varix aneurysmaticus. Es folgen nun mehrere Beobachtungen.

FRANZÖSISCHE SPRACHE.

1) *Interessante französische Briefe, nebst deutschen Nachahmungen;* oder die Kunst, mit dem Geiste der franz. Sprache vertraut zu werden, als nothwendiger Anhang der praktischen Anweisung zum Sprechen der franz. Sprache. Von *Gregoire Ferdinand le Mang*, Professeur de langue Française à Cöthen etc. Halle, in Commission der Ruff'schen Verlagsbuchhandlung. 1806. XXIV u. 451 S. in 8. (1 Thlr. 16 gr.)

2) *Elementar-Unterricht in der französ. Sprache;* oder ganz neue (?) und interessante Methode, diese Sprache recht schnell verstehen, sprechen und schreiben zu lernen, für Schulen. Von *Gregor Ferd. le Mang*, Prof. der franz. Sprache in Cöthen. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1806. XIV u. 330 S. 8. (16 gr.)

3) *Nouvelle Grammaire des Dames;* oder gründliche Methode, die franz. Sprache richtig sprechen und schreiben zu lernen. Von *Gregor Ferd. le Mang*, Lehrer der franz. Sprache in Leipzig. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. J. 1807. VIII und 336 S. (16 gr.)

Obgleich Hr. Le Mang sich durch seine Unterrichtsmethode als einen geübten Lehrer und durch manche feine Bemerkungen als scharfsinnigen Forscher der Sprache bewährt, so tragen die zahlreichen Schriften, womit er das Publicum, in einem sehr kurzen Zeitraume, beschenkt hat, unverkennbare Spuren der Flüchtigkeit und der Eilfertigkeit, die ihn verhindern, seine Arbeit gehörig zu ordnen, mehrmals zu übersehen, um Fehler zu verbessern, die er gewiss einsieht, vielleicht an andern ahndet: Wir werden diese nicht verschweigen, aber doch nicht mit so viel Bitterkeit, als von andern geschehen ist, rügen, und darüber so wenig das Vorzügliche in des Verfs. Arbeiten verkennen, dass die Anzeige desselben vielmehr den Anfang der Beurtheilung machen soll. — In No. 1. fand Rec. den Inhalt der Briefe wirklich interessant und abwechselnd genug; einige sind von bekannten Meistern, *Voltaire* und *Rousseau;* viele können mit Recht als Muster des Briefstyls, so wie manche deutsche Nachbildungen als gelungene Proben freyer Uebersetzungen dienen, die den Deutschen vor Angewöhnung an Gallicismen bewahren. Das von S. 301—451. angehängte deutsch-französische Wörterbuch ist mit Verstand und Plan gemacht, und enthält, anstatt des gewöhnlichen Schwalls, der den meisten Grammatiken zugegeben ist, besonders solche Redensarten, die in beyden Sprachen ein verschiedenes Gepräge haben. Nachdem wir diese Vorzüge zugestanden haben, sind wir um so mehr berechtigt, die mancherley Verstösse gegen Sprachgebrauch, Sprachreinheit und guten Geschmack zu rügen, die diese Briefsammlung verunzieren. S. 6. finden wir *déterrer* la route für découvrir. S. 50. *l'art à* decocher des flèches für *de* (nur mit il y a de l'art konnte *à* folgen); übrigens ist die Phrasis geschmacklos. S. 92. *a causé à moi et à ma mère.* Der gute Ton erforderte: à ma mère et à moi. S. 134. Vous *faites nombre* parmi mes amis. In dem Sinne des Verfs. war es besser zu sagen: *Vous êtes du nombre.* S. 184. racler *sur* le violon. Das *sur* ist überflüssig. ridiculiser heisst: absichtlich lächerlich machen; sich selbst lächerlich machen, heisst: se donner un ridicule, faire rire à ses dépens. S. 151. la *cime* du malheur für le *comble.* Unedelikat und unfranzösisch ist es (wie S. 285), zu einer jungen Dame von der Pflicht *schöner* Seelen zu sprechen, sich fortzupflanzen. S. 260. Nous veillerons *que;* es muss heissen: *à ce que.* S. 251. *dispacheur* ist kein Wort, so wenig als *héréditer* für hériter. 337. *s'affubler* d'une femme S. 289. ist gemein und platt. S. 371. braisier ist kein Wort, soll wohl *brasier* heissen. S. 318 heisst es: von der Gesundheit sage man nie: *se trouver?* warum nicht? sobald man bestimmt, wie — wobey? Z. B. *se trouver* bien d'un régime. S. 307. Soll am Wege *en chemin* (unterwegs) heissen; das ist aber sur le chemin, au bord du chemin. S. 377. *enseignez-lui* se vaincre ist nicht französisch; man sagt: enseigner *à* oder besser, apprendre à se vaincre

Digitized by Google

à se modérer. S. 362. *être chaud* heisst nicht sich belaufen, sondern in Brunst seyn. La *cannelle* ist nicht der Hahn am Fasse, sondern ein Röhrchen. *Type* (S. 385.) ist nicht Nachbildung, sondern Urbild. S. 399. *cela ne se* convient pas, ist ein Barbarism; man sagt: cela ne convient, ne sied pas. S. 418. *orgeade* ist kein Wort; es heisst: *orgeat*. S. 398. avoir *de la* honte muss heissen: avoir honte. S. 387. *Le tems* s'est *débandé* — das gewöhnliche ist *détendu*. S. 444. *blanc — ferrier* soll wohl *ferblantier* heissen. Der Feuerstahl ist auch nicht *fusil*, sondern *briquet*. — Bisweilen sagt die deutsche Uebers. des Verfs. etwas ganz anders, als das französische Original. Z. B. 161. *cela a l'air d'un engagement*, das sieht aus wie eine Klopffechterey (vielmehr wie ein Versprechen). S. 222. *besoins chimériques*, hirnlose Nothwendigkeiten! wie undeutsch! S. 383. *avoir l'esprit de travers* ist weit weniger, als: verrückt seyn. Ein Queerkopf ist noch nicht verrückt. S. 350. *trois années consécutives*, sind nicht drey *volle* — sondern auf einander folgende, Jahre; über das Herz bringen, ist eher: *gagner sur soi*, als *se résoudre*. S. 456. verstimmen ist nicht *causer du chagrin*, sondern eher indisposer, démonter. Oft sind nach Art der alten Vocabuläre zu viele sinnverwandte Wörter für *ein* deutsches gehäuft. Z. B. Lustigkeit: gaité, joie, alegresse (!) goguenardise. Kann man wohl eines für das andere setzen? Zerstören, démolir, détruire, rumere, renverser — wozu der Schwall? Hier waren Beyspiele nöthig. Z. B. *détruire* un ouvrage, un pont, *démolir* un édifice, *ruiner* la fortune, la santé, *renverser* un empire. —

Das Druckfehlerverzeichniss ist gross, aber doch nicht vollständig. Sehr drollig ist S. 419. *mutin*, welches richtig ist, als Druckfehler angegeben und durch *matin* verbessert.

Die *ganz neue* Methode des Verfs., die auch in No. 2. ihr Schild aushängt, ist schon bey Anzeige anderer Bücher desselben bemerkt und gewürdigt worden. Man findet hier aber dieselbe Unbestimmtheit und Verwirrung bey aller Anlage zu einem vorzüglich brauchbaren Lehrbuche. Dass es diess werden konnte, zeigen einige trefflich ausgearbeitete Theile. Z. B. die Belehrung über den Gebrauch der tems, Liste der Verbes, die *à* und *de* vor dem Infinitiv erfordern, die Bemerkungen über *encore*, S. 218. u. a. Häufiger aber sind die Beyspiele der eben gerügten Mängel. Z. B. S. 22. sollte man glauben, nur in den angezeigten Fällen werde *t* wie *s* ausgesprochen, da diess doch bey allen Substantiven, die sich in *ntion*, *ation*, *ition*, *ution* enden, geschieht. S. 69. wird nicht bestimmt, in welchen Sinne *plus* am Ende des Satzes stehen müsse, in welchem *d'avantage*? eben so No. 3. S. 52. Die Artikel nennt der Verf. Partikeln, ganz gegen Logik und Sprachgebrauch. Dadurch, dass der Verf. von Declination und Casus nichts wissen will, und doch die Begriffe *régime*, *sujet*, *objet* nicht gehörig bestimmt, wird oft die Belehrung schwerfällig. — Z. B. über *qui* und *que* S. 84. Von Adverbien scheint er einen eigenen Begriff zu haben; sonst würde er nicht ganze Redensarten darunter aufzählen, z. B. en bateau, à de courts intervalles, S. 214. nicht *bon* mit *être* zum Adverbium machen, S. 71. und dagegen das unveränderliche même zum Fürwort. S. 101. findet man blos Beyspiele ohne Regel über *quelque-que*; keines von beyden über *quel que* mit être. Die Paradigmen der Conjugatt. sind sehr vollständig, nur die Benennungen *exdéfini* für j'eus été etc. und *circonstantiel* für étant gefallen durchaus nicht. Unter den abweichenden Formen vermisst man *juger*, oder *nager*, dagegen *jeter* und *acheter*, als zwey besondere Formen, *aboyer — bâcher* (was ist hier abweichend?), sogar *enorgueillir*, *réussir!* wie viele haben das schon kopflos Debonnale nachgeschrieben! *Voir* suchte Rec. S. 147. vergebens; wo mögen wohl die 50 Verben herkommen, die, laut S. 157, *être* als Hülfswort brauchen? wie kann *remonter* mit dem regime (bottes) S. 159. als V. neutre stehen, und wie hat sich S. 177. zu *croître* die Belehrung über échaper, *sortir* — verloren? S. 201. wird *prétendre à* durch behaupten erklärt; das ist falsch; mit *à* heisst es Anspruch machen, nur ohne à behaupten. Der Unterschied zwischen *obliger à* und *de* ist hier fein angegeben — aber den zwischen *tâcher à* und *de* vermisst man, so wie weiter unten den Unterschied zwischen *Tous ne sont pas* und *Tous ne sont point*. Auch über den richtigen Gebrauch von *autrui* und *soi* fand Recensent keine belehrende Angabe. Die Uebungsstücke schliessen sich insgemein den Regeln an; bisweilen werden diese nur beyläufig gegeben. Z. B. über die Construction. Dann folgen 16 Lectionen, zuletzt von S. 245. an *Anecdoten*, wobey manche schöne Sprachbemerkungen von Girard, Roubaud u. a. eingewebt sind. Nur die Anecdote (S. 280.) von Lessings Völlerey hat Rec. empört. Wäre sie auch wahr, so sollte sie doch zur Ehre der Menschheit verschwiegen, wenigstens nicht in einem Schulbuche ausgepredigt werden. — Das sehr vollständige Register erhöht die Brauchbarkeit des Buchs; die zahlreichen Druckfehler thun ihr Abbruch. Dazu rechnen wir auch zur Ehre des Verf. S. 301. *Aristotelès* für *Aristote* — denn diesen Fehler konnte nur ein Schüler machen.

Die *Grammaire des Dames* No. 3. ist dem eben angezeigten Werke so ähnlich, dass sie fast alle Vorzüge und Mängel mit ihm gemein hat. Mit dem Unterricht über die Aussprache ist hier Rec. noch weniger zufrieden. So heisst es S. 7. *pouacre* werde wie *buhker* ausgesprochen, Messieurs wie *Mesgöh* — (schon aus S. 1 sieht man, dass Hr. Le Mang das deutsche g und j verwechselt), S. 19 *midi et demi* wie *midi etmi*. *h*, heisst es S. 11, werde in 400 Worten zu Anfange gehört. Rec. kennt etwa 300. Casus werden nicht statuirt. Auf die Frage *wo*,

Digitized by Google

heisst es S. 24, setze man an, *à la* — Also wo? Antw. In Spanien? Kann ich hier wohl *à l'Espagne* sagen? Eben so wenig dürfte jemand aus S. 27 lernen, wo er *d'Allemagne* oder *de l'Allemagne* zu setzen habe. S. 33 fehlen viele Verba, die das Substantiv ohne Artikel bey sich haben, wie *tirer vengeance*, und bey den angezeigten Verben noch mehr Substantive; z. B. *avoir envie*. S. 40 une *lieuse*, eine Leserin, und S. 43 un chien *fou* (für *enragé*) sind Barbarismen. S. 48 vermisst man mehrere Adjective, die vor und nach dem Subst. verschiedene Bedeutung haben, z. B. *furieux*, *faux*, dagegen findet man manche von andern unbemerkte, wie *cher*, *inconcevable*, *rude*, *habile*, *vain*, *hardi*, *fort*, *entier*, *noble*, *foible*. S. 51 lieset man: *D'autant* plus vous donnez, *d'autant* plus vous recevez; wer sagt aber so? *plus* ist genug. Nach S. 59 soll *en* quinze jours und *dans* une quinzaine einerley seyn. Aber *en* ist ja innerhalb, und *dans* nach. Da *livre* jetzt nicht mehr vom Gelde gesagt wird, so ist die Regel über den Gebrauch des Worts *franc* mit 2. 3. 6. und mit *demi* unstatthaft. S. 84 steht: Elle pensa de *languir* de *soif*; *de* nach *penser* ist ein Sprachfehler, und verschmachten heisst nicht *languir*, sondern périr, défaillir. Die Abweichungen der Conjugationen sind ohne Kopf Hrn. Debonnale nachgeschrieben, da steht *cesser*, *rencontrer! enorgueillir*, *réussir*, *conduire* ist Schema der 3ten Conj. Da gibt es nun Anomalien die Menge, wie *descendre*, *battre*, *mordre*, aber *tordre*, *fondre* nirgends angegeben. *Coudre* ist irregulär; *Connoître* nur abweichend, wo ist hier die Grenzlinie? S. 112 lesen wir: *Ga été* vos enfants *qui ont* été, wer sagt so? Vor dem Parfait composé setzt man das Présent. Also *ce sont* vos enfants *qui ont* fait. S. 118 erfahren wir die neue Regel, dass croître, disparoître, périr, courir, sauter, cesser, die tems composés mit *être* machen. Die Flexion des Particips ist sehr kurz abgefertigt. Von *elles se sont imaginé*, *proposé*, von *desiré*, *crû*, *compté*, *ordonné etc.* mit folgendem Infinitiv kein Wort. S. 145 fehlen *penser* und *supposer* unter den Verben, die den Infinitiv ohne *à* und *de* regieren. Dass das Conditionnel hier dem Conjunctiv zugeschlagen, und eine Menge Redensarten als Adverbien und Interjectionen aufgeführt werden, kommt von der leidigen Verwechselung der Logik mit der Grammatik. Die unterstehenden franz. Erklärungen der deutschen Aufgaben sind fast blosse Uebersetzungen. Dabey lernt kein Schuler denken. Das Verbum sollte allemal blos im Infinitiv stehen, höchstens das temps angedeutet werden. Bildung und Anwendung des tempus ist Sache des Lehrlings. Sonst bleibt er ewig Maschine. Auf der andern Seite sollten die deutschen Phrasen von den französ. weniger abweichend seyn, und eine mehr wörtliche, obgleich immer rein franz. Uebersetzung zulassen. Dass der Sprachreinheit unbeschadet diess geschehen könne, hat *Meynier* bewiesen. Die deutschen Aufgaben, nach franz. Construction, klingen freylich sehr barbarisch, thun aber doch gute Dienste. Der Stoff ist meistens wohl gewählt. Besonders gut und frey von Germanismen sind die Lectionen. In der den Uebungen beygefügten Phraseologie nahm Rec. noch hie und da Anstoss; z. B. S. 237 tourner le discours. Französischer ist: faire tomber la conversation. S. 240 *la gloire d'être droit*, besser: la reputation de probité. S. 264 un orage de grêle — richtiger une grêle — un orage accompagné de grêle. Bisweilen sind schwere Ausdrücke unerklärt, z. B. S. 268 hinaus streifen, leichte wie *dienen*, *jagen*, *kein* sind erklärt. Für *angenehme Ruh* wird man wohl nicht leicht hören: *Allez goûter la douceur du sommeil*, das klingt affectirt; eher: *bonne nuit*, *bon repos*. S. 279 konnte le *futur* ohne *époux* stehen, dem Sprachgebrauche gemäss. S. 296 *vorliebnehmen* ist nicht sowohl: se contenter, als *s'accommoder*. Wer wird wohl von sich in guter Gesellschaft sagen: *Je suis gris*, eher: *j'ai la tête prise*. Für *mettre un ménage* S. 291 wäre wohl richtiger monter. — Viele feine Bemerkungen (z. B. S. 44 über *toutes* mit *gens*, S. 152 über *dans*, S. 159 über *au moins*) beweisen, das Hr. Le Mang in die Sprache tiefer als gewöhnlich eingedrungen ist, und lassen wünschen, dass er, bey neuen Auflagen, seine Lehrbücher von manchen Flecken reinigen, und auch Ausstellungen, die er für gegründet anerkennt; benutzen werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Der Mensch oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde. Erster Band, zweytes Heft, nebst einem Nachtrage zum ersten Hefte. Crefeld, bey Abr. ter Meer. 1807. gr. 8. 164 Bog. nebst 3 illum. Kupf. (1 Thlr. 18 gr.)

Der Verf. hat die Absicht, den gegenwärtigen Zustand der Völker in einer Reihe historischer Schilderungen darzustellen, insofern dazu hinlängliche Materialien vorhanden sind, um auf diese Art den successiven Fortgang zur Cultur in synchronist. Ordnung zu beschreiben. Das Menschengeschlecht, sagt er, ist in seinem Fortschreiten vom Schlechtern zum Bessern nicht blos in *chronologischer*, es ist auf seinem Wege zur Cultur auch in *synchronistischer* Ordnung vorhanden. Wie das successive Emporstreben oder Zurücksinken des Menschengeschlechts in der Zeit von der *Völkergeschichte* beschrieben wird, so sollte dieses aufsteigende Nebeneinanderseyn desselben *im Raume*, von der Schwester der Geschichte, von der *Völkerbeschreibung* geschildert werden. Und diese Lücke will er ausfüllen, und die Völkerbeschreibung, als die jüngere Schwester der Gesch. in der Reihe der histor. Wissenschaften, *als eine solche* aufstellen. Den Styl entlehnt er von der Geschichte, die Einkleidung von der Reisebeschreibung. Er gedenkt aber seine Gründe dazu, und die Grundsätze der Völkerbeschreibung erst in der Vorrede zum 5ten Bande aufzustellen. Jetzt sind die angestellten Zeu-

Digitized by Google

genverhöre und Sachbemerkungen unter den Text gestellt, künftig sollen sie am Ende des Hefts, um den Text nicht zu unterbrechen, angehängt werden.

Der Nachtrag zum 1ten Heft liefert einen Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand von Otaheiti und den Sandwich-Inseln, der aus einer abgekürzten Wiederholung der interessanten Bemerkungen, die Turnbull darüber mitgetheilt hat, besteht. Nur der Abriss der Taheitischen Gesch., von der Zeit an, da Cap. Wallis Otaheiti zuerst entdeckte (1767), ist aus Forster, Cook und Wilson gezogen. Es ist eine traurige Bemerkung, dass die Europäer mehr zum Verderben als zur Cultur der Bewohner beygetragen haben. Bougainville's Mannschaft gab ihnen 1768. die Lustseuche, die folgenden Europäer Schiessgewehr und Branntwein. Cook schätzte die Angabe des Volks auf 200000, die Missionäre fanden bey ihrer Ankunft noch 16050 Menschen, nach Turnbull soll die Volkszahl auf 5000 gesunken seyn. Die Sandwich-Insulaner haben in ihrer Cultur sehr zugenommen. „Als, sagt der Verf., der grosse Weltumsegler Cook im Jahr 1779 unter den Dolchen der Sandwich-Insulaner bey dem Dorfe Kauraka fiel, und sie mit Jubelgeschrey seinen wild zerfleischten Leichnam aus dem Mordgewühle fortrissen, wer hätte da gedacht, dass im Jahr 1803. bey demselben Dorfe eine Kriegs- und Handelsflotte ihrer Söhne ankern würde, die Amerika an Asien knüpft, und Europa's Donner führt! Und doch ist diess Wunder der Cultur in der Zwischenzeit geschehen!" Tamahama, anfangs nur König von Owaihi, ist es, welcher die grosse Schöpfung seines Volks begonnen hat. Der zweyte Heft beschäftigt sich mit den Südseebewohnern. Zuerst wird die Osterinsel (27° 5′ 30″ S. Br. 109° 46′ 45″ W. L. von Greenwich, 1722. von dem Holländer *Jac. Roggewein* entdeckt), vorzüglich nach La Perouse beschrieben, ein unwirthbarer verbrannter Felsen, in welchen, nach des Verfassers Vermuthung, eine ehemals fruchtbare Insel durch den Ausbruch eines Vulcans verwandelt wurde, wobey nur wenige Einwohner entrannen, die allmählig alle ihre Cultur verloren, und ein verwildertes Geschlecht fortpflanzten. Daher erhebt sich die jetzige bürgerliche Verfassung dieser Inselbewohner, die doch von demselben kräftigen Menschenstamm entsprossen sind, der die Inseln des grossen Oceans bevölkert hat, kaum eine Stufe über den rohen Naturzustand. Die colossalischen Bildsäulen auf ihren Begräbnissplätzen, und andere solche Denkmäler, scheinen einem frühern Zeitalter anzugehören. — Es folgen S. 249 die Freundschaftsinseln, mehr als 150 Inseln zwischen 13° — 25° S. Br. und 169° — 178° W. L. von Greenwich, von denen drey, Tongatabu, Eua, und Anamoka am häufigsten von Europäern besucht werden. Eua wurde schon 1643. von dem holländ. Seefahrer, Abel Tasman, entdeckt, aber erst Cook ging 1773. hier zuerst vor Anker. Aus Forster, Cook, Wilson und La Billardiere ist die Beschreibung genommen, und durch die Vergleichung der Nachrichten von Otaheiti erläutert. Eine allgemeine Schilderung der Neuseeländer, der Sandwich-Gesellschafts- und Freundschafts-Insulaner, und in derselben, die Darstellung ihres sittlichen, geistigen, religiösen u. s. f. Charakters soll noch folgen. — Den letzten Abschnitt macht die Beschreibung der Marquesas-Inseln, nahe am Aequator von 8° 30′ — 10° 30′ S. Br. und 138° 45′ — 140° 10′ W. L., jetzt 12 Inseln, wovon 8 bewohnt, 4 ohne Einwohner sind, 1595. entdeckt. Sie konnte nur kurz ausfallen. S. 399 ist ein beschreibendes Verzeichniss der vorzüglichsten in diesem Heft vorkommenden Naturprodukte angehängt. Der Verfasser hat nicht blos abgeschrieben. Er hat auch eigne Meynungen und Vermuthungen, die er aus den Angaben zieht, aufgestellt. Sein Vortrag ist öfters zu wenig einfach und natürlich, seine Darstellung sichtbar verschönert.

Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Ein Lesebuch für alle Stände. Mit einem Titelkupfer. Berlin, in der Buchhandl. des Commerzienrath Matzdorff. 1806. 8. VI. u. 366 Seiten. (1 Thlr. 8 gr.)

Eine alphabetisch geordnete Sammlung der verschiedenartigsten Nachrichten, die 68 Rubriken enthält, von denen aber einige wieder mehrere Nummern in sich fassen (z. B. die Feyertage der Christen), und durch ihre Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Auswahl die Forderungen, die an ein Lesebuch gemacht werden können, erfüllen. Manche werden nur wenigen Lesern vorher bekannt geworden seyn, z. B. das Katechismus-Treffen, das die Jesuiten in einer kleinen Stadt Siciliens angeordnet hatten, der Todtentanz in Corsica, der manchem Scheintodten das Leben gerettet haben soll. Auch der ungekünstelte Vortrag empfiehlt diese Sammlung. Die Quellen, aus denen der Verf. seine Erzählungen nahm, sind nur bisweilen angegeben.

Kleine Schrift.

Sammlung lateinischer Wörter und Redensarten zur leichten und zweckmässigen Erlernung eingerichtet mit Hinsicht auf Bröder's lateinische Lectionen für Anfänger. Frankfurt am Mayn, Varrentrapp und Wenner. 1806. gr. 8. 34 S. (5 gr.)

Es sind Sätze, zum Theil auch Verse, in welche die lateinischen Wörter mit der Erklärung aufgenommen sind, in zwey Abtheilungen gebracht.

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

159. Stück, den 21. December 1807.

DRAMATISCHE DICHTKUNST.

Theater von Schiller. Erster Band, 1805. 550 S. Zweyter Band, 1806. 651 S. Dritter Band, 1806. 604 S. Vierter Band, 1807. 604 S. Fünfter Band, 1807. gr. 8. 420 S. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. (8 Thlr. 8 gr.)

Mit dem in der Michaelismesse erschienenen fünften Bande ist nun die Sammlung von Schillers theatralischen Schriften geschlossen. Die Anordnung ist folgende: der I. Band enthält: *die Huldigung der Künste* (zuerst erschienen 1804), *Don Karlos* (1787), *die Jungfrau von Orleans* (1802); der II. *die Räuber* (1781. 82.), *die Verschwörung des Fiesko* (1783), *Kabale und Liebe* (1784), *der Parasit.* Der III. *Wallenstein* (*Wallensteins Lager, die Piccolomini, Wallensteins Tod*, 1800), *die Braut von Messina* (1803). Der IV. *Maria Stuart* (1801), *Macbeth* (1801), *Turandot, Iphigenia in Aulis.* Der V. *Wilhelm Tell* (1804), *Phädra* (1805), *der Neffe als Onkel; der Menschenfeind*, Fragment; *Semele.*

Hier findet man denn nun, ein Fragment ausgenommen, alles vereinigt, was Schiller für das Theater selbst geschrieben, oder übersetzt hat. In dem Vorbericht zum ersten Theile versicherte der Verleger: „die Herausgabe könne vollkommen nach des Dichters Angabe besorgt werden, da er die Einrichtung des Ganzen, so wie die Verbesserung der einzelnen Stücke gleich bey dem Beginnen des Druckes bestimmt habe." Ist jenes nun wirklich erfolgt, so hat vermuthlich die Gefälligkeit gegen seinen neuern Verleger den Dichter zu *dieser* Einrichtung bestimmt, denn ausserdem würde die chronologische Ordnung und die Absonderung der Originale von den Uebersetzungen vorzuziehen gewesen seyn. Wenigstens hätte bey jedem Stücke das Jahr, wo es zuerst erschienen, angegeben werden können. Was die Verbesserungen der einzelnen Werke anlangt, so haben wir, so weit wir gelesen, deren keine gefunden.

Von dem Abdruck der *Räuber* (im 2. B.) ist zu bemerken, dass er nach der ersten, Frankfurt und Leipzig 1781 erschienenen Ausgabe gemacht worden. Diese Ausgabe spricht allerdings die Originalität des Dichters am meisten aus. Da indessen die für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage (Mannheim 1782) sehr wesentliche Veränderungen enthält (Schillers eigene Erklärung hierüber in einem an Dalberg gerichteten, im Morgenblatte bekannt gemachten Briefe ist interessant) und das Stück, wo man es noch auf das Theater bringt, nach derselben aufgeführt wird: so würden wir gerathen haben, entweder sie besonders und vollständig abdrucken zu lassen, oder wenigstens die Veränderungen in einem Anhange beyzufügen.

In der Ankündigung dieser Sammlung versprach der Verleger, das Fragment vom Demetrius, einem Trauerspiele, wovon die beyden ersten Acte vollendet, und der Plan ganz entworfen gefunden worden, im letzten Bande aufzunehmen. Es könnte wohl seyn, dass dieses Versprechen Manchen zum Ankauf dieser Sammlung bewogen hätte, welche jetzt an vorher ungedruckten Sachen wenig Interessantes enthält. Nun aber wird diese Zusage unter dem Anführen zurückgenommen: da dieses Trauerspiel nur als vollendetes Ganze für diese Sammlung gehöre (? So musste auch der Menschenfeind ausgeschlossen werden) durch des Verf. Tod aber als Bruchstück zurückgeblieben sey, so erfordere es die Pflicht (?) es nun in den nachgelassenen Schriften aufzunehmen, welche gesammelt werden, und mit S. sämmtlichen Werken bey dem Verleger erscheinen sollen.

Von S. eigenen, seit 1803 erschienenen dramatischen Werken, haben diese Blätter schon Rechenschaft gegeben. Wir erwähnen daher nur noch, dass die *Iphigenie* eine freye, nicht ganz vollendete Uebersetzung der Euripideischen Tragödie ist — denn es mangeln ungefähr 100 Verse am Schlusse, dass *der Parasit* ein etwas trockenes Charakterstück, *der Neffe als Onkel* eine unbedeutende Intriguenkomödie, *Semele* ein jugendliches Product, und nur

Digitized by Google

der leider unvollendete *Menschenfeind*, des Dichters würdig zu nennen ist. Diess Fragment ist bereits aus der Thalia, und aus dem vierten Theile der kleineren prosaischen Schriften bekannt. –

UNGARISCHE SPRACHLEHRE.

1. *Neuverfasste ungarische Sprachlehre*, worin die verschiedenen Mund- und Schreibarten der ungarischen Sprache kurz angezeigt, die Regeln aus dem morgenländischen Bau der Sprache selbst hergeleitet, mit den deutschen Redensarten zusammengehalten und durch Beyspiele erläutert werden. Mit einem Anhange, worin eine Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten, dann einige Gespräche, Erzählungen, Briefe und Gedichte enthalten sind. Bearbeitet von *Franz Verseghy*, Priester des Graner Erzsprengels, Doctor der freyen Künste und Weltweisheit u. s. w. Pesth, bey Eggenberger. 1805. 8. 433 S. (1 Thlr. 8 gr.)

2. A' tiszta magyarság, avvagy (avagy) a' czinosmagyar beszédre és helyes irásra vezérlő értekezések. Követi ezeket a' Cadentiák' lajstroma, mellynek hasznát a' Filologusok és a' Poétak eggyaránt (egyaránt) vehetik. Irta *Verseghy Ferencz*, az Esztergomi fő Megyének papja, a' szép mesterségeknek és a' filozofiának doctora, Méltóságos Gróf Szápáry Leopoldina Kisasszonynak tanitója, azon alkalmatossággal, midőn magyar grammatikáját német nyelven közre bocsátotta. (Die ungarische Correctheit, oder Anleitung, rein ungarisch zu sprechen und zu schreiben. Begleitet mit einer Tabelle der Cadenzen, aus der Philologen und Poeten Nutzen ziehen können. Geschrieben von *Franz Verseghy*, Priester des Graner Erzsprengels, der freyen Künste und der Philosophie Doctor, des hochgebornen gräflichen Fräuleins Leopoldine Szápáry Lehrer, bey jener Gelegenheit, als er seine ungarische Grammatik in deutscher Sprache herausgab.) Pesth, bey Eggenberger. 1805. 8. 175 S. (45 Kreuz.)

3. *Ungarische Grammatik*, wodurch der Deutsche die ungarische Sprache richtig erlernen kann. Nach den Grundsätzen von Johann Farkas de Farkasdfalva et de Ujj-falu ganz umgearbeitet (,) auch mit einem ungarischen Lesebuch und dazu gehörigen Wörterbuch versehen von *Joseph v. Márton*, Adj. Sekretär der vereinigten kais. auch kais. kön. Consistorien Augsp. u. Helv. Conf. in Wien (jetzt öffentlicher Prof. der ungarischen Sprache und Literatur an der kais. kön. Universität in Wien). Sechste Auflage. Wien, bey Joseph Gerold, k. k. Hof-Buchdrucker und Universitäts-Buchhändler am Dominikanerplatz. 1805. 8. 254 S.

Das Lesebuch hat den besondern Titel:

Ungarisches Lesebuch mit einem dazu gehörigen Wörterbuch. Magyar Olvasó Könyv ahoz tartozó szókönyvel együtt készitette és részszeréut összeszedte Márton Józef (József). Wien, bey Gerold. 1805. 8. 142 S. (Die Grammatik kostet sammt dem Lesebuch 1 Fl. 45 Kr.)

4. *Antonii Guberndth*, Linguae et Litteraturae Hungaricae in Regia Posoniensi Academia Professoris P. O. ac emeriti utriusque Insurrectionis Regnicolaris Capitanei, Institutionum Linguae et Literaturae Hungaricae Tom. I. complectens Grammaticam cum Syntaxi. Posonii, typis Geo. Aloys. Belnay. 1802. 8. 171 p. Tomus II. complectens ornatam Syntaxin cum Phraseologia et Cortesia. Posonii, typis G. A. Belnay. 1803. 8. 420 p.

Neue ungarische Sprachlehren von verschiedenen Verfassern und ungleichem Werthe. Hr. Verseghy verdient den Vorzug, Hrn. von Márton Sprachlehre ist für Anfänger recht brauchbar, die Grammatik des Hrn. Gubernath steht beynahe unter aller Kritik. Wir wollen diese Werke einzeln kurz würdigen.

Hr. *Verseghy* hat sich schon durch sein früheres Werk, *Proludium in institutiones linguae hungaricae*, als ein kritischer und scharfsinniger ungarischer Sprachforscher rühmlich bekannt gemacht. In den vorliegenden zwey Werken sind nun die damals versprochenen *institutiones* enthalten, in welchen die ungarische Sprachkunde allerdings eine schätzbare Bereicherung erhalten hat, wiewohl Rec. gestehen muss, dass der Verf. das gewöhnliche und einfachste oft ohne Ursache verwirft, die Regeln der ungarischen Grammatik ohne Noth vervielfältigt, und sich in neuen unerwiesenen, oft offenbar falschen Behauptungen und nicht annehmbaren Vorschlägen sehr gefällt. Seine ungarische Sprachlehre enthält weniger, als der Titel verspricht. Ueber die verschiedenen ungarischen Mund- und Schreibarten kommt darin wenig vor, und die Regeln sind zu wenig aus dem Bau der orientalischen Sprachen abgeleitet und erwiesen. Der Verf. entschuldigt diess in der Vorrede damit, dass er seine Sprachlehre auf Bitten des Verlegers habe abkürzen, und mit Weglassung der kritisch-philologischen Gründe mehr für Anfänger habe bestimmen müssen. Als einer Erganzung seiner Sprachlehre gab er daher sein ungarisch geschriebenes Werk heraus, das mehr für gelehrte und kriti-

Digitized by Google

sache ungarische Sprachforscher bestimmt ist. Indessen ist doch in der Sprachlehre immer noch mehr für gelehrte Philologen als blos für das Bedürfniss der Sprachschüler gesorgt, wenn man die der Sprachlehre angehängten Uebungen ausnimmt, die blos für Anfänger berechnet sind. Unrichtig ist die Behauptung in der Sprachlehre, dass die ungarische Declination 15 Endungen habe; der Verf. hat nemlich unnöthiger Weise Postpositionen als Biegungsendungen angeführt. Das ungarische Werk, das der Verf. seiner Schulerin zugeeignet hat, handelt folgende Gegenstände ab: von dem obersten und sichersten Richter in philologischen Streitigkeiten (enthält viel Lesenswerthes), von der ungarischen Orthographie (cs und cz wird mit Recht der Schreibart ts und tz vorgezogen); von der richtigen Bildung der ungarischen Wörter (scharfsinnig aus einander gesetzt), von der Bildung der ungarischen Nennwörter, Zeitwörter, Partikeln, von der vorgegebenen dritten Form der ungarischen Conjugationen (hier gibt der Verf. Blössen). S. 115 folg. ist ein Register der ungarischen Endungen angehängt, das für Philologen und Dichter sehr brauchbar ist. — In beyden Werken disputirt Hr. Verseghy häufig gegen den vor kurzem verstorbenen ungarischen Sprachforscher, den verdienstvollen Professor der ungarischen Sprache und Literatur an der Pesther Universität *Revai*, dem der unpartheyische Rec. den Vorzug vor Herrn Verseghy einräumt. So sind die Abschnitte über die dritte Conjugationsform der ungarischen Zeitwörter ganz gegen die Elaboratior Grammatica Hungarica des Professors Révai gerichtet, gegen welchen sich Hr. V. bittere Ausfälle erlaubt. Révai vertheidigten einige seiner Schulen, namentlich *Miklosi* in seiner Schrift: *Verseghy Ferentznek tisztatalan Magyarsága* (Franz Verseghy's unreine ungarische Sprache), Pesth, bey Trattner 1805. 8., welchen Hr. Verseghy keine Antwort schuldig blieb. Der Streit wurde von beyden Seiten unanständig gefuhrt, und selbst Allotrien und Personalitäten wurden eingemischt.

Die Grammatik des Hrn. *Márton*, worin er der unter seinen Landsleuten beliebten Farkasischen Methode gefolgt ist, ist für die Bedürfnisse der Deutschen, welche die ungarische Sprache erlernen wollen, zweckmässig verfasst. Fur kritische Deduction der Regeln aus dem Genius der morgenländischen Sprachen ist darin nicht gesorgt: diess gehört nicht zum Zweck des Verfs., und dafür haben schon Beregszaszi, Révai, Verseghy gesorgt. Die erste Abtheilung enthalt die eigentliche Grammatik der ungarischen Sprache in vierzehn Capiteln, worin besonders die Lehren von den Suffixen, von den verschiedenen Gattungen der ungarischen Zeitwörter, und von den Postpositionen fur Sprachschuler sehr deutlich aus einander gesetzt, und durch Paradigmen erläutert sind; die zweyte Abtheilung umfasst die Syntax, und handelt in zweckmässiger Kurze von der Wortordnung des ungarischen Artikels, der Nennwörter, Furwörter und Zeitworter. In der Grammatik hätte jene Eigenheit der ungarischen Sprache eine Auseinandersetzung verdient, dass in ächt ungarischen Wörtern immer entweder nur die tiefern und feinern Selbstlauter e, i, ö, ü, oder die höhern und gröbern a, o, u, nie beyde Arten gemischt vorkommen, z. B. kerülni, küldeni, édes, égetni, ábrázolás, adósság, bolondság, ártatlanság, was jedoch nicht von Zusammensetzungen und Flexionen, sondern blos von den Wurzelwörtern zu verstehen ist. Der mahlerische und energische Charakter der ungarischen Sprache, der mit Ausnahme der deutschen keiner europäischen Sprache in einem so hohen Grade zukommt, hätte für Ausländer eine Auseinandersetzung verdient. An der Orthographie des Verfs. muss Rec. tadeln, dass er immer ts und tz anstatt cs und cz schreibt, obgleich die Schreibart von cs und cz von Révai, Verseghy und andern ungarischen Philologen mit Recht vertheidigt wurde, und auch allgemeiner gebraucht wird. — Der Schluss der Sprachlehre von S. 245 an enthält eine Sammlung ungarischer Redensarten, Gespräche über Gegenstände des gemeinen Lebens und ein Verzeichniss ungarischer Taufnamen. Diese Sammlung ist ganz zweckmässig. Der Verf. hat diese Sprachlehre seinem Schüler in der ungarischen Sprache in Wien, dem polnischen Grafen Rzewuszky, der diese kraftvolle und doch zugleich wohlklingende und für ein mildes Klima geeignete Sprache liebgewonnen hat, zugeeignet.

Das ungarische Lesebuch des Hrn. von Marton enthält prosaische und poetische Aufsätze, die theils aus classischen ungarischen Schriftstellern entlehnt, zum Theil vom Hrn. von M. selbst verfasst (grösstentheils aus nicht angezeigten deutschen Schriften, z. B. Thieme's erster Nahrung für den gesunden Menschenverstand übersetzt) sind. Unter den prosaischen Aufsätzen sind viele Fabeln. Bis in die Mitte stehen unter den Abschnitten die Bedeutungen der vorzuglichsten Wörter angeführt. Von S. 103 — 141 folgt ein alphabetisches Wörterverzeichniss mit beygefügten deutschen Bedeutungen. Bekanntlich ist Hr. von Márton Verfasser eines grösseren sehr schätzbaren deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen Wörterbuchs.

Die sehr unrein und uncorrect lateinisch geschriebene Grammatik der ungarischen Sprache vom Hrn. Professor Gubernáth hätte füglich ungedruckt bleiben können, da sie nicht nur zur weitern Ausbildung der Muttersprache nicht das Geringste beyträgt, sondern wegen der vielen Irrthümer, die sie enthält, nicht einmal für Anfänger brauchbar ist. Wir führen blos folgendes an. Der *erste Theil* enthält die eigentliche Grammatik. Hier stösst man gleich anfangs auf die falsche Behauptung, dass die ungarischen Vocale ö und ü Diphthongen sind. In der Lehre von der Interpunction sagt der Verf. ganz pedantisch: bey einem Comma müsse der Leser so lange Zeit inne halten, als man braucht, um *eins* zu zählen, bey einem Semicolon so lange, als man *zwey* zählt, bey einem Colon so lange, als man *drey* zählt. Risum teneatis

amici! Bey welchem Dorfschulmeister mag diess wohl Hr. Gubernáth gelernt haben? Vom Zeichen des *Paragraphs* sagt er, es fordere im Lesen tonum demissum et pedetentim elevandum, und vom *asteriscus*, er fordere demissam et aliquantulum lentam vocem (!!). Der Verfasser nimmt zwey ungarische Declinationen an, da in der ungarischen Sprache eigentlich nur eine ist. Von den Nennwörtern, die sich in einen Vocal endigen, sagt er, dass sie diesen Vocal beym Decliniren accentuiren, und doch ist diess mit dem Vocal i nicht der Fall. Der Vf. nimmt nur vier Casus an, den Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusat., führt aber statt des Ablat. postpositiones ablativales und accusativales (!) ein. Die Capitel folgen in einer ganz willkührlichen bunten Ordnung auf einander, z. B. das 6te und 7te Cap. handelt von den Fürwörtern, das achte von der Bildung der Adjectiven, das neunte von der Comparation, das zehnte von den von Adjectiven abstammenden Nebenwörtern, das eilfte von der Formation der Substantiven u. s. w. Kleinigkeiten handelt der Verf. ausführlich ab, und definirt z. B. die Sylben, Buchstaben, Interpunctionen, dagegen sind die Begriffe des Nennworts, Zeitworts u. s. w. nicht erklärt, und allgemeine grammatikalische Grundsätze der Veränderungen mit den Buchstaben u. s. w. in der ungarischen Sprache sucht man hier vergeblich. — Der *zweyte Theil* soll eine praktische Anleitung zum ungarischen Styl enthalten, was in dem Titel sehr unpassend durch *ornata syntaxis* und *phraseologia* ausgedrückt ist. Der Verf. hat seine Anleitung in Fragen und Antworten gebracht, die oft ganz unschicklich sind, z. B. auf die Frage: *quid praestat Elegantia?* wird geantwortet: Elegantia puritatem per certa et exquisita loquendi genera, quae vulgo *phrases dicimus*, quasi ad splendorem convestit. S. 129—592 ist eine alphabetisch geordnete Phraseologie; dann folgt eine Sammlung von ungarischen Sprüchwörtern und ungarischen Briefaddressen (in des Vf. Husarenlatein Cortesia genannt). Der Druck ist voller Druckfehler. Das Werk wird sicher die Maculatur in Ungarn vermehren.

Möchten doch die ungarischen Sprachlehren Verseghy's und Márton's recht viel dazu beytragen, den sprachlustigen Deutschen die von den Ausländern bisher so verkannte ungarische Sprache bekannter zu machen, und in einem günstigen Lichte darzustellen, und möchten doch in Zukunft Grammatiken, wie die des Hrn. Gubernáth, ungedruckt bleiben!

ALTE GESCHICHTE.

Unstreitig kann die genauere Kenntniss der alten Geschichte mit Vortheil zur Erläuterung und Beurtheilung mancher neuern Ereignisse benutzt werden. Dieselben Leidenschaften und Begierden wirken immer auf dieselbe Art und mit demselben Erfolge, obgleich unter verschiedenen Modificationen; dieselben Charaktere zeigen sich öfters, in gleichen Gesinnungen und Handlungen, wieder, obschon nicht ohne verschiedene Nebenbestimmungen und Individualität; ja selbst gleiche Umstände und Bedingnisse der Handlungen treten oft, trotz der Verschiedenheit der Nationen, Staaten und Zeiten, ein, die denn natürlich auch ziemlich gleiche Folgen erzeugen müssen; ähnliche oder gleiche Mittel werden zur Erreichung derselben Zwecke angewandt, freylich immer mit der verschiedenen Manier und Kunst, welche Zeit- und Volksgeist, Sitten und Cultur fordern oder veranlassen. Die Erinnerung an das, was auf gleiche Weise geschehen ist, und was man nach seinem ganzen Verlauf, nach allen Veranlassungen und Wirkungen übersehen kann, wird daher dem, welcher noch nicht genug aufgeklärte Begebenheiten der neuern Zeit oder des Tages betrachten will, mannigfaltigen Nutzen gewähren; sie wird ihn bewahren vor einem gemeinen Anstaunen dessen, was der Unkundige für unermesslich gross, für sehr erhaben, für völlig neu hält; sie wird ihn antreiben, die den ersten Blick blendenden Handlungen mehr ins Auge zu fassen, und schärfer zu beobachten; sie wird ihn anleiten, die wahren Triebfedern aus der Hülle, die sie dem gemeinen Auge entzieht, zu entwickeln; sie wird ihn veranlassen, das wahrhaft Grosse, Edle, Sittliche und Gemeinnützige aus der Verborgenheit, in die es sich oft begeben hat, hervorzuziehen; sie wird ihn lehren, die Vergangenheit richtig zu würdigen, die Gegenwart streng zu beurtheilen, die Zukunft scharfsichtig zu ahnen; sie wird ihm endlich eine erwünschte Gelegenheit geben, ein mehrfach anwendbares Urtheil mit Kraft und Stärke, zum Besten der niedergedrückten Menschheit allgemein auszusprechen, wenn es gefahrvoll ist, anders der Wahrheit zu huldigen, und verrätherisch an der Menschheit, ganz zu schweigen. — Freylich muss aber der, welcher mit dieser Hinsicht an das Alte erinnern will, um das Neue zu beleuchten, eine tiefe Geschichtskenntniss besitzen, er muss gewandt seyn, um die wahren Aehnlichkeiten, die nicht überall in gleich starken Zügen angedeutet sind, vollständig aufzufassen, einsichtsvoll, um die rechte Auswahl zu treffen, geistreich, um sie treffend anzuwenden, gefühlvoll, um, was die Menschheit angeht, wahrhaft zu empfinden, eifrig für das Rechte und Gute, um alles auf den edelsten Zweck, Menschenbildung und Menschenwohl, zu leiten, fein gebildet, um sich und andere vor jeder gemeinen Ansicht und Darstellung zu verwahren; endlich wird er nicht vergessen, dass die Welt keine Maschine ist, deren Räderwerk immer nur auf gleiche Weise und mit gleichem Erfolge fortläuft, und nur etwa bisweilen in Oel gesetzt zu werden braucht, dass dem Weltlauf keine Witterungsperioden gesetzt werden können, dass keine Schicksalsnothwendigkeit ihn bestimmt, sondern ein höchster Geist zwar nach ewigen, aber unendlich grossen und vielfach anwendbaren Gesetzen, leitet, um nicht überall aus dem, was sonst geschah, kek zu folgern, was nun nothwendig geschehen müsse. Zwey Schrif-

Digitized by Google

ten, welche aber beyde die historische Parallelisirung nur auf dem Titel andeuten, nicht ausführen, veranlassten diese Gedanken.

Geschichte der ersten kaiserlichen Familie im Römischen Staate. Zur Vergleichung der Vorfälle unserer Zeit. 1805. 150 S. 8. (16 gr.)

Der Verf. schickt in einer Einleitung einige hieher gehörige Betrachtungen voraus. Es ist ein schweres Wort, welches er folgendermaassen ausspricht: Europa hat von Barbaren nichts mehr zu fürchten, aber desto mehr vom Despotismus, der in furchtsamer Engherzigkeit jedes freye Wort fürchtet, jeden kühnen Ausdruck bestraft, den Unternehmungsgeist beschränkt und die Geisteskraft der Nation lähmt, indem er sie zu einförmiger Ordnung und mechanischer Thätigkeit gewöhnt; desto mehr von den Folgen der Verachtung und Verspottung der natürlichen Gesetze der Lebensordnung, wodurch die europäische Menschheit von Generation zu Generation immer mehr geschwächt, entnervt und brutalisirt zu werden droht, bis sie ein eben so widriges Bild gehaltloser, verkrüppelter Form darstellt, als die Eichbäume, welche man in China in Blumentöpfen zieht. Dahin war es einst mit dem vormals so entschlossenen und kraftvollen Einwohnern von Rom gekommen; es war ein furchtsames, verächtliches, keiner entschlossenen Handlung mehr fähiges Gesindel, als es den Barbaren die Thore öffnete." Manche in dieser Einleitung aufgestellte Behauptungen dürften aber doch nicht unbedingt unterschrieben werden, wie wenn gleich zu Anfang behauptet wird, dass das öffentliche und häusliche Leben der Selbstherrscher und ihrer Familien der *sicherste* Maasstab für die Stufe der Aufklärung und für die Sitten *des Volks* sey, und das *treueste* Gemälde von den in jedem Zeitalter *herrschenden* Lastern und Neigungen gebe. Denn der Verf. setzt nachher selbst hinzu: vergebens stemmen sich vom Throne herab einzelne grosse verehrungswürdige Charaktere dem allgemeinen Sittenverfalle entgegen; also indem solche Charaktere den Thron ehren (wie ein Marc Aurel), ist ja doch ihr Leben kein Maasstab für die Sittlichkeit des Volks in ihrer Zeit. Verstehen wir den Verf., in dessen Behauptung allerdings viel Wahres liegt, recht, so will er sagen, aus der herrschenden Lebens- und Handlungsweise einer fortgehenden Reihe von Regenten (wenn sie auch etwa einmal unterbrochen wird) lasse sich ein ziemlich sicherer Schluss auf den politischen und moralischen Zustand des Volks und die herrschende Denkungsart machen. Wenn in einer andern Stelle gesagt wird, die Geschichte der ersten römischen Kaiser falle in die Zeiten hoher Cultur, so gestehen wir diess gern zu, wenn von Cultur der Geisteskräfte, nicht der sittlichen Anlagen, und von Cultur gewisser Wissenschaften und Künste die Rede ist, aber dem folgenden können wir nicht beypflichten: „sie zeigt *jede Tugend* und jedes Laster in ihrer Vollendung." Wo sah man damals noch eine hohe, *vollendete Tugend?* etwa bey einigen Stoikern? — Auf die Einleitung lässt der Verf. ein Gemälde von Rom seit der Zerstörung Karthago's folgen. Er hebt mit einem Umriss des Gangs der Cultur der Völker an, der sich mit der Bemerkung schliesst, dass jede Verirrung von physischen und moralischen Gesetzen sich unabänderlich durch sich selbst bestraft. Das Gemälde Roms selbst fasst die wichtigsten Züge sehr gut auf, obgleich nicht alle, und zeigt vornemlich die Unternehmung der Gracchen von allen Seiten. Es ist eine sehr treffende Bemerkung, die nur gelegentlich eingestreuet ist: die gährende Masse, für welche die bestehende Form nicht mehr taugt, sucht überall einen Ausweg, und bricht irgendwo gewiss durch, wenn die Form nicht nachgibt. Erst S. 52 fängt die Geschichte der Imperatoren an. Der erste Abschnitt stellt den Cäsar auf, in dessen frühere Geschichte auch die Schilderung des stolzen (und eitlen) Pompejus eingeschlossen ist. In der Vergleichung beyder kömmt auch folgende Stelle vor: „Beyde von ungeheuerer Thätigkeit, aber Pompejus nur in dem entscheidenden Augenblicke, Cäsar immer mit dem Ringen nach Vollkommenheit in allem, was er trieb, bis zur gänzlichen Ermattung des Körpers, welche, wie bey Peter dem Grossen, mit fürchterlichem Kopfweh und Jammerzufällen endigte. Bis zu solcher Unmenschlichkeit konnte Cäsars Ehrgeiz gegen sich selbst wüthen; welche Gesetze konnten ihm gegen andere heilig seyn?" Licht- und kraftvoll ist die rapide Uebersicht der Thaten und Absichten Cäsars. Sie befriedigt auch den Kenner durch ihre ganze Manier. Trefflich weiss der Verfasser auch die kleinen Umstände auszuheben, um seinen Gemälden mehr Farbe, mehr Reiz zu geben. Die Quellen führt er nirgends an, es gehörte diess nicht zu seinem Zwecke; auch war es für denselben nicht nöthig, jeden einzelnen Umstand genauer nach der Zuverlässigkeit der Quellen zu prüfen; es war hinreichend, wenn er nicht unverbürgt, und für das Gemälde brauchbar war. Dass er die Quellen bisweilen gebraucht hat, lehren die angeführten Einzelheiten. Nur der *erste* März wird irrig (S. 68) als Cäsars Todestag angegeben, es war ja der *funfzehnte* (Idus Mart.). Der zweyte Abschnitt hat es mit Octavian und den folgenden Imperatoren zu thun. Auch hier sind manche Begebenheiten treffend mit einem Worte bezeichnet. So heisst die Verbindung des Antonius mit Lepidus „ein Theaterstreich, wodurch sich so vieles in der röm. Gesch. entscheidet." Aber auch hier fordern manche Angaben einige Berichtigung, wie wenn es von Antonius heisst: er vergass (bey Actium) Flotte und Heer, eilte der Kleopatra nach, und liebelte mit ihr fort, bis er keinen Ausweg als Selbstmord vor sich sah. Da Kleopatra ihn gar nicht sehen wollte, sich selbst in ihr Mausoleum einsperrte, so konnte er wohl nicht immer mit ihr fortliebeln. Weit richtiger ist die folgende Ansicht von Octavian: „In beständiger Furcht vor Meuchelmord und deshalb grösstentheils im Panzerhemde, tief gebeugt durch Familienunglück, genoss nun unter dem Zwange ewiger Verstellung und dem Drucke ungeheurer Arbeit, Octavian das

Digitized by Google

theuer erkaufte Vergnügen der Herr über Leben und Vermögen von vielleicht 100 Millionen Menschen zu seyn, der Herr der Welt zu heissen, und dennoch konnte er sich aus den asiatischen und afrikanischen Provinzen, aus Spanien, Gallien, Italien, Sicilien, und Griechenland nicht die Bequemlichkeiten und die Hulfsmittel des feinern sinnlichen Genusses verschaffen und mit aller Kunst nicht die innere Stärke seiner Regierung geben, welche die Beherrscher der ersten europäischen Staaten jetzt geniessen." Wir halten es für einen Fehler der Nachlässigkeit, wenn es S. 85 heisst: Octavian liess sich das *Consulat* auf zehn (Jahre) und das Tribunat auf lebenslang geben. Das *imperium* wurde ihm auf zehn Jahr ertheilt (und nachher bald auf zehn bald auf fünf Jahre verlängert) und die tribunitia potestas erhielt er für immer. Auch wurde Tiberius nicht, wie es S. 88 heisst, an der Julia Tochter, sondern an Julia selbst, als ihr dritter Gatte, vermählt. Es sind uns noch mehrere solche Nachlässigkeiten aufgefallen. So sollte es S. 100. Z. 19. nicht heissen, Armeen, sondern Garden, oder Prätorianern. Caligula ging nicht wirklich nach Britannien, wie S. 116 steht, sondern nur ans Ufer Galliens, und da befahl er Muscheln aufzulesen. S. 126 soll statt *Germanicus* Z. 15. Britannicus stehen. Aber dem Seneca thut der Verf. S. 129, 135 Unrecht, noch mehr den Christen, die keinesweges, wie S. 144 behauptet ist, eine *geheime Gesellschaft* bildeten. Uebrigens werden bisweilen Imperatoren entschuldigt, wie Tiberius S. 104 f., Nero S. 131, in Ansehung dessen der Zweifel wieder erreget wird, ob alles das Böse, was man ihm beylegt, gegründet sey. Das Vorzüglichste ist die Zusammenfassung und lebhafte Darstellung der einzelnen Züge des Gemäldes. Der Verfasser hat sich übrigens nur an die alten Begebenheiten gehalten.

Flavius Stilicho, ein Wallenstein der Vorzeit. Ein Beytrag zum letzten Theil der römischen Geschichte. Von *Christian Ferdinand Schulze*, Prof. am Gymn. zu Gotha. Altenburg, Rinckische Buchhandlung. 1805. VIII. u. 159 S. 8. (18 gr.)

Nur in der Einleitung stellt der Hr. Vf. die beyden Männer, die der Titel nennt, in eine Parallele. „Wäre es, sagt er, meine Absicht, eine Vergleichung zwischen beyden Helden zu liefern, so würde ich die Biographie des Wallenstein neben die des Stilicho stellen, und die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen beyden mit Beyspielen anschaulich machten. Allein überzeugt, dass solche Parallelen der historischen Wahrheit öfters mehr Eintrag thun, als wahren Gewinn verschaffen, habe ich blos die Absicht, das Leben Stilicho's nach den besten Quellen und Hülfsmitteln zu erzählen, um dadurch meine Leser an einen grossen Mann der Vorzeit zu erinnern u. s. f. Und in der That war Stilicho kaum ein Wallenstein der Vorzeit zu nennen, denn bey einigen Aehnlichkeiten fanden sich ungleich mehrere individuelle und temporelle Unähnlichkeiten." Der Verf., schon durch mehrere Beyträge zur alten Geschichte vortheilhaft bekannt, hat ausser den Quellen, die er immer sorgfältig, anführt wenn sie verschiedene Berichte enthalten, mit einander vergleicht, in Ansehung einzelner Angaben erläutert, auch Gibbon's Werk benutzt, und sich nicht blos an die Schilderung des Lebens des Stilicho gehalten, sondern auch die Zeitbegebenheiten, die mit jenen innig verschlungen sind, erzählt. Das Ganze zerfällt in sechs Capitel. Im ersten wird Stilicho's Herkunft und Charakter und seine Geschichte unter dem Kaiser Theodosius dargestellt. Seine Herkunft und frühere Jugend ist in Dunkelheit gehüllt. Aus Zos. V, 34. Claud. de laud. Stilich. I, 61. (verglichen mit den damaligen römischen Gesetzen, nach welchen sich das Ende der Minderjährigkeit mit dem 25sten Jahre endigte, schliesst Hr. S., dass er um 359 unter des Constantius Regierung geboren worden sey. Allein es ist nicht wahrscheinlich, dass er im 26sten Jahr des Alters sey General geworden, und seine Geburt dürfte wohl früher angesetzt werden müssen. Dass er von Geburt ein Vandale war, ist dem Oros. VII, 38. zu glauben, dass er im oströmischen Reiche, vielleicht an den Ufern der Donau geboren worden, wird aus Claud. de laud. Ser. 81. gefolgert (wenn *alius axis* dort den Osten bedeutet). Sein Vater war General in Diensten des Valens. Seine Talente konnten hier mit Recht geschildert werden, aber die Schilderung seines Charakters würde am Schluss der Lebensgeschichte einen schicklichen Platz gefunden haben. Der Vert. schaltet hier einen Abriss der römischen Geschichte von Constantin bis Honorius ein. Es war wohl hinreichend ein Gemälde des römischen Reichs von Valentinian und Valens an zu entwerfen. Wir möchten die Schilderung des Theodosius, die wir als Probe des Vortrags vom Vf. hersetzen, doch nicht ganz unterschreiben: „der letzte unter allen römischen Kaisern, der das *ganze* römische Reich beherrschte, *selbst* an der Spitze seiner Truppen erschien, und mit *starker* (hier wurde Rec. freylich wohl gesetzt haben: oft schwankender) Hand die Zügel dieses zerrütteten Staats hielt. Ob es gleich wahr ist, dass er von christlichen Schriftstellern, die ihm vieles zu verdanken hatten, zu freygebig gelobt wird, dass er mit blindem Eifer die Arianer u. Heiden verfolgte, dass seine ungestüme Hitze ihm oft zu blutigen Auftritten hinriss, und dass er in den Augenblicken der Ruhe sich einer üppigen Trägheit überliess: so lässt sich doch nicht leugnen, dass er ein Regent von Kraft (in so weit nemlich diese nicht vom Klerus gelähmt wurde), ausnehmender Klugheit (wie lässt diese sich mit unbesonnener Hitze vereinigen?) und Kriegserfahrung war, der durch die (verhältnissmässige) Festigkeit seiner Regierung das Ansehen des römischen Reichs noch eine Zeit lang aufrecht erhielt." Wenn er wirklich ein so grosser Regent war, wie konnte er nicht den innern Zustand des Reichs verbessern, von dem gleich darauf folgendes Gemälde entworfen wird: „Im Innern des römischen Reichs herrschten

alle Laster, die einen Staat stürzen müssen. Der Hof erlag der unsinnigsten Verschwendung und den niedrigsten Cabalen, die Vornehmen suchten durch das Scheingepränge leerer Titel den Mangel an innerm Werthe zu verbergen; die Truppen entsagten der schweren Waffenrüstung ihrer Vorfahren und ihre Kraftlosigkeit machte die Aufnahme der Barbaren in römische Kriegsdienste nöthig; das Volk wurde durch religiösen und politischen Despotismus niedergebeugt und im erschlaffenden Müssiggang erhalten; die Provinzen durch harte Auflagen gedrückt, ihr Wohlstand zerrüttet, ihre Sitten verdorben. Das Christenthum wirkte mehr zur Bildung auswärtiger Völker als zur Veredelung der ausgearteten Römer. — In Wissenschaften und Künsten, im Leben und Wirken, kurz wo man nur die damaligen Römer betrachtet, sieht man eine Verderbniss des Geschmacks, eine Schwäche und Kraftlosigkeit, die den baldigen Untergang ihrer Reichs mit Gewissheit vermuthen lässt." Wie wohl thut es nun, fährt der Verf. sodann fort, mitten in diesen traurigen Zeiten einen Mann, wie Stilicho auftreten zu sehen, der, ohne von Geburt ein Römer zu seyn, durch einen heldenmüthigen Geist, Klugheit und Thätigkeit das Bild eines alten Römers erneuerte und eine Stütze des wankenden Staates wurde!" und diese Worte lehren zugleich, in welchem Lichte der Verf. den Stilicho selbst erblickt und darstellt. Schon 384 wurde er als Gesandter an den persischen Hof geschickt, und er muss alles nach dem Wunsche des Kaisers ausgerichtet haben, denn nach der Rückkehr gab dieser ihm seine Nichte zur Gemahlin. Er zog bald darauf gegen Barbaren in Thracien (wahrscheinlich Gothen) durch deren vom Rufin erkaufte Verrätherey (durch einen Druckfehler lieset man Vorrath) Promotus, Stilicho's Freund, gefallen war; Stilicho rächte diesen Tod; schon itzt suchte Rufin ihn zu stürzen. Die Siege über Arbogastes verschafften ihm die Würde eines Generalissimus im Orient, aber er nahm von dieser Zeit an, im Orient nicht wieder seinen Aufenthalt. Er wurde nach des Theodosius Tode Reichsverweser im Abendlande, und suchte vergeblich eine gleiche Würde in den Morgenländern zu erhalten. Diess macht den Inhalt des zweyten Capitels aus. Hr. S. hält es nur für möglich, nicht aber (ungeachtet Claudians Zeugniss durch Zosimus unterstützt wird) für gewiss, dass der sterbende Theodos den Stilicho zum Vormund beyder Prinzen ernannt habe. Er hielt übrigens nach des Kaisers Tode nicht nur in der Armee Ruhe und Ordnung, sondern befestigte auch die Grenzen des Abendlands und erneuerte die Bündnisse mit den deutschen Völkern. Die Schilderung des Rufins hat freylich nur den Claudian zum Gewährsmann, einen Dichter und Anhänger des Stilicho. Wir geben dem Hrn. Vf. Recht, dass Cl., wo es auf *öffentliche, bekannte* Thatsachen, und vornemlich auf die Zeitfolge ankömmt, den Vorzug vor dem später lebenden Zosimus verdient. Gegen die Beschuldigung des Stilicho beym Orosius und Rutilius, die beyde ihm abgeneigt scheinen, er habe selbst 396 den Alarich zur Züchtigung Griechenlands berufen, nimmt der Vf. ihn mit Recht in Schutz und mit eben so vielem Recht verwirft er die Vorspiegelung des „schmeichelnden" Dichters, Stilicho habe sich auf des griechischen Kaisers Befehl zum zweytenmal (wie 395) zurückgezogen, und zieht des Zosimus Darstellung vor. Aber sein Stilicho erscheint dabey nicht vortheilhaft, „als ein durch die Fülle des Glücks unbesonnener, die Feinde verachtender, und den Genüssen der Sinnlichkeit nachhängender Feldherr." So geräth man in Widersprüche, wenn man zu zeitig ein ganzes Bild eines Mannes aufstellt. Die Hofintriguen hätten, so weit sie in den Quellen offen da liegen, noch etwas genauer entwickelt werden sollen. Das dritte Capitel beschäftigt sich mit dem gildonischen Krieg. Stilicho's eigennützige Politik verstattete ihm nicht, für die Ausbildung des Honorius zu sorgen (wenn anders dieser gute natürliche Anlagen hatte). „Nur beschäftigt mit der Fütterung des Federviehs wuchs Honorius roh und unwissend auf und verträumte in steter Abhängigkeit von denen, die sich seines Vertrauens bemächtigt hatten, sein ruhmloses Leben." Stilicho strebte auch nach der Gunst des mailändischen Bischofs, Ambrosius, und gewann das Zutrauen der Geistlichkeit und durch diese des Volks, so wie er schon das Zutrauen der Armee hatte. Es wird, wie Rec. glaubt, richtig erinnert, dass Gildo nur vorgegeben, er wolle Afrika unter die Herrschaft des orientalischen Reichs bringen, und dass er vielmehr seine Herrschaft dort habe gründen wollen. Der Verlust wäre für das abendländische Reich unersetzlich gewesen. Es war sehr schlau gehandelt, dass Stilicho das Urtheil über Gildo's Abfall dem römischen Senat überliess. Die Nachrichten der Kirchenscribenten von Mascezels Sieg über seinen Bruder Gildo sind nicht übergangen, aber nach Verdienst gewürdigt. Den Ruhm, den Stilicho dabey sich erwarb, und den eine noch erhaltene Denksäule mit einer geschmacklosen Inschrift der Nachwelt verkündet, befleckte er bald darauf durch eine Handlung der niedrigsten Eifersucht, die Ermordung Mascezels (inzwischen würde Rec. diese Nachricht doch mehr problematisch aufgestellt haben, Zosimus scheint einem Gerücht gefolgt zu seyn, das doch nicht allgemein war.) Im vierten Capitel wird die Geschichte der Regentschaft des Stilicho bis zur Vertreibung der Westgothen und zu dem feyerlichen Triumph des Hon. und Stilicho 403 fortgesetzt. Während der Orient durch die Empörung des Gainas und Tribigild erschüttert wurde, genoss der Occident einer sichern Ruhe, die selbst das gewaltthätige Bestreben der christlichen Bischöfe, das Heidenthum auszurotten, nicht störte. Die Sibyllinischen Bücher scheinen nicht schon 399, sondern 402 noch vorhanden gewesen zu seyn. 400 gelangte Stilicho zum ersten Consulat. Die Meinung, dass Alarich bereits 400 in Italien vorgedrungen sey, bestreitet Hr. S. nicht nur mit den von du Buat bereits gebrauchten Gründen, sondern fügt auch noch einige neue bey. Alarich wurde auf seinem 400 angetretenen Zuge durch Schwierigkeiten und Unterhandlun-

Digitized by Google

gen so aufgehalten, dass er erst im Herbst 402 in Italien ankam. Das Abrufen römischen Truppen aus den Provinzen, die nun grösstentheils der zweifelhaften Treue ihrer Einwohner überlassen wurden, entschuldigt der Drang der Umstände. Dass der Westgothen König von dem in Asti belagerten Honorius einen Vertrag erzwungen habe, findet Hr. S. nicht unwahrscheinlich. Aber Stilicho hatte daran keinen Theil, schlug den Alarich bey Pollentia, brach den bald darauf mit ihm geschlossenen Vergleich, siegte noch vollkommner bey Verona, Siege die wie ihre glänzende Feyer hier sehr vollständig beschrieben werden. Die Freude darüber wurde bald durch die Vorwürfe unterbrochen, die man dem Stilicho darüber machte, dass er den Alarich habe entkommen lassen. Damit fängt das fünfte Capitel an. Die Unterhandlungen des Stilicho mit Alarich sind freylich in Dunkel gehüllt. So viel ergibt sich, er wollte durch die Verbindung mit ihm sich den Zugang zu dem oströmischen Reiche erleichtern. Allein andere Vorfälle vereitelten die Plane, die der Ehrgeiz oder die Rachsucht des Stilicho entworfen hatte. Dahin gehört der Einfall des Rhadagais, über welchen auch Hr. Prof. S. nur Muthmassungen, die sich auf die Combination mehrerer Stellen gründen, mittheilen kann. Nach ihm gehörte er zu den Stämmen der Gothen, die jenseits der Donau wohnten; deswegen wird er bald ein Scythe, bald ein Gothe genannt. Seine Verbindung mit Alarich ist ungewiss. Neue Revolutionen im östlichen Asien scheinen eine neue Wanderung bewirkt zu haben. Die ganze Macht, die Rhad. gesammelt hatte (200000 Mann wenigstens) brach wohl nicht in Italien ein, sondern nach Hrn. S. etwa der dritte Theil. Sein Erscheinen weckte die Hofnungen und die Kühnheit der heidnischen Bewohner des Reichs. Gegen des Augustinus Erzählung zeigt Hr. S., dass Stilicho nicht im offnen Kampfe die Barbaren besiegt, sondern durch Einschliessung aufgerieben habe. An dem darauf folgenden Einfall der Barbaren in Gallien und Spanien war Stilicho unschuldig, ausser in so fern er Rom und Italien auf Kosten der westlichen Provinzen gerettet hatte. Denn zwey Drittheile der Barbaren hatten Italien gar nicht berührt. Auch Britannien fiel vom Honorius ab. Ein grosser Theil der dasigen Ereignisse gehört nicht in die Lebensgeschichte des Stilicho, aber der Verf. hielt es für nöthig, sie genauer aus einander zu setzen, da er zugleich die damaligen Schicksale des römischen Reichs darstellen wollte. Das letzte Capitel begreift den Ueberrest der Geschichte des Stilicho, dem die Ränke des Olympius, welchen er die Leitung des Hon. überlassen hatte, Gefahr und Untergang brachten. Der sonst so schlaue Minister achtete der Gefahr nicht, die für seine persönliche Sicherheit aus der öftern Entfernung vom Hon. entstand. Die itzt von Stilicho selbst dem Senat vorgelegten Unterhandlungen mit Alarich (der Geld für sein Warten forderte) gaben seinen Feinden neue Waffen in die Hande. Hr. S. glaubt, dass Serena selbst Antheil an dem Bunde gegen ihren Gemahl, Stilicho, genommen habe, so wie sie ihm öfters entgegen gewesen war. Die letzten Schicksale des Stilicho erzählt Hr. S. mit pünktlicher Genauigkeit; mit ihm fielen auch seine Verwandte, Freunde und Clienten. Gegen die Beschuldigung des Hochverraths wird er gerechtfertigt. „Wahr ist es, schliesst der Verf., dass er oft die krummen Wege der Intrigue einschlug und durch ungestümen Ehrgeiz und unversöhnliche Rachsucht zu Thaten verleitet wurde, die durch keine Entschuldigung gerechtfertigt werden können; aber so wenig er um dieser Thaten willen getödtet wurde, so wenig kann dadurch auch das Verfahren des Hofes gegen ihn gerechtfertigt werden, vielmehr wird seine Hinrichtung ein ewiger Vorwurf für den boshaften Olympius und den undankbaren Honorius bleiben."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ueber das Uebel auf Erden. Ein Wort der Beruhigung etc. Frankf. a. M., b. Varrentrapp. 1806. 8. XII. u. 128 S. (12 gr.)

Der Gegenstand dieser Schrift erfordert, dass entweder nur der Tiefsinn ihn mit wenigen, aber sichern Worten berühre, oder das Gemüth in Momenten der Erhebung von ihm aussage. Was die vorliegenden Blätter betrifft; so kann es wenigstens kein Lob verdienen, dass der Vf. mit einer ihm selbst nicht unbewussten Selbstgefälligkeit und in einem dem ernsten Zwecke nicht angemessenen Geiste sich über die Kindesbegriffe früher Zeiten von der Entstehung des Uebels in der Welt, und vorzüglich über die Mosaische Geschichte vom Sündenfall, ganz unverhältnissmässig ausbreitet, und seinen Belehrung suchenden Leser fast neckend hinhalt (S. 1—102), ehe er (S. 103—128) auf Ansichten kommt, die mit einer vernunftgemässen Beantwortung der Frage zusammenhangen. Ob wir nun gleich auch in diesem geringen Rest der Schrift das zur Sache Gehörige nicht gerade mit Bundigkeit und sicherer Haltung ausgesprochen finden; und der Vf. insbesondere den Glauben an ein künftiges Daseyn, das gerade *aus* dem Uebel in dieser Welt und aus der darin liegenden *Verweisung des sittlichen Menschen auf eine noch bevorstehende Ausgleichung des Gluckes mit der Wurdigkeit* seine grösste Stütze nimmt, als auf anderen und festeren Gründen beruhend, nur wie zur Tröstung und gleichsam von aussen herbeyruft; so ist doch auf diesen letzten Blättern *der angemessene Ton* so wohl gehalten, dass sie allerdings zur Erhebung des Lesers auf denjenigen Standpunct dienen können, von welchem er selbst die vorliegende Frage zu übersehen sich gekräftigt findet. Und diese letzten Blätter mögen denn auch rechtfertigen, dass eine Erörterung, die, nach der Vorrede, einem ganz speciellen Zwecke der Privatmittheilung gewidmet war, einem grösseren, nicht an eigenes Forschen gewöhnten Publicum bestimmt und mitgetheilt wurde.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

160. *Stück, den* 23. *December* 1807.

Akademische Schul- und andere kleine Schriften.

Bibelerklärung.

Von Hrn. Dr. *Carl Christian Flatt*, dem jüng. sind in Tübingen in diesem und am Schlusse des vorigen Jahres zwey exegetische Abhandlungen herausgegeben worden, die wir nicht unangezeigt lassen können. Die erste ist zur Ankündigung der Feyer des Weihnachtsfestes vor. J. bestimmt, und beschäftiget sich mit ebendemselben Gegenstande, den bald nachher Hr. Dr. Dahl in Rostock in einer schätzbaren Schrift noch ausführlicher behandelte, der Echtheit des zweyten Briefes Petri nemlich, und führt daher folgende Aufschrift: *Genuina secundae Petri epistolae origo denuo defenditur.* 23 S. 4. Sie zerfällt in zwey Theile, einen dogmatischen und polemischen. In dem ersten sucht der gelehrte Hr. Verf. die Echtheit dieses Briefes aus der Uebereinstimmung mehrerer darin vorkommender Gedanken und Ausdrücke mit denen des ersten zu erweisen, wodurch jedoch keine sehr starke Ueberzeugung bewirkt werden dürfte, und wobey sich Rec. wunderte, gar nichts von der von den Gegnern des Briefes vielmehr behaupteten Verschiedenheit der Schreibart beyder Briefe erwähnt zu finden. In dem zweyten Theile aber bemühet er sich zuerst die in dem Briefe vermeintlich vorkommenden Spuren der Unechtheit zu beseitigen, und kommt dabey auch auf die Uebereinstimmung desselben mit dem Briefe Judä, die er keinesweges aus der Benutzung einer gemeinschaftlichen Quelle, sondern vielmehr ungleich richtiger aus dem Gebrauche dieses Briefes von Seiten des Judas, den er für einen Apostel zu halten kein Bedenken findet, bey Verfertigung des seinigen abzuleiten geneigt ist, und sucht dieselbe selbst zum Erweise der Echtheit dieses Briefes zu benutzen. Sodann aber handelt er auch noch mit wenigem von den aus äussern Zeugnissen wider die Echtheit des Briefes entlehnten Zweifeln, und bemühet sich das Gewicht dieser Zeugnisse zu schwächen, welches jedoch noch etwas ausführlicher hätte geschehen können.

Die zweyte Abhandlung ist eine Streitschrift, die im September dieses Jahres von mehrern Candidaten des theologischen Examinis vertheidiget worden, und folgendermassen überschrieben ist: *Symbolarum ad illustranda graviora quaedam Jesu dicta in Evangelio Joannes Pars I.* 33 S. 4. Sie hat es namentlich mit zwey Gattungen von Stellen dieses Briefes zu thun, 1) mit denen, die sich auf den Tod Jesu beziehen, 11, 19—22. (wo Not. 14. auch die beyden Stellen Matth. XII, 39 und XVII, 9. berührt werden,) III, 14 f. VI, 51-56. 2) denen, in welchen die Worte: κρινειν, κρισις und κριμα in verschiedenem Sinne vorkommen, V, 20-29. III, 17-19. XII, 47 f. IX, 39. XII, 31. XVI, 11. V, 30. VIII, 15. Die Erläuterung dieser Stellen zwecket fast durchgängig darauf ab, die gewöhnliche Erklärung derselben gegen die neuerlich versuchten anderweitigen Deutungen derselben zu retten und zu vertheidigen, wobey es jedoch dem Hrn. Verf. nicht durchgängig gelungen seyn dürfte, einen unpartheyischen und für keine Erklärung eingenommenen Leser überall von der Richtigkeit der seinigen zu überzeugen. So dürfte z. B. schwerlich zu erweisen seyn, dass die Juden auf den Sinn der Worte Jesu Cap. II, 19. λυσατε τον ναον τουτον, κ. λ. den ihnen der Hr. Verf. S. 5. der Erklärung des Johannes zufolge beygeleget, unter den damaligen Umständen hätten fallen können, und daher ist es auch gewiss nicht wahrscheinlich, dass ihn Jesus dabey beabsichtiget habe. Eben so dürfte auch in Ansehung der zweyten Stelle Cap. III, 14 f. zwar wohl die Paulus'sche Erklärung derselben, die der Hr. Verf. zu widerlegen suchet, keinesweges zu billigen seyn; allein ob nicht das ὑψωθηναι gleichwohl mehr von der Erhebung zur Messianischen Würde, (Phil. 2, 9.) als von der Erhebung ans Kreuz, von welcher ohnedem das Aufrichten jener Schlange nicht wohl ein Bild seyn konnte, zu verstehen sey, verdiente gewiss noch eine nähere Untersuchung. Mit mehrerm Glück hat der Hr. Verf. die Paulus'sche und noch einiger andern neueren Ausleger Erklärung der Stelle Cap. VI, 51-56 bestritten, da hier die Erwähnung des bevorstehenden Todes Jesu allerdings unverkennbar ist. Dagegen aber dürfte die S. 23 von ihm aufgestellte Erklärung des V. 63. wohl noch manchem Zweifel unterworfen seyn. Eben so hat er sich auch in der zweyten Abtheilung bey Erklärung der Stelle Cap. V. 20-29. den Beyfall seiner Leser gewiss dadurch nicht wenig erschweret, dass er V. 24-27. von einer moralischen Auferweckung geistlich Todter, V. 27-29. aber von der künftigen Wiederauferweckung der wirklich Todten erkläret, da offenbar nicht die geringste Spur vorhanden

Digitized by Google

ist, aus welcher sich ergäbe, dass hier von einer gedoppelten Auferstehung die Rede sey. Wenigstens glaubt Rec. mit vieler Gewissheit annehmen zu können, dass, wenn nur nicht im V. 25. die Worte: καὶ νῦν ἐστι vorkämen, der Hr. Verf. schwerlich daran gedacht haben würde, die Erwähnung einer gedoppelten Auferweckung und Bestrafung in dieser Stelle zu finden. Eben so wenig wird es auch gebilliget werden können, dass er im V. 30 das Wort κρίσιν S. 30 anders zu erklären geneigt ist, als er es in der unmittelbar vorhergehenden Stelle erklärt hat, da sich dieser V. offenbar noch auf das Vorhergehende bezieht, und daher dieses Wort nothwendig überall in einem und ebendemselben Sinne genommen werden muss. Eben so liesse sich auch gegen die Erklärung der Stelle Cap. VIII, 15. S. 31 ff. mehreres erinnern, wenn es der Raum gestattete.

Schulschriften. 1. *Romanorum Scriptorum* (,) *specialiter Livii assiduam lectionem* commendat *Joannes Samuel Fuchs*. Leutschoviae: (,) typis Josephi Mayer, C. R. Priv. Typ. 1807. 28 S. in 8.

2. *Praelectio de Fictione Poëtica*, quam coram Spectabili, Perillustri, ac Clarissimo Domino Joanne Bárdosy, Regii Leutschoviensis Gymnasii Directore, ac JJ. CC. Beregh. et Scepus. T. J. Assessore, aliisque auditoribus dignissimis, occasione secundo-semestralis publici tentaminis, in regio Leutschoviensi Gymnasio, mensis Augusti 24 ex praelectionibus *Michaëlis Povolni*, Secundae Humanitatis Professoris, specie dramaticae declamationis produxere Secundae Humanitatis Auditores; (,) qui, per novum systema studiorum substituta arti oratoriae poëtica, ARDEBANT SACRAE SVA CORDA DICERE POSSE. Leutschoviae, typis Josephi Caroli Mayer (,) Caes. Reg. Priv. Typographi. 30 S. in gr. 8.

Zwey vortreffliche Schulschriften von einem evangelischen und katholischen Professor, die beyde die Zierden des evangelischen und katholischen Gymnasiums zu Leutschau in Ungarn sind. Die erste Abhandlung las Herr *Fuchs*, Professor der Philosophie und der Eloquenz am evangelischen Gymn. zu Leutschau, bey dem feyerlichen Schulexamen im Julius 1807, die vom kathol. Prof. Hrn. *Povoli* verfasste Praelectio de fictione poëtica wurde bey der Schulprüfung seiner Classe am 24. August 1807 von den besten seiner Schüler in der Form eines Gespräches declamirt. Beyde Schriften verdienten durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Mochten sie doch viele Professoren an andern Gymnasien Ungarns ermuntern, ähnliche Schulschriften drucken zu lassen!

Hr. Fuchs klagt im Eingang seiner Commentation, dass die Classiker in unsern Tagen von der Jugend zu wenig gelesen werden, er erinnert dann, er wolle in seiner Abhandlung blos von den lateinischen Classikern sprechen, und führt dann die Bewegungsgründe sie fleissig zu lesen an. Dahin rechnet er mit vorzüglicher Rücksicht auf Ungarn zuvörderst den Nutzen und die Nothwendigkeit der lateinischen Sprache in Ungarn „Eruditum forte te nominaveris (sagt er S. 6), quin accurata huius linguae cognitione imbutus fueris? aut nobilem Hungarum, quin latine scripta intelligere, et cogitata tua latinis enunciare valeas verbis? In magna certe Hungariae parte, ignotes licet res gestas, orbis terrarum situm et descriptionem, naturam, quae te cingit et alit, tuum ipsum animum aliaque plura utilia scitu, (freylich schlimm genug!) dummodo latine loquendi sis potens, et haec una latini sermonis potentia jam multos ad altos evexit honoris apices. Aude leges, quibus congruenter actiones instituere oporteat, jura, quibus Hungarorum innititur libertas, aliaque documenta et instrumenta, quibus vel totius nobilissimi populi, vel singularum familiarum privilegia et immunitates stabiliuntur, latine esse scripta: qui poterit fieri, ut nulla in mente ultra haereat de utilitate, immo necessitate peritiae linguae latinae dubitatio?“ Er setzt zugleich den Nutzen der Kenntniss der lateinischen Sprache bey der Erlernung der italienischen, französischen und spanischen aus einander und macht darauf aufmerksam, dass die lateinische Sprache die Gelehrten aller europäischen Nationen verbindet. Hierauf beweist er, dass die richtige Kenntniss der lateinischen Sprache aus dem fleissigen Lesen der römischen Classiker geschöpft werde, und dass das Studium der lateinischen Classiker der sicherste Weg ist, sich wahre Eloquenz in der Prosa und Poesie zu erwerben. Er setzt in dieser Hinsicht kurz und treffend die Vorzüge eines Tibullus, Catullus, Propertius, Ovidius, Virgilius, Juvenalis, Persius, Horatius, Plinius des Jüngern, Cicero, Cornelius Nepos, Suetonius, Sallustius, Julius Caesar, Cornelius Tacitus, und vorzüglich des Livius, über welchen der Verfasser im Schuljahre 1806 Vorlesungen gehalten hatte, aus einander. Zur Probe dieser treffenden Auseinandersetzung mag folgende Stelle S. 11 dienen: „Si tristes aut dulces animi tui motus describere cupias, volve *Tibullum*, *Catullum*, *Propertium*, Ovidium: pandent isti tibi viam ad laudem elegiaci poëtae. Si te internus sollicitet stimulus grandia facinora bellicasque canendi virtutes, intueare tanquam in speculum *Virgilii* Aeneida, et disce inde artem grandes res grandibus exornandi verbis, lectorisque mentem modo variis turbatam affectibus, modo amoenis recreatam imaginibus ab exordio ad finem usque intentam tenendi. Si forte stomachum tuum moverit institus vitiorum seculi, *Juvenalis Persiusque* docebunt te flagellum satyrae vibrare, et alta infligere vulnera: aut si ad ridendum proclivior rideas stultitiam tuorum civium, ads *Horatium*; tradet is tibi scientiam ridendo et carpendo risum movere. Idem, si divino quodam afflatu aestuet animus tuus, lyricis in carminibus effari te docebit oracula.“ u. s. w. Endlich macht der Verf. auf die Schätze der wahren Gelehrsamkeit, Klugheit und Weisheit aufmerksam, die man in den Schriften der römischen Classiker findet. Dabey verbreitet er sich vorzüglich über Cicero, Seneca und Livius. Von letztem sagt er unter andern sehr richtig S. 20. „Attentus ad ea, quae Livius narrat, et inprimis ad personas,

Digitized by Google

quarum facinora memorat, animum advertens, Romani populi primum cum ipso Hannibale, acerrimo eius hoste, admirari incipiet celsitudinem animi, invictam in prosperis adversisque rebus constantiam, nullius mali fati telis enecandum amorem patriae, virtutem, quae in ruina omnium rerum semper stetit integra atque immobilis, raram in maxima fortuna morum simplicitatem, principum imperiique summam reverentiam: mox vero etiam ad imitationem harum virtutum sese stimulatum et impulsum sentiet. Quodsi vero cui est animus publicae prudentiae i. e. artis civitatem condendi, regendi, adversus internos externosque hostes defendendi, novis sociis firmandi, eius potentiam gloriamque ad summum evehendi apicem praecepta discendi: ei profecto non aliud studium, quam studium histor. Romanae a Livio narratae commendaverimus." Der Schluss enthält fromme Wünsche, dass das Studium der römischen Classiker in Ungarn immer mehr Liebhaber gewinnen möge. Die Latinität des Herrn Prof. Fuchs verdient meist Lob: nur ein paarmal scheint er bey der Abfassung seiner Abhandlung geschlummert zu haben, aber — quandoque bonus dormitat Homerus. Möge seine treffliche Abhandlung den beabsichtigten Zweck in Ungarn erreichen!

Die dramatische *Praelectio de Fictione poëtica* des Hrn. Prof. Povolni ist im Ganzen — ein paar Pedantismen, namentlich, die in Verse gebrachten Gebete zu Anfang und am Schlusse, worin auch die Virgo beata, Dei mater, nicht vergessen ist, (viel schicklicher hatten die Schüler den Apollo, die Minerva und die Musen angerufen) abgerechnet — sehr geschmackvoll und nachahmungswürdig. Ein Schüler ist der Moderator, der die Theorie der Dichtung nach und nach vorträgt, die übrigen Schüler erläutern das Gesagte durch passende Beyspiele. Die Poesie des Verfassers ist, einzelne prosaische Stellen und Härten in der Versification abgerechnet, gelungen. Wir wollen kurz den Inhalt der Vorlesungen angeben. Nach der Anrede an die Zuhörer und nach einem Gebet handelt der Moderator zuerst *de fictionibus in genere*. Hierauf werden im ersten Capitel (S. 7—24) die *fictiones maiores* erortert, namentlich die *fictio ex allegoria*, welche durch die allegorische Deduction der Sentenz „poësis delectando prodest" erläutert wird, *ex adiunctis* sammt dem Beyspiel der Beschreibung eines schönen Apriltags, *ex causis* mit dem Beyspiel der nach dieser Dichtungsart erläuterten Sentenz „spernc caduca sequi," *ex affectionibus, virtutibus et vitiis* erläutert durch eine sehr gelungene „Descriptio brevis insidiarum ab Ulrico Cillejae Comite Ioanni Corvino de Hunyad structarum." Das zweyte Capitel handelt *de fictionibus minoribus* (S. 25—28) und zwar von ihrer Beschaffenheit und verschiedenen Arten. Diese sind nach unserm Verfasser folgende:

1. *Personis* variis, *Vitiis*, *Virtutibus*, atque
Spiritibus, *Geniis*, *Animive Affectibus* addunt
Vestitum vates; describunt ora domosque
Ut natura rei poscit. Sic Naso *Soporem*
Cimmeriae tacito fecit recubare sub antro.

2. Insculptas etiam referunt in veste, vel aedis
Marmore, vel visa re qualicunque figuras.
Sic quoque *Mulciberum* fingebat Naso, micantis
Atria Titanis varia compasisse figura.

3. Saepe et materiem fingendi *Somnia* praebent.

4. Saepe audita graves solvunt *Oracula* nodos;
Aut subitum carpunt viso de fulmine vates
Augurium, et miros portendit *Visio* casus.

5. Nec non pergratus tendes effingere: celsum
Cogere concilium *Numen*, *Geniosve* scelestos
Virtutesve bonas humanos volvere casus.

6. Magna etiam metris accedet gratia: si vel
In nova mutatae transmigrent corpora formae,
Comicus aut *Error*, *Personave ficta* legentis
Mulcerent animos. Structam sub montibus Idae
Classem in coeruleas transformat sic Maro Nymphas,
Et Venus in Lybia, venantis imagine, natum
Errantem Aeneam ludit, blandusque Cupido
Ascanii facie Didoni *inspirat* amorem.

7. Nec satis esse putant vates, adducere veros
Eventus rerum, sed veris *falsa* remiscent:
Quae, quamvis efficta, tamen sint proxima veris.

8. Est etiam in verbis fingendi gratia, quando
Verborum iunctura novum vulgaribus indit
Vestitum rebus. Sonipes in gramine pascens
Sic a Virgilio *campum tondere* refertur.

Dies wird durch eine Beschreibung der Freygebigkeit dargestellt. Zum Schlusse wird von den drey nothwendigen Eigenschaften der Dichtungen gehandelt: „sit *nova*, sit *vero similis*, sit Fictio *mira*."

Als Probe der passenden Beyspiele wollen wir den Anfang der *Descriptio insidiarum ab Ulrico Cillejae Comite Ioanni Corvino de Hunyad structarum* S. 29 f. mittheilen.

„*Livor* erat Comes hic certus *Virtutis*, honoris
Qui decora, eximiae *Virtuti* debita, moestus
Conspiciens, *Odio* socialia foedera junxit.
Hos dira *Ambitio* malesana mente vagantes
Jussérat, *Ulricum* saevis incendere taedis.
Nec mora: vulnifero meditantem pectore, summas
Hunniadis laudes, sibique importuna verentem
Ulricum accedunt, tortisque per aëra taedis
Continuo rabidos instillant cordibus ignes.

Hauserat is virus, lapsoque per ossa veneno,
Non tulerat porro furias, Regemque frequentans,
Jactat in *Heroëm* rabidae convitia linguae.
Horruerat *Juvenis*, nec fictum credere crimen
Sustinuit, sed *Debilitas* tum forte subintrans
Implevit vano juvenilia corda pavore.
Tum libet incautum scriptis accire libellis,
Et nihil horrentem subducere morte *Joannem*." etc.

Schade, dass diese vortreffliche Vorlesung auf schmutzigem grauem Papier gedruckt ist. Freylich macht das Kleid nicht den Mann, allein man sieht den Mann doch lieber in einem saubern, als schmutzigen Kleide.

Digitized by Google

Ein Wort über Schuldisciplin, nebst der vierten Fortsetzung der Nachrichten von der Stadtschule zu Kottbus. Einladungsblätter zu der auf den 30. Novemb. 1807. angesetzten Inauguration eines Conrectors von *Friedr. Liebegott Becher*, Doct. der Philos. und Rector. Kottbus, gedr. bey Kühn. 59 S. in 4.

Der Hr. Verf. hat in den Jahren 1800. 1802 und 1804 ähnliche Programmen, welche Jahrbücher der Schule, der er mit Ruhme und Nutzen vorsteht, enthalten, herausgegeben. „Solche Notizen, sagt er richtig, sollen die Bekanntschaft mit unsrer öffentlichen Schulangelegenheit bey unserm Publicum erhalten, die wohlthätige Oeffentlichkeit derselben befördern und folglich einen Beytrag zur Erweckung und Fortdauer der allgemeinern Theilnahme an den Schicksalen der Stadtschule, an der Thätigkeit und Wirksamkeit der Lehrer, an der Bildung ihrer Schüler und an sonstigen Veränderungen dieses Lehrinstituts abgeben. Sie können auch der Zukunft zum Belege dienen für die bessern Bemühungen, die man trotz der Hinderungen und Widerstände von innen und aussen anwendete. Man wird da gewahr werden, ob die Lehrer wahren Lehrberuf hatten: ob sie Begeisterung durch die Idee zur Bildung der Humanität mit besonderer Einsicht und Erfahrung verbanden; was sie trieb und leitete und ob sie den Hindernissen gewachsen waren." Diesesmal fand sich der Hr. Verf. durch besondere Umstände veranlasst, seinen Schulnachrichten sein Urtheil über *Schuldisciplin* voran gehen zu lassen, und die Art der Veranlassung dazu kann man aus der Wärme schliessen, mit welcher der Aufsatz geschrieben ist. „Schuldisciplin — diess ist das Bekenntniss des Verf., gegen das man wohl im Allgemeinen nichts einzuwenden haben wird — gründet sich auf gute, väterliche und humane Gesinnung, auf Erfahrungen, Geschicklichkeit und Pflichtgefühl von Seiten des Lehrers; und auf Seiten der Schüler auf Scheu und Ehrfurcht vor Gott, auf Hochachtung und Liebe gegen den Lehrer und gegen das Gute, Schöne und Wahre." Wie ungereimt die ehemalige tyrannische Erziehungsart durch blosse körperliche Züchtigungen gewesen sey, wird in starken Zügen geschildert. Gesetzgeben u. Schulstrafen dictiren und vollziehen, bemerkt der Verf., ist himmelweit verschieden vom Erziehen und Unterweisen: alle gesetzliche Anordnungen, alle Strafverhängungen müssen der eignen freyen Anstrengung zur Veredlung und der Entwickelung der jugendlichen Kräfte nicht hinderlich, sondern dazu erweckend und beförderlich seyn. „Fort also mit dem Donner kreischender Scheltwörter und inhumaner Drohungen, fort mit den Marterinstrumenten aus unsern obern und niedern Schulclassen! — Den schnellen, jedoch besonnenen Ausdruck des Amtseifers verdamme ich nicht! — Jener gute, menschenfreundliche Lehrer sey unser Muster, der sich im Gefühl seiner Würde, seiner Pflicht, seiner Thätigkeit und Fähigkeit und seines Enthusiasmus, durch die herzerobernde Kunst der Freundlichkeit, Milde und Sanftmuth, die Achtung, Freundschaft und Zutrauen seiner Schüler zu erwerben versteht, ohne sie durch schlaffe Nachsicht zu verweichlichen." Er empfiehlt vor allem den Trieb nach Ehre, mit weiser Vorsicht zu wecken und zu pflegen. „*Ehrliebe* ist die heilige Flamme, die, sanftlodernd das Herz des heranreifenden Jünglings vom Sittlich-Bösen zurück, dem Guten zuführt und ihn zu schönen Aeusserungen erwärmt." Rec. glaubt, dass noch weit mehr und früher das Pflicht- und Rechtgefühl erweckt werden müsse, dessen Keime in jedem unverdorbenen Herzen leicht entwickelt werden können und selbst in dem schon verdorbenen nicht ganz erstickt sind. Die Vorstellungen von Ehre sind oft, auch auf Schulen, so unrichtig, der Ehrtrieb so wenig im Stande alle sinnliche Leidenschaften zu beherrschen, dass wir nicht sehr viel darauf rechnen möchten. Aber das ist gegründet, dass ehrlose Beschimpfungen nur in den seltensten Fällen angewendet werden, und auch nicht oft vorkommen dürfen — eben so gewiss, dass harte und grausame Behandlung der Lehrlinge schädlich und verderblich, die Macht der Güte und Humanität aber unendlich sey. Inzwischen scheint der einsichtsvolle Verf. gar nicht leugnen zu wollen, dass auch diese ihre Gränzen habe, und dass es Fälle geben könne, wo strenge Strafen, wenn sie auch nicht zunächst den Strafwürdigen bessern sollten, doch zur Abschreckung und Sicherstellung des Ganzen angewendet werden müssen. Denn einmal sind nun die meisten Menschen sinnlich, und bey einem Haufen junger Menschen dürfen sinnliche Leitungsmittel nicht ganz fehlen, bis man bey zugenommener Cultur der meisten von ihnen ihrer ganz oder doch meistentheils entbehren kann. Der Verf. erinnert ja selbst, dass man junge Leute von so verschiedenen Talenten, Vorkenntnissen, Aeltern, Dunkart und Ständen nicht (diese Verneinungspartikel ist offenbar S. 15 Z. 1. ausgefallen) auf gleiche Art behandeln dürfe. Rühmlich ist ihm die Erklärung, dass während seiner 18 jährigen Schularbeiten zu Lauban und Kottbus seine Schüler vor entehrenden Excessen und brandmarkenden Uebelthaten bewahrt geblieben sind, und dass Trotz, boslicher Starrsinn und geflissentliche Widersetzlichkeit nicht haben bestraft werden dürfen. „Fortgesetzt, fährt der Verf. nachher fort, werde ich mit Mässigung verfahren, meine Schulzucht nie Drang des Temperaments und leidenschaftlicher Hitze, sondern Warnung des ruhigen Willens und Frucht der reifen Besonnenheit seyn lassen. Fortgesetzt werde ich — Unterweisung mit Erziehung verbinden, durch Belebung des Ehrgefühls, durch Furcht und Hoffnung, durch erweckte Nacheifetung, durch den begeisternden Sporn einer löblichen und richtig geleiteten Ruhmliebe, durch Streitproben, durch sorgfältigere Aufsicht, durch ernstes und freundliches Zureden, öffentlich und im Geheim, durch Entbehrung, durch Degradation, durch Schuljournale, öffentliche Censuren und durch andere über die körperliche Züchtigung hoch erhabene Mittel bey treuer Berufserfüllung und nie ermüdender Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Beyspielgebung wirken u. s. f." Mit Recht erwartet aber auch der Verf. viel von der häuslichen Erziehung und der Mitwirkung der Eltern, und hofft, dass diese nicht jede Probe von Unwissenheit und jede Unart ihrer Kinder, welche die Schule besuchen, auf Rechnung der Lehrer setzen werden.

Die Chronik der Stadtschule zu Kottbus seit 1804 ist sehr vollständig und enthält manche lehrreiche Bemer-

kungen. Im Jan. 1804 wurde der vierte College, Herr *Dolz*, Conrector, aber schon 1806 im May ins Predigtamt befördert, worauf 18 Monate lang der Hr. Rector auch die Arbeiten der vacanten Stelle übernehmen musste, bis Hr. Martin Gottfr. *Haleuz*, im Aug. dieses Jahrs das Conrectorat erhielt und den 30. Nov. eingeführt wurde. Eben so waren die im Anfang des Jahres 1804 erledigten vierte und fünfte Lehrerstelle erst nach anderthalb Jahren besetzt worden und die nachtheiligen Folgen der langwierigen Vacanz zeigten sich bald. Rec. ist überhaupt längst der Meinung gewesen, dass auch die nur einige Monate dauernden Vacanzen immer Nachtheil bringen. Er weiss wohl, dass einer frühern Besetzung die Gnadenhalbjahre, aus denen, wenn der Todesfall gerade zu Anfang eines Vierteljahrs eintrat, gar Dreyvierteljahre werden, entgegengesezt sind, aber sollte sich denn gar kein Mittel ausfindig machen lassen, dem Neuangestellten eine kleine Entschädigung aus dem Kirchen- oder Schulvermögen oder einer andern Casse anzuweisen — denn hungern darf man ihn freylich ein halbes Jahr nicht lassen — damit die erledigten Stellen gleich nach Ablauf eines Monats besetzt wären? Es ist ja doch auch nicht einmal gerecht, Andern doppelte, oder doch mehrere Arbeit, lange aufzubinden. Was der Verf. von seiner Lehranstalt sagt, gilt auch wohl von andern: soll sie gedeihen, so wird mehr als harmonische Bemühung, Fleiss und guter Wille der Lehrer erfordert, sie muss ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit werden und bleiben, und dazu rechnet der Verf. ununterbrochene *weise* Wachsamkeit der obern Behörden, thätige Theilnahme des Publicums und fortgesetzte Mitwirkung der Eltern und Pfleger der Schüler. Seit dem 17. April 1804 bis Nov. 1807 also in 3½ Jahren hatte der Hr. Rector 116 neue Schüler, 70 einheimische, 46 fremde, aufgenommen, so dass er etwa im Durchschnitt 15 auf ein halb Jahr rechnet. Die meisten davon kamen in die fünfte Classe. In den untern Classen sind gegenwärtig 70 Schüler, da doch die Gesammtzahl der unterrichtfähigen Knaben in Kottbus sich auf 500 beläuft. Nur drey gingen von Ostern 1806 an, auf Universitäten, und darunter einer, ohne nach den vorgeschriebenen mündlichen und schriftlichen Prüfungen das Zeugniss der Reife erhalten zu haben. Die unglücklichen Zeitumstände machten, dass sich nicht mehrere zur Abiturientenprüfung meldeten. Auf andere Schulen gingen, zum Theil aus ökonomischen Ursachen, aus der 1sten und 2ten Classe von Ostern 1804 an, 18, zu andern Bestimmungen und Berufsarten aber gingen oder blieben weg 14. — Aus den drey niedern Classen blieben noch, einer verjährten nachtheiligen Gewohnheit zufolge, die Mehrsten ohne alle Anzeige und ohne ein Schulzeugniss, weg. Mehrmals hatte der Hr. Verf. schon seine Ideen und Wünsche für die nöthigen Reformen und bessere Organisation der Schulanstalt, welcher er vorsteht, vorgetragen; er wiederholt sie zum Theil; denn er sagt mit Lichtenberg: „Mögen sie es auch schon wissen. *Wissen* und *Beherzigen* ist nicht einerley." Es fehlt jener Anstalt an Prämien für fleissige Schüler — an Apparaten und Sammlungen irgend eines Fachs um Anschaulichkeit des Vortrags zu bewirken; nicht einmal Landcharten sind vorhanden; der Verf. hat erst vor 7 Jahren angefangen, eine kleine deutsche Schulbibliothek bey der ersten Classe anzulegen; und seitdem ist wenigstens keinem Schüler der ersten Classe der Name, deutsche Literatur, fremd geblieben. „Es ist, sagt der Hr. Rector, nicht mehr hinreichend, Geist, Herz und Geschmack *allein* durch Lectüre der alten Griechen und Römer bilden zu wollen; wir müssen neben diesen auch unsre Classiker gründlich studiren lehren, damit das Schönheitsgefühl unsrer Lehrlinge durch das Anschauen der alten und neuen Formen geweckt und allgemach zur Wahrheit befestigt werde." Wir sind vom Hrn. Rector, einem gründlichen Kenner der alten Literatur, überzeugt, dass er gewiss dafür sorgen wird, dass bey dem Leben der Neueren das mühsamere Studium der alten Classiker nicht hintangesetzt werde, denn diess muss bey unsern gelehrten Bildungsanstalten Hauptsache bleiben, wenn Gründlichkeit des Studirens überhaupt und Arbeitslust erhalten werden soll, so wie es in Englands Schulen, worauf sich der Verf. hier beruft, auch Hauptsache ist. — Es fehlt ferner an öffentl. Unterricht in der franz. Sprache (nur erst seit kurzem wird sie in den niedern Classen privatim gelehrt) und in der Mathematik, für welche letztere der Hr. Rector einen dreyfachen Cursus in allen 5 Classen und dazu einen eignen Lehrer verlangt. Oeffentliche und schriftliche Censuren der Schüler aller Classen nach den drey Graden in Rücksicht auf Fähigkeiten, Fleiss, Fortschritte, Stundenbesuch und Sitten, werden nächstens eingeführt, und nach Ostern und Michael jedes Jahrs ertheilt werden. Bisher wurden sie nur mündlich gegeben. Gegen die noch fortdauernden Gregorius- und Neujahrsumgänge eifert der Verf. mit Recht, da sie dem Unterrichte und der Bildung der Lehrlinge so viele Zeit rauben. Allein man sieht sie ja in grössern Städten, wo man auf ein grösseres gebildetes Publicum sollte rechnen können, fortdauern. Wir würden einen Vorschlag thun, den Ertrag dieser Umgänge zu ersetzen. Man lege auf jede öffentliche, gesellschaftliche Vergnügung, Ball, Maskerade u. s. f. für die man doch überall jetzt so vielen Sinn hat, eine kleine Abgabe zum Besten der Schulen. — Den Lehrern pflegt man gern jede, von öffentlicher Unterweisung freye Stunde nachzurechnen. Aber, setzt der Verf. sehr wahr hinzu: „wenn ist ernstlich an unsre allseitige bessere Bezahlung gedacht worden? und wie wenig verlangte man einst von uns, gegen die jetzigen Anforderungen!" Doch gibt er zu, dass die Lehrer der untern Classen seiner Anstalt zu wenige Lehrstunden zu geben angewiesen sind. Vermuthlich ist darauf gerechnet, dass sie sich mit Privatstunden viel verdienen müssen. Ueber die hier und da verbreitete Sage, dass die Kottbusser lateinische Schule in eine Bürgerschule umgeschaffen werden solle, äussert sich der Hr. Verf. sehr stark; vielleicht zu lebhaft. Es gibt bekanntlich eine doppelte Art der Umbildung derselben, einmal wenn die gelehrte Schule ganz aufgehoben und an ihrer Stelle eine Bürgerschule errichtet wird, sobald die erstere ganz überflüssig, die letztere nöthig ist, und es erlaubt ist, die Fonds jener für eine solche anzuwenden. Wir sehen nicht, warum das durchaus verunglücken solle, ob wir gleich auch überzeugt sind, dass es nur sehr selten und mit grosser Umsicht geschehen dürfe, um nicht einen Schaden anzurichten der sich nicht leicht ersetzen lässt. Es können aber auch

zweytens die untern Classen einer lateinischen Schule zur Bürgerschule eingerichtet werden und die obern gelehrte Schule bleiben. Diese Verbindung hat allerdings grössere Schwierigkeiten und kann leicht verunglücken. Es ist allerdings richtig, wenn der Verf. sagt, dass das unbedachtsame Hinstreben nach blossem bürgerlichen Schulunterricht, und überhaupt alle Berechnung der Schulkenntnisse *blos* für den künftigen bürgerlichen Geschäftskreis, ohne gründliches und Geist schärfendes Studium der alten, besonders der lateinischen Sprache, offenbar nachtheilig sey. Allein es sollen und müssen gelehrte Schulen in hinlänglicher Anzahl bleiben, es soll nur der Unterricht des künftigen Handwerks-, Handels- oder Geschäftsmanns von dem des künftigen Gelehrten getrennt werden, um jeden zweckmässiger einzurichten. Und sollte denn wirklich *aller* Unterricht in Bürgerschulen den Geist ohne Anstrengung und Uebung lassen? „Es ist, fährt der Verfasser fort, geschehen um wirkliche Ausbildung, wenn jene leichte, alles verdeutlichende und alles erklärende Methode der seither errichteten Bürgerschulen auch bey uns Statt finden soll." Dass die Stadtschule zugleich Bildungsanstalt für künftige Gelehrte und für Nichtgelehrte seyn könne, findet der Verf. nicht schwierig.

Ratio Institutionis ex praescripto Conventus Superintendentiae Helv. Conf. Addictorum Trans-Tibiscanae die 6. Octobris anni 1804 habiti per deputationem literariam Almosdini diebus 27. 28 et 29. Decembris anni ejusdem elaborata, congregationi dein superintendentiali anno 1806 diebus 18 et 19. Aprilis celebratae exhibita, ab eademque approbata. Debrecini impressit Georgius Csáthy. 1807. 16 S. in Fol.

Eine neue Schulordnung für das berühmte reformirte Collegium zu Debreczin und die übrigen reformirten Schulen in Ungarn jenseits der Theiss, die im Ganzen Beyfall verdient. Die Verfasser derselben zeigen helle pädagogische Blicke und grossen Eifer für das Studium der classischen Literatur der Griechen und Römer und für die Vervollkommnung der ungarischen Nationalsprache. Sie beginnen mit den *Elementarschulen* und verlangen mit Recht, dass in diesen der Unterricht in der Nationalsprache ertheilt werden solle. In Debreczin sind vier Classen der Elementarschule. Die Gegenstände des Unterrichts in der erstern od. niedrigsten sind: Erzählungen aus dem Thierreich, Anleit. zum Lesen u. Schreiben, Kenntniss der Ziffern und das Numeriren: allgem. Kenntnisse von der Erde und ihren Theilen und dem ganzen Weltall, Erzählungen von der Verschiedenheit, dem Nutzen und dem Werthe der Geschöpfe, Elemente der christlichen Religions- und Sittenlehre sammt Gebeten und Hymnen. Die Gegenstände des Unterrichts in der zweyten Classe sind: historischer Unterricht in der geoffenbarten Religion, wobey die Schüler zum Auswendiglernen der zehen Gebote, des Vaterunsers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses angehalten werden sollen, Uebung im Singen und Beten, das Thierreich nach Dr. Szentgyörgyi's mit Kupfern versehenem populären Lehrbuch, aus der Arithmetik die einfache Addition und Subtraction und das Einmal eins, allgemeine Erdbeschreibung der fünf Welttheile sammt Erläuterungen durch den Globus, Lesen gedruckter Bücher und der Handschriften mit Beobachtung der Interpunctionszeichen, Kalligraphie und Orthographie. Für diejenigen, die laut ihrer Bestimmung keine latein. Schulen besuchen sollen, ist noch die dritte und vierte Elementar- oder Vernacularschule. In der dritten werden gelehrt: Religion, das Singen, biblische Geschichte nicht chronologisch, sondern biographisch, Geschichte der Reformation, das Pflanzen- und Mineralreich verbunden mit Technologie, aus der Arithmetik die einfachen und zusammengesetzten Species auf Gegenstände des gemeinen Lebens angewendet, Kenntniss der Maasse, Beschreibung des alten Palästina zur Erläuterung der biblischen Geschichte (konnte nach Recensentens Urtheil füglich in der biblischen Geschichte gelegenheitlich beygebracht werden), Erdbeschreibung Ungarns, der übrigen Provinzen des österreichischen Kaiserthums, der übrigen europäischen Reiche, Kalligraphie mit Beobachtung der orthographischen Regeln. Die vierte Vernacularschule ist für diejenigen Schüler bestimmt, die sich beym Austritt aus den Elementarschulen sogleich der Landwirthschaft, den Handwerken und Künsten, dem Handel und verschiedenen Civilämtern widmen wollen und die in dieser Classe mehrere Jahre bleiben können, und hat folgende Lehrgegenstände: ausführlichere Glaubenslehre, Geschichte von Ungarn sammt Kenntnis der vaterländischen Gewohnheiten und Gerichtsverfassung, Geographie aller Reiche, aus der Arithmetik Regel de Tri, Bruchrechnung, Gesellschafts- und Vermischungsregel, Anleitung zum Verfertigen der Bittschriften, Einnahme- und Ausgabebücher u. s. w., Briefstyl, Zeichnungskunst nach dem ungarischen Werke vom Professor Sárvári, Elemente der Oekonomie, Physik, Geodäsie, Mechanik, Architektur. Ungern vermisst hier Rec. Geometrie, und eine ausführliche Technologie. Zu den Gegenständen des Unterrichts in den *Mädchenschulen* rechnen die VV.: die Religions- und Sittenlehre, biblische Geschichte, Unterricht im Singen, geläufiges Lesen und Schreiben, Arithmetik, Abfassung von Einnahme- und Ausgabe-Büchern, Erdbeschreibung (warum nicht auch Geschichte, wenigstens des Vaterlandes?), Zeichnungskunst, Anleitung und Uebung in weiblichen, wirthschaftlichen Hausarbeiten und für Mädchen aus höhern Ständen auch Stricken und Sticken (für diese würde Rec. auch Musik und Tanz empfohlen haben). Die Verf. verlangen, dass die Lehrer in Mädchenschulen geschickte Frauen heirathen sollen, die den Unterricht in weiblichen Arbeiten ertheilen können, und dringen auf die Errichtung eines Instituts zu Bildung künftiger Lehrerinnen. Die Vf. gehn S. 6. zu den *lateinischen Schulen* über, welchen ein Cursus von 7 Jahren, nämlich 4 Jahre für den grammatikal. Unterricht und 3 für Rhetorik und Poesie bestimmt werden. Rec. kann hier nicht in folgenden Ausspruch der Vf. einstimmen: „Quia vero Juventus, a severis doctrinae liberalis studiis facile ad res, quae difficultatis molestiaeque nihil, multum contra delectationis habent, delabitur, earumque dulcedine capta literas humaniores, quod hac labore constant, vel negligit penitus, vel tractat remissius: aberunt a scholis latinis studiorum, non tam ad for-

Digitized by Google

manda ingenia, quam tenendos voluptate quadam animos iuventutis illecebrae." Wenn die studia humaniorum auf gehörige Art getrieben werden, so werden sie gewiss, da sie auch sehr viel Vergnügen gewähren, wegen der Realstudien von der Jugend nicht vernachlässigt werden, und in diesem Lectionsplane sind gewiss für diesen siebenjährigen Cursus Wissenschaften, wie die Naturgeschichte, Naturlehre, Geometrie, neue Weltgeschichte, nicht ohne Nachtheil der studierenden Jugend weggelassen. Man verdränge nur nicht durch zu viele Realia die Studia humaniorum, und man gebe in Gymnasien letzteren den Vorzug in Ansehung der auf den Vortrag zu verwendenden Zeit! — Als Gegenstände der *ersten Grammatikalclasse* sind bestimmt: Elemente der lat. Sprache, namentlich das Declinirен, Comparirен, Conjugiren, Lernen lat. Wurzelwörter, Uebungen in den Langischen Tirociniis (eine schlechte Wahl!), im Resolviren und Uebersetzen kurzer lat. Fabeln u. Erzählungen aus dem Lat. ins Ungarische, in vier einfachen Rechnungsspecies, Geographie des Königr. Ungarn und der übrigen österr. Länder, Kalligraphie; an Sonntagen Unterr. in der Religionslehre u. Kirchengesch. *Zweyte Grammatikalclasse.* Ausführlicherer Unterr. in der Religionslehre und Kirchengesch. an Sonntagen, Grammatik der lat. Sprache, Lernen abgeleiteter und zusammengesetzter Wörter, Uebersetzung der Langischen (!) Gespräche, Uebersetzungen aus dem Ungar. ins Lat., zusammengesetzte Rechnungsspecies, Geographie von Europa u. dem alten Palästina (letztere könnte füglich wegbleiben!), Singkunst, Kalligraphie. *Dritte Classe.* Christl. Moral, einfache Syntax, Wiederholung der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter, syntaktische Uebungen, Uebersetzung eines für diese Schule zu verfassenden ungar. Lesebuchs ins Lateinische, Uebersetzung des Schützischen lateinischen Lesebuchs ins Ungarische, Geograph. von Europa und Asien, Singekunst, Kalligraphie. *Vierte Classe.* Erläuterung der vorzüglichsten Glaubensartikel, Syntaxis lat. ornata, Wiederholung der lat. zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter und Lernen der ursprünglich griech. in die lat. Sprache aufgenommenen Wörter, syntakt. Uebungen, Uebersetzung des ungar. Lesebuchs ins Lat.; Erklärung des Corn. Nepos und Phaedrus, neue Geographie, Uebungen in den zusammengesetzten arithmet. Species und der Regel de Tri, mit Beyfügung der Lehre von den Brüchen, Singekunst, Kalligraphie. Gegenstände der *ersten Humanitätsclasse.* Ausser der Erläuterung der Glaubensartikel, ausgewählte Cap. aus Hasse's Werke de caussis stili lat., Erklärung der Komoedien des Terenz und der Commentarien des Julius Caesar de bello gallico, Uebungen im Verfertigen ungar. und lat. Perioden und Chrien, ausgewählte Capitel aus den Rudimentis Romanis von Nieuport (warum nicht lieber nach einem bessern Lehrbuche, z. B. nach Fülleborn oder Eschenburg, dessen Handbuch der alten Literatur in Ungarn bereits ins Lat. übersetzt worden ist?), alte Geographie, namentlich des röm. Reichs, neue Erdbeschreibung von Asien, Afrika, Amerika, Südindien, aus der Arithmetik Wiederholung der Regel de Tri und der Lehre von den Brüchen, Uebersetzung der Gesch. von Ungarn aus dem Ungar. ins Latein., Uebungen im Lateinischsprechen über wissenschaftl. Gegenstände an den Sonnabenden, Uebungen in der richtigen und wohlklingenden Aussprache. *Gegenstände der zweyten Humanitätsclasse.* Ausser der Religionslehre nach dem Heidelb. Katechismus (für Poeten sollte doch, denn in dieser Classe werden Poeten gebildet, ein liberaleres und mehr systemat. Lehrbuch der Religion gebraucht werden!) an Sonntagen, Prosodie, Mythologie, Biographien der lat. Dichter, das Interpretiren der Metamorphosen, der Bücher Tristium und der Episteln ex Ponto Ovids, der Bucolica, Aeneis und Georgica Virgils, ausgewählter Horazischer Oden, Uebungen im Verfassen lat. und ungar. Gedichte, Wiederholung der alten und neuen Geographie, der Regel de Tri und der Bruchrechnungen. Gegenstände der *dritten Humanitatsclasse.* Ausser dem Heidelb. Katechismus Wiederholung der Theorie des lat. Styls nach Hasse (nach Rec. Urtheil sollte lieber eine vollständige Anleitung zur lat. Beredsamkeit ertheilt werden, denn Hasse ist zu trocken und unvollständig), röm. Alterthümer nach Nieuport (zu viel Ehre für den veralteten Nieuport und warum nicht auch griech. Alterthümer?), das Lesen, Interpretiren und Nachahmen der ersten zwey Bücher Cicero's de Oratore und ausgewählter ciceronian. Reden, Ungarns Geschichte, deren Vortrag (sonderbar genug!) in dieser Classe die Stelle der Logik vertreten soll, Uebersetzung der Biographien lat. prosaischer Classiker und der Urtheile über ihre Schriften aus dem Ungarischen (aus Prof. Budai's Lehrbuch der alten Literargeschichte) ins Lateinische, Wiederholung der alten und neuen Geographie, sammt Kenntniss des Globus, Gesellschafts- und Vermischungsregel. In dieser Classe vermisst Rec., so wie in den vorhergehenden, sehr ungern Declamationsübungen, deren Nothwendigkeit hier keiner Auseinandersetzung bedarf.

Es folgen *die höhern Schulen.* Diese eröffnet eine *encyklopädische Classe* mit einem zweyjähr. Cursus, die zwey Lehrer hat, welche unter der Leitung der Professoren stehen. Schade, dass auch in dieser höhern Classe der Unterricht nur von reifern Studenten des Collegiums, die gewöhnlich in verba iurarunt magistri, und wenn sie sich durch Unterricht etwas Geld erworben haben, sich nach einer deutschen Universität begeben, um nach ihrer Zurückkunft eine ehrenvolle Professur oder eine fette Pastorpfründe zu erhalten, stiefmütterlich ertheilt wird! Diess verdient um so mehr Rüge, da es den Reformirten in Ungarn an Candidaten nicht fehlt, und ihre evang. luther. Brüder, die weniger Candidaten haben, dennoch alle höhern Classen, bis auf die Grammatik hinab, mit Akademikern besetzen. Die Lehrgegenstände im ersten Cursus dieser encyklopädischen oder (wie sie Rec. lieber nennen würde) propädeutischen Classe sind: Medulla Theologiae, nach Pictet (!), reine Mathematik, Logik und Metaphysik (warum nicht auch Psychologie?), Elemente der griechischen Sprache sammt Resolution und Uebersetzung der Tafeln des Cebes, der Paraenesen des Isokrates, der goldenen Sprüche des Pythagoras, der Oden Anacreons (Rec. würde einigen dieser Autoren den Lucian und Xenophon vorgezogen haben), Uebungen im lat. Styl sammt Erklärung der Sentenzen des Publius Syrus, der Horazischen Ars poëtica, des dritten Buches Cicero's de Oratore. Ungern vermisst Rec. die Encyklopädie. Diejenigen Schüler, welche mit Zustimmung ihrer Eltern und Tutoren, obgleich zu ihrem eigenen Schaden, die griechi-

Digitized by Google

sche Sprache nicht erlernen wollen, werden während des Unterrichts in derselben mit etwas anderem beschäftiget, können aber nie an den Beneficien des Debrecziner Collegiums Antheil nehmen. Rec. ist überzeugt, dass der Unterricht in der so nützlichen und anmuthigen griechischen Sprache schon in den Humanitätsclassen angefangen werden sollte. Die Lehrgegenstände des *zweyten Cursus* sind: Weltgeschichte verbunden mit alter und neuer Erdbeschreibung, Elemente der Physik und angewandten Mathematik, Moralphilosophie, Uebersetzung des griechischen neuen Testaments (eine üble Wahl die ächte Sprache der Griechen aus dem in der hellenistischen Sprache geschriebenen neuem Testamente zu erlernen?), Uebersetzung der ersten Bücher des Livius, Uebungen im lateinischen Styl.

Nach vollendetem encyklopädischen Cursus wird den studirenden Jünglingen überlassen sich unter den höhern Wissenschaften, die von Professoren vorgetragen werden, zum Anhören diejenigen auszuwählen, die mit ihrer Neigung und künftigen Bestimmung am meisten übereinstimmen. Damit sie aber diese Freyheit nicht missbrauchen, muss jeder täglich drey Lehrstunden als ein Studium ordinarium besuchen, die übrigen Lehrstunden, die er ausserdem noch freywillig besuchen will, werden als Studium extraordinarium angesehen. Die Fortschritte der Schüler in dem Studio ordinario werden am Ende des Schuljahrs bey dem öffentlichen Examen strenge geprüft; sie müssen Fragen beantworten, die auf Zetteln geschrieben sind, welche ihnen durchs Loos zufallen und werden hierauf nach ihren Beantwortungen classificirt. Diese Methode hält Recensent für pedantisch und schädlich, denn der Zufall kann dem fähigsten Kopf eine sehr leichte, und dem schwächern die schwierigste Frage z. B. aus der Mathematik oder Philosophie zum Beantworten zutheilen. — Um ferner ein oberflächliches Studium und eine leichtsinnige Wahl so viel als möglich zu hindern, wird denjenigen Studirenden, die im Collegium ein Beneficium geniessen (den sogenannten Togaten) nach vollendetem encyklopädischen Curs nicht eher erlaubt das vaterländische Recht zu hören, bis sie allen Vorlesungen über die philosophischen Wissenschaften bey den Professoren beygewohnt haben; diejenigen hingegen, die ganz auf ihre eigene Kosten studiren und nicht wie die Togaten noch andere Beschäftigungen haben, dürfen im zweyten Jahre des encyklopädischen Cursus anstatt der griechischen Sprache das Naturrecht bey dem Professor der Philosophie hören. Ferner müssen diejenigen Togaten, die nach vollendetem encyklopädischen Cursus noch vier Jahre im Collegium ein Beneficium geniessen wollen, alle Wissenschaften, welche von den Debrecziner Professoren vorgetragen werden, anhören. Rec. sieht nicht ein, wozu den Rechtsbeflissenen die Homiletik, die Exegese, die Polemik dienen soll. —

Das Debrecziner Collegium hat für den Vortrag der *höhern oder akademischen Wissenschaften* fünf ordentliche Professoren, einen Professor der Theologie, einen Professor der orientalischen Sprachen und Exegese, einen Professor des ungarischen Rechts, einen Professor der Geschichte, griechischen und römischen Literatur, einen Professor der Philosophie. Der *Professor der Theologie* docirt Dogmatik und Polemik nach Stosch (warum nach diesem veralteten Compendium und warum anstatt der Polemik nicht lieber Moraltheologie?), Kirchengeschichte nach Schröckh, Homiletik, (die für Theologen unentbehrliche Dogmengeschichte könnte füglich entweder mit der Dogmatik oder mit der Kirchengeschichte verbunden werden, wenn zu einem besondern Cursus keine Zeit seyn sollte). Der *Professor der orientalischen Sprache und der Exegese* docirt hebräische Sprache (auch die Elemente der syrischen und arabischen Sprache könnten, wie ehemals geschah, mit Nutzen an diesem Collegium gelehrt werden!), Exegese des alten und neuen Testaments (hoffentlich mit einer Einleitung ins alte und neue Testament und mit biblischer Hermenevtik?). Der *Professor des Rechts* lehrt vaterländisches Civil- und Criminalrecht, öffentliches protestantisches Kirchenrecht in Ungarn, Politik, Statistik. Der *Professor der Geschichte, der griechischen und lateinischen Literatur* pragmatische Weltgeschichte aller Zeiten und Staatengeschichte europäischer Reiche und vorzüglich Geschichte des Vaterlandes, Interpretation der vorzüglichsten griechischen und römischen Classiker, namentlich Homers, Pindars, Xenophon's, Cicero's, Virgil's, Horazens. Derselbe gibt als Inspector der niedern Classen Anleitung zur praktischen Pädagogik. Der *Professor der Mathematik und Physik* lehrt: die Analysis, die angewandte Mathematik, die Experimentalphysik, die Naturgeschichte. Der *Professor der Philosophie* die ganze theoretische und praktische Philosophie, vorzüglich aber die Anthropologie, Moralphilosophie und das Naturrecht, und philosophische Dogmengeschichte. Hoffentlich ist die Aesthetik in dem philosophischen Curs mitbegriffen, ungeachtet sie nicht namentlich angeführt wird: ihr gänzliches Wegbleiben wäre ein unersetzlicher Verlust. Auch die übrigen Professoren sollen, laut dieses neuen Schulplans mit dem Vortrage ihrer Wissenschaften eine kurze Geschichte derselben verbinden, und die vorzüglichsten Schriften anführen. Rec. glaubt jedoch, dass ein systematischer Vortrag der Literatur- und Literärgeschichte durch den Professor der Geschichte von noch grösserem Nutzen wäre. — Jeder Professor soll von Zeit zu Zeit seine Zuhörer wissenschaftliche Aufsätze in lateinischer Sprache (warum nicht auch abwechselnd in ungarischer Sprache, damit die Zuhörer im ungarischen Styl sich üben und vervollkommnen könnten?) verfassen lassen. Die homiletischen Aufsätze sollen jedoch in der ungar. Sprache verfasst werden. Der Vortrag der Wissenschaften geschieht in ungarischer Sprache, die anzustellenden Prüfungen und Disputationen in lateinischer Sprache.

(Der Beschluss im nächsten Stück.)

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

161. *Stück, den* 25. *December* 1807.

PSYCHOLOGIE.

Es war in den neuern Zeiten ein gutes, für die Zukunft mehr als für die Gegenwart wirkendes Zeichen, dass man diejenige Wissenschaft, die ihre Würde in sich und daher unvertilgbar trägt, die Psychologie zum Kampfe zog, und wer seinen Standpunkt für die Geschichte der Philosophie höher hinausrückt, wird auch diese Krisis, wie jede andere, welche in den einzelnen Theilen der Wissenschaft, selbst in den entfernteren, vorgeht, beachten und ihr eine höhere Bedeutung abzugewinnen wissen. Keinen Zweig der Philosophie hat man mehr verunstaltet, mehr verlästert, und mit dem Namen der Gemeinheit bezeichnet, als den genannten; wenn man gegen die Psychologie sprach, so wollte man verhindern, dass sie sich nicht in das Gebiet der Philosophie eindrängen möchte. Doch bey allem diesen war es das Vorzüglichste, dass es *Philosophen* thaten. Diese mussten wenigstens eingesehen haben, dass dieser Wissenschaft erst noch eine Revolution bevorstehe, und ihr zu wünschen sey, da sie sich in ihrer vorhandenen Gestalt noch nicht selbstständig zeigen konnte. Eine Revolution musste aber mit Kampf und Drang beginnen, und, wie es eine Regel für den Fortgang jeder Bildung ist, es musste das *Wankende erst gestürzt* werden, damit es *eigenmächtig zu stehen* wagte. Das Gemeine, welches sich hier in ungestümer Masse deshalb beygesellt, weil Jeder, wenn auch in keinem andern, doch in diesem Theile der Philosophie etwas zu wissen glaubt, musste allerdings verdrängt werden, und diess kann nicht anders geschehen, als durch harte, absprechende Entgegnung. So musste man der Psychologie in ihrer gemeinen Verunstaltung Hohn sprechen, da man sie, als die in ihr so lange verschmolzene und überschwenglich dogmatische Metaphysik ausgeschieden wurde, so ganz entblösst von aller philosophischen Bedeutung und entstellt durch ein aller Principien ermangelndes Aufgreifen der Erscheinungen fand. Alle Angriffe trafen gewiss die Psychologie, wie *sie war*, nicht die mögliche echte und einzige. Sie verlangen feste strenggezogene Grenzen dieser Wissenschaft, und dies war in der That und ist noch ein grosses Erforderniss, ehe man die Psychologie selbst Wissenschaft nennen dürfte. Noch ist das Verhältniss, in dem sie zur *Moral* steht, nicht genau genug gefunden und sie noch nicht ganz von der ihr so sehr schadenden Logik gesondert. Die Richtung der neuen Philosophie theilte sich der Menschen- u. Seelenlehre mit, und so wurde diese in den Kreis der Naturphilosophie aufgenommen. Hier fand sie sich ihrem eigenen Gebiete näher; Lebendigkeit trat an die Stelle der todten Masse, und die Zeit war gekommen, nach langer geisttödtender logischen Zerspaltung und Zersplitterung wieder zu vereinen, was durch eine höhere Einheit wirklich harmonisch verbunden ist. Doch die erst aufwallende Flamme erwärmt noch nicht. Man ging und geht noch oft in einer gewählten Richtung, beseelt von dem lebendigen Muth, die Natur zu durchdringen und geleitet von erfassten Ideen fort; und gewinnt der Natur im Allgemeinen, wie in ihr besonders der Menschennatur, eine Gestalt ab, welche mit den vorschwebenden Ideen, aber auch nur mit diesen, entsprechend einstimmt. Auf das Zureichende nimmt man noch wenig Rücksicht. So ward der Parallelismus des Geistigen und Körperlichen, des Nothwendigen und Freyen zu einer übertriebenen und mithin bald welkenden Frucht, ob sie gleich bey sorgfältiger Wartung kräftig gedeihen könnte. Dass das Streben auch in dieser Rücksicht bisher vom Ziele abwich, haben Andere dargethan. Man setze noch hinzu, dass es an sich schon unmöglich ist, hier ein vollendetes und abgeschlossenes Ganzes zu gewinnen, wenn man, wie wir das Geistige im Physischen aufzusuchen vermögen, auch versuchte das Physische im Geistigen zu entdecken und nachzuweisen. Die Gesetze, nach denen die Natur wirkt, hat der Geist nur dadurch und so weit gefunden und erkannt, in so fern es seine eigenen Gesetze sind. Von den möglichen Gesetzen des Reellen oder Physischen, welche als eigenthümliche und mithin nicht als Gesetze des Geistigen zu betrachten

Digitized by Google

sind, weiss der Geist nicht, weil er nur von sich weiss. Er erkennt vielmehr die Natur nur in so weit, als er Geist ist, und die Uebergänge, durch welche beyde Sphären zur Einheit verbunden werden, in ihr auffindet. Er trägt in die Natur das geistige Gebild einer Kraft über, ohne sie an sich in jener nachweisen zu können. Von physischen Gesetzen des Geistes kann daher nie die Rede seyn, weil sie *uns* zur Erkenntniss nicht gegeben sind. Hätte die für uns als bewusstlos erscheinende Natur ein eigenthümliches, doch von dem unsrigen verschiedenes Bewusstseyn, durch welches sie sich nicht allein herabneigen, sondern auch erheben könnte, ohne dass sie dadurch selbst zum Geistigen würde, so könnte diese nur die physischen Gesetze des Geistes erkennen, weil sie die ihrigen sind. Sonach ist aber auch hierbey der Seelenlehre als Physik eine strenggezogene Grenze nothwendig, damit man nicht in eine Masse werfe, was nicht allein an sich verschieden ist, sondern sich wechselseitig flieht. Immer bleibt es ein unwiderruflicher Satz, dass der, welcher die Natur, im weitesten Sinne, auffassen will, sich und sein Wesen ergründen müsse, um in sich zu finden, was ihm von aussenher kein Ausspruch lehrt.

So lange die Philosophie auf die Thatsache des Bewusstseyns verweist, so lange ist ihre Richtung nur psychologisch, und verweilt sie auf diesem Standpunkte, oder wird sie selbst zu jener Thatsache, so sind auch hier ihre Schranken bestimmt. Den Werth, welcher dadurch auf die Psychologie fällt, ist einleuchtend, und bewährt sich schon darin, dass sie selbst, wenn sie rein-gestaltet und ächt heissen soll, die kritische Philosophie für sich voraussetzt. Möchte man doch auf diesen Werth mehr zurückblicken! Aus der Geschichte des Werdens und Aufblühens und Untergehens einer Philosophie, welche die Schule bildet, ist es freylich abgenommene Regel, dass, wenn sich einmal die Schwungkraft des philosophirenden Geistes am weitesten ausgedehnt und sich so erhoben hat, dass es *noch* eines menschlichen Kopfes und *noch* eines Menschengeistes bedurfte, um auf diesem stehend, weiter zu schauen, dass man dann, sobald die Absolutheit nicht befriedigt, sondern zurückschreckt, wieder einkehrt auf den Weg, der uns am nächsten liegt, und dass man sich zu dem *in uns* Gegebenen wendet; nicht zu gedenken, dass oft auch individuelle Schwäche zu diesem Anfangspunkte zurückführt, wobey jedoch der Erfolg ganz verschieden von jenem ist. Mit Glück nemlich beginnt in jenem Falle der philosophirende Geist, den Philosophie schon gebildet hat, und das Resultat kann eine Psychologie werden, die von dem echten philosophischen Geiste beseelt, nicht ein grundloses und durch das verworrene Empirische selbst zur Empirie gewordenes Gemisch ist. — Man mag die richtige Erfahrung anklagen, wie man immer will, und von Rechten sprechen, die sie sich anmaasse; sie wird immer bleiben, was sie stets war, und wie sich verdeckt auch selbst in dem Systeme der neuesten Naturphilosophie bewährt. Sie will ja nicht mehr liefern, als Darstellung des Geschehenen und Geschehenden; alles was über dies hinausliegt, überlässt sie der Reflexion. Diese kann und wird eine Psychologie, welche nicht im Gegensatze einer rationalen als empirische, sondern als Eine gilt, liefern und die Einheit für das Ganze gewinnen, wobey sie jedoch nie abläugnen darf, dass sie ihren Werth und ihren Sieg, wenigstens den Vorkampf, durch die Erfahrung gewonnen habe. Wenn auch das Sinnliche nur zur *Erläuterung* des Uebersinnlichen dient, so *erscheint* doch in jenem das Leben, welches in seiner weitern Umfassung zu ergründen ist.

Es kann Zeiten geben, wo dem philosophirenden Geiste, wie andere, wo dem Herzen bange wird, und dieses Bangen muss da am höchsten steigen, wo man, nicht genügsam mit dem Leben und dem Lebendigen, welches man erfasst hat, noch mehr verlangt und zu erringen strebt, aber dabey das schon ergriffene Leben gleichsam zu Tode quält. Wie das Greisesalter, um sich der Weisheit zu bemächtigen, zur Kindheit werden muss, so muss auch die der Vollendung nahe Philosophie, um nicht abzusterben, wenn sie so weit gebracht worden ist, wieder zurückkehren in ihre Kindheit, d. h. zu ihrer Reinheit und ihrem einfachen aber sichern Wirken. Hiermit wollen wir nicht sagen, als sey diese Zeit schon gekommen, in der wir uns zurückwenden mussten, um das Leben, was in und ausser uns auch ohne unsere Reflexion fortschreitet, kindlich aufzufassen und durch diesen kindlichen Sinn, der nur Gleichheit und ein Ganzes entdeckt, und bey Zerschneidung des an sich Verbundenen nicht verweilt, das Ganze zu *umfassen*. Dazu wird noch vieles vorausgesetzt. Allein dass wir jener Zeit nahe sind, das zeigt die Geschichte des Tages, der als eine philosophische Morgendämmerung, — schön und poetisch, aber nicht erwärmend — zu betrachten ist.

Mag die Forschung in dem Gebiete des Freyen und Absoluten sich immer höher schwingen und den Kreis der Menschensphäre, der eben deshalb eingeschlossener seyn muss, zu erweitern streben, so wollen wir doch auch der Wissenschaft dabey Glück wünschen, wenn philosophische Köpfe, verzweifelnd an der Realisirung der Ideen sich zurückwenden zu den früheren, nicht niederern, sondern nur uns nahe liegenden Forschungen. Geister wie Jacobi, denen die Erstarrung des Lebendigen in Demonstration und Zersplitterung ein Gräuel ist, und die an die Verwirklichung einer echten Psychologie glauben, werden immer in dem Gegebenen des erscheinenden Lebens tiefe Bedeutung finden, und Forscher, wie Schelling und Andere, die das All zu umfassen wagen, und besonnen genug sind, um nicht ikarischen Flug zu unternehmen, werden, wenn sie das Unbegreifliche erreichen und eingestehen, dass intellectuelle Anschauung nicht durch Eingebung gewonnen, wohl

Digitized by Google

aber in einer beseelten Durchdringung enthalten werde, gewiss auch hier der vermeinte todte Masse der Erfahrung Leben und Gehalt zusprechen.

Noch ist viel zu thun übrig und was wir als Naturlehre des menschlichen Geistes erhalten haben ist grösstentheils nur ein Alphabet von Chiffern, das tod und bedeutungslos ist. Jedes Bemühen und jeder Beytrag muss uns willkommen heissen, und wir können der Zukunft mit Freude entgegen sehen, in der wir klares und weniger blendendes Licht erwarten. Auch die jetzige Zeit ist nicht arm an solchen Bemühungen; daher wir recht zu thun glauben, wenn wir nach diesem Vorworte eine Reihe von Schriften vorzulegen beginnen, welche in den angegebenen Kreis fallen. Namentlich sey es uns Regel, aufmerksam zu machen und darzustellen, ob und wie viel die Wissenschaft selbst durch jedes einzelne Werk gewonnen habe, und ob sie dadurch weiter gebracht worden sey. Beklagen müssen wir dass einer der besonnensten und allseitigen Denker dieser Wissenschaft entrissen worden ist, wir meinen den in so vielfacher Bedeutung zu früh verstorbenen und so hoch verdienten *Carus*, von dem das Publikum deshalb nur so wenig erhalten hat, weil er möglichste Vollendung mit der geschlossenen Benutzung alles bisher Geleisteten in einer Psychologie aufstellen wollte, deren Bearbeitung fast sein ganzes Leben gewidmet war. Wir freuen uns, unsern Lesern die uns gewisse, aber gewiss erwünschte Nachricht im Voraus mittheilen zu können, dass, was in den hinterlassenen Papieren dieses ächten Psychologen, dessen Werth schon in seinem Leben durch die Hochschätzung von so vielen ausgezeichneten Männern anerkannt worden ist, enthalten ist, zur öffentlichen Erscheinung in kurzer Zeit gebracht werden wird. Die Erwartung ist nicht gering, aber auch gerecht.

Von den uns vorliegenden psychologischen Werken wählen wir zuerst folgende aus:

Verstand und Vernunft. Untersucht von Kajetan Weiller. (Fällt alles Licht durch die Seitenfenster, oder einiges auch von Obenein?) München, bey Lentner. 1807. 8. XVI und 264 S.

Vom Selbstgefühle und Mitgefühle, ein Beytrag zur pragmatischen Anthropologie. Von *H. B. Weber*, Regierungsrath zu Langenburg im Hohenlohischen. Heidelberg, gedruckt bey Mohr und Zimmer. 1807. 8. 170 S.

Der durch frühere Schriften bekannte Verf. von dem zuerst angeführten Buche wird, wie Rec. befürchtet, vielleicht nicht befriedigt seyn, ja sich wohl beeinträchtigt glauben, wenn wir hier sein Werk von dem psychologischen Standpunkte aus der Betrachtung unterwerfen, da er sich von demselben, wie es scheint, einen bedeutendern Einfluss auf das Werden und Gestalten der höheren Philosophie verspricht, als jemals eine psychologische Darstellung vermögend seyn kann. Und dennoch ist des Verf. Standpunkt, von dem aus er uns die vorliegenden Untersuchungen mittheilt, kein andrer als der psychologische. Zuerst wollen wir ihn selbst hören. Die Vorrede hebt er mit dem Satze an, dass er dem Publikum ein neues Buch über alle Wahrheiten vorlege und sich dadurch einer Sünde schuldig mache, doch hänge man in unserer Zeit zu fest an dem Neuen und vergesse darüber das Wahre. „Erweise ich, fährt er fort, unserm Zeitalter gleich keinen angenehmen Dienst, so erweise ich ihm doch einen nützlichen. Ich befriedige zwar seine Neugierde nicht. Aber ich suche es für bessere Befriedigungen anzuregen. Und vielleicht geht selbst jene nicht ganz unbefriedigt aus; denn es ist nun mit der zuvorberührten Vergessenheit vielfältig schon so weit gekommen, dass uns das Alte neu geworden ist.“ Diess ist alles was der Verf. uns über sein Buch selbst sagt; denn nun folgen auf 9 Seiten Stellen aus *Jacobi Woldemar* und zwar die charakteristischen Züge des philosophischen Zeitalters, in welchem Helvetius so eindringend auftrat. Sie sind gewiss jedem Leser ohne weitere Anführung hinlänglich bekannt. Am Schlusse setzt Hr. W. noch hinzu: „Der Geist unserer allerneuesten deutschen Philosophie ist ganz der hier dargestellte der ältern französischen. Der Körper ist zwar an jener ungleich dürrer und zurückschreckender. Ihr inneres Wesen ist aber unserer Thierheit wenigstens eben so günstig; denn es ist auch *Aufhebung aller Unterschiede zwischen einem Hohern und Niedern.*“ Man kann hieraus im Voraus wissen, welche Tendenz dieses Buch habe. Rec. will nicht weitläufig entgegnen, dass der V. das Letzte überhaupt nur unter gewissen Einschränkungen habe sagen können, und dass eine feste Grenze wie nie zwischen dem Leblosen und Lebendigen, so auch nie zwischen dem Höhern und Niedern Statt finde, sondern die Gegensätze nur durch einander begriffen werden, und die Vereinigung des Mannichfaltigen in Einheit, welche eben so nothwendig vorhanden ist, als die wechselseitigen Berührungspunkte von jenem, nicht Aufhebung aller Unterschiede sey. Diess ist oft schon gesagt worden. Der Verf. hätte vielmehr darauf Rücksicht nehmen sollen, wie weit die Verbindung und die Erklärung des Höhern aus einem Niederern, und so auch umgekehrt, schreiten könne und wie fern die Forderung falsch sey, dass das Sinnliche uns mehr noch als Erläuterung des Uebersinnlichen geben müsse. — Das Bemühen des Verf., welches sich in diesem Buche wie in früheren ausspricht, ist, die Vernunft und den Verstand in ihre eigenthümlichen Grenzen einzusetzen. Dazu schlägt er den Weg einer genauern Untersuchung über das menschliche

Digitized by Google

Subject als Verstand und Vernunft ein, und verfährt dabey psychologisch, indem er sich an die im Bewusstseyn gegebenen *Thatsachen* und die Erscheinungen der inneren Thätigkeit hält. Diess letztere geschieht mit Recht; denn so lange von der Geistesnatur als einem Conflicte von Thätigkeiten, die in der Erscheinung liegen, nur in Beziehung auf das ewige Seyn gesprochen wird, so lange bleiben Thatsachen nur für die Psychologie behandlungsfähig.

Bey der Beurtheilung dieses Werkes wollen wir vor Allem von der Form desselben absehen (wegen welcher wir dem Verf. Glück wünschen, wenn er viele Leser findet, welche das Ende des Buches geduldig erreicht haben), und dann auch nicht in Rücksicht ziehen, welchen entfernteren Zweck der Verf. beabsichtigt habe. Wir halten uns an das Gegebene, und wollen diess unsern Lesern vortragen. Deshalb liefern wir einen Abriss des Ganges, welchen der Vf. einschlägt, und zwar in der Kürze, welche das Buch selbst verstattet, da oft die Ueberschrift der Capitel den Inhalt derselben vollkommen erschöpft. Das Verfahren ist durchaus analytisch, nicht aus einem Princip deducirend; die Tendenz liegt in der dem Verf. so dringend scheinenden und bisher übersehenen (?) Trennung des von Vernunft specifisch verschiedenen Verstandes, und neigt sich auf das Logisch-praktische hin, wie dieses mit dem Psychologischen überhaupt in Verbindung steht. Cap. I. Der Verf. geht von dem Satze aus: In dem organischen Ganzen, welches unsre Kenntnisse bilden, nimmt die Selbstkenntniss den ersten Platz ein, oder macht „die Wurzel des Baumes unsrer Erkenntnisse" aus. Sie erleuchtet und begründet alle andere Kenntnisse und sich selbst; ohne sie ist keine Bildung des geistigen Innern möglich. Unsere Vorstellungen, die isolirt genommen nur Traumgesichte sind, werden durch sie zu wirklichen Kenntnissen, sie ists, die uns von der Wahrheit unsers Wissens sagt („ob irgend ein ernstes Wahres zum Grunde liege, oder ob Alles nur leere Faseley eines überall und ewigen Traumes sey"). — Aus diesem Satze sucht der Verf. die vermeinte schwache Seite der Philosophie zu erklären, da es noch immer an dem Geiste gebreche, der allein selbst sieht und selbst geht, und auf sich selbst zu ruhen im Stande ist. (Zu wünschen bleibt, dass der Verf., wenn er wirklich den hohen Werth der Selbstkenntniss vielseitig auffassen und tiefer eingehen wollte, noch bestimmter angegeben haben möchte, was die S. an sich, was ihr Verhältniss zum Bewusstseyn sey, was sie als blosse Kunde leiste, was mehr durch sie gewonnen werde, als durch Beobachtung, da in ihr schon ein Urtheil enthalten ist.) Vor allen müssen wir in unser *eignes* Bewusstseyn eindringen, aber auch in unser *ganzes*, und dann in die Tiefen desselben; denn man kennt sich selbst nicht, wenn man sich nicht ganz kennt. Unsere Selbstkenntniss muss aber auch wahr seyn, und wir müssen daher in unser wirkliches (?) Bewusstseyn eindringen. — (Was der Verf. in diesem Cap. gegen die Schulphilosophie, oft ziemlich derb vorbringt, ist grossentheils wirklich nur Spiegelfechterey.) Cap. II. S. 15. In breitem Tone ertheilt dieser Abschnit: „einen Blick auf die Natur unsers Bewusstseyns überhaupt." Zuerst warnt er, nicht vom todten Buchstaben auszugehen, da man sich zuvor in seinem Innern geregt, und mit seinem Bewusstseyn in diese Regung selbst versenkt, und diese ganze Begebenheit in einen festen Begriff fixirt haben müsse, damit das Wort eine wahre Bedeutung ausspreche. „Einen Insektenflügel getraut man sich nur zu beschreiben, weil man wohl weiss, dass er zu reich an Eigenheiten ist, um definirt zu werden, und das Bewusstseyn, als wäre es eine ungleich kleinere Kleinigkeit, wagt man mit einer Definition abzufertigen u. s. w. (Wie konnte wohl der Verf. von der Definition des Bewusstseyns so sprechen, von dem Bewusstseyn das als Eins ist und beharrt? Und wer wird wohl je die lebendige Anschauung des innern Lebens mit dem gedachten Begriffe verwechseln? Ueberhaupt scheint das Bewusstseyn für den Verf. weit entlegen zu seyn oder zu scheinen, da er sich, zu ihm zu gelangen, wie zu einer langen Reise oder Einfahrt anschickt. M. s. S. 18 u. f.) Darauf verweist der Verf. den Leser auf sein Inneres durch weitläufige Lehren, um ihm zu zeigen „welch herrliches Gestirn, welcher Faszikel von Sternen am Sonnenhimmel der Geisterwelt der Geist des Menschen sey" Bey der nochmaligen Frage nach dem Bewusstseyn gibt er dann den Rath, man solle nur psychologische Compendien aufschlagen, um zu erfahren, was jenes eigentlich sey. Kurz, wie nun vorauszusehen ist, der Verf. will von keiner Definition wissen, sondern zeigt, dass das Bewusstseyn wegen seiner Mannigfaltigkeit nur beschrieben werden könne. Ihm schien das Wasser und das Meer ein schönes Bild zu seyn, drum schifft er sich ein, um so das Bewusstseyn zu befahren und kommt da auf den Hauptstrom der Empfindung, des Verstandes, der Vernunft, den Feuerstrom (!) der Gefühle den Strom des Willens und den Zauberstrom der Einbildungskraft, der sich aus dem Kreis der Wirklichkeit in den Regionen der Unendlichkeit fortstürzt. Ueber diesen Strömen lässt er das Bewusstseyn nicht wie den Geist auf den Wassern schweben, sondern lässt sie das Bewusstseyn durchströmen mit den Tropfen der Anschauungen, Begriffe u. s. w. Bey jedem jener Ströme verzweifelt er, mit dem Senkbley den Grund zu erreichen, und declamirt, auf 8 Seiten, in die unabsehbare Tiefe hinab, aus der freylich die Stimme sehr hohl wiederhallt. Hätte der Verf. sich nur nicht so tief in Staunen versenkt, er wurde wenigstens minder langweilig geschrieben, wenn auch nicht mehr aufgehellt haben. Unter den ermudenden Ausrufungen, die trotz aller gewagten Bilder und Floskeln den Leser, dem das Bewusts. als Gegenstand der Forschung vorliegt, nicht gewinnen können, da für das innen Angeschaute auch das lebendige Bild und todter Buchstabe bleibt, kommen wenig kraftvolle Gedanken vor (wie S. 29 von

Digitized by Google

dem Willen). „Und was ist nun Bewusstseyn? fragt er aufs neue, — Ein Gewölk, in welches und aus welchem von allen Seiten immerwährend tausend Blitze fahren. — Eine Leuchtkugel, aus welcher unaufhörlich Licht nur allein ausströmt. — Ein Vulkan, eine Sonne, Alles das zusammen, und darum Nichts von allem diesem, sondern mehr als dasselbe, nämlich, eine Zaubererscheinung, die wie eine Gewitterwolke Blitze nehmen und geben, und wie ein Thautropfen, den heitern Himmel spiegeln und Erquickung austheilen kann, die wie ein Vulkan Verderben um sich zu schleudern, und wie ein Blumenbeet, Freude auszuhauchen im Stande ist, — u. s. w. Nun lese man noch fast zwey Seiten von gleichem Tone fort, und dann weiss man, was alles das Bewusstwusstseyn ist und seyn soll! Cap. III. Ueber den Grundausspruch unsers Bewusstseyns und über den manchesmal dagegen auftretenden Grundzweifel. S. 35. Alle die *zahllosen* Regungen in unserm Innern haben das gemein, dass sie auf ein Ausser ihnen hindeuten, und sich auf diess beziehen. (Der Vf. weist nun diese Thatsache in der Erfindung, dem Begriffe, der Neigung und Vernunft, dem Gefühle und Willen nach, und *zählt* sie mithin doch auf. Was der Satz selbst als Erläuterung erhält, ist keineswegs Resultat von tieferem Eindringen in die Beschaffenheit der innern Thätigkeit; daher der Verf. sich auch sehr leicht damit behilft, dass er von dem Seynwollen der Regungen (sie *wollen* nicht leere Spiele, nicht Traumgesichter etc. seyn) spricht. Was der Verf. vom Gefühle S. 39 sagt, beruht auf einer in der That falschen Ansicht. Er mag das Gefühl unter irgend eine Definition stellen, welche es auch sey, so bleibt es als Thatsache gewiss, dass das Gefühl sich einzig und allein auf das Innere, d. i. auf sein Selbst, aus dem es nie herausschreitet, bezieht. Die Bewegung des Gefühls ist weder sein Gegenstand, noch weiss *das Gefuhl* von irgend einer Anregung und einem Ausser ihm, da es überhaupt von nichts *weiss*. Alles was hinzugedacht wird, fällt dem Verstande anheim.) Denn Regungen sagen von wirklichen Wahrheiten, zu welchen es auch ausser ihnen ein wirkliches Wahres gibt. (Ganz so unbedingt spricht der Vf. diesen Satz aus, und namentlich auch in Beziehung auf Empfindung und Neigung. Und wie konnte er diess?) Nur der Verstand spricht gegen diese Aussage nicht selten, er verliert das Wahre und Reelle und sich Selbst. Cap. IV. S. 44. Wo ist eine Rettung gegen diesen geistigen Selbstmord? — Je weitläufiger wir in der Darlegung des Inhalts bisher verfuhren, um zugleich die Art der Darstellung zu charakterisiren, so kürzer können wir (sonderbar; doch aus zureichendem Grunde) in dem Folgenden seyn, das sich nun mit der Aufgabe des ganzen Buches selbst beschäftigt. — Nach weitausgesponnener Anklage des Verstandes, der nie das Reelle ohne Vermittelung finde, aber über seinen Streben vergesse, dass seine Natur an sich nicht dazu angelegt sey, findet er den Grund des Mislingens darin, dass wir uns nur zum Theil regen, nicht unser ganzer Geist. Ganz kann sich unser Geist nicht verlieren, sondern nur ein Theil, eine Seite desselben. Die Regel, welche sich nun ergibt, liegt schon in dem Gesagten. Cap. V. Von dem eigenthümlichen Karakter (Charakter) der verschiedenen Organe unsers Bewusstseyns. S. 50. Unser inneres Leben kündigt sich als Eins, aber mit mehreren Organen versehen, an. Es ist zwar immer dieselbe Kraft, welche sich in uns regt; aber sie regt sich auf verschiedene Art (hätte der Verf. doch diesen Satz schärfer ins Auge gefasst, ihn nie verlassen und ihn zur Grundlage seines Buches gewählt. Er würde richtiger, bestimmter und consequent verfahren haben.) Die wichtigste Frage ist die nach den eigenthümlichen Bestimmungen und Beschaffenheiten der verschiedenen Organe unsers innern Lebens. — Zwey Vermögen in uns, wahrzunehmen und das Wahrgenommene zu behandeln — daher wahrnehmende und bearbeitende Anlagen (?) oder Organe. Empfindungsvermögen, Vernunft, welche Ideen herbeyschaft, Gefühl und Verstand, — Neigung und Willen; die letzten bearbeitende Organe. Ausgeschlossen von beyden Classen steht die Phantasie. (Wie zureichend und wie wahr diese Zusammenstellung sey, werden sich unsere Leser selbst bestimmen.) Die wahrnehmenden Organe sind für unser inneres Leben mehr erregender Art, die bearbeitenden mehr erregbarer. Jene geben unserer Willkühr die erste Bewegung, und sind deswegen dieser mehr entgegen als die übrigen; ihre Aussprüche sind ihrem wesentlichen gemeinschaftlichen Hauptinhalte nach insgesamt streng und unwiderruflich entscheidend, als Aussprüche oberster Instanzen. (Sonach beruft sich der freye Wille auch auf irgend ein Ansehen ausser ihm?) — Ueberhaupt enthält, wie man sieht, dieser Abschnitt nichts Neues, aber auch das Alte nicht einmal tief erfasst. Der Gewinn von einer solchen Darstellung, die weder aufklärt noch kräftiger ausspricht, kann auch nicht gross seyn. Warum ergriff der Verf. nicht den nur erwähnten Satz, dass alle Regungen Eine Kraft zur Grundlage haben *mussen*, und verfolgte nach ihm das Einzelne, wobey die obwaltende Inconsequenz vermieden worden wäre? Man frage nur erst nach, wie eine Kraft sich selbst scheiden könne, und wie wohl, wenn man von Kräften spricht, für diese eine Verschiedenheit der Thätigkeit daraus erwachse, dass der Stoff von aussen, d. i. bloss von fern gegeben oder schon gefasst sey. Der geistigen Kraft ist kein Gegenstand gegeben, der nicht schon der ihrige heisst, und ausser der Thätigkeit der Bemächtigung gibt es keine andere. Hat der Geist diese Thätigkeit vollendet, so ist der Stoff für ihn wieder nichts, weil auf ihn keine Thätigkeit mehr anwendbar ist. — So wird nothwendig die zu scharfe logische Scheidung, welche der Verf. darstellt, durch die Einheit vernichtet, welche wir anzunehmen berechtigt sind, und auf die der Verf. namentlich durch die in dem folgenden Cap. abgehandelten Verwechselung der verschiedenen Thätigkeitsrichtungen auf.

merksam gemacht werden konnte. — Wenn der Vf. sagt, „dass die Aussprüche der Vernunft einzig und allein durch das Gefühl in unser Bewusstseyn kommen" so heisst diess wohl mit andern Worten: sie gelangen durch das Bewusstseyn (unserer Selbstheit) in das Bewusstseyn (unsers Ichs) und die Ideen z. B. des Heiligen sind an sich nichts? Was daher Wahres in den Sätzen des Verfs. liegen mag, hätte um Gültigkeit zu erhalten, bestimmter dargelegt werden müssen. Warum er die Phantasie aus seiner verzeichneten Tafel verweist, das lese man S. 62 nach. Andeuten wollen wir nur, dass er einseitig die Phantasie auf Wahrnehmung bezieht, das Selbstthätige in ihr verkennt und nicht berücksichtigt wie durch dieselbe ein Wissen zu Stande gebracht werden kann.) Cap. VI. S. 68. Von dem richtigen Gebrauche dieser Organe. Cap. VII. S. 77. Von dem gewöhnlichen Misbrauche dieser Organe. In diesem Abschnitte gelangt er zu dem Hauptpunct seiner Schrift „die gewöhnlichste und verderblichste der Verwechselungen unserer innern Lebensfunctionen, die des Verstandes mit der Vernunft" und verspricht ein tieferes Eindringen in beyder Wesen. Cap. VIII. S. 83. Was ist der Verstand. Er ist nur bearbeitende Kraft des Geistes für Zwecke des Wissens, die Kraft zu denken. Denken heisst aber, sich dem Vorgestellten entgegen und über dasselbe hinauf und das sich auf diese Weise Unterworfene unter eine Regel stellen. Cap. IX. S. 90. Von den einzelnen Acten des Verstandes. Auch in seinen einzelnen Theilen kann er nichts mehr als was sein allgemeiner Charakter zulässt, nemlich denken. So durch Begriffe Urtheile und Schlüsse. Cap. X. S. 95. Ueber den innersten Charakter des Verstandes. Sein ganzes Thun ist nur ein Zurückfahren des vermischten Unterschiedenen und Gemeinsamen auf das reine Gemeinsame, nur ein Aufheben der Unterschiede, nur ein Abkürzen des Vielen und Einen, ein lauteres Gleichsetzen — ein Auffassen der Verhältnisse von Entgegensetzungen und daher Reflectiren. Alles sieht er daher nur in Beziehung, nichts an sich, und so nur das durch ihn geschaffene Ideelle, nicht das den Gegenständen angehörige Reelle. Cap. XI. S. 109. Also kann der Verstand nicht anschauen; — weder sinnlich noch intellectuell; diess erhellt aus der Nöthigung zu beweisen und zu abstrahiren. Cap. XII. S. 117. Und erdenken kann er auch Nichts, oder durch blosses Denken mehr als einen blossen Gedanken finden. Cap. XIII. S. 122. Was kann er denn eigentlich? Nichts als denken und zwar nur ein Gegebenes. Cap. XIV. S. 120. Hier beginnen die Untersuchungen über die Vernunft. „*Kann die Vernunft auch nur denken?*" Vieles spricht er auch, immer wiederholend, von der gewöhnlichen Verwechselung und Gleichsetzung des Verstandes und der Vernunft, und will sie aufs strengste geschieden haben. Hätte er nur mehr in Rücksicht gezogen, aus welchem (psychologischen) Grunde diese Verwechselung herrühre, er würde gefunden haben, dass die Verwandschaft beyder ursprünglich sey, und so würde er der Einheit, unter welcher beyde stehen, näher gekommen seyn. Doch was wird nicht alles der Vernunft zugeschrieben, was soll sie nicht alles thun! Man lese nur S. 130. Aus dem vom Verf. Gesagten erhellt zwar, dass die Functionen des Verstandes und der Vernunft verschieden sind, aber die Gründe gehen ganz ab, warum der Verstand so grell gespalten werden müsse von der Vernunft, und warum jener die Lästerung verdiene, die über ihn hier ausgeschüttet wird. Mit welcher harten Entgegnung der Verf. gegen die Annahme, als sey die Vernunft die Quelle von ursprünglichen und nothwendig ordnenden Principien für unser Denken, verfährt, verdiente, wenn der Platz es erlaubte, eine Auszeichnung. Cap. XV. S. 128. Was kann die Vernunft? Fast der ganze Abschn. steht in Beziehung auf die Herabsetzung des Verstandes, und nur das, was ausser derselben gesagt ist, ist schätzbar. Der Vf. zeigt, dass die Vernunft ursprünglich vernehmen kann, wie die Empfindung, jedoch auf dem nicht sinnlichen Gebiete der Ideen. Cap. XVI. Die Vernunft ist also keine bloss erkennende Kraft S. 155. Die wahrnehmenden Kräfte und unter ihnen auch die Vernunft erleuchten nicht blos das Innere, sondern erwärmen es auch (kann der Verf. dies wohl von den wahrnehmenden Kräften ausschliesslich sagen?). Auch die Vernunft erregt, und weckt Neigungen, Wünsche und Leidenschaften, die jedoch verschieden sind von denen, die die Empfindung aufregte. (An sich sind sich alle Leidenschaften, alle Begierden gleich, ihre Weckung mag irgendwo herrühren, ihre Richtung irgend wohin gerichtet seyn). Sie öffnet uns die übersinnliche Welt. So wird durch sie unsere höhere Erkenntnisskraft (also noch eine besondere Kraft mehr?) und edleres Begehren berührt und sie zeigt uns nicht blos die Welt der Harmonie, sondern bringt uns für dieselbe eine lebendige Bewegung. Sie begeistert uns. Sie ist die uns zu unserm ganzen höhern Leben anregende Kraft. Die Art wie sie sich praktisch äussert, ist eben so vielfach, als die, auf welche sie theoretisch wirkt. Sie wirkt als Geschmack durch ihre Offenbarungen über Schönheit zum Ergreifen des Ebenmasses in allen Regungen der Menschenkraft (?); sie wirkt als Klugheit (?) durch ihre Offenbarungen über Wahrheit zur Ergreifung des Reellen; sie wirkt als Gewissen durch ihre moralische und religiösen Offenbarungen zur Ergreifung des Guten und Heiligen. Cap. XVII. S. 67. Von den einzelnen Akten der Vernunft. Die Vern. wirkt als Eine; ihre Eine Richtung bricht sich aber in drey Arten der Regungen. Sie nimmt die Farben der Verstandesoperationen an. Ihr Begreifen, Urtheilen, Schliessen ist durch die innere Bedeutung von denen des Verstandes verschieden. Unterschied von Idee und Begriff. Durch Ideen regt die Vernunft unseres höheres Daseyn auf, und spricht über die höchsten Gegenstände nach unmittelbarer Ueberzeugung, daher ohne Beweis. Sie stärkt uns in diesem höhern Leben und schliesst ausser der hö-

hern Gegenwart auf die Zukunft. Cap. XVIII. Ein tieferer Blick auf den Charakter der Vernunft. S. 181. Die Vernunft offenbart uns durch das Gefuhl (also nicht unmittelbar?) eine höhere Welt, wie die Empfindung die physische und wir können auf diese Weise nicht mit ihrem Gegenstande selbst, sondern mit ihren Offenbarungen über denselben in unmittelbare Berührung kommen, und auch selbst diese wird oft unterbrochen. Die Vernunft ist eine eigne höhere Kraft und hat, was sie uns hineinlegt, mit einer eignen höhern Macht aus sich u. von Oben. Sie inspirirt uns, wie sie selbst inspirirt ist. Sie ist die Kraft einer eignen höhern Einheit und höhern Freyheit; als solche nur durch sich und von oben (durch Inspiration?). Cap. XIX. Ueber unsern innersten Sinn. S. 193. Cap. XX. Sind also Verstand und Vernunft nicht wesentlich verschiedene Kraft? Wiederholung der vorigen Capitel. Am Ende der Parallelen zwischen Verstand und Vernunft, sagt der Verf. jener werde entwickelt, diese entwickle sich selbst, was dem Wesen jeder Kraftentwickelung widerspricht, da alle nur Selbstentwickelung ist. Aeussere Anregung bedarf aber die Vernunft so sehr, wie der Verstand. Die folgenden Capitel übergehen wir der Kürze halber, da sie auch übrigens nur logisch-praktische Tendenz haben. XXI. Von den Rechten, welche der Vernunft zukommen. XXII. Von den Rechten die dem Verstande nicht zukommen. S. 250. XXIII. Von unsrer innern Einheit S. 157.

Das Gute dieses Buches liegt nun unsern Lesern vor Augen. Man sieht, dass des Verfs Eingeständniss, alle Wahrheiten dargestellt zu haben, wahr ist. Nun kommt es freylich auf das Wie? an. Auch in der Darstellung haben wir im Allgemeinen nichts Neues, nicht tieferes und allseitiges Eindringen auffinden können, obgleich im Einzelnen viele scharfsinnige, und des Hervorhebens werthe Blicke liegen. Die Tendenz des Buches war das höhere Leben in der Vernunft in Gegensatz mit dem Sinnlichen zu bringen und sie ist auf die Art erreicht, wie wir sie unsern Lesern vorgelegt haben. Dem Verf. hat nicht selten der Verstand, sich an ihn für seine zu weit ausgesponnene Lästerung rächend, Streiche gespielt und ihn oft ganz gefesselt. So sah er nur das Verschiedene, ohne zur Einheit geleitet zu werden. Die absolute Einheit des Geistes liegt ausser dem Gebiet der psychologischen Forschung, allein die frühesten Spaltungen zweyer nun verschiedner Vermögen, durch die sie sich der Einheit entwinden, diese tragen die Spuren ihrer Entstehung an sich und können uns über die ursprüngliche Verwandschaft belehren. Diese sind daher aufzusuchen und zu begründen, damit wir nicht einseitig verfahren, sondern Einheit des Ganzen gewinnen. Mit endloser Scheidung, der sich unser Verf. oft hingibt, weichen wir nicht aus, und mit Namen zimmern wir, wie Herder sagt, keine Kammern in die Seele. Das Höhere und Niedere steht in Wechselwirkung und diese kann nur zwischen Theilen die sich durch ursprüngliche Verwandschaft nähern können, Statt finden. Wie könnte der Sinn die Vernunft beschränken, wie er es thut, wenn nicht in beyden homogene Berührungspunkte lägen. Die Scheidung des Verstandes und der Vernunft ist wirklich nicht so grell, als der Verf. meint. Auch gewinnt dadurch die Würde der Vernunft an sich nicht, da alles nur im Relativen schwebt. Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er die Vernunft für mehr als logische, Gedanken regelnde Kraft nimmt, ob er diess gleich auf Kosten des Verstandes mit Unrecht thut; dennoch kann des Denken von der Vernunft nicht zurückgewiesen werden, da Selbstdenken ewig die Bedingung aller Vernunftthätigkeit bleibt und sie entweder alles durch Denken hervorbringt, oder gar nichts hervorbringt. Als blos innewerdende Kraft würde sie immer nur durch die, ausser ihr gelegene Erregung, bestimmt werden. In der Selbstbestimmung aber, durch die sie sich über die Erscheinungswelt erhebt, liegt der Grund, durch den sie aus dem Kreise der wahrnehmende Kräfte ausgeschlossen werden muss; denn, dass sie durch Bewusstseyn sich selbst als producirend beschaut, diess macht sie noch zu keiner *wahrnehmenden* Kraft. — Was wir am meisten in vorliegendem Buche vermissen, ist die Enthüllung des sich berührenden, (nicht des abstossenden allein) Verhältnisses beider Kraftthätigkeiten, des Verstandes und der Vernunft. Durch dieses würde uns der Verf. mehr gezeigt haben, was sie sind, als was sie nicht sind, und dadurch noch eine bisher nicht genug erfüllte Lücke getilgt haben. In dem Herabschleudern des Verstandes von dem vermeinten hohen Sitze, das oft mit Kraftausdrücken geschieht, vergisst der Verf. nicht selten, dass auch der Verstand sein Gebiet im Nichtsinnlichen, wie die Vernunft im Uebersinnlichen, behaupte.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Beschluss der Anzeige des Debrecziner Schulplans

(s. St. 160. S. 2555).

Die Verf. glauben durch diese Vertheilung des Unterrichts für die studirende Jugend und für das Vaterland am besten gesorgt zu haben, weil dieselbe verhütet, dass weder das ganze jugendliche Alter in den Schulen verlebt wird (ehemals wurde dagegen in den reformirten Schulen Ungarns sehr gefehlt, denn nicht selten gingen bärtige 30 bis 40 Jahre alte Studenten aus den ungarischen Collegien auf deutsche Universitäten!), noch die Schüler zu frühzeitig die höhern Wissenschaften hören und die Schule verlassen. Wenn die Knaben im sechsten Jahre die Schule zu besuchen anfangen, so können sie gegen das 22ste Jahr, nachdem sie alle Classen absolvirten, das Debrecziner Collegium verlassen; die später zum Schulengehen angehaltenen können, wenn sie Genie haben und fleissig sind, jene einholen. Diejenigen Studenten, welche in dem Debrecziner Collegium noch länger verweilen, haben Gelegenheit einige Wissenschaften zum zweytenmal zu hören, die deutsche und französische Sprache, in welchen in besondern Stunden Unterricht ertheilt wird, zu lernen, oder sich mit dem Unterrichte der jüngern Schüler zu beschäftigen. Der Schulcurs fängt mit dem 1. Nov. an. An den hohen Festtagen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, haben die Zuhörer der höhern Wissensch. jedesmal zwey Wochen frey. In den heissen Hundstagen vom 15. Julius bis 15. August wird denselben Studenten kein öffentlicher Unterricht ertheilt. Ausserdem haben diese mit den Schülern der niedern Classen folgende Schulferien gemein; nach dem Wintersemester und dem Examen in den niedern Classen eine ganze Woche; nach den Osterferien, und nach dem Sommersemester fünf Wochen, während welcher Zeit den fremden Schülern und Studenten ihre Aeltern, Anverwandte und Patronen zu besuchen erlaubt ist. Endlich sind auch die ersten Tage während der vier Debrecziner Messen wegen der vielen fahrenden Wagen frey. Die Professoren docziren täglich 2 Stunden, nur Mittwochs und Sonnabends blos eine; die Lehrer docziren täglich 4 Stunden, in den Hundstagen jedoch täglich nur 2 Stunde, und Nachmittag am Sonnabend auch nur eine Stunde. Für die niedern Classen ist an den hohen Festtagen nur der erste Tag frey, jedoch die Osterferien dauern auch für diese drey Wochen. Der Nachmittag am Mittwoch ist für die Schüler der niedern Classen immer ganz frey und, wenn es die Witterung erlaubt, zu öffentlichen Spielen (möchten diese doch gymnast. Uebungen seyn!) unter Aufsicht der öffentl. und Privatl. bestimmt. Den Schülern wird nach dem öffentl. Unterr. vor und nach Mittag eine Stunde von den reifern Studenten Privatunterricht ertheilt, der in Wiederholung des in öffentlichen Stunden abgehandelten besteht. Diess ist löblich, nur kann Recensent nicht billigen, dass dieser Privatunterricht unmittelbar nach dem öffentlichen ertheilt wird, denn dreystündiger fortwährenden Unterricht ist für Knaben zu viel. Diese Privatlehrer haben zugleich die Pflicht auf sich, sich um die Aufführung ihrer Schüler ausser der Schule zu bekümmern. Sehr pädagogisch sind folgende Vorschriften für die Lehrer in Ansehung der Schuldisciplin: „Sument ergo utriqne (die öffentlichen und Privatlehrer), Fabio obsecuturi, parentum erga discipulos suos animum, ac successisse se in eorum locum, a quibus sibi traditi liberi fuerint, existimabunt. Ipsi nec habeant vitia, nec ferant. Non austeritas Docentium tristis, non dissoluta sit comitas: ne inde odium, hinc contemtus oriatur. Plurimus eis de bono ac honesto sit sermo. Minime iracundi, nec tamen eorum, quae emendanda fuerint dissimulatores. Simplices in docendo, et se ad mensuram discentium submittentes; patientes laboris, assidui potius quam immodici. Interrogantibus libenter respondeant, non interrogantes percontentur ultro. In laudandis discipulorum progressibus, nec maligni nec effusi: quia res altera taedium laboris, altera securitatem parit. Ita fiet, ut discipuli nutu praeceptorum, quos et amare et revereri didicerunt, pendeant, nec tam disciplinae servitate, quam generoso sensu ducti proficiant.“ S. 15 u. 16 steht ein Verzeichniss der für die niedere Classe und für den encyklopädischen Cursus vorgeschriebenen Compendien (den Professoren sind nur für die theologischen Wissenschaften Lehrbücher vorgeschrieben). Rec. stiess darin mit Verwunderung auf viele alte, zum Theil schon fast ganz unbrauchbare Compendien und andere Schulbücher. Solche sind: Joachimi Langii Tirocinia Paradigmatica et Colloquia latina; Szásky introductio in Geographiam, wofür jedoch ein in ungarischer Sprache herauszugebendes Werk versprochen wird, Gregorii Molnár Prosodia (das treffliche lateinische Werk über die Prosodie vom Professor Carlowszky war freylich bey Ausarbeitung dieses Schulplans noch nicht im Drucke erschienen), Francisci Pomey Pantheum mythicum (!), Lubfs introductio ad cognitionem globi, Picteti medulla Theologiae christianae, Weidleri institutiones matheseos (für die reine Mathematik wird jedoch ein neues Compendium versprochen), Joh. Bapt. Horvath compendium Physicae, wofür jedoch auch ein neues Lehrbuch versprochen wird.

Es würde Rec. sehr freuen, wenn die VV. dieses Schulplans bey einer neuen Reform desselben, diese in der besten Absicht geschriebene Prüfung beherzigen und benutzen würden. Der Schulplan verdient, wie aus unserer Kritik erhellt, im Ganzen Lob, und nur einzelne Partien desselben gaben Blössen, die einer Rüge und Zurechtweisung bedürftig waren. Möchten doch auch die übrigen Reformirten in Ungarn, diesen oder einen noch bessern neuern Schulplan in ihren Schulen einführen! Der Schulplan ist auf schönem Schreibpapier sehr nett gedruckt, und, wie man aus den angeführten Stellen ersehen kann, im guten Latein verfasst. Rec. fügt noch hinzu, dass das reformirte Collegium auf seine jetzigen Professoren *Budai* (Professor der Geschichte, griechischen und lateinischen Literatur), *Sárvári* (Professor der Mathematik und Physik), *Széplaky* (Professor des vaterländischen Rechts), *Ertsei* (Professor der Philosophie), *Varga* (Prof. der Exegese und hebräischen Sprache) mit Recht stolz seyn kann. Die Professur der Theologie ist seit kurzer Zeit vacant.

Digitized by Google

NEUE
LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

162. *Stück*, *den* 28. *December* 1807.

Beschluss der Recensionen von *Weiller's* Verstand und Vernunft, und *Weber* vom Selbstgefühl.

Eben so wenig nimmt Hr. Weiller Rücksicht auf die innige Verwandtschaft und den harmonischen Einklang der Phantasie und Vernunft. Doch unsere Leser haben ja Alles vor sich liegen, und wir können deshalb unser Urtheil beschränken. Das Gute und vorzüglich die *einzelnen* scharfsinnigen Bemerkungen, die in nicht kleiner Zahl in vorliegender Schrift aufgefunden, wohl aber schwer herausgefunden werden, können nicht verloren gehen, und werden für die Wissenschaft gewiss benutzt werden. Dasjenige, was am meisten Tadel auf sich zieht, ist freylich die Form der Darstellung, und Rec. gesteht, dass ihm das Lesen des Buchs sauer geworden ist, und fürchtet, dass nur wenige das Ende desselben muthig erreichen werden. Eine gränzenlose Weitschweifigkeit ermüdet den Leser, und jagt ihm auf der einen Seite des Buchs Furcht für die andern ein. Wenige Bogen hätten das Ganze fassen können. Durch eine weite Zersplitterung wird die Uebersicht erschwert, und unaufhörliche Wiederholungen dessen, was schon gesagt ist, oft kaum mit veränderten Worten, wie das zu weit getriebene Polemisiren, können nur Ekel erwecken. Tiraden, nichtssagende Floskeln und Ausdrücke, deren Kraft nur in ihrer Dicke liegt, finden sich auf jeder Seite. Popularität bringt man nicht durch weites bedeutungsloses Ausspinnen, Nachdruck und Energie nicht durch breite spielende Ausdrücke, in die Darstellung. M. s. nur die Spielerey mit dem Lesen im Buche des Lebens S. 6 u. f. Ausdrücke wie: Bewusstseyn im gelehrten Kanzleystyl, das Ich eine hohle logische Orgelpfeife u. dgl. So stellt nicht Jacobi, des Verfs. Vorbild, dar. — Druck und Papier ist gut.

No. 2. Eine tief eindringende und allseitig erschöpfende Theorie des Gefühls, und dann im Einzelnen des Mitgefühls, hat bis jetzt nur in dem Wunsche der Psychologie gelebt, und sie ist es, was der Wissenschaft vor vielem Andern Noth thut. Dass sie bisher nicht gelang, zeigt von der noch geringen Selbstständigkeit und der noch jugendlichen Schwäche der ächten Psychologie. Freylich stellen sich auch hier eine Reihe objectiver und subjectiver Schwierigkeiten entgegen, die auf die Behandlung inneren Einfluss haben mussten. Auf den Gegenstand selbst ist nicht Zergliederung anwendbar, und dem Verstande ists versagt, frey zu schalten, daher er oft nur zu oberflächlichen Beziehungen, welche nie Bestimmtheit ertheilen, seine Zuflucht nahm. Es zeigt sich die Verschiedenheit der Herzen der Menschen als geringer gegen die der Geister, und auch hieran stösst sich der scheidende Verstand. Vor allem aber wird für die eine genügende und sichere Behandlung des Gefühls selbst auch reges und zartes Gefühl erfordert, ohne welches nur todte und mithin falsche Resultate gewonnen werden können. Mit Erwartung und Vergnügen nahmen wir den Beytrag des Hrn. Weber in die Hand, da jeder kleine, aber gediegene Beytrag ein gründender Eckstein für das künftige Gebäude seyn kann, und wir fanden in ihm mehrere Requisite zu einer solchen Behandlung. Er stellt sich mit reinem Gefühle dar, und hat mithin Vieles in sich gefunden, was Andere ausser sich meistens vergebens aufsuchen; doch er zeigt auch bey allem, was er nach Anderen gedacht hat, wirklich Selbstdenken, daher wir ihn mit voller Ueberzeugung ermuntern, der Wissenschaft immer näher zu treten, und namentlich das schon Aufgestellte einer besonnenen Kritik zu unterwerfen, da in keiner Wissenschaft das Nachsprechen leichter ist, aber auch in keiner mehr schadet, als in der Psychologie. — Wir wollen nun darlegen, was der Verf. leisten wollte und geleistet hat. Sein bescheidener Wunsch ist, einen kleinen Beytrag zur Menschenkunde und ihrer Anwendung zu geben, für welche ihn Kants Anthropologie gewonnen, und bey der ihm die Schriften Jakobs, Eberhards, Humes und Smiths gedient haben. „Möge es, sagt er von seinem Buche, theoretisch die wichtige und immer noch in einem gewissen Halbdunkel liegende Gefühlslehre nur in einigen Puncten aufklären; zum praktischen Behufe

aber Energie und Männlichkeit des Denkens und Handelns, vermöge eines richtigen Selbstgefühls, so wie hinwieder reine, werkthätige Humanität, vermöge eines wahren Mitgefühls, einigermaassen befördern." — Hieraus lässt sich schon im Voraus die Richtung abnehmen, die er genommen hat. Er geht von Unterscheidung des Gefühls von Empfindung aus (nach Kant; so wie die Bestimmung des innern Sinnes so weit wahr oder falsch ist, als die Kantische. Uebrigens reicht die Unterscheidung des Vfs. nicht ganz aus und erschöpft keineswegs), und bestimmt dann das Gefühl als das unmittelbare Bewusstseyn der Totalität unsers eigenen Zustandes. (Wenn der Vf. als Erklärung hinzusetzt: „oder Totalanschauung unsers afficirten innern Menschen," so irrt er im Ausdrucke, da Anschauung nur die von der Beziehung der innern Veränderung auf objective Anregung gewonnene Vorstellung ist. Das Gefühl kann nicht anschauen. Was er von dem Einflusse des Vorstellung auf den Bestand des Gefühls sagt, und wie er das Verhältniss der Gefühlskraft zur Erkenntniss- und Willenskraft darstellt, ist voll Wahrheit, und verdient Auszeichnung. Zu wünschen bleibt, dass der Vf. den psycholog. Grund aufgesucht hätte, wie es wirklich einen gibt, nach dem man sagen kann, dass das Gefühl zwischen den beyden genannten oder uber beyden stehe und so gefasst werden müsse. Ein wichtiger Irrthum liegt aber darin, dass er von Gefühls-Passivität und davon spricht, dass das Gefühl selbst ein Leiden darstelle. Das Gefühl sagt vielmehr nur von Thätigkeit, und es lässt sich nichts als erweiterte oder beschränkte Thätigkeit an sich fühlen, was das Beschränkende ist und die dadurch vermittelte Beschränkung selbst, davon weiss das Gefühl nichts, sondern es denkt diese der Verstand hinzu. Wenn der Verstand fragt: was? so fragt das Gefühl immer nur wie? So wenig das Gefühl passiv ist, was schon aus seiner Bildungsfähigkeit und aus seiner ursprünglichen Verwandtschaft mit Erkennen und Wollen erhellt, eben so wenig ist es auf das Passive gerichtet, da nur Thätigkeit gefühlt werden kann. Was der Vf. weiter unten von dem Thätigen im Gefühle gedenkt, hätte ihn sollen ganz für sich gewinnen, damit er es nicht dem Satze unterworfen hätte, „dass das Gefühl, auch, wenn es ein leidender Zustand sey, keine permanente Ruhe finde." Seelenzustand ist nichts als Daseynsform, Form „des Grundtriebes der (menschlichen) Natur," der Thätigkeit.) Alle noch so verschiedenen Gefühle, führt dann der Vf. fort, lassen sich auf eines, auf das Selbstgefühl zurückführen, und constituiren nur verschiedene Modificationen dieses Selbstgefühls. (Allerdings hätte der Vf. gleich anfangs diesen Satz hervorheben sollen, dass alles Gefühl Selbstgefühl ist.) Unterscheidung vom angenehmen und unangenehmen Gefuhl, nach Kant. Dann spricht er richtig und wahr von der fälschlichen Annahme eines gleichgültigen Gefühls, was schon *Schmid* that. (Hierin hätte der Vf. die Weisung finden können, dass das Gefühl auf Thätigkeit ausgehe, da ein gleichgültiges auch einen Stillstand voraussetzen würde.) Das Organ des Gefühlsvermögen setzt er in das sensible System, ohne jedoch den Punct in der Organisation selbst nachweisen zu wollen. Nähere Bestimmung von Lust und Unlust. (Wenn der Vf. S. 14 sagt: Unlust ist nothwendig mit einem Drange verknüpft, sich diesem unangenehmen Zustande möglichst zu entreissen, so kann der Satz nicht absolut ausgesprochen werden, da er nur bedingt gilt. In dem Gefühle selbst liegt jener Drang nicht nothwendig, welcher nur der Begierde zukommt. Man siehe nur die Beobachtung in Rucksicht, nach welcher Trauernde keineswegs ihre Unlust getilgt wissen, und ihres Schmerzes entbunden seyn wollen. — Bey der Bestimmung der durch die Gefühle vermittelten Wirksamkeit unserer thatigen Krälte hätte der Vf. tiefer eindringen sollen, und er würde dadurch auf den Entscheidungspunct gekommen seyn, warum auch die Gefuhle auf Thätigkeit andrer Art fortwirken können, da das Leidende weder auf das Thätige zu wirken vermag, weil es gar nicht wirkt, noch Thätigkeit auf sich ziehen kann.) — Nun verbreitet sich der Vortrag über die Unmöglichkeit einer absoluten Zufriedenheit, nach Kant und Jacobi, doch sind einige treffende eigne Bemerkungen eingestreut. Bey dem, was er vom Verhältniss des Gefuhls zur Erkenntniss- und Willenskraft spricht, ist der Punct verfehlt, durch den Erkenntniss und Getuhl verbunden werden. Wenn er, Jacob folgend, behauptet, dass Gefuhl und Erkenntniss sich wechselseitig schwächen, *wenn sie zu derselben Zeit Statt finden* (diess setzt er zu Jacobs Ausspruch), so liegt hierin kein zureichender Grund, denn dann hebt sich nur das volle Daseyn einer verschiedenen Thätigkeit auf, und es kann dann nicht von *Schwächung*, sondern von Aufhebung die Rede seyn. Nicht allein aber, dass das Getühl, fortschwebend in einer continuirlichen Zeitreihe getilgt wird durch den Eintritt einer fremden Thätigkeit, so liegt auch ein Grund zur *Schwächung* darin, dass das Gefühl durch jede (auf dasselbe oder auf den Gegenstand desselben angewendete) Thätigkeit des Verstandes an Extension gewinnt, hingegen an Intension, mithin an seinem Grade, verliert, und diess dadurch, weil der Verstand durch seine Reflexion die Gefühlseinheit zu zersetzen bemüht ist, und auf mehrere Puncte ausdehnt. Bey der Schwächung des angenehmen Gefühls (welches Erweiterung voraussetzt) durch die Verstandes- und Willenskraft kommt noch hinzu, dass die Thätigkeit dieser beyden selbst Beschränkung enthält. — Es folgt die *Eintheilung der Gefuhlsgattungen.* In allgemeiner Beziehung lassen sie sich aufs Selbstgefuhl zurückführen, und dieses ist dann sinnlich oder organisch, auf den Zustand unsers Organismus gerichtet. Erörterung der Fragen: lässt sich über Gefühle räsonniren? und können wir über sie Meister werden? — Dem ganzen Abschnitte wünschte boy seinem Guten Rec. noch eine genauere

Anordnung des Einzelnen. Abschnitt II. *Vergleichende allgemeine Ansicht des Selbstgefühls und Mitgefühls* S. 25. Von dem Selbstgefühle überhaupt als der Basis alles Gefühls unterscheidet der Vf. nach dem besonderen Stoff und der besondern Veranlassung und Richtung, Selbstgefühl und Mitgefühl, und gibt die Verschiedenheit und den Charakter beyder als den eigentlichen Gegenstand seiner Schrift an. Er stellt diese als *Gegensätze* auf, die nie zusammenfallen und nie auseinander erklärt werden können. Sie bestehen ursprünglich neben einander, ohne sich nothwendig auszuschliessen, mithin im bedingten Gegensatze. Selbstgefühl ist ihm dann das Bewusstseyn der uns beywohnenden Kraft, eine mit Selbstvertrauen nothwendig verknüpfte Ueberzeugung des eigenen Werthes und Wirkungsvermögens; Mitgefühl diejenige Affection des Gemüths, vermöge der wir den Zustand eines andern empfindenden Wesens zu unserm eigenen machen." — Da alles Folgende auf diesen Hauptbestimmungen beruht, so bleiben wir bey ihnen stehen, und erinnern im Voraus für Obiges, dass der Vf. in seiner Definition fälschlich das Urtheil über eignen Werth aufgenommen hat, da dieses nicht dem Gefühl zukommt, welches gar keines Urtheils fähig ist. Wir können aber überhaupt dem Ganzen, was zum Theil von Smith und Andern entlehnt ist, unsere Billigung nicht geben und entgegnen Folgendes gegen die Ansicht, welche fast herkömmlich geworden ist, überhaupt. Wenn alles Gefühl Selbstgefühl ist, und ausser dem Selbst kein Stoff für das Gefühl vorhanden ist, so ist demselben mithin nur ein Gegenstand gegeben, und es kann die Unterscheidung der Gefühlsgegenstände nicht Statt finden. Gefühl ist auf unsere Kraftthätigkeit gerichtet, und diese allein können wir beschränkt oder erweitert inne werden; alles was ausser uns liegt, ist dem Gefühle nicht angehörig. So kann sich also das Selbstgefühl keineswegs wieder spalten, so wie man nicht entgegnen darf, dass diese genauere psychologische Bestimmung blos Spitzfindigkeit enthalte. Wenn daher der Vf. S. 28 sagt: „Auf Selbstkraft und deren lebendigem Bewusstseyn beruhet also das Selbstgefühl, während das Mitgefühl in dem sanften Hingegeben an äussere Eindrücke (?), in dem durch eine rege Imagination bewirkten Eindringen und Versetzen in andere Lagen, verbunden mit einem gewissen (?) Vergessen seiner selbst sich gründet;" so ist diess ein grundloser, sich selbst vernichtender Gegensatz. Das Mitgefühl bleibt immer nur Gefühl unserer „Selbstkraft." Alles was gefühlt werden soll, muss unser Selbst werden, und alles ausser demselben bedarf einer congenialischen Aneignung, es mag diese durch Anschauung des äussern Sinnes oder durch die Vorstellung der Einbildungskraft vermittelt werden, nach welcher Identificirung das Fremde gänzlich aufhört ein Fremdes zu seyn. Die Anregung dazu und der Grund dieser Anregung, sey er ein absoluter oder bedingter, liegt ausser dem Gefühle, und kann mithin nicht zu einem Unterscheidungsgrund des Gefühls an sich dienen. Wollen wir das Wesen des Gefühls psychologisch ergründen, so haben wir die Einheit desselben aufzusuchen und späterhin den Stoff als einen Gegebenen zu unterscheiden. Auf dem gestalteten Selbst beruht das Gefühl, wie, ob ursprünglich durch sich selbst oder durch äussere entfernte Anregung dieses sich beschränkt oder erweitert thätig zeigt, diess trägt zu dem Wesen desselben nichts bey. Wir können diese Ansicht hier nicht weiter verfolgen, und lassen es bey diesen Andeutungen bewenden. Vielleicht schützt sich der Verf. vorliegender Schrift mit der Richtung welche er ergriffen hat, nemlich der pragmatischen; allein bey allgemeiner psychologischer Begründung ist strenge Genauigkeit erste Forderung. Gewünscht haben wir, der Verf. wäre wirklich genauer zu Werke gegangen, und hätte weniger Andern nachgesprochen. So aber herrschen freylich das ganze Buch hindurch Folgerungen, die aus den allgemeinen Sätzen abgeleleitet sind, wie die Annahme von zwey Principien, von der Selbstliebe als der des Selbstgefühls, und von dem sympathetischen Grundtriebe als dem des Mitgefühls, bey welchem, ungeachtet die Behauptung ganz sinkt, durch welche eine Begierde zum Grunde des Gefühls gemacht wird, auch eine Menge Erscheinungen unerklärt bleiben. Man ziehe unter Anderen, nur die Freude an fremden Schmerz, die Schadenfreude, das Vergnügen am Tragischen u. s. w. in Rücksicht. — Noch bemerken wir, dass den Thatsachen, welche der Vf. in diesem Abschnitte aufstellt, Auflösung und gnügliche Begründung grossentheils mangelt.

Vom Selbstgefühle handelt der Vf. von S. 33. und zwar erst vom Grund und Wesen desselben. Was er gegen das Verkennen und die Anklagen des Selbstgefühls, obgleich mit kräftigem Ernste, polemisirt, hätte können concentrirt, oder vielmehr in einer psycholog. Abhandlung ganz gestrichen werden, da es mehr als pragmatische Tendenz hat und von der nicht genauern Scheidung der Moral und Psychologie zeigt. — Nun spricht der Vf. vom Unterschiede des Selbstgefühls und Selbstbewusstseyns, und auch diess an unrechter Stelle, da diese Unterscheidung nicht das Selbstgefühl in des Vfs. engern Sinne, sondern im Allgemeinen angeht. In der Unterscheidung selbst aber folgt er Andern mit richtiger und klarer Einsicht, und es beweist diess, dass er auch dabey selbst gedacht habe. Wir erwähnten schon, dass er das Urtheil über den Werth der Gefühle beymischt; so kommt er auch auf den Grundsatz, dass es ohne Vergleichung mit Anderen kein Selbstgefühl, keine Selbstbeurtheilung gibt. Mit welchem Rechte diess geschieht, liegt vor Augen. Was der Verf. als Bestätigung des Gesagten vorbringt, ist kein Beweis; denn es zeigt keineswegs das Nothwendige, auf das es hier allein ankommt. Die Unmöglichkeit, dass ein von allen anderen Individuen isolirter Mensch nicht zum Selbstgefühl (was der Verf. auch hier mit Selbstbeurtheilung gleich stellt) gelangen soll, ist auf keine Weise als nothwendig zu erweisen. Im

Digitized by Google

Gegentheil stellt sich uns ja die Erfahrung dar, dass ein fortwährendes Selbstafficiren, ein fortgesetztes Aneignen des Fremden Gefühllosigkeit hervorbringt. Relativ ist allerdings jedes einzelne Gefühl, aber nur innerhalb des Selbst, denn soll unsere geringere oder grössere Vollkommenheit gegen Fremde gefühlt werden, so muss durch die Vorstellung erst die Aneignung der fremden Beschaffenheit dem Selbstgefühle vorausgehen, und wir können nur an uns selbst, relativ zwischen unserer ursprünglich eignen und unserer angeeigneten Beschaffenheit, fühlen. Aus unserm Selbst vermögen wir nun in keinem Momente heraus zu treten; es muss immer ein geschlossenes seyn, weil wir uns ausserdem nicht seiner bemächtigen könnten. — Dieser Abschnitt, welcher mit der Unterscheidung des Selbstgefühls von Stolz und Hochmuth endet, kann nicht befriedigend heissen; denn statt das Wesen des Gefühls in ihm enthüllt zu finden, erhalten wir eine Darstellung der oft nur moralisch betrachteten Selbstschätzung. Der zweyte Abschnitt dieses Theils spricht von der fehlerhaften Richtung des Selbstgefühls, — und zwar von der Ausartung in Egoismus (nach Kant; jedoch ist die Begriffsbestimmung vom Egoismus nicht zureichend, ja nicht einmal psychologisch) in Stolz und Hochmuth, in Unverträglichkeit und Intoleranz, in Misstrauen gegen Andrer Einsicht und Hülfe, daraus die Selbstständigkeitslaune. Wir schätzen die pragmatischen Bemerkungen, welche eingewebt sind, und noch mehr durch einen grösseren Grad von Bestimmtheit gewinnen würden. Der dritte Abschnitt handelt von der Kraft und Wirksamkeit des wahren Selbstgefühls und zwar als Triebfeder (Princip sagt auch der Verf.) des Willens, in der Verwirklichung grosser Thaten — mit Rücksicht auf Alter, Geschlecht, politische Verhältnisse, Nationalcharakter, Charakter. Oft zieht der Verf. zu weit Entlegnes herbey, aber es ist in diesem Abschnitte auch eine Menge trefflicher Bemerkungen und scharfer Blicke, so über das Selbstgefühl des Weibes, enthalten. Wenn der Verf. starkes Selbst und starkes Selbstgefühl nothwendig verbunden seyn lässt, so irrt er, da auch das schwache Selbst bey dasselbe fast überwiegenden Selbstgefühle gefunden wird. Er irrt ferner, wenn er S. 74 sagt: „Näher untersucht ist das Selbstgefühl selbst eine Leidenschaft, oder tendirt wenigstens immer dahin eine zu werden;“ denn diess geschieht nicht immer und unbedingt, oft zeigt sich sogar das Gegentheil, indem das Selbstgefühl vor Leidenschaft bewahrt und sie vertilgt. Der vierte Abschnitt gibt Mittel der Belebung und Berichtigung des Selbstgefühls an. —

Der zweyte Theil der Schrift handelt von S. 109 vom Mitgefühle in drey Abschnitten, nemlich von dessen Ursprunge und Charakter, von dessen wirksamer Kraft und von dessen Ausartung und den Mitteln der Berichtigung und Belebung desselben. Obgleich dem Rec. für alles Einzelne Bemerkungen vorliegen, so kann er sie des Raumes wegen doch nicht mittheilen, daher er sich einzig auf Weniges über den 1. Abschn. einschränkt, u. zwar nur auf die Ableitung des Mitgefühls. „Das Mitgefühl äussert sich seinem Wesen nach dahin, dass es unsere Seele mit der Summe ihrer Gefühle *aus sich* hinaus versetzt, um den Zustand Anderer zu theilen, dass es uns dergestalt mit Andern rücksichtlich des Gefühls von Wohl u. Uebelseyn eine Zeitlang identificirt, und uns so unser eigenes Ich gleichsam fremd macht.“ Vielmehr aber wird das Fremde *in uns* gezogen, da wir unser Selbst auch nie überschreiten und verlieren können, ohne dass unser Wesen in Nichts zerfalle. Die Definition, welche der Verf. gibt, ist die, welche wir oben erwähnt haben. Durch das Folgende fehlt durchgängig der Grundsatz, dass wir alles nur unmittelbar fühlen und eben dadurch auch das Mitgefühl den Charakter des Gefühls in sich trägt. Den Verf. leitet das Vergessen dieses Grundsatzes irre, wie er auch, bey wenig tiefer Eindringung in die Naturbeschaffenheit der Anregung, den Satz aufstellt, dass dem Mitgefühl eine für den Moment entstandene Täuschung zum Grunde liege oder es ein illusorisches Spiel der Imagination voraussetze. Wie nichtig erscheint dadurch das Mitgefühl, aber auch wie grundlos; der Verf. mag die Täuschung oder Illusion auf die Veranlassung des Gefühls einschränken, immer wird dadurch nichts verbessert. Die hieraus entsprungene Unterscheidung von wirklichen und eingebildeten Gefühlen, man mag diese wenden, wie man will, widerspricht dem wahren, kurz vorher aufgestellten Grundsatz: wie ich mich fühle, so bin ich. Das Medium der Aneignung ertheilt dem Gefühle keine wesentliche Verschiedenheit. Wenn der Verf. S. 113 fortfährt: das Mitgefühl könne eben die Stärke und oft noch mehr, vermöge der übertriebenen Productionskraft der Imagination haben, als ein wirkliches (?) Gefühl, so ist überdiess nicht einzusehen, warum die mögliche Verstärkung durch die Einbildungskraft auf das Mitgefühl eingeschränkt wird, da sie bey jedem Gefühle Statt finden kann. — Darauf spricht der Verf. von dem Medium der Einbildungskraft und kommt dann auf die Ableitung des Mitgefühls, und zwar eines Theils aus dem einfachen Naturgesetze in der empfindenden Welt oder dem einfachen Grundtriebe der empfindenden Natur, der Sympathie (Gesellschafts-Mittheilungs-Triebe) welcher sich aus nichts ableiten mithin nicht beweisen, sondern nur nachweisen lasse, andern Theils aber, da die Erfahrung nicht dadurch erschöpft werde, aus oft dunkeln Vorstellungen, dass wir in ähnlichen Lagen schon gewesen sind und folglich leicht wieder darein gerathen können. So gäbe es zwey Triebfedern des Mitgefühls, reiner ursprünglicher Trieb und selbstische Vorstellungen, Natur und Nachdenken, letztere durch Cultur entwickelt. — Wie diese Ableitung keineswegs ausreicht, braucht Rec. nur anzudeuten. In der Ableitung dieser reinen Erscheinung liegt keine Einheit, und nie kann ein Ursprüngliches und ein Abgeleitetes in Verbindung, wie hier Natur und

Nachdenken (als sey Nachdenken nicht auch Natur) gebracht werden. Das Zufällige liegt hierbey vor Augen. Der Verf. hätte für das Ganze die Einheit gewinnen können, und hätte dabey mit Besonnenheit überlegen sollen, mit welchen Schwierigkeiten die Ableitung aus einem Grundtriebe verbunden ist. Auch ist die Sympathie nicht als Grundcharakter des Menschen (wie im Rohen sichtbar ist) anzunehmen, und sie selbst als Geselligkeitstrieb stellt sich nicht als Urtrieb dar. In dem rohen Menschen erscheint er als Selbsterhaltungstrieb, in der höhern gebildetern Form als Erweiterungstrieb, wobey das Selbst immer ein Spiel ist. Doch Rec. muss abbrechen und zum Schluss eilen. Nur noch ein Wort für das Ganze. Was Rec. an Hrn. Webers Schrift vermisst, ist wissenschaftliche Bestimmtheit, scharfe Begränzung der psychologischen Bestimmungen und Unterordnung des Einzelnen. Uebrigens hat der Vf. Anthropologie noch im schwankendern Begriffe als Kant genommen, und ihre Scheidung von Moral ist bey ihm nicht streng gezogen, so dass die Tendenz seiner Schrift mehrentheils ethisch ist, und einige der Abschnitte ihren Ursprung daher haben. Schätzbar und als der vorzügliche Werth dieses Buches anzusehen, sind die treffenden, mit Lebendigkeit aufgefassten und dargestellten Beobachtungen, welche für die wissenschaftliche Begründung nicht verloren gehen werden. Möchte doch der Verf. nicht zurückgeschreckt werden von dem Studium, für welches er durch Andere gewonnen wurde, möchte er aber auch noch mehr das von Andern Gesagte vergessen und prüfend das Unzureichende aufzuhellen suchen. Wissenschaftliche Bestimmtheit, zureichende Unterordnung des Mannichfaltigen unter Einheit, und Erschöpfung der lebendigen Quelle in der Menschennatur, nicht in Aussprüchen der Psychologen, die oft vorschnelle Machtsprüche sind, geben jedem einzelnen Beytrag erst Werth. Die Darstellungsweise des Verfs., welche lebendig ohne Gezwungenheit und Künsteley ist, verdient Lob.

REISEBESCHREIBUNGEN.

Reise durch Teutschland, Frankreich und Holland im Jahr 1805. Herausgegeben von *P. F. Brede* (Mit einem Motto aus Karamsin.) *Erster Band.* Göttingen, bey Dieterich. 1807. kl. 8. XVI. und 624 S. (2 Thlr.)

Der Verf. bestimmt diess Werk für das grosse Lesepublicum, und deswegen sah er vornemlich auf Mannichfaltigkeit und Abwechselung; auch nahm er in der Art der Erzählung darauf Rücksicht. Doch wird auch der kenntnissreichere Leser einige ihm interessante Nachrichten antreffen. Vierzehn Capitel machen diesen Band aus. I. Ein Prolog in Jamben, worin unter andern Germania „eine hochbetrübte Magd" genannt wird. Dann Betrachtungen über Reisen, was dazu erfordert wird u. s. w. Empfindungen des Verfs. bey der Abreise von Cassel; beydes konnte der Verf., ohne Verlust der Leser, bey sich behalten. Er klagt über die unbebauten Heidestrecken an der Strasse, und schlägt Mittel vor sie urbar zu machen. *Wabern*, ein Dorf an der Landstrasse hatte durch die militärischen Durchzüge gewonnen, sollte aber durch Verlegung der Post nach Fritzlar verlieren. Das Schloss *Riede*, und Lob seines Besitzers, des Landraths von Meysenburg. Die Einwohner dieser Gegend sind gross, von starkem Gliederbau, unermüdet arbeitsam, auch für Geistescultur empfänglich. Der Verf. geräth in patriotischen Eifer gegen einen andern Reisenden, der die Bäuerinnen nicht hatte schön finden wollen. Weiterhin traf der Vf. auch viele Bettler. *Jasberg* hat ein fürstliches Schloss mit einem Garten. Ueber die Ursachen der Festigkeit der alten Mauern, die in der Bereitung des Mörtels liegen. Ueber die deutschen Wirthshäuser klagt der Vf. oft. II. Marburg's romantische und anmuthige Lage; die Universität zählte damals 150 Studirende; die 24 Stipendiaten, welche den Freytisch hatten, wurden von andern Studirenden mit einem Namen belegt, welcher keinen vortheilhaften Begrif von diesem Freytisch gibt. Von einigen Gelehrten Marburgs, am ausführlichsten, aber nicht vortheilhaftesten wird der verstorbene Baldinger geschildert, den der Verf. ein „seltsames, aber höchst interessantes Compositum" nennt. Wie viel sich doch die jungen Reisenden anmaassen. Noch rascher wird über Jung, sonst Schilling genannt, abgesprochen. Das Aeussere von *Giessen* macht einen angenehmern Eindruck, als Marburg, allein letzteres behauptet durch romantische Lage und geselligen Geist den Vorzug. Die Universität zählte etwa 200 Studenten. Butzbach, Nauheim, Friedberg. In diesen Orten fand der Verf. französische Einquartierung. Im Allgemeinen war man mit den Franzosen doch noch mehr zufrieden als mit den Preussen. Ueber die oft wiederholte Bemerkung, dass erstere nicht nach den Regeln der Schule reiten, erinnert der Verf. mit Recht, dass das Schlachtfeld keine Manege ist. Dort entscheidet Schnelligkeit und Sicherheit im Reiten, nicht Schönheit einer schulgerechten Stellung. *Fulbel* ist ein Flecken, dem der Name einer Stadt gebührt. 1805 wurden 4000 Ohmen Aepfelwein dort verfertigt. III. In Frankfurt am Main besuchte der Verf das Theater und das Lesemuseum, und gibt davon ausführliche Nachricht. „Wäre, sagt der Verf., der Geist der Frankfurter nicht einseitig und fast ausschliesslich auf mercantilische Geschäfte gerichtet, so wäre die Stadt ein vorzüglicher Aufenthaltsort." Der Verf. wohnte einem französischen Manoeuvre bey Höchst bey, wo „*Pulver und Bley*" nicht gespart wurden. Schoss man denn gar mit Kugeln? — Die Bergstrasse entsprach den hohen Erwartungen des Verfs. nicht.

Digitized by Google

In Heidelberg, Bruchsal, Durlach, konnte der Vf. nicht verweilen, etwas länger in Karlsruhe, um wenigstens bey Gelegenheit dieser Stadt, einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen. Nur erst in *Strasburg* hielt sich der Verf. auf, und gibt davon im vierten Cap. einige Nachrichten. Der erste Eindruck, den Strasburg machte, war nicht der angenehmste, doch dauerte er nicht lange. Die Einwohner der Stadt theilt der Verf. in drey Classen, und urtheilt nicht vortheilhaft von der Cultur der echten Strasburger. Ueber den Münster das Bekannte. Das berüchtigte Uhrwerk der Kirche war nicht im Stande, sollte aber wieder hergestellt werden. Vor etwa zwölf Jahren trug ein revolutionärer Fanatiker auf Abtragung des Thurms an, weil er den Grundsätzen der Gleichheit widerspreche. Das Denkmal des Marschals von Sachsen in der Thomaskirche, mit der Frage, ob dadurch mehr der Held als der Artist verewigt worden ist? Der Held lebt freylich in der Geschichte, und das Monument kömmt, wie überall, nur dieser zu Hülfe. Das Verweilen bey einer der ersten Festungen Frankreichs veranlasst den Verf. zu Bemerkungen über das französische Militär, die er selbst flüchtig nennt. Von der Universität zu Strasburg sagt er: „es sind etwa 90 Studenten da, die sich der Heilkunde widmen. Wer promoviren will, muss vierzehn Examina passiren, die man sich, wenn man es recht anzufangen weiss, sehr leicht machen kann. Die Kosten des Doctorwerdens sollen sich beynahe auf 1000 Livres belaufen. Man sieht auch weitläufige Dissertationen in lateinischer und französischer Sprache." Von dem Krämpelmarkte, der alle Freytage gehalten wird, und freylich keine marchandises du Palais Royal enthält. V. Nach einer Schilderung der Reisegesellschaft des Vf., ein paar Worte über die französ. Diligencen oder Messagerien. Sie sind auf neun Personen berechnet, und haben grosse Vorzüge vor den deutschen Postwagen. Elsasszabern, Pfalzburg, Blamont, Luneville, werden nur berührt, und nur der letztere Ort, gibt dem Vf. Gelegenheit zu einer Herzenserleichterung über medicin. Marktschreyer, die sich Patente erkaufen. In Nancy verweilte er, und fand, dass es ein allerliebster Ort sey, aber doch nicht ausserordentlich. Die Stadt hat durch die Revolution viel verloren. Die Zahl ihrer Einwohner setzt der Vf. itzt etwa auf 28000. Seit der Revolution, sagt der Vf., der alle Kaufmannsladen am Sonntag offen sah, ist bey den höhern Ständen alle Religiosität verschwunden, und nur der gemeine Mann hängt noch an dem, was ihm sonst heilig war. An die Stelle derselben ist, „eiskalter, allverschlingender Egoismus" getreten. Der vorzüglichste Theil der Stadt Nancy ist die place royale mit ihren Umgebungen. Barsurornain, ehemals Barleduc genannt, ist die Vaterstadt des Generals Oudinot, der dort einen Pallast hat. In Epernay trank der Verf. vier Sorten Champagnerwein. Der nicht moussirende ist dem schäumenden weit vorzuziehen. Denn zu dem letzten wird die schlechteste Sorte genommen, die man in Bouteillen gähren lässt. Hinter Epernay fand der Verf. an der Strasse ausgemauerte und verschlossene Keller zur Aufbewahrung des Weins. Die Gensd'Armes bilden itzt eine militärisch-organische Polizeywache, welche, 17445 Mann stark, durch ganz Frankreich vertheilt ist, und die Stelle der ehemaligen Marechaussée vertritt. Nur gesetzte, gediente und wohlhabende Männer werden dazu genommen, und sie leisten auch sonst die Dienste von sogenannten Landbereitern. Die Thalgründe an der Marne beschreibt der Verf. sehr reizend. In Chateau-Thierry suchte er Lafontaine's Wohnung auf, die er eben nicht schön fand. Hinter Meaux sah er den Arbeiten des Ourcy-Canals zu, der vier Stunden weit gehen, Paris zu jeder Zeit mit einer Fülle guten Wassers versehen und auch den Transport des Getraides erleichtern soll. „Der Anblick solcher Anlagen, ruft er mit Recht aus, erfüllt mich stets mit der lebhaftesten Freude, denn gross ist ihr Einfluss auf die Staatswirthschaft." Mehrere Stunden entfernt kündigte sich schon die Nähe der weltherrschenden Metropolis an. Der Eindruck der ersten Augenblicke, als der Verf. sich innerhalb des äussern Bezirks von Paris befand, war nichts weniger als angenehm. Paris, sagt er weiter unten, ist eine Schöne, mit der man engere Verhälnisse anknüpfen muss, um sie liebzugewinnen. Am Ende siegen die Lichtseiten doch über die Schattenseiten. Man überzeugt sich endlich, dass es das wahre Elysium der Fremden ist. Ein Fremder muss bey seiner Ankunft sehr vorsichtig seyn, um nicht von Lohnkutschern, Trägern, und andern Menschen dieser Classe geprellt zu werden. Der Verf. besuchte sogleich seinen Landsmann Henschell, einen geschickten jungen Bildhauer, dann das théatre français. Einige Bemerkungen darüber. Die Einrichtung in Ansehung der Pässe, die sehr umständlich und streng ist, beschreibt der Verf. zu Anfang des 10ten Cap., und bey dieser Gelegenheit auch die Polizey-Präfectur. Einige biographische Nachrichten von den Fürsten von Benevent. Der Tuilerienpalast und der daran stossende Garten wird vom Verf. ausführlich beschrieben. Dabey eine Anekdote von Piron, dem Dichter, der auf einer Bank am Ende der Terrasse der Tuilerien einmal sitzend, glaubte, die Grüsse aller Vorübergehenden gälten ihm, während sie an ein über ihn hängendes Marienbild gerichtet waren. Zunächst vom Pont-neuf, der Hauptbrücke von Paris, auf welcher ein Kaffeehaus steht, vom Museum der franz. Denkmäler. Die Säle u. die Monumente in ihnen sind nach den Jahrhunderten abgetheilt. In dem ehemaligen Klostergebäude befinden sich auch zwey Gärten, ebenfalls mit Denkmälern. Einiges über die Entstehung dieses Instituts in der Revolutionszeit, als Larochefoucauld die Commission der Monumente veranlasst hatte, und Alex. Lenoir zum Conservateur 1791 ernannt worden war. 1794 den 15. Fructidor wurden die Säle zum erstenmal eröfnet. — Pallast Luxemburg oder itzt Palais du Senat Conservateur, 1616 von Maria de Medicis durch Jacques Desbrosses nach

Digitized by Google

dem Muster des Pall. Pitti in Florenz erbauet. Die grosse Gallerie daselbst mit den Oelgemälden von Rafael, Rubens und David. Einige Particularitäten von David. Die Gallerie *Vernet*. Das Hotel de Ville nennt der Verf. ein Gebäude, welches ganz unter der Würde einer Hauptstadt, wie Paris, steht. Bey dem Greveplatz bemerkt auch unser Vf., dass nicht Guillotin, der noch lebte, Erfinder der Köpfmaschine sey, sie habe schon im funfzehnten Jahrhundert in Rom existirt, und dem D. Guillotin und Louis sey nur die Untersuchung derselben von der Nationalversammlung aufgetragen worden. Nach Sue ist diese Todesart grausamer als jede andere. Die Arsenalsbibliothek verdankt ihre erste Gründung dem Marquis Paulmi d'Argenson, sie zählt etwa 150000 Bände. Der neue Boulevard, den der Kaiser vor kurzem hat anlegen lassen, zieht sich über den Platz hin, wo sonst die Bastille, 1369 vollendet, stand, der Vorstadt St. Antoine gegen über. „Möchte, setzt der Verf. hinzu, der Tempel, das itzige Staatsgefängniss, bloss durch dicke Mauern und Thürme fest, nie in eine Bastille ausarten." Das Palais Royal, itzt Palais du Tribunal, ist einer der interessantesten Plätze der Stadt. Aber die Uebertreibung der ihm von Franzosen und Deutschen gezollten Bewunderung rügt der Verf. mit Recht, und beschreibt seine wahren Vorzüge umständlich S. 416—445 (wobey selbst die in drey Classen getheilten „Nymphen, welche Antipoden der Vesta sind" nicht vergessen werden; dann folgt einiges aus der Geschichte des vom Card. Richelieu 1636 erbaueten Palais royal, und S. 445—453 wird von den im obersten Stock wohnenden Freudenmädchen und Kuplerinnen noch mehr gesagt, und mit Betrachtungen über den Nachtheil privilegirter Bordelle beschlossen. XII. Das *Louvre*. Der Name ist von dem alten sächsischen Worte Luvar, ein Schloss, hergeleitet. Der Pallast soll in der Folge ganz seiner bisherigen Inschrift: Palais national des Sciences et des Arts, entsprechen. Das Museum Napoleon mit seinen bekannten Antiken. Billig hätte der Verf. sich hier kürzer fassen sollen. Denn welchem Leser sollte das, was *er* sagt, unbekannt seyn. Er müsste denn auf Leserinnen, wie man aus S. 468 schliessen kann, Rücksicht genommen haben. Sogar hundertmal wiederholte Stellen aus Winkelmann sind wieder abgedruckt. Die Gallerie der Gemälde. Das Museum Napoleon hiess sonst Musée central des arts. Schon 1778 ging die Regierung damit um, ein solches Museum zu stiften, aber erst unter der Directorialregierung kam es zu Stande und wurde im Jahr 6 der Republik eröfnet. Das Hotel de Nord. Ueber die Hotels überhaupt, und die der Grossen insbesondere. Die kaiserliche Bibliothek. Mit den Handschriften soll sie 300000 Bände enthalten. Sie umfasst doch nicht die Litteratur aller Zeiten und Völker. Nicht einmal die französische ist vollständig. 72000 bis 100000 Handschriften werden gerechnet; das Cabinet der Antiken und Medaillen, und einige Merkwürdigkeiten daraus; die Kupferstichsammlung in 5000 Bänden, in zwölf Classen getheilt. Der Verf. wohnte einer archäologischen Vorlesung von Millin bey, von dem er S. 507 ff. spricht. Bey dieser Gelegenheit parallelisirende Bemerkungen über deutsche und französ. Gelehrte, aber gar nicht neu oder tief geschöpft. Franconi's Amphitheater, auf welchem Pferde ihre Künste zeigen. XIII. Place des victoires, wo Franz d'Aubusson, Duc de la Feuillade Ludwig dem XIV. ein Denkmal errichtete, dem neuerlich ein anderes gefolgt ist. Die Montmartre-Strasse; der Montmartre ist kein ganz unbedeutender Berg; er liegt 289 Fuss über der Seine. Vor der Revolution wurde er fleissiger besucht. Itzt sind die meisten Wohnungen verfallen. Lange wohnte dort ruhig ein Astronom Ludw. *Plecheux*, der ein kleines Observatorium hatte, aber weil man ihn während der Schreckensperiode verdächtig machte, nahm er sich selbst das Leben. Der Thurm der dasigen Kirche hat den Telegraph, welcher durch zwey verschiedene Fernröhre mit einem 18 Stunden entfernten auf der Heerstrasse nach Brüssel, und mit dem auf der Kirche St. Sulpice in Paris correspondirt. Der Verf. schildert sodann einen Spaziergang auf den Boulevards und vieles Merkwürdige, was ihm dabey aufstiess, wie das Panorama von Neapel, von Prevost, wobey der hohe Werth, den man solchen Panoramen beygelegt hat, etwas herabgesetzt wird. Um schnell eine anschauliche Idee von der Lage und äussern Beschaffenheit einer Stadt zu bekommen, ist es doch brauchbar. Der früheste Erfinder des Panorama war ein Irländer Mr. Barker; späterhin soll es in dem Hause des Ritter Hamilton zu Neapel wieder erfunden worden seyn. Von dem Floh, der eine Kanone zieht, und sechs Menschen ernährt, geht der Vf. zum Théatre de l'Imperatrice und einem Lustspiel von Picard über. Mittelmässige Verse, die ein Hr. Quilain zur Ehre des Stücks machte, werden mitgetheilt. Auch die Souterrains im Palais Royal sind bewohnt und Orte des Vergnügens. Drey dieser Keller beschreibt der Vf. Es folgt XIV. der Besuch des Pallasts des gesetzgebenden Körpers. Giardini war der erste Baumeister dieses Pallasts, den Madame de Condé, natürliche Tochter Ludwigs XIV. aufführen liess. — Das Hotel der Invaliden. Ludwig XIV. liess es zuerst unter dem Namen Hotel de Mars seit 1671 aufführen, und die itzige Regierung widmet diesem Institut vorzügliche Aufmerksamkeit. Schon Heinrich III. und der IV. hatten an die Invaliden wohlthätig gedacht. Mit dem berühmten Hospital zu Greenwich, worin 2000 Matrosen leben, kann es sich doch nicht messen. Eine Bibliothek von 20000 Bänden, vom Kaiser im ersten Jahr seines Consulats geschenkt, die Kirche in der Form eines griech. Kreuzes mit ihrem Dom, die Küchen und Speisekammern, die Refectorien, werden als Sehenswürdigkeiten erwähnt. Zu Löwen und Avignon hat man wegen der beträchtlich vermehrten Zahl von Invaliden ähnliche Anstalten anlegen müssen. Paris hat seit der Revolution sich in Ansehung der Gewerbe sehr gehoben. 1789 waren 36 Drucker daselbst, itzt zählt man über 250. Der

Digitized by Google

Rückweg vom Invalidenpallast wurde über die Place de la Concorde (ehemals Platz Ludwigs XV. und dann Revolutionsplatz genannt) genommen in die französ. Oper, wo Lesueur's Barden zum 43sten mal aufgeführt wurden. Den Schluss machen S. 617 Erzählungen aus dem Munde eines Policeycommissärs, besonders von den Filous in Paris, und damit bricht dieser Band plötzlich ab. Einige Anekdoten, vornemlich aus der neuesten Kriegsgeschichte, sind gelegentlich eingestreuet, manche auch längst bekannte. Die Erzählungsart ist so breit und wortreich, dass der Verf. wohl noch einen solchen Band wird ohne grosse Mühe füllen können.

Ungleich reichhaltiger für den Statistiker und Technologen und belehrender für kenntnissreiche Leser ist die

Neueste Reise durch England, Schottland und Ireland, hauptsächlich in Bezug auf Producte, Fabriken, und Handlung, von *Philipp Andreas Nemnich*, b. R. Licentiat. Tübingen, Cotta'sche Buchh. 1807. VIII. und 753 S. gr. 8. (5 Thlr.)

Der durch sein Polyglotten-Lexicon berühmte Verfasser, von dem wir auch eine vollständige brittische Waarencyclopaedie zu erwarten haben, bereisete schon 1799 die vornehmsten Fabrikplätze Englands, und machte das, was er gesehen und erfahren hatte, in einer flüchtigen Darstellung bekannt, die, so mangelhaft sie auch war, doch wegen der Neuheit mehrerer Fabrikgegenstände eine gute Aufnahme fand. Er sammelte nachher nicht nur aus mehrern engl. Originalwerken grössere Kenntnisse, sondern that auch, von Kennern durch mehrere Fragen und zugleich durch viele Empfehlungsbriefe unterstützt, eine neue Reise, bey welcher er, von kundigen Männern geleitet und berathen, die Hauptplätze der drey vereinigten Reiche, ohne Ausnahme, und nebenher auch noch viele kleinere Fabrikstädte besuchte, vom Frühj. 1805 bis dahin 1806. Das gegenwärtige Werk war schon vor Ende Sept. 1806 vollendet. Daher denn freylich auf spätere Ereignisse nicht Rücksicht genommen werden konnte. Allein es behält auch dann seinen grossen Werth, wenn noch sehr bedeutende Veränderungen im Fabrik- und Handelswesen sich zutragen sollten.

Der Verf. fängt mit einer Betrachtung über England und Wales im Allgemeinen an. Er rechnet die Total-Bevölkerung des brittischen Gebiets in- und ausserhalb Europa auf 50 Millionen Menschen, wovon 15 bis 16 Mill. auf Grossbritannien und Ireland kommen. Das Resultat, der auf Befehl der Regierung 1801 geschehenen Volkszählung in England und Wales (9,343578 Menschen) ist doch bezweifelt worden, als zu klein, und auch der Verf. findet kein Bedenken die gegenwärtige Menschenzahl von England und Wales auf 10 Mill. festzusetzen. 1701 war sie kaum 5¼ Mill., 1780 8 Mill. ⅓ Land liegt noch unangebauet. Die Hauptproducte sind: *Wolle*, getheilt in kurze (feine) und lange; den jährlichen Werth der englischen Wolle schätzt man auf mehr als 5½ Mill. Pfund Sterling, in Norfolk hat die Verbesserung der Wolle am schnellsten zugenommen, die Zahl der veredelten Schaafe daselbst beträgt an 700000. Es wird doch viele ausländische Wolle eingeführt, besonders spanische an 30000 Säcke; die sächsische wird der spanischen gleich geachtet, nur wird über ihre Unreinlichkeit geklagt. Die lange Wolle wird zu Worsted-Zeugen gebraucht, die aber sehr abgekommen sind. 1791 ist eine British Wool Society entstanden. — *Rindvieh*; der echte Lancashire Stamm ist auch sehr veredelt worden. *Schweine* werden in verschiedenen Districten gemästet. Zu Congleton in Chesshire wog ein Schwein 1215 Pfund. *Pferde*, von verschiedener Race und zu verschiedenem Gebrauch. *Jagdhunde*. In Lancashire sollen noch Abkömmlinge des Urstammes gefunden werden. Hohe Preise derselben; 1800 wurde zu Carlisle ein Windhund für 152 Pf. Sterling verkauft. Wilde vierfüssige Thiere. Seit einigen Jahren ist das silbergraue Kaninchen fast in alle Gehege eingeführt; sein Fell geht stark nach Ostindien und China. Federvieh, zahmes und wildes. Die Gänse haben gewöhnlich 12—16 Pfund, aber auch bis 30. Sie werden jährlich funfmal gerupft. Die Lerchen aus der Gegend von Dunstable sind so beliebt, wie die Leipziger. England könnte die See- und inländische Fischerey mehr benutzen, als bis itzt geschehen ist. Die Zahl der Grönlandfahrer ist nicht viel über 100. 1750 wurde eine britt. Heringsfischerey errichtet. Den Lachs findet man wirklich nirgends schöner und schmackhafter als in verschiedenen Theilen Englands. Eingemacht geht der englische Lachs nach Venedig und Livorno. *Seide* wird nicht mehr so viel verarbeitet, seitdem die Baumwolle allgemeiner geworden ist. Die Versuche, Maulbeerbäume und Seidenwürmer in England zu cultiviren sind seit 1720 als fruchtlos aufgegeben worden. Man zieht die Seide aus den nördlichen Theilen Italiens, aus Bengalen und China. Seit 1794 hat man angefangen, die rohe bengalische Seide auf italienische Art zu organsiren. *Waldungen* sind itzt in England sparsam und eingeschränkt. Die vornehmsten Forsts werden genannt. Dem englischen Bauholz wird der Vorzug vor dem ausländischen gegeben, aber es ist selten, und Bauholz macht daher einen Hauptartikel der Einfuhr, vornemlich aus dem brittischen America aus. Man hat Sägemühlen, durch Dampfmaschinen getrieben, angelegt, und daher wird die Einfuhr der Dielen oder Breter sich vermindern. Der Weinbau gedeihet nicht, aber vielerley Aepfelsorten liefern verschiedene Arten Ciders.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Digitized by Google

NEUE

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

163. *Stück*, *den* 30. *December* 1807.

REISEBESCHREIBUNG.

Beschluss der Recension von *Nemnichs* Reise durch England.

Vor etwa vierzig Jahren war England's Getraide-Ausfuhr beträchtlich. Seitdem hat die Getraide-Einfuhr sehr zugenommen, nicht wegen Vernachlässigung (des vielmehr fortschreitenden) Ackerbaues (aber doch klagte auch der Verf. über das viele öde Land), sondern wegen der stärkern Bevölkerung. Allgemein ist das Weizenbrod, das aus Weizen mit andern Kornarten vermischte nur in einigen Districten gewöhnlich; in Schottland auch noch Haferbrod, aus weissem Hafer. Kartoffeln wurden nach ihrer Einführung durch Drake 1578. fast ein ganzes Jahrh. nur in Ireland cultivirt, und erst seit 80 Jahren fanden sie in Europa Eingang. Die Turnips, Rüben, führte erst Lord Townshend, Secretär George's I., der aus Hannover den Saamen brachte, ein. Hopfen wurde erst 1524 angebauet, vorher brauchte man Wermuth und andere bittere Kräuter zum Bier. Verschiedene Arten des Hopfens. Auch die Futtergräser, den Flachs, Hanf, Weberdisteln, Krapp, übergeht der Verf. nicht. Seit dem Misverständniss mit dem russischen Kaiser Paul I. sucht man den ausländischen Hanf zu entbehren, und die Pflanze in England und Ostindien mehr zu erziehen, auch den Paut und Sunn, als Surrogat des Hanfs, zu benutzen. Verschiedene Arten der Baumwolle: Americanische oder Georgia Baumwolle (die beste; Sea Island Cotton genannt); westindische, getheilt in British Plantation und Foreign West India; brasilische; türkische. Lancashire, wo die Baumwollenfabriken entstanden, hat auch die Hauptfabriken. 1771 wurden 2,667042 Pf. Baumw. eingebracht, 1802 65,850396. Nicht weniger als 800000 Menschen beschäftigt im GB. die Baumwolle. Eine hierin eintretende Stockung muss also grossen Nachtheil bringen. Die Hälfte von E's Bevölkerung würde nicht hinreichen, wenn Hände das spinnen sollten, was itzt ungefähr 150000 bey den Maschinen angestellte Menschen spinnen. Twist (Baumwollengarn) ist seit etwa 12 Jahren in grosser Menge nach dem festen Lande ausgeführt worden. *Steinkohlen* sind die erste Quelle des britt. Reichthums. Ihre Benutzung beym Bergbau und in den Fabriken fällt erst in die neuesten Zeiten. Wie ihr Gebrauch mannichfaltig verbessert worden sey, wird vom Verf. genau angegeben. Von den übrigen Mineralproducten kurze Nachrichten. Unter den Getränken wird vornemlich der Thee behandelt. Gegen Anfang des 18ten Jahrh. war er kaum als Handelsartikel bekannt; er diente hauptsächlich als Arzney. Bis 1707 führte man etwa jährl. 60000 Pf. Thee ein (wovon das Pf. mit 3 Guineen bezahlt wurde), 1805 24,657495 Pf., oder, da vieler eingeschwärzt wird, etwa 25 Mill. Pf., wovon 5 Mill. nach Irland, Westindien etc. gehen, 20 Mill. in E. und Schottland verbraucht werden. *Weine* sind durch die Taxen sehr in den Preisen gestiegen, und werden oft verfälscht. Es gibt auch selbstgemachte Weine aus verschiedenen Obstsorten und Beeren. Verschiedene Brantweinsorten. Die Bierbrauerey hat erst seit dem Ende des 16. Jahrh. grosse Fortschritte gemacht. Unterschied zwischen *Beer*, *Ale* (jenes hat mehr Hopfen) und *Porter*. Letzterer wird itzt durch mehrere Ingredienzien verdorben und zum Theil gefährlich gemacht. Spruce Beer und Essence of Spruce. Der Ueberfluss eigner Producte u. Manufacturwaaren und der Producte der ausländ. Besitzungen hat die Ausfuhr sehr vergrössert. Der Kriegsstand lehrt die Engländer aus eigenen Mitteln zu produciren, was sie aus fremden Ländern gar nicht oder mit Beschwerde erhalten. Zu Anfang des 18. Jahrh. betrug GB's Aus- und Einfuhr nur 10 Mill. Pf. Sterl., itzt kann man den Betrag auf ungefähr 32 Mill. jährl. setzen. Noch gibt der Vf. einen Ueberblick der Handelsverhältnisse G's mit andern Ländern, die sich aber freylich durch den Krieg abändern. Die inländ. Schiffarth ist durch die vielen Canäle sehr erweitert. Es werden vornemlich die vom Herz. von Bridgewater seit 1758 angelegten, beschrieben. Der Grand Junction Canal (der mehrere vereinigt) ist erst 1805 vollendet worden. Nicht weniger wichtig sind die *eisernen Wege*, wo die Spuren von gegossenem Eisen sind (ehemals von Holz). Sie werden jedoch nicht als Frachtwege ge-

braucht (dazu sind die Canäle wohlfeiler), sondern um Steinkohlen, Erze etc. zu den Canälen schnell zu bringen. Dampfmaschinen sind unter der mannichfaltigsten Anwendung durch ganz GB. ausgebreitet. Dem Marquis von Worcester (der 1663 eine Century of Inventions herausgab), wird die erste Idee davon zugeschrieben. Vierzig Jahre später brachte Cap. Savary sie in Anwendung, und Newcomen machte mit ihm und Crawley manche Verbesserungen darin, aber Beighton (oder soll der Name Brighton heissen?) brachte sie erst 1717 in die itzige Form. D. Black (1763), James Watt, und Boulton (1773) haben grosse Verdienste um Verbesserung der Maschine. Seit 1796 haben einzelne Theile der Dampfmaschine wieder durch Cartwright, Hornblower, Murray und andere, Verbesserungen erhalten. Die National-Schuld hat Rob. Peel (1780) als die Mutter des Nationalwohlstandes angegeben, und diese Behauptung ist nachher bestätigt und erklärt worden. Ehemals borgten die Könige von England grosse Capitalien als eigne Schuld von reichen Particuliers, freywillig oder durch Zwang. Zu Ende des 17ten Jahrh. wurde beschlossen, Summen zu Bestreitung der Staatsbedürfnisse aufzunehmen und die Zinsen von den zu erhebenden Additional-Taxen zu bezahlen. Funds oder Stocks heissen die Staatsschulden, zu denen, zur Bestreitung der Zinsen, bestimmte Taxen angewiesen sind. Es gibt aber auch nicht fundirte oder Interims-Sicherheiten, die, wenn ihr Betrag zur Reife gekommen ist, consolidirt oder in Stocks verwandelt werden. 1702 betrug die brittische Nationalschuld etwas über 16 Mill., 1763 nahe an 140 Mill., 1793 auf 240 Mill., itzt fast 700 Mill., die jährl. Interessen 24 Mill. Pf. Sterling. Schon 1717 wurde ein Tilgungsfond aufgestellt, aber hernach oft angegriffen. Der itzige Sinking Fund ist von ganz anderer Eigenschaft (von D. Price 1786 entworfen, von Pitt ausgeführt;), mit dessen Hulfe schon zu Anfang 1806 123¼ Mill. von obengedachter Nationalschuld getilgt waren. Die *Bank* von Engl. (1694 errichtet) hat ein Capital von 11,686800 Pf. St., der Regierung zu 3 Proc. geliehen. Ueber die Suspension der Bezahlungen der Bank in Cassa d. 25. Febr. 1797, die öfters erneuert worden sind. Sie bezahlt nun nur in Banknoten, und hat doch grössern Credit als je. Sie ist in zwey Departemens getheilt. Privatbanken in London und im Lande. Ueber den Mangel an klingender Münze wird geklagt. Der Mangel an Scheidemünze macht, dass so viel nachgemachtes fremdes Geld, so wie auch schlechte Kupfermünze, circulirt. Bemerkungen über die beste Art in E. mit Nutzen zu reisen, machen S. 82 den Beschluss. Das Vorurtheil, als wenn die Britten Fremden überhaupt den Zutritt zu ihren Fabriken versagten, widerlegt der Verfasser.

Mit S. 86 fängt die eigentliche Reise, oder vielmehr Ortsbeschreibung an, und zwar von *London*. Pitt nannte 1800 diese Stadt *the Emporium of the World*. Sie liegt auf beyden Seiten der Themse, ungefähr 60 (es werden überall *englische* verstanden) Meilen von ihrer Mündung, in drey Abtheilungen City von London, City von Westminster, Southwark, die mit den Vorstädten eine Länge von 7—8 Meilen haben, der Umfang wird zu 26 Meilen angegeben. Nach Colquhoun hat sie 8000 grosse und kleine Strassen, 65 Squares (grosse viereckigte Platze), 160000 Häuser, eine Million Einwohner. Drey Brucken über die Themse. Die wichtigste Strasse für die Handlung ist die *Thames-Street*, deren Umschaffung man, so wie auch eine Veränderung des geschmacklosen Zollhauses, Custom House, nun erwartet. Das Hauptcomtoir, das wie in allen Zollhäusern *Long Room*, genannt wird, ist ein sehr langer Saal. Eine Abkürzung der voluminösen und verworrenen Zollverordnungen wird gewünscht, der Betrag der jährl. Zoll-Revenue auf 6—7 Mill. Pf. Sterling berechnet. Beym Einreissen der Thames-Street wird auch der *Steelyard*, oder die ehemalige Waarenniederlage der deutschen Handelsleute, und noch das Eigenthum der Hansestädte, fallen müssen. Dem Tower gegen über liegt ein ansehnliches Gebäude, the Trinity House, einer 1515 zu Deptford gegründeten Corporation gehörend, welche die wohlthätige Absicht hat, verarmte Seeleute, deren Wittwen und Kinder zu unterstützen, die Kinder zu erziehen. Seit sechs Jahren sind, zum Laden und Löschen der Schiffe, drey Docken entstanden, durch welche den ehemaligen Unbequemlichkeiten abgeholfen ist, der *Westindische* 1799 auf der Isle of Dogs angelegt, mit zwey Abtheilungen (er ist nur vom Hauptsitz der Handlung etwas zu entlegen); die London-Docks, zur Aufnahme von Schiffen aus allen Gegenden, mit Ausnahme der ost- und westindischen, bestimmt, d. 26 Jan. 1802 angefangen, eröfnet d. 27. May 1805; der ostindische Dock zu Blackwall, wozu d. 4. März 1805 der Grund gelegt wurde; man wird ihn tiefer machen und auch andere Fehler der vorhergehenden vermeiden. Alle Unternehmungen dieser Art geschehen von Privatleuten. Die Börse, von Sir Thom. Gresham 1557 gegründet, erhielt bey einem Besuche der Königin Elisabeth 1570 den Namen, the Royal Exchange. 1666 brannte sie ab, 1669 wurde die neue angefangen, die seitdem keine Veränderungen erlitten hat. Der Platz ist in *Walks* oder Versammlungs-Stellen nach den Nationen und Gewerben abgetheilt; eine besondere Stelle hat Lloyd's Kaffeehaus (wo man aber keinen Kaffee trinkt, sondern die Hauptgeschäfte der Assecurateurs gemacht werden). Der Abonnenten sind etwa 1500. Jeder bezahlt beym Eintritt 15 Guineas, und jährl. 4 Guineen in den allgemeinen Fond. Verschiedene andere Kaffeehäuser werden erwähnt. *The Stock Exchange* ist ein von Speculanten zum Kauf und Verkauf der britt. Staatspapiere errichteter, von der Regierung geduldeter Markt, wozu 1801 ein eignes Gebäude eröfnet wurde. Der Börse gegen über liegt das Gebäude der Bank, 1732 errichtet. Münzmaschinerie, noch im Tower. Die Regierung hat schon bey Boulton zu Birmingham münzen lassen. Es sind nur zwey privilegirte See-Assecuranzcompagnien, die Royal Ex-

change Assurance und die Royal Assurance, beyde von 1719, aber mehrere Assecuranzen gegen Feuersgefahr, auf Menschenleben und Annuitäten (S. 100), die neueste the Globe Insurance 1801. *Ostindische Compagnie* (S. 101). So gross und reich ihre Besitzungen sind, so stehen ihre Sachen doch bedenklich, zu Anfang 1806 betrug die Schuldenlast 30 Mill. Pf. Sterl., und in Indien müssen von den geliehenen Capitalien 10—15 Proc. Zinsen bezahlt werden. Sie wurde 1600 incorporirt, 1698 entstand eine neue, beyde wurden nachher vereinigt, the united East India Company 1708. Die letzte Erneuerung ihrer Privilegien geschah d. 1. März 1794 auf 20 Jahre. Ein Court of Directors von 24 Gliedern leitet die Angelegenheiten. Ein vom König gesetztes Board of Commissoners for the Affairs of India wacht darüber. 1800 waren 2163 Interessenten. Von 1708—1800 sind 27,221550 Pf. Sterling Dividenden bezahlt worden. Das ostindische Haus ist ein sehr grosses Gebäude, wurde 1726 erbauet, aber seitdem sehr erweitert. Vor einigen Jahren hat es auch eine für indische Handschriften und Bücher über Indien bestimmte Bibliothek erhalten. Die übrigen Compagnien sind: the South-Sea Company 1711 errichtet, treibt aber seit 1748 ganz allein den Handel mit Staatspapieren; the Turkey or Levant Company gegen Ende des 16. Jahrh. gestiftet; the African Compagny 1663 etablirt; itzt steht der Handel nach Africa jedem frey; Hudson's Bay Company 1681 u. s. f. Verschiedene Gesellschaften für den inländ. Handel. *Hauptmärkte* in London, sowohl die ehemaligen als die noch fortdauernden. Vornemlich wird die Kornbörse, Corn-Exchange, beschrieben. London ist der Hauptsitz verschiedener *Fabriken*. Man unterscheidet die *Country-made* oder inländischen, und *Town-made* oder Londner Fabricate. Seidenzeuge werden in und um Spitalfields in London, Seidenband in Coventry verfertigt. Liverpool ist der Hauptplatz für Havanna-Zucker, dieser muss aber wie aller fremder Zucker wieder exportirt werden; der ostindische Zucker hat noch kein recht Gedeihen. Zucker von brittischen Pflanzungen, vornemlich von Jamaica und den Leeward Inseln. Seit 1659 findet man Zuckersiedereyen in England erwähnt. Dieser Zweig der englischen Industrie ist aufs Höchste gestiegen. Ursprünglich waren es Deutsche, die ihn betrieben. 1805 wurden 323453 Ctr. rohe, und 360431 Ctr. raffin. Zucker ausgeführt. Ob der seit einigen Jahren häufig ausgeführte Syrup, der lange in mit Bley gefutterten Gefässen liegt, der Gesundheit nachtheilig werden könne, wird gefragt. Die ausgedehnteste Zuckerraffinerie besitzen itzt in London *Craven* und *Bowman*. 120 Personen sind dabey beschäftigt, und eine Dampfmaschine, von 26 Pferden kraft, treibt sieben Mühlen, um Farin zu reiben; itzt wird sie aber zum Raspeln des Färbeholzes gebraucht. Die Bristoler Zuckersiedereyen arbeiten besser. Die vornehmste *Bierbrauerey* ist die von *Whitbread*, bey welchem allein jährl. 200000 Barrels gebrauet werden, und über 200 Personen, 80 Pferde beschäftigt sind. Die *Gerbereyen* befinden sich vorzüglich in Southwark. Die verschiedenen Arten Leder werden mit ihren Namen angeführt. Zeitsparende Gerbereyen, vornemlich von Desmond, nach Seguin's Methode, und Gerberstoff-Surrogate. Hutfabriken. Verschiedene Arten der Hüte, auch Strohhüte. *Seife*; drey Arten der harten; Lord Warwick hat vor kurzem eine sehr nützliche Seife, the Imperial Patent Hard Soap, erfunden. *Talglichter* werden in London vorzüglich gut gemacht. *Talglampen*, insbesondere die von Hrn. Windsor mit Gas. Nach dem Verf. ist die Erfindung mehr eine momentane Curiosität, als ein Kosten sparendes, treffliches Surrogat. *Floor Coths*, Teppiche von grober Leinwand, stark mit Oelfarbe überzogen. *Kattundruckereyen*, 1676 eingeführt, itzt nur in der Nachbarschaft von London. *Spiegel-Glas-Fabriken* sind nur zwey im ganzen Reiche, eine zu St. Helens bey Prescot in Lancashire, die andere in London in Upper East Smithfield. *Kunststeine* (artificial stone). Sie werden mit grossem Vortheil statt der natürlichen Bausteine, auch zu Statuen, u. s. f. gebraucht, und immer gewöhnlicher. Macarty, ein Schottländer, hat vor etwa vierzig Jahren zuerst die Composition erfunden. Itzt gibt es zwey Fabriken derselben, die einzigen auf dem Erdboden. *Schrot-Fabriken*, von Watts 1782 vervollkommnet. Das geschmolzene Bley wird aus beträchtlicher Höhe von Thürmen herab in Wasser gegossen und bildet dann ganz rundes Schrot. *Messingwaaren*. *Kutschen*. Die erste kam 1580 aus Deutschland nach London. Long Acre, eine grosse Strasse Londons ist Hauptsitz der Kutschfabriken und Godsall behauptet darin den ersten Rang. In besondern Remisen (Repositories of carriages) findet man eine grosse Verschiedenheit von Wagen. Die *Sattlerarbeit* wird bekanntlich sehr vollkommen gemacht. Geschirrmacher, Mobilien- und Tapezier-Arbeit (Upholstery), Kunsttischler, Juweliere und Goldschmiede. Fremde *Uhren* können itzt nur heimlich eingeführt werden, da die englischen Uhrfabriken selbst sehr thätig sind. *Chronometer* (Time keepers) werden nirgends besser als in London verfertigt, so wie auch vorzügliche mathematische und physikalische Instrumente von Ed. Troughton (dem ersten itzigen Künstler in diesem Fache — dem verst. Ramsden ist Matth. Berge gefolgt) und andern. Erd- und Himmelskugeln macht vornemlich *John Cary*. Deutsche können sich wegen solcher Instrumente vornemlich an einen Landsmann, Hrn. M. A. F. Thoelden, N. 10. St. Albans Street, Pallmall, London, wenden. *Claviere* sind itzt in England nicht mehr gebräuchlich, sondern Pianofortes, die Joh. Zumpe aus Fürth 1765 zuerst in London verfertigte. Andere musikalische Instrumente und Musicalien-Handel. S. 144 ff. über den *Kunsthandel* in England. Zuvörderst etwas über die itzt lebenden *ersten* Künstler in London, Maler, Kupferstecher, Holzschneider (Th. und J. Bewick, Charlton, Nesbitt), Caricaturenverfertiger (Gilray). Die Kunsthandlungen von Boydell, R. Ackermann

(aus Schneeberg — seine Wasserfarben, die Reeves erfunden, und andere Farben, die er eingeführt hat). Die *Royal Academy* (der Kunst) in Somersethouse, deren itziger Präsident *Benj. West* ist, und Royal Exhibition S. 155. — Zum *Papier*, das man in England braucht, muss der grössere Theil der Lumpen auswärts geholt werden. Zu Maidstone wurde zuerst das Velinpapier von den Gebr. *Wattman* erfunden, deren Fabrik itzt *Hollingsworth* fortsetzt. Chaptals Methode oxydirte Salzsäure zum Bleichen der Lumpen und des Papierteigs anzuwenden, ist auch in England eingeführt. *Schriftgiessereyen. Stereotypen.* Schon 1736 druckte *Ged*, ein Goldschmid zu Edinburg, einen Sallust mit Letterplatten, 1783 Tilloch und Foulis eben so Xenophons Anabase etc. Die Stereotypendruckerey des Grafen *Stanhope* macht doch kein Glück; die Gründe der Buchhändler gegen des Grafen Plan werden dargelegt. In London gibt es itzt 176 Buchdruckerherren, von welchen der königl. Buchdrucker, *Strahan*, allein an 30 Pressen unterhält. Ueber das Heisspressen und Kaltpressen. Jenes geschieht mit Presspänen und heissen Platten. Zwischen 7 und 800 *neue* Bücher und Broschuren kommen jährlich in England heraus, und 500 — 1500 neue Ausgaben von alten Büchern; von periodischen Werken verlassen in London am letzten Tage jedes Monats ungefähr 60 die Presse. Das Monthly Magazine setzt 4500 Exemplare ab, Monthly Review 4000, Critical Review nur 1000 u. s. f. (sollte der Verf. wohl auch nicht manchmal einseitige Nachrichten erhalten haben?); in London erscheinen über 40 Zeitungen, in ganz Grossbritannien gerade 100; wovon 15 auf Schottland kommen. Die erste Zeitung erschien in London d. 22. Aug. 1642. 1680 wurden alle Newpapers und Pamphlets verboten, 1713 die englichen Zeitungen zuerst gestempelt. Die Pressfreyheit kam erst 1694 zur gehörigen Consistenz. Die *Stationers* von den Booksellers noch verschieden (S. 163). *Buchhandel* und Verlagsrecht, nicht blos auf eine Reihe von Jahren respectirt. In America werden viele englische Bücher nachgedruckt. Die Buchhändler in London beschäftigen sich nur mit einzelnen Fächern. Erst seit Erscheinung der Kotzebue'schen Stücke auf dem Londner Theater hebt die Achtung der deutschen Literatur bey den Britten an. Ueber den deutschen Buchhandel in London noch mehrere interessante Nachrichten. Die Kunst des vollkommenen *Buchbindens* in Engl. ist etwa 80 Jahre alt (S. 172). Zwey Brüder, *Payne*, waren die ersten, die sich darin auszeichneten. Baumgärtner aus Göttingen, und itzt Hering ebenfalls aus Göttingen, waren und sind nachher die berühmtesten. Ordinäre Bände sind nicht so theuer als in Deutschland. *Leihbibliotheken*, zuerst gegen 1740 errichtet. Von der *London Institution* (1805 durch Subscription errichtet) S. 176, Society for Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce, 1753 errichtet (ihr ist die patriotische Gesellschaft in Hamburg ähnlich). Die Ertheilung von *Patenten* hat erst durch eine Parlamentsacte vom 12. Jahr Jakobs I. ihre feste Einrichtung erhalten. Noch von einigen Ausstellungen, Niederlagen u. s. f. Die vornehmsten Handlungshäuser haben ihre Comtoirs in engen, weniger besuchten, Strassen, in Höfen; die Kleinhändler ihre Laden in den Hauptstrassen. Das General-Post-Office ist den 27. Dec. 1660 errichtet worden. Das Personale besteht aus 300 Personen; die inländische Post brachte 1803. 697652 Pf. netto, die ausländ. 77830 Pf., die Two-penny Post 35484, die schottländische 96740, die inländ. 16896, zusammen 924304 netto (nach Abzug aller Kosten). Sonntags werden Briefe weder ausgegeben noch angenommen. Für jedes einzelne Blatt, gross oder klein, muss ein ganzes Porto bezahlt werden. Man muss also auf grosse Bogen Papier schreiben. Die Two-penny Post für die Correspondenz in London und der umliegenden Gegend wurde 1683 errichtet, 1794 verbessert. Das Verfahren mit den *Prisen* in Engl. wird S. 183 ff. dargestellt. Es gibt kein beständiges Prisengesetz. Das Prisengericht wird in Doctors Commons gehalten, wo es in Kriegszeiten viel zu thun und zu verdienen gibt. Kaufmännische Rechtsfälle werden in den Common Law Courts entschieden. Die Intoleranz der portugiesischen Juden gegen die deutschen wird S. 187 gerügt. Wohlthätige Anstalten: the Philanthropic Society, 1788 errichtet, um Kinder hingerichteter Verbrecher und Kinder die aus Noth Verbrechen begangen haben, zu retten und zu erziehen, 1802 in zwey besondere Häuser abgetheilt; the Refuge of the Destitute, für aus dem Gefängniss Entlassene; das Magdalenen Hospital, für sich bessernde Freudenmädchen, 1758 errichtet; die Schule für arme Blinde 1804 völlig zu Stande gekommen (die schon 1791 zu Liverpool errichtete Industrieschule für Blinde ist vollkommener), die Gesellschaft zu Losmachung von Schuldnern, deren Schuld nicht über 10 Pf. beträgt, 1772 errichtet.

Von S. 190 fängt die Beschreibung der einzelnen Gfschaften u. ihrer Orte, an. Alles ist so kurz zusammengefasst, dass wir nur das Merkwürdigste andeuten können. In der Gfsch. *Kent: Deptford* mit dem königl. Schiffswerft, wobey fast 2000 Menschen beschäftigt sind. *Greenwich* mit dem prächtigen Hospital für 2000 invalide Matrosen 1694, dem kön. Observatorium und der Camera obscura. *Woolwich*, eine der grössten Niederlagen von Kriegs- und Schiffs-Ammunition in E. *Dartford*. Die erste Mühle für weisses Papier daselbst unter Elisabeth von John *Spilman*, und die erste Eisendrathmühle 1590 von Geo. *Box*, beydes Deutschen angelegt. Pulvermühle. *Gravesend*, der erste Hafen in der Themse, 22 Meilen von London. Chatham Hauptstation der kön. Flotte. Die schönsten Austern im Flusse Medway. Jährliches Admiralitätsgericht über die Austernfischerey zu Rochester gehalten. Auf der Insel *Shepey* zwey kleine Städte, *Margate* mit einem berühmten Badeort, wo ein Quaker, B. *Beale* zuerst Bademaschinen erfunden hat, und *Ramsgate*. Der Hafen *Sandwich* ist itzt fast ganz mit Sand angefüllt. *Dover* ist der Haupthafen von den sogenannten Cinque Ports. *Canterbury*.

Gewebe aus Seide und Baumwolle, Wolle und Seide, werden da gefertigt. *Maidstone*, weisser Sand, gute Walkererde, der beste Hopfen. *Tunbridge*, saubere Holzwaare. Von der Gfsch. *Sussex* war ehemals der nördl. und südl. Theil mit Waldungen bedeckt. Noch ist viel davon übrig. *Brighthelmstone* (abgekürzt Brighton) ist erst in neuern Zeiten durch ein Seebad u. durch die Verschönerungen des Pr. v. Wales berühmt geworden. Gfsch. *Surry: Battersea* hat eine Windmühle von besonderer Bauart zum Malzmahlen. Am Flusse *Wandle* oder Vandel sind grosse Kattundruckereyen angelegt. Zu Merton sind zwey dergleichen, von 1724 und 1752. *Epsom*, ehemals wegen eines 1618 entdeckten Mineralwassers berühmt. Itzt denkt niemand mehr daran. Die Gfsch. *Middlesex* übertrift an Bevölkerung und Reichthum alle andere. Zu Islington-Fields grosse Bleyweissfabrik von Walkers 1786 errichtet. Gfschaft *Essex* sehr kornreich. *Harwich* Haupthafen, Station für Helvoetsluys in Friedenszeiten und bisher für Hamburg. Hauptstadt *Colchester*, am Fluss Coln; ehemals blühten da von ausgewanderten niederländischen Zeugwebern, die 1660 grosse Privilegien erhielten, angelegte Fabriken von Sarschen, Boys und ähnlichen wollenen Artikeln, dieser Zweig der Industrie hat abgenommen, doch werden noch die sogenannten *Gold List Boys* von Colchester geschätzt. Sie gehen weiss nach London und werden dort gefärbt. In der Nähe von Colchester werden die vorzüglichsten Austern gefischt. Zweymal des Jahres laichen die Austern. Die Brut wird zum Theil von gewissen Personen gekauft und bis zur vollkommnen Auster gross gezogen, wovon S. 203 f. genaue Nachricht gegeben ist, so wie auch nachher die beyden Hauptclassen der Austern mit ihren Unterabtheilungen angeführt werden. In London werden die Austern von Austernhändlern in Kellern gemästet. *Hampshire* und dessen Producte. Von Portsmouth und Portsea, und der Insel, worauf die beyden Städte liegen (S. 208). The town of Portsea (seit 1792 führt die Stadt diesen Namen, ehemals the Common oder Portsmouth Common) ist grösser als Portsmouth und volkreicher. *Southampton. Lymington.* Gfsch. *Wiltshire*, Hauptst. *Salisbury* (New Sarum auch genannt — Old Sarum ist fast verschwunden —). Dem Hrn. *Tho. Ogden* haben die dasigen Fabriken viel zu danken. Tuch wurde seit der Regierung der Elisabeth, Flanell seit 1680 dort fabricirt. Jetzt gibt es 3 Hauptarten der Flanelle. Feine Stahlarbeiten. *Wilton*, dessen Schloss (Wilton House) ganz umgebauet wird, ist der Hauptort in Engl., wo wollene Teppiche gemacht werden. 1750 wurde in London das Teppichweben nach Chaillot's Methode eingeführt. Wilton hat auch andere Fabriken. Auch *Devizes* ist ein bedeutender Fabrikort. *Bradford*, eine alte St. mit 7 bis 8000 Einw., ist der Mittelpunct der grossen Fabriken des superfeinen engl. breiten Tuchs (Broadcloth), wozu nur span. Wolle genommen wird. In der Nähe zu Stavertou hat *J. Jones* eine grosse Maschinerie zur Behandlung des Tuches, mit Ausnahme des Webens, errichtet, unter vielem Verdrusse. In den Tuchfabriken des westl. Theils von Engl. herrscht eine andere Oekonomie als in Yorkshire. Tuchfabriken in *Somersetshire* zu *Frome* (wo der Vf. bey *Sheppeard* die Procedur von der rohen Wolle an bis zur Vollendung des Tuchs sah, und S. 220 beschreibt) und *Shepton Mallet* (an beyden Orten wird vornemlich Second Cloth verfertigt). *Gloucestershire. Stroud* ist der Mittelpunct der dasigen Tuchfabriken. Nirgends in Engl. wird so schön in Scharlach und Schwarz gefärbt. Maschine zum Dressiren des Tuchs (*Gigmill* genannt). *Gloucester* hat grosse Stecknadelfabriken; die Stecknadeln gehen in grossen Quantitäten nach Spanien und America. — *Bristol* in Sommersetshire war ehemals, nach London, die erste Handelsstadt dem Range nach; die Volkszahl setzt der Vf. gegen 100000. Jetzt sind da: 18 Zuckerfabriken, Messingfabriken (die erste 1702 angelegt), Glasfabriken, Farbefabriken u. s. f. Des D. Gibbs Unternehmung in der Nähe von Bristol, aus Pferdefleisch eine Art von Wallrath-Lichtern zu bereiten, ist nicht gelungen. Zu *Baptist-Mills* Corduan und Satinfabrik. Der Schiffbau beschäftigt viele Hände in Bristol. Es hat eine gute Lage für den Handel mit dem südl. Europa, Westind., Amer. und Africa. Der Felsen St. Vincent in der Gfsch. Gloucester, und der Gesundbrunnen *Hot wall*, dessen Wasser unter dem Namen *Bristol water* ausgeführt wird. *Bath*, der erste und galanteste Badeort E's. Hier lernte der Vf. den Reisebeschreiber *Townsend* kennen, der an einem grossen Werke, in welchem er alle Sprachen auf einen einzigen Stamm zurückführen will, arbeitete. *Bridgewater* treibt einen beträchtlichen Küstenhandel. *Taunton* (dessen Gesch. *Toulmin* beschrieben hat), ein Städtchen am Fl. Tone mit 5 bis 6000 Einw., hatte schon 1336 eine Fabrik von groben wollenen Zeugen. Jetzt ist dieser Zweig fast abgestorben, und eine solche Fabrik ist nun zu *Wallington*. Taunton hat seit 1780 eine Seidenspinnerey, Fabrik von seidenem Flor u. s. f. *Dorsetshire* hat schöne Gegenden und ein mildes Klima. Aber die grossen Wollfabriken haben fast aufgehört. *Poole*, auf einer Halbinsel, hat einen bedutenden Handel, der sich von *Weymouth*, weil dessen Hafen versandet ist, dahin gezogen hat. Die Halbinsel vor Portland, und Portland selbst, mit etwa 2000 Einw., die grösstentheils in den Steingruben arbeiten. *Devonshire* hat einen verschiedenen Boden, und mehrere treffliche Mineralproducte. *Axminster* besitzt seit der Mitte des vor. Jahrh. eine wichtige Teppichfabrik, deren von andern verschiedene Arbeitsart S. 244 beschrieben wird. *Exeter*, Hauptst. von Devonshire, 17 bis 18000 Einw. Der Hauptzweig des Gewerbes und der Ausfuhr sind wollene Zeuge. Geköperte Flanelle werden vorzüglich gut gemacht. Die Fabriken zu *Tiverton* sind sehr in Verfall; so wie auch an andern Orten der Gfschaft. Die südl. Häfen: Sidmouth (versandet), Topsham, Teignmouth, Torbay, Dartmouth. *Plymouth*, *Stoenhouse* und *Dock* sind 3 beträchtli-

che, an einander liegende Plätze, die zusammen Eine Stadt genannt werden können. Dock ist erst seit 1760 entstanden, und jetzt schon wichtiger als Plymouth. Dem berühmten Dock-Yard (worin man Alles, was zum Bau u. Ausrüsten der Kriegsschiffe erforderlich ist, findet) u. den Arsenalen hat es sein Ansehen zu danken. Schiffscapitäne müssen gleich, wenn sie auf die Höhe von Plymouth kommen, mit den Lootsen, wegen des Lootsengeldes accordiren. Als Handelsplatz ist Plymouth unbedeutend, aber in Kriegszeiten Sammelplatz der Canalflotte und der auswärts gehenden Convoyen. Die grössten und vollkommensten Spinnereyen und Segelfabriken von Gloucestersh. sind in Pymore und Burton Mills bey Bridport. Das Städtchen *Tavistock* mit 4000 Einw., hat sich erst seit 12 J. durch die nahen Kupferbergwerke in Nahrung gesetzt. Diese zum Theil erst neuerlich angelegten Bergwerke werden beschrieben. Von *Cornwall* S. 259 ff. Es ist nur an Mineralproducten reich. Unter den minder bedeutenden Mineralien ist auch der *Menachanit* (im Thale Menachan von Penrose entdeckt, nach Klaproth ein Titanit), Seifenerde, Chinastone (ein zersetzter Granit). Vom Zinn und dessen Behandlung S. 262. Jetzt sind in Cornwall ungefähr 100 Zinnbergwerke, sie haben abgenommen, das grösste und einträglichste Polgooth in der Nähe von St. Austle. Vier Stempelstädte, in *Truro* aber werden die meisten Zinnblocks gestempelt. Zinngraupen oder Zinnkiesel werden in Flüssen und Strömen gefunden. Das feine Zinn wird nur in Engl. verbraucht und nicht ausgeführt. Kupfer ist jetzt das Hauptmineralproduct von Cornwall (S. 267). Es gibt ungefähr 100 Bergwerke, wovon 25 sehr einträglich sind. 40 Dampfmaschinen dienen zum Ausschöpfen des Wassers. 14000 Arbeiter sind in den Bergwerken angestellt. Die *Pilchard*-Fischerey ist auch ein Haupterwerbzweig von Cornwall. Der Pilchard ist ein dem Hering sehr ähnlicher Fisch (S. 271). Die Bevölkerung von Cornwall kann man jetzt auf 190000 setzen. Unter den Orten Cornwalls sind Redruth, Scorrier House (Sitz des Hrn. Williams, der eine Mineralogie von Cornwall herausgeben will), St. Austle, Porthmeer (erst seit 1790 bedeutend), Truro (die schönste Stadt in Engl.), Falmouth, der vornehmste Seehafen mit der Stadt (durch die von hier nach Lissabon, Westindien und Neu-America segelnden Paketboote berühmt) Penzance, ausgezeichnet. Lands-End ist das westlichste Vorgebirg von England. Auf dem grössten der Felsen Long Ships ist 1797 ein Leuchtthurm errichtet worden. Vom Fst. *Wales* S. 281 ff., aus 12 kleinen Gfschaften bestehend, deren 6 zu Südwales, 6 zu Nordwales gehören. *Milford Haven* ist der geräumigste, beste und sicherste Hafen von Engl. Caermarthen, ein Hauptort, fabricirt nur *Zinnblech*. Die ganze Procedur wird S. 284 beschrieben. 1681 fabricirte man in Engl. zuerst Zinnblech, und seit 1740 wieder. Swansea oder Swansey ist von Seiten des Erwerbes und der Handlung jetzt der Hauport nicht nur von Glamorganshire, sondern auch von ganz Wales, durch die Ausfuhr von Steinkohlen, Verschiedene Processe beym Kupferschmelzwerk S. 289. Vier Eisenwerke bey Merthyr Tydvil gehören zu den grössten im ganzen britt. Reiche. *Merionetshire* ist ein wahres Alpenland, und *Denbightshire* eröffnet die wundervollen Naturscenen von Nordwales. *Wrexham* ist die bevölkertste Stadt von Nordwales, hat fast 7000 Einw. Die Insel Anglesea oder Anglesey, macht eine von den 6 Gfschaften von Nordwales aus, und ist wegen ihrer Fruchtbarkeit die Ernährerin von Wales. *Parry's Mountain* enthält eines der mächtigsten Kupferbergwerke, erst seit 1765 bearbeitet. Vom Zement-Kupfer S. 300 f. *Monmouthshire* gehört zwar zu England, ist aber doch, seiner Lage nach, als ein Theil von Wales zu betrachten. *Herefordshire*. *Worcestershire*. Die Hauptst. *Worcester* (ausgespr. Wurster) hat 15000 Einw. Die Tuchfabriken haben aufgehört, aber die Fabriken von ledernen Handschuhen und Porcellan bleiben. In *Kidderminster* ist vorzüglich die Teppichweberey empor gekommen. *Shropshire*, durch den Fl. Salop in 2 fast gleiche Theile getheilt. *Shrewsbury*, Hauptst., 16 bis 17000 Einw., Hauptmarkt für ein grobes wollenes Zeug. Die Gegend von Colebrookdale ist unerschöpflich an Steinkohlen und Eisenerz. *Warwickshire*, unbedeutende Fabriken. *Coventry*, eine alte Stadt, 16000 Einw., Haupterwerb Weben von Seidenband und Plüschfabriken. *Birmingham* (S. 314—322), vor 60 Jahren unberühmt, jetzt eine der ersten Städte des britt. Reichs mit 70000 Einw. Die Hauptfabricate sind Metallknöpfe, Schnallen, plattirte Arbeiten, lackirte Blechwaaren, Bijouteriewaaren, Gewehre. Die blühendste Periode für Birmingham war 1790—92. Die Typen des John Baskerville († 1775) sind 1779 nach Frankreich gegangen und nach Kehl gekommen. *Redditch* ist der Hauptort, wo Nähnadeln fabricirt werden. Sie müssen über 60 Processe durchgehen, ehe sie vollendet sind. *Soho*, 2 Meilen von Birmingham, ist erst vor 43 J. von Matth. Boulton angebauzt und durch seine Fabriken wichtig geworden. 1788 errichtete er eine Mühle zum Münzen. Sie setzt 8 Maschinen, mittelst einer Dampfmaschine, zugleich in Bewegung, die in einer Stunde 30 bis 40000 Geldstücke liefern können. *Staffordshire* (S. 329), wozu auch Soho eigentlich gehört. *Stafford*, die Hauptst. hat kaum 4000 Einw. Von dem Städtchen *Burton* upon Trenth, hat das berühmte Bier den Namen. Die Bradley Iron Works gehören zu den bedeutendsten Eisenfabriken des Reichs. Von ihnen S. 330 ff. Nicht weit von Bradley brennt seit 50 Jahren ein unterirrdisches Feuer, das noch nicht hat gelöscht werden können, ein unterminirter Steinkohlenflötz. *Wolverhampton*, wo man 1801 12,565 Einw. zählte, ist ein Hauptort von Eisen- und Blechfabriken. Der Hauptartikel sind Schlösser jeder Art. Im nördl. Theil von Staffordshire ist der vornehmste und älteste Sitz der Fabriken von irdener Waare in Engl. (the Potteries). *Burslem* ist der älteste Ort unter den Fabrikstädten.

aber erst 1690 führten zwey deutsche Töpfer dort Verbesserungen ein. Es ist sehr angenehm, dass der Vf. öfters daran erinnert, wie viel die engl. Fabriken Deutschen verdanken. Astbury hat noch im 17. Jahrh. das weisse Steinzeug erfunden. Josiah Wegdwood († 1795) hat es 1763 sehr vervollkommnet. Von diesem Töpfer und seinen Fabriken, dem von ihm errichteten *Great Trunk Canal* (100 Meilen lang, 1775 vollendet), dem von ihm erbaueten *Etruria* etc. S. 539 ff. England ist im Besitz aller zu diesem Erwerbzweig erforderlichen Materialien. Mit dem Pfeiffenthon wird das Mehl von gemahlenen Feuersteinen vermischt. Die Procedur ddr Arbeit und die Arten der Waare beschreibt Hr. N. genau. — *Cheshire* (S. 348) hat besonders viele Gerbereyen, Salzwerke (von denen *Norwich* der Hauptort ist, Steinsalz, Quellsalz) und Käse. *Chester*, die Hauptst. mit 15000 Einw., hat ein grosses Lager für Käse und vielen Schiffbau. Macclesfield und Stockport nehmen seit etwa 30 Jahren an Bevölkerung und Gewerbe zu. *Lancashire* (S. 360 ff.) hat sich durch die Industrie der Einw. sehr gehoben. Steinkohlen sind das Hauptproduct. Manchester hatte 1717. 8000 Einw., 1801 84020, ist der Mittelpunct der Baumwollenfabriken in Engl., und hat seinen Flor vornemlich dem Canal des Herz. von Bridgewater zu danken. John Wilson, ein Barchentweber zu Ainsworth, hat grosse Verdienste um das Dressiren, Bleichen, Drucken und Färben der Zeuge. James Hargrave (1767), Arkwright (1768 75) haben neue Maschinen zum Weben und Spinnen erfunden. Die verschiedenen Arten von Weft (Einschlussgarn) und Twist (Zettelgarn). Trocknen-Maschine des J. Burns 1797. Seit 1772 webt man Musline in Lancashire. Sorten von baumwollenen Zeugen und Muslinen. Ashton an der Line, Bolton le Moors Bury, Rochdale, Haslingdon, Preston, Wigan, Leigh, Warrington haben noch Wollen- und Baumwollen-Fabriken. Prescott fertigt Uhrmachergeräthschaften, in St. Helens ist seit 1773 eine Spiegelglasfabrik. *Liverpool* (S. 383) war vor Anfang des 18. Jahrh. unbedeutend, und hatte 1801 77653 Einw. Der dort herrschende Handels- und Speculationsgeist. Die 13 vorhandenen Docken gedenkt man mit 2 zu vermehren. Die Stadt handelt nach allen Theilen der Welt, Ostindien ausgenommen. Durch die Aufhebung des Sclavenhandels wird sie einen Stoss leiden. Rauch- und Schnupftabacks-Fabriken. Es wird jetzt eine grosse Börse in Liv. erbauet. Fünf literar. Institute daselbst (the Athenaeum, the Lyceum etc.). Der Banquier Wm. Roscoe ist als Geschichtschreiber berühmt. *Yorkshire*, die grösste Gfschaft in Engl., ist in drey Districte, West-, East- und North Riding getheilt (S. 392). West Riding hat bedeutende Tuchfabriken. Die Hauptst. des Tuchdistricts ist *Leeds*, seit kurzem sehr bevölkert (1801 53162 Einw.). *Halifax* ist der Hauptmarkt für dünne wollene Zeuge. *Sheffield* (1801. 31314 Einw.), wegen seines Stahls und der daraus fabricirten Artikel berühmt. Schwedisches und russisches Stangeneisen. Vier verschiedene Sorten des Stahls. In East Riding ist Kingston upon Hull (oder *Hull* schlechthin) mit fast 40000 Einw., durch seine vortheilhafte Lage zum Handel wichtig. Schon 1598 schickte Hull Schiffe nach Grönland. *Derbyshire* (S. 414) hat Landcultur und Mineralproducte. In der Hpst. Derby wurde die erste Seidenmühle angelegt. *Nottinghamshire*, eine der angenehmsten und fruchtbarsten Gfschaften. Hauptst. *Nottingham* mit 30000 Einw. (S. 418), fertigt Strümpfe, Strumpfstücke, Handschuhe, von Seide und Baumwolle. Die Strumpfwaare wird in alle Gegenden verführt. *Leicestershire* hat treffliche Weiden und Viehzucht. Hpst. *Leicester* mit 17000 Einw., Hauptsitz des Webens wollener Strümpfe. *Lincolnshire* in drey Districten, Lindsey, Kesteven und Holland, hat viele Heide, Marsche und Sümpfe. Starke Viehzucht. *Rutlandshire*, die kleinste Gfsch. in Engl. *Northamptonshire*, ein angenehmes und gesundes Land. Hpst. *Northampton*, der erste Markt für schöne Reit- und Kutschpferde. *Oxfordshire*. Von Oxford nur ein paar Worte, da es für den Handel unbedeutend ist. *Berkshire*. In der Hauptst. *Reading* wurde ehemals viel Tuch fabricirt. *Buckinghamshire*, *Hertfordshire*, *Hedfordshire*, *Huntingdonshire*, *Cambridgeshire* (wo *Newmarket* Hauptplatz für Pferderennen ist), sehr kurz behandelt. *Suffolkshire* ist merkwürdiger. Die Hpst. *Ipswich* schickt Schiffe nach Grönland. Zu Sudbury liessen sich die niederländ. Wollarbeiter zuerst nieder. *Norfolkshire* hat das meiste Pflugland in Engl. *Yarmouth* (Gross-Yarm., denn Klein-Yarm. liegt in der Gfsch. Suffolk, gegenüber) mit fast 15000 Einw., hat Verkehr mit den Ostseehäfen und dem mittell. Meere. Heringe und Makrelen sind die Hauptnahrung der Einwohner. Seebäderanstalt seit 1750. *Lynn*, St. und Hafen mit über 10000 Einw. und beträchtlichen inländ. und ausländ. Handel. *Norwich*, eine der merkwürdigsten Städte, schon zu Anfang des 14. Jahrh. wegen ihrer wollenen Zeuge (Worsted Stuffs) berühmt. Sie hat an Bevölkerung und Handel sehr abgenommen. Die Nachahmung der Shawls erhält sie noch. *Westmoreland* (S. 445) ist öde und unfruchtbar. *Kendal*, Stadt am Flusse Ken, mit 8000 Einw., hatte schon unter Eduard III. Wollfabriken, jetzt Fabr. von groben wollenen Zeugen und Gerbereyen. *Appleby*, die Hpst. ist unbedeutend, hat nur 700 Einw. Die Gratsch. *Cumberland* ist auch sehr unangebauet. Verschiedene Seen darin heissen zusammen *the Lakes*. *Carlisle*, Hpst. mit 12000 Einw., hat Kattundruckereyen, Peitschenfabriken u. s. f. Bey Borrowdale wird Reissbley gefunden. *Whitehaven* ist erst in neuern Zeiten gross und bedeutend geworden. Die Hauptausfuhr sind Steinkohlen. Die Gfsch. *Durham* hat treffliche Viehzucht, Bley- und Eisen-Minen, Steinkohlen-Bergwerke. In *Darlington* (7500 Einw.) wird viel Tischdrell (Huckebacks) verfertigt. *Swalwell* hat eine grosse von Ambr. Crowley gegen Ende des 17. Jahrh. errichtete Eisen- und Stahlfabrik von Ankern, Ketten etc. *Sunderland*, ehemals New Werentouth, ist nächst Newcastle an dieser Seite der Hauptort, wo von Stein-

Digitized by Google

Kohlen exportirt werden. *Northumberland*, die nördlichste Gfsch. in Engl. (S. 459), ist im Ganzen unfruchtbar. *Newcastle* (upon Tyne) mit 60000 Einw., benutzt die unerschöpflichen Kohlen-Minen und Gruben, womit es umgeben ist. Ueber den Kohlenhandel, aus Macnab's Observations. Lord Dundonald hat vor 12 Jahren bey Newcastle eine Sodafabrik angelegt. Die Stadt hat einen Antheil am Wallfischfang, Gold- und Silber-Raffinerien, Zuckersiedereyen, Reepschlägereyen (für Tauwerk), Glashütten, Kornhandel, und in der Nähe Eisengiessereyen. *Shields* mit seinem gefährl. Hafen. 1790 erfand Heinr. Greathead in South Shields ein Rettungsboot, das schon sehr heilsam gewesen ist. *Berwick*, Hauptst. einer Grafsch., nährt sich vorzüglich von der Lachsfischerey.

Seite 471 fängt die Beschreibung von *Schottland* (Scotland, Nordbritannien) an, bey der wir uns noch kürzer fassen müssen. Der Vortrag des Verfassers ist selbst äusserst gedrängt. Schottland wird in das nördliche, mittlere und südliche, oder die *Highlands* und *Lowlands* getheilt. Es enthält 12,151471 Acres (Morgen), cultivirten, und 14,213224 Acres, uncultivirten Landes, Volkszahl (aber unsicher) 1801, 1,600000. Viele Einwohner werden nach Nord-America verhandelt, und haben ein trauriges Loos. Einiges aus Lord *Selkirk's* Observations on the Highlands and on Emigration 1803. Der Wolf ist seit 1680 aus Schottl. ausgerottet, auch Biber gibt es nicht mehr, der schöne Auerhahn wird immer seltner, von den ehemal. grossen Waldungen gibt es nur geringe Ueberbleibsel. Steinkohlen haben unter den Mineralproducten die erste Stelle. Die Leinwandfabriken haben abgenommen. Dagegen bleiben die von wollenen und baumwollenen Zeugen, Kornbrantewein (Whisky); auch die Seehandlung hat zugenommen. Die inländ. Schifffahrt befördert *der grosse Canal*, 35 Meilen lang, der den Forth u. Clyde verbindet, 1768 unter Smeaton's Leitung angefangen, 1790 eröfnet. Vor kurzem hat man einen neuen, der die Grafsch. Inverness durchschneidet, the Caledonian Canal, angefangen. Die 33 Gfschaften Sch's sind jetzt auf 30 reducirt. Ihre Beschreibung fängt S. 486 an. Der südliche District enthält 13 Grafschaften, *Berwickshire* in 3 Districten, *Haddingtonshire* oder East Lothian (wo auch das Dorf Prestonpans durch seine Austern und Steingut berühmt, liegt), *Midlothiam* oder Grafschaft *Edinburgh* (von Edinburgh, Alt- und Neustadt, 7 Meilen im Umfang, 1801 82560 Einw., mit 3 öffentlichen, und 9 Privatbanken, einer Börse, 1754—61 erbauet, einer Commerzkammer, S. 492 ff. Hr. *Dav. Stewart* daselbst hat eine grosse Sammlung von ersten Drucken, Handschriften und Prachtwerken — von *Leith*, dem Hafen von Edinburg S. 501), *Westlothium* oder Grafschaft *Linlithgow*, Gfschaften *Roxburgh*, *Selkirk*, *Tweeddale* oder *Peebles*, *Dumfries* (stark bevölkert; hier liegt zunächst an England das Dorf *Graitney*, wo sich viele Liebende aus E—d, wider Willen ihrer Eltern, copuliren lassen), *Galloway* in 2 Districten, *Wigton*, *Airshire* (3 Distr.), *Lanark* oder Clydesdale (von *Glasgow*, das 1801 mit Einschluss der Vorstädte und Nachbarschaften 86630 Einw. hatte, 2 öffentl. Banken, eine Börse seit 1781 etc. besitzt. S. 523 ff. — in den neuesten Zeiten hat es sich im Weben der Musline hervorgethan — von dem Cudbear, einer aus Moos bereiteten Farbe, von D. Cuthbert Gordon erfunden, in Deutschl. Persio oder rother Indigo genannt — die erste Buchdruckerey in Gl. hat G. Anderson 1638 angelegt), *Renfrewshire* (*Paisley*, eine der blühendsten Fabrikstädte in Sch. mit etwa 32000 E. — *Port-Glasgow*, *Greenock*). Der mittlere Theil S. 543. Gfschaften: *Argyle*, *Dumbarton*, in ältern Zeiten Lennox, *Stirlingshire* (hat viele antiquar. Merkwürdigkeiten), *Clackmannan*, *Kinnross*, *Pertshire* (eine der wichtigsten Gfschaften S. 553. Von der Hpst. *Perth* S. 560), *Fife* (in dieser Gfsch. liegt *St. Andrews*, das eine Universität hat), *Angus* oder Torfar (St. *Dundee* mit 26000 Einw., *Aberbrothick*, abgekürzt Arbroath, *Montrose*, Fabrikstädte), *Aberdeenshire* (das Wort *Aber* bedeutet in der galischen Sprache die Lage am Ufer oder der Mündung eines Flusses — Alt- und Neu-Aberdeen S. 580), *Banff* oder *Bamff*, *Moray* oder *Murray*, *Nairnshire*. Im nördl. Theil: *Invernesshire*, Grafsch. *Cromarty*, *Roosshire*, Grafsch. *Sutherland*, *Caithness* oder *Wick*. S. 601 fängt die Beschreibung von *Ireland* an. Nach Newenham beträgt die Bevölkerung 5,400000. Boden und Klima ist der Viehzucht vorzüglich günstig, die Küste der Fischerey. Kartoffeln wurden in Ireland 1565 zuerst angebauet, und Waren dort schon allgemein, ehe man sie im übrigen Europa kannte. Leinwandfabriken und Einsalzen des Rind- und Schweinefleisches zur Ausfuhr sind die zwey Haupterwerbzweige. Acht Sorten Leinwand werden angeführt. Ireland hat 65 Häfen, und 24—26 Zufluchtsörter für Schiffe. Seit 1782 ist der Handel mehr begünstigt. Die Bank von Ireland 1803 zu Dublin nach dem Muster der engl. eingerichtet. Der *grosse Canal*, 1765 angefangen, ist noch nicht vollendet, eben so der *königl. Canal*, 1789 angef. Ireland ist in 4 Provinzen abgetheilt: *Ulster* mit 9 Gfsch., *Leinster* mit 12 Gr., *Munster* mit 6 Gr., *Connaught* mit 5 Gr., zusammen 32 Gfschaften. Von *Dublin* (1804. 167899 Einw) S. 648 ff., auch die vielen wohlthätigen Anstalten daselbst, die vorneml. in den letzten 10 Jahren errichtet wurden, werden bemerkt. Von *Waterford* S. 668, Cork (80—100000 Einw.) 672. In einem eignen Abschn., werden noch die kleinen brittischen Inseln beschrieben, neml. *Wight* (20000 Einw.) S. 689., *Alderney*, *Guernsey*, *Jersey* (S. 694 ff.), *Sark*, die *Scilly*-Inseln (etwa 140. S. 693), *Lundy*, *Man* (701), mit 30000 Einwohnern, die *Hebriden* oder Western Islands (ungefähr 300 an der Zahl, S. 706), die *Orkney*-Inseln (67. S. 718), die *shetlandischen* (86. S. 723). Die Ort- und Sachregister sind ziemlich vollständig.

Gedruckt in der Ackermannischen Buchdruckerey zu Leipzig.

Digitized by Google

Inhalts - Verzeichniss

des

July - Heftes der N. L. L. Zeitung 1807.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Ammon, K. W., Abhandlung über die Natur und Heilung der Augenentzündung bey Pferden etc. 88, 1407. 1408.

Anleitung zur Unterweis. in der Gesch. des deutsch. Reichs, Sachsenlandes und der vornehmsten europ. auch einiger ausländischer Staaten. 86, 1376.

Arethusa oder die bukolischen Dichter des Alterthums. 1r Th. 96, 1521—28.

Aretin, Joh. Chr. Freyh. v., Beyträge zur Geschichte und Literatur, vorzügl. aus den Schätzen der pfalzbaier. Centralbibliothek in München. 4r u. 5r Band. 88, 1398—403.

Beck, s. Goldsmith.

Bergmanns, Benj., histor. Schriften.
Auch unter dem Titel:
Die Kalenderunruhen in Riga in den Jahren 1585—1590, 92, 1471. 1472.

Bions und Moschus Idyllen, übersetzt und erläutert von J. C. F. Manso. 96, 1528—1533.

Brauer, Joh. Nikl. Fr., Beyträge zu einem Staatsrechte der rheinischen Bundesstaaten. 91, 1441—47.

Breinersdorf über die falsche Beurtheilung des Arztes vom Nichtarzt. 85, 1356.

Breitenbach, von, s. Anleitung.

Buse, G. H., die Handlungsschule. 1e Abth. 95, 1519. 20.
Auch mit dem besondern Titel:
Calligraphische Lehr- u. Uebungsstunden lehrend. Th. 1s Hft.

Camöns, Lusiade. Aus dem Portugies. in deutsche Ottaverime übersetzt. 85, 1345—51.

— — Lusiade. Heldengedicht. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Dr. C. E. Heise. In 2 Bden. 85, 1346—51.

Chantrant, Girod, Entretiens d'un pere avec son fils sur quelques questions d'Agriculture. 84, 1340—44.

Cleminius, J. G., kleines franz. Lesebuch für Anfänger und Geübtere. 93, 1486.

Danz, J. T. L., Vorschriften und Aufgaben zu allerley schriftl. Aufsätzen. 85, 1358.

Delille, Jacq., l'Eneide traduite avec des remarques explicatives et des notes en Allemand par J. H. Meynier 1r Th. 93, 1487.

Destillateur, der wohlerfahrne, u. Liquorist. 86, 1371. 72.

Dictionary, the new Pocket, of the English and German Languages. 84, 1343. 44.

Eberhard, A. G., gesammelte Erzählungen. 3r B. 89, 1424.

Eichstädt, Henr. Carol. Abr., de imaginibus Romanorum Dissertationes duae etc. 87, 1377—83.

Eisenmann, J. A., Versuch psychologischer Characteristiken des Menschen, in seinen verschiedenen Lebensperioden, verschiedenen Nationen und Ständen. 1r B. 91, 1455. 56.

Elsner, Joh. Carl, kurzer Auszug aus der deutschen Sprachlehre etc. 93, 1516.

— — Beschreibung, Benutzung u. Bearbeit. d. merkw., hauptsächlich einheimischen Erzeugnisse der Erde, nach den drey Naturreichen. 93, 1517.

— — Abriss der allgem. Weltgeschichte etc. 95, 1517—19.

— — kurzes Lehrb. d. Naturbeschr. 95, 1519.

Fabricii, Joh. Albr., Bibliotheca graeca etc. Vol. X. 89, 1329—40.

Fischer, Aug., Lehrbuch der christl. Religion. 85, 1360.

Fritsch, C. F., Comment. in Col. I, 16. 97, 1545—47.

Fuchs, Ildelph., Tschudi's, Egidius, von Glarus Leben und Schriften nach dessen eignen Handschriften diplomatisch verfasst. 1r u. 2r Th. 94, 1503. 4.

Galletti, I. G. A., vollständiges geograph. Taschenwörterbuch etc. 93, 1479. 80.

Gaum, praktische Anleitung zur vollständigen Armenpolizey-Einrichtungen. 90, 1434—39.

Gesenius, F. H. W., Symbolae ad observationes in Ovidii Fastos etc. 97, 1540—44.

Geyer, Placidus, Gesänge zur Erweiterung der wahren Gottesverehrung beym vor- und nachmittägigen Gottesdienste. 85, 1359. 69.

Gilibert, Eman., der Arzt als Naturforscher. Aus d. Franz. 85, 1354—56.

Goldsmiths Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexanders des Grossen. Aus dem Engl. mit vielen Anmerk. u. Zus. von Chr. Dan. Berk. 2r Theil. 86, 1374—75.

Gotthardt, I. G., der deutsche Saamengärtner etc. 92, 1460—1462.

— — vollständ. Unterricht in der Wartung und Pflege der Kaninchen etc. 92, 1462—64.

Griesbach, Joh. Jac., s. Novum Testam. Graece.

Guattani Monumenti antichi inediti ovvero Notizie sulle Antichità e belle Arti di Roma per l'anno MDCCCV. 87, 1386—1392.

Hacker, I. Geo. Aug., Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen. 2s Bdchen. 95, 1513—16.

Hänsch, Fr. Aug., gemeinnütziges Handwörterbuch für alle Stände. 1r Theil. 93, 1478.

Digitized by Google

Harless, G. C., Memoria Seileri. 97, 1550. 51.

— — Memoria D. I. W. Rau. 97, 1552.

Hartert, Franz Theod., Gedichte. 1r u. 2r Bd. 89, 1420. 21.

Hassels, Geo., statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums nach seinen neuesten polit. Beziehungen. 90, 1425 — 1434.

Henke, H. P. C., Oratio die festo coron. Napoleontis M. etc. vertit Kunhardt, 97, 1549 ff.

Heise, C. E., s. Camöns.

Heuberger, I. W., nothwendiges Handwörterbuch zur Erklärung aller in deutschen Büchern und Journalen vorkommenden fremden Wörter, Kunstausdrücke und Redensarten. 2r Theil. 93, 1473 — 1478.

Herculanum, Antiquités d', par Piroli et Piranesi. T. III — VI. 87, 1388 — 90.

Hermbstädt, Sigism. Fr., Chemisch-technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey. 2r Th. 86, 1361–64.

— — theoretisches und praktisches Handbuch der allgem. Fabrikenkunde. 1r B. 1r Th. 86, 1364 — 67.

— — Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher. 6r Bd. 86, 1367 — 71.

Kalpurnius, Titus, von Sicilien eilf erlesene Idyllen, nach der Beckischen Recognition des Textes von Gottl. Ernst Klausen 96, 1533 — 35.

Kind, Fr., Tulpen. 1s 2s Bdchen. 89, 1422 — 24.

Klaproth, Mart. Heinr., chemisches Wörterbuch. 1r Band. 93, 1481. 82.

Klausen, s. Kalpurnius.

Kühne, Fr. Th., Materialien zum Uebersetzen ins Franz. etc. 2r Th. 93, 1488.

Auch unter dem Titel:

Sammlung auserl. Briefe ins Franz. für Anfänger u. Geübt. etc.

Kunhardt s. Henke.

Laubender, B., theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde etc. 4r Bd. 92, 1464 — 68.

Macquer's, Pet. Josph., chymisches Wörterbuch etc. 1r Th. 93, 1482 — 84.

Manso s. Bion.

Meynier s. Delille.

Martin Luther, oder die Weihe der Kraft. Eine Trägödie. 89, 1409 — 17.

Meynier, Jean Henri, le Correspondant Français etc. 93, 1486. 87.

Auch unter dem deutschen Titel:

Französische Briefmuster. 2r Theil.

Millin, A. L., Monumens antiques inedits ou nouvellement expliqués. Tom. II. 6 Livraison. 87, 1383 — 86.

Moschus s. Bion.

Neuenhahn, C. C. A., Anleitung zum landwirthschaftlichen Handel etc. 1r Bd. 92, 1457 — 59.

Nolde, J. F., medicinisch-anthropologische Bemerkungen über Rostock und seine Bewohner. 1r Bd. 86, 1372 — 74.

Noth- und Hülfsbüchlein in einigen der wichtigsten Lagen des akademischen Lebens. 88, 1405 — 7.

Penl, Fr. Erdm., Gleich- und ähnlichlautende Wörter der deutschen Sprache, für den Jugend- und Selbstunterricht zusammengestellt. 93, 1484. 85.

Piroli s. Herculanum.

Pfizer, Karl, über die Collation der Descendenten. 94, 1489 — 1503.

Plamann, J. E., Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts. 1r Th. 95, 1505 — 1513.

Planck, H., Q. Ennii Medea commentario illustrata. 97, 1537 — 40.

Recherches asiatiques, ou Memoires de la Société etablie au Bengale pour faire de recherches sur l'histoire et les antiquités, les arts, les sciences et la litterature de l'Asie etc. T. I. 91, 1447 — 54.

Rehm, J. C. W., nützliches Allerley für Haus- und Feldökonomie. 92, 1459.

Richter, Jer. Benj., s. Macquer's chymisches Wörterbuch.

Scherwinzky, F. D. E., Beyspiele bewundernsw. Handlungen aus der röm. Geschichte etc. 87, 1391. 92.

Seidel s. Jugendalmanach.

Siebelis, C. G., einige Worte über die beyden untern Classen des Bautzner Gymn. 97, 1547 ff.

— — Ueber Amtstreue. 97, 1548 ff.

Sick, Unterricht für den Landwirth zur Abwendung und Heilung der in Kriegszeiten vorkommenden Viehkrankheiten. 92, 1469 — 71.

Soldat, der, als Beystand der Polizey etc. 91, 1454. 55.

Sprach- und Verstandesübungen auf Täfelchen; als Vorbereitung zum zusammenhängenden schriftlichen Gedankenvortrag. 85, 1357. 58.

Taschenwörterbuch der deutschen Sprache. 93, 1485. 86.

Testamentum, Novum, Gracce. Ex recens. Jo. Jac. Griesbach. Tom. IV. 95, 1520.

Tilly, Joh. Bapt., das Wiedersehen. Ein erzählendes Gedicht etc. 89, 1421. 22.

Vannoti, Jak., Handb. f. d. abgehenden Feldarzt. 85, 1351 — 54.

Voigt, deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre. 2r Band. 93, 1473 — 78.

Vollbeding, J. C., Wörterbuch zur Vermeidung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen etc. 93, 1485.

Weber, Fr. Bened., Staatswirthschaftlicher Versuch über die Theurung und Theurungspolizey etc. 90, 1439. 40.

Wenzels, Jos. u. Karl, Prodromus eines Werkes über d. Hirn des Menschen und der Thiere. 88, 1393 — 98.

Werner, s. Martin Luther.

Wolf s. Jugendalmanach.

Woltmann, Karl u. Karoline, Schriften. 4r Bd.

Auch unter dem Titel:

— — — Gedichte. 1r Th. 89, 1417 — 20.

Zimmermann, L. C., Observationes in Theocriti Idyllium I. 97, 1544 ff.

In diesem Monatsheft sind 83 Schriften angezeigt worden.

Digitized by Google

II. Buchhandlungen.

Altona — Hammerich 86, 1371. 96, 1535. 97, 1540.
Anspach — Gassert 88, 1408.
Bautzen — Monse 97, 1517. 1548.
Berlin — Akad. Kunst- und Buchh. 86, 1367. Gebrüd. Gedike 85, 1358. 91, 1455. Matzdorf 93, 1485. Realschulbuchh. 86, 1361. 1364. 89, 1417. Sander 89, 1409. 95. 1505. Schone 95, 1516. 1517. 1519. Spener 89, 1421. 92, 1469. Unger 96, 1521. Vossische Buchh.
Braunschweig — Reichard 94, 1488.
Breslau — W. Korn 85, 1356.
Coburg — Ahl 85, 1359. Sinner 93, 1487.
Duisburg — Bädecker und Comp. 93, 1473.
Eisenach — Wittekind 89, 1420.
Erfurt — Beyer und Maring 92, 1460. 1462. Hennings 86, 1372. 95, 1519. Keyser 85, 1360. 92, 1457. 1464.
St. Gallen — Huber und Comp. 94, 1503.
Giessen — Schröder 97, 1544.
Göttingen — Dietrich 90, 1439.
Hamburg — Bohn 84, 1329. Vollmer 85, 1345.
Hannover — Gebr. Hahn 97, 1537.
Heidelberg — Mohr und Zimmer 90, 1434.
Hof — Grau 93, 1486.
Karlsruhe — Müller 91, 1441.
Königsberg — Nicolovius 93, 1488.
Leipzig — Bruder und Hoffmann 86, 1376. Dyk 96, 1528. Gleditsch 93, 1479. Göschen 95, 1520. 97, 1545. Hartknoch 89, 1422. 92, 1471. 95, 1513. Niemannische Buchh. 89, 1424. Rabenhorst 84, 1343. 93, 1485. Schwickert 86, 1374. Seeger 93, 1473. Steinacker 85, 1357. Weidm. Buchh. 85, 1345. 93, 1482.
Lübeck — Römhild 97, 1549.
München — Schererische Kunst- u. Buchh. 88, 1398.
Münster — Waldeck 91, 1455.
Nürnberg — Fr. Campe 90, 1425. Raspe 85, 1354. Seidelsche Kunst- und Buchh. 85, 1459.
Oldenburg — Schulze 88, 1405.
Paris — Kaiserl. Buchdruckerey 87, 1383. 91, 1448. König 84, 1340.
Petersburg — Dienemann 87, 1377.
Pirna — Friese 93, 1484.
Riga — Hartmann 85, 1351.
Rom — Pet. Paul Montagnani Mirabili 87, 1386.
Ronneburg — Schumann 93, 1478.
Tübingen — Cotta 88, 1393.
Ulm — Stettin 92, 1459.
Züllichau — Darnmann 87, 1391.

III. Intelligenzblatt.

Abhandlungen und Aufsätze: von Einsiedel über ein Manuscript des Florus und eine d. Uebers. Ovids 31, 482 ff. Czikan Beytrag zum Jöcherschen gel. Lex. (von Liska) 32, 304 ff. vergl. 34, 538 ff. L. von Seb. Francke's Weltbuche 33, 527 ff. Etwas von Gabr. Faernus 34, 533 — 38. Petri Bemerkungen über Sprachbereicherung 33, 314 — 518. Goldmayer Zurücknahme einer Anfrage 32, 518 ff. Ders. zur Gesch. des Gedichts, die Nachtigall 33, 523 ff.

Antikritiken: von Dr. Keil 33, 513. 14. Petri und dessen Rec. 33, 319 — 22.

Anzeigen: der ausländischen Literatur: der englischen 30, 474 ff. 31, 440 ff. französischen 30, 473 ff. 31, 491 ff. holländischen 30, 475. italienischen 31, 492.

— — einer Auction 32, 312.

— — zu erwartender Werke, von Kidd, v. Köhler, v. Einsiedel u. a. 30, 468 ff. eines neuen latein. Wörterbuchs 30, 469 ff. von Melling, Göthe, Villers, Hirt etc. 31, 586 ff.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen: Brunninghausen 33, 928. Daubrawa 33, 528. Delambre 31, 485. Hesselbach 33, 528. v. Hochstetter 33, 528. Gambs 33, 528. Kiesewetter 33, 528. Mauss 33, 529. Poetti 33, 528. Reder 31, 481. Scherer 33, 528. Schumann 31, 485.

Bitte: die Nachr. v. Jonas Melanchthons Tod betr. 31, 486.

Buchhändler-Anzeigen: Becker 30, 476—78. Beygang 32, 512. 34, 541. Dyk 31, 493 ff. 34, 543. Engelhardt 31, 496. Fleischer d. j. 30, 480. 31, 493. 32, 512. 33, 529. Gräff 34, 542. Hanisch 33, 529. Heyer 31, 494—96. 32, 510. 34, 543 ff. Hinrichs 34, 544. Horaczek 30, 476. Keil 32, 511. Keyser 34, 543. Kümmel 30, 479 ff. Lechner 30, 489. Realschulbuchh. in Berlin 33, 530. Wilmans 32, 510 ff. 33, 529. Würzburger Redaction des Mag. für Erzieh. 31, 496.

Correspondenznachrichten: aus Dänemark 32, 497 — 503. aus Brünn 32, 502 ff.

Institute, neue: in Dänemark, Neapel, Upsal 30, 467. zu Berlin, Aschaffenburg, Madrid 34, 540.

Nachrichten, artistische: 30, 470. (von Canova)

— — literarische: 30, 470 ff. (Supplemente zu Pertsch allg. lit. Lexicon u. s. f.) 34, 529 — 33. (von Gedichten und andern Feyerl. bey der Reise Napoleons, dem Napoleon-Sternbilde.)

— — vermischte: 30, 472 ff. (Heiligsprechung in Rom) 31, 487 — 89. (Bevölkerung des Königr. Italien.)

Nekrolog; von Conr. Wagner 30, 465.

Preisertheilung: über die Vaccination in Sachsen 31, 485 ff.

Preissfragen, von Paris 30, 465. pädagogische 32, 505 — 10. (von Hasenclever und Natorp)

Schulnachrichten: von Naumburg. Domschule 30, 460 ff. von Schleswig. Domsch. 32, 502.

Todesfälle: Aulig 31, 495. Cordes 34, 539. Krauer 34, 539. v. Mehofler 32, 503. Pfotenhauer 31, 485. Plessmann 34, 539. v. Tempelhoff 34, 539. Vogt 34, 539. Wittig 31, 485.

Universitäten: Nachrichten von der zu Würzburg 31, 481 ff. Chronik der zu Wittenberg 31, 483 — 85.

Digitized by Google

Inhalts - Verzeichniss

des

August-Heftes der N. L. L. Zeitung 1807.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Anekdoten von guten Juden 105, 1679.

Arnim, L. A. v., und Clemens Brentano, des Knaben Wunderhorn. 103, 1633—1639.

Becher, vielerley Gestalten oder Geniestreich für Geniestreich, 100, 1600.

Biographie de feu S. A. le Prince Charles de Ligne. 105, 1680.

Bibliotheca Espannola. Vol. VI. 108. 1728.

— —. Italiana. Vol. XII. 108, 1728.

Boost, P. F., über eine Anklage des Horatius Flakkus. 108, 1725—28.

Bornemann, Heinr. Ernst, Beweis, dass der Unterschied zwischen heilbaren und unheilbaren Nullitäten dem jüngsten R. A. ganz fremd ist etc. 101, 1603—6.

Chefs d'Oeuvres de Literature et de morale etc. 2r Theil. 106, 1693. 94.

Camerer, Clem. Chrstph., Vortheile der selbstständigen Rechtsgesetzgebung für den Staat und dessen Justizpflege. 98. 1553—58.

Dieterich, Jo. Fr., Carmina latina. 105, 1678—80.

Dobmayer, Mariani, Systema Theolog. Cathol. 99, 1569—77.

Dräsecke, J. H. B., Confirmationsfeyer etc. 108, 1727.

Ebermaier, Joh. Chrstph, pharmacevtische Bibliothek für Aerzte und Apotheker, 2s St. 102, 1632.

Eichhorn, Joh. Gottfr., Geschichte der Lieteratur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten. 2r Bd. 2te Hälfte. und 4r Bd. 1ste H. 107, 1704—12.

Elisabeth, oder die Verbannte nach Sibirien. 101, 1614.

Engelmann, Carl Ludw., vollständige chemisch-praktische Bleichkunst. 102, 1631. 32.

English Library. Authors in Prose. Vol. XV. 108, 1728.

Erfahrungen, pharmacevtische, vorzüglich die Receptirkunst betreffend. 102, 1623. 24.

Erzählungen und Spiele von Wilh. Neumann und Karl Aug. Varnhagen. 103, 1639—40.

Fickenscher, G. W. A., Beytrag zu der Gech. der Bildungsanst. od. Gesch. d. Gymn. zu Bayreuth. 109, 1739—44.

Gädicke, Joh. Chr., Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. 100, 1595. 96.

Glatz, Jac., Sittenlehre für jüngere Mädchen, in Beyspielen und Erzählungen. 1r 2r Th. 106, 1686—90.

— — Minona. Ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen etc. 106, 1686—90.

Glatz, Jac., Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibl. Jugend. 1r 2r Bd. 106, 1286.

— — Theone. Ein Geschenk für gute Töchter. 1r 2r Bd. 106, 1686—1690.

Grindel, D. H., russisches Jahrbuch der Pharmacie. 3r Bd. 102, 1617—20.

Günther, K. F., griechisches Uebungsmagazin etc. 104, 1649—53.

Gustave III. Roi de Suede, collection des ses ecrits politiques, literaires et dramatiques. Tom. V. 104, 1659—62.

Hazzi, Joseph, statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern etc. 100, 1587—89.

— — Statistik von Mähren. 100, 1592. 93.

Heusinger, C. F., Erzählungen aus der Geschichte der Römer unter den Kaisern, für Kinder etc. 99. 1582—84.

Heydenreich, Fr. Erdm. Aug., meine Eigenheiten etc. 106, 1683—86.

Horn, Ernst, Anfangsgründe der medicin. Klinik, 109, 1728—34.

Jakob, Ludw. Heinr., s. Say Abhandlung über die Nationalökonomie.

Jacobi, F. J., über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und und Zweck. 107, 1697—1704.

Kellner, Aug. Imm., der Mensch und die Thiere. 99, 1577—81.

Klotz, Immanuel, Begräbnissrede etc, 99. 1584.

Kotzebue, A. von, Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 5r Jahrg. 100, 1599. 1600.

Kruse, C., vollständige und praktische Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache etc. 106, 1690. 91.

Langbein, A. J. F., Zeitschwingen. 101, 1614.

Leisler, Z. P. A., natürliches Staatsrecht. 108, 1713—15.

Lettere e dissertazioni numismatiche o sia descrizione di alcune Medaglie rare del Museo ducale di Gotha relativamente alla collezione di Petriccioli etc. Tom. 9. 109. 1734—39.

Levesque Pensées Morales de divers Auteurs Chinois etc. 108, 1727. 28.

Link, H. F., die Grundwahrheiten der neuen Chemie etc. 102, 1620—23.

Loos, J. J.; Johannes Baptista von Helmont. 106, 1695. 96.

Ludewig, Fr. Aug., Clavis Virgiliana etc. P. I. II. 104, 1655—57.

Matthiä, Aug., Ausführliche griech. Grammatik. 110 u. 111. 1745—1776.

Digitized by Google

Meinecke, Alb Chr., Vorschule des Homer. 104, 1653—55.
— — Präparationsbuch zum Homer. 1653—55.
— — P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. des Ovids XV Bücher der Verwandlungen mit Anmerkungen. 2r Th. 104, 1657—58.
Meyer, Wilh. Chr., praktisch-chemische Tabellen für Aerzte, Apotheker und Liebhaber der Chemie etc. 102, 1624—31.
Meyer, Joh. Andr. Geo., Beytrag zur endlichen Entscheidung der Frage: in wie fern haben, die Lehren und Vorschriften des N. T. blos eine locale und temporelle Bestimmung etc. 106, 1681—55.
Möller, J. G., geographisches Handbuch für Jugendlehrer. 98. 1567. 68.
Murr, C. G. von, Urkunden der vornehmsten Orte, mit welchen die Reichsstadt Nürnberg Zollfreyheiten errichtet hat. 106, 1693—95.
Neumann s. Erzählungen.
Neujahrs-Geschenk für gute Kinder etc. 105, 1679. 80.
Niemann, Aug., Abriss der Statistik und der Staatenkunde 100, 1589—92.
Nouvelles Amenités literaires etc. 106, 1692. 93.
Quadrille des Enfans etc. 106, 1691. 92.
Reisen durch einen Theil Deutschlands etc. 3r Th. 100, 1593—95.
Richter, C. A., der Eisgang. Ein Lustsp. in 2 Akt. 100, 1600.
Rosenmüller, Jo. Geo., historia interpretationis libror. sacror. in ecclesia christiana. Pars III. 99, 1583.
Sammlung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache etc. 103, 1640—43.
Say, Joh. Bapt., Abhandlung über die National-Oekonom. von Ludw. Heinr. Jakob. 1r 2r Bd. 108, 1716—24.
Sestini s. Lettere.
Schiller, Georg, der Sonderling als Ehestandscandidat. Ein Lustspiel. 101, 1615. 16.
Schler, Joh. Ferd., Sittenlehren in Beyspielen. 106, 1686—90.
Schlichtegroll, Fr., Nekrolog für das 19te Jahrh. 4r B. 5r Bd. 102, 1644—48.
Schöpf, Gregor, Leitfaden zu einer allgemeinen Statistik u. s. w. 100, 1585—87.
Seidenstücker, Joh. Heinr. Phil. declamatorisches Lesebuch für mittlere und obere Schulklassen. 103, 1913. 44.
Snell, Joh. Pet. Ludw., Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute. 1r Th. 99, 1581. 82.
Sophoclis, ut volunt, Clytaemnestrae fragmentum. Ed. Car. Lud. Struve. 108, 1724. 25.
Staat, der, in der Idee und der Gültigkeit des Gesetzes in demselben etc. 108, 1715. 16.
Stolz, Joh. Jak., Erläuterungen zum neuen Testament etc. 2s Heft. 105, 1665—74.
Strechfuss, Carl, Maria Belmonte, Trauersp. 101, 1614. 15.
Struve, Car. Lud., s. Sophocles.
Süptitz, Leonh. Ludw. Gottl., Lehrbuch der summarischen Processe. 101, 1601—3.
Trommsdorf, Joh. Barthol., allgemeine chemische Bibliothek des 19ten Jahrh. 102, 1631.
Ueber die Anlage und innere Einrichtung eines allgemeinen Gefangenhauses für Inquisiten während des Processes, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg. 98, 1558—65.
Varnhagen, s. Erzählungen.
Versuch, eine zweckmässige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrerstand zu entwerfen etc. 2r Bd. 101, 1606—13.
Vocabelbuch zu Bröders kleiner latein. Grammatik etc. 104. 1663. 64.
Vues des rives de l'Elbe depuis Dresde jusqu'en Bohème. 106, 1696.
Walther, Fr., die Ahnfrau. Dramatisches Gedicht in 5 Act. 101, 1616.
— — das Jawort. Ein Lustsp. in 5 Act. 101, 1616.
Weber, Fr. Benedict, staatswirthsch. Versuch üb. d. Armenwesen u. die Armenpolizey. 98. 1565—68.
Wegscheider, J. A. L., Versuch einer vollständigen Einleitung in das Evangelium des Johannes. 105, 1674—78.
Weyland, Chr., kleine Abentheuer zu Wasser und zu Lande. 7r Th. 104, 1662—64.
Wieland, L., Lustspiele. 100, 1593—99.

In diesem Monatsheft sind 85 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Altona — Hammerich 98, 1567. 100, 1589.
Berlin — Frölich 104, 1655. Gebr. Gädike 100, 1595. 196. 1679. la Garde 100, 1599. Littfas 101, 1615. Quien 109, 1734. Schuppel 101, 1614.
Braunschweig — Vieweg 100, 1596.
Coburg — Ahl 99, 1582.
Dortmund — Mallinkrodt 103, 1643.
Dresden — Hilscher 98, 1556. Walther 106, 1692. 1696. 108, 1727.
Düsseldorf — Schreiner 101, 1606.
Elberfeld — Büschler 106, 1600 (2).
Erfurt — Hennings 102, 1624 (2). 1631. 104, 1653 (2). 109, 1729.
Frankfurt a. M. — Andreä 106, 1694. 108, 1726. Brönner 106, 1692. Eichenberg 108, 1713. Wilmans 99. 1581. 106, 1656.
St. Gallen — Huber und Comp. 105, 1679.
Giessen — Heyer 106, 1686.
Göttingen — Dankwerts 101, 1616. Dieterich 98 1565. 101, 1616. Röwer 105, 1674. Vandenhöck 107, 1701
Gotha — Steudel und Keil 108, 1728 (2).
Glogau — Gunthersche Buchh. 102, 1631.
Halle — Ruffsche Buchh. 108, 1718.
Hamburg — Bohn 98, 1539. Schmidt 103, 1639. Vollmer 100, 1593.
Hannover — Gebr. Hahn 105, 1665. Helwingisch. Buchh. 106, 1681.
Heidelberg — Mohr und Zimmer. 103, 1633. 106, 1601.

Digitized by Google

Hof — Grau 104, 1662. 108, 1715. 109, 1739.
Jenz — Mauke 104, 1663.
Leipzig — Fleischer d. j. 99, 1593. Benj. Fleischer 102, 1623. Hinrichs 101, 1614. 106, 1633. Joachim 105, 1678. Mirker 104, 1619 (2). Steinacker 99, 1577.
Lemgo — Meyersche Buchh. 102, 1632. 104, 1657.
München — Fleischmann 107, 1697.
Nürnberg — Campe 106, 1693. Grattenauer 100, 1585. Stein 100, 1587. 1598.
Oldenburg — Schulze 106, 1691.
Quedlinburg — Ernst 103, 1640.
Riga — Hartmann 102, 1617. 108, 1724.
Rostock — Stiller 102, 1620.
Stockholm — Delen 104, 1659.
Sulzbach — Seidel 90, 1569.
Tübingen — Heerbrandt 98, 1553.
Zeitz — Webel 101, 1614.

III. Intelligenzblatt.

Abhandlungen und Aufsätze: Bitte eines Landpredigers an den Rec. von Schuderoffs Journ. 36, 563 — 65. Goldmeyer warum man ausländ. Sprachen lernen soll? 35, 549. Luthers und Lichtenbergs Schütze 37, 593. Künol Erklärung seinen Commentar über Matth. betreffend 35, 550. L. etwas von Nic. Leonicenus Vicentinus 35, 545 — 49. von Jonas Bittner 37, 591 ff.
Anfrage von Prof. Arndt, wegen einiger sächs. Landtagsacten 37, 599.
Antikritik, von Klaproth 39, 625 — 27
Anzeigen der ausländischen Literatur: der englischen 35, 554 — 57. französischen 35, 553 ff. 39, 639 ff.
— — zu erwartender Werke von Bast, Rumi, Mac Nevin u. s. w. 36, 566 ff.
Beförderungen und Ehrenbezeigungen: Breyer 39, 638. Degerando 39, 638. Ellmauer 39, 639. Eylert 35, 551. Feuerbach 39, 638. Glatz 39, 639. Graf von Hohenthal 37, 596. Jakobs 39, 638. König 39, 639. Knithau 35, 551. Lombard 39, 638. Meinecke 35, 551. Möbius 35, 551. von Müller 39, 638. Rosenmüller (Phil.) 37, 596. von Zeschau 37, 596.
Buchhändler-Anzeigen: Akademische Buchhandl. in Kiel 35, 557 ff. Andrea 37, 608. Badecker 37, 602. Beyer und Maring 37, 608. Comptoir für Literatur in Leipzig 35, 558. Crusius 35, 569 — 72. Dyk 37, 602. 38, 623. Fleischer d. j. 35, 559. 37, 600. Frommann 35, 560. 46, 573. 37, 602 ff. 38, 623. Hartmann 38, 623. Heyer 36, 572 ff. 37, 602. Keil 36, 624. Kümmel 38, 622. Mallinckrodt 37, 602. Reinhold 37, 606 ff. Schumann 36, 574. Steinacker 38, 623. Thomas 37, 608. Ungenannt (Feuerbrände 4s Heft 35, 560. 5s Heft 37, 601.). 38, 624. Waldeck 37, 607. Waysenhausbuchh. in Halle 37, 601. Wilmanns 35, 559. 36, 574.
Erklärung: von Dr. Erhard 38, 624. Kuinöl 35, 550.
Gelehrte Gesellschaften: zu Berlin, Göttingen, Harlem 36, 561 ff.
Institute, neue: zu Berlin, Dortmund, Neapel 39, 636.
Nachrichten: von Kunstsachen.
— — literarische 36, 567. 68. (von der neuen baierschen Akademie zu München, den Jesuiten in Augsb., Sign. Perpenti u. s. f.) 37, 596 ff. (aus Frankreich, Chur (Bergbaugesellsch.) Russland, Neapel.)
— — vermischte: 35, 551 — 53. (aus der Schweitz, England, dem Würtemb. von Separatisten, Paris) 36, 568. (von der Arrakatscha, Leop. von Buch, Hofrath Klaproth, Gassner.)
Nekrolog von: Bolten, Drück, Neuenhahn, von Tempelhoff, 37, 595 ff.
Preissfragen: von Göttingen, Harlem 36, 561 ff.
Schulnachrichten: von Naumburg und Zeitz, 39, 634 ff. polytechnische Schule zu Paris 39, 633 ff.
Todesfälle: Ahrens 39, 638. von Asch 39, 637. Bernhart 36, 566. Bernoulli 37, 593. de Bomare 39, 638. Cordes 36, 566. Freytag 39, 638. Hagemeister 37, 594. Hanke 39, 638. Hering 39, 638. Hube 37, 593. Jütting 37, 594. v. Koch 36, 565. Küster 39, 636. Mensching 37, 594. Nürnberger 35, 551. Opie 39, 636. von Plenck, 39, 638. Plesmann 37, 594. Pubitschka 35, 551. Pütter 37, 594. Rau 37, 593. Reiff 37, 594. Rose 37, 594. Sprögel 39, 637. Stuart (der letzte) 37, 593. Unger 35, 551. 39, 637. Willemet 37, 594. Zeyss 37, 594.
Universitäten, Chronik der zu: Heidelberg 38, 613 — 19. Leipzig 38, 609 — 11. Marburg 38, 619 — 21. Upsala (von 1806.) 39, 627 — 34. Wittenberg, 38, 611 — 13

Digitized by Google

Inhalts - Verzeichniss

des

September - Heftes der N. L. L. Zeitung 1807.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Abhandlung über die neuesten Fortschritte der Aesthetik in Deutschland 112, 1777—1788.

Ammon, Chrph. Fr., von dem wahren Nachruhme des würdigen Religionslehrers 122, 1949. 50.

Aufsatze, vermischte, theolog. Inhalts. 118, 1987. 88.

Auszug, kurzgefasster aber vollständiger, aus der Kirchengeschichte 120, 1919.

Ayx, Charles Bar. d', quelques idées pour atteindre un systeme de contributions just et exact concernant la taxe fonciere dans le Duché de Berg 112, 1789.

Baer, C. L., Abhandlungen und Versuche geburtshülflichen Inhalts 121, 1930—36.

Belagerung, merkwürdige, Magdeburgs im 16ten Jahrhundert als Gegenstück zu der im 19ten J. 112, 1792.

Blühdorn, Joh. Ernst, Gottes Fürsorge in den Bedrängnissen der Zeit soll uns vorzüglich zum lauten und thätigen Danke gegen Gott erwecken 122, 1950.

Busch, J. J., über die Natur und Heilart der Lungensucht und der gefahrvollen Catarrhalfieber 115, 1828—30.

Cless, Dav. Fr., Versuch einer kirchlich-polit. Landes- u. Culturgesch. von Würtenberg etc. 114, 1809—13.

Darstellung denkwürdiger Männer des 18. Jahrhunderts. 1r 2r Theil 112, 1789—1792.

Dickson, R. W., der praktische Ackerbau, 1r Bd. 117, 1857—92.

Drais, K. W. F. Freyh. v., warum Kaiser Napoleon der Justiz so hohen Rang unter den Departements der Staatsverwaltung angewiesen haben mag? 122, 1951.

Euclid, s. Nieser.

Fenner, Just., freymüthige Briefe über Schwalbach, dessen Quellen und Umgebungen. 120, 1911—13.

Fickenscher, Geo. Wolfg. Aug., vollständige Gelehrtengesch. der Universität zu Erlangen etc. 123, 1963—68.

Fragment der Aristotelischen Erziehungskunst etc. 114, 1817—20.

Franck, J. Pet., de curandis hominum morbis etc. 115, 1830—36.

Gedanken, zufällige, eines deutschen Mannes insonderheit über die Frage: ob durch die rheinische Bundesacte vom 12. Jul. 1806. den neuen deutschen Souverainen üb. ihre Eigenthumslande eine grössere Gewalt beygelegt worden sey? etc. 118 1880. 81.

Gemünden, G. P. von, der Geschäftsstyl für Jedermann, 116, 1853—55.

Gessner, Georg, Weihnachtsblätter zur Beförderung christl. Festandacht. 117, 1871. 82.

Grimm, A. L., Reise in die Gegend von Goldau und Lauwerz nach dem Bergfalle. 114, 1823.

Henke, Adolph, Handbuch der Pathologie. 1r B. 115, 1825—28.

Heubner, H. L., Miraculorum ab Evangelistis narratorum interpretatio grammat. histor. asserta etc. 124, 1869—72.

Hörstel, Ludw., Formenlehre und lat. grammat. Lesebuch. 113, 1807. 8.

Jablonskii, Paul. Ern., Opuscula etc. edid. Jo. Guil. de Water. Vol. II. 118, 1881—86.

Kern, Vincenz, Annalen der chirurg. Klinik an der hohen Schule zu Wien. 120, 1913—16.

Kiesewetter, H. Ch. Phil., physisch-ökon. Bemerkungen auf einer Reise durch Holstein etc. 117, 1862—71.

Koch, Heinr. Chrph., kurzgefasstes Handwörterbuch der Musik etc. 119, 1891—900.

Königsmann, B. L., Geschichte der Flensburgischen Stadtschule. 2te Hälfte. 3te Abth. 124, 1982.

Krug, Wilh. Traug., Kalliope und ihre Schwestern, 112, 1783—85.

Kruse, C., Vorlesung bey Eröffnung des neu eingerichteten Oldenburg. Schulmeister-Seminarii etc. 119, 1903. 4.

Lafontaine, Aug., das Haus Bärburg. 113, 1783.

Lamourette, Geschichte der Juden. Ueber den bürgerl. Zustand der Juden. 112, 1791.

Langlès s. Recherches asiatiques.

Lehrbuch, juristisch-praktisches, für Unstudirte etc. 116, 1855. 56.

Lösung des Staatsproblems: Ist mit der Souverainetät der Begriff von Landstanden vereinbar? 119, 1793—806.

Matthaei, de, s. Rufus.

Mannert, Conr., die älteste Geschichte Bajoariens u. sein. Bewohner 113, 1815—16.

Matthäi, F. A. L., Sammlung merkwürdiger Reisen für die Jugend. 11 B. 112, 1792.

Meinert, Fr., allgemeines militärisches Lexicon. 1r B. 120, 1919. 20.

Mellin, G. S. A., allgemeines Wörterbuch der Philosophie u. s. w. 2r Thl. 119, 1889—91.

Müllers, Ludwig, nachgelassene militär. Schriften. 1r 2r B. 223, 1953—61.

Digitized by Google

Müller, W., Handbuch der Verfertigung des groben Geschützes etc. 123, 1961—63.

Niesers, die sechs ersten Bücher nebst den 11. und 12ten der Elemente des Euclids etc. 116, 1841—43.

Nitzsch, C. L., de revelatione religionis externa eaque publica Comm. V. et VI. 124, 1974—79.

Pertsch, Heinr., neues allgemeines literarisch-artistisches Lexicon 119, 1900—4.

Petri, Fr. Erdm., Magazin der pädagogischen Literaturgeschichte. 2te Samml. 114, 1821—24.

Pölitz, Karl Ludw. Heinr., die Aesthetik für gebildete Leser. 2 Thle. 112, 1785—88.

Preiss, F. J., der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn etc. 120, 1905—7.

Recherches asiatiques etc. par Labaume etc. Vol. II. 115, 1836—40.

Regeln, die vorzüglichsten, der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit etc. 117, 1872.

Roth, Chr. Fr., lateinische Stylübungen zum öffentl. und Privatgebrauche. 1r 2r Th. 122, 1943—49.

Rufi Ephesii veteris ac celeberrimi Medici Opuscula et Fragmenta graece. Ed. Chr. Ang. de Matthaei. 122, 1937-41.

Schulze, J. D., Denkwürdigkeiten des Luckauer Lyceums Zweytes Stück. 124, 1982.

— — Oratiuncula habita m. Oct. 1804. ebendas.

Schweighäuser, J., Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas. Tom. 9. 122, 1952.

Seidel, E. G. F., drey Predigten am Schlusse des J. 1806. 122, 1952.

Spangenberg, E., de veteris Latii religionibus domesticis, 124, 1972—74.

Staab's, Odo, Potographie etc. 118, 1886—88.

Stubbe üb. gelehrte Schulen als Pflegemütter des Bürgersinns 124, 1979.

Sturz, F. G., Prolusio II. de vocibus animal. 124, 1984.

Süvern, J. W., Programm über Tagebücher, Censuren und Versetzungen 124, 1980. 81.

Thiess, J. Otto, Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. 122, 1951. 52.

Töpfer, Heinr. Aug., anthropologische Generalkarte aller Naturanlagen und Vermögen des Menschen in ihrer Verbindung und Beziehung auf einander nach ihren Hauptklassen. 123, 1806—9.

Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellsch. zur Beförderung der Künste und nützl. Gewerbe. 7r Bd. 121, 1921—1930.

Vernazza, Bar. de, Osservazioni tipografiche sopra libri impressi in Piemonte nel seculo XV. 120, 1916—19.

Vogel, S. G., neue Annalen des Seebades zu Doberan 120, 1907—11.

Zachariae, Car. Sal., ius publicum civitatum quae foederi Rhenano adscriptae sunt. 118, 1873—80.

Zimmermann, C. G., Entwickelung analyt. Grundsätze für den ersten Unterricht in der Mathematik 116, 1843—53.

In diesem Monatsheft sind 66 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Arau — J. Jak. Christ 114, 1817.

Bassano — Remondini 120, 1916.

Berlin — Franke 113, 1307. Fröhlich 116, 1345. 123, 1953. Maurer 112, 1792. Ochmigke d. j. 115, 1825. Realschulbuchh. 117, 1857. Sander 112, 1788.

Braunschweig — Vieweg 112, 1791.

Breslau — Korn, der ält. 120, 1905.

Coburg — Sinner 119, 1900.

Düsseldorf — Schreiner 112, 1789.

Erlangen — Palm 122, 1949.

Elbing — Hartmann 124, 1980.

Frankfurt a. M. — Andreäsche Buchh. 118, 1886. Jäger 120, 1911.

Giessen — Tasché und Müller 112, 1789.

Glogau — neue Günthersche Buchh. 118, 1877.

Göttingen — Dankwerts 123, 1961. Dieterich 124, 1972.

Grimma — Göschen 124, 1984.

Halle — Schimmelpfennig u. Comp. 120, 1920.

Hamburg — Bohn 121, 1921.

Hannover — Gebr. Hahn 112, 1792.

Heidelberg — Mohr und Zimmer 118, 1873.

Hof — Grau. 117, 1862.

Kiel — Akadem. Buchh. 122, 1951.

Leipzig — Dykische Buchh. 114, 1821. Hartknoch 119, 1891. Hinrichs 112, 1785. Weidmannsche Buchhandl. 118. 1881.

Leyden — A. und J. Honkoop 118, 1881.

Lübben — Driemel 124, 1982.

Magdeburg — Hessenland 119, 1889. Keil 122, 1950. 1951.

Mannheim — Löffler 166, 1855. Schwan und Götz 116, 1831.

Neustadt an d. Orla — Wagner 117, 1872.

Nürnberg — Lechner 123, 1964. Seidelsche Kunst- und Buchhandl. 114, 1813. 122, 1952.

Oldenburg — Schulze 119, 1903.

Paderborn — Wasener 116, 1841.

Rostock — Stiller 120, 1907.

Schleswig — Serringhausen 124, 1892.

Strassburg — Levrault 115, 1828.

Stuttgard — Metzler 114, 1309. Steinkopf 122, 1945.

Weissenfels — Graffé 116, 1855.

Wien — Schaumburg und Comp. 120, 1913. Wappler Bech 121, 1950.

Winterthur — Steinerische Buchhandl. 117, 1371.

Wittenberg — Grässler 124, 1274. Zimmermann 124, 1986.

Züllichau — Darnmann 112, 1785.

Digitized by Google

Abhandlungen und Aufsätze: Graf Henkel v. Donnersmark Nachtr. zu seine Adumbrat. plant. Hal. 43, 695 — 700. Nordes Nachtrag zu Aufsatz von Mathesius 43, 705 ff. L. von Matth. Zimmermanni Amoenit. hist. eccl. 41, 657 ff. Etwas von Riccius 44, 210 — 12. Von dem: Nos poma natamus — Melanchthons Anschlagezettel 712. Nachtrag zur Recension von Petri's Magaz. 44, 714. zu einer Recension über die Einrichtung eines Gefangenhauses 44, 714. Fertsch Ergänzungen z. s. Literaturlexicon 41, 666 ff. Rüdiger die Jupitersverfindungen betr. 43, 689 ff.

Anfrage: Ein Werk von Guilandin betr. 43, 700. über den Leipz. literar. Anzeiger 44, 713.

Anzeigen: der Panzerschen Auction 43, 696.

— — der auswärtigen Literatur: der englischen 43, 701 ff. französischen 43, 700 ff.

— — eines literar. Gesuchs von Kreyssig 42, 688.

— — zu erwartender Werke (von einigen Engländern, Visconti, Rumi) 40, 649. (von Schlegel, Fuhrmann, Rehfuess) 41, 669.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen: Süvern 40. 642.

Buchhändleranzeigen: Braunes 41, 671. Dyck 41, 972. Frommann 43, 704. 44, 719. Hanisch 42, 688. 43, 704. 44, 715. Hermann 44, 718. Heyer 40, 654. 41, 671. 42, 684. 43, 703. 44, 715. Keyser 42, 687. 44, 716. Keil 42, 685. Klüger 40, 654 ff. Kühn 44, 720. Kummer 44, 717 f. Lassaulx 40, 653. Leske 42, 685 f. Macklot 40, 656. Richter 40, 655. Schneider und Weigel 42, 681 ff. Treutel und Würz 43, 703 f. Ungenannt (Feuerbrände) 40, 652. 41, 672. 42, 686. 43, 704. Voss 42, 682, Waldeck 40, 656. 41, 672. 44, 715. 720. Weidmanns 42, 684.

Correspondenznachrichten: Königsberg 40, 541 f.

Erfindungen, neue: Weben des Amiants 40, 648.

Gelehrte Gesellschaften: Pariser Nat. Institut 41, 658 ff. Soissons 660.

Institute, neue: zu Berlin, Habsthal 41, 669.

Nachrichten, artistische, 40, 648 f. (von Gerii, Dannecker, Catel u. s. f.) 41, 667 f. (v. Vogler, Scheffauer etc.)

— — literarische 41, 660. 667. (aus Nordamerica, von Moresini, Godelas, aus Berlin, von Carl van Ess Uebers. des N. T.); 44, 704. die Censur kathol. Schriften in Sachsen betr.

— — vermischte: (aus Russland, Paris, London,) 40, 650 ff. (aus Baiern, Spanien etc.) 41, 670. von den Feyerlichkeiten in Bautzen bey Napoleons Durchreise 43, 695.

Nekrolog von Muradgea d'Ohsson 41, 667.

Preisvertheilung: in St. Petersburg 40, 646.

Preissfragen: Münchner auf eine deutsche Sprachlehre 40, 643 — 646. St. Petersburger Akadem. 40, 646. von Soissons 41, 660.

Todesfälle: Anger 40, 647. Bretzner 40, 948. Brun 40, 647. Mad. Cottin ebendas. Hulme ebend. Kinderling ebend. Krause ebend. Meinecke ebend. Portalis Tranzschel ebd. Zeender ebend.

Universitäten, Lectionsverzeichniss von Wittenb. 43, 690 — 695. Leipziger Lectionsverz. 42, 673 — 81.

Nachricht.

Die neue Leipz. Literat. Zeituug wird ununterbrochen fortgesetzt werden. Der thätig bezeigte Beyfall des Publicums, der Beytritt achtungswürdiger Mitarbeiter, und das Bewusstseyn einer nützlichen Befolgung zweckmässiger und humaner Grundsätze belohnt und belebt den unveränderlichen Eifer der Redaction. Unvorhergesehene Zufälle bey der, vornemlich zum Behuf dieser L. Z. errichteten, neuen Druckerey haben den Abdruck der Stücke verzögert. Mit dem Ende des Jahres werden sie wieder zusammentreffen, und auf jeden Fall die Stücke des neuen Jahrgangs zur gehörigen Zeit ausgegeben werden.

Die Redact. d. N. L. L. Z.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts - Verzeichniss

des

Oktober-Heftes der N. L. L. Zeitung 1807.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Aufhellungen, die, der neuern Gottesgelehrten in der christl. Glaubenslehre von 1760 bis 1805. 133, 2116—25.

Ausführung, weitere, zu Lacroix Geometrie von E. M. Hahn, 127, 2027 - 29.

Bauer, Joh. Chr. Aug., Alexander Selkirchs sonderbare Schicksale zu Wasser und zu Lande 125, 1999.

Beckmann, Joh., Literatur der ält. Reisebeschreibungen etc. 1tes II. 123, 1998—2000.

Beschreibung der Kön. Sächs. Residenzstadt Dresden etc. 125, 1994 - 97.

— — der Kön. Sächs. Gemäldegallerie etc. 135, 2159.

Best, C. C., Briefe über Ostindien, das Vorgeb. d. g. Hofn. und die Insel St. Helena. 129, 2059 - 64. 130, 2072 - 80.

Biograph, der, 5. 6. Bd. 134, 2139 - 2142.

Buch, neuestes, zum Todlachen. 132, 2111.

Budai, Esaias, Magyar Ország Historiaja a Mohatsi Vesszedelemig. 136, 2172.

— — Magyar Orszag polgari historiars valò Lexicon etc. 136, 2172.

Campe, I. H., Robinson theoynger, 131, 2095 f.

Campenhausen, Freyherr von, Bemerkungen über Russland etc. 128, 2041 — 46.

Charnock, John, Nelsons Leben, 2r Th. 134, 2142 - 44.

Crabb's, Geo., neue engl. und deutsche Gespräche, 132, 2111.

Croix, I. de la, Pantheon der russ. Literatur, 128, 2047 f.

Diogenes Laert. s. Leben etc.

Docen, Ios., Miscellaneen zur Gesch. der deutsch. Lit. etc. 1. 2. Bd. 126, 2007 - 16.

Drummer, F. K. L., Theorie des Würderungseides 131, 2081 - 87.

Ehrmann, T. F., neueste Beyträge zur Kunde von Indien, 1. 2. 3. Bd. 129, 2049. 130, 2072 - 80.

— — Beschreibung der Insel St. Helena nach ihrer geogn. Beschaffenheit und Bildung 130, 2080.

Emmert, the Theatre, or a Selection of easy Plays etc. 135, 2159.

Erfahrungen, meine, über den Kleebau 135, 2159 f.

Ernesti, Ioh. Heinr. Mart., encyclop. Handbuch e. allgem. Gesch. der Philosophie und ihrer Lit. 125, 1985 - 87.

Ernesti, Io. Aug. Praefationes et notae ad M. T. Ciceronis opera omn. etc. Vol. II. 135, 2160.

Frank, Ios., Acta instituti clinici caesar. univ. Vilnensis. T. I. 136, 2161 - 66.

Gierig, G. E. vom ästhet. Werthe der Bücher des Cic. vom Redner, 137, 2191 f.

Gmelin, Chr. Heinr. über die Beweiskraft eines Zeugen etc. 134, 2132 - 35.

Gotthard, Ioh. Chr., der theor. prakt. Wein - u. Kellermeister 135, 2151 - 59.

Günther, J. A., Geschichte der Entstehung, Fundation u. Ausbreit. der Hamb. allg. Versorgungs-Anstalt 132, 2111.

Hahn, E. M., s. Ausführung zu Lacroix's Geometrie.

Haubold, Chr. Gottl., Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtssachen nach dem königl. Sächs. Rechte 128, 2033 — 2037.

Heyse, J. C. A., kurzgefasstes Verdeutschungs - Wörterbuch etc. 130, 2080.

Horn, Ernst, neues Archiv für medicinische Erfahrung 135, 2145 — 2146.

Hummel, Erdm., Dr. Martin Luthers Verherrlichung, auf 12 Blättern. 126; 2001 — 4.

Jacobs, Elementarbuch der griech. Sprache etc. 1. 2. 3r Cursus 126, 2004 — 7.

Kästner, A. G., philosoph. mathem. Abhandlungen 132, 2112.

Kiesewetter, J. S. C., kurzer Abriss der Erfahrungsseelenlehre. 125, 1989 — 91.

Krause, J. F., Rede bey Einweihung der neuen Domschule in Naumburg 137, 2177 — 79.

Kronika à Mohatsi veszedelemtò à Betsi bekulesig Magyar Orszaghan etc. 136, 2173 — 79.

Lacroix, Sylv. Franz, Anfangsgründe der Geometrie 127, 2027 — 29.

Laun, Fr., Schloss Riesenstein 136, 2176.

Leben und Meynungen der ersten griechischen Philosophen, aus Diogenes Laertius von Joh. Fr. Snell und Phil. Ludw. Snell 130, 2067 — 72.

Lessing, Gotth. Ephr., Sinngedichte 135, 2160.

Lieder für Volksschulen, 130, 2079.

Lorenz, Joh. Fr., Lehrbegriff der Mathematik 121, 2097 — 2105.

Luden, Heinr., kleine Aufsätze, meist histor. Inhalts. 132, 2105 — 12.

Maass, Joh. Gebh. Ehrenfr., Grundriss der Logik. 125, 1987 — 89.

Magyar Orszag historiaja etc. (Gesch. von Ungarn, aus dem deutschen Werke Ludwig Albert Gebhardi's in

Ungarische übersetzt von Jos. Hagyi etc. 136, 2172 — 2176.
Miraculis, de, Εγχειρίδιον a Philosopho Theologis exhibitum 137, 2181 — 28.
Moebius, E. A., Tentamen criticum novae editionis Anacreonticorum 137, 2179 — 84.
Monge's, Caspard, Anfangsgründe der Statik. 127, 2028 2029.
Moshamm, Fr. Xav. von, europäisches Gesandtschaftsrecht 131, 2088 — 90.
Müller, Joh. Bernh., Versuch über den Schätzungseyd. 131, 2087. 88.
Mureti, M. Antonii, Institutio puerilis etc. ed. Car. Phil. Kayser 131, 2095.
Nolde, A. F., Notizen zur Culturgesch. der Geburtshülfe in Braunschweig 134, 2137 — 79.
Olivier's, G. A., Reise durch Persien und Kleinasien. 119, 2049 — 59.
Ομηρου Υμνος εις την Δημητρα 130, 2065. 66
Puissant, Louis, Sammlung verschiedener Aufgaben der Geometrie etc. 127, 2027 — 29.
Predigtentwürfe, neue, über die gewöhnl. Evangelia etc. 125, 1991. 92.
Rothe, Heinrich Aug., systematisches Lehrbuch der Arithmetik 127, 2017 — 26.
Schweitzer, Chr. Wilh., über den Provocations-Process 128, 2037 — 41.
Schulze, J. D. Q. Horatii Flacci Paedagogica. 137, 2185 — 2188.
Sedlmaier, Jos., psaktische Anleitung zur Systematik und Führung der Registraturen. 139, 2135 — 37.
Shakespeare, W., Plays. 132, 2111.
Snell, Joh. Fr., s. Leben und Meinung der ersten griech. Philosophen.
Snell, Phil. Ludw., s. Leben und Meinung der ersten griech. Philosophen.
Speisopfer, reines, enthaltend die Zwölfe (die 12 kleinen Propheten) etc. 133, 2115 — 16.
Spoureck, SGr. v., üb. den Zust. u. die forstl. Behandl. desjenigen Theils Wirtemb. Schwarzwaldes welcher den Neuenbürger Oberforst ausmacht. 131, 296.
Sintenis, Joh. Chr. Sipism. öffentl. katechetische Prüfungen u. s. w. 125, 1992 — 93.
Stivern, J. W., Observ. crit. in vett. auct. loca. 137, 2184 f.
Svásias von Cseresny, Ignatz, Magyarok historiaja etc. 136, 2172 — 76.
The Vicar of Wakefield. 131, 2095.
Ueber die Einrichtung einer Ersparungs- und Pensions-Casse etc. 132, 2112.
Uihlein, Jos., erster Unterricht in der latein. Sprache etc. 130, 2079.
Weber, Geo. Mich., Handbuch des in Deutschland üblichen Landrechts. 134, 2129 — 92.
— — Fr. Ben., der ökon. Sammler, 11. St. 139, 2166 — 72.
Weidmann, J. P., in quaestionem ab ill. societate medica Tolosana praemio expositam etc. 127, 2029 — 32.
Wiggers, G., Sokrates als Mensch, als Bürger und als Philosoph. 131, 2090 — 96.
Winterfeld, M. A. von, Anfangsgründe der Mathematik. 127, 2026 — 27.
Wirschinger, Fr. Ludw., Versuch einer neuen Theorie üb. das Juramentum in litem. 131, 2081 — 87.
Wernsdorf, G. G., in Cicer. Acad. Quaestiones Spec. I. 137, 2188 — 91.
Yorick, a sentimental Journey through France and Italy. 132, 2112.
Zürner, C. A., Wegweiser in der Kaiserl. Kön. Haupt- und Residenzstadt Wien etc. 126, 1998.

In diesem Monatsheft sind 80 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Bamberg — Göbhard 131, 2081. 134, 2135.
Berlin — Fröhlich 125, 1994. 127, 2027. (3) Ochmigke d. J. 135, 2145. Quien 125, 1989. Voss 135, 2160.
Bremen — Muller 130, 2080. 132, 2111. 134, 2142.
Debreczin — Geo. Csathy 136, 2172.
Dresden — Walther 125, 1995. 135, 2159.
Erfurt — Hennings 134, 2137. 135, 2154.
Frankfurt a. M. — Andreä 130, 2079. Wilmans 131, 2095.
Giessen — Tasche und Müller 130, 2067.
Görlitz — Anton 125, 1991.
Göttingen — Dankwerts 132, 2105. Dietrich 135, 2159. Röwer 125, 1998.
Grosswardein — A. G. v. Marmarosch 136, 2172.
Halle — Gebauer 125, 1992. 132, 2112. Hendel 132, 2112. Ruff 125, 1987. Waisenh. Buchh. 134, 2139. 135, 2160.
Hamburg — Bohn 132, 2112. (2) Vollmer 132, 2111.
Hannover — Gebr. Hahn 130, 2079. 131, 2095.
Heidelberg — Mohr und Zimmer 131, 2095.
Jena — Frommann 126, 2004. n. 5.
Landshut — Hagen 131, 2088. Krüll 131, 2081.
Leipzig — Barth 127, 2017. Dürr 128, 2041. Fleischer d. j. 132, 2111. Fleischer 136, 2166. Göschen 129, 2059. Hinrichs 128, 2033. 129, 2049. Linkens Lesebibl. 128, 2037. Schäfersche Buchhandl. 136, 2161. Tauchnitz 136, 2176. Weidmann. Buchh. 134, 2129. Weygand 133, 2116.
Lemgo — Meyersche Buchh. 125, 1985.
Magdeburg — Keil 132, 2097.
München — Scheversche Kunst- und Buchhandlung. 126, 2007.
Neustrelitz — Albanus 131, 2090.
Parma — Bodoni 130, 2063.
Pesth — Trattner 139, 2172. 2173.
Pressburg — Geo. Aloys Belnay 136, 2172.
Riga — Müller 129, 2047.
Tübingen — Heerbrandt 134, 2132.
Ulm — Stettinische Buchh. 131, 2096. 135, 2159.
Weimar — Landesindustrie-Comp. 129, 2060 (2)
Zwickau — Schumann 133, 2125.

III. Intelligenzblatt.

Abhandlungen und Aufsätze: v. E. Beytrag zur Lit. des Vater Unser 45, 739—42. Kordes von Jonas Bitner und Steph. Riccius 48, 753—65. L. Zusatz zu der Nachricht von Steph. Riccius 45, 726 f. vergl. 49, 794. zu der Nachricht von Mathesius 49, 788—90. Rotermund Beantwortung verschiedener Anfragen im N. Lit. Anz. 49, 793 f.

Anfragen: den N. Lit. Anzeiger betr. 48, 776. den Jesuit Georg Kaufmann betr. 49, 795.

Ankündigung von Handausgaben der Classiker in Holland 49, 796 f.

Anzeigen: der auswärtigen Literatur: der englischen 45, 734 f.

— — zu erwartender Werke (von Parry, Schadow, Passow u. a.) 47, 798.

— — zu verkaufender Zeitschriften 48, 780 f.

Auctionsanzeige 47, 752.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen: Barbé Marbois 45, 730. Beyme 45, 731. Mme Campan. Chenier 45, 730. Flade 46, 747. Fromage de Feugré 46, 731. Klien 45, 730. Krummacher 46, 746. Laujon 45, 730. Lombard 46, 747. v. Müller, v. Nostiz u. Jänkendorf 45, 730 f. Picart 46, 747. Portalis, Raynouard 45, 730. Schmidt 47, 747. Schmudenius 45, 730. Stark 45, 731. Stubel 45, 731. Uden 46, 747.

Berichtigung eines Urtheils in der Bibl. d. red. u. bild. Künste 49, 791 f.

Buchhändleranzeigen: Akadem. Buchh. in Jena, 49, 799. Andreae 46, 750 f. 49, 799. Anton 49, 800. Bädecker 46, 750. Fleischer d. j. 49, 800. Gadicke 49, 797 f. Gassert 46, 750. 48, 778. 49, 798 f. Gleditsch 48, 783. Göschen 48, 781 f. Keyser 46, 751. Kühn 46, 752. 47, 768. 49, 798. Kummer 48, 784. Mallinckrodt 46, 751. Schäfersche Buchh. 49, 800. Vöss 46, 748 f. Ungenannt 48, 782 f. 784. 49, 799. Waldeck 48, 779 f.

Correspondenz-Nachrichten: aus Dänemark 45, 721—24. 46, 737—39. 49, 785—88. aus Ungarn (Lehranstalten das.) 45, 724—26. aus Würzburg 48, 775 f.

Entdeckungen, neue: 45, 731. (von Alterthümern.)

Institute, neue, zu Lucern 45, 731 f. Feyertagsschule zu Bamberg 46, 742—45. Seminarium zu Aschaffenburg, Thüring. ökon. Soc. 49, 792.

Nachrichten, von Kunstsachen 45, 732.

— — literar. (aus Berlin, Italien, Frankreich, Neapel) 45, 732—34. (Wien, Salzburg) 48, 777. (aus München, Hamburg, Neapel) 49, 794.

— — vermischte, 45, 732. 46, 747 f. (von der Arakatscha etc.) 48, 777. (von e. gesund. Mammuth etc.)

Naturerscheinung 49, 788.

Nekrolog: von E. O. von Schönaich, C. A. Wichmann, I. C. Valmont de Bomare, 47, 765 f. I. E. M. Portalis 48, 776.

Preisvertheilungen der kön. Sächs. Gesellschaft der Wiss. zu Görlitz 45, 727 f.

Schulnachrichten: von der Domschule zu Naumburg 45, 745 f.

Todesfälle: von Bleul, Blin de Sainmore 45, 730, von Bülow 47, 767. Dureau de la Malle 45, 729. Feder 45, 728. Gebhard 45, 730. Gehe, Gensichen 45, 729. Gin 47, 767. Hecker 45, 729. Hering 47, 767. Hermes 45, 729. Israel 47, 767. Langle, Lebrun 45, 729. Liebelt 46, 746. Liebenkühn 47, 767. Masson 45, 729. Mouchet 45, 728. von Oesfeld 730. Scherer 45, 729. Schmid 46, 746. C. Z. Schmid 47, 767. Schnorr, v. Schonaich 45, 729. Seip 46, 746. Stöller 45, 729. Tetens 45, 728. Troschel 45, 729. Vogt 46, 746. Uhlmann, Wichmann 45, 729

Verbesserungen.

Int. Bl. St. 45. S. 727. Z. 21. ist nach *Gesellschaft der Wiss.* hinzuzusetzen: *zu Görlitz* S. 730. Z. 44. Der dort nach einigen franz. Blättern genannte *Regnouard*, heisst in andern richtiger *Raynouard*.

Lit. Zeit. St. 137. S. 2183. Z. 28. σπίδιν l. σπεύδειν. Z. 31 *Emip.* l. *Eurip.* S. 2184. Z. 3. l. Consistuntque, und Z. 5. Cognita.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts - Verzeichniss

des

November - Heftes der N. L. L. Zeitung 1807.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Abhandlungen der Liefländischen gemeinnütz. u. ökonom. Societät, 4r Bd. 140, 2233 - 40.

Ammon, Chph. Frd. ausführl. Unterricht in der christl. Glaubenslehre. 1r Bd. 1. Hälfte. 148, 2353 - 59.

Anweisung, prakt., zum Flachsbau bis zur Weberey etc. 144, 2304.

Aurelii Sexti Vict. Historia Rom. ed. Franz Xav. Schönberger 142, 2271.

Auszug, vollständiger, der franz. Sprachlehre des Abbé Mozin, 147, 2344.

Barths, Fr. G., Grammatica espannola etc. 148, 2365 - 67.

Bazóky, Stephan, Frühlingsblumen f. 1805. (ungarisch) 143, 2273.

Beck, Chph., gemeinnützige Beyträge zur peinl. Gesetzgeb. 139, 2212 f.

Benedict, T. F. Observv. ad Livium (Partic. V.) 150, 2395 ff.

— — Erklärung der Stelle, Matth. 26, 39. 150, 2399 f.

Beyträge zur genauen Kenntniss der alt. Welt. 1r Th. 149, 2379 - 84.

Blätter, Sibyllinische, 144, 2303 f.

Boekh, Fr. kurze Fragen an die Confirmanden etc. 147, 2351.

Braubach, D. kurzgefasstes deutsch - span. und span. - deutsch. Taschenwörterbuch 148, 2365—67.

Breitenbach, Phil. Fr. die Flachsökonomie 144, 2301 - 4.

Burkardt, Jos. Mich. Vinc., Urgesetze des Staats und seiner nothwendigen Majestätsrechte. 1r Th. 1s H. 139, 2214—18.

Buttmann s. Museum.

Csokona, Mich. Vitez von, Dorothea, oder der Sieg der Damen in den Faschingen (ungarisch) 143, 2273.

Drexel, Ant., Anthologie aus Italiens classischen Schriftstellern, 1r Th. 147, 2351 f.

Eberhard, I. A., der Geist des Urchristenthums 1. 2. Th. 138, 2196 - 99.

Einleitung in die Wissenschaft, Verbrecher zu entdecken etc. 139, 2213 f.

Erstlinge, die, der Probewerke der Oedenb. ungar. Gesellschaft 1r Th. 143, 2273.

Eutropii breviarium histor. roman. 139, 2223.

Fick, Joh. Chr., meine neueste Reise zu Wasser und zu Lande 143, 2286 - 88.

Filippi, Dom. Ant. ital. prakt. theor. Sprachlehre f. Deutsche 147, 2347—50.

Gesangbuch, Hildburghaus., für die kirchl. und häusl. Andacht 139, 2218—21.

Geschichte des Urchristenthums 1r Bd. 138, 2200 - 3.

— — kurze belehrende, der Lehren und Meinungen v. tausendjähr. Reiche 138, 2207 f.

Grassi, Pietro, neueste ital. Sprachlehre 147, 2347 - 50.

Haussner, Fr. W. gründl. Unterweisung in der engl. Sprache 139, 2221.

— — Uebungsstunden in der engl. Sprache. eb.

Heinrich, Chph. Gottl. Gesch. von England 2r Th. 141, 2247 - 50.

Hesiodi Theogonia et Scutum Herculis ed. Geo. Sverdrup, 138, 2208.

Hufeland, Gottl. neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst 1r Th. 142, 2257 - 68.

Justini Historiae Philippicae ed. Fr. X. Schönberger 147, 2352.

Kovaz, Sam., Episteln u. andere Verse (ungar.) 143, 2273.

Kramers, Matthia, prakt. ital. Gramm. 147, 2347-50.

Lax, Sal. Neues engl. Elementarwerk 150, 2391 f.

Leitfaden zur Erlernung der engl. Sprache 150, 2390 f.

Majzick, Em. kleine Muse (ungar.) 143, 2273.

Matthiä, A. Progr. Observv. in loca Cicer. quaedam 150, 2398 f.

Meiners, C. allg. krit. Gesch. der Religionen, 2r Bd. 145, 2305 - 16.

Mozin, neues franz. und deutsch. A. B. C. 147, 2344.

— — le nouveau monde de l'enfance eb. 2345.

— — Auswahl franz. und deutsch. Gespr. eb. 2345 - 47. Vgl. Auszug.

Museum der Alterthums-Wiss. von Fr. Aug. Wolf u. Phil. Buttmann 1r Bd. 1s H. 146, 2321 f.

Nagy, Franz. Oden in Horazens Versmaasse (ungar.) 143, 2274 - 77.

Oedenburger Gesellsch. s. Erstlinge.

Oertel, E. F. C. s. Phaedri fabul.

Oken, üb. die Bedeutung der Schädelknochen 141, 2289-93.

Pantheon, oder der mehrern nützl. Wissenschaften geweihte Tempel etc.

Pezzl, J. die Umgebungen Wiens 149, 2383 f.

Phaedri Augusti Liberti Fabulae Aesopiae 139, 2223 f.

— — fabull. Aesop. Libri quinque ed. E. F. C. Oertel 139, 2224.

Politik, die, der Rechtspflege 1r Th. 147, 2337 - 42.

Digitized by Google

Publii Angeli Veterani de lumine illumin. huius temp. meditationes theol. philos. hist. polit. oeconom. aesth. crit. poet. morales 148, 2367 f.

Reinhard, Fr. V. Pred. am Reform. Feste d. J. 1807. 138, 2203-6.

Richter, C. F. chem. ökonom. Taschenb. f. Ländereybesitzer 141, 2295 - 98.

Rosenmüller, J. G. Was können und sollen wir zur Herbeyführung besserer Zeiten beytragen? 138, 2206 f.

Rosenmüller, Joh. Chr. chirurg. anatomische Abbildungen für Aerzte und Wundärzte. 2r Th. 1s 3r Th. 1s 140, 2225 — 33.

Roscoe, Will., Leben und Regierung des Pabsts Leo X., mit Anmerkungen von Heinr. Phil. Conr. Henke. 2r B. 149, 2369 — 79.

Schelling, L. E., Ueber das Leben und seine Erscheinung 150, 2385 - 89.

Schlözer, A. L. von, s. Vorbereitung.

Schönberger s. Aurelius und Justinus.

Schröckh, Joh. Matth., christliche Kirchengeschichte seit der Reformation. 6r und 7r Theil. 145, 2316 — 20.

Sismondi, J. C. L., histoire des Republiques Italiennes du moyen age. Tom. I. 148, 2359 — 65

— — Geschichte der italienischen Freystaaten im Mittelalter. Aus dem Franz. 1r Th. 148, 2359.

Sprachlehrer, kurzer und gründlicher spanisch-italienischer, für die Deutschen etc. 148, 2365 — 67.

Stahl, Georg, Mittheilung wichtiger Ersparungsmittel für alle Land- und Stadtbewohner etc. 144, 2295 — 95.

Sverdrup s. Hesiodus.

Taschenbuch für d. J. 1808, der Liebe und Freundschaft gewidmet. 147, 2342 — 44.

Velleji, C., Paterculi quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus ex recensione M. Christ. Dav. Jani et Joh. Christ. Dav. Krause 142, 2272.

Vorbereitung zur Weltgeschichte 2r Th. 150, 2394 — 96.

Wagener, Joh. Dan., deutsch-spanisches und spanisch-deutsches Hülfswörterbuch 148, 2367.

— — Sammlung kaufmannischer Briefe über alle Gegenstände des Handels etc. 143, 2367. 68.

Weber, G. M. üb. die Appell. in Criminalsachen 139, 2209-12.

Weissenbruch, J. W. J. das Ganze der Landwirthschaft 4r Bd. 144, 2298 - 2301.

Wendeborn, G. Fr. A. Vorles. üb. die Gesch. des Menschen und s. natürl. Bestimmung 142, 2268 - 72.

Wiedemann, W. J. Engl. Lesebuch 150, 2392 f.

Wilken, Fr. Gesch. der Kreuzzüge nach morgenl. u. abendl. Berichten 1r Th. 141, 2241 - 47.

Wolf, P. P. Gesch. Maximilians I. und s. Zeit 141, 2250 - 56.

Wolf, F. A. s. Museum.

Zerrenner, H. G. der neue deutsche Schulfreund, 13r u. 14r B. 143, 2278 - 81.

Zinserling, A. E. Fragm. e. Charakter. d. Alterth. 146, 2332 ff

In diesem Monatshefte sind 77 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Ansbach — Gessert 139, 2224. 147. 2351.

Berlin — Gädicke 144, 2301. Nicolai 143, 2278. Realschulb. 146, 2321.

Bremen — Heyse 148, 2356.

Breslau — Korn d. alt. 149, 2379.

Chemnitz — Schröter 144, 2296.

Dresden — Hartknoch 138, 2203.

Erfurt — Keyser 148, 2365.

Erlangen — Grady und Breuningsche Buchhandl. 143, 2286. Palm 139, 2214.

Frankfurt a. M. — Willmans 147, 2342.

Fürth — Büreau für Literatur 139, 2212.

Giessen — Heyer 139, 2223 (2). Taschè und Müller 142. 2257.

Gottingen — Dietrich 146, 2332.

Grodnow — Petrowitzsch und Comp. 147. 2347.

Grosswardein — Ant. Gottl. v. Marmarosch 143, 2273.

Halle — Rengersche Buch. 138, 2196.

Hamburg — Vollmer 148, 2367 (2).

Hannover — Hahn 148, 2375. Hellwingsche Hofbh. 146, 2305.

Hildburghausen — Hanisch's Wittwe 139, 2218.

Jena — Gobhardi 144, 2289.

Kaschau — Ellinger 143, 2274.

Kopenhagen — Schubothe 138, 2208.

Landshuth — Krüll 147, 2351.

Leipzig — Beygang 147, 2337. Crusius 141, 2241. 149, 2369. Gerh. Fleischer 139, 2221 (2). Hentschel 138, 2206. Industrie-Comptoir 138, 2207. Köhler 143, 2281. Kummer 141, 2247. Schwickert 145, 2316.

Mannheim — Löffler 139, 2209.

München — Lindauer 141, 2250.

Naumburg — Rössler 147, 2347.

Nürnberg — Monat und Kussler 148, 2353. Stein 147. 2347. Zeh 147, 2347.

Oedenburg — Szisz 143, 2274.

Ofen — Landerer 143, 2273.

Posth — Eggenberger 143, 2273.

Pirna — Friese 143, 2304.

Pressburg — Belnaya 143, 2273.

Riga — Hartmann 140, 2235.

Tübingen — Cotta 147, 2344 (4).

Weimar — Landes-Industrie-Compt. 140, 2225.

Weszprimi — Mich. Sammer 148, 2367.

Wien — Degen 149, 2283. Pichler 142, 2271. 72. Richter 147. 2359

Zurich — Gessner 148, 2359 (2).

Digitized by Google

III. Intelligenzblatt.

Abhandlungen und Aufsätze: über ein Mscpt. der J. da 51, 820 f. Hand Ergänzungen des Verzeichnisses der Ausgaben des Persius 5, 809—8. Ders. über Zimmermann, Amoenitt. eccl., eb. 803. Kieflaber zur Literatur des Vater Unser 32, 855—57. L. Zusatz zu Strobels Nachricht von Melanchthons Declamatt. 51, 821—25 von Joh. Homilius 52, 839 f. Pertsch Ergänzung seines artist. Lex. 52, 355 f.

Ankündigung: einer Sammlung altdeutscher Gedichte 51, 826—29.

Antikritiken: von Hartert, nebst Antwort des Rec. 50, 804 f. Jördens gegen die Hall. L. Z. 51, 817—19. von Pertsch 52, 836 f. von Gehlen 54, 549—55.

Anzeigen: zu erwartender Werke (von Grater, Grimm. u. and.) 50, 803 f.

Beförderungen u. Ehrenbezeigungen: Augusti 50, 310. Carnea-Stefaneo 51, 831. Dillenius 51, 820. Hamberger 51, 831. Hauy 50, 811. St. Hilaire 51, 430. Jacobs 50, 810. Köppen 51, 831. Konopack 50, 811. Krummacher 50, 810. Lenz 50, 801. Mokri 50, 801. J. von Müller 50, 810. Paulitsch 50, 801. Picard 50, 811. Remusat 50, 811. Salat 51, 831. Sparr 51, 831. Tausch 50, 801. Thanner 51, 831. Winter 50 830.

Berichtigung, eine Stelle des Int. Bl. 50, 809. eine Nachricht von M. Wichmann betr. 52, 837.

Buchhandler-Anzeigen: Andreä 50, 815. 53, 862. Anton 53, 861. Barth 53, 868 f. Beckersche Buchh. 52, 845 f. Degen 53, 864. Fleischer 50, 815. Gassert 50, 811 f. 52, 844. Göschen 53, 856. Gredy und Breuning 53, 863. Hartmann 53, 862. Heinsius 52, 848. Heyer 53, 861 f. Hinrichs 50, 814. 51, 832. Kümmel 53, 856—58. Niemann 51, 832. Realschulbuchh. in Berlin 50, 816. 85, 859 f. Riemner 53, 864. Sauerländer 50, 813 f. 52, 847 f. Schmidt 50, 812 f. Thomas 50, 814 f. Ungenannt 50, 815 (zweymal).

Correspondenznachrichten: aus den österr. Staaten 50, 801—804. aus Stuttgart 51, 819 f.

Gelehrte Gesellschaften, zu München 52, 851.

Institute, neue, in Frankr., Mailand, Spanien 52, 852 f.

Nachrichten, literarische, aus den österr. Staaten 50, 802 f. (aus Berlin, Holland etc.) 51, 851 f.

— — von Kunstsachen (besonders den Steindruck betr.) 52, 481 f.

— — vermischte (von einer schweiz. Künstlergesellsch. den röm. kath. Missionen in Ostindien etc.) 52, 843 f.

Preissfrage in Etrurien 52, 841.

Todesfälle: Buge, Delangle, Dotterville 50, 810. Forfait, Herbst, Hermes 51, 830. Jumelin 50, 810. Kaufmann (Angelica) 51, 830. Masch 50, 810. 51, 830. Misler, Moritz 51, 830. v. Oertel 52, 840. Struve, Turow, Tillich 51, 830.

Universitäten: Vorlesungen an der Akad. zu Bern 53, 833—35.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss

des

December-Heftes der N. L. L. Zeitung 1807.

I. Angezeigte Schriften.

NB. Die erste Zahl bezeichnet das Stück, die zweyte die Seitenzahl, wo das angeführte Buch beurtheilt worden ist.

Abhandlung über die neueste Bearbeitung der Psychologie 161, 2561 — 162, 2585.

Ackermann, Gottl., katechet. Predigten über die ganze christl. Sittenlehre etc. 2 Thle. 155, 2479.

Ammon, Carl Wilh., Taschenbuch für Herrschaften u. Kutscher etc. 157, 2499 — 2501.

Andrad, Alexius, Fabeldichtungen 153, 2446 - 48.

Batthyany, Graf Vincenz, über das unger. Küstenland 156, 2481 — 90.

Baumgarten, I. C. F., kleiner Briefsteller f. Mädchenschulen 151, 2411 — 13.

Becher, Fr. Liebegott, Ein Wort über Schuldisciplin etc. 160, 2551 — 55.

Beck, Christ. Dan., Anleit. zur Kenntniss der allgem. Welt- und Völkergesch. für Studierende 4r Th. 154, 2451 - 56.

Bell's, Benj., Lehrbegriff der Wundarzneyk. 152, 2422 - 24.

— , John, Zergliederung des menschl. Körpers v. J. C. H. Heinroth 152, 2417 - 22.

Bernhard s. Fischers auserl. Schriften.

Beytrag zur Kenntn. der Provincial-Verf. und Verwaltung des Herzogth. Liefland etc. 157, 2510 f.

Bibliothek der röm. Historiker in neuen Uebers. 151, 2404 — 21.

Brede, P. F. Reise durch Teutschland, Holland u. Frankr. 1. Th. 162, 2585 — 91.

Carlowszky, Sigism. Prosodia lat. conscr. variisque observv. aucta et iterum recognita. 152, 2425 - 28.

Crusius, Chr. topogr. Postlexikon aller Ortschaften der K. K. Erbländer 157, 2506 - 9.

Deutsch-Franzose, der neue, ein Noth- und Hülfsbuch für die Unterhaltung beyder Nationen. 151, 2416.

Fick, J. Chr. prakt. engl. Sprachlehre f. Deutsche beyderley Geschlechts 156, 2494 - 96.

— — Anhang zur prakt. engl. Sprachlehre etc. eb.

Fischers, Gottl. Nathan, auserles. Schriften. Herausgegeben von Chr. Fr. Bernh. Augustin 1r Bd. 155, 2479 f.

Flatt, Carl Chr., Genuina secundae Petri epistolae origo denuo defenditur 160, 2545 - 47.

— — Symbolarum ad illustr. graviora quaedam Iesu dicta in Ev. Joanneo etc. 160, 2546.

Fuchs, I. S. Romanorum scriptorum specialiter Livii assiduam lectionem commendat 160, 2547 - 50.

Gericke, F. K. G. Anweis. wie man die schädliche Drehkrankheit oder das Segeln der Schafe in den meisten Fällen auf eine einfache und leichte Art glücklich und sicher heilen könne 157, 2497 - 99.

Geschichte der ersten kaiserl. Familie im Röm. Staate etc. 159, 2537 - 39.

Gubernath, Ant., Institutionum linguae et liter. Hungaricae. Tom. 1. 2. 159, 2532 - 35.

Havemann, Aug. Conr. Anleit. zur Beurtheilung des äussern Pferdes in Beziehung auf dessen Gesundheit und Tüchtigkeit zu verschiedenen Diensten 157, 2504.

Heinroth s. Bell's Zergliederung des menschl. Körpers.

Historia Regni Hungariae e probatissimis scriptoribus synoptice deducta 154, 2449 - 51.

Hoffmann, Carl, prakt. Rossheilkunde etc. 1r Bd. 157, 2501 f.

Kis, Joh. Epistel an Franz von Kazinczy, zu s. Vermählung 153, 2445 - 48.

Mang, Greg. Ferdin. le, interessante franz. Briefe, nebst deutschen Nachahmungen 158, 2521 - 26.

— — Elementar-Unterr. in der franz. Spr. 158, 2522.

Marton, Jos. von, unger. Grammatik etc. 2531 - 38.

Melzer, Jacob, der ungrische Zipser-Sachse in s. wahren Gestalt 154, 2456 - 60.

Mensch, der, oder Darstellungen aller Völker der bekannten Erde 1r Bd. 2s H. 158, 2526 - 28.

Müller, Franz Xaver, Aufgaben zu zweckmäss. Uebungen der lat. Sprache etc. 156, 2490 - 94.

Mellmann, Theod. das Archigymnasium in Dortmund 152, 2428 - 32.

Nemnich, Phil. Andr. Neueste Reise durch England 162, 2592 — 163, 2608.

Passow s. Secundus.

Pastor, der, Senior und sein Amtsgehülfe, in ihren Verhältnissen gegen einander, besonders in Rücksicht auf die Oberlausitz 157, 2511.

Pöhlmann, prakt. Anleit., Kindern die Anfangsgr. auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende u. leichte Weise beyzubringen 154, 2461 — 63.

Povolni, Mich. Praelectio de Fictione poet. etc. 160, 2547 - 50.

Ratio Institutionis ex praeser. Conventus Superint. Helv. etc. 160, 2555 - 60. 161, 2575 f.

Rumpler, über die Layen-Communion in der alt. Kirche etc. 155, 2480.

Sallusts Werke, lat. und deutsch, von J. Chr. Schlüter 151, 2404 - 11.

Sammlung latein. Wörter und Redensarten etc. 158, 2527.

Digitized by Google

Scarpa, sull' Aneurisma Riflessioni ed Osservazioni anatomico chirurgiche. 158, 2513-21.
Schillers Theater 1 — 5r Bd. 159, 2529-32.
Schlegel, Just. Fr. Aug. über die Ursachen des Weichselzopfes der Menschen und Thiere etc. 155, 2465-78.
Schlüter s. Sallust.
Schnaubert Grundz. des Kirchenrechts der Protestanten u. Katholiken in Deutschland 151, 2401-4.
Schulze, Chr. Ferd. Flavius Stilicho, ein Wallenstein der Vorzeit 159, 2539-44.
Secundus, Jos. Küsse, a. d. Lat. v. Fr. Passow 155, 2433-45.
Sitten, Gebräuche u. Narrheiten alter u. neuer Zeit 158, 2528.
Ueber das Uebel auf Erden 159, 2544.
Uehlein, Jos. Sammlung von 250 nützl. Aufgaben zum Uebersetzen ins Lat. erste Liefr. 156, 2490.
Versegby, Franz, neuverf. ungar. Sprachlehre 159, 2551-55.
— — die ungar. Correctheit, oder Anleit. rein ungarisch zu sprechen oder zu schreiben 159, 2551.
Von dem Einflusse des bedenkl. Verhältnisses zwischen Patronen und Predigern in ihre gegenseitige Stimmung und in die Moralität des grossen Haufens auf Pfarrstellen adlicher Patronate 157, 2512.
Voss, Nic. Christ. mathem. Rechenbuch f. Bürger- u. Landschulen etc. 154, 2464.
Weber, B. H. vom Selbstgefühle u. Mitgefühle, 161, 2565-162, 2577-85.
Weiller, Kaj. Verstand u. Vernunft 161, 2565 — 162, 2577.
Weller, J. J. Abhandl. von Erzeugung, Erziehung u. Mästung des Hornviehes 157, 2504 f.
Wurster Journal f. Beobachtungen u. Erfahrungen in der Bienenzucht 2r Bd. 2s H. 151, 2414-16.

In diesem Monatshefte sind 61 Schriften angezeigt worden.

II. Buchhandlungen.

Altenburg — Rink 159, 2539.
Berlin — Matzdorf 158, 2528. Maurer 157, 2512. Realschulbuchh. 157, 2497.
Crefeld — Abr. ter Meer 158, 2526.
Debreczin — Geo. Csethy 160, 2556.
Erfurt — Beyer u. Maring 151, 2416. Keyser 157, 2501.
Erlangen — Palm 155, 2494.
Eperies — Rädlitz 152, 2425.
Frankfurt — Andreäische Buchh. 156, 2490. Varrentrapp und Wenner 158, 2528. 159, 2544.
Göttingen — Dietrich 162, 2585.
Görlitz — Fiedler 157, 2512.
Halberstadt — Gross 155, 2479.
Halle — Renger 158, 2521. Ruff 158, 2521.
Hamburg — Brüggemann 154, 2464.
Hannover — Ritscher 157, 2504.
Heidelberg — Mohr und Zimmer 161, 2565.
Jena — Göpferdt 155, 2465. Seidler 151, 2401.
Kottbus — Kühn 160, 2551.
Leipzig — Gerh. Fleischer 155, 2433. Göschen 156, 2488. Kummer 154, 2456. Weidmann 152, 2417. 2422. 154, 2451.
Leutschau — Jos. Mayer 160, 2547. (2)
Magdeburg — Keil 151, 2411.
München — Lentner 161, 2565. Lindauer 155, 2479.
Münster — Waldeck 151, 2404.
Nürnberg — Campe 156, 2494. Seidel 157, 2499.
Pavia — Scarpa 158, 2513.
Pesth — Beinay 154, 2449. Eggenberger 159, 2551 (2). Trattner 153, 2445.
St. Petersburg — Drechsler 157, 2510.
Salzburg — Mayr 155, 2480.
Tübingen — Cotta 159, 2529. 162, 2591. Heerbrandt 151, 2414.
Wien — Ant. Doll 152, 2404. Gerold 159, 2552. Pichler 157, 2504. Schmidt 157, 2506. Schrämbl 153, 2445.

III. Intelligenzblatt.

Abhandlungen u. Aufsätze: Hand von einem Exemplar der Steph. Ausg. der gr. Anthol. mit Parei handschr. Uebersetzung einiger Epigramme 56, 907-10. Kordes Zusatz zu dem Aufsatze: Mathesius als Dichter 56, 897 — 901. Mathesii Regulae pastorales 917-25. Teucher Anfrage wegen Musäus Schriften 57, 913-17.
Antikritik, gegen eine Erklärung des Hofr. Gehlen 54, 865-80. von Klaproth 54, 880.
Anzeigen der ausländ. Lit., der franz. 55, 890 f. 56, 911 f. 57, 927. der italien. 56, 912.
Buchhändler-Anzeigen, von den allgem. Polizeyblättern 55, 892-96.
Gelehrte Gesellschaften: Wittenb. ökonom. Provincial-Societät 55, 888 f.
Nekrolog, von Kinderling 57, 927.
Todesfälle: Fantoni 55, 889. Fauth, Zum Hagen 57, 928. Melzer 55, 899. Redowsky, Stuntz 57, 928. Thiebault 55, 889.
Universitäten, Chronik der zu, Bern 55, 889. Greifswald 57, 926 f. Leipzig 55, 881-86. 57, 925 f. Wittenberg 55, 886—88. Würzburg 55, 889.

Berichtigungen. St. 102. S. 1619. Z. 20. l. scheide st. schiede. eb. Z. 4. v. u. der Name Hlem wahrscheinlich Hielm. S. 1620. Z. 5. l. Fällung st. Füllung. eb. Z. 10. v. u. l. Ballon st. Ballen. S. 1621. Z. 27. l. Ausführung st. Uebersetzung. S. 1622. Z. 14 l. zerstört st. gestört. Ebend. Z. 10. v. u. l. Denn st. Dann. S. 1625. Z. 25. l. ergeben st. angeben. Ebend. Z. 53. l. wann st. wenn. S. 1626. Z. 3. l. allgemeiner st. allgemeinen. Ebend. Z. 9. Quantität l. Qualität. S. 1628. Z. 7. v. u. l. Tausch st. Tausch.

N E U E

LEIPZIGER LITERATURZEITUNG

July 1807.

Stück 84 — 97.

Intelligenzblatt 30 — 34.

LEIPZIG

in der Expedition der Literatur-Zeitung

und

in der Königlich Sächsischen Zeitungs-Expedition.

Digitized by Google

Nachricht.

Die Leipziger Literatur-Zeitung liefert nach ihrem neuen Plane:

I. ABHANDLUNGEN,

das ist, Darstellungen wichtiger Entdeckungen, neuer Methoden, vorzügliche Gegenstände der Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Kunst, merkwürdiger Unternehmungen, oder auch erheblicher, und vielleicht sehr gemeinschädlicher Verirrungen des menschlichen Verstandes u. s. f.

In diesen Aufsätzen wird der Geist der ganzen Materie mit Rücksicht auf mehrere neue Werke historisch und kritisch dargestellt, was darin die neuesten Schriftsteller leisteten, so wie deren hauptsächlichste Tendenz, mit Unpartheylichkeit und Würde vor Augen gelegt, und dabey Gelegenheit genommen, Plagiate zu rügen, Verirrungen ins Licht zu setzen, oder bey wirklich wichtigen Erscheinungen auf die Art und Methode, in welcher fortgearbeitet werden muſs, und auf das, was noch zu leisten übrig ist, so wie auf den Einfluſs, den man von der Entdeckung oder bessern Methode zu erwarten hat, aufmerksam zu machen.

II. RECENSIONEN EINZELNER WERKE.

Treue Darstellung des Geistes jeder Schrift, unentstellte, treffende Angabe ihres eigentlichen Zwecks, und vorurtheilsfreye Bestimmung des Grades, in welchem der Verfasser denselben erreichte oder verfehlte, so wie des Gewinns, den er der Wissenschaft, als solcher, verschaffte, verbunden mit der Beurtheilung der Vorzüge oder Fehler seines Vortrags; dieſs ist es vorzüglich, was man von ihnen zu erwarten hat.

III. KURZE ANZEIGEN.

Diese sind theils für minder bedeutende Schriften, oder sehr kurze Gelegenheitsschriften, theils für vorläufige Notizen von manchen ganz neuen, so eben fertig gewordenen Werken, denen später eine eigentliche Recension nachfolgen kann, theils den Producten der treufleifsigen Handarbeiter bestimmt.

Unter den Romanen und Schauspielen werden blos die, welche wegen ihres innern Werthes, oder als Zeichen der Zeit merkwürdig sind, recensirt, den elenden oder gefährlichen eine kurze Warnung beygefügt, von alltäglichen Meſsproducten aber nur die Titel angezeigt.

In dem damit verbundenen Intelligenzblatt für Literatur und Kunst, das zugleich als Fortsetzung des ehedem hier erschienenen Literarischen Anzeigers zu betrachten ist, werden geliefert

Digitized by Google

I. Kurze Uebersichten und Revisionen der neuesten Literatur ganzer Nationen und Zeiträume.

II. Die Chronik deutscher und ausländischer Universitäten, besonders der hiesigen, auch gelehrter Institute und Schulen.

III. Nachrichten von Beförderungen, Ehrenbezeigungen und Todesfällen gelehrter Männer und berühmter Künstler.

IV. Die von Akademien und andern Personen bekannt gemachten Preisaufgaben.

V. Literarische Merkwürdigkeiten aller Art.

VI. Anfragen und Vorschläge.

VII. Nachrichten von neuen und merkwürdigen Kunstproducten mit Beyfügung kurzer Urtheile.

VIII. Vorläufige Berichte von merkwürdigen literarischen Unternehmungen und Arbeiten gelehrter Männer und bedeutender Künstler.

Man bittet alle auswärtige und inländische Gelehrte, besonders aber die mit der Redaction correspondirenden Herren Mitarbeiter, uns die Nachrichten dieser Art gefällig mitzutheilen.

IX. Alle Gattungen der Buchhändler-Anzeigen, so wie alle Nachrichten, deren Bekanntmachung das Interesse des Einsenders betrifft, sobald sie auf Literatur und Kunst Bezug haben.

X. Antikritiken, die jedoch nie anonym seyn dürfen.

DIE REDACTOREN

Erhard. Blümner. Kühn. Beck.

Wöchentlich erscheinen von dieser Leipziger Literatur-Zeitung 3 ganze Bogen in Medianquart, und monatlich die nöthigen Register. Der ganze Jahrgang wird daher aus 156 Bogen, ausser den Ergänzungsblättern, deren Anzahl nicht bestimmt werden kann, bestehen. Vom Intelligenzblatte erscheinen so viele Stücke, als Stoff dazu vorhanden seyn wird.

Der Preis der Zeitung, auf deren Aeufseres noch mehr als zeither gewendet wird, ist mit Inbegriff der Intelligenzblätter, Acht Thaler Vorausbezahlung in Kön. Sächs. Geldwerthe. Man kann zu jeder Zeit abonniren, aber stets auf den ganzen Jahrgang.

Die unter No. I – VIII. der Ankündigung des Intellig. Blattes angezeigten Aufsätze werden mit Dank gegen die Herren Einsender unentgeldlich, die unter No. IX. und X. angemerkten aber, welche nicht anders als postfrey einzusenden sind, gegen einen Groschen für die gedruckte Zeile ins Intelligenzblatt eingerückt.

Die durch Schuld der Expedition entstandenen Defecte werden, auf baldige Anzeige, unentgeldlich ersetzt; bey allen andern für jeden einzelnen Bogen 2 Groschen bezahlt.

Die Hauptversendung haben die Königl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig, die Königl. Preufs. Postämter in Halle und Erfurt, die Kaiserl. Oberpostamts-Zeitungs-Expedition zu Wien, die Kaiserl. Oberpostämter zu Prag, Bremen, Nürnberg, Frankfurt am Mayn und Hamburg, so wie das Kön. Churf. Oberpostamt zu Hannover übernommen, und Liebhaber, welche diese Zeitung wöchentlich zu haben wünschen, können sich an diese Behörden, und überhaupt an alle Postämter jedes Orts unmittelbar wenden. Monatliche Lieferungen werden auch alle solide deutsche Buchhandlungen besorgen.

Fürs Ausland haben folgende berühmte Buchhandl. die Hauptspedition übernommen:

Für ganz Frankreich die Herren Treuttel und Würz zu Paris und Strasburg,
Für England Hr. Rich. Phillips zu London; doch wird auch das Königlich Grosbritannische Postamt in Hamburg Bestellungen annehmen.
Für Holland die Herren Luchtmanns zu Leyden und das Kunst- u. Industrie-Comtoir zu Amsterdam.
Für Rufsland Herr Hartmann zu Riga.
Für ganz Italien Herr Buchhändler Galeazzi zu Mayland.
Für Ungarn Herr A. Schwaiger zu Presburg.
Für Schweden die Akademische Buchhandlung zu Upsal.
Für Westphalen Herr Bädecker und Comp. in Duisburg.
Für die Dänischen Staaten Herr Brummer zu Kopenhagen.
Für die Oesterreichischen Staaten Hr. Anton Doll zu Wien und Hr. Calve in Prag.

Da wir uns mit Versendung einzelner Exemplare nicht befassen können, so müssen wir die respectiven Herren Abonnenten ein für allemal bitten, solche auf einem der oben angegebenen Wege nachzusuchen, wo ihre Wünsche, bey erfolgter Vorausbezahlung, sicher prompt und pünctlich befriedigt werden sollen.

Die Expedition der Leipziger Literatur-Zeitung.

Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
1986

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064054966

Digitized by Google

Digitized by Google